


~~Pgam 121.1~~
KH153
SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
18 Sept. 1876.



Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebzehnter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1844.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1844.

A.

B.

C.

D.

E.

T.

U.

V.

W.

X.

Z.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Unter diesem Titel ist, wie wir schon im vorigen Jahre gelegentlich erwähnt, ein Werk von dem bekannten Capitän Marryat herausgekommen, das durch den Namen des Verfassers schon als „Wahrheit und Dichtung" gestempelt wurde. Es ist natürlich, daß die Neugierde nicht wenig gespannt war zu wissen, wo die Dichtung begann und die Wahrheit endete, oder auch, aus welchen Quellen Capitän Marryat seine immerhin interessante Erzählung schöpfte. Bis jetzt ist dieser Schleier nur zum Theil gelüftet worden, und zwar durch einen im englischen Spectator erschienenen und aus Paris vom 14 Nov. datirten Brief eines gewissen Thomas Falconer, der an dem famosen Zug der Texaner nach Santa Fé Theil genommen. Dieser führt nämlich mit einer nicht abzuweisenden Bestimmtheit an, welche Schriften Cap. Marryat in Betreff seiner Nachrichten über Texas benützte: die betreffenden Capitel sind zum Theil aus einigen kleinen Schriften und Zeitungsartikeln Hrn. Falconers selbst und einiger andern wörtlich abgeschrieben. In wie weit Hr. Falconer Recht hat, andere Dinge, die zum Nachtheil der allerdings schlimm mitgenommenen Texaner lauten, geradezu für erfunden zu erklären, wissen wir nicht, und eben so wenig, woraus der übrige nicht auf Texas bezügliche Theil seiner Erzählung genommen ist; ohne Zweifel hat er handschriftliche oder auch gedruckte, aber seltene Nachrichten gesammelt, und die Dichterfreiheit benützt, sie in ein zusammenhängendes Ganzes zusammenzuschmelzen; dieß bildet immerhin, wenn auch der Rahmen, wie in den Mährchen der Tausend und eine Nacht, gleichfalls ersonnen seyn sollte, ein belebtes und auch lehrreiches Bild des dortigen Lebens, aus dem wir unsern Lesern einiges vorführen wollen. Das einzige, was wir hier noch bemerken, läuft darauf hinaus, daß der Verfasser, wie auf die Texaner, so auch auf die Amerikaner selbst gar nicht gut zu sprechen ist, weßhalb wir denn allerlei spitzige Bemerkungen über dieselben ganz übergeben, oder, wo dieß des Zusammenhangs wegen nicht thunlich ist, unsere Leser bitten sie mit dem gehörigen Mißtrauen aufzunehmen.

Des Rahmens, in welchen die Erzählung eingereiht ist, haben wir schon im vorigen Jahre gedacht: ein französischer Legitimist, der sich den erdichteten Namen Mr. Violet beilegt, und ein ehemaliger italienischer Carbonaro, Prinz Serravalle, entschließen sich, jenseits der Felsengebirge unter den Schoschonen oder Schlangenindianern sich niederzulassen und diese zur Civilisation emporzuheben. Als dieß Unternehmen ausgeführt wurde — im Jahre 1833 — war der angebliche eigentliche Verfasser des Buchs, der Sohn des Hrn. Violet, erst 13 Jahre alt. Mehrere Unfälle störten das Ganze, und alle Plane wurden endlich dadurch vereitelt, daß die stolzen Jäger und Krieger sich nicht entschließen konnten zu arbeiten gleich Knechten, und ihr Vorschlag, die Felder durch Sklaven, die sie den benachbarten Stämmen im Kampfe abnehmen würden, bestellen zu lassen, von Prinz Serravalle nicht angenommen werden konnte. So wurde die Ackerbauniederlassung aufgegeben, und beschlossen, wo möglich einige Mexicaner und Canadier zu bewegen, die Ackerbauarbeiten in diesem Lande an einer andern Stelle zu beginnen. Der junge Violet, welcher inzwischen in allen Künsten und Sitten der Indianer erzogen worden war, und durch einen schlau geleiteten Zug gegen feindliche Indianer sich bereits einen Namen gemacht hatte, wurde damit beauftragt: er sollte nach Monterey gehen, um dort einige Mexicaner zusammenzubringen; im Fall dieß nicht gelänge, sollte er mit einer Abtheilung Apatschen, die mit den Schoschonen stets in Frieden leben, nach Santa Fé ziehen, wo sich immer eine große Anzahl Franzosen und Canadier findet, die von den Pelzcompagnien gemiethet werden und von St. Louis aus dorthin gehen.

Erster Zug.

Alles war endlich in Ordnung, ich erhielt meine letzten Instructionen und Briefe an den Gouverneur von Monterey nebst einem schweren Sack voll Dublonen für meine Ausgaben. Ich sagte dem Fürsten und meinem Vater Lebewohl und schiffte mich mit sechs wohlbewaffneten Indianern und dem bei uns sich aufhaltenden Padre Marini in einem langen Kahn auf dem Buona Ventura ein, dessen rasche Strömung

uns bald die einsame Ansiedlung aus dem Gesicht verlieren ließ. Wir sollten dem Strom folgen bis an die südlichen Seen, dort unsere Indianer lassen und mit einigen halbblütigen Watschinangos, welche mit eingefangenen wilden Pferden nach Monterey zurückkehrten, meine Reise dahin fortsetzen.

Es war ein schöner Ausflug, gerade am Anfang des Frühjahrs; beide Flußufer waren mit Immergrün bedeckt, allenthalben stand üppiges Gras, und unermeßliche Büffel- und Pferdeheerden grasten in allen Richtungen. Zu Zeiten kam ein edler Hengst mit wallender Mähne und fliegendem Schweif an den Rand des Wassers heran gallopirt, und schien unsere Bewegungen zu beobachten. Wenn er sich überzeugt, daß wir nichts schlimmes im Schild führten, schritt er langsam zurück und drehte nur hie und da den Kopf, als wäre er von unsern friedlichen Absichten doch nicht so ganz überzeugt. In der dritten Nacht lagerten wir am Fuße eines Obelisken, inmitten einiger prächtigen Ruinen. Es war dieß eine bei den Schoschonen geheiligte Stelle; ihre Sagen berichteten von einem andern Geschlecht, das früher hier gelebt, und von ihnen nach dem Süden gedrängt worden war. Das mußte vor langen Jahrhunderten geschehen seyn, denn die Hand der Zeit, so mild in diesem Klima, und die Hand des Menschen, so wenig geneigt zum muthwilligen Zerstören, hatten schon die unglückliche Stadt schwer heimgesucht. Wir blieben am folgenden Tage hier, da Padre Marini gern einige Sculpturen oder Hieroglyphen entdeckt hätte, aus denen einer oder der andere Schluß zu ziehen gewesen wäre, aber unsere Bemühungen waren umsonst und wir konnten nicht länger zögern, da wir fürchten mußten, die Pferdejäger möchten ihr Lager abbrechen, ehe wir ankämen. Wir setzten somit unsere Reise weiter fort unter mannichfachen Gesprächen zwischen mir und dem Padre über den hohen Grad von Civilisation, die unter dem verlornen Geschlecht, das so zierliche Gebäude aufgeführt, bestanden haben mußte.

Nach vier Tagen gelangten wir an das südliche Ufer des San Jago-Sees, entließen hier unsere Indianer, kauften zwei gute Maulthiere und setzten in Gesellschaft mit den Pferdejägern die Reise fort, umgeben von Hunderten ihrer Gefangenen, die laut ihr Geschick beklagten und ihr Gefühl für die erlittene Ungerechtigkeit zeigten, indem sie alles, was in den Bereich ihrer Hufen kam, mit den Vorderfüßen von sich stießen. Trotz dieses höchst unruhigen Benehmens kamen wir am sechsten Abend glücklich zu Monterey an.

Dieser liebliche Ort liegt an einer tiefen blauen, mit schlanken Bäumen wohl umwachsenen Bay. Rings umher dehnt sich eine mit hübschen, wilden Blumen bedeckte Prairie aus, auf der Hunderte, von Weinreben umrankte Häuschen standen. In der Mitte ist das Presidio oder Haus des Gouverneurs, auf der einen Seite eine Kirche mit zierlichem Thurme, auf der andern die massiven Mauern eines Klosters. Ueber all diesem wölbt sich ein tiefblauer Himmel, in herrlichem Contrast mit dem dunkeln Grün der schlanken Fichten, und den unbestimmten und unbeschreiblichen Tinten am Horizont dieser westlichen Prairien. Alles athmet hier Frieden und Freundlichkeit, selbst die Hunde, und die Pferde welche hier stets in freier Luft grasen, kommen daher gesprungen, als wollten sie den Ankömmling begrüßen; der Grund ist aber, daß jeder Reisende einen Sack mit Salz an seinem Sattel hangen hat, an dem die Pferde die Nasen reiben und so um ein Stückchen betteln, da sie das Salz sehr lieben. Die Gastfreundschaft ist hier unbegränzt. „Die heilige Jungfrau segne dich," sagte ein alter Mann, der uns ankommen sah, „bleibe hier und ehre mein Dach." Ein anderer kam herbei, schüttelte uns die Hand mit freundlich glänzenden Augen; ein dritter nahm unsere Maulthiere am Zügel und führte sie nach seiner eigenen Thüre, worauf ein halbes Duzend hübscher Mädchen mit blitzenden schwarzen Augen und zierlich geformten Fingern darauf bestand unsere Reitkamaschen aufzuknöpfen, und uns die Sporen abzunehmen. Aber trotz aller dieser dringenden Einladungen ging Padre Marini nach dem Kloster, und ich nahm meine Wohnung bei dem Gouverneur.

Alles war mir neu und angenehm dazu, denn ich hatte kaum 18 Jahre, und in solchem Alter hat man allerlei Träume von schlanken Taillen und hübschen, schlau lächelnden Gesichtern. Ich erinnerte mich an ältere Zeiten, wo ich noch eine Mutter und Schwester hatte. Jetzt hatte ich Gesellschaft, nach der ich mich so lange gesehnt, und eine lustige Zeit begann, wozu mir mein Dublonensack nicht wenig behülflich war. Eine Woche nach meiner Ankunft hatte ich einen prächtigen Sattel mit silbernen Buckeln, Sammthosen statt der Tuchkamaschen, einen Federhut, rothe Schärpe und den großen Mantel, das ewige und manchmal das einzige Kleidungsstück eines westmexicanischen Herrn in Winter und Sommer, bei Tag und bei Nacht. Ich sagte, es war eine lustige Zeit: ich tanzte, ich sang und machte den Damen den Hof; mein alter Reisegefährte, der Missionar, machte einige Vorstellungen, aber die Mädchen lachten ihm ins Gesicht, und ich bewies ihm klar, daß er Unrecht hatte. Der Gouverneur, General Morreno, war ein alter Soldat aus ächtem, castilischem Stamm, stolz auf sein Blut, stolz auf seine Töchter, auf seine Würden, kurz auf alles, aber dabei war er das Wohlwollen und die Gastfreundschaft selbst. Sein Haus stand jedermann, d. h. allen die weißes Blut in den Adern hatten, offen, und die Zeit verging in unaufhörlichen Festen, in Musik, Tanz, Liebäugeln und Küssen. Unglücklicherweise muß man aber vom Vergnügen ausruhen, wie von der Arbeit, was sehr schade ist, denn das Leben ist so kurz und Ruhe ist verlorene Zeit — so dachte ich mit achtzehn Jahren.

Monterey ist eine sehr alte Stadt, die im 17ten Jahrhundert von einigen portugiesischen Jesuiten angelegt wurde, welche hier eine Mission gründeten. Auf die Jesuiten folgten die Franciscaner, ein gutmüthiges, sanftes, wenn auch etwas lässiges Völkchen, voll Munterkeit, aber sittlich, das gegen Feste und Liebe donnerte und doch leichte Bußen auflegte und völlige Absolution ertheilte. Die Regierung von Mexico, welche gern den Reichthum derselben an sich gebracht hätte, wies ihnen die Thüre. Statt der freundlichen, gastfreien Mönche kamen

Agenten und Beamte aus dem Innern, die, durch kein Band an Monterey gebunden, sich wenig um das Glück seiner Einwohner kümmerten. Die Folge ist, daß die Californier dieser Agenten der Erpressung herzlich müde sind; sie haben eine natürliche Abneigung gegen alle Zollbeamten, und namentlich geben sie nicht gern ihr Geld zu den mexicanischen Kriegen her, um die sie sich nichts kümmern. Eines schönen Morgens werden sie — und sie waren schon einmal nahe daran — die mexicanische Flagge von dem Presidio abnehmen, die Comisarios und Zollhausbeamten verjagen und ihre Häfen allen Nationen öffnen.

Monterey hat etwa 3000 Seelen mit Einschluß der Halbblütigen und der Indianer, die sich in verschiedenen Häusern als Diener finden. Die Bevölkerung ist reich und hat keine Gelegenheit ihr Geld wegzuwerfen, wie in den östlichen Städten, denn alle ihre Vergnügungen kosten nichts, — darum statten sie ihre Kleidung, ihre Pferde und Sättel so reichlich aus als sie können; ein Sattel von 500 Dollars an Werth ist etwas ganz gewöhnliches unter den reichen, jungen Leuten in Monterey. Auch die Frauen kleiden sich reich und mit bewundernswerthem Geschmack, die Mädchen in weißen Atlaß, die Stirne im Hause mit reichen Juwelen geziert, und wenn sie ausgehen, das Gesicht mit einem weißen Schleier bedeckt. Die verheuratheten Frauen ziehen bunte Farben vor, und während die Mädchen ihr langes, schwarzes Haar auf die Schultern fallen lassen, stecken diese es mit einem Kamm fest an den Kopf. Zu Monterey gibt es immer Belustigungen, und unter Hahnengefechten, Wettrennen, Fandangotanzen, Jagen, Fischen u. s. w. vergeht die Zeit schnell. Die gesunde Luft der Stadt ist merkwürdig; nie war hier eine epidemische Krankheit, und überhaupt sind Krankheiten hier fast unbekannt; darum haben die Montereyer das seltsame Spruchwort: el que quiere morir, que se vaya del pueblo (Wer zu sterben wünscht, muß die Stadt verlassen.)

In dem muntern Leben verflossen vier Wochen, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich zwei Gelegenheiten nach Santa Fé zu reisen mit Willen verstreichen ließ. Eines Morgens aber wurden alle meine Träume von weitern Vergnügungen und Freuden mit einemmal zu nichte. Ich dachte gerade über meine erste Liebeserklärung nach, als unser alter Diener mit vier indianischen Führern anlangte; er hatte die Niederlassung vor sieben Tagen verlassen und fast den ganzen Weg zu Wasser gemacht. Mein Vater sandte ihn, um mich zurückzubringen, wenn ich noch in Monterey sey. Seine Nachrichten waren unglücksvoll: der Prinz Serravalle war von den Kraheindianern ermordet worden; die Schoschonen hatten sich zu einem Kriegszug aufgemacht, um den Tod des Prinzen zu rächen, und mein Vater selbst, dessen Kräfte mehr und mehr abnahmen, erwartete in kurzem seinen Freund in einer bessern Welt wieder zu finden. Alle Liebesgedanken fielen nun alsbald zu Boden, augenblickliche Rückkehr war eine heilige Pflicht, und zudem erwarteten die Schoschonen, daß ich meinen ersten Kriegszug mit ihnen machen werde. Der alte Gouverneur hielt es für rathsam, daß ich den Weg zur See nehme, da die Arapahos gerade damals Feinde der Schoschonen waren, und versuchen würden mich aufzufangen, wenn ich den Buona Ventura hinauf führe. Vor meiner Abreise besuchte mich ein junger Irländer, Namens Roche, der aus einem amerikanischen Schiffe desertirt war, und den eine wilde Abenteuerlust trieb sich mir zum Begleiter anzubieten. Wir schifften uns ein, begleitet von dem Gouverneur, seinen Töchtern und allen denen, die Raum in den Booten finden konnten, sie gaben mir bis an die Nordseite der Bay das Geleite und mit schwerem Herzen sagte ich ihnen allen Lebewohl.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Algier.

(Von einem ehemaligen Mitglied der Fremdenlegion.)

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

Zwei Tage lang lag ich fast besinnungslos im Hospital von Mustapha, und erst am dritten lichtete sich dee Schleier, der in dieser Zeit meinen Geist umhüllte. Ich war zum Skelett geworden, doch gerettet vom Tode — immerhin die Hauptsache. So lange ich krank war, bemeekte ich nicht welch' schrecklicher Aufenthaltsort ein afrikanisches Hospital ist, doch als ich von Tag zu Tag mich erholte, empfand ich ihn bald in seiner ganzen Gräßlichkeit.

Das Hospital von Mustapha bilden mehrere steinerne Baracken, welche von den übrigen im Lager gleichen Namens abgeschlossen sind. Die meisten Säle enthalten zwischen sechzig und siebzig Feldbetten, die ganze Anstalt ungefähr tausend. Den Boden in den Baracken bildet ein grobes Steinpflaster, anstatt der Fenster schließen Bretterläden die Luftlöcher. Vom Morgen bis zum Abend liegt die Sonne auf den Dächern und verursacht eine abscheuliche Hitze. In den schmalen, kahlen Höfen herrscht eine backofenähnliche Gluth, kein Baum gewährt einigen Schatten, keine Bank ist vochanden. Niemand erhält hier Krankenkleider, und selbst die Hemden und Betttücher werden nur im höchsten Nothfall gewechselt. Diese Umstände, verbunden mit Mangel an Reinlichkeit, füllen das Hospital mit Ungeziefer allee Art. Drei Arten L...., Wanzen, Spinnen, Legionen Flöhe und Fliegen, Ratten und Mäuse — das sind die bösen Geister, mit denen man außer der Krankheit zu kämpfen hat. Ein solches Hospital wäre verzeihlich, wenn Algier erst vor zehn Monaten erobert wäre, aber nach zehnjährigem Besitz ist es eine Schande.

Hr. Besseron, der mich und meine Leidensgefährten behandelte, ist vielleicht ein geschickter Arzt, aber seine Grobheit übersteigt alle Begriffe, und wenn es nicht ein gar zu harter Vorwurf für einen Mediciner wäre, würde ich ihn selbst „unmenschlich" nennen. Deei Vorfälle, wobei ich zugegen, mögen das Gesagte eechtfertigen.

Ein Soldat der Fremdenlegion, welcher das Fieber und die Dysenterie in hohem Grade hatte, lag schon mehrere Tage im Hospital bei strenger Diät, ohne daß sein Zustand sich in den Augen des Hrn. Besseron verbesserte. Der Kranke fühlte sich aber innerlich wohler, und bat um ein wenig Reis oder Suppe durch einen Dolmetscher, denn er selbst sprach kein Woet französisch. „Sacre teutsch," erwiederte ihm der Arzt, „warum sprichst du nicht französisch; du bleibst auf Diät; deine Eltern werden feoh seyn, wenn du stiebst." Und so blieb der arme Deutsche zehn Tage lang ohne alle Nahrung, außer einigen

Töpfen Tisane. Der Hunger trieb ihn endlich zu einer verzweifelten That. Er suchte sich mit einem Rasirmesser den Hals abzuschneiden, doch seine Kräfte reichten nicht hin ganz zu vollenden. In seinem Blute schwimmend, fiel er zusammen, und als er wieder zu sich gekommen, beichtete er einem Priester, daß ihn Hr. Besseron allein zu diesem Schritt bewogen, indem er ihn täglich um etwas Essen vergebens gebeten hätte, und er durch einen raschen Tod sich dem Hungertode habe entziehen wollen. Am andern Morgen starb der Unglückliche; der Abbé machte von dem traurigen Ereigniß Anzeige, und Hr. Besseron erhielt einige Tage Arrest.

Mir zur Seite und gegenüber lagen ebenfalls zwei Legionäre, von denen der eine am Fieber, der andere an einer schon monatelangen Diarrhöe litt. Mein Nachbar, ein Jude aus Wiesbaden, erhielt regelmäßig jeden Morgen von Hrn. Besseron mehrere Schläge mit dem Krankenhefte, und mußte überdieß eine Behandlung erdulden, die für einen Gesunden zu empfindlich gewesen seyn würde. Der arme Jude bat mich eines Tages ihm als Dolmetscher zu dienen, denn er glaubte, wenn er Hrn. Besseron seine Krankheit auseinandersetzte, glimpflicher behandelt zu werden. Ich ließ ihn bei diesem Glauben und übersetzte dem Doctor ungefähr was folgt: „Ich bin bereits zweimal im Hospital gewesen, aber nicht curirt, denn es ist eine Krankheit, an der ich schon seit mehreren Jahren leide, und die weder die Bäder Wiesbadens, noch die in Ems geheilt haben. Man rieth mir Seebäder zu gebrauchen, und da ich arm bin, engagirte ich mich in die Fremdenlegion, um hier im Meere zu baden. Aber so lange ich in Afrika bin, war ich immer im Hospital“...... „und wirst auch darin sterben, unterbrach ihn Hr. Besseron, denn du frissest mehr, als ich dir gebe.“ Dieß sagend, schlug er ihn mit dem Heft auf den Bauch und ging weiter.

Der Fieberkranke mir gegenüber war ein Preuße aus Breslau. Hr. Besseron schlug ihn ebenfalls regelmäßig alle Tage, überzeugt, daß er andere Sachen äße, als das Vorgeschriebene. „Ich will froh seyn, sagte er ihm mehreremale, wenn du crepirt bist, und die Legion wird es auch seyn.“ Der maltraitirte Preuße suchte bei mir Trost, und so erfuhr ich, warum er sein Vaterland verlassen. Er war, um kurz zu seyn, von einem preußischen Regiment aus Mainz desertirt, da ihn sein Capitän, Feldwebel und Unterofficier grob behandelt, auch oft geschlagen hatten. „Als ich auf meiner Flucht diesen Umstand einem Mann erzählte, der das Aussehen eines alten Soldaten hatte, — so schloß er seine Geschichte, — rieth mir dieser nach Frankreich zu gehen, denn dort, sagte er, sey die Höflichkeit zu Hause. Das war mir eben recht, ich eilte Frankreich zu erreichen, und engagirte mich freudig in die Fremdenlegion. Vielleicht hat jener Mann, der mir die französische Höflichkeit so sehr rühmte, nicht in der Legion gedient, denn man wird darin noch gröber als in den preußischen Regimentern behandelt, und das kann ich Sie fest versichern, nie hat mich dort, wie hier, ein Doctor im Spital geprügelt.“ Darin hat der Preuße vollkommen recht, niemals habe ich in preußischen Lazarethen einen Arzt gesehen, der wie Hr. Besseron die Kranken maltraitirt. Wohl aber sah ich noch einen ihm ähnlichen in Afrika. Hr. Robert, Chirurgien-Major im 48sten Linienregiment, verweigerte einem Sergenten dieses Regiments, der an heftiger Diarrhöe und am Fieber litt, den Eintritt ins Hospital, ihn nicht krank genug dazu findend. „Man muß halb crepirt seyn, um ins Hospital zu kommen (il faut être la moitie crévé pour entrer à l'hôpital), das waren seine Worte, mit denen er den Sergenten zu seiner Compagnie zurückschickte. Was soll man von solchem Benehmen denken? Ist es nicht menschlicher gehandelt, hundert ins Hospital zu schicken, als Einen sterben zu lassen aus Eigensinn?

So sehr ich auch meine beiden Landsleute bedauerte, zumal sie nach wenigen Tagen höchst ungern das Zeitliche segneten, so mußte ich doch darüber lachen, daß, um Meerbäder zu gebrauchen, ein Nassauer Jude, um höflich behandelt zu werden, ein Breslauer Preuße sich in die Fremdenlegion nach Afrika engagirten. Das gränzt doch ohne Zweifel an Großartigkeit oder — Dummheit.

Es gehen in Afrika viele Dinge vor, die sehr schwer zu begreifen sind. Die Lebensmittel im Hospital sind im allgemeinen gut, die Bedienung nicht die aufmerksamste und beste, die Aufsicht aber über alle Beschreibung nachlässig. Ich gestehe, ein Arzt, der das Bewußtseyn hat, alles zu thun, einen Kranken herzustellen, kann die Geduld verlieren, wenn er seine Mittel vergebens angewandt, wenn er seine Vorschriften nicht gehalten, sondern gröblich übertreten sieht. Wie ist es möglich, daß demjenigen, welchem er eine leichte Suppe verordnet, ein wenig Reis zu essen gibt, eine doppelte Ration Brod, harte Eier, Fleisch, Wein u. s. w. gut bekommen und die Arzneien die zu erwartenden Wirkungen hervorbringen können? Diese Fälle ereignen sich täglich, denn so wie die Lebensmittel ausgetheilt werden, gleichen die Krankensäle Jahrmärkten. Hier kauft oder verkauft man, dort wird getauscht; viele fasten am Morgen, um am Abend mit der doppelten Ration sich eine Indigestion zuzuziehen. Ueberdieß bringen die Krankenwärter selbst oder ihre besonders dazu angestellten Commissionäre Brod, Wein, Fleisch, Gemüse in Menge, und verkaufen demjenigen, der ihnen Geld gibt, ohne sich darum zu bekümmern, ob er krank oder gesund ist. Leider gibt es viele der letztern in den Hospitälern. Und an wem liegt die Schuld dieses heillosen Zustandes? Ich kann's dreist sagen, allein an den Beamten der Administration. Wenn diese Herren ihrer Pflicht als Menschen, ihrem schwer bezahlten und doch so leichten Dienst als Aufseher nur einigermaßen gewissenhaft nachkämen, es wäre ja nicht möglich, daß solch' abscheulicher Handel und solche Unordnungen in einem Hospital herrschen könnten. Aber was will, was kann man von Leuten verlangen, deren einziges Bestreben ist gut zu leben, Maitressen, Pferde u. a. m. zu haben und obendrein noch Geld zu ersparen. Es ist wahr, die Administration ist so eingerichtet, daß fast alle ihren Zweck erreichen, und niemand ist stolzer, eingebildeter, aber auch niemand verhaßter als diese Administrationsbeamten.

(Fortsetzung folgt.)

Obelisk in Fayum. Die Litt. Gaz. vom 16 Dec. theilt die Abbildung eines merkwürdigen Obelisk mit, der in der Nähe des Dorfes Ebdschiz, etwa eine Stunde von Medinet Elfaium, in zwei Stücke zerbrochen und halb im Boden begraben in einem Kornfelde liegt. So viel man durch das Ausgraben eines Loches sehen konnte, ist die dem Boden zugekehrte Seite ohne alle Verzierung, aber auf den beiden Nebenseiten ist eine königliche Inschrift in großen, prächtigen Hieroglyphen, welche den Vornamen Osertisen enthalten, und der demselben König gewidmeten Inschrift auf dem Obelisk von Materiah (Heliopolis) ungemein gleichen. Diese Inschriften sind parallel mit der Abbildung auf der obern Fläche oder dem Vordertheil des Obelisk, wo in fünf Abtheilungen kleine Basbilder dieses Pharaoh zu sehen sind in einer Stellung des Erstaunens vor mehreren Göttern und Göttinnen. Unter diesen Abbildungen sind dreizehn perpendiculäre Linien von Hieroglyphen, von denen Dr. Lepsius Abdrücke genommen hat, die aber zum Theil sehr verwischt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1841.

Entdeckung himjaritischer Inschriften.

Cairo, den 20. Nov.

Ein Franzose, Namens Arnaud, hat in Südarabien eine für Archäologie sehr wichtige Entdeckung gemacht. Er ist ein Apotheker, der sich mehrere Jahre in Yemen aufgehalten hatte, und im Anfang dieses Jahrs nach Dschedda gekommen war, wo er den als Orientalisten berühmten französischen Consul Fresnel traf. Dieser ist bekanntlich der erste Europäer, der sich mit der himjaritischen Sprache, die vor Muhammed in ganz Südarabien gesprochen wurde, und jetzt noch in einem Theil von Hadramaut lebt, beschäftigte; seit er die Aufmerksamkeit der Gelehrten darauf gerichtet hatte, haben Wellsted, Cruttenden u. a. Reisende in Südarabien eine Anzahl Inschriften in himjaritischer Sprache und Schrift gefunden, und diese sind von Gesenius und Rödiger in Halle gelesen und, wenigstens theilweise, übersetzt worden. Fresnel machte Arnaud mit dem Zustand dieser Studien bekannt und drückte ihm den Wunsch aus, besonders die Inschriften von Mareb zu erhalten. Dieses war die alte Hauptstadt von Yemen, in der wahrscheinlich die Königin von Saba, die zu Salomo kam, gewohnt hat; die Stadt ist durch den Durchbruch ihres Damms berühmt, der eine Epoche in der arabischen Geschichte bildet, und zu der Verlassung der Stadt führte, die seitdem in Ruinen liegt. Arnaud übernahm es Mareb zu besuchen, und versicherte, er sey der einzige Europäer, der im Stande sey dorthin zu gelangen, was bei dem Zustande von Südarabien eine überaus gefährliche Unternehmung sey. Er reiste nach Yemen ab, begab sich nach Sanna, wo er drei himjaritische Inschriften fand, und von da nach Mareb, das er auch nach zahllosen Gefahren erreichte und wo er 54 Inschriften abschrieb, die er zum Theil auf den Resten des großen Damms, zum Theil in den Ruinen der Stadt fand. Er kam auch glücklich wieder zurück nach Sanna, von wo er nach Aden ging, wo er natürlich in völliger Sicherheit ist. Er will seine Inschriften an die asiatische Gesellschaft in Paris schicken, damit diese sie in ihrem Journal herausgebe. Es ist zu hoffen, daß Fresnel sie mit einem Commentar begleite, aber jedenfalls werden sie in Rödiger und andern deutschen Gelehrten Erklärer finden, und ohne Zweifel ein großes Licht auf die überaus dunkle Geschichte des himjaritischen Reichs und die Civilisation von Saba werfen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Am vierten Tage landeten wir an der Südspitze eines Berges, welcher das krumme Rückgrat (crooked backbone) genannt wird. Die Indianer gelangten zuerst ans Ufer, um zu sehen, ob die Küste auch frei sey, und am Abend, als der Schooner, der uns hergeführt hatte, schon wieder auf dem Rückweg war, gruben wir eine Cachette,*) und verbargen darin alles was wir nicht sogleich fortbringen konnten. Unter andern Gegenständen, mit denen man mich in Monterey beschenkte, fanden sich auch zwei zinnerne Kisten mit englischem Feuerwerk, die im Verlauf der Ereignisse Wunder thaten, und manchen Scalp retteten, als schon alle Hoffnung auf Hülfe aufgegeben war. Die Montereyer lieben die Feuerwerke außerordentlich, und jedes Schiff, das Handel mit Californien treibt, ist stets reichlich damit versehen. Als alle unsere Habe versteckt war, zogen wir zuerst in östlicher, dann in nordwestlicher Richtung in der Hoffnung auf einige zu dem Stamm gehörige Pferde zu stoßen. Dieß geschah auch: mit Tagesanbruch betraten wir eine natürliche Kleeweide, wo Hunderte derselben schliefen und grasten, als wir aber mehr als 30 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten, beschlossen wir auszuruhen, ehe wir unsere Wanderung weiter fortsetzten.

Ich hatte kaum eine Stunde geschlafen, als mich ein leiser Schlag auf die Schulter weckte. Ich glaubte anfangs es sey ein Traum, als ich aber meine Augen öffnete, sah ich einen meiner Indianer, der mit dem Finger auf den Lippen mir Stillschweigen befahl, während seine Augen auf die offene Prairie gerichtet waren. Ich blickte in dieselbe Richtung, und

*) Dieser französisch-canadische Ausdruck ist auch bei den englischen Biberfängern und Jägern im Gebrauch.

das Schauspiel, das sich mir bot, verscheuchte sogleich allen Schlaf. Einige tausend Schritte vor uns stand eine Schaar von 20 Indianern, zum Kriege bemalt und ausgerüstet, und in aller Stille und Ruhe beschäftigt Pferde zu binden. Das waren natürlich keine von unserem Stamm, sondern sie gehörten zu den Umbiquas, einem diebischen Volk an unserer Nordgränze, das, namentlich wo es ohne Gefahr geschehen konnte, gern Pferde stahl. Da die Schoschonen bereits gegen die Krähen ausgezogen waren, hielten sie sich für ganz sicher und wählten gemächlich unsere besten Thiere aus. Zum Glück für uns hatten wir in dichtem Gebüsch gelagert, an einer für Vierfüßler schwer zugänglichen Stelle, sonst waren wir verloren gewesen. Wir weckten unsere Gefährten, und hielten unverzüglich Rath. Ein Gefecht mit ihnen anfangen konnten wir nicht, sie aber mit den Pferden ziehen lassen, war doch ganz unthunlich, es blieb also nichts übrig, als ihnen zu folgen, und die Gelegenheit abzupassen, einen entscheidenden Streich zu führen. Um Mittag hatten die Räuber so viele Thiere eingefangen, als sie etwa geleiten konnten, wendeten uns nun den Rücken zu und zogen westwärts in der Richtung der Fischereistation, wo wir unser großes Boot in einem Hause untergebracht hatten.

Wir folgten ihnen den ganzen Tag, und aßen nichts als die wilden Beeren der Prairie. Am Abend brach einer meiner Indianer, ein erfahrener Krieger, allein auf, um das feindliche Lager auszuspähen, drang auch glücklich in dasselbe vor, und erkannte den Zweck der feindlichen Expedition aus gewissen Zeichen, die seinem Scharfblick nicht entgingen. Die Fischereistation enthielt ein großes Segelboot, nebst sieben oder acht Ruderfahrzeugen. Auch war unser Vorrath an getrockneten Fischen nebst Fischereiapparat, als Netze u. dgl. hier aufgehäuft. Da wir seit mehrern Jahren in Friede gewesen waren, so hatte das Haus oder der Posten keine Besatzung, außer daß zehn oder zwölf Familien um denselben her angesiedelt waren. Nun war die ursprüngliche Absicht der Umbiquas bloß gewesen, Pferde zu stehlen, da sie aber in Erfahrung gebracht hatten, daß ein halbes Dutzend zu diesen Familien gehöriger Krieger nach der Niederlassung gezogen war, um Feuerwaffen und Munition zu holen, so beschlossen sie den Posten anzugreifen und einige Skalps mitzunehmen, ehe sie mit unsern Netzen, Booten, Fischen u. s. w. zur See und zu Lande nach Hause zurückkehrten. Dadurch wurde die Sache von größerer Bedeutung, denn wir hatten unsern Zimmermann und unsern Schmied verloren, und da unsere kleine Flotte auf diese Weise für uns noch kostbarer geworden war, so beschlossen wir sie um jeden Preis zu erhalten. Einen Indianer nach der Niederlassung zu schicken wäre nutzlos gewesen, denn es hätte nur unsere ohnehin geringe Macht wesentlich geschwächt, und überdieß hätte Hülfe nicht zu rechter Zeit ankommen können. Es war also besser, wo möglich den Posten vor den Umbiquas zu erreichen, denn hier unter dem Schutz dicker Baumstämme und mit unsern Büchsen waren wir dem Feinde gewachsen, der nur zwei Gewehre, sonst nichts als Lanzen, Bogen und Pfeile hatte. Unser Spion hatte auch durch Behorchung ihres Gesprächs heraus gebracht, daß sie zur See gekommen seyen, und daß ihre Kähne irgendwo an der Küste in der Nähe des Postens verborgen lägen.

Es führten zwei Wege nach dem Posten, ein sehr kurzer gerader, auf dem aber nach dem ersten Tagmarsch weder Wasser noch Gras zu finden war; zudem war der Boden uneben, mit dickem Gebüsch bedeckt, so daß sie die Pferde nicht leicht durchbringen konnten. Deßhalb schlugen die Umbiquas den weitern Umweg ein, wir aber beschlossen den geraden einzuhalten und ein sonderbarer Zufall begünstigte unsere Absicht, so den Posten früher zu erreichen. Die Indianer und mein alter Diener schliefen, während ich mit dem Irländer Wache hielt; bald bemerkte ich, daß etwas in der Prairie hinter uns sich bewege, aber was — konnte ich nicht errathen. Die Büffel kamen nie so weit westlich, und es war auch nicht die Jahrszeit für die Wölfe. Ich kroch aus diesem Busche heraus, und befand mich nach wenigen Minuten unter einer Schaar Pferde, die sich nicht hatten fangen lassen, aber der Spur ihrer Gefährten gefolgt waren. Ich kehrte um, weckte die Indianer, und diese brachen auf mit ihren Lassos, während ich und Roche uns zum Schlafen niederlegten.

Lange vor Tage geleitete uns der indianische Führer über eine Stunde weit westlich hinter eine Erhebung der Prairie, um den Spähern der Umbiquas desto leichter auszuweichen. Hier fanden wir sieben kräftige, mit den Lassos eingefangene und auch damit gezügelte Pferde. Sie hatten keine Sättel, aber die Noth lehrte uns auch ohne sie reiten. Die Indianer hatten auch ein einjähriges Füllen getödtet, und genug Fleisch für zwei Tage mitgenommen, so daß wir beim Aufbruch, welcher lange vor dem der Umbiquas erfolgte, die Aussicht hatten den Posten 36 Stunden vor ihnen zu erreichen.

Wir wußten, daß sie zwei Stunden bei Tage ausruhen würden, da sie natürlich darauf bedacht waren, die gestohlenen Pferde auf der langen Reise, die sie vor sich hatten, in gutem Zustand zu erhalten. Bei uns war der Fall anders: wir hatten nur 40 Meilen zurückzulegen, und kümmerten uns nicht darum, in welchem Zustande die Thiere ankamen. Wir schonten also ihrer Beine nicht, und die muthigen Rosse, so dick sie auch von ihrer zweimonatlichen Weidefreiheit waren, trugen uns rasch genug davon. Als wir am Ufer eines kleinen Flusses anhielten, um sie zu tränken und etwas ausruhen zu lassen, schienen sie nicht sehr ermüdet, obgleich sie 28 Meilen zurückgelegt hatten.

Gegen 11 Uhr erreichten wir den Saum des felsigen Bodens, blieben hier drei Stunden, und nahmen ein Mahl ein, das wir sehr nöthig hatten, denn seit unserer Landung hatten wir nichts als wilde Beeren genossen, da das Ausgraben der Cachette uns so sehr beschäftigt hatte, daß wir vergaßen Lebensmittel mit uns zu nehmen. Wir erreichten unser Ziel ohne auf etwas bemerkenswerthes zu stoßen, anderthalb Tage vor den Umbiquas, waren also zu ihrem Empfang gerüstet. Die Frauen, Kinder und alles was von Werth war, wurde, nebst einer Menge Wasser für den Fall, daß der Feind ver

suchen sollte das Haus in Brand zu stecken, hineingeschafft. Zufälligerweise war die Nähe einer feindlichen Kriegspartei zwei Tage zuvor entdeckt worden: drei Kinder waren nach einer kleinen Bay gegangen, um einige junge Robben zu fangen, und hatten vier Kahne am Fuße eines Felsens bemerkt, während in einiger Entfernung zwei junge Männer an einem Feuer saßen, und in größter Ruhe Stücke von einem gefangenen Robben zubereiteten. Die Kinder kehrten natürlich sogleich um, und drei alte Männer, die einzigen die an dem Posten zurückgeblieben waren, gingen hin, um ihre Skalps zu holen. Sie waren, als wir ankamen, noch nicht zurück, kamen aber am Abend mit den Skalps der beiden Umbiquas, die sie überfallen hatten und mit den Kahnen zurück, die gleichfalls in dem Vorrathshaus untergebracht wurden.

Unsere Stellung war ziemlich stark: vor uns gegen Norden hatten wir einen großen, reißenden Strom, gegen Süden einen 40 Fuß breiten und 10 Fuß tiefen Graben, der das Gebäude von einem ganz offenen Raum trennte; die zwei Flügel waren durch kleine, 20 Fuß hohe Backsteinthürme gebildet, mit Schießscharten und einer 10 Fuß vom Boden entfernten Thüre, deren Leiter, wie natürlich, eingezogen war; der einzige andere Eingang war zu Wasser und man konnte sich demselben nur schwimmend nähern. Das Fort war aus natürlichen und Backsteinen aufgeführt, und die aus dicken Pfosten gemachte und mit Kupferplatten beschlagene Thüre hatte geraume Zeit der Gewalt ihrer Aexte und des Feuers getrotzt. Besorgt waren wir nur über die Entzündbarkeit unseres Dachs, das mit Fichtenspänen gedeckt war. Dagegen suchten wir uns aber zu schützen, indem wir nach den obern Räumen Wasser brachten, und das Dach an den ausgesetztesten Theilen, so gut es eben gehen wollte, mit Thon überschmierten; zudem konnten wir nöthigenfalls jeden Augenblick Löcher in das Dach machen, um desto leichter das Feuer auszulöschen.

Wir waren nun zehn Männer, davon sieben mit Feuergewehren bewaffnet und ihres Schusses ziemlich sicher; auch hatten wir sechzehn Frauen und neun Kinder, denen allen für den Fall eines nächtlichen Angriffs verschiedene Posten angewiesen waren. Die sechs Krieger, welche nach der Niederlassung gegangen waren, um Feuerwaffen zu holen, mußten bald zurückkommen, und bis dahin hatten wir nichts zu thun, als vorsichtig zu seyn, den Feind abzuwarten, und selbst den ersten Angriff auszuhalten, ohne von unsern Feuerwaffen Gebrauch zu machen, damit sie unsere Stärke nicht errathen möchten. Ein alter Mann, der seiner Zeit sich als tüchtiger Krieger ausgezeichnet, schlug einen Plan vor, den wir willig befolgten. Es sollte ihn einer nach der Stelle begleiten, wo die Kähne versteckt gewesen waren, und das Feuer unterhalten, so daß der Rauch allen Verdacht einschläfern sollte. Die Umbiquas würden bei ihrer Ankunft unfehlbar einen ihrer Leute absenden, und die, welche zur Aufsicht der Kähne zurückgelassen waren zu berufen; diesen einen wollten sie lebendig zu fangen und alsbald nach dem Posten zu bringen suchen. Einer der Kähne wurde deßhalb in den Fluß gelassen, und spät am Abend brachen die beiden Indianer mit Flinten wohl bewaffnet nach ihrer Bestimmung auf.

(Fortsetzung folgt.)

Neu entdeckte griechische Manuscripte.

Der National vom 11 Dec. meldet, wir wissen nicht aus welcher Quelle, Nachstehendes: „Die von mehreren Reisenden gewonnene Einsicht in die literarischen Schätze, welche in den Klöstern des Berges Athos aufgehäuft sind, haben das Interesse der westlichen Welt geweckt, und Hr. Villemain sandte vor einiger Zeit Hrn. Minoi de Mynas nach Griechenland, um die in diesen orientalischen Bibliotheken vergrabenen Schätze aufzustöbern. Nach vierjährigen Untersuchungen ist endlich Hr. Mynas zurückgekehrt und hat unter andern werthvollen Schriften nachstehende mit sich gebracht: eine Sammlung von Fabeln in choliambischen Versen, von Babeias, von denen bis jetzt nur Fragmente bekannt gewesen waren; ein Stück des zwanzigsten Buchs von Polybius; mehrere Stücke von Dexippus und Eusebius; ein Fragment des Geschichtschreibers Pryseas; eine neue Reihe äsopischer Fabeln mit einer Lebensbeschreibung des Fabeldichters; ein Werk über die griechische Syntax, von Gregor von Korinth; einige Sammlungen bürgerlicher und kanonischer Gesetze, Wörterbücher, Grammatiken, Scholien u. s. w. Die sichere Ankunft dieser Schätze wird in ihrem Werth noch erhöht durch die von Mynas mitgetheilte Nachricht, daß das Interesse, welches die westliche Welt an diesen literarischen Schätzen nimmt, den ungetreuen Hütern einen bessern Begriff von dem beibringt, was sich in ihrem Verwahrsam befindet, denn bis jetzt hatte man nicht bloß die Fenster mit den Manuscripten verklebt und die Ritze in den Wänden ausgestopft, sondern die Fischer hatten auch Pergamentstücke als Lockspeise an die Angel gehängt.“

Skizzen aus Algier.

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

(Fortsetzung.)

Warum essen die Krankenwärter nicht wie in Frankreich auch hier in einem gemeinschaftlichen Saal oder Zimmer, warum bleiben nicht Aufseher während der Mahlzeiten der Kranken in den Sälen? Das würde den Kauf und Tausch der Lebensmittel verhindern, und eine oft wiederholte Ronde bei Tag wie bei Nacht jede andere Unordnung unmöglich machen. Aber diese Herren frühstücken und diniren fast um dieselbe Zeit wie die Kranken, nachher müssen sie doch Kaffee trinken, Billard oder Karte spielen, später spaziren reiten oder gehen, am Abend dürfen sie wiederum nicht im Café fehlen, und die Nacht ist der Liebe geweiht, also bleibt ihnen wenig Zeit ihrem Dienst gehörig nachzukommen, der dessen ungeachtet regelmäßig an jedem ersten des Monats vom Gouvernement viel zu theuer bezahlt wird. Rechnet man dazu die Vortheile, die sie von den Direktoren der Hospitäler genießen, als freie Tafel, oft auch Geld u. s. w., wer wird es da nicht begreiflich finden, daß eine Menge junger Leute sich dieser Carrière widmet, und sich wohl dabei befindet, wenn sie sonst kein Gewissen haben. Aber die Gewissen der französischen Administrationsbeamten in Afrika sind gar sonderbarer Art. Diesem Umstande mögen es die Herren auch

zuschreiben, daß die Armeeofficiere sie in der Regel verächtlich behandeln, und nur mit ihnen sprechen, wenn es der Dienst erheischt, oder wenn man sie benutzen will. Ebenso ist das Verhältniß zwischen militärischen Krankenwärtern (Infirmiers militaires), die ein Corps der Armee ausmachen, und den wirklichen Soldaten. Das Corps der Infirmiers, in dem man, beiläufig gesagt, les beaux hommes de France nicht suchen muß, treibt in den Hospitälern im Kleinen, was seine Chefs darin im Großen treiben. Es ist betäubend, daß dieses Corps seine Bestimmung, die moralisch nichts höheres über sich hat, so beschmutzt, daß es zu Verachtung und Haß zwingt, während es hohe Achtung und Dank verdienen müßte, wenn es ohne so erbärmliche Nebenabsichten dieselbe erfüllte.

Nach drei Wochen war ich genesen, und benutzte eine Erlaubniß in die Stadt gehen zu dürfen. Kanonendonner vom Fort l'Empereur kündigte mir, als ich zur Stadt ging, etwas Außergewöhnliches an. Ich erkundigte mich bei jemand, und erfuhr, daß es der Anfang des Julinsfestes sey. Wahrlich, man hat Recht mit Kanonen an diese glorreichen Tage zu erinnern! Immer mehr gerathen sie in Vergessenheit, und der Enthusiasmus, der in den ersten Jahren ihre Feier begleitete, ist jetzt zum Spott geworden.

In der Straße Babazuhn drängte sich ein Haufe Knaben aller Nationen, in deren Mitte einige Husaren langsam vorwärts ritten. Sie kamen vom Gouverneur zurück, dem sie zwei Araberköpfe und drei Pferde präsentirt, die sie am Morgen beim maison carrée erbeutet hatten und jetzt im Triumph durch die Stadt führten. Die Köpfe waren mit einem Strick, der durch Hals und Mund gezogen worden, an den Sätteln der gefangenen Pferde befestigt. Was wollte man damit denn eigentlich bezwecken? Dem Marschall eine Freude machen, der einheimischen Population Furcht einflößen oder gar französischen Muth zur Schau tragen? Das letztere, dächte ich, habe man auf solche Weise nicht zu thun nöthig, und daß der Anblick dieser Köpfe die Araber mehr zur Rache angefeuert, als Furcht hervorgebracht hat, ist als sicher anzunehmen. Dem Marschall endlich genügte gewiß der schriftliche Rapport dieser Heldenthat, doch man wollte ihm wahrscheinlich erst die Trophäen zeigen, und dann berichten, daß außer mehreren Blessirten auch fünf Franzosen die Köpfe in dem Kampfe beim maison carrée am frühen Morgen abgeschnitten worden waren.

Auf dem Gouvernementsplatz tanzten Neger ihre originellen Tänze; ein Harlekin amusirte durch schlüpferige Darstellungen menschlicher Schwächen Soldaten, Kinder und Freudenmädchen in großer Anzahl, und im Hafen flaggten die vor Anker liegenden Schiffe. Das waren die hauptsächlichsten Feierlichkeiten am letzten der Julinstage. Keinen reinlich gekleideten Araber sah ich in dem Gedränge, aber eine zahllose Menge verschleierter Maurinnen, Dienerinnen der Venus. Ihr Costüm ist wirklich sehr vortheilhaft für Frauenzimmer dieser Gattung, und nicht selten wird es von Französinnen benützt, deren Gesicht und Gestalt im Laufe der Zeit verblüht, und die zu bekannt sind, um unverschleiert das tägliche Brod noch zu verdienen. So aber locken sie, graziöser und koketter als die wirklichen Maurinnen, die verliebten Sterblichen in ihre Behausung, die, ebenfalls maurisch, in ihrem absichtlich vermehrten, wollüstigen Dunkel selten den Betrug bemerken läßt, zumal diese Damen in der komischen Sprache der Moresken, in welcher diese sich den Franzosen verständlich machen, vollkommen bewandert sind.

Nachdem ich den Platz verlassen und durch die Rue de Toulon ging, erinnerte ich mich, daß in ihr ein Bekannter von mir wohne, der mich schon mehreremale eingeladen hatte ihn zu besuchen. Bald fand ich seine Wohnung, und eine alte Jüdin machte mir auf meine Frage nach ihm in ihrem Kauderwälsch verständlich, daß er sich auf der Terrasse des Hauses befände. Ich stieg zu ihr hinauf und sah Hrn. Bélard mit einem Fernrohr die Metidschiah betrachten. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln fragte ich ihn, was er so aufmerksam in der Plaine beobachte. „Meine brennenden Grundstücke beim maison carrée," erwiederte er seufzend, „die Araber haben sie schon heute Morgen angezündet." Ich nahm das Glas, richtete es auf die Ebene, und in der That, so weit man sie übersehen konnte, bedeckte sie weißer, dicker Rauch, durch den zuweilen helle Flammen zuckten.*)

Hr. Bélard, früher Associé des Bankiers Barrnet, hat allein die Folgen ihres gemeinschaftlichen Bankerots tragen müssen, da Hr. Barrnet rasch das Meer zwischen sich und seine Gläubiger brachte, und jetzt durch eine vortheilhafte Heurath, wohl auch durch seinen algierischen Bankerott in den Stand gesetzt ist, in Marseille von seinen Renten zu leben. Hrn. Bélard fielen bedeutende Ländereien bei ihrem Arrangement zu, und man sah heute, welch' großen Nutzen sie ihm bringen.

Als ich jetzt wieder den Gouvernementsplatz betrat, stand die algierische Nationalgarde auf demselben, um eine Revue vor dem Marschall zu passiren. So elegant und vorschriftsmäßig viele derselben gekleidet waren, so erregte es doch einen komischen Anblick, wenn man neben diesen die verschiedenartigsten und selbst lächerlichsten Anzüge bemerkte. Ich sah Artilleristen mit farbigen Zeugstiefeln, Infanteristen im Frack, schwarzen Hut und Stiefeln, in blauen Kitteln, Strohhut und Schuhen und Sammetwesten, Fez und Holzpantoffeln u. s. w., nur die Marinesoldaten und Cavallerie, letztere gut beritten, waren durchaus militärisch uniformirt. Nachdem die Infanterie, begleitet von einer leidlichen Musik, beim Marschall vorbeimarschirt war, folgte die Cavallerie, an ihrer Spitze einen einzigen Trompeter.

Am Abend waren mehrere Gouvernementsgebäude und Cafés illuminirt, unter denen die tempelartig erbaute Douane im Hafen sich am besten ausnahm. Die Metidschah aber hatten die Araber und zwar auf eine großartige Weise illuminirt. Sie schien ein Feuermeer, das sich am Himmel und im Golf wiederspiegelte.

Später als es erlaubt, kehrte ich ins Hospital zurück, doch ward ich von niemand bemerkt, ja selbst die Schildwache sah mich nicht, denn sie schlief gestützt auf ihr Gewehr. Dieß war an einem so feierlichen Tage allerdings verzeihlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die ungewöhnlichen Nebel, welche den Monat December auszeichnen, fangen an die Meteorologen zu beschäftigen; daß London um diese Zeit öfters den ganzen Tag in Nebel gehüllt ist, kann als nichts ungewöhnliches angesehen werden, daß aber dasselbe Phänomen auch in Paris statt hatte, und sich, wie die französischen Blätter meldeten, von Paris bis nach London ununterbrochen ausdehnte, gehört schon zu den seltenen Erscheinungen. Jetzt meldet der Moniteur (25 Dec.) nach Blättern aus Nantes und Bordeaux, daß ein kalter, dichter Nebel Tage lang auch diese Städte eingehüllt habe, so daß die Schifffahrt zum Theil dadurch gehemmt wurde.

*) Das Manuscript ist aus dem Jahre 1840.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1844.

Anglochinesische Schule in Hong-Kong.

Die Engländer und Amerikaner in Canton haben nach dem Tode des Missionär Morrison zu seinem Andenken eine Gesellschaft unter dem Titel Morrison education Society gestiftet, deren Zweck ist chinesischen Knaben eine europäische Erziehung zu geben. Sie fing im Jahr 1836 ihre Wirksamkeit an, aber sie konnte nur wenig thun, bis sie im Jahr 1839 einen Lehrer, Namens Brown, aus Amerika kommen ließ; dieser scheint ein intelligenter Mann zu seyn, und die Schule hat unter ihm große Fortschritte gemacht, die Knaben werden nämlich Vormittags unter einem chinesischen Lehrer nach chinesischer Art und in allem was in China zu einer guten Erziehung gehört, unterrichtet, und Nachmittags im Englischen, Arithmetik, Algebra, Geschichte, Geographie u. s. w. Das Resultat ist, daß sie dadurch ihrem Land nicht entfremdet werden, sondern vielmehr im Stande sind ihre chinesische Carrieren leichter als wenn sie bloß chinesische Schulen besucht hätten, zu machen. Man hat dabei die Bemerkung gemacht daß sie im Englischen schnellere Fortschritte machen als in ihren chinesischen Studien, welche gänzlich auf Uebung des Gedächtnisses beruhen, und wenn sie eine Zeitlang in der Schule waren, so ziehen sie es immer vor englisch zu schreiben. Man hat in dem letzten Bericht der Gesellschaft (September 1842) mehrere ihrer englischen, uncorrigirten Aufsätze abgedruckt, und obgleich sie Sprachfehler enthalten, so zeigen sie doch eine für die Kürze der Zeit auffallende Leichtigkeit im Gebrauch der Sprache. Einige der Schüler sind ausgetreten und haben vortheilhafte Anstellungen in Canton gefunden, und im Verhältniß als ihre Zahl zunimmt, müssen sie ein immer wichtigeres Zwischenglied zwischen den Europäern und ihrer Nation bilden. Die Knaben wohnen in der Anstalt und werden von ihr genährt und mit Büchern versehen, und dieß hat bisher verhindert ihrer mehr als zwanzig zugleich aufzunehmen. Aber die Gesellschaft hofft die Zahl vermehren zu können, indem sich jetzt viele Knaben melden, deren Eltern für ihren Unterhalt zu bezahlen willig sind. Die Gesellschaft hat ein Haus in Hongkong gebaut, das aus drei Flügeln besteht, deren Einer die Zimmer der Knaben (jeder hat ein eigenes), der zweite die Lehrsäle und Bibliothek, der dritte die Wohnung der Lehrer enthielt; denn die Gesellschaft erwartete täglich einen zweiten Lehrer aus Amerika, um den wachsenden Bedürfnissen der Schule zu genügen. Das Schulhaus hat 3000 Dollars gekostet, welche der reiche Opiumhändler Dent vor seiner Abreise aus China dazu gegeben hat. Die jährlichen Ausgaben werden sich etwa auf eine gleiche Summe belaufen, und werden durch Subscriptionen gedeckt. Die Knaben werden nicht zur Bekehrung zum Christenthum ermahnt, nur wird ihnen Sonntags ihr Pensum zum Auswendiglernen aus der Bibelübersetzung von Morrison gegeben; dieß ist freilich ein geringer und unscheinbarer Anfang, aber der Plan ist so vernünftig daß er doch große Folgen haben kann, indem jeder der jüngern Leute, die aus der Schule hervorgehen, als Lehrer, als Beamter und besonders als Schriftsteller einen Einfluß ausüben kann, den ein Europäer nie in China erhalten konnte. Nichts ist schwerer als in ein altes und abgeschlossenes System von Erziehung, Denkungsart und Regierung ein neues Element einzuführen, die Jesuiten hatten es selbst zur Zeit wo sie die Gunst der Kaiser hatten und die ersten Stellen im Staat bekleideten, umsonst versucht; es könnte nur durch eine Eroberung und die daraus folgende gewaltthätige Zerstörung des ganzen gegenwärtigen Zustands, oder durch Erziehung von Eingebornen in europäischen Schulen geschehen. Das erste wäre ein sehr zu bedauerndes Mittel indem mehr als zweifelhaft ist, ob im Ganzen der neue Zustand ersetzen würde, was der alte Gutes hatte, und ein ungewisses, indem man in Indien gesehen hat, daß es nicht hingereicht hat die Nation aus ihrem alten Geleise herauszubringen, und dieß wäre wahrscheinlich in China noch viel mehr der Fall; daher ist der Plan der Erziehungsgesellschaft bei weitem der beste und man muß hoffen, daß die Sympathie der Europäer ihr die Mittel gibt, ihn in viel größerem Maaßstab zu verfolgen als bisher.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

(Fortsetzung.)

Die Umbiquas kamen endlich und ihr Mangel an Vorsicht ließ uns sichern Erfolg hoffen. Jedenfalls ahnten sie nicht, daß Feuerwaffen in dem Posten seyen, denn sie hielten nur etwa 70 Schritte von dem östlichen Thurm, und man mußte Roche mit Gewalt vom Feuern abhalten. Sie hatten die Pferde nicht bei sich, nach kurzer Zeit aber sahen wir dieselben auf dem andern Ufer des Flusses unter der Aufsicht von zwei Umbiquas, von denen sie eine Stunde oberhalb über den Fluß hinüber getrieben worden waren, zu dem doppelten Zweck, um sie für den Nothfall in der Nähe zu haben und ihnen besseres Futter zu verschaffen. Darauf hatten wir nicht gerechnet, indeß gereichte es uns später dennoch zum Vortheil.

Die Wilden untersuchten den Bau genau und überzeugten sich bald, daß es durchaus unmöglich sey, den Platz auf die gewöhnliche Weise anzugreifen. Sie schoßen einige Pfeile ab, und feuerten auch einmal mit einem Gewehr nach den Schießscharten, um sich zu versichern, ob streitbare Männer darin seyen; wir hielten uns jedoch ruhig, was ihre Zuversicht vermehrte; einige folgten nun auch dem Ufer des Flusses um zu sehen was an dem Haupteingang zu bewerkstelligen sey. Diese Untersuchung schien indeß ihre Hoffnungen niederzuschlagen und sie zogen sich etwa hundert Schritte zurück, um sich zu berathen. Augenscheinlich schlugen einige vor, das Gebäude in Brand zu stecken, doch waren dieser, wie wir aus den Gesticulationen abnehmen konnten, nicht viele; andere schienen vorzustellen, daß in einem solchen Falle die darin befindliche Beute mit verbrennen würde, und dieser könne man sich doch, da wenig Gefahr zu fürchten sey, leicht bemächtigen. Endlich wies einer, der ein Häuptling zu seyn schien, zuerst mit den Fingern in der Richtung hin, wo sie die Kähne gelassen, dann nach dem Fluß, und endlich hinter sich, nach der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Als er geendet, standen zwei seiner Leute auf und gingen südwestlich. Ihr Plan war nun ganz klar. Diese beiden sollten mit den zwei andern, welche zur Obhut der Kähne zurückgelassen worden waren, diese letztern um den Landvorsprung herum und nach dem Flusse bringen. Dazu brauchten sie die ganze Nacht, und am andern Morgen wollten sie dann die vordere Thüre mit ihren Tomahaks angreifen und zerstören.

Mit der Dunkelheit der Nacht kam eine gewisse Unruhe über uns, denn wir konnten doch nicht recht wissen, welchen Plan die Feinde entworfen hatten; inzwischen stellte ich Wachen an jede Ecke, und wir warteten schweigend, während unsere Feinde ein großes Feuer anzündeten und ihre Lebensmittel kochten. Die Hälfte von ihnen legte sich dann zum Schlafen nieder, und gegen Mitternacht war die Stille von keinem Laut unterbrochen, während zugleich ihre halb verbrannten Baumklötze keine helle Flamme mehr von sich warfen. Da ich wußte, welche Arbeit am Morgen unsrer harrte, so hielt ich es für besser, mich durch einige Stunden Ruhe zu stärken; aber dieß sollte nicht gelingen. Ich hatte kaum meine Augen geschlossen, als ich das dumpfe, regelmäßige Anschlagen der Axt an Bäume vernahm; ich horchte aufmerksam. Die Töne kamen aus der Ferne von dem Flußufer, hinter dem Lager der Wilden bewegten sich dunkle Gestalten nach allen Richtungen, und endlich bemerkten wir, daß die Umbiquas Leitern verfertigten, um die obern Thüren unsrer kleinen Thürme zu erklettern. Dieß war für uns von geringer Bedeutung, denn wir waren wohl gerüstet, sie zu empfangen; auch beschlossen wir ihnen unsere Stärke nicht zu erkennen zu geben, bis wir sicher wären, mit unsern Feuerwaffen fünf von ihnen auf die erste Salve zu erlegen. Unsere Indianer nahmen ihre Bogen und wählten solche Pfeile aus, wie sie Kinder beim Fischen gebrauchen, um die Feinde glauben zu machen, innen im Gebäude vertheidigten sich nur einige kecke, entschlossene Knaben.

Am Morgen erschienen die Umbiquas mit zwei Leitern, und blickten oft nach den Schießscharten, aber das Tageslicht war noch zu schwach, als daß sie uns hätten entdecken können; überdieß waren sie durch die Todtenstille, die wir die ganze Nacht hindurch eingehalten hatten, in Sicherheit gelullt. Sie glaubten das Gebäude sey verlassen, und die Vorsicht, mit der sie heran rückten, war mehr das Ergebniß indianischer Schlauheit und Gewohnheit, als die Furcht auf irgend eine Art von Widerstand zu stoßen. Die beiden Leitern wurden gegen einen der Thürme angelehnt, und an jeder stieg ein Indianer hinauf. Anfangs warfen sie forschende Blicke durch die Löcher auf beiden Seiten der Thürme, aber wir hatten uns sorgfältig versteckt, dann bildeten sammtliche Umbiquas mit ihren Bogen und Speeren einen Kreis um die Leitern, und bewachten die Schießscharten. Auf Befehl des Häuptlings wurden die ersten Streiche geführt, und die Indianer auf den Leitern begannen die Thüren mit ihren Tomahaks zu bearbeiten. Während der Umbiqua an der östlichen Thüre sich zum dritten Schlag anschickte, begann er zu taumeln und fiel von der Leiter herunter; seine Brust war von einem Pfeil durchbohrt; in demselben Augenblick ertönte ein lauter Schrei vom andern Thurme her, und zeigte, daß dort ein Gleiches geschehen sey.

Die Umbiquas zogen sich unter einem Schrei der Wuth, dem drei Knaben auf unsern Befehl mit einem schrillen, trotzigen Kriegsruf antworteten, eilfertig mit ihren Todten zurück. Das Kriegsgeschrei der Knaben machte die Umbiquas ganz wüthend, aber sie waren jetzt vorsichtiger geworden. Die Pfeile, durch welche ihre Cameraden das Leben eingebüßt hatten, waren zwar Kinderpfeile, doch war leicht zu erkennen, daß sie von Kriegern abgeschossen worden waren. Sie zogen sich hinter einen vorspringenden Felsen am Ufer des Flusses zurück, nur 40 Schritte von uns, aber ganz gegen unsere Schüsse gedeckt. Hier hielten sie Kriegsrath und warteten auf ihre Leute und ihre Kähne, die schon lang hätten kommen sollen. In diesem Augenblick zerstreute sich der leichte Nebel, der über dem Fluß geschwebt hatte, das andere Ufer wurde sichtbar und zeigte uns einen Anblick, der unsere ganze Auf-

merksamkeit auf sich zog. Gerade uns gegenüber befand sich ein Kahn, derselbe auf dem unsere Indianer den Tag zuvor auf ihre Unternehmung ausgezogen waren. Die beiden Umbiquas, welche die gestohlenen Pferde bewachten, befanden sich nur wenige Schritte davon; sie waren augenscheinlich erst vor wenigen Minuten gekommen und unschlüssig was sie thun sollten; sie hatten den Kriegsruf und das Geschrei ihrer eigenen Leute gehört, und befanden sich in nicht geringer Verlegenheit: sobald aber der Nebel ganz weg war, sahen sie ihre Leute hinter dem Felsen, und schickten sich, wahrscheinlich auf einige ihnen gemachte Zeichen an, über den Fluß zu gehen. In dem Augenblick, wo sie den Kahn losbanden, blitzte es auf, zwei scharfe Schüsse folgten und die Indianer stürzten nieder — sie waren todt. Unsere beiden, bisher hinter einem Gebüsche versteckten Leute traten jetzt vor und schnitten ganz kaltblütig die Scalps ab, trotz eines Hagels von Pfeilen, den die wuthentbrannten Umbiquas abschossen. Dieß war aber noch nicht alles: in ihrer Wuth hielten sich unsere Feinde nicht hinlänglich hinter dem Felsen gedeckt, sie boten ein leichtes Ziel dar, und gerade als der Häuptling hinter sich blickte, um zu sehen, ob ihm nicht von dem Gebäude her eine Bewegung drohe, fielen noch vier andere seiner Leute unter unserm Feuer.

Das furchtbare Geschrei, welches jetzt erfolgte, kann ich nicht beschreiben, obwohl die Ereignisse dieses meines ersten Gefechts noch frisch in meiner Seele sind. Die Umbiquas nahmen ihre Todten und wandten sich östlich in der Richtung des Gebirges, wo sie allein der Vernichtung entgehen zu können hofften. Sie waren jetzt auf zehn Mann reducirt und ihre Niedergeschlagenheit zeigte sich offenkundig; sie fühlten daß sie niemals ihre Heimath wieder sehen würden. Wir vernahmen jetzt von unsern Vorposten am jenseitigen Ufer, daß die sechs Krieger des Postens aus der Niederlassung zurückgekehrt seyen und irgendwo im Hinterhalt lägen; dieß bestimmte uns, an den Leitern, welche die Umbiquas zurückgelassen hatten, hinabzusteigen und den Weg nach der Prairie einzuschlagen, um ihnen allenthalben den Rückzug abzuschneiden. Um die Geschichte der Vernichtung kurz abzumachen, die Umbiquas fielen völlig achtlos in den Hinterhalt und verloren noch weitere vier Mann; die übrigen zerstreuten sich in der Prairie, wo sie vergebens in den Schluchten eine augenblickliche Zuflucht suchten. Noch vor Mittag waren sie sämmtlich vernichtet, mit Ausnahme eines einzigen, der über den Fluß entkam; aber auch er sah seine Heimath nicht wieder, denn lange Zeit nachher erklarten die Umbiquas, es sey von der unglücklichen Pferdediebstahl-Expedition auch nicht Einer zurückgekehrt.

So endete mein erster Kampf, in welchem ich jedoch nicht einen Schuß gethan; mehrmals zielte ich, aber mein Herz schlug heftig bei dem Gedanken, einem Menschen das Leben zu nehmen. Dieß hinderte indeß nicht, daß ich hohes Lob einerntete, von nun an war Owato Wanischa — diesen Namen hatten mir die Schoschonen beigelegt — ein Krieger. Am nächsten Tage verließ ich den Posten mit meinen Leuten, d. h. mit denen, die mit mir von Monterey gekommen waren. Da wir sämmtlich gute Pferde ritten, so erreichten wir bald die Niederlassung, von der ich über drei Monate abwesend gewesen war.

(Schluß folgt.)

Rasche Zunahme des Kohlenbetriebes im nördlichen England.

Im Jahre 1770 gab es an der Tyne nur 13 Kohlengruben, im Jahre 1803 über 30. Im Jahre 1828 war die Zahl auf 41 an der Tyne und auf 18 an dem Wear gestiegen, welche zusammen 3,887,522 Tonnen Kohlen lieferten. Im Jahre 1836 war diese Zahl abermals vermehrt, und sie konnten jetzt über 9 Millionen Tonnen beschaffen, eine Zunahme von mehr als 50 Procent. Im Jahre 1826 wurden zum erstenmal Kohlen auf dem Tees verschifft, und diese Verschiffung stieg bis zum Jahre 1836 allmählich auf etwa eine halbe Million. In der nächsten siebenjährigen Periode von 1836 bis 1843 ist der Fortschritt eben so rasch. Abgesehen von den Unternehmungen einzelner haben sich zwei Compagnien jede mit einer halben Million Pfd. St. gebildet, überall wurden neue Muthungen eröffnet und sieben Kohleneisenbahnen allein in der Grafschaft Durham angelegt. So haben sich die Kohlenwerke nach allen Richtungen ausgedehnt, und man kann die Vermehrung des Ertrags auf nicht weniger als 3 Millionen Tonnen anschlagen, so daß dieser District jetzt 12½ Mill. Tonnen liefert, mehr als doppelt so viel wie im Jahre 1828. (Newcastle Advertiser.)

Skizzen aus Algier.

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

(Fortsetzung.)

Obgleich meine Krankheit gänzlich gehoben, so war ich doch noch sehr schwach und meine Füße noch immer geschwollen. Der Arzt entließ mich jedoch am 1 August aus dem Hospital und schickte mich nach dem Lager Birkadem, in welchem ein Depot für Reconvalescenten eingerichtet ist. Wir wurden in zwei Trainwagen dahin gefahren, die auf Achsen standen, und den Körper wie die Seele erschütterten. Die Reconvalescenten befinden sich in Birkadem fast besser als im Hospital von Mustapha, und haben vor den Vortheil einige Stunden im Freien, sey es am Tage oder gegen Abend, spazieren gehen zu können. Ein Zufall führte mich in das Bureau des Directors des Depots, und da es ihm wie mir convenirte, übernahm ich eine Art Secretärstelle, die er mir anbot. In kurzer Zeit arbeitete ich mich ein, und sah nun tiefer, als man wohl wünschte und erwartete, in die Administration der Hospitäler.

Wenn ich schon erwähnte, daß dieselbe so eingerichtet ist, ihren Verwesern gleichsam gezwungen Vortheile zu gewähren, so kann ich doch versichern, daß dieselben neben jenen auch noch andere und zwar bedeutende daraus zu ziehen wissen. Hr. ......, früherer Director des Hospitals du Dey vor Algier, dessen wunderbar schnell erworbene Reichthümer ihn zwangen, seinen Abschied zu nehmen, ist Besitzer des Café Apollo *) auf dem Gouvernementsplatz, den es, erbaut nach einem frühern Plan, durchaus entstellt. Man hat ihm bedeutende Summen

*) Die Baukosten desselben sollen sich auf 300,000 fl. belaufen haben.

geboten, um das Gebäude dem neuen Plan der Stadt angemessen zu verändern, allein Hr. ..... ist halsstarrig, und er hat Recht, denn das Gouvernement hat ihn, wie er sagt, ungerecht behandelt, indem es ihn gezwungen seinen Abschied zu nehmen, da er doch ein so vorzüglicher Administrationsbeamter war. In einer andern Stadt der Regence lebte der Director des Hospitals mit einem seiner nächsten Untergebenen in Hader. Dieser, die zerrütteten Umstände des erstern, der ein Lebemann en gros war, kennend, suchte ihn durch eine Denunciation beim Sous-Intendant gänzlich zu stürzen. Er berichtete diesem, die Vorräthe, die der Director auf seinen Rechnungen angegeben, seyen fingirt, die Magazine leer, die größte Unordnung herrsche im Hospital u. s. w. Er bat den Intendanten ihn zu begleiten, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. „Sie wissen, mein Herr," erwiederte ihm der Chef der Administration, „daß Sie eine schwere Verantwortlichkeit auf sich ziehen, daß die Strafe auf Sie zurückfällt, wenn Sie nicht die bündigsten Beweise Ihrer Anklage liefern. Sie beharren auf Verfolgung dieser Angelegenheit? gut; ich werde mich selbst überzeugen, was Wahres daran ist; Sie werden später von mir hören." Damit entließ ihn der Sous-Intendant, und, wie es nicht fehlen konnte, in kurzer Zeit wußte der Director, was ihm bevorstand, denn er hatte als ein Lebemann Freunde überall. Er soll allerdings etwas betroffen gewesen seyn, doch sein Magazinaufseher versprach, de le tirer d'affaire, wenn er ihm freie Hand lasse. Man kann sich denken, wie gern dieser Vorschlag angenommen ward, und in derselben Nacht herrschte eine besondere Thätigkeit im Magazin, wie im Bureau des Hospitals.

Wie es zu erwarten war, erschien im Laufe des folgenden Tages der Sous-Intendant und verlangte die Vorräthe u. s. w. des Etablissements in Augenschein zu nehmen. In Begleitung sämmtlicher Beamten, natürlich unter ihnen der Denunciant, begab er sich zuvörderst ins Magazin. Es war vollständig und aufs beste assortirt. „Was enthalten jene zahlreichen verschlossenen Töpfe?" wandte er sich an den Aufseher des Magazins. „Butter, Herr Intendant," und einen derselben öffnend, stach er mit einem Löffel hinein und präsentirte davon in vorzüglicher Qualität. Andere Töpfe wurden geöffnet, dasselbe Resultat. In einer Nebenkammer sah man einen beträchtlichen Vorrath Kohlen — kurz nichts fehlte. Der Sous-Intendant verließ höchst befriedigt und ohne weiter ins Bureau zu gehen das Hospital, dem zur Leiche gewordenen Denuncianten einen Blick zuwerfend, der ihm sein Urtheil sprach. Er verließ bald darauf die Stadt, vielleicht nicht wissend, daß die Buttertöpfe mit Sand gefüllt waren und nur einen kleinen Aufguß von Butter hatten, und daß die Kohlenfässer in ihrem Innern einen Steinhaufen bargen. So rettete der schlaue Magazinaufseher seinen Herrn vielleicht von einer harten Strafe.

Ich erwähne diese Thatsachen, da sie mir von Beamten der Administration selbst mitgetheilt sind, und von ihnen erfuhr ich auch, daß der Director des Hospitals du Dey (das größte um Algier) ein monatliches Einkommen von 10 bis 15,000 Fr., seinen monatlichen in einen 250 Fr. bestehenden Sold mit eingerechnet, haben soll. Ohne allen Zweifel stehen sich die Directoren der übrigen Hospitäler verhältnißmäßig. Genug über dieß häßliche Thema, das ich mit den Worten eines Administrationsbeamten abbreche, die er einem Freunde sagte, als dieser sich mit ihm über den Zustand der Administration unterhalten wollte. N'en parlons pas, *car l'administration est une chose tout à fait immorale.*

Vier Monate blieb ich in Birkadem, und sie vergingen rasch. Die Gegend um dieses Lager ist reizend, das kleine Dörfchen gleichen Namens würde gewiß bald bedeutend seyn, wenn Friede wäre. Täglich fast zeigten sich Schwärme Araber in der Nähe Birkadems, verbrannten und zerstörten, was sie auf ihrem Wege fanden, und kehrten, ehe die gegen sie abgesandten Truppen sie erreichen konnten, in die Ebene zurück, deren Herr sie sind.

Da ich es vorzog meine Erlösung von der Fremdenlegion im Hospital abzuwarten, und ohnehin die Geschwulst meiner Füße mehr zu- als abgenommen hatte, ließ ich mich, als das Depot der Reconvalescenten in Birkadem aufgehoben ward, nach dem Hospital der Salpetrière versetzen, das sich an der westlichen Seite Algiers unter dem des Dey befindet. So wie das letztere früher die Gärten des Herrschers von Algier waren, so diente ihm die erstere zum Magazin für Salpeter, Pulver u. s. w. In den ersten Jahren nach der Besitznahme Algiers wurde eine Geniecommission in die Salpetrière geschickt, um sie zu untersuchen, ob sie zu Pferdeställen benützt werden könnte. Die Commission berichtete verneinend, da man das ungeheure Gewölbe zu feucht, zu sehr den Ausdünstungen des wenige Schritte entfernten Meeres ausgesetzt, also zu ungesund fand. Bald darauf richtete man es zu einem Hospital ein, und 334 Krankenbetten enthält es jetzt unter seinen Bögen!

Außer diesem Keller befinden sich noch einige Baracken von Holz und Stein in den Höfen, so daß dieß Hospital im Ganzen gegen 600 Kranke aufnehmen kann. Dasjenige des Dey faßt dagegen beinahe 2000, und ist das gesündeste, so wie das besteingerichtete. Die Aufsicht in der Salpetrière ist wo möglich noch nachläßiger als in Mustapha. Nächte durch wird gespielt, Gelage finden statt und alles ist für Geld hier zu haben.

Ein sonderbares Soldatengesetz herrscht bei den Spielen, die trotz des strengen Verbots nie aufhören. Der älteste Fechtmeister (maitre d'armes), der sich im Hospital befindet, hat allein das Recht, Karten, Würfel oder Lotto zu haben, und diejenigen, welche eines dieser Spiele spielen wollen, sind gehalten bei ihm dieselben gegen einen festgesetzten Theil des in jeder Partie fallenden Gewinnstes zu nehmen. Dagegen muß der Fechtmeister die Verluste ersetzen, welche die Spielenden erleiden, im Fall sie dabei überrascht und Geld wie Karten u. s. w. confiscirt werden. Ein solcher Fechtmeister verdient sich viel Geld, und seine zahlreichen Commissionäre, Aufpasser und Spione sind in der Regel Soldaten, die, wie er, das Hospital dem Dienste vorziehen.

Den Director der Salpetrière, der den berühmten Namen Laffitte trägt, sah ich nur zweimal auf einige Augenblicke im Hospital. Das erstemal begleitete er den Intendanten der Armee, das zweitemal einige Generale, die uns besuchten. Das waren Tage! Die Bouillon roch nach Zwiebeln und Muscatnuß, die Fleischportionen hatten das volle Gewicht — alles war, wie es immer seyn sollte. Hr. Laffitte liebt das Hospital nicht, sagt man, er befinde sich wohler bei seiner Maitresse, die unstreitig die hübscheste Mahoneserin in Algier ist. Das sind schon immerhin recht triftige Gründe für seine seltenen Besuche in dem ihm anvertrauten Hospital. Doch Hr. Laffitte hat einen Stellvertreter in demselben, der sich Albertini nennt, und mit einer lächerlich stolzen Wichtigkeit seinem Amte zuweilen obliegt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1841.

Neue Ansicht von ägyptischen Königsnamen.

Die Gelehrten haben über diesen Gegenstand schon so viel geschrieben, daß man wohl einmal einen Dilettanten hören mag. Ein englischer Architekt, Namens Wathen, hat eine mit Abbildungen begleitete Schrift unter dem Titel: *Arts, Antiquities and Chronology; from Observations in 1839* herausgegeben. Der merkwürdigste und originellste Theil desselben ist eine Abhandlung über die Ovale, in welche gewöhnlich die Königsnamen eingeschlossen sind. Man nahm bisher an, daß die in den ovalen Ringen eingeschlossenen Zeichen besondere Titel der Könige oder phonetische Zeichen seyen, die gleich so vielen Buchstaben die besondern Namen bildeten. Hr. Wathen glaubt, sie seyen noch viel mehr als das. Aus einer Analysis der bekannten hieroglyphischen Namen der Ptolomäer zieht er den Schluß, daß diese Symbole die Abstammung, die Familienverbindungen und die Herrschaft bezeichneten, kurz daß sie eine Aehnlichkeit mit den spätern Wappenschilden hätten, deren Ursprung vielleicht auf diese Ovale zurückweise. Was es nun auch hiemit für eine Bewandtniß haben mag, so kommt Hr. Wathen jedenfalls auf ein interessantes Resultat, zu dem vielleicht eine architektonische Bemerkung den ersten Anlaß gab. Die Pyramide von Cheops gilt gewöhnlich als eines der ältesten Gebäude in Aegypten, die Eigenthümlichkeiten dieses Riesenbaues aber machen es höchst unwahrscheinlich, daß die Errichtung in die Kindheit des ägyptischen Reichs falle. Die Schwierigkeiten, welche bei dem Bau dieser großen Pyramide überwunden werden mußten, sind sehr bedeutend, das Mauerwerk ist vielleicht das beste in Aegypten, die ungeheuren Granitblöcke, welche die Einfassung der Grabkammer bilden, mußten ein paar hundert Stunden weit von der äthiopischen Gränze nach der Spitze des Delta gebracht werden. Dieser Umstand mag wohl in Hrn. Wathen die Vermuthung erweckt haben, daß diese Pyramide, so wie die zwei andern dazu gehörigen, nicht so alt seyen als man annehme.

Die Engländer verbinden gerne die biblische Geschichte mit ihren Alterthumsforschungen, und dieß thut Hr. Wathen hier nicht ohne Glück. In der Bibel ist öfters von der Reiterei Aegyptens die Rede, während die alten Malereien kaum ein Beispiel von einem ägyptischen Reiter, wohl aber viele Wagen in ihren zahlreichen Schlachtscenen zeigen. Wenn man nun die Ovale der ägyptischen Könige, welche in der jüdischen Geschichte auftreten, naher untersucht, so findet man, daß die meisten entweder von äthiopischer Abkunft oder wenigstens mit der äthiopischen Königsfamilie verwandt waren. Hieraus kann man schließen, daß die Reiterei aus ihren äthiopischen Unterthanen oder Verbündeten bestand. Sisak, der ägyptische König, welcher unter Rehobeam Jerusalem einnahm und den Tempel plünderte, soll nach den jüdischen Geschichtschreibern eine größtentheils aus Aethiopiern bestehende Armee gehabt haben. Hr. Wathen meint, dieß werde durch den Namen des ägyptischen Königs bestätigt, indem eines der Zeichen innerhalb seines Ovals die „Krone des obern Landes" sey. Durch eine Reihe von Beweisen kommt Hr. Wathen zu dem Schluß, daß die Dynastie von Cheops, dem verabscheuten, tempelschänderischen Tyrannen, der die große Pyramide gründete, durch die Todtengerichte aus den Nationalarchiven ausgelöscht worden sey, und daß diese Auslöschung die Zweifel und die Dunkelheit veranlaßt hätten, welche so lange über der Geschichte dieser Könige schwebten; die Angabe von Herodot und Diodor, welche diese Dynastie ins zehnte Jahrhundert vor Chr. setzen, stimme zwar nicht mit Manetho überein, sey aber dennoch die richtige, und die großen Pyramiden, weit entfernt die ältesten Gebäude Aegyptens zu seyn, seyen nahezu die letzten Werke der Pharaonen. Nach dieser neuen Chronologie regierte Cheops etwa 30 bis 40 Jahre nach Sisak, der beladen mit den unermeßlichen Schätzen des salomonischen Tempels nach Aegypten zurückkehrte, und diese Schätze hätten Cheops und seine nächsten Nachfolger in den Stand gesetzt, die drei großen Pyramiden zu bauen, „deren Errichtung ein Königreich seines halben Reichthums hätte berauben können." Diese Ansicht ist sehr sinnreich, ob sie sich freilich sprachlich und historisch durchführen läßt, muß vorerst dahin gestellt bleiben.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Erster Zug.

(Schluß.)

Die Sachen hatten sich besser gestaltet als ich erwartet hatte; mein Vater schien sich schnell von dem erlittenen Schlag zu erholen. Unser Stamm hatte auf einem kecken Einfall in das südliche Gebiet der Krähen furchtbare Rache genommen. Unsere Leute kehrten zurück mit 150 Scalps, 400 Pferden und dem ganzen Vorrath von Mänteln und Tabak, welchen die Krähen kurze Zeit zuvor von den Yankees für ihre Pelze erhalten hatten. Auf lange Zeit hinaus waren die Krähen entmuthigt und gebrochen; kaum trauten sie sich dieß Jahr auf ihre Jagdgründe. Nachstehendes ist die Geschichte des Todes des Fürsten Serravalle, wie ich sie von Augenzeugen habe.

Das Jahr nach unserer Ankunft aus Europa hatte der Fürst die Gelegenheit ergriffen, durch eine Gesellschaft heimziehender Handelsleute Briefe nach St. Louis in Missouri zu senden. Ueber drei Jahre waren ohne Antwort verflossen, aber wenige Tage nach meiner Abreise hatte der Fürst von einer Abtheilung Schoschonen vernommen, daß eine große Karawane im Fort Hall erwartet werde; er beschloß selbst dahin zu gehen, theils um mehrere nothwendige Waaren zu kaufen, theils um neue Instructionen nach St. Louis zu senden. Bei seiner Ankunft im Fort fand er nicht bloß Briefe und mehrere Waarenballen vor, sondern auch einen französischen Gelehrten, den eine gelehrte Gesellschaft nach Californien sandte und der Bischof zu St. Louis an uns empfohlen hatte, und der als Führer fünf französische Biberfänger mitbrachte, welche viele Jahre ihres Lebens damit zugebracht hatten, von den Felsengebirgen nach den südlichen Ufern von Californien zu wandern. Der Fürst ließ seine Schoschonen im Fort, um die Waaren gelegentlich nachzubringen, und brach mit seinen neuen Gästen nach unserer Niederlassung auf. Am zweiten Tage ihrer Reise stießen sie auf eine starke Kriegspartei der Krähen, aber da die Schoschonen damals mit allen ihren Nachbarn im Frieden waren, so hegte man keine Furcht. Die verrätherischen Krähen aber, welche so wenig wie der Fürst um die Nähe einer starken Jagdpartei der Schoschonen wußten, beschlossen eine so gute Gelegenheit, ohne viele Gefahr eine reiche Beute zu machen, sich nicht entschlüpfen zu lassen. Sie ließen die Weißen ihren Weg fortsetzen, folgten ihnen in einiger Entfernung und überfielen sie am Abend so plötzlich, daß sie nicht Zeit hatten zu den Waffen zu greifen.

Die Gefangenen wurden mit Pferden und Gepäck nach der Stelle geführt, wo die Krähen für den Abend angehalten hatten, und sogleich wurde eine Rathsversammlung gebildet. Der Fürst redete den Anführer an und warf ihm bitter seine Verrätherei vor; er kannte die Krähen nicht, welche als die ärgsten, verworfensten Spitzbuben bei allen Jägern und Indianern bekannt sind, denen nur ein Fremdling traut, und die eben so feig als grausam sind. Der Anführer hörte dem Fürsten mit verächtlicher Miene zu, ein deutliches Zeichen, daß er wußte, wer der Fürst sey, und daß er ihm keineswegs sonderlich gewogen sey. Seine Hinterlist und seine Habgier überwogen indeß seinen Haß, und er fragte die Gefangenen, mit was sie sich freikaufen würden. Serravalle versprach zwei Büchsen, zwei Pferde und 100 Dollars, der Krähenanführer erwiederte aber, alles was sie bei ihrer Gefangennahme besessen hätten, sey schon sein Eigenthum und er erwarte weit mehr. Er verlangte, daß ein Canadier mit fünf Krähen und einer Anweisung des Fürsten auf 60 Mäntel, 20 Büchsen und 10 Fäßchen Pulver nach Fort Hall gehen solle. In der Zwischenzeit würde man die Gefangenen in das Land der Krähen bringen, und nach Empfang der Waaren sollten die Weißen in Freiheit gesetzt werden. Der Fürst erkannte nun die Absicht der Feinde, daß man ihn, einmal in den Bergvesten der Krähen, nicht mehr ziehen lassen würde, und verwarf das Angebot; da er indeß Zeit zu gewinnen wünschte, so machte er mehrere andere Vorschläge, die indeß wie natürlich nicht angenommen wurden. Als der Anführer sah, daß er schwerlich etwas weiteres erhalten würde, als was er schon in seine Gewalt bekommen hatte, warf er seine heuchlerische Maske ab, und begann seine Opfer zu verhöhnen.

„Die bleichen Gesichter," sagte er, „sind niedrige Hunde, zu feig gegen die Krähen zu fechten. Sie sind weniger als Weiber, denn sie verbergen sich in den Wohnungen der Schoschonen und leihen ihnen ihre Büchsen, so daß der Stamm, weil er jetzt Waffen und Munition in Fülle hat, stark und von allen gefürchtet ist. Jetzt aber wollen wir die bleichen Gesichter umbringen und sehen, welche Farbe das Blut von Feiglingen hat. Wenn sie todt sind, können sie den Schoschonen keine Büchsen und Pulver mehr geben, dann werden diese wie Prairiehunde sich in ihre Löcher begraben und nicht mehr einem Krähen in den Weg zu kommen sich getrauen."

„Die Krähen," erwiederte der Fürst mit Verachtung, „sollten nicht so laut reden, damit sie nicht von den tapfern Schoschonen gehört werden, und Lügen sollte man nicht in offener Luft aussprechen. Was waren die Krähen, ehe die Weißen an die Ufer des Buona Ventura kamen? Sie hatten kein Land mehr, denn den einen Theil hatten ihnen die Schwarzfüße genommen, den andern die Arapahos und die Schoschonen. Damals waren die Krähen wie Tauben, die der Geier in den Bergen jagt. Sie lagen in tiefen Erdspalten verborgen, und trauten sich nur bei Nacht heraus, so sehr fürchteten sie auf einen Schoschonen zu treffen. Aber die Weißen sammelten die Schoschonen um ihre Niederlassung und lehrten sie in Frieden zu leben mit ihren Nachbarn. Dieß dauerte vier Jahre und die Krähen hatten Zeit andere Wigwams zu bauen. Warum handeln sie wie Wölfe und lästern ihre Wohlthäter, statt ihnen ihre Dankbarkeit zu zeigen?"

Der Fürst, obwohl ein alter Mann, hatte viel Kraft, namentlich wenn sein Blut aufgeregt war. Er war, die Wildheit ausgenommen, ganz zum Schoschonen geworden und verachtete die schurkischen Krähen von ganzem Herzen. Der Häuptling aber faßte fest den Griff seines Tomahaks, denn die bittern Vorwürfe seines Gefangenen hatten ihn tief

verletzt. Plötzlich hörte man ein Rascheln, dann einen scharfen Büchsenschuß, und einer der Krähen fiel nach einem Sprung in die Luft todt nieder.

„Der Anführer hat zu laut gesprochen," sagte der Fürst; „ich höre den Schritt eines Schoschonen, die Krähen würden besser thun in die Berge zu entweichen oder ihr Fleisch wird die Hunde unseres Dorfs nähren!"

Wuth und Haß malte sich in den Zügen des Häuptlings, aber er stand regungslos gleich seinen Leuten, und alle horchten aus welcher Richtung her die Gefahr komme. „Furcht hat die Krähen in Steine verwandelt," begann der Fürst abermals; „was ist aus ihren leichten Füßen geworden? Ich sehe die Schoschonen."

„Der Hund von einem Weißen soll sie nicht mehr sehen!" rief der Wilde und spaltete das Haupt des Unglücklichen mit einem Streich seines Tomahak. Die andern Gefangenen, welche gebunden waren, konnten natürlich keinen Widerstand leisten. Der französische Gelehrte und zwei seiner Führer wurden in Einem Augenblick niedergemetzelt, ehe aber den übrigen dasselbe geschehen konnte, erfolgte eine Salve auf die dichte Schaar der Krähen, die alsbald nach den Wäldern flohen und zwanzig Todte und Verwundete neben ihrem grausamen Anführer zurückließen. Hinter dem Dickicht stürzten dreißig Schoschonen hervor, die sogleich die Jagd begannen und nur einen Mann zurückließen, um die drei übrigen Jäger zu befreien, und über dem Leichnam ihres ermordeten Freundes und Gesetzgebers zu wachen.

Ein hitziges Gewehrfeuer entspann sich zwischen den Schoschonen und Krähen, in welchem letztere zehn weitere Scalps verloren, bis sie endlich einen steilen Berg voll Rissen und Buschwerk erreichten, der ihre weitere Flucht deckte. Die Erschlagenen wurden nach der Niederlassung gebracht, und an demselben Tag, wo man sie begrub, brachen die Schoschonen auf nach dem Lande der Krähen. Den Erfolg dieses Zuges habe ich bereits gemeldet; die drei Jäger fand ich bei meinem Vater, zwei derselben rüsteten sich zum Aufbruch nach Californien; der dritte aber, ein junger Pariser, Namens Gabriel, blieb bei uns.

Als ich in der Versammlung des großen Rathes den Stamm von dem Angriff der Umbiquas auf die Fischerstation benachrichtigte, erhob sich ein lauter Ausruf der Freude. Ich wurde sogleich zu einem Kriegshäuptling ausgerufen, und man beschloß alsbald einen Zug gegen die Umbiquas zu unternehmen, um sie zu strafen. Mein Vater erlaubte mir nicht demselben beizuwohnen, da viel zu thun war, um die Angelegenheiten des Fürsten in Ordnung zu bringen, und die im Fort Hall gemachten Schulden zu bezahlen, ich mußte also zwei Monate lang den Commis machen, Rechnungen schreiben u. dgl., ein Geschäft das mir schlecht behagte. Die Expedition gegen die Umbiquas war noch glücklicher als die gegen die Krähen, und das Jahr war höchst ruhmvoll für die Schoschonen, die seiner lange gedenken werden als eine Zeit, wo Gamaschen und Mocassins wörtlich mit Menschenhaar genäht waren, und die auf der Prairie zerstreuten und begrabenen Gebeine ihrer Feinde selbst die Wölfe abschreckten über den Buona Ventura zu gehen.

Ich hatte die Cachette an unserm Landungsplatz nicht vergessen. Alles wurde nach der Fischerstation gebracht, und da die heißen Sommertage bereits die Niederlassung unangenehm machten, so zogen wir nach dem Meeresufer, während der größte Theil des Stamms nach den Rollprairien des Südens auf die Büffeljagd ging. Die Geschenke der Montereyer waren für meinen Vater ein großer Gewinn. Es befanden sich viele Bücher darunter, die er sich zueignete, und da er zu alt und schwach war, um die Anstrengungen eines Indianerlebens zu ertragen, so lebte er sehr zurückgezogen und beschäftigte sich mit Lesen. Gabriel und Roche blieben bei mir, und obwohl wir in einiger Hinsicht nicht auf einem Fuße der Gleichheit standen, so vereinigte uns doch die Gewohnheit stets beisammen zu seyn und dasselbe Zelt zu theilen zu brüderlicher Freundschaft.

Skizzen aus Algier.

Hospitäler und Behandlung der Kranken in Algier.

(Schluß.)

Der Arzt, der mich hier behandelte, ist durchaus in seinen Manieren das Gegentheil von Hrn. Besseron. Hr. Ceccaldi, Chirurgien-Major, verbindet mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit jene feste Sicherheit in seinem Fache, die, auf ein tiefes Studium der Chirurgie gestützt, glücklich benutzte Erfahrung allein geben kann. Die humane Behandlung seiner Kranken, die stete Erfüllung ihrer Wünsche, so weit sie in seiner Macht steht, das ist's, was Hrn. Ceccaldi so hochverehrt vor jedermann macht. Wer sieht nicht mit Vergnügen die Brust eines solchen Mannes mit dem Ehrenkreuz geschmückt?

Ich war Hrn. Ceccaldi von einem seiner Freunde empfohlen, und ich kann nicht umhin hier von den Gefälligkeiten und Höflichkeiten, womit er mich fortwährend behandelte, eine zu erwähnen, auf die ich stolz bin. Ich bat Hrn. Ceccaldi eines Morgens bei der Visite um Erlaubniß, in die Stadt gehen zu dürfen. Er bewilligte mir sie sogleich, und sich zu dem Aufseher wendend, sagte er ihm: „donnez à cet homme une permission." Ich muß gestehen, wie stieg das Blut ein wenig ins Gesicht, denn wenn man von jemand stets mit zuvorkommender Höflichkeit behandelt ist, schmerzt selbst die kleinste Unhöflichkeit. Am dritten Bett von mir legte Hr. Ceccaldi sein Heft nieder und richtete ungefähr folgende Worte an die ihn begleitenden jungen Aerzte. „Es ist eine häßliche Angewohnheit, meine Herren, sich des Ausdrucks „cet homme," wie ich es so eben that, zu bedienen. Obgleich er wohl richtig ist, so hat er doch, ich glaube, etwas Gehässiges für den, den er bezeichnet. Warum sagt man nicht besser „ce militaire, „ce malade," doch was kann man gegen alte Angewohnheiten machen, sie sind schwer zu bekämpfen." Jedenfalls war dieß eine der feinsten Höflichkeiten, die vielleicht je ein oberer Officier einem Subalternen bewiesen hat, und die mich um so mehr überraschte, da die einst weltberühmte Höflichkeit der Franzosen ganz außerordentlich im Abnehmen ist, und bald dahin führen wird, daß man ihnen Grobheit vorwirft.

Neben Hrn. Ceccaldi erwähne ich die Herren Doctoren Gebrüder Monard, von denen der ältere dem Hospital des Dey's, der jüngere

der Salpetrière als Arzt vorsteht. Selten vielleicht findet man ein so originelles, edles Brüderpaar. Sie sind unzertrennlich von frühester Jugend auf, und ihr ganzes Bestreben richtet sich auf Pflege und Sorgfalt für das kranke Militär. „Ja, wenn es ein Paradies gibt, äußerte sich ein von einer schweren Krankheit genesener Artillerist, die HH. Monard müssen es einst bewohnen.“ Diese Aeußerung gibt den besten Beweis, wie hoch man diese schätzbaren Aerzte achtet und wie beliebt sie sind.

Wenn Aerzte wie Hr. Ceccaldi, die Herren Gebrüder Monard und gewiß noch viele andere, die ich nicht kenne, eine Wohlthat für das so vielfach leidende Militär in Afrika sind, so muß ich doch auch erwähnen, daß sich unter der Menge angehender Mediciner, die hier fungiren, eine große Anzahl befindet, die durchaus nicht an ihrem Platze ist. Es ist wahr, Afrika verlangt mehr Aerzte, als Frankreich in diesem Augenblick liefern kann. Das Gouvernement sieht sich genöthigt junge Leute für den afrikanischen Bedarf zu engagiren, die gar keine oder sehr wenig Erfahrungen in der Arzneikunde besitzen. Studenten, die ein Jahr, oft mehr, oft auch weniger Zeit ihrem Berufe obgelegen, Pharmaceuten, die kaum ihre Lehrzeit bestanden haben, werden nach einer nichtssagenden Prüfung nach Afrika geschickt, um wenigstens die nothwendigste Zahl der officiers de santé zu completiren. Es ist erklärlich, daß viele junge Leute gern in ein Verhältniß treten, das sie zum Officier macht und ihnen 2000 Fr. jährlicher Einkünfte bringt. Aber was nützen sie hier? was kann aus ihnen werden? Nichts, das steht fest. Diese Art Officiere der Gesundheit, die man chirurgions sous-aides auxiliaires nennt, sind mit wenigen Ausnahmen vielleicht zu allem andern nützlich, außer zu dem wozu sie bestimmt sind. Ist es erlaubt, ist es verzeihlich, daß ein Provisor, der drei Jahre in Nancy, ein halbes in Paris Pillen gedreht, Pflaster geschmiert und Recepte gemacht hat, einem Hospital vorsteht, Kranke besucht und behandelt, sie ins Lazareth schickt oder gar Medicamente verordnet? Diese Art Mediciner folgt der Visite und schreibt oft mit Mühe, ich habe es gesehen, die Verordnungen des praktizirenden Arztes auf, ohne zu wissen warum oder wozu. Kaum ist die Visite vorüber, und sie haben ihre Auszüge für Lebensmittel und Medicamente gemacht, dann fliehen sie aus dem Hospital, erholen sich in den Cafés und in ihren Pensionen, und denken so wenig an theoretische Ausbildung, wie sie die praktische vernachlässigen. Afrika ist ein Unglück für diese angehenden Aerzte; denn abgesehen, daß das Klima erschlafft und wenig Lust zum Studiren verleiht, erlaubt ihnen das reichliche Einkommen alle die mannichfachen Gelegenheiten zu benützen, die Algier darbietet, um sich zu belustigen. Es sind denn die Cafés, Restaurateurs und Freudenhäuser die gewöhnlichen Aufenthaltsorte dieser jungen Mediciner, und ich gestehe es offen: es herrscht im allgemeinen ein Ton unter ihnen, der stark an diese Orte erinnert. Ausnahmen gibt es zwar hier wie überall.

Von den vielen merkwürdigen Krankheitsfällen, die ich während meines Aufenthalts in der Salpetrière beobachtet, erwähne ich nur einen, der seiner Seltenheit wegen gewiß interessant ist. Mein linker Nachbar, ein alter Corporal der Veteranen, litt an heftigen Schmerzen in der rechten Lende. Man setzte ihm Schröpfköpfe, bedeckte das leidende Glied mit Cataplasmen, doch der Schmerz verminderte sich wenig, und als sich der Patient eines Morgens behutsam im Bett umzudrehen suchte, brach der kranke Lendenknochen mit einem Knall, der einem Pistolenschuß glich. Die Aerzte untersuchten und konnten sich den Fall nicht erklären. Hr. Ceccaldi aber fragte den armen Veteran, ob er an venerischen Krankheiten gelitten, und der alte Corporal gestand, in seiner Jugend mehrmals damit behaftet gewesen zu seyn. Da nun in jener Zeit diese Krankheit ausschließlich mit Mercur geheilt wurde, so schloß man, und wahrscheinlich höchst richtig, daß der so sonderbare Beinbruch eine Folge davon sey. Man legte, wohl mehr zur Beruhigung des der Verzweiflung nahen Kranken, als in der Absicht eine Heilung zu bewirken, Bandagen an, doch nach wenigen Wochen starb der gute Corporal, während wir frühstückten, an Entkräftung.

Stunden- und tagelang saß ich an der Mauer, welche die Salpetrière vom Hospital des Dey trennt, und schaute auf das ewig neue Meer, das zu meinen Füßen wogte, und mich allein vom Tode der Langweile rettete. Ja, wer nie ein Meer gesehen, wer nie auf seinen Fluthen geschwommen, kann sich keine Idee machen, welchen Reiz, welche Anhänglichkeit dieses furchtbare, kolossale Element im fühlenden Menschen hervorbringt.

Sind die Tage im Hospital schon gräßlich, wie viel mehr sind es nicht die Nächte. Schlaflos liegt man da, Gedanken auf Gedanken durchirren, verwirren den Geist, bis der Ruf eines Schwerkranken, das Stöhnen eines Sterbenden dieselben und die unheimliche Stille des Gemaches unterbricht. Sind dem Kranken seine Bedürfnisse gereicht, hat der Sterbende vollendet, so tritt wieder Ruhe ein, und neben mir liegt — ein Todter. Neuer Stoff zu quälenden Gedanken. Dann plötzlich vom Fieber ergriffen tobt ein anderer in Wahnsinn und Schmerz, bis seine Kräfte ihn verlassen und er erschöpft zusammensinkt. O könnte man schreiben, was oft der Geist in der Fieberhitze hervorsprudelt, wahrlich man würde wunderbare Dinge lesen.

Und nun am frühen Morgen, wenn man die gestern noch Lebenden hinausträgt, — wohin wie alle einst kommen, und neue Kranke sich in das Bett legen, wo man vor wenigen Minuten noch einen Todten sah, — wer mag es nicht mit mir fühlen, wie froh ich war, als ich diesen Aufenthalt verließ, der alles in sich schließt, die menschliche Gebrechlichkeit in ihrem gräßlichsten Lichte zu zeigen.

Miscellen.

Der Kolokali. Dieß ist der indianische Name eines Thieres, das der bekannte Naturforscher Audubon auf seiner Reise in Nordamerika unter 49° 10′ N. B. aufgefunden hat. Das Thier gleicht dem Känguru. Es setzt sich gewöhnlich auf die Hinterbeine, seine Vorderfüße oder Arme sind kurz und mit scharfen Klauen bewaffnet. Um die Mitte des Leibes hat es eine Art Beutel, der viel Oel enthält. Sein Kopf hat zwei Hörner, die denen des Damhirsches gleichen. Sein brauner Pelz ist vortrefflich. Das Gewicht des Thieres, welches vom Kopf bis zum Schwanz 3,12 Metres mißt, beträgt 300 Kilogramme. Das Thier, dessen indianischer Name so viel als der Springer bedeutet, wird gegessen, und das Fleisch soll ganz vortrefflich seyn. Auch läßt sich das Thier leicht zähmen. (Globe vom 24 Dec.)

Neue Gasbeleuchtung und Gasheizung. Das Journal du Commerce d'Anvers meldet, daß Hr. Pelletan aus London wieder in Brüssel eingetroffen sey, und das neue Gaslicht mitgebracht habe, das er erfunden und das schon in England stark in Aufnahme gekommen sey. Jeder Kaufladen, jedes Haus kann zu gleicher Zeit beleuchtet und erwärmt werden, und zwar mit geringern Kosten, als durch alle bis jetzt entdeckten Mittel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schnars.)

Dritter Abschnitt.

Ich verließ gegen 7 Uhr an einem kalten Morgen Ariano, wo ich die Nacht einen harten Kampf mit den Feinden des Herrn Nicolai bestanden, begleitet von zwei vierspännigen Landkutschen, die mit Menschen der verschiedenartigsten Stände übermäßig vollgepfropft waren; es war so kalt, daß ein dicker Beduinenmantel kaum Schutz gewährte, und an dem Punkte, Camporeale genannt, hausten die Winde dergestalt, daß die Pferde kaum dagegen fortarbeiten konnten. Mein Kutscher nannte diesen Windpaß „Gambriale" (faule neapolitanische Mundart), und machte mich auf ein Kreuz aufmerksam, welches einem im Winde verunglückten Fuhrmann zu Ehren errichtet seyn sollte. Bald senkte sich der Weg und wir zogen in das Valle di Bovino hinunter, einst der hier hausenden Räuber wegen Valle Tremenda genannt, und wahrlich! die Zeit ist noch nicht lange verstrichen, wo der Unglückliche, über den eine Reise durch dieß Thal verhängt worden, vorher sein Testament machte, die letzten Tröstungen der Religion empfing und seine Familie und seine Freunde wie zu einem ewigen Abschiede umarmte. Mehrere Miglien lang schlängelt sich dieses Thal nicht ohne manche pittoreske Punkte aus dem Gebirge in die Ebene Pugliens; früher waren die Berge rechts und links mit Wald bekleidet, jetzt ist dieser Wald gelichtet; an mehreren Stellen befinden sich Gendarmerieposten, die Räuber sind eingefangen und man reist bei Tage ziemlich sicher hindurch. Man hat die Provinz Capitanata betreten; Trevico und Bovino *) bleiben rechts hoch oben auf kalter Felsenhöhe und ersteres erinnert an die Villa „Lacrymoso non sine fumo" und an den Wanderer, der vor beinahe zweitausend Jahren dort oben durch die feuchten Waldungen fröhlich und guter Dinge dahinzog. Das Thal wird breiter und zeigt die Spuren einer fürchterlichen Wasserverheerung vom September des Jahres 1841; an einer steilen Wand arbeiteten mehrere Leute fast in der Luft schwebend, an dürrem Gesträuch sich haltend, schwindelfrei aber dennoch in Lebensgefahr; man erreicht eine große Taverne in der Nähe des sogenannten Ponte di Bovino, der Anfang der pugliesischen Ebene erscheint, die Straße theilt sich in zwei Arme, von denen der rechtslaufende direct nach Cerignola führt; wir verfolgen den linken Arm nach Foggia: das Terrain wird immer baumloser und sumpfiger, endlich überschreitet man einen Hügel, Monte Calvello genannt, und nun öffnet sich den überraschten Blicken die ganze große Ebene, das Schachbrett Apuliens (Tavoliere di Puglia) genannt. In der Mitte dieser baumlosen, durchaus flachen Strecke liegt eine Häusermasse, das ist Foggia, links schimmert das Gargano-Gebirge hervor, gerade vor uns das Meer, rechts verliert sich der Blick in der einförmigen unermeßlichen Fläche, jetzt noch mit frischem Gras und weidenden Heerden bedeckt, bald aber ein verbrannter, glühender und unwirthbarer Landesstrich. Nach Schatten und Kühlung mich sehnend kam ich bald nach Mittag in dem freundlichen und wohlhabenden Foggia, der dritten Stadt des Reichs diesseits des Pharus, an, Troja und das alte Luceria links lassend.

*) Bovino ist das alte Vibinum.

Bevor ich das originelle, nicht uninteressante Foggia, welches die Pugliesen mit Stolz, — weil es eine Villa reale und neapolitanisches Straßenpflaster hat — Klein-Neapel nennen, in seinem Innern schildere mögen einige Bemerkungen über das Tavoliere di Puglia selbst hier ihre Stelle finden. Hierüber ist in neuerer Zeit mancherlei zusammengeschrieben, ja einige Franzosen haben es mit denselben Augen angesehen, wie Frau von Genlis die Lüneburger-Haide, und der Stolz der gastfreien und wackern Pugliesen ist bitter gekränkt worden, einem „peuple sauvage" oder noch poetischer: „theokritischen Rinderhirten" gleichgeschätzt worden zu seyn. Mit gerechter Entrüstung vertheidigt daher der Professor Cagnazzi in seiner Schrift: „Lettera sul Tavoliere di Puglia," diesen Landstrich gegen einige Behauptungen in Sismondi's: „Nouveaux

principes d'Economie politique ou de la Richesse dans ses rapports avec la population." Paris 1819. — Staatsmänner und Oekonomen wie Filangieri, Tommasi, Gagliardi, Targioni, de Dominicis, Galanti ꝛc. haben dem Tavoliere ihre besondere Aufmerksamkeit in Werken und Schriften geschenkt; der thätige Alfan di Rivera hat großartige, — obschon vielfach angefochtene Plane zur Verbesserung desselben den Ministerien eingereicht und die ganze Provinz Capitanata erfreut sich der sorgfältigsten geographischen und statistischen Bearbeitungen. Aus der großeren Masse führe ich hier nur folgende Schriften an:

Vivenzio: Considerazioni sul tavoliere di Puglia.
Rosati: Le industrie di Puglia. Foggia 1808.
Patini: Saggio sopra il systema della Puglia, suoi difetti e mezzi di riformarlo. Nap. 1783.
Cagnazzi: Saggio sulla popolazione del regno di Puglia nei passati tempi e nel pressente. Nap. 1820.
Perifano: Diomede in Puglia. Nap. 1823.
Longano: Viaggio per la Capitanata. Nap.. 1790.
Itinerario da Napoli a Lecce e nelle provincia di Terra d'Otranto. (p. G. C. G.) Nap. 1831.
Le Puglie: p. Cesare Malpica. Napoli 1841.

Alfons I von Aragonien, dem Industrie ganz besonders am Herzen lag, war durch die Einführung spanischer edler Racen von Schafen u. s. w. bemüht, der Wolle *) Apuliens, so wie der ganzen Viehzucht dieses Landes wiederum zu ihrem alten Rufe und Glanze zu verhelfen; er schuf demnach Gesetze, die mit der Zeit zu einem förmlichen Codex heranwuchsen und diejenigen, welche sich ausschließlich der Viehzucht widmeten, auf Kosten der Ackerbauer begünstigten. Im Laufe der Zeiten entwickelten sich hieraus große Nachtheile und Streitigkeiten, zumal in den Theilen des Tavoliere, welche zu den benachbarten Provinzen gehörten. Unter der bourbonischen Regierung beschäftigte man sich ernstlich mit der Abhülfe derselben, mit einer Regulirung der von Alfons im fünfzehnten Jahrhunderte festgestellten Ansichten und Einrichtungen, aber große Hindernisse, im Feudalsysteme beruhend, die ich hier nicht berühren kann, stellten sich entgegen — Hindernisse, die selbst einen Filangieri abschreckten. Während der militärischen Occupation Neapels erschienen nun Gesetze, welche allzu gewaltsam und einseitig alle Vorrechte der Viehzucht aufheben und ohne Berücksichtigung der Localverhältnisse, der mangelnden Bevölkerung, der klimatischen Eigenthümlichkeiten, Frucht und Ackerbau aufs schleunigste hervorrufen sollten. Hierüber entstanden neue große Verwirrungen; der Handel mit den Küsten des schwarzen Meers überschwemmte diejenigen des Mittelmeers mit Cerealien, deren Preise im Vergleich mit denen der Wolle stets schwankten; es kam noch hinzu, daß auf alle diejenigen, welche ihrem Könige nach Sicilien gefolgt waren, durchaus keine Rücksicht genommen war und somit hatte die wiederkehrende Regierung wahrlich einen schweren Stand bei der Regulirung dieser, das Tavoliere di Puglia anbetreffenden Angelegenheit. Dennoch wurde diese schwierige Frage gelöst, man ging den weisen Weg eines juste milieu und stellte in einem Gesetze vom 13 Januar 1817 manches zu Gunsten des früher bestandenen fest, ohne jedoch alle die alten Gebrechen wieder mit aufzunehmen. Seitdem sind noch manche sorgfältige und weise Verfügungen erlassen, die der aufmerksame Beobachter als solche erkennt und worüber er bei dem Besuche der gegenwärtig blühenden Städte und Ortschaften herzliche Freude empfindet, die jedoch Phantasten und übelwollende Raisonneurs vielfach verdächtigt haben. So glaube ich in aller Kürze diesen Gegenstand beleuchtet zu haben. Das ganze Tavoliere enthält 15,600 Carri oder 936,000 Moggia **), 12,341 in der Provinz Capitanata, 3,259 Carri in den Provinzen Basilicata und Bari. Die ganze Provinz Capitanata enthält 2,359 Quadrat-Miglien und ungefähr 270,000 Einwohner. Durch verschiedenartige Institute ist sowohl für die Beförderung des Ackerbaues als auch der Viehzucht nach Kräften gesorgt und es steht zu hoffen, daß auch hier endlich beide, wie Varro 1,2 sagt, „in harmonischen Accorden wie zwei gleichgestimmte Flöten" sich vereinen.

Foggia, an der Stelle erbaut, wo einst das alte Arpi stand, macht einen sehr freundlichen Eindruck; von weitem verglich ich es mit der hannover'schen Stadt Celle und im Innern wurden ebenfalls häufig Erinnerungen an Städte des deutschen Vaterlandes in mir rege; es hat breite und helle Straßen mit modernen Gebäuden und eleganten Läden, schöne Kirchen, freie Plätze, stattliche Magistratsgebäude und eine reinlichere, mit mehr Ruhe und Anstand auftretende Bevölkerung als die meisten Städte des Mittelmeers — eine Bemerkung, die auf alle von mir besuchten Ortschaften der adriatischen Küste vollkommen paßt. Eine Art von Vorstadt wird, nach der Seite von Troja hin, durch zwei Reihen einstöckiger Häuser gebildet, die in einem spitzen Dachwinkel enden, offenbar eine Nachahmung von Zelten und somit ein nicht unpassender Vorhof für die Hauptstadt des heerdenreichen Apuliens. Der beste Gasthof, von einem Fajella geleitet, nahm mich auf und ich sollte hier — so recht nach neapolitanischer Weise — geprellt werden. So beschloß es wenigstens das saubere Personale, die Wirthin an der Spitze, im Nebenzimmer und ich hörte mit großem Ergötzen diesen Plan mit an; man wollte mir unter anderem ein Zimmer mit drei Betten geben die ich denn alle drei honoriren sollte; man hielt mich für einen Milordo inglese, rieb sich beutelustig die Hände und ihre gierigen Blicke durchbohrten in der Phantasie meinen Geldbeutel, den ich Gottlob noch gefüllt in der Tasche hatte. Ich schickte nun in aller Stille meinen Bedienten zu den Herrn B. A. und G. an welche ich empfohlen war, ging mit einem derselben, der sich freundlich und gefällig sogleich zu mir bemüht hatte, zum Wirthe und setzte diesem auseinander, daß ich zufällig Ohrenzeuge eines Complots gegen mich ge-

*) Velleribus primis Apulia, Parma secundis Nobilis; Altinum tertia laudat ovis. Mart. Epigr. 14. cf. Horat. Od. 3, 15, 14.

**) Ein pugliesischer Moggio besteht aus 1,200 Quadratschritten und ein Schritt (passo) ist der tausendste Theil einer italienischen Meile (60 auf einen Grad).

worden, weßhalb ich seine Räuberhöhle mit einem anständigeren Hause vertauschen werde. Diese Erklärung in Gegenwart eines ihm wohlbekannten geachteten Mannes beschämte ihn tief; Wirthin, Töchter und Mägde fingen an zu weinen und ein verschmitzter neapolitanischer Kellner warf mir sogar einige drohende Blicke nach und verrieth sich somit als den Anstifter der ganzen Komödie. Ich ging in ein Privathaus zu sehr wackern Leuten, die in ihrem Patriotismus sich durch den mir gewordenen Empfang im Gasthause beleidigt fühlten, mich auf ihren Handen trugen und zu längerem Bleiben einluden. Da der große Umweg von Campobasso über Avellino hieher mir jedoch drei Tage geraubt hatte, so mußte ich meine Zeit sehr genau eintheilen und leider auf manche andere angenehme Bekanntschaften verzichten.

Man führte mich zuerst durch einen schönen Porticus mit vielen Säulen, in die neue Villa, die nach dem Muster der neapolitanischen, mit vielerlei Pflanzen und Blumen ausgestattet und mit einem Bosket versehen ist, aber auch denselben steifen Charakter trägt. Ich zweifle, daß hier in hohen Sommertagen Schatten zu finden seyn wird, aber ich zweifle noch mehr, daß überhaupt dieser Garten zu irgend einer Jahreszeit fleißig besucht wird. Foggia ist Hauptstadt der Provinz und mußte als solche mit einer Villa, einem stattlichen Theater, einem botanischen Garten, einer Bibliothek versehen werden. So wollte es der Anstand, die Mode. Der botanische Garten ist ein verwildertes Stück Gartenland, in welchem alles wie Kraut und Rüben durcheinander wächst, das neue Theater ein geschmackvolles, im Innern sehr bequem eingerichtetes Gebaude und die kleine Bibliothek eine sehr artige Sammlung werthvoller Werke größtentheils von neapolitanischen Schriftstellern. Der Minister Santangelo, die Herren Lotti, Perifano und Varo haben sich Verdienste um dieselbe erworben, letzterer indem er seine Privatbibliothek der Stadt schenkte und sie hieher verlegte. Sie enthält auch eine kleine Sammlung von Mineralien, Petrefacten und mehreren Vasen, welche in der Gegend des alten Siponto und auf dem Schlachtfelde von Cannae gefunden worden.

Ich besuchte dieselbe zweimal, um einige Notizen aus Giustiniani's Dizionario geografico del Regno zu nehmen, fand aber stets das Local verschlossen. Der Campo santo, ebenfalls eine Schöpfung Santangelo's, des früheren Intendanten dieser Provinz, verdient ebenfalls einen Besuch; die Kirchen sind freundlich und an manchen derselben gothische Bauart in Fragmenten zu erkennen, Kunstschätze enthalten sie aber nicht; ein Krankenhaus und ein Armenhaus sollen gewissenhaft verwaltet werden und das neu erbaute Waisenhaus, das Christinenstift genannt, um das Andenken der verstorbenen, überaus wohlthätigen Königin zu ehren, gehört zu den schönsten und schimmerndsten Gebänden der Stadt. Die Schulen der Stadt sollen von trefflichen Lehrern geleitet werden, jedes Jahr soll eine große öffentliche Prüfung stattfinden, ebenso ein Jahrmarkt, der zu den größeren und besuchteren des ganzen Königreichs gehört. Eine Kunst-, Producten- und Gewerbeausstellung ist in neuester Zeit alljährlich für die Provinz angeordnet worden. Höchst interessant für den Fremden sind die großen Getreide-Magazine der Stadt, welche Piano della Croce genannt und nach altehrwürdiger Weise, — wo das Vertrauen und die Ehrlichkeit die Hauptwächter und Hauptverwalter sind — beaufsichtigt werden; es sind große unterirdische Hallen in verschiedene Abtheilungen für die verschiedenen Besitzer getheilt. Der erste Aufseher soll besondere Vorrechte genießen, das Recht haben ein besonderes Costüm zu tragen und dieß erinnert ganz an das Zunftwesen des Mittelalters, wovon sich in den norddeutschen Handelsstädten noch so manche barocke, von den Vätern des Staats wohlgenährte Ueberreste vorfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Reise von Dschidda nach Tayf.

Der Weg von Dschidda nach Tayf führt zuerst über öde Sandberge, wo keine Quelle sprudelt, wo kein Baum Schatten spendet. Nach einem dreistündigen Marsch betraten wir eine hügelige Gegend, woselbst wir ein Kaffeehaus fanden und einen Brunnen, Ragam geheißen. Wir setzten unsere Reise in einem breiten sich durch diese Hügel windenden Thal fort, und hielten uns eine kurze Zeit, nachdem wir drei Meilen zurückgelegt hatten, bei dem Kaffeehaus und Brunnen El Beyadhie-auf. Von da erreichten wir in anderthalb Stunden eine ähnliche Station, wo wir eine Karawane Pilgrime einholten. Besagte Kaffeehäuser sind elende Gebände mit halbzerstörten Mauern und Dächern aus Strauchwerk, und man kann nichts anderes als Wasser und Kaffee erhalten. Früher, so sagt man, waren an dieser vielbesuchten Straße zwölf Kaffeehäuser, welche dem Wanderer zwischen Dschidda und der heiligen Stadt Mekka Erfrischungen jeder Art darboten. Die wenigen Kaffeebuden, welche noch vorhanden sind, werden von Arabern vom Stamm Lahia gehalten, dessen Familien Beduinen sind und mit ihren Heerden zwischen den Hügeln hausen. Nach acht Stunden, um Sonnenaufgang, erreichten wir Bara, eine Gruppe von etwa zwanzig Hütten mit Brunnen und Palmbäumen; in zehn Buden wurden Reis, Butter, Datteln und Kaffeebohnen verkauft. Dieß ist, was die Araber einen Suk oder Marktplatz nennen, dergleichen man bei jeder Station in dieser Bergkette bis nach Yemen antrifft. Nachdem wir zwei Stunden weiter über die Ebene gezogen waren, hielten wir bei Hadda, einem dem vorigen ähnlichen Suk. Zwischen Bara und Hadda gewahrt man auf einem in der Ebene isolirt liegenden kleinen Hügel die Ruinen einer alten Veste.

Die Karawane von Dschidda nach Mekka bleibt während des Tages zu Bara oder Hadda; so verlangt es der allgemeine Brauch der Hedschas-araber, die nur des Nachts reisen, um den Kamelen Zeit zum Füttern zu lassen, indem diese merkwürdigen Thiere niemals bei der Nacht fressen. Wir ließen uns zu Hadda im Schatten eines geräumigen Kaffeehauses nieder, wo wir einen bunten Schwarm von Türken und Arabern, die auf der Pilgerfahrt nach Mekka begriffen waren, jeden auf seinem schmalen Teppich ausgestreckt, fanden. Einige Kaufleute von Tayf hatten eben eine Ladung Trauben hereingebracht; sobald die Körbe geöffnet wurden, fiel die ganze Reisegesellschaft darüber her und bald war der ganze Vorrath verzehrt; der Eigenthümer wurde jedoch nachher bezahlt. Zu Hadda ziehen die Bewohner von Dschidda, wenn

sie eine Wallfahrt nach Mekka machen, den Ihram oder das Pilgerkleid an. Nach dem Gesetz der Moslems ist jeder verbunden es zu tragen, er mag einen Rang haben welchen er will, wenn er das heilige Gebiet von Mekka betritt; bis er den Tempel besucht hat, darf er es nicht ablegen; ein rechtgläubiger Mohammedaner geht niemals nach Dschidda, ohne seinen Ihram mitzunehmen. Einige türkische Soldaten, welche hier waren, legten des Mittags das Pilgergewand mit der vorgeschriebenen Ceremonie an; diese besteht in einer Abwaschung und gänzlichen Reinigung, in einer lauten Erklärung des Acts der Einkleidung, einem Gebet von zwei Strophen und wiederholten frommen Ausrufungen. Wenn es eine Zeit des Kriegs ist, tragen die türkischen Soldaten über dem Pilgerkleid ihre blanken Waffen.

In großen Krügen wird zu Hadda das gute Wasser aufbewahrt, welches von einem eine halbe Stunde entfernten Brunnen herbeigeschafft wird. In Hütten von Gesträuch wohnen arme arabische Taglöhner, mit harter Arbeit ihr Leben fristend. Die Kaffeehäuser von Hadda sind auch nichts anderes als geräumige auf Pfählen ruhende Hütten, in welchen des Kaffeewirths Herd in einer Ecke angebracht ist. Sie werden von zahlreichen Ratten, die dreister sind, als ich sie je sah, heimgesucht.

Wir schieden von Hadda um fünf Uhr Abends; die Straße führte über die Ebene fort; der dürre Sandboden ist an einigen Stellen mit Thon gemischt und könnte leicht durch Graben von Brunnen cultivirt werden. Eine Stunde von Hadda sahen wir zu unserer Linken auf der Ebene einige Dattelbäume; es fließt hier ein klarer Bach, der früher einige Felder bewässert hatte. Nach zwei Stunden gelangten wir an das Kaffeehaus Shemeisa, hinter welchem man den Berg gleichen Namens erblickt; von diesem Dschebel Shemeisa wurde, den Historikern von Mekka zufolge, der Marmor zu mancher Tempelsäule der heiligen Stadt genommen, und der arabische Poet Asraki hat in einem didaktischen Gedicht diesen berühmten Berg gefeiert. An dem Berge, nahe bei der Hütte, wo guter Kaffee geboten wird, ist ein Brunnen mit trefflichem Wasser; dieser schöne Born, singt Asraki, spendet den müden Wallfahrern seinen köstlichen Labetrank, und sie fühlen sich gestärkt durch die Gnade Gottes und ziehen weiter durch die Thäler von Hedschas. Eine Meile weiter ist der große Brunnen von Hadschali, welcher die Kameltreiber der syrischen Pilgerkarawane versorgt.

Da ich, seit ich Dschidda verlassen, keinen Augenblick geschlafen hatte, legte ich mich in den Sand und schlief bis zu Tagesanbruch, während meine Gesellschaft ihren Weg nach Mekka fortsetzte. Mein Führer allein blieb bei mir zurück; aber seine Sorge für die Sicherheit der Kamele gestattete ihm nicht, die Augen zu schließen. Die Straße von Dschidda nach Mekka ist stets von verdächtigen Personen besucht, und da man des Nachts reist, werden einzelne Wanderer leicht geplündert. Nahe bei dem Brunnen von Hadschali sind die Trümmer eines alten von Steinen erbauten Dorfes, und in dem Thal gewahrt man Spuren früherer Cultur.

Eine halbe Stunde von Hadschali kamen wir zu einer kleinen von Mauern umgebenen Dattelpflanzung, in deren Schatten der hochverehrte Scheik Mahmud begraben liegt, ein Heiliger, den das Volk der Umgegend in hohen Ehren hält. Nach kurzer Rast erreichten wir die Ebene, wo die Karawane der syrischen Pilger gewöhnlich lagert; diese Ebene ist von niedrigen Bergen umgeben, drei Meilen lang und eine breit und durch eine dichte Reihe von Hügeln von dem Thal von Mekka getrennt; über diese Hügel hat man mit lobenswerther Anstrengung eine Straße gebahnt, die über Höhen und Felsen sich hinwindet. Diese Straße stiegen wir hinan und kamen an zwei Wachtthürmen vorbei, welche der Scherif Galib erbaut hat. Schlängelnde Thäler, von größerer oder geringerer Breite, mit Sand bedeckt und beinahe von aller Vegetation entblößt, mit gleich unfruchtbaren Hügeln zu beiden Seiten führen nach Wadi Muna. Hier fließt der Canal vorbei, welcher Mekka mit süßem Wasser versorgt, und man gewahrt den kegelförmigen Dschebel el Nur, den von den Pilgern für heilig gehaltenen Berg. An einem großen aus Steinen gebauten Wasserbecken kamen wir vorbei, welches zur Erquickung der frommen Pilger während der großen Wallfahrt mit Wasser aus dem vorbeiströmenden Canal gefüllt wird. Eines der Seitenthäler zwischen Mekka und Wadi Muna heißt Mohab; es wird viel besucht, denn es knüpfen sich an dieses Thal große Erinnerungen aus dem Leben des Propheten. El Fasi, der Historiker, sagt, daß vordem zwischen Mekka und Wadi Muna sechzehn Brunnen gewesen seyen. Nahe bei der Straße erblickten wir ein kleines, von einer Salzquelle bewässertes Feld, wo einige Beduinen Zwiebeln und Lauch für den Markt von Mekka bauen.

Bei Bir Baschan öffnet sich die Gegend weit nach Norden und Süden und man erblickt die Berge von Tayf in ihrer vollen Höhe. Dann erreichten wir Alamin, zwei steinerne Gebäude, an jeder Seite der Straße eines, etwa hundert Schritte von einander entfernt, zwischen welchen die Pilger, wenn sie nach Arafat ziehen, besonders aber wenn sie von da zurückkehren, durchgehen müssen. Sie sind von grobem Mauerwerk, weiß getüncht und sollen von einem ägyptischen Bey erbaut seyn. Zur Linken, am Ausgang der Ebene, erblickt man den niedern Berg von Arafat, ein Heiligthum der Moslems. Die Ebene ist mit allerlei Gesträuch, Kameldorn und Akazienbäumen bedeckt; von diesen darf man nicht das kleinste Aestchen nehmen, weil die Bäume auf heiligem Boden stehen. Als wir zum östlichen Ende der Ebene gelangt waren, erreichten wir eine malerische Gruppe arabischer Hütten, denen von Hadda ähnlich; sie werden von Koreischiten bewohnt, von Nachkommen jenes glorreichen Beduinenstammes; in einem Thal, das sich südwärts erstreckt und von einem muntern Bächlein durchplätschert wird, bauen sie Gemüse für den Markt von Mekka, halten auch einige Dutzend Ziegen und eine kleine Schafheerde. Wir ruhten hier einige Stunden, labten uns mit Milch und Dattelkuchen und plauderten mit den Koreischiten. Nun kam noch eine kleine Karawane von Tayf, die den Arabern vollauf zu thun gab. Es wurden zwei Schafe geschlachtet, aus den Hütten Töpfe und sonstige Kochgeschirre herbeigeholt, Frauen und Knaben liefen hin und her, zur Mithülfe bereit. Bald prasselte vor den Hütten ein mächtiges Feuer, in denselben war man gleichfalls thätig für uns mit Rösten, Sieden, Braten und Backen; unweit davon wurden die Kamele getränkt und einige Schritte weiter gewahrte man drei schöne Mograbim betend und in Andacht versunken, bekleidet mit dem weißen Pilgergewand. Es war eine complete orientalische Idylle, die schönste, die ich je sah; es war eine wahrhaft pittoreske Scene, würdig des Pinsels eines Nikolas Poussin. (Fortsetzung folgt.)

Umfang von Paris. Die Oberfläche desselben, wie sie von der jetzigen Umfangsmauer eingeschlossen wird, beträgt 34,398,800 □ Metres. Wenn Paris die jetzige fortlaufende Ringmauer zur Gränze haben wird, so wird die Oberfläche 267,558,000 □ Metres oder ungefähr die Oberfläche der Stadt London haben. (Monit. industr. 24 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1841.

Englische Colonien.

Canada.

Am 29 September wurde das vereinigte canadische Parlament eröffnet, und Ende Novembers ist bereits das Ministerium aufgelöst und der General-Gouverneur will nach einer noch nicht einjährigen Amtsverwaltung nach England zurückkehren, augenscheinlich weil er die Hoffnung aufgegeben, die dort streitenden Elemente zu versöhnen. Wäre dieß bloß ein Streit, der die innern Verhältnisse Canada's betrifft, so könnten wir denselben nahezu ganz übergehen, aber der Einfluß desselben hat eine viel weitere Bedeutung. So viel uns jetzt, namentlich nach der Colonial Gazette *) die Acten des Streits vorliegen, so scheint derselbe hauptsächlich sich darüber entsponnen zu haben, daß die französisch-canadische Partei und ihre Verbündeten unter den Engländern Montreal in Untercanada zur Hauptstadt der vereinigten Lande machen wollten, während die streng englische Partei den Sitz der Regierung zu Kingstun in Obercanada behalten wollte. Dieß war indeß nur die Veranlassung, denn der Streit liegt wieder in der Verschiedenheit der Racen. Die Regierung, dem republicanischen Geist der englischen Obercanadier mißtrauend, neigt sich zu den französischen Canadiern, diese aber benützen die augenblickliche Gunst der Regierung, um ihrem Stamm wieder zu größerer Macht zu verhelfen. Bei der durch die Macht des englischen Parlaments ausgesprochenen Union wurden die französischen Canadier, obgleich die Hälfte der Gesammtbevölkerung, nur mit einem Viertheil der Repräsentanten bedacht, um sie in politischer Unterwürfigkeit zu halten. Das neue französisch-canadische Ministerium aber trug auf einen Census Niedercanada's an, augenscheinlich mit dem Zweck im Hintergrund, die ungerechte Behandlung gehörig ins Licht treten zu lassen, und die Vertheilung der Repräsentantenzahl mit der Zeit zu ändern. Auf der andern Seite strebte dieß Ministerium, die bisherige Colonisationsordnung, welche den französischen Canadiern sehr nachtheilig war, zu verändern, um auch die Ausbreitung dieser letztern zu sichern, und dadurch einem künftigen Uebergewicht der Engländer zu entgehen. Dieß regte einen wahren Sturm auf. Als sich die Repräsentantenkammer mit einem Mehr von 2:1 für Montreal als künftigen Regierungssitz aussprach, entfernte sich die streng englische Minorität völlig, und da die Mehrzahl des sogenannten legislativen Raths gleichfalls aus strengen Engländern oder aus politisch nicht bedeutenden Leuten besteht, welche nicht wagen dem Sturm Trotz zu bieten, so reichte dieser seine Entlassung ein, so daß jetzt Sir Ch. Metcalfe dasteht als der Beschützer einer dem englischen Interesse feindseligen französisch-canadischen Partei, die sich im Besitz der Macht oder wenigstens des Ministeriums befindet, und als Gegner der eigentlich englischen Partei. Zudem spuken wieder geheime Gesellschaften im Lande, die man durch ein eigenes Gesetz bekämpfen zu müssen glaubt. Sir Ch. Metcalfe kann in keiner Hauptfrage seinen Willen geltend machen, und hat unter dem Vorwand schlechter Gesundheit seinen Posten niedergelegt. Der alte Racenstreit ist wieder in vollem Zuge und die Nordamerikaner, ohnehin mit England wegen Texas und dem Oregongebiet sehr gespannt, werfen wieder begehrliche Blicke hinüber nach Canada. So scheint die Arbeit mehrerer Jahre umsonst, und Lord Durhams System einer Ausgleichung des Streits ist gescheitert.

*) Diese ist jetzt in den Händen eines Mannes, der augenscheinlich mit dem Colonialamt liirt ist, und die Auszüge aus den Colonialblättern in einer Art gibt, daß man den Grund des Streits nicht genügend erkennen kann. Es bedarf indeß nur einiger Kenntniß des frühern Zustandes — in welchem Betracht wir auf Nr. 69 u. 304 des Jahres 1842 verweisen — um die Gründe ohne Mühe zu errathen.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das interessanteste, was Foggia in meinen Augen aufzuweisen hat, ist das schwache Fragment des herrlichen Kaiserpalastes des herrlichen Hohenstaufen Friedrichs II. Es

befindet sich in der Nähe des Thors, welches nach Manfredonia zuführt und besteht aus einem gothischen Portal, zweien Adlern zur Seite, einer lateinischen Inschrift *) und der Jahrszahl 1222 (wenn ich nicht sehr irre). Hätte ich nicht gewiß vermuthet, daß dieses Fragment mittelalterlicher Architektur von dem kenntnißreichen und thätigen Dr. Heinrich Schultz, — auf dessen Bekanntschaft so viele tüchtige Männer der Provinzen, die ich bereiste, stolz waren — wie so viele andere Fragmente dieser Epoche gezeichnet und gehörig gewürdigt worden, ich würde keine Mühe und Kosten gescheut haben, alle die schwachen Ueberbleibsel jener schönen Geschichtsperiode in Abbildungen zu sammeln. Im Kaiserpalaste zu Foggia starb Friedrichs dritte Gemahlin, die schöne Isabelle von England. Ein ähnliches Portal soll sich in der Stadt Troja finden, doch das italienische Troja besuchte ich leider nicht. Im bischöflichen Palaste daselbst war 1204 die Stadt Foggia abgemalt. „Unter Friedrich II ward die gothische Baukunst mit großer Einsicht und vielem Geschmack auf Schlösser und Paläste angewendet," sagt v. Raumer und wahrlich, man findet dieß an vielen Orten bestätigt, in Lucera, im Castello di Pesile, in der Basilicata, in Altamura, in Apulien u. s. w. Im Jahre 1240 hielt Friedrich in Foggia eine Art von Parlamentsversammlung, Manfred schlug hier das Heer Innocenz IV und Karl von Anjou strafte die Stadt, weil sie sich für Conradin erklärt und dem rechtmäßigen Herrscherstamme treu gezeigt hatte. — In der Umgegend Foggia's und in Foggia selbst werden Münzen gefunden mit den griechischen Wörtern: *ΑΡΠΑΝΟΥ* oder *ΑΡΠΑΝΩΝ*, einem Eber, einem Stier, einer Kornähre oder einem springenden Pferde und Mazzocchi glaubt, daß von diesem Eber, aper, die Stadt die hier stand, den Namen Arpi empfangen; es kommen jedoch auf anderen Münzen die Wörter *ΠΟΥΛΛΙ* und *ΠΥΛΛΟ* vor und der Geograph Stephanus behauptet, daß Arpi früher Lampe, dann Argyrippa **) und nach der Zerstörung Troja's von Diomedes mit neuen Mauern umgeben und *Ἄργος Ἵππιον*, Argos Hippium genannt worden sey. Strabo und Virgil 11, 243 lassen sie von Diomedes erbauen. Noch im vierten Jahrhundert wird auf dem Concilium von Arles eines Bischofs von Arpi erwähnt, dann verschwinden Stadt und Name spurlos.

Ich hatte alles gesehen was in Foggia zu sehen war, sagte meinen freundlichen Führern herzlichen Dank und fuhr nach anderthalbtägigem Aufenthalt an einem überaus kühlen Frühlingsmorgen nach Manfredonia, 20 Miglien von Foggia entfernt. Der Weg ist langweilig und nur das immer näher rückende Gargano-Gebirge, das jedoch an Reichthum und Schönheit der Formen dem eigentlichen Apenninenkamme weit nachsteht, tröstet einigermaßen. Hinter Foggia sind einige Getreidefelder, dann beginnt das Terrain der Heerden; ich sah große Heerden von Ziegen, Schafen und Büffeln; letztere wild und scheu umherblickend, aber von den Glockenklängen meiner Pferde die Flucht ergreifend. Die Milch der Büffelkuh wird überall für gesund und leicht nährend gehalten; ich habe sie häufig genossen und schätze sie, sowie alle die schönen vielnamigen Gerichte die man aus ihr bereitet (Latticini und Bessolini genannt) sehr hoch. Auf der Hälfte des sehr gut erhaltenen Weges kommt man auf einer Brücke über den Fluß Candelaro, der große Strecken der Ebene versumpft, durch den Pantano salso geht und sich träge ins adriatische Meer hineinschleppt. Die Kräuter-Vegetation dieser Ebene schien mir nicht sehr reich, eine Art großen wilden Fänchels bildete lange Boskets; die Blüthen desselben zieren die Karren der Frachtfuhrleute, die aus ganz Puglien nach Neapel ziehen, gerade so wie bei uns das junge Birkenreis, an manchen Orten Deutschlands „Maienbäume" genannt, und ich wunderte mich nicht wenig, nach dem Namen dieser großen gelben Blumen fragend, die wie die Aloëblüthen sich verästeln, einstimmig die Antwort „Maggio" (Mai) zu erhalten. Hinter dem Ponte di Candelaro hebt sich der Weg etwas; man gelangt zu den Ruinen einer alten Kirche und eines alten Klosters, San Leonardo genannt, und ich stieg aus um die schönen Fragmente theils gothischer, theils byzantinischer Architektur, — aus der Zeit der Normannen herrührend — zu betrachten; ich fand zwei herrliche Portale, einen Hof mit verschiedenen Mauerornamenten und eine orientalische (persische?) Inschrift.

Die Außenseite einer im Innern ganz zerstörten Capelle war ebenfalls schön verziert, das übrige Gebäude, mit welchem ein Hospital verknüpft gewesen, liefert wenig Bemerkenswerthes und dient jetzt einer großen Anzahl von pugliesischen Hirten zum Wohnorte. Rechts und links von der Chaussee tritt der Kalk, glatt und in Schichten die von Menschenhand polirt erscheinen, an die Oberfläche; man sieht deutlich, daß man auf uraltem Meeresboden dahinfährt und an manchen Stellen könnte man wie auf schief gestellten Tafeln in das nahe Meer hinabrutschen. Hie und da haben die Hirten Höhlen in das Gestein hineingegraben, um den glühenden Sonnenstrahlen zu entfliehen und ein paar Miglien vor San Leonardo scheint sich so ein kleines Dorf gebildet zu haben, das wie in einem Steinbruche liegt und über dessen natürliche Steindächer man dahinrollt. In der Nähe des Meers, bei der Kirche der Madonna di Siponto, wo einst das alte Siponto blühte, beginnen wieder Gärten, Bäume und Getreidefelder und durch ein enges Thor fährt man in die kleine Handelsstadt Manfredonia ein. Hier zog ich in das Haus meines wackeren Gastfreundes, des Herrn Baldassare Pollio, der mich bereits lange erwartet und alles zu meiner Aufnahme eingerichtet hatte. Bei ihm genoß ich nach zehn Reisetagen zum erstenmale ein paar Stunden wirklicher Ruhe, nahm ein vortreffliches Mittagessen ein, zu welchem der fischreiche Meerbusen, die Waldungen des Gargano und die Heerden Pugliens reichlich beigesteuert hatten und besichtigte dann in fröhlicher und angenehmer Gesellschaft Stadt und Umgegend. Von der Stadt ist außerordentlich wenig zu sagen;

*) Federic. Imperat .... hoc opus feliciter .... ptum, etc.

**) cf. Virgil. Aen. 10, 23 und 11, 246, wo es heißt; Ille urbem Argyripam patriae cognomine gentis. Victor Gargani condebat Japygis agris.

sie besitzt nur eine einzige lange und ansehnliche Straße, ein paar freie Plätze, ein paar Kirchen mit mittelalterlichen architektonischen Ueberresten, sehr wenige stattliche Gebäude, einen mittelmäßigen Hafen und ein in schlechtem Zustande befindliches Castell.

Manfred gründete sie, gab ihr seinen Namen und befahl daß aus jeder Stadt Pugliens eine oder ein paar Familien sich hier ansiedeln sollten; er beschenkte die Stadt mit einer großen, weithin tönenden Glocke, damit bei plötzlichen feindlichen Ueberfällen auch die Landleute der Umgegend zu Hülfe eilen könnten. Der gegenwärtige Handel Manfredonia's ist nicht unbedeutend; welch ein Verkehr würde sich jedoch eröffnen, wenn diesem größere Freiheit gegeben würde, wenn Dampfschiffe aller Nationen hieselbst landen dürften und eine Eisenbahn oder wenigstens eine bequemere, ebenere Landstraße Manfredonia mit Neapel verbände! Mögen die edlen Bemühungen tüchtiger Männer zu diesen Zwecken den gewünschten, glücklichen Erfolg haben!

Vom alten Siponto, zwei Miglien von Manfredonia, existiren keine zusammenhängenden Ueberreste mehr, wohl aber eine weit umher zerstreute Masse von Säulenfragmenten und alten Werkstücken. Die obenerwähnte Kirche Sta. Maria di Siponto ist theilweise aus alten Baustücken zusammengesetzt; sie hat ein schönes Portal und herrliche Ornamente; in der Unterkirche befinden sich viele Säulen aus dem alten Siponto mit byzantinischen Capitälern und ein paar größere Säulen, freilich sehr beschädigt, stehen auf dem freien Platze zwischen der Capelle und Landstraße. Etwas weiter in südlicher Richtung liegen die sogenannten Catacomben, die ich für einen Steinbruch halte, aus welchem die Steine zum Bau der alten Stadt geholt wurden, der aber nachher zum Begräbnißort diente (wie die Catacomben von Neapel). Es sind Höhlen, die unter der Oberfläche des Kalksteins fortlaufen, nicht allzusehr in die Tiefe gehen (der Nähe des Meers wegen) und an beiden Seiten sargähnliche Grabkammern enthalten. Manche dieser Höhlen sind in eine eigne Art von Meer-Tuff eingehauen, der höchst wahrscheinlich aus dem Sande sich gebildet hat, den das einst hier strömende Meer abgesetzt und zurückgelassen; es finden sich verschiedenartige fossile Conchylien in diesem Tuff, in der Nähe sprudeln salinische Quellen aus dem Boden, deren Hauptbestandtheil Kochsalz ist und die ganze Umgegend erzeugt eine Masse salinischer Gewächse, wie z. B. Salsola fruticosa, Salicornia herbacea u. a. m. Plinius nennt die Stadt Sipontum und Strabo Σιπους,*) von den Sepien die sich hier in großer Anzahl finden. Letzterer schreibt dem Diomedes die Gründung zu und der Numismatiker Sestini beschreibt eine sipontinische Münze mit der Umschrift ΣΙΠΟ um eine Sepia: La Magna Grecia, brevemente descritta da Giuseppe *Castaldi*. Napoli 1842. p. 50.

Von Manfredonia fuhr ich nach Monte San Angelo, dem Hauptorte des Gargano-Gebirges, welches sich mir am vorigen Tage in seiner ganzen Länge dargestellt hatte. Ich verglich dieses Gebirge mit dem ebenso isolirt dastehenden, freilich viel kleineren Monte Circello bei Terracina. Beide sind vom großen Apenninenzuge gänzlich getrennte Massen; sie ragten einst als Inseln aus den Fluthen des Meers empor, jetzt sind es theils Sümpfe, theils Ebenen, die sie vom Hauptstock trennen. Von Manfredonia bis an den Fuß des Gebirges fährt man vier bis fünf Miglien durch herrlich angebautes Land; große Feigen, Aprikosen und Fruchtbäume wechseln mit Wein, Getreide und Oliven. Eine besondere Art Eichen bildet kleine Gehölze und ringsumher liegen Bauerngehöfte wohlhabenden reinlichen Ansehens. Die herrliche neuerbaute Straße schlängelt sich nun in unzähligen Windungen, bald von Osten, bald von Süden den Berg umkreisend, ins Gebirge hinein; man glaubt mehreremale die Kuppe erreicht zu haben, aber stets wendet sich der Weg und es erscheinen aufs neue ein dutzend Zickzacks, endlich erblickt man Sant Angelo in der Nähe, aber dennoch geht es rechts und links über eine halbe Stunde bergan. Mein Kutscher verglich diese Schlangenwindungen mit dem Giro, welchen die Maccaroni machen, bevor sie aus der Schüssel in seinen Magen gelangen. Die Aussichten, die sich bei diesen Krümmungen eröffnen, sind überaus herrlich; rechts die unbegränzte Fläche des adriatischen Meers, die vielfachen Buchten des Gargano, links und rückwärts die Ebene Pugliens bis zu den Bergen des Principato ultra und bis zum Matese. Es war Sonntag und wir trafen pilgernde Landleute aus Venafro; mit langen Pilgerstäben und Blumen geschmückt, zogen sie auf näheren aber steileren Fußpfaden den Berg herab; sie kamen aus der Grotte des heiligen Michael, wohin sie, um ein Gelübde zu lösen, die lange Wanderschaft unternommen hatten; ich dachte an die Gemsenjäger der Schweiz, es fehlte freilich der Schnee der Alpen, aber die Gebirgsstraße durfte sich schon messen mit den größeren Straßenbauten jenes Landes. Kurz vor der Stadt, die über 14,000 Einwohner zählen soll, sah ich eine Gruppe von Männern auf nackten Felsen gelagert, sie trugen weite Beinkleider, eine farbige Leibbinde, ein violettes albanesisches Käppchen und eine lichtbraune, roth und weiß besetzte Fischerkapuze. Ich fühlte mich wie mit einem Zauberschlage nach Griechenland versetzt, denn so hatte ich oft in Syra, Tinos, Samos u. s. w., malerische Gruppen beobachtet; ich betrat die Stadt und sah fast alle Kinder wie kleine Türken und Türkinnen herausgeputzt, sogar letztere in Pantalons, Blumen und seidenen Bändern im Haar; die Tracht der erwachsenen Frauenzimmer ähnelte ebenfalls der orientalisch-griechischen, war jedoch nicht so auffallend wie die der Kinder. Mein Erscheinen brachte eine Masse von Menschen in Bewegung und eine Fluth von Fragen bestürmte mich. Ich ging zum Canonicus Pasquale Caposele, an welchen ich von Manfredonia aus empfohlen war; derselbe saß an einer wohlbestellten Mittagstafel und ließ sich vor mir verläugnen; er nahm meinen Brief in Empfang, ließ sein Haus verriegeln und durch seine Haushälterin meinem Diener erklären, der Herr sey auf Besuch gegangen. Erst nach halbstündigem unaufhörlichem Pochen gelang es mir das Haus zum zweitenmale geöffnet zu erhal-

*) Silius Italic. 7. 633 und Lucan. 5, 377.

ten, fast mit Gewalt hineinzudringen und meinen Brief zurückzufordern, der mir endlich halb zerknittert wieder übergeben wurde. Nach diesem Empfang zweifelte ich kaum mehr, mich wirklich in Griechenland zu befinden, wo ich ähnliche und noch abschreckendere Scenen von Gastfreundschaft erlebt. Auf besonderes Ansuchen vieler wackeren Geistlichen im Königreiche Neapel publicire ich hiemit diesen Vorfall in Monte Sant Angelo als wahrhaft einzig in seiner Art, da auf der Gastfreundschaft der Bewohner und namentlich der Geistlichkeit in allen Provinzen wahrlich kein Flecken haftet. Der herzliche und wackere Syndacus Pepe und der Apotheker della Torre nahmen sich meiner mit desto größerer Aufmerksamkeit an und ließen mir vor allen Dingen die seltsame Grotte des Erzengels Michael öffnen, das Ziel so vieler frommen Wallfahrer.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Reise von Dschidda nach Tayf.

(Fortsetzung.)

Bei Arafat wird die Straße steinig, und die Berge schließen sich fast und sind von Thälern durchschnitten, welche in jeder Richtung die Straße durchkreuzen. Akazienbäume gibt es hier in großer Menge. Nach einigen Stunden kamen wir wieder auf sandigen Boden in dem Thal Wadi Noman, wo gegen Süden einige Brunnen sind und kleine Pflanzungen von den arabischen Stämmen Kebakeb und Nischa bebaut werden. Bald kamen wir an einem Lager des Beduinenstammes von Hodheil vorbei, wo die Hunde unsere Kamele so heftig anfielen, daß ich, obgleich ich ritt, sehr viele Mühe hatte, mich selbst gegen ihre Zähne zu vertheidigen. Wir passirten Schedad, eine Gruppe von Hütten, Kaffeehäusern und einigen Brunnen mit trefflichem Wasser. Die Berge, welche das Thal Muna bilden, sind von jenem rothen und grauen Granit, wie er in Arabien häufig vorkommt, zusammengesetzt; an einigen Stellen sind sie mit Schichten von Grünstein untermischt. Wir stiegen eine steile Straße hinan, die Gegend umher war sehr wild, mit großen Blöcken losgerissener Felsen bedeckt, dazwischen einzelne Akazienbäume. Mir fielen des Dichters Worte ein:

> Bösen Felsweg auf und nieder
> Trösten mich des Hafis' Lieder!

Nach einer Stunde kamen wir zu einem Bau von losen Steinen, Kaber Rafik, d. i. Grab des Gefährten, genannt. Folgende Ueberlieferung, von meinem Führer mitgetheilt, erklärt den Namen. Vor etwa hundert Jahren wurde ein von der Wallfahrt zurückkehrender Beduine von den Thoren von Mekka an von einem andern, der dieselbe Straße zog, begleitet; sie erreichten in Gesellschaft diesen Ort, wo einer von ihnen sich so krank fühlte, daß er nicht weiter konnte. In dieser betrübten Lage wollte sein Gefährte ihn nicht verlassen; er baute aus den Aesten der Akazienbäume zwei Hütten, eine für seinen Freund, die andere für sich, und fuhr fort ihn zu warten und zu pflegen mit liebevoller Sorgfalt und heischte Almosen von vorüberziehenden Reisenden zum besten des Freundes, bis er sich erholte. Allein darauf bekam der edle Mann dieselbe Krankheit, und wurde nun von dem genesenden Gefährten mit derselben Sorgfalt, aber nicht mit gleichem Erfolg gepflegt, denn er starb und wurde von dem trauernden Freunde an dieser Stelle begraben. Der einfache Grabhügel ist zugleich ein Denkmal der Großmuth eines Beduinen, und dient dazu, den zufälligen Gefährten auf der Straße Wohlwollen und Freundschaft gegen einander einzuflößen.

Von Dschebel Kora hat man eine herrliche Aussicht nach der niedern Gegend, die von den Arabern Tehama genannt wird. Eine große Dattelpalme, nahe an der Quelle, welche über die Felsen herabrieselt, gewährte mir Schatten, und ein angenehmer kühler Westwind linderte die drückende Hitze, die wir seit unserer Abreise von Dschidda ertrugen. Die nunmehr beginnende Straße fanden wir sehr steil; ein berittener Reisender darf schwerlich hoffen, den Gipfel zu erreichen, ohne abzusteigen. An einigen Stellen sind Stufen eingehauen, und der Weg ist dadurch an einigen Punkten weniger steil gemacht, daß er in vielen Windungen bis zur Spitze geführt wird; auch sind einige Ruheplätze an der Seite des Berges angebracht, wo die müden Karawanen Athem holen; bei diesen ist nicht mehr als acht Quadratfuß flacher Raum. Ueber die Quelle, welche nahe am Gipfel herabfließt, muß man einigemale gehen. Nahe an der Straße begegnete ich manchem Hodheil-Beduinen mit seiner Familie und seiner Schafheerde. Einer von ihnen gab mir etwas Milch, wollte aber kein Geld dafür annehmen, denn das Verkaufen der Milch wird von diesen Beduinen als eine Schandthat betrachtet, obgleich sie davon großen Gewinn haben könnten, denn zu Mekka wird das Pfund Milch mit zwei Piastren bezahlt. Ich unterhielt mich frei mit den Männern und der Frau eines derselben. Sie scheinen mir eine Race abgehärteter Bergbewohner, und obgleich sie augenscheinlich arm sind, haben sie doch ein kräftiges Aussehen und eine gesündere Farbe als die nördlichen Beduinen, was hauptsächlich dem guten Klima und dem trefflichen Wasser zuzuschreiben ist. Die Beni Hodheil, berühmt in der alten Geschichte Arabiens, waren dem Namen nach dem Scherif von Mekka, in dessen Gebiet sie leben, unterworfen; in der That aber waren sie unabhängig und häufig mit ihm in Fehde.

Wir brauchten zwei volle Stunden bis auf die Spitze des Berges, von welcher wir eine herrliche Aussicht auf die ganze arabische Niederung genossen; ein großer Theil von Hedschas, das ganze heilige Gebiet der Mohammedaner, lag vor unsern Blicken ausgebreitet; wir erkannten Wadi Muna, Mekka mit der großen Vorstadt Moabede, und so weit das Auge reichte, erschienen nach Norden und Süden schlängelnde Hügelketten auf ebener Oberfläche mit schmalen Streifen weißen Sandes dazwischen, hie und da Datteln, Nebekbäume und Akazien, aus deren Holze einst die Abrahamiden ihre Stiftshütte gemacht. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde langsam herabgeritten waren von dem Berggipfel der Wüste, kamen wir in ein kleines Dorf Ras el Kora genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Sardellenbank in der Gironde. Die französischen Blätter vom 27 December melden die Erscheinung einer starken Sardellenbank in der Gironde, was man dort vorher nie gesehen. Man konnte die Fische mit den Händen herausnehmen. Ebenso waren weiter östlich an der französischen Küste zahlreiche Stockfische erschienen, eine eben so unerhörte Erscheinung namentlich in dieser Jahreszeit. Man betrachtete die Sache als ein Anzeichen plötzlich eingetretener großer Kälte im Meere.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1844.

Eine Begegnung mit Lappen.

(Aus S. Laings Reise in Norwegen. Uebersetzt von Lindau.)

Ein hübsches Lappenmädchen kam an einem Novembertage auf ihrem Wege vom Gebirge in unsere Küche. Sie war sehr geputzt; ein Mütze von blauem und rothem Tuche, mit einer Goldschnur eingefaßt, ein rothes wollenes Tuch um den Hals, ein Rennthierpelz, der bis auf die Kniee reichte, und eine wollene Schärpe als Gürtel. Ihre Beinkleider waren von Rennthierhaut, ihre Schuhe hatten Sohlen, die rings über den Fuß hervorstanden und oben zierlich ausgenaht waren, und über einer Schulter trug sie, wie eine Hochländerin, einen grünen Ueberwurf. Sie war sehr munter und lebhaft in ihren Bewegungen. Sie gehörte nicht zu den wandernden Berglappen, sondern zu denjenigen, die nur im Sommer ihre Rennthiere im Gebirge weiden lassen, im Winter aber feste Wohnsitze in den Thalgegenden haben und ihre Thiere gemietheten Wärtern übergeben. Dieß ist schon ein Schritt näher zu einem gesitteten Leben. Die Lappen dieser Classe haben entweder ansehnliche Rennthierheerden, die ihnen Käse, Milch, Wildpret und Häute zum Verkaufe während des Winters liefern, oder sie betteln von Haus zu Haus. Das hübsche Lappenmädchen wollte mir Schuhe und Fausthandschuhe verkaufen oder vielmehr Bestellungen für den Winter haben. Ich fand, daß sie mit der Nadel umzugehen und alle weiblichen Arbeiten so gut zu machen wußte als die norwegischen Mägde auf dem Lande. Wie man mir sagte, hatte sie wohlhabende Verwandte, und doch bemerkte ich, daß man sie nicht einlud, sich zu setzen. Der Lappe wird in Norwegen gering geschätzt, und selbst die untersten Volksclassen mögen nicht mit ihm essen, sich zu ihm setzen oder mit ihm umgehen. Als ich Kaffee für das Mädchen bestellte und sie neben mir Platz nehmen ließ, sahen mich die Mägde mit Verwunderung an und lachten. Die Norweger sind jedoch nie barsch oder unfreundlich gegen die Lappen, wobei wohl etwas Aberglauben im Spiele seyn mag. Sie halten es für unglückbringend, sie unter ihr Dach aufzunehmen. Der Gedanke an Zaubergewalt ist noch nicht verschwunden, und die Bauern erzählen allerlei Geschichten von den übernatürlichen Kräften der alten Berglappinnen. Man hielt es daher für klug von mir, daß ich so freundlich gegen das Lappenmädchen war, da ihre Verwandten mir Glück für den Winter verschaffen könnten.

Im Herbste zogen viele Lappen durch unser Thal. Sie richteten sich für den Winter ein und brachten ihre Weiber, Kinder und kränklichen Verwandten und ihre verkäuflichen Dinge in die unteren Gegenden des Landes. Als sie sahen, daß ich sie gern aufnahm, war ich selten ohne Besuch.

Eine Gesellschaft von neun Lappländern besuchte mich auf dem Rückwege aus dem Gebirge. Es waren ein Vater und eine Mutter mit fünf Kindern und zwei sehr hübschen jungen Weibern, alle Nachbarn, die ihre festen Winterwohnsitze in den unteren Landesgegenden hatten. Sie führten fünf Rennthiere für den Lebensunterhalt im Winter mit sich, die das Gepäcke der Familie fortschafften.

Ich brauchte frisches Wildpret zum Wintervorrath und suchte ein feistes Rennthier. Es wurden mir zwei Kühe angeboten, die übrigen waren verschnittene Böcke und sehr feist. Diese verschnittenen Thiere hatten ein ruhiges gezähmtes Aussehen, und mit der anderer Rennthiere verglichen, war die Schnauze nicht spitzig, sondern breit. Nach einer langen Besprechung mit den Weibern, die sich besser als die Männer auf den Handel zu verstehen schienen, wurde unser Kauf abgeschlossen um sechs und einen halben Thaler für das feisteste Rennthier, ein paar Winterhandschuhe von Rennthierhaut für ein Ort, zwei oder drei paar Lappenschuhe (Komager), jedes für einen halben Thaler, und außer diesen Kaufsummen mußte ich einen Krug Branntwein geben. Eine junge Frau, die schon oft auf unserem Hofe gewesen war, schenkte mir einen jungen Hund von der feinhäutigen Art, den sie auf der Brust in ihrem Pelze über dem Gürtel getragen hatte, wo die Lappen Alles verwahren. Als der Handel abgeschlossen und das Geld bezahlt war, kam die junge Frau, nach einer Besprechung mit ihren Freunden, betrübt zurück und legte das Geld wieder auf den Tisch. Sie hätte vergessen, sagte sie, die Bedingung zu machen, daß ihre Angehörigen das Thier

tödten sollten. Dieß sollte sogleich und unentgeltlich geschehen; denn es würde Unglück bringen, wenn man sonst jemand gestattete, ein Rennthier zu tödten. Ich fragte meine Haushälterin, die, aus Finnmarken gebürtig, die Sitten des Volkes gut kannte; ich erfuhr von ihr, daß dieß ein allgemeines Vorurtheil unter den Lappen ist, und sie versicherte, daß die Lappen das Thier weit besser und reinlicher ausschlachten würden als unser Knecht. Das Thier war alt und feist genug und hätte, da es an Heu nicht gewöhnt war, nicht lange fortkommen können, und so gewährte ich das Verlangen. Der Lappe führte das Thier auf eine reinliche beschneite Stelle und stieß sein kleines Messer zwischen Kopf und Hals. Das Thier fiel und war augenblicklich todt. Dann stieß er das Messer hinter dem Vorderbug nach dem Herzen, ohne es sogleich zurückzuziehen, und bewegte die Glieder des Thieres, damit sich das Blut nach den innern Theilen ergießen sollte. Einige Tropfen, die nach dem Herausziehen des Messers aus der Wunde flossen, wurden mit einer abergläubigen Sorgfalt, wie es mir vorkam, in Schnee aufgesammelt, den man zu einem Ballen knetete, so daß das Blut nicht sichtbar war, und dann bei Seite legte. Der Lappe zog dann die Haut ab, öffnete das Thier auf dem Schnee mit großer Geschicklichkeit und Reinlichkeit, indem er immer Schnee in die Hand nahm, wenn er das Fleisch anrühren mußte. Er nahm alle Eingeweide heraus und schöpfte endlich das Blut aus, das die Weiber in ein Gefäß gossen und mit Salz umrührten, um Blutwürste daraus zu machen. Mit ihren Messern, die sie in hölzernen Scheiden bei sich trugen, zertheilten der Mann und sein ältester Knabe das Rückgrat und die übrigen festen Theile mit der größten Leichtigkeit, wie ein guter Vorschneider ein Huhn zerlegt, und so reinlich, daß kaum eine Blutspur auf dem Schnee zu sehen war, wo sie gearbeitet hatten.

Ich war so zufrieden mit ihnen, daß ich sie mit Suppe, Kartoffeln, Häringen, Kaffee und Branntwein in Ueberfluß bewirthete. Sie waren sehr erfreut, als sie sich wie andere Leute behandelt sahen und sich niedersetzen durften, während sie gewöhnlich, in einem Winkel stehend, aus der Hand essen müssen. Ich hatte sie vielleicht durch nichts so sehr erfreuen können, als durch diese kleine Aufmerksamkeit, da auch sie ihren Stolz haben. Beim Abschiede schenkten sie mir einen Rennthierkäse, und zu Weihnacht erhielt ich von ihnen einen sehr hübschen und ungemein nützlichen Rennthierpelz, nach ihrer Landessitte gemacht, und für meinen Schlitten einen Zugriemen, der sehr nett aus Rennthiersehnen geflochten war. Sie würden nichts für diese Sachen genommen haben, wenn ich nicht darauf bestanden hätte. Dieses unschuldige Völkchen hat gute Anlagen, wenn sie nur ausgebildet würden, was aber nicht geschieht. Die Norweger südlich von Dofre-Fjeld wissen so wenig von den Lappen als wir in England. Von dem norwegischen Bauer werden sie als eine geringere Menschenart behandelt, was sie auch hinsichtlich der körperlichen Stärke und des Wuchses, und jetzt auch in geistigen Fähigkeiten sind, aber sie haben viele gute Seiten und kaum eine böse. Vom Nordcap bis Röraas sagt man allgemein von diesem verachteten Volk, daß ein Finne nie etwas sage das nicht wahr ist, und nie etwas anderes nehme, als was ihm gehöre. Dieß ist ein gutes Zeugniß für eine ausgestoßene Nation.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto 2c.

(Fortsetzung.)

Diese Kalksteingrotte befindet sich bei der Kathedrale und ist wie eine Festung mit Mauern, Gräben und dicken, eisernen Thüren wohl geschützt und geschlossen. Eine breite, schöne Treppe, in welche die meisten Pilger eine Fußsohle einschneiden, als Zeugniß ihrer Anwesenheit und geheiligtes Symbol der Nacheiferung für Kinder und Kindeskinder, die es sich jedoch, wenn sie schreiben lernen, bequemer machen und ihre Namen hinterlassen können, führt in die kühle Tiefe hinab. Eine natürliche Höhle ist nach verschiedenen Richtungen künstlich erweitert. Man zeigte mir die Statue des Erzengels, mehrere Reliquien in den Nebengrotten und ließ mich das klare, frische Wasser kosten, welches der heilige Michael zur Erquickung der müden Wanderer hinter dem Hauptaltare durch die poröse Felsmasse durchsickern und durchtröpfeln läßt. Dieses Wasser wird wie das Manna des heiligen Nicolaus zu Bari gegen viele Krankheiten angewendet, Aerzte und Priester verschreiben es im buchstäblichsten Sinne des Worts als Recepte und sowohl hier wie in Bari ist immer großer Vorrath vorhanden; hier schöpft man es aus einem Brunnen oder vielmehr einer Cisterne, ohne daß die Gebeine eines Heiligen damit in Berührung kommen. Der heil. Franz von Assisi besuchte diese Grotte, wagte aber, aus frommer Scheu vor dem Erzengel, nicht bis in die Tiefe bis zum Hauptaltar vorzudringen; ein Gemälde an der Pforte erinnerte an diese christliche Demuth und beschämte mich sehr.

Im J. 492, während Gelasius I Papst war, verirrte sich der Engel Michael hier oben im Gebirge, bewohnte und heiligte diese Grotte. Mein Diener und mein Kutscher kauften sich einen kleinen Erzengel aus Marmor und waren sehr glücklich und zufrieden. Ich verfügte mich in eine alte, verfallene Kirche, die unverkennbare Spuren saracenischer Bauart trug, ein Viereck mit einer Kuppel nach Südost, *) Fragmente eines Hauptaltars, saracenische Schnitzwerke als Ornamente, also höchst wahrscheinlich eine Moschee, die später für christlichen Gottesdienst umgeschaffen wurde.

Da nirgends dieser interessanten Ruinen Erwähnung geschieht, so mache ich auf dieß Ueberbleibsel saracenischer Baukunst im Gargano-Gebirge ganz besonders aufmerksam. Das am höchsten Punkte der Stadt befindliche Castell sinkt täglich mehr in Schutt und Trümmer dahin und dient den Bewohnern hier (wie an so vielen andern Orten Italiens) zum großen, allgemeinen — Stadtabtritt. Eine schnöde Verhöhnung altritterlichen Glanzes und Stolzes! Vom Castelle aus

*) Also nach Mekka hin.

eröffnet sich nun freilich eine sehr schöne Aussicht aufs Gebirge, dessen höchste Spitze ich in Monte Sant Angelo fast erreicht hatte — ich glaube, es liegt an 2800 Fuß hoch — mich trieb es aber dennoch weiter; ich hoffte eine Anhöhe zu erreichen, von wo aus ich die nördliche Küste, den Lago di Varano und das adriatische Meer mit den Tremiti-Inseln, wohin Augustus die berüchtigte Julia, Karl der Große den Priester Paul Warnefried verbannte, und wohin noch jetzt Uebelthäter aller Art geschickt werden, erblicken könnte. Eine fahrbare Straße führt noch eine gute Strecke weit ins Gebirge; diese schlug ich ein und richtete meinen Spaziergang auf den Monte Salvadore (Sauro hier genannt) hin, der mir als der höchste Gipfel bekannt war. Mit Bedauern muß ich aber eingestehen, diesen Plan nicht vollständig ausgeführt zu haben, weil ich mein Wort gegeben, den Abend wieder in Manfredonia einzutreffen; ich erreichte jedoch auf halbem Wege eine Anhöhe, die mich auf den größten Theil des Gargano hinabblicken und auch die genannten Inseln klar und deutlich erschauen ließ. Große, tiefe, romantische Thäler erblickte ich nirgends, stattliche Bäume *) sah ich auch nicht, an frischen Quellen scheint es mir ebenfalls zu mangeln, die Umrisse der Berge sind nicht so pittoresk wie die des eigentlichen Apenninenstocks, und obschon ich San Marco in Lamis und Viesti nicht kenne, glaube ich dennoch behaupten zu können, daß eine Reise in dieß Gebirge den Maler und Freund der großartigen Bergnatur keineswegs befriedigen werde. Wer aber Pflanzen sammeln will, schöne Costüme und noch schönere griechische Gestalten und Profile bewundern will, der wandere hieher, er sey jedoch stets eingedenk, daß er es mit einem Menschenschlage zu thun habe, der mit griechischer Verschlagenheit italienische Leidenschaften verbindet.

Der Aussichtspunkt, bis wohin ich kam, heißt Monte degli Umbri und liegt ganz nördlich von der Stadt Monte Sant Angelo; wie die Berge Griechenlands, so war auch er mit stark duftenden Kräutern bewachsen, mit Thymus und Melissa. Ich kenne keine einzige italienische Reisebeschreibung, die das Garganogebirge gründlich behandelt; in botanischer Beziehung ist mir der Bericht eines Gaëtans Balelice an den Professor M. Tenore bekannt, der unter dem Titel: „Viaggio botanico a Monti S. Angiolo e S. Marco in Lamis" abgedruckt ist, jedoch sehr unvollkommene Resultate enthält, insofern der botanische Wandersmann die ganze Nordseite von Viesti bis Cagnano unbesucht ließ. Ueber die Ruinen eines großen Gebäudes am M. Sauro oder M. Sacro konnte ich ebenso wenig gründlichere Notizen bekommen; man hält es für gothisch, es kann aber auch ebenso gut saracenisch, griechisch oder römisch seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Beinhaus in Irland.

Die Litt. Gaz. vom 23 Dec. enthält ein Schreiben von einem Hrn. Murphy, in dem es heißt: „Zu Caledon in der Grafschaft Tyrone findet sich ein eigenthümlicher Ueberrest des Alterthums, der noch gar nicht bekannt zu seyn scheint. Man nennt es das Beinhaus, und es gleicht einigermaßen einem griechischen Porticus, indem es sechs viereckige Pfeiler hat, wovon drei Seiten aus Knochen und die vierte, der Mauer zunächst befindliche, aus Stein besteht. Es findet sich kein Dach, da aber das Ganze ziemlich zerfallen ist, so mag doch wohl früher eines dagewesen seyn. Die Knochen liegen alle so, daß nur die Enden sichtbar sind; sämmtliche Knochen sind alle von demselben Thier, aber von welchem, das hat man bis jetzt nicht herausgebracht. Der Sage nach hat ein gewisser O'Neale es aus den Knochen der in einem Kampf erschlagenen Feinde aufgeführt; es mögen Fußknochen von irgend einem Thier, vielleicht aber auch menschliche Armknochen seyn. Dieser außerordentliche Ueberrest des Alterthums verdient näher bekannt zu werden, eben so wie die cubischen Porcellansiegel von der Größe eines Würfels, die man in Irland findet, und welche Inschriften haben, die einigermaßen denen gleichen, die man in mehrern ägyptischen Gräbern fand und für chinesisch hielt. Man kennt bis jetzt sechs dieser merkwürdigen Ueberreste und ein siebentes befindet sich seit 30 Jahren im Besitz eines Hrn. Christy in der Grafschaft Down, der es in einem Graben tief vergraben fand."

Wanderungen im südlichen Arabien.

Reise von Dschidda nach Tayf.

(Fortsetzung.)

Da ich sehr ermüdet war, bestand ich darauf, hier zu rasten, und befahl meinem Führer, unsere Schläuche mit frischem Wasser zu füllen, auch Schöpsenfleisch und Adschue oder Dattelkuchen herbeizuschaffen. Das Dorf und die Umgegend von Ras el Kora ist der schönste Fleck in ganz Hedschas, malerischer und angenehmer als irgend ein Ort, den ich seit meiner Abreise vom Libanon in Syrien gesehen habe. Der Gipfel des Dschebel Kora ist flach, aber große Granitmassen liegen zerstreut auf ihm, deren Oberfläche von der Sonne geschwärzt ist, wie die der Granitfelsen nahe bei dem zweiten Nilfall. Einige kleine Bäche fließen von dieser Kuppe herab und bewässern die Ebene, welche mit grünenden Feldern und großen schattigen Bäumen an der Seite der Granitfelsen bedeckt ist. Für die, welche den brennenden Sand der niedern Gegend von Hedschas kennen, ist die Scene eben so bewundernswerth, als die scharfe Luft, welche hier weht; es sind erfrischende Alpenlüfte wie auf den Höhen von Steyermark oder den schwedischen Kjölen. Die Araber sind ganz entzückt, wenn sie von Ras el Kora sprechen, und ihre Poeten nennen es ein irdisches Paradies. Viele der europäischen Fruchtbäume werden hier angetroffen, Feigen, Aprikosen, Mandel- und Granatäpfelbäume, auch Reben, deren Erzeugniß von der besten Qualität ist. Die Felder bringen Weizen und Korn hervor, aber da der Boden steinig ist, gedeihen diese nicht so gut als das Obst. Jedes Feld ist von einer kleinen Mauer umgeben und das Eigenthum eines Hodheil-Beduinen.

Nachdem wir diese liebliche, wunderschöne Gegend recht betrachtet hatten, hielt ich am frühen Morgen, als jeder Zweig an den Bäumen, jeder Grashalm mit einem balsamischen Thau bedeckt war und jeder Strauch einen süßen Duft verbreitete, nahe an dem größten der Bäche, welcher, obgleich nicht breiter als zwei Fuß, an seinen Ufern einen grünen Rasen nährt, den der mächtige Nil mit all seinem Ueberfluß nie hervorbringen kann. Einige Araber brachten uns Mandeln und

*) Doch sagte einst Horaz: Aquilonibus querceta Gargani laborant. Od. 2, 9, 7. f. Lucan. 9. 184.

Rosinen, für welche wir ihnen Zwieback gaben; aber obgleich die Trauben reif waren, konnten wir doch keine erhalten, da sie gewöhnlich von den Kaufleuten von Tayf, die sie nach Mekka bringen, an dem Weinstock gekauft und dann von ihren eigenen Leuten bewacht werden, bis sie gelesen sind. In ganz Hedschas sind diese Weintrauben wegen ihrer Süße berühmt, und das Wasser von Ras el Koea wegen seiner Vortrefflichkeit. In der Zeit, als Mehemed Ali, gegen die Wahabiten zu Felde liegend, zu Mekka und Dschidda sich aufhielt, erhielt er regelmäßig einen Vorrath Nilwasser zum Trinken, welches ihm mit jeder Flotte in großen zinnernen Gefäßen aus Aegypten geschickt wurde; als er aber bei Ras el Kora vorbei kam, fand er das Wasser dieses Platzes geeignet, das Nilwasser zu ersetzen, und es kam täglich ein Kamel hieher, um eine Ladung desselben nach Tayf zu bringen, wo die türkische Hoheit längere Zeit ihr Hauptquartier hatte.

Die Häuser der Hodheil-Beduinen, welchen diese Pflanzungen gehören, sind in Gruppen von vier oder fünf zusammen über das Feld zerstreut. Sie sind klein, aus Stein und Lehm gebaut, aber mit mehr Sorgfalt, als man von der rohen Hand ihrer Besitzer erwarten sollte. Jede Wohnung umfaßt drei oder vier Zimmer, von welchen jedes von dem andern durch einen engen offenen Raum getrennt und so geformt ist, als wäre es eine kleine abgesonderte Hütte. Diese Räume empfangen kein anderes Licht, als durch den Eingang; sie sind sehr niedlich und reinlich, und enthalten das Geräthe des Beduinen, einige gute Teppiche, wollene und lederne Säcke, hölzerne Schalen, irdene Kaffeetöpfe. Des Nachts lag ich auf einer großen wohlgegerbten Kuhhaut und die Decke war aus einer Anzahl kleiner niedlich zusammengenähter Schafsfelle gemacht. Für ihre Felder mußten diese Beduinen den erobernden, siegreich vordringenden Wahabiten Tribut zahlen; vorher, erzählten sie mir, kannten wir keine Landessteuer, keine Abgabe, im Gegentheil erhielten wir jährlich von dem Scherif und von allen denen von Mekka, welche diese Straße nach Tayf zogen, Geschenke mancher Art. Nach den Nachrichten, die ich einzog, gibt es auch südwärts von hier manche Flecke, wo Beduinenstämme, wie die Hodheil, in abgelegenen Theilen des Gebirgs den Boden bauen, der eben so schön und fruchtbar ist, als der, den wir in der obenerwähnten Bergkette gesehen.

Wir verließen Ras el Kora, an das ich mich erinnern werde, so lange ich für die Reize romantischer Scenen empfänglich bin, und ritten etwa eine Stunde über unebenen unfruchtbaren Boden mit Anhöhen und Abhängen. Unter den Sandsteinfelsen gewahrt man manche groteske Formen. Wir kamen an einen steilen Abhang und brauchten eine gute halbe Stunde bis wir herunterkamen. Von der Höhe erblickt man die berühmte Stadt Tayf. Dann betritt man das fruchtbare Thal Wadi Moram, wo die Wallbrüder von Yemen die weißen Pilgergewänder anziehen. Gleich dem obern Bezirk ist dieses Thal mit Fruchtbäumen bedeckt, von plätschernden Brunnen bewässert, von muntern Vögeln umschwirrt. Ein Dorf, welches die Wahabiten fast ganz zerstört haben, steht an dem Abhang mit einem kleinen Thurm, der von den Einwohnern zur Sicherheit ihrer Feldfrüchte gegen die Einfälle der Feinde erbaut wurde.

Die Landwirthe von Wadi Moram ziehen das Wasser aus ihren Brunnen in ledernen Eimern. Die Kühe, welche ich hier sah, sind, wie alle in Hedschas, klein, aber von starkem und knochigem Bau; sie haben gewöhnlich nur kurze, stumpfe Hörner und auf dem Rücken, gerade über den Schultern, einen Höcker; sie sind in dieser Hinsicht den nubischen Kühen sehr ähnlich und haben, wie die im obern Nilthal, eine treffliche Milch. Nach den Reden der Oekonomen von Wadi Moram soll die ganze Bergkette von hier südwärts bis in die Gegend, wo die Kaffeepflanzungen anfangen, von lieblichen, ähnlich bebauten Thälern durchschnitten seyn. Zwei und eine halbe Stunde von Wadi Moram empfingen uns gastfreundliche Söhne der Wüste vom Stamm Tekif; wir bestiegen in ihrer Gesellschaft einen Hügel und erblickten von dessen Spitze Tayf vor uns liegend. Um Mittag langten wir daselbst an, nachdem wir, von den Tekifbeduinen geleitet, eine öde Sandebene durchschritten hatten.

Der Kadi von Mekka, ein schöner und einflußreicher Mann, befand sich damals in Tayf seiner Gesundheit wegen. Vor Sonnenuntergang machte ich ihm einen Besuch und fand bei ihm seinen Secretär, einen Gelehrten aus Konstantinopel. Der Kadi Sadik Effendi war ein wahrer orientalischer Hofmann, von ansprechendem Benehmen, feinen Manieren und besaß alle Anmuth des Ausdrucks, wodurch sich die wohlerzogenen Eingebornen Stambuls so sehr auszeichnen. Nachdem wir einige verbindliche Phrasen gewechselt hatten, lud er mich zu dem Abendessen ein. Vor demselben war in Andacht das Vespergebet gesprochen worden. Bei Tische erzählte der Kadi folgende Histörchen.

Während ein etwas einfältiger Scheik in einer kleinen Moschee seine Andacht verrichtete, taumelte ein starker schwarzer Sklave, über die Maßen betrunken, mit einem Dolch in der Hand, herein, packte ihn mit mächtiger Faust und wilder Gebärde und drohte ihm auf der Stelle mit dem Tode, wenn er ihn nicht mit nach Hause nehme und ihm etwas zu essen gebe. Der erschrockene Scheik war genöthigt zu gehorchen und setzte seinem wilden Gaste alles vor, was er im Hause vorräthig hatte.

Jetzo, sagte der Schwarze, gib mir auch etwas zu trinken und koche mir einen guten Kaffee.

Als alles nach seinem Befehl geschehen war, stand er auf, um wegzugehen; da nahm sein Wirth sich die Freiheit und fragte, wessen Sklave er wäre.

Ich heiße Abdallah, versetzte der Schwarze, und bin somit der Sklave Gottes.

Am folgenden Tage wurde derselbe Scheik von einem schwarzen Sklaven ganz anderer Art besucht; dieser war gesittet, manierlich und höflich in seinem Benehmen. Nachdem er den Scheik auf die verbindlichste Weise begrüßt hatte, setzte er sich zu ihm nieder und bot ihm nicht nur Rosinen, Dattelkuchen und andere mitgebrachte Speisen dar, sondern verehrte ihm auch beim Scheiden einen Piaster mit der ergebensten Bitte, daß der fromme Scheik in seinem Gebet seiner gedenken möchte.

Mein würdiger junger Freund, rief der Scheik verwundert aus, darf ich fragen, wessen Sklave du bist?

Des Teufels Sklave, erwiederte rasch der junge Mann.

Da hub der Scheik seine Augen gen Himmel und sprach mit feierlicher Gebärde: Lebendiger, allgütiger Gott! Solltest du in Zukunft Sklaven nöthig haben, so ersuche den Teufel, dir welche zu verschaffen!

(Schluß folgt.)

Neue Bienenart. Ein Hr. Vallot hat aus Dijon an die Akademie Beobachtungen über die Organisation und Gewohnheiten einer neuen in den Boden sich eingrabenden Bienenart eingesandt, welche er dasypodia fodiens nennt. (Echo du Monde Savant vom 24 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1844.

Etwas über die Insel Nio.

(Aus Buchons Wanderungen im griechischen Archipel. Revue de Paris 20 August.)

Wir nahmen von Amorgos aus die Richtung nach Anaphi, mußten aber endlich, da der Wind uns fortwährend entgegen war, nach Jo oder Nio, wie die Europäer sagen, umwenden. Mit Tagesanbruch fiel der Wind, und wir befanden uns sehr nahe an der Insel Sikinos, auf welcher ein kleiner, vollkommen erhaltener Apollotempel noch als Kirche dient. Wir kamen langsam vorwärts, gelangten aber doch gegen 10 Uhr in den kleinen Hafen von Nio, in welchem sich nur zwei unbedeutende Fahrzenge fanden, wie denn auch nur wenige Häuser am Molo stehen; die Stadt liegt in geringer Entfernung weiter oben, man muß aber eine halbe Stunde lang über rauhe Felsen hinaufsteigen, bis man dahin gelangt. Hart neben der neuen Stadt sind die Ruinen der alten; die völlig erhaltenen hellenischen Mauern umgeben die flache Höhe des Berges. In der Akropolis sind zwei kleine Capellen gebaut, ich fand aber weder an ihren Mauern, noch im Innern eine Spur des Alterthums. Anders ist es mit zwei in der neuen Stadt gelegenen Kirchen; namentlich in einer derselben fand ich eine lange griechische Inschrift und daneben die Reste eines antiken Tempels.

Die Bevölkerung von Nio hat eine ganz andere Physiognomie als die des benachbarten Amorgos. Auf letzter Insel hat alle Welt das griechische Costüm und die griechischen Gewohnheiten beibehalten; in Nio herrschen fränkisches Costüm und fränkische Sitten fast ausschließlich. Ich forschte nach der Ursache und man erzählte mir folgendes. In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ließ sich ein Franzose, Namens La Valette, der sich für einen natürlichen Sohn des Großmeisters Johann de La Valette ausgab, dessen der sich durch seine heldenmüthige Vertheidigung der Insel Malta gegen Soliman einen großen Namen gemacht hatte, auf der Insel nieder, trieb mit Erfolg das Seeräuberhandwerk, und siedelte sich endlich ganz auf der Insel an, wo seine Familie sich fortpflanzte. Er hatte stets fränkisches Costüm getragen, und seine Familie, die sich unter den bedeutendsten der Insel behauptete, trug es fortwährend bis auf die jetzige Zeit, wo noch ein Valetta auf der Insel wohnt, während sein Bruder unter Maurokordatos Minister des öffentlichen Unterrichts in Athen wurde. Die Bewohner von Nio erinnern sich noch vollkommen, daß der Großvater dieser beiden Valettas das fränkische Costüm zu einer Zeit beibehielt, wo sonst niemand es trug. Seitdem ist es allgemein geworden; vielleicht wollten die Einwohner ihren Landsmann Valletta, auf den sie stolz sind, dadurch ehren.

Ein russischer Officier, der im J. 1770 als Freiwilliger die russische Expedition nach Griechenland mitmachte und im J. 1771 die Cycladen besuchte, der Graf Pasch van Krienen, hat ein Werk in italienischer Sprache herausgegeben, worin er versichert, das Grab Homers auf Nio gefunden zu haben. Er hatte in Begleitung des Großvaters der jetzigen beiden Valetta, Spiridion Valletta, Nachgrabungen angestellt, worüber ein durch Zeugen beglaubigtes Certificat dem Werke Paschs van Krienen angehängt ist. Nachforschungen wurden also gemacht, aber das Resultat läßt sich, da die entdeckten Gegenstände sich nicht mehr finden und die geöffneten drei Gräber wieder ausgefüllt wurden, nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Stelle ist anderthalb Stunden von der Stadt Nio, und man hätte die von Pasch gemachten Aufgrabungen von neuem beginnen müssen. Diese Nachforschungen konnten einen Monat lang dauern und der jetzige Augenblick — es wüthete bei meiner Ankunft gerade ein epidemisches Fieber auf der Insel,*) — war dazu eben nicht sonderlich günstig. Wir nahmen deßhalb Abschied von dem Dimarchen und schifften uns wieder auf unserm Kutter ein, um die Insel Siphnos zu gewinnen.

*) Dieß Fieber wüthete auch auf Amorgos, und hatte sämmtliche 3000 Einwohner mehr oder minder ergriffen, 500 lagen schwer daran nieder, und alle hatten ein bleiches Aussehen. Eben so war es auf Nio, wo jedoch ein geschickter Arzt, ein Calabrese, sich aus Liebhaberei niedergelassen hatte, und auch obgleich er der einzige Lateiner war, die Zuneigung des Volks sich so sehr gewann, daß man ihm ein Haus in der Nähe einer lateinischen Capelle schenkte und einen Jahrgehalt von 2400 Drachmen aussetzte.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als ich Abends wieder nach Manfredonia hinabfuhr, genoß ich eine herrliche Aussicht auf die fruchtbaren Abhänge von Mattinata *) und die Bucht am sogenannten Saracenenthurm, dann auf das weite Meer und die in fernem Nebel verschwimmende Küste Dalmatiens bis an die Berggränzen des alten Epirus. Am Thor von Manfredonia empfing mich mein Gastfreund; mit ihm und einigen seiner Freunde brachte ich den Abend sehr vergnügt hin, schlief in einem kolossalen — nicht zweischläfrigen, sondern zwölfschläfrigen Bette an der Seite meines Freundes — so will es der Gebrauch — und fuhr am andern Morgen raschen Trabes über Foggia nach Lucera, 29 Miglien, ohne nur eine Secunde anzuhalten. Zu spät um mich bedanken zu können, entdeckte ich ein großes Tuch voll von Käsepräparaten Apuliens, z. B. caccio-cavallo, pruovole, scamorzi etc. in der Tasche meines Wagens.

Der Weg von Foggia nach Lucera ist wo möglich noch langweiliger als der von Foggia nach Manfredonia oder Cerignola und deßhalb schweige ich gänzlich davon, den Hrn. E. Malpica beneidend, der ihn „göttlich und herrlich" gefunden — weil er ihn an der Seite des ersten Mannes der Provinz, des Intendanten, zurücklegte. In Lucera fand ich den gelehrten Canonicus F. Lombardi nicht anwesend, wurde aber aufs freundlichste von dem königlichen Richter Gennaro Riccio, der ein ausgezeichnetes Werk **) über Münzen geschrieben und eine der ersten Sammlungen besitzt, die ich mit vielem Interesse kennen lernte, aufgenommen. Lucera's Straßen und Gebäude haben ganz mittelalterliches Ansehen und der schöne Dom nimmt unter diesen die erste Stelle ein. Dahin wendete ich mich zuerst. Die Façade nebst Portal ist in schönem einfachem, gothischem Styl gebaut, und harmonirt ganz mit dem Ernste und der Würde des Innern; dieses enthält fünf Schiffe, einen kühnen Bogen am Hauptschiff, viele kleine Säulen von verschiedenen seltenen Steinarten und vierzehn große aus Verde antico. Unter den Gemälden soll eines von Guido Reni und eines von Parmegianino seyn; beide sind sehr schön und in den Seitencapellen sind ebenfalls einige von nicht unbedeutendem Kunstwerthe; auch an alten Sculpturen fehlt es nicht. Diomedes soll an der Stelle des heutigen Doms der Minerva einen Tempel gebaut und die Asche und die Waffen Laomedons hier beigesetzt haben; später hatten die Saracenen hier eine Moschee und Karl II von Anjou weihte den Ort dem christlichen Glauben, nachdem jene fortgetrieben. Das Jahr der Erbauung ist mir jedoch nicht bekannt, noch weniger das des herrlichen, großartigen Castells, dessen in den verschiedensten Epochen Erwähnung geschieht: hier hausten Griechen, Römer, Samniter, Saracenen, Longobarden, Kreuzfahrer u. s. w. Die kolossalen Ringmauern trotzten unzähligen Stürmen und stehen noch immer als erhabene Ueberbleibsel eines kräftigeren Zeitalters aufrecht.

Ich bewunderte die Kraft und Stärke der Mauern, der Corridore, Brustwehren und Thürme; man zeigte mir die Gefängnisse und die geheimen unterirdischen Gänge, die unter der Stadt weg ins Freie führten und machte mich auf ein kleineres Castell in den großen Ringmauern aufmerksam, das aus enormen Werkstücken besteht und gewiß der älteste Theil des Ganzen ist. Vom höchsten Punkte sieht man fast bis ans Meer weit über Formaggiore und San Severo, zwei volkreiche Städte, die in herrlich cultivirter Ebene liegen, hinaus; links schweift der Blick bis in die Gegend des Fortore und der Stadt Volturara; man erkennt, daß man sich auf einem Hügel befinde, der hier nach Norden zu steiler abfällt, während er nach Osten unmerklich mit der Ebene verschmilzt; die Gegend westlich von Lucera ist überhaupt anmuthiger und mit kleinen Hügeln geziert; Saaten und Fruchtgärten gewähren hier mehr Abwechslung und Reiz als die einförmigen Viehtriften rund um Foggia. Luceria und Canosa standen im Alterthume im Rufe nicht allein die beste Wolle, sondern auch die besten Fabricate aus derselben zu liefern. cf. Horat. Od. 3, 15, 14 und Mart. 14, 127. Vom Castelle herabsteigend, das wie der Dom und die Stadt fünf Thore zählt, machte ich noch einen Gang durch die uralte Stadt, die herrlichen geschichtlichen Erinnerungen mir ins Gedächtniß rufend. Diomedes soll sie gegründet haben; die Römer wollten bekanntlich Luceria — so war der alte Name — entsetzen, als sie die schmachvolle Niederlage von den Samnitern unter Herennius in den caudinischen Engpässen erlitten; aber bald darauf rächten jene den Schimpf und ließen in Luceria die Samniter das Joch passiren, welche sich nachher oftmals vergeblich bemühten die Stadt wieder zu gewinnen. Als römische Colonie empörte sich Luceria zu Gunsten der Samniter und wenig fehlte, so wäre sie zu Grunde gegangen; auch späterhin herrschte nicht viel Vorliebe für Rom in ihren Mauern. Hier wurde Vitellius geboren. Unter den Longobarden soll sie von Grund aus zerstört und erst (mit Dodona) von Friedrich II wieder hergestellt worden seyn, der sie den Saracenen aus Sicilien zum Wohnort anwies, weßhalb sie sich Luceria de' Saraceni nannte. Dann trat Manfred in Lucera auf, nachher Karl II von Anjou, der die Saracenen verjagte u. s. w.

Die Straße von Foggia nach Cerignola führt über zwei kleine Flüsse, den Cervaro und Capellaro. Rechts bleibt der Wallfahrtsort die „Incoronata" von Bäumen umgeben. Hier wird Ende Aprils ein großes Volksfest und ein Jahrmarkt gehalten; links führt ein Weg zum Lago di Salpi, einem Weiler „Tancredi" genannt, vorüber. Am südlichen Rande desselben lag das alte Salapia, welches der ungesunden Luft wegen M. Hostilius, nach Vitruv. 1, 4 ans Meer versetzte.

*) Der alten Stadt Matinus oder Matina gedenkt Horaz in seinen Od. 4, 2, 27; 1, 28, 1 und Epod. 16, 28; Lucan. 9. 184. Der Philosoph Archytas soll hier Schiffbruch gelitten haben und begraben seyn.

**) Das Buch ist betitelt: Le Monete delle antiche famiglie di Roma fin' all' Imperadore Augusto etc., dal Giudice *Gennaro Riccio.* Nap. 1836.

Hier soll man auf dem Grunde des Meers Säulen, Capitäle und Marmorwerkstücke erblicken und ein schönes Basrelief gefunden haben, welches ein Archäologe aus Bari näher beschrieben. Plinius 3, 11 spricht von Salapia *) mit den Worten:

„oppidum Salapia Annibalis meretricio amore inclytum."

Erst gegen 10 Uhr Abends näherte ich mich der Stadt Cerignola — ich hatte 58 Miglien d. h. 14 deutsche Meilen zurückgelegt — und fand die Straße von einer Büffelheerde als Schlafstätte in Beschlag genommen. Bitten und Befehle aufzustehen und uns Platz zu machen, halfen hier gar wenig; wir mußten die struppigen schwarzen Schläfer mit Steinwürfen fortschaffen und uns den Eintritt in das Städtchen mit Mühe erkämpfen. Ich bin überzeugt, daß die große Landstraße das allnächtliche Lager dieser Thiere ist; sie schlafen dort ungestört, weil Niemand später als bis Sonnenuntergang reist. In Cerignola, einem freundlichen, bevölkerten Orte mit breiten Gassen und reinlichen Häusern — wie ich am andern Morgen sah — übernachtete ich in einem recht guten Gasthofe, dessen Namen ich vergessen. Ein gesunder Schlaf erquickte mich und mit Sonnenaufgang befand ich mich bereits auf einem Hügel der Stadt, von wo aus ich die schönste Aussicht nach Süden genoß. Hinter den niedrigeren Gipfeln jenseits des Ofanto erhob sich der Monte Volture malerisch mit zwei Spitzen; ich gedachte des Horaz, der dort oben als Knabe einschlummerte und von wilden Tauben mit zartem Myrthen- und Lorbeerlaube bedeckt wurde: „Fronde nora puerum palumbes texere." Od. 3, 4. In noch größerer Entfernung schimmerten die hohen Bergspitzen der Basilicata bei Avigliano, Ruoti und Bella hervor; links erschien wie ein heller weißer Wolkenstreif Minervino, rechts Ascoli, auf Hügeln gelegen, das alte Asculum, wo die Römer unter Curius und Fabricius im Jahre 471 Roms den siegreichen Pyrrhus schlugen. Melfi, Venosa und Canosa konnte ich nicht erspähen, wohl aber zogen sie mit allem Schimmer einer großen Vergangenheit meinen geistigen Blicken vorüber; ich stand zwischen zwei großen Schlachtfeldern: hier wandelten Pyrrhus und Hannibal, Horaz, Curius, Fabricius, Marcellus, Paulus Aemilius; hier zogen Schaaren von Saracenen, Normannen und Kreuzfahrern vorüber, hier weilten Boëmund und später die hohenstaufischen Kaiser, vor allen der größte derselben Friedrich II.

Ich kehrte in die Stadt zurück und copirte die Inschrift des auf dem Marktplatze befindlichen römischen Meilensteins. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Via Appia durch Cerignola durch oder dichtvorbeigeführt habe — fern konnte sie nicht seyn, da Canusium, welches sie berührte, ganz in der Nähe — ebenso wenig den alten Namen von Cerignola (Cerannia?) ausfindig zu machen suchen, wohl aber will ich Stolberg und Riedesel widerlegen, welche diesen Meilenstein für eine Ehrensäule halten, welche hier dem Trajan nach seinem siegreichen Feldzuge gegen die Dacier errichtet worden. Beide Herren haben übersehen, daß es am Fuße dieses Steins, den man überhaupt nicht Säule, noch weniger Ehrensäule nennen kann, ganz deutlich heißt: daß Trajanus. Aug. Germ. Dacic. etc. „Viam a Benevento Brundusium Pecunia sua fecit." Vielleicht steckte jedoch damals diese Antiquität halb in der Erde und dann ist der Irrthum zu entschuldigen. In der Villa zu Trani kann ferner Jedermann drei ganz gleiche — natürlich nur mit anderer Meilenzahl bezeichnete — Meilensteine sehen, die bei Corato und Ruvo gefunden worden, jetzt wahrscheinlich zur Zierde der Villa dienen sollen aber noch nicht aufgerichtet sind. Es wäre doch in der That komisch gewesen, den Trajan mit solchen Zwittersäulen zu complimentiren; aber man muß ganz Laie seyn und ebenso wenig von der Archäologie verstehen wie meine Wenigkeit, um dergleichen Irrthümer ergötzlich zu finden und darüber in eine humoristische Stimmung zu gerathen! die Herren Gelehrten nahmen die Sache zu ernst, wir Laien und Dilettanten, wie dieß jeder Leser längst gemerkt haben muß, zu leicht. Mit solcher Leichtfertigkeit will ich nun lieber das sogenannte Thor 300 Schritte vor Canosa für einen dem Trajan nach seinen Siegen über die Dacier errichteten Triumphbogen erklären — damit würde Trajan schon zufrieden gewesen seyn! — und ruhig abwarten wie man mir mit solchen Hypothesen nach Hause leuchtet. Welch ein Gesicht würde aber wohl ein moderner Eroberer schneiden, wenn man ihm statt einer Ehrenpforte, einer Ehrensäule, einen gewöhnlichen Chausseestein auf die Straße stellen wollte?

Meine munteren Pferde, welche vermuthlich ein ebenso gesundes Schläfchen gemacht wie ihr unbarmherziger Gebieter, galoppirten rasch an den Ponte di Canosa zum Ofanto hinunter. Ich sagte somit der Apulia Daunia, der kriegerischen Daunia (Horaz) mein Lebewohl und betrat die Apulia Peucetia *). Der heutige Ofanto, der alte Aufidus, scheidet gegenwartig die Provinzen Capitanata und Terra di Bari von einander; ich machte nach drei Wochen die nähere Bekanntschaft mit allen seinen Eigenschaften, die Horaz an ihm rügt und werde dann Gelegenheit haben, bei meiner Reise nach Lavello, Venosa und Melfi gründlich zu beweisen, daß das von ihm behauptete „horrenda meditatur" noch jetzt buchstäblich paßt und bei einem unschuldigen Reisenden wirklich in Ausführung gebracht werden sollte. — Man sieht Trümmer einer alten Brücke bei der neuen und fährt dann den Hügel hinauf, auf dem Canosa mit einem alten Castelle liegt; meinen trajanischen Triumphbogen, ein paar alte Grabmäler und andere Fragmente läßt man rechts und erkennt an diesen Spuren deutlich, daß sich das alte Canusium sehr weit in die Ebene hinaus erstreckt habe, denn von hier bis zur heutigen Stadt beträgt die Entfernung noch immer zwischen 350 bis 400 Schritte. Der Triumphbogen steht aufrecht, ist aber

*) Lucan. 5, 377, wo es heißt: Quas recipit Salapina palus, et subdita Sipus Montibus.

*) Apulia führte den Namen vom Könige Apulus, der diese Länder beherrschte: Peucetia vom Peucetus, Sohn des Lycaon, Königs von Arkadien, welcher mit seinem Bruder Oenotrus nach Italien hinüberwanderte. Diese Küsten sollen damals von den Pädiculi, höchst wahrscheinlich Illyriern, bewohnt gewesen seyn. cf. Ovid. Metam. 14, 513.

seines Marmors und seiner Ornamente beraubt, und wenn Hr. Castaldi sagt: „conserva tuttora belli pilastri ornati di eleganti marmi,“ so ist er sehr im Irrthum oder übertreibt auf ächt neapolitanische Weise. In Canosa nennt man diesen Bogen, der Richtung wegen, Porta Romana, auch Porta Varrense, dem Consul Terentius Varro — also nicht dem Trajan — zu Ehren erbaut, als er die römischen Legionen durch die Stadt führte. Diomedes soll auch diese Stadt gegründet haben, die Ebene rings umher hieß Campus Diomedis, welches so emporblühte, daß man sie das zweite Rom nannte; hierauf beruht nun wieder eine andere Uebertreibung des Abate Damadeno, welcher einen Commentar über hier gefundene, aus den Zeiten des Kaisers Severus herrührende Bronzetafeln geschrieben und behauptete, daß die Stadt damals noch 16 Miglien Umfang gehabt habe. Jetzt mag sie auf eine halbe Miglie zusammengeschrumpft seyn und höchstens 6000 Einwohner zählen; im Jahre 437 Roms wurde sie vom Consul L. Plancius der römischen Republik unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung von Moskau.

Die Nordische Biene vom 3 (15) December enthält eine officielle Angabe der Bevölkerung von Moskau, die im Ganzen 375,185 Seelen am 1 Januar 1843 betrug. Der Unterschied zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht ist so auffallend wie in Petersburg, denn die Zahl der Weiber beträgt nur 135,043, die der Männer 222,142. Daran trägt hauptsächlich der Umstand Schuld, daß die Zahl derjenigen, welche als Diener oder als Taglöhner und sonstige Arbeiter sich in der Stadt befinden, auf Seite des männlichen Geschlechts bei weitem größer ist, als auf Seite des weiblichen. Die Männer betragen 115,902, die Frauen nur 40,860, also bereits ein Unterschied von mehr als 75,000. Im geistlichen Stande ist mit Einschluß der Nonnen ein Ueberschuß von nahezu 600 Frauen. Dagegen scheinen ungewöhnlich viele Officierswittwen in Moskau zu leben, denn während von Generalen und Oberofficieren, von denen doch wohl viele unverehelicht sind, nur 5077 aufgezählt werden, zählt man im weiblichen Geschlecht nicht weniger als 8462. Dagegen scheinen die meisten Soldaten, wozu freilich auch die aus dem Dienst entlassenen zu zählen sind, in anerkannter Ehe oder in kaum minder anerkanntem Concubinat zu leben, denn während 18,288 Soldaten aufgezählt werden, finden sich auch 14,584 Soldatenfrauen (? Soldatka), „welche bei ihren Männern sich aufhalten oder auf Pässe in der Stadt leben.“ Die Zahl der Mönche beträgt 232, der Nonnen 261. Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der ziemlich herangewachsenen Soldatenkinder, die bereits beim Militär eingereiht sind; man zählt ihrer 2267, also ein volles Neuntel der gesammten activen Mannschaft.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Reise von Dschidda nach Tayf.

(Schluß.)

Drei Derwische verabredeten eine Reise miteinander. Sie begaben sich also zu einem Schiffshauptmann, der von Syrien nach Cypern segeln wollte und ersuchten ihn um einen Platz in seinem Schiffe. Der Hauptmann war nicht abgeneigt, bestand aber darauf, daß jeder Derwisch ihm ein Goldstück zahlen sollte.

Es ist uns nicht möglich, Geld für die Ueberfahrt zu zahlen, sagte der älteste Derwisch.

Warum denn nicht? versetzte der Hauptmann.

Weil wir, antwortete der Derwisch, heilige Männer sind und gewisse göttliche Gaben besitzen!

Laßt doch hören, fuhr der Hauptmann fort, was dieß für göttliche Gaben sind?

Nun, sagte der älteste Derwisch, ich vermag einen Gegenstand in der Entfernung einer Jahresreise zu erkennen!

Und ich, rief der zweite Derwisch, kann eben so weit hören, als mein Bruder sieht.

Und du, sagte der Hauptmann zu dem dritten Derwisch, sag' an, welche Gottesgabe hast denn du?

Herr, antwortete dieser, ich bin ein Ungläubiger!

Ein Ungläubiger! rief der Hauptmann aus; geh' deiner Wege, ich führe ein dem Sultan gehöriges Schiff und kann unmöglich einen Ungläubigen an Bord nehmen. Deine Gesellen mögen mit mir fahren, du aber mußt zurückbleiben.

Um Verzeihung, Herr, sagten hierauf die beiden andern Derwische, wir können ohne unsern Gefährten nicht reisen, wir müssen alle drei mitsammen fahren oder sämmtlich hier bleiben.

Wenn dem so ist, erwiederte der Schiffshauptmann, so will ich in Anbetracht der göttlichen Gaben, welche ihr beide besitzet, die Ungläubigkeit eures Freundes übersehen und euch alle drei mitnehmen.

Also schifften sich die drei Derwische ein und das Schiff hatte günstigen Wind. Als sie während der Reise mit dem Hauptmann auf dem Verdeck saßen, sagte der älteste Derwisch: Schau, schau' dort sitzt die Tochter des Sultans von Indien am Fenster ihres Palastes und arbeitet an ihrer Stickerei!

Pest über deine Augen! rief der zweite Derwisch aus; in diesem Augenblick ist ihr die Nadel aus der Hand gefallen und ich höre sie auf dem Boden klingen!

Herr, sagte hierauf der dritte Derwisch zu dem Schiffshauptmann, soll ich ein Ungläubiger seyn oder nicht?

Komm' mit mir in die Cajüte, antwortete der Hauptmann, ich will mich fortan mit dir zum Nichtglauben bekennen!

Ein junger durch seine Schönheit und Anmuth ausgezeichneter Mann war mit einem über die Maßen garstigen Weib verheurathet: sie schielte, hinkte und hatte einen Höcker. Eines Abends, als beide traulich beisammen saßen, sprach er: meine Holde, freue dich mit mir, ich bringe gute Botschaft: wir beide sind sicher, ins Paradies zu gelangen!

Möge der Himmel, sagte das Weib, dich stets zum Bringer guter Botschaft machen! Aber woher kommt eigentlich dein heutiger beglückender Zuspruch?

Nun, antwortete der Mann, ich komme sicherlich ins Paradies; es war mein Loos, ein solches Weib, wie du eines bist, zur Ehe zu haben, und ich habe es geduldig ertragen. Du wirst ebenfalls ins Paradies kommen, weil du dankbar bist dafür, daß ich dir gegeben ward. Denn Gott selbst hat zu seinem Propheten Mohammed gesagt: der Geduldige und der Dankbare werden eingehen in die Freuden des Paradieses!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1844.

Bernstein im südlichen Rußland.

(Russisches Journal des Ministeriums des Innern. November.)

Der geheimnißvolle Stoff, in welchem die Einbildungskraft der Alten die Thränen der untröstlichen Schwestern Phaëtons sah, worin aber die strenge Wissenschaft unsrer Zeit nichts anders als versteinertes Baumharz erblickt, der Bernstein, findet sich auch in den südlichen Strichen Rußlands, im Bassin des Dniepr's in den neurussischen Steppen. Der Hauptfundort des Bernsteins seit undenklichen Zeiten ist das südöstliche Ufer des baltischen Meeres, namentlich um Danzig und Königsberg; hier sammelt man es in ungeheurer Menge, indem es theils vom Meere ausgeworfen, theils aus demselben aufgefischt, theils auch aus dem Seesand gegraben wird. Auf letztere Art gewinnt man es nicht selten auch im innern Lande in nicht geringer Entfernung vom Meere, z. B. in Gallizien, in den Karpathen, im mittlern Deutschland, in Frankreich u. s. w.; aber der Bernstein findet sich auch im südlichen Europa an den Ufern des Mittelmeers in Oberitalien und in Sicilien, endlich wie es sich nun herausstellt, auch an den Ufern des schwarzen Meeres. Im Cabinet des Ministers des Innern befindet sich ein ungeheures Stück, das vor einigen Jahren im Kreise Nowomoskowsk im Gouvernement Jekaterinoslaw am Ufer der in den Dniepr fallenden Samara aufgefunden wurde. Dieß Stück wiegt 60 Solotnik (22 bis 23 Loth); leider aber sind die nähern Umstände dieses merkwürdigen Fundes unbekannt geblieben.

Jetzt hat man zuverlässige Nachricht, daß der Bernstein um den Dniepr in Neurußland keine Seltenheit ist. Nachstehender Brief des Protoierei zu Berislaw, Joh. Kasarewski, läßt hierüber keinen Zweifel. „Schon lange ging das Gerücht, daß der Bernstein an den Ufern des Dniepr, namentlich in den deutschen Colonien am rechten Ufer dieses Flusses, 8 bis 14 Werste von der Stadt Berislaw sich finde. Um die Wahrheit kennen zu lernen, begab ich mich in die nächste Colonie Schlagendorf, wo einer der Colonisten Joseph Zimmer mir ein Stück röthlichen Bernstein von 14 Solotnik Schwere zeigte, das sein Sohn im J. 1841 an dem Ufer des nahe vorbeifließenden Bachs gefunden hatte, und er so wie andere Colonisten versicherten mich, daß ähnlicher Bernstein, so wie auch von anderer Farbe, sich seit langer Zeit schon an den Ufern des Dniepr's um Berislaw in Stücken verschiedener Größe fände, noch häufiger aber in andern Colonien, wo ein kleiner Arm, der drei Werste oberhalb Schlagendorf sich aus dem Dniepr abscheidet, an dieser Colonie in zahlreichen Krümmungen vorbeifließt und Sandauswürfe bildet. Auf solchen Sandaufwürfen findet man gewöhnlich den Bernstein, und zwar, wie alte Leute versichern, nur nach heftigen Frühjahrsüberschwemmungen, weßhalb sie auch der Ansicht sind, daß er nur aus andern Orten hergeführt werde. Man kann diese Vermuthung um so mehr als Wahrheit annehmen, als man den Bernstein nicht jedes Jahr und nicht zu allen Zeiten findet, sondern namentlich nach solchen Ueberschwemmungen welche auch die höhern Stellen mit Wasser bedecken."

Hr. Kniashewitsch, Präsident der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer, an den der Brief des Protoierei so wie das von dem Colonisten Zimmer aufgefundene Bernsteinstück gesendet wurde, übergab letzteres dem Hrn. Haßhagen, Professor der Chemie und Geologie an dem Richelieu-Lyceum, der alsbald erklärte, nach allen Kennzeichen sey dieß wirklicher Bernstein, nur etwas gröber als der gewöhnlich in Preußen aufgefundene.

Die Stadt Berislaw liegt 76 Werste oberhalb Cherson von Jekaterinoslaw, wo die Samara in den Dniepr fällt, 232 Werste unterhalb an diesem Fluß. Es finden sich Spuren, daß hier einst eine Handelsniederlassung der Griechen war, denen vor Alters der Dniepr, wenigstens bis zu den Schnellen, wohl bekannt war. Aber noch vor ihnen kannten die Phönicier, welche zuerst den Bernstein in den Handel brachten, die Länder an dem Norduser des schwarzen Meeres und standen mit denselben in Verbindung. Ist es nicht wahrscheinlicher, daß sie hier früher mit dem Bernstein bekannt wurden, als daß sie nach dem entlegenen kurischen Haff gelangten, das zu jener Zeit noch in dem fabelhaften Dunkel der Hyperboräer begraben lag? Dieß ist eine für die Geschichte des Alterthums nicht ganz unwichtige Frage.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto 2c.

(Fortsetzung.)

Strabo sagt von Arpi und Canosa: „duas urbes quondam Italiotidum maximas," und versteht unter Italiotides die griechischen Städte Italiens. Horaz spricht von dem harten und schlechten Brod zu Canosa (nam Canusi lapiderus est. Sat. 1. 5.) und nennt die Einwohner „bilingui," weil sie griechisch und lateinisch redeten (wahrscheinlich liegt in „bilingui" etwas Spott über die Schnitzer, welche die Canusiner in diesen beiden Sprachen machten!) In den Memorie dell' Academia Ercolanense (Napoli) finden sich Fragmente und Inschriften, welche auf diesen Zwitterzustand hindeuten. Diese Einwohner von Canusium wollten die Elegants, die Dandies vorstellen, indem sie griechische Sprache und Sitten cultivirten, wie mancher Deutsche sich herabwürdigt den Affen der Engländer oder der Franzosen zu spielen, und nicht wenig wurde ich später in Taranto überrascht, bei einem jungen Geistlichen ganz einen solchen „bilinguis" zu finden. Um ihn zu curiren, erzählte ich ihm von meinen Reisen in Griechenland, von Griechen des Festlandes und der Inseln, zog eine Parallele zwischen Griechen und Türken, zwischen Griechen und Juden, zwischen Griechen und — so weiter, und hatte endlich die Freude ihn von diesem tic douloureux wo nicht auf immer, doch auf Momente befreit zu sehen. Dieser Herr war übrigens die Liebenswürdigkeit selbst.

Ein Herodes (Atticus?) versah Canusium mit frischem Wasser, an welchem es gegenwärtig wieder sehr fehlt, und leitete dieses aus den Bergen von Venosa in einem stattlichen Aquäduct über die sogenannten Murgie von Minervino und den Fluß Lacone weg hieher. Spuren dieser Wasserleitung finden sich an verschiedenen Punkten. Der Archidiakonus M. Caracciolo in Canosa hatte die Gefälligkeit meinen Führer abzugeben. Wir gingen zuerst auf den neuen Campo Santo, der hier wie fast überall in den Provinzen in gehöriger Entfernung von der Stadt mit Geschmack und Eleganz angelegt wird, stießen unterwegs auf ein großes, römisches Fundament und wandten uns darauf an mehrern antiken Gräbern vorüber einer kleinen, schön bepflanzten Anhöhe zu, die nordöstlich von der Stadt liegt. Hier war der alte, römische Leichenhof, wo man Vasen, Thränengläser, Knochen, Staub, Lanzen und Waffen in großer Anzahl gefunden. In einem Casino der reichen, prachtliebenden Familie Scocchera, la Grotta genannt, findet sich ein sehr wohlerhaltenes Grab, und ein Franzose, Milln wenn ich nicht irre, hat in französischer Sprache Canosa's Gräber beschrieben; man erzählte mir, daß es in Canosa Leute, eine Art von Schatzgräbern gebe, welche an dem Colorit der Kräuter und Blumen den Ort erkennen, wo tief unter ihnen ein Grab befindlich! Wir besuchten darauf die Vasensammlung eines andern Geistlichen, — sie enthält wenige aber recht gute Stücke, — sahen einige werthvolle, geschnittene Steine, z. B. einen sterbenden Fechter, und stiegen darauf in zwei unterirdische, uralte Kammern hinab, welche sich unter dem Palaste Savino-Barbarossa befinden. Die eine ist regelmäßig viereckig, die andere gewölbt, beide mit Ornamenten und Stuck verziert und gut erhalten; vielleicht gehören sie der griechischen Zeit an. Inschriften sind vorhanden; ich sah eine in der Mauer der Locanda; Münzen vom alten Canusium sind selten.

Die Kirche S. Sabino oder Savino enthält außer verschiedenen Säulen und Bruchstücken altrömischer Zeit mehrere mittelalterliche Gegenstände; sie ist sehr dunkel, hat eine Unterkirche und geht mit raschen Schritten ihrem Verfall entgegen; an ihrer rechten Seite befindet sich das Grabmal des berühmten, hochgefeierten Boëmund — gegenwärtig (April 1843) in Schmutz und Unrath dermaßen versunken und vernachlässigt, daß man in der That einen gewissen Unwillen gegen die Bewohner Canosa's, namentlich gegen die in glänzenden Vierspännern einherjagenden, bekommen muß, die doch wahrhaftig mit wenigen Carlinelli diesem interessanten Denkmal des Hauptthelden der Kreuzfahrer wieder zu Würde und Anstand verhelfen könnten, während sie für Festivitäten und Feuerwerke eine Summe Geldes unnütz verschleudern. Boëmund I, Robert Guiscard's Sohn, Fürst von Antiochien und Tarent, Herzog von Apulien und Calabrien, in Tasso's unsterblichen Liedern besungen, wurde hier nach eigenem, ausdrücklichem Wunsche begraben, am 28 Febr. 1111. Das Denkmal ist im orientalischen Geschmack, mit einer Kuppel versehen; die Bronzethüren enthalten Erinnerungen an seine Heldenthaten, und die Mauern der Grabkammer selbst sind mit Marmor bekleidet, den orientalische Sculpturen schmücken. Für die damalige Zeit wird es ein glänzendes Grabmal gewesen seyn.

Das Castell ist ein Schmutz- und Trümmerhaufe, rings von den Baracken der Armuth umgeben; es dient den Bewohnern und den Schweinen zu einer Mistniederlage, und der üble Geruch verbreitet sich fast über die ganze Stadt, ja ich bin überzeugt, daß man im schönsten Palaste derselben nicht die Fenster öffnen kann, ohne die Zimmer damit zu parfumiren; es war meine Absicht von dort oben das Schlachtfeld von Cannä — vom alten Cannä, ein Paar Miglien von Canosa existirt nichts mehr — zu überblicken, ich mußte mich jedoch an einen andern Ort begeben. Obschon ich weder den Livius in der Tasche hatte noch einen Ritt durch diese berühmte Campagna machte, konnte ich mir dennoch die Stellung des römischen und karthaginiensischen Heers aus den einfachen Umständen recht wohl combiniren, daß die Römer die Nachmittagssonne im Gesicht, und den Südwestwind vom Monte Volture (ventum volturnum) her hatten. Doch was würde hier eine Schilderung ohne beigelegten Plan aller Oertlichkeiten nützen! Die Schlacht wurde jedoch mehr in der Ebene vom Ofanto nach Cerignola hin als in der Nähe von Cannä *) und Canosa gefochten; Hannibal drängte die Römer immermehr vom Ofanto zurück; so entstand vielleicht hinten ein freier Raum, den ein flüchtiger Haufe benutzte, um sich nach

*) cf. Juven. Sat. 2, 155. Sil. Italic. 8, 246 und Flor. 2. 6.

Canosa zu retten; 10,000 andere Römer erreichten bekanntlich Venosa und ihr Gesammtverlust belief sich auf 70,000 Menschen. Die Afrikaner waren jedoch wohl nur an Reiterei, keineswegs an Kämpfern den Römern überlegen. Von dem Grabe oder dem Hause der menschenfreundlichen Busa, welche die Flüchtlinge erquickte, sah ich nichts, dennoch wird jeder Gassenbube die erste beste Ruine dafür ausgeben und jeden Durchreisenden dahin geleiten, wenn man ihm 5 Gran dafür spendet; dasselbe ist mit der Quelle der Fall, an welcher der tapfere Paulus Aemilius den letzten Labetrank genossen.

Den fruchtreichen Hügel hinter Canosa hinanfahrend, sah ich Weinreben so kurz gehalten, daß man sie für Kartoffelstauden hätte nehmen können, und diese Art den Wein zu bauen war nun schon die vierte von Neapel bis hier. Bei Ariano zog man ihn bis zu mittlerer Höhe, was mich an Franken und an die Rheinlander erinnert, aber um so schmerzlicher erinnert hatte, je ungenießbarer von Avellino bis Foggia der Wein gewesen war; ich begrüßte diese bescheidenen baresischen Weinreben jedoch mit einer gewissen Ehrfurcht, denn ich wußte recht gut, daß ich von nun an guten und feurigen Wein — die Hitze des Kalkbodens soll denselben mitkochen helfen — zu trinken bekommen würde. So war es auch in der That und schon in Trani labte mich ein herrlicher Muskatwein, der weit und breit berühmt ist. Ueberall auf dem Wege von Canosa nach Andria erblickt man in südlicher Richtung wie einen Pharus das berühmte Castello del Monte, des großen Friedrichs II Lieblingsschloß; es ist in Trümmern dahingesunken, wohl aber zeugen diese Trümmer, diese Mauerreste von einstiger Kraft und Größe; hochoben genießt man eine der weitausgedehntesten Fernsichten über ganz Apulien. Der erste Ursprung dieses merkwürdigen Schlosses ist unbekannt; man weiß nicht ob Griechen, Saracenen oder Longobarden es gebaut, (Pratilli 4. 15) und es wird mit mancherlei Namen belegt: Castrum Naktii (Chron. S. Sophiæ ap. Pratill. p. 358) heißt es schon im Jahre 1009. Im Jahre 1029 kommt Castrumonte vor (Chron. Cavens. ap. Pratill. p. 432) dann: Alti Montis Oppidum, Ausum, Castromonte, Bellomonte, Castello di Andria. Es erhellt aus Urkunden deutlich, daß Robert Guiscard und Roger den Bau des Schlosses unternommen und ausgeführt, nachdem der dort befindliche Thurm hinweggeräumt, ja es findet sich eine Erzählung von der Entdeckung eines großen Schatzes, aus welchem der kostbare Schloßbau bestritten wurde. Die Bronzethür, welche sich gegenwärtig in Castelmore zu Neapel findet, soll diesem Castelle entnommen seyn. Der Abate D. Placido Tropli beschreibt sowohl Thür als Castell und gibt außerdem Notizen über Friedrich II, z. B. über seine Jagdfreuden am Lago-Pesile. Daß dieser Hohenstaufe das herrliche Schloß vielfach verschönerte, erleidet wohl keinen Zweifel; von allem Glanze aber ist fast keine Spur mehr vorhanden, auch der von Giustiniani angeführte Marmorkopf über dem Portale, der die Züge Pietro's delle Vigne darstellen sollte, ist verschwunden. In der neu erschienenen „Storia della citta di Andria des Canonicus Riccardo d'Urso. Napoli 1842" lese ich von einem Basrelief welches eine Frau darstellt, welche in demüthiger Stellung einen Heerführer mit kriegerischem Gefolge empfängt. Die unter diesem Bilde befindliche Inschrift:

D.ª J. D. C.ª D. B.ª C. L. P. S. JIA.

vermochte jedoch der Canonicus ebenso wenig wie das Bild zu erklären. Ich mache alle diejenigen, welche sich für den großen hohenstaufischen Kaiser interessiren, auf die angeführte Schrift aufmerksam und glaube daß selbst ein Raumer manche Notiz darin finden wird, die ihm nicht ganz bedeutungslos erscheinen mag. Ich bin genöthigt mich ganz kurz zu fassen und muß aufrichtig bekennen, daß ich Castello di Monte nicht bestieg, weil ich in Andria, Trani und Bari vernommen, daß durchaus keine Alterthümer, keine Skulptur-Ueberreste des Mittelalters, keine Inschriften dort mehr vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Algier.

Bestandtheile der französisch-afrikanischen Armee.

Die französisch-afrikanische Armee besteht aus den von Frankreich auf eine gewisse Zeit hergesandten Truppen und aus den Specialcorps, deren Gesammtzahl sich im Jahre 1840—41 auf 60,000 Mann belaufen mochte, von denen die Hälfte vielleicht kampffähig war.

Wenn schon französische Armeen in den Jahrhunderten ihrer Kriege viel gelitten haben mögen, so glaube ich doch, daß es nie eine gab, die mehr und anhaltender ausgestanden hat, als die afrikanische. Es ist nicht der Krieg allein, der diesen Umstand herbeiführt, sondern das Klima, und vielleicht mehr noch die geringe Sorge, die man für das Militär in allen seinen Bedürfnissen trägt. In den Lagern, selbst dicht bei Algier, schläft der Soldat auf dem Boden, selten wird ihm das Glück zu Theil in einer Hängematte zu ruhen. Die Lebensmittel sind nicht zum besten, das Fleisch gewöhnlich schlecht. Die Hospitäler habe ich beschrieben, der Wachtdienst ist streng — alles dieses könnte guter Wille und aufmerksame Sorge verbessern, und selbst das ungewohnte Klima würde dann weniger bösen Einfluß auf das Militär ausüben.

Wenn mir jemand in Europa erzählte, wie es den französischen Truppen in Afrika wirklich ergeht, ich würde es nie glauben; ich habe es jedoch gesehen, selbst erfahren, und ich bedauere aufrichtig die brave Armee, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt. Aber wer wird sie bewirken? Wahrlich nicht die Generale und hohen Officiere in Afrika, denn sie leiden nicht. Die Klagen der Subalternofficiere und Soldaten dringen nicht bis nach Paris, und selbst wenn sie sich einen Weg dahin bahnen sollten, glaubt man ihnen nicht, beachtet sie daher gar nicht oder schickt sie an den Gouverneur zurück, mit dem Auftrag, sie zu untersuchen und die Uebel abzustellen, wenn es möglich u. s. w.*) Aber der Gouverneur der hat andere Dinge zu thun. Schickt ihm der Kriegsminister nicht neue Truppen, wenn er welche verlangt? wer fragt danach, wie und warum hier Tausende umkommen? Es ist genug, wenn man weiß, sie fehlen, und in Frankreich fehlt es nicht an Soldaten

*) Marschall Soult, jetziger Kriegsminister (1841), dem vielleicht die öfters in den Zeitungen hierüber erschienenen Artikel nicht behagten, hat Officieren wie Soldaten aufs strengste verboten, auf diesem oder einem andern öffentlichen Wege ihre Meinungen, Wünsche und Hoffnungen u. s. w. ferner bekannt zu machen.

oder wenigstens an jungen Leuten, die man dazu machen kann und die nichts kosten. Hielte das Directorium des hiesigen Theaters z. B. um Abstellung von Mißbräuchen und Mängeln an, wahrscheinlich würden sie abgestellt, denn der Marschall liebt das Theater, dem Militär ist er aber nicht gewogen. *)

Die Infanterie ist es vorzüglich, die in Afrika leidet und den Krieg führt; denn seit December 1839 wollen die Araber nichts mehr mit der französischen Cavallerie zu thun haben. Aber die Infanterie, die mit Sack und Pack in der glühenden Sonne durch die Ebenen marschirt, Flüsse durchwatet, Berge ersteigt, Schluchten durchklettert, hier schießend, dort das Bajonnett gebrauchend, verdient wahrhaft Bewunderung.

Die Schützen, deren Errichtung die Reise des Herzogs von Orleans durch Tyrol hervorgerufen, haben rühmlich hier gekämpft, aber unendlich gelitten. Sie kannten den Feind nicht, sie glaubten mit Ihresgleichen zu thun zu haben; Afrika hat ein anderes Klima, andere Manöverplätze als Vincennes — das war ihr Verderben, von sechshundert dieser Braven sind mehr als die Hälfte geblieben. Ihre Uniform ist ansprechend (blaue Litefka mit gelbem Vorstoß und weißen Knöpfen, grüne Epaulettes, graue Faltenhosen mit einer gelben Litze), ihre Carabiner à la percussion sind eine vortheilhafte Waffe, obgleich sie auf den Schlachtfeldern Afrika's nicht die Wirkung hervorbringen, die sie vielleicht in jedem andern Kriege hervorbringen würden. In jeder Schützencompagnie befinden sich fünfzehn große Carabiner, die übrigen sind den gewöhnlichen Soldatengewehren fast gleich, nur sind sie gezogen. Dieser Umstand verlangt bekanntlich ein bei weitem sichereres Zielen, und wie ist das möglich, wenn der Schütze bepackt wie jeder andere Infanterist, ermüdet, außer Athem, in den Bergen herum kletternd, von seiner Waffe Gebrauch machen muß. Die großen Carabiner, die ungefähr vierzehn Pfund wiegen, tragen bis auf sechshundert Schritt sicher, und selbst weiter noch sind ihre Kugeln tödtlich.

Der Rest der Schützen ist nach Frankreich zurückgekehrt, und soll den neun neuen Bataillons, die in St. Omer formirt werden, zum Stamm dienen. Wahrscheinlich werden die kleinen Carabiner abgeschafft, und das ganze Corps erhält große, die unbedingt den Vorzug verdienen. Jedenfalls sind in Algerien die Schützen nützlicher zur Vertheidigung der Blockhäuser, Lager u. s. w. als im offenen Kriege.

Die Suaven sind unstreitig das nützlichste und ausgezeichnetste Infanteriecorps der afrikanischen Armee. Ihre Zusammensetzung hat manches gegen sich, aber ihre Chefs wußten die ihre Strafe überstandenen Diebe, die mauvaises têtes, Trunkenbolde, subordinationswidrige Subjecte u. a. m., so wie die darin befindlichen Araber zu einem Ganzen zu formen, das vielleicht nichts zu wünschen übrig läßt, als ein wenig Moral. Diese ist dem Corps fremd, aber ein braveres, alle Entbehrungen und Fatiguen mit fröhlicherem Muth ertragendes Corps ist wohl schwerlich mehr zu finden. Ihre Uniform ist dem Lande angemessen; sie kennen den Krieg so gut wie die Araber selbst, und ihre Chefs waren und sind die Zierde der Armee. Duvivier ist an ihrer Spitze General geworden, Lamoricière **) ebenfalls, und ihr jetziger Commandeur, Obristlieutenant Cavaignac, folgt seinen Vorgängern gewiß bald.

General Lamoricière, dieser Bayard d'Afrique, ist jetzt Commandant der Provinz Oran, und seine Thätigkeit, seine genaue Kenntniß des Landes, der Bewohner und deren Sprache wird gewiß die glänzendsten Resultate für jene Provinz herbeiführen. Hier hat man ihn höchst ungern verloren, doch vor allen beklagen die Suaven ihre grande calotte — wie sie ihren geliebten Chef zu nennen pflegten. Lamoricière hat den Suaven viel zu danken, aber er hat auch einen großen Theil an ihrem Ruhme. Man wirft dem General Charlatanismus vor. Gott möge doch so gnädig seyn und denen, die dieß thun, den Verstand und Muth Lamoricière's verleihen, und man wird ihnen gern seinen Charlatanismus verzeihen. Napoleon, Friedrich II waren auch Charlatans in einer gewissen Beziehung, sie wußten so gut wie Lamoricière, daß Klappern zum Handwerk gehört. Aus diesem Vorwurfe gegen Lamoricière blickt zu deutlich der Neid.

Ich hörte mit Vergnügen die Suaven von Lamoricière erzählen. Bald war es seine List und Kühnheit im Kriege, die sie priesen, bald gedachten sie seiner cameradschaftlichen Behandlung außer, wie seiner Gerechtigkeit im Dienst; niemand beschwerte sich über ihn, alle lieben und verehren diesen ausgezeichneten Mann, dessen Name, so lange die Suaven existiren, nicht vergessen werden wird.

Bevor ich mich hier von diesem braven Corps trenne, erwähne ich von den unzähligen Fällen des größten Muthes, großer Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, die sich in seinen Annalen befinden, nur einen, und zwar um so lieber, da es zugleich einen Beweis liefert, wie sich der Herzog von Orleans in der Armee beliebt zu machen wußte.

Ein alter Soldat, der es unter den Suaven zum Fourier gebracht hatte, erhielt während der Expedition gegen Medeah einen Schuß durch seine Hosentasche in die Lende. Er fiel zu Boden in dem Augenblick, als der Herzog von Orleans bei ihm vorbeiritt. „Sie sind verwundet Fourier, fragte der Kronprinz, gefährlich?" — Ce n'est rien, Monseigneur, mais les cochons d'Arabes ont cassé ma pipe je suis aux cent coups! Mit diesen Worten zeigte er dem Herzog die Stücke der zerbrochenen Pfeife und warf sie, begleitet von einem ächt militärischen Fluch, weit von sich weg. „Ich werde Ihnen, lieber Camerad, diese Pfeife durch eine andere ersetzen, fuhr der Kronprinz fort, für jetzt denken Sie hauptsächlich an ihre Wunde, und wenn ich Ihnen in sonst etwas nützlich seyn kann, schreiben Sie mir direct und ohne den Brief zu frankiren." Er forderte hierauf den Namen des Blessirten und empfahl ihn dem Chirurgien en Chef der Armee.

Savin befand sich im Hospital und beinahe genesen, als ihm eines Tages ein Paket vom Wagenmeister gebracht wird, das von Paris kam. Der Fourier öffnet dasselbe, und findet eine schöne Pfeife, Tabaksbeutel, Stahl, Stein und Schwamm, so wie selbst zierlich zusammengelegte Fidibus. Der Herzog von Orleans schickte ihm diese Gegenstände, und löste so ein Versprechen, an das Savin schon gar nicht mehr dachte. Dreist dadurch gemacht, schrieb er nach seiner Genesung an den Kronprinzen, bedankte sich kurz für das Geschenk und bat noch kürzer um einen Urlaub nach Frankreich. Er wurde ihm sofort bewilligt. Doch kaum in Toulon debarquirt, hört Savin, daß in acht Tagen eine neue Expedition von Algier nach Miliana und Medeah unternommen werden soll. Dabei durfte und konnte er aber seiner Meinung nach nicht fehlen. Er vergißt Heimath und Familie, schreibt tausend Schönes auf dem vaterländischen Boden an die Seinigen und kehrt nach Algier zurück.

(Schluß folgt.)

*) Hier ist also von Bugeauds Vorgänger die Rede. Das Raisonnement überhaupt wird der Leser mit einem billigen Abzug aufnehmen. A. d. R.

**) Lamoricière war 1830 Lieutenant im Geniecorps — 1840 General.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1844.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Mexicanische Dienstboten. — Die Frauen in Mexico.

In ihrem neunzehnten Briefe äußert sich Madame über die mexicanischen Dienstboten. Die Klagen über diesen Artikel werden zu unsrer Zeit allenthalben sehr laut, und insofern mag es etwas Tröstliches haben, wenn wir durch Vergleich finden, daß es diesseits des atlantischen Oceans um nichts schlechter, vielmehr um ein Gutes besser mit dem Gesinde beschaffen sey, als im freien Amerika. Wir hören über Mexico in dieser Beziehung ungefähr Folgendes.

Ihr fragt mich, wie ich die mexicanischen Dienstboten finde? Ich habe bisher dieses unangenehme Thema vermieden, weil ich davon ganz ermüdet bin. Ueber die Nichtswürdigkeit des Gesindes beklagen sich sogar die Eingebornen; wie viel mehr Gründe dazu müssen sonach die Fremden finden, zumal gleich nach ihrer Ankunft. Wir hören von ihrer Geneigtheit zum Diebstahl, von ihrer Trägheit, Trunkliebe, Unreinlichkeit und einem Heer von andern Lastern. Uebrigens sind auch die Einrichtungen gar nicht darnach, um das Gesinde den Werth der entgegengesetzten Tugenden einsehen zu machen. Einmal nimmt man Dienstboten auf, ohne daß man sie veranlaßt eine Empfehlung von ihrem letzten Hause mitzubringen, und dann werden solche Empfehlungen, wenn sie vorkommen, aus übelangebrachter Gutherzigkeit Leuten gegeben, die sie gar nicht verdienen. Eine Magd, die in einem Jahre in zwölf verschiedenen Häusern herumgekommen ist, steht deßwegen um gar nichts schlechter da. Da ihnen, vielleicht mehr als allen andern Töchtern Eva's, Putzliebe angeboren ist, so geht manches Mädchen nur auf so lange in Dienst, bis sie sich genug verdient hat, um sich ein gesticktes Hemde zu kaufen, und wenn sie noch überdieß ein paar kleine, alte Atlaßschuhe erhascht hat, so erklärt sie, sie wäre jetzt der Arbeit müde und wolle heimgehen para descansar, um auszuruhen. So wenig ist nothwendig, wenn der Mensch mit Tortillas (dünnen Kuchen) sich sättigen kann und sich nichts daraus macht, auf einer Matte zu schlafen und sich in Lumpen zu kleiden.

Eine anständige, alte Weibsperson, die bald nach unsrer Ankunft ins Haus kam, um zu waschen, verließ uns nach einem Monat para descansar. Bald hernach erschien sie öfter mit ihren sechs Kindern, diese wie sie ganz in Lumpen, und bat den Gärtner, ihr etlichen Abfall von Gemüse zu schenken, so viel er eben entbehren könne. Mein Stubenmädchen fragte sie, warum sie denn bei ihrer Armuth einen guten Platz verlassen habe, wo sie alle Monate 12 Thaler eingenommen. Jesus, sagte sie, ihr wißt gar nicht, was es für ein Vergnügen ist, nichts zu thun.

Ich wünschte mir ein kleines Mädchen heranzuziehen und sie lesen, nähen und dergleichen Dinge zu lehren. Ein Kind von 12 Jahren aus einer großen, von fremden Wohlthaten lebenden Familie wurde mir überlassen, und ich versprach der Mutter, daß sie lesen lernen, regelmäßig in die Kirche geschickt und in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet werden sollte. Es war ein niedliches Ding, sehr verständig, obgleich übermäßig arbeitsscheu, und hatte zwar keine Strümpfe, wollte aber doch nichts anders am Fuße tragen, als schmutzigweiße Atlaßschuhe. Einmal in der Woche pflegte ihre Mutter, eine Cigarre im Munde, sie zu besuchen, begleitet von einer Freundin, der Freundin Freundin und einem Zug von Mädchen, ihren Töchtern. Die Hausmeisterin machte ihnen dann nach Landesbrauch ein Mittagmahl zurecht, nach welchem sie alle ihre Cigarren anzündeten und in Gesellschaft der kleinen Josefita zusammensaßen und seufzten, und sich beweinten und über das schwarze Verhängniß des Mädchens jammerten, das jetzt im fremden Dienst seyn müsse. Nach solchen Besuchen war Josefita zu nichts mehr zu gebrauchen. Sollte sie nähen, so saß sie so bedauernswürdig da und that so wenig, daß es besser schien, ihr alle Arbeit zu schenken. Damit war sie ziemlich zufrieden, setzte sich auf eine Matte, faltete ihre Hände und stierte gedankenlos ins Blaue. Nach meinem Versprechen brachte ich sie öfter zu ihrer Mutter, aber eines Tages, wo ich abgehalten war, sandte ich sie allein im Wagen und trug den Bedienten auf, sie sicher zurückzubringen. Abends kam sie wieder begleitet von der ganzen Familie, welche alle schrien und lärmten: Aber, Señora mia, bei unsrer lieben Jungfrau, bei der allerreinsten Empfängniß u. s. w.

Ich fragte was vorgefallen sey, und nach vielen Schwierigkeiten bekam ich's heraus, daß ihr Entsetzen aus keiner andern Ursache kam, als weil ich sie in dem Wagen allein geschickt hatte. Zufällig war die Gräfin S. bei mir, und ihr theilte ich die Ursache des Aufruhrs mit. Zu meinem Erstaunen versicherte sie mich, daß die Frau dießmal Recht habe, und daß es sehr gefährlich war, ein zwölfjähriges Mädchen dem Kutscher und dem Bedienten zu übergeben und sie so von einer Straße zur andern zu schicken. Da ich über meinen Mißgriff aus so guter Quelle belehrt war, so bat ich die Mutter sich mit einem Besuche des Monats zufrieden zu stellen, und könnte sie dann nicht selbst zu ihrer Tochter kommen, so würde ich diese unter gehöriger Aufsicht zu ihr schicken. Sie gab dieß zu; aber als ich eines Tages dem Mädchen erlaubt hatte die Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, erhielt ich nächsten Morgen ein schmutziges Billet, das sehr schwer zu lesen war und unter Anflehung des Schutzes unsrer lieben Frau für mich mit diesen Worten schloß: „aber mit tiefem Leidwesen muß ich mein Kind der ausgezeichneten Fürsorge Ew. Excellenz entziehen, denn es bedarf der Ruhe und ist gegenwärtig aller Arbeit müde." Die Frau wandte sich dann wieder dem Bettel zu, den sie für unendlich weniger entwürdigend ansah.

Ein Portier wurde uns von seiner vorletzten Dienstherrschaft als *muy honrado*, sehr ehrenwerth, empfohlen. Es war ein gutgekleidetes, trübblickendes Individuum. Zu gleicher Zeit nahmen wir seine Frau als Wäscherin und seinen Bruder als Bedienten für unsern Attaché und hatten so die ganze Familie unter unserm Dach, da wir es gescheidter Weise für ganz ausgemacht hielten, daß, da er so ehrenwerth, auch seine Verwandten ehrenwerthe Leute seyn müßten. Eine englische Dame aber die mich besucht hatte, sagte mir, als ich den Besuch erwiederte, daß der Mann, der ihr das Thor geöffnet, ein berüchtigter Dieb sey, auf den die Polizei schon lange gefahndet habe. Wir sagten an diesem Abend noch nichts zu dem Menschen, aber er sah bleicher und erbarmenswerther aus als gewöhnlich, wahrscheinlich weil er vorher sah, was aus dem Besuch jener Dame entstehen konnte. Sein Gesicht wurde todtenblaß, aber er wagte keine Aeußerung. Nach einer halben Stunde kam er und bat, mit meinem Gatten sprechen zu dürfen. Er bekannte, daß er des geziehenen Verbrechens schuldig sey, er habe sich in ein Spielhaus verleiten lassen und dort nicht allein seine eigene Baarschaft, sondern auch fremde verloren und einen ihm anvertrauten Shawl von mehreren hundert Thalern Werth verpfändet. Er erklärte sich für vollkommen reuig — es sey sein erstes und werde sein letztes Verbrechen seyn — aber wer kann sich auf die guten Vorsätze eines Spielers verlassen? Wir mußten ihn entfernen, um so mehr als das andere Gesinde bereits einigen Verdacht gegen ihn laut werden ließ und alles, was im Hause weggekommen, von jetzt an wohl auf seine Rechnung gesetzt worden wäre.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto *rc.*

(Fortsetzung.)

In Folge eines unklugen Wettrennens welches mein Kutscher, um weniger Staub einzuathmen, mit einem anderen Corricolo anstellte, gelangte ich unvermuthet schnell nach dem lieblichen Andria, das in Mandel- und Aprikosengärten halb versteckt liegt und daraus mit schlanken Thürmen, die mich an die Minarets des Orients erinnerten, hervorragt. Links bleibt ein stattliches Kloster, der Madonna d'Andria geweiht, und durch blühende Obstgärten, die sich wellenförmig rings um die Stadt ziehen, hält man seinen Einzug. Andria soll das alte Netium oder Naetium — nicht mit Natium zwischen Giovenazzo und Bitonto zu verwechseln — seyn und von Noa, Noë den Namen (Noëtium) geführt haben. Diomedes, Sohn des ätolischen Tydeus, der Städtegründer Apuliens und Gemahl der Tochter Daunus II, soll die Stadt Naetium vergrößert und ihr wie so vielen anderen Städten aus Vaterlandsliebe den Namen Andria von der griechischen Insel Andros oder einer Stadt Andria am Hellespont — was ganz einerlei scheint — gegeben haben. Auf ähnliche Weise wurden Angos Hippium, Nasso (zwischen Cerignola und Foggia, jetzt spurlos verschwunden) und Pactium getauft. Gegen diesen uralten Ursprung der Stadt streiten die Ansichten vieler anderer, welche den Normannen Peter, Grafen von Trani, 1046 als Gründer Andria's ansehen. Herr Riccardo d'Urso wird, obschon unterstützt von allen Andrianern, einen schweren Stand haben den sündfluthigen oder diomedeischen Ursprung gründlich nachzuweisen und ich vernehme, daß der Streit bereits einen hitzigen Anfang genommen. Mit den wenigen in Andria gefundenen Gräbern, Idolen, Vasen und Scherben, Carniolen und Priapen wird er schwerlich den Sieg erkämpfen, da ihm Inschriften und classische Autoritäten fehlen. Im Jahre 44 soll der Apostel Petrus Andria mit einem Besuche beehrt haben und die Straße, die er zuerst betreten, führt deßhalb noch heute den Namen del Paradiso. Die Kirche des heiligen Andreas soll aus dieser Zeit herstammen, obschon Normannen sie renovirten. Der heilige Richard erster Bischof im Jahre 446 ist der Schutzpatron der Stadt.

Unter Peter dem Normannen wurde Andria befestigt, vergrößert und verschönert. Normännische Grafen herrschten hier bis 1190 und der letzte derselben wurde vom Conte della Cerra verrätherisch ermordet. Aus diesem Zeitalter stammen einige Gebäude, z. B. ein Theil des Campanile der Kathedrale, die Kirche di Porta Santa, das Haus di Rimedio. Die Kathedrale ist wohl noch etwas älter, der Palazzo ducale, ein wohl zu besichtigendes Gebäude, trägt an verschiedenen Stellen Spuren halb gothischer, halb orientalischer Architektur, doch darf man wohl annehmen, daß hier immer der Sitz der Herrscher gewesen, die daran stets gebaut, ausgebessert und verschönert. Erst im Jahre 1221 kam Andria aus den Händen des Marschalls Jaccobo, Grafen von Andria, unmittelbar unter die Herrschaft Friedrichs II und es möge mir hier ausnahms-

weise gestattet seyn, bei dieser Periode einige Minuten zu verweilen. Ob Friedrich nach der Vermählung mit Jolante (Jola) in Brundusium am 9 November 1225 Andria besucht habe, weiß ich nicht; drei Jahre nachher aber starb hier in Andria die Kaiserin im Wochenbette, welches durch die Beschwerden der Reise beschleunigt worden. Sie begleitete ihren Gemahl auf der Reise nach Brundusium und Jerusalem. Die aufrichtige Trauer und Theilnahme der Andrianer entging dem Herzen des Kaisers nicht; er ließ die Hülle seiner Jolante in der Kathedrale beisetzen und seinen neugebornen Sohn Conrad hier taufen, begab sich nach Castello di Monte und schiffte sich endlich am 11 August desselben Jahrs nach dem Orient ein. Nun erfolgten die ungerechten Operationen des Papstes Gregors IX gegen ihn, ganz Puglien wurde mit Krieg von seinen Schlüsselträgern überzogen und verwüstet und das stattliche Andria erlitt bittere Tage. Da erscholl der Ruf von Friedrichs plötzlicher Landung. Brindisi's Einwohner jauchzten und er grüßte die Stadt mit den Worten: „filia solis ave nostro gratissima cordi“! Nun schickte ihm auch Andria Botschaft entgegen und fünf Jünglinge aus den ersten Geschlechtern luden ihn ein, in ihre Stadt zu gehen; sie sprachen:

„Rex felix Federice veni, Dux noster amatus,
Est tuus adventus nobis super omnia gratus.
Obses quinque tene, nostri signamine amoris:
Esse tecum volumus omnibus diebus et horis.“

Die Einwohner überhäuften ihn mit Festen und mit Beweisen der Liebe und Ehrfurcht; er war gern unter ihnen und ordnete von hier aus oder von dem nahegelegenen Castello di Monte die schwierigen Geschäfte des Landes; er schenkte den Andrianern Privilegien und erließ ihnen Abgaben. Als er von ihnen zog und sie ihn um die Erhaltung der kaiserlichen Huld und der menschenfreundlichsten Liebe baten, da antwortete er ihnen:

„Andria fidelis nostris affixa medullis,
Absit quod Federicus sit tui muneris iners.
Andria vale felix, omnisque gravaminis expers.“ —

Noch heute liest der Wanderer mit Rührung diese Zeilen, welche ein Thor der Stadt zieren. Andria blieb im Besitz aller Vorrechte und der kaiserlichen Huld bis zu Manfreds Zeit, der ungestüm die väterlichen Gaben zurückforderte. So kam das liebliche Andria zu dem Namen „Andria fidelis“ und seine freundlichen Bewohner und vor allen seine wunderschönen Mädchen und Frauen machen noch heutzutage dem Lobe des großen Hohenstaufen Ehre. Wie lieb ihm Andria gewesen seyn mag, ergeht auch aus seinen Versen an die ungehorsamen und bestraften Einwohner von Benevent:

Andria tua soror *) multo te prudentius egit
Ad nos quæ venit, cum nobis poëmata legit:
Propterea incolumis permansit, inultaque nobis
Quod tibi nunquam erit in multis implicita globis.

(Schluß folgt).

*) Beide vom Diomed gegründet.

Ruinen in Nordmerico.

Die Litt. Gaz. vom 23 Dec. meldet nach dem Texas Telegraph folgendes. Ein Mann, der einen großen Theil des Indianerlandes von Texas, so wie zwischen Santa Fé und dem stillen Ocean durchwandert hat, meldet, daß sich Spuren alter Städte und zerstörte Schlösser oder Tempel am Rio Puerco und am westlichen Colorado finden. An einem der Arme des Puerco, wenige Tagereisen von Santa Fé, ist ein ungeheurer Ruinenhaufen, der zu einem alten Tempel gehört zu haben scheint. Theile der Mauer stehen noch aufrecht und bestehen aus regelmäßig behauenen ungeheuren Kalksteinblöcken. Er ist zwei oder drei Stockwerke hoch, hat kein Dach, aber viele, meist viereckige Zimmer ohne Fenster, und die untern sind auch so finster, daß sie mehr Höhlen als menschlichen Wohnungen gleichen. Die Steine sind vom Regen stark beschädigt, und zeigen, daß der Bau mehrere Jahrhunderte gestanden haben muß. Aehnliche Ruinen finden sich am westlichen Colorado; etwa 400 (engl.) Meilen von seiner Mündung ist ein großer Tempel, dessen Mauern und Thürme kaum eine Spur von Verfall zeigen, so daß er noch bewohnbar wäre, wenn er ein Dach hätte. In der Nähe am Abhang eines Berges sind die Ruinen einer großen Stadt, und die Spuren einer in den festen Fels gehauenen Wasserleitung sind noch sichtbar. Weder die Indianer in der Nähe, noch die ältesten spanischen Ansiedler können vom Ursprung dieser Gebäude irgend eine Nachricht geben, und sie wissen bloß, daß sie in der ältesten Zeit, zu der ihre Traditionen hinaufreichen, bereits standen.

Skizzen aus Algier.

Bestandtheile der französisch-afrikanischen Armee.

(Schluß).

Miliana's Garnison, vielleicht diejenige, welche mehr gelitten, furchtbarer ausgestanden hat, als noch je eine, seit Garnisonen existiren, sah Anfang Octobers endlich die Erlösungsstunde von ihrem unbeschreiblichen, beinahe viermonatlichen Elende in den Truppen herannahen, welche die Avantgarde der Armee bildeten. In dieser Expedition wurde Fourier Savin abermals verwundet und blieb lange in den Hospitälern. Doch seine gute Constitution siegte, er ward wiederum hergestellt.

Während den jüngsten Expeditionen, bei denen Savin natürlich nicht fehlte, kam sein Officierspatent, was der Herzog von Orleans für ihn ausgewirkt hatte, in Algier an. Seine Freunde gratulirten ihm und bemerkten, es sey Schade gewesen, daß das Patent nicht einige Tage früher angekommen, denn es wäre jedenfalls angenehmer, die Expeditionen als Officier mitzumachen. „Daran liegt mir wenig, erwiederte der Grognard, aber wenn ich gewußt, daß mein Brevet in Algier sey, so hätte ich wenigstens den infamen Sack nicht mehr getragen.“

Der Herzog von Orleans besaß durchaus die Liebe der Armee, die er sich durch sein Benehmen gegen dieselbe erworben. Ich habe mich davon aufs bestimmteste überzeugt, und nur als Soldat ist dieß möglich. Der Kronprinz würde einst als König die Früchte davon geerntet haben, denn sein Benehmen im hiesigen Kriege, wie gegen die hiesigen Soldaten, wird stets in der Armee im frischen Andenken bleiben; man würde stolz gewesen seyn, treu zu dienen, wenn er König geworden. Nicht so beliebt ist der Herzog von Nemours, und vom jugendlichen Commandanten, Herzog von Aumale, läßt sich weiter noch nichts sagen, als daß er die Feuerprobe gut bestanden hat und ein ziemlich hübscher Officier ist.

Die **leichten afrikanischen Bataillone** sind aus den aus der ganzen französischen Armee weggeschickten *mauvais sujets*, so wie aus den begnadigten Sträflingen zusammengesetzt. Dieß war früher größtentheils das Recrutement der Zuaven, doch seit Entstehung der leichten Bataillone erhalten sie meistens nur Freiwillige oder Aufgeforderte aus französischen Infanterieregimentern, und vorzüglich aus denen, die nach ihrer vorgeschriebenen Zeit nach Frankreich zurückkehren, also schon an Klima und Krieg gewöhnte Leute. An guten Soldaten fehlt es den leichten Bataillonen nicht, aber man kann sich denken, wie ihr moralischer Zustand beschaffen ist. Sie sind sehr streng gehalten, und führen in der Soldatensprache den Namen „Zephyre," so wie die Zuaven „Schakals" genannt werden.

Jedenfalls sollte man der Infanterie in Afrika eine Uniform geben, die, wie die der Zuaven, dem Lande und dem Klima angemessen ist. Die engen Pantalons hemmen die Bewegungen der Knie und Schenkel ungemein, so wie Dornen und Disteln ihren untern Theil zerfetzen. Der schwere Capotte ist am Tage eine Last, und das wenig graziöse Kaskett fällt alle Augenblicke, sey es im Laufen, sey es beim Durchkriechen des Gebüsches, vom Kopf. Wie leicht marschirt dagegen der Zuave; die weiten türkischen Beinkleider berühren ihn kaum, die ledernen Gamaschen bis ans Knie schützen seine Waden vor Dornen und Disteln, die kurze Jacke genirt ihn in nichts, und der Turban oder Fez sitzt fest auf dem Kopf. Und kommt er ins Lager, hängt er seinen Capuchon um, und ist tausendmal mehr vor Kälte und Dünsten geschützt, als andere in dem großen Capotte.

Von der französisch-afrikanischen **Cavallerie** sah ich hier nur das erste Regiment Chasseurs d'Afrique, die Ueberreste der aus Frankreich im December vorigen und Januar dieses Jahres (1841) hergesandten zwölf Escadrons Husaren und Chasseurs, so wie die maurischen Gendarmen. Die letztern sind ein nützliches, größtentheils auch sehr braves Corps. Das erste Regiment Chasseurs d'Afrique behauptet seit seiner Entstehung unter Obrist von Schaumburg, den leider der Tod vor mehrern Jahren schon seiner thätigen, ruhmvollen Laufbahn entrissen, einen Kriegsruf der ausgezeichnetsten Art. Tüchtige Officiere, tüchtige Soldaten, gute Pferde — wie könnte es auch anders seyn? Aber es herrscht ein Uebelstand in diesem Regiment, der schon zu mannichfachen Klagen Anlaß gegeben und der in Wahrheit tadelnswerth ist. Es sind dieß die Menge Protégés, die sich in ihm befinden, um die Epaulettes oder das Kreuz zu erhalten — zu verdienen, wäre nicht der passende Ausdruck — und sie erreichen auf eine etwas wirklich auffallende Weise ihren Zweck.

Die Armee erhält ihre Officiere auf dreierlei Art: von der **Schule**, durch **Wahl** oder in Folge der **Anciennetät**. Gegen die erstern ist gewiß nichts einzuwenden, es sind gebildete, unterrichtete junge Leute, die aus eigenem Antriebe sich dem Stande gewidmet haben. Ihre Cameraden in der Armee sehen sie nicht gern; ihre artigen, feinen Manieren stechen gegen diejenigen der aus den Casernen und Bureaux ernannten Officiere höchst merklich ab, und ihr vielseitiges Wissen läßt diese zu hart fühlen, wie tief sie unter ihnen stehen. Die Unterofficiere sehen sie ebenfalls mit scheelen Augen an, denn ohne sie wäre vielleicht an sie das Avancement gekommen. „Schon wieder **einer**, der uns die Epaulettes stiehlt," hörte ich mehrere Unterofficiere des zweiten leichten Infanterieregiments sagen, als ein junger Officier von St. Cyr nach dem Lager von Bierkadem kam, um in das Regiment als Unterlieutenant einzutreten. „Noch ein alleswissender Gelbschnabel, der uns mit seinem hohen Ton, seiner theoretischen Kriegskunst ennuyiren wird," sagten am Abend die meisten Officiere. Dessen ungeachtet geben die jungen Officiere von St. Cyr in Afrika Beweise des größten Muthes, und beschämen oft ihre ältern Cameraden durch geschickte und einsichtsvolle Manöver und Anordnungen. Von den Soldaten sind diese Officiere durchgängig geliebt.

Wenn die Wahl der dem König vorgeschlagenen Officiere allein auf wirklichem Verdienst beruhte, wer würde sich dann darüber beschweren! Aber hier öffnet sich das Feld der Intrigue, das ist die Hoffnung der Protégés. Diese Art Officiere müssen überall Neid erregen, und mit Recht beschweren sich die braven Unterofficiere des ersten Regiments der Chasseurs d'Afrique über die Menge der Protégés, die sie unter sich haben.

In einem Artikel, der in einer französisch-deutschen Zeitung gegen Ende des Jahres 1839 von mir erschienen, sprach ich meine Meinung über das Absenden französischer Pferde nach Afrika aus. Sie hat sich bestätigt; von jenen zwölf Escadrons ist beinahe die Hälfte der Pferde gestorben, und der Rest vegetirt jetzt noch im ersten und zweiten Regiment der Chasseurs d'Afrique; jene Escadrons sind aufgelöst, Pferde und Soldaten in die beiden genannten Regimenter vertheilt, die meisten Unterofficiere aber, so wie sämmtliche Officiere, die Afrika wahrscheinlich satt bekommen haben, sind nach Frankreich zurückgekehrt. Es erregt Mitleid die armen französischen Pferde zu sehen. Sie schwinden dahin, wie südliche Pflanzen im Norden. Sie verunstalten förmlich die Escadrons, in denen sie sich befinden, sie scheinen in der That kaum Pferde neben den arabischen, und das Regiment wird froh seyn, wenn das letzte dieser kläglichen Thiere seinen Geist aufgibt.

So wie ich der Meinung bin, daß die Infanterie in Afrika sämmtlich aus Zuaven (also Specialcorps) bestehen sollte — und man würde, zumal ihr Sold den der übrigen Infanterie übersteigt, in den französischen Regimentern hinlänglich Freiwillige dazu finden, die jedoch schon zwei oder wenigstens ein Jahr Dienst haben müßten — ebenso erscheint mir eine Verwandlung der regulären Cavallerie in Dragoner **nach ihrer Urbestimmung** von besonderem Nutzen. Die Chasseurs d'Afrique sind — die Umstände erheischten es — schon öfter zum Infanteriedienst benutzt worden, und da ihre Gewehre denen der Infanterie fast gleich sind, so bedürfte es nur einiger Abänderungen und Einübung, um diese Regimenter eben so furchtbar zu Fuß zu machen, als sie es zu Pferde schon sind.

Wie oft ist es nicht schon im hiesigen Kriege vorgekommen, daß die Cavallerie die Araber bis an die Schluchten ihrer Berge verfolgte, aber ihre Verfolgung einstellen mußte; wahrscheinlich würde sie jenen großen Schaden zugefügt haben, wenn sie in diesem Augenblick abgesessen und als geregelte Infanterie den ermüdeten Feind angegriffen hätte. Die Chasseurs d'Afrique werden schwerlich wieder Gelegenheit finden, wie im Anfange des jetzt noch dauernden Krieges, feindliche Infanterie oder Cavallerie zu chargiren. Abdelkader versucht alles im Kriege, er gibt seine Truppen den Chasseurs d'Afrique nicht mehr preis. So lange nun die Armee in der Ebene marschirt, schützt sie die Cavallerie vor jedem ernstlichen Angriff, aber in den Bergen und Schluchten beginnen die Araber ihren verderblichen Krieg, und die Cavallerie kann nicht an demselben Theil nehmen. Die meisten Escadrons haben auf dem Zuge nach Miliana nicht ein einzigesmal ihre Säbel gezogen, und von ihren Gewehren ebenfalls keinen Gebrauch gemacht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1844.

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

Je mächtiger und rascher das jugendliche Nordamerika sich entwickelt, mit desto größerer Spannung sieht man jedes Jahr der Botschaft entgegen, welche nicht bloß eine Uebersicht der innern und äußern politischen Verhältnisse gibt, sondern auch durch die scheinbar kunstlose und doch augenscheinlich wohlberechnete Anordnung sehr deutlich die Richtung bezeichnet, welche von den Leitern des großen Landes eingeschlagen werden soll. So ist es gewiß nichts absichtsloses, daß die dießjährige Botschaft mit einer langen Aufzeichnung derjenigen Punkte beginnt, die zwischen Nordamerika und England strittig sind, dann die freundschaftlichen Verhältnisse zu Frankreich und Rußland heraushebt, auf den wahrscheinlichen Abschluß eines Handelsvertrags mit dem deutschen Zollverein hinweist, in dessen Hintergrunde die schon früher angedrohten Differentialzölle gegen England liegen, und endlich das gute Einverständniß mit allen amerikanischen Staaten, Mexico ausgenommen, anrühmt. Daß Nordamerika mit Mexico nicht in gutem Vernehmen steht, ist mit eine Folge des Verhältnisses zu England. Wenn man auch die Beschuldigung der Engländer, daß die Ansiedlung von Texas, der Aufstand und die Unabhängigkeitserklärung sämmtlich vorausberechnete Schritte waren, um dieß mexicanische Land dem nordamerikanischen Staatenbunde einzuverleiben, so ändert dieß an der jetzigen Lage der Dinge nicht das Mindeste. England hat, so gut wie Nordamerika, die Unabhängigkeit von Texas aus eigennützigen Gründen anerkannt, und sucht hier einen Einfluß zu begründen, der hauptsächlich gegen die nordamerikanische Union gerichtet werden und diese hindern soll, ihre Verbindungen weiter nach Westen auszudehnen und sich am stillen Ocean festzusetzen. *) Wenn nun auch gegenwärtig der Plan besteht, Texas in die Union aufzunehmen, so ist dieß nur die natürliche Folge der Bestrebungen der Engländer. Der Stand der Sache ergibt sich am deutlichsten aus nachfolgender Stelle der Botschaft, worin es nach Aufzählung der Gründe, welche Mexico zur Anerkennung der Unabhängigkeit von Texas bestimmen sollten, heißt: „Die Vereinigten Staaten haben ein unmittelbares Interesse dabei, dem Zustand von Feindseligkeit zwischen Mexico und Texas ein Ende gesetzt zu sehen. So neutral auch immer unsere Politik bleiben mag, so können wir doch nicht hoffen, den Folgen eines solchen Geistes der Feindseligkeit von Seite beider Staaten zu entgehen. Ebenso wenig kann die Regierung der Vereinigten Staaten gleichgültig bleiben gegen die Thatsache, daß ein solcher Krieg, wie er zwischen beiden Völkern geführt wird, beide schwächen und sie endlich, namentlich das schwächere von beiden, einer Einmischung von Seite der stärkern und mächtigern Nationen aussetzen muß, die, bloß zur Förderung ihrer eigenen besondern Absichten, früher oder später versuchen werden, als Bedingung ihrer guten Dienste Ausgleichungsvorschläge durchzusetzen, welche der Würde des darauf eingehenden Staates ebenso sehr entgegen als den Interessen der Vereinigten Staaten nachtheilig sind. Niemand wird erwarten, daß wir eine solche unsern Interessen nachtheilige Einmischung geduldig mit ansehen werden.“ Es handelt sich hier möglicher Weise um zwei Dinge, entweder daß Texas zu England in ein völliges Abhängigkeitsverhältniß gesetzt, oder daß von Seite Mexico's Californien an England abgetreten wird. Zu keinem von beiden Zwecken fehlen die Mittel. England erhebt Ansprüche auf ausgedehnte Ländereien in Texas, und verspricht, wenn Mexico die Unabhängigkeit von Texas anerkennt, letzteres zur Uebernahme eines bedeutenden Theils der mexicanischen Staatsschuld zu bewegen, zu welchem Ende es dann mit einem Anlehen bereit ist, um diesen Schuldentheil zu decken. Beides kann und muß fast Texas in Abhängigkeit von England bringen, wozu noch der Umstand kommt, daß Texas die nahezu zollfreie Einfuhr englischer Manufacte gegen eine Ermäßigung der englischen Zölle auf seine Stapelwaaren, Baumwolle und Tabak gewähren würde, woraus dann noch für die Union der weitere Nachtheil erfolgte, daß die Einfuhr englischer Waaren aus Texas nach den Vereinigten Staaten gar nicht zu hindern wäre. Darauf deutet die Stelle der Botschaft hin, wo es heißt: „In Erwägung, daß Texas von den Vereinigten Staaten bloß durch eine geographische Linie getrennt ist, daß

*) Siehe hierüber die Rückblicke des vorigen Jahrs Nr. 356.

seine Bevölkerung und deren Beschäftigung mit denen der anstoßenden Unionsstaaten homogen sind, daß es dem Welthandel dieselben Artikel wie diese liefert, ist die Unionsregierung durch ihre Interessen sowohl als ihre Sympathien verbunden, darauf zu achten, daß Texas hinsichtlich seiner innern Angelegenheiten frei handle, ungeschreckt durch die Macht und ungehemmt durch die Politik oder die Absichten anderer Länder."

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto rc.

(Schluß.)

Erst im Jahre 1235 schritt Friedrich zu einer neuen Vermählung mit der schönen Isabelle, welche sechs Jahre später in Foggia ein ganz gleiches Schicksal ereilte wie Jolante. Sie starb daselbst im Wochenbette am 21 December des Jahres 1241. Die meisten Städte Apuliens stritten sich nun um die Hülle der Kaiserin. Friedrich jedoch schenkte sie seiner getreuen Stadt Andria und ließ sie an der Seite Jolante's ruhen (Murator. Ann. d'Ital. 1241. Giannon. libr. 17. p. 439. Vol. 2.)

Diese beiden Grabmäler sind fast spurlos verschwunden; es geht das Gerücht, daß die Andrianer, um sich der Regierung der Anjous gefällig zu zeigen, die Gebeine der beiden Kaiserinnen durcheinander gemengt und dann auf dem Platze vor der Kirche eingescharrt, nachdem Sarkophage und Grabmäler zerschlagen — und italienische, neapolitanische Geschichtschreiber haben nicht die Mittel und den Muth dergleichen Schande von sich zu weisen. *) Riccardo d'Urso, der allerneueste unter ihnen, suchte in dem sogenannten Soccorpe der Kathedrale nach diesen historischen Gräbern; ein panischer Schrecken ergriff ihn aber in der Dunkelheit und er entfloh. Dieß schreibt ein neapolitanischer Geschichtschreiber des Jahres 1842 in seinem Werke p. 69. Die Worte lauten: „mentre venni arrestato da un occulto timore eccitato della tristezza del luogo e dall' incerto vampeggio della fiaccola. Mi persuasi essere questi i due avelli, che contenessero gli augusti avanzi delle due Imperatrici." — Man erzählte mir in Andria, daß die beiden Mausoleen im orientalischen Geschmack erbaut gewesen und zeigt das Piedestal eines Taufbeckens und die Basis einer Säule als schmähliche Ueberreste der kaiserlichen Denkmale. Andria fidelis, nostris affixa medullis!! Jetzt prangt in der Kirche das Grabmal einer Beatrix, Tochter Karls II von Anjou, früher Gemahlin eines Azzo von Este, Marchese von Ferrara, nachher die Frau von Beltrano del Balzo. Herr von Raumer, der wackere Geschichtschreiber der Hohenstaufen, war schwerlich in Andria; er würde Jolantes und Isabellens Gräbern gewiß mit Sorgfalt nachgeforscht haben.

*) Entehrte sich doch auch das apulische Troja so weit, daß es um Roger zu gefallen Rainulfs Leichnam ausgraben ließ, welches jedoch von Rogers Sohne aufs höchste gemißbilligt wurde.

Ich übergehe nun Andria's Geschichte unter Conrad und Manfred. Andria kam unter die Herrschaft der Anjous, ward 1504 und 1656 von einer Pest, 1731 von Erdbeben und 1837 von der Cholera heimgesucht. — Der gegenwärtige Zustand der Stadt schien mir sehr blühend und erfreulich; das Jahr 1842 ergab eine Einwohnerzahl von 21,854 Einwohnern. Der Handel, besonders mit Mandeln, gewinnt von Jahr zu Jahr eine größere Ausdehnung, und gedeihen die Mandeln ausnahmsweise ein Jahr nicht, so entschädigt gewiß die Weinernte die glücklichen Bewohner. Der Boden ringsumher ist sehr fruchtbar und Andria ist reich an Ländereien; auch Oliven und Getreide werden gebaut, die Luft ist gesund und freundliche Villen zieren die nächsten Umgebungen. Vier treffliche Landstraßen führen nach Corato, Barletta, Trani und Canosa. Die Ringmauern und Wälle der Stadt sind verschwunden und neue Gebäude dafür entstanden. Vor den mittelalterlichen Häusern stehen schöne Mädchen und Frauen mit schwarzblauen Augen, frischem rosenrothem Antlitz, das schwarze Haar nach hinten gestrichen und in großer Flechte um das Hinterhaupt gewunden; ihr Wuchs ist schlank und edel und voll Sittsamkeit ziehen sie sich rasch zurück, sobald ein allzu aufmerksamer Blick des vorüberwandelnden Fremden sie trifft. Die Männer sind unterrichtet und gastfrei, der Sinn für Wohlthätigkeit offenbart sich in der Unterhaltung guter und ziemlich reinlicher Hospitäler, die jedoch schon vor langer Zeit gegründet worden. Der Campo Santo ist fast vollendet und mit Geschmack vollendet, aber woher mag es kommen, daß das wohlgemeinte königliche Decret vom Jahre 1817 „die Leichen fern von den Behausungen der Lebendigen einzuscharren" erst jetzt in Ausführung gebracht wird? Fast überall in den Provinzen wird noch an diesen Leichenhöfen gebaut.

Nach mehrstündigem Aufenthalt verließ ich das wohlhabende, glückliche und zufriedene Andria, dem nichts zu fehlen scheint als frisches Wasser — denn das mir an verschiedenen Orten gereichte Cisternenwasser schmeckte abscheulich und alle Versuche Quellen zu finden, scheiterten. Nun waren wir im Lande des feurigen Weins und es fehlte an der ersten Lebensquelle, an Wasser!

Mit sinkender Sonne, die über Land und Meer rosigen Schimmer ergoß, fuhr ich von den Höhen auf welchen Andria hingebreitet ruht, raschen Triebes dem adriatischen Meere zu. Das muntere Trani war mein Ziel; bald lag es deutlich vor mir, hinter ihm das Meer in unabsehbarer Ferne, rechts und links die flachen städtereichen Küsten; Barletta, Bisceglie und Molfetta waren klar zu unterscheiden. Der Gasthof des Herrn Dionisio ist einer der besten der Provinz und freundliche ehrliche Leute wirken und schaffen darin. Meine Hoffnung hier in Trani den Freund so vieler Deutschen in Neapel, den wackeren königlichen Procurator Lauria, anzutreffen, ging leider nicht in Erfüllung. Die Freuden der großen Messe von Gravina hatten auch ihn angelockt; ich mußte mein Abendbrod einsam verzehren und studirte im Bette den in Andria empfangenen letzten Provincialbericht vom Jahre 1842, verfaßt vom thätigen und kenntnißreichen Onofrio Bonghi, dem

Generalsecretär der Provinz, dessen Güte und Freundschaft ich späterhin so vieles zu danken erhielt. Dieser kurze, treffliche Bericht ließ mich schon hier in Trani manches mit ganz anderen Augen ansehen als wie Neapolitaner und andere die Verhältnisse der Provinzen gewöhnlich darzustellen pflegen.

Am anderen Tage führte mich der Secretär des Herrn Lauria mit großer Aufmerksamkeit durch die Stadt, welche ich im vierten Abschnitt in aller Kürze schildern werde.

Madame Calderon de la Barca in Mexico.

Mexicanische Dienstboten. — Die Frauen in Mexico.

(Schluß.)

Wer eine mexicanische Köchin nehmen will, muß starke Nerven und einen guten Appetit haben, wenn ihm das was sie zubereitet, auch dann froh schmecken soll, wenn sie ihm einmal unter die Augen gekommen. Ein Blick auf ihre langen Haare, die sie in voller Länge und ungekämmt hängen läßt, auf ihre schmutzige Toilette, und es ist für immer vorbei. Die Dienstboten mitzubringen ist ein gefährliches Wagniß; in zehn Tagen fangen sie an sich für Herren und Damen anzusehen — die Bedienten heften sich ein Don vor ihren Namen und dann heurathen sie entweder und miethen Kaufläden oder werden unerträglich frech. Ein nicht ungeschickter französischer Koch ist allenfalls auch zu haben, aber man muß seine Dienste mit Gold aufwiegen und ein Auge zudrücken zu allen seinen Erpressungen und Unterschlagungen. — Die mexicanischen Dienstboten haben übrigens alle ohne Ausnahme einige gute Eigenschaften. Sie sind die Vollendung von Höflichkeit, bescheiden, verbindlich, ungemein gut gelaunt und werden denen mit welchen sie leben, leicht sehr anhänglich. Und wenn, was freilich selten ist, eine gute mexicanische Hausmeisterin gefunden wird, so kann man in der That alle Beschwerden des Haushalts auf ihre Schulter legen, und da sie an die liebenswürdigen Schwächen ihrer Landsleute gewöhnt ist, so setzen sie diese weder in Erstaunen, noch in Aerger.

An einem anderen Orte spricht Madame noch etwas ausführlicher über das weibliche Geschlecht in Mexico, als sie es in einer früher angeführten Stelle gethan. Diese spätern Aeußerungen scheinen anzudeuten, daß sie mit etwas geschärfterem Blicke in die Zustände gesehen und lauten wie folgt;

Ihr fragt mich, wie die Frauen in Mexico erzogen werden? In meiner Beantwortung dieser Frage muß ich einige wenige glänzende Ausnahmen bei Seite setzen und im allgemeinen sprechen, was eine sehr schwierige Aufgabe ist, denn diese Ausnahmen steigen immer wie anklagende Geister vor mir auf und ich denke immer an Individuen, wenn ich an die Masse denken sollte. Im Durchschnitt also sag' ich, die frommen Fräulein von Mexico schreiben, lesen und machen etwas Musik, nähen und bekümmern sich um Hauswesen und Kinderzucht. Wenn ich sage, sie lesen, so mein' ich, die können lesen; wenn ich sage, sie schreiben, so mein' ich nicht etwa orthographisch, und wenn ich sage, sie spielen ein Instrument, so behaupte ich nicht, daß sie im allgemeinen irgend Kenntnisse von Musik besitzen. Wenn wir ihre Erziehung mit der der Mädchen in England oder in den Vereinigten Staaten vergleichen, so ist das keine Vergleichung, sondern ein Contrast. Stellt ihr aber diese Erziehung mit der der spanischen Weiber zusammen, so werdet ihr auch mit ihren Nachfolgerinnen im süßen Farniente weniger streng seyn. Erstens einmal verführt das Klima jeden zur Trägheit, sowohl zur physischen als moralischen. Man kann nicht über einem Buch sitzen, wenn der blaue Himmel immer zum Fenster hereinlacht; geht man nach zehn Uhr aus dem Hause, so erinnert uns die Sonne ganz verständlich an unsere tropische Zone, und wenn auch ein frischer und angenehmer Wind weht, so hat doch niemand Lust, weit zu gehen oder zu fahren. Was auch die Ursache seyn mag, ich bin überzeugt, daß es unmöglich ist, hier zu Lande dieselben geistigen oder körperlichen Anstrengungen zu machen, wie in Europa oder in den nördlichen Staaten. Was dann die Schulen betrifft, so gibt es keine die den Namen verdienen, und auch keine Gouvernantinnen. Die jungen Mädchen haben gar keinen Wetteifer, denn sie kommen nie zusammen. Es gibt etliche gute fremde Lehrer, von denen die meisten nach Mexico gekommen sind, um ihr Glück zu machen durch Unterrichtgeben oder durch Heurath oder durch beides, und ihr Zweck ist natürlich so viel Geld als möglich in der möglichst kurzen Zeit zu machen, damit sie heimkehren und es genießen können. Die Kinder scheinen fast alle außerordentliches Talent für Musik und Zeichnen zu besitzen, doch gibt es wenige Mädchen, die es in dem einen oder dem andern weit gebracht haben.

So lange sie noch sehr jung sind, gehen sie allenfalls in die Schulen, wo Knaben und Mädchen in Gemeinschaft lesen lernen oder was ihnen sonst noch das alte Weib, das der Schule vorsteht, beibringen kann; aber mit zwölf Jahren hält man sie schon für zu reif um diese gemischten Versammlungen ferner besuchen zu können und man stellt dann Lehrer für Zeichnen und Musik ein, um die Erziehung zu vollenden. Ich fragte neulich eine Dame, ob ihre Tochter in die Schule ginge. Großer Gott! sagte sie ganz entsetzt, sie ist ja schon eilf Jahre vorbei. Es kömmt öfter vor, daß die Kinder der tüchtigsten Männer die dürftigste Erziehung genießen, da diese nach dem Brauche der Väter zufrieden sind, wenn sie regelmäßig beichten, die Kirche fleißig besuchen und etwas sticken und singen können: im Ganzen glaube ich nicht, daß es mehr als ein halbes Duzend Frauen oder ebenso viele Mädchen über vierzehn Jahre gibt, welche abgesehen von dem Meßgebetbuch im ganzen Jahre nur ein Buch durchlesen. Aber so unwissend ein mexicanisches Mädchen auch seyn mag, sie läßt es selten merken. Sie haben durchschnittlich ungemein viel Tact, verirren sich nie über ihren Horizont hinaus und verrathen weder durch Wort noch Zeichen, daß sie über den Gegenstand des Gespraches nicht gut unterrichtet sind. Sie haben eine Fülle von natürlichen Talenten und wenn diese durchgebildet worden, so werden sie von keinen ihres Geschlechts übertroffen. Was man sonst literarische Gesellschaft nennt, ist begreiflicher Weise nicht zu finden.

Es gibt in Mexico einige Familien aus der alten Schule, Leute von hohem Range die eben sehr selten in Gesellschaft kommen, den Fremden im Ganzen wenig bekannt sind und die ihre Töchter ganz und gar zu Hause halten, damit sie nicht durch böses Beispiel angesteckt werden. Diese auserwählten wenigen, reich ohne Prunk, thun gewiß alles in ihren Kräften stehende um die Nachtheile zu verhüten, welche aus dem Mangel geeigneter Schulen oder geschickter Lehrerinnen für ihre Töchter erwachsen möchten. Da sie fast alle miteinander verwandt sind, so bilden sie eine Art von Clan und kommen häufig ohne Zwang und Etiquette zusammen, und was sich an guten Elementen in Mexico findet, ist bei ihnen anzutreffen. Die Väter sind gewöhnlich Männer von Talent und Wissen, und die Mütter Frauen von der höchsten Ehrenhaftigkeit, deren Namen über allen Verdacht erhaben sind.

Uebrigens braucht der Fremde in der That lange Zeit, ehe sich ihm über den Stand der Moralität in diesem Lande nur Vermuthungen aufdrängen, denn wie auch immer der heimliche Lebenswandel der Leute beschaffen seyn mag, im äußern Benehmen herrscht das vollkommenste Decorum. Ueberdieß sind sie sehr loyal gegen einander und schwatzen mit völligem esprit de corps vor Fremden selten von den Verirrungen ihrer Nächsten; im Gegentheile, wenn man auf so etwas hindeutet, verläugnen sie alles Wissen von der Sache. So lange der äußere Anstand bewahrt erscheint, sind sie aus Gewohnheit ziemlich gleichgültig gegen bedenkliche Verhältnisse unter ihren nächsten Freunden, und so lange eine Frau regelmäßig in die Kirche geht, eine Wohlthäterin frommer Stiftungen ist und durch ihr Benehmen in der Gesellschaft kein Aergerniß gibt, kann sie so ziemlich thun was sie will.

Es gibt keine Weiber, die in ihren Manieren wärmer und theilnehmender sind als die von Mexico. Ein Fremder, besonders wenn er ein Engländer und ein scheuer Mann und an die Kälte seiner schönen Landsmänninnen gewöhnt ist, braucht in der That nur wenige Jahre hier zu leben, die Sprache zu verstehen und sich etwas an den eigenthümlichen Styl mexicanischer Schönheit zu gewöhnen, um die hiesigen Fräulein ganz unwiderstehlich zu finden.

Daß dieß wirklich der Fall ist, ergibt sich aus den vielen Beispielen von Engländern die sich mit Eingebornen verheurathet und aus diesen vortreffliche Frauen machten. Aber wenn ein Engländer hier heurathet, so soll er auch hier sich niederlassen, denn es ist sehr selten, daß eine Mexicanerin außerhalb ihres Vaterlandes leben kann. Sie vermissen das Klima, jene Wärme des Umgangs, die allgemeine Herzlichkeit von der sie hier umgeben sind. Sie vermissen das Laissez-aller, den Mangel aller Etiquette in Kleidern, Toilette u. s. w. Sie finden sich unter Frauen, so verschieden erzogen, daß sie ihnen doppelt fremd sind, den Gefühlen nach sowohl als dem Vaterlande. Ein paar Fälle gibt es, wo Mädchen sehr jung heuratheten, nach Europa kamen und dort in gute Gesellschaft eingeführt wurden, welche dann europäische Ansichten gewannen und sogar andre Länder ihrem eigenen vorzogen; dieß kömmt aber so selten vor, daß es kaum eine Ausnahme bildet. Sonst sind sie aufrichtige Patriotinnen und der sichtbare Horizont begränzt ihre Wünsche. In England vornehmlich sind sie ganz außer ihrem Element. Eine Sprache, die für sie fast nicht zu erlernen ist, eine Religion, die sie für Ketzerei ansehen, äußere Kälte, welche die innere Wärme ganz verdeckt, ein ewiger Krieg zwischen Sonne und Nebel, Etiquette bis zum Uebermaaß, eine unerträgliche Steifheit und Regelmäßigkeit in der Toilette, Cigarren für Barbarei erklärt — so fühlen sie sich wie aus dem Paradies vertrieben und leben nur in der Hoffnung einer baldigen Heimkehr.

Miscellen.

Merkwürdiger Betrieb eines Hammerwerkes. Zu St. Dizier wurde kürzlich ein Hammerwerk in größerem Maaßstabe, als sich bis jetzt eines im Departement befindet, angelegt. Der ganze Mechanismus wird durch zwei Dampfmaschinen von je 160 Pferdekraft in Bewegung gesetzt und die Kessel derselben durch die aus den Hochöfen bisher nutzlos verlorene Flamme geheizt. (Moniteur industriel vom 24 Dec.)

•

Champagnereinfuhr in Rußland. Die Zahl der in diesem Jahre über Kronstadt eingeführten Bouteillen Champagner beträgt 536,250. (ibid. 28 Dec.)

•

Eine große eiserne Kirche. Ein Brüsseler Journal meldet, daß die Gemeinde Hornu die erste seyn wird, welche einen großen Bau aus Eisen ausführen läßt. Man baut daselbst gegenwärtig eine sehr große Kirche in griechischem Styl, aber mit Spitzbögen, in welcher alles, Säulen, Capitäle, Spitzbögen, Fensterrahmen u. s. w., durchaus von Eisen ist. Die Plane für dieß Gebäude wurden der strengen Prüfung von Kunstverständigen unterworfen, und man hofft somit, daß das Ganze gelingen wird; ist dieß der Fall, so werden wohl bald andere Bauten folgen, und die Gemeinde Hornu wird der wichtigen Eisenindustrie einen sehr großen Dienst geleistet haben. (ibid. 31 Dec.)

•

Angebliche Pygmäengräber. Eine Abhandlung, wahrscheinlich von Dr. Morton in Philadelphia, über die angebliche Pygmäenrace, die einst das Mississippithal bewohnt haben soll und deren Grabstätten sich in Tennessee nahe an den Cumberland-Bergen finden, hat neuerdings viel Aufsehen erregt; Dr. M'Call untersuchte die Grabstätte und verschaffte sich eines der größten Skelette, das man dort bisher gefunden. Die Särge sind gewöhnlich 18 bis 24 Zoll lang, 18 Zoll tief und 15 weit, und bestehen aus sechs Stücken von unbehauenem Kalk- oder Sandstein. Die Körper sitzen rückwärts gelehnt, mit aufwärts gezogenen Knien und den rechten Arm auf einen irdenen Topf gestützt. In einigen Gräbern finden sich Schüsseln und Schalen von Pfeifenerde, vermischt mit kleingestoßenen Muscheln. Dr. Morton (der bekannte amerikanische Schädelkundige) hält das ebenerwähnte Skelett für das eines Knaben von 12 bis 14 Jahren, und glaubt, die angeblichen Pygmäen seyen nichts als Kinder, die man aus einem religiösen oder sonst unbekannten Grunde getrennt von den Erwachsenen begrub, wie dieß noch jetzt an manchen Orten gewöhnlich ist. (Litt. Gaz. vom 23 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1844.

Russische Briefe an Bulgarin.

Erster Brief.

Wer in Kleinrußland gewesen und den Charakter dieses edlen slawischen Stammes kennen gelernt hat, mußte wohl die ungewöhnliche Anhänglichkeit der Bewohner des Landes an ihre Heimath bemerken, so wie den manchmal die Gränze überschreitenden Stolz auf ihren Stamm. Der Kosake ist stolz auf sein Kosakenthum, der Edelmann auf seinen Adel und seine Verwandtschaft mit den Hetmansfamilien. Unter den Adeligen selbst ist eine gewisse Eifersucht auf den Vorrang. Die Adeligen, deren Namen auf „ski" endigen, achten sich höher als diejenigen, deren Namen auf „enko" oder „an" ausgeht, indem die ersten aus der alten einheimischen Schlachta, die andern von Kosaken, d. h. von gemeinen Leuten, bewaffneten Bauern, abstammen. Fast in allen adeligen Familien bewahrt man sorgfältig Urkunden auf, nämlich hetmanische Universalien oder Verordnungen, Briefwechsel mit Obersten und Anführern des kleinrussischen Heeres, und verschiedene schriftliche Ueberlieferungen über die alte Zeit, die jedoch nicht über Chmielnizki *) hinaufreichen. Ältere Urkunden sind sehr selten. Außerdem finden sich in den angesehensten kleinrussischen Familien Porträte zahlreicher Hetmane und Aeltesten, alte Waffen, Geräthschaften u. dgl. Der Sagen und Erzählungen von den Thaten der Vorväter ist kein Ende. Mit Einem Wort, der charakteristische Zug der Kleinrussen ist Anhänglichkeit an ihr Land und Familienstolz, und aus diesen Gefühlen entsprang ganz folgerichtig das dritte, Liebe zu den nationalen Ueberlieferungen, zur Geschichte ihrer Heimath. In der ganzen Welt gibt es kein Land, wo sich mehr Localpatriotismus fände als in Kleinrußland! der Kleinrusse hält seine Heimath für das irdische Paradies, und seine Landsleute — ihn selbst natürlich mit eingeschlossen — für das erste Volk auf dem Erdkreis. Innerhalb ihres Landes lieben und hadern die Kleinrussen, wie Nachbarn zu thun pflegen, und processiren nach den Formen ihres litthauischen Statuts, aber außerhalb der Heimath reichen sie sich allenthalben, wie man zu sagen pflegt, die Hände. Trotz aller dieser leidenschaftlichen Liebe zu ihrer Heimath und zu ihren Landsleuten, und trotz aller ungewöhnlichen Werthschätzung ihrer Ueberlieferungen und ihrer Vorfahren haben die Kleinrussen doch noch immer keine Geschichte, wie sie solche verdienen. Dieß ist um so mehr zu verwundern, als Kleinrußland stets reich war an verständigen und gelehrten Leuten. Mindestens drei Viertheile der russischen Gelehrten, d. h. Lehrer, Professoren, Aerzte und Juristen, stammen sicherlich aus Kleinrußland.

Der erste kleinrussische Geschichtsschreiber, Erzbischof Georg Konißki, ein gelehrter Mann und feuriger Patriot, war Bischof von Mohilew, als Weißrußland noch zu Polen gehörte, und schrieb seine Geschichte zu der Zeit, wo der Katholicismus und die Union in diesem Lande überwogen, voll feuriger Erinnerungen an den Kampf der griechischen Kirche. Die Geschichte Konißki's, reich an Thatsachen und voll Liebe zur Heimath, hat dieselben Mängel, wie die Geschichten der neuern Schriftsteller oder richtiger gesagt Abschreiber, d. h. es ist eine Geschichte des kleinrussischen Heeres und nicht des Volks.*) Der Patriarch der slawischen Nationalität, der Gelehrte dessen Name jeder Slawe mit Achtung aussprechen sollte, Schaffarik, hat in seiner 1842 erschienenen slawischen Volksschilderung die Zahl der Kleinrussen auf 13,144,000 Seelen angegeben, von denen 10,370,000 Rußland angehören, und 2,774,000 unter österreichischem Scepter stehen, nämlich 2,149,000 in Galizien und 625,000 in Ungarn; außerdem wohnen noch 216,000 im Königreich Polen; alle diese bekennen sich zur griechisch-unirten Kirche, während 10,154,000 der rechtgläubigen (griechisch-russischen) Kirche angehören. Der Stamm, den Schaffarik Kleinrussen nennt, ist derselbe den die Polen seit den ältesten

*) Der bekannte Anführer der Kosaken im Kampfe gegen die Polen.

*) In den frühern Jahrhunderten war gewiß die Geschichte des kleinrussischen Heeres auch die Geschichte des Volks; in späterer Zeit hinderte wohl Rußland selbst die Abfassung einer wahren Volksgeschichte, denn man war von Mazeppa's Zeit an emsig bemüht die Heereseinrichtung und damit die nationale Kraft des Volkes zu brechen. A. d. U.

Zeiten in ihrer Geschichte, ihren Rechtsbüchern, in öffentlichen Acten, wie im Privatgebrauch mit dem Namen Rusinen und die von ihnen bewohnten Länder mit dem Namen Rus bezeichnen. Diese Rusinen bewohnen die jetzigen westlichen Gouvernements in Weißrußland, Kleinrußland, in der Ukraine und Galizien. Die Hauptverschiedenheit zwischen den Großrussen im Norden und Nordosten und den Kleinrussen im Süden und Westen besteht in der Sprache oder richtiger in der Mundart, und diese seit undenklichen Zeiten bestehende Scheidung trennte auch Rußland unter dem Namen Groß- und Kleinrußland in zwei Theile. In den Urkunden finden wir diese Benennungen von der Zeit an, wo der großfürstliche Thron aus Kiew nach Wladimir verlegt wurde.

Das unglückliche Theilungssystem, das die russischen Slawen der Kräfte und Mittel zum Widerstand gegen die Fremden beraubte, unterwarf den Norden oder Großrußland dem tatarischen Joch und fremdem Einflusse und überlieferte das südliche oder Kleinrußland in die Hände Litthauens. *) Im J. 1321 errang Gedimin einen blutigen Sieg über die Fürsten des westlichen Rußlands, und bemächtigte sich der jetzigen Gouvernements Wilna, Grodno, Kowno, Minsk, Mohilew und Witepsk. Der eigentlichen Litthauer oder Samogitier (Schmudiner) waren sehr wenig, und sie bewohnen jetzt nur noch drei Kreise des Gouvernements Wilna. Die ganze Kriegsmacht der litthauischen Fürsten bildeten die westlichen Kleinrussen. Während Großrußland unter dem tatarischen Joch und unter der innern Zwietracht seiner Fürsten seufzte und immer tiefer in asiatische Barbarei versank, schritt Kleinrußland unter dem Namen Litthauen — weil litthauische Fürsten es beherrschten — rasch vorwärts auf der Bahn der Civilisation, da es über Polen und Galizien die Aufklärung des Westens in sich aufnahm. Wie einst die russischen Fürsten aus Ruriks Stamm als officielle und Schriftsprache die Sprache der Mehrzahl des Volks, nämlich der Slawen, annehmen mußten, so erkannten auch die litthauischen Fürsten die westrussische Sprache als die Schriftsprache an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

(Schluß.)

So würde der Präsident wohl kaum sprechen, wenn er nicht ziemlich sicher wäre, daß die Bemühungen der Engländer Texas für sich zu gewinnen, an der verwandtschaftlichen Anhänglichkeit desselben für die Vereinigten Staaten bereits gescheitert wären, und daß England genöthigt ist sich auf die Seite Mexico's zu schlagen, um dort seine Vortheile zu verfolgen. Daher der gereizte Ton der Botschaft gegen Mexico, dem man nicht gestatten will den Krieg gegen Texas fortzusetzen. Zudem hat letzteres eine Maaßregel ergriffen, welche dem Vordringen der Nordamerikaner gegen Westen Schranken setzen soll, indem es allen Landhandel an seiner Nordostgränze verbot. Diese Maaßregel läßt sich zwar vorerst kaum durchsetzen; indeß macht Santa Anna Anstalten derselben ein größeres Gewicht zu geben, indem er die nördlichen Provinzen Mexico's möglichst rasch zu bevölkern beabsichtigen soll. *) Derlei Maaßregeln sind indeß nur geeignet die Sache zum Bruch zu bringen, wenn sie überhaupt von Bedeutung und nicht bloße Worte sind. Ist aber England dabei betheiligt, so ist die Absicht klar, hier dem Vordringen der Nordamerikaner über das Felsengebirge Schranken entgegenzusetzen, um solches auch im Norden gegen das Oregongebiet desto leichter thun zu können.

Hinsichtlich des letztern ist die Sprache der Botschaft sehr bestimmt, und die schon Ende Jahrs 1842 ausgesprochenen Absicht eine Postenkette über die Felsengebirge bis ans stille Meer zu ziehen, reift ihrer Vollendung entgegen. Fortwährend ziehen Schaaren von Nordamerikanern hinüber, und ein feindlicher Zusammenstoß mit der Hudsonsbay-Compagnie ist in Bälde abzusehen. Damit ist nicht gesagt, daß einer oder der andere Theil alsbald mit einer Kriegserklärung auftreten werde, denn bekanntlich haben sich dort die Engländer selbst unter den Firmen der Nordwest- oder Hudsonsbay-Compagnie bekämpft, ohne daß man weiter Notiz davon genommen hätte, aber es bleibt ein ewiger Anlaß zu Hader, der bei jeder Gelegenheit benützt werden kann, um einen Ausbruch herbeizuführen. Bei den Engländern steht die Absicht die nordamerikanische Union in möglichst enge Gränzen einzuschließen, so fest, als bei den Nordamerikanern der Plan die Engländer ganz vom amerikanischen Festland zu verdrängen. Wo diese beiden Bestrebungen auf eine Art zusammentreffen, daß keine Ausgleichung als mit dem Schwert mehr möglich ist, bleibt natürlich der Zukunft überlassen; so viel aber ist gewiß, daß eher die Engländer als die Amerikaner den Bruch herbeiführen werden, denn die Zeit ist für die letztern.

Von diesen äußern Verhältnissen wenden wir uns zu der financiellen Lage des Landes, nicht der Regierung, denn dem augenblicklichen Deficit, worin diese sich befindet, ist auf die einfachste Weise abzuhelfen, sondern zu dem ökonomischen Zustand, worin das Land nach der furchtbaren Erschütterung, die

*) Diese Ansichten oder wenn man will diese Darstellung ist nicht ganz richtig. Die Kraft des ältern russischen Reiches, oder des Großfürstenthums Kiew, beruhte in den Kleinrussen; die nordöstlichen Fürstenthümer, meist aus kleinrussischen Ansiedlungen im finnischen Lande hervorgegangen, behaupteten sich durch ihre Schwäche und Bedeutungslosigkeit, bis sie im Laufe zweier Jahrhunderte heranwuchsen zum Widerstand gegen das Tatarenjoch. Litthauen vergrößerte sich im Laufe des 14ten Jahrhunderts auf Kosten der Tataren, Galizien fiel dann als ziemlich machtlos ihm zu, aber Großrußland widerstand ihm durch die Hülfe der Tataren, welche im J. 1399 noch dem Siegeslauf der litthauischen Fürsten durch eine blutige Schlacht ein Ende machten.

A. d. R.

*) Die neuesten Nachrichten sprechen von gewissen Landbewilligungen die einem gewissen Alexander de Grol in Tamaulipas gemacht worden seyen, unter der Bedingung binnen zehn Jahren wenigstens 10,000 Familien, Deutsche, Belgier oder Schweizer daselbst anzusiedeln. Dieß ist nun aber sicherlich falsch, denn in Tamaulipas sind keine unbesetzten Ländereien mehr. Wenn etwas wahres an der Sache seyn sollte, so müßten die Ansiedlungen weiter nördlich unternommen werden.

sein Credit erfahren hat, sich befindet. Nicht umsonst ist diese Erschütterung an dem Lande vorübergegangen, es hat sich eine theuer bezahlte Lehre daraus geholt, und diese besteht darin, daß es keinem Privaten, keiner Bank gestattet seyn soll, Papiergeld in Circulation zu setzen, so wenig als es jemanden anders als dem Staate gestattet ist, Geld zu schlagen. Tyler spricht diese Ansicht, welche noch vor wenigen Jahren als ketzerisch und verderblich ausgeschrien worden wäre, frei und offen in den Worten aus: „Dieselben Gründe, welche dem Congreß verbieten würden, sich seiner Macht über die Münze zu entschlagen, gelten fast in gleicher Stärke für jedes Ersatzmittel der kostbaren Metalle, welche als Zahlungsmittel umlaufen. Papier, das an die Stelle des baaren Geldes tritt, setzt einen Werthmesser fest, nach welchem die Geschäfte der Staatsgesellschaft regulirt werden, und was Entwerthung des Papiergeldes bewirkt, trifft auch die Staatsgesellschaft fast in demselben Umfang, wie eine Verschlechterung der Münze." Es ist dieser Grundsatz, wenn man die Macht und den Einfluß erwägt, den die Banken in den Vereinigten Staaten ausübten, in der That ein großes Resultat, das man als bedeutsame Lehre aus einer furchtbaren Vergangenheit sich abgezogen hat. In Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz geschah es, daß Hr. Tyler, um dem Handel und Verkehr doch die nothwendige Erleichterung zu geben, die Creirung von 15 Mill. Dollars unverzinslicher Schatzkammerscheine vorschlug, wodurch zugleich dem Staat die Ersparniß der für die aufgenommenen Anlehen gezahlten Zinsen zu Theil geworden wäre. Der Antrag wurde in zwei Sessionen gemacht, aber jedesmal verworfen, weil die eine Partei eine Nationalbank nach altem Schnitt, die andere das von Van Buren vorgeschlagene Subtreasurysystem verlangte.

Trotz dieses Streits der Parteien im Congreß und des Congresses mit dem Präsidenten über die Finanzverwaltung hob sich doch der Credit der Unionsregierung fortwährend, und die Papiere stiegen. Dieß war die Folge einerseits der Baarzahlung der Zölle, *) andrerseits der Vernichtung des Papiergeldes, und so nahm auch, ganz abgesehen von dem höhern Tarif, die Einfuhr ab, und die Ausfuhr lieferte den Ueberschuß an baarem Gelde, das jetzt alle Adern des amerikanischen Verkehrs durchdringt, den Zinsfuß drückt, alle Unternehmungen erleichtert, und auf den Credit der Union, wie der einzelnen Staaten den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hat. Uebelwollende Kritiker haben es dem Präsidenten vorgeworfen, daß er die einzelnen Staaten nicht stärker an die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die auswärtigen Gläubiger gemahnt, allein Hr. Tyler hat dieß, ebenso wie Van Buren vor ihm, in frühern Botschaften eindringlich gethan, und mochte es der Delicatesse gemäß finden, jetzt, wo sich die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten immer lauter gegen die Repudiationslehre ausspricht, *) nicht wieder formell denselben Ton anzustimmen, und er wies deßhalb nur darauf hin, daß die Wiederherstellung des Credits der Union der sicherste Vorläufer eines bessern Finanzzustandes auch der einzelnen Staaten seyn werde.

Was indeß den ökonomischen Zustand des Landes hob, die verminderte Einfuhr, hat auf der andern Seite die Finanzen des Landes in Verlegenheit gesetzt, weil die Union im Frieden keine andern Steuern, als die Zölle erhebt; so wie aber der Congreß, was nicht unwahrscheinlich ist, in einen Zoll auf Kaffee und Thee willigt, so ist das Deficit schnell gedeckt und die Regierung reichlich mit den Mitteln versehen, um ihre Rüstungen, namentlich die zur See, wie der Präsident vorschlägt, mit Leichtigkeit fortzusetzen. Ueberhaupt kann nichts irriger seyn, als die auch von englischen Blättern hochmüthig hingeworfene Ansicht, das bankerotte Amerika könne unmöglich einen Krieg führen, indem niemand ihm Geld leihen würde. Für einen solchen Fall fände die Unionsregierung die Mittel zu einem Kriege in vollem Maaße in sich selbst, und wird sie auch immer mehr finden, je länger der jetzige Tarif und die jetzige Baarzahlung der Zölle fordauern.

*) Früher hatten die einführenden Kaufleute sechs bis neun Monate Frist die Zölle abzutragen, während welcher Zeit sie ihre Waaren längst abgesetzt, und vielleicht eine zweite und dritte Ladung empfangen hatten. Ihnen kam beim Verkauf der Waare der noch nicht gezahlte Zoll zu gut, und wucherte in ihren Händen; sie hatten also ein besonderes Interesse möglichst viel einzuführen; die Baarzahlung des Zolls aber nöthigt sie ihre Einfuhr auf den wahrscheinlichen Bedarf und sichern Absatz zu beschränken.

*) Auch der Gouverneur von Virginien hat sich bei der diesjährigen Eröffnung der Legislatur aufs stärkste gegen die Repudiation ausgesprochen.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

Die Stadt Tayf liegt inmitten einer Sandebene, die etwa vier Stunden im Umfang hat und von niedrigen Bergen, Dschebel Gazan genannt, umgeben ist. Diese sind eine untergeordnete Reihe der großen Kette, welche einige Meilen weiter östlich fortzieht und sich dann in der Ebene verliert. Tayf ist ein unregelmäßiges Viereck, umschlossen von einer Mauer und einem Graben. Die Mauer hat drei Thore und wird von einigen Thürmen vertheidigt; doch ist sie viel weniger fest als die Mauern von Dschidda, Medina und Yembo. An der Westseite ragt das Schloß empor, vom Scherif Galib erbaut; es hat keinen andern Anspruch auf den Namen eines Schlosses, als daß es größer ist als die übrigen Gebäude in der Stadt und daß seine Mauern stärker sind. Die Häuser in der Stadt sind meistentheils klein, aber gut gebaut; die Wohnstuben und Frauengemächer sind im obern Stockwerk und man sieht selten Zimmer oder Salons im Erdgeschoß, wie es in der Türkei gewöhnlich ist. Die Straßen sind breiter als in den meisten östlichen Städten; der einzige öffentliche Platz ist in der Fronte des Schlosses, ein großer offener Raum, der zum Marktplatz dient.

Allmählich erholt sich Tayf von den Drangsalen des Krieges, und viele Vertriebene kehren zurück, um sich wieder anzubauen. Lange befand sich Tayf in einem großen Zustande des Verfalls, indem eine Menge Häuser gänzlich demolirt waren. Als nämlich im Jahre 1802 die Wahabiten eindrangen, zerstörten sie viele Gebäude, weil die Einwohner von Tayf sie erbittert hatten. Ich sah zwei kleine, recht solid gebaute Moscheen, eine davon gehört den Hindus, die sich zum Islam

bekennen. Das Grabmal des heiligen Abbas, welches eine gute Kuppel hatte und sehr häufig von Pilgern besucht wurde, ist von den fanatischen Wahabiten gänzlich zerstört worden.

Tayf wird von zwei reichlichen Brunnen mit Wasser versehen; der eine ist innerhalb der Mauern, der andere vor dem Thor; das Wasser ist wohlschmeckend, aber schwer. Die Stadt ist in ganz Arabien ihrer schönen Gärten wegen berühmt; sie liegen am Fuß der Berge, welche die Sandebene umgeben; die unmittelbare Nachbarschaft ist gänzlich von Grün entblößt, was den Aufenthalt hier so melancholisch als in irgend einer arabischen Stadt macht. Die nächsten Gärten sind auf der Südwestseite, eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt; auf dieser Seite ist auch eine verlassene, von der Stadt getrennte Vorstadt mit einigen Beduinenhütten und Dattelbäumen zwischen ihren Ruinen; sie wurde lange vor dem Einfall der Wahabiten verlassen; Schakale hausen jetzt daselbst, zuweilen auch verwegene Räuber, Schnapphähne und Weglagerer.

In einigen Gärten sind kleine Pavillons, wo die Einwohner von Tayf ihre festlichen Stunden zubringen; der Garten von Wadi Schemal mit seinen Palmen, Granatbäumen, Rosenbeeten und Spendelquellen ist mit Recht weit und breit berühmt. Sämmtliche Gärten von Tayf werden von Brunnen und Bächlein bewässert, die von den Bergen herabfließen; zahlreiche Fruchtbäume werden hier angetroffen nebst einigen Weizen- und Gerstenfeldern. Die Früchte, welche ich in Tayf kostete, waren Weintrauben von ausgezeichneter Größe und trefflichem Geschmack, sodann Feigen, Quitten und Granatäpfel. Die Gärten von Tayf sind auch berühmt wegen der Menge der Rosen, welche, wie die Trauben, über ganz Hedschas verbreitet werden. Früher brachten die großen Kaufleute von Mekka einen Theil des Sommers in diesen Gärten zu, und der Scherif selbst verweilte hier während der heißen Jahreszeit; sie hatten alle ihre Häuser und Einrichtungen da, und verloren beträchtliches Eigenthum, als Tayf von den Wahabiten geplündert wurde.

Die eingebornen Bewohner Tayfs sind Araber vom Stamm Thekif, welche sich hier niederließen; in ihrem Besitz sind alle die Gärten bei der Stadt und die meisten Buden mit Lebensmitteln innerhalb der Mauern. Wenige Mekkaer sind hier angesiedelt, und bei weitem der größte Theil der Fremden sind indischen Ursprungs. Wie in Dschidda, haben diese auch hier, obgleich in Arabien geboren und seit mehreren Generationen angesiedelt, immer noch die Kleidung, Sitten und Bräuche der indischen Muselmänner beibehalten; einige von ihnen sind Kaufleute, die meisten aber Droguisten, welches Gewerbe in Hedschas wegen der großen Vorliebe aller Classen für Droguereiwaaren, Parfumerien u. s. w. vortheilhafter ist, als in andern Gegenden. Ich zählte in allem etwa fünfzig Kramläden. Vor dem Einfall der Wahabiten war Tayf eine Handelsstadt, nach welcher die Araber der Umgegend und aus der Entfernung von manchen Tagereisen kamen, um Kleidungsstücke zu kaufen, während die Bergbewohner in Karawanen Weizen und Gerste brachten; Tayf war auch eine beträchtliche Niederlage für Kaffee, der von den Beduinen von den Bergen Yemens gebracht wurde, welche dergestalt die schweren Eingangszölle, die in den Häfen der arabischen Küste erhoben werden, umgingen. Gegenwärtig werden aus dem Innern nur Datteln von den Ateybe-Arabern, welche manche fruchtbare Pflanzung in ihrem Bezirk haben, eingeführt.

Von Tayf besuchte ich Wadi Lium, ein fruchtbares, drei Stunden langes Thal mit Obstgärten und Dattelpflanzungen. In östlicher Richtung erblickt man Zeyme, ein halbzerstörtes Castell mit pittoresken Umgebungen. Ein Flüßchen bewässert die Ebene, welche schöne Weiden im Ueberfluß darbietet. Dann machten wir einen Ausflug nach dem Dschebel Dura, auf dessen Gipfel wir einige angenehme Stunden zubrachten. Gegen Abend stiegen wir den Berg herab; allein ein Regenschauer nöthigte uns in einer geräumigen Höhle an der Seite der Straße Schutz zu suchen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten von Schäfern des Hodheilstammes braucht wird. Auch die Ateybiten besuchen mit ihren Kamelen und Schafen diese Gegend. Nach Sonnenuntergang gelangten wir zu den Kaffeehütten an der Bergwand, wo die Karawanen Halt machen. Hier zündeten wie ein großes Feuer an und borgten einen irdenen Topf von den Arabern, in welchem wir Reis zu unserem Nachtessen kochten.

Neu gestärkt betraten wie am nächsten Morgen die Straße nach Mekka. Wir brachten die Mittagsstunden in einem Kaffeehause zu, wo sich einige Beduinen mit Schießen nach einem Ziel unterhielten. Sie gaben Beweise ihrer großen Geschicklichkeit, indem sie einigemale einen Piaster, den ich etwa vierzig Ellen weit entfernt aufstellte, trafen. Kaffee und Wasser ausgenommen, kann man in diesen Hütten an der Straße nichts anderes erhalten; der Kaffee wird nicht in einzelnen Tassen gebracht, wie dieß in den meisten Theilen der Levante üblich ist, sondern wer denselben verlangt, dem wird ein kleiner irdener Topf mit heißem Kaffee vorgesetzt; dieser Topf enthält zehn bis zwölf Tassen, denn diese Quantität trinkt ein Araber oft dreimal des Tages; man nennt diese Töpfe Mesrabe; in die Mündung wird ein Büschel trockener Kräuter gesteckt, durch welche der Kaffee rinnt.

Nach einem kurzen Marsch von Schedad aus lag Mekka vor uns, die heilige, aller Orten gepriesene Mutterstadt des Islam, von den Arabern mit manchem hochtönenden Namen bezeichnet. Firuzabadi, der berühmte Verfasser des Kamus, hat eine ausführliche Abhandlung über die verschiedenen Namen Mekka's geschrieben. Die Stadt liegt in einem engen und sandigen Thal, und die Hügel, welche dieses Thal umschließen, sind kahl und baumlos. Die vorzüglichste Hügelkette liegt auf der Ostseite der Stadt. Der größte Theil der Stadt liegt in dem Thal selbst, einzelne Theile sind an dem Abhang der Hügel hinaufgebaut, wo die ersten Wohnungen der Korrischiten und die alte Stadt gewesen zu seyn scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erhaltung von Alterthümern in Frankreich. Der Minister des Innern hat auf Antrag des historischen Comité's der Künste und Denkmäler befohlen, daß das schöne alte Haus zu Rheims, das unter dem Namen Hôtel des Grafen von Champagne bekannt ist, und welches der Stadtrath zu Erweiterung der Straße niederreißen wollte, unbeschädigt erhalten werde. — Ebenso hat dieser Minister sich mit dem Kriegsminister über die Fortificationen von Carcassonne, einem der merkwürdigsten Ueberreste der Feudalzeit im südlichen Frankreich, besprochen und es ausgewirkt, daß diese hergestellt und möglichst erhalten werden. (Fr. Bl.)

Vegetabilische schwarze Farbe. Der Calcutta Englishman vom 17 Oct. berichtet, daß man in den östlichen Provinzen (Assam oder Tenasserim?) eine vegetabilische schwarze Farbe gefunden habe, die eine sehr dauerhafte Färbung von großem Glanz gebe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1844.

Die Eingebornen um Port Philip in Australien.

(A Summer in Port Philip. By the Hon. R. Dundas Murray.)

Alles was auf die Eingebornen dieser Länder Bezug hat, gewährt ein mannichfaches Interesse, und darum halten wir es nicht für überflüssig über die rasche Abnahme derselben um Port Philip das Zeugniß eines unverdächtigen Mannes mitzutheilen.

„Jede Station wird zuweilen von den Eingebornen besucht, welche noch immer an den Orten hängen, an denen sie aufwuchsen, obgleich der Weiße mit seinen Heerden eindrang, deren anwachsende Zahl das Wild verscheuchte, das vor Ankunft der Colonisten ihr Hauptnahrungsmittel war. An der Station, wo ich wohnte, schien eine kleine Abtheilung ihren Aufenthaltsort für geraume Zeit fixirt zu haben, gegen die Gewohnheit der Stämme, welche keine Lockung bewegen kann ihr Wanderleben aufzugeben und sich an einem bestimmten Orte aufzuhalten. So eingewurzelt ist diese Neigung, daß alle andern Rücksichten davor in den Hintergrund treten; sie verlassen selbst manchmal einen reichlichen Jagdgrund, und ziehen nach einem Ort, wo alle ihre Jagdgeschicklichkeit sie kaum nährt, nur um das Vergnügen der Ortsveränderung zu genießen. Die Wanderung hat freilich nicht die geringste Schwierigkeit, da sie außer ihren Jagdgeräthschaften so gut wie nichts zu tragen haben. Nachts biegen sie einige Zweige zusammen, um sich gegen die Witterung zu schützen; sind sie aber im Besitz eines Stücks Wollenzeug oder eines Mantels aus Opossumfellen, so strecken sie sich ohne anderes Obdach auf den Boden hin mit den Füßen nach dem Feuer gerichtet. Seit der Besetzung dieses Districts hat ihre Zahl rasch abgenommen, und der Tag ist nicht fern, wo einige einzelne Vagabunden allein noch an die ehemaligen Besitzer des Bodens mahnen werden. Die frühesten Ansiedler, d. h. diejenigen welche vor etwa acht Jahren kamen, wurden häufig besucht, manchmal auch belästigt von zahlreichen Schaaren, von denen jetzt nur noch schwache Reste ihr ehemaliges Gebiet durchziehen. Die Ursachen dieser raschen Verminderung in so kurzer Zeit konnten wir nicht ergründen, wenigstens werfen weder die Gewohnheiten noch die Ueberlieferungen der Eingebornen ein Licht auf die Frage, ob ihre Zahl auch schon vor Ankunft der Weißen in Abnahme war, deren Auftreten in diesen, wie in andern wilden Ländern den Schluß zu rechtfertigen scheint, daß sie den Urbewohnern den Samen des Verfalls mitbringen. Die Einführung europäischer Krankheiten, ihre innern Kämpfe, so wie die veränderte Nahrung werden von denen, welche die Frage lösen wollen, als Gründe angeführt. So sehr dieselben indeß auch das allmähliche Aussterben erklären mögen, so können dieß doch nicht die einzigen Ursachen einer Sterblichkeit seyn, die fast ganze Stämme dahin raffte. Ich fürchte sehr, daß eine genaue Untersuchung dieses Gegenstandes Thatsachen ans Licht bringen würde, welche den ersten von denen, die ihre Heerden unter diesen „wilden Schwarzen" weideten, nicht sehr zur Ehre gereichen werden. Es würde sich vielleicht finden, daß nicht immer der wilde Eingeborne das Blut seines Nachbars suchte. Wenn umlaufende Erzählungen wahr sind, so gibt es Stellen in der Provinz, wo Scenen vorfielen, in denen die Weißen eine grausame, mitleidslose Rolle spielten, wo wegen des Vergehens einiger Wenigen Rache an Schuldigen und Unschuldigen genommen, der kräftige Mann mit dem Knaben, die Mutter neben ihrem Kind niedergeschossen wurde. Solche Abscheulichkeiten sollen vorgefallen seyn, nicht von Seite der eigentlichen Ansiedler, deren Freundlichkeit und Menschlichkeit gegen die Eingebornen nur Lob verdienen, sondern von ihren Dienern, die im Anfang der Colonie größtentheils deportirte Verbrecher waren, Leute die sich aus solchen Thaten kein Gewissen machten, namentlich wenn ein ihnen selbst oder dem Eigenthum ihres Herrn zugefügtes Unrecht einer solchen Wiedervergeltung einen Anschein von Gerechtigkeit verlieh. Obwohl diese Classe in der Colonie jetzt fast erloschen ist, so scheinen doch noch einzelne Leute da zu seyn, welche der schauderhaftesten Thaten fähig sind. Erst noch im vorigen Jahr (1842) ereignete sich ein Vorfall, der unter den Colonisten große Sensation erregte, indem eine Abtheilung von sechs oder mehrern Europäern drei einheimische Frauen nebst einem Knaben erschossen und eine vierte Frau verwundeten. Der Gouverneur

setzte einen Preis von 50 Pfd. St. auf die Entdeckung der Missethäter aus, aber trotz der aufrichtigen Bemühungen vieler Colonisten kam nichts an den Tag."

Russische Briefe an Bulgarin.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Die Vereinigung Litthauens mit Polen im 16ten Jahrhundert änderte an der Ordnung der Dinge nichts, weil die litthauischen Fürsten, nachdem sie polnische Könige geworden, Litthauen abgesondert und unumschränkt beherrschten, während sie in Polen den Reichstagen unterworfen waren, und weil die polnischen Könige ihren Vortheil dabei fanden, die beiden Länder und Völker, d. h. das Land Rus und o n nicht miteinander zu verbinden. In Kleinrußland, d. h. im südlichen und westlichen sogenannten Litthauen, redeten Adel, Bürger und Bauern russisch. Die Schriftsprache war russisch; die Gesetze, d. h. das litthauische Statut, waren gleichfalls russisch abgefaßt. Im J. 1337 bestieg Fürst Boleslaw in Masovien den Thron seines Großvaters, aber seine Herrschaft war bereits auf Rothrußland beschränkt, auf welches die in Podolien hausenden Tataren Einfluß übten. Boleslaws Bruder Semowit trat, beunruhigt durch die Ansprüche der Tataren und Ungarn, seine Herrschaft im J. 1340 an den polnischen König Casimir den Großen ab, und von dieser Zeit an beginnt der polnische Einfluß auf Rothrußland, der jedoch bis jetzt den Charakter des gemeinen Volkes nicht ändern konnte. Die Bauern in Rothrußland wie in ganz Galizien sind jetzt noch Rusinen oder Russen des südlichen Stammes, d. h. Kleinrussen, und sprechen Eine Sprache mit den Galiziern und unsern jetzigen Kleinrussen und Ukrainern. Warum haben aber die litthauischen Fürsten als Schrift- und officielle Sprache nicht die kleinrussische oder ukrainische Mundart angenommen, welche noch jetzt von der Mehrzahl des südwestlichen oder Kleinrussen gesprochen wird? Weil die litthauischen Fürsten in Troki oder Wilna lebten, unter einem Volk, das die weißrussische Mundart redete, und da zu jener Zeit auch die Grundherren (Semjäne, später Schlachta, jetzt Dworjäne, Hofleute, Adelige genannt) nicht polnisch verstanden, und dieselbe Mundart wie ihre Bauern redeten, so versteht es sich von selbst, daß die litthauischen Fürsten die Sprache der ihnen benachbarten Bojaren annahmen, der Gefährten ihrer Siege über das übrige südliche Rußland.

Der Adel Litthauens, d. h. des jetzigen westlichen Gouvernements und Weißrußlands *), war der russisch-griechischen Kirche und seiner russischen Sprache so sehr zugethan, daß er sich in keiner Weise mit den Polen vermengen wollte, und die polnische Regierung nannte den dortigen Adel in den öffentlichen Urkunden nie anders als die „russische Schlachta," um ihn von der polnischen Schlachta zu unterscheiden. In der Folge wurde durch die höhere polnische Civilisation und den Katholicismus die polnische Sprache Umgangs- und Schriftsprache, aber dieß geschah erst im 17ten Jahrhundert. Vergebens forderte der polnische Adel auf dem Reichstag zu Petrikau bei der zweiten Vereinigung Litthauens und Polens, daß die polnische Sprache und Gesetzgebung auch auf Litthauen und alle dazu gehörigen Länder ausgedehnt würde. König Sigismund August willigte nicht ein, trotz der offenen Empörung des polnischen Adels. Nach heftigem Widerstreben und erst nach dem Tode des Fürsten Nicolai Radziwill, mit dem Beinamen der Schwarze, des eifrigsten Vertheidigers der russischen Nationalität in Litthauen, erfolgte endlich die schließliche Vereinigung zweier Völker — so heißt es in den Acten — auf dem Reichstag von Lublin im Jahre 1569. Preußen, Podlasien, Wolhynien, Podolien und Litthauen vereinigten sich mit der polnischen Krone und bildeten nicht mehr abgesonderte Provinzen. Seit dieser Zeit wurden die Reichstage für beide Völker in Warschau gehalten, und obwohl Litthauen bei seinem Statut blieb, so wurden doch die politischen Rechte gleichmäßig auf alle ausgedehnt. Wie wenig Litthauen, d. h. das südwestliche Rußland, an dieser Vereinigung Gefallen fand, ergibt sich daraus daß es nach dem Tode des letzten polnischen Königs aus dem Hause Jagello, Sigismund Augusts II, im J. 1542 den Zaar Iwan den Schrecklichen als König und Großfürst wählen wollte, bloß um seine Sprache und seine Religion, gegen welche in Polen schon gewaltig operirt wurde, zu behaupten. Seit der Vereinigung zu Lublin beginnt der offene, thätige Einfluß der polnischen Civilisation auf Litthauen. Die Schlachta, welche an den Warschauer Reichstagen Theil nahm und sich am Hofe des Königs befand, war genöthigt die polnische Sprache zu erlernen. Die Schulen waren in den Händen der katholischen Geistlichkeit, welche den Katholicismus ausbreitete, und nach Verlauf eines Jahrhunderts war der russische Adel Litthauens, mit Ausnahme Kleinrußlands, fast ganz zum Katholicismus übergegangen, besonders da die Reichstage die Verordnungen bestätigten, kraft deren nur Katholiken im Senat sitzen, auf den Reichstagen stimmen und allein Aemter im Reiche bekleiden konnten. Um diejenigen anzulocken, welche allzufest an der russisch-griechischen Kirche hingen, wurde die sogenannte Union ausgesonnen, und endlich ging man so weit, daß die alte russische Nationalität und die griechische Kirche sich nur in der Ukraine, in Kleinrußland und zum Theil in Weißrußland behaupteten, bis endlich offenbare Unterdrückung und Verfolgung die Ukraine unter dem Hetman Bogdan Chmielnizki im J. 1654 von Polen losrissen.

Obwohl nun das südliche Kleinrußland und die Ukraine dem Einfluß Polens hinsichtlich der Sprache und des Glaubens nicht unterworfen wurden, so wirkte die polnische Bildung doch mächtig auch auf dem linken Ufer des Dniepr ein. In die Akademie zu Kiew drangen die Wissenschaften aus dem Westen Europa's durch Polen ein über Lemberg und Krakau, und was noch mehr verwundern muß, eine Menge rechtgläubige Jünglinge, selbst solche die sich dem geistlichen Stande widmeten, wurden auf den später von Jesuiten geleiteten Akademien in Krakau und Wilna und in den Jesuitencollegien

*) So genannt, weil es von jedem fremden Joche frei blieb.

zu Lemberg und Polozk erzogen. Zur Zeit des Hetman Chmielnizki und selbst noch weit später verstand der gesammte alte kleinrussische Adel und die ganze Geistlichkeit die polnische Sprache, sehr viele sogar Latein und schrieben selbst ganz regelrecht in diesen Sprachen; die Akademien zu Kiew verbreiteten mächtig die Saat der Bildung, und als Peter der Große Rußland umformen wollte, fand er die dazu nöthigen Materialien in Rußland selbst d. h. im südlichen Rußland. Der große Reformator konnte nur für materielle Neuerungen sich der Fremden bedienen, d. h. zum Abrichten von Soldaten, zum Bau und zum Commando von Schiffen, zu architektonischen und Ingenieurarbeiten, aber Fremde konnten ihm zur Begründung der Aufklärung in Rußland nicht helfen, sie konnten nicht mitwirken zur Umgestaltung des geistigen Lebens, zur Einführung von Unterrichtsanstalten, zur Begründung der Gerichtsordnung. Dazu mußte er Leute desselben Glaubens und desselben Stammes haben, und in diesen wichtigen Unternehmungen unterstützten ihn vor allen andern Kleinrussen, nicht bloß aus unserm jetzigen Kleinrußland, sondern auch aus dem polnischen Theil Südrußlands, aus Weißrußland und selbst aus Galizien. Sie arbeiteten schon unter seinem Vater, Alexei Michailowitsch, auf demselben Felde, ja sie streuten noch vor der Thronbesteigung des Hauses Romanow in Großrußland den Samen der Aufklärung aus. Wir erwähnen den Architypographen von Kiew, Berynda, den Metropoliten von Kiew, Hiob Borezki, den Erzbischof von Polozk Meletius Smotrizk, Fedor Iwanowitsch Gribojedow oder Gribowski, welchen Zaar Alexei Michailowitsch aus Litthauen kommen ließ um das Gesetzbuch abzufassen, endlich unter den Mitarbeitern Peters auf dem Felde der Wiedergeburt Rußlands Stephan Jaworski aus Lemberg, Gabriel Buschinski, den Uebersetzer Pufendorfs und anderer wichtigen Werke, den Weißrussen Ilja Kopiewitsch, einen der thätigsten Literatoren zu Peters Zeit, und den Kleinrussen Wasili Kirillowitsch Tretiakowsky, der seiner Zeit durch gelehrte Arbeiten der Bildung großen Vorschub that. Es sind dieß nur die Namen einiger wenigen unter denen, die sich durch ihre Werke einen Namen machten und wichtige Stellen einnahmen, aber wie viele Geistliche, Lehrer, Juristen und andere, die man aus Kleinrußland kommen ließ, sind unbekannt geblieben! Man durchgehe die Archive jener Zeit und man findet allenthalben, daß die ersten Begründer der neuen Ordnung und der neuen Einrichtungen Klein- und Weißrussen waren.

(Schluß folgt.)

Zwei Arten vegetabilisches Wachs in Brasilien.

Ein Hr. Sigaud theilt hierüber in dem Echo du Monde Savant vom 31 December folgendes mit: Die erste Art, welche den Namen Carnauba führt, ist das Product einer Palme, die in den nördlichen Provinzen Brasiliens, namentlich in Ceara, in Menge wächst. Das Wachs findet sich an den Blättern, auf deren Oberfläche es eine dünne Schichte bildet; man schneidet die Blätter ab, läßt sie im Schatten trocknen, und bald machen sich blaßgelbe Schuppen los, die am Feuer schmelzen und eine Masse von wirklichem Wachs geben, deren einziger Fehler ist, etwas brüchig zu seyn. Die ersten Proben von diesem Wachs wurden an den Gouverneur der Provinz Rio Grande do Norte, den Grafen von Galeas, geschickt, der sie seinerseits an Lord Grenville nach London sandte. Hr. Blande, Mitglied der königlichen Gesellschaft, machte im Jahre 1811 in den Philosophical Transactions eine Analyse bekannt. Er suchte ein Mittel das Carnauba-Wachs zu bleichen, was ihm aber nicht gelang; glücklicher war er in seinen Versuchen Kerzen daraus zu fabriciren. Diese Versuche wurden neuerlich in Rio Janeiro wiederholt, das Resultat war günstig, und jetzt ist diese Substanz ein Handelsgegenstand geworden, der auf dem Markte von Rio Janeiro guten Absatz findet, und den manche Schiffe selbst in Ceara holen, um ihn nach England zu führen. — Die zweite Art Wachs, welche im Lande unter dem Namen Ocuba bekannt ist, kommt aus Para, und scheint sich auch im französischen Guiana zu finden. Der ziemlich buschige Baum, der jedoch kaum 30 Palmen hoch wird, wächst in sumpfigem Boden, und findet sich deßhalb an den Ufern des Amazonenstromes, so wie seiner zahlreichen Zuflüsse sehr häufig. Er gibt eine Frucht von der Form und Größe einer Gewehrkugel, mit einem Kern, der von einer dichten rothen Schale überzogen ist, welche dem Wasser eine prächtige purpurrothe Farbe gibt. Nach dem ersten Waschen behält der Kern seine schwarze Farbe, man stößt ihn dann zu Brei, kocht diesen und gewinnt daraus ein Wachs, das auf der Oberfläche schwimmt. Dieß rohe Wachs gleicht sehr dem der Bienen, hat aber auch große Aehnlichkeit mit dem Ibucuiba-Wachs, welches Humboldt beschrieben hat. Bei der Reinigung wird es blendend weiß, und gibt ein Licht ähnlich dem des Gases. Zu Belem, der Hauptstadt von Para, gibt man sich schon seit langer Zeit mit dieser Industrie ab, und fabricirt dort zu einem sehr niedern Preise Kerzen von ausgezeichneter Weiße. Aus 16 Kilogramm Samen gewinnt man 3 Kilogramm Wachs. Es gibt eine große Menge dieser Bäume in Para längs dem Amazonenstrom, und in den Monaten Januar, Februar und März ist man mit dem Einsammeln der Früchte beschäftigt, wie in Europa im September und October mit der Traubenlese.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

(Fortsetzung.)

Man kann Mekka eine hübsche Stadt nennen; seine Straßen sind im allgemeinen breiter, als die anderer Städte des Orients; die Häuser hoch und von Stein erbaut, und die vielen Fenster nach der Straße zu geben ihr ein angenehmeres und mehr europäisches Ansehen, als den Städten von Aegypten und Syrien, wo nur wenige Fenster auf die Straße gehen. Wie Dschidda, hat auch Mekka viele dreistöckige Häuser, deren dunkelgrüne Farbe dem Auge wohler thut, als das blendende Weiß der Häuser von Dschidda. In den meisten Städten der Levante tragen die engen Straßen zur Kühlung bei, und in Gegenden, wo Wagen nicht gebräuchlich sind, wird ein Raum für zwei beladene Kamele für hinreichend gehalten. In Mekka aber waren wegen der Menge Menschen, die sich hier versammeln, breite Straßen nothwendig, und in den für die Aufnahme der Pilger und anderer Gäste eingerichteten Häusern sind die Fenster so angebracht, daß man auf die Straße sehen kann.

Die Stadt ist von allen Seiten offen; die benachbarten Hügel

würden eine gute Schutzwehr abgeben, wenn sie gut vertheidigt werden. Vor Zeiten hatte Mekka drei schützende Stadtmauern; eine lief quer durch das Thal, die andere im Quartier von Schebeika, die dritte da, wo sich das Thal nach Meksale zu öffnet. Der einzige öffentliche Platz im Innern der Stadt ist der geräumige Platz vor der großen Moschee. Weder Gärten noch Bäume ergötzen das Auge, und die Scene wird einzig während der Wallfahrtszeit durch die große Menge wohlgebauter Schuppen, die man in jedem Quartier findet, belebt. Vier oder fünf große dem Scherif gehörige Häuser, zwei Medreses oder Collegien und die Moschee mit einigen Gebäuden und Schulen, die zu ihr gehören, ausgenommen, kann Mekka sich keiner öffentlichen Gebäude rühmen, und in dieser Beziehung ist es schlechter bestellt, als irgend eine andere Stadt des Orients von gleicher Größe. Weder Khans zur Bequemlichkeit der Reisenden und zur Aufbewahrung der Kaufmannsgüter, noch prächtige Paläste, noch Moscheen, welche jedes Quartier anderer Städte des Orients zieren, werden hier gesehen. Man kann vielleicht diesen Mangel glänzender Gebäude der Verehrung zuschreiben, welche die Bewohner für ihren Tempel haben; dieß hält sie von der Erbauung eines Gebäudes ab, welches möglicherweise mit ihm wetteifern möchte.

Jedes Haus hat seine Terrasse, deren Boden aus Kalksteinen eine kleine Neigung hat, daß das Regenwasser durch Rinnen in die Straße fließt, denn der Regen ist hier so unregelmäßig, daß es nicht der Mühe werth wäre, ihn, wie in Syrien, in Cisternen zu sammeln. Die Terrassen sind durch eine kleine Brustwehr den Blicken entzogen, denn im Orient wird es für unanständig gehalten, wenn ein Mann auf der Terrasse erscheint, und er könnte leicht beschuldigt werden, daß er sich nach den Frauen der Nachbarschaft umsehe; die Weiber dagegen bringen ihre meiste Zeit, mit diversen häuslichen Verrichtungen beschäftigt, auf den Terrassen zu. Die Europäer zu Aleppo allein erfreuen sich des Vorrechts, ihre Terrassen zu besuchen, welche oft sehr schön von Stein gebaut sind. Hier bleiben sie während der Sommerabende, essen oft da zu Abend und bringen die Nacht daselbst zu.

Alle Häuser der Mekkaner, die der vornehmsten und reichsten Einwohner ausgenommen, sind zum Vermiethen eingerichtet, indem sie in viele getrennte Wohnungen eingetheilt sind, deren jede ein Wohnzimmer und eine kleine Küche hat. Die Straßen sind alle ungepflastert; im Sommer verursachen Sand und Staub auf denselben eben so große Beschwerlichkeit, als der Schmutz in der Regenzeit, während welcher man sie nach einem heftigen Gußregen kaum passiren kann, denn im Innern der Stadt fließt das Wasser nicht ab, sondern bleibt bis es aufgetrocknet ist. Man kann es dem zerstörenden Regen, welcher, obgleich von kürzerer Dauer als in andern Tropenländern, mit großer Gewalt herabströmt, zuschreiben, daß kein altes Gebäude in Mekka gefunden wird. Die Moschee selbst hat unter verschiedenen Sultanen so viele Reparaturen erfahren, daß man sie ein neues Gebäude nennen kann. Ich glaube nicht, daß unter den Häusern eines älter als vier Jahrhunderte ist. Der Reisende findet darum an diesem Orte keine so interessanten Proben der Baukunst oder so schöne Ueberbleibsel von saracenischen Gebäuden, wie sie immer noch in Syrien, Aegypten, Nordafrika und Spanien bewundert werden. In dieser Beziehung wird das alte weltberühmte Mekka von der kleinsten Provincialstadt Syriens übertroffen. Dasselbe kann von Medina gesagt werden, und ich glaube, daß die Städte von Yemen im allgemeinen arm an Denkmalen der Baukunst sind.

Mekka ermangelt aller solcher polizeilichen Einrichtungen, die in andern Städten des Orients gebräuchlich sind. Des Nachts sind die Straßen ganz finster und keine Art Lampe brennt; die verschiedenen Quartiere sind ohne Thore, und in dieser Hinsicht von den meisten orientalischen Städten verschieden, wo jedes Quartier regelmäßig nach dem letzten Abendgebet geschlossen wird. Man kann darum die Stadt zu jeder Zeit der Nacht durchkreuzen, und der Sicherheit der Kaufleute sowohl als der Hausbesitzer wird nicht diejenige Aufmerksamkeit erwiesen, wie in den syrischen oder ägyptischen Städten von gleicher Größe. Der Schmutz und Kehricht der Häuser wird in die Straßen geworfen, welche nach der Jahreszeit bald staubig, bald kothig sind. Dieß scheint auch in alten Zeiten gebräuchlich gewesen zu seyn, denn ich bemerkte in den Umgebungen der Stadt keine solche Schutthaufen, welche gewöhnlich in der Nähe der großen türkischen Städte gefunden werden.

In Bezug auf das Wasser, das nothwendigste unter allen Bedürfnissen, nach dem unter den Asiaten immer zuerst gefragt wird, ist Mekka nicht besser als Dschidda versorgt. Es sind wenige Cisternen da, welche das Regenwasser sammeln, und das Brunnenwasser ist so salzig, daß es meist nur in der Küche gebraucht wird, ausgenommen zur Zeit der Wallfahrt, wo die niedrigste Classe der Pilger es trinkt. Der berühmte Brunnen von Zemzem in der großen Moschee ist wirklich stark genug, die ganze Stadt zu versorgen, aber, obgleich heilig, ist sein Wasser von schlechtem Geschmack und verhindert die Verdauung. Ueberdieß dürfen die ärmern Classen ihre Wasserschläuche nicht nach Belieben füllen. Das beste Wasser in Mekka wird mittelst einer Wasserleitung aus der Nähe von Arafat, sieben Stunden weit, herbeigebracht. Dieser Aquäduct ist ganz aus Stein gebaut, und die Theile, welche über der Erde erscheinen, sind mit dicken Lagen von Mörtel bedeckt. Im Innern von Mekka sind zwei Plätze, wo die Wasserleitung über der Erde wegführt; da wird das Wasser in kleine Canäle und Brunnen geleitet, bei welchen einige Sklaven des Scherifs aufgestellt sind, um von denjenigen Personen, welche ihre Schläuche füllen, eine kleine Abgabe einzutreiben. Während der Wallfahrtszeit sind diese Brunnen Tag und Nacht von Haufen Menschen umgeben, die sich zanken und streiten, um zum Wasser zu kommen, wie weiland Abrahams und Lots Hirten. Die Geschichte dieser Wasserleitung, eines Werks von gewaltiger Arbeit und Größe, wird von den arabischen Historikern sehr ausführlich erzählt. Zobeida, Harun Alraschids Gemahlin, ist die eigentliche Gründerin, denn sie zuerst führte die Hauptquelle von ihrem Ursprung am Dschebel Kora nach der Stadt.

Die kleine Quelle Beit el Sad, welche unter den Felsen hinter dem großen Palast des Scherifs hervorsickert, wird für das beste Wasser der ganzen Gegend gehalten; aber ihr Vorrath ist sehr gering. Die Quelle ist eingeschlossen und wird lediglich für die Familie des Scherifs verwendet. Bettler oder schwache und dürftige Pilger ersuchen die Vorübergehenden oft um einen Trunk süßen Wassers. Sie umgeben vorzüglich die Wasserstände, welche an jeder Ecke gesehen werden, wo man für einen Para so viel Wasser erhält, daß man einen Krug füllen kann. (Fortsetzung folgt.)

Der Stamm der Ojibbewä- (oder Tschippewä-) Indianer, von dem sich gegenwärtig einige Mitglieder zur Begrüßung der Königin in England befinden, zählt immer noch 26 oder 27,000 Seelen. Der älteste in England anwesende Mann zählt 75 Jahre, und focht an der Seite des berühmten Tecumseh in der Schlacht, wo dieser fiel. (Lit. Gaz. vom 30 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Zweiter Zug.

Die Schoschonen befanden sich stets im Frieden mit ihren Stammverwandten, den Comantschen und Apatschen, waren aber mit ihren eigenen Abkömmlingen, den Arrapahos, so wie mit den gesammten Stämmen der Dacotah und Algonquin, den Krähen, Rickaris, Schwarzfüßen, durchbohrten Nasen (Nez percés) und andern stets im Kriege. Wir haben schon bemerkt, daß die Krähen den Weißen, die sich unter den Schoschonen niedergelassen hatten, nicht sehr gewogen waren; diese Gesinnung aber war nicht bloß auf die Krähen beschränkt, sondern alle Stämme auf 200 bis 300 Meilen vom Buona-Venturafluß theilten dieselbe, und zwar nicht ohne Grund. Die Ankunft der Weißen hatte im Leben der Schoschonen manches geändert, und sie furchtbarer gemacht als früher. Auf Anrathen des Fürsten Serravalle hatten die Schoschonen den Schild als lästig weggeworfen und ihre ganze Anstrengung auf Verbesserung des Gebrauchs der Lanze und auf regelmäßige Ordnung im Angriff verwendet; Prinz Serravalle hatte die europäische Reitertaktik mit der indianischen Fechtart auf eine geschickte Weise verbunden, und die Schoschonen waren verständig genug, die Vortheile, welche ihnen die neue Einrichtung gewährte, einzusehen. Die Schoschonen griffen jetzt schwadronenweise mit der Lanze an, bildeten Vierecke, und den allerseltsamsten Anblick gewährte es, wenn sie die indianische Kampfsweise mit der europäischen verbanden und auf einmal hinter ihren Pferden verschwanden. Es ist eine der merkwürdigsten Reiterkünste der Schoschonen, so wie der Apatschen und Comantschen, daß sie beim Angriff längs dem Pferde herunterhängen, so dem Feinde unsichtbar und ganz unverwundbar sind, außer durch den Körper des Pferdes hindurch. Und in dieser eben so schwierigen als gefährlichen Stellung brauchen sie noch ihre Waffen mit Gewandtheit und Sicherheit. Die Art, wie sie sich schwebend erhalten, ist ganz einfach: sie stecken den rechten Arm bis an die Schulter durch die Schleifen des Lasso, der am Sattelknopf oder um den Nacken des Pferdes hängt; für ihre Füße finden sie eine Stütze in den zahlreichen Schleifen von Rehfellen, die am Sattel herunterhängen; somit ist der linke Arm völlig frei um den Bogen zu handhaben und der rechte wenigstens hinreichend, um den Bogen zu spannen. In dieser Lage warten sie die Gelegenheit ab, und wenn sie nicht vorher verwundet werden, verfehlen sie selten das Ziel. Der Eindruck ist höchst seltsam, wenn man eine Schaar tapferer Reiter zum Angriff heransprengen sieht, und auf ein gegebenes Zeichen jeder Reiter verschwindet und die Pferde in vollkommener Linie ohne Reiter auf die Reihen des Feindes zurennen.

Es wird hier nicht unpassend seyn über die Waffen und Ausrüstung der Schoschonen einiges anzufügen, um so mehr, da dasselbe von den Apatschen, Comantschen und Arrapahos gilt, nur daß die Schoschonen sich durch größere Gewandtheit auszeichnen. Ein Schoschone ist stets zu Pferd, sitzt fest auf einem kleinen, leichten Sattel von eigener Arbeit ohne Steigbügel, deren sich nur die Häuptlinge und berühmten Krieger bedienen, bei denen sie um so mehr eine Auszeichnung sind, da sie gewöhnlich von einem besiegten Feinde im Kampf erbeutet wurden. Die Schoschonen haben den guten Geschmack, ihre Pferde nicht zu schmücken, wie die Mexicaner, Krähen und östlichen Indianer thun; die einzige Auszeichnung, die sie auf ihren Pferden anbringen, und auch hier wiederum nur die Häuptlinge, ist eine schöne Feder oder einige Adlerkiele, die hinter das linke Ohr gesteckt werden; da der Schoschone sein Pferd als Freund behandelt, stets streichelt, reinlich hält und nie mißhandelt, so ist das Thier immer in vortrefflichem Zustand, zeigt eine majestätische Haltung und sein Blick ist stolz. Die elegante Kleidung und die hübsche Gestalt eines Schoschonen-Reiters harmoniren vortrefflich mit dem wilden, stolzen Ansehen des Thieres. Der Schoschone läßt seine wohlgekämmten Locken im Winde fliegen, und hält sie bloß durch eine kleine Metallkrone, an der Federn, ähnlich denen am Kopfe seines Rosses, stecken, fest. Diese Krone ist von Gold oder Silber, und wer nicht reich genug ist sich diese Metalle zu verschaffen, macht sie aus Schwanenpelz oder Rehfellen, die wohl gegerbt und zierlich mit Stacheln vom Igel gestickt sind. Die Arme sind nackt und nur an den Gelenken trägt er Bracelette von

demselben Stoff wie die Krone. Vom Hals bis zur Lende ist sein Körper mit einem kleinen, weichen Leibchen von Rehfell bedeckt, das ohne eine Falte eng anschließt; von den Lenden bis zum Knie trägt er eine gefältelte Toga von schwarzem, weißem, braunem oder rothem Wollen- oder auch Seidenstoff, die er zu Monterey oder San Francisco ankauft; seine Beine stecken vom Knöchel bis zur Hüfte in einer Art Strümpfe von Rehfell, die mit vegetabilischen Sauren roth oder schwarz gefärbt und mit Menschenhaaren zusammengenäht sind, die gekämmt oder in Zöpfen außen hinabhängen. Die Strümpfe sind etwas oberhalb mit Metallspangen befestigt, während der Fuß in zierlich gearbeiteten Mocassins steckt, die häufig mit hübschen, kleinen, rothen Muscheln, nicht größer als eine Bohne, eingefaßt sind; man findet diese runden Muscheln unter den Fossilien des Landes. Rund um die Hüfte, um die Toga zu halten, trägt der Schoschone eine Schärpe, die gewöhnlich von den Frauen aus den zarten Fasern des Seidenbaums, einer Art Baumwollenstaude, gemacht wird, welcher stets von langen, außerordentlich dünnen, aber sehr starken Fäden bedeckt ist. Diese werden gewoben und prächtig gefärbt. Ich bin überzeugt, daß in Paris oder London diese 12 bis 15 Fuß langen Schärpen in der vornehmen Welt gut bezahlt werden würden. Ich hatte öfters eine solche Schärpe in der Faust, und sie ließ sich so eng zusammenballen, daß kaum etwas zwischen den Fingern hervorsah.

An dieser Schärpe hängt das Messer auf der linken, der Tomahak auf der rechten Seite. Bogen und Köcher sind über den Schultern an drei Zoll breiten Bändern von Schwanenpelz aufgehangen, während die lange, reich geschnitzte und mit einer glänzenden Kupfer- oder Eisenspitze versehene Lanze horizontal an der Seite des Pferdes geführt wird. Die, welche einen Carabiner besitzen, haben ihn auf der linken Seite durch einen Ring und einen Hacken befestigt, so daß der Kolben nahe an der Schärpe ist, und die Mündung etwas über das Knie hinaussteht. Die jungen Krieger, die keine Carabiner haben, führen statt derselben einen kleinen Bündel Wurfspeere, mit denen sie sehr gut umzugehen wissen, denn ich habe oft gesehen, wie sie auf eine Entfernung von 10 Fuß einen solchen Speer einem Büffel mehr als zwei Fuß tief in die Seiten hineinschleuderten. Zur Vervollständigung ihrer Angriffswaffe führen sie den wohlbekannten Lasso, der vom Sattelknopf herabhängt.

Die natürliche Kriegskunst der Schoschonen war durch die Einrichtungen des Fürsten Serravalle noch sehr erhöht worden, so daß die Taktik und die Einheit der Handlung, die der Stamm erworben hatte, allein schon demselben ein Uebergewicht über alle seine Feinde gaben, abgesehen von der ungeheuren Macht, welche die Menge der Feuerwaffen und der fast unerschöpfliche Vorrath an Munition ihm verliehen. Dadurch waren alle andern Nationen eifersüchtig geworden, und diese Eifersucht hatte allmählich eine Höhe erreicht, daß sie sich endlich vereinigten, um einen großen Schlag auszuführen, nicht bloß um das Uebergewicht der Schoschonen zu zerstören, sondern auch um sich des unermeßlichen Reichthums zu bemächtigen, den die Europäer, wie sie thörichter Weise meinten, nach der Niederlassung gebracht hatten. Lange vor der Expedition gegen die Krähen und Umbiquas, deren ich oben erwähnte, waren Boten zwischen den Stämmen hin und her gegangen, und alle besondern Streitigkeiten wurden begraben, um einen Bund gegen den gemeinsamen Feind, die Schoschonen, zu bilden. Ohne Zweifel war dieser Bund die Veranlassung, daß die Krähen und Umbiquas sich so keck zeigten, aber die rasche und glückliche Rache, welche die Schoschonen nahmen, kühlte den Kriegsgeist ein wenig, der rund um uns her kochte. Da jedoch endlich auch die Arrapahos sich dem Bunde anschlossen, so eröffneten sie mit einemmal den Feldzug und brachen in allen Richtungen in unser Land ein.

(Schluß folgt.)

Russische Briefe an Bulgarin.

Erster Brief.

(Schluß.)

Sehen wir ab von den heldenmüthigen Hetmanen, den zahlreichen nützlichen und ausgezeichneten Männern, welche das südwestliche Rußland, nach der Vereinigung „zweier Völker," wie es in der Urkunde heißt, Polen lieferte, so finden wir außerdem noch, daß die Familien der Fürsten Ostrozki, Koribat, Oleikowitsch, Czartoryski, Sapieha, Sangusko, Oginski, die Bojarengeschlechter der Chodkiewitsch, Senowitsch, Paz, und so viele andere keine polnischen, sondern litthauische Geschlechter aus Süd- und Westrußland waren. Alle diese berühmten Geschlechter waren griechisch-russischen Glaubens, sprachen und schrieben russisch, und achteten sich als Mitglieder des besondern russischen Volks, nicht als Polen noch als Moskowiter. Hier muß man einen sehr wichtigen Umstand erwägen, der alle Ansichten unserer Historiker völlig umstößt. Das von Gedimin und Witowt gegründete, unter dem Namen Litthauen bekannte Reich, dessen Bewohner — mit Ausnahme dreier Kreise im Gouvernement Wilna, des eigentlichen Samogitiens, Schamaiti oder Schmud — sich Russinen und ihr Land Rus nannten, hatte stets eine der polnischen entgegengesetzte politische Richtung. Die Politik Polens bestand darin, seine Herrschaft und seinen Einfluß nach Westen, Süden und Norden auszubreiten, gegen die Kreuzritter, gegen Schlesien, die sächsisch-slawischen Fürstenthümer, gegen Galizien, Böhmen, Ungarn, die Moldau und Walachei, aber die Politik des von Gedimin gegründeten Reichs oder Litthauens, d. h. des südwestlichen oder kleinen Rußlands war stets bestrebt sich im Osten zu verstärken und ein Uebergewicht über die Großfürsten von Großrußland zu gewinnen. Darum waren die litthauischen Fürsten im Verband mit den freien nördlichen Provinzen, Pskow und Nowgorod, mit den Fürsten von Smolensk, Rjäsan und Twer, und sie betrachteten die Fürsten von Sluzk, Mstislaw, Starodub und vielen andern Gebieten im nördlichen und weißen Rußland als ihre Vasallen.

Die litthauischen Fürsten suchten unaufhörlich die Theil-

fürsten von Großrußland abzuhalten, die Oberherrlichkeit des Großfürsten von Moskau anzuerkennen, indem sie ihnen einredeten, die Fürsten von Moskau unterwürfen sich absichtlich den tatarischen Chanen, welche ihnen die andern russischen Fürstenthümer in Abhängigkeit halten hälfen, und versprachen ihnen bei ihrer Vereinigung mit dem **weißen**, d. h. dem freien Rußland, sie von der Unterwerfung unter die Chane und von der Bezahlung des Tributs zu befreien. Vor der Thronbesteigung Johanns III war das Fürstenthum Litthauen oder Kleinrußland weit stärker als Großrußland und das moskowitische Großfürstenthum, und wenn nicht in Großrußland ein Held, der wahre Begründer des russischen Zaarthums, Johann III, aufgestanden wäre, so würden am Ende die litthauischen Fürsten ganz Rußlands sich bemächtigt haben, und die Vereinigung sämmtlicher **russischer** Provinzen wäre sicherlich im 15ten oder 16ten Jahrhundert und nicht erst im 18ten eingetreten. Obwohl dann die Hauptstadt eines solchen mächtigen russischen Reichs nicht Moskau gewesen wäre, so würde doch das ganze Reich wirklich russisch mit griechisch-russischem Glauben und russischer Sprache gewesen seyn. Johann III verhinderte, was die litthauischen Fürsten gegen Ostrußland im Schilde führten, vernichtete alle Theilfürstenthümer im nördlichen Rußland, warf das tatarische Joch ab, gründete das russische Zaarthum aus Provinzen Großrußlands, und überließ seinen Nachfolgern die Anrechte auf die Vereinigung Kleinrußlands mit dem von ihm gegründeten Reich — eine Vereinigung die auch allmählich stattfand in Bezug auf Kleinrußland im 17ten und auf das litthauische Rußland am Ende des 18ten Jahrhunderts.

Von diesem Gesichtspunkt muß man die Geschichte Kleinrußlands betrachten! Man muß sie beginnen mit der Gründung des Großfürstenthums Kiew, man muß sie verfolgen durch die Zertrümmerung des südwestlichen Rußlands in Theilfürstenthümer hindurch bis zur Vereinigung der letztern unter der Herrschaft der litthauischen Fürsten, von dem Abfall eines Theils von Galizien erst an Ungarn, dann an Polen bis zur Vereinigung des größten Theils aller dieser Länder mit Großrußland; man muß das Leben von dreißig Millionen Russen darstellen, von denen allerdings viele ihre alte russische Nationalität verloren haben, die mit den Großrussen allerdings um jeweiliger Vortheile willen öfters in Kampf geriethen, aber endlich doch als Genossen Eines Volkes unter Einer Herrschaft in dem großen russischen Reiche sich vereinigten.

In dieser Geschichte des südwestlichen Rußlands bildet die Geschichte der Hetmanschaft oder der Kampf der Ukraine mit Polen um ihre Glaubensfreiheit und ihre Rechte nur eine **Episode**, und wie man denselben bei uns darstellt, nur eine unvollständige Episode, weil alle unsere kleinrussischen Geschichten nur Erzählungen von Kämpfen und kühnen Thaten der Kosaken enthalten, während die kleinrussische Geschichte nicht bloß den physischen Kampf darstellen sollte, sondern auch in einem lebendigen Gemälde den Streit der Meinungen, Ansichten und Leidenschaften schildern, die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen russischen Stämme zeichnen, und nicht bloß die Thaten der kecken Streiter in Scene zu bringen hatte, sondern auch das Thun aller muthigen, gelehrten und begabten Männer, welche die Entwicklung der Aufklärung und Bildung unter ihren Landsleuten förderten, und zur Vereinigung der Stämme nicht bloß mit den Waffen, sondern auch mit der Feder und dem Wort beitrugen. Welch mächtiges Drama würde dann nicht die Geschichte des südwestlichen Rußlands darstellen mit seiner Literatur, mit dem Einfluß orientalischer und occidentalischer Kunst, mit seinen drei Brennpunkten der Bildung in Lemberg, Wilna und Kiew, mit der politischen Verbindung, deren eines Ende in Rom, das andere in Moskau war. Zur vollständigen und klaren Darstellung dieses prachtvollen Bildes fehlt es nicht an Materialien, nur muß sich dazu ein begabter Mann finden, der mit Geduld, Sachkenntniß und Liebe zur Wissenschaft sich an die Arbeit macht, — bis dahin werden wir nur eine Geschichte des kleinrussischen Kosakenthums, keine Geschichte Kleinrußlands haben. Bisher sind überhaupt fast alle russischen Geschichten nichts als die Biographien der Herrscher; wenn aber die Geschichte in den Beziehungen geschrieben würde, wie wir sie eben auseinandergesetzt haben, so würde eine Geschichte der großen russischen Familie, des russischen Volks, zu Tage kommen, und eine solche kann es nicht geben, so lange nicht eine Geschichte Kleinrußlands, d. h. der südwestlichen russischen Stämme geschrieben ist.

Die angeblichen Pygmäen in Afrika.

Der Missionär Krapf gibt in den „Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" einen Bericht über das in südwestlicher Richtung von Schoa gelegene Land der Dokos, welche nicht größer seyn sollen, als Knaben und Mädchen von 9 bis 10 Jahren, also ein vollkommenes Pygmäengeschlecht. Zugleich werden sie als ganz thierisch beschrieben, sie sollen ohne eigentliche Ehe gleich den Thieren in Bambuswäldern und besonders auf den Bäumen leben, von wo die Sklavenhändler sie durch Vorzeigen glänzender Sachen herunterlocken, um sie zu Gefangenen zu machen. Letzterer Umstand verdächtigt schon im voraus die Behauptung, daß sie Pygmäen seyen. Wenn wirklich Tausende dieser Armseligen als Sklaven fortgeführt werden, so müßten sie doch auch den Weg nach Schoa, den gewöhnlichen Zug der Sklaven, finden, und die Existenz eines solchen Pygmäenstammes wäre durch solche Sklaven längst außer Zweifel gesetzt; denn dieselbe Erzählung von der Rohheit der Dokos und der Art, wie man sie zu Sklaven macht, ist nicht neu, vielmehr schon ziemlich alt, nur war früher mit der Erzählung nicht die Zugabe des Pygmäenthums verbunden. Die Erläuterungen, die Dr. Beke darüber gibt, wecken aber noch mehr Mißtrauen in die nicht nur von dem Missionär Krapf, sondern auch vom Major Harris in seiner jetzt herausgekommenen Reise nach Südabyssinien *) mitgetheilte Nachricht, die beide aus derselben Quelle schöpften, worüber Dr. Beke in der Lit. Gaz. vom 30 Dec. vor. J. sich also vernehmen läßt. „Der Sklave Dilbo, der mir zuerst in Schoa dieß Volk (die Dokos) schilderte, erwähnte mir nie von etwas Auffallendem in ihrer Statur, obwohl er mir einige merkwürdige Einzelnheiten hinsichtlich ihrer Gewohnheiten u. s. w. mittheilte. Später habe ich weitere Er-

*) Unter dem Titel: the Highlands of Aethiopia.

kundigungen über die Dokos von andern Personen in Godscham eingezogen, aber auch diese schwiegen gänzlich über die Frage ihres Wuchses. Nachdem ich Schoa verlassen, that Hr. Krapf weitere Fragen an Dilbo, der ihm alle die Einzelnheiten über die Dokos, so wie mehrerer andern Völker und Länder im Südwesten von Schoa, wie sie in den Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin mitgetheilt sind, erzählte. Dieselben Einzelnheiten wurden, augenscheinlich auf dieselbe Autorität, nämlich die Dilbo's, hin, und fast in den gleichen Worten von Major Harris in der neuesten Zusammenkunft der ethnologischen Gesellschaft mitgetheilt. Ich gebe gern zu, daß das Stillschweigen meiner Gewährsmänner, — für so bezeichnend über einen so wichtigen Umstand man es auch nicht mit Unrecht ansehen mag, — nicht in Anschlag kommen kann gegen positives, unwidersprochenes Zeugniß; wenn aber Hr. d'Abbadie,*) welcher sehr viele Nachrichten über dieselben Länder aus unabhängigen Quellen sammelte, die Bewohner von Doko als sehr groß und musculös beschreibt, so muß die Behauptung, dieß Volk seyen Pygmäen oder auch nur von auffallend kleinerer Gestalt, wie die übrigen Menschen, als sehr zweifelhaft betrachtet werden." Wahrscheinlich suchte der Missionär Krapf aus dem Sklaven Dilbo immer mehr Nachrichten über jene unbekannten Länder herauszupressen, und da der vielleicht eben so schlaue als unwissende Mensch nichts mehr wußte, so fing er an zu lügen, und mußte dann seine Lügen auch ganz consequent gegen Major Harris fortsetzen.

*) Im Bulletin de la Société de géographie.

Wanderungen im südlichen Arabien.
Tayf. — Mekka.

(Fortsetzung.)

Bei dem Eintritt in die Stadt von der Seite von Dschidda her erblickt der Reisende, indem er um die Ecke eines sandigen und kiesigen Thales herumkommt, zwei runde Wachtthürme, zur Vertheidigung der heiligen Stadt erbaut. Aehnliche Thürme kann man bei den andern Eingängen in die Stadt sehen; sie sind geräumig genug, um etwa zwanzig Mann zu fassen. Da die Hügel sehr nahe an den Eingängen der Stadt liegen, beherrschen diese Thürme den Paß. Hier, so scheint es, war früher ein Thor, von dem jetzt nur noch die Schwellen übrig sind, in der Nähe eines kleinen Hauses, wo die Beamten des Scherifs von den Kaufmannsgütern, die in die Stadt gebracht werden, den Zoll erheben. Hier ist auch eine Reihe Schuppen und niedere, zum Theil verfallene Wohnhäuser, bekannt unter dem Namen Haret, oder das Quartier, El Dscheruel. Rechts umfaßt es ein Lager, in welchem die Beduinen leben, welche den Handelstransport zwischen Mekka und Dschidda besorgen; sie gehören zu den Stämmen Harb, Metresi und Lahawi.

Durch die breite Straße Haret el Bab gelangt man in das Quartier Shebeika, eines der reinlichsten und trockensten der Stadt mit vielen guten Häusern. Die Hauptstraße ist mit Kaffeehäusern besetzt, von welchem jeden Abend die Briefpost nach Dschidda abgeht. In diesen Kaffeeläden halten sich die Karawanenmäller auf, durch deren Unterhandlung die Beduinen ihre Kamele für die Reisen nach Dschidda und Medina ausleihen. Auf der westlichen Seite von Shebeika, nach den Bergen zu, ist ein großer Begräbnißplatz, in welchem Hütten und Zelte der Beduinen zerstreut sind und einige elende Wohnungen der niedrigsten Classe öffentlicher Dirnen. Obgleich nach den Ueberlieferungen eine große Anzahl Freunde und Anhänger Mohammeds hier begraben liegt, so ist es doch aus dem Gebrauch gekommen, hier die Todten zu beerdigen. Alle von der ersten und zweiten Classe der Mekkaer bedienen sich des ausgedehnten Begräbnißplatzes auf der Nordseite der Stadt. Es gibt wenig Kaufläden in Shebeika; auch werden in diesem Quartier während der Wallfahrtszeit wenig Fremde untergebracht, indem es von vornehmen und wohlhabenden Leuten bewohnt wird, die es unter ihrer Würde halten, Wohnungen zu vermiethen; Shebeika ist gleichsam das Faubourg St. Germain von Mekka.

Eines der besten Gebäude der Stadt ist das von einem Wesir Sultan Soliman II erbaute, sehr geräumige Badhaus, welches vorzüglich von Fremden besucht wird; die eingeborenen Araber sind wenig an den Gebrauch der Bäder gewöhnt, und ziehen es vor, die durch ihre Religion vorgeschriebenen Abwaschungen in ihren Wohnungen zu verrichten. Das Bad mit einigen Nebenstraßen, die zur Moschee führen, bildet das Quartier Haret Bab el Omra, welches von einer Menge von Führern, welche Metowef genannt werden, bewohnt wird; auch ist es angefüllt mit türkischen Pilgern, die in dieser Gegend am liebsten logiren. Die Straßen sind eng und schmutzig, aber die frommen Wallbrüder ziehen dieses Quartier vor, weil es in der Nähe der Moschee das vorzüglichste ist; auch deßhalb wohnen sie sehr gern in diesem Viertel, um sicher zu seyn, daß sie kein Gebet unterlassen; wenn sie im Schlafe gestört werden, haben sie den Tempel zur Hand, um durch Gebete ihre bösen Träume zu vertreiben. Man sieht mitten in der Nacht verhüllte Gestalten nach der Moschee eilen, wo sie den Gang um die Kaaba machen, den schwarzen Stein küssen, ein kurzes Gebet aussprechen, von dem Wasser vom Brunnen Zemzem trinken und dann wieder zu ihren Betten zurückkehren.

Ueber einen kleinen Abhang steigt man in die Straße hinab, welche der kleine Markt genannt wird und von dem Thor der großen Moschee Bab Ibrahim begränzt ist. Die Häuser zu beiden Seiten dieser Straße sind niedrig und von den gemeinen Classen bewohnt. Es ist hier eine Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Lebensmitteln, vorzüglich Korn, Butter und Datteln, verkauft werden; in einigen Buden sind gedörrte Heuschrecken zum Verkauf ausgestellt; sie werden maaßweise abgegeben. Der Markt wird vorzüglich von südarabischen Beduinen besucht, welche Holzkohlen hieher bringen. Einige arme Negerpilgrime aus Afrika wohnen in elenden Hütten und verfallenen Häusern in diesem Theil der Stadt, und haben hier einen Handel mit Brennholz eingerichtet, das sie in den umliegenden Bergen sammeln.

Im Quartier Haret el Hadschela wohnen in erträglichen Häusern die Verschnittenen, welche die Moschee bewachen; hier hausen sie mit ihren Weibern, denn sie sind alle mit Negersklavinnen verheurathet. Es ist dieß der niedrigste Theil von Mekka, und so oft während der Regenzeit große Fluthen das Thal überschwemmen, fließt das Wasser auf seinem Wege nach dem platten Lande durch diese Straße. Auch sind hier einige Reste der alten Wasserleitung sichtbar.

(Schluß folgt.)

Neue Rechenmaschine. In der Londoner Gesellschaft der Künste erklärte der Secretär eine von einem Dr. Roth erfundene Rechenmaschine (automaton calculator), wodurch jede beliebige Zahl, die nicht über 999,999 Pfd. 19 Sch. 11¾ D. ist, auf eine rasche und sichere Weise addirt (wie es scheint aber nicht multiplicirt oder dividirt) werden kann. (Lit. Gaz. vom 30 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1844.

Ueber die Niederlassung der Engländer in Balize.

(Nouv. Annal. des Voyages. Oct.)

So lange Mexico in der Gewalt Spaniens war, hielten sich die Engländer auf einem sehr geringen Umkreis um Balize beschränkt, aber seit der Unabhängigkeit des spanischen Amerika hat diese Niederlassung eine ungewöhnliche Ausdehnung gewonnen. Sie gingen in ihren Unternehmungen zum Fällen des Campecheholzes vor bis an die Flüsse Norte und Nuevo, und dieß genügte ihnen bis zum Jahre 1827. Damals waren sie im Besitz des größten Theils des Handels von Mittelamerika. Eine Stadt wurde am Rio Balize selbst gegründet, die Colonie blühte, aber noch war nichts auf dem bewohnten Gebiet von Yucatan unternommen worden. Die Annahme des mexicanischen Tarifs im Jahre 1827 war das Signal zu weiterem Umsichgreifen: sie sahen in der Erhöhung der Zölle eine Gelegenheit offene Schmuggeldepots zu errichten, und die Märkte von Yucatan und selbst von Tabasco mit ihren Waaren zu überschwemmen. Zu diesem Endzweck war ihnen der Besitz des einzigen bedeutenden Flusses der Halbinsel, des Rio Hondo, nothwendig; sie gingen deßhalb auf das rechte Ufer hinüber, vertrieben die Ycateros-Indianer und einige weiße Hacienda-Besitzer und hatten selbst einige Gefechte mit mexicanischen Truppen, welche im J. 1829 aus dem Militärposten Los Habaneros verjagt wurden. So sicherten sie sich im J. 1830 die Besitznahme des Flusses und der Inseln an seinem Ufer, wodurch sie ein doppeltes Resultat gewannen. Der Rio Hondo, fast in seinem ganzen Laufe schiffbar, erstreckt sich von Ost nach Südwest vom Meer der Antillen gegen den mexicanischen Golf hin und geht fast durch ganz Yucatan. Wenn man ihn hinauffährt, kann man leicht eine Verbindung mit der Laguna de Terminos eröffnen, so wie mit jenem Theil des Landes, wo das Farbholz von außerordentlicher Güte ist. Hiezu kommt die Leichtigkeit, Schmuggelwaaren ohne Gefahr und auf eine nicht kostspielige Weise ins Innere des Landes zu führen.

Mexico hatte Ursache darüber unruhig zu werden, denn die drei Staaten Yucatan, Tabasco und Chiapas verloren dadurch nicht allein ihre Einkünfte, sondern Yucatan auch in dem Farbholz einen großen Theil seines Reichthums. Wo der Boden kein Campeche-Holz trägt, erzeugt er die vortrefflichste Baumwolle in Menge, und die Erwerbung dieser Provinz wäre in diesen beiden Hinsichten von unschätzbarem Werth für England. Die Geldforderung Englands an Mexico kann einen sehr plausibeln Vorwand liefern. In Yucatan ist man darüber sehr ungehalten, und einige Mitglieder der Repräsentantenkammer verlangten daß man die Engländer vom Rio Hondo vertreibe, und daß die Föderalregierung von dem Londoner Cabinet verlange, daß dieselben sich nach dem Rio Balize zurückziehen. Ihre Stimme wurde erstickt und ihre Vorsicht unwirksam gemacht durch persönliche Interessen und Bestechungen, die in diesem Lande unwiderstehlich sind. Wenn die Provincialregierung stumm blieb, wenn man dem englischen Schmuggel keine Gränzen zu setzen suchte, so lag der Grund darin, daß die ersten Beamten durch England gewonnen waren, oder wenigstens aus dem unerlaubten Handel selbst am meisten Gewinn zogen. Die englische Colonie ist jetzt in jeder Beziehung geschützt gegen die schwachen Kräfte Yucatans, und was die mexicanische Macht betrifft, so ist zu bemerken daß das Klima jeden Angriff nicht akklimatisirter mexicanischer Truppen verhindern würde. *) Yucatan auf sich selbst beschränkt ist aber ganz unmächtig gegen Balize.

Die englischen Niederlassungen in Yucatan seit der im J. 1827 begonnenen und im J. 1830 vollendeten Besetzung des Rio Hondo dehnen sich auf der ganzen Ostküste der Halbinsel zwischen 16° und 18° 30′ N. B. aus, und erstrecken sich etwa anderthalb Grade ins Innere des Landes. Die Bevölkerung wird auf 12,000 Weiße, Neger und Mulatten geschätzt, von denen der größte Theil mit dem Fällen und Fortschaffen des Acajon- und Farbholzes beschäftigt ist. Außer dieser Bevölkerung von englischen Unterthanen gibt die Colonie auch mehreren Indianerstämmen Zuflucht, die während der letzten Unruhen des Landes sich aus Guatemala entfernen mußten, nämlich den Caraiben und Mosquitos, so wie denjenigen Stäm-

*) Dieß zeigt sich auch aus dem Verlauf der vorjährigen mexicanischen Expedition gegen Yucatan.

men, welche von den Spaniern nie unterworfen wurden, wie die Ytzaes, Locandones u. a., die das Innere von Yucatan, die unter dem Namen Verapaz bekannten Landstriche und den Ostabhang der Gebirge von Guatimala bewohnen. Angezogen durch die große Toleranz der englischen Regierung haben mehrere Indianer, namentlich Caraiben, dauernde Niederlassungen in der Colonie gebildet.

Die große Wichtigkeit dieser Niederlassung von Balize liegt bis jetzt noch keineswegs in ihren Erzeugnissen, denn man findet noch keine der tropischen Culturen, und selbst das Fällen des Farbholzes hält kaum die Concurrenz mit dem der Laguna (de Terminos?) aus, wo die Engländer gleichfalls einzudringen suchen; das Hauptinteresse, welches sich daran knüpft, liegt darin, daß es als Entrepot für Manufacturwaren dient, welche von da aus in die benachbarten Theile von Guatimala und namentlich nach Yucatan hineingeschmuggelt werden.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Zweiter Zug.

(Schluß.)

Wir waren überrascht, und in den ersten drei Wochen drangen die Feinde allenthalben mit Glück vor, denn die Mehrzahl unserer Krieger war noch auf der Jagd; als sie aber Nachricht von der Gefahr erhielten, kehrten sie eilig zurück und nun gewannen die Sachen schnell ein anderes Ansehen; die Arrapahos litten stark und zogen sich deßhalb vom Bunde zurück, so daß wir nun vom Süden her nichts mehr zu fürchten hatten, und uns gegen die Angriffe an die Nordgränze wandten. Die verbündeten Stämme waren uns indeß immer noch dreifach an Zahl überlegen, aber es fehlte ihnen an Einheit und Zusammenwirken. Man zählte über 15,000 Krieger von den Umbiquas, Callapus, Bonnares, Cayus, Durchbohrten Nasen, Flachköpfen und einigen Krähen, die an ihrer letzten Züchtigung noch nicht genug hatten. Die Ueberlegenheit unserer Waffen, unserer Taktik, Disciplin und Verschanzungskunst nebst den guten Diensten zweier plumpen alten spanischen Vierpfünder, setzten uns nicht bloß in den Stand, den Bund in kurzem aufzulösen, sondern auch einige unserer verrätherischen Nachbarn fast gänzlich zu vernichten. Da es etwas langweilig wäre, den Bewegungen eines ganzen Feldzugs zu folgen, so will ich bloß denjenigen Theil beschreiben, dem ich selbst beiwohnte, vorher noch aber einiges über den indianischen Krieg sagen, der von dem europäischen so sehr abweicht.

Wenn eine europäische Armee ins Feld zieht, so ist sie stets von Munitions- und Proviantwagen begleitet, und es ist ein Commissariat eingerichtet, um für den Unterhalt der Truppen zu sorgen. Bei den Indianern findet sich nichts der Art, sondern der Krieger macht sich auf mit einigen Pfunden getrockneten Wildprets, einem Pfund Pulver und einer entsprechenden Menge Blei, wenn er ein Gewehr hat, sonst aber mit Lanzen, Bogen, Pfeilen und Tomahak. In Berg- und Waldland verläßt er sich hinsichtlich des Wassers und der Feuerung auf die Bäche und die Bäume des Waldes, in der Prairie auf die Sumpflöcher und Wasserpfühle und auf den Büffeldung zur Feuerung. Sein Gewehr und seine Pfeile werden ihm stets hinreichend Nahrung geben. Aber dieß reicht nicht für eine große Anzahl Menschen aus, z. B. nicht für zehntausend Mann. Eine Wasserpfütze würde von den ersten 2 — 200 Mann erschöpft seyn, und die übrigen müßten abziehen ohne ihren Durst zu löschen. Ebenso würde ein größeres Heer, wenn es nicht gerade auf eine Büffelheerde stieße, nie im Stande seyn die Mittel zum Lebensunterhalte zu finden. Ein Büffel oder drei bis vier Rehe können jeden Tag von den Jägern erlegt werden; das genügt für einen kleinen Haufen, aber nie für einen größern. Die Büffeldistricte ausgenommen, wo die Comantschen, Apatschen und Schoschonen manchmal in Schaaren von Tausenden gehen, ziehen die meisten Kriegszüge der Indianer in Abtheilungen von etwa 100 Mann. Den ersten Tag bricht eine Abtheilung zum Recognosciren auf, den nächsten Tag folgt eine zweite mit den großen Anführern aber auf einem andern Wege, dann eine dritte und eine vierte, bis endlich 3 bis 400 Mann beisammen sind. Hierauf fangen sie ihre Operationen an, neue Abtheilungen nehmen den Platz derjenigen ein, die schon durch den Kampf gelitten haben, bis auch sie wieder durch andere ersetzt werden. Jeder Neuankommende bringt etwas Lebensmittel mit, den Ertrag seiner Jagd auf dem Herwege, so daß die Fechtenden nicht um ihren Unterhalt verlegen sind. So sind von 2000 Kriegern immer nur 4 — 500 wirklich im Kampf.

Wir waren in vier Kriegsparteien getheilt: die eine zog gegen die Bonnares und Flachköpfe im Nordosten; die zweite gegen die Cayus und Durchbohrten Nasen an der Gabeltheilung des Buona Ventura und Calumet; die dritte blieb an der Niederlassung, um sie gegen einen Ueberfall zu schützen, während die vierte sehr kleine, bei der ich mich befand, unter meines Vaters Befehl an der Fischereistation blieb. Abgesehen von diesen vier Abtheilungen wurden wohlbewaffnete Schaaren zu Land und zur See in das Gebiet der Umbiquas abgeschickt.

Anfangs beschränkte sich unsere Kriegführung an den Ufern des stillen Meeres bloß auf Scharmützel; als aber die Callapus mit einer starken Schaar zu den Umbiquas stießen, wurde die Sache ernsthaft; wir verloren unsere bereits errungenen Vortheile, und mußten uns allmählich auf den Posten zurückziehen. Dieß war indeß unsere Rettung; wir hatten nur 106 Mann, unsere Gegner dagegen 480, und doch fiel ein volles Fünftheil ihrer Zahl an einem einzigen Nachmittag während eines wüthenden Angriffs, den sie auf unsern vortrefflich befestigten Posten unternahmen. Das Dach war mit Kupferplatten gedeckt und Löcher in die Mauern geschlagen worden zum Gebrauch unserer Kanonen, von denen der Feind nichts wußte. Der erste Angriff war äußerst muthvoll und unsere Schießscharten staken voll Kugeln und Pfeilen. Sie rückten in einer dichten Schaar mit Fackeln und Leitern heran unter einem wahrhaft dämonischen Geschrei. Auf eine Entfernung von 80 Schritten feuerten wir unsere mit Kartätschen geladenen Kanonen auf sie ab, die eine furchtbare Wirkung thaten, aber dennoch drang der Feind mit wahrhaft

heldenmüthiger Entschlossenheit vor. Nochmals wurden unsere Kanonen so wie unsere sämmtlichen Gewehre abgefeuert, worauf 40 Mann einen Ausfall machten, vor welchem der Feind mit Zurücklassung von Todten und Verwundeten nach allen Richtungen entfloh. Noch an demselben Abend erhielten wir eine Verstärkung von 38 Mann aus der Niederlassung, nebst einem tüchtigen Vorrath von Büffelfleisch und 25 jungen fetten Füllen. Dieß kam uns gerade recht, denn schon seit mehrern Tagen hatten wir von getrockneten Fischen gelebt.

Sieben Tage lang sahen wir nichts von den Feinden, aber unsere Späher waren allenthalben und unser großes Boot überraschte in einer Bay 36 lange Kähne, in denen die Callapus gekommen waren. Die Kähne wurden zerstört und ihre Hüter scalpirt. Da die Hitze sehr heftig war, verließen wir die engen Mauern des Postens, und bildeten östlich davon ein geraumiges Lager mit starken Brustwehren. Dieß rettete uns wahrscheinlich von ansteckenden Krankheiten, denn der Geruch der getrockneten Fische und die schlechte Luft in dem Gebäude hatten bereits, namentlich auf die Verwundeten, einen schlimmen Einfluß geäußert.

Am Ende der Woche erschien der Feind wieder, schweigsam und entschlossen sich zu rächen oder zu sterben; der Kampf mußte furchtbar werden. Sie lagerten in einer kleinen, offenen Prairie auf der andern Seite des Flusses und zählten etwa 600 Mann. Die erste Kriegspartei hatten die Bonnares auf ihrem Zug zu den Flachköpfen geworfen und zerstreut; da sie nun nicht zu den letztern stoßen konnten, vereinigten sie sich mit den Cayus und Durchbohrten Nasen. Diese drei vereinten Völker wichen nach einigen zerstreuten Gefechten vor der zweiten Kriegsabtheilung, und die Bonnares, durch ihre Verluste und die Gewißheit, daß sie im Falle des Sieges der Schoschonen vernichtet werden würden, aufs äußerste gebracht, vereinigten sich jetzt mit den Umbiquas, um unsere kleine Schaar anzugreifen. Nichts hätte uns retten können, wenn die Flachköpfe länger ausgehalten hätten, aber die Schwarzfüße, ihre unversöhnlichen Feinde, ergriffen die Gelegenheit und drangen in ihr Gebiet ein. Sie baten um Frieden, und nun eilten Schaaren von unsern beiden Kriegsabtheilungen zu unserer Hülfe herbei. Unsere Läufer gaben uns hievon Nachricht, und in Folge einer Verabredung mit meinem Vater zog ich allein ihnen in den Pässen der Minenberge entgegen. Die Zahl der rückkehrenden Krieger betrug 700, und sie hatten in den beiden Expeditionen nicht mehr als 13 Mann verloren; sie theilten sich in drei Schaaren, und es gelang ihnen unentdeckt die Prairie, in welcher der Feind lagerte, zu umringen; hierauf wurde ein Indianer über den Fluß geschickt, um meinen Vater zu benachrichtigen.

Der Mond ging um ein Uhr Morgens auf, und es wurde verabredet, daß die Besatzung der Fischereistation, welche durch eine viertägige enge Belagerung schon sehr gelitten hatte, zwei Stunden vor dem Aufgang des Mondes die Feuerwerke, welche ich zu Monterey zum Geschenk erhalten hatte, abbrennen und dann die Ufer auf ihrer Seite wohl bewachen sollte; denn wir wollten den Feind im Augenblick überfallen, wo er über ein so ungewohntes Schauspiel von Staunen ergriffen wäre. Alles ging nach Wunsch. Bei den ersten Raketen waren sämmtliche Bonnares, Callapus und Umbiquas auf den Beinen, denn sie fürchteten einen Ueberfall, der jedoch von Seite der Besatzung nicht ausgeführt werden konnte; Staunen und Bewunderung verdrängten indeß bald jedes andere Gefühl. Die Raketen zischten, die Räder streuten das Feuer in glänzenden Kreisen umher und die Wilden gafften in schweigender Verwunderung. Aber auf das Staunen folgte Furcht vor übernatürlichen Kräften, sie geriethen in Verwirrung und endlich wurde das Schweigen durch mehrere hundert Stimmen unterbrochen. Der Augenblick war jetzt gekommen, die Schoschonen rückten auf ihre erschreckten Opfer an, und eine Stunde später, als der Mond aufging und die Prairie beleuchtete, fielen seine milden Strahlen auf 400 Leichen. Sämmtliche Bonnares und Umbiquas fielen, die Callapus aber litten wenig, indem sie gleich im Beginne des Gefechts sich zerstreut hatten und nach dem Meeresufer geflohen waren.

So endete der große Bund gegen die Schoschonen, von dem die Sagen der Indianer lange sprechen werden. Aber diesen aufregenden Ereignissen folgte ein schwerer Verlust für mich. Mein Vater hatte trotz seines Alters während des letzten Kampfes eine große Thätigkeit gezeigt, und viele Entbehrungen und Anstrengungen erduldet. Sein kräftiger Geist hielt ihn bis ans Ende des Kampfes aufrecht, als aber alles vorüber war, und der Knall der Gewehre nicht mehr an seine Ohren schlug, sank er zusammen: in zehn Tagen nach dem letzten Gefecht starb er von Alter, Anstrengungen und Kummer aufgerieben. Nicht weit von den Ufern des stillen Meeres richtete ich sein Grab auf, und der ganze Stamm der Schoschonen wird lange wachen über dem Grab des „Bleichen Gesichts“ aus fernem Land, der einst ihr Lehrer und Freund war.

Auch meine beiden Freunde, Gabriel und Roche, waren schwer verwundet worden und es dauerte lange, ehe sie sich erholten. Wir brachten den Rest des Sommers damit zu Luftschlösser zu bauen, und beschlossen endlich nach Monterey zu gehen, um dort den Winter über zu bleiben. Das Schicksal aber wollte es anders, und riß mich in einen Strom von Abenteuern, dem ich nicht widerstehen konnte.

Chronik der Reisen.

Hr. Adolph Delessert in Indien.

Unter dem Titel Souvenirs d'un Voyage dans l'Inde exécuté de 1834 — 1839 ist von Hrn. Adolph Delessert ein Octavband in Paris mit 35 Platten erschienen. Er trat die Reise an in Aufforderung Hrn. Benjamin Delesserts, des bekannten Mitglieds der französischen Akademie. Naturgeschichte und namentlich Botanik bildeten den Gegenstand seiner Forschungen. Der Titel seines Buchs ist nicht ganz richtig: denn einen großen Theil der Zeit von 1834 — 1839 brachte Hr. Delessert auf einer Reise im Archipel auf der Corvette Astrolabe zu, so daß er in Pondichery und der Umgegend, wohin das eigentliche Ziel seiner Reise gerichtet war, nur etwas über ein Jahr blieb. Der Hauptgegenstand seiner Reise war ein Besuch des Neilgherris im Südwesten von

Pondichery, die eine nicht bloß vom Küstenland, sondern auch von den hohen Plateaux im Innern ganz verschiedene, der Alpenflora nahe kommende Pflanzenwelt darbieten. Auf der Hinreise nach Indien hatte Hr. Perrottet, bekannt durch seine botanischen Arbeiten über Senegambien, ihn begleitet, und sich während der zwei Jahre, welche Hr. Delessert auf der Astrolabe zubrachte, in den Neilgherries herumgetrieben. Seine Beschreibung derselben, die, so viel wir wissen, noch nicht öffentlich bekannt wurde, hat Hr. Delessert benützt und einen sehr interessanten Auszug daraus in seinem Werke mitgetheilt.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Tayf. — Mekka.

(Schluß).

Ziemlich gut gebaut und mit einigen ansehnlichen Häusern versehen ist jenes Quartier, welches Mesfale genannt wird. Handelsleute von verschiedenen Beduinenstämmen hausen hier, die in Friedenszeiten nach Yemen, besonders nach Mokowa reisen, woher sie Korn, Kaffeebohnen und getrocknete Weintrauben einführen. Es ist auch der Wohnplatz vieler armen Indier, die sich in Mekka niedergelassen haben; diese vermiethen ihre Häuser an ihre Landsleute, die während der Wallfahrt die Stadt besuchen; in den zerstörten Wohnungen haben Negerpilgrime ihren temporären Aufenthalt; einige von ihnen sind in Mekka angesiedelt, und ihre Weiber bereiten aus Durra das berauschende Getränk Buza, welches die gemeinern Einwohner sehr lieben. Am Südende des Mesfale ist ein großer verfallener Khan, der nun ein Hauptgebäude gewesen seyn muß; er war zur Bequemlichkeit der Pilgerkarawane bestimmt, welche früher zu Lande der Küste entlang von Yemen kam; eine andere Pilgerkarawane aus Yemen kam über das Gebirge.

Wenn man auf dieser Seite aus der Stadt geht, erblickt man einen Wachtthurm auf der Ebene, der hinsichtlich seiner Bauart denen am Eingang von Dscheruel ähnlich ist. Ein weites Thal führt von hier in südlicher Richtung nach dem zwei Stunden entfernten Dorf Hossiniye, wo einige schöne Dattelpflanzungen sind. Hier hatte Scherif Galib einen kleinen Lustgarten und ein Landhaus, und hier hielt er eine Heerde von ägyptischen Büffeln, aber sie gedieh nicht. Eine Meile über die gegenwärtigen Umgebungen der Stadt hinaus trifft man Ruinen früherer Wohnungen an; unter diesen sind einige große, tiefe und wohlgebaute Cisternen, die mit wenig Arbeit wieder hergestellt werden könnten, um ihrem frühern Zweck, Regenwasser zu sammeln, zu entsprechen. Bei Birket Madjen, wo sich die Karawane von Yemen mit Wasser versorgt, bauen die Bewohner des Mesfale einige Felder mit Gurken und Melonen, unmittelbar wenn der Regen gefallen und der Boden gut bewässert ist. Viele Beduinenhütten und Zelte der Stämme Jabam und Dschehadele sind über dieses Thal zerstreut; die Bewohner derselben ernähren sich vom Einsammeln von Gras und wilden Kräutern in den Bergen, welche getrocknet und in Büscheln gebunden auf dem Markt zu Mekka verkauft werden. Diese Beduinen ziehen auch einige Schafe, aber obgleich sie arm sind, unterscheiden sie sich doch durchaus von den niedern Classen der Mekkaer und verschmähen die Bettelhaftigkeit dieser nachzuahmen. Einige wenige von ihnen sind Wasserträger für die Stadt.

Unter allen Straßen Mekka's ist die sogenannte lange oder große Straße, Mesa genannt, am besten gebaut. Weil sie mit Buden angefüllt ist, mit Kramladen jeder Art, ist diese der lärmendste und am meisten besuchte Theil der Stadt. Die Buden sind von derselben Beschaffenheit, wie die in Dschidda, wozu hier noch zwölf Zinngießer kommen, die zinnerne Flaschen von jeder Größe machen, in welchen die Pilger bei ihrer Rückkehr Wasser von dem heiligen Brunnen Zemzem mit nach ihrer Heimath nehmen. Die Buden sind gewöhnlich Waarenlager im Erdgeschoß des Hauses, vor dem eine steinerne Bank angebracht ist. Hier sitzen die Kaufleute unter dem Schatten einer einfachen Dachung von Matten, welche an langen Stäben befestigt sind. Dieser Brauch herrscht durch das ganze Hedschas. Alle diese Häuser sind von türkischen Pilgern gemiethet. Bei der Ankunft einer Schaar Wallbrüder von Dschidda, was vier Monate des Jahres fast jeden Morgen geschieht, wird ihr Gepäck in dieser Straße niedergelegt, dann besuchen sie die Moschee und darauf sehen sie sich nach Quartieren um. Auf diese Weise findet man die lange Mesastraße täglich mit neuen Ankömmlingen, Neuigkeitskrämern und Führern angefüllt.

Viele Buden werden von europäischen und kleinasiatischen Türken gehalten, welche verschiedene Kleidungsstücke verkaufen, die verstorbenen Pilgern oder solchen gehörten, die aus Mangel an Geld ihre Garderobe verkaufen mußten. Schöne Säbel, gute englische Uhren und schöne Exemplare des Koran, die werthvollsten Artikel im Gepäck eines türkischen Pilgers, werden hier beständig zum Kauf ausgeboten. Pastetenbäcker aus Konstantinopel verkaufen hier Pasteten, Confituren, Schafsbraten und Gallerte. Hier sind auch zahlreiche Kaffeehäuser, vollgepfropft von drei Uhr Morgens bis eilf Uhr in der Nacht. In zwei Buden werden des Nachts berauschende Getränke verkauft; bei Tage ist es ihnen nicht gestattet. Ein Getränk wird von gährenden Rosinen bereitet, und obgleich ein guter Zusatz von Wasser darunter ist, so ist es doch so stark, daß einige Gläser einen Rausch verursachen; das andere ist eine Art Buza mit Gewürz gemischt und heißt Subi, ein Getränk, das man auch in Kairo kennt.

In der Mesa steht ein ansehnliches Gebäude, welches von einem ägyptischen Sultan aufgeführt wurde, welcher hier eine große öffentliche Schule mit zweiundsiebzig Gemächern errichtete. Er versorgte sie auch mit einer beträchtlichen Bibliothek. Der arabische Historiker Kotbeddin, der hundert Jahre später hier Bibliothekar war, bedauert, daß nur noch 300 Bände vorhanden gewesen, indem die andern von gewissenlosen Vorgängern gestohlen worden seyen.

In der Nähe des alten Platzes von Merowa, wo Abbas, einer der vielen Oheime des Propheten, wohnte, sind die Barbierbuden, wo die Pilger nach Verrichtung gewisser Ceremonien ihre Häupter scheren lassen. Manche dieser Barbiere sind so lustig und fidel, wie der von Sevilla, und ergötzen ihre Kunden durch Erzählung von Bonmots, Anekdoten, wahren und unwahren Geschichten. Man sieht in diesen Buden Exemplare von allen mohammedanischen Nationen; in einer derselben traf ich einige schöne Mauren aus Nordafrika, Magrebim von den Arabern genannt, drei Afghanen, zwei persische Pilger aus Mesched, einen Kaufmann von Aleppo, einen von Nissa, einen von Smyrna und einen ägyptischen Dorfscheik mit drei armen Teufeln von Fellahs.

Großer Canal in Aegypten. Das Athenäum vom 30 Dec. berichtet nach einem Schreiben aus Kairo vom 20 Nov., daß in der Nähe des ersten Katarakts ein Canal eröffnet werden soll, der das Wasser des Nils längs dem Abhang der libyschen Kette und also über dem Thal bis Mittelägypten hinabführe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schuars.)

Vierter Abschnitt.

Motto:

Postera tempestas melior, via pejor, adusque
Bari moenia piscosi.

HORAT. Sat. 1, 5, 97.

Trani hieß bei den Alten Tirenum oder Turenum, von seinem Gründer Tirenus oder von den Tyrrhenern so genannt, und wie wir aus der Peutinger'schen Tafel ersehen, derjenigen Landkarte, welche unter Theodosius vom Reiche des Occidents entworfen wurde, veränderte es wenig oder gar nicht seine Lage hart am adriatischen Meere. Mir ist keine Monographie dieser Stadt bekannt und somit vermag ich nur sehr dürftige historische Notizen über dieselbe beizubringen. Unter Antoninus Pius, wie aus einer Inschrift im Palaste Beltrani erhellt, mag Trani municipium Romanum gewesen seyn. Griechen, Longobarden und Normannen zerstörten und mißhandelten es zu verschiedenenmalen, erstere jedoch bauten es wieder auf, vergrößerten und verschönerten es, erweiterten den Hafen und erhoben es zu einer bedeutenden Handelsstadt. Als Puglien unter die Söhne und Krieger Tankreds von Hauteville vertheilt wurde, fiel der Bezirk von Trani Peter dem Normannen zu, und dieser erbaute, wie es irgendwo heißt: „ex villis et domorum congregationibus," Andria, Corato, Barletta und Bisceglie. Trani rühmt sich eine derjenigen Städte zu seyn, welche schon sehr früh zur christlichen Religion übergetreten, und es geschieht eines Bischofs aus dem Jahre 195 und eines Märtyrers aus dem Jahre 257 Erwähnung. Der treffliche Hafen, den es früher besaß, machte es gleich Brindisi zu einem der Hauptüberfahrtsorte nach Epirus und Griechenland, zu den Zeiten der Normannen und der Kreuzzüge. Friedrich II erbaute das Castell in Trani und soll hier den Sohn des venetianischen Dogen, Tiepolo, der ihm nach dem Siege bei Cortennova in die Hände gefallen, im Angesicht des Vaters, des Befehlshabers der venetianischen Flotte, welche die Städte der adriatischen Küste verbrannte und zerstöete und sogar die Schiffe der rückkehrenden Kreuzfahrer den Flammen überlieferte, auf eine grausame Weise im Zorngefühl der Rache im J. 1240 haben hinrichten lassen. Italienische Schriftsteller entstellten jedoch dieß Ereigniß auf so parteiische Weise, daß schon deßhalb an der Glaubwürdigkeit gezweifelt werden darf.

Im J. 1259 landete hier im Hafen von Trani die wunderschöne 17jährige Helena, die Tochter Michaels, des Beherrschers von Aetolien und Epirus, als glückliche Braut des damals glücklichen Manfred. Unter Gesang, Tanz, Erleuchtung und Festen aller Art empfing man sie hier und führte sie im ganzen Lande umher, dessen Bewohner sie durch Anmuth und Herablassung entzückte. Vergl. Daranzati *) Dissert. sulla seconda moglie del Re Manfredi e su loro figliuoli. Napoli 1791 Fol. und Saba Malaspina in Muratori: 8, 781.; v. Raumers Geschichte der Hohenstaufen 4, 425 und 492. Im Jahre 1266, nach der Schlacht bei Benevent und nach Manfreds Tode ward Helena durch Bettelmönche und den Burgvogt von Luceria, als sie eben im Begriff war von Trani aus nach Epirus zu entfliehen, mit ihren vier Kindern und vielen Schätzen dem grausamen Karl von Anjou verrathen, der sie durch eine harte Behandlung im Gefängnisse hinopferte und die unschuldigen Kinder 31 Jahre im Castello dell' Uovo zu Neapel in Fesseln hielt.

Wir gingen zuerst zum Hafen, der wie ein Becken in die oval gebaute Stadt hineingreift und mich lebhaft an die Bay von Sta Lucia in Neapel erinnerte. Kriegsschiffe und Handelsschiffe aus Venedig, Dalmatien, Griechenland und dem Orient ankerten hier einst in großer Zahl, und zu den Zeiten der Anjous war dieser Hafen von Trani sogar mit einem Arsenal verbunden, wo nicht wenige Galeeren gezimmert wurden. Die Tempelritter hatten hier und bei Molfetta ein

*) Das Werk Daranzati's wird von Hrn. von Raumer als ein sehr gründliches, scharfsinniges bezeichnet, das alle ähnlichen neapolitanischen Untersuchungen weit übertrifft.

Hospital gegründet, wo alle aus dem Orient kommenden Kranken und Verwundeten alsobald Schutz und Hülfe fanden. Dieser schöne Hafen versandete fast gänzlich und gewährte zuletzt kaum den Barken der Fischer einen gefahrlosen Eintritt; man ließ deßhalb vor wenigen Jahren eine Dampf-Baggermaschine kommen, um das Becken zu reinigen, gab Feste, spendete große Summen und lebte in der festesten Ueberzeugung, daß damit alles geschehen sey, bis man sich nach mancher Täuschung überzeugte, daß 14,000 Ducati unnütz ins Meer geworfen seyen und daß es Anstrengungen und Einrichtungen ganz anderer Art bedürfe, um der Stadt zu dem alten, tiefen Hafen wieder zu verhelfen. Die Commune von Trani schuldet gegenwärtig der königlichen Marine noch immer eine bedeutende Summe für die gelieferte Hafenreinigungsmaschine, und sieht mit Schmerz, wie andere Städte, z. B. Mola und Molfetta, durch ihr Schicksal gewarnt, zu Sachverständigeren ihre Zuflucht nehmend, allmählich zu sicheren und guten Häfen gelangen. Am Ufer des Hafens von Trani stehen schöne, stattliche Gebäude, und mit Vergnügen weilt der Blick auf Stadt, Meer und Land. Ganz in der Nähe, auf den alten Bastionen der Stadt gebaut, befindet sich die neue, anmuthige Villa, welche, je nachdem Mauern und Wälle sich krümmten und vorsprangen, die verschiedenartigsten Aussichtspunkte darbietet. Die neuen Anlagen, Gänge, Baum- und Blumengruppen, ein kleiner Pavillon mit schöner Aussicht aufs Meer, verrathen Kunst und Geschmack, wenn gleich französische Manier, wie Le Notre sie unter Ludwig XIV einführte und anwendete, nicht ganz zu verkennen ist. Wie ich höre, soll die tranesische Villa, sobald die Finanzen der Stadt sich gebessert, mit Statuen und andern Kunstdenkmälern geschmückt werden und die foggianische dann weit übertreffen, was schon jetzt in Bezug auf die erhöhte Lage und das rings umher fluthende Meer der Fall ist. Dann werden auch hoffentlich die drei Meilensteine aufgerichtet werden, welche jetzt störend im Wege liegen.

Zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehören Dom und Campanile. Letzterer steht neben dem erstern hart am Meere, und erhebt sich schlank und kühn mit Bögen und Einschnitten in vielen Stockwerken von gothischen Säulen getragen, in die Luft. Der Baumeister dieses Glockenthurms hat wahrlich Grazie mit Kraft und Kühnheit mit Einfachheit zu verbinden verstanden: der ganze schöne Bau erhebt sich über einem schönen, weiten Bogen, der als Thor dient, und trotzt bereits Jahrhunderte den Stürmen und den Fluthen des Meeres. Der Dom selbst zeigt außerhalb halb byzantinische, halb gothische Bögen, Portale und Ornamente, eine schöne Fensterrose, viele Arabesken und wunderbare Thiergestalten, dem Geschmack des 14ten und 13ten Jahrhunderts gemäß; eine schöne Treppe und Thüren von Bronze *) führen in das Innere, das mit Ernst und Würde anspricht; vor einem Altare lagen viele Mädchen und Frauen auf den Knien, die meisten waren schön zu nennen und alle zeichneten sich aus durch die frische, weißrothe Hautfarbe, durch feurige, blauschwarze Augen und schlanke edle Körperform.

*) Es sind ihrer zwei, die eine mit der Jahreszahl 1176, die andere mit dem Namen des Verfertigers Barisanus. Vergl. Kuglers Kunstgeschichte p. 498 und bei Serradifalco: Duomo di Monreale p. 62, Nr. 22 eine Uebersicht ähnlicher Arbeiten.

Das von Friedrich II erbaute Castell liegt am nördlichen Ende der Stadt, bietet eine schöne Aussicht, aber wenig architektonische Merkwürdigkeiten dar. Es befindet sich auf dem höchsten Thurme desselben der Telegraph, dessen Dirigent in Ermangelung politischer Beschäftigung mit seinen Ferngläsern naturhistorische Beobachtungen in den Zimmern und Schlafgemächern tranesischer Schönheiten anstellte und uns freundlich einlud daran Theil zu nehmen. *) Wir sahen die hellen luftigen und gesunden Gefängnißräume, welche gegenwärtig, Dank der trefflichen milden Verwaltung dieser aufgeklärten Provinz, im Castell selbst im Bau begriffen sind, und schlugen dann nicht unpassend unseren Weg zu den Gerichts- und Tribunalgebäuden ein, wo in großen einfachen und geschmackvollen Sälen von anerkannt wackern und braven Männern Recht gesprochen wird, deren Häuser jedem Fremden freundliche Asyle für wissenschaftliche und geistvolle Unterhaltung sind.

Die Privatsammlungen der Tranesen sollen, — obschon die große Vasen-Fundgrube Ruvo ganz in der Nähe, — nicht von großer Bedeutung seyn. An einer öffentlichen Bibliothek, an einem Casino, Leseclub u. s. w. fehlt es meines Wissens bis zu dieser Stunde gänzlich. Das Theater sah ich nicht, es soll nicht zu den ganz kleinen und ganz schlechten der Provinz gehören. Das erzbischöfliche Seminar zählt eine Masse von Schülern und Lehrern und die französische Sprache wird eifrig betrieben. Die niedere Classe der Bevölkerung beträgt sich, wie schon oben bemerkt, mit viel mehr Anstand als namentlich in Neapel, und selbst in den engsten Gassen und in den abgelegensten Winkeln herrscht viel mehr Reinlichkeit als anderswo; das Straßenpflaster ist fast in der ganzen Provinz gut unterhalten und bildet den schreiendsten Contrast namentlich mit den Städten der Basilicata und auch theilweise mit der Terra d'Otranto, wo man durchaus genöthigt ist auszusteigen, sobald man das Thor irgend einer Stadt berührt hat.

Trani hat eine ganz ovale Form und ist von Mauern und Bastionen aus alter Zeit umgeben; ein Gang um die Stadt ist sehr belohnend durch den Wechsel der Aussichten auf das Meer und die reichbebaute Ebene, deren Horizont unzählige Kirchthürme unzähliger Ortschaften schmücken. Auf einer kleinen Halbinsel, die sich spitz ins Meer hineinschiebt, liegt ein großes Gebäude; auf dem Wege dahin, hart am Strande wo seltsam geformte Buchten sich gebildet haben, sollen mineralische Quellen seyn, welche früherhin stark benutzt wurden und vielleicht mit eine Veranlassung zur Gründung

*) In den traurigen Bürgerkriegen, nach dem Tode der Königin Johanna II, spielt das damals (1437) reiche Trani nebst seinem Castelle eine nicht unbedeutende Rolle. Der Cardinal Giovanni Vitelleschi zog gegen die Stadt, welche ein Palagano vertheidigte, und verwüstete bis über Bisceglie und Giovinazzo hinaus das ganze Land. Für jeden abgehauenen Olivenstamm gab er seinen Söldlingen einen Ablaß von 100 Tagen. Graf Platen s. „Geschichten des Königreichs Neapel" erzählt die Begebenheiten der damaligen Zeit.

eines Hospitals abgaben. In den Gassen Trani's sieht es aus wie in den Städtchen am Rhein und am Main; schwere, solide Bauart, gothische Fenster, ebensolche Bögen, Säulen und Säulchen; krumme enge Gassen wo die Häuser vor- und zurückspringen, alte Kirchen, verwitternde Klöster, bedeckte Durchgänge, vielwinklische Plätze u. s. w. In dem freundlichen guten Hôtel des Herrn Dionisio, dessen Weine seinem Namen Ehre machen, hatte ich auch Gelegenheit den vielgepriesenen Reichthum an Fischen kennen zu lernen, der fast alle Städte der italienisch-adriatischen Küste auszeichnet. Trigilen und Merinzzen, Cefalus und Spinolas, Alici und Anguille von seltener Größe und Güte paradirten auf der reinlichen und geschmackvoll geordneten Wirthstafel, von welcher ich mich nur mit Mühe trennte um noch, über Barletta hinaus, eine Spazierfahrt zu den berühmten Salinen am Lago Salpi zu machen. Der Weg nach Barletta führt durch Obst- und Weingärten und durch Getreidefelder; überall erblickt man Gruppen von Mandelbäumen, Johannisbrodbäumen (Ceratonia) und Feigenbäumen und unter ihnen sprießt Haber und Gerste üppig hervor. Die Weinfelder gewähren, weil die Reben sehr kurz gehalten werden, einen etwas sterilen Anblick, wozu die felsige Beschaffenheit des Bodens, die überall troß Cultur und Fleiß hervortritt, wesentlich beiträgt; überhaupt mangelt der Gegend — und das gilt von der ganzen Küste bis Monopoli (zwischen Bari und Brindisi) — der Reiz der Abwechslung, der Harmonie und der Zauber der ungestört schaffenden und wuchernden Natur. Betrachten wir alle Einzelnheiten eines wohlgeordneten adriatischen Küstengartens, so erfreut uns allerdings der üppige Wuchs des Getreides, das kraftvolle Hervorbrechen der Reben, die Größe der Feigen und ihrer Blätter, die Fülle der Granatblüthen, der Reichthum der Oliven- und Mandelbäume, wir gestehen uns, daß das schöne blaue Meer einen herrlichen Hintergrund bildet, wir fühlen daß der Anblick der Städte auf sonderbare Weise abendländische und morgenländische Erinnerungen miteinander verschmilzt, wir erkennen und loben den mühevollen Fleiß der Bewohner, — dennoch aber macht uns die Gegend nicht warm und erhebt uns nicht. Man könnte einwenden, wir seyen durch Neapels, Sorrents, la Cavas und Amalfi's großartige Reize verwöhnt, das ist es aber nicht; — es ist vielmehr das Mißverhältniß zwischen ungekünstelter Natureinfachheit, Naturkraft und dem Streben der Menschen, die Natur und ihre Kräfte sich dienst- und zinsbar zu machen. Wir wandeln z. B. unter dem zerstückelten Schatten einzelner Gruppen von Oliven, Feigen und Carruben, aber der Schatten labt und erquickt nicht; es entsteht die Sehnsucht nach ungekünsteltem Waldschatten und müde und erschöpft verschmähen wir dennoch den Eintritt in die überall ringsumher zerstreuten steinernen Winzerhütten, welche hier die Stelle der Masserien vertreten; es sind kegelförmig aufgethürmte, ziemlich spitz zulaufende Steinhaufen, inwendig ausgehöhlt und mit Mörtel beworfen, ein niedriger Eingang führt ins Innere und einige Fuß über dieser Pforte befindet sich eine zweite Oeffnung. Oft haben sie die Form eines Festungsthurms mit breitem vorspringendem Unterbau; manche sind mit einer Art Kuppel gedeckt, welche ein Kreuz schmückt. Sie finden sich überall in der Provinz von Bari und dienen den Winzerfamilien und den Bauern zur Zeit der Ernte als kühle Wohnungen; von außen erscheinen sie sehr leicht und flüchtig wie aus losen Steinen zusammengefügt; im Innern erkennt man erst ihre Festigkeit, ihren Zweck und Nutzen. Graf Stolberg liefert Theil 3, p. 166 seiner italienischen Reise sehr gelungene Abbildungen solcher Steinhütten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

Die verschiedenen Quartiere der heiligen Stadt Mekka veranlassen den Reisenden zur Beobachtung verschiedener Scenen des Volkslebens in Hedschas. So werden auf dem Platze Merowa jeden Morgen öffentliche Versteigerungen gehalten, wo Geräthschaften jeder Art an den Meistbietenden ausgeboten werden. Um der türkischen Pilger willen wird bei dieser Gelegenheit ihre Sprache gebraucht, und es gibt daher kaum einen Knaben in Mekka, der nicht mit ihr, wenigstens mit den türkischen Zahlen, bekannt wäre. Nahe an diesem Platze ist auch ein öffentlicher Brunnen, das Werk eines großmüthigen Sultans; er wird von der Mekkaer Wasserleitung versorgt und ist den ganzen Tag von Pilgern umringt, welche kommen, ihre Wasserschläuche zu füllen.

Souneiga ist die netteste Straße in der Stadt, indem sie regelmäßig gereinigt und mit Wasser besprengt wird, was bei keiner andern der Fall ist. Hier legen die reichen indischen Kaufleute ihre feinen Musseline und Kaschmirshawls zum Verkauf aus. In dreiundzwanzig Buden werden wohlriechende Oele, Räucherwerk, Balsam, Zibet und Aloëholz verkauft; das letztere wird im ganzen Orient gebraucht, indem es, in kleinen Schnitten auf den brennenden Tabak in der Pfeife gelegt, einen angenehmen Geruch verbreitet. In andern Buden werden Korallenschnüre, Perlen, Rosenkränze von Sandel- oder Kalembakholz, glänzende Halsbänder von geschnittenen Karneolen, Porcellanwaaren und Karneole für Siegelringe verkauft. Diese Buden werden von Indiern gehalten und ihre Waaren sind indische Producte. Gegen diese Indier herrscht in Arabien ein großes Vorurtheil; man glaubt allgemein, daß sie Götzendiener seyen, und daß sie nur äußerlich und zum Schein den Cultus und die Bräuche des Islam mitmachen; es sind arge Heuchler, sagte einst ein Mekkaer zu mir; nicht alle, die den Gang um die Kaaba machen, sind wahre Moslems. Diese geheimnißvollen Frömmler kaufen altes Gold und Silber auf und senden es nach Surate, woher sie meistens kommen. Einige von diesen Indiern leben bereits über zwanzig Jahre in Mekka und verrichten ängstlich jede religiöse Ceremonie; sie bewohnen ein großes Haus, in welchem sie zusammen leben, und erlauben niemals andern Fremden, einen Theil desselben einzunehmen, wenn auch Zimmer leer sind. Gegen die Gewohnheit aller andern Mohammedaner bringen diese Indier niemals ihre Frauen mit zur Wallfahrt, obwohl sie die Kosten ganz gut bestreiten könnten. Meine Bemühungen, authentische Nachrichten über ihre Geheimlehre zu erhalten, waren fruchtlos. Mit der merkwürdigen Secte der Ismaili in Syrien, Mesopotamien,

Persien und Indien sollen diese Mekkaer Separatisten in Correspondenz stehen.

In der Sanneigastraße werden auch die abyssinischen männlichen und weiblichen Sklaven zum Verkauf ausgestellt, und da Schönheit ein allgemeines Anziehungsmittel ist, sind die steinernen Bänke vor den Häusern jederzeit von alten und jungen Pilgern umgeben, welche oft vorgeben, mit dem Verkäufer handeln zu wollen, nur um einige Augenblicke die schönen Sklavenmädchen in den anstoßenden Zimmern zu sehen. Viele derselben werden von den Türken mitgenommen, die für eine ausgezeichnete Schönheit 200 Dallars zahlen.

Am Ende von Sanneiga ist die Straße von einem hohen gewölbten Dach aus Stein bedeckt, das zu jeder Seite auf einigen massiven Gebäuden ruht, welche den reichen Kaufleuten zu Waarenhäusern dienen. Sie sind das Werk eines Pascha von Damaskus, der vor einigen Jahrhunderten lebte, und gehören jetzt zur Moschee. Da dieß zu Mittag die kühlste Stelle in der Stadt ist, wird sie ungemein stark besucht. Hier faullenzen alle die vornehmen Pilger Morgens und Abends und rauchen in behaglicher Ruhe ihre Pfeifen. Ich machte Bekanntschaft mit einem der Räucherwerkverkäufer und brachte täglich eine Morgenstunde bei ihm zu, indem ich mich auf die Bank vor seiner Bude setzte, meine Nargyle rauchte und meinem Freunde mit Kaffee aufwartete. Hier hörte ich die Neuigkeiten: ob ein großer Pilgerzug in der vergangenen Nacht angekommen, welche Rechtsfälle vor den Kadi gebracht worden, was in der Armee des Pascha von Aegypten vorgefallen oder welche große Waarenkäufe abgeschlossen worden seyen. Manchmal wurden auch europäische Neuigkeiten besprochen.

In den zahlreichen Buden der benachbarten Straßen findet man Seidenstoffe aus Damaskus und Aleppo: Kambrik, welcher in dem Bezirk von Nablus fabricirt wird; Gold- und Silberfaden, Beduinentücher, Keffi genannt, Seide vom Libanon, feine Teppiche aus Anatolien und von den turkomanischen Hirten, getrocknete Früchte, Nüsse und Pistazien aus den syrischen Gefilden.

In dem gut gebauten Quartier Gerara wohnen reiche Kaufleute; die Häuser sind durchgehends zwei oder drei Stock hoch, manche flimmernd bemalt und haben geräumige Zimmer. Wenn die indische Flotte in Dschidda anlangt, begeben sich die Kaufherren dorthin, um wo möglich vortheilhafte Einkäufe zu machen.

Auf einem Hügel, der in der Stadt selbst liegt, erbaute der Scherif ein Fort, das von festen Thürmen gedeckt ist. Der Hügel, auf welchem es steht, ist unter dem Namen Dschebel Lala bekannt und wird von den arabischen Dichtern oft erwähnt. Diesem Hügel gegenüber, in südöstlicher Richtung, auf dem Gipfel eines Berges aus der Umgebung der Stadt, steht ein anderes kleines Fort, Dschebel Hindi genannt, weil ein großer Scheik oder Frommer von Kaschmir hier begraben wurde. Der Thurm wird jetzt von einigen indischen Familien bewohnt, die sich des Vortheils einer herrlichen Cisterne für Regenwasser erfreuen.

In der Straße Gesasi sind unter vielen kleinen Wohnungen einige gute und hohe Gebäude, eine Anzahl Kaffeehäuser, einige Büchsenschmiede und ein Bad. Hier residirt der Hakem oder Polizeipräsident, welcher der erste Beamte nach dem Scherif von Mekka ist. Ein Theil der Straße ist an dem niedrigen Abhang des östlichen Berges (Dschebel) Kobeis gebaut, zu welchem auf dieser Seite enge, steile Gäßchen führen. Gesasi ist ein Lieblingsquartier der Pilger, indem es breit, luftig und den nördlichen Winden offen ist. Die Fortsetzung dieser Straße nimmt den Namen Haret Suk an, welcher ein ausgedehntes Quartier begreift, woselbst Mauled Nebi oder des Propheten Geburtsstätte gezeigt wird.

Das Quartier Moamele, der Töpfer berühmte Niederlassung, liegt an der Seite des Dschebel Kobeis und enthält etwa ein Dutzend Oefen, deren vorzüglichstes Product Krüge sind, namentlich solche, welche für das Wasser aus dem berühmten Brunnen Zemzem gebraucht werden. Diese Krüge von Moamele, obgleich sie hübsch gearbeitet sind, sind zu schwer und verschieden von den schönen Töpferwaaren der Oberägyptier und Bagdader, welche so leicht sind, daß ein leerer Krug von einem Windstoß umgeworfen werden kann. Das Moamele allein versieht gegenwärtig das ganze Hedschas mit diesen Wassergeschirren, und wenige Pilger kehren nach ihrer Heimath zurück, ohne einige Krüge als Proben der Mekkaer Geschicklichkeit mitzunehmen.

Einige tiefe Brunnen mit salzigem Wasser befinden sich in der Straße Gesasi; hier findet man auch Werkstätten der Zimmerleute und Meubliner aus der Türkei, der Leichenbesorger, welche sowohl die Gestelle machen, auf welchen die Mekkaer schlafen, als diejenigen, auf welchen sie zu Grabe getragen werden. Großhändler mit Früchten und Vegetabilien, welche von Tayf und Wadi Fatme gebracht werden, theilen hier früh am Morgen den Kleinhändlern von ihren Vorräthen aus. Am nördlichen Ende, wo sich die Straße beträchtlich erweitert, wird täglich Markt mit Kamelen und Kühen gehalten. An der Ostseite nach dem Berg zu und zum Theil an dessen Abhang, liegt das Quartier, in welchem Ali das Licht der Welt erblickte; hier wohnten ehedem die berühmten Koreischiten; die Häuser dieses Viertels sind geräumig und in einer luftigen Lage. In den anstoßenden Seitengassen haben Grobschmiede und türkische Schlosser ihre Werkstätten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nationalmusik in England. Wir haben schon im vorigen Jahr gemeldet, daß einzelne Musiker sich bemühten, Nationalmelodien und Lieder aus den verschiedenen Theilen Großbritanniens zu sammeln und vorzutragen. Der Einfall gelang und scheint auch auf einer Reise in den Provinzen während der „Saison" gute Früchte, namentlich in Edinburgh, getragen zu haben. Jetzt hat sich diese Musikergesellschaft verstärkt wieder in London zusammengefunden, und man hofft bald auch wallisische Lieder in Begleitung der Harfe und hochschottische in Begleitung der Sackpfeife (pibroch) zu hören. (Lit. Gaz. vom 23 Dec.)

Arabisches Werk über Indien. Hr. Munk hat auf der k. Bibliothek in Paris ein bisher gänzlich unbekanntes arabisches Werk über Indien gefunden, das über Literatur, Philosophie, Wissenschaften und Sitten der Hindus merkwürdige Auskunft gibt. Obgleich das Werk weder Titel, Datum noch Namen des Verfassers hat, so ergibt sich doch aus mehreren Stellen, daß es im Anfang des 11ten Jahrhunderts von dem berühmten Astronomen Abul Rehan el Biruni verfaßt wurde. Das Werk wird viel Licht auf manche historische Data der Sanskritliteratur werfen. (Journal asiatique. April.)

Neumodischer Tauschhandel in England. Die Noth scheint die kleinen Händler allmählich wieder zum primitiven Handel, d. h. zum Tausch, zu treiben. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 5 Jan. spricht von der beabsichtigten Errichtung eines Bazars, wo man Waaren gegen Lebensmittel und andere Bedürfnisse soll austauschen können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1844.

Skizzen aus Indien.

(Aus Davidsons: Adventures in Lepper India.)

Ein aristokratischer Bettler. Als ich eines Tages unter meinen Pferden herumschlenderte, trat ein hübsch gekleideter, schöner Mann, ein Patan, zu mir in Begleitung eines Dieners und mit einem sehr schönen Säbel an der Seite. Er redete mich an und bat in einem ziemlich unverschämten Tone um ein Almosen, er sehe, ich sey ein reicher Mann und werde ihn wohl freigebig unterstützen, denn er wünsche ein gutes Mahl zu halten. Ich nahm sogleich die Miene eines Bairadschi an und bat ihn mit gefalteten Händen und einem demüthigen Krächzen um ein Almosen für einen Unglücklichen, der seit dem Frühstück nichts gegessen; in diesem Bettlerungestüm fuhr ich fort, bis der Patan und sein Diener unter dem Gelächter der umstehenden Menge abzogen. Ich hatte keine Wache bei mir, und trug deßhalb meinen Dienern auf in der Nacht wohl auf der Hut zu seyn, indem er wahrscheinlich mich zu berauben suchen würde.

Verfall Indiens. Der Reichthum, der sonst zum Bau großer Städte und zur Aufführung prächtiger Serais, die zum Theil 6 bis 8000 Menschen fassen konnten, ungeheurer Brücken, glänzender Moscheen und Tempel verwendet wurde, ist völlig dahin. Alle Städte Indiens mit sehr wenigen Ausnahmen liegen in Ruinen. Delhi ist von Trümmern umgeben; Arga, Behrampur, Aurengabad haben ungeheure, zerfallene Vorstädte. Das ganze Dekkan ist ein Ruinenhaufen; viele Städte Centralindiens, die sonst hunderttausend Menschen hatten, sind jetzt ganz wörtlich unbewohnt und schwärmen von Leoparden, Tigern, Elennthieren und Buffeln. In dichten Wäldern stößt man auf Hindutempel, mohammedanische Thore, steinerne Teiche von 800 Ellen im Gevierte, ungeheure Brunnen, Begräbnißorte von vielen Jaucherten im Umfang, kurz auf alle Begleiter und Beweise von ehemaligem Reichthum, Macht und Volkszahl. Indien ist ein großer Wald mit sehr vielen angebauten Flecken.

Schutz der Wölfe. Die Nachbarschaft von Murgaon in Bundelkund ist sehr von Wölfen gefährdet; nur wenige Tage vor meiner Ankunft war ein schönes Mädchen von sechs Jahren von denselben fortgeschleppt und gefressen worden. Dennoch thaten die Eingebornen mit ihrer gewöhnlichen Apathie nichts, was diesen furchtbaren Verheerungen ein Ziel setzen konnte. Die Höhlen der Wölfe waren in den Schluchten in der Nähe der Dörfer, jeden Morgen und jeden Abend konnte man sie hinaus- und hineingehen sehen; man konnte sie ausgraben und in Netzen fangen ohne alle Gefahr; die Kandschars (Dorfwächter) hätten dieß um eine Kleinigkeit gethan, aber auch diese Kleinigkeit wollte man nicht geben. Man rechnet, daß in Agra nicht weniger als 200 Kinder jährlich von den Wölfen gefressen werden. Man hat alles mögliche gethan, um die niedern Classen zu bewegen ihre Kinder nicht mehr einer solchen Gefahr auszusetzen, aber umsonst. Man hat Prämien ausgesetzt für jeden todten Wolf, der den Magistraten eingeliefert würde, und ich glaube, man hat sogar vorgeschlagen die Mütter der von den Wölfen zerrissenen Kinder auf Esel zu setzen und sie zur Strafe durch die Straßen herumzuführen! Man wird es wohl kaum glauben, aber es ist wahr, daß die Eingebornen die Wölfe für eine besondere Geißel des Himmels und es darum für gottlos halten sie zu vernichten.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der Mitte des Weges von Trani nach Barletta verliert man an mehreren Stellen das Meer aus dem Gesichte. Die Gegend wird etwas hügelig und man nähert sich kurz vor Barletta wieder den überaus langweiligen Viehtriften der Capitanata. Ich fuhr um die Stadt herum und erreichte bald die lange schmale Brücke, welche hier über den tiefen und reißenden Ofanto, ganz in der Nähe seiner Mündung ins Meer führt. Rechts und links sah man die Spuren seines letzten Uebermuths. Gleich hinter der Brücke trennen sich die Straßen von Cerignola und den Salinen, und ich fuhr raschen

Trabes über eine sumpfige Ebene den letzteren zu. Der Anblick derselben ist höchst sonderbar; rechts am Strande des Meers steht eine lange einfache Reihe von Häusern, die fast von den Fluthen bespült werden; vor ihnen eine große Zahl schwarzer Stroh- und Laubhütten, die Wohnungen der Arbeiter; etwas weiter vorwärts erstrecken sich in unabsehbaren Reihen kolossale Haufen präparirten Salzes und vor diesen befinden sich die Lagunen mit ihren Canälen, worin der einfache, jedem bekannte Proceß der Salzgewinnung *) von Statten geht. Die Gegend ist, einige Kalipflanzen ausgenommen, ganz ohne Vegetation, eine traurige, rechts vom Meere, links von Sümpfen, oben vom Salpisee, unten von dünnen Sandflächen begränzte baumlose Einöde. Am Ein- und Ausgange wachen Salzaccise-Beamtete und belästigen sogar die wenigen Fremden, welche diesen Ort besuchen. Eine Capelle der heiligen Philomena, welche in reichem Flitter prangte und einen schönen Lockenkopf darbot, steht am Eingange dieses Salinendorfs, welches an 4000 Einwohner zählen soll. In der Apotheke fand ich einen freundlichen und gebildeten Pharmacisten, der mich überall umherführte und mir die einfachen Umstände mittheilte, welche bei der Salzbereitung und dem Salzgeschäft interessiren. An das nordwestliche Ende der Salinen gränzt der Lago Salpi, über welchen C. A. de Rivera ein Werk folgenden Titels geschrieben hat: Memoria sul mezzo di ritrarre il massimo profitto dal Lago Salpi, coordinando quest' impresa a quella più vasta di bonificare e migliorare la pianura della Capitanata. Napoli 1838.

Hier finden sich interessante Bemerkungen und Ansichten über die Formation der Ebene zwischen dem Gargano-Gebirge und dem Ofanto, über den früheren Culturzustand dieser Gegend, über die Gründe der gegenwärtigen Versumpfung und die Mittel derselben abzuhelfen. Der Lago Salpi, Salapina Palus der Alten (vgl. Lucan. 5, 377: quas avius Hydrus, antiquusque Taras, secretaque littora Leucae, quas recipit Salapina palus u. s. w.), enthält nach der Karte des neapolitanischen Königreichs von Rizzi Zannoni (in 32 Blättern,) 11 Miglien Länge und 1¼ Miglien Breite. Rechts hat der Ofanto, links der Carapella Sandgeschiebe vorgeworfen, so daß die natürliche Communication mit dem Meere gehemmt ist, von welchem er seiner ganzen Länge nach durch eine 500 Palmen schmale Sanddüne getrennt ist, wie wir es an der Ostsee in Ostpreußen und Curland so häufig finden. Daß der Salpi-See früherhin eine ganz andere Beschaffenheit gehabt, geht schon aus dem Umstande hervor, daß Salapia, wovon ich früher geredet, ein guter Hafen für das wohlhabende Argyrippa war. Lucan 5, 377. Auch muß damals das Klima ein gesundes gewesen seyn, wie aus den Trümmern einzelner Städte und Ortschaften ringsumher zu ersehen ist. Casaltrinità gegenüber, auf einer kleinen Insel, sollen Trümmer eines Castells mit uralten Fundamenten, ebenso an der Nordwestseite einige wenige Spuren der auf einigen alten Karten verzeichneten Stadt Anxanum zu finden seyn. Zu Hannibals Zeiten muß diese Gegend noch sehr bevölkert gewesen seyn; mit der Verminderung der Bevölkerung verschlechterte sich die Luft und mit dem Untergange der Wälder, welche die Ebenen Capitanata's rings umschlossen, veränderten auch die Flüsse ihren Lauf, den Niemand fernerhin mehr regulirte und durch Dämme unschädlich zu machen strebte. Einfälle der Barbaren und bürgerliche Unruhen machten Wohnsitze auf Felsen und Bergen wünschenswerth und nothwendig, und so sank allmählich diese einst blühende Gegend zu einer Einöde herunter, welche schon die Römer, die Kosten einer Wiederurbarmachung scheuend, zu periodischen Viehtriften bestimmten (pastorizia errante). Gegenwärtig erscheint der Lago di Salpi wie eine ebene Lagune, die im Sommer größtentheils austrocknet; der früher so berühmte Fischfang in demselben, welcher dem Principe von Bisignano zehn bis zwölftausend Ducaten jährlich abwarf, scheint seine Bedeutung verloren zu haben. Man leitete aus dem Carapella süßes Wasser in den See und setzte ihn nördlich an mehreren Punkten mit dem Meere in directe Verbindung, wodurch hier, wie im mare piccolo bei Taranto, welches jedoch bei seinem Reichthume an süßen Quellen solche Zuführung gar nicht bedarf, eine unglaubliche Menge von Fischen herbeigelockt wurde, welche man durch zeitgemäßes Absperren des Meerwassers festhielt und in Schaaren einfing.

Der Name Salapia, Salpi soll von dem Rhodier Elpias herrühren, der Salapia gegründet. Ueber Salapia und Anxanum ist sehr wenig historisch Gewisses vorhanden. Ich bedauere hier die geistreichen interessanten Propositionen des Commendatore de Rivera über die Bonification der Capitanata, der Volturno-Mündungen u. a. m. nicht näher erörtern zu können und bemerke nur, daß auch in diesem Zweige der Staatsökonomie das Königreich Neapel Schritt hält mit anderen italienischen Staaten, deren Gelehrte durch größere und ausgebreitetere Connexionen im Auslande mehr Gerede von ihren und ihres Fürsten Bestrebungen zu machen verstehen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang traf ich wieder in Barletta ein und durchschlenderte die Stadt, welche wie Trani mit Mauern umgeben ist, die hier jedoch kein Oval, sondern mehr ein Oblongum bilden. Barletta hat breitere Straßen als Trani, mehr große Gebäude und freiere Plätze; es ist überhaupt größer und zählt mehr Einwohner (22,170; Trani nur 17,606: Zählung von 1841), dennoch aber erscheint es menschenleerer und melancholischer. Historische Notizen über Barletta finden sich in Giustiniani's Dizionario Theil 2, ferner in einer Schrift „F. Paolo de Leon: Memoria ragionata del Monte di Pietà a Barletta und in G. P. Grimaldi's." Vita di S. Ruggiero. Napoli 1607, 4. p. 128.

Eine sogenannte Monographie über Barletta existirt meines Wissens nicht. Da wo heute diese Stadt steht, stand früher Bardulum, dessen bei den Alten fast nirgends Erwähnung geschieht. Soll der Dichter Wilhelm von Apulien eine Autorität abgeben, so erbaute der Normanne Peter, Graf von Trani sie. („Buxilias, Barulum magis aedificavit in oris.") Andere behaupten fälschlich, sie sey auf den Ruinen von Cannae gebaut, welches 6 Miglien landeinwärts lag; andere

*) Man vgl. das Werk von D. Vincenzo Pecorari: Memoria sulla regia salina di Barletta.

schreiben ihre Gründung dem Heraclius zu, andere Friedrich dem Zweiten im Jahre 1242. Im Jahre 1276 geschieht ihrer zuerst Erwähnung als Stadt: (vgl. Colenucci: istoria del Regno N.) es heißt nämlich in einem Gesetze Karls von Anjou: „exceptis civitatibus Neapolis, Capuae, Aquilae et Barlettae." Ferdinand von Aragonien krönte sich hier in der Kirche S. Maria Maggiore. Von 1459 bis 1529 war es oft der Schauplatz von Kriegen und Feindseligkeiten zwischen Spaniern und Franzosen. Ferdinand, Sohn von Alfons von Aragonien, rief den Georg Castriota von Epirus zu Hülfe und beschenkte ihn nachher mit den Städten Trani, Siponto u. s. w.

Im Jahre 1689 verwüstete ein Erdbeben die Stadt, welche die Vaterstadt des unter Friedrich II berühmten Andr. Bonello, de Barulo genannt, war, vgl. Giustiniani: Memorie degli Scritt: legali I. p. 161. Barletta ist gegenwärtig eine nicht unbedeutende Handelsstadt, leidet aber mit Trani an demselben Uebel, an einem schlechten, versandeten und unsicheren Hafen. Der Anblick der kläglichen Hafenwerke, der schwachen Steindämme flößen in der That Mitleiden ein.

Mehrere Kirchen, deren Namen ich zu bemerken vergessen, zeichnen sich durch stattliche byzantinisch-gothische Architektur aus, besonders die in der Nähe des Castells und die auf dem Marktplatze; auch an vielen Häusern finden sich mittelalterliche Verzierungen. Das Castell soll, — aber nur einem alten Sprüchworte zufolge, — eins der schönsten und ältesten von ganz Italien gewesen seyn, mit ihm wetteiferten das von Cremona, das von Prato in Toscana und Fabriano in der Mark Ancona. An das viel großartigere und solidere von Luceria dachte man nicht.

Ob das Erzbisthum von Nazareth, welches zu Ende des 13ten Jahrhunderts nach der Verjagung der Christen aus Palästina durch die Saracenen hieher verlegt wurde, noch immer in Barletta florirt, vergaß ich zu erfragen, vermuthe es jedoch, weil dergleichen sonst sehr beständig an Ort und Stelle zu haften pflegt. Die größte Merkwürdigkeit Barletta's ist die kolossale Bronzestatue des Kaisers Heraclius auf dem großen Marktplatze, ohne großen künstlerischen Werth. Ueber diesen Koloß ist natürlich viel Gelehrtes und Ungelehrtes zusammengeschrieben worden, welches der Archäologe in folgendem Werke zusammen gestellt findet: *F. Marulli*, Discorso storico-critico sopra il colosso di bronzo (Eraclio) esistente nella città di Barletta. 8. Nap. 1816. Paolo Giovio behauptet, daß diese Statue bei Erbauung der Stadt durch Heraclius errichtet sey; Scipione Ammirato widerlegt diesen Herrn und beweist sehr gelehrt, daß sie bei Gelegenheit der Gründung des Hafens aufgestellt sey, und zwar in den Jahren 610 bis 641. L. Alberti, der confuse venetianische Geograph, erzählt, daß kein Bürger in Barletta den Ursprung dieser Statue kenne. Dann kommt Villani und behauptet, sie stelle einen alten, apulischen König dar, endlich tritt aber G. P. Grimaldus auf und erzählt, „daß diese Statue in Konstantinopel von Poliforo, einem griechischen Künstler gemacht, daß die Venetianer sie daher geschleppt und für Venedig bestimmt hätten, daß sie jedoch bei Barletta Schiffbruch gelitten und der Koloß ins Meer gefallen, da habe denn der Künstler Fabius Albanus ihn aufgefischt, aufgerichtet und zurecht geflickt." Das Volk, die Dicke und Größe besonders ins Auge fassend und andere Eigenschaften übersehend, macht einen Heiligen daraus und kümmert sich nicht um die Antiquare. Zwischen den Füßen des Heiligen standen Körbe voll schöner Zwiebeln und Rüben, welche hier ebenso wie Wassermelonen und Granaten ganz besonders schmackhaft gedeihen. Denjenigen Reisenden von gutem Geschmack und Appetit, welche bei ihren wissenschaftlichen Bestrebungen nebenher noch einen Blick auf die Producte des Landes werfen, empfehle ich die Schrift des Mönchs Vincenzo Corrado: Notiziario delle particolari produzioni delle provincie del Regno di Napoli 2. ediz. Napoli 1816. Zu p. 101, 100 und 112 muß jedoch hinzugefügt werden, „daß Mesagne, Barletta, Trani und Molfetta sich durch wunderhübsche Mädchen und Frauen vortheilhaft auszeichnen." Zu dieser Bemerkung hatte ich am Abend dieses Reisetages, in Trani, mehr als zehnfache Gelegenheit in einer fröhlichen und angenehmen Gesellschaft, wo das Glück der Reisenden hochgepriesen wurde und die Mehrzahl der anwesenden Schönen, selbst auf die Gefahr hin in Konstantinopel oder Cairo als Sklavinnen verkauft zu werden, zu einer Reise in den Orient sich bereit erklärten. Ich schmückte ihnen die orientalischen Bilder zum Leidwesen der Mütter und Ehemänner, mit allen Farben einer norddeutschen Phantasie und allen Erinnerungen aus dem Orient aufs stattlichste heraus, erregte Neid und Bewunderung, ärgerte mich aber beim Nachhausegehen über das Mißgeschick, kein Sklavenhändler zu seyn und kein Schiff zur raschen Entführung im Hafen von Trani vor Anker zu haben, um Theorie sogleich in Praxis zu verwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Schwedische Dampfschifffahrt.

Das Aftonbladet vom 17 Oct. vor. J. enthält eine Uebersicht der schwedischen Dampfschifffahrt, die nicht ohne Interesse ist. Schweden zählt 53 größere und etwa 20 kleinere Dampfboote, die alle in Schweden gebaut sind; sechs darunter sind von Eisen. Die Post allein braucht fünf zu ihren regelmäßigen Versendungen. Nur wenige Dampfboote haben 100 Pferdekraft und darüber, die meisten sind von 40 bis 80 Pferdekraft. Die Mehrzahl der schwedischen Dampfboote unterhält die Verbindung der Hauptstadt mit den andern am Meere gelegenen Städten, und diese Verbindung hat auch in dem letzten Jahre eine Ausdehnung erhalten, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Mehr als 50 Städte und Marktflecken haben eine regelmäßige Verbindung mit Stockholm ein-, zwei-, auch dreimal die Woche, manche täglich. In Stockholm kommen täglich eilf Dampfboote an, besondere Vergnügungsfahrten, deren sehr viele sind, ungerechnet. Wir glauben, daß mit Ausnahme der Rhein- und Rhonestädte kaum Eine Stadt des Continents einen so lebendigen Dampfbootverkehr hat. Im letzten Jahre sind vier eiserne Dampfboote gebaut worden, und die unmäßige Wohlfeilheit des Eisens, welche gegenwärtig herrscht, wird wohl die Zahl derselben bald vermehren

Wanderungen im südlichen Arabien.
Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

(Fortsetzung.)

Gewürzkrämer, Droguisten, Tabaksverkäufer, Kleinhändler jeder Sorte, Sandalenmacher und eine große Anzahl Verkäufer alter Kleider hausen in dem hochgelegenen Quartier Moia; hier ist auch ein vielbesuchter Markt, wohin die Beduinen ihre Schafe zum Verkauf bringen; hier sind auch die Schrannen der Fleischer, in welchen Rind-, Schaf- und Kamelfleisch verkauft wird. In derselben Straße ist eine Capelle oder kleine Moschee, indem für die täglichen Gebete die große Moschee etwas zu entfernt ist, aber die Freitagsgebete werden stets in der letztern verrichtet. Gegen das nördliche Ende von Moia hören die steinernen Häuser auf und es folgen einzelne Reihen von Schuppen und Ständen, wo an die östlichen Beduinen, welche des Getreides wegen nach Mekka kommen, Lebensmittel verkauft werden. Hier ist ein Kaffeehaus, Kaheret el Haschaschein genannt, wo das berauschende Haschisch — ultimum assasinorum remedium — verkauft wird. Dieses Haus wird von den niedrigsten und unordentlichsten Personen der Stadt besucht; der Scherif legte eine hohe Taxe auf den Verkauf des Haschisch, um eine schlimme Gewohnheit, welche geradezu das Gesetz verletzt, zu unterdrücken.

In den Nebenstraßen von Moda haben die reichsten indischen Kaufleute ihre Häuser; hier empfangen sie ihre Kunden, indem sie zu stolz sind, öffentliche Buden oder Waarenhäuser zu eröffnen. Ein Indier dieses Quartiers, ursprünglich von Surate, Namens El Schamsi, wird für den reichsten Mann in ganz Hedschas gehalten.

In dem Zokak Seini oder der chinesischen Straße haben Gold- und Silberschmiede ihre Werkstätten; sie arbeiten in der plumpsten Manier, sind jedoch sehr beschäftigt, vorzüglich mit dem Verfertigen von silbernen Ringen für Männer und Frauen, welche ein unter den Arabern sehr gebräuchlicher Schmuck sind. In dem benachbarten Quartier Zokak Hadschar wurden Fatme, Mohammeds Tochter, und Abubekr, des Propheten Nachfolger im Kalifat, geboren. Diese Straße hat ihren Namen von dem Hadschar oder Stein, welcher wunderbarlich Mohammed, den großen Gesandten Gottes, mit dem Gruße Salam aleik zu grüßen pflegte, wenn er bei seiner Rückkehr von der Kaaba diesen Weg ging; er ist stumm seit den Tagen des Propheten, ragt aber immer noch aus der Mauer eines Hauses hervor, welches dem merkwürdigen Stein zu Ehren in jeder Weise conservirt wird.

Ein ziemlich verfallener und ruinirter Bezirk von Mekka ist das Schab Amer, bewohnt von dürftigen Beduinen, Taglöhnern und Freudenmädchen. Indessen befinden sich hier einige große Mühlen, welche von Pferden getrieben werden; es gibt in der Stadt keine andern von beträchtlicher Größe, denn es ist in Mekka üblich, Handmühlen zu gebrauchen, welche gewöhnlich von den Sklaven der Familie und unter den ärmern Classen von den Frauen gedreht werden. Hier sind auch die einzigen Plätze in Mekka und vielleicht im ganzen Hedschas, wo Leinwand und Kattun mit Indigo und Safran gefärbt werden. Wollenzeug wird hier nicht gefärbt.

Da eine Menge öffentlicher Mädchen im Schab Amer wohnen, wird dieses Quartier gerade nicht unter die achtungswerthen in Mekka gezählt. Der Scherif legte diesen wilden Mädchen eine regelmäßige Taxe auf, und verlangte noch mehr von solchen, welche während der Wallfahrt den Pilgern nach Arafat folgten. Eine ähnliche Taxe wird zu Kairo und in allen großen Städten Aegyptens erhoben. Mekka ist reich an solchen gebrechlichen Schwesterschaften, deren Anzahl während der Wallfahrt zur Kaaba durch Abenteuerinnen aus fremden Ländern vermehrt wird; sie sind etwas ehrbarer als die öffentlichen Frauen in Aegypten, und erscheinen auf der Straße nie ohne Schleier; es befinden sich unter ihnen wunderschöne abyssinische Sklavinnen, deren frühere Herren nach einer Uebereinkunft den Gewinn ihres Berufes theilen; einige sind Sklavinnen, welche Mekkaern gehören. Die arabischen Dichter spielen häufig auf Schab Amer an; so sagt Ibn el Fared:

> Ist Schab Amer, seit wie es verließen, noch bewohnt?
> Ist es noch der Ort des Stelldichein für Liebende?
> Wo schöne Habeschmädchen deine Blicke fesseln,
> Mit wilden Küssen zur Umarmung reizend.

Die Vorstadt Moabede besteht theils aus niedrigen und schlecht gebauten steinernen Häusern, theils aus Hütten. Sie wird ganz von Beduinen bewohnt, die sich hier vor Jahrhunderten niedergelassen haben, um zwischen der Stadt und ihren Stämmen Handel mit Korn, Datteln und Vieh zu treiben. Ich habe unter ihnen Araber von den Stämmen Koreisch, Tekyf, Hodheil und Ateyba gesehen, und man sagt, daß in Friedenszeiten Individuen von allen großen Stämmen der Wüste und von Nedschd gelegentlich hier gesehen werden können. Sie leben ganz in derselben Weise, wie in der Wüste; ihre Häuser enthalten kein anderes Geräthe, als solches, das man in dem Zelte eines wohlhabenden Beduinen findet. Da sie von der großen Moschee entfernt wohnen, haben sie ein Viereck mit niedrigen Mauern umschlossen, wo die, welche einige Regelmäßigkeit in ihrem Gottesdienste beobachten, ihre Gebete auf dem Sande hersagen, wie dieß in der Wüste gebräuchlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Armenunterstützung in England und Wales. Im Jahre 1841 gab es 580 Unions (so viel als Arbeitshäuser), in denen 136,442 Menschen Unterstützung fanden, während 814,425 außerhalb Unterstützung erhielten. Die Kosten für die erstern betrugen 711,700 Pfd., für die letztern 2,494,694 Pfd., Verwaltungskosten 763,120 Pfd., also eine Gesammtsumme von beinahe 4 Mill. Pfd. Im folgenden Jahre stieg die Zahl der Armen ein wenig, und obwohl die Verwaltungskosten etwas ermäßigt wurden, so betrug doch die Gesammtausgabe etwas mehr als 4,100,000. Im März 1842 betrug die Zahl der in den Arbeitshäusern unterhaltenen Armen 182,148, die, welche außerhalb Unterstützung erhielten, 998,824, im Ganzen also nicht weniger als 1,180,927 Personen, welche öffentliche Unterstützung in Anspruch nahmen, oder etwa $^{1}/_{13}$ der Bevölkerung. (Examiner vom 16 Dec.)

Betrag der Preise bei Wettrennen in England. Während der letzten Wettrennen-Saison waren in England, Schottland und Wales nicht weniger als 186,471 Pfd. als Preise ausgesetzt. Die Zahl der Pferde, die um den Preis liefen, betrug 1460. Ein einziges Pferd, Cotherstone genannt, gewann 13,790 Pfd. Obrist Peel, Bruder des Ministers, gewann nahe an 14,000 Pfd. mit 14 Pferden, Lord G. Bentinck nahezu 5000 Pfd. mit 27 verschiedenen Pferden, Lord Eglinton gegen 4000 Pfd. mit drei Pferden. Alles dieß ganz abgesehen von den besondern Wetten u. dgl. (ibid. vom 9 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1844.

Etwas über das Paschalik Trapezunt.

(Nach einem Correspondenzartikel der Times vom 2 Januar.)

Trapezunt ist nicht nur der Hafen für Erzerum, Tebris und Teheran geworden, sondern das Hauptentrepot für Centralasien und Europa überhaupt, und man kann ohne Mühe voraussehen, daß es durch seine geographische Lage immer mehr an Wichtigkeit gewinnen muß. Zugang nach Centralasien von der Ostküste des schwarzen Meeres her ist durch die hohe Kaukasuskette gehindert und von Syrien her höchst beschwerlich durch die Wüste, welche das große Dreieck zwischen dem Euphrat, dem Mittelmeer und Arabien größtentheils ausfüllt. Den Zwischenraum zwischen diesen beiden Zugängen Centralasiens füllt die kleinasiatische Halbinsel aus, und daher das Emporkommen Smyrna's, so lang die Schifffahrt auf dem schwarzen Meer gehemmt war, und Karawanen die ganze Länge des Landes von Osten nach Westen durchzogen; jetzt aber, wo die Hemmnisse der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere entfernt sind, bietet Trapezunt, das so zu sagen im Nacken der Halbinsel liegt, einen so bequemen Zugang dar, daß es den Verkehr mit Europa fast allein an sich reißt. Nur Aleppo, welches das südliche Littoral des asiatischen Continents versieht, hat Antheil an dieser Bedeutung. Wie sehr indeß die Zufuhr europäischer Waaren die Ausfuhr überragt, kann man aus der einfachen Angabe sehen, daß im vorigen Jahre die Ausfuhr nach Konstantinopel, wohin beinahe alles geht, kaum 300,000 Pf. St. überstieg, während die Einfuhr nicht weniger als 1,200,000 Pf. St. ausmachte.

Der District von Dschanik, welcher sich über 50 deutsche Meilen an der Küste ausbreitet, und wovon Samsun der Hauptort ist, kann ein Beispiel der Verwaltung in diesem Theil der Türkei darbieten. Dschanik hat von Höhenzügen unterbrochene, weit ausgedehnte Ebenen mit einem kräftigen, reichen Boden. Mehr als ein Drittheil dieses Districts ist das Privateigenthum der Familie Hasnadar geworden, welche seit dreißig Jahren die Verwaltung leitet. Die Haupterzeugnisse sind Hanf, Leinsamen, Tabak und Seide. Der Hanf, wovon im Jahre 1842 etwa 25,000 Centner gewonnen wurden, darf nicht ausgeführt werden. Diese Waare ist einer Abgabe von 7000 Ctr. jährlich unterworfen, der übrige Theil der Ernte wird geschätzt und von dem Pascha für Rechnung der Regierung angekauft. Um die der Regierung zukommende Quote von Hanf herbeizuschaffen, wird jeder verhältnißmäßig besteuert, und wer nicht so viel anbaut als ihn trifft, zahlt das übrige in Geld. Gegen diese Abgabe ließe sich wenig einwenden, wären die Einwohner, wie es bei Einführung derselben bestimmt wurde, frei von dem Militärdienst geblieben, aber sie erscheint als höchst ungerecht, seit das dieser Ackerbaubevölkerung zugleich mit der Einführung ertheilte Privilegium bei Seite gesetzt wurde. Die Aushebung wird in Dschanik so streng wie irgendwo durchgesetzt, und man sieht häufig Recruten für den Redif (die Landwehr) zu Compagnien von hundert Mann, mit Fesseln am Halse, die ihnen erst beim Augenblick der Einschiffung abgenommen werden.

Man zieht in diesem District jährlich etwa 30,000 Ballen Tabak, wovon der Pascha die Abgabe von der Pforte gepachtet hat. Im J. 1842 überließ die Pforte diese Abgabe an den Pascha um 125,000 Piaster, und der Pascha verkaufte alsbald sein Recht an andere mit einem Gewinn von 160,000 Piaster. Außer dieser Abgabe, die von der grünen Pflanze erhoben wird, gibt es noch Zölle bei der Ausfuhr. Seide, die in sehr großem Umfang gewonnen werden könnte, ist mit einer Abgabe belastet, die den Preis des Rohproductes um 23 Proc. steigert; dennoch verbessert sich die Seidenzucht selbst unter dieser Last. Außer diesen und andern Abgaben, die auf der Production liegen, hat noch jeder erwachsene Einwohner den Salian zu zahlen, eine unregelmäßige Abgabe von 100 Piastern (etwa 12 fl. rh.), die dreimal und auch öfter im Jahre wiederkehrt. Eine weitere, sehr drückende Last ist das unentgeltliche Fällen und Zuhauen des Holzes je nach den Bedürfnissen des Arsenals in Stambul. So viel über die Verwaltung von Dschanik, das den Kern des reichen Paschaliks von Trapezunt bildet. Was von Dschanik gilt, gilt im allgemeinen auch von der Verwaltung der übrigen Theile der Küste. Willkürregierung und das alte Auflagensystem herrschen allenthalben noch, und die Monopole, obwohl dem Namen nach

abgeschafft, bestehen noch thatsächlich in den Händen des Pascha's, während die Ausfuhrproducte auch noch mit den in den europäischen Verträgen bestimmten Zöllen belastet sind. Corruption und Gewalt sind die herrschenden Züge der Localverwaltung. Die innern Taxen der Pforte sind meist von den Paschas gepachtet und im voraus bezahlt, und damit diese sich wieder bezahlt machen können, läßt man ihnen unbeschränkte Macht, das Volk auszupressen.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto rc.

(Fortsetzung.)

Die Städte Corato, Ruvo, Terlizzi mir auf die Rückreise versparend, fuhr ich am andern Morgen über Bisceglie, Molfetta nach Giovinazzo und von dort nach Bitonto, in eines der erbärmlichsten Nachtquartiere, welches ich auf der ganzen Reise zu erdulden hatte.

Von Trani nach Bisceglie reist man wie durch einen wohlangebauten Obstgarten. Links erfreut der Anblick des Meeres, an dessen Rande ein Thurm nach dem andern emportaucht. Bisceglie ist in einem Halbkreise von freundlichen Landhäusern umgeben, und wohin das Auge blickt, wird es durch frisches Grün und heitere Farben erfreut. Kurz vor Bisceglie überschreitet man auf einem brückenartigen Damm eine Schlucht, offenbar früher ein Flußbett, jetzt ein lieblicher Garten, in welchem Feigen, Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Carruben und Getreide aller Art wuchsen, während die Wände mit duftenden und farbigen Frühlingsblumen wie mit einem Teppich überkleidet waren, und ein Feld voll Reben, wie einst das Wasser, bis zu den Wellen des Meeres sich hinabschlängelte.

Patriotische Biscegliesen behaupten, daß ihre Stadt von Diomedes gegründet, daß sie 432 Jahre älter als Rom sey, und verweisen, wenn man sie nach den Belegen fragt, auf diesen oder jenen gelehrten Canonicus ihres Kirchsprengels, der ein sehr altes Buch besitze, worin das alles haarklein enthalten. Der alte Name Vigiliae, Vigliae oder Vigila soll von den Wachtthürmen entstanden seyn, welche die Apulier und die mit ihnen als Bundesgenossen der Römer vereinigten Lukanier hier gegen die Samniter erbaut. Im J. 118 soll hier der Bischof Maurus den Märtyrertod erlitten haben, und auf dem nicäischen Concil kommt eine Unterschrift vor von „Sergius, Episcopus Vigiliensis." Aus Vigiliae ist Bisceglie corrumpirt. Gewiß ist, daß der Graf von Trani Bisceglie erweiterte und verschönerte, gleichwie Giovinazzo, Corato u. s. w. Robert Guiscard in Verbindung mit Drogo, Graf von Venosa, nahm dem Grafen Peter von Trani bei Gelegenheit eines Streits diese Städte, schenkte sie ihm jedoch mit Berücksichtigung der Verwandtschaft und der Verhältnisse sehr bald wieder. Die Einnahme von Otranto durch die Türken im J. 1480 trieb die Einwohner Bisceglie's (wie bereits früher bei Einfällen der Saracenen) von den rings umher gelegenen blühenden Ortschaften, deren Giustiniani an zehn bis zwölf namhaft macht, in die Stadt, deren Mauern sie verbesserten und deren Thore sie sämmtlich bis auf eins vermauerten; vergl. Giuseppe Pascale: Discriptio civitatis Vigiliensis und Giustiniani Dizionario, Theil 2. Letzterer gibt an, daß der Hohenstaufe Heinrich VI Bisceglie ausgezeichnet und daß der aragonesische Ferdinand es mit Privilegien mannichfacher Art beschenkt habe. Die spätere Geschichte der Stadt, welche unzähligemale gekauft und wieder verkauft wurde, ist ohne alles Interesse. Der gegenwärtige Zustand schien mir ein sehr glücklicher und blühender; ich sah viele schöne Gebäude in der Stadt und vor der Stadt; die obern Stockwerke ansehnlicher Paläste ragen über die Stadtmauern hervor und gewähren mit ihren blumengeschmückten Terrassen und hängenden Gärten einen sonderbaren Anblick. Auf einem mittelalterlichen Thurme ist der Telegraph errichtet, und von hier aus erscheinen Molfetta und Giovinazzo wie eine einzige, überaus große und ausgedehnte Stadt, indem der sie trennende Raum durch einen Theil der Stadt Molfetta zugedeckt wird. Der Adel der Umgegend verweilt gern in dem freundlichen Bisceglie, wo edle und gebildete Gastfreundschaft herrschen soll. Die Schulen Bisceglie's stehen in sehr gutem Rufe, ebenso seine Mandeln und Oliven. Die Stadt zählt gegenwärtig 16,883 Einwohner.

Nicht minder angenehm als der von Trani nach Bisceglie ist der Weg von hier nach Molfetta. Bevor man es erreicht, erblickt man links am Meere ein großes, mittelalterliches, zerstörtes Gebäude ohne bedeutende Architekturüberreste, Malereien, Monumente, Statuen und Gräber; ich möchte diese Ueberreste für diejenigen eines der beiden großen Hospitäler nehmen, welche hier oder in Molfetta für die Kreuzfahrer, die sich in Brindisi oder Otranto ein- und ausschifften, im 11ten Jahrhundert errichtet wurden. Wir wissen, daß Boëmund neben der Kirche der S. Maria dei Martiri ein Hospital errichtete, und die Lage widerstreitet der Ansicht nicht. Ein Kloster am Meere, in der Nähe der Stadt, wird von einer uralten Palme überragt, und dieß erweckt noch mehr Erinnerungen an den Orient und die dort geführten Kriege. Molfetta selbst spiegelt sich mit hohen Mauern und alten Gebäuden im Meere. Es hat 20,444 Einwohner und theilt sich in Alt- und Neustadt. Erstere hat enge schmutzige Gassen, Häuser mit byzantinischen Bögen, kleinen schmalen Fenstern, ein Paar alte Kirchen mit Thürmen an der Seite, ähnlich demjenigen von Trani, aber nicht so hoch. Die Straßen sind menschenleer, man sieht weder Boutiken noch sonst eine Art Verkehrs, keine Pferde, keine Wagen und die Bewohner liefern ein Bild der Armuth. Anders ist es in der Neustadt, wo sich alle Wohlhabenderen angesiedelt haben; da findet sich ein kleines, aber geschmackvolles Theater, da sind breite und schöne Straßen, stattliche Gebäude, Kirchen, Läden und Gewölbe voll Waaren; hier ist die Bibliothek, das sehr gute Seminar, das geschätzte Lehrer besitzt und gegenwärtig 198 Schüler (Seminaristen und Studenten) zählt. Am Hafen sah ich viel Leben, und obgleich nur kleine Schiffe (Trabacoli) hier ohne Gefahr vor Anker gehen können, so überraschte mich doch

ihre Zahl; hier werden die Producte von Ruvo, Terlizzi, Bitonto und Palo eingeschifft, der Fischfang ist bedeutend und die Verfertigung von Seilen und Ankertauen ernährt nicht wenige Menschen. Man nannte Molfetta's Einwohner schon im Mittelalter: „Olandesi (die Holländer) di Terra di Bari" und noch jetzt verdienen sie diesen Beinamen. Die Stadt bat oft um einen Hafen, jedoch vergebens: Bürger und Kaufleute vereinigten sich oft zu diesem Zwecke, brachten aber niemals etwas bedeutendes und dauerndes zu Stande; mögen sie gegenwärtig, wo mit manchen Opfern abermals ein neuer kräftiger Hafenbau auf ihre Kosten beabsichtigt wird, sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht finden! Außer der oben angeführten Büchersammlung besitzt Molfetta noch ein kleines naturhistorisches Museum und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, darunter ein gut dirigirtes Hospital, in dessen Kirche drei sehr gute Gemälde sich befinden, eine Flucht nach Aegypten, welche dem Correggio, ein junges Mädchen, welches dem Leonardo da Vinci und einen heiligen Hieronymus, welcher dem Bassano zugeschrieben wird. In den übrigen Kirchen der Stadt — die Kathedrale ist die sehenswürdigste — finden sich keine Kunstschätze irgend einer Art.

In der Nähe Molfetta's — der Name erinnert an Melfi und Amalfi, — sind Alterthümer gefunden: Waffen, Vasen, Gräber u. s. w. und man meint, daß die alte Stadt Respa hier gelegen sey. Franc. *Lombardi:* Notizie istoriche della città di Molfetta I. p. 3 läßt sie 2800 Jahre nach Erschaffung der Welt und 1200 Jahre vor Rom erbauen, ganz und gar nach seinem phantastischen Gutdünken. Ueber diesen Schriftsteller urtheilt *Soria:* „Memorie storico-critiche degli Storici Napolitani" daß er selbst dem abgestumpftesten Anachoreten und Phlegmatiker die Geduld zu rauben im Stande sey. — Die alte Stadt Respa mag von römischen Colonisten erbaut und bevölkert seyn, wir wissen wenig Gewisses darüber. Im Jahre 988 zerstörten Saracenen Molfetta. Ihre Verhältnisse unter den Hohenstaufen und Anjous sind ziemlich unbekannt. 1529 nahmen die Franzosen von ihr Besitz, vgl. den Schriftsteller Giuseppe Martinelli. Im Jahre 1631 nannte sich Cesare Gonzaga Herzog von Guastalla und Principe di Molfetta. Sie ist die Vaterstadt mehrerer bedeutender Männer, z. B. des C. Ant. de Luca und des Giuseppe Saverino Poli, welcher das berühmte Werk: Testacea utriusque Siciliae eorumque historia, 2 Bde. Fol. 1791 — 95 herausgegeben.

Eine Salpetermine, welche hier im Jahre 1785 entdeckt seyn sollte, machte seiner Zeit großes Aufsehen, bis man die Unwahrheit erkannte. Ein Baron von Salis und Zimmermann „Voyage à la nitrière naturelle qui se trouve à Molfetta" gingen näher auf die Sache ein. Luigi Targioni bei Gelegenheit einer Reise durch Puglien, auf Befehl des Königs, erläutert umständlich in einer Abhandlung die ganze Sache, im Magazzino Georgico des Jahrs 1787.

Die Landstraße nach Giovinazzo führt fortdauernd am Meer entlang, ich fand sie sehr belebt mit stattlichen Equipagen, Corricoli, Karren und Fuhrwerk aller Art; ich traf zwei schnurrbärtige griechische Geistliche an, welche sich in Bari oder Brindisi nach Griechenland einschiffen wollten, mein Kutscher fand überall Vettern und Freunde; die große Messe von Gravina hatte einen großen Theil der Bevölkerung dieser glücklichen Provinz in Bewegung gebracht; Leben und Freude herrschte überall. Giovinazzo liegt auf einer Landzunge die sich ins Meer erstreckt, ist von den fruchtbarsten Ländereien umgeben und gewährt mit Mauern, Thürmen und Häusern einen freundlicheren Anblick als Molfetta. Obschon es nur 7479 Einwohner zählt, herrscht dennoch viel Leben in der Stadt und große schöne Gebäude, worunter sich namentlich der Palast eines reichen Privatmannes mit korinthischer Säulenfaçade und das große Hospizgebäude auszeichnen, zieren den Platz vor dem Thore oder vielmehr die Vorstadt, durch welche die Landstraße führt.

L. Paglia hat eine recht gute „Istoria della citta di Giovinazzo" geschrieben. Napoli 1700. 4., und auf diese muß ich meine Leser verweisen. Die Endung „nazzo" hat Pontano zu der irrigen Ansicht veranlaßt, daß sie auf den Ruinen des alten Egnatia erbaut sey. Schon die Stelle im Horaz: Satir. 1, 5, 97, wo es nach dem Besuche Ruvos und Baris heißt: „Dein Gnatia . . . . . . dedit risusque jocosque" u. s. w. beweist den Irrthum deutlich. Pratilli in seinem Werke über die „Via Appia" sagt, Giovinazzo läge auf den Ruinen von Naetilo oder Natiolo und stützt sich auf Strabo, wo die Reihenfolge der Städte von Osten nach Westen folgende ist: Egnatia, Celia, Netium, Canusium und Herdonia. Vgl. Cellarius in s. Geogr. antiq. 2, 9. p. 894. Unter Nätium ist höchst wahrscheinlich Andria zu verstehen, wie bereits von mir bemerkt worden, doch mag hier oder in der Nähe „klein Naetium" oder Natiolum, Nazziolo gestanden haben, wenn einmal die beiden Endsylben in Giovinazzo durchaus einen uralten Stamm verrathen sollen. Wie oft lassen sich aber Gelehrte durch Assonanzen, Alliterationen u. dgl. bei ihren etymologischen Untersuchungen irre leiten! Wie komisch ist z. B. die Etymologie Galofaro (Meerstrudel bei Messina) von Kalos, schön und Pharos Leuchtthurm, weil die Strudel (Scylla und Charybdis) bei den Leuchtthürmen der messinesischen Meerenge sind! vgl. Stolbergs Reise. Thl. 3. p. 257; sollte Stolberg, der doch selbst Beispiele von Versetzung der Buchstaben im Sicilianischen und Neapolitanischen anführt, niemals an die Garofalo-Nelke gedacht haben? Sollte ihm im Bilde der Nelke der sich kräuselnde Meerstrudel nicht homerisch-poetisch genug erschienen seyn? Andererseits, — wie eng sind oft so ganz verschieden lautende Worte miteinander verbunden, z. B. dies, Tag, und giorno, jour durch das Adjectivum diurnus, djurnus!

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Aegypten.

Project einer Wasserversorgung in der nubischen Wüste. — Gründung eines wissenschaftlichen Journals. — Canäle.

Hr. Jomard theilt im Echo du Monde Savant 1841, Nr. 1 nachstehende nicht unwichtige Nachrichten mit. Hr. d'Arnaud hat den Auftrag erhalten, die große nubische Wüste zwischen Korosko und Abu

Hamed, d. h. zwischen der ersten und vierten Katarakte, zu bereisen. Nach einem Schreiben Dr. Perrons soll es die Absicht der ägyptischen Regierung seyn, sich auf dieser Strecke um jeden Preis Wasser zu verschaffen, denn gegenwärtig legen einzelne Reisende, wie ganze Karawanen diesen Weg nur mit Gefahr zurück. Hr. d'Arnaud ist gleich nach Vollendung der doppelten Schleuse von Atfé zu seiner neuen Bestimmung abgereist. Die dritte und letzte Expedition zur Entdeckung der Nilquellen ist dadurch vertagt. — Nach den Briefen von Dr. Clot Bey und Dr. Perron soll ein zugleich wissenschaftliches und populäres Journal erscheinen, um richtige Begriffe über medicinische Gegenstände, über Thierarzneikunde, so wie über Landbau und Gewerbe zu verbreiten. Bemerkungen über das Anschwellen des Nils und meteorologische Beobachtungen werden gleichfalls darin Platz finden. Ingenieure, Aerzte und Landbauer sollen die Artikel liefern, und das Journal von dem Gesundheitsrath unter dem Namen „der ägyptische Lokman" herausgegeben werden. Man beabsichtigt, eine gute Anzahl Exemplare unentgeltlich zu vertheilen. — Die Bewässerungscanäle Oberägyptens, so wie die Dämme sind nach dem Bewässerungssystem des Hrn. Linant de Bellefonds beendigt, so daß man jetzt auch bei einer schwachen Anschwellung eine hinreichende Menge Land überschwemmen zu können hofft. Derselbe Ingenieur hat einen Canal vorgeschlagen, der am Berge Silsili beginnen, der Wüste bis Fayum folgen und bis zum See Mariut gehen soll.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

(Fortsetzung.)

Die Einwohner Mekka's können alle, wenige Hedschasbeduinen oder ihre Abkömmlinge, die sich hier angesiedelt haben, ausgenommen, Fremde oder Nachkommen von Fremden genannt werden. Der alte Stamm Koreisch, der in einen wandernden und in einen angesiedelten Zweig getheilt wurde, ist beinahe erloschen; es sind noch immer einige Koreischbeduinen in der Nachbarschaft, aber die angesiedelten Koreischiten, welche zur Zeit Mohammeds Mekka bewohnten, sind in Folge der vielen einheimischen Kriege entweder vertilgt worden oder ausgewandert. Gegenwärtig werden bloß drei Koreischfamilien, die von dem alten Stamm dieses Namens herrühren, in Mekka gefunden; das Haupt der einen von diesen ist der Schließer der Moschee, die beiden andern sind arm und gleichfalls im Dienste der Moschee angestellt. Die Nachbarschaft des großen Marktes zu Dschidda, die jährliche Ankunft von unzähligen Karawanen und das heilige Haus haben jedoch eine hinreichende Menge Fremder angezogen, den Platz der Koreischiten auszufüllen. Bei jeder Wallfahrt bleiben Pilger zurück; der Mohammedaner, wenn er sich einige Zeit in einer Stadt aufhält, nimmt ein Weib und wird so häufig veranlaßt, sich für immer an dem Orte niederzulassen. Daher sind die meisten Mekkaer Abkömmlinge von Ausländern aus den verschiedenen Theilen der Erde, die arabische Sitten angenommen und durch Heurath eine Race erzeugt haben, die von den eingeborenen Arabern nicht mehr unterschieden werden kann. Wenn man die Besitzer der Buden, Kaufleute, Ulemas, Metowafs und Leute jeder Art fragt, so findet man, daß sie Söhne, Enkel oder Nachkommen von Fremden sind. Die zahlreichsten sind die, deren Väter aus Yemen und Hadramaut kamen; nach diesen sind die Abkömmlinge der Indier, Aegyptier, Syrer, Mogrebins und Türken die stärksten an der Zahl. Es gibt auch Mekkaer persischen Ursprungs; Tataren, Bucharen, Kurden, Afghanen, Menschen aus jedem mohammedanischen Lande der Welt haben sich hier niedergelassen, und der Mekkaer erhält sorgfältig durch Tradition die Kunde seines Stammlandes.

Es ist jedoch ein Zweig der alten Araber in Mekka übrig geblieben; dieß sind die eingeborenen Scherifs; sie leiten ihren Stammbaum von Hassan und Hossein, den Söhnen der Fatme, der Tochter Mohammeds ab, eine Abkunft, auf die auch von andern Scherifs Anspruch gemacht wird, deren Geschlechtsregister man aber für weniger authentisch hält. Die Mekkascherifs bilden eine große Classe, in welche kein Fremder aufgenommen wird, und die über viele Theile Arabiens verbreitet ist.

Obgleich nun die Bevölkerung gemischt ist, tragen die Bewohner von Mekka doch dieselben Kleider und haben dieselben Bräuche, und obschon verschiedenen Ursprungs, scheinen sie doch weniger hartnäckig an ihren Nationalkleidungen und Sitten in dieser heiligen Stadt zu hängen als anderswo. In Syrien und Aegypten behalten die Fremden aus allen Theilen Asiens mit der größten Genauigkeit die Tracht und Lebensweise ihres Vaterlandes bei, obschon sie sich für ihr ganzes Leben an den neuen Wohnorten niedergelassen haben — ein Umstand, welcher den Anblick eines orientalischen Bazars unbeschreiblich interessanter als irgend eine große Versammlung Europäer macht. In Hedschas dagegen vertauschen die meisten fremden Besucher ihre heimathliche Kleidung mit der der Einwohner des Landes, und ihre daselbst geborenen Kinder werden ganz nach Art der Mekkaer erzogen und gekleidet. Die Indier machen von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme; sie bilden eine abgesonderte Colonie und behalten ihre Muttersprache.

Die Farbe der Mekkaer und Dschiddaer ist ein gelbliches Braun, heller oder dunkler nach der Abkunft der Mutter, die sehr oft eine abyssinische Sklavin ist. Ihre Gesichtsbildung kommt der der Beduinen weit näher, als ich an andern Stadtbewohnern des Orients bemerkte; dieß ist vorzüglich sichtbar an den Scherifs, welche mit sehr hübschen Gesichtern begabt sind; sie haben das Auge und die Adlernase des Beduinen, sind aber fleischiger. Die untere Classe der Mekkaer ist im allgemeinen stark und hat musculöse Glieder; die höhern Stände dagegen unterscheiden sich durch ihre magere fleischlose Gestalt, und so sind ebenfalls die Einwohner, welche ihre Abkunft von Indien oder Yemen herleiten. Die Beduinen, welche Mekka umwohnen, sind, obgleich arm, doch besser beleibt als die reichern Beduinen im Innern der Wüste, wahrscheinlich weil sie weniger herumschweifen und Beschwerden langer Reisen ausgesetzt sind. Die Mekkaer, kann man im allgemeinen sagen, stehen an Stärke und Größe den Syrern und Aegyptiern nach, aber übertreffen sie weit an ausdrucksvollen Gesichtern, besonders durch die Lebhaftigkeit und das Feuer des Auges.

(Schluß folgt.)

Zore dalmatinska, die dalmatinische Morgenröthe. Unter diesem Titel soll in Zadra eine neue Wochenschrift in illyrischer Sprache herauskommen, welches die böhmische Kwety in ihrer ersten Nummer von diesem Jahre mit den Worten ankündigt: Eine neue Zeitung in romanischen oder deutschen Ländern ist eine ziemlich alltägliche Sache und wenige kümmern sich darum, anders aber ist es in den slawischen Ländern, namentlich im Süden. Aber woran das westliche Europa übersättigt ist, das hat Dalmatien noch gar nicht gekostet, denn außer dem jährlich einmal erscheinenden „Magazin" des Hrn. Petranowic ist bis jetzt in Dalmatien noch kein in nationaler Sprache verfaßtes Journal erschienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1844.

Slawische Briefe.

Die slawische Bewegung, d. h. das Erwachen der verschiedenen slawischen Stämme zu größerer geistiger Thätigkeit ist, wie wir schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatten, immer noch im Fortschreiten, nimmt aber je nach Ländern und Verhältnissen ganz verschiedene Formen an, die nicht immer einen eigentlichen Commentar zulassen. Wir theilen darum aus den verschiedenen slawischen Zeitschriften, die uns zu Gebot stehen, Auszüge mit, und überlassen es den Lesern, sich selbst ihren Commentar zu machen. Daß der Ton nicht sehr freundlich, ja manchmal sehr feindlich gegen Deutschland und seine Bewohner ist, darf uns hiebei um so weniger irren, als von einer Befürchtung, daß das geistige Leben, was man unter den Slawen, namentlich in Böhmen, Mähren und Ungarn zu erwecken bestrebt ist, das Uebergewicht über die Geistescultur und Geistesthätigkeit Deutschlands erlange, nicht die Rede seyn kann. Mit so voller Ueberzeugung wir dieß auch aussprechen, so muß man sich doch auf der andern Seite wohl hüten, dieß geistige Leben zu gering anzuschlagen und seine Aeußerungen als unbedeutend zu verachten, denn die Bestrebungen sind nicht immer harmlos, und der Haß, den selbst wohlgesinnte Männer gegen Deutschland predigen, kann unter Umständen sehr schlimme Folgen nach sich ziehen. Wir halten es darum fürs Beste, sine ira et studio Auszüge aus slawischen Blättern zu machen, und dabei mißliebige Ausdrücke, wenn sie nicht etwas besonders bezeichnendes haben, eher zu unterdrücken als besonders herauszuheben. Das Nachstehende ist der ersten Nummer der böhmischen Kwety von diesem Jahr entnommen, und wir glauben dabei die Bemerkung anfügen zu müssen, daß dieß Blatt geneigt scheint, sich mehr und mehr zum Vorkämpfer des Slawenthums zu machen.

Die Slawen in Wien. — Literarische Thätigkeit der Slawen daselbst. — Magyarismus.

Wien ist ein wahres Babel; auf den Straßen, in den Hörsälen, in Kaffeehäusern hört man eine solche Mischung von verschiedenartigen Sprachen, daß man ein kleiner Mezzofanti seyn muß, um alles zu verstehen. Nach dem Deutschen ist die slawische Sprache ohne Widerspruch die allgemeinste. Für das Slawenthum ist Wien sehr wichtig, besonders wenn unsere Nationalität sich mit der Zeit aus der fremden Hülle schält, in welche die Geschichte sie in einer eigenthümlichen Ironie eingewickelt hat. In Wien kann seine neutrale Mitte seyn, hier ist der rechte Boden zum gegenseitigen Austausch, hier kann sich ein eigenthümliches, slawisches Leben entwickeln, wenn gleich seine Heimath nicht hier seyn kann. Wenn nur jeder Slawe von Hause einen genügenden Vorrath nationalen Gefühls, nationaler Denkungsart und nationalen Stolzes mit sich brächte, wenn er hier noch mehr dazu erweckt würde, so fände er Mittelpunkte und Austausch. Schauspiele, Zeitschriften, Universität, Bibliothek, welche Hülfsmittel könnten sie bieten! Eitle Wünsche! Wien zwar hat seinen Namen von den Slawen (Vindobona) und ein eigenes Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir uns erinnern, daß auf slawischem Boden, auf den Gräbern unserer Väter, ja mit unsern eigenen Kräften der Deutsche seine großen historischen und geistigen Bauten aufgeführt hat. Wie viele Slawen in Wien sich finden, sieht man gleich, wenn man durch die Straßen geht; welche Menge slawischer Namen in Aufschriften und Aushängeschildern! Wohin man blickt, glaubt man sich in einer Sprachenkatakombe zu befinden, denn solche Namen sind wie eine Grabschrift, weil allenthalben die slawischen Klänge und das slawische Geschlecht erstorben sind. Hast du etwas empfindliche patriotische Nerven und engherzige, grammatische Ansichten, so blicke nicht hin, du möchtest sonst einen Krampf bekommen beim Anblick dieser sprachlichen und orthographischen Ungeheuer. Dem Tschechen freilich passirt dieß nicht, denn er ist an solche schöne Dinge von Hause her gewöhnt und abgestumpft. Es ist wahrlich zum Lachen und zum Aergern. Da sind Magyaren, zum Theil mit erzdeutschen Namen, an denen auch nicht ein Jota finnisch zu finden ist, und doch sind sie nach magyarischer Orthographie geschrieben. Daran könnte der Tscheche sich ein Muster nehmen.

Daß indeß hier ein slawisches Leben sich kund gibt, ersieht man daraus, daß unsere Zeitschriften in vielen Kaffeehäusern

sich finden, daß viele Buchhändler unsere Bücher haben. Mancher wird hier ein Vaterlandsfreund, der es zu Hause nicht war, manche legen freilich auch bei den bekannten Fleischtöpfen Aegyptens diese Unart ab. — Die Muttergesellschaft in Agram läßt die Osmanide von Gundulic drucken und wird mit Herausgabe der berühmten Werke der ragusanischen Dichter fortfahren. Schade nur, daß diese Schätze so lange auf Befreiung warten müssen. Gaj schrieb eine Geschichte der Südslawen. Stanko Vraz bereitet seine Gedichte zum Druck vor. Wie ich höre, schreibt Konecny, Verfasser einer böhmischen Grammatik, an einem kleinen deutsch-böhmischen und böhmisch-deutschen Wörterbuch. W. Furch gibt das zweite Heft seiner Gedichte heraus. Terebelsky aus Mähren arbeitet an einer vergleichenden allgemein slawischen Sprachlehre. Koutecky gab „böhmische Klänge von der Donau" heraus. Prof. Hromadko trägt in diesem Jahre nicht bloß an der Universität, sondern auch an der polytechnischen Schule und im Josephinum böhmische Sprache vor. Es ist eine besondere Aufforderung zur Erlernung der böhmischen Sprache höhern Orts ausgegangen. Was die slowakische Zeitung betrifft, so ist sie noch keine Wirklichkeit. *) Es scheint sich indeß manches dort bedeutend zu regen, wie nie vorher. Wie tüchtig die Südslawen begonnen haben, ist ohnehin bekannt. Dort ist Leben! Wie kräftig die Magyaren hinsichtlich der Sprache auftreten, ersieht man aus den Zeitungen. In sechs Jahren soll alles magyarisirt seyn. Es ist schön, daß sie wenigstens noch diese Galgenfrist gewährt haben; noch besser ist es aber, daß sie die Welt gern überzeugen möchten, es geschehe den Slawen keine Gewalt, und nur wenige slowakische Pamphletisten machten so viel Lärm über die Sache. Indeß werden sie kaum ihr Ziel erreichen, denn es ist ein allgemeines Gesetz, daß entgegengesetzte Pole sich hervorrufen. Welche Gesinnung bei den Südslawen herrscht, hatte ich selbst Gelegenheit bei einigen hochgestellten Männern dieses Volks zu vernehmen.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Trajan soll die Stadt zuerst mit Mauern umgeben, dann sollen die umwohnenden Völker sie mehreremale zerstört haben. In den Zeiten der Normannen erduldete sie ebenfalls mannichfachen Glückswechsel; Otto unterwarf sie, 1213 ward sie von der Pest verheert; Manfred schenkte sie dem treuen Jordanus Lancia (1257) mit dem Titel einer Grafschaft; er besaß sie aber leider nur wenige Jahre. Ferdinand, 1461, beschenkte sie mit besonderen Privilegien, dann stritten Spanier, Franzosen und Deutsche um dieselbe; die Gonzagas jedoch besaßen sie über ein Jahrhundert. Giovinazzo ist die Vaterstadt des Matteo Spinello; vgl. Cesare Malpica „Il giardino d'Italia p. 139."

*) Die Slowaken schmeichelten sich mit der Erlaubniß in Pesth oder Preßburg eine Zeitung zur Vertheidigung ihrer Intressen in slowakischer, d. h. böhmischer Sprache herausgeben zu dürfen.

In Giovinazzo gibt es weder Alterthümer noch Kunst- und Architekturgegenstände des Mittelalters zu besichtigen, deßhalb besuchte ich mit desto größerer Sorgfalt das vortreffliche Ospizio, von Francesco I gegründet, welches seinen wohlthätigen Einfluß auf zwei Provinzen bis zum Capo di Leuca hin äußert und mit besonderer Liebe vom jetzigen König berücksichtigt wird, der die Verwaltung des großen, 458 Zöglinge zählenden Instituts sehr tüchtigen Männern, den HH. de Giorgio und Vincenzo Molo anvertraut hat. Am Eingange des großen, einst den Padri Predicatori gehörenden Gebäudes steht eine Schildwache mit Gewehr und Lederzeug, gebildet von den jungen Bewohnern selbst; mit freundlicher Höflichkeit ward ich von diesen an einen ältern Mann gewiesen, der mich durch das ganze Local führte. In verschiedenen Sälen werden hier theoretisch und praktisch Handwerker aller Art gebildet: Leinen-, Wollen- und Baumwollenweber, Schneider, Schmiede, Holzarbeiter, Schuster, Färber und Tuchwirker. Geschickte Lehrer leiten die Arbeiten, und man zeigte sogar ein hier fabricirtes, sehr künstlich componirtes Gewehr vor. Die Musik wird ganz besonders geübt, und man erzählte mir, daß die besten Musikbanden Apuliens, welche bei den zahlreichen Kirchenfesten und Feuerwerken reichlichen Erwerb finden, hier gebildet werden. Der Musiksaal ist sehr passend construirt. Ich ging von hier ins Magazin der verarbeiteten Gegenstände und freute mich über die geschmackvollen Teppiche, Leinen- und Wollenfabricate, sah dann die Schulanstalt, den Speisesaal, die reinlichen, luftigen Schlafzimmer und das kleine Hospital von fünfzig in verschiedene Räume vertheilten Betten, welchem ein Arzt mit mehrern Krankenwärtern vorgesetzt ist. Ueber den Thüren der verschiedenen Officinen stehen die Listen der innerhalb beschäftigten jungen Arbeiter, welche zu den Spiel- und Bewegungsstunden militärisch zusammen getrommelt, aufgerufen und commandirt werden. Einzelne unter ihnen, welche man namhaft machte, zeichneten sich sogar durch Talente in den bildenden Künsten aus, und mit Sorgfalt, Rücksicht und Wohlwollen war man bemüht auch ihnen fortzuhelfen. An dem Tage, wo ein junger Hospizbewohner das Haus verläßt, welches ihn vom Bettler zum nützlichen Mitgliede der Gesellschaft machte, ihn Jahre lang mit Wohlthaten überhäufte, und ihn vielleicht vor Gefängniß und Galeere schützte, empfängt er ein nicht ganz unbedeutendes Geldgeschenk und alle Geräthschaften, welche ihm zu einem selbständigen Etablissement nothwendig sind.

Ich will hier keineswegs mit hochtrabenden Worten die Verdienste Francesco's und Ferdinands II um so manche vortreffliche Landeseinrichtung preisen, wohl aber will ich schmähende und ungerechte Reisescribenten auf Giovinazzo und sein Hospiz aufmerksam machen, auf Giovinazzo, dessen Namen sie vielleicht nie gehört, wo sie nie gewesen, wohin sie im vielgereisten Uebermuth auch niemals reisen werden, und sie, also belehrt und zurecht gewiesen, zum Widerruf schiefer Urtheile auffordern.

Aus den Fenstern des Hospizes genießt man eine der freundlichsten Ansichten auf Giovinazzo; die Scene gehört

nicht zu den lärmenden, buntscheckigen und blendenden der Hauptstadt, wohl aber zu den friedlichen, bescheidenen und zum Herzen sprechenden. An dem schönen, mit Pinien reich gezierten Garten entlang, der hinten an das Hospiz angränzt, fuhr ich nun, von der geräuschvollen Landstraße am Meere abbiegend, in die stillen Oelwälder hinein, welche die Landschaft von Giovinazzo bis Bitonto bedecken. Mein Wägelchen schwankte freilich, vermöge der Schlaglöcher, welche diese wenig und nur von Oelkarren befahrene Nebenstraße darbot, gewaltig hin und her. Kutscher und Pferde mußten aufmerken und thätig seyn, dennoch aber entfaltete diese Gegend einen ganz eigenthümlichen, neuen Reiz für mich. In unzähligen Krümmungen schlängelt sich der sechs Miglien lange, schmale Fahrweg dahin. Obschon Oliven vorherrschen, deren uralte, knorrige Wurzelstämme oft sonderbare Formen bilden, so fehlt es doch nicht an großen Gärten von Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbaumen; die Strecken die mit Wein bepflanzt sind, werden von hohen Granat- und Feigenbäumen beschattet, so daß Grün in allen Abstufungen vorherrscht, vom Graugrün des Oelbaums bis zum saftvollen Schwarzgrün der Feigenblätter. Da weder Felsen noch Ortschaften hervortreten, da man auf ebenem, uraltem, jetzt aber sorgfältig cultivirtem und mit Gras, Getreide oder Frühlingsblumen bedecktem Meeresboden dahinfährt und der schmale Weg zwischen kräftigen Olivenstämmen jeden Fernblick vorwärts und seitwärts hemmt, so konnte sich nur eine einzige andere Farbe zum Grün gesellen: das Blau des Himmels, der in krystallähnlicher Klarheit sich über mir wölbte. Die sinkende Sonne warf hin und wieder ihre Strahlen in die lichteren Stellen des Fruchtwaldes und schattirte auf originelle Weise die saft- und kraftvolle grüne Fläche. Die Stille der ganzen Landschaft — kein Dorf liegt auf dem ganzen Wege — ward nur zweimal durch den Gesang einiger Arbeiter unterbrochen, welche bei einem Kalkstein- oder Gypsbruch beschäftigt waren, in der Nähe von Vertiefungen, welche deutliche Spuren alter Benutzung zu größeren Steinbauten, — vielleicht des Städtchens Natiolum oder Naetium, — zeigten. Sonst ertönten nur aus der Ferne die Glocken der Ziegen, die Klänge der Rohrpfeifen einzelner Hirten und das Gezwitscher unzähliger Vögel. Kurz vor Bitonto wird die Gegend lichter und bei einer Pyramide, welche nach allen vier Weltgegenden hin in schwülstigen lateinischen Phrasen den bekannten Sieg der Spanier über die Deutschen (25 Mai 1734) ausposaunt (Devictis justo bello Germanis!), erblickt man zuerst die freundliche, wohlhabende Stadt. Die Hoffnung auf eine archäologische und historische Ausbeute bewog mich hier zu übernachten, obschon ich das nur 9 Miglien entfernte Bari noch recht gut hätte erreichen können. Der erste Gasthof von Bitonto, welches 19,665 Einwohner zählt, ist eine schmutzige Fuhrmannskneipe voll Ungeziefer und ich sah mich gegen meine Gewohnheit genöthigt, vermittelst einer meiner vielen Schutz- und Empfehlungsbriefe ein reinlicheres Unterkommen zu suchen; zu meinem Erstaunen ward mir jedoch der Bescheid, daß jenes Albergo das Beste darbiete, was die Stadt und die Gastfreundschaft liefern könne. Ich wollte meine Zeit nicht mit langen Untersuchungen verlieren, beauftragte meinen Bedienten mit der Reinigung meines Stalles und der Bereitung eines frugalen Abendessens, begab mich auf die Wanderschaft in und um Bitonto und war bei meiner Rückkehr nicht wenig überrascht, als mir der Wirth seinen Stallknecht unter dem Titel eines so eben angekommenen Fremden, der das zweite Bett in meinem Schlafraume zu occupiren wünsche, vorstellte. Diese Speculation, mich ein zweites Bett, ohne es zu nutzen, zahlen zu machen, belustigte mich ungemein und ich erklärte dem Wirthe zu seinem größten Erstaunen, daß mir diese Gesellschaft — da ich des Nachts ohnedieß mich fürchte allein zu schlafen — überaus willkommen sey. Er wußte nichts zu antworten, schüttelte den Kopf, äußerte gegen meinen Bedienten, ich müsse wohl schon sehr lange in Italien umhergereist seyn, und entschuldigte beim Abendessen sehr höflich den sogenannten fremden Herrn, der es vorgezogen, gleich mir ein Zimmer allein zu nehmen. Ohne Gesellschaft blieb ich nun freilich die Nacht dennoch nicht, denn Millionen Flöhe, — einige Wanzen gaben die Touren an, — führten einen überaus muntern Contretanz auf meinem Körper auf. Ein Oellämpchen, welches ich, nach griechischer Sitte, zu ihrem Verderben als festliche Tanzillumination unter mein Bett gestellt hatte, zeigte mir am andern Morgen Hunderte von schwarzen Leichen, welche den Todessprung in das verführerische Flämmchen gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Sitten und Gebräuche der Mekkaer.

(Schluß).

Die Kleidung der höhern Classen besteht aus einem Benisch oder Ueberrock und einem Dschubbe oder Unterrock von Tuch, wie sie in allen Theilen der Türkei getragen werden. Ein glänzend seidener langer Rock, gebunden mit einem dünnen Kaschmirgürtel, ein weißer Musselinturban und gelbe Pantoffeln machen den Rest der Kleidung aus; im hohen Sommer tragen sie statt des tuchenen Benisch einen von sehr leichtem Seidenstoff von indischer Manufactur. Die höhern und höchsten Classen, welche in ihrer Kleidung die türkische Mode nachahmen, tragen unter dem Turban rothe tunesische Kappen; die Elegants und Dandies haben Käppchen von feiner Leinwand, reich mit Seide gestickt, die kunstreiche Arbeit der Mekkaerinnen und ein gewöhnliches Geschenk der Frauen an ihre Liebhaber; manchmal sind auf denselben in großen Buchstaben Sprüche aus dem Koran gestickt.

Die langen Gewänder wohlgekleideter Leute des Mittelstandes sind gewöhnlich von weißem, indischem Musselin; sie werden Beden genannt, sind ohne Aermel und sehr kühl. Ueber den Beden wird ein Dschubbe von leichtem Tuch oder indischem Seidenzeug getragen, den die Männer bei großer Hitze über die Schultern werfen. Die Hemden sind von indischer Seide, oder ägyptischer oder anatolischer Leinwand, und so fein, als sie der Besitzer bezahlen kann.

Die untern und mittlern Classen tragen statt der Schuhe Sandalen, ein in diesem heißen Klima sehr zuträglicher Brauch, da sie den Füßen Kühlung gewähren; die besten Sandalen kommen von Yemen, wo alle Arten von Ledermanufacturen blühen.

Im hohen Sommer tragen viele die bloße Mütze ohne den Turban; der gewöhnliche Turban besteht aus indischem Cambrik oder Musselin, welchen jede Classe auf eine eigene Art um den Kopf schlägt. Die, welche sich Ulemas oder Gelehrte nennen, lassen das Ende in einem schmalen Streif bis auf die Mitte ihrer Wangen herabfallen. Die Mekkaer sind reinlicher in ihren Kleidern als irgend ein anderes orientalisches Volk, das ich sah. Da weißes Nesseltuch oder weißer Cambrik den Haupttheil ihrer Kleidung ausmacht, müssen sie häufig gewaschen werden, und dieß geschieht regelmäßig, so daß selbst die Aermsten darauf bedacht sind, ihre Wäsche wenigstens einmal in der Woche zu wechseln; die höhern und mittlern Classen wechseln sie weit öfter. Der Reiche trägt jeden Tag ein anderes Kleid, und es ist nicht ungewöhnlich, daß viele deren dreißig oder vierzig besitzen. Das Volk von Hedschas hat an den Kleidern weit mehr Vergnügen als die nördlichen Mohammedaner, und der Verdienst der untern Stände wird meistentheils auf Kleider verwendet. Wenn ein Mekkaer aus seiner Bude oder nach einem kurzen Gang in der Stadt nach Hause kommt, kleidet er sich augenblicklich um, hängt seine Kleider über einen Riemen, der durch seine Wohnstube gezogen ist, nimmt den Turban ab, wechselt sein Hemd und dann setzt er sich auf seinen Teppich, nachdem er sein Haupt mit einer dünnen Untermütze bedeckt hat. In diesem Hauskleide nimmt er Besuche an, und wenn man einen Mekkaer zeichnen wollte, müßte er dargestellt werden, wie er in der Nähe eines offenen vergitterten Fensters in seinem Hauskleide sitzt, in der einen Hand eine Art Fächer, der aus Stücken von Dattelblättern gemacht ist, mit dem er die Fliegen verjagt, und in der andern Hand das lange Rohr seiner persischen Pfeife.

An Festtagen zeigen sie ihre Liebe zu Kleiderputz auf eine auffallende Weise; jedermann, der Reichste wie der Aermste, muß dann ganz neu gekleidet seyn, und wenn er es nicht erschwingen kann, eine neue Kleidung zu kaufen, miethet er eine von den Verkäufern auf zwei oder drei Tage. Bei solchen Gelegenheiten werden oft mehr als 100 Piaster für Miethe ausgegeben. An hohen Festtagen ist niemand mit einer seinem Stande angemessenen Kleidung zufrieden, sondern eignet sich die des Standes über ihm an. Die gemeinen Schuppenbesitzer, welche das ganze Jahr hindurch in ihrem kurzen Rock mit einer Serviette um die Lenden herumgehen, erscheinen in einem blaßrothen, mit Atlaß besetzten Benisch, einem goldgestickten Turban, einem reichen seidenen Gürtel mit Silberdrath gestickt und einem krummen Messer mit einem Griff von Elfenbein, welches in ihrem Gürtel steckt; die Scheide ist ebenfalls mit Zierrathen bedeckt. An Festtagen sind die Kinder auf dieselbe verschwenderische Weise gekleidet, und eine Person würde sich eher Dieb schelten lassen, als daß sie erlaubte, daß einer von gleichem Range sie an Putz überträfe. Im allgemeinen werden flimmernde Farben vorgezogen, und die Farbe des Ueberrocks muß immer im Contrast mit dem Unterkleid seyn. Jeder Mekkaer von Vermögen hat ein Sortiment von Turbanen und Kaschmirshawls in seiner Garderobe. Nach dem Feste wird die feine Kleidung bei Seite gelegt, und jeder kehrt zu seinem gewohnten Zustande und zu seinen Werktagskleidern zurück. Jeder erwachsene Mekkaer trägt einen langen Stock, und ein Ulemu wird nie ohne seinen Stock gesehen.

Die Frauen von Mekka und Dschidda kleiden sich in indische Seidenröcke und sehr lange bis an die Knöchel reichende blaugestreifte Beinkleider, die unten mit Silberfäden gestickt sind; überdieß tragen sie einen weiten Rock, Habra genannt, von schwarzem Seidenzeug oder einen blau- und weißgestreiften seidenen Mellaye von indischer Manufactur. Das Antlitz wird durch einen weißen oder hellblauen Schleier verborgen. Der Kopfputz ist weniger mit Goldmünzen, Perlen und Juwelen geziert, als der der Frauen Aegyptens und Syriens; viele tragen goldene Hals- und Armbänder und silberne Ringe um die Knöchel; auch sieht man sehr häufig Bracelets von Horn, Glas oder Bernstein.

Die Kinder zu Mekka werden von ihren Eltern nicht so verdorben, wie die in andern Städten des Orients; sobald sie sicher allein gehen können, wird ihnen erlaubt, auf der Straße vor dem Hause, mit einem leichten Kleidchen bedeckt oder fast halb nackend, zu spielen. Daher sind sie wahrscheinlich stärker und gesünder als die eingebundenen, verhätschelten Kinder in Syrien und Aegypten, von denen man oft in Wahrheit sagen kann, daß sie zu Tode gepflegt und gewartet werden.

Es gibt zu Mekka wenige Familien von mäßigem Vermögen, die nicht Sklaven halten. Mohammed fand den afrikanischen Sklavenhandel in Arabien so fest eingewurzelt, daß er keinen Versuch machte, ihn aufzuheben, und so hat er diesen Handel mit allen Grausamkeiten, die ihn begleiten, noch neben denen, welche der Verbreitung des Islam folgten, bestätigt und durch ganz Nordafrika ausgebreitet. Das männliche und weibliche Gesinde sind Neger oder Nubas (Nubier), die gewöhnlich von Suakem gebracht werden; die Concubinen sind stets abyssinische Sklavinnen. Kein reicher Mekkaer zieht den Hausfrieden der Befriedigung seiner Leidenschaften vor; alle halten neben ihren gesetzlichen Weibern noch Maitressen, aber wenn eine Sklavin ein Kind geboren hat, heirathet sie der Herr gewöhnlich; thut er es nicht, wird er von der Gemeinde getadelt. Das Halten abyssinischer Concubinen wird immer herrschender; viele Mekkaer und Dschiddaer haben keine andern als abyssinische Frauen, indem die Araberinnen mehr Aufwand machen und weniger geneigt sind, dem Willen des Gatten zu gehorchen. Dasselbe pflegen viele Ausländer zu thun, welche sich nur kurze Zeit im Hedschas aufhalten. Bei ihrer Ankunft kaufen sie eine Gefährtin mit der Absicht, sie bei der Abreise wieder zu verkaufen, aber manchmal wird ihr Aufenthalt verlängert, die Sklavin gebärt Kinder, der Herr heirathet sie und wird in der Stadt eingebürgert. Es gibt sehr wenige Männer, die unverheirathet oder ohne Sklavinnen sind. Dieß ist im ganzen Orient der Fall und nirgends mehr als in Mekka. Die Mischung mit abyssinischem Blut hat ohne Zweifel den Mekkaern die gelbe Farbe der Haut gegeben, welche sie von den Eingebornen der Wüste unterscheidet.

Ueber das Eis in der Südsee. In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften am 2 Jan. theilt Hr. Hombron eine „topographische Uebersicht über die Länder und Eismassen in dem Südpolarmeere" mit, worin er durch eine große Menge Beobachtungen zu beweisen sucht, daß die allgemeine Gestaltung der Südpolarländer zwei aus- und zwei einspringende Winkel darbiete, welche die ganze Ausdehnung umfassen. Immer war es im Hintergrund der einspringenden Winkel, daß die Versuche, die höchsten Breitengrade zu erreichen, am meisten Erfolg hatten, wie aus der Uebersicht der um den Südpol ausgeführten Reise hervorgeht. Das auffallendste ist die Aehnlichkeit der Hindernisse, auf welche man stieß, und der in denselben Seestrichen erhaltenen Resultate. Es möchte schwer seyn, aus den bisherigen Thatsachen den Beweis zu ziehen, daß die Stellung des Eises gegen den Südpol hin dem Wechsel unterworfen sey. (Echo du Monde Savant 1844, Nr. 2.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1844.

Afghanistan.

Seit die Engländer dieß Land geräumt haben, sind nur sehr vereinzelte, verworrene Nachrichten oder vielmehr Gerüchte über Indien zu uns gedrungen, und so gut auch die englische Regierung durch ihren Gesandten in Persien von der Lage der Sachen unterrichtet seyn mag, so wenig bringt in das Publicum und in die Journale. Es ist indeß nicht ohne Interesse, wieder einmal einen Blick auf jene Länder zu richten, in denen augenscheinlich die Bewegungen, welche der Besetzung des Landes durch die Engländer vorangingen und dieselbe veranlaßten, aufs neue begonnen haben. Wenn die angloindischen Blätter mit einer gewissen Schadenfreude berichten, daß Dost Mohammed sich noch immer nicht recht im Lande festgesetzt habe, daß er wahrscheinlich mit seinem Sohne Mohammed Akbar Chan selbst zerfallen sey, daß in Candahar dieselbe üble Wirthschaft wie vor der englischen Besetzung herrsche, so zeigen sie deutlich, daß sie weder den Vortheil Britisch-Indiens, noch die Lage der Dinge in Afghanistan sonderlich richtig beurtheilen, denn eine möglichst kräftige und gesicherte Herrschaft Dost Mohammeds wäre für Britisch-Indien weit das Zuträglichste, indem dadurch persischem und russischem Einfluß in diesem Lande am sichersten gesteuert würde. Die angloindischen Blätter skandalisiren sich, daß Akbar Chan zum Haupt der östlichen Gebirgsstämme ernannt wurde, was vermuthlich nur der Vorläufer eines Angriffs auf Peschawer seyn werde, allein man darf nicht vergessen, daß die Gewalthaber in Afghanistan nach dem Besitz von Peschawer streben müssen, um den durch Randschit Singhs Eroberungen aufgestachelten fanatischen Geist zu befriedigen, und zudem sind sämmtliche dortige Gebirgsstämme in solcher Aufregung, daß sie, wenn Dost Mohammed und sein Sohn die Leitung des Kampfes nicht übernehmen, solchen selbst ausführen, und dann ist Dost Mohammeds Familie verloren. Häuptlinge, die mit den Engländern selbst während ihres Aufenthalts in Afghanistan in der engsten Verbindung standen, *) und sonach mit Dost Mohammed nicht in gutem Vernehmen stehen können, haben bereits Anstalt gemacht sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Dost Mohammed ist um so mehr genöthigt die Blicke auf Peschawer zu werfen, da die Regierung in Lahore Willens scheint, einen Sohn Schah Schudschas zu unterstützen, und ihn als Vasallen in Peschawer einzusetzen.

Man kann also wohl sagen, ein Angriff Dost Mohammeds auf Peschawer sey eine Sache, nicht der Wahl, sondern der Nothwendigkeit. Dabei ist aber noch zu bemerken, daß auch alle künftigen Aussichten seiner Familie daran hängen. Man hat immer gesagt, und Burnes hat den Satz auch ziemlich bewiesen, daß eine afghanische Monarchie nur durch den Besitz von Peschawer und Kaschmir möglich sey. Der Grund ist einleuchtend: von den rohen, sich ziemlich republicanisch regierenden Stammen ist wenig Geld zu erheben und wenig Unterwürfigkeit zu erwarten, wenn man nicht durch überlegene Macht ihnen imponirt; diese überlegene Macht ist aber nur durch gut bezahlte stehende Truppen zu erlangen, und um das nöthige Geld sich zu verschaffen, muß man Handelsstädte, wie Peschawer, und unterwürfige Provinzen wie Kaschmir haben. Hier aber stößt Dost Mohammed nicht nur mit dem jetzt zerrissenen Sikhstaat, sondern mit dem angloindischen Reich zusammen, das sich schon als den Erben des letztern betrachtet, und namentlich eine so wichtige Provinz wie Kaschmir sich nicht entreißen lassen wird. Ohne Peschawer und Kaschmir aber wird Dost Mohammed und seine Familie niemals eine gesicherte Herrschaft in Afghanistan erringen, und sie werden höchstens die Häupter einer sehr turbulenten Aristokratie werden. Von größern Unternehmungen, von Machtentfaltung nach irgend einer Seite hin kann dann ohnehin nicht die Rede seyn, und damit eben ist den Planen Persiens und Rußlands am besten gedient. England arbeitet also, wenn es Peschawer und Kaschmir nicht in die Hände Dost Mohammeds fallen läßt, seinem eigenen Interesse entgegen.

Eine Machtentfaltung Afghanistans gegen Norden und gegen Westen wäre für dieß Land selbst, wie für Indien, in hohem Grade nützlich und nothwendig. Buchara hat angefangen seine Macht auszubreiten, hat im Norden den Staat

*) Namentlich Thara Baz Chan, Häuptling von Lalpura, oberhalb des Kheiberpasses.

Kokand sich einverleibt, und ist beschäftigt die kleinen Turkomanenstaaten südlich vom Oxus bis an den Hindukusch hin zu unterwerfen. Diese Häuptlinge, früher dem Duranireich unterworfen, haben sich wiederum an Dost Mohammed gewandt und ihn um Hülfe gegen Buchara gebeten; ob er sie leisten, und die Ausdehnung der bucharischen Herrschaft bis an den Hindukusch hin verhindern wird, steht dahin. Inzwischen behandelt ihn Buchara feindlich, und hat durch allerlei ausgestreute Gerüchte, daß er die Karawanen ausplündere, den Zug derselben über Cabul gehindert, und somit Dost Mohammeds Einkommen sehr geschmälert. Letzterer hat sich deßhalb veranlaßt gesehen, eigenhändig an die bedeutendsten Kaufleute nach Buchara zu schreiben, und sie zu fragen, weßhalb sie nicht mehr den Weg über Cabul einschlügen; sie ertheilten ihm die Antwort, daß sie von ihm ausgeplündert zu werden fürchteten. Gelingt es Dost Mahammed nicht, den unterbrochenen Karawanenzug wieder über Cabul zu leiten, so steigt seine Schwäche und Hülflosigkeit, Buchara wird Herr bis an den Hindukusch, und seine Turkomanenschaaren können sich bewogen finden, einmal wieder den Weg über den Hindukusch nach Indien zu suchen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Afghanen Sunniten sind, und den Fürsten von Buchara gewissermaßen als ihr geistliches Oberhaupt betrachten, so daß es gar nicht unmöglich wäre, daß Dost Mohammed selbst in eine Art Vasallenverhältniß zu Buchara käme.*)

Nicht besser als im Norden sieht es im Westen gegen Persien hin aus. Yar Mohammed in Herat, der seinen Herrn Kamran Schah wahrscheinlich entthronte und ermordete, hat, wie die angloindischen Blätter wissen wollen, dem König von Persien gestattet, in Herat Münzen zu schlagen, d. h. er hat seine Oberherrlichkeit anerkannt, ein sicherer Beweis, daß er nicht mit afghanischer Hülfe gegen Persien sich behaupten zu können glaubt. Andere Blätter wollen sogar wissen, er habe den König von Persien angegangen, Herat mit einem Truppencorps zu besetzen, und der persische Minister habe ihm geantwortet, dieß soll demnächst geschehen, und dann auch in Uebereinkunft mit den Sirdars von Candahar diese Stadt besetzt werden, zu welchem Ende Yar Mohammed dafür sorgen solle daß eine hinreichende Menge Korn in Herat sich finde, um die Truppen zu versorgen. Somit würde von Persien gegenwärtig wieder derselbe Weg eingeschlagen, wie im J. 1837, und dießmal wäre von Seiten der Engländer kein Widerstand in Herat zu besorgen.

Daß man im Orient der Meinung ist, England müsse gegen die persischen Plane einschreiten, zeigt sich aus dem Umstande, daß die politischen Flüchtlinge aus Persien sich nach Indien wenden, und von der indischen Regierung Unterstützung hoffen. Nicht bloß ein Sohn Kamran Schahs ist daselbst eingetroffen, sondern auch ein gewisser Aga Chan, früher Gouverneur von Kerman und ein Schwiegersohn Feth Ali Schahs. Er soll das geistliche Haupt der Secte der Ismaeliten seyn und in Südpersien großen Einfluß ausüben, den er wahrscheinlich dazu anwandte, der Turkomanenherrschaft entgegenzuarbeiten. Wie die englische Regierung diese Flüchtlinge aufnahm, wird nicht gemeldet, jedenfalls aber möchte der Beistand derselben zu schwach seyn, um dem Vordringen des von Rußland geleiteten Persien entgegenzuarbeiten. Dazu wäre Dost Mohammed als Haupt von Afghanistan und mit englischer Hülfe der Mann gewesen, wie aber jetzt die Sachen stehen, möchte eine Verbindung Dost Mohammeds mit England, die im J. 1838 leicht gewesen wäre, nach allem was vorgefallen, kaum mehr ausführbar seyn.

*) Es ist auffallend, daß man gegenwärtig in Afghanistan Dost Mohammed nicht mehr wie früher Emir nennt, womit man in jenen Ländern den Begriff eines unabhängigen Fürsten verbindet, sondern Sirdar, der in Persien gewöhnliche Ausdruck für Gouverneur, Vicekönig.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bitonto wird bei den Alten Bituntum, Botuntum, auch Bobruntum, Botruntus genannt. Vgl. Volaterrano, Razzano und Leandro Alberti; die beiden letzteren schreiben Botuntum und erinnern an Bonumtutum, mit Beziehung auf die schöne wohlhabende Stadt, die überaus fruchtbaren Ländereien, das gesunde Klima, die erfrischende vortheilhafte Nähe des Meers u. s. w. Martial erwähnt in seinen Epigrammen zweimal der Stadt; 2, 48 und 4, 55. Ughelli in seiner „Italia Sacra," Marino Freccia: „de Subfeudis, etc." und der Mönch von Montecassino, Angelo Sangrini, loben und preisen sie nicht minder; letzterer dichtet von ihr:

„Clara et heroum generosa divum
„Urbs olivetis decorata laetis
„Vineis cincta et bonitate agrorum
Cultu et aquarum."

Noch jetzt gibt es Einwohner, welche ihre Vaterstadt Bitonto das apulische Athen nennen — mit dem modernen Athen ist der Vergleich keineswegs unrichtig und unbescheiden — und da wird dann auch, auf Münzen gestützt, die Behauptung geltend gemacht, die Stadt sey wahrhaft athieniensischen Ursprungs. Die gefundenen Münzen stellen nämlich einen behelmten Kopf der Pallas dar, oder eine Kornähre, oder eine Eule, oder Pallas im Waffenschmuck, oder eine Eule auf einem Oelzweige u. s. w. Dabei findet sich die Legende: *BYTONTINΩN*. — Mazzochi leitet den Namen aus dem Hebräischen ab und verlegt die Stadt an das Meeresufer, weil auf einer Münze ein Krebs mit der angeführten Legende vorkommt. Er irrt gewiß; Plinius 3, 11 und Frontin, „de coloniis" p. 127 widersprechen ihm; ersterer nennt die Einwohner Butuntinenses und Frontin spricht von einem Agrum Butuntinum. Rings um Bitonto finden sich Thäler und Vertiefungen, welche einst Flüsse und kleine Landseen einschließen konnten und so brauchte Mazzochi sich wegen des Krebses wahrlich nicht mit der ganzen Stadt bis ans Meer

zu verlaufen. Das Castell und ein Theil der Mauern mit Befestigungswerken scheinen sehr alt, ein Theil der Fundamente des Castells ist gewiß römische Architektur, doch fällt es auf, daß unter Carl von Anjou, wo fast allen Castellen Castellane, Krieger, Diener u. s. w. zuertheilt werden, des hiesigen keine Erwähnung geschieht. 975 nahmen die Saracenen die Stadt ein und verwüsteten das Land; in dem Katalog der Barone, welcher unter Wilhelm dem Guten verfertigt und von Borelli herausgegeben wurde, finden wir die Namen mancher Besitzer von Ländereien um Bitonto herum z. B. Boemondo di Cagnano, Ugone di Altavilla, Guglielmo Razollese, Ferrazzano Venusio, Crispino di Gravina u. s. w. Ferdinand I, der Katholische, schenkte die Stadt, nebst vielen anderen Ortschaften, dem Gonzalvo Ferdinando Cordova, Gran Capitano genannt, im Jahre 1507. Im Jahre 1734 siegten hier die Spanier unter dem Duca di Montemar über die Deutschen. Ueber diese Schlacht vergleiche man den Brief, den der General selbst an Monsignore Ratta schrieb und welchen der neapolitanische Rechtsgelehrte Giuseppe Senatore in s. *Giornale storico. Part. I. p.* 125 abdrucken ließ.

Das heutige Bitonto theilt sich ebenfalls in eine Alt- und Neustadt. Erstere hat sehr enge Gassen, von denen ein alter neapolitanischer Reisebeschreiber sagt, „daß sie dem Fremden Seufzer abzwingen und ihn in eine bittere melancholische Stimmung versetzen.“ Manche Gebäude scheinen sehr alt, mittelalterlicher Baustyl tritt häufig hervor. Die Kathedrale ist ein schönes, reich verziertes Gebäude, an welchem saracenische Ornamente wie gewöhnlich in diesen Gegenden, mit den gothischen und byzantinischen gemischt erscheinen. Es wäre sehr zu wünschen, daß alle die schönen mittelalterlichen Kirchen und Monumente dieser Provinzen endlich einmal ausführlich und gründlich beschrieben würden; in dem neuen Handbuche der Kunstgeschichte von Dr. F. Kugler, Stuttgart 1842, ist auch nicht eine einzige von den vielen Kirchen namhaft gemacht und wenn in diesem Werke p. 497 von den „Thüren in dem Heiligthum auf dem Berge Gargano,“ die Rede ist, so erlaube ich mir die Bitte um nähere Bezeichnung dieses „Heiligthums“ und um bestimmtere Angabe des Berges Gargano, denn Monte Gargano (Provinz Capitanata) ist ein großes Gebirge, welches aus tausend einzelnen Bergen besteht.

Andere Kirchen Bitonto's tragen ebenfalls mittelalterliche Verzierungen, stehen jedoch alle denen der schönen Kathedrale bei weitem nach. Giulio Medici (Clemens VII) und Alessandro Farnese (Paul III) standen einst an der Spitze der Geistlichkeit dieser Kathedrale von Bitonto, nebst vielen historisch berühmt gewordenen Männern z. B. Cornelius Musso, G. Ursini, F. G. Pantalerio u. a. m. Hier blühte einst die sogenannte *Accademia degl' Infiammati* und ein zahlreicher gebildeter Adel wählte von jeher diese Stadt zu seinem Lieblingssitze. Ihr Wappen zeigte zwei Löwen und einen Oelbaum mit der Umschrift: *„Ad pacem promptum designat oliva Bitontum.“* — Eine Inschrift aus der Zeit der Normannen in einem Winkel der Stadtmauer, in der Nähe des Gartens der Teatiner, enthält unter mehreren die Worte: *„Pacis honore et belli gloria florentem Botuntum undique bonum, cui merito in Oliva et leonibus gloria“* u. s. w. Vier, den vier Himmelsgegenden zugewendete Thore zieren die Stadt. Unter den neueren Gebäuden wird in sehr kurzer Zeit das großartige Orfanotrofio (Waisenhaus) den ersten Rang einnehmen. Es ist für die Waisen der beiden Provinzen di Bari und d'Otranto bestimmt. Ein altes überflüssig gewordenes Klarissenkloster wird zu diesem edlen Zwecke verwendet. In den großen schönen Räumen wird thätig gearbeitet und man hielt die Vollendung des Ganzen für nicht sehr fern. Außerdem soll ein großes sogenanntes „Procotrofio“ für hülflose Bettler errichtet werden und an noch anderen Wohlthätigkeitsanstalten ist kein Mangel vorhanden. Auch die Schulen werden gut verwaltet und fleißig besucht; erst ganz kürzlich eröffneten die Canonici Lateranensi eine Lehranstalt, wo gegenwärtig 18 Schüler von 6 sogenannten Professoren unterrichtet werden. Vgl. Onofrio Bonghis Bericht des Jahres 1842. Bari. Ein Maler Rossi aus Bitonto hat viele Kirchen, Klöster und Capellen seiner Vaterstadt mit Gemälden versorgt; seine besseren Werke finden sich in einem anmuthig gelegenen Kloster, eine Viertelstunde vor der Stadt, an der alten Landstraße nach Bari.

Bevor ich mich von Bitonto trennte, bestieg ich den höchsten Thurm des Castells, welches gegenwärtig zum Theil dem Herrn Ravanas als Oelmagazin überlassen ist. Die Sonne war eben aus dem Meere emporgestiegen, dennoch die ganze Landschaft ohne Nebel. Wohin das Auge blickte, erschienen die unermeßlichen Oelwälder, nur hin und wieder durch Weinpflanzungen und Gärten von Obstbäumen unterbrochen; aus diesem grünen Meer ragten unzählige Städte hervor, z. B. Palo, Bitetto, Modugno, Terlizzi, Ruvo, Grumo, S. Nicandro u. s. w. Bari erschien hell und klar mit dem schönen blauen Meer dahinter. Der Umfang des alten Bitonto trat sehr deutlich hervor, man sah wie nach und nach die Stadt zu eng geworden und sich vor den Thoren ausgebreitet hatte. Anmuthige Hügel an der Ostseite von Thalern durchschnitten, in denen einst Bäche dem adriatischen Meer zueilten, waren mit weißen Landhäusern bedeckt, Höhen und Vertiefungen mit sorgfältiger Auswahl cultivirt, Basilicata's Gebirge begränzten nach Süden hin den Horizont.

Im Begriff abzureisen, bat mich mein Führer, den ich für einen wohlhabenden Bürger gehalten, um Erlaubniß, mir etwas ins Geheim sagen zu dürfen: ich ging mit ihm in den Stall des Wirthshauses und er sprach mich, zu meinem größten Erstaunen, um eine kleine Gabe für seine hungernde Familie an. Dieser Mann besaß einen Schatz von Kenntnissen, war sehr anständig gekleidet und ward von jedem Bürger mit Achtung gegrüßt; er hatte Abends vorher um die „Erlaubniß und die Ehre“ gebeten meinen Führer abgeben zu dürfen. Er empfing natürlich ein kleines Geschenk, ich sah aber aus seinen Mienen, daß er ein viel größeres erwartet hatte und nur seine Bitte bereue.

Unter mannichfachen Betrachtungen über diesen Vorfall in dem reichen, nobeln Bitonto kam ich nach Palo, mit

7799 Einwohnern, ebenfalls mitten in Frucht- und Olivengärten gelegen. Eine neue Landstraße führt von Bitonto nach Palo, Bitetto, Modugno und Bari. Alle diese kleinern Städte haben große schöne Kirchen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert. Der Wein von Palo ist sehr berühmt und der Principe della Rocca-Filomarino, dessen Villa den schönsten Punkt der Umgegend krönt, hat große Besitzungen in der Umgegend. Bitetto soll im 9ten Jahrhundert gebaut seyn. Die Saracenen zerstörten mehreremale die Stadt, dann Wilhelm der Böse und endlich Kaiser Conrad, weil sie 1251 zu Innocenz IV übergegangen. Unter den Anjous erholte sie sich wieder; 1503 ward sie durch eine ansteckende Krankheit der Hälfte ihrer Einwohner beraubt, späterhin unzähligemale gekauft und wiederum verkauft, sie zählt jetzt 4775 Einwohner. In Modugno hat die große Oelfabrik des Franzosen Ravanas neues Leben hervorgerufen; sie befindet sich in einem vormaligen Kloster vor der Stadt, auf dem Wege nach Bari und verdient mit Aufmerksamkeit besucht zu werden; in wenigen Jahren ist es dem Hrn. Ravanas gelungen, das apulische Oel so zu verfeinern, daß es jetzt mit dem der Provence wetteifern kann. Bei allem Reichthum an Oel und Wein leidet Modugno mit fast 8000 Einwohnern den größten Mangel an Wasser, welches hier, wie in Bari und anderen Orten, nur käuflich zu erhalten ist. Die Kirche von Modugno ist in schönem Styl erbaut. Friedrich II schenkte die Stadt Modugno der Kirche von Bari, eine bei seinem Widerwillen gegen die Barenser auffallende Handlung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unterdrückung der nestorianischen Christen.

Das Athenäum vom 6 Jan. enthält eine Zuschrift Dr. Grants, dessen wir schon vor mehreren Jahren als eines ärztlichen Mitgliedes der amerikanischen Mission in Kurdistan gedacht haben, über die zuerst durch das Journal des Débats vom 8 Sept. v. J. verbreitete Nachricht, daß „die religiösen Streitigkeiten der Amerikaner, der englischen Puseyiten und der französischen Katholiken“ Ursache an diesem Unheil gewesen seyen. Hr. Dr. Grant stellt dieß geradezu in Abrede, und sagt, daß sie, die Amerikaner, mit den Mitgliedern der katholischen Mission in den freundlichsten Beziehungen gestanden, und wenn dieß mit den Puseyiten nicht in dem Maaße der Fall gewesen, so liege die Schuld an dem persönlichen Charakter derselben, auf keinen Fall aber habe das schlechte Einvernehmen mit den Puseyiten Einfluß auf die Unfälle der Nestorianer. Nach diesen Vorbemerkungen führen wir die eigenen Worte des Verfassers an:

„Ich kann vielleicht der Sache nicht besser Genüge thun, als wenn ich den Anfang und die Fortschritte der Feindseligkeiten, welche zu den neuerlichen Unfällen dieses unglücklichen Volks führten, in Kürze schildere. Das Schlagwort des Moslem ist „den Koran, Tribut oder das Schwert,“ und somit kann man wohl annehmen, daß die Existenz eines unabhängigen Christenvolks, das sich mitten im Reich des Propheten selbst 12½ Jahrhundert lang glücklich der Anwendung dieses Spruchs erwehrte, ein Schimpf in den Augen der Gläubigen war, den sie stets gern abgewaschen hätten. Dieß war aber schwierig, da die Nestorianer durch einen doppelten Wall fast ungangbarer Berge und ununterjochter Kurdenstämme vertheidigt waren, die unter sich selbst zu uneinig waren, um die Bezwingung ihrer nestorianischen Nachbarn zu versuchen. Endlich wurden durch die von dem verstorbenen Reschid Pascha angerathene und streng durchgeführte Politik die Kurden so weit bezwungen, daß man Hoffnung hatte, sie zur Bezwingung der Bergnestorianer benützen zu können, und bei meinem ersten Besuch in Mossul fand ich den Pascha, der unbestrittenen Besitz des Berglandes bis an die Gränze der Nestorianer erlangt, eifrig beschäftigt einen Kriegszug gegen sie vorzubereiten. Schon im Herbst desselben Jahres, während ich mich unter den Nestorianern befand, fielen einige Feindseligkeiten vor. Als ich im Frühjahr 1840 nach Dschulamerk zurückkehrte, hatte der Häuptling der Hakary-Kurden Nurullah Bey mit dem Pascha von Erzerum einen Bund geschlossen, dessen Hauptzweck die Unterjochung der unabhängigen Nestorianer war. Auf meiner Reise nach Konstantinopel traf ich diesen Häuptling bei dem Pascha von Wan, welcher dem von Erzerum untergeordnet ist und an die Stelle des alten Pascha hergesendet worden war, um den Plan gegen die Nestorianer auszuführen, aus dem er kein Geheimniß machte. Zu gleicher Zeit war der Pascha von Mossul nach Amadiah, 12 Stunden von Zizary, gezogen, in der Absicht, gegen die Nestorianer auszurücken, und Hr. Ainsworth schrieb (s. Journal der geographischen Gesellschaft Vol. XI. p. 32) an demselben Tage, wo ich Wan verließ, aus Amadiah: „heute ist der Pascha von Mossul hieher gekommen und hat seine Zelte eine Meile von der Stadt aufgeschlagen; seine Officiere freuten sich nicht wenig über die alsbaldige Unterjochung der chaldäischen Bergvölker, die sie als gewiß betrachten.“ So standen die Sachen als ich nach Amerika ging, und nicht ohne Grund sagte ich in meiner 1841 in London erschienenen Schrift über die Nestorianer, diese hätten nie in größerer Gefahr geschwebt von der moslemitischen Macht unterworfen zu werden.

„Bei meiner Rückkehr nach dem Orient im Jahre 1841 erfuhr ich, daß diese Plane durch die Abberufung Hafiz Pascha's aus Erzerum, den Tod des Pascha's von Wan und den Umstand, daß der Pascha von Mossul wegen eines Angriffs der Perser auf Suleimanieh zurückbleiben mußte, verschoben waren. Aber der Häuptling der Hakary hatte sich mit Beder Chan Bey, dem mächtigen Häuptling von Buhlan, verbunden, und beide griffen vereint den nestorianischen Stamm der Diß an, verbrannten das Haus des Patriarchen und zogen sich nach einigen weitern Verheerungen zurück, ohne die mächtigern Stämme der Zizary u. s. w. zu beunruhigen. Die Nestorianer erholten sich indeß nicht mehr von diesem Schlag, der ihren Muth beugte, Uneinigkeit unter sie brachte und ihr gänzliches Unterliegen vorbereitete. Von dieser Zeit an sprach der Hakary-Häuptling das ganze nestorianische Land als sein Eigenthum an. Inzwischen raubte der Pascha von Mossul den Nestorianern einige Heerden und erschlug etliche Leute, aber ein Heer, das er spät im Herbst dieses Jahres (1841) gegen sie aussandte, kehrte wegen des schlechten Wetters unverrichteter Dinge um, und die Nestorianer nahmen ihre Rache durch Verheerung einiger benachbarten Dörfer des Pascha's, der sich mit dem Gedanken tröstete, im nächsten Frühjahr (1842) wirksamere Anstalten zu treffen. Dieß gelang indeß nicht, da die zwischenliegenden Kurden sich empörten und Amadiah auf eine Zeit lang verloren ging. Auch der Pascha von Erzerum war anderwärts beschäftigt, da ein Krieg mit Persien drohte, und so geschah nichts zur beabsichtigten Unterjochung der Nestorianer, als daß die Unternehmung vorbereitet wurde, welche in diesem Jahre endlich so vollständig gelang. — In dem Augenblick, wo ich dieß schreibe (16 Oct. 1843), bricht leider der Krieg durch einen Aufstand der niedergetretenen Nestorianer von neuem aus.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1844.

Reise des Major Harris in Abyssinien.

Es ist in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt worden, daß Major Harris, derselbe welcher sich durch seine Jagdabenteuer in Südafrika einen Namen gemacht hat, an die Spitze einer Mission nach Abyssinien an den Hof von Sahale Salassi gestellt wurde. Während die Gesandtschaft noch im Zuge war, wurde über alles, was dieselbe betraf, das strengste Geheimniß beobachtet, und seine wissenschaftlichen Begleiter durften durchaus nichts schreiben, was irgend auf die Mission Bezug hatte. Natürlich spannte dieß die Erwartungen, man sah seinem Reisebericht mit Begierde entgegen, derselbe ist jetzt in drei Bänden unter dem Titel „the Highlands of Aethiopia“ erschienen, und hat die Erwartungen keineswegs befriedigt. Das Athenäum vom 6 Januar äußert sich darüber folgendermaßen:

„Major Harris ist dem Lesepublicum bereits durch seine Reise ins Innere von Südafrika bekannt. Unter dem gewinnenden Titel „wilde Jagden“ (wild Sports) erhielt das Werk einen Ruf, indem man die Popularität des Thema's glücklich benützte, um dasselbe herauszustreichen. Wir glaubten jedoch, daß ein Reisender in einem neuen Lande etwas besseres seyn sollte als ein bloßer Jäger, und deckten frei die Fehler des Werkes auf. Major Harris hätte wohl gethan, wenn er auf unsern Rath gehört hätte, aber er beachtete nur seine Schmeichler, und diese haben ihn jetzt zu Grunde gerichtet, denn nur die Schmeichler konnten ihn bewegen, ein so leichtfertiges, tadelnswerthes Werk und noch dazu unter dem affectirten Titel „die Hochlande von Aethiopien“ herauszugeben. Nicht ohne Widerstreben tadeln wir so streng das Werk des Mannes, der an der Spitze der von der Regierung nach Schoa gesendeten Mission stand; Leute welche Bücher kritisiren, die sie nicht gelesen haben, finden Gefallen an einem Werk, dessen offenkundige Leerheit sie gegen den Vorwurf schützt, auf eine ungenügende Weise Bericht erstattet zu haben; indeß werden wohl wenige so gewissenlos oder so unvorsichtig seyn, des Verfassers hochtrabendes geschwätziges Werk über die Hochlande Abyssiniens zu loben. Das lesende Publicum will Belehrung und gesunden Menschenverstand, und ob es gleich manchmal nachsichtig ist, und sich mitunter selbst gern betrügen läßt, so weckt doch ein gar zu offenkundiger Versuch, ihm den Mund mit Steinen statt mit Brod vollzustopfen, ganz natürlich seine Entrüstung.“

Das Athenäum bleibt den Beweis für diesen scharfen Tadel nicht schuldig. Von seinen Gefährten sagt Hr. Harris gar nichts, und eben so schweigsam ist er über die Einzelnheiten der Zeit; er gibt kein Journal über seinen 18monatlichen Aufenthalt, ganze Monate schienen von der Gesandtschaft in tiefem Schlaf hingebracht worden zu seyn, und endlich schließt auch der letzte Band, ohne daß er ein Wort von seiner Rückkehr sagt. „Man muß sich auch erinnern,“ fährt die Kritik fort, „daß das Land, welches Harris betrat, in letzter Zeit von vielen Reisenden besucht wurde. Die Missionäre Krapf und Isenberg, Hr. Dufey, Kielmayer, Airston, Rochet d'Héricourt und Dr. Beke kamen alle über Tadschura nach Schoa, während Lamisier und andere das Land von Norden her besuchten. Rochet suchte die Abyssinier in der Bereitung von Zucker und Pulver zu unterrichten, und scheint einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und Schoa im Schilde geführt zu haben. Höchst wahrscheinlich hatte der Verkehr mit so vielen wohl unterrichteten Europäern einen starken Eindruck auf den einsichtsvollen König gemacht, und manche Fragen mußten doch wohl an Major Harris über alle diese Leute gerichtet werden. Aber er erwähnt auch nicht Einen Namen eines neuern Reisenden, und sein Schweigen geht in der That so weit, daß Zweifel über die Richtigkeit seiner eigenen Erzählung aufsteigen.

„Unser Vertrauen in die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung sinkt noch mehr, da sein Styl manchmal höchst extravagant, aufgeblasen, dunkel und affectirt ist. Hiezu kommt noch eine engherzige unfreundliche Gesinnung gegen alle Eingebornen Afrika's, welcher Race sie auch seyn mögen. Fast auf jeder Seite stößt man auf die Ausdrücke, Wilder, Barbar, Spitzbube, schmutziger Schurke, Mörder, und mit solchen Ausdrücken wird selbst der König von Schoa nicht verschont, obgleich er dem Charakter desselben augenscheinlich wider Willen Gerechtigkeit widerfahren lassen muß.“

Endlich schließt die Kritik mit den Worten. „Wir können von Major Harris' politischer Mission nicht Abschied nehmen, ohne zu bemerken, daß wir an dem Erfolg sehr zweifeln. Wenn wir recht unterrichtet sind, wurde die Mission nicht nur kalt empfangen, sondern der König von Schoa hatte auch kaum ihre Bekanntschaft gemacht, als er auch schon den Entschluß faßte, künftig keinen Europäer in seinem Gebiet zuzulassen. Es spricht gewiß wenig für den gerühmten Einfluß des Major Harris über den abyssinischen Fürsten, daß die Missionäre der englischen Kirche aus Schoa ausgewiesen und ihr Eigenthum confiscirt wurde, während der englische Botschafter, wie er sich nennt, im Lande sich aufhielt. Wie seltsam, daß diese Thatsache in dem vorliegenden Werk gar nicht erwähnt ist. Wir könnten mancherlei ähnliche Mystificationen nachweisen, welche nur die Zeit aufklären kann."

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die wenigen Miglien nach Bari, dem schönen, dem wein- und fischreichen, aber auch dem treulosen, wankelmüthigen und wasserarmen legte ich rasch zurück und befand mich schon in aller Frühe im Hause wackerer freundlicher Landsleute, die meinen Aufenthalt auf alle erdenkliche Weise zu verschönern bemüht waren. Bari, der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt im Reiche diesseits des Pharus — es zählt freilich nur 26,097 Einwohner — macht einen großartigen und freundlichen Eindruck zugleich durch die neue Promenade, durch den Palast der Intendanz, die stattlichen Gebäude der Neustadt, die belebte Marine und die alten ehrwürdigen Kirchen der Altstadt; ein paar sehr gute Gasthöfe: das Hôtel de France und der sogenannte Cuoco Italiano, der seinen Namen nicht wie lucus a non lucendo führt, wie ich rühmlichst bezeugen kann, stellen diese Hauptstadt der Provinz ebenfalls in ein vortheilhaftes Licht.

Wir besitzen eine „Istoria di Bari" von P. A. Beatillo, Nap. und ein Werk eines Venetianers Marilla über diese Stadt, deren historische Hauptmomente ich hier kurz berühren will. Bari soll in ältester Zeit Japige vom Sohn des Dädalus geheißen haben und dieser Name nachher auf das ganze Land vom Promontorium Salentinum bis zu Samnium hin übertragen worden seyn. Man vgl. hierüber: Ant. de Ferrariis: *) De situ Japygiae in der Delect. script. p. 598, Giovane (Juvenis) De antiq. et rar. Tarentinorum fortuna I, und P. A. Tarsia in seiner Historia Conversani I, p. 664. (Delect. script.) Plinius 3, 11 sagt: Pediculorum oppida: Rhudia Egnatia, Barion (ante Japyx a Daedali filio, a quo et Japygia). — Der spätere Name Bari, Bario, Bareto, Baria, soll von dem Anführer kriegerischer dalmatischer Einwanderer entnommen seyn. Die hier gefundenen Münzen stellen ein bärtiges Haupt mit einem Lorbeerkranze dar, zwei Sterne dahinter, auf der anderen Seite den Vordertheil eines Schiffes mit einem geflügelten Genius, der einen Pfeil abschießt und der Legende: *BAPINΩN*; zuweilen kommt auch ein Delphin, ein Trophäen-Haufe vor; vgl. Avellino: Italiae vet. numism. p. 49. Das gekrönte bärtige Haupt stellt höchst wahrscheinlich den Schutzgott des Landes (nume tutelare), den Jupiter Apulus dar und nicht, wie einige wollen, den Dalmatier Bario, den Emanuele Mola in sehr gelehrter Abhandlung, auf Veranlassung eines über diesen Gegenstand erhobenen Streits, für eine ganz fabelhafte Person erklärt. Dem sey wie ihm wolle: Barion spielte lange eine große Rolle neben dem Sohn des Dädalus bei den auf das Alter ihrer Stadt stolzen Baresen und über einem Thore stand die Inschrift: Urbem, quam Barion auxit, fundavit Japyx. Wenn einige ferner behaupten, daß das alte Barium sich drei bis vier Miglien weit landeinwärts ausgedehnt habe, so ist dieß ebenfalls eine Fabel. Die in dieser Entfernung gefundenen Alterthümer gehören der alten Stadt Celia an, welche sehr wohl von der Stadt Caelium bei Brundusium zu unterscheiden ist; die erstere nennt sich heutzutage Ceglie, die andere Ceglia. — Der Kaiser Nero machte die Stadt Barium zu einem Municipium. Taciti Annal. 16, 9. Bis zu den Zeiten der Gothen fehlt es an zuverlässigen Nachrichten; dann wurden die griechischen Kaiser Besitzer. Im Jahre 690 nahm ihnen Romualdo, Herzog von Benevent, die Stadt mit Brindisi und Benevent. 755 soll Pipin in Bari das Kloster S. Benedetto gegründet haben; vgl. Cronic. Cassinese 4, 109.

Im Jahre 802 nahm Sicardo, Principe von Benevent, es wieder in Besitz, dann kamen Saracenen; Michael III verjagte diese 860 vgl. Cron. Volturnese. Bis 950 dauerten diese Kämpfe zwischen Griechen und Saracenen. Kaiser Otto nahm die Stadt den Griechen ab, aber einige Zeit nachher bekommen diese sie wieder in Besitz; noch viele Jahre hindurch dauerten die Einfälle der Saracenen fort, namentlich heftig waren diese in den Jahren 988 und 1002. Vgl. Antonio Dentice: Relazione del Monte Gargano. Im J. 1013 brach in Bari selbst eine Empörung gegen die griechische Oberherrschaft aus; der Zustand des fruchtbaren, reichen und blühenden Landes war damals der zerrüttetste von der Welt, die vielen kleinen Fürsten unter sich uneinig, die Herrschaft des griechischen Kaisers fern und ungeordnet, die des römischen ein leerer Anspruch; das apulische Volk wird von damals lebenden Männern folgendermaßen geschildert: (Raumers Geschichte der Hohenstaufen Bd. I. p. 548).

> Sed vulgus stolidum, pravum, rude, futile, vanum
> Moribus incultum, fragili male corpore firmum,
> Otia longe sequi solitum fugiensque laboris
> Mente manuque pigrum, nec pace nec utile bello.

So waren die Verhältnisse bei der Ankunft der Normannen, welche zuerst dem Fürsten Pandolfo von Capua, dann dem Gualmar von Salerno und zuletzt dem Kaiser Michael dem Paphlagonier gegen die Saracenen in Sicilien beistanden.

---

*) *Ant. de Ferrariis:* De situ Japygiae und *Galateus:* De situ Japygiae ist ein und dasselbe Werk.

Von letzterem getäuscht und betrogen kehrten sie nach Italien zurück, verstärkten ihre Macht (fanden schon 1031 in Bari Beistand), eroberten mit starker Hand viel Land und wählten Melfi zum ersten festen Sitze. Im J. 1042 stand Wilhelm Eisenarm als erster Graf von Apulien an der Spitze, Humfried wurde Herr von Bari und als er 1057 starb, stellte er seinen Sohn Abagelard unter die Vormundschaft seines Bruders Robert Guiscard. Mittlerweile hatten die Normannen sehr große Fortschritte in der Eroberung des Landes gemacht und namentlich durch Gegenlist die List der Griechen unschädlich gemacht. Robert Guiscard war Dux Appuliae et Calabriae geworden (1059) und Roger behauptete Sicilien. Dennoch trotzten die Einwohner des reichen und festen Bari dem Fürsten Robert, welcher es erst nach dreijährigem Widerstande (1071) in seine Gewalt brachte. Er ehrte solche Tapferkeit und verschonte die Stadt. Im J. 1079 brach in Bari eine Empörung zu Gunsten Abagelards aus, aber auch diese dämpfte Robert Guiscard; nach seinem Tode fiel Bari nebst Oria, Tarent und Hydrunt an Boemund, der sich aber von hier aus mit seinen Mannen nach dem gelobten Lande einschiffte. Mit ihm hatte sein Neffe Tankred das Kreuz genommen und so wandte sich das Uebergewicht normannischer Macht von der älteren Linie Robert Guiscards zu der jüngeren Rogers von Sicilien.

Als im Jahre 1111 Graf Roger I starb und ihm sein Sohn gleiches Namens folgte, der im J. 1123 sogar Sicilien mit Calabrien und Apulien vereinigte und 1130 in Palermo zum König gekrönt wurde, konnten die Barone und einzelnen Städte, welche fast wieder unabhängig geworden waren, nicht lange widerstehen. Obschon sich Robert von Capua, Grimoald von Bari, Sergius von Neapel vereinigten und mit Heeresmacht, unterstützt vom Papste, gegen ihn auftraten, unterwarf er sie sich dennoch alle nach und nach. Bari ward jedoch nach mancher Empörung und dafür erlittenen Züchtigung 1132 von Roger vollständig unterworfen; vergl. Pellegrini Histor. Princip. Longobard. II. p. 178. und Alessandro Telesino II 1, 2, 3, 4. Im Jahre 1137 vereinigten sich vor Bari Kaiser Lothar und Herzog Heinrich von Bayern, und allmählich gingen Bari, Neapel, Amalfi und Salerno für Roger verloren. Das Castell von Bari von Roger, um die Stadt im Zaum zu halten, erbaut, ward verbrannt. Nach Lothars Entfernung setzte sich jedoch Roger schnell wieder in den Besitz des Verlornen, nahm den Papst gefangen und söhnte sich 1139 unter sehr günstigen Bedingungen vollständig mit ihm aus. Am längsten widerstand wiederum Bari unter Jaquinus und ergab sich erst als die Lebensmittel ausgingen und der König allen Einwohnern Sicherheit versprach. Nur durch die größte Strenge ward es möglich, diese vor neuen Empörungen zurückzuschrecken. Roger starb 1154, und unter König Wilhelm I gelang es dem heimtückischen Majo von Bari, eines Oelhändlers Sohn, aufs neue Kampf und Empörung in Apulien anzufachen. Der griechische Kaiser Emanuel versuchte das Land wieder zu gewinnen, und sein tüchtiger Feldherr, Michael Palaeologus, setzte sich wirklich in den Besitz von Bari, Trani, Giovinazzo und Monopoli. Da erschien Wilhelm I mit einem starken Heere und zerstörte im gerechten Zorn über so oft gebrochene Treue die Stadt Bari fast gänzlich im J. 1156, welche erst 1166 wieder erbaut wurde.

Zwei Jahre nach Bari's Zerstörung ward durch des ehrgeizigen Majo's Vermittlung ein Friede geschlossen zwischen König Wilhelm, den Griechen und dem römischen Stuhle. Nun kam Bari niemals wieder in griechische Hände. Heinrich VI und Constanze waren oft in Bari und behandelten es mit Vorliebe; dennoch ging es nach Heinrichs Tode eine Zeitlang unter päpstliche Herrschaft und empörte sich alsobald 1228, als gegen Kaiser Friedrich II der Bann ausgesprochen war; diesem schreibt man folgende lateinische Verse zu:

„Gens infida Bari verbis tibi multa promittit
Quae velut imprudens statim sua verba remittit.
Ideo, quae dico, tenebis corde pudico,
Ut nudos enses, studeas vitare Barenses
Cum tibi dicit ave, velut ab hoste cave."

Im Jahre 1233 züchtigte er die wankelmüthige Stadt und ordnete den Castellbau an von Bari, Trani, Brindisi und Monopoli; 1234 schenkte er der Stadt eine Marktgerechtigkeit und begann 1239 einen großartigen neuen Hafenbau bei S. Cataldo, von welchem jedoch gegenwärtig auch nicht eine Spur mehr aufzutreiben ist, weßhald ich vermuthe, daß dieser Bau, der stürmischen Brandung an dieser Landspitze wegen, bald wieder aufgegeben worden. Im Jahre 1250 bei Friedrichs Tode, pflanzten die Bareser sogleich des Papstes Fahne auf. Conrad IV wollte die Stadt deßhald züchtigen, Manfred rettete sie aber durch seine Fürsprache; 1253 fand neue Empörung zu Gunsten Innocenz IV statt, dann ging sie zu Manfred über. 1258 waren in Bari bei des Kaisers Balduin Gegenwart große Tourniere und Feste, denn er hielt es mit Karl von Anjou. Ritter Robert von Bari, ein jämmerlicher Schmeichler Karls von Anjou, welcher über den unschuldigen Conradin das Todesurtheil sprach und ihm dasselbe auf Karls Befehl auf dem Richtplatze noch einmal laut vorlas (vgl. Raumers Gesch. der Hohenst. Bd. 4), befleckte seine eigne Ehre und die Ehre seiner Vaterstadt auf unauslöschliche Weise. Nachdem versank Bari in Dunkelheit und ziemliche Vergessenheit.

(Schluß folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Handel und Tempeldienst in Mekka.

Die Bewohner von Mekka haben nur zwei Arten von Beschäftigung: den Handel und den Dienst bei dem Beitullah oder dem Tempel; aber der erstere hat den Vorzug, und es sind sehr wenige Ulema oder Personen in der Moschee angestellt, welche nicht an einigen Handelsgeschäften Theil haben, obgleich sie zu stolz sind, sie öffentlich zu betreiben. Einige Töpfereien und Färbereien ausgenommen, haben die Mekkaer keine einzige Manufactur, sondern sind, wie die Bewohner Dschidda's, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, von andern Ländern abhängig. Mekka hat darum einen beträchtlichen fremden Handel noth-

wendig, der vorzüglich während der Wallfahrt und einige Monate vorher von reichen Pilgern geführt wird, welche aus allen muselmännischen Ländern deren Producte entweder zur See oder durch die Wüste von Syrien nach Dschidda bringen, um sie untereinander auszutauschen oder von den Kaufleuten Mekka's indische und arabische Waaren, welche sie das ganze Jahr hindurch in ihren Magazinen aufgehäuft haben, zu erhalten. Zu dieser Zeit wird Mekka einer der größten Märkte des Orients und wegen der Mannichfaltigkeit der Nationen, die ihn besuchen, der interessanteste. Der Werth der Ausfuhr von Mekka übertrifft den der Einfuhr bedeutend, und es wird eine beträchtliche Summe in Dollars und Ducaten erfordert, sie zu balanciren. Von dieser findet ein Theil seinen Weg nach Yemen und Indien und etwa ein Viertel bleibt in den Händen der Mekkaer. Dieser Handel ist ungemein einträglich, und man darf sich darum nicht wundern, daß alle Mekkaer Kaufleute sind. Eine große Anzahl Hadschis ist mit der arabischen Sprache unbekannt, und deßhalb den Mäklern und Dolmetschern preisgegeben, verschmitzten, durchtriebenen Creaturen, die niemals verfehlen, sich ihre Dienste theuer bezahlen zu lassen; in der That scheinen alle Mekkaer darin übereinzukommen, die Pilger zu prellen.

Viele aus der Mittelclasse kaufen junge Schönheiten aus Abyssinien auf Speculation, erziehen sie in der Familie, lehren sie kochen, nähen und andere weibliche Arbeiten und verkaufen sie dann mit Gewinn an Fremde. Uebrigens machen die Mekkaer keinen Unterschied zwischen Söhnen, die von abyssinischen Sklavinnen geboren sind, und denen von freien arabischen Frauen.

In Zeiten des Friedens mit dem Innern ist der Handel mit den Beduinen beträchtlich, namentlich mit den Bewohnern der Flecken und Städte des Nedschd, welche indische Waaren, Gewürze, Kleidungsstücke nöthig haben, die sie entweder von Medina oder Mekka kaufen. Der Kaffee, welcher in der Wüste so stark consumirt wird, wird von den Bewohnern von Nedschd selbst eingeführt, indem sie ihre eigenen Karawanen in das Kaffeeland von Yemen schicken.

Die Mekkaer, besonders solche, welche nicht reich genug sind, mit indischen Waaren zu handeln, verwenden ihr Capital im Handel mit Korn und Lebensmitteln. Das war früher viel gewinnreicher als jetzt, denn da Mehemed Ali diese Artikel zu einem Monopol gemacht hat, ist das Volk gezwungen, das Getreide zu Dschidda nach dem von dem Pascha bestimmten Preise zu kaufen und mit einem mäßigen Gewinn bei dem Wiederverkauf in Mekka zufrieden zu seyn. Dieser Handel gewährt doch noch, nach Abzug der Fracht, einen Gewinn von 15 bis 20 Proc., und ist namentlich für kleinere Capitale anziehend, da er, indem die Preise sehr veränderlich sind, wie eine Lotterie ist, in welcher das Geld manchmal in kurzer Zeit verdoppelt wird.

Bei der Annäherung der Wallfahrt steigen alle Lebensmittel an Werth und im Verhältniß jeder andere Handelsartikel. Diejenigen, welche ihre Magazine mit Korn, Reis und Zwieback gefüllt haben, sind sicher, einen bedeutenden Gewinn zu machen. Es ist keine Kleinigkeit, auf die Dauer der Wallfahrt für den Zuwachs einer Bevölkerung, der sechzigtausend menschliche Wesen beträgt, und für zwanzigtausend Kamele Nahrung und zugleich Lebensmittel für die Rückkehr zu besorgen. Jeder Mekkaer, der einige Dollars besitzt, verwendet sie darauf, Proviant zu kaufen. Wenn das Innere von Arabien den Karawanen offen ist, kaufen die Beduinen der ganzen Umgegend ihren jährlichen Kornbedarf zu Mekka. Es muß bemerkt werden, daß der Verbrauch des Getreides in Arabien viel größer ist, als in den angränzenden Ländern, denn der größte Theil der Bevölkerung lebt beinahe nur von Weizen, Gerste, Linsen oder Reis, braucht kein Gemüse, aber große Quantitäten Butter.

Man wird Mekka für eine reiche Stadt halten und sie würde dieß wirklich seyn, wenn die untern Classen ihren Gewinn nicht so schnell für persönliche Bedürfnisse verwendeten. Die Großhändler sind reich, und da ihr ganzes Geschäft mit baarem Gelde betrieben wird, sind sie weniger als andere orientalische Kaufleute Verlusten ausgesetzt. Die meisten von ihnen haben Niederlagen zu Dschidda und der Handel beider Städte ist eng verbunden. Durch Mäkler, von denen viele Indier sind, wird der Handel betrieben.

Im allgemeinen ist die Genossenschaft der Indier die reichste in Mekka. Sie stehen in directer Verbindung mit allen Häfen und Handelsstädten von Hindustan, und können es oft dahin bringen, daß sie wohlfeiler verkaufen, als ihre arabischen Concurrenten. Manche von ihnen sind hier stationär, während andere zwischen Indien und Hedschas hin- und herreisen. Sie sind gewohnt, das Arabische mit hindustanischen Buchstaben zu schreiben. Man sagt, daß sie außerordentlich karg seyen, und nach dem, was ich in den Häusern einiger ihrer ersten Kaufleute sah, scheinen sie diese Benennung zu verdienen. Sie sind verschmitzte Kaufleute und häufig selbst den Arabern überlegen. Die Mekkaer beschuldigen sie der Hartherzigkeit und behaupten von ihnen, daß sie den Armen wenig oder nichts geben, und wegen dieses Mangels an Mildthätigkeit verhöhnt man sie öfters. Unter sich manifestiren sie ein lebhaftes, keckes Wesen, und man findet unter ihnen geistreiche und gewandte Männer mit der schönen Gabe anmuthiger Conversation. Die geringern Kaufleute und Budenhalter zu Mekka finden es oft zweckmäßiger und zuträglicher, von diesen Indiern auf kurzen Credit zu kaufen, als nach Dschidda zu gehen, wo jedes Ding mit baarem Geld bezahlt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Namen Metropolitan Association bildet sich gegenwärtig in London eine Gesellschaft, um den Armen zu wohlfeilem Preis bessere Wohnungen zu verschaffen, und zu verhindern, daß das Zusammendrängen ganzer Familien, ja mehrerer Familien in Einem Zimmer ferner einen so demoralisirenden Einfluß ausübe. Man will große Gebäude bauen, in denen unverheurathete Leute wenigstens ein eigenes, wenn auch sehr kleines Zimmer für sich haben; dazu sollen die obern Stockwerke benützt und das Erdgeschoß soll als gemeinschaftliches Zimmer gebraucht werden, das erwärmt, mit Gas erleuchtet und mit nützlichen Büchern zur Unterhaltung versehen ist, um die Veranlassung zum Besuch der Branntweinschenken und Bierkneipen zu vermindern. Indem man auf diese Weise Frugalität und Sparsamkeit aufmuntert, will man auch die Gewohnheit, das Ersparte in Sparbanken anzulegen, befördern. Bis jetzt war natürlich die Vermiethung von Wohnungen an solche arme Leute in den Händen von Menschen, die nur einen möglichst hohen Zins aus ihrem aufgewendeten Capital herauszupressen suchten; man will jetzt die nöthigen Fonds zum Bau neuer, besser eingerichteter Häuser durch Actien zusammenbringen, jeder Actienbesitzer ist Mitglied der „Metropolitan Association" und zu einem Zins von höchstens fünf Procent berechtigt; alles übrige soll auf die wohlthätigen Zwecke der Gesellschaft verwendet werden. (Athenäum vom 6 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

Mit Einbruch des Herbstes, einige Monate nach meines Vaters Tode, jagte ich mit Gabriel und Roche auf den Rollprairien des Südens am Ostufer des Buona Ventura. Eines Abends waren wir nach einer glücklichen Jagd besonders gut aufgeräumt, und meine beiden Freunde kamen auf ein Thema zu sprechen, das sie nie erschöpften, Gabriel auf die Wunder von Paris und Roche auf die Schönheiten seines Landes, die er mit ächt irischer Beredsamkeit beschrieb, und dabei die alten irischen Localsagen wiederholte, welche mir eigenthümlich und höchst poetisch erschienen. Plötzlich wurden wir von einer Abtheilung von etwa 60 Arrapahos umringt, und zwar so rasch, daß Widerstand und Flucht gleich nutzlos waren; sie behandelten uns indeß ehrenvoll, und begnügten sich damit uns streng zu beaufsichtigen und unser Entkommen zu verhindern. Sie kannten uns wohl, und obgleich mein Pferd, mein Sattel und meine Büchse allein schon eine Beute für einen Häuptling war, wurde uns doch nichts genommen. Ich redete den Anführer, den ich kannte, also an: „Was habe ich dem Morgenstern der Arrapahos gethan, daß man mich gefangen nimmt und bewacht wie ein Schaf der Watschinangos?“

Der Häuptling lächelte, legte die Hand auf meine Schultern und sagte: „die Arrapahos lieben den jungen Owato Wanischa *) und die bleichen Gesichter, seine Brüder, denn es sind große Krieger, und sie können ihre Feinde mit schönen blauen Feuern vom Himmel schlagen. Die Arrapahos wissen alles, sie sind ein kluges Volk; sie werden Owato Wanischa zu ihrem Stamm führen, damit er ihnen seine Geschicklichkeit zeige und sie zu Kriegern mache. Er soll genährt werden mit den fettesten und süßesten Hunden. Er wird ein großer Krieger unter den Arrapahos werden. So wünschen unsere Propheten; ich gehorche dem Willen der Propheten und des Volks.“

„Aber,“ erwiederte ich, „mein Manitu wird mich nicht hören, wenn ich ein Sklave bin. Der Manitu der bleichen Gesichter hat nur Ohren für freie Krieger. Er wird mir sein Feuer nicht leihen, wenn nicht Raum und Zeit mein eigen sind.“

Der Häuptling unterbrach mich: „Owato Wanischa ist kein Sklave und kann keiner seyn. Er ist bei seinen guten Freunden, die über ihm wachen, sein Feuer schüren, ihre schönsten Decken in seinem Zelt ausbreiten und es mit dem besten Wild der Prairie füllen werden. Seine Freunde lieben den jungen Häuptling, aber er muß ihnen nicht zu entfliehen suchen, sonst möchte der böse Geist die jungen Arrapahos trunken machen wie einen thierischen Krähen, und sie in ihrer Thorheit anreizen, die bleichen Gesichter zu tödten.“

Da im Augenblick nichts zu thun war, unterwarfen wir uns unserm Schicksal und mußten eine lange, trübselige Reise machen nach dem Ostufer des westlichen Colorado, bis wir endlich an einem der zahlreichen und schönen Dörfer der Arrapahos ankamen. Hier brachten wir den Winter in einer Art ehrenvoller Gefangenschaft zu; ein Versuch zur Flucht wäre das Signal wo nicht unsers Tods, doch einer harten Gefangenschaft gewesen. Wir waren von ungeheuren Sandwüsten umgeben, die von den Keulen (Pius), einem grausamen, zum Theil menschenfressenden Volk, bewohnt sind. Hier kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die meisten Stämme am westlichen Colorado Menschenfresser sind, selbst die Arrapahos bei gewissen Gelegenheiten. Einst stießen wir auf ein verlassenes Lager der Keulen, und fanden hier die Ueberreste von etwa 20 Leichen, deren Knochen augenscheinlich mit ebenso viel Behagen abgenagt worden waren, als ein europäischer Gourmand einen Fasanenflügel abgenagt hätte. Der Winter ging sehr trübselig vorüber, denn einige hübsche Wäldchen abgerechnet, die da und dort wie Oasen in der großen Wüste zerstreut liegen, ist das Land entsetzlich unfruchtbar und zerrissen. Vierzig englische Meilen oberhalb des Golfs von Californien ist der Colorado nicht mehr schiffbar, und zeigt von seinem Ursprung an 700 Meilen weit nichts als eine Reihenfolge schäumender Cataracten, die auf beiden Seiten durch eine Kette perpendiculärer, an 700 Fuß hoher Felsen eingeschlossen sind, während das Land umher durch heftige vulcanische Ausbrüche bis in seine Tiefen erschüttert worden zu seyn scheint.

*) Hrn. Violets Indianer-Name.

Der Winter ging endlich vorüber und mit den ersten Frühlingswochen erneuerte sich auch unsere Hoffnung auf Entkommen. Die Arrapahos ließen in ihrer Wachsamkeit nach und boten uns sogar an, sie auf einem Zuge gegen Osten zu begleiten. Wir willigten natürlich ein, und betraten bald die schönen Prairien von Nord-Sonora. Das Glück begünstigte uns: eines Tags verfolgten die Arrapahos eine Spur von Apatschen und Mexicanern in der Absicht sie zu überfallen und zu vernichten, fielen aber selbst in eine Schlinge, wurden geschlagen und eine gute Anzahl von ihnen kam um. Wir machten uns kein Gewissen daraus sie zu verlassen, spornten unsere Rosse, und fanden bald, daß unsere unabsichtlichen Befreier einige Officiere von Monterey waren, die unter dem Geleite von 22 Apatschen und zwölf oder fünfzehn Familien Ciboleros nach Santa Fé zogen. Ich kannte die Officiere und war sehr erfreut, Nachrichten aus Californien zu haben. Des Gouverneurs Tochter war so schön, wie je, aber nicht mehr ganz so aufgeräumt; Padre Marini, der Missionär, hatte sich nach Peru eingeschifft, und die ganze Stadt Monterey war so vergnügungssüchtig als ich sie verlassen hatte. Die Officiere beredeten mich, sie nach Santa Fé zu begleiten, von wo ich mit der nächsten Karawane leicht nach Monterey zurückkehren konnte.

Ein Wort über die Ciboleros mag hier nicht ohne Interesse seyn. Jedes Jahr ziehen große Schaaren Mexicaner theils mit Maulthieren, theils mit Ochsenkarren in diese Prairien, um sich ihren Jahresvorrath von Büffelfleisch zu holen. Sie jagen namentlich zu Pferde mit Bogen und Pfeilen oder mit Lanzen, manchmal auch mit dem Gewehr, wo sie dann ihre Ladung bald voll haben. Sie bewahren ihr Fleisch selbst in der Mitte des Sommers ohne Schwierigkeit auf, indem sie es in dünne Scheiben schneiden und an der Sonne aufhängen oder ausbreiten; wenn sie große Eile haben, wird es auch einem leichten Rauch ausgesetzt. Sie befolgen dabei die indianische Sitte die Fleischschnitten mit den Füßen zu stampfen, was zu dessen Erhaltung beitragen soll. Die außerordentliche Reinheit der Atmosphäre zeigt sich dabei auf eine merkwürdige Weise. Man zieht eine Schnur längs dem Wagen von einer Ecke zur andern, und hängt die Fleischschnitten daran, die Tag für Tag bleiben, bis sie hinreichend gedörrt sind, um eingepackt zu werden. Dieß geschieht ohne Salz, und das Fleisch wird selten stinkend. Eine andere Folge der dünnen durchsichtigen Atmosphäre ist die hier sehr starke Luftspiegelung, so wie die entsprechende Erscheinung, daß ferne Gegenstände weit näher und größer erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto rc.

(Fortsetzung.)

Karl der II von Anjou machte der Kirche S. Nicola reiche Geschenke und ließ sich am 3 Nov. 1304 zum Canonicus derselben wählen, ein Scherz, welchen bis auf unsere Tage Neapels Herrscher fortgesetzt haben, deren Bildnisse, mit dem Mantel der Canonici geschmückt, in der Sakristei mit vielem Stolze gezeigt werden. Dieser Stolz der Geistlichkeit ging jedoch wohl zu weit, wenn sie behauptete, daß Roger sich auch in Bari in der Kirche S. Nicola krönen ließ. Eine Inschrift unter einem Bilde, welches den Heiligen darstellt wie er dem Könige die Krone aufsetzt, beweist gar wenig und Tasso's Verse haben noch weniger historisches Gewicht: er sagt:

„E Bari, ove a' suoi Regi albergo scelse
Fortuna e diè corone e insegne eccelse."

Nach Karl II von Anjou ging Bari durch Kauf rasch hintereinander in viele und sehr verschiedene Hände über. Seit Karl III, welcher im Jahre 1741 mit seiner Gemahlin Bari besuchte und den Kirchenschatz von S. Nicola vermehrte, fing es wieder an aus seiner jahrelangen Unbedeutenheit sich emporzuheben und machte bis zur heutigen Stunde erfreuliche Fortschritte: es folgt, wie gesagt, mit 26,097 Einwohnern sogleich auf Neapel mit seiner halben Million.

Die ausgezeichnetsten ältesten Gebäude Bari's sind die Kirchen S. Nicola und der Dom. Wir wissen, daß die Leiche des Heiligen aus Myra in Lycien 1087 hieher gebracht, und der Kirchenbau in demselben Jahre auf derselben Stelle begonnen wurde, wo früher die Wohnung des griechischen Catapans stand. Urban II bestattete die Gebeine und weihte die noch jetzt überaus hochgefeierte Gruft. 1140 mag Roger den Hauptaltar in der oberen Kirche gegründet haben. Dr. H. Schultz, welcher die apulischen Kirchen einer besonderen Aufmerksamkeit würdigte, wird ohne Zweifel auch Bari's alterthümliche Gebäude in seinem neuen Werke nicht unberücksichtigt lassen, und somit darf ich mich mit der Erklärung begnügen, daß der Anblick derselben, wo byzantinische, romanische und gothische Architektur wunderbar gemischt erscheinen, einen ganz besondern Eindruck auf mich gemacht. Der junge Geistliche, der mich umherführte, Fran. Saverio Abrescia, wird nächstens ein ausführliches Werk über diese Kirche, unter dem Titel: La Basilica di S. Nicola a Bari mit vielen Abbildungen herausgeben. Man zeigte mir die Sakristei mit reichem Kirchenschatze, die königlichen Canonici in einem Versammlungszimmer daneben, das Monument der Königin Bona, die reiche Capelle der uralten Familie Dottula mit einem sehr guten Gemälde, andere gute und alte Gemälde, eins darunter ganz einem Dürer ähnelnd, ferner viele antike Säulen und endlich die famose Krypte, das Ziel unzähliger andächtiger Wallfahrer mit den heiligen, Manna ausschwitzenden Gebeinen Nicolas. In einer Vertiefung unter dem Altare der Unterkirche, welcher mit Bronze und Marmorarbeiten übermäßig verziert ist, befindet sich die Begräbnißstätte; unter den streng vorgeschriebenen Formeln und Gebeten ward die schmale Thür des Altars geöffnet, ein Canonicus kroch auf Händen und Füßen hinein und senkte ein Lichtstümpfchen in die Tiefe; mittlerweile hatte sich die Krypte mit vielen Menschen gefüllt, denen die Oeffnung des heiligen Grabes von ganz besonderer Wichtigkeit war; alles lag auf den Knien, murmelte Gebete

und meine aufrechte Stellung kam mir selbst etwas unheimlich vor; endlich forderte man mich auf hineinzukriechen und ich sah nun in einer Tiefe von etwa 12 Fuß — einen feuchten Knochen, matt vom Kerzenlichte beleuchtet, der das Manna ausscheidet. Von diesem Manna, welches eine helle, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit bildet, ähnlich dem Tropfsteinwasser, besitzen die gefälligen Canonici einen großen Vorrath; es gibt tausendjähriges, hundertjähriges, fünfzigjähriges und einjähriges von verschiedenen Preisen, ich kostete mehrere Sorten und fand keinen Unterschied, es erhält sich stets frisch und soll in Krankheiten aller Art wunderbare Heilkraft bewährt haben; vom Verfertigen der Flaschen, in welchen das vielbegehrte Manna verschickt wird, ernähren sich sehr viele Leute in Bari und daraus kann man ungefähr auf die Einnahme der Kirche aus diesem Artikel schließen — eine Einnahme welche nicht selten den Neid der Geistlichkeit der Kathedrale erregte.

Diese Kirche, auch der Dom genannt, scheint aus etwas späterer Zeit; alle ihre architektonischen Formen verrathen ein Streben nach lebhafterer Entwicklung, wenn gleich es sich nur in einer ornamentalen Weise zu äußern vermag. — Das Castell von Bari ward von Friedrich II gebaut — die früheren Castelle und Thürme von Roger und den Griechen gingen in den langjährigen Stürmen und Kämpfen zu Grunde — und befindet sich noch heutzutage in gutem Zustande; ein paar Portale aus dem dreizehnten Jahrhundert stehen gut erhalten da und ich zweifle nicht, daß bei sorgfältigem Nachsuchen noch mehr dergleichen Ueberbleibsel aufgefunden werden können. Jetzt sind Gefängnisse in dem Castelle, Seilerwerkstätten und Säle für Musikproben; die Gefangenen sind den verschiedenen Ständen gemäß abgesondert und über den Räumen finden sich die classificirenden Tafeln: das Priestergemach fanden wir leer, das der öffentlichen Mädchen überfüllt. Vom Castelle führt ein sehr angenehmer Spaziergang, zuerst freilich durch die engen und finsteren Gassen der alten Stadt, dann aber über die luftigeren Bastionen, die kühn ins Meer hinausgebaut sind, an die andere Seite der Stadt, wo der moderne, leider immer noch nicht hinlänglich gesicherte Hafen sich befindet. Hier interessirte mich der Anblick einer Oelverladung. Aus den Magazinen, großen und tiefen Kellern wird das Oel hervorgeschöpft, dann in Schläuche gefüllt, diese werden mit geübter Hand am oberen Ende zugeschnürt und riesigen, muskulösen Lastträgern über die Schultern geworfen. Diese schleppen es in das nahegelegene Schiff und gießen es in große Fässer, welche den Schiffsraum ausfüllen.

(Schluß folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Handel und Tempeldienst in Mekka.

(Fortsetzung.)

Die Mekkaer, welche nicht öffentlich Handel treiben, sind bei der Regierung oder der Moschee angestellt; alle aber haben sich mehr oder weniger in einige Handelszweige eingelassen, und die ganze Bevölkerung erwartet die Periode der Wallfahrt als die Hauptquelle ihres Einkommens. Die Personen, welche bei der großen Moschee angestellt sind, haben regelmäßigen Gehalt, nehmen Theil an den allgemeinen Geschenken, die ihr gemacht werden, erwarten manche Privatgabe von mildthätigen Gläubigen und theilen sich in die Stipendien, die von den syrischen und ägyptischen Karawanen gebracht werden. Diese Stipendien, Surra genannt, leiten ihren Ursprung vorzüglich von den Sultanen von Konstantinopel ab, welche nach ihrer Thronbesteigung gewöhnlich eine gewisse jährliche Summe für den Unterhalt der Armen und der würdigsten Individuen zu Mekka und Medina festsetzten. Sie werden in beiden Städten von dem Kadi nach seinem Gutdünken ausgetheilt, aber wenn eine Person einmal mit einem Stipendium begabt worden ist, erhält sie es ihr Leben lang und es fällt auf ihre Kinder. Der mit einem Stipendium beschenkte Mann empfängt einen Zettel, der vom Kadi, Scherif und dem Surraschreiber unterzeichnet ist, und ihr Name wird zu Mekka in ein Register eingetragen, von welchem eine Abschrift jährlich durch die zurückkehrende osmanische Pilgerschaar nach Konstantinopel geschickt wird, wo die Namen in das allgemeine Surrabuch eingetragen werden. Die Surra werden zu Konstantinopel in einer großen Anzahl kleiner Pakete zurecht gemacht, jedes enthält die festgesetzte Summe und ist mit dem Namen des Individuums bezeichnet, für das sie bestimmt ist. Wenn eine frische Summe zur Vertheilung ankommt, vertheilt sie der Kadi, berichtet darüber dem Surrainspector zu Konstantinopel, wem das Geld gegeben worden sey, und im folgenden Jahre werden neue Pakete mit den Adressen der neuen Pensionäre der alten Summe beigefügt. Einige der Surras werden aus Aegypten gebracht, aber bei weitem der größte Theil kommt von Stambul auf dem Wege durch Syrien und dieser Theil wird sehr regelmäßig erhalten. Jede Karawane hat ihren eigenen Surraschreiber, dessen Pflicht es auch ist, den Tribut, welchen die Karawane den Beduinen bezahlt, gewissenhaft zu vertheilen.

Die Stipendien für Mekka werden unter den Fenstern des Hauses, wo der Kadi wohnt, ausgetheilt, zuweilen auch unter den Fenstern der Moschee. Es gibt Personen, die nur einen Piaster erhalten; die größere Zahl empfängt zehn bis zwanzig Piaster; einige wenige Familien sind da, welche jährlich bei zweitausend Piaster empfangen. Obgleich diese Surra nicht immer den Würdigsten verliehen wird, so erlangen doch viele arme Familien von dieser Vergünstigung Hülfe, und die Surra ist für sie eine große Wohlthat. Die Zettel können übertragen werden; Kadi und Scherif müssen alsdann die Cessionsurkunde unterzeichnen, und der neue Name wird, wenn der Schreiber des Kadi ein kleines Geschenk erhält, einregistrirt und nach Konstantinopel geschickt. In den guten alten Zeiten hätte ein Mekkaer kaum bewogen werden können, seine Surra zu verkaufen, welche er nicht nur für eine Ehre, sondern auch für das gewisseste Einkommen seiner Familie betrachtete.

Die müßigsten, unverschämtesten und nichtswürdigsten Individuen zu Mekka wählen das Gewerbe der Führer (Metowaf oder Delyl) oder Lohndiener für die fremden Hadschi; sie sind sehr zahlreich, da während der großen Wallfahrt viel Nachfrage ist nach kundigen Führern durch die heilige Stadt und ihre Umgebungen. Diese Metowafs begleiten die guten Hadschis zu allen Orten und Stellen des heiligen Bezirks, welche nach dem vorgeschriebenen Ritus besucht werden müssen, und sind zu jedem Dienst in der Stadt bereit. Aber ihre Brauchbarkeit wird durch ihre lästige Unverschämtheit mehr als aufgewogen. Sie halten

das Zimmer des Hadschi von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang besetzt, und gestatten ihm kaum, etwas zu thun und zu verrichten, ohne ihre Hülfe aufzubringen; sie setzen sich mit ihm zum Frühstück, zum Mittagessen, zum Abendbrod; sie verleiten ihn zu allen möglichen Ausgaben, damit sie einen Theil davon einstecken können; sie lassen keine Gelegenheit vorbei, ihn um Geld zu bitten, und wehe dem armen unwissenden Türken, der sie in einem Handelsgeschäft zu Dolmetschern braucht.

Einige dieser Führer halten sich beständig in der Nähe der Kaaba auf und warten darauf, zu dem Gang um dieselbe gemiethet zu werden, und wenn sie einen Pilger sehen, der allein geht, nehmen sie unberufen an seiner Seite Platz und fangen an die Gebete vorzusagen. Die Belohnung für diesen Dienst ist etwa ein halber Piaster, und man sieht sie an der Thüre des Heiligthums mit den Hadschis handeln, so daß sie jedermann hört. Die ärmern unter ihnen sind mit einem Viertelpiaster zufrieden. Viele Budenhalter und Leute der dritten Classe schicken ihre Söhne, welche die Gebete auswendig können, an diesen Platz, um das Handwerk eines Metowaf oder Führers zu erlernen. Diejenigen, welche die türkische Sprache verstehen, verdienen viel. Da die türkischen Hadschis gewöhnlich über Dschidda, in Partien von acht bis zwölf Personen, welche die Heimath zusammen verlassen haben, ankommen und zu Mekka in Gesellschaft leben, so bedient ein Führer gewöhnlich die ganze Partie und erwartet einen ihrer Anzahl entsprechenden Lohn. Es geschieht oft, daß die Hadschis bei ihrer Heimkehr ihn einer andern Gesellschaft ihrer Landsleute empfehlen, welche, wenn sie Dschidda erreicht haben, ihm den Auftrag zuschicken, für sie Quartiere in Mekka zu besorgen, sie in Dschidda abzuholen, auf ihrer Reise nach der heiligen Stadt zu geleiten, auch bei den Gebeten, welche bei dem Eintritt in dieselbe gesprochen werden müssen, zu unterstützen. Einige dieser Führer werden in den drei Monaten vor der Wallfahrt beständig in Dschidda angetroffen, und man gewahrt sie auch auf der Straße nach Mekka, wo sie an der Spitze ihrer Gesellschaft, von der sie mit großer Achtung und Höflichkeit behandelt werden, einher reiten — ein interessanter Gegenstand für einen, der orientalische Scenen und Lebensbilder malen wollte. Ein Türke aus Europa oder Kleinasien, der kein Wort arabisch versteht, ist erfreut, einen glattzüngigen Araber zu finden, der seine Sprache spricht und ihm alle Arten von Bequemlichkeiten in Mekka verheißt. Ein Metowaf, welcher einen Monat lang zwölf türkische Hadschis zu besorgen hat, gewinnt gewöhnlich so viel, daß er das ganze Jahr seine Haushaltung bestreiten kann, ausgenommen neue Kleider für sich und seine Kinder. Es ist keine Uebertreibung, wenn man die Zahl der erwachsenen Metowafs auf achthundert angibt, außer den Jungen, welche dieses Gewerbe lernen. Wenn ein Kaufmann seine Kunden verliert oder wenn ein armer Gelehrter so viel Geld zu gewinnen wünscht, daß er eine abyssinische Sklavin kaufen kann, wird er ein Delyl oder Metowaf — ein Pilgerführer. Der Stand ist wenig geachtet, aber mancher wohlhabende Mekkaer ist in einer Periode seines Lebens ein Glied desselben gewesen.

Die Reichthümer, welche vom Handel, den Besoldungen und Stipendien und dem Gewinn, der von den Hadschis gemacht wird, jährlich nach Mekka fließen, sind sehr beträchtlich, und möchten es leicht zu einer der reichsten Städte des Orients machen, wenn nicht die maaßlose Verschwendung seiner Bewohner dagegen wäre. Der große Gewinn, den sie während drei oder vier Monaten machen, wird in Wohlleben, prächtigen Gewändern und Befriedigung der Sinnenlust durchgebracht, und da sie des Gewinns im künftigen Jahre versichert sind, tragen sie wenig Sorge, einen Theil des gegenwärtigen zu sparen. Im Monat Moharrem, sobald die Wallfahrt vorüber ist und die meisten Pilger abgereist sind, werden gewöhnlich die Hochzeits- und Beschneidungsfeste gefeiert. Diese werden zu Mekka auf eine sehr glänzende Art begangen, und ein Mann, der jährlich nicht mehr als dreihundert Thaler zu verzehren hat, verwendet die Hälfte dieser Summe auf die Heurath oder Beschneidung seines Kindes. Weder die Heiligkeit der heiligen Stadt, noch das feierliche Verbot des Koran vermögen die Einwohner von Mekka von dem Genuß geistiger Getränke und allen Ausschweifungen, welche die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit sind, abzuschrecken. Die indische Flotte führt große Quantitäten Raki in Fässern ein; dieser Branntwein wird mit Zucker und einem Zimmetextract unter dem Namen Zimmetwasser verkauft. Die Scherifs, die großen Kaufleute und Ulemas, alle Vornehme sind gewohnt, diesen Liqueur zu trinken, welcher, wie sie sich selbst überreden, weder Wein noch Branntwein ist, und darum von dem Gesetz nicht verboten wird. Die minder reichen Einwohner können einen so theuern Genuß nicht bezahlen, trinken deßhalb ein aus Rosinen gegohrenes Getränk, das von Tayf eingeführt wird, während die niedern Classen Buza trinken.

Die Mekkaer sind in ihren Häusern sehr luxuriös und verschwenderisch; die Zimmer sind mit feinen Teppichen und zahlreichen mit Brocat überzogenen Kissen und Sophas bedeckt; unter dem Hausgeräth sieht man sehr schönes Porcellan und einige mit Silber verzierte Nargils. Ein geringer Krämer würde sich schämen, seine Bekannten in einem weniger glänzend ausgerüsteten Hause zu empfangen. Auch ihr Tisch ist weit besser versehen, als in irgend einem andern Lande des Orients, wo selbst angesehene Familien in dieser Beziehung ökonomisch leben. Ein Mekkaer, auch von der untern Classe, muß auf seinem Tisch täglich Fleisch haben; sein Kaffeetopf kommt niemals vom Feuer weg, und er, seine Frauen und Kinder führen beinahe beständig die Nargil, und der Tabak, welchen sie brauchen, kann keine kleine Ausgabe seyn.

Die Frauen haben die in der Türkei nicht ungewöhnliche Mode eingeführt, daß sie einander wenigstens einmal in der Woche mit allen ihren Kindern besuchen; der Besuch dauert den ganzen Tag, und bei dieser Gelegenheit wird für eine reichliche Bewirthung gesorgt; die Eitelkeit jeder Hausfrau veranlaßt das Bemühen dieser, ihre Freundinnen an Staat und Pracht zu übertreffen. Zu den Hauptausgaben muß auch das Kaufen der abyssinischen Sklavinnen, welche von den Männern gehalten werden, oder das Geld gerechnet werden, welches an öffentliche Mädchen, denen man Besuche macht, gewendet wird. Auf ähnliche Weise werden beträchtliche Summen zur Befriedigung eines lasterhaften Sinnengenusses verschwendet, der sowohl in den Städten des Hedschas, als in einigen andern Theilen Asiens, wie ehedem in Aegypten unter den Mameluken, vorherrscht. Von solchen Befleckungen sind die Lager der arabischen Beduinen rein, obgleich ihre Vorfahren in dieser Hinsicht nicht unbefleckt waren, wenn man einigen scandalösen, von orientalischen Historikern erzählten Anekdoten Glauben beimessen darf.

(Schluß folgt.)

Smaragdmine in Aegypten. Der Pascha hat einen jungen in Paris erzogenen Armenier beauftragt, die in der Nähe des rothen Meeres gelegene Smaragdmine auszubeuten. (Echo du Monde Savant 1844, Nr. 1.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.
Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto zc.

(Schluß.)

Bari ist jetzt das Haupt aller Handelsstädte der adriatischen Küste und wird allem Anscheine nach, sobald der Hafen erweitert und verbessert, sobald andere Schwierigkeiten beseitigt sind, welche bis jetzt österreichische, englische und andere Dampfschiffe und Fahrzeuge hinderten hier einzulaufen, sich immer mehr heben und so allmählich den alten Handelsruhm des adriatischen Meeres auf sich und seine Bewohner hinüberpflanzen. Mit speculativem Geiste in die Zukunft blickend, siedelte sich bereits mancher Ausländer in Bari an und genießt früher als er selbst es zu hoffen wagte, die Früchte seiner Bestrebungen. Der Deutsche, der Schweizer, der Franzose der in das heitere Bari einzieht, findet schon heutzutage hier mannichfache Anklänge an die Heimath, nach längerer Entbehrung kann er hier wieder seine Muttersprache reden und was die Gastfreundschaft anbetrifft, die überraschendsten und angenehmsten Erfahrungen machen. Der gastfreie Pugliese, Barese und Leccese wetteifert freilich in diesem Punkte mit den genannten Nationen, aber dieser Wetteifer führt ihn nicht selten zu weit, und erzeugt im Gastfreunde das unheimliche Gefühl allzu viele Umstände zu verursachen. So wäre denn also die Gastfreundschaft zu den Tugenden zu rechnen die man nur im juste milieu zu cultiviren und auszuüben hätte. Dieses juste milieu wird indessen immer nur der Gebildete recht verstehen und anwenden. Ich war in Bari so glücklich in dem halbdeutschen, halbschweizerischen Hause Zublin und Marstaller die ächte wohlthuende Gastfreundschaft zu finden, deren man sich noch lange nachher mit freundlichen und angenehmen Empfindungen erinnert.

Unter den neueren Gebäuden und Instituten Bari's zeichnet sich das große Gebäude der Intendenza vortheilhaft aus, obschon im Innern große architektonische Fehler vorhanden sind. Hier wohnte zuerst der Marchese di Montrone (das Stammgut Montrone liegt 7 Miglien von Bari) als Intendant, der auch als Schriftsteller auftrat, als Verfasser des Gedichtes „König Manfred," von welchem Könige er bei einer anderen Gelegenheit sagt:

„Potea solo Re Manfredi, il quale più che ogni altro cognosceva la natura e l'indole di questi popoli, perchè nato e nutrito fra loro, fortemente governarli e stabilire un regno sicuro e felice, ma egli cadde, e seco caddero le migliori speranze, etc."

Sein würdiger Nachfolger als Statthalter der Provinz ist Herr Eduard Winspeare, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann. Ihm zunächst steht der Segretario Generale, Herr Onofrio Bonghi, dem ich ganz besonderen Dank schuldig geworden bin für seine vielfachen Bemühungen, mir meine Reisen durch die Provinzen von Bari, Otranto und Basilicata zu den allerangenehmsten zu machen. In seiner liebenswürdigen Familie, in seiner geistreichen und freundlichen Unterhaltung, bei seinen Kunstschätzen, Büchern und Karten brachte ich mehrere Stunden sehr genußvoll zu; durch ihn wurde ich mit den meisten Gelehrten Bari's bekannt, mit den Aerzten Chiaja und Brandonisio u. v. a. Nur den Monsignor Clary verfehlte ich, dessen gastfreies Haus ebenfalls ein kleines Kunstmuseum bildet. Von den Schulen und Bildungsanstalten Bari's hier viel zu reden, wäre in der That überflüssig. Wir haben bereits gesehen, daß die kleineren Städte damit reichlich versorgt sind, und hier bedarf es nur der Bestätigung daß das Lyceum und das erzbischöfliche Seminar zu den ausgezeichneten Instituten des Königreichs gehören; letzteres zählt gegenwärtig 138 Schüler. An Wohlthätigkeitsanstalten aller Art ist ebenfalls kein Mangel, die Hospitäler sind gut verwaltet und sehr reichlich gehalten, nur fehlt es noch an einer ordentlichen Bibliothek und an öffentlichen Sammlungen; ein sogenanntes Casino nimmt während des Winters und zur Zeit des Carnevals die elegante Welt der Stadt in seine stattlichen Säle auf und unter der kunstfertigen Leitung des Antonio Nicolini erhebt sich eines der schönsten, größten und geschmackvollsten Theater der ganzen Monarchie. Ich wohnte der Darstellung eines Lustspiels in dem hölzernen Interimstheater an der Marine bei, gestehe jedoch, daß die wunderschönen, halb griechischen halb italienischen Frauengestalten in den Logen

meine Aufmerksamkeit mehr fesselten als Schauspieler und Schauspielerinnen auf der Bühne. Zur Anlegung einer großen und schönen Villa, wobei man natürlich die Städte Lecce, Trani und Foggia zu übertreffen streben wird, ist bereits der Befehl gegeben und wie ich höre, wird von der ökonomischen Gesellschaft — einem überaus nützlichen durchs ganze Königreich verzweigten Institute — nächstens ein landwirthschaftlicher Mustergarten eingerichtet werden.

Unter den literarischen Notabilitäten früherer Zeiten Bari's muß hier noch des Giacinto Gimma gedacht werden, welcher das Werk „Italia letterata" herausgab. Er war Director der Accademia de' Pigri, an welcher auch Tommaso Niccolo d'Aquino, der Verfasser der Delizie Tarantini, lehrte.

Ich hatte ein Paar höchst genußreicher Tage in Bari verlebt, und konnte mit Fug und Recht dem horazischen „Barium piscosum" noch andere Adjectiva auf „osum," z. B. vinosum, gratiosum etc. anhängen, als ich endlich meine Abreise über Monopoli nach Brindisi, Lecce und zum Capo di Leuca antrat. Meine Freunde hatten mich mit 21 Empfehlungsbriefen für ungefähr 14 Tage bis zu meiner Rückkehr nach Gallipoli, Lecce, Taranto u. s. w. versehen, und außerdem waren mir durch den Oberingenieur, Hrn. de Giorgio, die ausführlichsten Notizen über Fahr-, Reit- und Fußwege in diesen Gegenden zu Theil geworden. Den letzten Abend brachte ich in S. Spirito, dem Portici von Bari zu, wo die reichsten Baresen ihre Villen haben und die schönsten Gärten sich befinden. Hier wurde ein Kirchenfest gefeiert, welches die halbe Bevölkerung der Stadt herausgelockt hatte. Der schöne, blaue Himmel, die lachenden Gärten, die eigenthümliche gelbe Färbung der Gebäude in der Nähe, der Mauern, Thürme und Straßen der Stadt — das Baumaterial besteht aus einem weichen, muschelreichen Kalkstein — die einzelnen Gruppen Trinkender und Essender erinnerten mich lebhaft an den Orient: mitten im Sande befanden sich Kohlen- und Aschenhaufen, an welchen Kastanien geröstet und Kaffee gekocht wurde, dazu die dunkelbraunen Gesichter, die halbnackten Buben, einzelne phantastische Frauenzimmertrachten, lange Pfeifen, lebhafte Gesticulation, schreiende Unterhaltung, Staub und Hitze, und wahrlich ohne große Anstrengung des Erinnerungsvermögens fühlte ich mich wieder mitten in Aegypten oder wenigstens mitten in Alexandrien hinein versetzt.

Meine Leiden und Irrfahrten nach Brindisi, in den unermeßlichen spur- und bahnlosen Oelwäldern, auf der alten Via Appia und in tausendjährigen, tief in den Felsen eingefahrenen Wagengeleisen hart am Meeresufer, will ich im fünften Abschnitte mittheilen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Fortsetzung.)

Wir hatten eine angenehme Reise, obgleich uns der Hunger manchmal hart bedrängte; indeß waren Gabriel, Roche und ich über unser Entkommen allzu vergnügt, um uns zu beklagen. Wir waren nicht nur einer langen Sklaverei entgangen, sondern auch der magern, zähen Hunde der Arrapahos, die im Winter kaum eine andere Nahrung haben, herzlich müde. Die Apatschen, die von unsern Thaten gehört hatten, bewiesen uns große Achtung, was uns aber ihre Gunst noch weit mehr gewann, war Roche's Geschicklichkeit auf der Geige. Ein mexicanischer Officier, der im letzten Herbst von Monterey nach Santa Fé berufen worden war, hatte seine Geige vergessen, ein sehr schönes Instrument von einem alten italienischen Meister. Auf Verlangen des Eigenthümers hatte einer der Officiere dieselbe mit seinem Gepäcke auf den Wagen eines Cibolero geladen; wir wurden bald davon unterrichtet, und wenn wir nichts zu essen bekommen konnten, trösteten wir uns mit Musik. So müde wir waren, tanzten wir doch, wenigstens die bleichen Gesichter, stundenlang an dem Haltplatze, bis der arme Roche erschöpft keinen Finger mehr rühren konnte.

Wir wurden endlich unsers unfreiwilligen Fastens ledig, denn wir stießen jetzt täglich auf Heerden von fetten Büffeln, und lustig machten wir Jagd auf den mächtigen Herrn der Prairien. Einer davon versetzte meinem Pferde eine Todeswunde, und hätte auch ohne Gabriels sichern Schuß wahrscheinlich meinen Abenteuern ein Ende gemacht. Ich hatte thörichter Weise, um meinen Gefährten meine Geschicklichkeit zu zeigen, Bogen und Pfeile genommen statt des Gewehrs; meine Eitelkeit kam mich theuer zu stehen, denn ob ich gleich dem Bullen sieben Pfeile in den Nacken geschossen hatte, so verlor ich doch mein treffliches Pferd, und mein rechtes Bein wurde bedeutend verletzt.

Endlich überschritten wir den Rio Grande und einige Tage später langten wir zu Santa Fé an. Viel ist schon über diese reiche und romantische Stadt geschrieben worden, wo man, wenn den Berichten der Reisenden zu trauen wäre, die Pesos und Dublonen nur aufzulesen brauchte; ich vermuthe indeß, daß die Leute, welche solches geschrieben, den Ort nie gesehen haben, denn es ist ein erbärmliches, schmutziges kleines Nest mit etwa 3000 Seelen, fast lauter nackten und verhungerten Halbblütigen. Man sieht hier Elend und Laster, wie kaum irgendwo, harten Despotismus, Unsittlichkeit im höchsten Grade, Trunkenheit und Schmutz. Man hat die Bedeutung des Santa Fé-Handels sehr übertrieben. Diese Stadt war der Punkt, nach welchem man am leichtesten Waaren über Land nach Mexico bringen konnte, aber seit der Colonisation von Texas ist dieß anders; jetzt ist der Handelsgewinn weit nicht mehr das was er früher war. Die Reise von St. Louis in Missouri ist sehr langweilig, da die Entfernung 1200 Meilen beträgt, auch ist die Reise zu Santa Fé noch nicht einmal zu Ende, denn man muß weiter bis Chihuahua. Waaren kommen hier ins Land mit einem geringen Zoll in Vergleich mit dem, der an der Küste bezahlt wird, denn für jeden Wagen, sein Inhalt mag seyn welcher er will, bezahlt man nur 500 Dollars, und dieß Privilegium hält den Handel. Aber der eigentliche Markt beginnt erst zu Chihuahua, denn nördlich von diesem trifft der Reisende nichts als das ärgste moralische und physische Elend.

Unsere Zeit verfloß, wie natürlich, sehr langweilig, denn die Halbblütigen waren zu dumm, als daß wir uns mit ihnen hätten unterreden können, und die Yankee-Händler waren unaufhörlich betrunken. Wäre Gabriel nicht mit der Nachbarschaft wohl bekannt gewesen, wir wären glaube ich vor Langerweile gestorben. So aber machten wir einige Ausflüge zu den Rancheros oder Viehzüchtern, besuchten einige Indianerstämme, mit denen wir jagten, und warteten ungeduldig, bis eine Karawane nach Westen abgehen würde.

Eines Tages hatte ich ein ziemlich ernsthaftes Abenteuer. Gabriel und Roche waren auf eine Bärenjagd gegangen, während ich in einem Rancho, wo wir einige Tage vergnügt zugebracht hatten, ermüdet zurückblieb. Nachmittags kam mir die Lust an Fische zu essen, und da man mir sagte, daß anderthalb bis zwei Stunden weiter unten ein Bach sey, der schöne Barsche enthalte, so nahm ich meine Büchse, Angelruthe und Hacken, fand bald die Stelle und suchte nun nach irgend einem Vogel oder Eichhörnchen, dessen Fleisch ich als Köder brauchen könnte. Während ich die Büchse in der Hand herum ging, und die Aeste der Bäume durchsuchte, fühlte ich an meinen Mocassins etwas kratzen, ich sah hinunter und bemerkte einen jungen Panther, der um meine Füße herumsprang, und mich gleichsam einlud mit ihm zu spielen. Es war ein hübsches, kleines Thier, kaum größer als eine gewöhnliche Katze. Ich setzte mich nieder, schmeichelte das kleine Thier, das bald sehr vertraut wurde, und dachte eben daran, es mit mir zu nehmen, als ich hinter mir ein lautes, wohlbekanntes Gebrüll hörte, das kleine Thier lief etwas weg, und über meinen Kopf stürzte ein dunkler, schwerer Körper hin. Es war ein vollgewachsener Panther, die Mutter des Jungen, an die ich gar nicht gedacht hatte.

Ich stand sogleich auf, das Thier hatte seinen Sprung schlecht bemessen und war fünf Schritte vor mir niedergefallen. Da lag es, peitschte den Boden mit seinem langen Schweif und blickte mich wild an. Unsere Augen begegneten sich, und ich gestehe, mir sank der Muth. Ich hatte allerdings meine Büchse, aber die geringste Bewegung zum Anschlagen wäre das Signal gewesen, auf mich einzuspringen. Endlich kroch das Thier immer liegend zurück, bis es endlich etwa zwölf Schritte entfernt war. Dann umkreiste es mich ohne mein Gesicht je aus den Augen zu lassen, denn das Junge spielte noch zu meinen Füßen. Wäre das kleine Thier zwischen mir und der Mutter gewesen, sie hätte es aufgenommen und wäre damit fortgerannt, aber so wie die Sache stand, war ich in einer höchst fatalen Lage: fliehen konnte ich nicht und der Panther wollte sein Junges nicht dahinter lassen; er fuhr fort einen Kreis um mich zu beschreiben, und ich drehte mich mit ihm, hob aber allmählich mein Gewehr höher, bis ich es an der Schulter hatte; das Junge hatte sich in einem Sprung weh gethan und schrie, die Mutter antwortete mit einem dumpfen Geknurre, und gerade als sie springen wollte, schoß ich mein Gewehr ab: sie stürzte zurück und war todt. Meine Kugel war unter dem linken Auge eingedrungen, hatte den Schädel zerschmettert und einen Theil des Gehirns mitgenommen. Es war ein furchtbares Thier: selbst noch todt mit ausgestreckten Tatzen und mit heraushängender Zunge flößte es mir Schrecken ein. Ich zog ihm das Fell ab, hing dieß an einen Baum, nahm das Junge auf und eilte nach Hause, da ich den Appetit zum Fischen und Fischessen für diesen Abend ganz verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der indische Pferdehändler.

(Davidsons Travels in Upper India.)

Wenn ein Engländer in Indien ein Pferd kaufen will, so wendet er sich an einen Pferdehändler oder Delal, nennt ihm Farbe, Größe und Alter des Pferdes, das er zu haben wünscht, und in wenigen Stunden vielleicht sind ihm ein Duzend Pferde vorgeführt. Ist die Wahl getroffen, so entfernt sich der Delal und der Eigenthümer des Pferdes einige Schritte, ein Tuch wird ausgebreitet, unter das beide die Hand stecken und mit den Fingern handeln; ein Finger gilt hundert, ein Gelenk fünfzig. Nach wenigen Minuten gibt der Delal den niedersten Preis an, und erhält dann seine Mäklergebühr, welche fünf Rupien vom Pferde beträgt. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß unter hundert Engländern nicht Einer ein Pferd allein und ohne Beistand kaufen kann. Er muß die Sprache vollkommen kennen, nie zornig oder ungeduldig werden, eine gute Lunge haben, endlich noch ein vollendeter Pferdskenner seyn, und dennoch nimmt es jeder Delal mit ihm auf. Der Grund ist, daß kein Eingeborener die Wahrheit sagt, ohne vorher hundertmal gelogen zu haben. Fragt man nach Untersuchung des Pferdes den Eigenthümer nach dem Preise, so streicht er noch einmal alle guten Eigenschaften heraus, und verlangt 1000 Rupien für ein Pferd, das 150 werth ist. Der Engländer steckt die Hand in die Hosentasche, murmelt etwas zwischen den Zähnen, das wie „verdammter Schurke" lautet, und geht weg. Ganz anders der Indier; „wadschibi bolo, bai" (sage die Wahrheit, Bruder), ich will dir hundert geben, und nach einer oder zwei Stunden geht der Verkäufer zu einem Schroff (Geldwechsler) hin und läßt die 150 Rupien untersuchen, ob sie gutes Geld sind. Nun beginnt erst noch ein Streit pro forma: es gilt nämlich für ein Glück, den Stallhalfter und den Strick umsonst zu erhalten, folglich für ein Unglück, solche herzugeben. Der Eigenthümer des Pferdes wirft das Geld, um dessentwillen er vielleicht eine Reise von mehrern hundert Stunden gemacht hat, auf den Boden und schwört beim Koran oder Ganges, er wolle sein Pferd wieder haben; der andere schwört eben so eifrig, er habe von Anfang an diese Gegenstände mit in dem Kauf begriffen, wendet sich an die umstehende Menge, von der ihn vielleicht keiner je gesehen hat, und wird von ihr eifrigst unterstützt; endlich geht der Streit zu Ende, indem der Käufer mit einem alten Stallhalfter fortgeht, der vielleicht beim Ankauf kaum eine Viertelrupie gekostet hat.

Wanderungen im südlichen Arabien.

Handel und Tempeldienst in Mekka.

(Schluß).

Die Einwohner von Mekka und Dschidda besitzen im allgemeinen einen lebhaftern Charakter, als die Syrer oder Aegyptier. Man sieht

hier keine solche schweigenden, ernsten Automaten, die in andern Theilen der Levante so gewöhnlich sind. Der Charakter der Mekkaer gleicht in dieser Beziehung dem der Beduinen, und verzerrte nicht oft Gewinnsucht ihre Gesichtszüge, so würde man stets das Lächeln der Freude auf ihren Lippen sehen. In den Straßen und Bazars, in den Häusern und selbst in der Moschee lachen und scherzen die Mekkaer gern; auch der alte arabische Annalist Ibn Jussuf Samhoudi nennt sie ein keckes, fröhliches, zu allen Späßen aufgelegtes Volk. Wenn einer mit dem andern handelt oder über einen ernsthaften Gegenstand spricht, wird oft ein Sprüchwort, ein Wortspiel oder sonst eine witzige Anspielung angebracht und erregt Gelächter. Da sie bei der Lebhaftigkeit ihres Temperaments viel Verstand, Scharfsinn und große Anmuth der Sitten besitzen, welche sie sehr gut mit ihrem angeborenen Stolz zu verbinden wissen, ist ihre Unterhaltung in der That sehr anziehend und angenehm, und wer eine nur oberflächliche Bekanntschaft mit ihnen pflegt, wird selten ermangeln, sich ihrem Charakter zu befreunden. Sie sind sowohl untereinander als auch gegen Fremde höflicher, als die Einwohner von Syrien und Aegypten, und besitzen manchmal die Gutmüthigkeit der Beduinen, von denen sie ihren Ursprung ableiten. Wenn einer den andern das erstemal im Laufe des Tages auf der Straße trifft, küßt der jüngere Mann die Hand des ältern oder der dem Range nach Niedrigere die des Vornehmen, während der letztere durch einen Kuß auf die Stirne wieder grüßt. Personen von gleichem Rang und Alter küssen sich gegenseitig die Hände. Den Fremden reden sie mit Gläubigen oder Bruder an, und die Worte des Propheten, daß alle Gläubigen Brüder seyen, schweben beständig auf ihren Lippen. Wenn man in irgend einer Angelegenheit der Dienste eines Mekkaers bedarf, so sagt der Angerufene: Unsere ganze Existenz verdanken wir nächst Gott euch frommen Hadschis, euch guten, lieben Pilgern! Können wir anders als dankbar seyn? Wenn ein Fremder in der Moschee der Sonne ausgesetzt ist, so macht ein Mekkaer für ihn an einem schattigen Orte Platz; wenn er bei einem Kaffeehaus vorbeigeht, hört er Stimmen, die ihn hereinrufen und eine Tasse Kaffee anbieten; wenn ein Mekkaer von einem öffentlichen Wasserverkäufer einen Krug zum Trinken nimmt, bietet er ihn einem Fremden an, ehe er ihn an den Mund setzt, und bei der geringsten Bekanntschaft sagt er zu seinem neuen Freunde: Wann wollen Sie mich in meinem Hause beehren und mit mir speisen? Wenn sie sich untereinander zanken, hört man keine von den possenhaften Namen und schlechten Redensarten, die in Aegypten und Syrien so häufig gebraucht werden; Schläge werden nur höchst selten ausgetheilt, und die Ankunft einer achtbaren und angesehenen Person macht jedem Streit und Hader alsbald ein Ende; auf deren Ermahnung zum Frieden sagen sie: Wir sind große Sünder und leichtsinnige Geschöpfe, aber Gott hat uns die Tugend schneller Reue ertheilt!

Bei dem Händegeben ergreifen die Bewohner des Hedschas einer des andern Daumen mit der ganzen Hand, drücken ihn und öffnen die Hand drei- oder viermal wieder. Dieß soll eine Gewohnheit Mohammeds gewesen seyn.

Mit diesen liebenswürdigen Eigenschaften vereinigen die Mekkaer noch andere, um deren willen sie gelobt werden müssen; sie sind ein stolzes Geschlecht, und obgleich ihr Stolz sich nicht auf innern Werth gründet, so ist er doch der kriechenden Sklaverei vieler andern Levantiner weit vorzuziehen, welche ihre sklavische Unterwerfung gegen Höhere durch den übertriebenen Stolz gegen Niedere wieder einbringen.

Die Mekkaer sind stolz darauf, Eingeborene der heiligen Stadt, Landsleute ihres hochverehrten Propheten, zu seyn, seine Sitten einigermaßen bewahrt zu haben, seine reine Sprache zu sprechen, auf den zu erwartenden Genuß aller Ehren in der andern Welt, die den Nachbarn der Kaaba versprochen sind, und daß sie edlere und freiere Menschen sind, als irgend einer der Fremdlinge, welche nach ihrer Stadt pilgern. Sie zeigen ihren Stolz gegen ihre eigenen Obern, die sie gelehrt haben, sie mit großer Nachsicht und Behutsamkeit zu behandeln, und sie betrachten alle andern mohammedanischen Nationen als Völker unter ihrem Rang, gegen die ihre Freundlichkeit und Höflichkeit eine Wirkung ihrer Herablassung ist. Dieser Stolz hinderte das Volk von Mekka, so tief in Sklaverei zu sinken als einige seiner Nachbarn. Der hochmüthige syrische Moslem, welcher Aleppo oder Damaskus Om el Dunia, „die Mutter der Welt,“ nennt, und glaubt, daß kein Stamm seinem eigenen ähnlich, noch eine Sprache so rein als die syrische sey, muß sich in Mekka mit großer Bescheidenheit aufführen und Höflichkeit wenigstens affectiren.

Die Mekkaer glauben, daß ihre Stadt mit allen Bewohnern unter des Himmels besonderer Fürsorge und Obhut stehe, und insofern vor allen andern Städten und Völkerschaften begünstigt sey. Das ist Mekka! das ist die Stadt Gottes! rufen sie aus, wenn jemand sein Erstaunen ausdrückt, daß der größere Theil von ihnen während des Stillstandes des Handels und der Abwesenheit der Wallfahrer in der Stadt zurückbleibt. Keiner, sagen sie, ermangelt hier jemals seines täglichen Brodes; keiner fürchtet hier den Einfall der Feinde. Daß Gott die Stadt vor Plünderung bewahrte, daß keine Plünderung stattfand, als die türkische Reiterei unter Mustapha Bey die Stadt von den Wahabiten wieder eroberte, daß die Gefangennehmung des Scherif zu keinem Blutbad innerhalb Mekka führte, sind ihnen eben so viele sichtbare Wunder des Allmächtigen, um die Wahrheit der Koranstelle zu beweisen, wo es heißt: Laßt sie anbeten den Gott der Kaaba, der sie speist, wenn sie hungrig sind und von aller Furcht befreit!

Eines intelligenten und muthigen deutschen Mannes muß hier ehrenvolle Erwähnung geschehen, des in jeder Hinsicht tüchtigen Reisenden Johann Ludwig Burckhard von Basel, der im Auftrag der Londoner geographischen Gesellschaft das Morgenland bereiste. Bekanntlich haben Leake und William Ouseley seinen für Statistik, Geschichte und sonstige Kunde von Arabien so schätzbaren, in englischer Sprache geschriebenen Nachlaß bekannt gemacht. Seine gründliche Kenntniß der arabischen Sprache und Sitten hatte ihn in den Stand gesetzt, den angenommenen mohammedanischen Charakter mit so glücklichem Erfolg durchzuführen, daß er in Mekka während der ganzen Dauer der Wallfahrt ungestört wohnte und bei dieser Gelegenheit alle die verschiedenen merkwürdigen Ceremonien mitmachte, ohne auch nur im mindesten hinsichtlich seiner wahren Herkunft und Endzwecke Verdacht zu erregen. Burckhard lebte als Scheik Ibrahim unter dem Volk von Hedschas als ein Muselmann. In Mekka durchwachte er viele Nächte vor der Moschee, wo stets kühle Lüfte wehen; hier auf seinem Teppich sitzend, den sein Sklave vor ihm ausgebreitet, hing er seinen Erinnerungen nach und gedachte der fernen Heimath und der schönen Rheinufer, während Pilger und Wallbrüder eifrig bemüht waren, ihre Gebete zu verrichten und um die Kaaba herum zu wandeln.

Wölfe in den Vogesen. Nach officiellen Nachrichten hat man von 1817 bis 1842, also in 25 Jahren, in dem Departement des Vosges nicht weniger als 700 Wölfe, 478 Wölfinnen und 434 junge Wölfe getödtet. (Voleur vom 10 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1844.

Der neue Menschenhandel.

Die sogenannte Kuli-Auswanderung.

Immer zahlreichere Stimmen erheben sich in England selbst gegen dieß furchtbare System, das alle Uebel des Sklavenhandels zu erneuern droht. Wir verweisen nicht bloß auf den Antislavery Reporter, der in seiner Nummer vom 27 December vorigen Jahrs einen eigenen Artikel unter der Aufschrift „der Kuli-Sklavenhandel" enthält, sondern auch auf die Times vom 4 Januar, welche diesem Gegenstand einen eigenen Artikel widmet und sich unter anderm also äußert: „wir haben von Anfang an das Publicum gewarnt, was die Folgen der Einfuhr von „freien" Kuliarbeitern in unsern Zuckercolonien zum Ersatz der emancipirten Sklaven seyn würden. Dieser Handel ist gesetzmäßig bloß auf Mauritius beschränkt, und trotz der strengen Bestimmungen der Passengers Act und der genauen Aufmerksamkeit auf die praktische Wirkung dieser Maaßregel hören wir doch wiederholte Klagen über Betrug und Grausamkeit, welche gegen die unglücklichen Kulis geübt werden. In mehrern Fallen ist eine Art vollkommenen Sklavenhandels entdeckt worden, der jedoch zur Entdeckung und, wie wir mit Vergnügen hören, auch zur Anwendung rascher Abhülfe führte." Der Antislavery Reporter vom 13 December bringt die Geschichte dieser Entdeckung, die eben nicht für schnelle Abhülfe zeugt. Im verflossenen September bemerkte man in der Nähe von Calcutta einen Menschen im Hoogly mit dem Tode ringen; man fischte ihn noch glücklich heraus, und als er wieder zur Besinnung gekommen war, warf er sich seinem Retter zu Füßen und bat um Hülfe; der Unglückliche war aus Verzweiflung, weil man ihn mit Trug und Gewalt fortgeschleppt hatte, um ihn nach Mauritius zu führen, aus dem Schiffe gesprungen, um sich wo möglich durch Schwimmen zu retten. Ein so großer Zufall gehörte dazu um ein organisirtes System von Menschenraub ans Licht zu bringen. Man lockte Leute unter allen möglichen Vorwänden auf Schiffe, führte sie nach Calcutta und sperrte sie dort bis zur Fortschiffung nach Mauritius ein. Das System ist also ganz organisirt, und ähnliches wird wohl auch in Madras und Bombay getrieben. Wenn es so mit der „freien" Auswanderung der Kulis aussieht, so kann man sich denken, wie es in Mauritius mit der Bezahlung aussehen mag, daß man gehörige Abzüge auch vom Lohn machen wird, um sich für Mühe und Kosten der Hinschiffung bezahlt zu machen und die Seelenverkäufer, die man in Indien aufstellt, zu entschädigen. Die Times bemerkt sehr richtig: nicht darum habe England 20,000,000 Pfd. Sterl. an die Pflanzer gezahlt, daß nachher ein zweiter Sklavenhandel entstehe, und dieser wiederholt sich auch um so vollkommener, als hier, wie bei dem afrikanischen Sklavenhandel, die Ausfuhr von Männern in gar keinem Verhältniß zu den Weibern steht, wovon Sterblichkeit und unnatürliche Laster die natürliche Folge sind. Der Antislavery Reporter berechnet, daß gleich anfangs 30,000 Kulis nach Mauritius gebracht wurden, später wiederum 20,000, und daß nur 3000 nach Indien zurückkehrten. Erwägt man nun, daß die Zahl der gegenwärtig auf Mauritius befindlichen Kulis auf 20,000 angeschlagen wird, so müßten 27,000 gestorben seyn. Nehmen wir nur die Hälfte davon an, so ergibt sich immerhin eine furchtbare Sterblichkeit, furchtbarer als je beim afrikanischen Sklavenhandel, und um so schrecklicher als die Unglücklichen wahrscheinlich nicht auf der Ueberfahrt, auf den wohl versehenen Schiffen, sondern auf Mauritius selbst sterben. Es fragt sich nur, und Times wie Antislavery Reporter werfen diese Frage auf: ist der Menschenraub, die Gewaltthat und der Betrug, wie sie notorisch in Indien geübt werden, um sich Arbeiter zu verschaffen, ein diesem Auswanderungssystem anhängiges, nicht wohl davon zu trennendes Uebel oder nicht? Ist das erstere der Fall, so muß man diese Auswanderung der Kulis verbieten, wie dieß auch die ostindische Compagnie selbst, obwohl vielleicht aus eigennützigen Gründen *) wünscht. Dieser Frage kann man wohl noch die zweite beifügen: ist die Sterblichkeit, wie sie sich auf Mauritius zeigt, eine Folge der harten Arbeit und des ungewohnten Klima's? Ist dieß der Fall, wie kaum zu zweifeln, so hat man dießmal dem

*) Wenn die westindischen Colonien und Mauritius in ihrer Zuckerproduction zurückgehen, so fällt der Vortheil davon Ostindien zu.

kräftigern Negerstamm den schwächern Hindu substituirt, und die Zahl der Menschenopfer ist gestiegen.

An diesen Thatsachen und Argumentationen möchte sich nicht wohl etwas abdingen lassen; jetzt kommen wir aber zur Kehrseite, auf das Geschrei der Pflanzer und der beim Flor des Zuckerbaues in Westindien betheiligten Personen. Diese rechnen dem guten englischen Volke vor, daß die hundert Millionen Pfund Sterling Capital, welche in Westindien stecken, in den letzten Jahren England keine Zinsen getragen hätten, und daß diese ausbleibenden fünf bis sechs Millionen Pfund, die sonst nach England flossen, einen großen Antheil an der im Lande herrschenden Noth hätten (S. Morning Herald vom 10 Januar). Das Capital könne unter den gegenwärtigen Umständen nicht nach Westindien fließen und sich fruchtbar erweisen, weil sich nicht hinreichend Arbeiter dort fänden; erst wenn Arbeiter gefunden seyen, dann werde das Capital hinströmen und in Fülle. Es ist dieß die Lehre von der Weltsklaverei und dem neuen Menschenhandel, die wir in den Rückblicken des vorigen Jahres gezeichnet haben. Der Morning Herald verlangt, daß man die andern Zuckercolonien rette, wie man Mauritius gerettet habe, und verwirft jede Behauptung, daß die „freie Kuliauswanderung" einem Mißbrauch unterliegen könne. Das Schönste aber ist, daß man damit auch noch der Civilisation und der Menschheit einen Dienst zu erzeigen sich das Ansehen geben will, indem der Morning Herald — durchaus keine vereinzelte Stimme in dieser Beziehung — geradezu sagt: „Ob die Civilisation irgendwo blühen kann, wo kein Reichthum vorhanden, unterliegt einem starken Zweifel, daß aber das Wachsthum der Civilisation in Westindien nur durch das Anwachsen des Reichthums gesichert werden kann, ist ein Satz, den man vernünftiger Weise nicht bezweifeln kann. Das Anwachsen des Reichthums in diesen Colonien kann aber dauernd nur durch Vermehrung der Stapelerzeugnisse (Zucker und Kaffee) gesichert werden." Mit solchen Trugschlüssen sucht man sich und andere zu verblenden, es wird sich aber immer mehr herausstellen, daß England nicht den Ruhm der Philanthropie und den baaren Vortheil des Menschenhandels zugleich davon tragen kann.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Fortsetzung.)

Eine Woche nach diesem Vorfall kam eine Gesellschaft Handelsleute aus St. Louis an; sie waren von Indianern angegriffen worden, und ihr Aufzug war kläglich; sie hatten einmal sechs Tage lang keine andere Nahrung genossen als verdorrtes Gras. Es ist nicht unangemessen, hier einige Worte über den Ursprung dieses Landhandels und die Gefahren der Handelsleute beizufügen.

Als Capitan Pike im J. 1837 von seiner Entdeckungsreise im Innern des amerikanischen Continents zurückkehrte, benachrichtigte er die Kaufleute der Vereinigten Staaten, daß sie einen sehr vortheilhaften Handel mit den innern Provinzen Mexico's anfangen könnten, und im J. 1812 bahnte sich eine kleine Abtheilung Abenteurer, Miller, Knight, Chambers, Beard ꝛc., im Ganzen nicht über zwölf, mit einer geringen Menge Waaren einen Weg von St. Louis nach Santa Fé. Es war stets die Politik der Spanier Fremde am Eindringen ins Innere ihrer Colonien zu hindern. Da Mexico damals in einem Revolutionszustande war, wurden Fremde und namentlich Amerikaner mit großem Mißtrauen betrachtet, und so kam es, daß diese Handelsleute gefangen genommen, ihre Waaren confiscirt und sie selbst in den Gefängnissen von Chihuahua eingesperrt wurden, wo sie mehrere Jahre lang eine strenge Behandlung erfuhren. Im J. 1821 kehrte endlich Chambers und die übrigen Gefangenen nach den Vereinigten Staaten zurück, und bald darauf machte ein Vertrag den Handel gesetzlich. Die erhaltenen Berichte bewogen einen Capitan Glenn aus Cincinnati sich mit ihnen zu einer Handelsexpedition zu verbinden, und eine zweite Karawane von 20 Mann brach nach Santa Fé auf. Sie suchten einen kürzern Weg vom Arkansas aus, aber anstatt an der sogenannten canadischen Gabeltheilung aufwärts zu ziehen, zogen sie nur an dem Hauptfluß fort, und kamen hier in eine furchtbare Einöde, die sich bis zu dem Cimaron ausdehnt und wo kein Tropfen Wasser zu finden ist. Sie mußten ihre Hunde tödten und ihren Maulthieren zur Ader lassen, um ihren brennenden Durst zu stillen, aber ganz entmuthigt kehrten sie endlich an den nächsten Punkt des Arkansas zurück, wo sie wenigstens gewiß waren Wasser zu finden. Inzwischen waren ihre Lastthiere völlig unbrauchbar geworden, sie mußten deßhalb ihre Waaren vergraben, und kamen ohne weitere Gefährde nach Santa Fé, wo sie andere Maulthiere kauften und dann zu ihrer Cachette zurückkehrten.

Indeß war schon im Frühjahr 1820 eine Gesellschaft von Franklin im Staate Missouri aufgebrochen, um mit zwölf wohlbeladenen Maulthieren den Weg nach Santa Fé zu suchen. Sie zogen durch Prairien, in die kein weißer Mann je eingedrungen war, hatten keine Führer als die Sterne des Himmels und vielleicht einen kleinen Taschencompaß; täglich kamen sie an feindlichen Stämmen vorbei, aber trotz dieser und vieler andern Schwierigkeiten, wozu auch die Unkenntniß der Pässe und der Mangel an Wasser gehörten, kamen sie nach Santa Fé. Im Herbst kehrten sie nach Missouri zurück mit ungeheurem Gewinn trotz ihres kleinen Capitals. Ihr günstiger Bericht machte tiefen Eindruck, und im nächsten Frühjahr brach Oberst Cooper mit 20 Gefährten und 14 wohlbeladenen Maulthieren auf. Dießmal ging der Zug rasch und glücklich von statten; die Kaufleute von St. Louis wurden deßhalb immer kecker, und bildeten im J. 1822 eine Karawane von 70 Mann, welche Waaren zum Belauf von 40,000 Dollars mit sich führte.

So begann der Handel mit Santa Fé, der einen immer regelmäßigern Charakter annahm. Gesellschaften brachen im Frühjahr auf, um im Herbst mit außerordentlichem Gewinn zurückzukehren; der Handel stieg, die Kaufleute verminderten die Zahl der Bewaffneten, bis endlich wiederholte Anfälle der

Wilden sie nöthigten, sich um ihrer Sicherheit willen zu einer großen Schaar zu vereinigen. Anfangs schienen die Indianer geneigt, sie unbelästigt ziehen zu lassen, aber im Sommer 1826 begannen sie die Maulthiere und Pferde der Wanderer zu stehlen, doch wurde vor dem Jahre 1828 niemand getödtet. In diesem Jahre zog eine kleine Karawane auf dem Rückweg von Santa Fé längs dem nördlichen Arm des canadischen Flusses fort. Zwei Mitglieder derselben, welche der Karawane vorausgegangen waren, um Wild zu schießen, schliefen am Ufer eines Baches ein. Eine Schaar Indianer, die ihrer ansichtig wurde, überfiel sie, nahm ihnen die Gewehre, scalpirte sie und entfernte sich dann, ehe die Karawane an dem Bache angekommen war, wo man zusammen zu treffen sich verabredet hatte. Als die Karawane ankam, athmete das eine der Opfer noch, man führte ihn bis zu dem Cimaron, wo er starb, und nach der Sitte der Prairie beerdigt wurde. Kaum war diese Ceremonie zu Ende, als auf einem benachbarten Hügel vier Indianer erschienen, die augenscheinlich von dem Vorgefallenen nichts wußten. Die erbitterten Kaufleute luden sie ins Lager ein, und ermordeten sie alle mit Ausnahme eines einzigen, der, obwohl verwundet, entkam.

Diese grausame Wiedervergeltung führte ihre Strafe mit sich, denn von diesem Augenblick an schworen die Indianer einen ewigen Krieg, einen Krieg bis zum Messer „in den Wäldern und Prairien, in der Mitte der Ströme und Seen, und selbst in den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen.“ Kurz nach diesem Ereigniß stießen die Wilden auf eine andere Karawane, griffen sie an, und nahmen 38 Scalps, 250 Maulthiere und Waaren zum Betrag von 20,000 Dollars mit sich fort. Diese schrecklichen Schauspiele wurden unaufhörlich in diesen ungeheuren westlichen Einöden aufgeführt, und das Schicksal der unglücklichen Handelsleute blieb unbekannt, bis eines Tags vielleicht ein lebendiges Skelett, ein ausgehungertes Wesen, bedeckt mit Blut, Koth und Staub an einem der militärischen Gränzposten anlangte, und von einer furchtbaren Mezelei berichtete, welcher er allein entronnen war.

Im J. 1831 zogen Sublette und seine Gesellschaft mit 25 Wagen in die Prairien. Er und seine Gefährten waren alle in den Felsengebirgen wohlbekannte Jäger, die der Golddurst in Kaufleute umgewandelt hatte. Sie zogen ohne Führer und keiner von ihnen hatte je die Reise gemacht. Alles was sie wußten, beschränkte sich darauf, daß sie den Grad der Länge kannten, von dem sie aufbrachen. Sie kamen an den Arkansas-Fluß, aber von da bis an den Cimaron ist keine Straße, außer die zahlreichen Büffelwege, welche die Prairien durchschneiden und sehr oft den Wanderer täuschen. Als die Karawane diese Wüste betrat, war der Boden völlig trocken, die Wanderer verfehlten ihren Weg und zogen manche Tage allen Qualen des Dursts unter einer brennenden Sonne ausgesetzt umher. Oft wurden sie durch das trügerische Aussehen eines Büffelwegs vom rechten Wege abgezogen, und in dieser gefährlichen Lage beschloß Capitän Smith, einer der Eigenthümer der Karawane, einen dieser Pfade zu verfolgen, der, wie er glaubte, unfehlbar ihn zu einer Quelle oder zu einem Sumpfe leiten mußte. Er war allein, aber er hatte nie Furcht gekannt; er war der entschlossenste Abenteurer, der je die Felsengebirge überstieg, und wenn, was man von ihm erzählt, nur zur Hälfte wahr ist, so würden seine gefahrvollen Wanderungen und Abenteuer viele Bände von höherem romantischen Interesse füllen, als die besten amerikanischen Romane. Der Unglückliche! so viele Jahre lang war er den Pfeilen und Kugeln der Indianer entgangen, endlich aber mußte er unter dem Tomahak fallen und seine Gebeine bleichen in der Wüste. Er war etwa fünf bis sechs Stunden von seinen Gefährten entfernt, als er beim Umwenden um einen kleinen Hügel den lange gesuchten Gegenstand seiner Wünsche entdeckte. Ein kleiner Fluß floß sanft inmitten der Prairie hin, — es war der Cimaron. Er eilte vorwärts, um seine ausgedörrten Lippen zu benetzen, aber eben wie er sich über das Wasser beugte, fiel er von zehn Pfeilen durchbohrt. Eine Schaar Comantschen hatte ihn ausgewittert und ihm aufgelauert. Troz seiner Wunden focht er aber noch tapfer, und die Indianer haben später gestanden, daß er noch vor seinem Tode drei der ihrigen niederstreckte.

Dieß war der Ursprung des Santa-Fé-Handels und solcher Art die Gefahren, denen man sich selbst jetzt noch in den großen Einöden des Westens aussetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana.*)

Hr. Schomburgk verließ Georgetown im vergangenen Februar und erreichte Pirara am 24 März, wo er mit den andern Herren der Expedition wieder zusammentraf. Erst am 30 April waren alle Anordnungen zum Aufbruch von Pirara getroffen. Sie schifften sich am genannten Tage ein und führten ihr Gepäck in zwei großen Booten mit sich. Die Reisenden scheinen die günstigste Zeit für ihre Abfahrt gewählt zu haben, denn die Regen hatten den Rupununi so geschwellt, daß sie zum unbegränzten Erstaunen der Indianer dieses Districts höher hinauffahren konnten, als man bis jetzt je mit solchen Fahrzeugen gekommen war. Endlich mußte aber die Reise über Land fortgesetzt werden, und Hr. Schomburgk war genöthigt die Boote unter Befehl Hrn. Freiers zurückzuschicken, während er in Gesellschaft mit Hrn. Goodall, dem Künstler, seine Wanderung über die Carawaimi-Berge antrat. In Watu Tiraba blieben sie mehrere Tage, da sie nur mit Schwierigkeit sich Indianer am linken Ufer des Rupununi verschafften, welche ihnen als Lastträger dienen sollten. Endlich wurde dieß Hinderniß besiegt und am 4 Junius die Reise fortgesetzt; sie sagten jetzt den Savannen Lebewohl, um die mächtigen, fast undurchdringlichen Wälder, welche das Innere des Gebirgs bedecken, und den undulirenden Boden zu durchziehen, der häufig mit Manicasümpfen bedeckt ist, in denen eine Art Cacao (theobroma) wächst, nach der die Indianer sehr begierig sind, da die breiartige Samendecke einen angenehmen Weingeschmack

*) Wir haben von Hrn. Richard Schomburgk mehrere Mittheilungen empfangen mit interessanten Einzelnheiten über seine Reise, aber die Gesammtübersicht der Reise Hrn. Robert Schomburgks, der mit der Gränzbestimmung des englischen Guiana's beauftragt war, hatten wir bisher noch nirgends gefunden, und theilen nun solche nach Simmonds Colonial Magazine vom Januar d. J. mit.

hat. Seltsamerweise schienen sie aber die Eigenschaft des Samens selbst, der ein köstliches Aroma hat, gar nicht zu kennen. Sie zeigten das größte Erstaunen, als sie die HH. Schomburgk und Goodall die Samen sammeln und eine Chocolade daraus bereiten sahen, die von beiden für die köstlichste erklärt wurde, die sie je genossen. Hr. Schomburgk fand diese Bäume an diesem (5 Junius) und dem folgenden Tag in unzählbarer Menge, und die unerschöpflichen Vorräthe dieser hochgeschätzten Frucht dienen hier bloß den Aguri (eine Art Wildschwein), den Affen und Ratten zur Speise.

Am 8 Junius erreichten sie eine Niederlassung der Taruma-Indianer nahe am Flusse Cuyuwini. In dieser Nachbarschaft hatte Hr. Schomburgk auf seiner Expedition im Jahre 1837 sich aufgehalten; die Niederlassung war inzwischen etwas näher an den Fluß verlegt worden, aber viele der Bewohner, die Schomburgk früher gesehen hatte, waren todt, und noch ärger hatte der Tod unter den Atorais, den unmittelbaren Nachbarn der Tarumas, gewüthet, denn von 200 Seelen waren kaum noch 30 übrig; solche Verheerungen hatten Pocken und Masern angerichtet. Hier mußten die Reisenden ihre Rindenkähne in Bereitschaft setzen, um auf dem Cuyuwini hinab nach dem obern Essequebo zu fahren, den sie am 21 Junius erreichten. Etwas oberhalb der Verbindung beider Ströme hielt er sich einige Tage in einer Niederlassung von Taruma-Indianern auf, und entdeckte hier eine Art Bohnen, die eine Wurzel oder Rübe haben, welche der größten Yam an Größe gleichkommt. Sie waren damals noch nicht vollkommen reif, hatten aber ungefähr einen Mittelgeschmack zwischen der Yamswurzel und der süßen Batate. Die Taruma-Indianer nennen sie Cuyupá. Hr. Schomburgk glaubt, es wäre möglich diese Wurzeln nach der Küste zu verpflanzen, was eine sehr werthvolle Zugabe zu den dort gewöhnlichen Lebensmitteln wäre.

An der Mündung des Urana in den Essequebo, etwa unter 1° 37' N. B., verließen sie ihre Rindenkähne, setzten die Reise zu Land fort, zogen über eine Bergkette und befanden sich am 13 Julius an den Quellen des Onocoro, eines Nebenflusses des Essequibo; nachdem sie noch hundert Fuß höher gestiegen waren, befanden sie sich an den Quellen des Caphiwuni oder Apinian, den obern Gewässern des großen Flusses Trombetas, der sich später Phauris oder Obedos gegenüber in den Amazonenstrom ergießt. Die etwa 2000 Fuß hohe Bergkette ist also die Wasserschide zwischen den Flüssen, die südwärts in den Amazonenstrom und nordwärts oder westwärts in den Essequebo fließen.

Von dieser Stelle aus brachte ein Gang von wenigen Meilen die Gesellschaft nach einem Dorfe der Maopity-Indianer. Hier waren zwei Gebäude von seltsamer Bauart, das eine, von ungewöhnlicher Größe, hatte 86 Fuß im Durchmesser und eine entsprechende Höhe. Sie waren ziemlich nach Art der Pagoden mit zwei Dächern gedeckt, ein Dach über dem andern, und zwischen diesen fand der Rauch seinen Ausgang. Die Gesellschaft empfing hier die Begrüßungen der Indianer und betrat das größere Gebäude, das, wie Schomburgk sagt, „die Reste des einst mächtigen Stammes der Maopity oder Mawackwas in sich schloß." Dieß Volk unterscheidet sich von den übrigen Stämmen durch sehr markirte eigenthümliche Züge, und noch mehr durch eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Anordnung des Haares. Dieß wird in einem zehn bis zwölf Zoll langen Zopf getragen, der den Rücken hinunter hängt, mit einem Palmblatt umwunden und mit rothen Baumwollenstreifen und Papagaienfedern reich verziert ist.

Hier erfuhren die Reisenden, sie müßten den Caphiwuni eine Strecke hinabfahren, und da die Maopitys von der Flußschifffahrt nichts verstanden, so mußten sie abermals Rindenkähne verfertigen. Das Dorf besaß fast keine Lebensmittel, und die Indianer zerrieben faules Holz mit dem wenigen Cassadamehl, das sie besaßen, um die Masse des Brodes zu vermehren, das aber dadurch keineswegs besser, sondern bitter und unansehnlich wurde. Die Reisenden verschafften sich deßhalb nur mit Mühe Lebensmittel auf acht Tage, denn so lange, sagte man ihnen, würden sie bis zur nächsten Station brauchen. Nur durch reiche Geschenke konnten sechs Indianer bewogen werden, die Expedition zu begleiten, und überhaupt erwiesen sie eine ziemlich unfreundliche Gesinnung. Die Reisenden brachen nun nach dem Gebiet der Pianaghotto- und Trio-Indianer auf, das an der Quelle des Cuelini oder Curuwini seyn sollte, unter welchem Namen Hr. Schomburgk den Corentyne vermuthete. Dieser Theil der Reise scheint besonders gefährlich gewesen zu seyn. Der Fluß, den sie hinabfahren mußten, der Caphiwuni, hat viele Fälle, zum Theil von 40 bis 50 Fuß Höhe, und auf einer Strecke von 60 Meilen kamen sie um 305 Fuß tiefer.

Am 29 Julius langten sie an der Vereinigung des Caphiwuni mit dem gleich großen Wanamu an, und beide zusammen bildeten einen Strom, den die umwohnenden Indianer Kaphu nannten. Die Reisenden waren jetzt von ihrem letzten Ausgangspunkt bereits eilf Tage unterwegs, und hatten den Tag zuvor von einer Familie Zurumata-Indianer, die eben ein neues Stück Feld umbrach, erfahren, daß sie den Wanamu acht Tage hinauffahren müßten, ehe sie eine indianische Niederlassung finden könnten.

Die Ufer des Kaphu sind einige Tagereisen von der ebengenannten Vereinigung der beiden Flüsse von den Tschikiana-Indianern bewohnt, und weiter östlich ist das Gebiet der furchtbaren Maipurischana oder Cortoipity- (Tapir-) Indianer, welche von den andern Stämmen als Cannibalen beschrieben werden. Sie sollen ihre Feinde auffressen und aus den Schädeln derselben Trinkgefäße machen. „Aber, bemerkt Schomburgk, von den kriegerischen Frauen oder Cunhapuyara-Indianern war keine weitere Nachricht zu bekommen; unsere dießmalige Reise scheint sie aus ihrer letzten Veste, dem obern Rio das Trombitas, verjagt zu haben. Herrera und Acunha sagen, daß Orellana, als er an der Mündung des Cunuriz, — des heutigen Trombitas, — landete, von Indianern angegriffen wurde, an deren Seite auch Weiber fochten, und da weder Brasilianer noch Europäer je im Stande waren, diesen Strom hinaufzufahren, so wurde der Sitz dieser Weiberrepublik nahe an die Quellen desselben verlegt. Es that uns beinahe leid, die letzte Hoffnung verscheuchen zu müssen, diese romantischen Berichte, die von Indianern und Europäern gleichmäßig verbreitet wurden, verwirklicht zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kastanienkürbis. Ein Mitglied der Société d'émulation des Departements Ain hat in der vorjährigen Sitzung der Gesellschaft einige Körner einer neuen Kürbisgattung ausgetheilt, welche den Namen Kastanienkürbis (courge-marron) führt. Sie zeichnet sich durch ein viel zarteres, saftigeres Fleisch vor andern Kürbisarten aus, und das Fleisch hat, wie der Name zeigt, einen Kastaniengeschmack, ohne eben so zuckerhaltig zu seyn. Die Frucht ist ganz voll, die äußere Schale sehr hart, das Fleisch fest und gleichartig. Sie läßt sich sehr leicht im Wasser kochen und wird dann mehlig und schmackhaft. (Voleur vom 10 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1844.

Atesch-Kedah,

ein biographisches Werk über die persischen Dichter von Hadschi Lutf Ali Bey von Isfahan.

(Journal of the R. Asiatic Soc. XIV.)

Die Geschichte der persischen Dichter ist die Geschichte des persischen Volkes, die Lebensbeschreibung seiner größten Männer, deren Thaten, Gesinnungen und Neigungen alle mehr oder minder mit Poesie verflochten oder von poetischen Antrieben influencirt sind. Der geringste Unterthan hat diesen Einfluß über die mächtigsten Fürsten ausgeübt, und die ernstern Geschichtschreiber theilen zahllose Anekdoten von Männern mit, die allein durch dieß Verdienst zu Rang und Macht erhoben wurden und die unbegränzte Gunst ihrer Fürsten genossen. Durch den Einfluß der Poesie allein hat man Leben geopfert und geschont, Städte vernichtet oder erhalten, Reiche zerstört oder wieder hergestellt, und ein wohlgesetztes Compliment in Versen hat mehr als einmal einen Busen beschwichtigt, in dem alle ungezügelten Leidenschaften eines orientalischen Despotismus tobten. Selbst die Geschichte hat diesen Geschmack angenommen, und wenn sie auch nicht in Versen geschrieben ist, so sind doch ihre Schilderungen stets mit poetischen Citationen bereichert, während die ältesten Annalen des Reichs nur in den poetischen Legenden des Schah Nameh leben.

Viele gelehrte Perser haben den Lebensbeschreibungen ihrer Dichter und der kritischen Untersuchung ihrer Werke ihre Arbeit gewidmet, meist war der Biographe selbst ein Dichter, und durch Studium und Neigung seiner Aufgabe um so besser gewachsen. So war Dschami, der in seinem Beharistan ein Capitel der Literärgeschichte widmete, selbst ein Dichter und in allen Zweigen der Dichtkunst, wo nicht der erste, doch einer der ersten. Sam Mirza, Verfasser der Tuhfahi Sami, und Douletschah von Samarkand besaßen gleichfalls poetisches Talent, wenn auch nicht von besonderem Werthe. Douletschahs Werk „Teskeret el Schoara" (Denkwürdigkeiten der Dichter), galt bisher immer für das beste, steht indeß dem Atesch Keda (wörtlich: der Feuertempel) namentlich an Umfang bedeutend nach; das Beharistan umfaßt nur 28 der früheren, besonders bewunderten Dichter, Douletschahs Werk 140, Sam Mirza vervollkommnete nur die Liste durch Hinzufügung der neuen Schriftsteller. Douletschahs Werk endet im J. 892 der Hedschra = 1487 n. Chr. Hadschi Lutf Ali Bey der Verfasser des Ateschkedah war damit noch im J. 1179 d. H. = 1765 n. Chr. beschäftigt, umfaßte also die zwei Jahrhunderte nach Sam Mirza, und zugleich noch eine Anzahl älterer, bisher ganz unbekannter Dichter, im Ganzen 842 an der Zahl.

Lutf Ali's Werk wurde zuerst von Hammer in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" im J. 1818 erwähnt, aber er konnte sich kein Manuscript desselben verschaffen, seitdem sind aber nach und nach acht Exemplare desselben vorgefunden worden, so daß man hinreichend Materialien besitzt, um ein geordnetes Ganze darzustellen. Lutf Ali's Werk unterscheidet sich von allen andern sowohl in der Ausdehnung als auch in der Anordnung. Statt der chronologischen Ordnung, welche Dschami in seinem Beharistan und Douletschah in seinem Teskeret annahmen, so wie statt der geographischen Eintheilung Sam Mirza's, folgt Lutf Ali der alphabetischen Ordnung unter den Namen der Geburtsstätten oder Aufenthaltsorte der Dichter. Er spricht sich darüber in der Vorrede aus, und so manches sich auch gegen den Plan einwenden läßt, so ist er doch noch den andern Methoden vorzuziehen. Man erhält viele nützliche topograhische Notizen, wodurch manche Lücke in streng wissenschaftlichen Werken ausgefüllt wird. Auch ist es gar nicht ohne Interesse, gleichsam eine Art Statistik des poetischen Talents zu haben, und die literarischen Hülfsquellen jeder Provinz und jeder Stadt in dem weiten Gebiete kennen zu lernen, wo persische Literatur gepflegt wurde, so wie zu wissen, in welchem Verhaltniß jeder Theil zu dem großen Literaturmarkt beitrug.

Auch der Titel des Werkes ist bemerkenswerth. Atesch-Kedah, der Feuertempel, scheint ein sonderbarer Name für das Werk eines Mohammedaners. Der Verfasser spricht in der Vorrede auf eine sehr sinnreiche Weise über das Passende des Titels, führt aber doch keinen Grund an, warum er einen Titel wählte, der den Vorurtheilen eines Schiiten, wie eines

Sunniten gleich sehr widerstreben mußte. Anspielungen auf das heilige Feuer der Gebern und den Magierdienst kommen in persischen Gedichten häufig vor, und im Diwan von Hafis selbst bis zum Uebermaaß; dennoch schaden in seinen Versen so wie in denen der meisten sogenannten Sufis solche, wenn auch nicht immer allegorische Anspielungen ihrem orthodoxen Rufe nicht, obgleich dieser keineswegs ganz unverdächtig ist.

Man kann es nur bedauern, daß in diesem wie in andern ähnlichen Werken der biographische Theil sehr unbedeutend im Vergleich mit der Anthologie ist; die Bemerkungen über jeden einzelnen Dichter beschränken sich gewöhnlich auf das Lob seiner mannichfachen Eigenschaften, und enthalten über seine Geschichte wenig anderes, als seinen Geburts- oder Wohnort, und vielleicht die Zeit seines Todes. Hiezu kommt noch der Name seines Lehrers in geistlichem oder weltlichem Wissen und die Art seiner Lebensbeschäftigung; dieß nebst der Pilgerfahrt, dem Herumwandern nach den Schätzen des Wissens, dem Besuch der Wallfahrtsörter von Seite des Derwisches oder der Flucht des Höflings vor dem Zorn eines launenhaften, beleidigten Herrn machen die sämmtlichen Angaben über das Privatleben eines Dichters aus, und man muß diese biographische Magerkeit wohl der charakteristischen Monotonie orientalischer Sitten zuschreiben.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Fortsetzung.)

Wir waren allmählich unserer Unthätigkeit herzlich müde; zudem hatte ich das Heimweh, denn ich besaß Gegenstände von großem Werth in der Niederlassung, die mir nicht wenig am Herzen lagen. So entschlossen wir uns eines Tages allein aufzubrechen, und auf einem andern Wege, als über Monterey nach der Niederlassung zurückzukehren. Wir ritten von Santa Fé aus nordwärts, und erst als wir Taos, die letzte mexicanische Niederlassung überschritten hatten, gehörten wir uns wieder selbst an, und waren guter Dinge. Gabriel kannte den Weg; unserer waren zu wenige, als daß wir nicht hinreichend zu essen hätten finden sollen, und was das Zusammentreffen mit feindlichen Indianern betraf, so mußten wir es darauf hin wagen. Einige Tage, nachdem wir Santa Fé verlassen hatten, in der Nähe der spanischen Gipfel, etwa unter 30° N. B., stießen wir auf eine zahlreiche Schaar Comantschen. Es war das erstemal, daß wir sie in größerer Zahl sahen, und der Anblick war prächtig. Es sind vortreffliche Reiter, und sie waren sämmtlich gut beritten. Sie befanden sich auf einem Zuge gegen die Pani-Wölfe (Pawnee-Loups) *) und behandelten uns mit der größten Freundlichkeit. Der Häuptling kannte Gabriel und lud uns ein, mit ihnen nach ihrem Lager zu gehen. Es war ein großer, schöner Mann, mit sehr ebenmäßigen Zügen. Er sprach gut spanisch, und die Unterredung wurde in dieser Sprache geführt bis zum Abend, wo ich ihn in Schoschonensprache, welcher schöne Dialekt den Comantschen, Apatschen und Arrapahos gemeinsam ist, anredete, und ihm die Umstände unserer Gefangenschaft an den Ufern des westlichen Colorado erzählte. Er war eine Zeitlang stumm vor Erstaunen, bis er endlich das gewöhnliche indianische Ceremoniell bei Seite warf und mich fest bei der Hand faßte. Er wußte, daß ich weder ein Yankee, noch ein Mexicaner sey, und schwor, daß um meinetwillen jeder Canadier oder Franzose, der in ihre Gewalt falle, als Freund behandelt werden solle. Nach dem Mahle setzten wir uns gemächlich ums Feuer, und horchten auf die verschiedenen Reden und Erzählungen der Krieger.

Eines fiel mir in meiner Unterredung mit dem edlen Krieger besonders auf. Nach seiner Angabe waren die Comantschen anfangs sehr günstig für die Texaner gestimmt, da sie tapfer und zum Theil auch edelmüthig gesinnt waren. Später aber, sagte er, als ihre Anzahl sich mehrte und sie ihre Macht im Lande begründeten, wurden sie ein böses Volk, Feiglinge und Mörder. Ein Vorfall namentlich erbitterte die Comantschen, und seit dieser Zeit herrscht ein Vertilgungskampf zwischen ihnen und den Texanern. Ein alter Comantsche mit einer Tochter hatte sich von dem Stamme getrennt; er war ein Häuptling, hatte aber mehrere Unfälle erlitten, und da er krank war, begab er sich nach San Antonio, um die Kunst der weißen Aerzte zu versuchen. Seine Tochter war ein schönes Mädchen und zog bald die Blicke eines jungen Arztes aus Kentucky, Namens Cobbet, auf sich. Er war in den Vereinigten Staaten wegen eines Mordes verfolgt worden, und erwies sich als ein arger Schurke, da er aber ein entschlossener Mensch war, wurde er von den Texanern gefürchtet und geachtet. Er sah wohl, daß seine Anschläge auf das Mädchen nicht gelingen könnten, so lange sie bei ihrem Vater sey, und somit brachte er es dahin, daß der alte Mann ins Gefängniß geworfen wurde; hierauf lockte er das Mädchen unter dem Vorwand, mit ihr die Mittel zur Befreiung ihres Vaters zu besprechen, in sein Haus, that ihr Gewalt an, und mißhan-

---

*) Das Wort Pani bedeutet „Verbannte," und es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß die drei Stämme, welche diesen Namen führen, nicht zu derselben Nation gehören. Die Großen Panis stammen von den Dacotahs und wohnen längs den Ufern des Platte-Flusses, die Pani-Wölfe sind vom Stamm der Algonguins, sprechen eine ganz andere Sprache und bewohnen das Land zwischen den obern Zuflüssen desselben Stroms. Beide Stämme sind den Biberfängern unter dem Namen der „östlichen Krähen" bekannt, d. h. als verrätherisch und raubsüchtig. Sie schneiden ihre Haare mit Ausnahme der Scalps kurz, wie das unter den Völkern gewöhnlich ist, von denen sie abstammen. Der dritte Stamm dieses Namens heißt Pani-Pict, welche von den Comantschen und Schoschonen stammen, ihr Haar lang tragen und dieselbe Sprache reden wie alle Stämme der westlichen großen Prairie. Sie wohnen am Rothen Fluß, der Gränze zwischen Nordtexas und dem amerikanischen Gebiet und wurden von Hrn. Catlin besucht, der sie in seinem Werke erwähnt. Die Picts sind stets im Kriege mit den beiden andern Pani-Stämmen, und obwohl ihre Dörfer fast tausend engl. Meilen von denen ihrer Feinde entfernt sind, durchziehen doch ihre Kriegsabtheilungen fast fortwährend das Land der „Verbannten des Ostens," Pawahnejs.

delte sie, da sie sich sträubte, dermaßen, daß sie wie todt liegen blieb. Gegen Abend, als sie wieder zu Kräften gekommen war, fand sie eine Zuflucht in der Wohnung eines menschlichen Mexicaners. Der alte Indianer kam bald wieder auf freien Fuß, fand seine Tochter, aber auf ihrem Todtenbett, erfuhr von ihr die Umstände der schändlichen That und schwor Rache. Ein Mexicaner verklagte Cobbet vor Gericht, aber die texanische Jury sprach denselben frei, aus dem Grunde, weil die Gesetze nicht zum Vortheil der Comantschen gemacht seyen. Die Folgen sind kurz erzählt. Dr. Cobbet wurde eines Tags mit einer Wunde im Herzen und skalpirt in einem benachbarten Feld gefunden. Der Indianer war entflohen, stieß auf eine Abtheilung Comantschen und erzählte diesen das erlittene Unrecht und seine Rache. Sie nahmen ihn wieder in den Stamm auf, die erfahrne Unbill war der Nation zugefügt und somit noch nicht genügend gerächt: in derselben Woche noch verloren 23 Texaner ihre Scalps und 14 Frauen wurden in die Wildniß geführt, um dort in der Gefangenschaft zu sterben.

Der Häuptling der Comantschen rieth uns, hart an den Ufern des Rio Grande zu bleiben, damit wir nicht auf Abtheilungen der Pani-Wölfe stießen; er hatte so großes Gefallen an uns gefunden, daß er uns mit seinen Leuten etwa 30 Meilen weiter begleitete, wo wir dann so ziemlich außer Gefahr seyn würden. Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, ritten der Häuptling und ich neben einander, sprachen von den Schoschonen, und tauschten zum Zeichen unserer Freundschaft die Messer aus. Als wir schieden, berief er alle seine Leute, und hielt folgende Rede: „Der junge Häuptling der Schoschonen kehrt zu seinem tapfern Volke über die rauhen Berge zurück. Lernt seinen Namen kennen und theilt ihn euren Kindern mit, daß sie an Owato Wanischa einen Freund haben. Er ist weder ein Schakanath (Engländer), noch ein Kischemok Comoanak (ein langes Messer, ein Yankee). Er ist ein Häuptling unter dem Stamme unserer Urgroßväter, obgleich er sehr jung ist.“ In diesem Augenblick kamen alle Krieger, einer nach dem andern, heran, und schüttelten uns die Hände; als diese Ceremonie vorüber war, begann der Häuptling aufs neue: „Owato Wanischa, wir fanden uns als Fremde, wir trennen uns als Freunde. Sage deinen jungen Kriegern, daß du unter den Comantschen warst, und daß wir sie gerne kennen lernen möchten. Sie sollen zu unsern Waikiams (Wohnungen) kommen, wenige oder viele; sie werden den Moschkotai (Büffel) in Fülle finden. Lebe wohl, junger Häuptling mit einem bleichen Gesicht und einem indianischen Herzen; die Erde möge dir und den Deinigen leicht seyn. Möge der weiße Manitu deinen Pfad im Gebirge ebnen, und mögest du immer an Opischka Toaki (den weißen Raben) deinen Comantschenfreund denken, der gern mit dir seine Wohnung, seinen Reichthum und seine weite Prairie theilen möchte. Ich habe gesprochen, junger Bruder, lebe wohl!“

Die Thränen standen in unsern Augen, als die Schaar in raschem Ritt umwandte; wir folgten ihnen mit den Augen bis sie am Horizont verschwunden waren. Zwei Tage später überschritten wir den Rio Grande und betraten die öden Bergpfade in dem feindlichen und ungastlichen Lande der Nawahos und der Krähen.

(Schluß folgt.)

Haussklaverei in Afrika.

(Aus dem Journal des amerikanischen Missionärs Wilson am Gabonfluß.)

Haussklaverei besteht in einer ziemlich eigenthümlichen Form in fast unbegränzter Ausdehnung. Jeder Mann von einiger Bedeutung besitzt 20 Sklaven und darüber, einige selbst mehr als hundert. Das System ist, in so weit man unter Sklaverei harte Arbeit versteht, nicht sehr drückend, denn im allgemeinen thun die Sklaven nur sehr wenig Arbeit, und meistens nur so viel sie mögen. Der Herr hat fast kein Mittel seine Sklaven zur Arbeit zu bewegen, als daß er ihnen schmeichelt, denn er weiß, wenn er zu harten oder strengen Maaßregeln griffe, würde der Sklave davon laufen. Ferner hält den Herrn die Furcht vor Zauberei von Strenge ab. Die meisten Sklaven kommen aus dem Innern, und die Herren scheinen zu glauben, daß ihre Zaubermacht einigermaßen mit der Entfernung, aus welcher sie kommen, im Verhältniß stehe. Die Sklaven werden gewöhnlich sehr jung gekauft, und von dieser Zeit an bis zur Mannbarkeit sehr streng gehalten; dieß ist die einzige Zeit, von der man sagen kann, daß sie eigentliche Dienste leisten. Sind sie völlig herangewachsen, so bleiben sie manchmal aus Anhänglichkeit bei ihrem Herrn, wohnen auf seinem Grund und Boden, und leisten Dienste, wie sie eben nöthig sind; manchmal laufen sie weg und kehren in ihr Land zurück. Hie und da fangen sie ein Geschäft an und werden nützliche Glieder der Gesellschaft. Die Kinder des Sklaven gelten stets für frei und der Herr des Vaters hat keine Gewalt über sie. Ein Herr kann seinen Sklaven peitschen, hat aber nicht Gewalt über Leben und Tod. Wird ein Sklave eines Capitalverbrechens angeklagt, so wird er vor die Vornehmsten des Orts geführt und genau ausgefragt, ehe ein Urtheil gefällt wird. Die Vorurtheile des Volks sind gegen die Sklaven, und es trifft sich nicht selten, daß man sie der Zauberei anklagt, und ohne irgend einen eigentlichen Schuldbeweis verurtheilt und hinrichtet. Im allgemeinen haben sie sehr wenig Selbstachtung, sind verworfene Menschen und häufig beinahe blödsinnig. Sie bilden manchmal große Gesellschaften und schleppen vom Eigenthum ihres Herrn fort, so viel sie erwischen können; sind sie vollends bewaffnet, was gewöhnlich der Fall ist, so ist es dann schwer ihrer habhaft zu werden.

Chronik der Reisen.

Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana.

(Fortsetzung.)

Unsere Reisenden fuhren fort, den Wanamu hinaufzufahren, und als sie am 5 August sich bewohnten Plätzen näherten, verdoppelten sie ihre Ruderschläge, in der Hoffnung hier Lebensmittel zu finden. Hrn. Schomburgks Boot war voran, und als er eben um eine Windung des Flusses herumbog, sahen sie zwei Kähne mit Indianern auf sie zukommen. Da Hr. Schomburgk einige Tage vor seiner Abreise aus der Niederlassung der Maopitys zwei Boten über Land abgesendet hatte,

um die Pianaghottos von seinem baldigen Besuche zu benachrichtigen, so glaubte er, die Indianer seyen von diesem Stamme und kämen ihm entgegen. Kaum hatten indeß die Wilden die Boote erblickt, als sie voller Schrecken flohen. Die bei Hrn. Schomburgk befindlichen Maopityds riefen sie in ihrer Sprache an, aber umsonst; nichts konnte ihre Flucht aufhalten. Hr. Schomburgk eilte nun ihnen voranzukommen und vor ihnen zu landen, damit sie nicht einen nutzlosen Schrecken verbreiteten, aber die Flüchtlinge eilten ans Ufer, ließen ihre Kähne im Stich und flohen in die Wälder. Die andern Boote waren nun gleichfalls herangekommen, und alle miteinander eilten das Dorf zu erreichen, ehe die Unruhe sich auch dahin verbreite; sie fanden indeß das Dorf bereits völlig verlassen, Hamaks, Cassadabrod in den Pfannen, Hunde, kurz alles war in der Eile zurückgelassen worden. Zahlreiche Aexte, Pallasche und Messer lagen umher, sämmtlich von holländischer Manufactur, und wurden von den Maopityds mit gierigen Augen betrachtet, aber Hr. Schomburgk gab strengen Befehl nichts zu nehmen. Dieß wurde auch befolgt, doch ließen sich die Maopity-Führer nicht abhalten, über das Brod und das getrocknete Fleisch gleich gierigen Raben herzufallen.

Jetzt stiegen die Strapatzen und Schwierigkeiten der Reisenden durch die dringendere und furchtbarere Gefahr des Verraths und der Desertion. „Ich hatte mich kaum, erzählt Schomburgk, in meinen Hamak niedergelegt, niedergeschlagen durch die Täuschung der lange gehegten Hoffnung, die Pianaghottos zu treffen und eine schnelle Reise nach der Seeküste zu machen, als einer meiner Wapisi-Indianer, der uns von Watu Ticaba her begleitet hatte und etwas von ihrer Sprache verstand, mich benachrichtigte, daß er eine Verabredung der Maopityds behorcht habe, uns um Mitternacht zu verlassen und alle werthvollen Gegenstände aus dem Dorfe mit fortzuschleppen. Mein Entschluß war sogleich gefaßt, — die sechs Maopityds wurden in eine der Hütten gebracht, vor der ich mich selbst nebst einem zuverläßigen Indianer als Wache aufstellte, und sie bedrohte von unsern vor ihren Augen geladenen Feuerwaffen Gebrauch zu machen, wenn sie zu entfliehen versuchten. Das Tageslicht gab uns den stärksten Beweis von ihren schlimmen Absichten; nicht eine Axt, nicht ein Pallasch, nicht ein Messer war mehr zu sehen, alles dieß hatten sie nebst andern werthvollen Gegenständen nach Einbruch der Dunkelheit bei Seite geschafft, um es für die Ausführung ihres Planes in Bereitschaft zu halten." Hr. Schomburgk behielt nun die Vornehmsten als Geisel zurück, und befahl den übrigen, das Gestohlene wieder zur Stelle zu schaffen, was auch in wenigen Stunden geschehen war. Dann befahl ihnen Hr. Sch. die flüchtigen Indianer aufzusuchen, da er entschlossen war, seine Geisel so lange gefangen zu halten, bis das gute Vernehmen mit den Pianaghottos hergestellt sey. „Unsere Lage, sagt Sch., war jetzt ausnehmend kritisch. Sie hatten uns den Fluß aufwärts, von dem sie wußten, daß er in den Amazonenstrom fließe, kommen sehen und für Portugiesen gehalten, und die Nachricht, welche wir früher erhalten hatten, daß eine Abtheilung Brasilianer, welche den Trioflus heraufgekommen, mit Ausnahme eines Indianerknaben sämmtlich niedergemacht worden war, mußte unsere Befürchtungen steigern. Unsere Kundschafter brachten uns mehrmals Nachricht, daß sie in verschiedenen Richtungen Indianerfußstapfen bemerkt hätten, ohne Zweifel um allenthalben die Indianer zusammenzurufen, und Zeichen fanden sich in der Nähe unseres Lagers, welche bewiesen, daß man uns recognoscirt hatte."

Mitten unter diesen Schwierigkeiten und Gefahren kam noch ein anderer Unfall über den muthigen Reisenden. Die Wachen, die er und Hr. Goodall jede Nacht zu thun hatten, und vielleicht große Aengstlichkeit, machten den letztern ernstlich krank, während Hr. Schomburgk selbst sich unwohl fühlte. Indeß stießen nach 24 angstvollen Tagen die Späher auf die obenerwähnte Familie von Zurumata-Indianern, und diese ließen sich leicht bewegen ins Lager der Reisenden zu kommen, von wo die jüngern Mitglieder derselben mit Geschenken beladen abgesandt wurden, um die Befürchtungen der Pianaghottos zu beschwichtigen.

Unsere Reisenden wandten sich nun nordwärts, fuhren den Irian hinauf und gaben zum zweitenmal ihre Kähne und mit diesen fast all ihr Gepäcke preis, da die geringe Zahl der getreuen Macusis, welche sich jetzt bei ihnen befanden, nur die werthvollen Instrumente zu tragen im Stande waren. „Ich hatte eine Ahnung, sagt Schomburgk, daß ich meine naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen nicht mehr sehen würde." Sie setzten auf einer Furt durch den Irian, der sich in den Wanamu ergießt, wateten durch Sümpfe, erstiegen 3 bis 400 Fuß hohe Berge und erreichten am 21 August den ersten kleinen Fluß, der nordnordwestlich gegen den Corentyne floß. Sie befanden sich also abermals auf der Höhe, welche das Bassin des Amazonenflusses von dem der nördlichen Flüsse trennt. Endlich näherten sie sich einer Niederlassung der Drio-Indianer, und nach den überstandenen Gefahren und Schwierigkeiten kann man sich ihre Freude denken, als sie sich von diesen Waldbewohnern freundlich bewillkommt sahen: der Häuptling versprach, daß am nächsten Morgen eine Abtheilung seiner Leute das zurückgelassene Gepäck nachholen sollte.

Das Dorf, wo unsere Reisenden jetzt glücklich angekommen waren, liegt nahe an den Quellen des Cutari, des westlichen Armes des Corentyne. Der östliche Arm, Curuni oder Curuwini genannt, liegt 30 Meilen weiter gegen Osten, und an ihm wohnen die Cocoipoty- oder Adler-Indianer. Die unmittelbaren Nachbarn derselben sind die Marun- oder Buschneger von Surinam, welche die Ufer des Meikoro, eines der Oberarme des Marowini, bewohnen. Die Pianaghottos sowohl als die Drios unterhalten einen freundlichen Verkehr mit diesem Volk, und tauschen allerlei indianische Waaren gegen Pallasche, Aexte und Messer aus, „welche letztere sämmtlich auf der Klinge mit „F. Lauer" bezeichnet sind," sagt Schomburgk. Nach den hier eingezogenen Nachrichten schätzte er die Zahl dieser Maruns auf 6 bis 8000 Seelen.

(Schluß folgt.)

Antheil von Engländern am Sklavenhandel. Trotz der strengen Strafen, welche in England auf dem Antheil am Sklavenhandel stehen, scheinen manche Engländer doch Antheil zu nehmen; darunter sogar ein Parlamentsglied. Es werden Schiffe ausgerüstet, deren Ladungen nur zum Sklavenhandel taugen und die jeden Augenblick in Sklavenschiffe umgewandelt werden können. Das Schiff geht ab, legt unter dem Vorwand schlechten Wetters in Cadiz an, nimmt dort für ein anderes Schiff die Instructionen mit und fährt nach der Sklavenküste. Wird es angehalten, so hat es nur die Instructionen zum Sklavenfang für ein anderes Schiff an Bord; erreicht es aber ungefährdet den Ort seiner Bestimmung, so findet es dort Instructionen für sich selbst vor, die auf eben solchem Umwege dahin gelangt sind. (Antislavery Reporter vom 10 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.
Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Von Dr. Schnars.)

Fünfter Abschnitt.

Motto:

Nec non Brundusium,
Quo desinit Itala tellus.
Sil. Italic.

Von Bari nach Mola trägt der Weg ganz den früher bezeichneten Charakter: überall Cultur, Wein, Frucht und Getreidebau bis hart an das Meeresufer hinab. Das Meer selbst verliert man nie aus den Augen und landeinwärts winken die Thürme von größeren und kleineren Städten, z. B. Noja, Capurso, Rutigliano freundlich herüber. In Noja herrschte im Jahre 1815 eine verheerende pestartige Krankheit, welche ganz Pugiien und selbst die Hauptstadt mit Schrecken erfüllte — vgl. Morea: Storia della peste di Noja, Napoli 1817 und Ragguaglio istorico della peste sviluppata in Noja nell' anno 1815. Napoli 1816. Das Städtchen Mola, durch welches die Straße führt, macht keinen so heiteren Eindruck als die bisher besuchten Ortschaften. Das Alter desselben ist unbekannt. Vor 1117 wo hier Constanze im Namen Boemunds, ihres Sohnes, herrschte, war es ohne Bedeutung. Alberti und Pratilli (Via Appia 4, 15) machen eine sehr ungünstige Schilderung von den Einwohnern; es sollen noch heutzutage viele griechische Abkömmlinge unter ihnen seyn, die jedoch als Seefahrer, Fischer und Handelsleute sich auszeichnen. Zur Verbesserung des Hafens geschiedt in diesem Augenblick alles mögliche. Am Meere befinden sich viele Thürme, welche ein Marchese von Polignano erbaut haben soll. Auch Mola ward häufig gekauft und wieder verkauft, z. B. im J. 1436 von Alfons I, für 6300 Ducati.

Von Mola nach Polignano geht es durch üppige Fruchtfelder hindurch, die hin und wieder mit tiefen Einschnitten und pittoresken Kalksteingebilden versehen sind. Diese sind oft tief landeinwärts zu verfolgen, früher höchst wahrscheinlich Flußbetten, jetzt abwechselnd mit Getreide, Wein und Feigen angebaut. Vor Polignano liegt ein Kloster am Meere und hier öffnet sich die tiefste solcher Schluchten und gewährt einen höchst malerischen Anblick; eine Brücke führt hinüber. Hohe Felsvorsprünge, seit undenklichen Zeiten von tobenden Meereswellen bespült und zu unzähligen Grotten ausgehöhlt, geben der Stadt von der Seeseite eine abenteuerliche kühne Lage. Diese vielfach zerklüftete Felswand zieht sich mit der Stadt auf ihrem unterminirten Rücken im Halbkreise einer Bucht herum; am östlichsten liegt eine Vorstadt mit schnurgeraden Straßen und kleinen weißen, von den geringeren und ärmeren Leuten bewohnten Häusern. Diese erstrecken sich weit an das Meeresufer hinab, das aber auch hier noch steil abfällt. In dieser Richtung liegt eine kleine unbedeutende und unbewohnte Felseninsel, höchst wahrscheinlich vom Festlande losgerissen oder vielmehr losgespült. In der alten Stadt, an der Wasserseite gibt es zwei Punkte, die einen sehr guten Ueberblick gewähren, doch versäume kein Reisender ein Boot zu nehmen, die Stadt vom Meer aus zu betrachten und in den einzelnen Grotten, in den wunderlichen Gestaltungen der bröcklichen Felsmassen die kraftvollen Spielereien des Wasserelements zu bewundern. Die Felsen sind an mehreren Punkten 80 Fuß hoch: die Tiefe des Meers sehr beträchtlich, die Brandung daher oft überaus heftig. Der Reichthum an delicaten Fischen aller Gattungen soll ungeheuer seyn. Die Luft ist sehr gesund, aber leider herrscht großer Mangel an Wasser und man bedient sich fast allgemein des Cisternenwassers. Der Getreidebau ist der felsigen Beschaffenheit des Bodens wegen nicht sehr ausgebreitet, desto mehr Weinberge sind in der Nähe und die sogenannten Vigne di Polignano, mit zahllosen kleinen Masserien, nehmen einen nicht unbedeutenden Raum ein. In der Nähe der Abtei von S. Vito sollen Spuren der alten Via Appia vorkommen, die ich jedoch nicht sah.

Die Stadt soll früher Mariano geheißen haben und von Julius Cäsar zerstört seyn, der hier in der Nähe Turris Cäsaris erbaute. Cluver meint, daß Turris Cäsaris (auf der

Peutinger'schen Tafel genannt) mit Turris Juliana gleichbedeutend sey. Vgl. Pratilli 8. Appia 4, 15. p. 540. Dann sollen Griechen sie gebaut und ihr wegen der erhöhten Lage den Namen Polymnianum gegeben haben (Ughelli: Italia sacra.) Im J. 1785 fand man hier in der Nahe einen reichen Vasenschatz in vielen Gräbern, ebenso einige Münzen mit der Legende *NEAΠ* (Neapolis, Polis Nea, Polignano). Eine der gefundenen Vasen ist über 4 neapolitanische Palmen hoch, enthält sehr geschätzte Darstellungen, befindet sich im Museo Borbonico und ist von M. Santoro naher beschrieben. — Die Alt- und Neustadt von Polignano zeichnen sich weder durch stattliche moderne Gebäude, noch durch mittelalterliche Kirchen, Thore u. s. w. aus; es fehlt an hohen Thürmen und an allem was sonst angenehm in die Augen fällt; die Einwohnerzahl beträgt 5865. — Wenige Miglien von Polignano liegt Conversano mit mehr als 10,000 Einwohnern, (vgl. Tarsia: Istoria Conversani) zu den Zeiten der Normannen und Kreuzzüge oft genannt. Der tapfere hochgefeierte Tankred war Herr dieser Stadt. Die schöne Gräfin Sibylla von Conversano fesselte durch ihre Reize den jungen Robert von der Normandie so sehr, daß er darüber den Thron von England verscherzte (1101), welchen sein jüngerer Bruder Heinrich I, ein Mann von großen Anlagen und ungemeiner Kraft des Charakters in Besitz genommen hatte. Auch hier fand man viele sogenannte etruskische Vasen.

Der Weg von Polignano nach Monopoli ist etwas einförmig. Monopoli aber macht mit drei oder vier hohen Thürmen, seinen Mauern, Häusern und der lichten weißen Farbe desselben, seinen reichen stattlichen Klöstern, seinen Fruchtgärten, seinen Weinfeldern, seinen Orangen einen frischen, herrlichen Eindruck. Ein plötzliches Unwohlwerden meines Kutschers, dem der feurige Wein ein fast nicht zu stillendes Nasenbluten zugezogen, fesselte mich hier einen halben Tag, aber ich erinnere mich dieses Aufenthalts nicht mit Unlust. Der Gasthof des Herrn Rafaele Milordi hieselbst gehört zu den besten und reinlichsten der Provinz, dennoch aber mußte mein Bedienter den Koch machen, weil nur Maccaroni zu haben waren; für wenige Gran kaufte er eine Sammlung der frischesten Fische, die in Neapel das Zehnfache gekostet haben würden, und nach einer halben Stunde hielt ich eine sehr anständige Fastenmahlzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Dritter Zug.

(Schluß.)

Wir waren acht Tage lang auf einem furchtbar steinigen Wege fortgezogen, und erreichten endlich das Quellland des westlichen Colorado, waren aber sehr erschöpft, denn seit fünf Tagen hätten wir nichts als zwei kleine Klapperschlangen und etliche am Wege gepflückte Beeren verzehrt. Am Morgen hatten wir einen großen grauen Bären gejagt, aber umsonst, unsere armen Pferde und wir selbst waren zu erschöpft, um ihm lange folgen zu können, und mit seinem Entkommen verschwand auch alle Hoffnung auf ein Mahl. Es war Abend bis wir den Fluß erreichten, und der Hunger plagte uns allmählich so entsetzlich, daß wir alles Ernstes daran dachten, eines unserer Pferde zu schlachten. Glücklicher Weise bemerkten wir jetzt in einem kleinen Thale einen aufsteigenden Rauch; daß dieß feindliche Indianer seyen, daran war nicht zu zweifeln, allein der Hunger kann Helden machen, und wir beschlossen, auf ihre Kosten uns ein Mahl zu holen. Die Bursche waren glücklich gewesen, denn um ihre Zelte hingen an langen Stangen Stücke Fleisch zum Trocknen. Sie hatten keine Pferde, und nur einige Hunde strichen um das Lager her. In aller Stille zogen wir an der Ebene hin, und mit Einbruch der Dunkelheit kamen wir auf etwa 300 Schritte ihrem Lager nahe, waren aber durch vorspringende Felsen, die eine Art Gürtel um dasselbe bildeten, gedeckt.

Jetzt war es Zeit. Wir erhoben den Kriegsruf der Schoschonen, machten so viel Lärm wie möglich, spornten unsere Rosse, und in wenigen Augenblicken hatte jeder von uns sich eines Stücks Fleisch bemächtigt. Das Lager enthielt 15 Krähen und drei Arrapahos; als die ersten den Kriegsruf vernahmen, erschracken sie so sehr, daß sie alle davon rannten, ohne je umzusehen, aber die Arrapahos hielten Stand, und griffen uns, als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, mit Lanzen und Pfeilen an. Roche hatte sich durch den Fall seines Pferdes verletzt, und meine Pistole rettete ihm das Leben, indem ich seinen Gegner, der sich mit dem Tomahak näherte, niederschoß. Gabriel hatte ganz kaltblütig seinen Gegner mit dem Lasso niedergerissen, während der dritte gleich im Anfang des Angriffs von mir niedergeritten worden war. Gabriel sprang ab, trat in die Hütten, schnitt die Sehnen aller Bogen, die er finden konnte, durch, wir rafften noch einige Stücke Fleisch weiter auf, und jagten dann davon, da wir keine Lust hatten zu warten, bis sich die Krähen von ihrem Schrecken erholt hätten. Obgleich unsere Pferde sehr ermüdet waren, ritten wir doch noch die Nacht 13 Meilen weit, und langten gegen 10 Uhr an einem schönen Fleck an, wo Gras und kühles Wasser im Ueberfluß vorhanden waren. Erschöpft streckten wir uns nieder, und würzten unser Mahl mit Scherzen über den ausgeführten Räuberstreich, zu dem uns der Hunger genöthigt hatte.

Am folgenden Tage brachen wir zeitig wieder auf und setzten nun rasch unsern Weg nach der Niederlassung der Schoschonen fort. Zehn Tage lang zogen wir durch ein schönes Land, wo wir jeden Augenblick auf Wild stießen. Wir kamen in das verlassene Land der Bonnares, und waren kaum noch zwei Tagreisen von der östlichen Schoschonengränze entfernt, als unser böses Geschick uns noch einmal mit unsern alten Feinden, den Arrapahos, zusammen führte. Dießmal aber waren wir entschlossen, uns nicht noch einmal auf Hundekost setzen zu lassen, und nöthigenfalls um unsere Freiheit zu fechten.

Wir waren umringt, aber noch nicht gefangen genommen; wir hatten Raum vor uns, und keiner unserer Feinde führte

Feuergewehre, wie wir recht gut wußten. Ihr Kreis wurde immer enger, bis wir nur noch 200 Schritte von ihnen entfernt waren; ihre Pferde waren dick und plump, von der kleinen, wilden Zucht, und nicht im Stande es mit unsern schlanken, schönen mexicanischen Reitpferden aufzunehmen. In diesem Augenblick hob Gabriel die Hand als Signal auf, und wir brachen wie der Blitz durch die Linie der Krieger, die allzu verblüfft waren, um auch nur ihre Bogen zu gebrauchen. Bald aber erholten sie sich von ihrem Erstaunen, erhoben den Kriegsruf und jagten uns unter furchtbarem Geschrei nach.

Ihre Pferde konnten, wie gesagt, es mit den unsrigen nicht im raschen Rennen aufnehmen, aber in dem langen Laufe gewannen ihre abgehärteten kleinen Thiere allmählich einen Vortheil, besonders da unsere Pferde durch die lange Reise schon heruntergekommen waren. Während der zwei ersten Stunden verloren wir sie aus dem Gesicht, aber gegen Abend, als unsere Pferde ermatteten, sahen wir ihre Gestalten immer deutlicher und deutlicher am Horizont, während wir, um unsere Flucht noch hoffnungsloser zu machen, uns vor einer nicht sehr hohen, aber steilen und zerrissenen Bergreihe befanden. „Vorwärts, wir sind gerettet," schrie Gabriel; zu Erklärungen war es jetzt keine Zeit, so jagten wir fort, und nach zehn Minuten hielten wir am Fuße der Berge: „Nicht ein Wort! thut, wie ich!" fuhr er fort, sprang ab, wir thaten deßgleichen, nahmen unsern Pferden die Zügel ab, und jagten sie fort; die armen, ermüdeten Thiere sprengten südwärts, als ahnten sie die drohende Gefahr.

„Ich verstehe, Gabriel," sagte ich; „die Wilden können in dem Schatten der Berge uns nicht mehr sehen, und werden sich nach dem Klang des Hufschlags richten."

„Allerdings," sagte er; „aber dieß ist noch nicht alles, ich weiß ein Boot an der andern Seite des Berges, und der Ogdenfluß wird uns in die Nähe des Buona Ventura bringen."

Ich sprang auf; „oh, du irrst dich, wir sind mehr als 30 Meilen vom Flusse."

„Vom Hauptflusse, ja," antwortete er und schüttelte mir die Hand, „aber manche Otter habe ich in einem hübschen See, zwei Meilen von hier an der Südseite des Berges, getödtet. Dort ist ein Boot, wohl verborgen, wie ich hoffe; im See ist eine Insel, wo wir allen Arrapahos und den Krähen dazu Trotz bieten können. Von dem See an haben wir nur 30 Mei. zu rudern auf einem ganz ruhigen Canal, den entweder die Natur oder ein früheres Menschengeschlecht ausgegraben hat."

Ich brauche nicht zu sagen, wie vergnügt wir diese zwei Meilen zurücklegten, trotz des Gewichts unserer Sättel, Gewehre und sonstigen Ausrüstung. Die Höhe war bald erreicht, und vor uns erblickten wir eine Wasserfläche, in der bereits das blasse, zitternde Licht einiger Sterne wiederstrahlte. Als wir das Ufer des Sees erreichten, waren wir von ungeheuren, prachtvollen Ruinen, ähnlich denen am Buona Ventura, aber weit romantischer als diese, umgeben. Gabriel hieß uns auf seinem Jagdgrund willkommen, und zog bald unter einer Art Gewölbe einen hübschen, kleinen Kahn hervor. „Dieser Kahn," sagte er, „gehörte einem der armen Bursche, die mit dem Fürsten Serravalle ermordet wurden. Wir brachten ihn vor sechs Jahren in der größten Stille hieher. In der Mitte des Sees ist eine Insel, wo er und ich mit einander lebten, und wo wir Monate lang bleiben können ohne Furcht vor Indianern oder vor Hunger."

Wir alle drei stiegen in den Kahn und ließen unsere Sättel zurück, um sie am folgenden Tag zu holen. Nach einer Stunde waren wir auf der Insel, einer prächtigen, mit Ruinen bedeckten Stelle; zierliche Obelisken waren von dem Blätterwerk riesenhafter Bäume überschattet, und das sanfte Licht des Mondes, das sich an den Ecken der zerstörten Gebäude brach, gab der ganzen Scenerie den Anhauch einer italienischen Landschaft. „Hier sind wir sicher," sagte Gabriel, „und morgen sollt ihr sehen, daß es meinem alten Ruheplatz nicht an allen Bequemlichkeiten fehlt."

Da wir sehr ermüdet waren, legten wir uns nieder, schliefen bald ein, und vergaßen in diesem kleinen Paradies die Gefahren und Mühseligkeiten des Tages. Die Ruhe unseres Gastwirthes war indessen kürzer als die meinige, denn lange vor Tag war er ausgegangen, um unsere Sättel zu holen. Roche und ich hätten wahrscheinlich geschlafen bis zu seiner Rückkehr, hätte uns nicht der Knall einer Büchse geweckt, die ein tausendfaches Echo zu uns herübertrug. Eine Stunde verfloß in ängstlicher Spannung, bis wir endlich Gabriel auf uns zurudern sahen. Der Knall der Büchse hatte jedoch unser Versteck verrathen, und als Gabriel sich der Insel näherte, war das entgegengesetzte Ufer voll von Feinden, die aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe gelagert hatten. Als mein Freund landete, wollte ich ihn eben wegen der Unbesonnenheit, unter unsern jetzigen Umständen sein Gewehr zu brauchen, ausschelten, als ein Blick auf den Kahn mir zeigte, daß er ein ähnliches Abenteuer wie ich in der Nähe von Santa Fé bestanden hatte. In dem Kahn lag das Fell eines schön gefleckten Jaguars, und ein junges Thier daneben, das mit dem Scalpmesser spielte, welches noch von dem Blute seiner Mutter rauchte.

„Konnte nicht anders, — Selbstvertheidigung!" rief er aus, indem er ans Ufer sprang. „Jetzt wissen die rothen Teufel wo wir sind, das wird ihnen aber wenig helfen. Der See ist zehn Klafter tief, und sie werden nicht eine Stunde weit unter den Mündungen unserer Gewehre schwimmen wollen. Wenn sie müde sind uns fischen zu sehen und lachen zu hören, werden sie abziehen, wie betrogene Füchse."

So geschah es. Wir nahmen noch an demselben Tag unsere Gewehre, fuhren in dem Kahn bis auf hundert Schritte von den Indianern, fischten nach Forellen, und luden sie ein, daran Theil zu nehmen. Sie erhoben ein gräuliches Geschrei, und belegten uns mit allen Namen, die sie in der Wuth ausfindig machen konnten. Endlich zogen sie sich in der Richtung des Flusses zurück, in der Hoffnung, uns doch noch in ihre Gewalt zu bekommen; wir hatten aber so wenig zu

fürchten, daß wir uns entschlossen einige Tage auf der Insel zu bleiben und von unsern Anstrenzungen auszuruhen. Als wir unsere Reise fortzusetzen beschlossen, mußten Gabriel und Roche ihre Mutter zurücklassen, da der kleine Kahn uns und unser Gepäck nicht zugleich tragen konnte; der Verlust war indeß unbedeutend, da er in der Niederlassung leicht zu ersetzen, und die Sättel bis dahin nutzlos waren. Wir fuhren jeden Tag 45 bis 50 Meilen lustig fort auf dem klarsten und kühlsten Wasser der Welt. Während der Nacht landeten wir, und schliefen am Ufer. An Wild fehlte es nicht, denn fast jeden Augenblick kam ein Hirsch oder ein Büffel ans Ufer um zu trinken. Wir kamen an vier andern prächtigen Seen vorüber, aber keiner trug Spuren früherer Civilisation, wie die Ufer des ersten. Als wir 240 M. auf dem Ogden zurückgelegt hatten, trugen wir unsern Kahn 3 M. weit nach einem der Zuflüsse des Buona Ventura. Die Strömung war jetzt zu unsern Gunsten und schon nach vier Tagen befanden wir uns unter unsern Freunden, den Schoschonen, die uns nach neunmonatlicher Abwesenheit mit fast kindischer Freude empfingen. Sie hatten uns für todt gehalten, und da sie die Krahen in Verdacht hatten, an unserm Verschwinden Schuld zu seyn, einen Kriegszug in ihr Land unternommen.

Sechs Tage nach unserer Ankunft kamen unsere drei Rosse über den Fluß geschwommen; die treuen Thiere waren also unsern Feinden gleichfalls entkommen, und hatten den Weg zu ihren Herren und ihren heimischen Prairien zurückgefunden.

Chronik der Reisen.

Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana.

(Schluß).

Zum drittenmal im Laufe ihrer schwierigen Reise mußten sie Rindenkähne bauen, in denen sie nach der Küste hinabzufahren hofften. Am 6 September waren die schwachen Fahrzeuge fertig, und da der größere Theil des Gepäcks, mit Ausnahme jedoch der Zelte, der Sammlungen und unglücklicherweise auch des Salzes, angekommen war, die Herbeischaffung des Restes jedoch einen ferneren Verzug von acht Tagen veranlaßt hätte, so machten sie sich abermals auf den Weg. Die Nachrichten, welche sie über ihre fernere einzuhaltende Richtung einzogen, scheint sehr unbestimmt gewesen zu seyn. Nur Ein Indianer wollte je den Corentyne eine größere Strecke hinabgefahren seyn, und behauptete, sie würden am zehnten Tage eine indianische Niederlassung antreffen. Cassadabrod war nicht in großer Menge zu haben, aber unsere Reisenden bereiteten selbst einen Korb voll Mehl als Aushülfe, beluden ihre Boote, so viel sie konnten, mit Yamswurzeln, und so traten sie, begleitet von ihren stets treuen Macusis, die Hinabfahrt nach der Küste an. Am Abfahrtsort war der Fluß fast nur ein Bach, und oft durch hineingefallene Bäume von acht bis neun Fuß im Durchmesser vollkommen gesperrt; diese mußten durchhauen werden, um den schwer beladenen Booten einen Durchweg zu öffnen. Der Fortgang war deßhalb so langsam, daß sie nach sechstägiger mühevoller Reise erst 15 Meilen zurückgelegt hatten.

Jedeß nach der Aufnahme des Amatan von der linken Seite her wurde der Fluß breiter, und wenige Meilen weiter unten erhält er den zweiten Zufluß im Curini oder Curuwini, der von Westen her einmündet, und eben so groß und von derselben Farbe ist, wie der Cutari. An der Vereinigung beider Flüsse, die einen Strom von 300 Yards Breite bilden, ist ein prächtiger Wasserfall. Hierauf folgen rasch auf einander mehrere Schnellen, die, obgleich nicht gefährlich, doch für die Reisenden höchst mühselig waren; ein stärkerer Fall, den sie am 12 Sept. erreichten, war furchtbarer, die Boote mußten umgeladen und das Gepäck über Land getragen werden. Das Wasser stürzt hier über zwei abhängige Flächen hinab, die erste 8 bis 10, die zweite 15 bis 18 Fuß hoch, und bildet einen schönen, imposanten Wasserfall, der noch malerischer wird durch zwischenliegende, mächtige Querpflöcke, die so dicht mit Glimmer besäet sind, daß sie an Raleighs Ausdruck mahnten, in diesem Lande sey jeder Felsen Gold; darum nannte auch diesen Fall Schomburgk nach Sir Walter Raleigh.

Vierzehn Tage waren jetzt seit ihrer Einschiffung verflossen, und immer noch erschienen keine Anzeichen einer Niederlassung, die sie nach der Angabe der Indianer am zehnten Tage erreichen sollten. Ihre Lebensmittel waren alle verzehrt, mit Ausnahme des Korbs mit Mehl; Furcht vor Mangel stellte sich abermals ein, und die Klugheit gebot, daß alle auf die schmale Ration von 6 Unzen Mehl des Tages gesetzt würden. Die Geschichte der nächsten zehn Tage berichtet nur von überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren, und von Entbehrungen, die jedoch von allen muthig und ohne Klage getragen wurden. Unter allen Strömen, die Hr. Schomburgk je besucht, schildert er den Corentyne als denjenigen, der am gefährlichsten zu beschiffen ist. Ein Fall folgt auf den andern, und die Reisenden mußten oft die Kähne dreimal im Tage aus- und einladen, und jedesmal das Gepäck mehrere hundert Yards weit über Land tragen. Schomburgk, als der erste Entdecker dieser Fälle, benannte sie auch und gab einigen der bemerkenswerthesten die Namen Friedrich Wilhelm von Preußen, Lord Stanley und Gouverneur Light.

Am 24 September entdeckten sie zur unaussprechlichen Freude aller den Pfad, der von dem Corentyne nach dem Essequebo führt. Am Morgen des 28 September erreichten sie den Fuß der großen Katarakte, welche Hr. Schomburgk im Jahre 1836 besucht hatte. Am 1 October wurde das letzte Restchen Mehl ausgetheilt, das kaum etwas mehr als zwei Unzen für jeden betrug. Gedrängt durch die Noth, rafften sie nochmals alle ihre Kräfte zusammen und ruderten ununterbrochen zehn Stunden lang. Diese Anstrengung wurde auch mit Einbruch des Abends durch den Anblick der ersten Caraiben-Niederlassung belohnt, wo Hr. Schomburgk, sobald er ankam, alle Bedürfnisse seiner Reisegesellschaft von dem Häuptling befriedigt sah. Endlich am 13 October erreichte die ganze Gesellschaft Georgetown, nachdem sie in Zeit von nahezu drei Jahren den ganzen Umkreis der Colanie von der Seegränze bis auf 42 (engl.) Meilen vom Aequator bereist hatten.

Miscellen.

Flucht von Negern aus französisch Westindien. Man sagt, daß während der durch das Erdbeben veranlaßten Verwirrung auf Guadeloupe mehr als 1000 Neger nach den brittischen Inseln entflohen seyen. (Antislavery Reporter vom 15 Nov.)

Die Zuckerausfuhr aus Englisch-Westindien betrug im verflossenen Jahre nur 125,000 Tonnen, etwa um 100,000 T. weniger als vor 6 bis 8 Jahren. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 13 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1844.

Alte Begräbnißweisen in England.

Ein englischer Geistlicher, Namens Hartshorne, hat eine kleine Broschüre herausgegeben, „ein Versuch die Grabüberreste in Northamptonshire u. s. w. zu classificiren." Wir entlehnen dieser nur 58 Seiten großen Schrift nachstehendes „über die früheren Begräbnißarten in Großbritannien." Man begrub 1) unter Cairns oder Steinhaufen; 2) unter Cromlechs, welche aus drei oder mehr aufrechtstehenden Steinen mit einem darüber gelegten flachen Stein bestehen; 3) innerhalb Kreisen von aufrecht stehenden Steinen: 4) unter Erdaufwürfen (tumuli). Diese vier Begräbnißarten gehen der römischen Eroberung voran, obgleich einzelne Gräber auch noch in spätere Zeit fallen mögen. Cairns findet man hauptsächlich auf Bergen oder in hügeligen Strichen, wo Steine zum Bau in der Nähe sind. Die Berge in Schottland, Irland und Wales zeigen zahlreiche Proben; sie finden sich auch in fast gleicher Anzahl in Cornwall und an der wallisischen Gränze; in Shropshire sind mehrere, und viele mögen noch der öffentlichen Aufmerksamkeit entgangen seyn, da sie sich in unbevölkerten Bergstrichen finden. Noch wenige Cairns sind geöffnet worden, wo es aber geschah, zeigen sie eine auffallende Aehnlichkeit unter einander, und alle weisen auf einen sehr rohen Gesellschaftszustand hin. Cromlechs (bretag. crom-lleç, ein geneigter Stein) galten bisher irrthümlich für druidische Altäre, oder Steine, auf denen die Druidenpriester ihre geheimen Ceremonien, wohl auch Menschenopfer verrichteten. Diese irrthümliche Ansicht ist sehr allgemein verbreitet, immer schrieb einer den andern ab, und niemand gab sich die Mühe eines dieser Denkmäler aufzugraben, um sich des Zwecks der Errichtung zu versichern. Dieß ist indeß neuerer Zeit in den Canalinseln Jersey, Guernesey, Alderney und Sark durch Hrn. Lukis geschehen und der Befund stellt die Sache außer Zweifel. Hr. Petrie, ein irischer Alterthumsforscher, hat dieselben Entdeckungen in Irland gemacht. Der gewöhnliche Inhalt der Cromlechs namentlich auf der Insel Guernesey bestand in einer Schichte verbrannter menschlicher Gebeine und grober ungebrannter Töpfergeschirre. Alle Leichen scheinen ursprünglich mit einer gewissen Ordnung und Sorgfalt niedergelegt worden zu seyn: die Oberfläche des natürlichen Bodens wurde mit flachen Steinen roh gepflastert, hierauf kam eine Schichte Kies, dann die Gebeine und die Töpfergeschirre; auf die verbrannten Gebeine wurden wie in der untersten Schichte flache Steine gelegt und über diese eine dicke Schichte von Tellermuscheln. Manchmal lagen die Gebeine in ziemlich erhaltenen Urnen, gewöhnlich aber waren die Bruchstücke letzterer unter den Gebeinen zerstreut. Reibsteine, Steinamulette, Thonkügelchen und Steincelts waren die gewöhnlichen Gegenstände, die man darin fand. Die Cromlechs sind manchmal von einem Steinkreis umgeben, was mich auf die dritte Classe von Grabdenkmälern bringt. Hier muß ich abermals einen herrschenden Irrthum berichtigen. Während man die Cromlechs für Druidenaltäre hielt, betrachtete man diese geschlossenen Kreise von aufrechten Steinen als Bardenkreise, d. h. als solche innerhalb deren die Druiden ihre poetischen Triaden wiederholten. Diese Ansicht ist so vag und unrichtig, wie die frühern. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß wilde Stämme die Dichtkunst in einem solchen Umfang betreiben sollten, daß die Gipfel der höchsten Berge dem Absingen von Liedern gewidmet und mit einschlägigen Denkmälern fast bedeckt werden sollten. Ich habe diese Ansicht offen ausgesprochen, ehe mir noch die Arbeiten des Hrn. Lukis bekannt waren, der innerhalb der Steinkreise zu Killimillie in der Grafschaft Sligo, wo die Spuren von nicht weniger als 60 Cromlechs auf dem Gipfel eines einzigen Berges noch sichtbar sind, Ausgrabungen anstellen ließ. Diese Frage wurde vollends durch die Zeugnisse entschieden, die uns kürzlich aus Copenhagen zukamen, wo Denkmale dieser Art sehr häufig sind.*) Das Buch von Hrn. Sjöberg ist in dieser Beziehung höchst wichtig. — Die letzte Classe von Monumenten, die Grabhügel oder Tumuli, gehören einer etwas spätern Zeit an als die vorhergehenden, und sie finden sich im ganzen Lande zerstreut.

*) Wohl nicht bei Copenhagen selbst, sondern in Skandinavien überhaupt, und namentlich im südlichen Schweden und in Jütland, so viel wir wissen, wo Celten Jahrhunderte lang gehaust haben müssen. A. d. R.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto 2c.

(Fortsetzung.)

Alessandro Nardelli in seinem Werke: La Minopoli o sia Monopoli manifestata. Napoli 1773, 8 leitet den Namen von Minos, König von Creta her, der die Stadt erbaut haben soll. Der Wahrheit näher liegt jedoch, daß sie nach Egnatia's Zerstörung entstand, etwa im J. 545 zur Zeit Totila's, Königs der Gothen. (Volaterrano.) Griechen sollen bei der Erbauung besonders thätig gewesen seyn und der griechische Name Monopoli (urbs sola, solitaria) von der isolirten Lage entstanden seyn. Dennoch fand sich folgende Inschrift: *ΜΑΙΑ ΕΤ ΕΡΜΗΣ ΠΑΡΑ ΜΙΝΩΠΟΛΙΝ.* In dem Buche des D. F. Glianes: Istoria e miracoli della Madonna della Madia. Trani 1643. 4° finden sich historische Notizen über Monopoli Im Cronac. Cavese heißt es vom J. 1042: „Maniochus Catapanus apprendit Monopoles Urias et Materam cum magna civium strage." Die spätere Geschichte bietet keine bedeutungsvollen Momente dar; Franzosen occupirten die Stadt und venetianische Waffen fügten ihr mancherlei Leid zu.

Monopoli erscheint keineswegs als eine alte Stadt; fast alle Gebäude sind modernisirt und weiß angestrichen. Die Kathedrale ist eine gute geräumige Kirche, die einer viel größeren Stadt Ehre machen würde: sie enthält vielen Marmorschmuck, zwei antike Säulen und ein Paar guter Gemälde. Der Plafond und die Seitenwände sind mit Stuck überzogen, der recht täuschend den Marmor nachahmt. Der Thurm hat eine schlanke Form, man sieht jedoch dem ganzen Bau an, daß er aus viel späterer Zeit ist als die Kirchen von Trani, Bari, Barletta u. s. w. Die Kirche S. Domenico ist ebenfalls sehenswerth. Das Castell der Stadt ist höchst wahrscheinlich von Friedrich II erbaut (einige geben den Vicekönig Peter von Toledo als Erbauer an), liegt aber jetzt in Trümmern da. Auf den beiden zerfallenen Bastionen am Nord- und Südende der Stadt, in der Nähe des Meeres, hat man eine sehr schöne Aussicht. Der sehr mittelmäßige Hafen, der auch hier gegenwärtig ausgebessert wird, windet sich in einer langen, aber schmalen Bucht mitten in die Stadt hinein. Am Ufer war der Fisch- und Oelmarkt; unzählige Oelfässer, dem Hrn. Ravanas gehörig, der auch hier seine Agenten unterhält, lagen wie eine hölzerne Mauer vor den Häusern und verbreiteten höchst unangenehme Düfte. Ein anderer Hafen, nur für die Fischer bestimmt, erstreckt sich an der nördlichen Seite in die Stadt; er ward gebildet, indem man ein altes Flußbett austiefte und das Meer hineinbringen ließ; die Fischerhütten sind an beiden Seiten in den Felsen hineingegraben und haben das Ansehen natürlicher Grotten, oben mit Saatfeldern, Weinreben und Obstbäumen bedeckt. Die schönsten, anmuthigsten Spaziergänge macht man in östlicher Richtung. Hier liegen mehrere große Klöster, das schöne Civilhospital, der stattliche Camposanto (einer der schönsten, den ich an der ganzen Meeresküste sah), viele Masserien und die Villen der reicheren Monopolitaner.

Mein Weg führte mich in eine Thalschlucht und dann in uralte Steinbrüche, die in verschiedenen Abstufungen bearbeitet waren. Sie waren mit Fruchtbäumen von herrlichem Wuchse und Gedeihen, mit jungem, frischem Grün bedeckt, mit Getreide, Wein und blühenden Bohnen ausgefüllt. Solche Steinbrüche finden sich überall in Puglien, in der Nähe jeder Stadt und nicht selten auch an einsamen Orten, deren frühere Bedeutung, Namen und Geschichte man nicht mehr kennt. Der Pfad, den ich verfolgte, senkte und hob sich, und von einem kleinen Hügel überblickte ich ein herrliches Gemälde: es erschien Fasano, die bewaldeten Berge hinter der Stadt, die zahlreichen Villen der Fasanesen strahlten im schönsten Sonnenglanze herüber; hinter Fasano erhoben sich die Hügel der Küste allmählich wieder zu Bergen und man konnte wieder von einer Bergkette der Apenninen reden, ein Name, den sonst die Hügelzüge der Provinzen von Bari und Otranto wahrlich nicht verdienen. Selbst das ferne Ostuni zeigte sich in herrlichster Beleuchtung, es ruhte auf einem bewaldeten Abhange und zu seinen Füßen breiteten sich die Oelwälder bis an das Meeresufer hinab. Die Meeresküste verfolgte ich bis in die Gegend von Serranuova mit meinen Blicken. Nicht minder schön war der Rückblick auf die Stadt, deren Gebäude die sich senkende Sonne überaus scharf abzeichnete.

Ich gerieth auf die neue, im Bau begriffene Landstraße, die über Fasano, Ostuni, Carovigno nach Brindisi geleitet werden soll; sie führt bei Monopoli durch einen wahren Wald von Fruchtbäumen, ein üppiger Thalgrund mußte ausgefüllt werden, damit die Straße im gleichen Niveau bleibe, und dadurch ging ein herrlicher Orangengarten zu Grunde, deren Bäume mit der duftenden Blüthenkrone an beiden Seiten des Weges hervorragten und eine der schönsten Einfassungen bildeten, die ich jemals sah. Ich traf hier viele höfliche Spaziergänger, die sich ganz ausnahmsweise mit dem Gruße begnügten und keine Unterredung veranstalteten. Auf einem Trümmerhaufen, an der Ostseite der Stadt, unter den Fenstern eines Klosters, sah ich die Sonne untergehen, und die Mönche desselben, ohne Interesse für das schöne Schauspiel, machten sich in albernen Reden und Vermuthungen über mich lustig: der eine nahm mich für einen Schauspieler, der andere für einen Oelreisenden, ein dritter für einen Schweizerofficier und ein vierter für einen Spion, der von den Franzosen abgeschickt sey, um die Landungsplätze der Küste auszukundschaften. Alberti, welcher im Jahre 1525 reiste, lobt Monopoli sehr, obschon es nicht groß, er spricht von ihren schönen Marmorstatuen (von dem Florentiner Lodovico gemeißelt) und ihren Palästen, er rühmt ihre Mauern und Wälle und ihre drei Thore und endlich die angränzenden Olivenwälder von 24 Miglien Länge und 6 Miglien Breite. Jetzt besitzt das schönste Haus der Stadt, am Hafen, der Cavaliere Martinelli; die Festungswerke sind verfallen, dafür aber schöne, freie Plätze entstanden, worunter der Platz vor

dem Gasthofe die erste Stelle einnimmt. Hier vereinigte sich nach Sonnenuntergang die elegante Welt in schöner Kleidung und schönen Equipagen, deren ich über ein Duzend zählte; ein großer Gerüstbau, zu einem Kirchenfeste und Feuerwerk bestimmt, wurde von der ganzen Einwohnerschaft geprüft und besichtigt, namentlich drehte sich die Unterhaltung der zahlreichen Geistlichkeit einzig und allein um diesen Bretterbau. Monopoli zählt 17,590 Einwohner, unter welchen Wohlstand und Bildung herrschen soll. Die Stadt wird ebenfalls in Alt- und Neustadt eingetheilt; das Seminarium zählt 74 Schüler und mehrere gute Lehrer; die französische Sprache wird eifrig geübt und auch die schönen Künste werden — so viel als möglich — gehegt und gepflegt. Camillo Querno, welcher im J. 1529 zwei Bücher „de bello Neapolitano“ schrieb, war Monopolitaner.

Als ich am andern Morgen früh vor Sonnenaufgang abreisen wollte, bat mich der Wirth aufs inständigste, meinen Plan, über Egnatia und Serranuova nach Brindisi zu gehen, aufzugeben und die neue Straße über Fasano zu wählen; er behauptete, es sey durchaus unmöglich an der Meeresküste und in den Oelwäldern den Weg zu finden, auch würde ich Brindisi oder Mesagne nie in Einem Tage erreichen, und ebenso wenig ein Nachtlager unterwegs antreffen. Ein Gendarmerieofficier bestätigte diese wohlgemeinten Rathschläge, und fügte noch hinzu, daß die Bergstraße viel interessanter sey, schönere Aussichten über Land und Meer darbiete und durch den Wechsel der Städte ergötze; ich aber hatte es einmal auf die Trümmer Egnatia's und die Via Appia abgesehen und schlug diesen Weg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Arabien.

Die Stämme in der Umgegend um Mekka.

Im Süden von Mekka hausen zahlreiche Beduinenstämme, deren Sitten und Bräuche seit Salomo's Tagen sich wenig verändert haben. Taroba ist ein sehr beträchtlicher Ort, so groß als Tayf und merkwürdig wegen seiner Pflanzungen, welche die ganze Umgegend mit Datteln versehen, berühmt auch durch den Widerstand gegen die türkischen Truppen des Mehemed Ali. Taroba ist mit Palmwäldern und Gärten umgeben und von zahlreichen Bächen bewässert; in der Nähe sind einige Hügel, an deren Fuß die Araber Durra und Gerste pflanzen; die Bewohner gehören zu dem Stamm Begum und sind rüstige, sehr tapfere Leute. Die Wittwe eines getödteten Scheiks hat ihren Namen unsterblich gemacht, indem sie ihr Eigenthum zur Vertheidigung der Stadt verwandte und im Rathe der Häuptlinge thätigen Antheil nahm. Man hat Taroba mit einer Mauer umgeben und einige feste Thürme erbaut. Von da bis Kolak ist das ganze Land von den Ateybiten, dem zahlreichsten Stamm in Hedschas, bewohnt.

In vier Tagereisen gelangt man nach Beische, welches der wichtigste Platz ist zwischen Tayf und Sana; es ist ein sehr fruchtbarer Bezirk und außerordentlich reich an Dattelbäumen. Die Truppen des Pascha von Aegypten fanden hier bei ihrem Feldzug gegen die Wahabiten für einen mehrtägigen Halt Lebensmittel die Fülle. Die Araber nennen Beische den Schlüssel von Yemen, es liegt an einer der großen Straßen, und schwer beladene Kamele können auf keinem andern Wege von Mekka nach Yemen kommen. Bei Beische wurden zwischen Scherif Galib und Saud, dem Anführer der Wahabiten, einige Schlachten geliefert; als letzterer siegte, erbaute er in der Nähe der Stadt zwei Castelle und übergab sie zur Aufsicht dem Ibn Schokban, den er auch zum Haupt des Stammes Beni Salem, der Bewohner von Beische, erhob; dieser Stamm kann 10,000 Streiter ins Feld stellen. Ueber alles Land von Tayf bis Beische hatten in frühern Zeiten die Scherifs von Mekka eine nominelle Herrschaft; sie residirten zuweilen in Beische und hatten in ihrem Heere zahlreiche Hülfstruppen vom Stamm Beni Salem.

Beische ist ein breites Thal, sechs bis acht Stunden lang, reich an Bächen, Quellen und Gärten. Die Häuser sind besser als die zu Tayf und unregelmäßig über die ganze Strecke zerstreut. Das Hauptcastell ist sehr fest, mit hohen Erdwällen und einem Graben umgeben. Etwa drei Tagereisen nach Südosten ist die Ebene mit zahlreichen Beduinenlagern bedeckt; es sind Kadaniten, welcher Stamm lange vor Mahammed im Heidenthum blühte. Einige von diesen Beni Kadan wanderten nach Aegypten aus, wo sie der Historiker Mesud als Bewohner von Assuan kennt. Die Wahabiten hatten große Mühe, diesen Stamm zu unterwerfen, welcher jedoch später große Anhänglichkeit an die Eroberer zeigte. Die Beni Kadan besitzen vortreffliche Weiden und eine herrliche Pferdezucht; auch die große Zahl ihrer Kamele ist in Arabien sprüchwörtlich geworden.

Alle Araber von Taroba bis Beische und von da westwärts sind Pflanzer und Ackerbauer; die, welche südlich und östlich hausen, sind Beduinen oder wandernde Nomaden. Im Sommer ziehen viele nach den fruchtbaren Weiden von Nedschd. Sie lieferten dem Saud und seinen Wahabiten etwa dreitausend Kameelreiter. Ehedem pflegten sie zu Mekka den nördlichen Pilgern Straußfedern zu verkaufen, und viele Hausirer von Mekka kamen im Winter zu ihnen, um Kattun gegen solche Federn auszutauschen. Angränzend an sie leben die famosen Beni Kelb, Beduinen, von denen im Hedschas viele alberne Fabeln erzählt werden; so sagt man, daß die Männer nie arabisch sprechen, sondern stets wie Hunde bellen — eine Bemerkung, die vielleicht von dem Namen Kelb, welcher Hund bedeutet, entsprungen ist. Ihre Frauen jedoch, wird hinzugefügt, können arabisch sprechen; die Wahrheit ist, daß der Fremde, der in ihren Zelten einkehrt, von den Weibern und nicht von den Männern bewirthet wird.

Von ihren Behausungen gelangt man in ein fruchtbares Thal zwischen steilen Felshöhen, wo der Paß so eng ist, daß zwei Kamele nicht nebeneinander gehen können. Das Thal ist von kleinen Bächen bewässert und voll von Dattelbäumen. Die Araber, die da hausen, bestehen aus Ansiedlern und Beduinen; die erstern sind Schiiten oder Ketzer der persischen Secte, Anhänger Ali's; die Beduinen dagegen sind meistentheils Sunniten oder rechtgläubige Moslems. Die letztern sind in stetem Zwist mit den benachbarten Häretikern, aber wenn ein fremder Feind in ihr Thal einfällt und ihre Freiheit gefährdet, sind beide Parteien einig. Wenn einer von diesen Beduinen eine Reise unternimmt, sendet er sein Weib in das Zelt eines guten Freundes, der in jeder Beziehung die Stelle des Ehegatten während dessen Abwesenheit vertreten muß; nach der Rückkehr übergibt er ihm das liebevolle Weibchen.

Die Bergbewohner sind gegen die Hirten der niedern Bezirke

feindlich und oft unter sich selbst im Streit. Sie sind alle sehr kriegerisch, und nur dem Wahabitenchef Saud gelang es, ihren Privatfehden Einhalt zu thun. Ganz nahe bei der Bergkette, wo häufig Straußenjagden stattfinden, liegt der Marktplatz Doga mit Hütten aus Schilf und Strauchwerk. Die Bewohner stehen in freundschaftlicher Verbindung mit den Scherifsfamilien zu Mekka, denen sie öfters in den frühern Bürgerkriegen ein Asyl gewährten.

Das Land westlich von der Bergkette bis zum Meere hin wird Tehama genannt. Die Bewohner dieser Niederung sind arm, denn es gibt wenig fruchtbare Stellen; in der untern Tehama sind im ganzen Jahr oft nur drei oder vier Regentage. Die Beduinen dieser Gegend hatten sich fast alle ins Gebirge zurückgezogen, als Mehemed Ali im Hedschas einfiel, nicht aus Furcht vor den Türken, sondern weil sie nicht sicher waren, von herumstreifenden Beduinen feindlicher Stämme angegriffen zu werden.

Die große Wüste östlich von Belsche, die sich bis zu den Gränzen von Oman erstreckt, wird von den Beduinen Roba el Kali, die leere oder verödete Wohnung genannt. Im Sommer ist sie ganz verlassen, da sie keine Quellen hat. Nach dem Regen im Winter, wenn der Sand Kräuter hervorbringt, weiden alle die großen Stämme von Nedschd, Hedschas und Yemen ihre Heerden in dem Theil der Wüste, der an ihr eigenes Land gränzt. Der sandige Boden wird häufig von Straußen besucht, welche von lauernden Beduinenjägern getödtet werden. Die einzige bewohnbare Stelle in dieser traurigen Sandfläche ist das Wadi Dschebein. Da führt die Straße vorbei, auf welcher die Nedschdaraber nach Hadramaut reisen; es ist ein langer Grund mit Dattelbäumen und Brunnen, aber das schlimme Klima schreckt die Menschen ab, sich hier niederzulassen. Die Datteln werden von vorüberziehenden Reisenden gepflückt.

Die Gegend südlich von Mekka nahe an der Seeküste, westlich an der Bergkette, ist flach und mit Hügeln durchschnitten, die nach und nach verschwinden, wenn man dem Meere naht, dessen Küste fast nach jeder Richtung hin eine flache Ebene von einigen Stunden Umfang darbietet. In Friedenszeiten wird diese Landstraße von Karawanen sehr besucht, welche entweder der Küste entlang nahe bei den Häfen oder am Fuße der Berge hinziehen. Hier haust der Stamm der Beni Harb, der mächtig und zahlreich ist in dem Lande zwischen Mekka und Medina.

Ein Achtung gebietendes Heer von 30,000 Streitern könnte dieser mächtige Stamm der Beni Harb ins Feld stellen. „Söhne des Krieges" bedeutet Beni Harb, und wirklich üben sie sich von frühester Jugend an in den Waffen. Ein Theil der Mitglieder des Stammes sind Landwirthe, ein Theil Beduinen oder wandernde Hirten. Die syrische und ägyptische Pilgerkarawane bringen ihnen sehr ansehnlichen Gewinn. Einst waren sie die Herren von Hedschas und die Scherife von Mekka schlossen oft mit ihnen Schutzbündnisse. Diese tapfern Söhne des Schwertes waren die letzten, welche sich den vordringenden Wahabiten unterwarfen. Die Beni Harb machen häufig Streifzüge bis in die reichen Ebenen von Hauran, Beute machend, Menschen und Thiere fortführend, wie weiland in den Tagen der jüdischen und syrischen Herrscher, wie zu den Zeiten des Jojakim oder Benhadad.

Bei den Beni Harb, wie unter den andern Beduinenstämmen ist das größte Fest das der Beschneidung. Die Knaben erfahren diese Operation zu allen Jahreszeiten in einem Alter von 6 oder 7 Jahren. An dem Morgen des für die Beschneidung bestimmten Tages schlachtet der Vater des Knaben ein Schaf, und sein Oheim oder nächster Verwandter bringt gleichfalls ein geschlachtetes Schaf ins Zelt. Alsdann wird ein Kameelsattel vor das Zelt gelegt und über denselben ein rothes Tuch gebreitet und an den vordern Theil Straußenfedern gesteckt. Die Frauen des Lagers versammeln sich auf dieses Zeichen, welches Mosana genannt wird, und vertreiben sich die Zeit mit Singen, während die Männer im Zelte schmausen. Nach Beendigung der Mahlzeit wird der Knabe beschnitten und die Frauen celebriren diesen Act mit einem lauten Gesang. Die Männer verlassen nun das Zelt, nehmen ihre Lanzen und besteigen ihre Stuten. Jeder von ihnen reitet dreimal um die Mosana, dann ordnen sie sich zu beiden Seiten des Zeltes in zwei Linien und beginnen ihre kriegerischen Evolutionen. Ein Reiter der einen Linie galoppirt hinüber nach der andern und fordert einen von ihnen heraus zum Kampf. Letzterer naht sich ihm augenblicklich und sucht vor der Stute desselben den Vorsprung zu gewinnen. Ist er bei der andern Linie angelangt, so fordert er seinerseits einen heraus, und so währt das Kampfspiel herüber und hinüber länger als eine Stunde, zu Ehren des Zeltes, wo die Beschneidung stattgefunden hat. Die weiblichen Zuschauer singen die ganze Zeit über ihren Asamer und preisen den besten Reiter oder den Besitzer der flüchtigsten Stute.

Während des Ramazan umgeben diese Beduinen ein großes Viereck mit Mauern von lockern Steinen und verrichten hier ihre Andacht, indem sie diesen umfriedigten Raum als eine Capelle (Mesdsched) betrachten. Nach dem Morgengebet üben sie oft ihre Rosse auf der Ebene vor der Capelle auf die eben beschriebene Weise.

Wenn die Abwesenheit eines Verwandten aus der Heimath ungewöhnlich lange sich verzögert hat oder wenn es bekannt ist, daß er sich in eine gefährliche Unternehmung eingelassen hat, so thut seine Familie das Gelübde, bei seiner Rückkehr einige Straußenfedern auf den Gipfel des Zeltes zu pflanzen, damit, wenn er dieselben aus der Ferne erblickt, er von der freudigen Hoffnung belebt werde, bei seiner Ankunft herzlich begrüßt zu werden. Ein Araber thut manchmal auch das Gelübde, Gott ein Kamel zu opfern, wenn seine Stute ein weibliches Füllen zur Welt bringt. In diesem Fall schlachtet er dann das Kamel und sein Fleisch gewährt allen Freunden einen festlichen Schmaus.

Eisenbahnreform in England. Nach dem Athenäum vom 13 Januar ist bereits eine provisorische Committee in London zusammengetreten, um eine Eisenbahnreform-Verbindung zu begründen, deren Zweck seyn soll, die Regierung zu bewegen, alles Eisenbahneigenthum für den Staat zum Marktpreis anzukaufen und sie mit dreiprocentigen Consols zu bezahlen; dann sollen alle Fahrpreise gleich gestellt und sämmtlich vermindert werden, und zwar auf ein Sechstel des jetzigen Durchschnittspreises, wobei doch noch auf einen Gewinn gerechnet wird. Jeder Wagenzug zwischen London und Birmingham führt jetzt im Durchschnitt etwa 80 Personen, während das Zehnfache dieser Zahl mit wenig vermehrten Kosten geführt werden könnte. Dieser Plan, klug ausgeführt, könnte allerdings dem Handel einen großen Vorschub geben, dem Publicum fünf Millionen an directen Abgaben sparen, die Regierung in den Stand setzen, Sir Rowland Hills Plan einer Postreform vollkommen durchzusetzen und vor allen den Armen einen unberechenbaren Vortheil gewähren, da sie durch die prohibitorischen Fahrpreise jetzt von dem Vortheil des Eisenbahnreisens ausgeschlossen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1844.

Der neue Menschenhandel.
Einfuhr von Chinesen in Westindien.

Noch ist diese Einfuhr, so viel wir wissen, nicht im Gange, aber alle Vorbereitungen dazu sind getroffen, und der Colonialminister Lord Stanley hat seine Erlaubniß dazu gegeben. Das betreffende Document ist vom 4 September vorigen J. datirt, und wir ersehen daraus zugleich auch den wahren Grund, weßhalb es mit der „freien" Einwanderung afrikanischer Schwarzen nicht gehen will; die nicht unbegründete Eifersucht und der Verdacht fremder Staaten würde erwachen, da man in Afrika eigentlich keine Freien habe, sondern nur den Häuptlingen Sklaven abkaufen oder, wie Lord Stanley sich ausdrückt, sie von den Häuptlingen frei kaufen kann; „ein solches Verfahren würde, wenn man es zugäbe, wo nicht zu den wirklichen Uebeln des Sklavenhandels führen, doch aber fremden Staaten gerechten Grund zur Eifersucht geben." Das Resultat ist also: man kann aus Afrika, wenn man nicht einen neuen Negerhandel einführt, keine irgend genügende Zahl von Arbeitern erhalten. Man muß sich also anders wohin wenden, und hier kommen, wie schon früher erwähnt, zuerst die Kulis, dann die Chinesen in Betracht. Lord Stanley setzt in der gedachten, von seinem Secretär Hope unterzeichneten Depesche die Bedingungen auseinander, unter denen er die Einführung von Chinesen in Westindien und Guiana gestatten will. Die erste Bedingung ist, daß die Anwerbung nur in den englischen Besitzungen in der Malaccastraße, Malacca, Singapur und Pinang stattfinde. Der Grund dieser Beschränkung liegt augenscheinlich darin, daß man an allen andern Orten durchaus keine Aufsicht über die Anwerbung führen könnte. Man hat an dem Beispiel der Kuliauswanderung gesehen, zu welchen Abscheulichkeiten diese gestattete Auswanderung trotz der Aufsicht der angloindischen Regierung geführt hat, und will somit der Habsucht der Seelenverkäufer nicht ganz Zaum und Zügel schießen lassen. Indeß erhebt sich eine Hauptschwierigkeit, hinsichtlich deren man dem Lord Stanley nicht ungegründete Vorwürfe macht: er gestattet, wenn auch unter einschränkenden Bedingungen, daß Contracte mit den Einwanderern auf fünf Jahre geschlossen werden, ehe sie in der Colonie anlangen, wo sie dann erst die Verhältnisse des Landes in Bezug auf Arbeit und Preis der Lebensmittel aus eigener Ansicht kennen lernen können. Man hat namentlich in Guiana das Beispiel des sogenannten „Gladstone-Sklavenhandels" vor Augen, wo zwei HH. Gladstone Kulis in Indien anwarben und zugleich einen fünfjährigen Contract vor ihrer Ankunft im Lande mit ihnen schlossen, wodurch sie allen Launen ihrer Herren ausgesetzt wurden, und in großer Anzahl durch die harte Arbeit hinstarben. Indem man einen Vertrag mit den Chinesen vor ihrem Eintritt in die Colonie abschließt, will man sie durch geringern Lohn, als gewöhnlich in der Colonie gezahlt wird, die Ueberfahrt aus und wieder nach Ostindien zahlen lassen, und wenn sie nicht bei dem Herrn bleiben, der sie ursprünglich angeworben und ihre Ueberfahrt bezahlt hat, so verlieren sie die Ansprache auf die Ueberfahrt zurück nach Ostindien. Man hält sie also durch die bei den Chinesen stets so lebendige Hoffnung auf Rückkehr in ihr Vaterland fest, daß sie bei dem ersten Herrn, wie auch dessen Behandlung seyn mag, bleiben sollen. Man kann nun dem Plan folgende Alternative stellen. Entweder wird dieß System der vorausgehenden Contracte gebilligt und ausgeführt, dann ist das Ganze nichts anderes als eine Art Seelenverkauf; oder die Chinesen lassen sich diese Contracte, auch wenn sie solche vorher eingegangen haben, nach ihrer Ankunft in der Colonie nicht gefallen, und dann möchte man wohl kaum gerathen finden, Leute aus Singapur und Malacca herzuholen, um ungefähr denselben Lohn zu zahlen wie jetzt, denn es ist in keiner Weise zu erwarten, daß die Zahl der einwandernden Chinesen so groß werden wird, daß der Taglohn wesentlich gedrückt würde.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.
Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.
(Fortsetzung.)

Schon eine halbe Stunde hinter Monopoli begann das Verirren; unzählige Pfade kreuzten sich auf ganz unebenem

Boden und wir gelangten in die Nähe einer Masserie am Meere, von wo aus wir wieder landeinwärts geschickt wurden. Nun ging es eine Stunde lang durch Oelwälder, dann mußten wir mehrere Buchten des Meers umkreisen und geriethen auf dem steinigen Boden in so tief ausgehöhlte Wagengeleise, daß nur im langsamsten Schritt fortgefahren werden konnte. Ich zweifle nicht, daß dieß ein Stück der Via Appia. Die Wagenspuren, in welche ohnedieß kein modernes Fuhrwerk mehr hineinpaßt, gehen in ganz gerader Richtung auf Torre d'Egnazia oder Torre d'Ennazzo zu. Ich mußte das eine Pferd ausspannen und das Netz für das Gepäck unter dem Wagen aufbinden lassen, um weiter zu kommen, und verwendete zwei Stunden auf einen vier Miglien langen Weg. Dicht vor Torre d'Egnazia mußte auch das zweite Pferd ausgespannt, und um nicht alles zu zerbrechen, mein Wägelchen mit unsern eigenen Händen über das abschüssige und unebene Terrain vorsichtig weiter gefördert werden. Und wie bitter ward ich nach solcher Arbeit durch die Ruinen Egnatia's enttäuscht! Außer einem mittelalterlichen Thurme, der aus antiken Fragmenten zusammengefügt scheint, existirt von dem alten Egnatia nach welchem eine große Landstraße den Namen führte, nichts mehr — der Küstenweg hieß früher Via Egnatia, später Via Trajana und war belebter als der andere Arm der Via Appia über Venosa und Gravina nach Tarent und Brundusium — von welchem Strabo, Plinius, Pomponius Mela, Ptolemäus und Horaz reden. In dem osterwähnten Buche des Pratilli über diese alte Heerstraße, welche Cicero „militaris“ nennt, findet sich sogar ein Plan der Ruinen: Nach der Meerseite hin liegen die Gräber in Felsen gehauen, in der Mitte der heutige Thurm Torre d'Anazzo oder Enazzo; dahinter das Castell, zur Seite desselben eine antike Fontäne und eine unterirdische Wasserleitung; dann durchschneidet die Via Egnatia (Via Appia) die Stadt der ganzen Länge nach; auf der andern Seite befinden sich die Trümmer eines großen viereckigen Gebäudes, aus dessen Fundamenten auf Thermen zu schließen seyn sollte. Von allem diesem sah ich nichts, wohl aber fand ich in einiger Entfernung Spuren von Gräbern und mächtige Steinbrüche, aus denen wahrscheinlich das alte Egnatia erbaut wurde. Thermen, Mauern, Tempelüberreste, Inschriften (wie z. B. eine auf Campanius Flaccus) und Stücke eines Meilensteins auf welchen die Zahl 143 zu erkennen (Pratilli), fand ich nicht heraus. Nicht einmal die bei den Alten osterwähnte Quelle süßen frischen Wassers, welche wahrscheinlich der Nymphe Hippona geweiht war, wie aus einer in Capua gefundenen Inschrift: Hipp. Egnatiæ Neptuno cum Cerere u. s. w. erhellt, konnte ich ausfindig machen, dagegen sprudelten in der Nähe des obenerwähnten mittelalterlichen Thurms einige salinische Quellen aus dem Boden. Eine Tafel mit einer langen Inschrift aus dem vorigen Jahrhundert ließ ich unberücksichtigt. Die Umgebungen haben einen sterilen Charakter und Cluverius hat ganz Recht, wenn er schreibt, „agro circumjecto aridissimo“ und darauf die bekannten Verse des Horaz bezieht: „Dein Gnatia lymphis iratis extructa dedit risusque jocosque: dum flamma sine thura liquescere limine sacro persuadere cupit.“ Horat. Sat. I, 5, 97. Man vgl. über diese Fabel Plinius II, 107. Götter, Nymphen und Menschen haben jetzt diese Gegend verlassen, die übrigens niemals einen großen Reiz gewährt haben kann, dennoch hatte Egnatia im Alterthume einen gewissen Ruf. Hier wie in Brundusium schifften sich Reisende nach Griechenland und Asien ein und sogar jenseits in Dyrrhachium soll die Fortsetzung des Wegs nach Macedonien und Thracien mit dem Namen Via Egnatia bezeichnet worden seyn, weßhalb Cicero sie auch einmal „die berühmte Heerstraße nennt, die vom jonischen Meere bis zum Hellespont führt.“ Die Zeit der Zerstörung Egnatia's ist nicht genau bekannt, man nennt Totila, Lothar und die Griechen; gewisser ist die Entstehung Monopolis nach dem Untergange Egnatia's. Die Abtei S. Stefano ward von Goffredo dem Normannen im Jahre 1086 gegründet. Hier und bei dem sogenannten Torre di Canne erkennt man noch die schwachen Spuren der alten Straßen. Münzen mit dem Namen der Stadt sind, so viel ich weiß, niemals in Egnatia und der Umgegend gefunden worden.

In sehr verdrießlicher Stimmung, unter den kräftigsten Kernflüchen meines Kutschers und der Verwunderung meines Dieners setzte ich den beschwerlichen Weg fort. Wir kamen noch an mehreren Steinbrüchen vorüber oder vielmehr in dieselben hinein, die alle würfelförmig und treppenartig ausgehauen waren und hatten vollauf zu thun, einen mehr rechts, nach Fasano hin gelegenen Oelwald zu erreichen, wo der Weg es gestattete, daß die Pferde und Menschen ablöseten. Fasano zeigte sich mit seinen zahlreichen Masserien und weißen Casinos in herrlicher Lage und preßte mir, der ich diesen ganzen und vielleicht auch noch den folgenden Tag auf ähnlichen Pfaden mich abquälen zu müssen wähnte, manchen reuevollen Seufzer aus. Zu meiner freudigen Ueberraschung wurde jedoch in dem Oelwalde der Weg viel besser. Ein ziemlich fester Rasen war mit den schönsten Frühlingsblumen bedeckt und in raschem Trabe kam ich, weit über Fasano hinaus, bis in die Richtung von Cisternino welches landeinwärts zwischen Fasano und Ostuni liegt. Cisternino soll das alte Saturnium seyn und Diomedes es gegründet haben. Ein Thurm daselbst soll die Spuren des grauesten Alterthums an sich tragen, auch bei dem Monte delle forche, bei der Kirche S. Cataldo sollten sich deutliche Merkmale der alten Stadt und in der Hauptkirche mehrere antike Säulen finden. Die Griechen stellten im siebenten Jahrhundert die Stadt wieder her, welche sich unter den Normannen hob. 1520 ward sie an die Venetianer verpfändet, aber 8 Jahre später vom Marchese del Vasto wieder gewonnen.

Da, wo der Oelwald aufhörte, erstreckte sich eine blumen- und kräuterreiche Ebene bis an das Meer; das Ufer ist überall mit Wachtthürmen versehen, deren Wächter den Schleichhandel hindern sollen. Mein Weg führte wiederum an den hier sandigen Strand, wo in einzelnen Buchten einsame Landungsplätze gebildet waren. Kleine Seen in der Nähe, mit üppigen Schilfgewächsen umgeben, gewährten ein sehr anmuthiges Bild

nur fehlte, Wasservögel und Insecten ausgenommen, der Landschaft alles Leben. Bei dem Castello di Villanova, von wuchernder Vegetation rings umgürtet, so daß Blumendüfte aller Arten die Atmosphäre erfüllten, fanden wir arme Leute beschäftigt, welche Seegras sammelten und zu Asche verbrannten, an einzelnen Plätzen strebten andere etwas Salz zu gewinnen und ich freute mich zu bemerken, daß sie daran durchaus nicht von den benachbarten Zollwächtern gehindert wurden. Jetzt rückte Ostuni näher, in seiner Felsenlage höchst stattlich anzuschauen, wir kamen an einer Taverne vorüber, wo eine lange Inschrift in prahlerischen Worten verkündete, daß unter der Regierung dieses oder jenes Königs dieser einsame und gefürchtete Weg zum Nutzen und Frommen der Wanderer ausgebessert und mit Herbergen versehen worden. Diese fand ich jedoch verschlossen und alles Schreien und Rufen blieb ohne Erfolg. Ungefähr an diesem Punkte beginnt die Provincia d'Otranto, das alte Messapia, nördlich von den Calabri, südlich von den Salentini bewohnt. Manche Geographen, z. B. Cluverius, begreifen das Gebiet der Salentiner mit unter dem Namen Calabria (welches nicht mit dem heutigen Calabrien zu verwechseln ist) und in diesem Sinne spricht die bekannte Grabschrift des Virgil: „Mantua me genuit, Calabri rapuere;" andere theilen Japygia, welches hin und wieder für Messapia gebraucht wird, in das Land der Calabri, Salentini und Messapi ein und nehmen an, daß die eigentlichen Messapier zwischen den beiden ersteren gewohnt haben. Dichter nehmen sich die Freiheit den Namen Calabria sogar auf Apulien und den Gargano überzutragen. Vgl. Horat. Od. I, 31 („aestuosæ grata Calabriæ armenta.") Japygiens Gebiet dehnte sich einst bis Croton aus, ward aber nachher in die alten Gränzen zurückgewiesen.

Das Castello di Villannova war einst der Hafen von Ostuni und ist vielleicht das Astone des Villani (VI, 18) wo nach einigen Chroniken und Geschichtschreibern Friedrich bei seiner Rückkehr aus Jerusalem landete. Ostuni selbst nicht gesehen zu haben bedauere ich sehr. Unstreitig ist es eine uralte Stadt, wenn auch nicht gerade vom Ostonius, dem zweiten Sohn des Diomedes, erbaut; es hat enge und bergige Straßen; eine Mauer mit Spuren von Thürmen und Bastionen umgibt, wenn gleich theilweise in Trümmern daliegend, die Stadt. Zwei Castelle vertheidigten einst die Stadt: das erstere, von unbekannter Hand erbaut, auf der höchsten Spitze des Hügels gelegen, das andere aus normännischer Zeit. Holstenius meint, daß hier der Ort: „ad speluncas," der häufig auf den Itinerarien vorkommt, zu suchen; ich vermuthe jedoch, daß darunter vielmehr der Punkt zu verstehen, der heutzutage Taverna nuova genannt wird, denn hier fand ich ganz in der Nähe die Spur der Via Appia und die Meilenzahl XXI von Egnatia stimmt ebenfalls. In Ostuni finden sich Trümmer eines Palastes der Königin Bona und zwei Miglien von der Stadt liegt in schöner romantischer Gegend ein stattliches Kloster an der Stelle wo der erste Bischof und Märtyrer Oronzius in einer Höhle einen Zufluchtsort fand vor den Verfolgungen des Befehlshabers von Lecce. Mehrere Miglien landeinwärts, hinter dem Monte di S. Benedetto, liegt das Städtchen Ceglia, wie oben erwähnt, nicht mit dem Ceglie bei Bari zu verwechseln. Die von verschiedenen Numismatikern beschriebenen Münzen mit der Legende *ΚΑΙΛΙΝΩΝ* gehören höchst wahrscheinlich alle dem brindisinischen Ceglia an, welches immer Caelium geschrieben wird, während Celia bei Bari stets ohne Diphthong vorkommt. Strabo nennt es *Κελια*; auf der Peutinger'schen Tafel kommt es in der Entfernung von 9 Miglien von Bitonto vor. Ich sprach bereits von den Trümmern Celia's, wo meines Wissens bis jetzt keine Münzen aufgefunden wurden. Plinius III, 11 nennt Caelium und setzt es in die Nähe von Brindisi.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

(Russisches Journal des Ministeriums des Innern. Nov.)

1. Die Steppennatur jenseits des Terek. — Die Stadt. — Schiiten. — Häuser, Straßen, Tataulen. — Basare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

Jenseits Mosdok auf der Straße nach Kislär neigen sich die kaukasischen Steppen merklich dem schwarzen Meere zu, und erhalten ein wilderes, öderes Ansehen. Links von der Straße bemerkt man die Wachthäuschen der Cordonkosaken und die Majaks, *) rechts in blauer Ferne ziehen die kaukasischen Bergketten hin. In Naur theilt sich die Poststraße; gegen Südosten windet sie sich nach den Ufer-Stanitzen fort bis zur Fähre von Amir-Adschinet, **) und gegen Nordosten führt der Weg nach Kislär nahe an der Sandsteppe hin. Sogenannte Salzlaken (solontschaky), tiefe, mit einer Salzkruste überzogene Gruben, sind über die Steppe hin verbreitet. Distel, wilder Hanf, Burian und das graue Pfriemengras bedecken die Seiten des Weges und in der Ferne sieht man die rauchigen Hütten der Karanogaier. Die Sommerschwüle in den wasserlosen Einöden, die Mücken und andere Insecten machen den Weg außerordentlich beschwerlich; zum Glück sind jetzt die Poststationen besser eingerichtet, und man hat nicht mehr so viel Aufenthalt zu erfahren, wie früher. Damals fing der Nogaier die wilden Pferde mit der Schlinge auf der Steppe ein und spannte sie so gut es gehen wollte dem Reisenden vor; ein Haufe Nogaier stellte sich vor die Pferde und hielt sie an den Mähnen. Wenn nun der Posthalter und der Reisende sich gesetzt hatten, theilte sich der Haufen und man ließ den Pferden den Zügel schießen. Der Nogaier hält diese nicht an, sondern treibt sie an mit lautem Geschrei und durchdringendem Pfeifen, und sucht sie nach der Stelle zu lenken, wo die nächste Station ist. So ging es einige Werste weit am heißen Mittag im Sande fort, die Pferde fielen nicht selten auf dem Wege oder wurden so ermattet, daß sie nur in langsamem Schritt fortkommen konnten. Häufig ereignet es sich bei solcher Fahrt, daß der Wagen zerbricht und umstürzt, so daß

---

*) So nennt man eine hohe Stange, an denen ein Pechfaß oder mit Theer überschmiertes Stroh befestigt ist. Der wachthabende Kosak zündet, wenn er Räuber kommen sieht, diesen Majak an; das Signal pflanzt sich von Piket zu Piket fort und die Kosaken eilen nach der bedrohten Stelle.

**) Auf dieser erst im Jahre 1838 angelegten Straße wird die Verbindung mit den detaschirten Corps auf der linken Flanke der kaukasischen Linie unterhalten.

man den Reisenden für todt aufhebt, bedeckt mit Sand und Insecten, von denen die glühende Steppe voll ist.

Bei Karagaglinka, einem grusinischen Dorfe neun Werste von Kislär, ist eine Fähre über die Prorwa *) eingerichtet. Die Fülle und Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse einer südlichen Natur erkennt man auffallend an diesem breiten und reißenden Arm des Terek. Zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schafen decken die fruchtbaren Thäler, allenthalben grünen die Tschaltuken (Reisfelder) und Weingärten. Hellrothe Fasanen und plumpe Trappen fliegen einem entgegen, Rebhühner, Tauben und Schnepfen verschiedener Art bedecken die Ufer, Kraniche und Reiher wandern in Schaaren an den Sümpfen herum. Schwäne schwimmen auf den Seen, gewöhnliche Wildenten und Rothenten oder Gagaren, Flamingos (rothe Reiher), wilde Gänse, Sichelschnäbel, Löffelgänse, Möwen, Lerchen mit schwarzem Halsband und andere große und kleine Vögel erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei, und fliegen vor und über einem umher. Menschen verschiedenen Stammes und verschiedener Herkunft, schwarze, weiße und olivenfarbige, Leute in Filzmänteln, bunten Talaren, in Mänteln von Roßfellen (jergak), in Tscherkessentracht und Schafpelzen und in gleich mannichfaltigen Mützen begegnen einem jeden Augenblick zu Fuß, zu Pferd und auf zweirädrigen Karren.

Sieben Werste von Kislär beginnen schon die Gärten; das ist keine Straße, das ist eine reizende, aromatische Allee, auf beiden Seiten von hohen, schlanken Pappeln beschattet, von tiefen, aus dem Terek hergeleiteten Canälen bewässert, aus denen das Wasser geräuschvoll sich in die Gärten ergießt. Wenn man aus dieser zauberhaften Allee heraus und an dem grusinischen Kirchhof vorübergekommen ist, sieht man in der Ferne Kislär auf einer weiten Ebene ausgebreitet am linken Ufer des Terek. Eine dunstige Weinatmosphäre umgibt einen, wenn man sich der Stadt nähert, und Staaren fliegen in solcher Menge auf, daß sie das Licht der Sonne verfinstern.

Kislär besteht aus der Stadt, der Veste, der Soldatenvorstadt und den Feldanlagen, von den Tataren Kirdy-aul genannt. Zur Stadt gehören: 1) die armenische Abtheilung, „Armentyr“ genannt, 2) die georgische (grusinische) Stadt Kurze-aul, 3) die Staniza der terischen Kosaken, 4) die Abtheilung der Neubekehrten oder Keristi-aul, 5) die tatarische Abtheilung, bewohnt von Persern (Tesik-aul), Nogaiern und Kumyken (Okotschir-aul) und kasanischen Tataren (Kasante-aul). Die Erdwälle der Veste erheben sich einsam über die weite Ebene zwischen der Soldatenvorstadt und der Stadt; ihr öder, einförmiger Anblick ist geeignet Niedergeschlagenheit zu erwecken. Das nördliche und südliche Thor sind vernagelt, die andern mit Zugbrücken an eisernen Ketten mahnen an die Zeit, wo Parole und Losung hier nicht bloß zur Uebung der Truppen da waren. Die eisernen Kanonen, die von dem Angriff Scheich Mansurs bis auf den Einfall Kasy-Mullahs keinen Schuß mehr gethan hatten, liegen friedlich an den Mauern. Das Wasser in den Gräben ist mit grünen Wasserpflanzen und mit Schilf überwachsen.

*) Aus dem Terek wurde 7 Werste oberhalb Kislär ein Canal abgeleitet, um die Felder und Gärten im Norden der Stadt zu bewässern. Dieser Canal bildete durch die Heftigkeit der aus dem Terek in ihn strömenden Gewässer den Fluß Borosda, aus welchem im Jahre 1813 in nördlicher Richtung ein starker, reißender Bach durchbrach und sich einen Weg ins kaspische Meer bahnte. Dieser Bach erhielt den Namen Prorwa (wörtlich: der Durchriß).

Die Soldatenvorstadt liegt westlich von der Veste. Entlassene und ausgediente Soldaten, Civildiener, Invaliden, Soldatenfrauen und viele Kleinbürger wohnen in diesem entlegenen Theil der Stadt. Russen und andere Reisende nehmen meistentheils hier ihren Aufenthalt, denn die übrigen Einwohner nehmen mit Ausnahme der Russen nicht gern Fremde bei sich auf, wer sie auch seyn mögen.

Kirdy-Aul ist durch einen breiten leeren Raum von der ganzen Stadt getrennt. Hier sind eine Menge Wein-, Frucht- und Gemüsegärten, die den Einwohnern von Kislär gehören.

Russisch-griechische Kirchen sind in Kislär fünf, armenische drei und Moscheen fünf, sämmtlich von Holz. An den Moscheen sind Schulen errichtet, wo die Kinder der Mohammedaner vom Morgen bis zum Abend in singender Weise den Koran lesen und die arabischen Buchstaben malen lernen. Die Mullahs, welche die Stelle der Lehrer vertreten, erhalten von den Eltern für ihre Mühe eine ziemlich bedeutende Bezahlung; in einer dieser Schulen soll der später durch seine Raubzüge so bekannte Kasy Mullah erzogen worden seyn. Die meisten Moslems von Kislär sind Schiiten.

In Kislär findet sich mit Ausnahme der Krongebäude in der Festung kein einziges steinernes Haus; doch haben viele steinerne Fundamente. Die Häuser der reichen Armenier sind größtentheils mit zwei Flügeln nach dem Hofe zu gebaut, welche durch eine Galerie mit einem großen Vorhang verbunden sind. Die eine Hälfte des Hauses ist die Frauenabtheilung, welche sich von der der Männer durch Fenster mit eisernen roth angestrichenen Gittern auszeichnet. Die Thore sind stets geschlossen; für die Dienerschaft sind Erdhütten an beiden Seiten des breiten Hofes gebaut, wo auch das Hausvieh, Geflügel u. s. w. ein Unterkommen findet. Die vierte Seite des Quadrats nimmt in einigen Häusern ein mächtiger hölzerner Bau ein, nämlich die Branntweinbrennerei, über welche der knorrige Krahn (zober) des Brunnens hervorschaut. Dann folgt der Weingarten, der an vielen Stellen von Canälen durchschnitten ist, die aus dem Terek in die Stadt geleitet sind. Die Gartenalleen führen nach einem zweistöckigen Pavillon, der von Aprikosen- und Maulbeerbäumen beschattet ist. — Die Häuser der armen Einwohner, welche von den angesehenern Bürgern verächtlich Parzaz genannt werden, was wörtlich übersetzt der „Reine“ bedeutet, sind aus Flechtwerk erbaut, das mit Lehm verschmiert ist, worunter man geschnittenes Stroh und Spreu gemischt hat, oder sie sind aus ungebrannten Backsteinen aufgeführt, manchmal aber bestehen sie bloß aus zwei Geflechten, deren Mitte mit Erde und Sand ausgefüllt ist. Die Dächer sind flach, von Erde und mit Gras bewachsen. Sie dienen im Sommer als Zufluchtsort gegen die dumpfe Luft, und manchmal weiden Ziegen und Schafe darauf. Alle diese Gebäude sind nicht fest, auf feuchtem Boden angelegt und der Gesundheit nachtheilig.

(Fortsetzung folgt.)

Ray-Club. Unter diesem Namen will man in England eine Gesellschaft zur Beförderung der Naturgeschichte bilden, indem man Originalwerke über Zoologie und Botanik, neue Ausgaben bewährter Schriften, seltene Abhandlungen und Manuscripte, welche Licht auf die Geschichte dieser Zweige der Wissenschaft werfen können, drucken und unter den Mitgliedern verbreiten läßt. Namentlich hofft man dadurch für die Zoologie und Botanik Englands viele Kräfte zu sammeln. (Lit. Gaz. vom 13 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1844.

Die Dampfschifffahrt auf dem Parana.

(Nach den Nouv. Annales des Voyages. Dec. 1843.)

Ein gewisser Hernan Overhagen, Bürger der argentinischen Republik, hat in einer kleinen Schrift, betitelt „Versuch über die Topographie der Flüsse Plata, Parana, Paraguay, Vermejo und Pilcomayo," die Vortheile der jetzt beginnenden Dampfschifffahrt auf dem Parana zu entwickeln gesucht. Er vergleicht den Aufschwung, den dieses ganze ungeheure Ländergebiet nehmen könnte, demjenigen des Mississippi-Bassins seit der Besitznahme Louisiana's durch die Nordamerikaner, und wenn auch im Paranagebiet ein bedeutendes Element, nämlich eine eben so strebsame Bevölkerung fehlt, so ist doch kein Zweifel, daß Landanbau und Handel einer unglaublichen Zunahme fähig sind, und daß sich für Europa ein neues Feld tropischer, nicht durch Sklavenarbeit gewonnener Producte und neue Absatzwege eröffne. Ohne uns bei den Vortheilen aufzuhalten, welche den innern Provinzen der argentinischen Republik selbst daraus erwachsen müßten, wollen wir namentlich das Verhältniß Bolivia's hervorheben, welches dabei besonders in Betracht kommt. Dieser Staat hat bis jetzt nur einen und nicht eben sehr vorzüglichen Hafen an der Südsee, Cobija, welcher den innern Provinzen Moros, Chiquitos und Santa Cruz de la Sierra so gut wie gar nichts nützt, denn die schweren Waaren, welche diese Provinzen hauptsächlich zu liefern im Stande wären und bei ihrer geweckten, fleißigen Indianerbevölkerung auch sehr bald liefern würden, lassen sich nicht über die Anden transportiren, wohl aber sehr leicht den Parana und seine Nebenflüsse hinab nach Buenos Ayres. Gegenwärtig nimmt der Hafen von Cobija allein die Aufmerksamkeit der bolivischen Regierung in Anspruch, welche die Interessen und die Wohlfahrt der innern Provinzen, die doch zwei Drittheile ihres Gebiets ausmachen, ganz außer Acht läßt; um weitere Absatzwege zu erhalten, liegt Bolivia in ewigem Unfrieden mit Peru, das seinerseits, um eine für Chili nachtheilige Verbindung von Bolivia und Peru zu hindern, letzteres fortwährend unterstützt. Diese Ursache zum Streit würde alsbald wegfallen, wenn den innern Provinzen Peru's solche Absatzwege geöffnet würden, wie die Dampfschifffahrt auf dem Parana sie bietet. Der Parana ist schiffbar von seiner Mündung unter 35° S. B. bis zur Vereinigung des Jauru mit dem Paraguay unter 16° 20', also auf der ungeheuren Strecke von 19 Breitegraden.

Was von dem Parana und Paraguay gilt, gilt ebenfalls von dem breiten und tiefen Pilcomayo, der bis auf geringe Entfernung von Chuquisaca und Santa Cruz de la Sierra schiffbar ist. Man würde aus den dichten Wäldern an diesem Strom Honig, Wachs, Pelzwerk und namentlich kostbare Hölzer bekommen, und die durch einen solchen Absatz erweckte Thätigkeit würde auf die Civilisation der Indianer in diesen weiten Strichen sehr vortheilhaft einwirken. Auch Brasilien würde durch die Provinz Matogrosso an dieser Bewegung Theil nehmen, nicht aber, wie manche glauben, dadurch verlieren, denn ein stärkerer Handel mit Bolivia auf dem Amazonenstrom ist bis jetzt noch ein Traum, einestheils weil der Weg, den die Waaren zu Lande zurücklegen müßten, zu groß ist, anderntheils weil die Flüsse, die befahren werden müssen, unermeßliche Einöden unter einer tropischen Sonne durchziehen; die Beschwerden solcher Reisen könnten vielleicht wilde oder halbcivilisirte Indianer ertragen, gewiß aber nicht der Europäer, wenigstens nicht auf lange Zeit. Das Verfahren Brasiliens gegen Rosas scheint sich zum Theil aus der Forderung des erstern zu erklären, daß Rosas die Schifffahrt auf dem Paranastrom freigeben solle, die er jetzt durch die befestigte Insel Martin Garcia gesperrt hält.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

Doch nun zurück auf den Weg nach dieser Stadt! Hinter jener ungastlichen und verschlossenen Taverne beginnen die berühmten brindisinischen Oelwälder, von denen uns die Geographen Mazzella und Alberti Wunderdinge erzählen. Bedecken sie auch heutzutage nicht mehr eine Strecke von 24 Migl.

Länge und 6 bis 8 Miglien Breite, so sind sie doch immer noch ansehnlich genug, um von sich reden zu machen. Unzählige Spuren von Oelkarren leiteten in den Wald, und wir wußten in der That nicht, welchen Pfad wir einschlagen sollten, um zu einer der beiden Kneipen: Taverna nuova oder Serrannova genannt, zu gelangen. Aufs Gerathewohl fuhren wir weiter. Das Terrain war fest und die Fahrt daher rasch und angenehm. Sonderbare Wurzelformen, knorrige, vieläſtige Stämme verriethen das hohe Alter der Olivenbäume, denen hier keine andere Pflanze, kein anderer Baum beigemischt war. Hin und wieder standen sie so dicht, daß sie mit ihren schmalen Blättern den angenehmsten Schatten gewährten. Die Einsamkeit wird durch nichts unterbrochen. Jede halbe Stunde trafen wir eine Oelpresse (trappeto) im Walde an, aber in dieser Jahrszeit (Ende April) natürlich ohne Arbeiter. Endlich öffnete sich der Wald, und es erschien eine Art Dorf in der Ferne, das meine Karten durchaus nicht andeuteten; dieß Dorf schien mit großen schattengebenden Bäumen geschmückt, in deren Nähe ein See und sonderbare Felsmassen. Dieß Bild überraschte mich sehr; ich ließ den Wagen halten, um mich näher zu orientiren, eine Jagdgesellschaft aus Carovigno, worunter auch zwei stattliche Geistliche mit Doppelflinten bewaffnet, kam aus dem Walde und erfreute mich mit der Nachricht, daß ich den Weg durchaus nicht verfehlt. Da sah ich dann, daß ich es hier, wie früher einmal auf dem Wege von Alexandrien nach Cairo, mit einer Luftspiegelung zu thun hatte, die alle Gegenstände in einem wunderbar vergrößerten und verschönernden Lichte erscheinen ließ. Es war an diesem Tage ungewöhnlich warm, in der Atmosphäre der eigenthümliche italienische Schimmer, der dem Scirocco so oft vorhergeht, und ein Glitzern der Lufttheilchen, dem bunten Gekräusel der Wellen vergleichbar, welche aus vollkommener Ruhe plötzlich durch den Hauch eines Luftzuges leicht und sanft erweckt werden, während der Himmel noch rein und blau und ohne Wolken darüber strahlt. Die Luftbilder wechselten und zerfielen: es kam mir vor, als ob stets neue sich bilden wollten, jedoch mit dieser Bildung nicht fertig werden könnten. Endlich kam ich dem Pseudodorfe näher und entdeckte nun die armselige, einsame Taverne; ein Stall und eine Mauer hatten Häuser, Thürme und Wälle vorgestellt, ein Paar Feigenbäume hatten sich zu Adansonien emporgeschwungen und ein Wassertümpel in der Nähe die Rolle eines Sees gespielt. Eine kranke, ältliche Frau mit einem schwächlichen Kinde an der Brust erklärte mir, daß in dieser sogenannten Taverna nuova weder Hafer für die müden und hungrigen Pferde, noch andere Nahrungsmittel für Menschen vorhanden seyen, daß sie selbst täglich von dem nächsten Wachthurm am Meere ihre Kost empfange, jedoch heute zufällig in einer zehn Minuten entfernten Masserie, welche einem Bürger aus Carovigno gehöre, eine Mahlzeit gehalten werde, weil die Familie zum Besuch an die Meeresküste herabgestiegen sey. Ich benutzte diesen Wink, und schon nach einer halben Stunde war ich im Besitz einer Flasche Weins, einer Portion Brod und Käse und eines Gerichts delicater Fische, welches ich mir sehr wohl schmecken ließ. Ohne diesen glücklichen Zufall hätte ich — so arg peinigte mich der Hunger — die Gastfreundschaft des nächsten Zollwächters ansprechen müssen. Die Familie aus Carovigno besuchte mich bald darauf, es waren zwei Frauen, Mutter und Tochter, beide mit ganz orientalischen Gesichtszügen, dabei, und ich empfing von diesen braven und gefälligen Leuten interessante Notizen über den Oelhandel dieses Küstenstrichs, über die Cultur des Bodens, über die Jagd daselbst, über die fürchterliche Malaria, die hier im Julius losbricht, über die in Brindisi herrschende Krankheit, typhus telanicus genannt, welche in 14 Tagen über 300 Menschen hinweggerafft hatte, u. dgl. mehr. Sie baten und warnten mich nicht nach Brindisi zu gehen, wenigstens dort nicht zu übernachten, richteten dann eine Unzahl von Fragen an mich über Heimath, Familie, Stand und Religion und führten mich an mehrere ganz nahe befindliche Punkte, wo man in einer Tiefe von 1 bis 2 Fuß das Pflaster der Via Appia ganz deutlich erkannte, ja sogar so weit das Auge reichte, zwei Linien nach Ost und West verfolgen konnte, welche den Lauf der Straße an ihren erhöheten Einfassungen herausstellten. Ich wundere mich, daß Pratilli, dessen Werk ich sorgfältig nachgeblättert habe, über den Lauf der Via Appia von Egnatia nach Brindisi so Ungenügendes vorbringt. Wer eine Landstraße beschreiben will, muß mit eigenen Augen sehen und sich nicht, wie Hr. Pratilli, damit trösten, daß die um Mittheilung Gefragten zuverlässige und gelehrtere Männer als der Autor selbst gewesen. Pratilli sah niemals dieß letzte Stück des Weges selbst, und nach ihm gab sich niemand die Mühe die allerdings beschwerliche Reise zu unternehmen. Ich freue mich deßhalb doppelt über meinen Ausflug hieher. Es stellt sich jetzt mit ziemlicher Gewißheit heraus, daß die Via Appia von Egnatia nach Brindisi in der Nähe des Meeres fortlief, keineswegs über Ostuni leitete — man findet die Spuren bei Torre di Canne, bei der Taverna del Pillone ꝛc. — und daß von Fasano, Cisternino, Ceglia und Ostuni Nebenarme auf dieselbe hinabführten. Am linken Horn des Hafens von Brindisi endete sie mit einem Triumphbogen des Trajan, wie dergleichen in Benevent am Anfange und in Canosa in der Mitte des Weges ebenfalls errichtet waren. Auf den brindisinischen Triumphbogen komme ich später zurück, kann jedoch nicht umhin hier noch einmal an meine Hypothese über das „sogenannte alte Thor von Canosa“ zu erinnern. Bei näherer Untersuchung wird es immer wahrscheinlicher, daß dieser Bogen keineswegs ein Stadtthor (auch müßte dann eines der vor Canosa befindlichen Gräber innerhalb der Stadt gewesen seyn), sondern ein dem Trajan auf der Mitte der Via Egnatia oder Via Trajana errichtetes Ehrendenkmal gewesen.

Ich nahm herzlichen Abschied von meinen freundlichen Wirthen, welche mich dringend baten ein paar Tage bei ihnen in Carovigno zuzubringen; der kranken Frau schenkte ich zwei Bouillontafeln, nachdem ich ihr vorher die Zubereitung beigebracht und großes Erstaunen mit der zauberhaft schnell entstandenen Kraftbrühe erweckt hatte. Auf der alten

Via Egnatia selbst setzte ich nun meine Reise fort, und kam nach einer halben Stunde abermals in einen dichten Oelwald. Rechts blieb ein großes, menschenleeres Gebäude, Serranuova genannt, ganz geeignet einer Räuberbande Obdach zu gewähren, wenn anders beim Räuberhandwerk in diesen einsamen Gegenden etwas Vortheil zu erreichen wäre. Hier oder bei der so eben verlassenen Taverne wird der Ort „ad speluncas" zu suchen seyn. Nun hörte im Walde jede Spur auf, dickes Farrnkraut bedeckte den Boden und entblößte Baumwurzeln machten das Vorwärtsschreiten fast unmöglich; auf den Zanonischen Karten ist ein kleiner Bach angegeben, der von den rechts gelegenen Hügeln zwischen Serranuova und Brindisi ins Meer fließt; ich fuhr die Kreuz und die Quere, konnte aber weder Bach noch Flußbett finden, dabei fehlte es an jeder Aussicht in dem schattigen Oelwalde und der Stand der Sonne allein gab mir die Richtung an; ein alter Schweinehirt, den wir endlich antrafen, wußte uns nicht die mindeste Auskunft zu geben, er war in 54 Jahren von Serranuova aus nie weiter als bis San Vito gekommen. Wir hatten uns demnach vollständig verirrt und machten uns schon darauf gefaßt, die Nacht in einer Oelpresse zuzubringen, als auf einmal der Wald lichter wurde, Hügel im Hintergrunde und auf dem höchsten Hügel eine Stadt mit hohen Thürmen erschienen. Brindisi konnte es nicht seyn; es fragte sich nur, ob es San Vito oder Mesagne. Die ermatteten Pferde mußten alle ihre Kräfte aufbieten, aus dem unebenen Terrain herauszukommen; endlich kamen wir an ein großes Lupinenfeld, wo uns drei junge Landmädchen staunend und freundlich begrüßten und uns die tröstliche Nachricht gaben, daß der am Horizont zu erblickende Ort das 5 Miglien entfernte Mesagne sey. Eine Fahrstraße dahin gab es nicht; durch Aecker, über Gräben, über steinigen Boden mußten wir uns, fast immer bergan strebend, die besten Stellen des Weges heraussuchen. Zwei Miglien von Mesagne liegen ein paar Masserien und wir trafen zweimal unterwegs eine sonderbare Cavalcade an: ein armer Esel trug einen Sattel oder vielmehr eine Art Gestell mit drei Sitzen, einen auf dem Rücken des Thiers, die andern auf beiden Seiten, und diese drei Sitze waren von Bäuerinnen occupirt, welchen wiederum meine Equipage auffiel. Es konnte nicht fehlen, daß einige originelle Fragen und scherzhafte Mittheilungen ausgewechselt wurden.

Mit Sonnenuntergang hielt ich meinen Einzug in Mesagne, wo eine überaus freundliche Wirthin mich aufnahm und die Leiden und Freuden dieses reichen Reisetages ein Ende fanden. Brindisi, das entvölkerte und verpestete, konnte erst am folgenden Tage erreicht werden. Ich ließ mich zu dem Dr. Guarini führen und machte in seiner und eines sehr gebildeten ältern Arztes Gesellschaft einen kurzen Spaziergang nach einem Kloster vor der Stadt, welches mit seinen Umgebungen einen merkwürdig freundlichen und friedlichen Eindruck gewährte. Bei dieser Gelegenheit vernahm ich, daß schon seit dem Herbste 1842 in der Umgegend von Lecce z. B. in Campi und weiter in Ceglia und Francavilla eine Krankheit herrsche, welche gleich Pest und Cholera oft schon in 12 bis 24 Stunden die Befallenen hinwegraffe. Die Herren hielten die Krankheit für ein bösartiges, apoplektisches Fieber, hin und wieder mit intermittirendem Charakter; es überfällt die Kranken ohne alle Vorboten ein heftiger Schüttelfrost, dann folgen Krämpfe, hauptsächlich in den Hals- und Nackenmuskeln, die den Kopf oft ganz in den Nacken oder auf die Brust ziehen und von großen Schmerzen begleitet sind (man bezeichnete diese Formen als opisthotonus und emprosthotonus), darauf das Stadium der Hitze, der Congestion, welches entweder unter heftigen Delirien rasch zum Tode führt oder in eine complicirte febris nervosa übergeht, wo dann die meisten vom 21sten bis zum 28sten Tage sterben. Hauptsächlich werden Kinder ergriffen und Leute, welche lange an Rheumatismen und langwierigen Wechselfiebern gelitten. Ansteckend soll die Krankheit nicht seyn, ja in Brindisi (wo sie sich am fürchterlichsten äußerte) bis jetzt noch kein Durchreisender von ihr ergriffen worden seyn. Die ätiologischen Momente sind wie bei der Cholera bis jetzt unbekannt; Brindisi, wie das ägyptische Alexandrien, von jeher ein Herd giftiger Krankheitsstoffe, litt wiederum am meisten, noch gegenwärtig starben täglich 15 bis 20 Menschen, über 400 hatte der Tod bereits von der schwachen und armen Bevölkerung in diesem Frühjahr hinweggerafft. Das beste Heilverfahren soll, allen bisher gemachten Erfahrungen gemäß, in der Verbindung von kräftigen antiphlogistischen Mitteln, namentlich örtlichen Blutentziehungen, mit China, Chinin, Arnica u. s. w. bestehen. An eine Absperrung wird nicht gedacht, die Regierung bekümmert sich wenig um diese Seuche, und so gut wie es in ärztlicher Beziehung mit Mesagne steht, so traurig soll es in Brindisi aussehen, wo seit vielen Jahren kein tüchtiger Arzt seine Wohnung aufzuschlagen wagte. Auffallend war es mir, daß beide Aerzte in Mesagne auf meine Erkundigungen über die Ansteckungsfähigkeit der Krankheit, welche allgemein, aber medicinisch unrichtig und unlogisch, mit dem Namen „typhus tetanicus" bezeichnet wird, als strenge Anti-Contagionisten dennoch höchst selten nach dem nahe gelegenen Brindisi um Beistand zu leisten hinübergeeilt waren, und mir, nachdem ich ihnen von meiner Disposition zu Rheumatismen und Wechselfiebern erzählt, dringend abriethen Brindisi zu besuchen. (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

1. Die Steppennatur jenseits des Terek. — Die Stadt. — Schiiten. — Häuser, Straßen, Tataulan. — Basare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

(Fortsetzung.)

Große Straßen gibt es in Kislär nur eine. Sie beginnt an dem die Festung umgebenden Platze und führt in gerader Linie bis zu dem Platz vor der steinernen armenischen Kirche, wo sie sich unter einem rechten Winkel links wendet, und weithin in der Richtung nach dem Terek zum tatarischen Basar erstreckt. Die Reinlichkeit in den Straßen, namentlich in den Sackgassen, ist völlig asiatisch. Im Sommer hat man wegen des Unraths, den man aus den Häusern auf die Straße

wirft, keinen freien Durchgang, und im Frühjahr und Herbst kann man weder gehen noch reiten wegen des Schmutzes, der im December und Januar in Wellenform gefriert. Wehe dem Unerfahrenen, wenn er, ohne an das Thauwetter zu denken, durch die Straßen geht! Häufig kommt es vor, daß Wagen, die sich an den Seitengassen des Armenier begegnen, wegen der Zähigkeit und Tiefe des Koths nicht ausweichen können, und bis zum Frühjahr oder selbst bis zum Sommer im Koth stecken bleiben. Die Tatauien, wie man in Kislär die schmalen, aus dem Terek nach den Gärten geleiteten Canäle nennt, gehen an mehrern Orten auch durch die Stadt, nehmen aber keine Straßenabläufe auf, die man erst einrichten müßte. Wenn man aus dem Terek nur noch einen einzigen Tatanl ableitete und ihn im Querdurchschnitt mit den vorhandenen Canälen verbände, so könnte man größere Reinlichkeit in der volkreichen Stadt und eine größere Frische der Luft selbst bei der unerträglichen Sommerhitze erwarten. Außer der Unreinlichkeit und dem Schmutz ist es die Tschagra, d. h. die Hefe aus den Branntweinbrennereien, welche tiefe Gruben ausfüllt und durch das Verfaulen die Luft verpestet. Das sind die Ursachen der hartnäckigen Krankheiten und der großen Sterblichkeit in Kislär, wozu noch die Begierde kommt, mit der man über das unreife Obst, namentlich Pfirsiche, Aprikosen, Trauben, Melonen u. dgl., herfällt. Die umliegenden, durch das Austreten des Terek gebildeten Sümpfe haben gleichfalls Einfluß auf das Klima von Kislär.

Die Kaufläden sehen trotz des bedeutenden Handels ziemlich schlecht aus. Man theilt sie ab in rothe Läden, welche Tuch und andere Zeuge führen, und in Fruchtläden. Galanteriewaaren, Zink, Porcellan, Eisen u. s. w. findet man in den Fruchtläden. Der kleinen Läden oder Dukane ist eine große Menge, und sie finden sich in allen Theilen der Stadt, namentlich in den Quartieren der Tataren und Armenier, zerstreut. In einem dieser Dukane verkauft man Tschichir (ungegohrenen Wein), in andern persischen Tabak nebst allen Rauchrequisiten, und in einer Reihe damit am offenen Fenster Brod und saure Milch. Der ganze Waarenvorrath eines solchen Dukan hat nicht über 30 Silberrubel Werth. Die Faulheit und Unthätigkeit begnügt sich bei der hiesigen Wohlfeilheit aller Lebensmittel mit wenigem, und der Kaftan aus Bergtuch*) und mit Lederstücken bunt ausstaffirt unterliegt keiner Mode. Der Parzaz weiß nichts von Anstand, demzufolge es für den Diener unschicklich wäre, ohne Gürtel oder für den Kaufmann in einer Kutschermütze unter die Leute zu gehen.

Außer den bezeichneten Läden und Dukanen gibt es zu Kislär außerhalb der Stadt Buden und Balagane (Bretterhütten) für die Jahrmärkte, welche am Dreifaltigkeitstage und am 12 October abgehalten werden.

Bazare finden sich zwei, der tatarische und armenische. Der erste befindet sich an der großen Moschee in der Nähe der tatarischen Dukane, der zweite läuft von den Gemüseläden und dem Terek längs einem Tatanl hin und nimmt den freien Platz der Festung gegenüber ein; letzterer mahnt durch seine Mannichfaltigkeit und die Vermischung der Sprachen an den babylonischen Thurmbau.

Im Herbst beim Traubenschneiden, im Frühjahr bei den „Tockals“ und im Sommer beim grünen Aufbinden**) ist der Platz zwischen der Stadt und Veste ganz bedeckt mit Bergbewohnern, welche in Schaaren nach Kislär kommen, um sie aufzubinden. Jeder Stamm bildet einen besondern Kreis, setzt sich nieder mit untergeschlagenen Beinen, meist ohne Hemden, nur die schwarze Brust mit einem Fetzen von einem zottigen Mantel bedeckt und mit kurzen Pfeifen im Munde. Nach den verschieden geschnittenen Mützen aus Schaffell kann man die Namen der Auls benennen, aus denen diese Wilden gekommen sind. In Erwartung eines Arbeitgebers scherzen sie unaufhörlich und zeigen dabei ihre weißen Zähne. Diebstahl und Raub, Weizenbrod und Pulver, — Brod als der höchste Leckerbissen und Pulver als die Hoffnung ihrer Zukunft, — bilden den gewöhnlichen Gegenstand ihrer Gespräche. Uebrigens liest man auf ihren sehr ausdrucksvollen Gesichtern deutlich genug die einzigen Gedanken, die sie beschäftigen: „ich habe keinen Bissen Brod, — das letzte Blättchen Tabak ist in meiner Pfeife, — meine barfüßige Frau hat ihre Füße an den Steinen zerrissen. — Hüte dich, Gjaur, und falle mir morgen nicht jenseits des Terek in die Hände.“

Diese wilden Halbmenschen sind in Kislär unter dem allgemeinen Namen Bergbewohner, Taulinzen, bekannt, indem Tau im Tatarischen Berg bedeutet. Die Kumyken verschiedener Geschlechter, Kisten, Tschetschenzen, Osseten, Lesghier und andere Stämme werden mit einerlei Namen bezeichnet, sind aber in Wirklichkeit sehr verschieden von einander; sie haben eigenthümlichen Gesichtsschnitt, Gewohnheiten, Ueberlieferungen und Aberglauben. Unter den sitzenden, stehenden und umherwandernden Haufen bemerkt man den Osseten, welcher Käse und Filzmäntel verkauft, den Tscherkessen mit grünen Scheiben wilden Honigs, den Lesghier mit einem kupfernen Gefäß, den Kisten und Tschetschenzen mit Gewehren und Säbeln, den Karanogaier mit Schafen und Ziegen, kalmükischen Tninpen,*) Jerguten und Lammfellen, den terischen Kosaken mit Gewehren und Fischen. Der Kumyke von Kostink führt Holz und Pfähle herbei, der Aksaier bietet seine Felle und Schafwolle aus, Armenier und Georgier legen Beere, Gemüse und Früchte aus. Näher am Terek sitzen die rothwangigen Kosakenfrauen aus den terischen Stanitzen auf ihren Wagen, die mit Arbusen, Melonen, Gurken, Rüben, Kohl u. s. w. beladen sind. Der Soldat bringt selbstgearbeitete Stiefel, von ihm geschossene Trappen und Fasanen herbei; die Soldatenfrauen rufen ihr Backwerk, der Armenier seine Dschureks, Padrschans**) und Kapern, der Russe Weizenbrod in ungeheuren Laiben aus; Roggenbrod ist hier eine große Seltenheit. Kamele, die einen Truchmenen auf ihren zweibuckeligen beladenen Rücken schaukeln, erheben sich über die Menge; folgsam dem durch die Nasenlöcher gezogenen härenen Strick legen sie sich, indem sie die Füße unter ihren Leib biegen, auf den Boden, um den Reiter ab- oder aufsteigen zu lassen. Auf den Seiten des Bazars, jenseits des Tatanls, finden sich gleichfalls Dukane, in denen Tschichir, andere in denen Thee verkauft, Waffen geschmiedet, Mützen genäht, Sättel gefertigt werden u. dgl. Schenken und Garküchen bemerkt man kaum auf dem Platze wegen ihrer geringen Anzahl. Um die erstern sammeln sich namentlich Tataren, die große Freunde des „russischen Araki“ sind, wie sie den Kornbranntwein nennen.

(Fortsezung folgt.)

*) D. h. wohl von den Bewohnern des Gebirgs gefertigt.

**) Tockal bedeutet einen Pfahl, an die man, wie gewöhnlich, die Rebe aufbindet, was im Frühjahr und Sommer geschieht; letzteres heißt das „grüne“ Aufbinden. A. d. U.

*) Eine besondere Art Schafe.

**) Dschureks sind ganz dünne kleine Weizenkuchen, wie man sie gewöhnlich in Asien statt des Brodes macht; die Armenier backen sie manchmal auch in einer Größe von zwei Ellen im Durchmesser; sie sind ziemlich schmackhaft und verderben nicht leicht. Padrschanen (solanum melongena) haben eine violette ins Grüne gehende Farbe und gleichen den Gurken; sie sind eine Lieblingsspeise der Armenier, welche sie theils gekocht mit Fleischspeisen, theils auch gebraten essen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1844.

Die Lehnstühle der französischen Akademie.

Paris, den 17 Januar.

Man baut gegenwärtig neun Sitzungssäle für das Institut, und eine der Schwierigkeiten des neuen Bauplans, der überhaupt viele hat, ist, daß die französische Akademie für ihre gewöhnlichen Sitzungen einen eigenen Saal will, anstatt wie bisher den gemeinschaftlichen zu benützen. Der Grund dieses Wunsches ist, damit sie ihre eigenen Lehnsessel haben könne, auf deren Rücken die bisherigen Inhaber eines jeden mit goldenen Buchstaben eingeschrieben werden könnten. Unter den fünf Akademien die das Institut bilden, hat nur die französische diesen Gebrauch der individuellen Lehnstühle beibehalten, und da sie fast nichts zu thun hat, so ist es natürlich genug, daß sie an solchen Zierlichkeiten hängt. Wenn eines von den vierzig Mitgliedern stirbt, so heißt es: der Lehnstuhl von N. N. ist vacant, und ehe ihn sein Nachfolger einzunehmen berechtigt ist, muß er eine öffentliche Lobrede auf seinen Vorgänger halten, was meistens pikant genug ist, da der Tod seine Würfel oft ungeschickt schüttelt. Diese Rede ist ein großes Capitalstück für die Pariser, und die Neugierde die sie erregt, ist, glaube ich, der Hauptgrund, warum das Publicum die französische Akademie über die andern stellt, bei denen das neue Mitglied seinen Platz stillschweigend in einer gewöhnlichen Sitzung einnimmt. Wenn man hier im Gespräch von einem Mitglied der Akademie hört, so ist immer die französische Akademie verstanden, bei den übrigen sagt man entweder im allgemeinen „Mitglied des Instituts," oder der Akademie der Wissenschaften, der Inschriften u. s. w. Die große Masse kennt nur Eine Akademie, und zwar die, welche am wenigsten leistet (mit Ausnahme der Akademie der schönen Künste) und nur alle fünfzig Jahre eine Ausgabe ihres Wörterbuchs herausgibt. Ihre Popularität hängt sogar großentheils gerade daran daß sie nichts zu thun hat, denn wenn sie eine positive Arbeit hätte, wenn sie z. B. die Geschichte der französischen Literatur, welche die Benedictiner angefangen hatten, fortzusetzen übernommen hätte, anstatt sie der Akademie der Inschriften zu überlassen, wenn sie, wie man von ihr erwarten könnte, eine kritische Geschichte der französischen Sprache bearbeitete, kurz wenn sie sich ein gelehrtes Ziel vorgesetzt hätte, so müßte sie Gelehrte von Fach Historiker, Philologen u. s. w. aufnehmen, während sie jetzt alle durch Politik oder schöne Literatur berühmten Leute aufnimmt, deren Namen natürlich dem Publicum bekannter sind als die bloßen Gelehrten; Chateaubriand, Pasquier, Molé, Scribe, Victor Hugo u. s. w. sind für das Publicum große Namen, obgleich sie für eine Akademie, welche Arbeiten vor sich hätte, gänzlich unbrauchbar wären. Als gelehrte Corporation verfehlt sie daher ihren Zweck gänzlich, aber sie ist doch nicht ohne Nutzen, indem die Art von Aberglauben, der an ihr hängt, dazu dient der Literatur hier eine Stellung zu geben, die sie sonst nicht hätte, indem niemand in Frankreich zu hoch gestellt ist, daß es ihm nicht schmeichelte in sie aufgenommen zu werden. Sie ist daher ein Gegenstand des Ehrgeizes für jeden, der für das große Publicum schreibt, und der Erfolg ist unstreitig, daß manche sich und ihre Leser mehr respectiren als sie thun würden, wenn sie nicht fürchteten sich das Thor der Akademie zu verschließen. Auf die Sprache hat sie gegenwärtig nur noch wenig Einfluß, obgleich ihr Wörterbuch eine beständige Protestation gegen die Einführung neuer Worte ist; sie beschäftigt sich nicht mehr mit grammatischen Discussionen wie zur Zeit ihrer Errichtung, wo sie die Sprache grammatisch festsetzte und einen im Ganzen sehr heilsamen Einfluß darauf übte, denn das Französische verdankt ihr vor allem die Klarheit, die es vor den übrigen neuern Sprachen auszeichnet. Der Barbarismus hat sich freilich jetzt nicht nur in die Worte, sondern noch mehr in die Wendungen und den grammatischen Gebrauch eingeschlichen, namentlich durch die Journale, aber der alte Gebrauch steht doch als Regel fest, auf die jeder gute Schriftsteller möglichst zurückzukommen sucht. Gegenwärtig bildet sich eine Gesellschaft von Akademikern und andern, welche sich vornimmt die „Geschichte der Lehnstühle der Akademie" zu schreiben, was nach den Namen, die man nennen hört, eine sehr pikante Geschichte der französischen Literatur seit zwei Jahrhunderten geben würde.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.

Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.

(Fortsetzung.)

In meinem Gasthofe fand ich ein erträgliches Abendessen bereit und nach Beendigung desselben besuchten mich zwei Geistliche, welche gleich mir — Gott mag wissen aus welchen Absichten — eine Reise durch die Provinz von Otranto machten. Sie reisten zu Pferde, machten täglich nur 15 Miglien, besuchten in allen Klöstern und Kirchen ihre Standesgenossen, und wußten weder von der Geschichte, Geographie, noch von der Kunst und den Alterthümern einen genießbaren Brocken; dennoch nannten sie ihre Reise eine wissenschaftliche und waren ungemein stolz auf diese kühne und allerdings seltene Unternehmung. Ich hatte Gründe zu vermuthen, daß einer derselben wegen eines kleinen Verbrechens auf ein paar Monate vom Amte suspendirt war, welche Zeit er nun nützlich auszufüllen sich bemühte. Diese beiden Herren fragten mich auf eine so zudringliche Weise aus, daß ich in ihrer Gegenwart meine Kleider wechselte und mich ins Bett legte; sie schoben darauf zwei Stühle an mein Bett, und ich bat sie nun, keine weiteren Fragen an mich zu stellen, dagegen einen genauen Bericht ihrer Reise abzustatten. Wie lange sie ihre Erzählung fortgesetzt, weiß ich nicht, denn bald darauf schlief ich ein und beim Erwachen fand ich sie schon reisefertig mit Stiefeln und Sporen, um die kühne, wissenschaftliche Entdeckungsreise neugestärkt nach Brindisi fortführen zu können. Sie bezeichneten mir den Gasthof des Hrn. Cupido als Ort des Wiedersehens, aber mich fesselte in Brindisi weder der mythologische, noch der gastronomische Cupido.

Bevor ich Mesagne verließ, machte ich noch einen Gang durch die Stadt und die Umgegend. Mesagne liegt auf dem breiten Rücken eines Hügels, nach drei Seiten von Oelwäldern umgeben; es hat im Innern ein heiteres, wohlhabendes Ansehen, breite Straßen und große, schöne Kirchen; eine unter den letzteren, mit hohen Mauern, blieb unvollendet, sie liegt wie eine Ruine da und aus der Ferne hielt ich sie für ein Castell, der innere Raum hat 30 Schritte Breite; eine Palme steht daneben. Mesagne hat ein Hospital und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Es kommt auch der Name Mesciagne vor; nach einigen, z. B. Pratilli, soll sie aus den Trümmern der alten Stadt Messapia entstanden seyn, welche Messapus, König von Lakonien, gegründet; vergl. Strabo 6 und Virgil Aen. 7, 691. Andere behaupten dagegen, daß Massafra dieser glückliche Ort; ich vermuthe jedoch, daß Messapia (sc. tellus) gar nicht auf eine Stadt, sondern vielmehr auf eine Gegend zu beziehen, welche entweder einen Theil der Salentina terra bildete oder, wie oben bemerkt, als selbständiger Distrikt zwischen dem Gebiet der Calabri und Salentini lag. Vergleiche Stefan. Byzantino: De urbibus et populis p. 460 (edit. Amstelod. 1678) und Chronac. Cavense, wo es 866 heißt: „cepit Venusium, Materam et Oream et Messapios." Die Mauern, Gräben und das Castell sind jetzt sehr verfallen. Mesagne ist der Geburtsort des Epifanio Ferdinando, welcher eine Messapographia schrieb, die jedoch Manuscript blieb, vom Pratilli aber sehr gelobt wird. Eine Art Akademie, mit dem sonderbaren Namen Accademia degli Affumicati, blühte eine Zeitlang hieselbst. Ob der vom Tarent nach Brindisi laufende Arm der Via Appia durch Mesagne geführt, ist nicht so ausgemacht als die Mesagnesen es annehmen.

Ich befand mich bereits 4 Miglien hinter Mesagne als mein Bedienter mir die angenehme Nachricht mittheilte, daß er meinen Nachtsack, in der Erwartung daß wir von Brindisi nach Lecce wieder über Mesagne fahren würden, daselbst zurückgelassen. Da er nun bisher niemals geographische Betrachtungen der Art über meine Reiseroute angestellt hatte, so kam mir diese Motivirung seines Vergehens ungemein komisch vor. Ich mußte indessen wieder zurückfahren, weil von Brindisi der Weg nach Lecce ein ganz anderer. In der Vorstadt wartete ich einige Augenblicke und hatte das Glück vor der Thür eines einfachen Hauses eines der schönsten Gesichter zu sehen, das mir, Griechenland und Kleinasien mit einbegriffen, jemals auf meinen langen Reisen vorgekommen. Nie sah ich ein schöneres Oval; nie einen anmuthigeren und edleren Ausdruck in den Zügen bei so vollendeter Schönheit aller einzelnen Theile; aller Liebreiz des Orients war hier mit italienischem Feuer und griechischer Grazie verschwistert. Und dieses wunderbar schöne, sympathische siebzehnjährige Mädchen kämmte sich mit großer Unbefangenheit die dunkelbraunen Haare, scherzte mit einem kleinen Knaben, der zu ihren Füßen spielte und schien nicht die geringste Notiz von dem armen Reisenden zu nehmen, der wie festgebannt in seinem Wägelchen vor ihrem Hause hielt. Mein Bursche kam viel zu früh mit dem Nachtsacke; ich mußte endlich mich losreißen, frohlockte jedoch über den Zufall, der mich nach Mesagne zurückführte, oder dankte vielmehr meinem Reisegenius, der nicht zugeben wollte, daß ich die Stadt verließ, ohne vorher das Schönste was sie enthält gesehen und gewürdigt zu haben.

Die wenigen Miglien nach Brindisi waren bald auf guter Straße zurückgelegt; ein trüber Nebel bedeckte die unheimliche Stadt, die sich wie ein großer Leichenacker darstellte, als ich durch Bastionen und ein enges Thor hineinfuhr. Uralte kolossale Mauern umschließen einen Raum, den einst eine blühende Stadt mit 100,000 Einwohnern einnahm; jetzt nehmen Gärten und Trümmer drei Viertheile in Anspruch und die Zahl der Bewohner ist auf 5000 heruntergekommen. Links liegt ein mächtiges Castell, die Stadt beherrschend. Nach dem Meere zu senkt sich der Boden und bald erblickt man den einst so ausgezeichneten zweihornigen Hafen, links eine Landzunge mit einem anderen Castell, in der Mitte einige Inseln, dahinter das offene Meer und rechts die flachere Strecke, die im Cap Cavallo endigt. Ueber Brindisi, so wie über Taranto, ließe sich ohne gar große Mühe ein stattlicher Foliant zusammenschreiben, so reichhaltig ist an beiden Orten der historische und archäologische Stoff. Eine kurze Uebersicht mag hier genügen und wer sich näher unterrichten will, den verweise ich auf Cluverius, Pratilli und Giustiniani,

besonders aber auf: Memorie istoriche della antichissima e fedelissima città di Brindisi. Lecce 1674. 4°. Dieser benutzte die Schriften Moricino's und Casimirio's, welche leider niemals gedruckt wurden. Auch Ferd. Glianes schrieb über Brindisi; vgl. G. Papatodero: Fortuna d'Oria p. 42. Bei den Alten ist häufig von Brindisi die Rede, z. B. bei Varro, Cäsar, Cicero, Horaz, Livius, Paterculus, Florus, Strabo, Lucan, Silius, Plinius, Tacitus u. v. a., dann in den Itinerarien, bei Appian, Ptolomäus, Stephanus u. s. w. Die Stadt hieß früher Brundusium, Brendesium, Brenda, Brundusiopolis, Βρεντήσιον (nach Stephanus: de urbibus et populis p. 182.) Die Einwohner wurden Brundusini, Βρεντήσιοι genannt, Der Name soll von Brentus, einem Sohne des Hercules, nach allgemeiner Annahme jedoch von βρέντιον, welches in messapischer Sprache Hirschgeweih heißt, herrühren und sich auf die Gestalt des Hafens beziehen, der in zwei Hauptarme ausläuft, in welche kleinere Arme und Aeste einmünden. Brundusium wird von Strabo für eine kretensische Colonie der Gefährten des Theseus ausgegeben. Zu diesen, die aus Gnossus herüberkamen, gesellten sich später diejenigen, welche Japyx aus Sicilien herüberführte.

Nach anderen ist Diomedes der Gründer, welcher Aetoler hieher versetzte. Justin. 12, 2. Nach Strabo war Brundusium Hauptstadt Messapiens, als Phalanthus mit seinen Lacedämoniern einen Theil des brundusinischen Gebiets und die Stadt Tarent einnahm, doch wird sie auch Hauptstadt der Calabri und Salentini genannt. Hier herrscht überhaupt große Verwirrung. Einige wollen unter Salentia, der Stadt nach welcher die Salentier genannt wurden, Brundusium verstehen, und Strabo spricht sogar von einem Könige dieser Stadt; nach Inschriften, welche Gruter und Muratori anführen, hatte sie aber republicanische Verfassung. Als Pyrrhus, von den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gerufen, herüberkam, trat Brundusium ebenfalls feindselig gegen die letzteren auf und wurde unter den Consuln M. Attilius Regulus und L. Jul. Libo in Besitz genommen, im J. 486 oder 487. Florus 1, 20. Entrop. Tabul. Capitolin. bei Gruter p. 296, c. 2. Im J. 509, unter dem Consulat des Torquatus und Sempronius ward hier eine Colonie gegründet. Vgl. Vellejus Paterculus 1 und Cicero ad Attic. 4, 1, welcher sogar des Stiftungstages der brundusinischen Colonie erwähnt. So ward Brundusium allmählich der große berühmte Kriegshafen für Asien, Afrika und Griechenland (Aulus Gellius, Noct. Attic. 9, 1 und Zonara, Annal. libr. 3) und der besuchteste Ueberfahrtsort nach Epidaurus oder Epidamnus, bei den Römern Dyrrhachium und heutzutage Durazzo genannt. Brundusium gehörte zu den 18 Colonien, welche den Römern gegen Hannibal Beistand leisteten. Von den Vorfällen zwischen Cäsar und Pompejus handelt Appianus und Cäsar selbst im Bell. Civ. I, 13 u. s. v. Die Stadt litt dabei sehr. Später noch mehr durch die Einfälle der Barbaren, Pest, Erdbeben, durch die Kämpfe der Griechen mit den Normannen. 1062 nahm Robert Guiskard die Stadt. Im J. 1070 oder 1071 fand abermals ein blutiger Kampf statt, wobei 40,000 Menschen in Brundusium umgekommen seyn sollen. 1348 verheerte eine fürchterliche Pest die Stadt. 1352 ward sie von den Ungarn unter Ludwig verwüstet, und die Königin Johanna eilte den Brindisinern zu Hülfe. 1383 verheerte sie Ludwig von Anjou, 1456 abermals eine Pest. Vgl. Andrea della Monica p. 510 und Costanzo: Istoria del R. N. — König Ferdinand von Aragonien, um sie wieder zu bevölkern, gab den Einwohnern große Privilegien, welche Giustiniani aufzählt, that vieles für Verbesserung der Luft, Hafenbau u. s. w., konnte es jedoch ebenso wenig wie alle seine Nachfolger bis zur heutigen Stunde, ungeachtet der größten Kosten und der edelsten Bestrebungen, zu etwas Erheblichem bringen. Das Bedürfniß eines sicheren und geräumigen Kriegshafens an der offen daliegenden und jedem Anfalle preisgegebenen adriatischen Küste veranlaßt die jetzige Regierung aufs neue ihr Augenmerk auf Brindisi zu richten, und die Energie des jugendlichen Herrschers, der das Land in wenigen Jahren unglaublich gehoben, erreicht auch hier vielleicht Resultate, welche überraschen und erfreuen werden.

Was Alterthümer, Münzen und Inschriften anbetrifft, so wird der Liebhaber hier eine viel geringere Ausbeute machen, als er es gehofft. Die Ueberreste der Vorzeit liegen in Schutt und Trümmern, von den Inschriften sind die meisten verschleppt und der Münzen wenige vorhanden. Mazzocchi will, daß letztere alle älter als die römische Colonie, also älter als 509, weil Colonialstädte kein Recht gehabt Münzen zu prägen, was jedoch wohl nicht so unbedingt anzunehmen ist. Bei den Münzen, welche mit den Legenden *ΒΡΕΝΔΕΣΙΝΩΝ* und BRVN vorkommen, wie sie von Goltz und Magnan angegeben werden, weiß man nicht, welches die ältern sind. Mögen dieß die Numismatiker unter sich ausmachen.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

1. Die Steppennatur jenseits des Terek. — Die Stadt. — Schiiten. — Häuser, Straßen, Tataulen. — Basare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

(Fortsetzung.)

Da einmal von den Bazars die Rede ist, so kann ich nicht umhin auch des Sklavenmarktes (jasyr Bazar) zu gedenken, der noch vor etlichen Jahren auf diesem Platz gehalten wurde. Hieher führten die Bergvölker ihre Jasyrs, d. h. Gefangene jedes Alters und Geschlechts, der Baranta *) verfallene Bergbewohner, Georgier und mehr noch Armenier. Als nach der Bezwingung von Dschar der Verkehr der Bergvölker mit Anapa, wohin die Türken zum Menschenankauf kamen, schwieriger wurde, blieb der Handel mit Gefangenen hauptsächlich in Andrejewskja, einem Dorfe der Kumyken jenseits des Terek, 90 Werste von Kislär, und in Kislär selbst. Die Regierung gestattete diesen Handel bloß darum, um Christen desto leichter aus der Gefangenschaft zu befreien. Die Bewohner von

*) Baranta heißt bei den Bergvölkern ein Raubzug auf Menschen und Vieh zur Vergeltung eines ähnlichen Raubes. Die Baranta geht von Geschlecht zu Geschlecht, und Mord und Brand bezeichnen dieselbe nicht selten.

Andrejewskaja zogen große Vortheile daraus. Wenn sie bei den Tschetschenzen, Lesghiern und andern Bergstämmen größtentheils gegen Pulver, Brod, Salz, selten um Geld die Gefangenen eingetauscht hatten, blieb ein Theil davon im Dorfe selbst, dessen „Jasyr-Bazar“ in allen Bergen und Thälern des Kaukasus bekannt war, den Rest führte man nach Kislär, wo sie gegen Geld verkauft wurden. Aber bei jedem Kauf mußte der Käufer seinen und des Gefangenen Namen, so wie den Betrag des dafür bezahlten Geldes auf der Polizei einschreiben lassen. Gewöhnlich zahlte man für einen einfachen Gefangenen 60 Silberrubel, früher aber wurden nicht selten, wenn 80 bezahlt wurden, 50 und darüber angegeben, um für den Gefangenen den Tag der Freiheit hinauszuschieben, die er durch Abarbeit des für ihn Bezahlten erwarb. Es wurde bestimmt, daß man den Gefangenen eine Jahresarbeit nebst Kost und Kleidung für 24 Rubel Assignaten anrechnen sollte. *) Viele furchtbare Vorfälle erzählt man von diesen Unglücklichen. Viele starben in der Gefangenschaft vor Kummer oder nahmen sich selbst das Leben. Einem Sklaven riß man das Herz aus, um es als Heilmittel für eine kranke Frau zu gebrauchen. Dieser furchtbare Aberglaube erhielt später noch eine Bestätigung durch eine ähnliche Operation an einem todten Sklaven. Jetzt hat die Regierung diesen traurigen Auswuchs asiatischer Sitten durch wohlthätige Verordnungen (1835) ausgerottet, und selbst der Name „Jasyr“ (Gefangener, Sklave) ist verboten.

Die Umgebungen von Kislär sind reizend. Von zwei Seiten Gärten, auf der dritten der Pappelwald, auf der vierten der Terek und hinter ihm die jungfräuliche Steppe. Der Pappelwald beschattet das linke Ufer des Terek auf einer Strecke von etwa zwei Wersten. Von Astrachan an bis Kislär und weiter hinauf am Terek ist kein anderer Wald zu sehen. Viele Nogaier, die in den sandigen Steppen herumziehen, haben nie einen Wald gesehen, und wenn sie zum erstenmal nach Kislär kommen, gehen sie mit unwillkürlicher Scheu nach dem Pappelwald und staunen ihn als ein Wunder an. Der Wald ist wirklich schön. Seinen Namen erhielt er wahrscheinlich von früher hier gewachsenen Pappeln, jetzt aber findet man hauptsächlich Weiden, rothe Rüstern, Eschen, weiße und schwarze Maulbeerbäume u. dgl., von Buschwerk Mispeln, Faulbäume, Weißdorn u. s. w.

An dem einen Ende des Wäldchens gegen den Fluß hin findet sich eine kleine, aber hübsche armenische Kirche, vor deren Thüre sich das Volk an Sonntagen vom frühen Morgen bis zur Nacht sammelt. Nicht bloß die Christen, sondern auch die Perser (Tesiker) kommen mit Gaben dahin. Die Armenier verrichten häufige Gebete, und bringen nicht weit von der Kirche ein Opfer, indem sie Kühe und Hämmel schlachten. Dieß Opfer zerlegt man in Stücke, theilt diese „dem Gelübde gemäß“ an die Armen aus und behält nur die besten Theile zum Imbiß, bestreut sie mit Pfeffer, kocht sie an einem hölzernen Bratspieß und verzehrt sie im Wäldchen, wobei unter den gewöhnlichen Toasten Tschichir getrunken wird. „Dem Gelübde gemäß“ wandern die Armenierinnen lange Zeit um die Kirche herum, andere machen den Weg zehn- bis zwanzigmal auf den Knien, viele gehen barfuß von Haus nach dem Wäldchen, was einige sogar im Winter thun. Auf den heiligen Hügeln, wie man die in der Nähe der Kirche befindlichen Grabhügel der armenischen Heiligen nennt, steckt man Wachslichter in die Erde, und an finstern Abenden scheinen diese Gräber wie mit Flammen übergossen. — Am andern Ende des Pappelwaldes ist eine alte russische Capelle mit einem Bilde des Propheten Elias. Am Eliastage, 20 Julius, wird in derselben Gottesdienst gehalten, und dann strömt das Volk namentlich aus der Soldatenvorstadt und der Stanitza herbei.

Die Bewohner von Kislär feiern den Beginn des Frühjahres und des Sommers mit Weibern, Kindern und Dienern im Pappelwalde, dann dauert die Orgie bis in die späte Nacht. Georgische, tatarische, armenische und russische Lieder und Tänze, Händeklatschen, Geschrei und Gewehrschüsse erfüllen den Wald. Unter dem einen Baum fiedelt der Geiger, unter dem andern tönt der Saz, *) weiterhin erschallt die Trommel, während auf dem freien Felde der Ringerkampf, der Wettlauf und das Pferderennen vor sich geht. Ein Armenier schlägt Purzelbäume, ein anderer setzt die Zuschauer in Erstaunen, indem er sich auf dem Wege wie ein Stück Holz fortrollt. Diese Künste gefallen ihnen nicht ohne Grund, denn es sind Fälle vorgekommen, daß Armenier auf solche Weise sich aus der Gefangenschaft retteten, wenn in einem Nachtlager mitten in der Steppe die Räuber nach anderer Beute auszogen und die Gefangenen, an Händen und Füßen gebunden, allein zurückließen. Man erzählt von einem Armenier aus Mosdok, Namens Chatschatur Tawakaloff, der in einer Sommernacht sich eine Strecke von zwei Wersten weit bis in die Nähe eines Quarantänepostens wälzte: die Schildwache nahm den Armenier für einen verstohlen heranschleichenden Räuber und gab Feuer auf ihn; zum Glück versagte das Gewehr in dem feuchten Morgennebel und der entstandene Lärm rief den Commissär aus dem Bett, der armenisch verstand, sonst hätte ein russisches Bajonnett für immer den armen Chatschatur des Vergnügens beraubt, seine ungewöhnliche Wanderung zu erzählen.

(Schluß folgt.)

*) Somit mußte er doch zehn Jahre dienen, denn früher, wo der Silberrubel zum R. A. wie 4:1 stand, stieg also der Ankauf gewöhnlich auf 240 R. A., zu deren Abverdienung somit zehn Jahre erforderlich waren. A. d. U.

*) Ein musikalisches Instrument, dem Torben ähnlich, man spielt dasselbe nicht mit den Fingern, sondern mit einem dünnen Rohr.

Miscellen.

Alterthümer im Schelifthal. Zu Orleansville (im Gebiet der Wanseis im mittlern Schelifthal) entdeckte man kürzlich eine sehr schöne römische Marmorbüste, die mit Ausnahme der Nasenspitze, die schon seit langer Zeit verloren ging, sehr gut erhalten seyn soll. Man setzt die Nachgrabungen fort. — Bemerkenswerth ist auch, daß man kürzlich auf algierischem Gebiet, — es ist nicht gesagt wo, — auf schöne Marmoradern stieß, von einer Art, die sich zu Monumenten eignen soll. Schon die Römer bezogen bekanntlich eine große Masse schönen Marmors aus Afrika. (Echo du Monde Savant Nr. 4.)

Aufnahme der Torresstraße. Die englische Regierung läßt gegenwärtig die Torresstraße möglichst genau aufnehmen durch den Capitän Blackwood. Eine Hauptarbeit dabei ist die genaue Bezeichnung des einschließenden Riffs (barrier reef, wie es scheint eine Korallenbank), welche unter 22° 14′ S. B. und 152° 50′ W. L. beginnt und in nördlicher Richtung sich bis 21° 5′ S. B., also etwa 17 deutsche Meilen weit, erstreckt. Man scheint sich von dieser Expedition, welche in der Shipp. Gaz. vom 17 Jan. erwähnt ist, in Bezug auf Geographie und Ethnographie ziemlich viel zu versprechen. Kenntniß des benachbarten australischen Continents scheint mit eine Hauptabsicht der Expedition zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1844.

Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen.
Basilicata. — Capitanata. — Terra di Bari. — Terra d'Otranto ꝛc.
(Schluß.)

Der interessanteste Gegenstand in Brindisi ist unstreitig der Hafen, und hierüber mögen noch ein paar Worte ihre Stelle finden. Strabo sagt von ihm: „daß er alle andern Häfen übertreffe, weil sich hier in einer Bucht, wie die Hörner eines Hirsches, mehrere Häfen, geschützt gegen den Wellenschlag, vereinigen." Unzählige andere alte Schriftsteller reden von ihm, z. B. Plinius 3, 11 „Brundusium, in primis Italiae portu nobile" etc. Julius Cäsar, um dem Pompejus den Ausgang abzuschneiden, schloß den Hafen mit großen Erdwällen und Dämmen; vgl. Cäsar de bello civ. 1, 18. Später wurde er wieder geöffnet und mit großer Sorgsalt hergestellt; ein großes römisches Arsenal war mit ihm verbunden. Unter den Normannen und Hohenstaufen geschah auch manches für ihn; noch mehr unter den Anjou's. Karl II von Anjou erbaute zwei Thürme am Eingange und öffnete einen andern Ausgang. G. A. Orsino, Principe von Taranto, verdarb den herrlichen Hafen böslicherweise, indem er große Lastschiffe mit Steinen versenken ließ, so daß Alfons und Ferdinand von Aragonien den früher bestandenen Eingang nicht wieder öffnen konnten. Die Luft im Hafen und in der Nähe desselben war schon bei den Alten verrufen; in den Zeiten der Kreuzzüge starben hier Unzählige an schlechter Luft. Dieß ging mit kurzen Unterbrechungen so fort bis 1775, wo die Sterblichkeit in Brindisi ungemein bedeutend war. Ferdinand IV beauftragte den Andr. Pigonati mit der Ausbesserung des bereits ganz verschlammten Hafens, der Ableitung einiger Gewässer und allen den Arbeiten wodurch die tödtlichen Miasmen entfernt werden möchten. In drei Jahren wurden 57,000 Ducati verausgabt, ohne großen Erfolg; ein großer Canal von 1800 Palmen Länge und 200 Palmen Breite ward gegraben, um den äußern Hafen zweckmäßiger mit dem innern zu verbinden, die Eingänge besser geschützt und ein Obelisk errichtet, der Ferdinands Verdienste preist. Stolberg, welcher im Jahre 1792 hier reiste, beschreibt den Hafen recht gut und gibt zugleich ein klares Bild von den damaligen Arbeiten und Bestrebungen. Er sagt sehr richtig, daß am Eingange Strömungen vorhanden, die viel Schlamm, woran das adriatische Meer überhaupt reich seyn soll, mit sich bringen, welcher den innern Hafen verderbt, aus dem wiederum keine äquivalente Gegenströmung (oder vielmehr gar kein Ausfluß) statt findet, so daß das Wasser an beiden Seiten austreten und stagniren muß. Dazu kommen nun noch Gewässer eines Baches, der oft vom Regen anschwillt, Seegräser verschiedener Arten, faulende Fisch- und Thierstoffe, Insecten, Schmutz der Einwohner selbst, Mangel an Vegetation u. a. m. Stolberg ward vom Ingenieur Pollio herumgeführt, der damals bemüht war die sumpfigen Stellen zu überschütten, Gärten und Bäume anzupflanzen, vorlaufende Dämme von Steinen aufzuführen, Seegras auffischen und trocknen zu lassen, den innern Hafen mit Steinen einzufassen, auszubaggern, die Regenbäche abzuleiten, und ich glaube, daß im Jahre 1843, ohne gar große Veränderungen, nach denselben Principien fortgefahren wird. Aber der Hafen bleibt von Schiffen unbesucht, die Stadt entvölkert sich anstatt sich zu bevölkern, an Handel wird wenig gedacht, und die Malaria ist dieselbe geblieben.

Es würde in der That zu weit führen hier die Geschichte der Hafenarbeiten und Luftverbesserungsbestrebungen bis auf die gegenwärtige Zeit nachzuholen. Man macht überall viel Gerede von diesen Anstrengungen und verkündet glänzende Resultate; ich muß aufrichtig bekennen, daß diese noch sehr fern liegen. Man hatte mich abseiten der Intendanz von Bari an den Oberingenieur in Brindisi empfohlen, und es war mir die Ehre zugedacht gleich Stolberg den äußern und innern Hafen genau in Augenschein zu nehmen, da ich jedoch bei zweimaligem Besuche den Herrn nicht zu Hause traf, so unterblieben alle diese weitläufigen Excursionen, und diejenigen, welche für Brindisi's Hafen, Luft und Handel schwärmen, mögen sich immerhin damit trösten, daß ich den Hafen und die Arbeiten nicht ordentlich untersucht und deßhalb kein gültiges Urtheil fällen könne. Fünf kleine Inseln, le Petagne genannt, liegen vor dem großen Hafen: ein großes Fort,

Forte di mare genannt, vertheidigt den Eingang, daneben ist das Lazareth. Alfons ließ hier zuerst einen Thurm bauen, 1481, dem Philipp 1583 die Fortificationen hinzufügte, welche einst 800 Personen bewohnten. Eine Beschreibung des brindisinischen Hafens liefert Zonara Annal. lib. III. Am Hafenende der Stadt standen zwei große corinthische Säulen auf hohen Fußgestellen; die eine steht noch aufrecht. Sie ist von schönem weißem Marmor. Höchst wahrscheinlich dienten diese Säulen zur Bezeichnung des Hauptlandungsplatzes am innern Hafen: sie trugen vielleicht Bildsäulen römischer Kaiser, keineswegs, wie einige gemeint, eine Leuchte, welche von der See aus schwerlich gesehen seyn würde. Man machte mich auf eine Art von Auswuchs oben an der Säule aufmerksam und stellte die Vermuthung auf daß eine Marmor- oder Bronzekette oder Guirlande beide Säulen verbunden habe, vielleicht diente jedoch dieser Vorsprung nur als Anheftungspunkt von natürlichen Blumenguirlanden, Waffen, Fahnen oder Siegeszeichen.

Von dem römischen Hause, welches Graf Stolberg beschreibt, wußte man mir nichts zu zeigen, dagegen sah ich, mitten in der Stadt, eine Rotonde mit sechs antiken Säulen, ohne allen Zweifel ein alter Tempel. Um diese Säulen atte man eine Mauer herumgeführt, diese mit einem halb gothischen, halb byzantinischen Portal geschlossen und so eine Kirche daraus gemacht, welche gegenwärtig nicht mehr benutzt wird. — Die beiden Brindisiner, Annibale de Leo und Mola, gaben im „Giornale letterario di Napoli" häufig Inschriften heraus, die in Brindisi gefunden worden. Die Originale wurden nachher sehr zerstreut, manche unter ihnen sind von großem historischem Interesse. Auch Gruter gibt mehrere an, z. B. eine auf den Trajan, welche mit den Worten schließt: Brundusini Decuriones et Municipes; eine andere auf den Julius Cäsar: Securitati Perp. C. Jul. Cæs. Dict. Perp. P. P. Brundisini; eine dritte gleichfalls auf Julius Cäsar, dem Patri Patriæ; andere auf den Marc Aurel, L. Verus, den M. Lollius Arpocras, den epikurischen Philosophen Eukratides u. s. w. Bei den Hafenbauten fand man noch kürzlich im Fort auf der Insel eine dem Trajan gewidmete Inschrift. — Man erkennt an vielen Gebäuden die Spuren antiker Substructionen; früheren Reisenden zeigte man die Trümmer eines Palastes des Cäsar, einer Curie und die Häuser welche Cicero und Virgil bewohnt. In der Nähe des Thors, durch welches man nach Mesagne fährt, liegen die Ueberreste einer gestuften Pyramide und in der Nähe viele andere antike Brocken; vielleicht ist dieß der Ort, wo in alter christlicher Zeit am Ostermorgen die Episteln und Evangelien in griechischer Sprache gesungen wurden. In der Nähe dieses pyramidalischen Stumpfes befindet sich das feste und geräumige Castell, welches Kaiser Friedrich II nach altrömischem Styl und aus Baustücken, die früher zu römischen Gebäuden gedient, aufführen ließ; es ist mit Staatsverbrechern gefüllt und deßhalb unzugänglich. Die weitläufigen Stadtmauern würden bei näherer Besichtigung manchen altrömischen Gedenkstein darbieten; ich konnte mich dabei nicht aufhalten. Ferdinand von Aragonien ließ die Mauern Brindisi's nach der Seite des Isthmus hin theils ausbessern, theils neu anfertigen, 1480. Die Thore nach Mesagne und Lecce sind von Karl V, 1550. Die Quelle, deren Plinius 2, 107 erwähnt „Brundusii in portu fons incorrupta praestat aquas navigantibus," konnte man mir nicht bestimmt nachweisen; ich weiß auch nicht, ob damit dieselbe Quelle gemeint ist, welche anderswo fons Appia, fons magna genannt wird und welche eine Inschrift aus dem J. 1192 zieren soll. Im J. 1715 schwanden nach Giustiniani die letzten Spuren der Via Appia am Thore von Brindisi selbst durch den Bau eines neuen Thors; schwerlich vereinigten sich beide Arme, wahrscheinlich trat der südliche Arm rechts in die Stadt, der nördliche (die V. Egnatia) links und westlich; es scheinen früher Brücken über die Hafenarme geführt zu haben; von dem allem ist keine Spur mehr vorhanden, ebenso wenig von der Triumphpforte des Trajan. Durch den Bau der großen, oft genannten Heerstraße, welche Pratilli (1, 3) 543 vollenden läßt, hob sich der Handel der Brundusiner, wie dieß aus den Erzählungen der Alten und aus Inschriften erhellt, ungemein; deßhalb führt die Via Appia die ehrenvollsten Beinamen: magna, regina viarum, praeclarissima (Strabo), dignissima (Procop). Appius Claudius Caecus legte sie bekanntlich an, 444, und vollendete sie bis Capua, 457. Appius Claudius Caudex, Bruder oder Sohn des Caecus, führte sie bis Brundusium, 489. Der zweite Hauptarm führt die drei Namen Egnatia, Trajana, Appia zugleich. Strabo sagt: „aus Griechenland und Asien führt für alle diejenigen, welche nach Rom wollen, der kürzeste Weg über Brundusium," und bei dieser allgemein verbreiteten Ansicht mag das Zusammenströmen der Fremden sehr bedeutend gewesen seyn.

Doch nicht allein die Stadt, auch die Umgegend und die Producte preisen die Alten. Varro, de re rustica 1, 8, spricht von den Weinbergen, Strabo lobt Honig und Wolle, Bohnen und Gemüse. Vitruvius 8, 3 und Plinius reden von den wunderbaren Eigenschaften und Erfolgen hiesiger Mineralquellen, und die jetzt pozzo della comunione und dell' estrema unzione genannten Quellen sind gewiß uralt. Isigonius, ein alter Schriftsteller über Heilquellen, redet ebenfalls von ihnen. Hier, wie in Taranto, werden die Muscheln gefunden, aus welchen die lana pesce oder lana penna bereitet wird, die zu vielen Handarbeiten dient. Die großen Oelwälder werden oft gepriesen. L. Alberti spricht von der schlechten Bevölkerung, lobt dagegen das Gebiet, besonders die Olivenpflanzungen. Vgl. auch Mazzella Descriz. del regno p. 185. Im Kriege, welchen die Venetianer mit den Türken führten, ankerten stets viele Schiffe der erstern im Hafen von Brindisi, und der hiedurch herbeigeführte große Absatz des trefflichen und feurigen Weines der Umgegend verführte die Bewohner viele Olivenwälder im Umkreis der Stadt in Weingärten zu verwandeln, woraus nachher große Verarmung entstand. So findet man jetzt die Strecke von Brindisi nach S. Pietro Vernotico, welche noch im 16ten Jahrhundert ein herrlicher Olivenwald bedeckte, fast ganz uncultivirt, während der Boden überaus fruchtbar und ergiebig. Heutzutage sind

die Wollenarbeiten; die Pasten, das Gemüse und der Wein Brindisi's gerühmt und geschätzt. In alten Zeiten soll hier eine epikureische Schule geblüht haben, unter dem Philosophen Eukratides. Mehrerer tüchtigen Männer geschieht oft Erwähnung. Cicero lobt den M. Lenius Flaccus, einen gebornen Brindisiner; Livius den Rammius, Publius Dasius (Liv. 42, 17 und 21, 48.) Auch Marcus Pacuvius, berühmter Poet und Maler, war Brindisiner.

Auf meiner mehrstündigen Wanderung durch die arme, unglückliche Stadt sah ich unter den modernen Gebäuden nicht ein einziges, welches einer Erwähnung werth gewesen. König Roger baute den Dom und den bischöflichen Palast. Ueberall stößt man auf Schutt und Trümmer; große Gärten sind zwischen diesen angelegt; die kolossalen Stadtmauern, Wälle und Gräben springen überall in die Augen und vermehren das Unheimliche des Eindrucks. Am linken Hafenhorn fand ich zwei jammernde und weinende Mütter, von tröstenden Nachbarinnen und Freundinnen umringt. Es hatte der typhus tetanicus die letzte Nacht wiederum mehrere Opfer gefordert und auch ihre Kinder dahingerafft. In der Nähe und Ferne ertönte das Sterbeglöckchen und Leichenbestatter durchkreuzten mehr als einmal meinen Pfad. Zwei der Herren, an welche ich empfohlen war, darunter der Bruder des wackern Arztes Chiaja in Bari, lagen schwer erkrankt zu Bette; die Einwohner schlichen betrübt und sorgenvoll durch die Gassen. Ich nahm ein sehr melancholisches Frühstück ein und fuhr wenige Stunden nach Mittag zur größten Freude meines Kutschers, der unaufhörlich Cigarren geraucht hatte, um das Miasma fern zu halten, auf und davon. Die gastfreundlichen Brindisier wagten keine Bitte zum längern Bleiben und die beiden Geistlichen waren gar nicht in die Stadt hineingeritten. Sie hatten sich Brindisi von der gestuften Pyramide links vom Thor von Mesagne aus angesehen und waren zu der freundlichen Wirthin daselbst heimgekehrt, die auch von meinem Nachtsacke sich nicht hatte trennen wollen. Ich fuhr über eine Art Damm — in sehr alter Zeit mag hier eine Brücke gewesen seyn — am rechten Hafenhorn entlang; am Camposanto waren viele Geistliche und Leidtragende zu trauriger Geschäftigkeit versammelt; bald zeigte sich links das erfrischende und belebende Meer; auf schnurgerader Straße, durch unbebautes Land, wo Genisten und unzählige Büsche von Rosa sempervirens einen fast betäubenden Duft verbreiteten, kam ich rasch nach dem freundlichen und gesunden San Pietro-Vernotico. Kopfschmerz und Uebelkeit nöthigten mich die hiesige Apotheke zu betreten und den Director um ein stärkendes Magenelixir zu bitten. Mit Ernst und Würde holte er verschiedene Ingredienzien zusammen, mischte diese und überreichte sie mir endlich in einem Glase, welches von Oel, Spinnengewebe und Fliegenschmutz triefte. Ich zog es natürlich vor diese Arzenei ungenossen zu lassen, zahlte dem mischenden Künstler die üblichen fünf Gran und ließ es mir gefallen, daß er unter mehreren Verbeugungen, während ich mein Wägelchen wieder bestieg, den Trank auf meine Gesundheit mit eigenem Munde leerte. Von Vernotico bis Lecce ist die neue Straße noch nicht beendigt, ein sandiger Fahrweg leitet nach Squinzano; zwei große Masserien bleiben links vom Wege; einige Trümmer und Steinbrüche in der Nähe deuten auf das Dagewesenseyn eines größeren Ortes, vielleicht der Stadt Valentium oder Valetium;*) sie liegen auf und an einem Hügel, der im einförmigen Oelwalde einen angenehmen Effect macht. Auch an einem sehr alten, halb verfallenem Castell mit einer Capelle, S. Susanna genannt, kommt man vorüber. Das Städtchen Trepuzze zeigt sich von Orangen und Granaten umgeben; Palmen in der Nähe der Hauptkirche zieren fast alle diese Ortschaften, deren Einwohner freundliche, thätige und reinliche Leute zu seyn scheinen. Wenige Miglien vor Lecce kommt man auf die große, von Taranto herüberführende Straße, rechts erscheint wie in einer Niederung gelegen, obschon das Auge hier nirgends mehr Hügel und Berge erblickt, die Stadt Campi; der Oelwald hört auf und aus sandiger, baumloser Ebene taucht die kahle mit Thürmen gezierte Häusermasse von Lecce auf, die Hauptstadt der ganzen Provinz. Nachdem ich drei Gasthöfe mit Kennerblicken inspicirt, faßte ich endlich den Muth im vierten bei den freundlichen Geschwistern Centonze am großen Markt mich auf zwei Tage häuslich niederzulassen, theils um Lecce gehörig kennen zu lernen, theils um die Vorbereitungen der nun schwieriger werdenden Reise zur südöstlichsten Spitze Italiens zu treffen.

Die chilenische Provinz Coquimbo.

(Aus den Documens sur le Commerce extérieur.)

Nach den Provinzen Santiago und Valparaiso ist Coquimbo die wichtigste Provinz Chili's durch ihre Bevölkerung, ihren Handel, ihre Industrie und ihren Mineralreichthum. Sie ist 30 Myriametres breit und erstreckt sich auf einer Länge von 125 Myriametres zwischen der großen Wüste Atacama, der Andenkette, der Südsee und dem Fluß Chaopo, der sie von der Provinz Aconcagua trennt. Die bedeutendsten Städte sind Coquimbo, la Serena, Huasco, Copiapo, Avalle und Illapel, alle ziemlich bevölkert; aber seit einigen Jahren haben Coquimbo, la Serena, welches von dem erstern Hafen um einige Myriametres entfernt ist, und Copiapo einen noch immer wachsenden Aufschwung genommen, und der Minenreichthum dieser drei Punkte zieht viele Capitalien dahin. Eine große Menge fremder Fahrzeuge, welche die Küsten der Südsee besuchen, begeben sich nach Coquimbo, Huasco und Copiapo, um Kupfererz zu holen, das man mit Vortheil nach England und den Vereinigten Staaten ausführt; in neuerer Zeit haben auch französische Handelsleute an diesem Verkehr Theil genommen, um ihre Ladungen voll zu machen.

Obwohl der Boden der Provinz Coquimbo im allgemeinen dürr und felsig ist, genügen doch einige Regentage im Jahre, um die schönste Ernte zu sichern. Kaum ist die Erde befeuchtet, so entwickelt sich die Vegetation, die Ebenen und Bergabhänge bedecken sich mit Gras und

---

*) Cluver legt Valetium an den Ausfluß des Baches Pactius, der nur bei Regenwetter noch existirt. Es kommen für Valetium auch noch die Namen: Baletium, Balentium vor; Strabo schreibt Βαλήτιον, und Plinius nennt: Aletini, Basterbini, Neretini, Valentini, Veretini u. s. w.

Blumen und die Getreidefrüchte wachsen mit außerordentlicher Schnelle. Indeß ist es nicht selten, daß die Trockenheit mehrere Jahre hindurch andauert, und wegen dieses Hindernisses der Ackerbauarbeiten hat sich der Thätigkeitsgeist auf die Ausbeutung der Minen geworfen mit einem Eifer, der durch die daraus gewonnene Anhäufung von Reichthümern immer neue Nahrung erhält. Reiche Kupfer-, Silber- und selbst einige Goldminen sind auf dem ganzen Gebiet der Provinz zerstreut. Sie liegen namentlich am Abhang der Cordilleren, an den Hügeln in der Nähe des Meeres und an der innern Bergkette, bis jetzt aber waren die Arbeiten hauptsächlich auf die Ausbeutung der Kupferminen gerichtet, die durch den Reichthum ihrer Adern fast sichern Gewinn liefern. Ueberdieß kann man den Bau einer Kupfermine mit einem geringen Capital beginnen, und schon nach einigen Monaten weiß man, was etwa zu hoffen ist, während die Ausbeutung der Gold- und Silberminen große Auslagen verursacht und die Aufwendung bedeutender Summen erfordert.

Die Bewohner von Coquimbo haben sich deßhalb auf die Ausbeutung der Kupferminen geworfen, und in diesem Hafen sammeln sich wie oben schon bemerkt, die englischen und amerikanischen Schiffe, welche hier Rückladungen suchen. Die erstern nehmen Erz, das sie nach Swansea führen, die andern Kupfer in Barren. Nach neuern Angaben kommen jeden Monat zwanzig Fahrzeuge unter diesen beiden Flaggen nach Coquimbo. Auch finden sich französische Etablissements dort, namentlich das eines Hrn. Lambert, eines ehemaligen Schülers der polytechnischen Schule, der die besten Reverberieröfen in Chili gebaut hat.

Wie Coquimbo der Mittelpunkt der Kupferminenausbeutung ist, so Copiapo der der Silberminen. Man berechnet, daß dieser Hafen über Valparaiso seit 1831 für 12 Millionen Piaster Silber nach Europa geschickt hat. Copiapo, eine in einem dürren, von aller Vegetation entblößten Thalgrunde gelegene kleine Stadt ist demnach sehr bevölkert, darum auch das Leben außerordentlich theuer. Sie ist der Sammelplatz aller Abenteurer, die in der Hoffnung, bedeutende Reichthümer zu erwerben, ihr Vermögen daran wagen; man bemerkt hier viel Luxus, und die Verschwendung der Eingebornen übersteigt allen Glauben. Der Handelsverkehr von Copiapo ist sehr lebhaft. Es ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der größten Capitalisten der Republik, von denen einige, ohne ihr Einkommen aus den Minen zu rechnen, eine Million Piaster im Vermögen haben. Ein Franzose hat sich daselbst niedergelassen, um das Silbererz nach der elektrochemischen Methode des Hrn. Becquerel auszubeuten.

Mittheilungen über Kislär.

1. Die Steppennatur jenseits des Terek. — Die Stadt. — Schiiten. — Häuser, Straßen, Tataulen. — Basare. — Pappelwäldchen. — Der Terek.

(Schluß).

Die Landschaften am Ufer des Terek, dieses Wohlthäters der kaukasischen Provinz, sind schön und wild. Er tränkt die Gärten der Stadt, treibt die Räder der Mühlen und flößt die Eichenstämme von den schwarzen Bergen herab. Er nähret zahlreiche große und kleine Fische in seinen tiefen Buchten. Im Winter windet er sich schmal von einem Ufer zum andern in seinem breiten Bette. Dann springt die wilde Ziege hinüber und der Tschetschenze geht ungehindert von dem jenseitigen Ufer gegen Kislär hin auf Beute aus. Im Frühjahr dagegen, sobald die Sonne den Schnee seiner heimischen Berge schmilzt, schwillt er an und tritt über seine Ufer. Kasuken, d. h. lange Fischerkähne, fahren dann auf seiner grauen, wirbelnden Oberfläche umher, die manchmal höher steht, als der Marktplatz der Stadt. In einem solchen Fall retten bloß die Faschinen und Erdwälle des linken Ufers, die sich sehr weit ausdehnen, Kislär vor einer Ueberschwemmung. Das Wasser im Terek ist trübe, wenn man es aber eine Zeitlang stehen läßt, wird es rein und leicht.

In commerzieller Beziehung kann man nur bedauern, daß der Terek nicht schiffbar ist. Die Beschiffung dieses großen Flusses würde der kaukasischen Provinz ungemeine Vortheile gewähren. Die Bewohner von Kislär würden dann ihre Erzeugnisse bis zur Mündung des Terek auf dessen Rücken versenden, und von da zur See nach Astrachan; sie wären von der Unbequemlichkeit befreit, solche zu Wagen bis ans Meer zu liefern. Dann würden die Waaren, welche die Armenier auf dem Jahrmarkt von Nishegorod theils für sich selbst, theils für den Handel mit den kaukasischen Völkern und mit Persien einkaufen, auf dem Wasserwege nach Kislär und nicht durch die öden Sandsteppen längs dem kaspischen Meere hingehen. Dann würde man vom Meere her Bauholz beziehen, dessen Transport auf Wagen jetzt sehr theuer zu stehen kommt. Dieß würde eine Reform im Häuserbau bewirken, wodurch die mißgestalteten Häuser weggeschafft und die Krankheiten vermindert würden, die jetzt durch die feuchten Gebäude aus Luftziegeln und durch die Erdhütten veranlaßt werden. Durch eine solche Schifffahrt würde auch die größere Hälfte der Kosten erspart, welche jetzt die Lieferung von Lebensmitteln an die linke Flanke des kaukasischen Truppencorps veranlaßt; früher wurden dieselben aus Astrachan zur See nach dem Landungsplatz Schendrukowskaja gebracht, der nur 60 Werste von Kislär entfernt ist; seit man aber diesen Landungsplatz für unbequem erklärte, hat man den von Serebräkowskaja ausgewählt, der etwa 150 Werste von Kislär entfernt ist, aber gleichfalls als unpassend erkannt ist; dennoch wird derselbe immer noch mit nicht unbedeutenden Kosten unterhalten.

Um den Terek schiffbar zu machen, brauchte man bloß irgend einen seiner breiten Arme auszutiefen, welche durch den seit so vielen Jahren herabgeführten Schlamm seicht wurden. Im Jahre 1824 ist einiges geschehen: unter Aufsicht Hrn. Hauerts vom Corps der Straßenbauten wurde ein Wehr angelegt, um das gewaltsame Eindringen des Wassers in den Borosda-Arm und in die obenerwähnte Prorwa, wodurch die anstoßenden Felder und Weingärten überschwemmt wurden, zu verhindern. Dadurch strömt jetzt das Wasser wieder stärker in den Hauptarm, hat der Verschlammung desselben einigermaßen gesteuert und den Einwohnern großen Nutzen geleistet. Was die Kosten der Schiffbarmachung betrifft, so würde erstens eine in Geld zu erhebende temporäre Steuer von den Nogaiern, welchen jetzt die Last des Getreidetransports von dem Landungsplatz nach vielen Magazinen der kaukasischen Linie obliegt, und zweitens eine Umlage auf den Handels- und Gewerbsverkehr in Kislär die nöthigen Summen liefern.

Ein lateinischer Vorläufer von Shakespeare's Richard III. In der Bibliothek des Emanuel College zu Cambridge entdeckte man kürzlich eine große literarische Curiosität, nämlich ein vor Shakespeare geschriebenes lateinisch abgefaßtes Schauspiel über König Richard III. Man hat dasselbe der Shakespeare-Gesellschaft geliehen mit der Erlaubniß, eine Abschrift davon zu machen. (Shipp. Gaz. vom 17 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 1 und Umschlag zum Monat Januar.)

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1844.

Dschennat und Boka.

Eine Novelle aus dem Lande der Tschetschenzen. *)

Der Himmel hatte allmählich in seinem dunkelvioletten, unnachahmlichen Glanz verglüht, kein Mond stand am Himmel, und auf der Erde herrschte eine jener Nächte ohne helles Licht und schwarze Dunkelheit, welche mich immer an das Fegefeuer mahnen. Das Dorf schien schon lange zu schlafen, hätte man aber durch eine Ritze in der Thür oder durch ein Fensterchen in diese Hütten hineinsehen können, so würde man sicherlich an jedem Kamin die Hausfrau erblickt haben mit einem Ausdruck erwartungsvoller Unruhe auf dem Gesicht. Unter allen Häusern, die so hübsch unordentlich an den Ufern des stillen Wallerik hin zerstreut waren, mußte eines namentlich die Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen. Es hatte zwei Stockwerke mit einem hohen, weißen Schornstein darüber; das Dach war flach wie eine Schiefertafel, und die Säulen, welche den Balcon des zweiten Stockwerks stützten, waren von einer meisterlichen Art zugehauen; offenbar hatte daran eine russische Hand gearbeitet, was man in diesen Wildnissen an der Tschetschna alsbald erkennt. Dem Hauptbau gegenüber standen zwei Häuschen, hinter denen ein kleiner viereckiger, auf den Seiten mit einem Vorhang versehener Raum hinlief, wie in den Wirthshäusern oder vielmehr Schenken, die man auf den Straßen Rußlands, namentlich Kleinrußlands, trifft. Eines der Häuschen diente zum Stall für die Pferde des Eigenthümers, in dem andern, das nieder, lang und dunkel war, befand sich allerlei Hausgeräthe, Wagen, Säcke, Pferdedecken, alte Teppiche u. dergl. Der viereckige Raum mit dem Vorhang war der Viehhof; der kleine Platz zwischen dem Hauptgebäude und den Häuschen war angefüllt mit hohen Pyramiden von Maiskolben. Mit Vergnügen betrachtete ich diese Berge von rothgelbem Mais, die in dem letzten Schimmer der Sonne hell erglänzten. Hinten ans Wohnhaus stieß ein ziemlich großer Garten, in welchem fast nichts als Fruchtbäume standen, aber etwas weiter hinten gegen das Bett des Wallerik hin standen ungeheure Platanen und Eichen, die unwillkürlich Bewunderung erweckten. Aus allem ersah man, daß der Bewohner oder Eigenthümer aller dieser Gebäude und Anlagen kein armer, sondern vielmehr ein reicher Mann seyn mußte, denn alles dieß kostete gewiß nicht weniger als 3= bis 400 Silberrubel; der Besitzer von 7= bis 800 Silberrubeln aber gilt unter ihnen eben sowohl für reich, als derjenige welcher bei uns 7= bis 800,000 besitzt. Im Aul schwieg alles, nur hie und da bellte ein Hund oder es krähte ein Hahn.

Im obern Stockwerk in einem großen, hohen Zimmer saß vor dem helllodernden Kaminfeuer der bekannte Marsy=Bek, ein gelehrter und muthvoller Mann. Sein langer, weißer Bart wiegte sich auf der breiten, kräftigen Brust, auf seinen Knieen lag ein aufgeschlagener Koran, und die Augen des Greises, voll Verstand und wunderbarem Zauber, hefteten sich auf die Linien; eine feine Pelzmütze deckte den obern Theil seiner hohen, durch Säbelhiebe wie durch Falten gefurchten Stirn. Marsy=Bek trug ein feines Hemd und leichte blaue Pumphosen. In der Ecke auf einem ungeheuren Kissen, das im Nothfall auch, wie eben hier, als Matratze dienen konnte, lag ein Knabe, der Enkel Marsy=Beks, und das Feuer warf hie und da einen hellen Schimmer auf das Gesicht des schlafenden Kindes.

Die Möblirung des Zimmers bestand aus langen, ziemlich gewöhnlichen Teppichen, breite Bretter liefen an den Wänden hin, und auf diesen lagen wie in Kissen zusammengerollte Matratzen; ferner sah man riesenhafte Näpfe und in symmetrischer Ordnung thönerne Teller und Schalen aufgestellt. Aber in der Ecke, da wo man gewöhnlich das Bett für Marsy=Bek und seinen Sohn Boka ausbreitete, waren die Waffen so schön und sinnreich zusammengestellt, daß man in der That an dieser Koketterie, nicht der einzigen die der Tschetschenze sich gestattet, Gefallen finden mußte; die Gewehre Hadschi Mustapha's sahen so glänzend aus, daß man sie für Silber hätte nehmen können: der Schaft, das Schloß, das dicke Ende

*) Von einem Hrn. L. F. Jekeln in den Vaterländischen Memoiren mitgetheilt, aber ziemlich weitschweifig erzählt; der Verfasser war, wenn wir recht berichtet sind, einmal bei den Tschetschenzen in Gefangenschaft. A. d. R.

des Ladstocks waren mit Silber eingelegt, Säbel, Dolche, Pistolen, Peitschen, Pulverhörner so wie endlich zwei Sättel, alles war mit Silber beschlagen. Der Hausherr, das sah man, liebte diese auserlesenen Waffen, die treuen Gefährten seiner Raub- und Rachezüge. Ueber all diesen Waffen hing ein dreifaches Panzerhemd, Armschienen und ein Helm, das Geschenk eines tscherkessischen Fürsten, aber weder Boka, noch Marsy-Bek hatten sie je angelegt.

Marsy-Bek las fort, Seite um Seite, und vertiefte sich ganz in die harmonischen Lieder, indeß nahten Schritte der Thüre, er legte das Buch weg und hörte bald eine Stimme leise fragen: „Marsy-Bek, schläfst du?" Marsy-Bek kannte die Stimme wohl; es war die seiner Schwiegertochter Dschennat. Er seufzte, ließ sie eintreten, und wies ihr dann Platz auf einem der Schemel an. Sichtlich vermied er dem Blick ihrer Augen zu begegnen, er nahm den Feuerhaken, fing an im Kamin zu stöbern und legte einige Scheite beiseite, damit das Feuer, das er bisher sorgsam unterhalten hatte, keine so helle Flamme werfen möge. Als er damit fertig war, warf er die Feuerzange in die Ecke, setzte sich an seinen vorigen Platz, stemmte die Ellenbogen auf die Kniee und fragte mit etwas unsicherer Stimme: „Nun, was bringst du Neues?"

„Was ich Neues bringe? Höre, Marsy-Bek, du weißt, weßhalb ich mit dir sprechen wollte; vielleicht weißt du aber nicht, daß du allein mich hören wirst? Allerdings könnte ich meinen Kummer auch meiner sanften Nebi erzählen, wenn ich ihre Wiege schaukle, . . (Hier zitterte ihre Stimme.) Wer von uns hat Recht, Marsy-Bek? Fünf Jahre war ich mit ihm verheurathet, vier Jahre danke ich Dschabbar für das Paradies, in welches er mich versetzte, und jetzt . . . Wer ist schuldig von uns?"

„Warte, armes Kind, dulde, das hitzige Fieber wird vorübergehen, und er wird wieder zu dir zurückkehren?"

„Zurückkehren? Nein, ich kenne ihn. Was hat er beschlossen? Sage mir die Wahrheit, im Namen des ewigen Gottes . . ."

Der Greis wollte nicht lügen und wollte die Wahrheit nicht sagen; er schwieg, und seine zusammengezogenen Augenbrauen zeigten, daß etwas ihm finstern Unmuth erwecke; Dschennat faßte seine Hand, küßte sie und sagte: „Sprich! du hast nie gelogen! du weißt, daß er schuldig ist; fürchte dich nicht; ich trage meinen Kummer, mit derselben Stärke, wie ich meine Liebe und mein Glück getragen." Dschennat stand auf, streckte die Hand nach dem Koran aus, Marsy-Bek aber nahm diesen schnell zu sich: „Rasende, laß den Koran, auf ihn sollen die Flüche deiner Eifersucht nicht fallen! Du willst wissen, ob er bald mit dir ein Ende machen wird? . . . er sagt in zwei oder drei Wochen."

Marsy-Bek verstand Dschennat nicht, wenn er glaubte, ihr Kummer sey die Folge der Eifersucht. Sie hatte einen kräftigen Willen, dennoch entrissen ihr die letzten Worte ihres Schwiegervaters einen langen Klageton, in welchem die letzten Saiten der Hoffnun zu springen schienen. Der Alte zitterte gleichfalls: der Knabe erwachte und murmelte etwas, die arme Mutter, voll Liebe und Verzweiflung, umfaßte ihn, drückte ihn an sich und sagte kaum hörbar: „Osu, mein Sohn, dein Vater will mich forttreiben!" Schnell legte sie den Knaben wieder hin und starrte geraume Zeit in das Feuer, ohne ein Wort zu sprechen, als plötzlich ein leichter Luftzug ihnen die Klänge eines fernen Liedes zuführte. Der Greis horchte auf, und seine Lippen schienen sich zu bewegen, als ob er das Lied nachsummte. Nach einer Viertelstunde kam eine Reiterschaar in das Dorf, das mit einemmal sich zu beleben schien; nach wenigen Minuten stieg der Rauch in dichten Wolken aus dem Schornstein empor, die Hunde heulten, und an jeder offenen Thüre erschien eine weibliche Figur, die Knaben eilten in den Hof, um Väter und Brüder zu empfangen.

„Dschennat, bring' Holz herauf und bereite den Gersinisch, hörst du, Boka kömmt . . ." Bei Boka's Namen stand das arme Weib auf und verließ ohne ein Wort zu sagen das Zimmer. Der graue Renner von kabardinischer Zucht stampfte schon im Hofe den Boden, und Osu, so klein er war, ging hinab, den Vater zu grüßen und ihm das Pferd abzunehmen. Boka aber schritt eilig die Treppe hinauf, trat ins Zimmer, reichte seinem Vater die Hand, legte die Waffen ab und warf sich aufs Bett.

„Nun, wer ist gewählt?" fragte Marsy-Bek mit Ungeduld seinen Sohn.

„Ich selbst; die Wahl war stürmischer als ich mich je erinnere, doch Gott sey Dank, alles ist beendigt. Wärst du dort gewesen, Marsy-Bek, hättest du gesehen, wie die Bursche von Atwit lärmten, daß ich nicht die Rochtschu*) führen solle! aber die Atagaer hielten aus, und die Unsrigen aus Giretei waren, wie sich versteht, auf meiner Seite, sie stritten und lärmten, endlich aber schrie Guba, Duglas, Dola und der Wilde von der Moschee dem Volke zu, daß ich das Haupt seyn solle."

„Guba?"

„Ja, Guba, das ist ein Mann, du weißt, daß er der einzige war, der gegen mich auftreten konnte, Dola und der Wilde sind unsere guten Freunde, sie sind reich und zum Kriegszug etwas zu schwerfällig geworden, Duglas wird alt, so blieb nur Guba übrig; sobald er aber sah, daß mein Ansehen überwiege, so entsagte er selbst zuerst, rief dem Volke zu, ich sey gewählt, kam selbst zu mir und bat mich unter meine Mnruden aufgenommen zu werden."

„Nun und von den feindlichen Truppen hat man nichts gehört?"

„O ja, es sollen viele aus Wiabikankas un Derbend ausgezogen seyn; bald wird man den Befehl an alle Auls senden müssen, daß sich die Reiter nach Ataga begeben, von da ziehen wir gegen den Terek und sehen, was zu thun ist. Indeß sie werden zur Zeit nicht kommen; der Herbst hat die Wälder kahl gemacht, es ist kein Gras auf den Steppen, warum sollen wir umsonst Tag und Nacht die Ungläubigen bewachen. Ueberdieß . . ." Boka räusperte sich.

*) Die Tschetschenzen nennen sich Nochischu-Steg.

„Was . . . überdieß? . . .“

Der neue Fürst unterdrückte ein Gefühl der Unruhe und sagte nachlässig: „Meine Heurath, in der That, ich würde mein halbes Vermögen darum geben, sie nicht weiter hinauszuschieben. Dschennat zu sehen ist mir zuwider wie der blasse Tod . . .“

„Sprich nicht thöricht, Boka; kannst du an Heurath denken, wenn dein Volk und Vaterland in Gefahr ist?“

„Sprich du nicht thöricht, Marsy-Bek! Was sagst du mir von Volk und Gefahr? War ich nicht der erste im Kampf, der erste, welcher einen ungeschornen Kopf abhieb? Fürchte dich nicht, wenn die Zeit kommt, will ich wieder gleiche Schläge thun; ich stehe zu meinem Volk und eine Heurath soll meine Arbeit nicht stören . . .“ Das Ende seiner Antwort wurde ziemlich unverständlich ausgesprochen und während der ganzen Unterredung hatte er mit dem Zipfel seines Kleides bald sein Gewehr, bald seine Pistolen geputzt, bald seine Säbelklinge abgerieben.

„Osu, bringe Wasser und Schüsseln; es ist spät, wir wollen beten, Marsy-Bek, dann zu Nacht speisen und uns schlafen legen. Osu, sage Dschennat, daß sie ein kräftiges Mahl auftrage.“ Boka wusch Hände und Füße, Gesicht und Haupt, nahm dann von der Mauer den Gebetsteppich, warf ihn auf den Boden und kniete mit seinem Vater darauf nieder. Nach dem Gebet wurde eine ungeheure Schüssel mit Mehlspeisen vor die beiden hingestellt, und auf einem Teller lagen Rindfleisch und dünne Schnitten Brod. Dschennat saß am Kamin und schürte das Feuer.

Wer jetzt Mann und Frau betrachtete, mußte nicht wenig erstaunen: sie war schön im vollen Sinne des Worts, er aber stößte auf den ersten Anblick Abscheu und Furcht ein; seine Nase, von einer Kugel zerschmettert, war wie in zwei Stockwerke abgetheilt, eine zweite Kugel, welche durch die untere Wange gegangen, hatte diese bis zum Kinn weggerissen, und ein Säbelhieb von dem Ohr bis zum Munde hatte eine unauslöschliche Narbe und eine zerspaltene Wange zurückgelassen. Alle diese Spuren des Kampfes mochten zwar sehr ehrenvoll seyn, entstellten aber entsetzlich; die Fleischknollen, welche da und dort herumhingen, waren widerlich. Aber Dschennat liebte diese in ihren Augen schönheitsvolle Mißgestalt. Als das Essen vorüber war, ließ Dschennat die Gefäße durch Osu hinabtragen und blieb selbst oben; sie wollte mit ihrem Manne sprechen und wußte doch nicht, wie sie es anfangen sollte. Boka sah dieß, und hatte doch noch so viel Gewissen, sie nicht fortgehen zu heißen; aber er wandte sich gegen die Wand und fragte mit dumpfer Stimme: „es scheint, du willst um etwas bitten?“

„Nein; ich will nur wissen, ob deine zweite Frau bald kommen wird, noch vieles muß vor ihrer Hieherkunft vorbereitet werden.“

„Binnen vierzehn Tagen — hörst du?“

„Ja.“

„Nun gehe und laß mich schlafen.“

„Alsbald; erlaube mir nur noch Eine Frage.

„Sprich . . ., du hast dir eine Zeit gewählt . . .

„Die einzige, in der du zu Hause bist; du bringst den ganzen Tag bei Fremden zu; befiehlst du mir hier zu bleiben, oder zu meinen Verwandten zu gehen?“

„Wie du willst, wähle selbst; in jedem Falle gebe ich dir zwanzig Tjumen.“ *)

„Behalte dein Geld; du weißt ich habe nichts genommen, da ich mich verheurathete; warum sollte ich jetzt etwas nehmen und dein Haus verlassen? Ich bin reich, ich bleibe . . . gebe Gott, daß deine neue Frau dich liebe, wie die alte; ich kenne Eheni, und bleibe um deiner Ruhe willen, Eheni wird deine Geliebte, ich deine Freude seyn . . .

„Aha! um Streit anzufangen.“

„Lüge nicht, du kennst mich; ich bin Aslans Tochter und Boka's Weib, wer kann sagen, daß ich streitsüchtig sey.“

„Gut, gut, gehe nur jetzt . . .“

„Ich gehe.“ Sie sammelte alle noch brennenden Kohlen auf einen Haufen, bedeckte sie mit Asche und ging hinaus, indem sie Marsy-Bek und Boka eine gute Nacht wünschte.

„Gute Nacht,“ erwiederte der Alte; der Fürst schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

(Nach Felix Mornand. Revue de Paris. 3 Dec.)

Erster Abschnitt.

Dieser Mann, der noch vor wenigen Jahren die Provinz Constantine regierte, ist jetzt verschollen, und es ist wohl kaum wahrscheinlich, daß er je wieder auf dem öffentlichen Schauplatz auftritt; da aber seine Lebensgeschichte auf die innern Verhältnisse der Provinz ein mannichfaches Licht wirft, so halten wir es nicht für überflüssig, diese neue Lebensbeschreibung desselben, die auf mancherlei an Ort und Stelle selbst gesammelten Nachrichten beruht, hier mitzutheilen.

Im Jahre 1827, drei Jahre vor seinem Fall, schickte der Dey Hussein, der Bauholz für seine Marine bedurfte, Leute in die schönen Wälder, welche das Gebiet der Beni-Tschened bedecken, eines Kabylenstammes im Südosten von Algier in der Nähe des Tscherdschera- (Juejura-) Gebirgs. Die Kabylen ließen aber nicht einen einzigen Baum fällen, denn der Wald war heilig für sie, und sie lebten in der Ueberzeugung, daß von diesen prächtigen Bäumen ihr Glück oder Unglück abhänge; um die geheimnißvolle Gottheit, welche in diesen Wäldern haust, sich geneigt zu machen, brachten sie ihr Opfer an Schafen dar. Wir überlassen den Archäologen die Frage, ob diese Sitte ein Ueberrest des heidnischen Götzendienstes ist, der sich durch das Christenthum und den Islam hindurch erhielt, und kehren zu Hussein Dey zurück. Er zürnte über den Widerstand der Kabylen, schickte ein zahlreiches Truppencorps unter Jahja Aga, einem der besten Kriegsmänner von Algier, aus, aber der Himmel erklärte sich für die Kabylen, die algierischen Truppen mußten das Gebiet derselben räumen und fielen zu guter letzt noch in einen Hinterhalt, den die Kabylen ihnen gelegt hatten. Ein so wohl unterhaltener Kugelregen fiel über die Truppen des Dey, daß

*) Ein Tjumen ist etwa 10 R. Silber.

jeder Soldat sich beeilte vom Pferde zu springen und sich hinter sein Pferd zu verbergen. Dieß that der tapfere Jahja Aga selbst, so gut wie die andern, und nur Ein Mann blieb ruhig mitten unter dem mörderischen Feuer zu Pferde sitzen, obwohl er bereits eine Wunde erhalten hatte. Diese seltene Unerschrockenheit war um so auffallender, als derjenige, welcher sie zeigte, keinen militärischen Grad hatte, und die Truppen mehr aus Neugierde begleitet hatte. Es war ein kürzlich von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekommener Kulogli. Als die Gefahr vorüber war und jeder über die bewundernswerthe Kaltblütigkeit des neuen Hadschi (Pilgers) sein Erstaunen aussprach, begann die Musik des Aga einen militärischen Marsch, dessen muntere Töne bald Ordnung in die Reihen und Vertrauen in die Herzen zurückbrachte. Der heldenmüthige Pilger wandte sich nun zu seinem Nachbar, dem Kaid Jusuf, und sagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Die herrliche Musik! oh! könnte ich eine solche für mich allein haben und dieselbe nur vierzehn Tage lang nach Gefallen spielen hören, ich gäbe gern mein Leben darum."

„Bei Gott!" antwortete der Kaid, „das Opfer wäre nicht sehr groß; du mußt in der That dich um dein Leben so wenig kümmern, wie um ein Haar deines Bartes, um es so auszusetzen, wie du eben gethan hast."

„Du irrst dich, mein Freund," entgegnete der Sohn des Soldaten,*) „ich schätze das Leben so gut wie du, aber ich achte es schimpflich für einen Krieger sich zu verbergen, namentlich vor diesen Kabylen, die ich hasse und verachte."

„Meinetwegen," entgegnete der Kaid, „aber du bist ein seltsamer Mensch; du bist verwundet, ich sehe, daß du blutest, und statt dich verbinden zu lassen, hast du nichts als Musik im Kopfe!"

Während des übrigen Marsches sprach man in der Armee von nichts als von diesem Zug außerordentlicher Keckheit, die auch zu Algier großes Aufsehen erregte und natürlich hier zu den Ohren des Dey kam. Man erzählt, dieser habe wenige Tage nachher unsern Pilger nach der Kasbah berufen und ihn vor den versammelten Mitgliedern des Diwans und den Großbeamten des Staats also angeredet: „Man erzählt mir Wunder von deiner Tapferkeit; das ist schön, denn ich kann tapfere Leute brauchen. Auch habe ich gehört, daß du die Musik liebst. Du sollst eine haben, die der von Jahja Bey nicht nachsteht; ich mache dich zum Bey von Constantine."

So wurde Hadschi Ahmed, — denn er war der unerschrockene Pilger, — Gouverneur, oder richtiger gesagt, unumschränkter Herr der schönsten und größten Provinz des Landes. Wir wollen nun einen Blick zurückwerfen auf das Leben dieses Mannes vor seiner Erhebung. Sein Großvater, der denselben Namen führte, wie er, hatte bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dieselbe Provinz verwaltet. Mohammed, sein Sohn, Hadschi Ahmeds Vater, erhob sich nur zum Rang eines Chalifah (Stellvertreter) des Bey, und heurathete die Tochter des Häuptlings eines der mächtigen Stämme der Wüste, mit denen die Gouverneure von Constantine sich gern verbanden, und die wahrscheinlich wegen der Aehnlichkeit des Namens stolz darauf sind, direct von König David abzustammen. Hadschi Ahmeds Vater nahm ein tragisches Ende. Er war ein habgieriger Mensch, der, um seinen Golddurst zu befriedigen, sich alles erlaubte. Müde der Klagen, die jeden Augenblick über den Bedrücker einliefen, befahl der Dey Ali Khodscha, der, was Strafen betraf, keine halben Maaßregeln kannte, ihn und seine ganze Familie wie ein Nest schädlicher Schlangen auszurotten. Der Chalifah wurde erdrosselt, aber der junge Ahmed wurde von seiner Beduinenmutter gerettet und nach den schwarzen Zelten Ben Ghana's gebracht.

*) Dieß ist die wörtliche Uebersetzung von Kulogli.

Hier verflossen die Kindheit und die erste Jugend Ahmeds; hier unter einem glühenden Himmel, am Busen einer wilden Natur begann er zu leben, d. h. zu denken und zu fühlen, und hier entwickelte sich jene feurige Sinnlichkeit, jene ungestüme Naturanlage, die später keinen Zügel, kein menschliches noch göttliches Gesetz kannte. Die Sahara, d. h. die Wüste, nach dem einmal angenommenen ziemlich unpassenden Ausdruck, ist sehr bevölkert, und manche schätzen bloß die Zahl der dem Scheikh Ben Ghana unterworfenen Zelte auf mehr als 10,000. Ein Eingeborener, Hamdan Ben Othman Khodscha, macht davon folgende Schilderung. „Es ist ein sandiges Land; von Zeit zu Zeit sieht man einen hohen Berg sich erheben, dann verschwindet dieser Berg wieder, wie durch Zauber, denn er war von Sand, und der Wind, der ihn in Einer Nacht gebaut, hat ihn an einem einzigen Morgen wieder zerstört. Der Wind verändert unablässig den Anblick des Landes, heute füllt er Thäler aus und morgen erhebt er Berge, so daß es unmöglich ist, mitten durch dieß Sandmeer eine Straße zu bezeichnen. Man findet in der Sahara weder Bäume noch Steine, weder Flüsse noch Bäche, mit Einem Wort kein Zeichen, welches die Schritte des Menschen mit Sicherheit leiten könnte. Indeß durchwandert das Volk diese Länder und weiß seinen Weg zu finden; es befragt die Gestirne des Tags und der Nacht und entdeckt die Wasserquellen mit einem wunderbaren Instinct. Manchmal sind dieselben 40, selbst 100 Fuß tief im Sande vergraben, was sie aber nicht hindert, auf den ersten Blick den Ort der Quelle zu entdecken. Es ist dieß eine der Gaben, mit denen der Schöpfer dieß Volk gesegnet hat. Man trifft in der Sahara viele giftige Thiere, Schlangen und Scorpionen, deren Biß sehr gefährlich ist, und man begreift schwer, wie sich die Bewohner dagegen schützen können, denn diese Thiere halten sich im Sande versteckt. Man findet unter anderm auch eine sehr kleine dünne Schlange, die wie ein Pfeil auf den Menschen losstürzt. Sobald sie ihr Opfer berührt hat, speit sie Feuer und tödtet sich selbst, nachdem sie dem, den sie gebissen, den Tod gegeben. Sie soll sogar, wenn sie auf Eisen oder Stahl trifft, einen Eindruck im Metall zurücklassen. Darum sind in diesem Lande die Steigbügel breit und haben eine aufgebogene Platte, in welcher der Fuß des Reiters eingeschlossen ist. Das Thier beißt in den Steigbügel und läßt auf der Platte seinen Eindruck zurück." Die Einbildungskraft wird erschreckt durch ein solches Gemälde, von dem man natürlich die feuerspeienden Schlangen und andere orientalische Fabeln abziehen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Brod- und Mehlverbrauch in London. Man rechnet, daß in den Districten der Hauptstadt, deren Bevölkerung nach dem letzten Census 1,870,727 Seelen beträgt, wöchentlich 30,000 Säcke Mehl verbraucht werden. Rechnet man fünf Pfund Brod wöchentlich auf den Kopf, so gibt dieß 2,338,409 Laibe zu 4 Pfund, und nimmt man an, daß aus einem Sack Mehl 93 solcher Laibe gemacht werden, so sind hiezu 25,144 Säcke erforderlich, wo noch 4856 Säcke für Puddings und Bäckereien aller Art übrig bleiben. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 17 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1844.

Die asiatische Gesellschaft in London.

London, 10 Januar.

Die asiatische Gesellschaft von London hat vor einiger Zeit ihren Jahresbericht bekannt gemacht. Man sollte glauben, daß die einzige Gesellschaft in England, welche sich mit dem großen englischen Reich im Orient beschäftigt, vom Staat, von der ostindischen Gesellschaft, von den Universitäten und dem Publicum reichlich unterstützt werde, aber dieß ist nur sehr theilweise der Fall. Der Staat thut gar nichts; die Gesellschaft hatte seit Jahren verlangt, ein Local in Somersethouse zu erhalten — einem Palast, in welchem die Royal Society, die Academie der Künste und andere literarische und artistische Anstalten Raum gefunden haben — aber bis jetzt umsonst. Die Königin thut ebenfalls nichts; die Gesellschaft hatte im verflossenen Jahre gewünscht sich an sie zu wenden, um sie zu bitten eine Goldmedaille zu Preisen zu stiften, aber Sir R. Peel erklärte, daß er die Bitte nicht unterstützen könne, indem die Finanzen der Civilliste keine neue Ausgaben erlauben, was auch, wenn das Gerücht wahr ist, daß die Civilliste um den Betrag eines ganzen Jahres verschuldet sey, richtig genug seyn würde. Die ostindische Compagnie gibt 105 Pf. St. jährlich, dieß ist wenigstens etwas, aber wenig genug, und sie sollte offenbar mehr thun. Die asiatische Gesellschaft hatte vor einigen Jahren eine Agriculturcommission niedergesetzt, welche indische Producte, die sich zur Einfuhr in Europa eignen könnten, untersuchte. Der bekannte Botaniker Royle und der Chemiker Solly machten in Folge dieser Anstalt die Analyse einer großen Anzahl von Gummiarten und anderer Handelsproducte bekannt, und der General Briggs publicirte ein sehr merkwürdiges Memoire über die Baumwollencultur und den in Indien dazu geeigneten Boden. Dieß weckte die Compagnie einigermaßen auf, sie nahm Royle in ihre Dienste als Botaniker, verlangte in Indien das Einschicken von Proben aller Waaren und Producte, die auf die Märkte im Innern des Landes kommen und von denen viele gar nicht in den europäischen Handel gelangen, und Preislisten von allen Märkten. Sie hat ohne Zweifel in den letzten Jahren auf diese Art beträchtliche Materialien gesammelt, aber wie nach ihren Vorgängern zu erwarten war, ist alles in ihren Kanzleien stecken geblieben, die Berichte der asiatischen Gesellschaft haben aus Mangel an Fonds und weil man Royle an sich gezogen hatte, aufgehört, und die neue Anstalt ist vollkommen unfruchtbar geblieben.

Es wäre besser gewesen, die Compagnie hätte die Hälfte des Geldes, das sie jetzt auf die Sache verwendet, der Gesellschaft dazu angewiesen, und diese, deren Existenz und Gedeihen von ihrer Wirksamkeit abhängt, hätte ihre Untersuchungen so schnell und so weit verbreitet als möglich. Der Vortheil der größten Publicität aller Facta dieser Art ist so groß für die Compagnie, welche den directesten Nutzen aus allem zieht, was dem Land in Indien Werth gibt, daß man diese Geheimnißthuerei nur begreift, wenn man weiß, wie sehr die kleine Anzahl der Directoren, welche einen wirklichen Einfluß auf die Geschäfte haben, mit Arbeit überhäuft ist, und wie abgeneigt die Bureaux jeder Oeffentlichkeit sind. Die Universitäten, die reichsten literarischen Anstalten der Welt, thun nichts für die asiatische Gesellschaft und für orientalische Studien überhaupt so wenig als möglich. Indien scheint für sie nicht zu existiren, als etwa so weit es Bisthümer und Caplaneien zu vergeben hat, und die einzige Lehrstelle für Sanskrit, welche in Oxford existirt, wurde nicht von der Universität, sondern von einem Obersten im Dienst der Compagnie gestiftet, der dazu ein Capital von 400,000 fl. aussetzte. Die Compagnie, als ob sie nicht wollte, daß auch dieses einzige Licht leuchtete, beeilte sich den (übrigens sehr verdienstvollen) Professor in Oxford zugleich zu ihrem Bibliothekar in London zu ernennen, so daß er bald hier bald dort ist und das Studium keine großen Fortschritte macht. So bleibt der Gesellschaft nichts übrig als das Publicum, welches aber in England in allem, was Indien betrifft, sehr unwissend und wenig neugierig ist. Doch haben in England die Reichen die sehr ehrenwerthe Idee, daß sie die Pflicht haben etwas zur Beförderung gemeinnütziger Zwecke beizutragen, und die meisten werden daher Mitglieder einer oder mehrerer gelehrten Gesellschaften, und in die asiatische Gesell-

schaft lassen sich natürlich vor allem diejenigen aufnehmen, welche einen Theil ihres Lebens in Indien zugebracht haben oder deren Söhne und Verwandte dort sind. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf etwa 300, und ihre Einkünfte auf 900 Pfd. St., was außer allem Verhältniß mit der Größe des Zweckes ist, den sie sich vorgesetzt, und mit der Wichtigkeit, welche derselbe für England hat. Denn von dieser Summe kann nur der kleinste Theil auf die Herausgabe der Schriften der Gesellschaft verwendet werden, indem in England jede öffentliche Gesellschaft Anstandsausgaben hat, welche die bei weitem überschreiten, die in Frankreich oder Deutschland in ähnlichen Fällen gefordert würden. Die asiatische Gesellschaft hat im letzten Jahre bezahlt für ihr Haus 264 Pfd., für Besoldung eines Secretärs und eines Schreibers 200 Pfd., für Domestiken 98 Pfd., für Heizung, Meubles, Post u. s. w. 148 Pfd., im Ganzen für alle Ausgaben außer dem Druck ihrer Schriften 731 Pfd. St. Der Druck des vierzehnten Heftes ihres Journals, das im Laufe des Jahres erschien, mit den dazu gehörigen Lithographien rc. kostet 306 Pfd. St. Wäre die Gesellschaft besser unterstützt, so würden darüber ihre Anstandsausgaben nicht zunehmen, sondern jeder Zuwachs käme den literarischen Ausgaben zu gut, aber so wie es ist, kann sie nur wenig direct thun, und ihr Hauptnutzen ist, daß sie einen Mittelpunkt bildet, um den sich Gesellschaften mit ähnlichen Zwecken gruppiren und an den sie sich anlehnen können. So haben sich um sie namentlich die Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen und später die für orientalische Texte gebildet, welche sich im Hause der asiatischen Gesellschaft versammeln und so ihre ganze Einnahme auf ihren Druck verwenden können. Daher sieht man auch, daß diese beiden Gesellschaften, deren Einnahme doch viel geringer ist, mehr leisten können als die Stammgesellschaft. Diese hat in den zwanzig Jahren ihrer Existenz drei Quartbände Memoiren und sieben Bände ihres Journals herausgegeben, die viele wissenschaftlich bedeutende Arbeiten enthalten; aber daß sie nicht mehr thun konnte, beweist die unbegreifliche Gleichgültigkeit, welche in England über orientalische Interessen herrscht.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Als das Vertrauen des Volks die Gewalt in Boka's Hände legte, war er erst 30 Jahre alt. Das Glück war ihm stets günstig gewesen, und so fehlte es ihm an Erfahrung: er kannte die Menschen nicht, nicht einmal seine Landsleute. Er war muthvoll, tapfer, unternehmend bis zur Verwegenheit, aber bei allem dem doch noch ein Knabe. Dabei konnte er sich der Sinnesart seines Volkes in keiner Weise entschlagen: er verachtete die Weiber, die er als Wesen ansah, welche zur Arbeit und hie und da zum Vergnügen des Mannes auf der Welt sind. Darum verstand er Dschennat nicht, die von ihrem Vater Aslan eine gewisse Erziehung genossen hatte, welche sie über ihre Gespielinnen erhob. Aslan hatte seine Gattin wirklich geliebt, und als sie bei der Geburt eines Sohnes starb, wandte sich seine ganze Zärtlichkeit auf Dschennat. Er hatte in Raubzügen gegen Kosakenstanitzas und feindliche Dörfer ein ziemliches Vermögen erworben, widmete sich nun dem Lesen heiliger Bücher und theilte seine ganze Zeit zwischen ihnen und seiner Tochter, eine unter seinem Volk unerhörte Erscheinung. Das Schicksal gab dieser Tochter ausgezeichnete Anlagen; schon von Jugend auf wollte sie mit ihren Freundinnen nicht spielen und scherzen, sondern sie liebte das Umherstreifen in der freien Natur unter den Felsen und Wäldern, und ihr Vater hatte ihren Sinn schon dadurch ernster gemacht, daß er sie in die arabische Sprache und in das Lesen des Koran einweihte, *) dieses einzige Gesetz, das die Tschetschenzen anerkennen.

Der Tschetschenze steht selten vor Gericht, liegt aber stets mit jemand in Fehde; stets wird Blut auf diesen Ebenen und Bergen vergossen, und doch ist das Ganze immer geordnet und furchtbar. Selbst die Ueberlieferung weiß von keinem, der die oberste Gewalt an sich gerissen hätte, was doch in einer rohen Gesellschaft viel leichter geschieht als in einer gebildeten. Aslan, Dschennats Vater, war einer von den Tschetschenzen, welche die Unabhängigkeit um ihrer selbst willen, nicht bloß deßhalb lieben, daß sie ungehinderter rauben und plündern können. Jahre, Nachdenken und eine gewisse Leere, die alles was er früher geliebt hatte, ihm einflößte, alles veranlaßte ihn sich mehr und mehr in sich zu vertiefen, aber dennoch war eine heiße, fast fanatische Liebe zum freien Tschetschenzenlande in ihm das herrschende Gefühl geblieben. Dschennat, von Jugend auf von ihrem Vater erzogen, machte allmählich immer mehr seine Ansichten zu den ihrigen. Sie liebte in Boka weniger den Mann als den tapfern Krieger, den Vaterlandsvertheidiger, darum achtete sie ihn noch, selbst als er sie verstoßen.

Boka hatte an Eheni, einem schwarzäugigen Mädchen, Gefallen gefunden und begehrte sie von ihren Eltern zur Frau, die auch dem mächtigen Boka alsbald zusagten, obwohl Eheni bereits einen ihrer Jugendgespielen, Namens Saaka, liebte. Dieser stand, als Eheni ihm die Nachricht mittheilte, lange da ohne ein Wort zu reden, aber man sah wohl, daß allerlei Gedanken in seinem Kopfe gährten, denn seine Stirne zog sich bald in Falten, bald glättete sie sich wieder, ohne daß er ein Wort verloren hätte. Endlich brach er sein Schweigen und sagte: „Fürchte dich nicht und alles wird gut gehen, thue wie Vater und Mutter befehlen, das ist unerläßlich; ich aber werde mich bemühen, diesem Fürsten einen guten Dienst zu leisten. Lebe wohl.“

„Wohin gehst du? Warte doch noch.“

„Ich muß sogleich weiter, denn am Morgen muß ich bei meinen Gefährten eintreffen. Wenn du willst, daß mein Plan gelinge, so halte mich nicht auf.“ Saaka sprengte fort dem Laufe des Argunflusses entlang in der Richtung nach

*) Die Frauen lernen nur die Gebete auswendig ohne sie zu verstehen; daß Dschennat das Arabische selbst lernte, war ein unerhörtes Beispiel.

Grodnaja, der russischen Veste, hin, und verschwand bald in den Schluchten am Ufer. Es währte nicht lange, so stieß er auf Duglas, welcher von der Volksversammlung nach Hause ging.

Lange schon ging das Gerücht, daß der Fürst eine zweite Frau nehmen wolle, man wußte, daß diese zweite Frau, Eheni, ihn hasse und den hübschen Gaaka liebe. Duglas wußte alles dieß, und als er jetzt den Jüngling traf, dessen Auge glühte, konnte er sich die Gründe wohl erklären.

„Ei, wohin gehst du? Die Sonne ist schon untergegangen."

Duglas war das Haupt der Atagaer und Gaaka konnte nicht umhin bei dieser Frage sein Pferd anzuhalten. „Ich gehe in eigenen Geschäften, Kunach; ist auch die Sonne untergegangen, so leuchtet doch der Mond, und überall findet sich ein Weg."

„Ja, überall findet sich ein Weg, aber entspringt auch ein Vortheil daraus, ich weiß, wohin du deinen Kabardiner jagst, aber ich weiß auch, daß du nicht finden wirst was du suchst."

„Entschuldige, Kunach, du hast Unrecht, ein Freund erwartet mich zu Hause."

„Wirklich? Nun, steig ab, und siehe, wo dein Freund ist."

„Zu Hause; lebe wohl, Kunach."

„Halt! Wohin, Unsinniger? steig ab vom Pferd und folge mir, wenn du willst, daß Eheni die Deinige werden soll."

Gaaka sah ihn staunend an, und folgte unwillkürlich dem Greise, der ihn ins Haus führte. Was sie hier besprochen ist unbekannt; leicht aber wurde es Duglas durch das Versprechen, daß Eheni sein Weib werden solle, den jungen Mann für sich zu gewinnen, welcher versprach zu einer bestimmten Zeit in der Nacht an der Mühle zu Giretei sich einzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Doch kehren wir zu Ahmed Bey zurück. Der Einfluß, den sein Oheim, Ben Ghana, bei Hassan, dem Bey von Constantine, genoß, wirkte ihm allmählich Gnade aus, und im Jahre 1812, — er konnte damals 20 bis 25 Jahre alt seyn, — wurde er zum Kaid der Haractas, eines der wichtigsten Stämme der Provinz, ernannt; einige Jahre später wurde er Chalifah des Bey, der ihm mit Ertheilung des Amtes, das schon sein Vater bekleidet hatte, auch den größten Theil seines väterlichen, früher zum Vortheil des Beylik eingezogenen Vermögens zurückgab. Ahmed, jetzt der zweite Beamte in der Provinz, trat in die väterlichen Fußstapfen. Er war räuberisch, gewaltthätig und grausam, alles dieß um seine unersättliche Wollust zu befriedigen. Bald erhob sich ein Schrei der Verwünschung gegen ihn, aber Ahmed, gewandter als sein Vater und durch dessen tragisches Ende gewitzigt, hatte zu Algier mächtige Gönner gewonnen, welche ihn lange gegen die Angriffe und die täglich wiederholten Klagen schützten. Eine Unthat aber, ernster und abscheulicher als die andern, machte endlich alle Bemühungen seiner Freunde unnütz.

Wie der Chalife Harun Alraschid, aber in ganz anderen Absichten, durchstreifte er gern die Straßen und Umgebungen der Stadt. Eines Abends hielt er in der Nähe von Constantine an der Thüre eines kleinen Hauses an, wo er auf seinen Abendpromenaden zwei Mädchen von außerordentlicher Schönheit gesehen hatte. Mit Hülfe eines eben so wenig tugendsamen Giafar, wie er selbst war, hatte er schlauer Weise den Vater der beiden maurischen Jungfrauen auf eine Zeitlang aus dem Hause entfernt. Er trat in dasselbe ein, und — das übrige kann man errathen. Der Vater verlangte Gerechtigkeit, und Ahmed mußte seine beiden Opfer heurathen, indem er ihnen auf höhern Befehl ein ansehnliches Witthum aussetzte. Nach kurzer Zeit aber verstieß er kraft des Rechts, welches ihm das moslemitische Gesetz gab, eine nach der andern. Der Bey, welcher sich die Sache sehr zu Herzen genommen hatte, benützte, erbittert über diese Treulosigkeit, die Gelegenheit, um zu Algier seinen Kopf zu verlangen, aber der Dey, zu Gunsten des jungen Chalifah gestimmt, weigerte sich sein Todesurtheil auszusprechen. Da er jedoch ihn weder ganz freisprechen, noch im Amte erhalten konnte, so wählte er einen Mittelweg, der darin bestand, ihn eine Zeitlang aus der Regentschaft zu verbannen und ihn auf die Pilgerreise zum Grabe des Propheten zu senden. Nach seiner Rückkehr aus Mekka setzte er, dem Gebrauche gemäß, seinem Namen den Titel Hadschi bei und ließ sich zu Algier nieder, seine Wallfahrt scheint aber keinen sehr lebendigen Eindruck bei ihm hinterlassen, noch seine Neigungen verändert zu haben, denn nach kurzer Zeit zog ihm ein neuer Streich eine Verbannung nach Medeah zu, von wo er jedoch, durch seine obenerwähnten mächtigen Freunde unterstützt, bald zurückkam.

Kurz darauf fand die Expedition unter Jahja Aga gegen die Beni Dschenad statt, und das Resultat derselben für Hadschi Ahmed kennen wir bereits. Der auffallende Muth, den er in diesem Feldzug gezeigt, war vermuthlich die bestimmende Ursache, aber nicht der einzige Grund seiner Erhebung zu dem lange gewünschten Posten, denn seine Mutter, Ben Ghana's Tochter, war ihm nach Algier gefolgt, versehen mit starken Summen, die sie mit geschickter Hand unter den Rathgebern des Dey austheilte. Diese unwiderstehlichen Beweggründe trugen wahrscheinlich nicht wenig zur Erhebung Ahmeds bei, der indeß trotz aller seiner Fehler und Laster ein Mann von unbestreitbarer Fähigkeit und Energie war. Die Provinz Constantine befand sich damals in einem kläglichen Zustande von Anarchie und Erschöpfung. Der Bey Ibrahim hatte niemand auf seiner Seite zu erhalten gewußt, und blieb isolirt mitten unter einer trotzigen Bevölkerung, die das türkische Joch und namentlich die Auflagen gründlich haßte. Die Finanzen des unglücklichen Beylik waren in einer solchen Lage, daß Ibrahim bei seiner letzten Reise nach Algier, die jeder Gouverneur alle drei Jahre zu machen hatte, nicht nur keinen Tribut mitbrachte, sondern noch im Geheimen von seinem Schwiegervater, dem Dey, eine Summe zugeschickt erhielt, um die Kosten seines Einzugs und seines Aufenthalts in der Hauptstadt anständig zu bestreiten. Die unglückliche Provinz war von innern Parteien zerrissen, die ihre Kämpfe nur zuweilen einstellten, um sich gegen die schwache Verwaltung des Bey zu vereinigen. Große Uebel wollen eine verwegene Arznei. Hussein Dey wollte anfangs Ibrahim erdrosseln lassen, schenkte ihm aber endlich das Leben, und dachte nur daran, ihm einen energischen Nachfolger zu geben, der die Aufrührer ihren Ungehorsam büßen lassen könnte.

Kein Mensch auf der Welt war besser geeignet als Hadschi Ahmed,

als solches Schreckmittel zu dienen. Er erfüllte seine Aufgabe ganz vortrefflich, ja er soll sie dermaßen überschritten haben, daß der Dey über die Folgen ernstlich besorgt wurde. Andere aber behaupten, er habe mit mehr Mäßigung und Gerechtigkeit regiert, als sein früheres Leben hätte erwarten lassen. Gewiß ist, daß im Jahre 1830, im Augenblick der französischen Expedition gegen Algier, in Folge zahlreicher Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Dey, sein Sturz beschlossen schien. Man wollte die Gelegenheit seiner nahen Reise nach Algier, wohin er den Tribut selbst überbringen sollte, benützen, um sich seiner zu entledigen. Selbst das französische Cabinet kannte diesen Umstand, und suchte Vortheil daraus zu ziehen, indem es den Bey von Constantine von der Sache des Dey abtrünnig zu machen suchte. Hr. v. Lesseps, Generalconsul in Tunis, erhielt den Auftrag, sich mit Ahmed deßhalb in Unterhandlungen einzulassen, ihn über die Gefahren, die seiner zu Algier warteten, aufzuklären und ihm in der Ferne eine Art Unabhängigkeit unter französischer Oberhoheit zu zeigen. Aber man muß es zum Ruhme Ahmeds bemerken, daß er jeden solchen Vorschlag hartnäckig von sich wies und seinem Herrn treu blieb. Er hatte von seinem türkischen Ahnherrn eine unerschütterliche Geradheit geerbt, und Hussein, der ihn wohl kannte, sagte nach seiner Niederlage zu General Bourmont: „wenn Hadschi Ahmed seine Unterwerfung unter Frankreich verspricht, so könnt Ihr sicher seyn, daß er Wort hält; er hat es nie gebrochen."

Ahmed Bey zog in der That dem bedrohten Algier zu Hülfe, und kam früher hin als der Bey von Titteri, der doch nur zwei oder drei Tagemärsche entfernt war. Auf den ersten Blick erkannte er, daß die von dem unfähigen Ibrahim Aga genommene Stellung schlecht sey, und bemühte sich, ihm die Nothwendigkeit einer Aenderung des Feldzugsplans zu beweisen. „Es ist unklug, sagte er, alle Streitkräfte auf einem einzigen Punkt zu vereinigen. Man muß sie trennen und einen Theil westlich von Sidi Ferrusch senden, damit die Franzosen, wenn sie uns folgen, sich von ihrem eigentlichen Ziel, Algier, entfernen. Auf solche Weise können wir sie zuerst angreifen, was unendlich besser ist, indem wir die passendste Stelle zum Kampf auswählen und von unserer Localkenntniß Vortheil ziehen. Was wird geschehen, wenn ihr fortfahrt ihnen geradezu den Weg versperren zu wollen? Unser Rückzug wird ihnen als Führer bis unter die Mauern der Stadt dienen. Ich sage unser Rückzug, denn wir können uns nicht gegen die Franzosen halten. Darüber darf man sich nicht täuschen. Was sind unsere Truppen? Zwanzig bis dreißigtausend Mann, meist hergelaufenes, schlecht bewaffnetes Gesindel, das fast Hungers stirbt, und aus Mangel an Lebensmitteln schon anfängt davon zu laufen. Weder mit meinen Truppen noch mit den Euern, weder mit den 1000 Mann des Bey von Titteri — dieser hatte 20,000 versprochen, — noch mit der Handvoll Reiter, die uns der Chalifah des Bey von Oran zuführte, und eben so wenig mit diesen Milchhändlern, — so nannte man ironisch die Hirten der Metidschah, — können wir in offener Schlacht gegen eine so wohlgeübte, tapfere und gut versehene Armee, wie die Franzosen, aushalten. Wenn ihr mir glaubt und das Ausreißen verhindern wollt, so macht jeden Anführer persönlich verantwortlich für die Bewaffnung und Verköstigung dieser Araber und Kabylen, die voll guten Willens sind, aber uns jeden Tag verlassen, da man sich nicht einmal die Mühe nimmt sie zu ernähren."

Das waren Rathschläge eines verständigen und erfahrenen Mannes, aber Hadschi Ahmed hatte es mit der anmaßenden Dummheit eines Parvenus zu thun, den sein hübsches Gesicht und seine herculische Gestalt, welche die Augen der Tochter des Dey auf sich gezogen, allein zu seinem hohen Posten befördert hatte, dessen Bedeutung ihm völlig den schwachen Kopf verdrehte.

„Seyd unbesorgt, sagte er zu Ahmed; ich habe einen unfehlbaren Plan, mit den Franzosen fertig zu werden; gewandte und sichere Leute werden sich ins Lager der Christen begeben und sich für ihre Anhänger ausgeben. Sie werden sie täuschen durch falsche Berichte über die Lage des Landes, und sie durch das Versprechen, ihnen beizustehen und sie nach dem Kaiserfort zu führen, veranlassen, einen Theil ihrer Truppen zwischen Algier und Sidi Ferrusch zu landen. Morgen spätestens wird diese List ausgeführt werden; und während meine Vertrauten die französische Armee auf einen schwierigen und wasserlosen Weg führen werden, wollen wir sie angreifen und sie vernichten; ich habe zu dem Ende an jeden Soldaten zehn Patronen austheilen lassen."

„Und wenn diese zehn Patronen verschossen sind?" fragte Ahmed.

„Wenn diese verschossen sind?" fragte Ibrahim im größten Erstaunen, „dann haben wir die halbe französische Armee getödtet, und die andere Hälfte wird um Gnade bitten, oder wir vernichten sie mit dem Säbel in der Faust. Jedenfalls ist es ganz unnöthig, weitere Patronen zu vertheilen."

Ganz verblüfft über eine solche Dummheit konnte Ahmed kaum seinen Unwillen mäßigen, schwieg aber doch und wandte dem Aga den Rücken. Sein Mißvergnügen hinderte ihn jedoch nicht, bei dem Gefecht von Staweli großen Muth zu entwickeln, und seine prachtvollen Kleider und Waffen, so wie die Schönheit seiner Pferde machten ihn allenthalben bemerklich. Nach dem Verlust der Schlacht und während des Angriffs auf das Kaiserfort nahmen seine Truppen Stellung in der Ebene Hammad und auf dem Kamm der Hügel, welche die Rhede von Algier einschließen. Er selbst verlegte sein Hauptquartier nach Hussein Dey, einem Lustschloß des Dey am Meere, und nahm von hier aus thätigen Antheil an den letzten Feindseligkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Katholicismus in Großbritannien. Das Roman Catholic Directory for 1844 enthält eine statistische Uebersicht des jetzigen Standes des Katholicismus in England, so weit man diesen aus der Zahl der Capellen, Collegien und Klöster entnehmen kann. Die Gesammtzahl der Kirchen und Capellen ist 578, abgesehen von 27 Stationen, wo gleichfalls Gottesdienst gehalten wird. Nimmt man nun im Durchschnitt 300 Menschen für jede Kirche und Capelle an, was eher zu viel als zu wenig ist, so kommen etwa 180,000 Katholiken unter einer Bevölkerung von 19 Millionen heraus. Lancashire hat bei weitem die größte Zahl katholischer Capellen, nämlich 97. Auch sind 8 katholische Collegien in England und eines in Schottland, ferner 26 Convente und drei Klöster. Die Zahl der „Missionspriester" in Großbritannien beträgt 740.

Seepferd. Die Berlingske Tidende vom 27 Nov. v. J. meldet nach einem Provincialblatt, daß zwei Schiffer, Kuffod und Orster, ein lebendes Seepferd mitgebracht hätten, das sie bei Spitzbergen gefangen. Dieß merkwürdige und seltene Thier ist zwar plump und hat einen schleppenden Gang, folgt aber doch seinen Führern wie ein Hund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1844.

Merkwürdiger Proceß zu Cayenne.

(Nach dem Voleur vom 20 Januar.)

Die Pflanzung La Marianne am rechten Ufer des Mahury ist eine der ältesten in Guyana, und hat etwa 120 Neger, zur Hälfte Afrikaner, zur Hälfte Creolen. Man hatte auf derselben früher bloß mit Erzeugung von Früchten sich beschäftigt, und erst im Jahre 1830 war sie in eine Zuckerplantage umgewandelt worden. Die Neger, glücklich weil sie fast nichts zu arbeiten hatten, waren sich selbst überlassen, und der Himmel weiß, was aus einer solchen sich selbst überlassenen schwarzen Bevölkerung wird. Deßhald war auch die Plantage verrufen und man erzählte von ihr die schrecklichsten Dinge. Hier gab es Aerzte für alle Uebel, und sie rühmten sich der Gewalt nicht bloß über die Körper, sondern auch über die Geister. Ihr Einfluß ist unermeßlich auf die Neger, und der Name eines Piayeur flößt Schrecken ein.

Ein Hr. Mille hatte im Jahre 1825 die Pflanzung angekauft und sie bis zum Jahre 1838 selbst verwaltet; um diese Zeit übergab er sie einem Hrn. Fourier, und zog sich auf die benachbarte Pflanzung Franchise zurück. Hr. Fourier war ein junger, kürzlich erst angekommener Europäer, der aber bereits drei Zuckerplantagen verwaltet und sich einen Ruf als geschickter und thätiger Mann erworben hatte. Als Hr. Mille im Jahre 1840 die Colonie verließ, ließ er einem achtungswerthen Kaufmann, Namens Goyrienna, Vollmacht zurück. Seit Fouriers Eintritt auf die Pflanzung hatte der Ertrag derselben zugenommen, und eine vollkommene Ordnung, die Frucht einer geschickten Verwaltung, schien das Beste zu versprechen. Indeß trat eine ungewöhnliche Sterblichkeit ein: unbekannte Krankheiten, heftige Koliken rafften zahlreiche Opfer hin; die einen starben in wenigen Stunden, andere siechten sichtlich unter der Last von innern Schmerzen, welche ihr Leben zu einem langsamen Todeskampf machten. Der Magistrat, welcher die Pflanzung zu bereisen hatte, um die Klagen der Neger zu vernehmen, hatte hier nie eine vernommen; nur einmal beklagten sich dieselben, daß das Maaß das sie im Zuckerfeld zu bearbeiten hätten, zu groß sey. Man ließ aus der benachbarten Zuckerplantage den Aufseher kommen, und vor den Augen der versammelten Neger das Maaß, wie es bei ihm gebräuchlich war, abschreiten; die Neger verglichen es mit dem ihrigen, fanden daß es nicht größer sey, und kehrten zufrieden zu ihrer Arbeit zurück. Hr. Fourier, untröstlich darüber, daß er die Ursache des Uebels, an der seine Plantage litt, nicht entdecken konnte, verlangte wiederholt seinen Abschied und erhielt ihn auch endlich.

Hr. Quinton-Dupin, Schwiegersohn des Hrn. Mille, war inzwischen in die Colonie gekommen, und übernahm selbst die Verwaltung, aber die Sterblichkeit nahm nicht ab. Erschreckt über das furchtbare Schauspiel, das vor seinen Augen aufgeführt wurde, ohne daß er die geheimen Fäden entdecken konnte, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit; endlich glaubte er den Schuldigen ausgefunden zu haben, und übergab ihn den Gerichten. Es war dieß der Neger Adrien, Sohn der Negerin Pomponne, deren Namen unter den Piayeurs berühmt war. Mehrere Zeugen wurden vernommen, aber der Schrecken schien ihre Zunge zu lähmen. Die Negerin Antoinette war die einzige, die endlich zu sprechen wagte, und ihr Zeugniß war sehr belastend für den Angeklagten. Diese Frau war, seit Adrien ihr etwas zu essen gegeben hatte, von einer Krankheit ergriffen, die sie langsam verzehrte. Eines Abends kam Adrien zu ihr und fragte sie, ob sie geheilt werden wolle. Auf ihre bejahende Antwort sagte er: „ich will es thun, aber ich muß erst meinen Hauptmann fragen." Adrien war seitdem nicht wieder erschienen, der Hauptmann hatte es also nicht gestattet, und dieser Hauptmann war kein anderer als Pomponne, Adriens Mutter. Dieß war die Angabe Antoinettens. Adrien wurde nichtsdestoweniger freigesprochen, da die Richter keine hinreichend begründete Klage fanden, um ihn vor die Assisen zu stellen.

Während Adrien angeklagt und verhaftet war, ging etwas wichtiges bei Hrn. Goyrienna vor. Hr. Quinton-Dupin war zu diesem Kaufmann gekommen, und bei ihm zum Essen geblieben. Das Gespräch bei Tische betraf die Ereignisse auf der Plantage La Marianne; Hr. Goyrienna bezeichnete das

Gift oder Piaye als die Ursache der dortigen Sterblichkeit, als Hr. Quinton-Dupin, der eine Zeitlang stumm und nachdenkend gesessen hatte, auf einmal sagte: „Ich bin jetzt meiner Sache gewiß; Crispin hat mich auf die Bahn gebracht. Die eigenen Worte des Negers waren: Herr, das Gift wird alle Eure Neger tödten, wenn nicht Hr. Fourier der Gerechtigkeit überliefert wird.“ Zwei oder drei Tage nachher war Adrien auf freien Fuß gestellt, und auf seine, seiner Mutter Pomponne, Crispins und mehrerer anderer Neger Anklage Hr. Fourier gefangen genommen und ins Gefängniß geworfen, wegen barbarischer Mißhandlung der Neger unter sehr erschwerenden Umständen, nämlich Vorbedacht und mehr als 20tägige Arbeitsunfähigkeit in Folge der Mißhandlungen.

Wir können die Einzelnheiten des Processes völlig übergehen und bemerken nur das Resultat. Man konnte Hrn. Fourier nicht Eine Mißhandlung nachweisen, und die zuverlässigsten Aussagen waren völlig zu seinen Gunsten. Die boshafteste Rolle spielte die Negerin Pomponne; ihrer Aussage nach war sie allenthalben gegenwärtig gewesen, wo Fourier ein Verbrechen beging, indeß wurde sie von andern mehrfach Lügen gestraft, und ihr selbst bei mehreren Fällen ein Alibi nachgewiesen, so daß sie als falsche Zeugin vor Gericht gestellt werden mußte. Die Anklage war, noch ehe der Advocat des Angeschuldigten das Wort nahm, bereits zernichtet; dieser aber verbreitete sich in seiner Rede über das Unglück der Zeit und zeigte, wie die bürgerliche Gesellschaft der Colonien allen Leidenschaften einer wahnsinnigen Rache preisgegeben sey, wie man eine Anklage auf Vergiftung gegen einen Neger in eine Anklage auf Mißhandlung gegen einen Weißen umgedreht habe, und schilderte die Colonie als in einer furchtbaren Krise begriffen, wo die Privatrache sich in den Mantel öffentlicher Rache hülle. Hr. Fourier wurde völlig freigesprochen, und das zahlreich versammelte Publicum entfernte sich unter trüben Betrachtungen über das Schicksal, welches die Colonisten mitten unter den gährenden Elementen bedroht.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Drei Tage nach der Wahl Boka's zum Fürsten saßen Abends zu Aschwota, als das Volk sich schon zum Schlafen nach Hause begeben hatte, in der Nähe der Moschee auf einer Bank zwei Menschen, augenscheinlich in ein interessantes Gespräch verflochten, aber es schien sich von etwas Geheimnißvollem zu handeln, denn sie flüsterten nur mit einander. Vor dem einen derselben stand eine Schüssel, die er zum Waschen mit sich genommen, der andere hielt die beiden Hälften einer Säbelscheide in den Händen und strich manchmal mit dem Dolche darüber. Beide waren in Halbmäntel gehüllt, die aber vorn offen standen, so daß man den mit Silberfäden gestickten Leibrock wohl darunter hervorsah.

„Ja, Kunach,“ fing endlich der eine an, „ich hätte nicht geglaubt, daß dieß Volk so thöricht wäre, zu seinem Führer einen Unsinnigen zu wählen, der unsere Sitten und unsere Freiheit unterdrücken will; zu spät wird man sehen, was dieser Boka für ein Vogel ist, und zu spät wird man es bereuen.“

„Sprich doch nicht so thöricht; woher weißt du, was Boka im Schilde führt?“

„Woher? Mein Bart ist grau geworden im Blute der Feinde; mein Verstand ist geschärft durch Jahre und Erfahrung; ich weiß, worauf der neue Fürst sinnt; ich weiß, daß er seit langer Zeit den Gedanken hegt, das Land zu unterdrücken.“

„Höre, Duglas, wenn du nur darum mich gebeten hast, hier zu bleiben, so ist es eine überflüssige Mühe. Was sollen alle diese Umschweife; sprich gerade heraus oder ich gehe.“

„Halt, Rasender! Denkst du noch daran, wie wir zum letztenmal auf Beute auszogen, du mit den deinigen, ich, Dola, der Wilde und Boka; denkst du noch daran, wie wir das Vieh raubten, die Kornfelder niederbrannten und dann auf dem Felde übernachteten? Vergiß nicht, daß Boka zum drittenmal erst die Seinigen anführte und doch ließ er drei arme Teufel durch seine Muruden peitschen, weil sie einen Kosaken hatten entkommen lassen, ohne Schuld, denn ihre Pferde waren gänzlich erschöpft, und der Kosak ritt ein frisches, kräftiges Pferd. Am Abend, als wir in unsern Mänteln uns neben einander niederlegten, sprach ich mit ihm darüber, aber wie drückte er sich aus! Ruhm und Herrschsucht verdrehten ihm den Kopf, sonst hätte er nicht so vertraut mit mir gesprochen. Als er geendet, machte ich ihn auf die Unklugheit aufmerksam, die er begangen; da forderte er mich auf, niemand etwas von dem zu sagen was ich gehört; ich hatte weder Säbel noch Pistolen bei mir, Boka aber führte den Dolch im Gürtel und seine Hand lag auf dem Griff, ... ich schwor, aber dieser Schwur lag mir schwer auf dem Herzen, und jetzt, wo wir in Gefahr sind, gegen wen kann ich mich besser aussprechen, als gegen dich?“

„Du hast unrecht gehandelt; du mußtest ihn entweder erwürgen oder ganz schweigen.“

Finster blickte Duglas unter seinen grauen Augenwimpern hervor und sagte endlich verächtlich: „ich sehe, Guda, ich habe mich betrogen, du hast dich als Fürst wie als Ehemann verdrängen lassen; leb' wohl!“

Die Beleidigung war der Art, daß ein Tschetschenze sogleich den Dolch auf seinen Gegner zuckt, aber Guda ließ sich nicht hinreißen; er hatte es noch nicht mit Duglas zu thun, der Alte sollte ihm seiner Zeit zahlen; jetzt raffte er alle seine Kräfte zusammen, um demjenigen zu vergelten, der ihn um seinen Ruhm und die Liebe einer herrlichen Frau gebracht hatte. Er begriff alsbald, daß Duglas ihm ein vortrefflicher Bundesgenosse seyn könne: man liebte und achtete ihn, seine Stimme besaß großen Einfluß, und seine Partei, wenn auch nicht groß, bestand aus lauter tüchtigen Kämpfern.

„Halt, Vater,“ sagte er zu ihm, „du bist ein ächter Nachtschu, sage mir, was du zu thun gedenkst.“

Duglas sah, daß Guda Feuer gefangen hatte, und verabredete nun mit ihm einen Plan, Boka als Landesverräther er-

scheinen zu lassen. Lange sprachen die neuen Freunde mit einander, die Nacht deckte mit ihrem Schleier die Erde und den Himmel, dunkle Wolken strichen nieder dahin und der Wind fing an in einzelnen Stößen zu wehen. Die Namen Cheni und Dschennat wurden häufig von den beiden Murnden ausgesprochen. Als die ersten schweren Regentropfen auf das Dach der Moschee niederfielen, nahm Duglas seine Schüssel und sagte: „es ist Zeit nach Hause zu gehen.“ Die Hände der beiden Freunde vereinigten sich zum Gebet, und ein kaum hörbarer Schwur verband beide mit den engsten Banden.

Im Hause der armen Cheni wurde inzwischen alles hergerichtet zur Hochzeit, der Teppich war da, jeden Augenblick bereit die Braut zu bedecken; gestickte Pistolenhalfter, Gehänge von Pulverhörnern, gestickte Sacktücher u. dgl. das war alles, was Cheni auf dem Zuge nach dem Aul ihres Mannes begleiten sollte. Aber die arme Cheni stand traurig in der Ecke; ein langes Hemd von rothem Zeuge umschloß fest den Schwanenhals und fiel, nur vom Gürtel festgehalten, in malerischen Drapierungen hinab; ein blaues Leibchen von fremdem Atlaß, eine nie gesehene Seltenheit, das Geschenk des Bräutigams, zeigte den leichten, geraden, schlanken Wuchs, Beinkleider von gestreifter Seide waren um die Knöchel mit Silberschnüren festgebunden, an denen gleichartige Troddeln herabhingen, und die in goldgestickte schwarze Strümpfe gekleideten Füßchen stacken in hohen tatarischen Pantoffeln. Als Ueberwurf diente ein blauer langer Rock mit aufgeschlitzten Aermeln; ein schwarzes Tuch faßte das Haar zusammen und zwei Zipfel davon hingen über das Gesicht herab, welches mit einem weißen Schleier bedeckt war, der die ganze Gestalt einhüllte. Im Hof des Hauses war das Festmahl hergerichtet, an dem Väter und Brüder die Gäste bewirtheten. Plötzlich krachte ein Schuß Sie kommen! sie kommen! rief die Menge, und die Gewehre erhoben sich in die Luft zur Antwort. In der Ferne zeigte sich ein von Reitern umgebener Wagen, zu dessen Begrüßung Salve auf Salve abgefeuert wurde. Der unförmliche Wagen kommt endlich heran, die Begleiter werden bewillkommt und bewirthet, aber man darf nicht zögern. Cheni besteigt den von Ochsen gezogenen Wagen und alsbald hüllt der ungeheure Teppich sie und das wunderliche Fuhrwerk ein, und wird durch lange Schnüre an demselben befestigt. Alle Geschenke, welche die Braut erhalten, werden gleichfalls hineingelegt, und nun geht der Zug fort unter dem Jubel der Anwesenden und dem Abfeuern der Gewehre. Das Fest aber wird lauter und lauter, je weiter der Wagen sich entfernt.

Man kann sich denken, wie viel Menschen sich bei Boka, dem reichen Mann, dem Fürsten, sammelten. Marsy-Bek nahm alle freudig, ehrenvoll auf; Dschennat empfing jeden, welcher herbeikam, sich über die Freude ihres Mannes zu freuen, mit einem Lächeln. Man glaubte sie trübselig, oder vielmehr sie gar nicht zu Hause zu finden, im Gegentheil sie war nie gesprächiger, nie spielte eine so schöne Röthe auf ihren Wangen. Man begriff sie nicht und konnte sie nicht begreifen. Und als der Wagen mit der Braut vor dem Hause hielt, nahm Dschennat Cheni mit der größten Freundlichkeit auf und sagte: „setze dich und befiehl, was geschehen soll, du beschenkst meinen Mann mit glücklichen Augenblicken und mich mit Heil.“ Im Hofe, im Zimmer und im Garten hätte kein Apfel auf die Erde fallen können. Ein dumpfes Getöse wogte über dieser Menge; an vielen Orten wurde Musik gemacht; am Ufer des Flusses wirbelten ungeheure Rauchsäulen empor, denn hier wurde eine Unmasse von Rindfleisch zubereitet für die zahlreichen Gäste.

Alle diese drei Tage war Boka nicht zu Hause; er hatte sich zu einem entfernten Verwandten begeben und wartete das Ende der langweiligen Feste ab, wie ein Gefangener die Minute abwartet, wo er weiß, daß man ihn freilassen wird. Hier muß bemerkt werden, daß drei Tage oder eigentlich zwei und ein halb Tage lang der Bräutigam sich nicht zu Hause zeigen darf. Inzwischen befanden sich auch bei dem Fürsten eine Menge Gäste, aber hier waren keine alten Männer, sondern Leute im kräftigen Mannesalter. Boka unterhielt sich gern mit Guba, weil seine Unterredung etwas neues für ihn war. Endlich gingen die drei Tage vorüber, und in der dritten Nacht bereitete Dschennat das Lager für die Brautleute; Marsy-Bek staunte nicht wenig über ihre Munterkeit, aber sie freute sich, daß Boka aus seinem Leben wenigstens noch einige glückliche Minuten gewinne.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als alles beendet war und das Schicksal zu Gunsten der Ungläubigen entschieden hatte, dachte Ahmed daran, nach der Hauptstadt seines Beylik zurückzukehren. Eine bedeutende Anzahl der reichsten Einwohner der Stadt, bestürzt über die Capitulation der Hauptstadt und im Wahne, daß jetzt ihre Häuser geplündert werden würden, eilte zu ihm, mit allem, was sie Kostbares fortschaffen konnten, und bat den Bey sie unter seinen Schutz zu nehmen. Einige Stunden lang dauerte längs der Vorstadt Babazun diese Auswanderungsbewegung fort, und hätte endlich die ganze Stadt entvölkert, wenn General Lahitte nicht auf die Flüchtigen die Artillerie des Kaiserforts gerichtet hätte. Auch etwa 1500 Türken reihten sich um den Bey von Constantine, der, von dieser Menge gefolgt, den Rückweg nach seiner Provinz antrat. Ueber fünfhundert Frauen figurirten in dieser malerischen und reichen Karawane. Beim Vorüberziehen an der Raffauta, einem ungeheuren, der algierischen Regierung gehörigen Pachthof, bemächtigte sich Ahmed der dortigen Heerden und Gestüte. Auch die andern Pachthöfe, die auf seinem Wege lagen, erfuhren dasselbe Schicksal; das war Kriegsbrauch: ein Feind, der sein Handwerk versteht, konnte eine so schöne Gelegenheit, sich auf Kosten des neuen Herrn des Landes zu bereichern, nicht entschlüpfen lassen. Nicht ganz so war es mit der Beraubung Ibrahim Aga's, des unglücklichen Generalissimus der Truppen des Dey, der das Schicksal seines Schwiegervaters nicht theilen wollte und mit allen seinen Schätzen sich zu Ahmed flüchtete. Dieser nahm ihn sehr freundlich auf und schickte ihn halb ausgezogen bald wieder fort. War dieß Aerger-

über den impertinenten Hochmuth, welchen Ibrahim gezeigt hatte, oder bloße Habsucht?

Um nach Constantine zu gelangen mußte ein ungeheurer, sehr coupirter Landstrich voll berberischer, d. h. räuberischer Bevölkerungen durchzogen werden, die, was Plünderung betrifft, zwischen Christen und Moslems keinen Unterschied machen, und deren natürliche Habsucht durch den Anblick des reichen Zugs, der an ihm vorüberzog, noch mehr gereizt werden mußte. Ahmed zeigte sich als ein Mann von Entschlossenheit, und bewies eben so viel Energie als Menschlichkeit: durch seine feste Haltung imponirte er den Bergstämmen, die ihn zehnmal durch Herabrollen von Steinen hätten vernichten können, und sorgte für alle Bedürfnisse der furchtsamen Menge, die sich an ihn drängte, wie Schafe hinter einen kräftigen kampffertigen Hund. Es war keine leichte Sache, für den Unterhalt aller dieser hungerigen Mäuler zu sorgen, denn in der Uebereilung und dem Schrecken hatte jeder nur daran gedacht, sich mit möglichst vielen Kostbarkeiten und Gold zu beladen, ohne daran zu denken, daß man auf dem Marsche auch leben müsse; doch mit einigen harten Entbehrungen und einigen durch Hunger und Anstrengung veranlaßten Todesfällen kam man endlich unbelästigt nach Constantine, wo aber andere Gefahren und nicht minder kritische Umstände Hadschi Ahmeds warteten.

Beim Abzug aus Algier hatte er den Türken, die ihm folgten, einen halben Sold versprochen, unter ihnen befand sich aber ein gewisser Hamud-ben-Schakar, Sohn eines ehemaligen Bey's von Constantine, der ihnen vollen Sold versprach, wenn sie ihn zum Anführer wählen wollten; die Janitscharen, die ohnehin nur ungern einem Halbblütigen, einem Kuloghli, wie Ahmed Bey, sich unterwarfen, nahmen den Vorschlag alsbald an, und verabredeten sich unterwegs, daß sie nach der Ankunft zu Constantine den Sohn der Beduinenfrau absetzen und Ben Schakar an seine Stelle ausrufen wollten. Sonderbar! obgleich so viele Menschen das Geheimniß theilten, wurde es doch so wohl bewahrt, daß Ahmed bis zum Tage der Ausführung keine Kunde davon erhielt. Angelangt unter den Mauern der Stadt, wandten die Türken, statt in dieselbe einzurücken, plötzlich um und lagerten zwei Stunden von da um ihren neuen Anführer, der die Karawane zuerst verlassen hatte und sie hier erwartete. Als die Besatzung von Constantine den Aufstand ihrer Landsleute erfuhr, erklärte sie sich gleichfalls gegen Ahmed, und verließ die Stadt, um zu Ben Schakar zu stoßen. Von dem gewählten Hauptquartier aus schickten die Janitscharen Abgeordnete an den Bey, um ihm die Wahl und seine Absetzung kund zu thun. Hadschi Ahmed zeigte unter diesen Umständen eine merkwürdige Festigkeit und Geistesgegenwart; er hörte die Erklärung der Rebellen ruhig an, und antwortete, er sey bereit sich zurückzuziehen; ohne Zeitverlust aber theilte er den Bewohnern von Constantine die empfangene Botschaft mit, kündigte ihnen an, daß er nicht die Ursache eines innern Kampfes seyn wolle, und wenn ihre Ansichten mit denen der Empörer übereinstimmten, so verlange er von ihnen nur Eine Gunst, nämlich den Abzug seiner Familie zu decken, die er mit sich nach der Sahara zu seinen mütterlichen Verwandten nehmen wolle.

Die Bewohner Constantine's fürchteten mit Recht die Habsucht und Ausgelassenheit einer zügellosen Soldateska, und da sie aus Erfahrung wußten, daß sie bei einem Wechsel der Herren nicht viel zu gewinnen hätten, so versammelten sich die Angesehensten unter Anführung der Ulemas, um sich über die unter den gegenwärtigen Umständen zu ergreifenden Maaßregeln zu berathen. Das Resultat war nachstehende Protestation, die Ahmed gewonnenes Spiel gab und die Wahl Ben-Schakars für nichtig erklärte:

„Hadschi Ahmed Bey wurde von Hussein Pascha ernannt, der seine Gewalt vom Sultan hatte. Wir erkennen nur die Obergewalt dieses letztern, und ihm allein wollen wir gehorchen. Wenn sein Stellvertreter zu Algier gefallen ist, so sind doch noch dessen Befehle gültig, da derselbe früher die Bestätigung der hohen Pforte erhalten hat. Darum ist Hadschi Ahmed unser Oberhaupt und soll es bleiben. Nur wenn er stürbe und um uns vor Gesetzlosigkeit zu bewahren, könnten wir nach unserem Gefallen einen andern Bey wählen, aber diese Wahl wäre nur provisorisch und müßte stets der Bestätigung des Sultans unterworfen werden. Indeß wollen wir unsern Herrn nicht ändern, und namentlich wollen wir um keinen Preis Ben-Schakar, der ein Wüstling und ein Trunkenbold ist. Darum erkennen wir nicht nur fortwährend Hadschi Ahmed an, sondern glauben auch, daß er, um die Ruhe des Landes zu sichern, Hadschi Bey ersetzen müsse als Pascha und Bevollmächtigter des Sultans, vorbehaltlich der Bestätigung oder Verwerfung dieser Entscheidung durch Seine Hoheit."

Versehen mit diesem Fetwa, d. h. der gesetzmäßigen Sentenz, welche, von dem Mufti und den Ulemas unterzeichnet, durch ihren religiösen Charakter eine furchtbare Waffe gegen den neuen Bey und seine Anhänger wurde, rief Hadschi Ahmed die Kuloghlis und die Mauren zu seinem Beistand auf, und fiel gleich am folgenden Morgen mit überlegener Gewalt über die Empörer her. Dieser unerwartete Angriff brachte sie außer Fassung, und in ihrem Schrecken dachten sie nur noch daran, den Zorn Ahmeds durch Aufopferung ihres Anführers zu besänftigen. Hamud-Ben-Schakar, dessen Vater unter den Dolchen dieser Prätorianer gefallen war, fiel wie er von ihren Stößen durchbohrt, und Ahmed erhielt mit dem Kopf des Unglücklichen die Unterwerfung der unruhigen Miliz. Er forderte noch, daß ihm die Hauptanstifter des Aufstandes, zwanzig an der Zahl, übergeben würden, und ließ sie auf der Stelle enthaupten. Unter dieser Bedingung verzieh er den andern, aber diese Verzeihung war eben so wenig aufrichtig, als es seine anscheinende Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Empörer gewesen war. Er hatte eine zu gute Lehre empfangen, um sich einer zweiten auszusetzen, und wollte, wie Sultan Mahmud, seine Janitscharen vernichten. Im folgenden Jahre fielen sie auch fast alle unter verschiedenen Vorwänden. Er schickte sie in kleinen Abtheilungen unter die Stämme, wo die Unglücklichen in Folge geheimer Befehle bald durch die Scheikhs ermordet wurden. Hadschi Ahmeds Chalifah, Ben Aissa, war das Hauptwerkzeug dieser blutigen Hinrichtungen, die einigermaßen entschuldigt werden mögen, wenn man weiß, daß von fünfzehn Beys, Vorgängern Hadschi Ahmeds, zwölf ermordet worden waren. Die türkische Miliz wurde durch ein Corps Suaven ersetzt, die aus Arabern und Kabylen zusammengesetzt und von Ben Aissa unter dem Titel „Basch-Hambah" befehligt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Diebe in Paris. Die Conciergerie ist gegenwärtig mit Dieben und entlaufenen Verbrechern angefüllt. Man rechnet die Zahl der Diebe, die in Paris arbeiten (travaillent) auf 10,000, darunter etwa 3000 Taschendiebe und 1000 bis 1200, welche sich an nächtliche Einbrüche wagen. (Voleur vom 15 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1844.

Jütlands Nordwestküste.

(Aus Bergsöes dänischer Statistik.)

Die vierundzwanzig Meilen lange Strecke zwischen Blaavandshuk und Roshage, so wie Jütlands nördliche oder nordwestliche Küste und die zwanzig Meilen lange Strecke zwischen Roshage und Skagen haben einen eigenen Charakter. Die großen flachen Uferstriche und Inseln außerhalb der Küste hören nämlich gleich nordwärts von Blaavandshuk auf, und bis Skagen hinauf ist in einem geringen Abstand von der Küste reines, oft 6 bis 10 Faden tiefes Fahrwasser. Als Folge hievon hat das Küstenland zur Ebbezeit keine größere Ausdehnung als in der Fluthzeit, um so mehr, als der Unterschied in der Wasserhöhe bei Ebbe und Fluth, der am südlichern Theil der Westküste der Halbinsel im Durchschnitt 9 Fuß beträgt, weiter gegen Norden immer mehr abnimmt, bei Blaavandshuk nur noch 5, und bei Hirshals nur noch 1 bis 2 Fuß beträgt. Hart an der Küste hinaufsegeln kann man indeß doch auch nicht, denn längs der Küste, meistens ziemlich nahe daran erstrecken sich gewöhnlich drei oder wenigstens zwei Riffe oder eigentlich Rücken von starken Sandhöhen, die durch die Wellen hier aufgeworfen wurden, und meistens nur 16, 10 und 4 Fuß Wasser über sich haben, während zwischen ihnen und außerhalb sehr tiefes Wasser, meistens 20 Faden sich findet. Gegen diese Riffe, welche man vom Lande aus leicht unterscheiden kann, da man deutlich die Wellen sich über denselben brechen sieht, wälzt sich das Meer in heftigen Brandungen, selbst wenn es sonst nicht in großer Bewegung ist, und sowohl diese Sandrücken, als die einzelnen Untiefen und Steinriffe, die sich da und dort finden, machen diese ganze lange Strecke unzugänglich nicht bloß für größere Schiffe, sondern selbst für kleinere Kauffahrer.

Ein sicherer Hafen für größere Schiffe findet sich nirgends auf der ganzen Westküste Jütlands, ja man kann fast sagen, auf der Westküste der ganzen Halbinsel, und deßhalb muß jedes Schiff, diejenigen ausgenommen die nicht besonders darnach gebaut sind, unvermeidlich stranden, wenn es durch einen Sturm der Küste nahe getrieben wird, da die Kraft der Brandung selbst die stärksten Schiffe über die Riffe hinein zuschleudern vermag, und wenn sie einmal auf dem Grund festsitzen, sie bald entweder zertrümmert oder unter dem überspülten Sand begraben sind. Die Strandbewohner am nördlichen Theil der Küste haben deßhalb für den Handel mit Norwegen, zum Theil auch mit England und Altona kleine flache Fahrzeuge von eigenthümlichem Bau, an denen, um sie elastischer zu machen, kein eiserner Nagel ist, sondern Wachholderholznägel. Diese Schiffe bringt man im Winter, oder überhaupt wenn sie nicht gleich wieder in die See stechen sollen, ans Land, indem man sie mit einem westlichen Winde durch die Brandung über die Sandrücken hineinfahren läßt, wobei die Wellen sie quer mit der Seite gegen das Meer gewendet hineinwerfen, worauf man sie dann sogleich aufs feste Land hereinzieht. Man nennt diese Schiffe Sandschüten; sie führen gewöhnlich 18 bis 24 Tonnen, und man muß mit Aus- und Einladen, das, wenn der Handel thätig betrieben wird, so daß man die Schiffe nicht aufs Land hinanzieht, durch kleine Kahne im Meere selbst geschehen muß, höchst vorsichtig umgehen.

Die Unzugänglichkeit dieser Küste ist um so gefährlicher für die Seefahrenden, als das Westmeer (die Nordsee) seinen gewaltsamen Charakter, namentlich an dem nördlichen Theil der Westküste zeigt. Selbst bei stillem Wetter kann es vor und nach dem Sturm so unruhig seyn, daß man das dumpfe Brausen zwei bis drei Meilen weit hört, und erhebt sich einer der in diesen Gegenden so häufigen Weststürme,*) so wälzt er in schäumender Wuth und mit donnerähnlichem Brüllen seine schaumweißen, thurmhohen Wellen gegen den Strand und reißt ungeheure Massen eines feinen Sandes mit sich, von denen zwar ein großer Theil wieder von den Wellen fortgeschwemmt wird, ein Theil dagegen an der Küste in Form bedeutender Hügel zurückbleibt, oder wenn er ausgetrocknet ist, vom Westwind als Flugsand tiefer ins Land hinein getrieben wird.

*) Solche Stürme können in der Regel am Wellengang mehrere Stunden voraus bemerkt werden; denn die Bewegung geht schneller im Meer als in der Luft vor sich.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

In der Mühle in einem kleinen Zimmer saß ein Mann vom Kopf bis zu den Füßen in einen ungeheuren Filzmantel gewickelt, sein Gesicht, ohnehin durch die langen Locken fast bedeckt, war gleichfalls nahezu verhüllt. Die Thür war mit einem Haken geschlossen und durch einen Riegel gesperrt; nicht weit davon stand sein Gewehr ohne Ueberzug zum augenblicklichen Gebrauch, im Kamin brannte das Feuer; es war Gaaka, der hier ungeduldig wartete. Die Nacht hatte schon seit einer Stunde die Gäste bei Boka nach Hause getrieben. Seit einer Stunde schon hörte man kein Trinklied mehr, keinen Schuß, Gaaka wurde ungeduldig, als er plötzlich einen Laut hörte, wie wenn der Baumspecht pocht; bald tönte der zweite Laut, Gaaka antwortete sogleich in ähnlicher Weise und alsbald näherten sich die Schritte. Gaaka riegelte auf, ergriff sein Gewehr und eilte nach der Treppe. Hier erwartete ihn Guba mit noch einem Manne, der gleichfalls tief in seinen Filzmantel eingewickelt war.

„Wo ist dein Pferd?"

„Hier."

„Gehe nun! Ist Wasser da?"

„Ja; dank! dank! ich werde dir treu dienen..." Er schüttelte dem Gefährten Guba's die Hand, band das Pferd los, welches etwa 30 Schritte von der Mühle stand und verschwand auf dem Wege nach den Bergen. Guba trat ins Zimmer, nahm die Wasserschüssel, welche in der Ecke stand, goß sie in das Feuer und ging hinaus.

Der Fürst kam nach Hause; Marsy-Bek ging ihm entgegen und sagte ihm, daß die Braut seiner warte. Fröhlich und nur mit Einem Gedanken beschäftigt, eilte er nach der Thüre, verfehlte sie aber und trat in das Zimmer, wo Dschennat eben Tochter und Sohn zu Bette legte. Boka erröthete, aber die gute Frau blickte ihn so fröhlich an, daß er sich nicht enthalten konnte und ihr die Hand hinbot; sie ergriff die heldenmüthige Rechte und küßte sie mit Entzücken.

„Gehe, Fürst; deiner wartet eine ausgezeichnete Schönheit; ach! sie ist so gut, so still, küsse sie herzlich."

„Lebe wohl, meine gute Dschennat! ich werde dir ein goldenes Halsband kaufen."

„Wozu? kaufe dir das Glück und ein Geschenk für deine Tochter und Eheni, ... ich brauche keines ..." und sie fuhr fort das Kind auf ihren Armen einzuschläfern.

Das Zimmer, wo Eheni den Fürsten erwartete, war dasselbe, worin Marsy-Bek im Anfang der Erzählung verweilt hatte; ein bläuliches Licht spielte um das Holz im Kamin, flammte bald auf, bald erlosch es wieder. Eheni saß am Rande des Bettes, sie lächelte trüb, aber schnell verschwand das Lächeln wieder auf ihren Lippen. Der Fürst trat zu ihr, blickte lange die schönen frischen Züge an, faßte sie dann um den schlanken Leib und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie zitterte, er riß das Tuch, welches die üppige Zier der braunen Locken zusammenhielt, ab, und ihre Haare wallten nieder auf Schulter und Brust. Schreckensvoll sprang sie jetzt vom Lager auf und eilte nach der Thüre. Boka hielt sie nicht, denn er glaubte, daß die Scham sie fortreibe, und wartete trotz seiner Aufregung ihre Rückkehr ab. Aber wie ein Pfeil schoß sie nach dem Viehhof; dort stand ein Heuschober, sie flüsterte etwas mit leiser Stimme und vor ihr erhob sich eine Gestalt, die mit dem Finger nach der Einfriedung wies; sie ging dahin, stand aber bald still und schluchzte. „Was weinst du?" fragte der Fremde. Sie antwortete nicht, legte aber ihre kleinen Hände vors Gesicht und fuhr fort zu weinen. Guba verstand sie jetzt, hüllte sie in einen Filzmantel, gab ihr eine Mütze, führte sie mit raschen Schritten längs der Einfriedung hin, bog um den Garten und verschwand.

Inzwischen zählte Boka die Secunden, bis seine neue Gattin zurückkehren würde, aber sie kam nicht. Stille erhob er sich vom Lager, ging hinaus auf den Balcon, und fragte sanft: „Eheni, wo bist du?" Sie antwortete nicht; er wartete noch ein wenig, nichts rührte sich, überall todtes Schweigen. Der Fürst ging hinab in den Garten, nichts... „Eheni!" rief er endlich laut, aber seine Stimme verhallte in der Luft. „Eheni! Eheni!" rief er immer lauter, das Echo wiederhallte den Namen der Schönen, die Hunde schlugen an, und in der Thüre erschien Marsy-Bek. „Was ist es, Boka?" — „Ich kann Eheni nicht finden." — „O sie ist gewiß oben im Zimmer, hat sich aus Scham dir entzogen, und sitzt in irgend einer Ecke." Boka eilte hinauf, durchsuchte alles, fand nichts, und jetzt erst kam ihm der Gedanke an Flucht in den Kopf.

Er faßte die erste Waffe, welche ihm in die Hände fiel, es war ein Säbel, mit diesem flog er hinunter in den Hof, und rief nach Marsy-Bek und Dschennat so laut, daß die Kinder in den benachbarten Häuschen aus dem Schlaf auffuhren. „Nun, was ist's?" — „Sie ist nicht da, Vater! ich ermorde sie wie einen Hund und denjenigen dazu, der ihr zur Flucht behülflich war. Marsy-Bek, sage Dschennat, daß er sie hier suchen soll, gehe du in den Garten, Vater, ich will den Aul durchstreifen." Und wie ein Rasender eilte er fort unter dem Geschrei: „Eheni! Eheni!"

Der Aul kam in Aufregung, in einem Augenblick wußte man was vorgefallen, und Reiter ohne Sattel und Decke sprengten nach allen Seiten dahin. Boka kam nach Hause zurück, und auf dem Hof flog ihm Guba entgegen mit einem gesattelten Pferde: „Fürst, ich habe von deinem Unfall gehört, komm', wir wollen nachreiten." — „Danke, Kunach!" und sein Pferd jagte dahin wie rasend.

Boka schäumte; er liebte Eheni nicht, er verachtete die Weiber alle, aber der Streich war hart, weil er dem Fürsten geschah; für einen andern wäre dieß eine ziemlich belachenswerthe Begebenheit gewesen. Indeß war alles umsonst, weder in Wald noch Feld fand sich eine Seele. Finster kehrte der Fürst mit Tagesanbruch nach Hause zurück; die Muruden, welche mit Ausnahme der Anführer sämmtlich in Girei wohnten, schwiegen alle. Eine unverdiente Schmach, doch

immerhin eine Schmach, deckte zum erstenmal die Stirn und den Namen des Fürsten.

„Fürst, hat nicht vielleicht Saaka sie entführt?“ sagte Guba, indem er sich zu ihm niederbeugte; „jedermann weiß, daß er Ebeni liebte.“

„Möglich, was soll das aber?“

„Man sollte die Abscheulichen in Stücke hauen, wo man sie fände.“

„Und wenn er nicht schuldig ist? . . . . übrigens ist es jetzt zu spät; ich werde eine Frau nicht quälen, die mich nicht liebt; das ist erniedrigend, sprich mir nicht mehr davon.“

Noch an demselben Tage wurde Befehl ausgeschickt, daß alle sich auf den folgenden Tag in Ataga sammeln sollten. Boka ward mit den lebhaftesten Beweisen der Freude und Hochachtung empfangen, man betrachtete ihn als den Ruhm und die Hoffnung des Volks. Vor und hinter ihm ritten seine Muruden, ernste, bärtige Gesichter. Die Reiterschaar zog gerade nach Duglas Hause, der sie mit dem gewöhnlichen mohammedanischen Gruß empfing, dem Fürsten den Steigbügel hielt und als Boka abgestiegen war, ihn umarmte und ins Zimmer führte. Guba, Doka und der Wilde befanden sich schon hier und hatten seit geraumer Zeit den Anführer erwartet. Boka setzte sich oben an, ihm zur Rechten Guba, links der Wilde von der Moschee, endlich der Wirth Duglas zuletzt; gegen die Thüre zu saßen auf ausgebreiteten Matten die Muruden Boka's und im Hofe sammelte sich das Volk, welches in immer größerer Zahl herbeiströmte.

Die Führer berathschlagten, ob es besser sey, den aus Derbend und Wladikaukas heranziehenden Truppen entgegenzuziehen, oder sie an Ort und Stelle zu erwarten. Die Meinungen waren getheilt, aber das Volk war für den Zug über den Terek und Boka erklärte sich gleichfalls dafür; Duglas sollte zum Schutz der Weiber und der Hütten zurückbleiben, Guba aber den Fürsten begleiten; den Auszug setzte Boka auf den Abend fest. Duglas und Guba wechselten, ehe man sich trennte, bedeutsame Blicke.

(Fortsetzung folgt.)

Verfälschung von Lebensmitteln in England.

Man klagt in England nicht weniger als in Frankreich über Verfälschung von Lebensmitteln, und sie gehen dort vielleicht noch mehr ins Große. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 18 Januar enthält darüber folgendes: „Das System von Betrug und Fälschung accisbarer Waaren, natürlich solcher, die größtentheils in den täglichen Verbrauch übergehen, existirte nie in einem so hohen Grade wie gegenwärtig, und die Fälle der Entdeckung durch die Beamten in allen Theilen des Landes haben sich auf eine beispiellose Weise vermehrt. Da alle diese schändlichen Kniffe an das Accisamt in London berichtet und Proben der verfälschten Waaren zur Untersuchung eingesendet werden, so kann man sich einen Begriff von der Zahl der Verfälschungen machen, wenn man weiß, daß ein vom Accisamt besoldeter Chemiker seit zwei Monaten allein mit Analysirung verschiedener Proben von gefälschtem Pfeffer beschäftigt ist, welche zusammen mehrere Tonnen betragen. Dieß ist indeß nur einer der vielen Artikel, die dem Publicum gefälscht zukommen. Im Cacao und Tabak geht die Fälschung zum Theil noch viel weiter, und in welchem Umfang der Betrug getrieben wird, kann man daraus ersehen, daß z. B. allein wegen gefälschten Pfeffers in der Stadt Worcester sechs, in Sunderland zwölf Klagen anhängig sind.“

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nachdem Hadschi Ahmed sich solchergestalt einer Soldateska entledigt hatte, die zu allen Zeiten die Beys und selbst die Paschas in Schrecken erhielt, dachte er daran, seine Macht zu befestigen, um andern Gefahren, denen er nur zu bald ausgesetzt seyn würde, begegnen zu können. Um seine Unterthanen zu gewinnen, verminderte er die Abgaben, und statt eine Kamelladung Weizen und eine Kamelladung Gerste wie bisher von jedem Eigenthümer eines Pflugs zu erheben, begnügte er sich mit einer Abgabe von 8 Budschus (etwa 15 Franken) von dem Joch Ochsen. Auch regulirte er den Pachtschilling nach einem sehr mäßigen Tarif, und gab die Ländereien des Bepliks an Landleute gegen 15 bis 16 Budschus für so viel Land, als sie in einem Tage mit einem Pfluge bearbeiten konnten. Die Kaids oder Steuereinnehmer machten bei jeder Ernte eine Steuerliste, und es traf sich häufig, daß sie mit den Steuerpflichtigen unterhandelten, ihnen einen Theil der Steuer erließen und den andern für sich behielten. Sie erklärten sodann, sie hätten wegen der Armuth der Steuerpflichtigen nichts erhalten. Ahmed Bey verstand es vortrefflich bei solchen Mißbräuchen die Augen zu schließen, um sich populär zu machen, vergaß aber nichts, und er wußte gelegentlich schon die unredlichen Steuererheber wieder auszuziehen. Ausgerüstet mit viel Gewandtheit und einem großen Tact in Geschäften verstand er es unter den kriegerischen Bevölkerungen des Südens Bündnisse zu schließen, und that alles mögliche, um die Freundschaft seiner mütterlichen Oheime, Scheikh Abdallah, Scheikh Aschur und Scheikh Hadschi Mohammed Tobbal, zu gewinnen, die durch ihren Einfluß auf die Stämme der Sahara ihm von großem Nutzen seyn konnten.

Er hatte allen Grund, sich zu dieser Taktik Glück zu wünschen, als kurz nachher ein gefährlicher Nebenbuhler den mühsamen Bau seiner Macht zu erschüttern drohte. Nach der Einnahme von Algier zog Mustapha-Bu-Mezrag nach Medeah, und da Hussein Dey ihm einen Augenblick nach Absetzung des unfähigen Ibrahim den Oberbefehl über die Truppen anvertraut hatte, proclamirte er sich selbst zum Pascha der ganzen Regentschaft, organisirte einen Hof, ernannte einen Khasnadschi (Schatzmeister) und einen Aga, ließ Münzen schlagen, kurz eignete sich alle Attribute der obersten Gewalt zu. Nicht zufrieden mit diesem Scheinbild von Herrschaft, notificirte er auch seine Thronbesteigung Ahmed Bey, und forderte ihn auf, ihm Unterstützung an Geld und Munition zur Fortsetzung des heiligen Kriegs zu senden. Der Bey von Constantine antwortete ihm aber: „wir sind gleich, und keiner von uns hat den Vorrang über den andern.“ Zugleich rieth er ihm, seine eigenen Geschäfte zu besorgen, indem er von ihm weder Unterwerfung noch Steuern zu gewärtigen hätte. Bu Mezrag versuchte noch einmal sein Glück und schickte zwei Boten, welche beauftragt waren, Ahmed das Diplom eines Bey von Constantine und den Belehnungskaftan zu

überbringen. Ahmed aber, der seinerseits den Titel eines Pascha angenommen hatte, zeigte sich dießmal minder geduldig. Er ließ einem der Abgesandten den Kopf abschlagen, und da der andere voll Schrecken das gleiche Loos erwartete, weidete sich der Bey eine Zeitlang an seiner Angst und entließ ihn dann mit den Worten: „ich schenke dir das Leben, damit du deinem Herrn sagen kannst, wie ich seine Botschaft empfangen.“

Bu Mezrag erklärte nun den Krieg an Ahmed, sprach seine Absetzung aus, und ernannte zu seinem Nachfolger denselben Ibrahim Bey, der Hadschi Ahmed im Amte vorangegangen war und jetzt ihn wieder zu verdrängen suchte. Ibrahim war ein Schwiegersohn des Scheikhs Ferhad ben Said, die große Schlange der Wüste genannt, eines der beliebtesten und mächtigsten Häupter der Sahara, der damals mit dem Titel eines Aga die Stämme der verschiedenen Oasen beherrschte. Es bildete sich zwischen Mustapha, Ibrahim und der großen Schlange ein drohendes Triumvirat gegen Hadschi Ahmed, welches dieser dadurch aufzulösen suchte, daß er seinen Oheim Ben Ghana an Ferhads Stelle zum Aga der Stämme in der Wüste ernannte. Aber die Angelegenheiten nahmen nicht die Wendung, welche Ahmed gehofft hatte. Die „große Schlange“ wich nicht so leicht vom Platze, seine Stämme waren ihm ergeben, und mit ihrer Hülfe trieb er Ben Ghana zurück, der sich mit ungenügender Macht gezeigt hatte, um Besitz von seinem Posten zu nehmen. Ahmed Bey mußte persönlich seinen mütterlichen Oheim unterstützen, schlug zwar anfänglich Ferhad, aber die Mehrzahl der Stämme, die man ihm nehmen wollte, erkannte ihn fortwährend als ihr Oberhaupt an. Der Kampf wurde nun mit abwechselndem Erfolge fortgesetzt, und die „Schlange,“ die Ahmeds unversöhnlicher Feind geworden war, schickte eine Gesandtschaft an den Herzog von Rovigo, um ihn um Hülfe gegen den Bey von Constantine zu bitten. Die Abgeordneten Ferhads wurden von dem Gouverneur aufs freundlichste empfangen und mit reichen Geschenken überhäuft, aber bei ihrer Rückkehr auf dem Gebiet des Stammes El-Uffia angegriffen und ausgeplündert. Man vermuthet, daß Sendlinge Ahmeds die Anstifter dieser Raubthat waren, welche über die vermeintlichen Urheber derselben die blutige Vergeltung herbeirief, die in den Annalen des französischen Afrika's unter dem bezeichnenden Namen der „Metzelei der El-Uffia“ bekannt ist.

Dieser Vorfall machte den Unterhandlungen mit der „Schlange“ ein Ende, die indeß von diesem Tage an nie aufhörte Ahmed Feinde zu erwecken, den Aufstand gegen ihn anzublasen, und den geringsten Keim von Mißvergnügen gegen ihn auszubeuten suchte. Es ist dieß derselbe Ferhad, der am Tage nach der Einnahme von Constantine zu uns stieß, und da man ihn fragte, weßhalb er nicht früher gekommen sey, die geistreiche Antwort gab: „ich habe mich wohl gehütet. Wenn ich vor der Einnahme gekommen wäre, so hätten die Araber gewiß gesagt, ihr hättet den Sieg nicht allein erringen können. Ich wollte den Glanz eures Triumphs nicht vermindern, indem ich euch eine Hülfe zuführte, deren ihr nicht nöthig hattet.“

Dem Schwiegersohn Ferhads, Ibrahim Bey, gelang es, einige tausend Araber in Aufstand zu versetzen, mit denen er unter den Mauern Constantine's ein Lager bezog. Aber Hadschi Ahmed, der sich vortrefflich auf die Bestechungskunst verstand, löste den Bund auf, indem er durch Geschenke und Versprechungen die vornehmsten Scheikhs, welche seinem Gegner Beistand leisteten, für sich gewann. In einer einzigen Nacht soll die ganze unstäte Armee Ibrahims sich zerstreut haben; mit Anbruch des Tages fand er das Lager verlassen, nahm voll Schrecken mit einigen treuen Reitern die Flucht und warf sich in das Gebiet der Regentschaft Tunis, von wo er bald nach dem Beylik Titteri sich rettete. Hadschi Ahmeds Rache verfolgte und erreichte ihn auch hier, denn kurze Zeit nach seiner Wiederankunft in Medeah fand man ihn in seinem Hause ermordet, wahrscheinlich von der Hand irgend eines durch Hadschi Ahmed gedungenen Mörders.

Kurze Zeit vor diesen Ereignissen war Bu Mezrag, der die Oberherrlichkeit Frankreichs nicht anerkennen wollte, durch einen Kriegszug, welchen Clauzel nach Medeah unternahm, gestürzt und durch einen Mauren von Algier, Namens Mustapha Ben Omar, ersetzt worden. Dieser neue Bey, ehemals Kaufmann und ein Mensch von friedlichen Sitten, wie es Leuten seines Standes zukommt, besaß keine der Eigenschaften, die ihn auf dem hohen, aber schwierigen Posten, auf den er berufen war, erhalten konnten. Diese Wahl war einer der Irrthümer des Generals Clauzel. Ben Omar konnte es nie dahin bringen, daß seine nominelle Autorität auch nur von einem einzigen Stamm anerkannt worden wäre. Nach wenigen Monaten mußte man ein Armeecorps ihm zu Hülfe schicken, um ihn von der Blokade zu befreien, worin seine eigenen Untergebenen ihn gefangen hielten. Er war des Oberbefehls herzlich müde, und bat aufs dringendste, daß man ihn nach Algier zurückbringen möchte, was auch im Junius 1831 geschah. Nun fiel ein Chalifah des Kaisers von Marocco über das vacante Beylik her, und hielt es bis zum Anfang des Jahres 1833 besetzt, wo Muley Abderrahman es endlich auf die dringende Aufforderung Frankreichs räumen ließ. Dieß geschah in eben dem Augenblick, wo Hadschi Ahmed sich dessen zu bemächtigen suchte: gleich nach dem Abzug Ben Omars hatte er gesucht, als Bu Mezrags Erbe aufzutreten, und seine Truppen waren auf dem Gebiet von Titteri erschienen, aber Ben Diaf, der Häuptling des mächtigen Stammes der Uled Maadhy und Ahmeds geschworener Feind, trieb dessen Armeecorps aus der Provinz hinaus. Nach dem Abzug der Marokkaner erneuerte Ahmed seine Bemühungen mit größerem Erfolg. Es gelang ihm seinen Chalifah Mohammed el Kadschi, einen energischen und gewandten Mann in Medeah, einzusetzen, und dieser verstand es auch, sich durch eine große Anzahl Stämme anerkennen zu lassen; aber schon im folgenden Jahre waren sie seines Joches müde, suchten ihm einen Nachfolger zu geben und wandten sich deßhalb an Frankreich. Unterhandlungen wurden eröffnet, die aber zu keinem Resultat führten, und Ahmed blieb im Besitz des Beyliks Titteri bis zu dem Augenblick, wo der junge Emir Abdelkader, dessen Stern damals in vollem Glanze emporstieg, über den Schelif ging, das Gebiet von Titteri überzog und die Truppen des Bey von Constantine wie eine Heerde vor sich her trieb. Daher ohne Zweifel der unversöhnliche Haß, welcher diese beiden Männer gegeneinander beseelt.

(Fortsetzung folgt.)

Slawische Sagen. Ein Hr. Mikšiček hat zu Brünn ein erstes Heft „Sammlung mährischer und schlesischer Sagen“ in böhmischer Sprache herausgegeben. Nach einer Anzeige in den „Blüthen“ (Kwety) Nr. 6 sind sie sämmtlich aus dem Munde des Volks gesammelt, und leben noch unter demselben. Das bis jetzt erschienene erste Bändchen enthält eine historische Einleitung über die Slawenapostel Cyrill und Methodius, so wie auch zwei Sagen, die sich an dieselben knüpfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1844.

Sesam-Einfuhr in Frankreich.

(Nach dem Moniteur industriel vom 18 Januar.)

Die Frage über die Einfuhr und den Verbrauch von tropischen Waaren, die in unsern Ländern nicht erzeugt werden, hat schon genug Stoff zu Streit gegeben; was in England der Kampf zwischen fremdem und einheimischem Korn bedeutet, weiß jedermann, und es ist deßhalb nicht ohne Interesse, die Concurrenz fremder Bodenerzeugnisse mit einheimischen zu verfolgen, denn bei der stets zunehmenden Schifffahrt wird es immer mehr möglich, daß ganz verschiedene Länder auch hinsichtlich so massenhafter Waaren, wie Korn, in große Concurrenz mit einander treten, und das Maaß des Schutzes, das der einheimischen Erzeugung gebührt, ausnehmend schwer zu bestimmen ist. In dieser Beziehung bietet die Sesameinfuhr in Frankreich wieder ein merkwürdiges Beispiel dar. Die Sesampflanze wird in Aegypten, der Türkei und an den Ufern des schwarzen Meeres in großer Menge gebaut; vor noch nicht sehr langer Zeit war davon in Frankreich fast nur als Arzneimittel die Rede, jetzt ist es ein furchtbarer Concurrent für den Olivenbau geworden. Die Pflanze liefert eine ungeheure Menge Oel, 40 bis 50 Proc. ihres eigenen Gewichts, das gewonnene Oel ist gut, geschmacklos, zur einen Hälfte, welche man kalt gewinnt, sehr gut eßbar, und die andere, welche durch Erhitzung gewonnen wird, zur Seifebereitung sehr tauglich. Es ist nicht ganz Olivenöl, wenn aber alles Oel, das man als Olivenöl verkauft, nur eine Mischung von reinem Olivenöl und Sesamöl wäre, so wäre gegen die Fälschung wenig einzuwenden, denn für den größten Theil der Consumenten wäre dieß ein unbestreitbarer Vortheil.

So lange der Sesam in Frankreich als Medicinalpflanze behandelt wurde, zahlte er eine Eingangssteuer von 35 Fr., als man ihn in die Classe der Oelgewächse versetzte, nur noch 2½ Fr. auf französischen, und 3 Fr. auf fremden Schiffen. Diese Besteuerung war nicht mehr als billig, denn dieß ist der Tarif für alle fremden Oelgewächse. Aber der Zoll auf fremdes Oel beträgt 33 Fr. 40 C. auf französischen und 36 Fr. 60 C. auf fremden Schiffen, und wenn der Sesam 50 Proc. Oel gibt, so ist die Abgabe auf Sesamöl nur 6 Fr. Daher kam es denn, daß die Einfuhr in den letzten Jahren ungemein gestiegen ist. Sie betrug 1837 18 Mill. Fr., 1838 20 Mill., 1839 21 Mill., 1840 37 Mill., 1841 49 und 1842 57 Mill. Jetzt erhoben die Oelproducenten im Norden und Süden ein Geschrei, und verlangten eine bedeutende Erhöhung des Tarifs. Bekanntlich ist das Oel eine sehr wichtige Agriculturindustrie Frankreichs, welche im Norden wie im Süden eine große Menge Ländereien, viele Capitalien und viele Arme in Anspruch nimmt. Außerdem bildet der Oelhandel einen starken, fortdauernden Austausch zwischen dem Norden und Süden, denn der Norden zahlt gewöhnlich den Wein welchen er trinkt, mit seinem Oel, und dieß veranlaßt auch eine starke Küstenschifffahrt. Dagegen führt man an, daß die Einfuhr des Sesam selbst für den Ackerbau einen großen Vortheil ergebe, indem die Oelkuchen eine vortreffliche Nahrung für das Vieh liefern, und daß eine bedeutende Anzahl Schiffe dadurch Beschäftigung erhält; man schätzt die Sesameinfuhr auf 80 Mill. Kilogramme oder 80,000 Tonnen, was schon eine große Anzahl Schiffe in Anspruch nimmt. Die Regierung und die Kammern werden bald über diesen Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit mehr und mehr erregt und eine so große Menge Interessen berührt, einen Entschluß fassen müssen.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Der Abend war schön, die Sonne sank hinter die dunkeln Berge am wolkenlosen Himmel nieder, das Volk zog bewaffnet nach der großen Moschee, und als der Muezzin vom Thurm hinab sein: Allah Ekber! Allah Ekber! rief, standen Tausende, schimmernd von Eisen und Silber, auf dem Felde. Unter ihnen sah man auch trübe Gesichter, aber sie gehörten denjenigen, die zurückbleiben mußten. Der Fürst stand mit dem Gesicht gegen Osten gewendet, und die langen Linien seiner Leute zogen vor ihm durch das Blachfeld; alle beteten, und als sie an der Erde kauernd die Hände gen Himmel erhoben, das Gebet wiederholten, in welchem die Bitte um

Tod für den Feind und sich selbst so ausdrucksvoll enthalten ist, glühten die Gesichter von Fanatismus. Als das Gebet beendigt war, führte man dem Fürsten, Guba, Doka und dem Wilden die Pferde herbei. Guba stimmte, als er im Sattel saß, den Gesang an: ia ila ill' allah, und als die andern diese Hymne, welche der Mohammedaner gewöhnlich bei dem Kriegszug und bei der Arbeit singt, wiederholten, erscholl die Umgegend von den rauhen, furchtbaren Stimmen.

„Lebe wohl, Duglas; sey vorsichtig; wenn etwas vorfällt, so laß mich's gleich wissen. Lebt wohl, Kinder!

„Leb' wohl, leb' wohl, Fürst!" und lange folgten die Atagaer den fortziehenden Landsleuten mit neidischen Blicken.

Zwei oder drei Tage nach dem Auszuge Doka's mit seiner Schaar kam ein Tschetschenze aufs russische Lager zugesprengt; sein Pferd war mit Schaum, er selbst mit Schmutz bedeckt. Er fragte nach dem General, und man führte ihn sogleich ins Zelt des Befehlshabers, der sich lange mit ihm unterredete. Plötzlich wurde der Befehl ertheilt, daß die Kosaken ihre Pferde satteln sollten, und nicht fünf Minuten waren vergangen, so standen sie bereit. Als der General seine Anordnungen beendigt hatte, fragte er den Tschetschenzen: „Wie heißt du, junger Mensch? Hier hast du für das erstemal zehn Ducaten; wenn du ferner dienst, sollst du mehr bekommen."

„Ich heiße Gaaka."

Auf der Ebene zogen die Kosaken hin mit einer leichten Batterie; Gaaka war voran. Wenn man von der Veste Grosnaja her gegen Naur zieht, findet sich zwei Werste links von der Straße eine ehemalige Waldstelle, wo nach dem Bericht die vier tschetschenischen Abtheilungen eintreffen, sich mit Tagesanbruch wieder theilen, dann die Staniţa umringen, und alles was in derselben und auf dem Felde sich fände, gefangen nehmen sollten. Es war spät: jeder Nochtschn hielt sein Pferd an einer langen Leine, um im Fall eines Alarms sich augenblicklich hinaufschwingen zu können. Da und dort knatterte ein Hahn oder es rasselte ein im Laufe gelassener Ladstock, und in der Luft wogte ein schwaches Gesumme von Stimmen.

Unter einer hohen Staude saß Guba mit einem Manne, und flüsterte schon seit einer halben Stunde mit ihm. Endlich überreichte er ihm etwas, dieser versteckte es, sagte ihm Lebewohl und verschwand unter den Bäumen. Nach einigen Secunden vernahm man ein Geprassel, zwischen den Zweigen erschien ein schwarzes Pferd, und neben demselben wieder der Mann, aber in einen Filzmantel eingewickelt; er streichelte den langen Hals seines Pferdes, sprang rasch in den Sattel, bog scharf rechts um und ritt in raschem Trabe davon. Guba wartete eine Zeit lang und begab sich dann wieder zu seiner Schaar.

Die Ebene, auf der die Abtheilung stand, bildete den einspringenden Winkel eines Dreiecks, von dem aus die Masse sich theilen sollte. Doka war beauftragt den Winkel zu suchen, welchen der Fluß anderthalb Werste von Naur bildet, hier durch eine Furth oder schwimmend überzusetzen, rechts den Wald zu umgehen, und dann plötzlich das hintere Thor anzufallen; der Wilde sollte sich auf die Brücke werfen, um die Streitkräfte des Feindes abzuziehen, und Guba links von letzterem sich hinziehen, dann rechts wenden und sich mit Doka vereinigen; der Fürst mit den Seinigen wollte als Nachhut zurückbleiben. Die Theilung der Beute sollte auf Doka's Befehl gleich seyn, und Gefangene denjenigen gehören, welche sie machten. Der Fürst versprach sich einen vollkommenen Erfolg.

Kaum röthete sich der Rand des Horizonts, als Doka sich mit den Seinigen zum Uebergang über den Fluß anschickte; Guba und der Wilde warteten einen Augenblick und brachen dann gleichfalls auf, endlich erschien auch der Fürst selbst, sichtlich nachdenkend, denn es war sein erster Zug, seit er zum Fürsten erwählt worden war, und das Unternehmen gewagt. Doka flog den Seinigen voran nach der Biegung des Flusses, dessen Ufer, sonst allenthalben steil, hier unmerklich sich senkt; er blickte nach der andern Seite hinüber wo der dunkle Wald ihn lockte, und einen sichern Weg versprach; über dem Fluß lag ein dichter Nebel, und die Wellen schlugen tosend an die Felsen.

„Bismillah!" rief Doka, und trieb seinen Kabardiner ins Wasser; alle stürzten ihm nach, die Pferde, bis an die Brust im Wasser, schnaubten, die verworrenen Mähnen funkelten, kein Tschetsche aus der ganzen Schaar sprach auch nur ein Wort, aller Blicke waren nach der entgegengesetzten Seite gerichtet. Hier angelangt, ließ man die Pferde einen Augenblick ausruhen und dann sprengte die Schaar dicht gedrängt in den Wald. Die ziemlich breite Straße wand sich in mannichfachen Krümmungen und lief dann plötzlich gerade aus: der Nebel hing dicht über den Bäumen, auf 20 Schritte konnte man nicht mehr das Geringste unterscheiden. Doka schickte zwei seiner Nuruden auf 15 Schritte voran mit dem Befehl Feuer zu geben, sobald sie einen Feind entdeckten. Die Abtheilung rückte vor, war aber doch noch weit vom Ziele.

Plötzlich flammte in einer Entfernung von 100 Klaftern ein Licht auf, dann ein zweites und ein drittes, und ehe der furchtbare Knall, der diesen Lichtern folgte, zum Ohre des Fürsten drang, wälzten sich zehn kecke Reiter im feuchten Sande. Doka warf sich zuerst vom Pferde, sie hielten an, Ein Schrei ertönte aus dem Munde der erschreckten Schaar, der Weg war schmal, der Wald undurchdringlich und inzwischen riß eine Salve nach der andern die Tschetschen nieder.

„Zurück!" rief eine donnernde Stimme; — „zurück, oder wir sind alle verloren!" Der Schrecken ist ansteckend, wie die Pest, alle eilten zurück zum Fluß, aber in wenigen Augenblicken flog eine Schaar Linienkosaken mit zwei Geschützen ihnen nach.

Die Flüchtlinge waren indeß noch nicht außer Gefahr; da wo sie aus dem Wald hervorbrechen mußten, wurden sie von wohlgezielten Kugeln aus Kosakenbüchsen empfangen; ihrer Hundert hatten sich an dem bekannten Uebergangspunkt mit Einbruch der Nacht in den Hinterhalt gelegt. Als Doka mit den Seinigen zum erstenmal übersetzte, hielten sie in Todesstille den Rand des Waldes besetzt. Jetzt fielen Pferde und

Menschen unter den Kartätschen und Kugeln, und was lebend durchkam, stürzte sich ins Wasser; noch auf die Schwimmenden wurde gefeuert, an vielen Stellen röthete sich der Fluß, allenthalben hörte man Stöhnen, Geschrei und Fluchen.

Inzwischen flog der Fürst, sobald er den ersten unerwarteten Kanonenschuß hörte, mit der Hälfte seiner Leute nach der Furth, aber als er daselbst ankam, war es zu spät, dennoch wollte er sich in den Fluß stürzen und den Feind mit dem Säbel in der Faust angreifen; man ließ ihn nicht, einer seiner Murnden wandte sein Pferd um, und wie ein Pfeil flogen alle höher hinauf nach dem Walde.

Rechts erscholl wiederum der den Tschetschen so wohl bekannte Kanonendonner, der Fürst wandte sein Pferd dahin, bald aber kam ihm die Schaar des Wilden geschlagen, halb vernichtet entgegen. Jetzt erkannte er, daß alle Anstrengung das Glück des Kampfes zu wenden, vergeblich sey, und der ächte Muth und die Klugheit kehrten ihm zurück. „Inerail, jage hin zu Guba und sage ihm, daß er umkehren solle; ich will ihn hier erwarten.“ Inerail hatte kaum eine halbe Werst zurückgelegt, so stieß er auf Guba, der mit seiner Schaar daher zog; sein Gesicht, gewöhnlich so kalt und ruhig, war etwas geröthet. „Fürst, ein Unfall . . . hier haben wir nichts mehr zu erwarten, führe uns wohin du willst.“

Die Trümmer der Abtheilungen sammelten sich und im raschen Trabe ging's nach der Ebene hin, auf der sie übernachtet hatten. Um die Abziehenden her schwärmten Kosakenabtheilungen, aber die erbitterten Tschetschen wiesen sie kräftig zurück. Der Verlust war groß: 300 waren auf dem Platz geblieben und 400 waren verwundet. Das war aber noch nicht alles; als sie von dem unglücklichen Zuge heimkehrten, kam ihnen die furchtbare Nachricht entgegen, daß Ataga zerstört worden sey. Vergebens wollte der Fürst den Kosaken nachjagen; sie waren schon weit entfernt. Er berief Duglas und verlangte Aufklärung, warum er ihm nicht von dem Einfall der Russen Nachricht gegeben, und wie die Feinde in den Aul hätten einbrechen können.

„Die ersten Berichte trafen ein von deinem Unfall, Fürst, als Allah uns dieses Unheil sandte; es war eine schwarze Sturmnacht; diejenigen, welche auf der Warte standen, müssen eingeschlafen seyn, weil man sie lebend von da fortführte, ein einziger entkam, wie konnte er aber in solcher Nacht noch zu rechter Zeit eintreffen. Wir selbst schliefen ohne etwas zu wissen! ich war noch am Morgen über die Sundscha gegangen, um das Land zu durchziehen, und hatte nicht das mindeste von den Ungläubigen gesehen, — plötzlich in der Nacht, ungefähr um den ersten Hahnenschrei, hör' ich ein fernes Trampeln, ich springe auf und gehe hinaus, es war nichts zu sehen, aber mein altes Ohr war nicht zu täuschen, das mußten Pferde seyn, aber was für welche? War irgend eine Heerde losgebrochen? Ich that einen Schuß, bald einen zweiten und einen dritten, das Dorf gerieth in Bewegung, aber schon war es zu spät; sichtlich muß ein kundiger Führer sie geleitet haben. Sie steckten die Scheunen in Brand, und dieß Licht beleuchtete Männer, Weiber und Kinder, alle voll Schrecken. Vergebens sammelte ich einige Dutzend Leute, um die Kosaken anzugreifen, alles fiel unter ihren Kugeln. Zu spät war es zur Vertheidigung, man mußte an unser Besitzthum denken, sie fingen an das Vieh wegzutreiben, . . . Fürst, gehe nicht mehr nach Ataga, es ist allzu traurig, wir sind alle zu Bettlern geworden. Das Unglück dir zu melden konnte nichts mehr helfen, du warst ohnedieß nicht fröhlich, und ihnen nachzujagen war durchaus unthunlich. Wir haben Pferde, Vieh und Hausgeräthe verloren; was sie nicht fortbringen konnten wurde verbrannt, und jetzt ist von meinem schönen Ataga nur noch ein Aschenhaufen übrig.“

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Kurze Zeit nach der Aufnahme, welche der Herzog von Rovigo den Abgesandten Ferhad ben Saids gewährte, hatte Ahmed selbst das Verlangen bezeugt sich Frankreich zu nähern. Vielleicht hatte ihn die kürzliche Einnahme von Bona erschreckt und ihn auch einen Angriff auf Constantine ahnen lassen; vielleicht wollte er nur Zeit gewinnen und in einer Unterhandlung die geheimen Absichten des Obergenerals sondiren. Dieser Punkt ist noch nicht aufgeklärt. Gewiß ist, daß im Monat August 1832 der Maure Hamdan-ben-Othman Kodscha, einer der aufgeklärtesten und angesehensten Männer der Regentschaft, der noch unter der Türkenherrschaft der geheime Rathgeber Hussein Dey's gewesen war, und da er lange in Europa gelebt, dasselbe sehr gut kannte, zu dem Herzog von Rovigo kam und ihm anzeigte, er wisse von dem Marabut Ben Aissa, einem sehr verehrten Mann des Dscherdschera-Gebirgs, daß der Bey von Constantine mit Frankreich zu unterhandeln wünsche. Er fügte sogar hinzu, Ahmed habe in diesem Sinn an ihn selbst geschrieben, die Briefe seyen aber aufgefangen worden. Der Herzog von Rovigo ergriff mit Begierde die Gelegenheit, eine Annäherung mit einem Mann zu suchen, dessen Macht und Gewandtheit ihn beunruhigten, und ohne weiteres zu untersuchen, in wie weit er auf Hamdan selbst Vertrauen setzen dürfe, beauftragte er diesen, sich zu Ahmed zu begeben und seine Vorschläge zu vernehmen.

Dieser Maure, ein schlauer Diplomat und überdieß für Frankreich nicht sehr günstig gestimmt, hatte früher freundschaftliche, so wie auch Geldverhältnisse mit dem Bey von Constantine unterhalten, und diese waren ohne Zweifel noch immer im Gange. Man behauptet sogar, zu der Zeit, wo er seine Mission erhielt, habe er die Fabel von Ahmeds Wunsch, mit Frankreich in Verbindung zu treten, nur ersonnen, um einen Vorwand zu haben, sich zu Ahmed zu begeben und seine Privatangelegenheiten mit ihm zu regeln. Was zu dieser übrigens nicht sehr wahrscheinlichen Vermuthung Veranlassung gab, war der Umstand, daß Hadschi Ahmed noch 100,000 Budschus an Hamdan schuldete, welche dieser bis jetzt umsonst verlangt hatte, denn er sagte selbst, von Ahmed Geld verlangen heißt in ein Stück Leder beißen. Wie dem auch seyn mag, er nahm die ihm vom Herzog von Rovigo anvertraute ziemlich gefährliche Botschaft an, und es geschah gewiß nicht bloß, um Frankreich einen Dienst zu leisten, daß er den wirklichen Gefahren einer solchen Mission sich aussetzte. Er machte sich zu Lande auf den Weg von

Algier nach Constantine in Begleitung seines jungen Sohnes Ali, der damals 12 bis 15 Jahre haben mochte, und eine artige, sehr naive Erzählung seiner Reise geschrieben hat.

Die eigentliche maurische Partei, diejenige, welche von einer moslemitischen Restauration träumte, hatte sich entschieden gegen jede Unterhandlung ausgesprochen, welche eine Versöhnung zwischen Frankreich und dem Bey von Constantine zum Zweck hätte; Hamdan war deßhalb klug genug, den wahren Zweck seiner Reise zu verheimlichen, und gab vor, er wolle bloß seinem Freunde, dem Marabut Ben Aissa, einen Besuch machen. Selbst sein junger Sohn Ali war nicht im Geheimniß, denn er sagt ausdrücklich: „als wir bei dem Marabut angelangt waren, hatte ich noch keinen Gedanken an die Reise nach Constantine, und glaubte, wir wollten nach Algier zurückkehren. Erst am folgenden Morgen theilte mir mein Vater seine Absicht mit, indem er sagte: wir gehen nach Constantine zu Hadschi Ahmed. Ich gerieth sehr in Furcht und sagte zu meinem Vater: Wir spielen großes Spiel; Ahmed wird uns gewiß umbringen lassen, denn es steht geschrieben: hüte dich selbst und ich will auch dich hüten.“

Trotz des Schreckens und des Widerstandes seines jungen Reisegefährten setzte Hamdan seinen Weg fort, und beinahe hätte er es in kurzem zu bereuen gehabt. So gut er sein Geheimniß bewahrt hatte, so hatte er es doch den scharfen Blicken seiner Landsleute in Algier nicht ganz verbergen können, und diese hatten beschlossen, ihn unterwegs ermorden zu lassen. Zu diesem Endzweck schickten sie ihm Mörder nach, und wenig fehlte, so wäre die Ausführung gelungen. Glücklicherweise waren die arabischen Banditen eben so ungeschickt als habsüchtig. Der junge Ali erzählt hierüber folgendes: „Gegen Mittag setzten wir, geleitet von berberischen Führern, durch eine Furt, und während wir unsere Maulthiere tränkten, kam plötzlich eine Schaar Araber heran und ließ nahe bei uns ihre Pferde trinken; es waren ihrer zwanzig, alle bis an die Zähne bewaffnet. Während ihre Pferde tranken, fragten sie uns, ob wir nicht zwei Leute gesehen hätten, die aus Algier kämen, um Constantine an die Franzosen zu verkaufen. Aus diesen und einigen ähnlichen Reden erkannten wir unzweifelhaft, daß sie von den algierischen Moslems Geld empfangen hätten, um uns die Köpfe abzuschlagen. Sie sagten zu uns: es sind zwei Leute, ein alter und ein junger; der Kopf des alten wird uns mit 1000 spanischen Thalern, der des jungen mit 100 bezahlt. Bei diesen Worten sagte ich zu mir selbst: bei Gott, mein Kopf ist nicht theuer, da man nur 100 Thaler darum gibt; für den meines Vaters zahlt man doch einen anständigen Preis. Die Kabylen, die uns begleiteten, gaben die Versicherung, daß sie die zwei Leute, die man verfolge, nicht gesehen hätten. Sie schlugen sodann einen andern Weg ein, und so befreite uns Gott aus ihrer Hand.“

Nach manchen Gefahren kamen die beiden Reisenden endlich zu Constantine an, Ahmed Bey befand sich aber damals auf dem Gebiet der Haurenschas, und sie begaben sich dahin. Der Bey empfing sie sehr gut, stieg ab, als er Hamdan auf sich zukommen sah, umarmte ihn, wies ihm eines seiner Zelte an und gab Befehl, daß man ihm zu essen auftrage. Hier aber erschrack der junge Ali aufs neue, denn er konnte sich trotz des guten Empfangs von Seite Ahmeds noch nicht von dem Schrecken erholen, welchen ihm die Annäherung und die Gegenwart des schrecklichen Gastfreundes seines Vaters verursacht hatte. „Als die Diener des Bey uns das Mahl brachten, das er uns schickte, waren die ersten Schüsseln, die ich erblickte, ein Gerstenbrod und eine Anzahl prächtiger schwarzer Oliven. Da nun nach einem wohlbekannten moslemitischen Brauch ein Häuptling, der jemand ermorden lassen will, ihm eine Schüssel mit Oliven schickt, zum deutlichen Zeichen, daß er an demselben Tage noch sterben müsse, so sagte ich zu mir selbst, als die unseligen Oliven mir zu Gesicht kamen: Wir sind verloren, das ist der Vorbote unseres Todes! Ich hütete mich indeß diesen Gedanken meinem Vater mitzutheilen, aus Furcht, seine letzten Augenblicke zu vergiften, aber ich konnte nichts essen. Mein Vater fragte mich, weßhalb ich nichts anrührte, und ich erwiederte ihm nun in aller Stille: Beim Anblick dieser Oliven ist mein Herz vor Schrecken starr geworden! Fürchte dich nicht, sagte mein Vater, Hadschi Ahmed hat ohne Zweifel nichts besseres uns anzubieten. Es ist bald Mittag, und ich begreife wohl, daß um diese Stunde des Tags kein Essen bei ihm gekocht ist. Ich aß nun, aber immer noch mit Furcht, denn trotz alles dessen, was mein Vater sagte, war ich keineswegs beruhigt.“

Sie fanden indeß Hadschi Ahmed in ziemlich guter Stimmung für Frankreich, und nicht sehr abgeneigt, dessen Oberherrlichkeit anzuerkennen. Er hätte sogar eingewilligt Tribut zu zahlen, wenn man ihm die Zollstätte von Bona abgetreten hätte. „Das war nicht, sagte der junge, naive Schriftsteller, ein Abdelkader oder ein anderer Fanatiker derselben Art. Wenn er von den Franzosen sprach, so zeigte er keinen Haß, im Gegentheil er bewunderte ihre Kenntnisse, ihre Taktik, ihren Muth und ihre Tapferkeit. Er redete von ihnen durchaus nicht in derselben Weise, wie unsere moslemitischen Häuptlinge zu Algier. Er wußte wohl, daß er keine Truppen ihnen entgegenzustellen hatte, die den Kampf aushalten könnten, nichtsdestoweniger hoffte er über sie durch List einige Vortheile zu erlangen. Ich erkannte in ihm einen Mann von großem Verstande und bewunderte namentlich seinen Geist und seine Art sich auszudrücken.“

Die physische Gestalt dieses merkwürdigen Mannes beschreibt der junge Ali auf folgende Weise: „Er ist von kleiner Gestalt, hat ungeheure schwarze Augen und eine kurze Adlernase. Sein Gesicht ist gebräunt, aber von Natur sehr weiß. Er ist immer sehr zierlich und reinlich gekleidet. Seine kleinen Hände sind reizend, weiß und voll, mit schwarzen Haaren bedeckt, die glatt auf der Haut liegen, daß es ein wahres Vergnügen zu sehen ist. (Das ist eine neue Art orientalischer Schönheit, die uns der junge Ali hier enthüllt.) Seine Kleider sind sämmtlich mit Seide gestickt und unterscheiden sich wenig von denen der reichen Algierer. Ueber dem Kaftan trägt er einen Haik, den er elegant drapirt. Ein Kaschmirshawl dient ihm als Gürtel und ein zweiter als Turban. Seine Augenbraunen und sein Bart sind sehr schwarz, und sein Schnurrbart so lang, daß er manchmal, wenn er in seinen Träumereien denselben mit den Fingern streicht, maschinenmäßig an der ersten Windung des Turban anstößt. Seine Augen sind drohend und schrecklich; sie haben einen grausamen Ausdruck, den ich mit nichts besser als mit dem stechenden Blick des Löwen vergleichen kann. Wenn wir bei Tische saßen und er den Blick auf mich richtete, verging mir der Hunger und ich begann unwillkürlich zu zittern. Gewiß, solche Blicke sind die eines gefährlichen Menschen. Dennoch kann ich mich nicht enthalten ihn sehr schön zu finden.“ (Schluß folgt.)

Sir Hudson Lowe's Papiere. Dieser Mann soll in den Händen eines vertrauten Freundes Papiere, darunter auch die Instruktionen Lord Bathursts, hinterlassen haben, welche geeignet seyen, seinen Charakter in ein besseres Licht zu setzen. (Athenäum vom 20 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1844.

Ausflug eines schwedischen Naturforschers (Wahlberg) in Südafrika. *)

Nachdem ich im August von Pieter-Mauritzburg zurückgekommen und alle meine Sachen in Conzella geplündert worden waren, gab ich meine Wohnung daselbst völlig auf, und erhielt in dem Hause des französischen Naturforschers Delegorgue, das dem englischen Lager weit näher liegt, ein Zimmer. Am 20 August brach ich von Port Natal auf, um in das Land der Amazulu einzudringen. An dem eilften Flusse, Umolatu's genannt, den ich nach neuntägiger Reise passirte, lag das jetzt öde Haus des nordamerikanischen Missionärs Prouth, den Panda kurz zuvor zur Flucht genöthigt hatte, da er ihn nicht länger in seinem Lande dulden wollte und mehrere seiner Leute hatte ermorden lassen. In der Nähe desselben verließ ich meinen Wagen und begab mich, bloß mit einem Stock in der Hand und nur von einem kleinen Kafferknaben begleitet, zu Panda, um von ihm Erlaubniß zu erhalten, am Umfalloss-Fluß zu jagen. Der Pfad, welcher durch ein stark coupirtes Land führte, war sehr ermüdend, aber in allen Kraals gab man mir freundlich Milch und Kafferbier (Jtioalla), die ich mit Glasperlen bezahlte. Mein erstes Nachtquartier nahm ich bei Umfigrane, der mich sehr artig empfing, auf seinem Instrument spielte und sang, und mich mit Milch tractirte. Am andern Tage kam ich durch eine Menge Kraals, denn das Land wurde stärker und immer stärker bewohnt, und nahm als es dunkel wurde mein Nachtquartier bei dem Kaffernhäuptling Noko, der selbst nicht zu Hause war, dessen Leute mich aber sehr gut aufnahmen.

Am folgenden Tage kam ich zu einem ungeheuren Kraal, wo die Hütten fünffach hinter einander standen und fünf concentrische Kreise bildeten. Ich traf hier Matslábä, der mich zum König zu geleiten versprach. Wir wanderten ein paar Stunden lang unter einer brennenden Sonne, und kamen endlich zu einem kleinen Kraal, wo ich bleiben sollte bis auf weiteres, während Matslábä seinen Weg zur Residenz allein fortsetzte. Ich nahm meinen Platz unter einem einzelnen Baum, der einen schwachen Schatten gab, und da es ziemlich lange dauerte, ehe ich berufen wurde, schlief ich hier auf dem brennenden Sande ein, begafft von einer Menge Frauen und Kinder. Endlich kam eine Botschaft von Matslábä, und ich begab mich zu Panda's Kraal Hambe totala (geh zur Ruhe) genannt, der noch viel größer war als der frühere, denn die Häuser bildeten acht concentrische Kreise. Ich wurde in einem Hause einquartirt, und zugleich benachrichtigt, daß ich nicht vor Sonnenuntergang Zutritt zu dem König haben könne, indem er gegenwärtig ausruhe. Ich erhielt nicht das Geringste, weder zum Essen noch zum Trinken, und um nur Wasser zu erhalten, mußte ich Bezahlung versprechen. Gegen Abend besuchte ich mehrere von Pand'as vornehmsten Hofleuten; sie ließen mich wissen, daß ich nicht vor dem folgenden Tag Zutritt haben könne, erkundigten sich um meine Angelegenheiten, Geschenke u. s. w., und ließen mich merken, daß ich vergebens um Erlaubniß nachsuchen würde am Umfalloss zu jagen, da der König sich diesen Platz selbst vorbehalten wolle.

Am folgenden Morgen war die Sonne bereits hoch am Himmel, als ein Hofmann (Makajan) ankam und mir anzeigte, daß die Audienzstunde sich nahere; aber da das Hinausschieben immer noch fortdauerte, ließ ich denselben wieder rufen und sagte ihm, daß ich nun nicht länger warten, sondern fortgehen würde, wenn Panda mich nicht sehen wolle. Die Veränderung, welche diese Worte veranlaßten, war sehr merklich; es kamen sogleich eine Menge vornehmer Kaffern herbei, welche nun unaufhörlich erzählten, wie günstig Panda für mich gesinnt sey u. dgl., und mir auch Jtioalla brachten, wovon wir gemeinsam tranken. Nun kam Umsinleri, Panda's Vertrauter, um mich zu rufen, und ich folgte ihm. Mehrere dichte Zäune umgaben die Königswohnung und der Eingang war ein Zickzack; das Haus war übrigens von gewöhnlicher Form, halbrund, aber ausgezeichnet gut gebaut, geräumig und der Boden glatt und glänzend. Alle Frauen Panda's, etlich' und zwanzig an der Zahl, saßen außen in Parade.

*) Siehe Jahrgang 1843 Nr. 56 ff. Der obenstehende Auszug ist in der schwedischen Staatszeitung enthalten und aus dieser in das Aftonblad vom 21 Oct. 1843 übergegangen.

Ich ging hinein und begrüßte ihn, indem ich ihm die Hand reichte. Er war ausnehmend freundlich und saß auf einem kleinen Stuhl, über den ein blauer Filz geschlagen war. Als ich ihm die Geschenke vorlegte, erklärte ich ihm alles oder bezeichnete den Gebrauch, und er ließ niemals außer Acht seine beiden Vertrauten zu fragen, wie ihm dieß oder jenes stehe? Sie sagten stets ja, worauf er dann herzlich lachte und bei seinem durch Dingaan ermordeten Bruder Chaka schwor. Er war entsetzlich fett, so daß die Brust herunterhing. Von allem was ich ihm brachte, zu einem Werth von etwa 50 Thlr., waren eine Art kleiner rother Bänder, rothe Glasperlen und die langen Federn eines Paradiesvogels am meisten werthgeschätzt, obgleich in der That von sehr geringem Werth. Ich benützte den Augenblick, da er nach dem Empfang der Geschenke sehr freundlich gestimmt war, ihm meinen Wunsch, am Umfalloßi zu jagen, vorzustellen, und nach einigen Einwendungen gab er mir auch auf einen Monat lang Erlaubniß. Während meiner Unterredung mit ihm stimmten seine außer dem Hause befindlichen Frauen einen melancholischen sanften Gesang an, wozu er manchmal den Tact pfiff.

Ich nahm Abschied und begab mich auf den Heimweg, nachdem ich mich nochmals mit Jtioalla erfrischt hatte.

(Schluß folgt.)

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Unfälle kamen auf Unfälle; wohin Boka sich auch mit den Schaaren wandte, allenthalben kam man ihm zuvor, überall wurden die Tschetschen geschlagen, und umsonst suchte er den Tod, der ihn floh; allenthalben wo er selbst war, fiel alles unter seinem scharfen Schwert, aber nur Boka selbst blieb unbesiegt, der Fürst wurde allenthalben geschlagen. Das Volk wurde niedergeschlagen und sah kein Mittel, den Stand der Sache zu bessern; als Fatalisten dachten sie nicht darüber nach, was nöthig und möglich wäre, um den verderblichen Einbruch der Russen zu hemmen; vergebens bewachte man Tag und Nacht die Ungläubigen: plötzlich fiel ein Schwarm Kosaken, wie das Feuer des Himmels, über einen Aul her, und diese unaufhörlichen Unfälle verhärteten die Gemüther so sehr, daß selten einer, wenn der Ruf: die Russen! ertönte, auch nur noch eine Waffe ergriff; „es muß so seyn," sagten sie, und ließen sich niedermetzeln.

Aber der Mensch sucht stets die Schuld seines Unglücks nicht in sich selbst, sondern in andern; in diesem Falle waren die Tschetschen freilich entschuldbarer als irgend sonst, und sie fingen, vielleicht nicht ohne Grund, an, den Fürsten in einem andern Lichte zu betrachten. Was früher sie in Staunen und Verwunderung setzte, diese augenblicklichen Schläge, fern von der Heimath, schien ihnen jetzt Unsinn und Thorheit. Das Volk sagte, Boka sey ein „unglücklicher" Fürst, er gehöre zu den Leuten, denen von einer gewissen Periode ihres Lebens an alles mißlinge, und die ohne es zu wissen oder zu wollen Unheil über ihr Vaterland herbeiziehen. Jetzt wenn der Fürst einen Befehl erließ, sich zu einem Kriegszuge zu sammeln, waren der Freiwilligen wenige, weil man voraus wußte, daß eine neue Niederlage sie erwarte, und man täuschte sich nicht. Plötzlich verbreitete sich ein finsteres, seltsames Gerücht, man flüsterte sich in aller Stille zu, der Fürst unterhandle insgeheim mit den Russen. Man glaubte es und glaubte es nicht.

Boka war in einer schrecklichen Lage; seine ausgesprochenen Hoffnungen waren vernichtet, sie fielen verachtet und verspottet zu Boden, seine hohen Plane schlugen zum Unheil aus, sein Ruhm sank, und so begann er selbst gleichfalls zu sinken; er war stolz, und darum schmerzte ihn ein Flecken auf seinem Ruhm mehr, als auf seiner Ehre. Mit einer Art Scheu betrachtete er Guba, weil er wußte, daß dieser stets und allenthalben laut zu seinen Gunsten sprach, er, welcher selbst der Gewalt entsagt hatte, um sie ihm, Boka, zu übergeben, und eben diese fast kindische Scheu veranlaßte ihn wiederum, sich demjenigen zu nähern, der freilich, ohne daß er es wußte, die äußersten Mittel aufbot, seine Rache an ihm zu üben.

Das Frühjahr näherte sich, die warmen Strahlen verscheuchten den Schnee, der die Berge deckte, die Natur lebte auf, nur in Boka's Seele fiel kein neuer Strahl. Er lag in seinem obern Zimmer in seine finstern Gedanken vertieft. Er war sehr abgemagert, die Schrammen waren tiefer, die Augen glänzten von einem unheimlichen Licht, seine Wangen waren bleich. Nicht weit von ihm saß Guba, gleichfalls finster.

„Was spricht das Volk?"

„Dasselbe, wie früher . . ."

Der Fürst seufzte, und das Wort „Allah" drängte sich unwillkürlich aus seinem Munde. Beide schwiegen lange. „Freund, gibt es denn kein Mittel?"

„O ja!" erwiderte Guba. Boka sprang auf wie ein Löwe.

„Welches?" Guba schwieg, fuhr mit der Hand über die Stirne, schien seine Gedanken zu sammeln, sah scharf den Fürsten an, und sagte, „Boka, ehe ich zu sprechen anfange, muß ich dir eine Frage thun: glaubst du, daß Guba dein Freund ist."

„Was ist das für eine Frage? Allerdings."

„Ich weiß, Fürst, daß dein Vater mich nicht liebt."

„Laß meinen Vater in Ruhe; er ist alt... aber das Mittel... sprich...."

„Tritt mit den Russen in Unterhandlung."

„Mit den Feinden? . . . ich, verrathen? du wagst es.."

„Sprich nicht so laut, Boka, man könnte uns hören; Unterhandeln mit den Feinden? Ja. Verrathen? Nein; höre, du bist noch jung. Jetzt sagt man, du seyst niedergedrückt, vernichtet, was wird man später noch von dir sagen? Fürst, man liebt dich nicht, man haßt dich, weil der Mensch, wenn er böse ist, irgend etwas hassen muß. Das Schicksal gießt Schmach auf Schmach über dich aus. Du hattest dich zu hoch geschwungen, das mußt du jetzt theuer büßen. Aber du scheinst noch nicht zu wissen, wie süß die Rache ist."

Boka hörte mit Staunen seinen Freund an und konnte nicht begreifen, wohin die Rede ziele. „Was ist dir, Guba? Rächen? An wem rächen? Wovon sprichst du?"

Guba faßte sich wieder. „An wem rächen? . . . An den Feinden! Deine Sachen stehen schlecht . . . . die Nochtschu wollen dir nicht mehr glauben . . . schreibe an die Russen, bitte sie, daß sie dir helfen, die Tschetschen vollends zu brechen; wir täuschen sie, ziehen uns aus der Schlinge, und dein Name wird mit dem früheren Glanze wieder aus dem Staube sich erheben, in welchem du jetzt versunken bist."

Der Fürst besann sich lange. „Nein, es ist unmöglich."

„Wie du willst; wisse aber, daß man von neuen Wahlen spricht; tritt ein Zwiespalt unter den deinigen ein, so mußt du wieder Schuld seyn. Indeß ein Zwiespalt wird kaum statt finden, denn du kannst nicht allein gegen alle kämpfen, und daß alle dich verlassen werden, darauf kannst du zählen. Wie ist es dann? Vom Fürsten sinkst du herab zu gänzlicher Unbedeutenheit; die Kinder werden sagen, er wollte eine Wolke zerreißen und fiel in eine Schmutzgrube; dein Name wird erst der Name eines „„Unglücklichen,"" dann der eines Thoren und eines Elenden seyn . . . Aber wie du willst, . . . ich sage dir nur, das ist das einzige Mittel . . . und wenn du einen treuen Menschen brauchst . . . du weißt, wie ich dir ergeben bin; ich selbst erbiete mich deinen Brief dem General zu übergeben, ich setze mich der Gefahr und Schande aus, denn wenn man weiß, daß ich bei den Russen war, so wird man sagen, ich sey ein Verräther."

Bola entschloß sich, der Brief wurde geschrieben und Guba eingehändigt. „Erwarte mich morgen um diese Zeit mit der Antwort. Lebe wohl." Sie küßten einander die Hand und Guba ging.

Bola war ein Knabe, der weder die Menschen noch die Lage der Sache gehörig kannte, der von seinen hochfliegenden Planen heruntergestürzt war und den die Umstände ganz vernichtet hatten. Es war eine Zeit, wo sein Herz stark schlug beim Gedanken an sein Vaterland; er wollte seinem Lande hohen Ruhm erwerben, während die andern nur an Raub dachten. Seltsames Land, man findet darin unter Tausenden kaum Einen, der sich nicht kaufen ließe; für Geld verkaufen sie Weib, Tochter und Heimath, nur eines verkaufen sie um keinen Preis der Welt, ihre Rache. Alle Tugenden haben ihre Zeit; man glaube nur nicht, daß ein Tschetsche oder überhaupt ein Bergbewohner ein treuer Bürger seines Vaterlandes sey; er schlägt sich, weil die Noth ihn zwingt sich zu schlagen; er ist tapfer, d. h. erstaunlich gewandt, aber aus Gewohnheit; Raub ist das sicherste Mittel, um Geld zu erwerben, darum raubt er; gebt einem solchen Tapfern hundert Rubel Silber, er wird alles hinopfern und euch dienen, nur sorgt, daß ihr Oel ins Lämpchen gießt, sonst geht er wieder fort, keineswegs aus Liebe zum Vaterlande, nein, aus Geld- und Raubsucht. Ich habe lange unter ihnen gelebt und besaß alle Mittel, diesen Punkt kennen zu lernen, der so merkwürdig ist wegen des Rufes, welcher diesen Wilden eine gewisse Ritterlichkeit beimißt; ich habe diese Ritter in der Nähe gesehen, im Negligé, und kann versichern, daß man unter Tausend kaum Einen ordentlichen Menschen findet.

(Fortsetzung folgt.)

Vulcanischer Ausbruch auf den Sandwichinseln.

Ein Schreiben des amerikanischen Missionärs Titus Coan aus Hilo auf den Sandwichinseln gibt Nachricht von einem furchtbaren Ausbruch des bekannten Mauna Roa. Am 10 Januar 1843 brach ein Lavastrom aus dem Krater hervor in einer Höhe von 14,000 Fuß über dem Meere. Der Ausbruch nahm mehrere Wochen lang von Tag zu Tag zu, und ungeheure Lavaströme verbreiteten sich längs den Seiten des Berges herab, bis sie über eine Strecke von 20 bis 30 Meilen sich verbreitet hatten. Nach mehrern Wochen erst wagte es Hr. Coan den Berg zu besteigen, und fand hier, daß der Strom sich einen unterirdischen Ausweg gebrochen, so daß man in der Nähe des Kraters oberhalb des Lavastroms hingehen konnte. (Dieß ist freilich nicht zu verwundern, da man weiß, daß eine Seite des oft beschriebenen Kraters sich über 1000 Fuß hoch erhebt.) Die Hochebene zwischen den beiden Bergen Mauna Roa und Mauna Koa wurde von den Lavaströmen quer durchschnitten. (Athenäum vom 20 Jan.)

Ahmed Bey.

Erster Abschnitt.

(Schluß).

Um dieß Porträt zu vollenden, fügen wir hinzu, daß Ahmed, wenn auch nur von mittelmäßigem Wuchse, doch athletisch gebaut war. Das Auge dieses „gefährlichen Menschen" mildert sich auch nöthigenfalls, und drückt dann nur eine große Lebendigkeit aus. Sein Benehmen ist, wenn er will, sehr einnehmend. Seine kurze, abgebrochene Sprache contrastirt mit dem langsamen Ernst, den gewöhnlich die Orientalen haben, und zeugt von seinem mehr als halbwilden, ungestümen Naturell. Bart und Augenbrauen, glänzend schwarz zu der Zeit, wo ihn Hamdan und sein Sohn sahen, sind jetzt gebleicht, weniger durch das Alter, als durch ausschweifenden Sinnengenuß, aber unter dem Schnee brennt noch das Feuer, und man kann ihn ohne Uebertreibung den Vulcanen vergleichen, deren Haupt mit Schnee bedeckt ist, deren Seiten aber die kochende Masse einschließen, die jeden Augenblick über den Krater ausströmen kann.

Hamdan, der nicht die Vollmacht hatte, mit dem Bey einen Vertrag abzuschließen, mußte sich beschränken, seine Vorschläge anzunehmen, ehe er aber abreiste, begleitete er denselben auf einem fünfundzwanzigtägigen Zug durch das volkreiche Gebiet der Hannenschah. Dieser Zug war durch einen Vorfall bezeichnet, die im Leben orientalischer Fürsten sehr gewöhnlich sind, denen aber Ahmed Bey öfter ausgesetzt war, als irgend ein anderer, nämlich eine Verschwörung gegen sein Leben. Die Art, wie sie vereitelt und bestraft wurde, verdient Beachtung. Wir schöpfen wieder aus dem naiven und wahrhaften Bericht des jungen Ali.

Man war auf dem Marsch und wie gewöhnlich führten die Araber, welche Ahmed umgaben, eine „Fantasia" aus. Ali selbst nahm Antheil an dem kriegerischen Spiel, indem er längs der Colonne hinsprengte, und als er mit verhängtem Zügel zurückkam, sein mit Pulver geladenes Gewehr über dem Kopf des Bey abschoß. „Als ich, erzählt Ali weiter, meinen gewöhnlichen Platz hinter ihm wieder eingenommen hatte, kam ein Greis auf mich zu und sagte: Sidi Ali, tretet zur Seite, denn ich habe mit unserem Herrn zu reden. Ich machte dem Greis Platz, aber mit einer Art Widerwillen und ohne ihm die geringste Achtung zu zeigen. Er näherte sich Hadschi Ahmed, grüßte ihn und wurde voll Herablassung empfangen. Ich sah nun erst, daß der Greis ein sehr

vornehmer Mann, nämlich der Häuptling der Hannenschah war, und trat weiter zurück. Er flüsterte etwas Hadschi Ahmed ins Ohr, der darüber gelb wie eine Citrone wurde und an allen Gliedern zitterte. Alsbald entfernte sich das ganze Gefolge vom Bey, der einige Schritte voranritt. Von diesem Augenblick an schien er nachdenkend und biß die Zähne zusammen. Indeß fingen die Araber wieder an, je zwei und zwei in großem Galopp dahin zu rennen. Plötzlich bäumte sich das Pferd des einen heftig und der Reiter wäre beinahe aus dem Sattel geworfen worden. Bei diesem Anblick stieß Ahmed einen Schrei des Schreckens aus. Bei Gott, sagte ich zu mir selbst, als ich ihn so um das Schicksal der Seinigen besorgt sah, dieser Mensch ist nicht so grausam, er hat ein sehr fühlendes Herz und gibt hier eine Probe davon.

„Als wir ins Lager zurückgekehrt und vom Pferde gestiegen waren, lud uns Hadschi Ahmed ein, Kaffee mit ihm zu trinken. Wir fanden ihn unter seinem Zelt, umgeben von Arabern, worunter ich auch den Reiter bemerkte, der beinahe gestürzt wäre. Ich saß auf der einen Seite des Bey, mein Vater auf der andern. Nach dem Kaffee wandte sich Ahmed nach einem Diener um, der mit über die Brust gefalteten Händen in achtungsvoller Stellung dastand. Rufe mir fünfzig Esbahya (Spahis) herbei, sagte er. Als ich diesen Befehl vernahm, zitterte ich, und sprach zu mir selbst: jetzt ist unser Ende gekommen; ich glaubte bestimmt, diese Esbahya sollten mich und meinen Vater verhaften. Doch erholte ich mich wieder, denn ich dachte, daß dazu nicht fünfzig Mann nöthig seyen. Als der Diener wieder erschien und Ahmed verkündigte, daß die Esbahya an der Thüre des Zeltes stünden, rief er aus: verhaftet sie! Sogleich traten die Esbahya herein, und ich sah nun wohl, daß sie recht gut wußten, an wen sie die Hand legen sollten. Sie packten ohne Zögerung sämmtliche Araber, die Kaffee mit uns getrunken hatten, darunter auch, wie gesagt, den Reiter, dessen Pferd sich so stark gebäumt hatte. Sie schrien laut: das ist eine Ungerechtigkeit, eine Tyrannei! aber niemand antwortete oder gab sich auch nur das Ansehen, sie zu hören. Ich sagte im Grunde der Seele zu mir: dieser Mensch ist wirklich unbegreiflich; so eben hat er Mitleid mit diesem Reiter gehabt und zitterte, er möchte stürzen, und jetzt läßt er ihn gefangen nehmen. Gott weiß, welches Loos er ihm aufgespart!

„Was ich voraus gesehen, trat ein: Hadschi Ahmed rief seine Tschauschen und sagte zu ihnen: vertheilt diese Leute in den Zelten und wacht darüber, daß keiner entkomme. Am Abend nach dem Essen kam der Sohn des Scheikh, der Neffe Hadschi Ahmeds, der ihn adoptirt hatte, zu mir und sagte: Sidi Ali, Ihr habt die Leute gesehen, die man heute verhaftet hat? — Ja, erwiederte ich. — Um Mitternacht wird man ihnen den Kopf abschlagen, hier neben euch, denn das Hinrichtungszelt ist ganz nahe an dem eurigen. — Diese Worte setzten mich sehr in Erstaunen; was haben sie denn begangen, fragte ich. — Ihre Sache steht schlimm; Ihr sollt morgen erfahren, was sie gethan haben.

„Ich erzählte alles dieß meinem Vater und sagte ihm: da die Gefangenen ganz nahe bei uns hingerichtet würden, so würde ich nicht eher schlafen, bis ich die Hinrichtung gesehen hätte. — Du sollst das nicht sehen, sagte er zu mir; du sollst nicht hinausgehen; ich verbiete es dir. Aber den ganzen Abend und namentlich gegen Mitternacht konnte ich kein Auge schließen. Mein Vater begann zu schnarchen, ohne sich im geringsten um das, was vorging, zu kümmern. Ich konnte mich nicht mehr halten, schlich hinaus und lief nach dem Blutteppich (so nennt man die Ochsenhaut, auf welche die Verurtheilten hinknien). Ich fand alle diese Unglücklichen an dem Hinrichtungsorte versammelt; sie hatten die Hände gebunden und schrien mit kläglicher Stimme: es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. Ich sah, wie man allen nacheinander mit demselben Yatagan den Kopf abschlug. Ein einziger sehr leichter Hieb des Tschausch genügte, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Als ich den Sohn des Scheikhs der Sahara wieder sah, fragte ich ihn, was denn diese Leute gethan hätten. Er sagte mir, daß sie den Plan entworfen hätten, Hadschi Ahmed zu tödten, und daß man mit Kugeln geladene Pistolen bei ihnen gefunden habe. Ihr Ankläger und somit die Ursache ihres Todes war jener Greis (der Scheikh der Hannenschahs), der den Abend zuvor meinen Platz neben Ahmed eingenommen und den ich so übel empfangen hatte. Bei Gott, dieser Mensch hatte ein wahres Schlangengesicht. Ich konnte mich, obwohl ich ihn alle Tage sah, da er mit uns an demselben Tische aß, an sein häßliches Gesicht nicht gewöhnen."

Wir schließen jetzt den Bericht über diese Mission, die durch die obenerwähnten episodischen Details interessanter ist, als durch ihre politischen Resultate, und bemerken nur noch, daß Hamdan ben Othman Khodscha nach Algier zurückkehrte, sich aber nicht lange dort aufhielt, sondern bald wieder abreiste, um dem Bey von Constantine die Vorschläge des Herzogs von Rovigo zu überbringen. Sie lassen sich folgenderweise zusammenfassen: Ahmed erkennt die Oberhoheit Frankreichs an, zahlt einen jährlichen Tribut, tritt Bona ab (das übrigens bereits in französischen Händen war) und bezieht die Vorräthe, die er sonst aus der Regentschaft Tunis genommen, ausschließlich aus dieser Stadt. Unter diesen Bedingungen verpflichtet sich Frankreich für den Unterhalt der Truppen des Bey zu sorgen, und seine Herrschaft in denjenigen Theilen der Provinz, wo sie bedroht seyn könnte, zu unterstützen.

Hamdan, durch die Gefahren seiner ersten Reise gewitzigt, begab sich dießmal zur See von Algier nach Bona; aber nach seiner Ankunft in dieser Stadt erhielt er ein Schreiben, worin Ahmed ihm anzeigte, daß seine Ansichten sich geändert hätten, und daß er um keinen Preis die Oberherrlichkeit Frankreichs anerkennen werde. Hamdan setzte nichtsdestoweniger seine Reise fort, in der Hoffnung, den Bey wieder von seinem Entschluß abzubringen, aber er blieb unbeugsam; er könne zwar in einen Frieden willigen, aber nicht in eine Unterwerfung, da er Unterthan der Pforte und nicht Frankreichs sey; nie werde er seine Rechte auf Bona aufgeben, und endlich könnten die Araber den Christen keinen Tribut zahlen. Briefe, die er in der Zwischenzeit aus Algier empfangen hatte, und in denen man ihn aufforderte, auf seiner Hut zu seyn, trugen, wie es scheint und wie er selbst zu Hamdan sagte, zu dieser schnellen Sinnesänderung bei. Wie dem auch seyn mag, die begonnenen Unterhandlungen wurden definitiv abgebrochen, und erst fünf Jahre später mit eben so schlechtem Erfolge wieder angeknüpft. Am Tage vor dem denkwürdigen Sturm, der Constantine den Franzosen in die Hände lieferte, wechselten freilich die Rollen; in diesem letzten Augenblick wollte der Bey unterhandeln, aber es war zu spät, und die Stunde des Sturzes hatte für ihn geschlagen.

Veränderung des Klima's in Frankreich. Hr. Fuster las in der französischen Akademie am 8 Januar eine Abhandlung über diesen Gegenstand vor, worin er zu beweisen sucht, daß die Winter zur Römer Zeit weit härter in Frankreich gewesen und häufig vom October bis April gedauert hätten. Von Julian an mache sich eine wesentliche Milderung im Klima bemerkbar, und die Winter hätten später fast nur aus Regenwetter und Stürmen bestanden. So sey das Wetter geblieben bis zum 12ten Jahrhundert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1844.

Ueber den Nachdruck in den Vereinigten Staaten.

Das Athenäum vom 20 Januar enthält über diesen Gegenstand ein Schreiben, welches zu beweisen scheint, daß man in Amerika ernstlich daran denkt, ein Gesetz gegen den Nachdruck englischer Werke durchzusetzen. Früher widerstrebten Buchhändler, Papierfabricanten und alle andern dahin einschlägigen Gewerbe einem solchen Gesetz, jetzt aber scheinen sie auf andere Gedanken gekommen zu seyn, wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß sie sich mit dem um die Wette getriebenen Nachdruck nur gegenseitig schaden. Es soll deßhalb im Werke seyn, dem gegenwärtigen Congreß ein von den bedeutendsten Buchhändlern unterzeichnetes Memorial in Betreff eines solchen auf Gegenseitigkeit gestützten, schriftstellerischen Eigenthumsrechts (international copyright law) zu übergeben. Ebenso breitet sich der Brief über den schlechten Zustand der eigentlichen amerikanischen Literatur aus, und es heißt darin: „die amerikanische Schriftstellerei ist jetzt, mit einigen schönen Ausnahmen, zu einem vernachlässigten Gewerbe herabgesunken und die größte Production stammt von einer Masse eitler, leerer Scribler, welche von einer thörichten Eitelkeit noch unterstützt werden, her, — die letzte Ernte eines verlassenen literarischen Feldes; die wahren Posten der Ehre und des Einflusses sind nicht besetzt." Ob dieß hauptsächlich oder auch nur großentheils von dem Mangel eines solchen Nachdrucksgesetzes herrührt, wie die Engländer glauben machen wollen, das möchte sehr zu bezweifeln seyn. Immerhin ist es aber interessant, daß sich ein „American Copyrightclub" in Neuyork gebildet hat, welcher manche geachtete Namen unter seinen Mitgliedern zählt, und auch schon eine erste Publication ans Volk erlassen hat, um das Publicum auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Interessant ist es auch dabei zu bemerken, daß sich in Amerika eine Reaction gegen manche Erzeugnisse einer zügellosen Literatur, namentlich gegen manche französische Werke, kund gibt. Die Kanzel ist schon als Mittel gebraucht worden, um gegen diese Literatur anzukämpfen, und die Freunde eines Nachdruckgesetzes hoffen, daß sie bald die Mehrzahl der Geistlichen für ihre Sache gewinnen werden; ob aber damit wirklich der Ueberfluth von schlechten Romanen vorgebeugt wird in einem Lande, wo man eine unzüchtige Lebensbeschreibung von Ninon L'Enclos und die schlechtesten Stücke von Paul de Kok unter dem Namen Borrows „Bible in Spain," und Fr. Bremers Romanen einschmuggelt, das möchte sehr zu bezweifeln seyn.

Dschennat und Boka.

(Fortsetzung.)

Es war spät, als Guba nach Giretei kam; die Sterne fingen an zu erbleichen, und mit ihnen die Hoffnung des Fürsten auf eine zeitige Rückkehr des Freundes. Vergebens hatte er in dieser langen Nacht Zuflucht zum Gebet genommen: die Worte die sonst seine Andacht erweckten, waren jetzt machtlos; er war durch und durch erschüttert. Endlich kam der Bote seiner Schmach mit dem stets ruhigen Gesicht, als bärge er einen ganzen Ocean von Glück in seinem Busen. „Wo ist Marsy-Bek?" — „Er schlaft längst." — „Und Dschennat?" — „Auch sie." — „Ich habe mein Pferd im Garten gelassen, um sie nicht zu wecken. Sie hätten es vielleicht seltsam gefunden, daß ich so spat noch zu dir komme, und morgen hätte der ganze Aul davon gesprochen. Hier ist der Brief vom General; er verlangt deinen Sohn als Geißel, ich nehme ihn mit mir, jetzt wo möglich, und will ihn dann augenblicklich überliefern; ohne ihn wollen die Russen nichts thun; willigst du ein?"

Der Fürst hatte mit Begierde den Brief gelesen, seine Augen funkelten und von der Stirne floß der Schweiß in großen Tropfen; dann setzte er sich nieder, faltete die Hände über der Brust, und sann lange nach; bald frohe, bald traurige Gedanken gingen ihm durch den Kopf; endlich lächelte er fröhlicher und sagte zu Guba: „was hast du von mir verlangt?"

„Deinen Sohn! Hast du denn nicht gelesen, was der General schreibt?"

„Osu? Er ist mein einziger. Aber — alles was mich liebt, muß jetzt dem Fürsten behülflich seyn. Osu ist mein

mit Leib und Seele. Es wird eine Zeit kommen, wo man ihn wird entführen können."

Boka hatte in einem einzigen Tage mächtige Schritte gemacht, doch zu seiner Ehre sey es gesagt, der Gedanke des Verraths hatte noch keine tiefen Wurzeln in seiner Seele geschlagen.

„Wann gibst du mir deinen Sohn?" fragte Guba.

„Jetzt ist es unmöglich; er schläft bei der Mutter ... ich kann ihn nicht wecken, ohne das ganze Haus aufzuwecken. Morgen schicke ich ihn dir mit einem neuen Briefe; gib ihm einen Tjumen, daß er nicht weine, dann führe ihn fort."

„Rufe auch deine Leute zusammen, das Volk muß..."

„Wozu?"

„Laß alle wissen, was du thust; wenn du die Sache im Geheimen abmachen wolltest, so würde man mit Recht vermuthen, du hattest Verrath im Sinne; thue es offen vor der ganzen Welt, so werden sie dir glauben, daß eine List dahinter steckt und warten. Sind dann Hände nöthig, so werden sich alle erheben, um dir zu helfen."

Boka willigte auch hierein; er sah nicht, daß hier ein offenes Netz sey und fiel hinein. Am folgenden Tage flogen die Muruden nach allen Seiten hin; Boka ließ melden, wenn sie nicht auszögen zum Krieg, so würde er sie strafen, Anführer und Untergebene; zum erstenmal erinnerte er offen und streng an seine Macht. Die Zedulen waren äußerst thätig: sie wußten, daß bald eine neue Wahl statt finden würde, und wollten nicht mit demjenigen streiten, der am Sterben war. Das Volk kam herbei in Erwartung eines neuen Unglücks.

Guba sammelte die Vornehmsten um sich; sie saßen da auf ausgebreiteten Filzmänteln und schauten voll Neugierde auf Guba. „Kunachen," begann dieser, „ehe ich zu euch spreche, schwört mir, daß ihr das, was ich sage, im Fall wir ohne Uebereinstimmung auseinandergehen, niemand mittheilen werdet, weder Vater noch Bruder." Alle schauten ihn staunend an.

„Sprich, sprich, was ist es?"

„Was es ist? — daß wir morgen vielleicht schon nicht mehr frei sind ... Wollt ihr schwören, oder ich nehme mein Gewehr und gehe." Die Neugierde war aufs höchste gespannt und Duglas spielte meisterhaft seine Rolle; er leistete zuerst den Eid und die andern folgten. Freude glänzte in den schwarzen Augen Guba's; er löste seinen Gürtel, nahm den Dolch und die Mütze ab, warf sie aufs Gras hin und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder.

„Morgen oder übermorgen werden die Russen in Giretei seyn; dort ..."

„Das lügst du, Guba."

„Ich lüge nicht, ich sage, was ich weiß, ... sie werden dort seyn, weil der Fürst sie hinführt."

Alle fuhren auf: „Was ist das? Sprich deutlicher! Gedenkt der Fürst ohne Kampf aus dem Walde von Giretei zu weichen?"

„Wohl mit Kampf, aber man wird die Unsrigen, nicht die Feinde treffen ... Freunde, wir sind verrathen, und wer meint ihr, daß der Verräther sey? Fürst Boka! der Elende glaubte, Guba werde die Ehre und Freiheit seines Landes nicht wahren .... Hier ist die Bestätigung dessen, was ich sage."

Er zog einige Patronen heraus und übergab sie Duglas; statt Pulver und Kugeln waren aber zusammengewickelte Papiere darin. „Lest diese Briefe; sie sind von Mustapha Molla und dem russischen General ... lese laut Duglas, möge jeder es hören." Duglas las. Staunen wechselte mit Unwillen auf den rohen Gesichtern, und als die Briefe gelesen waren, zuckte es wie ein Blitz aus aller Augen.

Marsy-Bek, der gleichfalls anwesend war, erblaßte; er sah Guba lange und scharf an, seine Lippen murmelten ein Gebet. Mit leiser Stimme fragte er den Ankläger: „wie fielen diese Papiere in deine Hände?"

„Auf ganz einfache Weise. Der Fürst vertraute mir die Unterhandlungen an; ich führte sie nicht schlecht, wie du siehst; er selbst wollte die Papiere nicht bei sich tragen und gab sie mir."

„Und du verräthst ihn!"

„Ich diene meinem Land ... Marsy-Bek, dein Sohn wollte uns in die Hände der Russen liefern; ich danke Allah, daß er zu diesem Unternehmen mich als Vertrauten wählte; ein anderer hätte ihm vielleicht um Geld gedient."

Einer der Anwesenden sprang voll Wuth auf, wollte gehen, und als die andern ihn fragten, wohin, gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er Boka ermorden wolle. „Halt," rief ihm Guba zu, „dazu ist es immer noch Zeit; er entkommt uns nicht, jetzt muß man an etwas dringenderes denken; setze dich und vergiß nicht, daß du geschworen hast zu schweigen."

„Ich," begann Marsy-Bek, „habe jetzt nichts mehr hier zu thun; ihr werdet den Tod meines Sohnes aussprechen, er ist ein Verräther, somit muß er sterben, ich selbst stimme zuerst dafür ... aber ich kann nicht länger hier bleiben." Die Thränen drangen aus den Augen des Greises. „Lebt wohl, Gefährten, leb wohl Guba, wenn du aus Anhänglichkeit an dein Vaterland so gehandelt hast, so danke ich dir, wenn aber aus Neid ...."

„Du glaubst? ..."

„Ich meine ... Guba, ich kenne dich von deinen Kinderjahren an ... Lebt wohl. Straft ohne Schonung, als Beispiel für alle — sagt ihm, ich sey erkrankt; ich gehe zu den Kumyken." Und mit raschen Schritten ging der Alte nach dem Wald. Sein hoher Sinn wirkte so mächtig, daß alle mehrere Minuten lang schwiegen.

„Dieß ist ein edler Mann!" begann endlich Guba wieder. — „Ich habe ihn ausdrücklich herberufen, damit er der erste Richter seines Sohnes sey; ich kannte den Alten."

„Was ist aber jetzt zu thun?" fragte einer aus dem Haufen. „Guba, du hast den Verräther entdeckt, sprich du auch zuerst! Soll man ihn nicht tödten?"

„Es ist noch nicht Zeit. Heute wird der Fürst euch seine Befehle geben; bei Nacht theilt dann den eurigen mit was

ich euch hier sagte . . . sie werden wüthen, ich weiß es, aber versprecht ihnen, daß er binnen zwei Tagen zu Giretei selbst in seinem eigenen Aul dem Volk übergeben werden soll. Die Krieger sollen noch einen Tag bleiben, weil die Russen kommen werden; je mehr von euch um Bola sich sammeln, desto besser ist es. Haltet euch in seiner Gegenwart auf, wo möglich den ganzen Tag, damit kein müßiger Schwätzer etwas zu seinen Ohren bringe; aber wenn ich mit der Pfeife das Zeichen gebe, muß einer sogleich zu mir in den Wald kommen. Dieß wird in der Nacht oder Morgens früh bei Tagesanbruch der Fall seyn." Guba gab jedem eine Abschrift der Papiere, um dadurch bei dem Volk die Worte der Anführer zu bekräftigen, und auf Bola außer dem Tod auch ewige Schande zu laden. Sie warfen die Mäntel über und entfernten sich auf verschiedenen Pfaden.

(Schluß folgt.)

Ausflug eines schwedischen Naturforschers (Wahlberg) in Südafrika.

(Schluß.)

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gegangen war, kam athemlos ein Kaffer herbei, den mir Panda nachgeschickt hatte, um mir zu sagen, die rothen Bänder seyen ihm besonders willkommen gewesen, und wenn ich noch mehr davon hätte, so wünschte er sie alle mit einander zu erhalten. Am dritten Tage kam ich zu meinem Wagen zurück, und fand meinen Diener übel zugerichtet, indem ihm auf der Jagd nach Flußpferden eines meiner Gewehre in der Hand zersprungen war; er wurde indeß bald hergestellt. Ich kam durch einen Kraal, der Panda's Schwester Nomantna gehörte. Sie kam in eigener hoher Person an meinen Wagen und bettelte um einige Glasperlen; zum Dank dafür schenkte sie mir dann eine Kalebasse voll Milch. Als ich am Umfalloßi ankam, fand ich ihn durch die starke Dürre wasserlos, und um uns nur das nöthige Trinkwasser zu verschaffen, mußten wir Löcher ins Flußbett graben; ich nahm mein Quartier in der Nähe eines kleinen Hauses, das sich Hr. Delegorgue hier hatte erbauen lassen, und sandte meine Ochsen nach einem benachbarten Kafferkraal. Das Land wimmelte hier von Büffeln und Elephanten, letztere in Heerden von mehr als 200 Stück; da aber Panda die Jagd darauf nicht gestatten wollte, wollte ich selbst das Verbot nicht übertreten, konnte aber nicht hindern, daß Willem vier Stücke erlegte. Wenn diese Thiere stille stehen, und nichts bemerken, schlagen sie beständig mit ihren ungeheuren Ohren, theils um die Fliegen zu verjagen, theils um sich Luft zuzufächeln; sobald sie aber etwas hören, halten sie die Ohren still, legen sie platt an den Kopf oder richten sie auf. Sobald sie Menschen wittern, richten sie den Rüssel in die Höhe und sehen nach allen Richtungen, nehmen auch dann gewöhnlich die Flucht, manchmal aber werden sie wild und verfolgen den Menschen unter dem furchtbarsten Geschrei, daß die Erde davon erbebt. Hat man sie aufs Korn genommen und fällt ein Schuß, so springen sie gewöhnlich nach verschiedenen Seiten, sammeln sich aber wieder, wählen eine bestimmte Richtung und fliehen dann, die Jungen in der Mitte, eng an einander gedrängt, davon, wobei mancher Baum umgerannt wird. Sie tragen den Schwanz gewöhnlich aufgerichtet und geben häufig ihre Excremente von sich.

Ich verlegte nun meine Station nach der Vereinigung des schwarzen und weißen Umfaloßi, und da Willem durch zu starkes Laden auf der Elephantenjagd die Schulter ganz gelb und blau gefärbt bekommen hatte und zur Jagd untauglich war, so mußte ich die Arbeit allein fortsetzen; indeß glückte es mir, zwei weiße Nashörner, verschiedene Büffel und auch ein Krokodil zu erlegen, ferner ein altes Kudu Hanne und eine Antilope ellipsiprymnus, aber mit dem Schluß des Monats mußte ich diese herrlichen Jagdplätze auf Panda's Geheiß verlassen. Am Umslatus tödtete ich einen Tiger und mehrere Rutntböcke, und als ich endlich am Umlalaas angekommen war, glückte es mir die in der Capcolonie allgemein bekannte Seebohne zu finden, die man oft genug an das Meeresufer angetrieben findet, und von der man allgemein glaubt, daß sie in der Tiefe des Meeres wachse. Sie kommt hier in den dunkeln und morastigen, von Rhizophoren und Feigenbäumen hauptsächlich gebildeten Walddickichten an den Flußufern vor, und ihre ungeheuren spiralförmigen Ranken schießen aus einem oft zwei Fuß im Durchmesser haltenden Stamm in einer Länge von 250 Fuß nach allen Seiten hinaus schief aufwärts, bis sie die hohen Baumkronen und das Tageslicht erreichen, und hier die für die riesenhafte Frucht sehr feinen, gelbgrünen Blumen bilden. Die Frucht ist nämlich eine oft 4½ Fuß lange Schote, die bis zu 17 Bohnen enthält. Manchmal sank ich bis ans Knie zwischen den Baumwurzeln in den Schlamm, kletterte mit Mühe bis an die äußersten Spitzen der hohen Bäume hinauf, und frei hin und her schwankend erreichte ich endlich Blumen und Frucht. Gehört nicht diese gewiß auch aus andern Strichen Afrika's bekannte Pflanze zu den längsten, die aus Einer Wurzel aufschießen? Der Durchmesser des Umfangs, den sie einnehmen, ist oft 500 Fuß, und denkt man sich vollends die spiralförmigen Ranken gerade ausgestreckt, so mag man wohl eine Länge von 1000 Fuß erhalten, die gewiß von wenigen Pflanzen erreicht wird.

Als ich an den Tugele zurückgekommen war, fand ich diesen bedeutendsten unter allen Flüssen, welche ich zu passiren hatte, so angeschwollen durch heftige Gewitterregen, daß an eine Ueberfahrt nicht zu denken war. Fast drei Wochen hielt ich mich hier auf, ohne viel ausrichten zu können, und kam jeden Morgen ans Ufer, fand aber den Fluß an einem Tage um einige Fuß gefallen, am andern wieder so hoch wie vorher. Vergebens sandte ich trübe Blicke hinüber auf das andere Ufer. Um diese Zeit in der Nacht des 21 Nov. gerieth ich wiederum in große Lebensgefahr. Ich ging in meinem Wagen zur Ruhe, während der südöstliche Horizont unablässig von Blitzen erleuchtet wurde und hie und da bereits ferne dumpfe Donnerschläge ertönten. Nach einem kurzen Schlummer wurde ich von einem krachenden Donnerschlag, dem ein heftiger Sturz-

regen folgte, aufgeweckt, und kurz darauf schlug der Blitz am Wagen nieder, um den wie gewöhnlich meine Ochsen gebunden standen, hinter denen meine zwei Kaffern mit den Hunden am Feuer schliefen. Für einen Augenblick war ich halb bewußtlos, wurde aber aus meiner Betäubung bald durch den Nothruf meines einen Kaffers geweckt. Ungeachtet des heftigen Regens und des tosenden Sturmes war es mir nicht möglich mich anzukleiden; ich warf deßhalb nur meine Kautschukkappe über die Achsel und eilte zu dem Hülferufenden hin. Hier fand ich ein entsetzliches Schauspiel, welches durch das halb erloschene Feuer und die nunmehr schwächer gewordenen Blitze nur undeutlich aufgehellt wurde. Mein einer Kaffer, ein Knabe, lag wie todt da, und der andere erwachsene schrie unaufhörlich, unvermögend sich von der Stelle zu bewegen, doch mit seiner Assagaie bewaffnet, die er drohend zu seiner Vertheidigung emporhob; neben ihnen lagen die beiden Hunde getödtet, der größere Theil der Ochsen lag gleichfalls wie todt umher. Mit Ausnahme von zweien kamen indeß diese wieder zum Leben, auch meine zwei Kaffern kamen zu meiner großen Freude wieder zu sich, obwohl der eine auf dem einen Ohre taub geworden war. Bisher hatte ich täglich mich aus einem benachbarten Amazulu-Kraal gegen Glasperlen mit einer genügenden Menge Milch versehen, das man mir in Kalebassen und in Thonkrügen brachte, aber seit dieser Unglücksfall unter ihnen bekannt wurde, wollten sie nicht das Geringste mehr mit uns zu thun haben, auch nichts mehr von uns annehmen, aus Furcht, der Blitz möchte sie dann auch verfolgen. Glücklicherweise sank das Wasser des Flusses in den nächsten Tagen, so daß ich übersetzen konnte; sonst hätten wir hier noch verhungern können, denn mein Proviant hatte sich in der langen Zeit beinahe erschöpft, und Wild war hier selten. Am Ende November kam ich wieder in Port Natal an.

Am 16 Dec. begab ich mich aufs neue nach dem Ummoti-Fluß, um wo möglich Skelette von den Riesen der Thierwelt, Elephanten, Flußpferden und Büffeln zu erhalten. Am Neujahrstage waren Delegorgue, der sich jetzt gleichfalls eingefunden hatte, und ich wohl die einzigen, welche einen jungen Elephantenrüssel und Füße schmausten, die ganz vortrefflich schmeckten. Willem erlegte hier abermals drei Elephanten, da sie aber nicht völlig ausgewachsen waren, wollte ich sie nicht präpariren, und erhielt deßhalb nichts von diesen Thieren als die Zähne; dagegen präparirte ich zwei Büffel und ein Flußpferd-Skelett, und kehrte dann gegen Ende Aprils nach Port Natal zurück. Ich bereite mich nun zu einem neuen Zug ins Innere des Landes vor und zwar wie früher in der Richtung gegen den Makkalis-Berg. Delegorgue ist bereits vor mir dahin gegangen. Nach meiner Rückkehr will ich noch versuchen hier in der Umgegend von Port Natal einen Elephanten zu erhalten, und dann freudig meinen Weg wieder nach der Heimath nehmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1844.

Dschennat und Boka.

(Schluß.)

Die ungeheure Ebene, auf der die Russen standen, war links mit einem dichten Fichtenwald umsäumt, vorn standen einige Häuschen der Urus-Martani, rechts waren wellenförmige Erhöhungen. Ueber einem der Häuschen wehte eine weiße Flagge — hier war der Fürst. Das Häuschen war völlig leer, die Wände nicht einmal mit den ärmlichen Bildern geziert, die der Tschetsche so gern darin aufhängt; alles war fortgeschafft in den Wald, und von den alten Bewohnern des Häuschens niemand übrig als Hahn und Henne und eine graue Katze, die das Dach nicht verlassen wollte, unter dem sie herangewachsen war. Das Häuschen war klein, und als die Aeltesten sich hier um den Fürsten sammelten, lud er sie ein sich im Hofe auf ihre Filzmäntel niederzulassen.

„Morgen bleiben wir hier," redete er sie an, „denn die Feinde werden sich nicht rühren, übermorgen aber geht es zum Kampf. Ich habe sichere Nachrichten, daß die Russen nach Giretei kommen wollen. Den Weg, der dahin führt, wollen wir nicht besetzen. Du Guba, gehst in meinen Aul und mußt dort den Feind erwarten; du Duglas und du Abdel-Kader, Ihr zieht euch links und rechts am Waldsaum hin, so daß die Russen zwischen euch durchziehen müssen; ich will mich ihnen von vorn entgegenstellen; niemand darf schießen außer meine Reiter, und ihr andern wartet, bis Guba und ich sie euch entgegentreiben." Sie versprachen seine Befehle zu erfüllen, und nur Guba verlangte, sich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen. Boka wollte es nicht gestatten, aber Guba flüsterte ihm zu, er habe in Boka's Hause einige Papiere zurückgelassen. Dabei winkte er Boka mit den Augen; dieser verstand ihn, und sagte: „so gehe und kehre möglichst schnell zurück."

Guba hatte aber ein wichtiges Geschäft vor.

Der Aul war verödet; alles was nur immer die Waffen führen konnte, war ausgezogen, bloß Weiber, kleine Kinder und einige alte Leute, die kaum sich selbst schleppen konnten, waren zurückgeblieben. Dschennat saß auf dem Dach ihres Hauses mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und ihr Kind lag neben ihr in der Wiege. Vor ihr stand eine Schale mit dem merkwürdigen Schurragetränk, und auf einem Teller lagen rothe Stücke von einem gekochten Kürbis. Dschennat nahm von beiden hie und da etwas, um ihre kleine Rebi damit zu füttern.

Das Wetter war schön, die Umgegend reizend; Boka's Haus erhob sich über den ganzen Aul, so daß man von dem Dach eine herrliche Aussicht genoß. Es war um die fünfte Stunde und die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel. Auf einmal hörte Dschennat ihren Namen rufen, und da sie glaubte, es sey eine Frau, so rief sie hinunter, man möchte nur heraufkommen zu ihr auf das Dach, und setzte ihre Arbeit fort. Guba stieg herauf und Dschennat fragte ganz erstaunt: „wie du, Guba? hier? bist du nicht mit der Schaar ausgezogen?"

„Allerdings, aber der Fürst hat mich hieher zu gehen und einige Papiere zu holen, die er niemand anderem anvertrauen wollte. Weißt du, was dieß für Papiere sind?"

„Nein, Kunach, ich weiß nur von dem Koran und einigen heiligen Gebeten, welche Boka aufschrieb; die liegen wohl in dem Koran. Willst du sie holen?"

„Warte ein wenig, ich bin müde."

„Ah, Kunach, hier ist Schurra, trink' und setze dich dort auf jenes Kissen, ich will sogleich hinabgehen und dir etwas zubereiten lassen."

„Es ist nicht nöthig, ich bin nicht hungrig, . . . überdieß habe ich dir eine schlimme Nachricht zu geben!"

„Was? wieder geschlagen? Ich habe doch die großen Gewehre (die Kanonen) noch nicht gehört."

„Nein, nicht geschlagen; etwas schlimmeres . . ."

„Etwas schlimmeres? Was ist das?"

„Wirst du die Nachricht ertragen, arme Dschennat?"

„Du kennst mich so gut wie Boka, sprich!"

„Osu ist bei den Russen!" Dschennat erbleichte.

„Wie? bei den Russen? Sein Vater hat ihn ja zu dir gesendet; ich sah und hörte es selbst."

„Ja, aber heute befindet er sich, und zwar auf Befehl des Fürsten, seines Vaters, im russischen Lager."

Augenblicklich wurde Dschennat ruhiger, sie glaubte, Guba lüge. „Du glaubst mir nicht," fuhr er fort, „und meinst, ich hätte Thorheiten am Wege aufgelesen? . . . Nein — nicht zur guten Stunde haben wir Boka gewählt. Ohne einen seltsamen Zufall wäre unsere Heimath zernichtet, wie jene Wolke, die der Wind auseinanderreißt, — aber Gott und seinem Propheten sey's gedankt, der Verrath ist entdeckt . . . und warum hat er mich zum Werkzeug gewählt, mich, der ihn so achtete und liebte?"

Guba sprach mit so tief überzeugender Stimme und schien so von Kummer ergriffen, daß Dschennat abermals erbleichte. „Aber was ist es denn, Guba? Verrath? Von wem? Und Osu?"

„Ist auf seinen Befehl an die Russen übergeben worden."

Dschennat richtete sich ihrer ganzen Länge nach auf und sagte mit dem Tone der vollsten Ueberzeugung: „Du lügst!"

„O, unglückliche Dschennat, auch ich glaubte ihm, wie du. Da lies, hier sind die Briefe von seiner Hand an den General und dessen Antworten."

Er übergab ihr die Briefe; sie las, wurde bald roth, bald bleich; die Finger, mit denen sie die Papiere hielt, zitterten, und die Blätter fielen ihr endlich aus der Hand. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und ein grauenvolles Schweigen erfolgte. Guba blickte sie scharf an, er hatte sich nicht in ihr getauscht, sie überlebte den ersten Schlag. Wo möglich haßte er jetzt Boka, der ihm dieß Weib geraubt hatte, noch mehr, als sie jetzt vor ihm stand wie eine Göttin, nicht an Schönheit, sondern an Seelenstärke. „Dschennat, Dschennat," rief er, „traure nicht so, er ist es nicht werth."

Ohne den Kopf aufzurichten, fragte sie nochmals mit zitternder Stimme: „Und Osu?"

„Auf seinen Befehl fortgeführt. Auf dem Wege erwarteten ihn zwei Reiter, bemächtigten sich seiner und nahmen ihn fort."

„Wann hast du es erfahren?"

„Erst heute."

„Und du hast ihn nicht ermordet?"

„Es war nicht möglich. Ich wollte mit dir sprechen."

„Mit mir?... Ja du hast Recht. Ich muß ihn tödten ... sage mir nur wann und wie?"

„Morgen muß er fallen, wenn nicht der Feind eindringen soll . . . Hier ist Gift. Morgen sind wir dort im Walde, bringe ihm gesalzene Speisen zum Abendessen, . . . er wird trinken, dann gib ihm das Gift vor dem Morgenroth." Sie nahm es, steckte es in die Tasche und sagte: „Jetzt leb wohl!" Guba war schon lange fortgegangen, und sie saß immer noch stumm da; endlich sank sie kraftlos nieder und blieb geraume Zeit regungslos liegen. Als sie erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und übergoß mit seinem Silberlichte Berge und Wälder. Das Kind schrie. Sie stand auf, küßte es heftig und trug es sorgsam hinab.

Wenn Dschennat bis jetzt nicht gezeigt hatte, daß das kochende Blut asiatischer Räuber in ihren Adern rolle, so flammte es jetzt auf in seiner ganzen Wildheit. Der Schlag war allerdings furchtbar; als Frau hatte sie Boka längst aufgegeben wegen seines Leichtsinns und seines Unbestands, aber daß sie, die noch in seinem Ruhm gelebt hatte, ihn jetzt auch noch als Verräther und Räuber ihres Kindes sehen sollte, das war zu viel.

Mit Tagesanbruch brach das russische Corps auf; obgleich die Entfernung von Urus-Martani bis zum Gicha-Wald *) nur gering ist, so zogen sie doch sehr langsam, da sie erst gegen Nacht an Ort und Stelle einzutreffen gedachten. Die Tschetschen waren vertheilt wie der Fürst es angeordnet, Guba voran, die Abtheilungen von Duglas und Abdelkader rechts und links an der Straße; Guba aber hatte es so angeordnet, daß der Kampf erst gegen Morgen beginnen konnte, und Boka sollte vorher sterben. Seine eigenen Leute haßten ihn so gut wie das übrige Volk, selbst seine Murunden (Leibwache) kannten seine Plane, beschlossen ihn seinem Schicksal zu überlassen und entfernten sich heimlich. Er war allein, keine Hand und keine Stimme erhob sich seinen Fall zu verhindern.

Die Nacht war dunkel, weder Mond noch Sterne leuchteten, schwere Gewitterwolken zogen am Himmel hin. Im Walde, einige hundert Schritte von der Wendung des Weges, saß Boka am Fuß einer Eiche; ungeduldig erwartete er den ersten Schimmer der Morgenröthe und zählte die Minuten. Die Hitze war drückend, und Boka trank nicht, er verschlang das Wasser. In weitem Kreise um ihn schlief alles, nur Dschennat saß in der Nähe; auch sie war etwas eingeschlummert, und ihre schwarzen Haare deckten wie ein Netz die schönen bleichen Züge. Boka rief nach Wasser. Dschennat stand auf, nahm ein großes kupfernes Gefäß über die Schulter und verschwand. Nach einigen Minuten kam sie wieder, und ehe sie ihm das Wasser reichte, fragte sie nach Osu; er gab ihr eine unbefriedigende Antwort. Da reichte sie ihm den Becher, er trank, und Dschennat wandte sich ab, bleich wie Wachs, nur ihre Augen flammten. Duglas und Guba näherten sich jetzt dem Fürsten, der bald schwer zu athmen begann und flüsterten einander zu. Die Gruppe war seltsam und grauenhaft.

„Stehe auf, Fürst," begann jetzt Guba, indem er ihn an der Hand schüttelte, „es ist lange Zeit!" Der Fürst sprang auf; er sah verstört im Kreise umher und sein Blick haftete fragend auf Guba.

In diesem Augenblick vernahm man einen Kanonenschuß, das mit den Russen verabredete Zeichen, und alsbald ertönte auch Gewehrfeuer. Als Boka hörte, daß der Kampf an einer Stelle entbrannt sey, wo auch nicht eine Kugel pfeifen sollte, blickte er stolz umher und sagte mit verächtlichem Lächeln: „Ist das Verrath? Guba!"

*) So nennen die Russen diesen Wald, der Giertel umgibt.

„Ja, Boka, das ist Verrath, und du bist der Verräther!"

„Ha, Elender, .. du glaubst . . ." Jetzt begriff er den ganzen höllischen Anschlag, er wollte auf sie losstürzen, aber seine Kräfte versagten ihm, er sank nieder, kraftlos, sterbend. Dschennat trat zu ihm: „Ja Boka, du bist ein Niederträchtiger, du hast stets gelogen, ... ich habe dich gestraft: du bist vergiftet, und stirbst wie ein Hund! .." Er konnte nicht sprechen, aber der Blick, mit dem er der wegeilenden Dschennat folgte, drückte das tiefste Leiden aus. Noch einige Convulsionen, ein Stöhnen, und Boka war verschieden.

Jetzt kam die Reihe an Duglas; er fiel unter einem Dolchstoße Guba's, der einen gefangenen Russen der That beschuldigte. Niemand war mehr übrig, der Guba den Fürstenrang streitig machen konnte, und die Wahl fiel auf ihn. Sein Zweck war erreicht. Dschennat verfiel in Trübsinn, und nur die Pflege ihres Kindes vermochte sie zuweilen herauszureißen. Niemand besuchte sie; Marsy-Bek allein hatte noch einen schwachen Einfluß auf sie, und sprach ihr zuweilen Trost ein. Lange indeß konnte dieser Lebensfaden nicht mehr halten.

Eine Räuberschaar zog in einer finstern Nacht auf eine Staniza los, und war nur noch fünf Werste davon entfernt. Plötzlich hielt sie, die eine Hälfte stieg vom Pferde und blieb zurück, die andere Hälfte zog weiter. Der Regen fing an in starken Tropfen zu fallen, da gab der Vortrab das Signal durch einen dreimaligen Wachtelschlag. Jeder hielt den Athem an und horchte, das Gewehr unter dem rechten Arm in Bereitschaft. Aber der Versuch kam den Räubern theuer zu stehen, 150 Kosaken sprengten heran, Guba und ein ihn begleitender Murude rufen die ihrigen herbei; die Säbel klirren, nur einzelne Schüsse fallen, aber einer derselben hat den Muruden an Guba's Seite leblos hingestreckt; er fiel ohne einen Schrei, ohne einen Seufzer. Guba sah ihn sterben und zitterte, was man nie an ihm gesehen hatte. Wüthend hieb er ein auf die Russen, und trieb sie zurück.

Unter einem Baum im Grase lag die Leiche und Guba saß neben ihr, rings herum im Kreise sein Gefolge; schön war das Gesicht des Todten, man riß das Kleid auseinander, um nach der Wunde zu sehen, ein weiblicher Busen kam zum Vorschein, — es war Dschennat. Guba saß finster am Boden, und die Tschetschen standen schweigend um ihn her. Der Molla sprach ein Gebet; dann hob man die Leiche auf und führte sie nach Giretei. Hier erzählte der Fürst, daß Dschennat ihm auf dem Wege entgegen getreten und ihm gesagt habe, daß sie bald sterben müsse. Zuweilen drang Blut aus ihrem Munde und sie bat ihn um Erlaubniß, die erste im Kampfe zu seyn; wer konnte ihr den Wunsch abschlagen zu sterben!"

Von dieser Begebenheit her heißt der Wald um Giretei bei den Tschetschen „Boka-wina-chonach" (Boka's Mordwald). Wenn ein Tschetsche diese Begebenheit erzählt, so setzt er stets hinzu, Dschennat sey eine thörichte Frau gewesen, welche sich in Dinge gemischt, die Weiber nichts angehen.

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

Mit der sinkenden Sonne näherten wir uns der Königin der Städte. Endlich waren wir angelandet. Wir fuhren durch den Canale reale ein, bekamen auf dem Paßbureau, wo wir halten mußten, statt des uns abgenommenen Passes einen Interimsschein, der aber auf uns eigentlich nur sehr unbestimmt lautete, wenigstens für tausend andere eben so gut hätte gültig seyn können. Den Herren Italienern nämlich waren unsere fremden Namen sehr unbequem, sie schreiben daher in höchst naiver Weise nur unsere Vornamen auf den Interimsschein, und so mußte ich denn nun wohl oder übel als Signore Rodolfo passiren, mein Reisegefährte aber als Signore Alfredo.

Es waren uns verschiedene Gasthäuser empfohlen worden. Trotz der mehrfachen Warnungen, in Italien deutsche Gasthäuser zu wählen, nahm ich in Venedig doch ein solches, und bereue bis auf die heutige Stunde noch nicht, es gethan zu haben. Wir ließen uns nach der „Stadt Laibach" (citta Lubiana) fahren, und fanden bei den biedern Oesterreichern eine fast herzliche Aufnahme. Es prägt sich bei dem guten alten Ehepaar die Gemüthlichkeit so in jeder Weise aus, daß man dadurch für kleine Schattenseiten dieses Gasthofes reichlich entschädigt wird. Da außerdem die Lage desselben sehr günstig in der Nähe des Marcusplatzes ist, die Preise der Zimmer niedrig sind, so ist die Citta Lubiana denen sehr zu empfehlen, die in Venedig einen längern Aufenthalt zu nehmen gedenken, wohlfeil zu leben wünschen und keine zu großen Anforderungen stellen.

Es wäre Verrath an uns selbst gewesen, wenn wir nicht noch den Abend für Venedig verwendet hätten. Schon die ersten Schritte, die wir aus dem Hause thaten, zeigten, daß wir in einer andern Welt waren. Wir gingen zwar nach dem Marcusplatz und gondelten nicht dahin, aber in was für Straßen gingen wir! Straßen hat Venedig allerdings, und es ist eine ganz irrige Vorstellung, wenn man meint, die Häuser ständen daselbst alle so im Wasser, daß man außer dem Marcusplatze keinen Schritt gehen könne, sondern überall gondeln müsse. Das Wahre an der Sache ist dieß, daß die Fronte der Häuser dem Wasser zugekehrt ist, dort auch den Haupteingang hat, daß die Rückseite aber, oder wenn Höfe da sind, das Hinterhaus einen Aus- und Eingang nach der Straße zu, oder vielmehr nach dem Gäßchen hat. Denn die Straßen haben meistens nur eine Breite, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberstehenden Häuser erreichen kann, selten nur sind sie einige Fuß breiter. Somit sollte man meinen, es wären lauter Frankfurter Judengassen. Doch dem ist nicht so. Die große Reinlichkeit dieser quadergepflasterten Gäßchen, die Leichtigkeit der Luft, die Klarheit des Himmels lassen dem Gefühl des Gedrücktseyns nicht Raum, von dem man sonst immer in so engen Straßen befallen ist.

In diesen Straßen ist überall ein reges Leben. Ueberall offene Läden, offene Handwerkstätten, Käufer, Verkäufer, herumziehende Männer und Weiber, bald Früchte, bald Wasser, bald andere Erquickungen für geringe Kupfermünzen ausbietend, alles mit italienischer Lebhaftigkeit, schneller und ausdrucksvoller Gesticulation, lauten, ja überlauten und in den so engen Räumen weit tönenden Stimmen. Wenn nun Abends die Läden noch erleuchtet sind, so erhalten die Straßen ein noch viel helleres Licht, als dieß in breiten Straßen anderer Städte durch die zahlreichsten Gasflammen möglich wird. Die Lebendigkeit ist Abends

aber fast noch größer als bei Tage, so daß diese Seite von Venedig durchaus nicht ahnen läßt, man befinde sich in einer Stadt, deren Blüthe längst dahin ist.

Wir traten auf den Marcusplatz, diesem ewigen, diesem einzigen Platz. Man kann Vergleichungen mit ihm anstellen, sie geben alle etwas von ihm, aber er bleibt doch der einzige. Am meisten erinnert er an das Palais royal durch seine umlaufenden Arkaden und durch die Art, wie dieselben und die vor ihnen befindlichen Räume des ganzen Platzes von den Besuchern der dortigen Kaffeehäuser benutzt werden. Der ganze Platz ist, wie die frühre sogenannten Herrenplätze, prächtig mit großen Quadern belegt. Einige dieser Quadern sind Marmor, keineswegs aber alle oder die Mehrzahl, wie von einigen phantasiereichen Reisenden behauptet worden.

Die den Platz auf den beiden Hauptseiten begränzenden imposanten Gebäude haben ihre Namen alte und neue Procuratien von ihren breiten Arkaden, durch deren Erbauung die stolzen Herren von Venedig ihre Sorge für die Bequemlichkeit der Bewohner bei heißer Sonnengluth und schlechtem Wetter zu erkennen geben wollten. In ältesten Zeiten gab es noch andere Procuratien, in der Nähe der ältesten Kirche der Stadt St. Jakob. Man sieht sie noch, sie sind aber ganz roh. Der Marcusplatz ist mit Recht das Herz von Venedig genannt worden. Von allem Großen, was geschehen, ist der Marcusplatz mit der sich daran anschließenden Piazzetta Zeuge gewesen. Er war und ist noch immer der Sammelpunkt der schönen Welt, aller Müßiggänger, aller Geschäftsleute, er ruft zum Ernst des Lebens, so wie zur Erholung von diesem Ernst. Ohne San Marco wäre Venedig nie geworden, was es gewesen.

Als wir den Platz betraten (Abends gegen 9 Uhr) war er belebt als ob ein Fest wäre. Alle Kaffeehäuser dieselben, und sie sind in sehr großer Anzahl vorhanden, die italienischen, das französische, das deutsche (cafe militare), das türkische sowohl im Innern, als besonders auf den zu den Kaffeehäusern gehörenden Theilen des Platzes vor und unter den Procuratien großentheils besetzt. Auf der Mitte des Platzes ertönte eine große militärische Instrumentalmusik; während der Pausen hörte man hier ein Sängerpaar, dort einen einzelnen Sänger, weiter eine einzelne Sängerin; hier erschien ein schlauer Verkäufer mit schlechten Toilettenstücken, aber lockenden Etiquetten, dort ein anderer mit Confituren, hier ein dritter mit Morgenschuhen von bestechendem Aussehen für einen unglaublich geringen Preis, dort ein vierter mit Obst, verzuckerten Aprikosen u. dgl. So war eine ununterbrochene Abwechslung der Scenerie, und ich konnte begreifen, wie es Leute gibt, Fremde und Einheimische, die Jahr aus Jahr ein alle Abende hier einige Stunden zubringen und im Anschauen dieses Getriebes ihren Genuß finden.

Was mich dabei am angenehmsten berührte, war, daß jede der erwähnten musikalischen Aufführungen große Aufmerksamkeit erhielt. Es ist eine allgemeine Annahme, in Deutschland sey viel musikalischer Sinn. Das ist auch unzweifelhaft wahr. In Italien ist aber im allgemeinen mehr Kunstsinn, und zwar in allen Classen der Gesellschaft, namentlich in den niedern. Der Künstler, besonders der ausübende, nimmt daher eine höhere Stellung ein, als dieß bei uns der Fall zu seyn pflegt. Und dieß überträgt sich selbst auf solche Personen, die sich nur eine gewisse Fertigkeit im Technischen und Handwerksmäßigen irgend eines Kunstzweiges erworben haben. — Die Sänger und Sängerinnen, die ich, und zwar zu verschiedenenmalen, auf dem Marcusplatze gehört habe, gehörten nun aber durchaus nicht der Classe der sogenannten Bänkelsänger an, sondern verriethen wirklich musikalische Bildung, und wurden auch überall mit Achtung behandelt. Eine Altistin zeichnete sich vorzüglich sowohl durch den Ausdruck ihres Vortrages, als durch den Umfang und die außerordentliche Kraft ihrer Stimme aus. Als sie die große Bravourarie aus Montecchi und Capuletti sang: „Vor Romeo's Rächerarmen soll kein Gott dich nun beschützen" u. s. w., tönte sie über den ganzen Platz hin, alles drängte sich um sie herum, und es wurde in ihrer Nähe stiller, als es sehr häufig in italienischen Theatern ist.

Die Zahl der Kaffeehäuser auf dem Marcusplatze ist, wie ich schon sagte, sehr groß. Für die bedeutendsten fremden Nationen, mit denen Venedig zu thun hat, haben sich eigene etablirt, die natürlich auch von jedem andern besucht werden können und auch besucht werden. Das verhältnißmäßig theuerste ist das französische (café Florian), man hat aber auch Grund, mit dem fürs Geld Dargebotenen sehr zufrieden zu seyn. Die Deutschen sind meist im Cafe militare (Imperatore), doch sind sie darauf nicht beschränkt. Die Türken und Griechen sitzen im türkischen Kaffeehause sehr friedlich nebeneinander, und paradiren alle Abende mit ihrer sehr sauber gehaltenen Nationaltracht. Sie geben durch ihre abstechende orientalische Kleidung dem Gemälde einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin während meines Aufenthalts in Venedig täglich auf einige Zeit im türkischen Cafe gewesen, und habe, da mir für jetzt der weitere Osten verschlossen war, in Beobachtung dieser Persönlichkeiten und ihres in den Gesichtszügen durchgängig scharf ausgeprägten Charakters einen immer wiederkehrenden Genuß gefunden.

Mein Stern war mir günstig, ich sah den Marcusplatz auch bei Mondscheinbeleuchtung. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den man hat, wenn man um die Procuratien herumbiegt und nun die Piazzetta mit den beiden mächtigen berühmten Marmorsäulen, zur Seite den alten imposanten Dogenpalast vom herrlichsten Mond beleuchtet vor sich sieht; die Piazzetta bespült von dem mit Gondeln bedeckten Canale grande und drüben die Giudecca mit der prächtigen Kirche Santa Maria della Salute.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Wirkung eines Blitzes. Das Athenäum vom 20 Jan. erzählt nach Jamesons Philosophical Journal folgenden Fall, der vielleicht einzig in seiner Art ist. Während eines heftigen Gewitters wurde ein nach Middyell in den Shetland-Inseln gehöriges Fischerboot vom Blitze getroffen. Derselbe fuhr am Mast herunter, zersplitterte diesen und schmolz eine Uhr in der Tasche eines Mannes, der nahe am Mast stand, ohne den Mann selbst zu beschädigen. Nicht nur der Mann selbst blieb unbeschädigt, sondern selbst seine Kleider, und er merkte nicht eher was vorgefallen, bis er seine Uhr herausziehen wollte, und fand, daß sie in Eine Masse zusammengeschmolzen sey.

Theebau auf Mauritius. Ein Privatmann, Namens Jannet, hat einen sehr glücklichen Versuch mit dem Anbau der Theepflanze gemacht. Jetzt will ihn die Regierung unterstützen, und man hat chinesische Arbeiter auf ihre Kosten gemiethet, die ihn bei dem fernern Anbau unterstützen sollen. (Lit. Gaz. vom 20 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

Während meiner langen Abwesenheit und Gefangenschaft unter den Arrapahos hatte ich oft über die großen Vortheile nachgedacht, welche eine Vereinigung sämmtlicher Schoschonenstämme zu Einem Bunde gewähren würde, und jemehr ich darüber nachdachte, desto mehr faßte ich den Entschluß, wenn ich je in die Niederlassung zurückkäme, den Häuptlingen im Rathe den Vorschlag zu machen. Die Zahl der Stämme war wie folgt: die Schoschonen beliefen sich auf etwa 60,000, abgesehen von den Bergstämmen, welche man zu weiteren 10,000 anschlagen konnte, die Apatschen etwa 40,000, die Arrapahos ungefähr 20,000, die Comantschen und die von ihnen entsprossenen Stämme zum mindesten 60,000. Alle sprachen dieselbe Sprache, hatten dieselbe Religionsform, dieselben Sitten und Gewohnheiten, und die Sache schien mir völlig ausführbar. Die Arrapahos waren der einzige Stamm, mit dem wir gewöhnlich in Streit waren, sie hatten sich indeß weit später als die andern Stämme von den Schoschonen getrennt, und waren deßhalb noch mehr Schoschonen geblieben als die Apatschen und Comantschen.

Kurz nach meiner Rückkehr bot ich alle Häuptlinge unserer Nation zusammen zu einem großen Rathe, und im August 1839 waren alle außerhalb der Mauern der Niederlassung versammelt. Nach den gewöhnlichen Ceremonien redete ich sie also an: „Schoschonen, tapfere Kinder der großen Schlange! Mein Wunsch ist euch glücklich, reich und mächtig zu sehen. Am Tage denk ich daran und in meinem Schlafe träume ich davon. Endlich hatte ich große Gedanken, Gedanken, welche von Manitu kommen. Hört jetzt die Worte Owato Wanischa's; er ist jung, sehr jung, seine Haut ist die eines bleichen Gesichts, aber sein Herz ist das eines Schoschonen. Als ihr euch weigertet, den Boden anzubauen, thatet ihr Recht, denn es war nicht in eurem Wesen, und des Menschen Wesen läßt sich nicht ändern. Doch verstandet ihr wohl die Mittel, welche einem großen Volke Kraft geben. Reichthum allein kann die Obermacht erhalten, welche die Tapferkeit errungen hat. Reichthum und Tapferkeit geben Stärke, Stärke, die nichts brechen kann, als der große Herr des Lebens. Die Schoschonen wußten dieß schon lange, sie sind tapfer, aber sie sind nicht reich, und wenn sie noch ihre Ueberlegenheit behaupten, so ist es, weil ihre Feinde geschreckt sind durch die Stärke und die Schlauheit ihrer Krieger. Aber um sich zu erhalten, werden die Schoschonen eines Tages genöthigt seyn, stets an ihren Gränzen zu schlafen, um die Feinde zurückzutreiben. Sie werden allzu beschäftigt seyn, um jagen und fischen zu können. Ihre Frauen und Kinder werden hungern. Selbst jetzt schon hat das Uebel begonnen. Im verflossenen Jahre konntet ihr weder fischen noch jagen. Sobald eure Tapfern auf den Jagdgründen angekommen waren, mußten sie wieder umkehren, um ihre Frauen zu vertheidigen und ihre Feinde zu strafen.

„Warum sollten nun die Schoschonen nicht solches Uebel abwehren können? warum sollten sie nicht reich werden? Sie wollen nicht Korn und Tabak pflanzen, und sie haben Recht, da andere Leute dieß für sie thun können; aber es gibt andere Mittel Stärke und Reichthum zu erlangen, die will ich meinen Stamm lehren. Die Schoschonen kämpfen gegen die Krähen, weil die Krähen Räuber sind, gegen die Flachköpfe, weil diese nach ihren Büffeln Begierde tragen, gegen die Umbiquas, weil diese Pferde stehlen. Wäre es nicht darum, die Kinder der großen Schlange würden nie kämpfen, ihre Wohnungen würden sich füllen mit Reichthum, und damit würden sie die Waaren der weißen Männer aus fernen Ländern kaufen können. Diese weißen Männer kommen zu den Watschinangos (Mexicanern), um die Häute ihrer Ochsen, die Wolle ihrer Schafe zu holen. Sie würden auch zu uns kommen, wenn wir ihnen irgend etwas anzubieten hätten. Wir wollen sie rufen, denn wir haben Tausende von Büffelhäuten, wir haben die Pelze des Bibers und der Otter; wir haben Kupfer genug in unsern Bergen und Gold in unsern Flüssen.

„Nun, hört mich. Wenn ein Schoschonenhäuptling glaubt, daß die Krähen seine Wohnung anfallen wollen, so ruft er seine Kinder und seine Neffen zu sich. Eine Nation kann dasselbe thun. Die Schoschonen haben viele tapfere Kinder

in den Prairien des Südens, sie haben noch viele andere an den Gränzen der großen Messer. Alle diese denken und sprechen wie ihre Vorfahren; sie sind Ein Volk. Nun, wäre es nicht gut und weise, wenn alle diese tapfern Enkel und Urenkel statt der Krähen, Capus und Umbiquas unsere Nachbarn und Verbündete wären? Gewiß. Wer würde wagen aus dem Norden zu kommen durch ein Land, das von den kriegerischen Comantschen bewohnt wäre, oder vom Süden und dem Anfang der Sonne durch die Wigwams der Apatschen? Die Schoschonen würden dann mehr als 30,000 Krieger haben, sie würden das Land durchziehen vom Meere bis zu den Bergen und von dem Flusse des Nordens (Columbia) bis zu den Städten der Watschinangos. Wenn die weißen Männer kämen in ihren großen Schiffen als Handelsleute und Freunde, so würden wir sie gut empfangen; kämen sie als Feinde, so würden wir ihrer lachen und sie fortpeitschen wie Hunde. Das ist es, was ich den Schoschonen mittheilen wollte. Während meiner Abwesenheit habe ich die Apatschen und Comantschen gesehen. Beide sind große Völker. Laßt uns einige weise Männer hinsenden sie einzuladen, daß sie zurückkehren zu ihren Vätern; laßt unsere Häuptlinge ihnen Holz, Wasser und Land anbieten. Ich habe gesprochen."

So lange ich sprach, herrschte das tiefste Stillschweigen in der ganzen Versammlung, sobald ich mich aber niedersetzte, und zu rauchen begann, entstand eine allgemeine Bewegung, welche bewies, daß ich Eindruck gemacht hatte. Der alte große Häuptling stand jedoch auf und das Gemurmel schwieg. Er begann: „Owato Wanischa hat gesprochen; ich habe gehört. Es war ein seltsames Gesicht, ein schöner Traum. Mein Herz wurde wieder jung, mein Körper leichter und meine Augen schärfer. Aber ich kann die Zukunft nicht sehen; ich muß fasten und beten; ich muß den großen Meister des Lebens bitten, mir seine Weisheit zu leihen. Ich kenne die Comantschen; ich kenne die Apatschen und die Arrapahos. Sie sind unsere Kinder; ich weiß es, die Comantschen haben uns vor langer, langer Zeit verlassen, aber die Apatschen und Arrapahos haben noch die Jagdgründe, wo ihre Väter geboren wurden, nicht vergessen. Als ich noch ein junger Jäger war, kamen sie mit jedem Schnee zur Wohnung unseres Manitu, um ihre Geschenke darzubringen. Es geschah dieß lang, ehe irgend ein bleiches Gesicht die Berge überstiegen hatte. Seit der Zeit sind die Blätter der Eichen achtzigmal gewachsen und abgefallen. Sie sind unsere Kinder, und es wäre gut, wenn sie bei uns wären; sie würden unsere Jagd theilen, wir würden unsern Reichthum mit ihnen theilen. Dann würden wir stark seyn. Owato Wanischa hat wohl gesprochen; er hat viele Geheimnisse gelernt bei den Macota Conaga (Schwarzröcke, Priester) er ist verständig. Aber die Häupter der Rothhäute müssen Weisheit suchen von dem großen Meister. Er wird uns zeigen, was gut und was schlecht ist. Beim nächsten Mond wollen wir wieder zum Rath zusammenkommen. Ich habe gesprochen."

Alle Häuptlinge entfernten sich, um die Fasten und Ceremonien vorzubereiten, während Gabriel, Roche, mein alter Diener und ich unsere Maaßregeln verabredeten, um den Erfolg meines Unternehmens zu sichern. Meinen Diener schickte ich nach Monterey, Gabriel nach dem nächsten Dorfe der Apatschen, und da es nach indianischen Ansichten sich gebührte, daß ich während der Ceremonie entfernt seyn solle, um keinen Einfluß auf irgend einen Häuptling zu üben, so ging ich mit Roche nach der Schiffstation, um dort die Zeit bis zum neuen Monde zuzubringen.

An dem bestimmten Tage waren wir sämmtlich abermals versammelt auf dem Rathplatze an den Ufern des Ventura. Die Häuptlinge und Aeltesten des Stammes hatten eine ernste Miene angenommen, und selbst die Arzneimänner und die Hüter der heiligen Wohnungen waren erschienen in der Kleidung ihres Standes, um die Wichtigkeit der gegenwärtigen Verhandlung den Anwesenden recht anschaulich zu machen. Einer der Bewohner der heiligen Wohnungen erhob sich zuerst, machte ein Zeichen mit der Hand und sprach:

„Schoschonen, die Zeit ist jetzt gekommen, wo unser Volk sich erheben muß über alle andern, wie der Bergadler sich erhebt über die kleinen Vögel, oder zurücksinken und von dem Boden der Erde verschwinden wird. Wären wir so geblieben wie wir waren, ehe die bleichen Gesichter zuerst über die Berge zogen, wir hätten keine andere Hülfe nöthig gehabt, als ein Schoschonenherz und unsere scharfen Pfeile, um unsere Feinde zu tödten. Aber die bleichen Gesichter haben doppelte Herzen, so wie eine doppelte Zunge; sie sind Freunde oder Feinde, je nachdem ihr Durst nach Reichthum sie führt. Sie treiben Handel mit den Schoschonen, aber auch mit den Krähen und Umbiquas. Der junge Häuptling Owato Wanischa hat unserem Stamm einen neuen Weg vorgeschlagen. Er ist jung, aber er hat Weisheit empfangen von den schwarzen Röcken, welche die weisesten der Menschen sind. Ich so wie die Aeltesten und die Häuptlinge haben die Mittel vernommen, durch welche er seinen Zweck erreichen zu können glaubt; wir haben gefastet, wir haben gebetet zu dem Herrn des Lebens, daß er uns den Pfad zeige, dem wir folgen müssen. Schoschonen, wir leben in einer seltsamen Zeit. Unser großer Manitu befiehlt uns dem bleichen Gesichte zu gehorchen und ihm zu folgen zum Sieg oder zum Tode. Ich habe gesprochen. Der Häuptling von vielen Wintern wird jetzt seine Krieger und Freunde anreden!"

(Fortsetzung folgt.)

Wasservertheilung des Brunnens von Grenelle und Einwirkung der Erdbeben.

(Aus dem Constit. 13 Jan.)

Das Quartier St. Jacques in Paris, welches durch seine Höhe über der Seine verurtheilt schien, nie ein fließendes Wasser zu besitzen, ist gegenwärtig überflüssig damit versehen; bereits springen gegen zwanzig Brunnen, und in wenigen Monaten werden die höchsten Häuser sich mit Wasser aus dem Brunnen von Grenelle versorgen. Das Reservoir, welches auf der Höhe des Pantheonplatzes angebracht wurde, ist vollendet, aber die Verwaltung will erst im Monat April das

Wasser hineinströmen lassen, damit der Ueberzug, welcher es bedeckt, alle Härte erhalte, deren der Steinmörtel fähig ist. — Die beiden Brücken- und Straßen-Ingenieure, welche mit der Vertheilung des Wassers aus dem Brunnen von Grenelle beauftragt sind, haben an dem neben dem Brunnen selbst angebrachten Vertheilungsbassin eine sinnreiche Vorrichtung angebracht, um augenblicklich die Wasservertheilung zu hemmen, sobald das Wasser durch irgend einen Umstand trübe würde. Sie besteht aus einem so genau ins Gleichgewicht gestellten Schöpfkessel, daß derselbe schwankt, sobald er Wasser erhält, was specifisch schwerer als reines Wasser ist. Führt nun dieses Wasser eine größere Menge Sand mit sich, so stürzt der Schöpfkessel um, und hiedurch kommt das Wasser nicht in die Vertheilungsröhren. Dieser Apparat hat schon zwei Zeitpunkte der Trübung des Wassers in dem Brunnen von Grenelle angezeigt. Hr. Lefort hatte vermuthet, daß die erstere in gewisser Verbindung mit dem Erdbeben stehe, das man im westlichen Frankreich gefühlt hatte, und diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als eine zweite Trübung am 25 December eintrat, der nur um zwei Tage ein Erdbeben voranging, welches man zu St. Malo, zu Cherbourg und auf mehrern andern Punkten der Bretagne bemerkt hatte. Die zitternde Bewegung des durch die Erdbeben erschütterten Bodens zerstörte die Uferwände des unterirdischen Flusses, welcher das springende Wasser nährt, und trübt die Reinheit. Diese Erscheinung bemerkte man indeß auch früher schon bei mehrern Erdbeben.

Die Bevölkerung Petersburgs.

Nach den officiellen Bevölkerungslisten (s. Nord. Biene, 8 Jan.) zählt Petersburg 443,360 Einwohner, darunter 292,791 männlichen und 150,569 weiblichen Geschlechts, ein Verhältniß wie 2:1. Dieß große Mißverhältniß fällt nur zum geringen Theil auf das Militär, indem die Zahl der Unterofficiere und Gemeinen 59,461, die Zahl der Soldatenweiber 10,858 beträgt, zu welchen letztern noch fast 8000 andere, auf Pässe in Petersburg sich aufhaltende Soldatenfrauen kommen. Am stärksten ist das Mißverhältniß bei Dienstboten und Bauern. Von den erstern finden sich 37,562 männlichen und nur 18,759 weiblichen Geschlechts, an Bauern 82,437 männlichen und nur 18,571 weiblichen Geschlechts. Diese beiden Classen ergeben allein schon einen Ueberschuß der Männer über die Weiber von 82,000, und nimmt man die 40 bis 50,000 unverheuratheten Soldaten und Officiere hinzu, so ergibt sich ein Ueberschuß von 120 bis 130,000. Hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses finden sich in Petersburg 383,074 Mitglieder des russischen Glaubensbekenntnisses, 32,869 Reformirte und Lutheraner, 23,083 Katholiken. Kein anderes Religionsbekenntniß übersteigt die Zahl von 1000 Seelen, die Mohammedaner ausgenommen, welche 2214 betragen, wohl größtentheils Soldaten.

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortsetzung.)

Auch bei Tage ist der Marcusplatz belebt und in hohem Grade interessant, mehr aber ist dieß dann von der Piazzetta zu sagen, die sich an den Quai der Riva de' Schiavoni anschließend durch die Schiffe und Gondeln fast den Charakter eines Hafens gewinnt. Eine Erscheinung überraschte mich aber bei Tage auf dem Marcusplatze sehr. Thiere nämlich bekommt man in Venedig eigentlich gar nicht zu sehen. Es gibt viele Venetianer, die in ihrem ganzen Leben keine andern Pferde als die ehernen Rosse an der Marcuskirche gesehen haben. Aber auch Kühe werden nicht gehalten, denn der Milchbedarf kommt alle Morgen erst vom Festlande herein. Ja die Verbannung der Thierwelt scheint sich selbst auf das gefiederte Geschlecht zu erstrecken. Um so erfreulich überraschender ist es daher zu sehen, wie ein großer Flug Tauben auf dem Marcusplatze ihre Heimath aufgeschlagen hat. Ungenirt und ungefährdet fliegen und laufen sie da umher, wie wohl anderer Orten nur die zahmsten Hausthiere auf ihrem Hofe. Es hat diese Anomalie aber auch ihre eigene Bewandtniß. Diese Tauben werden öffentlich unterhalten, zwar nicht wie einst die capitolinischen Gänse auf Staatskosten, sondern kraft eines alten Vermächtnisses, nach welchem eine gewisse Familie so lange im Nießbrauche eines bedeutenden Capitals bleibt, als es die Pflege der Tauben besorgt. So sieht man denn nun täglich Mittags, sobald die Marcusuhr zwei schlägt, die Tauben wie durch einen Zauberschlag nach einem Fenster der Procuratien sich eilends begeben, um dort ihr Diner einzunehmen.

Schon als ich zum erstenmal Abends den Marcusplatz betrat, war es mir vorgekommen, als hätte ein Festtag alles so belebt. Doch ich hatte das Glück, einen Festtag in Venedig zuzubringen, und somit wurde mir die Gelegenheit auch hier wahrzunehmen, daß, wie ungewöhnlich auch die Alltäglichkeit dem Neuling erscheint, sie doch durch Festlichkeit in den Hintergrund gedrängt wird.

Es war das Fest Redentore (Erlöser, 16 Julius). Von frühem Morgen war alles auf den Beinen. Die Glocken läuteten und eine mächtige Procession entwickelte sich schon in der Frühstunde auf dem Marcusplatze und nahm ihren Weg nach der Kirche del Redentore. Diese befindet sich nun aber auf der dem Platze schräg gegenüberliegenden großen Insel Giudecca. Behufs der leichtern Communication wird für diesen Festtag eine breite Schiffbrücke über den Canale grande und den Canale della Giudecca bis zu dieser Insel geschlagen; über diese Brücke bewegte sich die Procession mit Gemächlichkeit, begleitet von einer zahllosen Menschenmasse jeglichen Standes. Mit Mühe konnten wir mit in die Kirche dringen. Die Kirche war so gedrängt voll, daß an eine Betrachtung ihrer Kunstschätze nicht zu denken war. Die Andacht war, wie überall bei dergleichen Gedränge, eine sehr geringe. Das Innere der Kirche strahlte und glänzte von Kerzen, Kränzen, Bändern und Geschmeiden. Beim Austreten aus der Kirche folgten wir dem Strom, der uns zu drei Capucinern führte, die auf einem freien, schattigen Platz neben der Kirche einem jeden, der sich ihnen nahte, unentgeltlich aus großen Kübeln frisches, kühles Trinkwasser darboten. Es kann uns im kalten Norden dieß sonderbar klingen. Wenn man aber weiß, wie äußerst selten in Venedig ein gutes, trinkbares Quellwasser zu haben, ein wie starkes Bedürfniß aber eine kühlende Erquickung ist, dann erst wird man die Gabe der Capuciner in ihrem ganzen Werthe würdigen können. — Abends war der Marcusplatz überfüllt, mehr aber noch die Piazzetta, denn von hier aus sah man ein Wasserfeuerwerk, das an sich zwar nicht bedeutend genannt werden konnte, in dortiger Umgebung aber doch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Für mich war indeß noch interessanter als das Feuerwerk das Leben, das sich auf dem Wasser

in den Gondeln entfaltete. Ueberall buntester Jubel und scherzhaftes Spiel; die Gondeln zum Theil erleuchtet, zum Theil dunkel und nur bei aufsteigenden Raketen erkenntlich. Ueberhaupt that das plötzliche Erleuchten der Raketen prächtige Wirkung. Besonders zog eine Gondel die Aufmerksamkeit auf sich. In der Mitte derselben stand ein gedeckter Tisch, an welchem zwei lustige Brüder saßen. Auf dem Tische befanden sich zwei hohe Lampen, die ein bis dahin in Venedig noch ziemlich seltenes Licht, Gaslicht, spendeten, und den fernen Zuschauern die Möglichkeit gaben, die verschiedenen Flaschen, welche zu Ehren des Festes von den Gondelfahrern geleert waren oder noch geleert werden sollten, zu erkennen. Wie in einer Zauberwelt bewegten sich so die irrenden Lichter auf dem dunkeln Element. Es erschienen mehrere. Bald näherten sie sich neckisch dem Ufer, bald schwanden sie plötzlich zurück, bald durchkreuzten sie ihre Bahnen. Dieß lautlose Kommen und Verschwinden, — lautlos, da man das Plätschern bei dem summenden Gespräche der Volksmenge auf dem Molo nicht hörte, — erhöhte die magische Wirkung des Ganzen ungemein, denn die Wirkung erschien, ohne daß die Ursache sich wahrnehmen ließ.

Um das Bild vom Marcusplatze vollständig zu entwerfen, muß ich noch ein Wort sprechen von den Gebäuden, die dem Platze den Namen gegeben haben. Es sind dieß die Gebäude der Marcuskirche. Ich muß die Gebäude sagen, denn das Eigenthümliche ist, daß diese Kirche nicht wie andere mit einem Baue sich begnügt hat, sondern in drei verschiedenen und räumlich von einander getrennten ihre Vollendung gefunden, das sind 1) die eigentliche Kirche San Marco, 2) der Glockenthurm (campanile) und 3) das Uhrgebäude (torre del orologio).

Die Kirche des heiligen Marcus in Venedig ist berühmt wie Sanct Peter zu Rom, wie der Dom zu Köln. Sie ist gepriesen und gelobt worden, und es erscheint mir selbst wie Ketzerei, wenn ich in dieß traditionelle Loben nicht einstimmen kann. Aber ich kann nicht. Staunen zwar muß ich; staunen muß ich über die Pracht, die alle Vorstellungen selbst derer, die reiche Kirchen gesehen haben, übersteigt (es soll nach einigen, freilich unverbürgten Nachrichten der Realwerth der Kirche auf achtzig Millionen Ducaten sich belaufen, während der des Kölner Domes nur auf sieben Millionen Franken angegeben wird); staunen über die räumlichen Verhältnisse (der Umfang des Ganzen soll 950 Fuß betragen); staunen über die kolossalen fünf Kuppeln, die, von Goldmosaik bedeckt, die Kirche überwölben; staunen über die Säulenmasse, ihrer fünfhundert an der Zahl. Aber dieses Staunen, von welchem ich gleich beim Eintritt in die Kirche ergriffen wurde und welches durch jene Notizen nur gesteigert werden konnte, wollte nicht übergehen in Bewunderung, ja mehr noch als das, selbst das Gefühl der religiösen Andacht, welches doch bei weitem leichter erweckt wird, als die ästhetische Andacht der Bewunderung, selbst dieses trat nicht hervor. Und der Grund scheint mir darin zu liegen. Der h. Marcus ist der Schutzpatron Venedigs. Ihm verdankte die reiche mächtige Republik ihren Reichthum, ihre Macht. Ihm mußte reicher Dank dargebracht werden; er mußte in gnädigem Wohlwollen erhalten werden selbst bei den grauenvollen Verbrechen, deren die Leiter des Staates so vielfach sich schuldig machten; er sollte endlich als geistlicher Repräsentant der Königin des Meeres an Pracht und Reichthum alles, Rom selbst, übertreffen. Daher diese strotzende Fülle von Gold und Edelgestein, von Statuen und Bildsäulen, von Marmor und Mosaik; alles hineingedrängt, damit es da sey, aufgesammelt und aufgespeichert wie in einem Museum, nicht aber wie in einem Gotteshause, wo alles nur dem Zweck, Andacht zu erregen, seine Stelle verdanken muß. San Marco ist ein reiches Museum, worin Gottesdienst gehalten wird, nicht eine Kirche, die sich der Kunst zur Erreichung ihrer Zwecke in würdiger Weise bedient hat.

Bestätigt sah ich meine Ansicht durch den bekannten Schmuck an der Hauptaußenseite der Kirche, die berühmten vier bronzenen, vergoldeten Rosse, welche Marino Zeno oder der Doge Dandolo im Jahre 1204 vom Hippodrom zu Konstantinopel wegführte, die später beim Untergang der Republik ebenso von den französischen Siegern nach Paris weggeführt und erst unter österreichischer Herrschaft Venedig wiedergegeben worden sind. San Marco hatte der Republik den Sieg verliehen über das mächtige griechische Kaiserthum, San Marco's Rüstkammer wurde mit den Trophäen dieses Sieges geschmückt — mit Rossen! Auf dem Triumphbogen eines Nero, Domitian und Trajan wären sie an ihrer Stelle gewesen.

Das zweite zur Kirche gehörende Gebäude ist der Glockenthurm. Auch ihm kann man wegen seiner architektonischen Schönheit nicht den Preis zuerkennen. Ist bei der eigentlichen Kirche der Mangel an Einfachheit das Störende, so verfällt der Campanile in das entgegengesetzte Extrem. Zu einer Höhe von etwa 300 Fuß erhebt sich ein viereckiges Gebäude in überall gleichmäßigem Umfang ohne Verjüngung, ohne Durchbrechung, ohne Verzierung bis zur Glockenstube. Das Dach der Glockenstube, zwar nach Art einer Spira, aber ohne die ihr eigenthümliche Schlankheit gebaut, ähnlich wie auf den beiden Thürmen des Domes zu Magdeburg, ist auch nicht im Stande, dem Ganzen einen höhern Schwung zu geben. Und so stehen diese beiden wesentlich zusammengehörenden und doch wesentlich von einander verschiedenen Bauten in unvermitteltem Contraste auch räumlich von einander getrennt nebeneinander — ein steinernes Bild einer durch Verschiedenheit der Charaktere unglücklichen Ehe.

Wie aber selbst das Unschöne in dieser einzigen Stadt durch seine Eigenthümlichkeit merkwürdig ist, so auch dieser Marcusthurm. Er ist in quadratischem Viereck erbaut; die Mauern sind von außerordentlicher Stärke. Der Gang, der auf die Höhe desselben führt, ist ohne Stufen in geneigter Ebene sich erhebend, und so breit und bequem selbst an den Umbiegungen, daß man bis in die Glockenstube ohne die geringste Beschwerde reiten kann. Ein anderer Vorzug besteht darin, daß bei jeder Umbiegung des Ganges der Thurm zu einer Fensteröffnung durchbrochen ist, so daß auch eine gleichmäßige Helle überall in demselben herrscht. Ich habe nie einen ähnlichen Thurmaufgang gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bretter aus Kautschuk und Kork werden gegenwärtig in England von einem Lieutenant Walter fabricirt, und sollen sich für die obern Theile der Dampfboote durch ihre Leichtigkeit und Stärke sehr empfehlen. (Nav. and Milit. Gaz. vom 20 Jan.)

Milne's Reise in China. Die Canton Press vom 16 Sept. v. J. erzählt, daß der Geistliche Milne, Missionär der Londoner Missionsgesellschaft von Ningpo über Land zu Canton angelangt sey. Er legte diese Reise, eine Strecke von 1300 Meilen, in 38 Tagen zurück in chinesischer Kleidung und wurde allenthalben nur als Chinese angesehen. Manche Theile des Landes sollen ausnehmend schön, andere aber auch unfruchtbar und schwach bevölkert seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1844.

Einige Bemerkungen über Weißrußland.

(Tygodnik literacki. 1843. Nr. 41.)

Furchtbar ist der Anblick des Landes an der Düna. Das dürre, mit Steinen übersäete Land stellt eine ungeheure Sahara dar, eine Sahara ohne Oasen. Hier sieht man keinen Bauern, der ein fröhliches Lied singt, keine von Glück strahlenden Gesichter, wie man sie in unserm (polnischen) Lande auf jedem Schritt treffen kann. Häuschen ohne Kamine stehen da, um den von der langen Tagesarbeit nach Hause zurückkehrenden Bauer aufzunehmen, und ein Stück rauhes Brod, sogenannter Blin (d. h. schwarzer Kuchen) ist nebst einem Krug mit Wasser sein ganzes Labsal. Die Leibeigenschaft, welche jetzt noch in Weißrußland herrscht, und die Folge davon, die Bedrückungen der Gutsbesitzer und Civilbeamten, haben aus den Bauern eine in allen Beziehungen beklagenswerthe Menschenclasse gemacht, welche seit vielen Jahren ohne Besserung ihres Looses fortlebend in eine Maschine ihrer Herren sich umgewandelt und ihr Selbstbewußtseyn und das Gefühl ihrer Würde fast ganz verloren hat. Ich will nicht sagen, daß das weißrussische Volk alles Freiheitsgefühls entbehrt, aber es ist nur zu wahr, daß das Joch, welches auf einem ungebildeten Menschen lastet, seinen Geist erdrückt und ihn dem Thiere nähert, und daß der Mensch, dem gar kein Stern künftigen Glückes leuchtet, in Ausschweifungen das Gefühl seiner Last zu ertränken sucht. Darum fand ich hier die Demoralisation auf einen hohen Grad gestiegen, und die Noth ist eben sowohl eine Folge der Demoralisation als der oben erwähnten Ursachen.

Wird ein Kind geboren, so lassen es die Eltern sogleich taufen, und bewirthen die geladenen Gäste. Bei Beerdigungen sieht man niemand weinen, vielmehr herrscht Freude, daß dem Todten jetzt ein besseres Loos bevorsteht; der Priester geht nach der Gewohnheit der Weißrussen zu der Familie des Verstorbenen, zu dem sogenannten Begräbnißfest, wo sich gewöhnlich alles ohne Ausnahme betrinkt. Bei den Heurathen werden noch am meisten Ceremonien gemacht. Ist die Wahl zwischen den Eltern und den jungen Leuten festgesetzt, so zieht der Bräutigam mit seiner Zukünftigen, umgeben von einer Anzahl seiner Freunde, nach dem Herrenhaus, wo er dreimal mit den gewöhnlichen Verbeugungen, d. h. indem er mit der Stirne den Boden berührt, die Herrschaft zur Hochzeit ladet und um ihren Segen oder mit andern Worten um ihre Erlaubniß bittet. Die Herrschaft gewährt dieß nur, wenn es mit ihren Absichten und Interessen übereinstimmt, denn in Weißrußland darf der Bauer nicht einmal ohne Erlaubniß seiner Herrschaft sich verlieben. Wenn sie die gewöhnlich von einem Geldgeschenk begleitete Erlaubniß erlangen, verbeugen sie sich gegen alle Hausgenossen ohne Unterschied, und ziehen dann unter großem Weinen und Wehklagen der jungen Frau und der sie begleitenden Mädchen in gleicher Weise zum Dorfrichter und zu ihren Freunden, wenn es ein vermögliches Paar ist, wohl auch in die benachbarten Dörfer.

Was die weißrussische Schlachta betrifft, so bemerkte ich stets mit Vergnügen die Ordnung des Hauses, die Gastfreundschaft und andere altpolnische Tugenden, und obgleich wir in manchen Beziehungen die alten Zeiten nicht loben und ihre Rückkehr nicht wünschen dürfen, so sind doch die reinen, einfach polnischen Sitten stets ruhmwürdig. Der Verkehr der Schlachta mit den Unterthanen ist nur allzu häufig hart und drückend, aber die Gutsbesitzer sind daran nicht selbst schuld. Uebrigens betragen sie sich auch nicht alle hart, und ich habe oft Leute gefunden, welche nach Kräften sich bemühten die Lage ihrer Untergebenen zu versüßen, bald durch Hülfeleistungen verschiedener Art, bald durch Verminderung und nähere Bestimmung der wöchentlich zu leistenden Arbeit. — Die Priester in diesem Gouvernement sind meist griechisch-russisch, man trifft nur wenige römisch-katholische. Im Jahre 1838 beschloß die Regierung die Unirten mit der griechisch-russischen Kirche zu verbinden, und sandte zu diesem Zweck eifrige Apostel aus, welche die Ueberzeugung von der Heiligkeit ihrer Mission zu verbreiten verstanden . . . so gelang es den Plan zu Ende zu führen. *)

*) Man ersieht aus der Darstellung, daß der Verfasser sich nicht getraut, in ein Detail über diese Bekehrung einzugehen. A. d. U.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Ein Gemurmel ging durch die ganze Versammlung, die augenscheinlich sehr bewegt schien durch die Rede eines Mannes, den sie gewohnt war als den Dolmetscher des himmlischen Willens mit Scheu zu betrachten. Der alte Häuptling, der bereits im frühern Rathe gesprochen, erhob sich jetzt und begann mit zitternder, aber deutlicher Stimme: „Ich habe gefastet, ich habe gebetet, ich habe geträumt. Alte Männer, welche fast ihr ganzes Leben ausgelebt haben, können die Wünsche des Herrn des Lebens hinsichtlich der Zukunft deutlicher lesen. Ich bin ein Häuptling, und bin 60 Jahre lang ein Häuptling gewesen. Ich habe tief in das Herz unserer Feinde getroffen, ich bin stolz auf die Gewalt, welche ich besitze, und würde sie an niemand abtreten, wenn es nicht der große Manitu beföhle. Wenn diese Sonne verschwunden seyn wird hinter dem Salzwasser, so werde ich nicht länger ein Häuptling seyn. Owato Wanischa wird unsere Krieger führen, er wird im Rathe den ersten Sitz einnehmen, denn zwei Manitu's sind mit ihm, der Manitu der bleichen Gesichter und der Manitu der Rothhäute. Hört meine Worte, Schoschonen! Ich werde bald zu meinem Vater und Großvater gehen in die seligen Lande, denn ich bin alt. Aber, ehe meine Gebeine begraben werden am Fuße der Berge, würde es mein Herz glänzend machen, den Ruhm der Schoschonen erhöht zu sehen. Hört meine Worte! Vor langen Jahren haben einige unserer Kinder, welche unsere Jagdgründe nicht weit genug fanden für den Flug ihrer Pfeile, uns verlassen. Sie wanderten zuerst nach Süden und in die schönen Prairien des Ostens, die von den guten Geistern gesegnet sind. Sie wuchsen an Zahl, bis ihre Familien so zahlreich waren, wie die unsern, und da sie Krieger und ihre Herzen groß waren, so breiteten sie sich aus, überstiegen bald die hohen Berge, und ihr Adlerblick erschaute auf beiden Seiten ihres Gebiets das Salzwasser des Ostens und das des Westens. Das sind die Comantschen, ein mächtiges Volk; sie haben noch jetzt ein Schoschonenherz und eine Schoschonenzunge. Owato Wanischa war bei ihnen; er sagt, sie sind Freunde und haben nicht vergessen, daß sie die Kinder der großen Schlange sind.

„Lange, lange nachher, doch nicht lange genug, daß es dem Gedächtniß und den Aufzeichnungen unserer heiligen Männer entgehen könnte, beschlossen einige andere unserer Kinder, als sie von der Macht, dem Reichthum und dem schönen Lande der Comantschen hörten, uns gleichfalls zu verlassen, und verbreiteten sich gegen Süden. Dieß sind die Apatschen. Von den Spitzen der großen Berge blicken sie hinab auf das Bett der Sonne. Sie sehen das grüne Gras der Prairie unter sich und in weiter Ferne das grüne Salzwasser. Ihre Häuser sind zahlreich wie die Sterne am Himmel, ihre Krieger so dicht wie die Muscheln im Grunde unserer Seen. Sie sind tapfer, sie sind gefürchtet von den bleichen Gesichtern — von allen; auch sie wissen, daß wir ihre Väter sind; ihre Zunge ist unsere Zunge, ihr Manitu unser Manitu, ihr Herz ein Theil unseres Herzens, und nie hat das Messer eines Schoschonen das Blut eines Apatschen getrunken, noch der Gürtel eines Apatschen den Skalp eines Schoschonen aufgehängt. Später verließen uns wieder mehrere unserer Kinder, aber damals verließen sie uns, weil wir sehr zornig waren. Es waren einige Familien von Häuptlingen, welche stark und stolz geworden waren. Sie wollten über unsere Wigwams herrschen, und wir trieben sie fort, wie der Panther seine Jungen forttreibt, wenn ihre Klauen und Zähne einmal gegen ihn gerichtet waren. Dieß sind die Arrapahos. Sie sind stark und unsere Feinde, und doch sind sie eine edle Nation. Ich habe in meiner Wohnung zwanzig ihrer Skalps; sie haben viele der unsrigen. Sie fechten am hellen Lichte des Tages mit Lanzen, Bogen und Pfeilen; sie hassen Verrath. Sind sie nicht, obwohl widerspänstige und unnatürliche Kinder, doch noch die Kinder der Schoschonen? Wer hörte je, daß die Arrapahos die Kriegspfade bei Nacht betraten? Niemand; sie sind keine Krähen, keine Umbiquas, keine Flachköpfe; sie können den Tod geben und wissen ihn zu empfangen, gerade und aufrecht, Knie gegen Knie, Brust gegen Brust, und ihr Auge trinkt den Blick ihres Feindes.

„Diese Arrapahos sind unsere Nachbarn; oft, sehr oft graben sie den Tomahak aus und betreten den Kriegspfad gegen die Schoschonen. Wie? Können zwei Sonnen Eine Prairie beleuchten, und zwei Adler Ein Nest bedecken? Nein. Aber zahlreiche Sterne erscheinen in der Nacht alle mit einander und dienen dem Mond. Schwarzvögel und Papagaien werden ihre zahlreichen Stämme vereinigen und denselben Flug annehmen, um eine gemeinsame Ruhe und Schutz gegen die Nacht zu suchen. Das ist das Gesetz der Natur. Die Rothhäute kennen nur die Gesetze der Natur. Der Schoschone ist ein Adler auf den Bergen, eine glänzende Sonne in der Prairie, so auch der Arrapaho. Sie müssen beide fechten und kämpfen, bis eine Sonne in Dunkelheit gestürzt ist, oder ein Adler blind und gelähmt den Felsen hinabfällt und das ganze Nest dem Sieger überläßt. Die Arrapahos kämpfen nicht gegen einen feigherzigen Krähen, außer zur Selbstvertheidigung, denn er riecht nach Aas; ebenso handelt der Schoschone.

„Krähen, Umbiquas und Flachköpfe, Cayus, Bonnares und Callapus können alle zusammen jagen und zusammen ruhen; sie sind die Schwarzvögel und die Papagaien; sie müssen so thun, sonst würde der Adler sie während des Tages vernichten oder der Igel während der Nacht.

„Owato Wanischa oder sein Manitu hat ein keckes Wort gesprochen. Ich habe darüber nachgedacht; ich habe gesprochen mit den Geistern der Rothhaut; sie sagten es sey gut, und ich sage, es ist gut. Ich bin ein Häuptling vieler Winter. Ich weiß, was gut, und weiß, was schlecht ist. Schoschonen! hört mich! meine Stimme ist schwach, kommt näher und achtet auf meine Worte. Ha! ich höre ein Flüstern unter dem Plätschern des Wassers, ich höre es in dem Wehen des Gra-

ses, ich fühle es im Winde, ha! das ist das Geflüster des Herrn des Lebens."

In diesem Augenblick schien der ehemalige Häuptling ganz versunken, sein Gesicht erglühte, dann folgte ein Zittern, als spräche er mit irgend einem unsichtbaren Geiste. Mit gespannter Aufmerksamkeit und schweigend beobachteten die Krieger den Kampf in seinem edlen Gesichte; die Zeit war gekommen, wo die Schoschonen frei waren von ihren Vorurtheilen, und die Aussicht auf eine künftige allgemeine Herrschaft über den westlichen Continent Amerika's ins Auge zu fassen wagten. Der alte Häuptling hob seine Hand und sprach wiederum.

„Kinder, denn ihr seyd meine Kinder! Krieger, denn ihr seyd alle tapfer! Häuptlinge, denn ihr seyd alle Häuptlinge! Ich habe ein Gesicht gesehen, es war eine Wolke und Manitu war darauf. Die Wolke wich und dahinter sah ich eine mächtige Nation, große Städte, reiche Wignams, seltsame Boote und große Kriegerschaaren, deren Zug so lang war, daß ich den Anfang und das Ende nicht sehen konnte. Es war in einem Lande, das sich ausstreckte vom Norden, wo alles Eis ist, bis zum Süden, wo alles Feuer ist. Dann hörte ich eine starke Stimme! Es war nicht der Kriegsruf, es war nicht das Geschrei der Feinde, nicht das Aechzen der Gefangenen am Pfahl, — es war eine Stimme des Ruhms, welche den Namen der Schoschonen rief, denn alle waren Schoschonen! Es waren keine bleichen Gesichter darunter. Owato Wanischa war da, aber er hatte eine rothe Haut und schwarze Haare, so waren auch seine beiden Väter, aber sie sahen jung aus; so war auch sein alter, folgsamer Freund, aber seine Glieder schienen alle Beweglichkeit und Kraft der Jugend wieder erhalten zu haben; so waren seine zwei jungen Freunde, welche so tapfer an der Schiffsstation fochten, als die feigen Umbiquas in unser Land einfielen. Das ist alles was ich hörte, alles was ich sah, und das Flüstern sprach zu mir, als das Gesicht hinwegschwand: verliere keine Zeit, alter Häuptling, der Tag ist gekommen. Sage zu deinen Kriegern: hört auf das junge bleiche Gesicht; der große Geist der Rothhaut wird übergehen in seine Brust und ihm einige Worte leihen, welche die Schoschonen verstehen werden.

„Ich bin alt und schwach; ich bin müde; stehe auf, mein Enkel Owato Wanischa; sprich zu meinen Kriegern, sage ihnen die Wünsche des großen Geistes. Ich habe gesprochen."

So aufgefordert trat ich vor auf den Platz, den der Häuptling verlassen hatte, und schlug vor, daß zwölf kluge Männer sich zu den Arrapahos begeben sollten, mit zehn jungen Kriegern, Söhnen von Häuptlingen, und zehn jungen Mädchen. Die zehn Mädchen sollten zehn großen Häuptlingen angeboten werden, und diese wiederum zehn ihrer Töchter mit den zehn jungen Kriegern vermählen. Ich selbst wollte zu den Apatschen und Comantschen gehen; die Häuptlingschaft lehnte ich meiner Jugend wegen ab. Als die Rathsversammlung vorüber war, mußte ich mit denen, welche sich Krieger nennen konnten, die Ceremonie des Rauchens und Handschüttelns durchmachen. Am folgenden Morgen wurden 50 prächtige, reich geschirrte Pferde nach der Wiese vor der Rathshütte geführt. Bald erschienen 50 Krieger in ihrer buntesten Tracht, alle mit Lanze, Bogen und Lasso bewaffnet, und die Büchse quer über die Schultern gehängt. Dann fand ein Aufzug des ganzen Stammes in zwei Abtheilungen statt; an der Spitze des einen zogen die Häuptlinge und heiligen Männer, an der Spitze des andern die Jungfrauen. Nun begannen die Tänze. Die Eltern sangen die Thaten früherer Tage als Beispiel für ihre Kinder, die jungen Leute führten kriegerische Uebungen aus, die Matronen, Weiber, Mütter und Schwestern derjenigen, die mit mir ziehen sollten, bemalten deren Gesichter mit Grün und Roth, als Zeichen der Art ihrer Sendung. Als dieß geschehen war, bildete sich der ganze Zug wieder in Reihen und sang einen Chor, worin sie Manitu um glücklichen Erfolg baten und uns Lebewohl sagten. Ich gab das Signal, alle meine Leute sprangen in die Sättel, und die tapfere kleine Schaar sprengte, nachdem sie zweimal die Rathswohnung umritten, durch die Prairie hin.

Zwei Tage nach uns brach eine andere Abtheilung nach dem Lande der Arrapahos auf, um eine Versöhnung zwischen den beiden Stämmen zu Stande zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht von der Höhe des Thurmes ist ausgezeichnet schön, besonders auf der einen Seite über die Lagunen und das Lido hinaus nach dem Meere, auf der andern Seite nach den euganeischen Bergen zu, die von hier aus an dem Horizont in so schönen Contouren sich abschnitten, daß sie mich lebhaft an die herrlichen Formen des Siebengebirges erinnerten. Zu Füßen liegt die Inselstadt mit ihren braunrothen Dächern, die zwar meistens die nordische Giebelform und nur in geringer Anzahl die italienische Flachheit haben, doch aber dadurch wieder von dem nordischen Gepräge abweichen, daß nur äußerst selten auf ihnen ein heraustretender Schornstein bemerkbar wird.

So lag sie denn unter mir diese Stadt in ihrer wunderbaren, besondern Schöne, und ich schaute auf sie hinab von Galilei's geheiligter Stätte.*)

Das Uhrgebäude von St. Marcus (torre del orologio) steht auf der Seite der alten Procuratien. Das Zifferblatt ist von gewaltigem Umfange, so daß selbst die Uhren im Münster zu Straßburg und im Dome zu Frankfurt unbedeutend dagegen erscheinen. Es hat seine goldenen Verzierungen auf himmelblauem Grunde. Zwei eherne, riesenhafte Statuen schlagen die vollen Stunden an, während die Viertel durch den Thürmer auf dem Marcusthurme an eine der fünf Glocken desselben geschlagen werden.

Vor der Marcuskirche zwischen dem Campanile und dem Torre del orologio stehen drei große rothe Mastbäume noch von alten Zeiten her, Symbole ehemaliger Herrschaft der Republik Venedig über die drei Königreiche Cypern, Candia und Morea. — Einen ähnlichen Schmuck wie der Marcusplatz durch diese drei Masten hat die Piazzetta durch

*) Der Marcusthurm diente Galilei als Observatorium.

zwei hohe Granitsäulen, die im Jahre 1125 vom Dogen Domenico Micheli aus dem Archipel nach Venedig geführt sind. Es sollen ursprünglich ihrer drei gewesen seyn, bei der Ausschiffung ist die eine derselben aber ins Meer gefallen. Wiederholte Versuche wurden angestellt, sie dem trügerischen Element wieder abzutrotzen, aber vergeblich, und selbst ein Napoleon mußte an dem Gelingen der auf seinen Befehl erneuerten Versuche verzweifeln. Auf einer der beiden erhaltenen Säulen steht die marmorne Statue des heiligen Theodor, des ehemaligen Schutzpatrons der Stadt, auf der andern ein bronzener geflügelter Löwe, das Sinnbild des heiligen Marcus, des jetzigen Schutzpatrons.

Wie sich doch selbst in historischen Zeiten der Mythus gestaltet! Zwischen diesen beiden Säulen auf der Piazzetta sey die berühmte Hinrichtung des Dogen Marino Falieri (1355) geschehen, behaupten die einen, während andere dieselbe auf die Riesentreppe im Dogenpalast verlegen, noch andere zwischen zwei Säulen in der nach der Piazzetta zu sich öffnenden Säulenhalle. Diese beiden Säulen zeichnen sich nämlich vor allen andern durch die Röthe ihres Marmors aus.

Die Ecke der Piazzetta und des prächtigen, Riva de' Schiavoni genannten Quai's bildet der Dogenpalast. Wie imposant die Wirkung dieses sonderbaren, aus allen Regeln der gewöhnlichen Stylarten heraustretenden Baues ist, läßt sich nicht beschreiben. Der Styl ist förmlich bizarr zu nennen, aber grandios, mächtig, gebieterisch. Da stehen die Säle, die gewaltigen Räume öde und verlassen, die Säle, in denen die Bürger der Republik, wie einst die Bürger Roms auf dem Capitol, über das Geschick von Königen und Königreichen entschieden, wo die großartigsten Plane entworfen und Beschlüsse gefaßt, wo aber auch die furchtbarsten Grausamkeiten in heimtückischer Bosheit ersonnen und mit empörender Kaltblütigkeit ausgeführt wurden. Der große Audienzsaal, dessen Plafond und Wände von goldenen Zierrathen strotzen und hiemit den unermeßlichen Reichthum der Republik verkünden, der mit Gemälden errungener Siege prangt, in welchem die Gesandten mächtiger Reiche vor dem Dogen und dem Senate demüthig sich beugten, dieser erinnerungsreiche Saal steht öde und unbenutzt, ein Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Macht. Doch nein, nicht unbenutzt ist er. Alljährlich tritt an die Stelle, wo einst Venedigs Doge gethront, — ein Schulmeister, um an die liebe, folgsame Jugend Prämien der Ermunterung zum Fleiß und zum Gehorsam zu vertheilen.

Ich war begierig, die berüchtigten „Bleidächer“ (piombi), so wie die unterirdischen Gefängnisse (pozzi) zu sehen, diese Gefängnisse, deren Namen weiter verbreitet sind, als sonst andere Kunde von Venedig. Es verhält sich mit ihnen aber ganz eigen. Entweder ist von ihnen erschrecklich viel gefabelt worden, oder sie sind in einer Weise verändert, daß man sie kaum wieder erkennt. Namentlich gilt dieß von den Bleidächern. Die Gefängnisse der Bleidächer, wenigstens wie sie jetzt den Besuchern gezeigt werden, sind nicht nur groß und geräumig, sondern auch durch eine horizontale Mauerdecke von dem schrägen Zinkdache getrennt, so daß noch zwischen dem Dache und der obern Zimmerdecke eine bedeutende Luftschicht sich befindet, die allerdings eine ziemlich hohe Temperatur annehmen, wegen der geringen Räumlichkeit doch aber nicht als Gefängniß dienen konnte.

Anders steht es freilich mit den Pozzi. Das sind unterirdische, sehr feste Gewölbe, kalt, finster und schauerlich. In einzelnen herrschte absolute Finsterniß. Durch eine ganz kleine Oeffnung in der Mauer wurde zur Zeit des Essens von einer auf dem Gange angebrachten Lampe gerade so viel Licht eingelassen, als unbedingt nöthig war, um wenigstens die Speisen und Trinkgefäße finden zu können. Unterirdische Gefängnisse mit andern Schrecknissen, wie z. B. mit nassem und sumpfigem Grunde, „da Molch und Unken nisten,“ oder in der Gestalt und dem Umfange eines großen Sarges u. dgl., wurden mir nicht gezeigt, und als ich nach deren Existenz fragte, äußerte der Diener des Dogenpalastes, es seyen, was man über derartige Gefängnisse erzähle, alles Fabeln. Mein Cicerone indeß, den ich während der Besichtigung der Pozzi nach der Post geschickt hatte, versicherte mich, als ich ihm dieß mittheilte, der Schließer habe gelogen, er selbst sey früher in den untersten, weit unter dem Wasser der Canäle liegenden, feuchten und schrecklichen Gefängnissen gewesen.

Die übelberüchtigte Seufzerbrücke (ponte de' sospiri) führt von dem Dogenpalast selbst über einen Canal nach einem andern Theil der auch jetzt noch benutzten Gefängnisse. Sie ist ganz ummauert und der Länge nach durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt, so daß weder von außen irgend jemand auf der Brücke gesehen werden, noch selbst der eine Gefangene auf dieser Seite der Brücke von dem mit ihm zu gleicher Zeit geführten auf der andern wissen konnte. Jetzt wird die Brücke nicht mehr benutzt und ist deßhalb der eine Zugang auch vermauert worden.

Einer der imposantesten und historisch merkwürdigsten Räume des Dogenpalastes ist der große Rathssaal (salla del gran consiglio). In ihm sind die Gemälde sämmtlicher Dogen Venedigs in ihrer chronologischen Ordnung aufgehängt. Wird man in einem jeden, selbst dem historisch bedeutungslosesten Ahnensaal ergriffen, so ist dieß hier ganz besonders der Fall, namentlich aber wenn das musternde Auge plötzlich in der glänzenden Reihe der meist ehrwürdigen Erscheinungen auf eine schwarze Lücke trifft, in der wir statt des dahin gehörenden Bildes nur die schreckenden Worte finden: Hic est locus Marini Falieri pro criminibus decapitati.

Dieser große Rathssaal ist noch in anderer Weise ausgezeichnet, nämlich durch herrliche Kunstwerke vergangener Zeiten. Unter den Gemälden ist zu nennen das über der Eingangsthüre sich befindende kolossale Paradies von Tintoretto. Durch Plan und Ausführung gehört es der Unsterblichkeit an. — Unter den Antiken des Saales finden sich Werke der höchsten Vollendung, so besonders ein sterbender Fechter, ein leyerspielender Apoll, ein Adler mit dem Ganymed und vor allen eine Leda. Die Leda mit dem Schwane hat oft Motive zu künstlerischen Darstellungen namentlich im Gebiete der Malerei gegeben. Zu den gelungensten gehört die Leda von Correggio auf dem Museum zu Berlin. Aber alles, was ich an Darstellungen dieses Gegenstandes je gesehen habe, bleibt weit zurück hinter dieser Antike. Rein sinnliche Wollust, ja höchste Lascivität ist sonst der Ausdruck im Gesicht und der ganzen Haltung Leda's, so daß die erste beste Courtisane als Modell genommen scheint. In dieser Antike aber ist, wie in der Jo des Correggio, die Macht des Göttlichen über das Menschliche mit meisterhafter Vollendung an einer Gruppe dargestellt, die in rein sinnlicher Auffassung ganz aus dem Bereich des Hohen, Erhabenen und Göttlichen liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Schnelle Daguerreotypie. Hr. Arago hat der Akademie der Wissenschaften angezeigt, daß Daguerre ein Mittel gefunden habe, wodurch das Daguerreotypbild in einer unglaublich kurzen Zeit (en moins d'un millième de seconde) gefertigt würde. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1844.

Die Durchsuchungsverträge und der Sklavenhandel.

Es ist jetzt so ziemlich von allen Seiten anerkannt, daß das seit mehr als dreißig Jahren von England verfolgte System Verträge zu Unterdrückung des Sklavenhandels abzuschließen und die afrikanische Küste durch eine bewaffnete Seemacht zu bewachen, seinem Zweck nicht entsprochen hat, und daß England ziemlich umsonst Tausende von tapfern Seeleuten und Millionen Geldes opferte. Als im englischen Parlament die Abschaffung des Sklavenhandels in Bezug auf die englischen Colonien durchging, glaubte man es den letztern schuldig zu seyn, andern gleichfalls zu verbieten, was man sich selbst verbot, damit nicht andere die Vortheile der Sklavenarbeit genössen, während die englischen Colonien derselben beraubt wurden. Von diesem Augenblick an begannen die zahllosen Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Eine Macht um die andere ließ sich, durch die Vorstellungen der Engländer gedrängt, zu einem solchen Vertrag herbei, aber diejenigen, welche am meisten dabei betheiligt waren, Spanien, Portugal und Brasilien, hielten die Verträge nicht, und sahen den Uebertretern durch die Finger. Es möchte indeß wohl schwer seyn zu entscheiden, wie viel Sklavenhandel diese Regierungen hätten hindern können und nicht gehindert haben; England ist mit Vorwürfen gegen diese Regierungen nicht sparsam gewesen; wenn man aber erwägt, daß England mit all seiner ungeheuren Macht seine eigenen Unterthanen nicht ganz am Sklavenhandel hindern konnte, so wird man gegen die Regierungen von Spanien, Portugal und Brasilien etwas nachsichtiger.

Die größten Fehler beging wohl England darin daß es zwar den Sklavenhandel verbot (1807), aber noch 30 Jahre nachher sich nicht ernstlich mit der Erwägung beschäftigte, was an die Stelle desselben gesetzt werden solle. Alle, welche den Negercharakter kannten, und nicht nach philanthropischen Theorien, sondern nach der allerdings nicht sehr erfreulichen Erfahrung handelten, hatten von jeher erklärt, daß der Neger, wenn man ihn nicht mehr mit der Peitsche zur Arbeit treibe, in Trägheit zurücksinken würde. Wer sollte dann in Westindien und im nördlichen Theile Südamerika's den Boden bauen? Das war die Frage, die man sich nie ernstlich gestellt zu haben scheint, und die man mit der banalen Phrase abfertigte, daß der freie Arbeiter, dem der Lohn seiner Arbeit zu Gute komme, mehr arbeiten würde, als der Sklave. Die Erfahrung hat diesen theoretischen Satz auf eine sehr schneidende Weise widerlegt; so wie aber dieß geschah, mußten die englischen Colonien sinken, und in demselben Maaße die spanischen und portugiesischen Besitzungen, namentlich Brasilien selbst, sich heben durch die fortdauernde Sklavenarbeit. Die englische Emancipation war eine Prämie auf den Sklavenhandel nach Brasilien und Cuba. Man hat behauptet, daß wenn von sechs Sklavenschiffen nur Eines den englischen Kreuzern entkomme, der Rheder immer noch von den eingebrachten Sklaven einen großen Gewinn mache. Unter diesen Umständen ist die gewaltsame Unterdrückung des Sklavenhandels so wenig ausführbar, als die Unterdrückung des Schmuggels einer hochbesteuerten und leicht zu transportirenden Waare. Diese Erfahrung haben die Engländer jetzt gemacht; die ganze Maschinerie von Verträgen zur Unterdrückung des Sklavenhandels und über Durchsuchung fremder Schiffe, ein Gegenstand der schon mehrmals England in Krieg zu verwickeln drohte, ist sichtlich abgelaufen, der Sklavenhandel geht so stark wie je, nur mit größerer Grausamkeit als vorher, weil man die Sklaven in schnellsegelnden schmalen Schiffen zusammenpressen muß; England gibt jährlich 4—500,000 Pf. St. umsonst aus, und die Frage, wie man die Sklavenarbeit in den tropischen Ländern Amerika's ersetzen soll, ist so ungelöst wie immer.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit befand sich Californien in einer ziemlich ungünstigen Lage. Große Veränderungen waren in der mexicanischen Regierung eingetreten, neue Menschen waren zur Gewalt gelangt, und ihre Anhänger wurden nun mit Würden

und Stellen belohnt. Da aber diese Stellen bereits von andern eingenommen waren, so mußten letztere entfernt werden, und die Regierung hatte sich somit noch mehr Feinde gemacht. Dieß war auch der Fall in Californien, von welchem wir, um die nachfolgenden Ereignisse verständlich zu machen, hier eine kurze Skizze liefern müssen. Californien umfaßt 400 (engl.) Meilen Seeküste. Der einzige Weg, um zu Lande aus dem Innern Mexico's dorthin zu gelangen, ist eine Reise von mehreren hundert Stunden weit durch die wilden Wüsten von Sonora und durch die Indianerstämme, welche von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage stets den Spaniern und somit auch den Mexicanern feindlich waren.

So weit indeß auch Californien entfernt ist — allzu weit für die mexicanische Regierung, um es gegen die Indianereinbrüche und gegen die Seeräuber zu schützen, durch welche die Küste schon stark gelitten hat — so erhebt dieselbe doch Steuern von den verschiedenen Niederlassungen, ungeheure und so lästige Steuern, daß diese Länder nie das werden können, wozu ihr Boden und ihre Lage sie befähigen. Die nördlichste mexicanische Niederlassung an der Südsee ist San Francisco, die zweite Monterey, dann folgt Santa Barbara, San Luis, Obispo, Buona Ventura und endlich Diego. Außer diesen Seehäfen gibt es manche Städte im Innern, wie San Juan Campestrano, Los Angeles, die größte Stadt Californiens und San Gabriel. Unruhen entspringen hier nicht selten aus der Unwissenheit oder Käuflichkeit der mexicanischen Behörden, stets neue Beamte werden hergesendet, meist Leute von zerrüttetem Vermögen, deren Erpressungen so unverträglich werden, daß endlich die Californier trotz ihrer Trägheit gegen ihre kleinen Tyrannen aufstehen.

Das war auch jetzt in Monterey der Fall. Ein neuer Gouverneur war angelangt, der alte General Moreno unter falschen Vorwänden entlassen und zur Verantwortung nach Mexico berufen worden. Der neue Gouverneur, ein Wüstling aus der niedersten Classe des Volks, halb Mönch und halb Soldat, der sich durch Mord, Raub und sklavische Unterwürfigkeit gegen seine Obern seinen Weg durch die Welt gebahnt hatte, fing bald an seine eiserne Hand über das Volk der Stadt auszustrecken. Die Montereyer können viel ertragen, aber unter ihrer anscheinenden Fügsamkeit und Apathie glüht ein Feuer, das, einmal aufgestört, in zerstörender Flamme ausbricht. Ueberdieß hatten die in Monterey angesiedelten Fremden lange Zeit Vorrechte genossen, die sie nicht gutwillig aufgeben wollten, und da sie im allgemeinen reich waren, so besaßen sie einen gewissen Einfluß über die niedern Classen der Mexicaner. Unmittelbar nach der ersten Erpressung des Gouverneurs erhob sich das Volk in Masse und entwaffnete die Besatzung. Das Presidio wurde von den Insurgenten besetzt und der Tyrann war glücklich genug an Bord eines englischen Schiffs nach Acapulco zu entkommen.

Indeß kündigten dießmal die Montereyer der Regierung in Mexico noch nicht den Gehorsam auf, sie verlangten Recht und nahmen es sich mit eigener Hand. Einer der reichsten Bürger wurde einstimmig zum interimistischen Gouverneur gewählt, und dann kehrte alles zurück zu den gewöhnlichen Vergnügungen und der gewöhnlichen Apathie, als ob nichts besonderes vorgefallen wäre. Der Name des verjagten Gouverneurs war Fonseca. Er wußte wohl, daß nur der Erfolg sein Benehmen rechtfertigen könne, deßhalb ging er auch gar nicht nach Mexico zurück, sondern verband sich mit einigen Seeräubern, welche eben damals die Küsten von Guatimala beunruhigten, und von Rache und Habsucht gestachelt suchte er Californien für sich zu erobern. Es gelang ihm 150 Landstreicher aus allen Theilen der Welt, entlaufene Matrosen, entsprungene Verbrecher u. s. w. zusammenzubringen; darunter befanden sich auch etlich' und vierzig Sandwichinsulaner, tapfere, entschlossene Bursche, welche die Hoffnung auf Raub anlockte. Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß eine große Anzahl dieser Sandwich-Insulaner längs der Küste von Californien herumschwärmt, zwischen der und den Sandwichinseln ein sehr lebhafter Handel theils durch die Eingebornen, theils durch die Amerikaner betrieben wird. Die hiezu verwendeten Schiffe sind stets doppelt bemannt, da gewöhnlich, wie sie an den Küsten von Californien anlegen, die Hälfte der Mannschaft ausreißt. Gewöhnt an ein warmes Klima und an ein indolentes Leben finden sie sich in dem neuen Lande bald heimisch, arbeiten hie und da als Taglöhner auf den Viehhöfen, um die Ochsenhäute zusammenzulegen und ergeben sich vom Ertrag ihrer Arbeit einer Völlerei, welche mit der bekannten Enthaltsamkeit der Spanier seltsam contrastirt. Solche Leute hatte Fonseca in Dienst genommen, sich eines kleinen Vorraths von Waffen und Munition bemächtigt, und trat nun seine Expedition an.

Inzwischen hatte der Gouverneur von Sonora die Bewegung von Monterey erfahren, und übernahm es den Ausbruch zu strafen, in der Ansicht, daß sein Eifer von der mexicanischen Regierung sehr belobt werden würde. Gerade um diese Zeit kamen Truppen von Chihuahua, um einen Aufstand der unterworfenen Indianer zu dämpfen; er zog deßhalb in Person zu Felde und rückte gegen Californien vor. Doch ich muß den Exgouverneur Fonseca und den Gouverneur von Sonora eine Zeit lang bei Seite lassen und zu meinen Operationen unter den Indianern zurückkehren.

Ich hatte, wie schon früher bemerkt, meinen alten Diener nach Monterey und Gabriel nach dem nächsten Apatschendorfe gesendet. Dieser letztere hatte eine zahlreiche Abtheilung dieses Stammes an den Ufern des westlichen Colorado gefunden, und kam in ihrer Begleitung gerade aus der Richtung her, welche ich selbst genommen hatte. Wir trafen uns bald: die Apatschen vernahmen mit sichtlichem Vergnügen die Vorschläge die ich ihnen machte, und beschlossen, daß Hundert ihrer Häuptlinge und Krieger mich bei meiner Rückkehr zu den Schoschonen begleiten sollten, um mit den Aeltesten des Stammes die Bedingungen des Vertrags festzusetzen. Bei unserer Rückkehr kamen wir durch das Gebiet der Arrapahos, welche bereits meinen Boten empfangen, und die Bräute, welche eine unauflösliche Verbindung befestigen sollten, angenommen und zurückgegeben hatten. Meine Gesandtschaft zu

den Comantschen schob ich wegen der Entfernung und des Zeitverlustes auf der Hin- und Herreise auf, bis der Bund mit den Apatschen und Arrapahos so fest seyn würde, daß er nicht mehr gebrochen werden könnte. Die Arrapahos folgten dem Beispiel der Apatschen, und hundert wohlberittene und ausgerüstete Krieger stießen zu uns, um ihre Väter, die Schoschonen, zu sehen, und mit ihnen die Pfeife des ewigen Friedens zu rauchen.

Wir bildeten jetzt eine Schaar von 250 Kriegern, und um für eine so große Anzahl die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen, mußten wir einen weiten Abstecher nach Süden machen, so daß wir bis zu den Prairien längs dem Buona-Ventura kamen. Hier führte uns der Zufall in einen Kampf, in den ich später tief verwickelt wurde. Wir hatten kaum den Fluß erreicht, als wir auf eine Gesellschaft von fünfzehn Personen stießen, die aus einigen von meinen alten Montereyer Freunden bestand. Sie waren auf dem Wege nach der Niederlassung, um mich um Hülfe gegen den Gouverneur von Sonora anzugehen, und da die Indianer insgesammt denselben zu züchtigen und sich die Freundschaft der reichen Leute von Monterey zu erwerben wünschten, so gab ich nach und schlug den Weg gegen Süden ein. Mein alter Diener, welcher sich bei der Deputation befand, erzählte mir den ganzen Verlauf der Sache.

Der Gouverneur von Sonora hatte erklärt, er wolle den reichsten Theil der Bevölkerung von Monterey, namentlich die angelsächsischen Ansiedler, deren Vermögen er sich selbst zuzueignen gedachte, peitschen wie Hunde und aufhängen lassen. Hätte er geschwiegen, so würde sein Anschlag wahrscheinlich gelungen seyn, aber die Montereyer erfuhren seine Absichten, noch ehe er die Gränzen von Californien betreten hatte. Deputationen wurden an die benachbarten Städte gesandt, und alsbald brach eine kleine Schaar entschlossener Männer auf, um die Pässe, durch welche der Gouverneur ziehen mußte, zu besetzen. Hier erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß die Truppenzahl, welche sie zu bekämpfen hatten, wenigstens zehnmal so stark sey als die ihrige; sie waren indeß zu tapfer um sich zurückzuziehen, ohne einen Schuß für ihre Unabhängigkeit zu thun; sie gedachten der mit mir geschlossenen Freundschaft und der natürlichen Abneigung der Indianer gegen die Watschinanzos oder Mexicaner, und beschlossen uns um Hülfe anzugehen, wogegen sie einen Theil ihres Vermögens an Vieh, Waffen, Munition und andern für Wilde werthvollen Waaren anboten.

Der Gouverneur führte 500 Mann mit sich, darunter 200 Soldaten in Uniform, der Rest halbblütige Vagabunden, die beutelustig genug, aber zu feig waren, um die Beute durch Kampf zu verdienen. Man kam überein, daß ich mit meinen Leuten, welche sämmtlich beritten waren, in der Prairie uns in einen Hinterhalt legen sollten. Die Montereyer und ihre Freunde wollten beim Anrücken des Gouverneurs sich zurückziehen, als scheuten sie sich vor dem Kampf, und wenn dann das ganze feindliche Heer in voller Verfolgung begriffen wäre, sollten wir dasselbe in der Flanke anfallen und in die Flucht treiben. Alles kam wie man erwartet. Wir zählten 315 Mann, alle Eines Sinnes und voll Hoffnung des Sieges. Der Gouverneur mit seinen Helden kam heran. Es war ein seltsamer Anblick; trotz des Lärmens, den sie machten, erkannte man wohl, daß sie fürchteten auf Widerstand zu stoßen, denn sie hielten am Fuße des Berges an, und schickten, da sie acht oder zehn Montereyer auf der Höhe des Passes bemerkten, eine weiße Flagge, um zu erfahren, ob man nicht parlamentiren könne. Unsere Freunde stellten sich sehr erschrocken und zogen sich alsbald nach der Prairie hinab; als die Feinde dieß sahen, kam ihnen der Muth; sie liefen und galloppirten ohne Ordnung heran, bis sie recht in unserer Gewalt waren. In diesem Augenblick erhoben wir den Kriegsruf, welchen das tausendstimmige Echo noch furchtbarer machte. Wir feuerten keine Kugel, schickten keinen Pfeil ab, und erhielten doch einen vollständigen Sieg. Soldaten und Vagabunden warfen sich auf den Boden, um dem Tode zu entgehen, während der Gouverneur, der Schnelligkeit seines Pferdes vertrauend, eiligst hinwegritt. Seine Feigheit kostete ihm das Leben, denn sein Pferd stolperte beim Hinabreiten und er brach den Hals. Er war das einzige Opfer dieses Feldzugs.

Wir nahmen die Gewehre und Munition unserer besiegten Gegner, und ließen ihnen nur ein Gewehr auf je zehn Mann, nebst einer hinreichenden Anzahl Patronen, damit sie auf dem Wege nicht verhungerten. Ihr Anführer wurde begraben, wo er gefallen war, und so endete dieser Scheinkampf. Aber eine andere Schlacht mußte geschlagen werden, die, obgleich ebenfalls siegreich, doch auf keine so lustige Weise endete.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortsetzung.)

Es bedarf kaum der Erwähnung, wie reich Venedig an Kunstschätzen weniger im Gebiete der Sculptur als in dem der Malerei ist. Es gibt schwerlich eine Kirche, die nicht ein bedeutendes Gemälde aufzuweisen hätte, dann die großen Paläste und außerdem noch besondere Sammlungen, wie die Accademia de' belle arti. Ein Vorzug dieses Instituts ist es, daß man gewöhnlich ganz ungestört und einsam mit Muße der Betrachtung und dem Studium der Bilder sich hingeben kann, daß selbst für die Bequemlichkeit der Schauenden durch Sessel gesorgt ist. Hier findet sich die große Himmelfahrt Mariä von Tizian, mit dem meisterhaften Ausdruck der göttlichen Verklärung im Antlitz der Maria, welches übrigens durchaus keine schönen Formen trägt und eine auffallende Breite hat. Das Abendmahl von Paul Veronese ist wirklich von kolossalem Umfang. Der Künstler hat wohl gefühlt, daß die ganze Breite des Bildes ohne weitere Ruhepunkte zu breit ausfallen würde, und hat deßhalb das Ganze durch Saalsäulen in drei Gruppen getheilt. Dessen ungeachtet ist es ihm aber nicht gelungen, weder den drei Gruppen noch dem Ganzen eine hinreichende Centralisation zu geben. Uebrigens ist die Perspective ausgezeichnet, ebenso die Details, nur der Hauptperson wünscht man eine größere

Hoheit. Aehnliches gilt von der Vorstellung im Tempel, die im Detail vollendet ist (besonders die Alte an der Treppe), der es aber ebenfalls an einem genügenden Mittelpunkte fehlt.

Die Sammlung der Gypsabdrücke der Akademie ist reich. Besonders zeichnen sich darunter aus eine Gruppe des Kastor und Pollux, ohne die Rosse, in trauter Umarmung, die Gruppe des Pätus, Niobe mit einer Tochter und viele andere, die man auch in andern guten Sammlungen findet (Laokoon, Venus callipygos u. s. w.). An der Niobe kann man besser als an irgend einer andern Statue oder Gruppe erkennen, was unter plastischer Ruhe zu verstehen.

In der Scuola Rocca befindet sich ein Gemälde von fast gleicher Größe als das Abendmahl von Paul Veronese, in welchem aber doch die Einheit und Centralisation vollendet ist. Ich meine die große Kreuzigung von Tintoretto. Christus selbst ist schon gekreuzigt, für den Sünder zu seiner Rechten wird das Kreuz so eben empor gehoben, das dritte Kreuz liegt noch an der Erde. Die Gruppen sind richtig gewählt, in ihrer Ausführung schön, und alle so berechnet, daß sie zwar als wesentlich hervortretende Folie, doch aber immer nur als Folie für die Hauptfigur der Mitte erscheinen. Es ist freilich nicht zu verkennen, ein Gemälde mit dem Vorwurf der Kreuzigung hat wegen der Centralisation nicht so große Schwierigkeiten zu überwinden als ein Abendmahl. Die Aufmerksamkeit ist immer nur auf Christus unmittelbar gerichtet, selbst wenn die beiden Sünder neben ihm gekreuzigt werden. Diese müssen dann so in den Hintergrund treten, daß sie dem wesentlichen Mittelpunkt durchaus keinen Abbruch thun können. Anders verhält es sich mit dem Abendmahl. Schon die gedehnte Breite des Tisches für dreizehn in einer Linie sitzende Personen hat etwas Störendes. Drei Personen unter diesen dreizehn aber verlangen fast gleichmäßige Aufmerksamkeit des Zuschauers, während sie doch durchaus nicht so unter den übrigen vertheilt seyn dürfen, daß sie drei symmetrisch geordnete Lichtpunkte der langen Reihe wären, von denen die beiden äußern minder bedeutenden dem mittelsten noch als Relief dienen könnten, sondern Johannes muß unmittelbar an der Seite Christi sitzen, Judas der Verräther darf zwar nicht in allzu großer Entfernung, aber auch nicht in gleicher Nähe wie Johannes seinen Sitz haben. — In der Scuola Rocca ist noch in anderer Weise ein Gemälde herauszuheben, die Darstellung im Tempel von Paul Veronese, und zwar deßhalb, weil es so überaus keusch und sittig gehalten.

Reich an Kunstwerken der Malerei sind, wie gesagt, auch die Kirchen Venedigs. So muß ich, um nur von einigen zu sprechen, zunächst Santa Maria della salute erwähnen. Die Kirche verdankt nach dem Berichte unseres rechtgläubigen Cicerone ihren Namen einem unmittelbaren Einschreiten der Mutter Gottes zu Hülfe der ihrem Untergange entgegeneilenden Stadt. Im Jahre 1630 wurde Venedig nämlich von einer furchtbaren Pest befallen, die in kurzer Zeit über 40,000 Menschen weggerafft haben soll. In höchster Angst und Noth wendete man sich an die gnadenreiche Jungfrau Maria im heißen, inbrünstigen Gebet und alsbald hörte die Pest auf. Zum Dank beschloß die Republik eine prächtige Kirche der Jungfrau zu bauen und gab derselben den vorher bezeichneten Namen. Ihre Inschrift lautet: **Indulgenza come in St. Giovanne Laterano in Roma.** Balthasar Longhena erbaute sie. Sie hat großartige Verhältnisse, ihre Rotunde ist die größte in Venedig und in hohem Grade imposant. Ueberhaupt kann man nicht läugnen, daß der italienische Kuppelstyl, in welchem fast alle venetianischen Kirchen gebaut sind, etwas Imposantes hat. Hat man sich in unsere nordischen Dome gothischen Styls hineingelebt, die mit ihren emporstrebenden Bogen und Pfeilern in feierlichstem Ernst das Streben in die Unendlichkeit versinnbildlichen und das Gemüth zum Himmel ziehen, so weiß man sich im ersten Augenblick in diesen luftigen Räumen mehr heitern Charakters nicht so ganz zurecht zu finden. Das ist aber nur der erste Eindruck des Neuen. Bald überzeugt man sich, daß, so wie man aus dem Norden den ernsten, strengen gothischen Dom nicht sich rauben lassen kann, so man in Italien die gefügige Kuppel nicht vernichten möchte.

Die vorzüglichsten Gemälde dieser Kirche sind ein ausgezeichneter Tod Abels von Tizian, eine Herodias von Salviati, wo die Schönheit der Hauptfigur wirklich bestechend ist, und die Ausgießung des h. Geistes von Tizian. Bewundernswerth ist in diesem letztern großen Bilde, mit wie meisterhafter Hand die allgemeine Begeisterung, von der alle Jünger ergriffen sind, je nach der Individualität eines jeden in den verschiedenartigsten Formen sich kund thut.

Einen unvergeßlichen Eindruck auf mich hat die Kirche dei Scalzi gemacht. Nachmittags, als die Sonne sich zwar neigte, doch aber noch strahlte, hoben wir den schweren Vorhang, der bei geöffneter Kirchenthüre in dieser wie bei allen Kirchen hier im Süden dem Blicke das unmittelbare Eindringen in das Innere verbietet, und betraten die durch herabgelassene rothe Fenstervorhänge ganz verdunkelte Kirche. Es war ein feierlicher Vespergottesdienst an dem vorher schon erwähnten Redentore-Fest. Die Kirche, der also ihre natürliche Helle genommen, bekam ein magisches Licht durch eine Unmasse von Kerzen, die auf zweckmäßige Weise an den verschiedensten Orten angebracht waren. Der Hochaltar allein hatte über vierzig sehr schön gruppirte Kerzen, deren einige eine Höhe von fünf Fuß erreichten. Die Erscheinung war um so zauberischer, als das Innere der Kirche aus dunkelm Marmor besteht, welcher überall von schönem, dunkelrothem Tuch so weit belegt ist, daß nur die Kanten und Ecken wie dunkle Gemälderahmen heraustreten.

In ähnlicher Weise ist auch die Kirche San Salvadore gehalten. Einfach in ihrer Anlage, von dunkelm Marmor, mit den rothen Behängen selbst am Hochaltar geziert, imponirt sie durch ihre Einfachheit, und trägt nur geringen Schmuck durch geschmackvoll geordnete Blumen und goldene Leuchter, ein Kirchenschmuck, der im Süden überhaupt üblich ist. — In der Franciskanerkirche dei Frari ist das Grab Tizians aufgefunden worden. Canova erhielt deßhalb den Auftrag, in dieser Kirche ein seiner Kunst und der Kunst Tizians würdiges Denkmal diesem Heros der Malerei zu errichten. Noch war das Werk des Meisters für den Meister noch nicht vollendet, als Canova selbst der Kunst entrissen wurde. Er hatte sich selbst sein Denkmal gebaut, und seine Schüler übernahmen es, nach diesem Muster für Tizian ein anderes Denkmal auf der gegenüberliegenden Seite der Kirche zu bauen.

(Fortsetzung folgt.)

Uebertragung der Lichtbilder auf Stein. Ein Kupferstecher, Namens Lanzarnolo, in Rom hat ein Verfahren erfunden, vermittelst dessen man die Lichtbilder auf dem Stein fixiren kann, so daß man im Stande ist augenblicklich eine große Anzahl Exemplare abzuziehen. Lanzaruola soll im Sinn haben, sich und seine Erfindung nach Paris überzutragen. (Voleur vom 30 Jan.)

München. in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1844.

Die Bulgaren.

(Aus Cyprien Roberts: Les Slaves de Turquie.)

1. Ausbreitung des Volks.

Die Bulgaren zählen gegenwärtig 4,500,000 Seelen. Die Tiefe ihres Landes steht mit der Küstenausdehnung im Verhältniß, und das Volk dringt immer mehr ins Innere des Landes ein: in Thracien, welches eine den türkischen Hirten überlassene Wüste ist, baut es mit jedem Tag neuen Boden an; gegen Griechenland hin dehnt es sich bis ins Herz der hellenischen Provinzen aus, deren Eingeborne, in den Städten und an den Küsten concentrirt, seit langer Zeit die Thäler den Auswanderern des Gebirgs überlassen haben. Hier zeigen sich schroff die verschiedenen Neigungen beider Racen: der Slawe will nur das Land bauen, der Grieche dagegen das Meer ausbeuten. Die Geographen haben ohne Rücksicht auf den Gang und die Wanderung der Racen die Provinzen Thracien, Macedonien und Albanien als Gränzen des Bulgarenlandes angenommen, obwohl die bulgarische Race dort in großer Anzahl sich findet, und z. B. den eigentlichen Kern der macedonischen Bevölkerung bildet, denn man spricht serbisch und bulgarisch in allen südwestlichen Distrikten von der Linie der Berge zwischen Kailari, Chatitza, Ostrovo und Verria bis an die Thäler von Niansta und Vodena; nur im Süden dieser Linie spricht der macedonische Bauer griechisch. Ein kurzer Saum der Küste des Archipels gehört ausschließlich bulgarischen Familien an, welche die kleinen Städte Bujuk Vertschik, Bazar Dschebib und Sidero-Kajesch inne haben. Die Zahl der Bulgaren in Salonichi ist so groß, daß man diese große Stadt als gemeinsam von Griechen und Bulgaren bewohnt betrachten kann, und man könnte letztere nicht ausschließen, ohne eine blutige Reaction in der Halbinsel hervorzurufen. In Thracien haben die Bulgaren gleichfalls wichtige Stellungen inne, und bis nahe an Konstantinopel, zu Indschik, einer kleinen Manufacturstadt, bilden sie die Masse der Bevölkerung. Wendet man sich gegen Ostalbanien, so findet man ganze Districte, wo nur bulgarisch gesprochen wird. Endlich gehen die Bulgaren bis Livadien hinab, und man findet sie selbst in Morea. Die Infiltrationskraft dieses Volkes ist eine Folge seines geschmeidigen, arbeitsamen Wesens. Da es aber die Dörfer den Städten vorzieht, und diese gern den Griechen überläßt, so bleibt es unbemerkt, bildet aber nichtsdestoweniger die zahlreichste aller Racen, welche die europäische Türkei bewohnen, selbst die Griechen nicht ausgenommen.

Warum bezeichnet aber der Name Bulgarien jetzt ein so kleines Gebiet? Dieß findet seine Erklärung in der schlauen Politik der Türken, welche die Gränzen der unterjochten Völker absichtlich verwirrt haben, damit es diesen unmöglich sey sich unter einander zu erkennen. Die Türken haben es mit ihrem Reich gemacht wie jetzt der russische Kaiser mit Polen; dieß große Land, das so viele Provinzen umschloß, ist jetzt durch die Verstümmelung in den Augen der Russen nur noch ein Gouvernement, eine Provinz. Das jetzige Bulgarien enthält nur etwa 8 bis 900,000 Seelen, aber außerhalb dieses officiellen Bulgariens sprechen noch ganze Provinzen bulgarisch. Man darf indeß nicht glauben, daß alle Districte, in denen bulgarisch gesprochen wird, Einen politischen Körper zu bilden streben; mehrere dieser Districte haben Interessen, die mit den griechischen so eng verbunden sind, daß man nicht daran denken könnte sie zu trennen. Ein großer Theil der Rajahs Thraciens wird sich stets den Griechen in Konstantinopel anschließen. Schon unter dem griechischen Kaiserthum, wo die Bulgaren noch ein mächtiges Königreich bildeten, waren die Bulgaren Thraciens mit den Herren des Bosporus verbunden und zahlten Tribut, und sie tragen in der Geschichte den Namen Romai, Romelioten, wie alle Griechen. Noch jetzt sympathisiren sie am meisten mit diesen letztern, sprechen fast sämmtlich ihre Sprache, und obwohl sie ihre Nationalsprache lieber sprechen, so geschieht es doch mit dem melancholischen Accent der Griechen.

Indeß wandert das Volk gerne aus, man findet es in vielen sehr entlegenen Districten, wie in Serbien und der Wallachei, wo es ganz von dem Mutterlande getrennt lebt, dennoch aber durchaus abgeneigt ist, sich mit einer fremden Nation zu verschmelzen. Nach dem Feldzuge vom J. 1829

führten die Russen gegen 30,000 der Compromittirtesten mit sich über die Donau, und man wies ihnen fruchtbare Ländereien längs dem Dniepr an, aber die Russen haben selbst gestanden, daß diese Slawen sich der moskowitischen Regierungsform nicht fügen konnten, und daß sie nach und nach sämmtlich in die Türkei zurückgekehrt sind.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Fonseca längs dem Ufer hingefahren, da aber Ostwinde ihn verhinderten, nach Monterey zu gelangen, so lief er in der Bay von San Francisco ein. Diese Niederlassung ist sehr reich, da die Bevölkerung meist aus Abkömmlingen von englischen und amerikanischen Kaufleuten besteht, welche im Südseehandel ein Vermögen erworben hatten. Man nennt sie „Yerba buena" (das gute Gras) wegen der schönen Wiesen von wildem Klee, die sich auf hundert Stunden umher ausdehnen. Hier landete Fonseca mit etwa 200 Schurken seines Gelichters, und sein erstes war die kleine Stadt zu plündern und zu zerstören. Die Einwohner flohen natürlich in allen Richtungen, und als sie uns trafen, versprachen sie den Indianern die Hälfte dessen, was ihnen entrissen worden war, wenn wir die Angreifer überwältigen könnten. Ich beschloß die Spitzbuben mitten unter ihren Gelagen zu überfallen, und theilte zu dem Ende mein kleines Heer in drei Schaaren: Gabriel sollte mit den Apatschen die Ufer der Bay besetzen und die Schiffe der Räuber zerstören, so daß sie nicht in denselben entkommen könnten. Die Arrapahos wurden in der Prairie um die Stadt her aufgestellt, um diejenigen aufzufangen, welche eine Flucht zu Lande versuchen möchten. Die dritte Abtheilung befehligte ich selbst; sie bestand aus 50 Schoschonen und 54 Mexicanern von der Küste, meist Söhnen von englischen oder amerikanischen Ansiedlern.

Früh am Morgen betraten wir die kleine, noch vor wenigen Tagen ganz hübsche Stadt, die aber jetzt nur noch ein Haufe von Ruinen war, unter denen einige Zelte für die Unterkunft bei Nacht aufgerichtet waren. Die Matrosen und Räuber waren alle betrunken, und lagen an verschiedenen Orten auf dem Boden umher in tiefem Schlafe. Die Sandwichinsulaner lagen in einem Haufen nahe bei den Zelten, und daneben eine Masse von Kisten, Fässern, Säcken u. s. w., der Ertrag der Plünderung. Wir hätten ohne Zweifel uns der Räuber ohne alles Blutvergießen bemächtigt, wenn nicht das Bellen der Hunde die Sandwichinsulaner aufgeschreckt hätte, die auch in Einem Augenblick bewaffnet dastanden, und wüthend auf meinen linken Flügel eindrangen, der aus Weißen bestand. Diese litten nicht wenig, und ihre Reihen lösten sich auf, aber ich eilte mit meinen Schoschonen herbei, die nicht einmal ihre Büchsen brauchten, sondern mit Lanze und Tomahak die Arbeit so schnell abmachten, daß in kaum zehn Minuten nur wenige der Elenden noch lebten, um ihre Wunden zu bejammern. Die Mexicaner sammelten sich wieder und fielen über Fonseca und die Seeräuber in ihrer viehischen Besoffenheit her. Nur wenige versuchten Widerstand, die meisten schwankten nach der Meeresbucht, um in ihren Schiffen Schutz zu suchen. Aber die Apatschen hatten schon ihre Arbeit gethan: die meisten Boote waren ans Ufer gezogen, die größern durchlöchert und versenkt. Die elenden Flüchtlinge wurden mit Speeren niedergestoßen, und der Sieg war vollkommen.

Als die an Bord der beiden größern Schiffe zurück gebliebenen Seeräuber sahen, wie die Sachen standen, begrüßten sie uns mit einigen Kartätschenschüssen, die jedoch keinen Schaden thaten; die Matrosen, fast lauter weggelaufene Yankees, waren vermuthlich eben so betrunken, als ihre Gefährten am Ufer. Endlich gelang es ihnen die Anker zu lichten, und von einem Landwind begünstigt fuhren sie alsbald zur Bay hinaus. Seitdem hat man nichts mehr von ihnen gehört.

Fonseca, jetzt seines Schicksals nur allzu gewiß, zeigte sich ebenso niederträchtig und feig, als er vorher tyrannisch gewesen war. Er machte mir glänzende Anerbietungen, wenn ich ihn frei lassen wollte, damit er sein Glück anderswo versuchen könne; als er sah, wie sehr ich ihn verachtete, wandte er sich zu den Mexicanern, und bat sie der Reihe nach, als er aber erkannte, daß keine Hoffnung auf Gnade vorhanden sey, begann er so abscheulich zu fluchen und zu lästern, daß ich ihn knebeln lassen mußte. Am nächsten Morgen kamen zwei Compagnien von Monterey an, ein Kriegsrath ward berufen, und zwanzig Bürger bildeten sich zu einer Jury. Fonseca wurde processirt und als Verräther und Seeräuber verurtheilt; da das Erschießen eine zu große Ehre für einen solchen Schurken gewesen wäre, so wurde er in Gesellschaft mit den wenigen überlebenden Sandwich-Insulanern gehängt.

Unsere Abtheilung hatte im Anfang des Gefechts ein wenig gelitten, drei Mexicaner waren getödtet und achtzehn verwundet worden, so wie auch zwei Apatschen. Von meinen Schoschonen war keinem auch nur die Haut geritzt, und die Arrapahos, welche die Prairie durchstreift hatten, stießen bald nachher mit einigen Skalps zu uns.

Das Volk von San Francisco hielt sein Versprechen, die genommene Beute wurde in zwei gleiche Theile getheilt, und einer davon den Indianern überliefert, wie versprochen worden war. Am Vorabend unserer Abreise wurden uns zum Danke noch Geschenke gemacht, die von den Indianern, welche im ersten Augenblick unseres Bundes einen so glücklichen und vortheilhaften Zug gemacht hatten, als ein gutes Vorzeichen für die Zukunft angenommen wurden. Da ihre Dienste nicht länger nöthig waren, so wandten sie sich nach Norden und brachen unter der Führung von Roche nach unserer Niederlassung auf, um den ursprünglich beabsichtigten Besuch der Schoschonen auszuführen.

Ich selbst blieb zu San Francisco, denn allerlei Plane kreisten in meinem Kopf, die alle nur Einen Gegenstand hatten, nämlich die Befreiung Californiens von dem mexicanischen Joche. Meine letzten Erfolge hatten meinen Ehrgeiz angereizt; ich

kannte die großen Hülfsquellen des Landes, die unübersteiglichen Hindernisse, welche sich dem Marsch einer großen Armee von Mexico her widersetzten, und je mehr ich über die Sache nachdachte, desto mehr überzeugte ich mich von der Ausführbarkeit des Unternehmens; meine Jugend und Unerfahrenheit ließen mich die moralischen Schwierigkeiten übersehen. Ich war neunzehn Jahre alt und als Schoschone aufgezogen worden; diese sind wie alle Indianer, offen, zutrauensvoll und ehrlich, bis man sie betrogen und beleidigt hat. Auf meine Schoschonen konnte ich alles Vertrauen setzen, und glaubte es auf civilisirte Menschen und Christen noch mehr thun zu können, fand aber bald, daß ich viel besser gethan hätte, mich auf die Befestigung des indianischen Bundes zu beschränken.

Ich stellte den Californiern zu San Francisco vor, daß sie unter den jetzigen Umständen nicht im Stande seyn würden, mit Glück einer Truppenmacht zu widerstehen, welche die Regierung von Acapulco aus zur See senden würde; ich bewies ihnen, daß ihre Herrscher froh seyen, einen Vorwand zur Ausplünderung zu haben, und nach dem was vorgefallen war, keine Schonung zeigen würden; wenn sie dagegen jetzt alsbald ihre Unabhängigkeit aussprächen, und den Fremden ihre Häfen öffneten, so würden sie bald reich und mächtig genug werden, um jede Expedition, die man gegen sie aussenden könne, zu überwältigen. Ich schlug vor, da sie keine stehenden Truppen hätten, sie mit 1000 Kriegern zu unterstützen, in diesem Fall aber müßte ich einen Antheil an der neu zu errichtenden Regierung haben. Meine Freunde zu San Francisco hörten mich aufmerksam an, und ich sah wohl, daß der Vorschlag ihnen gefiel, dennoch sprachen nur wenige unter ihnen ihre Ansicht aus, und sie wollten keine bestimmte Antwort geben, ehe sie sich nicht mit ihren Landsleuten zu Monterey verständigt hätten. Sie gaben ihr Ehrenwort, alsbald nach ihrer Ankunft in jener Stadt die Sache zur Sprache zu bringen, Boten an die südlichen Niederlassungen zu senden, und mich das Ergebniß wissen zu lassen.

Da es unnütz war, vor dieser Entscheidung nach der Niederlassung zurückzukehren, so beschloß ich in der Zwischenzeit in einer der an der Bay gelegenen Missionen bei einigen muntern Franciscanermönchen zu bleiben. Hier brachte ich meine Zeit sehr angenehm zu; die guten Väter waren lauter Leute von Erziehung, wie sie es gewöhnlich in Mexico sind; die Trennung Californiens von Mexico war ihr lebhafter Wunsch, und sie hatten auch Gründe genug, der Regierung gram zu seyn: die Regierung hatte ihnen ihr Eigenthum entrissen, und alle californischen Waaren mit schweren Steuern belegt. Wenn sie ihre Felle und Häute an die fremden Händler verkauften, mußten sie die Hälfte des Empfanges an die Regierung bezahlen, während die andere Hälfte durch die unmäßigen Einfuhrzölle auf alle fremden Waaren sehr reducirt wurde. Man gab mir zu verstehen, daß die Missionen mich nöthigenfalls mit 15, 20, ja 30,000 D. unterstützen würden.

Ich brachte meine Zeit bei den Padres sehr angenehm zu, denn sie waren sämmtlich Bonvivants. Ihre Keller waren mit Constantia-Wein angefüllt, ihre Gärten sehr gut angebaut, ihr Geflügel fett und zart. Wäre ich einige Monate länger geblieben, ich hätte, glaube ich, selbst das Gelübde abgelegt, so sehr behagte mir jetzt das träge, bequeme Leben; aber die Californier waren so rasch zu Werke gegangen, als sie versprochen hatten, und ihre Emissäre kamen zeitig nach San Francisco, um die Bedingungen zu besprechen, unter denen ich ihnen meine Hülfe leihen sollte. Die Ereignisse drängten, ich konnte nicht mehr zurück, und rüstete mich zur That.

Nach einem raschen, herzlichen Lebewohl verließ ich meine frommen, freundlichen Gastwirthe, und kehrte nach der Niederlassung zurück, um die Vorbereitungen zur Eröffnung des Drama's zu treffen, das einige von uns zu hoher Gewalt oder zum Schaffot führen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht von dem ostafrikanischen Flusse, Haines-River genannt.

In der neuesten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft beendigte Lieutenant Christopher seine Mittheilung über die Erforschung der Nordostküste Afrika's von Kilwa bis Hafun, und kam dabei auch auf die Entdeckung des wichtigen Flusses, den er nach dem Capitän Haines benannt hatte. Derselbe muß irgendwo am Fuße des Südabhangs des großen abyssinischen Plateau's entspringen, und nähert sich nach einem langen gekrümmten Laufe durch die Ebenen bis auf etwa 10 (engl.) Meilen dem Meere unter 1° 40′ N. B. und 44° 35′ O. L. an einem Ort Namens Galwen; von da läuft er etwa 45 Meilen weit bis Barawa der Küste parallel, wendet sich dann etwas landeinwärts und fällt in einen Binnensee ohne bekannten Ausfluß. Zwischen dem Fluß und dem Meere läuft eine etwa 200 Fuß hohe Sandhügelkette, durch welche viel Wasser nach dem Meere zu filtriren scheint. Das Land an den Ufern des Flusses besteht aus einem reichen Boden und ist von einem wohlhabenden gastfreien Volke bewohnt. Lieut. Christopher ist der Ansicht, daß alle Erzeugnisse des Orients hier mit Vortheil gebaut werden könnten. Die Bevölkerung längs der Küste ist bedeutend und wohnt zum Theil in steinernen Häusern, die vielleicht einst von Portugiesen errichtet wurden. (Athenäum vom 27 Jan.)

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Fortsetzung.)

Zu dem Gewaltigsten, was an Venedigs ehemalige Größe mahnt, gehört sein weltberühmtes Arsenal. Es ist dieß nicht etwa ein großes Haus, sondern ein ganzer Stadttheil, aus verschiedenen mächtigen Gebäuden, Plätzen, Canälen, Thürmen und Mauern bestehend in einem Umfange von mehr als zwei italienischen Meilen. Es soll früher 16,000 Arbeiter beschäftigt haben, jetzt freilich kaum eben so viel hundert. Im Anfange des 14ten Jahrhunderts wurde der Bau begonnen, erst allmählich mit der steigenden Macht der Republik erweitert und vollendet. Weist schon der äußere Umfang und die Anlage*) auf

*) Der Saal, in welchem die Seile gedreht werden, ist 910′ lang, 56′ breit, 70′ hoch, er ruht auf 92 Säulen. — 92 Schiffe können zu gleicher Zeit im Arsenal gebaut werden.

die Macht hin, die Venedig ehemals besessen, so findet man im Innern des Arsenals in reicher Fülle noch anderweitige Documente hiefür in den zahlreichen Trophäen und andern Merkwürdigkeiten. Gleich am Eingange zeigen sich die vier berühmten antiken Löwen von Marmor in verschiedenen Stellungen und paarweise verschiedener Größe. Sie sind 1687 aus dem Piräeus von Athen hieher als Beute gebracht worden. Der eine von ihnen, auf den Hinterfüßen ruhend, soll sogar ein Denkmal der Schlacht von Marathon seyn. Unter den Trophäen gehört zu den interessantesten die große Fahne, die in der Schlacht von Lepanto den Türken abgenommen wurde. Ueberhaupt erinnert die große Zahl der türkischen erbeuteten Kriegsinstrumente den Nordländer daran, daß Venedigs Macht einst die Vormauer gegen den Orient war, wie denn noch immer in Venedigs Hafen des Orients Flaggen wehen.

Ein anderes Denkmal der gefallenen Größe ist der Bucintoro. Wer hat vom Bucintoro noch nicht gehört? In welcher Poesie erscheint Venedigs Macht, wenn der Doge alljährlich am Tage der Himmelfahrt auf goldenem Schiffe hinausfährt ins adriatische Meer, den kostbaren Brautring in Hadria's Fluthen versenkt und so die Vermählung feiert zwischen der Inselrepublik und dem furchtbaren Element! Eine Poesie würdig der altclassischen des hochbeglückten Hellas. — Im Untergange der Republik zertrümmerte auch der Bucintoro, der Pöbel vernichtete ihn, nur ein Torso des alten Mastes ist erhalten. Es wird aber jetzt ein nach dem Muster des wirklichen gearbeitetes Modell gezeigt, und nach diesem sieht man fast in jedem Kunstladen kleinere angefertigt, die als Schmuck auf Nipptischchen oder dergleichen verkauft werden. Das Schiff ist von innen und außen vergoldet, außer dem Golde sieht man nichts als rothen Sammet für die Sitze. Der wirkliche Bucintoro war 100 Fuß lang, seine Vergoldung soll 80,000 Ducaten gekostet haben, die Vergoldung des Modells eben so viele Franken. — In einem andern Saal werden einige auch reich verzierte Gondeln gezeigt, die zum Gebrauch für die kaiserliche Familie bestimmt sind. Sie kommen aber an Reichthum bei weitem dem Modell des Bucintoro nicht nahe, weichen übrigens von den gewöhnlichen venetianischen Gondeln sowohl der Form als der Farbe und dem Schmucke nach ab. Diese berühmten Gondeln nämlich machen zu Anfang einen unangenehmen Eindruck wegen ihrer meist verschossenen schwarzen Farbe, und haben etwas sarg- oder leichenwagenähnliches. Sie sind durchschnittlich 30 Fuß lang und etwa 4 Fuß ist ihre größte Breite. Nach vorn und hinten zu hebt sich die Spitze, die vordere Spitze trägt ein glänzendes, zackiges Eisen, welches nach Art gewisser Schlächterbeile breit gekrümmt ist, und theils zum Visirpunkte dient, theils zur Schutz- und Trutzwaffe, um bei etwaigem Gedränge in den Canälen mittelst der scharfen Spitze sich schnellen Durchgang zu verschaffen, theils endlich, um bei hohem Wasserstande dem Fährmann ein Wahrzeichen zu geben, ob er unter einem Brückenbogen hindurchfahren könne, ohne mit dem Dache, welches von gleicher Höhe ist als die Spitze, anzustoßen. — Dieses Dach bedeckt den Sitzraum, der aus einem außerordentlich weichen und bequemen Polster für zwei Personen besteht. Zwei kleinere Polsterbänkchen sind noch an den Seiten angebracht, wenn nothfalls mehr als zwei Personen in einer Gondel fahren sollen. An den beiden Seiten des Daches sind Schiebefenster, vorn und hinten Vorhänge. Die Polster sind mit schwarzem Leder, das Dach aber in- und auswendig mit schwarzem Tuch überzogen, alles Holz an der Gondel ist schwarz bestrichen. Das ist düster. Ein minder trübseliges Aussehen gewinnen die Gondeln, wenn bei Abend das Dach ganz abgehoben, und bei heißer Sonnengluth statt desselben ein luftiger, linnener, buntfarbiger Baldachin gesetzt wird.

Die Preise der Gondeln sind durch eine polizeiliche Taxe festgesetzt worden, und stehen weit unter der Höhe des Tarifs, nach welchem man in den meisten größern Städten die Communication durch die städtischen Wagen (Fiacre, Droschken u. s. w.) bezahlen muß. Eine einrudrige Gondel (mit einem Fährmann) kostet für die erste ganze Stunde 20 kr., für jede nachfolgende Stunde 10 kr.; eine zweirudrige für die erste Stunde 30 kr. und für jede nachfolgende 20 kr., für den ganzen Tag 2 fl. C. M., während die einrudrige Gondel für den ganzen Tag mit 1 fl. C. M. bezahlt wird. Diese Taxen gelten aber nur innerhalb der Stadt, wenigstens behaupten dieß die Gondelführer, wenn man nicht vor der Fahrt nach außerhalb mit ihnen besonders accordirt hat.

Die Gondelführer (gondolieri, barcaroli) zeichnen sich in der Tracht besonders durch eine rothe albanesische Mütze aus. Sie besteht aus rothem, grobem Filz, ohne Schirm, ist ziemlich hoch und hat vom Wirbel einen blauen Büschel herabhängend. Sie werden dadurch sehr malerisch. Im übrigen sind sie sehr leicht gekleidet. In der Hitze tragen sie gewöhnlich keine Jacke, sehr weit offene Brust, die, so wie der Hals, von der Sonne ganz gebräunt ist. Sie besitzen eine große Gewandtheit, in den engsten Canälen mit großer Schnelligkeit zu fahren, die Ecken zu umbiegen und im dichtesten Gedränge sich den nothwendigen Platz zu verschaffen. Sie sind unverdrossen, höflich und geben in unzweideutiger Weise ihre Dankbarkeit zu erkennen, wenn man ihnen eine Kleinigkeit mehr zukommen läßt. Bei einer solchen Gelegenheit wollte sogar ein Gondolier mir die Hand küssen. — Am Meeresstrande auf dem Lido hatte ich mir Muscheln gesammelt; in den leicht anschlagenden Wellen des Meeres wusch ich sie von ihrem Sande. Einer unserer Gondoliere bemerkte dieß, glaubte mir einen Dienst zu erweisen, erbat sie sich und stellte sie mir gleich danach wohl gereinigt und in Papier gehüllt wieder zu. Ich dankte ihm durch ein paar freundliche Worte, worauf er mir erwiederte: „Keine Ursache zum Danken, denn," fügte er hinzu, „siete il mio padrone, Signore." Dieser Begriff des padrone, Herr, Schutzherr, Gebieter, ist auch in eigenthümlicher Weise in den Gruß übergegangen. Der zuerst Grüßende redet den zu Grüßenden bloß mit dem Worte „Padrone" an und erhält von diesem als Gegengruß „Servo."

Zu den größten Genüssen, die man in Venedig haben kann, gehört eine größere Gondelfahrt. Die beiden schönsten, ja nothwendigsten Fahrten sind nach dem Lido und durch den ganzen Canale grande, der in Schlangenwindung die ganze Stadt durchzieht. Man fährt fast eine Stunde, ehe man nach dem Lido kommt, jener merkwürdig zungenartig geformten Insel, die eine Vormauer und der rettende Schutz Venedigs gegen die Gewalt der Meereswogen ist, die Befestigungen in sich schließt und Vieh und — die Leichen der Ungeweihten. Da liegt in wilder Unordnung Stein neben Stein mit hebräischen Charakteren, wenig Grabmäler nur wohl erhalten, weiterhin die Grabstätte auch für Türken und andere Heiden, ehedem auch für Protestanten. Seit Napoleons Regiment ist aber eine der kleinern Laguneninseln für ketzerische und rechtgläubige Christen angewiesen, die nur durch ein Gitter von einander getrennt sind. Mein Führer setzte dieß sehr naiv so auseinander, daß er sagte, seit dem Kaiser Napoleon liegen daselbst die Christen und die Protestanten nebeneinander. — Auf dem Lido hatte Lord Byron seine Pferde stehen, dort gondelte er täglich hin, um einen Ritt zu machen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1844.

Englische Sports.

Einleitung.

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen

sagt unser Schiller, und wir möchten dabei einen Nachdruck auf das „muß" legen. Es ist als beklagte unser deutscher Dichter dieß saure „Muß." In England heißt es: der Mann **will** hinaus, **will** wetten und wagen.

Dieser Wette- und Wagegeist liegt tief in dem Charakter der englischen Nation und spricht sich besonders in dem leidenschaftlichen Interesse aus, welches sie an denjenigen Vergnügungen oder Beschäftigungen nehmen, die sie „Sports" nennen. Wir haben für dieses Wort kein entsprechendes in unserer Sprache und sind daher fast gezwungen, es ohne Uebersetzung aufzunehmen. Es werden damit Spiele aller Art, Jagdvergnügungen, Wettrennen, Kämpfe zu Wasser und zu Lande, mit der Faust, mit dem Ruder, mit den Beinen, mit dem Prügel, mit dem Ball 2c. 2c. bezeichnet.

Die Engländer selbst betrachten ihre Sports in so hohem Grade als eine Nationalangelegenheit, das Interesse für sie ist so allgemein verbreitet, der guten Folgen und Einflüsse, welche man sich von ihnen verspricht, werden so viele aufgezählt, sie sind tagtäglich so sehr der Gegenstand des Gesprächs in den Journalen, in den Clubs und in den gewöhnlichen Gesellschaften, daß man bei einer Charakterschilderung der Nation und ihrer Zustände nicht umhin kann ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken — die Fragen, welches die eigentlichen Ursachen dieses außerordentlichen Wett- und Wagegeistes der Engländer sind, — welche Folgen und Einflüsse sich damit verknüpfen, näher zu untersuchen, — den Charakter dieser Sports zu schildern, die Größe des Publicums, das sich mit ihnen beschäftigt, einigermaßen zu bestimmen, — wie tief die Nation von dem „Sporting spirit" ergriffen sey, umständlicher zu zeigen, — welche Kräfte in ihnen geübt und vergeudet werden, anzugeben.

Wie der Charakter der Nation selbst ein ernster ist, so ist es auch selbst der ihrer Spiele und Vergnügungen, ihrer Sports; dieselben werden mit einem wissenschaftlichen Eifer, mit einer Kennerschaft, mit einer Schulgerechtigkeit betrieben, die uns in Erstaunen setzt. Aeußerer Schmuck ist hier wie in allen Dingen den Engländern Nebensache, es kommt ihnen nur auf die Sache selbst, auf den Sport, auf die Kunst und was damit in nächster Verbindung steht, an. Der Kleiderpomp, der Lärm, die Musik, der Blumenschmuck, welcher ähnliche Beschäftigungen in Frankreich und in anderen Ländern zu begleiten und zu zieren pflegt, fällt in England völlig weg und es gibt in diesem Lande Sports genug, an denen das Publicum das leidenschaftlichste Interesse nimmt, und welche die größte Aufregung unter den Leuten verursachen, ohne daß der unbetheiligte Zuschauer auch nur die geringste Spur davon gewahrt.

Die Ruderstechen in Frankreich werden mit Trommel- und Trompetenklang begleitet, die jungen Leute und das Publicum sind dabei in die buntesten Kleider gehüllt und alles gewährt den heitersten Anblick. Die englischen Ruderer halten dergleichen für Tand und das Publicum bewundert nur die nervigen Arme, den tactvollen Ruderschlag, und hat für nichts Auge, als für die Entscheidung des Sieges.

Bei den italienischen Wettrennen werden die Pferde mit Blumen und Bändern geschmückt, und die Auszierung der Rennbahn mit flatternden, bunten Tüchern u. s. w. ist nicht der geringste Theil der Lust. Rasche Pferde, tüchtige Jockeys ist alles was der Engländer bei solchen Gelegenheiten verlangt. — Wie groß ist nicht das Schaugepränge bei den spanischen Stiergefechten, die theatralische Ausstaffirung der Matadores und Picadores. Wie streng sind nicht die Ansprüche der Spanier an die Schönheit und Grazie dieser Leute! Der Engländer blickt bei seinen Bullbitings und Cockfightings nur auf die gegebenen Wunden, auf den triumphirenden Sieger und auf den ermatteten Besiegten. — Die muntere Gesellschaft, das Halloh, der Hörnerklang, welcher unsere deutschen Jagden begleitet, die grünen und zierlichen Uniformen, welche unsere Jäger zieren, sind in England entweder gar nicht da oder Nebensache. Die Jagd und nichts als die Jagd gewährt den Engländern Reiz. — Unsere Büchsen-

schützen haben bei ihren Festen alterthümliche Kleidungen, große Processionen, den Sieger erwählen sie zum König und belohnen und zieren ihn stattlich heraus mit silbernen Schilden und anderen hergebrachten Zierrathen. Die englischen Büchsen- und Bogenschützen betrachten dieß alles als überflüssig, da sie so zu sagen weniger den Spaß als den Ernst des Spieles ins Auge fassen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß, während in allen andern Ländern die aus alter Zeit ererbten Sports mehr und mehr in Verfall gerathen, sie dagegen in England nicht nur im Schwung bleiben, sondern gerade in neuerer Zeit mehr wie zuvor emporgeblüht sind.

(Fortsetzung folgt.)

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Fortsetzung.)

Sechs Wochen, nachdem ich San Francisco verlassen, war ich abermals im Felde, bereit zum Kampfe gegen die Truppen, welche von San Miguel de Sonora und andern Garnisonen gemeinsam heranrückten. Nach der Niederlage der beiden Gouverneure waren etwa 120 Californier aus Monterey und San Francisco zu meinen Leuten gestoßen, entweder aus bloßer Kriegslust, oder wahrscheinlich aus gleich ehrgeizigen Absichten, wie ich. Ich hatte 1200 Indianer bei mir, gut ausgerüstet und beritten, dießmal aber waren meine eigenen Schoschonen in größerer Anzahl als meine neuen Bundesgenossen. Sie zählten 800 Mann in zwei Geschwadern, und ihre Disciplin hätte auf den Militärparaden Europa's Bewunderung eingeerntet. Außer ihnen hatte ich 300 Arrapahos und 100 Apatschen. Da der bevorstehende Kampf ernster werden sollte, als die beiden frühern Scharmützel, so hatte ich im Oberbefehl eine Aenderung getroffen und zweihundertundfünfzig Schoschonen nebst der mexicanischen Compagnie, die vier Feldstücke bei sich hatte, unter meinen besondern Oberbefehl genommen. Die übrigen Indianer waren in Schwadronen von 100 Mann unter ihren eigenen Häuptlingen vertheilt. Gabriel, Roche und meinen alten Diener nebst einigen jungen Mexicanern behielt ich als eine Art Adjutanten bei mir. Wir rückten nach dem Passe vor und fanden den Feind in der Ebene jenseits gelagert. Wir trafen unsere Anordnungen: unsere Artillerie wurde hinter einem Brustwerk aufgestellt in einer fast uneinnehmbaren Stellung in geringer Entfernung von dem Passe, wo wir bereits den Gouverneur von Sonora geschlagen hatten. Wir fanden uns einem an Zahl schwächern, aber wohl disciplinirten Feinde gegenüber, dessen vier Feldgeschütze schwerer als die unsrigen waren. Ihre Anzahl war 950, darunter 300 Mann Reiterei, der Rest leichte Infanterie mit einer kleinen Abtheilung Artillerie.

In unserer Bergstellung konnte unsere Reiterei uns keine Dienste leisten, und sie in der Ebene anzugreifen war allzu gefährlich, da wir ihrer überlegenen Ausrüstung und Disciplin nur 600 Büchsen gegenüber zu stellen hatten. Wären wir in einem Walde gewesen, so hätten die Indianer sich unter dem Schutz der Bäume herangeschlichen und sie vernichtet, ohne ihnen Zeit zu lassen sich umzusehen; wie die Sache aber einmal stand, ließ ich die Apatschen absitzen, und da wir in unserer natürlich festen Stellung uns ziemlich sicher fühlten, so beschlossen wir ruhig zu bleiben bis eine falsche Bewegung oder ein übereilter Angriff des Feindes uns Gelegenheit böte, mit Glück über ihn herzufallen. Ich spielte jetzt hohes Spiel, und der jugendliche Uebermuth, der sonst alle meine Handlungen begleitete, hatte mich völlig verlassen; ich war voll Sorge und, offen gestanden, nicht ohne Furcht, aber ich konnte jetzt nicht mehr zurück, und war überdieß zu stolz nicht zu beendigen was ich begonnen hatte, selbst wenn es auch das Leben kosten sollte. Zudem heiterte der Anblick von Gabriel und Roche meinen Geist auf; ich wußte, daß ich an ihnen zwei Freunde besaß, die mich vielleicht im Glück, gewiß aber nicht im Unglück verlassen würden; wir hatten so lange mit einander gelebt und gejagt, dieselben Freuden und dieselben Entbehrungen erduldet, daß unsere Herzen durch die stärksten Bande verknüpft waren.

Der Befehlshaber, welcher uns gegenüberstand, war ein alter erfahrner Officier, und gegen ihn allein hätten wir schlechte Aussichten gehabt, aber er war einer von den Leuten, welche die frühere Regierung zu schätzen gewußt hatte, und stand darum weder sehr in der Gunst, noch auch nur im Vertrauen der gegenwärtigen. Da er indeß der einzige erfahrne Officier im Westen war, so hatte man nothgedrungen ihn mit der Expedition beauftragt, aber nur dem Namen nach, denn einige Agenten befanden sich bei ihm, um ihn zu überwachen, und diese machten sich ein Vergnügen daraus, allen seinen Ansichten zuwider zu handeln; dieß waren junge Leute ohne Erfahrung, deren einziges Verdienst darin bestand, daß sie mit den Mitgliedern der bestehenden Regierung näher oder entfernter verwandt waren. Jeder wünschte den General zu spielen und betrachtete den alten Befehlshaber nur als ein Auskunftsmittel, dem man im Fall einer Niederlage die Verantwortlichkeit aufbürdete, und im Fall eines Sieges die Lorbeeren zu stehlen gedachte. Dieser Befehlshaber hieß Martinez; er hatte tapfer und muthvoll während des Unabhängigkeitskriegs gegen die Spanier gefochten, aber das war schon lange her und seine Dienste waren längst vergessen. Da er aus wirklicher Vaterlandsliebe gehandelt hatte, und zu stolz und zu ehrlich war, um zum Höfling zu werden und sich vor den neuen Machthabern zu schmiegen, so hatte er Montezuma's Halle voll Widerwillen verlassen. Deßhalb war er unbemerkt geblieben, rückte nicht um einen Grad vor, wurde zwar in Zeiten der Gefahr hie und da benützt, aber bei Seite gesetzt, wenn man seiner nicht länger bedurfte.

Ich konnte deutlich sehen, daß unter den Anführern der feindlichen Truppen keine sonderliche Einigkeit herrschte. Manchmal war die Stellung der Armee sehr gut gewählt, ein andermal war die Infanterie preisgegeben und die Reiterei führte nutzlose Evolutionen aus. Es war augenscheinlich, daß zwei Gewalten einander bekämpften, von denen die

eine regelmäßige Ordnung aufrecht zu halten sich bemühte, die andere nur dem Antrieb einer unstäten und hochmüthigen Sinnesart folgte. Dieß flößte mir wieder etwas mehr Vertrauen ein, und mit nicht geringem Stolze betrachtete ich meine Truppen, die ich allein befehligte.

Schön war der Anblick meiner Schoschonen, welche bereits erkannten, welche Kraft sie aus einem gemeinsamen, gleichmäßigen Verfahren schöpften. Auch die Apatschen hatten in ihren häufigen Gefechten mit regulären Truppen eine gewisse Kenntniß von Reitertaktik erlangt. Wer irgend in Mexico reiste und diese unerschrockenen Krieger sah, staunte über ihre muthvolle Haltung und die Uebereinstimmung ihrer Bewegungen. Auch die Californier, die so viel auf dem Spiele stehen hatten, zeigten ganz das Gegentheil ihrer sonstigen Indolenz, und ihr Vertrauen zu mir war seit unserm Erfolg gegen Fonseca bedeutend gestiegen. Sie waren so zuversichtlich, daß sie häufig in mich drangen, augenblicklich anzugreifen. Ich hatte jedoch meinen Entschluß gefaßt und blieb ihm treu. Die Arrapahos zeigten sich etwas unlenksam; sie sind tapfer, vortreffliche Reiter, so daß sie die Fabel von den Centauren zu verwirklichen scheinen, greifen einen Feind mit Blitzesschnelligkeit an, und verschwinden wieder mit Gedankenschnelle. Jeden Augenblick forderten sie mich zum Angriff auf, aber ich kannte den Werth einer regelmäßigen Infanterie zu gut, und wußte, wie unnütz die Anstrengungen einer leichten Reiterei gegen sie seyn würden. Ich mußte deßhalb ihre Hitze auf jede mögliche Weise zu mäßigen suchen und machte ihnen namentlich bemerklich daß durch einen übereilten Angriff die Beute sicherlich verloren gehen würde.

Endlich kam der Augenblick. Die Klugheit des alten Befehlshabers schien durch seine unwissenden Gehülfen überwältigt. Die Infanterie wurde in Bewegung gesetzt, flankirt auf der einen Seite von der Reiterei, auf der andern von der Artillerie. Es war ein klägliches Manöuvre, das sie theuer bezahlten. Ich schickte die Arrapahos ab, um die feindliche Reiterei zu überflügeln und auf ein gegebenes Signal anzugreifen; die Apatschen rückten langsam den Hügel hinab der Infanterie entgegen, auf welche wir von unsern vier Feldstücken ein verheerendes Feuer eröffneten. Indeß hielt sie sich gut und behauptete ihre Stellung tapfer. Jetzt wurde den Arrapahos das Signal gegeben, und in demselben Augenblick brachen die Schoschonen, welche bisher ganz unthätig bei mir auf dem Hügel geblieben waren, in vollem Galopp auf. Der Angriff der Arrapahos war rasch und schrecklich; als Rauch und Staub sich verzogen hatten, sah ich sie in der Ebene, eine halbe Stunde entfernt, die um die Hälfte verminderte mexicanische Reiterei vor sich her treiben. Die Schoschonen waren durch eine rasche Bewegung zwischen der Infanterie und Artillerie durchgebrochen, hatten die Artilleristen genöthigt ihre Geschütze zu verlassen, schlossen sodann ihre Reihen, schwenkten um und griffen die rechte Flanke der Infanterie an.

Als ich den Arrapahos das Zeichen zum Angriff gab, rückten auch die Apatschen vor, und griffen den Feind in der Fronte an, aber ein regelmäßiges Feuer der wohldisciplinirten Infanterie hielt sie auf, und trotz ihrer entschlossenen Tapferkeit fanden sie an den mexicanischen Bajonnetten eine Schranke, die sie nicht durchbrechen konnten. Noch immer aber standen die Sachen für uns günstig; die mexicanische Artillerie war in unserer Gewalt, die Reiterei zerstreut und schon weit entfernt, die Infanterie aber, obwohl vortrefflich disciplinirt, war vorn und in den Flanken hart bedrängt. Unter diesen Umständen schickte ich Gabriel ab, um die Arrapahos auf den Kampfplatz zurückzubringen, denn ich wußte, daß die mexicanische Reiterei nicht früher als an den Gränzen Sonora's in Ordnung zu bringen seyn würde. Die unbesonnenen Gehülfen des alten Martinez waren natürlich mit der flüchtigen Reiterei verschwunden, und überließen es nun dem alten General die verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen, und die Folgen ihrer eigenen Feigheit und Thorheit zu tragen.

Jetzt Herr seiner Handlungen gab dieser muthige Officier die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang noch keineswegs auf. Durch ein vortreffliches Manöuvre bildete er seine Infanterie in zwei Abtheilungen, um beide Reiterschaaren aufzuhalten, bis er sie in ein festes Viereck zusammenziehen konnte. Mit diesem griff er ungestüm die Schoschonen an, setzte sich wieder in den Besitz seiner Geschütze und zog dann ohne weitern Verlust langsam nach dem Punkt zurück, welchen er vor dem Vorrücken eingenommen hatte, und der wegen seiner unebenen Beschaffenheit die Infanterie in den Stand setzte, einen Reiterangriff mit Vortheil abzuschlagen. Dieß Manöuvre des alten Generals, wodurch er seine Infanterie aus ihrer gefährlichen Lage befreite und seine Geschütze wieder gewann, hatte für ihn auch den Vortheil, unsere Artillerie unnütz zu machen, da wir sie nicht den Berg hinabbringen konnten. Ich beschloß jedoch dem Feind, welcher athemlos und von der Anstrengung erschöpft war, keine Ruhe zu gönnen, sondern alsbald wieder anzugreifen.

(Schluß folgt.)

Neue explodirende Kraft.

Die Times vom 26 Januar, eben so wie mehrere andere Blätter, theilen Nachrichten von dieser Kraft mit, welche ins Außerordentliche gehe, und die Behauptung rechtfertige, daß, wenn alle gehegten Erwartungen sich erfüllen, seit Erfindung des Pulvers nichts eine so gänzliche Veränderung in der Art der Kriegführung herbeigeführt habe. Die Erfindung besteht in einer Verbindung so feiner und doch so mächtiger chemischer Substanzen, daß nichts der zerstörenden Kraft widerstehen kann; zugleich ist es möglich, die Zeit der Explosion so genau zu berechnen, daß man den Augenblick angeben kann, wo dieselbe erfolgen muß. Man gibt dieser Mischung eine runde Form von beliebiger Größe, so daß man sie aus Musketen, Kanonen und Mörsern schießen kann. Eine Kugel, die man einige Minuten vor der Explosion in einer Entfernung von vier Yards an einen großen Baum hinlegte, zerriß denselben völlig. Dabei kann man diese Kugeln vor dem Gebrauche ohne alle Gefahr in der Tasche oder in Kisten forttragen, und

selbst mit Gewalt auf Eisen oder Stein werfen, ohne daß eine Explosion erfolgt. Die vornehmsten Artillerie- und Ingenieurofficiere haben schon mehreren Proben beigewohnt, die vollkommen günstig ausfielen, und jetzt will man eine letzte Probe machen, indem man ein sehr starkes Blockhaus baut, um zu sehen, ob die Kraft der neuen Mischung sich auch hier bewähret.

Skizzen aus Oberitalien.

Venedig.

(Schluß).

Die Fahrt durch den Canale grande gewährt einen oft mit Wehmuth gepaarten Genuß. In gemächlichster Ruhe und Bequemlichkeit gleitet man in der Mitte des breiten Canales dahin, ein jeder Ruderschlag gibt eine neue Aussicht, eine neue Ansicht, eine historisch wichtige Localität. Hier sind alle Paläste klangvollen Namens, ein Palazzo Pisani, Manfrini, Barbarigo, Mocenigo, Pesaro u. m. a. Aber wie wenige dieser Paläste sind von den Nachkommen der berühmten Ahnen bewohnt und im alten Flor! Ueberall Verfall und Spuren der entschwundenen Herrlichkeit. Man thut übrigens in neuerer Zeit wieder manches für die Erhaltung, und mit Papier verklebt oder mit Brettern vernagelt sieht man jetzt nur sehr selten ein verstecktes Fenster, während dieß nach dem Berichte früherer Reisenden vor mehrern Jahren etwas Gewöhnliches gewesen seyn soll. Auch die Regierung legt sich bisweilen ins Mittel, theils durch Ankauf berühmter Paläste zu öffentlichen Instituten oder für Behörden, theils durch Maaßregeln der Sicherheitspolizei. So wollte ein reicher jüdischer Speculant einen der großen Paläste, der auf lauter Mahagoniblöcken erbaut worden, herunterreißen, um das Mahagoniholz zu verkaufen, woraus er eine so bedeutende Summe zu lösen hoffte, daß er an derselben Stelle einen ebenso schönen Palast auf andern Pfählen ruhend würde bauen können und daneben noch einen erklecklichen Ueberschuß gewinnen. Die Regierung aber verbot es. So wird manches erhalten, manches restaurirt, und noch immer möchte man mit dem alten Dichter Sannazar ausrufen, wenn man durch den großen Canal fährt:

> Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
> Stare urbem, et tanto ponere jura mari.
> Nunc mihi Tarpejas quantumvis Juppiter arces
> Objicit illa tui mœnia Martis, ait,
> Si Pelago Tyberim praefers, urbem aspice utramque,
> Illam homines dices, *hanc posuisse deos.*

Der Senat von Venedig belohnte den Dichter mit 600 Ducaten und gab seinem Bilde, von Tizian gemalt, einen Ehrenplatz im Dogenpalast.

In dieser Stadt von 134 Canälen, von drei großen und 136 kleinen Inseln mit 450 Brücken, in der man von Straßennamen nur wenig hört und sieht, ist es sehr zweckmäßig, einen „Platzbedienten" (cicerone) zu nehmen. Sie werden nicht eben theuer bezahlt, und was man an sie verausgabt, wird reichlich wieder gewonnen durch Zeitgewinn und durch den Schutz, den sie selbst vor Prellereien gewähren. Unser Cicerone gab uns überall an, in welcher Höhe wir an den verschiedenen Orten die Trinkgelder zu zahlen hätten, und ich muß offen gestehen, ich würde ohne seine Anweisung überall mindestens das Doppelte gezahlt haben. Er ist überhaupt ein sehr empfehlenswerther Mensch, und da er auch deutsch spricht, so will ich für Landsleute, denen ein solcher Führer wünschenswerth ist, ihn hier nennen. Er heißt Anton Urschitz und ist in der Stadt Laibach zu finden. Ueberall nimmt er das Beste seiner Clienten wahr und scheut sich auch nicht, für sie Unannehmlichkeiten sich zuzuziehen. So hatte er einen sehr lebhaften Streit mit einem Gondelführer zu bestehen, der den zwischen ihm und uns geschlossenen Contract falsch auslegen wollte. Der Streit war höchst interessant durch die Lebhaftigkeit, mit der er geführt wurde, und die den an und für sich schon ausdrucksvollen Zügen des Gondelführers einen noch erhöhten leidenschaftlichen Ausdruck lieh.

Eine merkwürdige Ungenirtheit besaß unser Cicerone in den Kirchen. Mochte vollständiger Gottesdienst gehalten werden, oder mochten einzelne ihre Andacht verrichten, oder die Kirche leer stehen, ihm war alles gleichgültig, er führte uns durch das dichteste Gedränge und erklärte überall mit lauter Stimme, was er von Kunstwerken oder Merkwürdigkeiten zu erklären hatte. Nur einmal bemerkte ich, daß er deßhalb von einem Betenden zurecht gewiesen wurde, der ihn wegen seiner Störung laut schalt, indem er sich in seinem Gebete selbst unterbrach. Der Cicerone war um eine Antwort nicht verlegen und erklärte, wenn der Betende nur in gehöriger Andacht wäre, so würde er durch ihn nicht gestört werden können. Ein andermal wurde er nicht scheltend, sondern corrigirend von einem Mann niedersten Standes, der am Altar kniete und seinen Rosenkranz betete, unterbrochen. Der Führer erklärte ein Tizianisches Bild. Plötzlich rief der Betende, die Erklärung sey nicht richtig, die Hauptperson spreche andere Worte und die Nebenpersonen seyen nicht die vom Führer genannten, sondern andere. Es ist dieß in doppelter Beziehung charakteristisch. Einerseits zeigt sich darin die Aeußerlichkeit des bloßen Lippengebetes, welches auch nach jener Unterbrechung von dem Betenden ruhig fortgesetzt wurde trotz unserer weitern Anwesenheit, andererseits aber auch das Interesse, welches selbst der Ungebildete an der Kunstdarstellung nimmt, die seinen Heiligen betrifft. Uebrigens bestätigte es mir auch die Wahrnehmung, daß ein Cicerone sich durchaus nicht in Verlegenheit bringen läßt, wenn ihm sein Gedächtniß untreu wird bei Namen, Zahlen oder dergleichen.

Ein merkwürdiges Beispiel davon erlebte ich bei dem Besuche des Dammes, der behufs der Eisenbahn vom Festlande nach der Stadt geführt wird. Der Damm ist schon ziemlich weit gediehen. Wir trafen auf demselben einen dortigen Arbeiter und fragten ihn, wie lang die erbaute Strecke sey. Er erklärte, es nicht zu wissen, bat uns aber um ein Almosen. Unser Cicerone sprach jetzt dazwischen, wies den Bittenden zurück und eröffnete ihm, er sey zu d u m m, als daß er ein Almosen verdiene. Wenn er, wie das zu entschuldigen, die Länge des Dammes nicht wisse, so hätte er doch irgend eine beliebige Zahl nennen müssen, denn das könnte er sich selbst sagen, daß wir die Wahrheit seiner Aussage nicht mit einem Maaßstocke würden untersucht haben.

Atrichia clamosa. Dieß ist der von Hrn. John Gould geschöpfte Name eines in Westaustralien vorkommenden Vogels, den derselbe als einer ganz neuen Gattung angehörend betrachtet; der Name ist daher geschöpft, weil demselben die steifen Haare unten am Schnabel (vibrissæ) gänzlich fehlen.*) Hr. Gould erstattete über den Vogel Bericht in der Londoner zoologischen Gesellschaft am 9 Jan.; derselbe haust in dem dichten Gebüsch des Landes, erscheint nie in den offenen Ebenen oder eigentlichen Wäldern, und ist deßhalb sehr schwer zu bekommen. Seine Stimme ist die lauteste unter allen Buschbewohnern. (Athenäum vom 27 Jan.)

*) Der Name möchte übrigens nach dem Griechischen nicht regelmäßig formirt seyn, und sollte wohl eigentlich „Atrichina" lauten. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Vierter Zug.

(Schluß.)

Bis jetzt waren die Californier bloße Zuschauer des Kampfes gewesen. Ich setzte mich jetzt an ihre Spitze und griff das mexicanische Viereck von vorn an, während die Schoschonen dasselbe auf der linken und die Apatschen auf der rechten Seite thaten: fünf oder sechsmal wurden wir zurückgetrieben, indem der alte Martinez allenthalben seine Anordnungen traf und seine Leute aufmunterte. Roche und ich waren beide verwundet, fünfzehn Californier todt, die Reihen der Schoschonen stark gelichtet durch das unablässige Feuer der Artillerie, und die Apatschen wichen in Verwirrung. Ich fing an am Erfolg zu verzweifeln, als Gabriel mit den Arrapahos, die er glücklich von der Verfolgung der flüchtigen Reiterei zurückgebracht hatte, einen wüthenden Angriff auf die bis jetzt noch nicht angegriffene Seite des Vierecks machte, gerade als die letzte verzweifelte Anstrengung der Schoschonen und meiner eigenen Schaar von Californiern die uns gegenüberstehenden Reihen in Verwirrung gebracht hatte.

Der tapfere Martinez erkannte, daß er seine Stellung nicht länger behaupten könne und zog langsam sich zurück, um ein coupirtes Terrain am Fuße der Berge zu gewinnen, wo unsere Reiterei ihn nicht länger angreifen könnte. Ich erkannte seine Absicht und beschloß, wo möglich, seinen Rückzug zu hindern. Da die Arrapahos jetzt angekommen waren, formirten wir uns in eine feste Masse, und machten einen letzten entscheidenden Angriff, der auch unwiderstehlich war. Wir durchbrachen die feindlichen Reihen, und nun hörte für eine Zeit lang mein Commando und meine Gewalt auf, indem die Indianer ihrer Gewohnheit nach alles mitleidslos niederhieben und die Todten skalpirten. Die Hälfte des Feindes war vernichtet, aber Martinez erreichte mit dem Ueberrest die beabsichtigte Stellung.

Indeß erachteten die mexicanischen Truppen einen weitern Kampf für unnütz, und bald sah man den alten General selbst mit einer Stillstandsflagge auf uns zureiten. Die Indianer öffneten ihre Reihen um ihn durchzulassen, und die Californier, welche sein Unglück bedauerten, nahmen als Zeichen ihrer Hochachtung die Hüte ab. Er verlangte freien Rückzug nach Sonora, und die Thränen rollten ihm, während er sprach, über die Wangen herab. Wenn die Rede auf seine jungen Gefährten kam, sprach er nie ein Wort zu ihrem Nachtheil, obgleich seine schmerzhaft verzogene Lippe hinlänglich die Bitterkeit seiner Gefühle verrieth; er wußte, daß sein Schicksal besiegelt sey, und daß er allein die Schmach der Niederlage zu tragen haben werde. So groß war die Achtung der Californier gegen ihn, daß sein Begehren augenblicklich zugestanden wurde, unter der Bedingung, daß er selbst nie nach Californien zurückkehren werde. Als Martinez zurückreiten wollte, bemerkte ein Schoschonenhäuptling, daß sein Pferd schwer verwundet sey, stieg ab, und sagte: „Häuptling der Watschinangos und Bruder! tapferer Krieger! ein Schoschone ehrt auch den Feind, den er bekämpft; nimm dieß Pferd, es war das Pferd eines rothen Kriegers, es wird auch einem bleichen Gesichte treu seyn!" Der General verbeugte sich auf dem Pferde, stieg ab, und sagte in wenigen Worten, daß er jetzt lerne die indianischen Krieger zu achten, die ihn an diesem Unglückstage durch Tapferkeit und Edelmuth besiegt hätten. Als der Indianer die Sättel wechseln wollte, hielt ihn Martinez ab, und sagte: „nein, Bruder, behalte die Hulfter und was darin steckt, ihr Inhalt eignet sich besser für einen Sieger und jungen Krieger, als für einen besiegten und gedemüthigten alten Mann." Damit gab er seinem neuen Pferde die Sporen, und befand sich bald wieder bei seinen Leuten.

Wir kehrten ins Lager zurück, und zwei Stunden später sahen wir die Mexicaner in vollem Rückzug gegen Osten. Diese Nacht war eine Nacht der Trauer, unser Sieg war vollständig, aber theuer erkauft. Die Arrapahos allein hatten nicht gelitten, dagegen hatten die Apatschen dreißig Mann, die Schoschonen 112 an Todten und Verwundeten verloren, und auch von den Montereyern waren mehrere ihrer geachtetsten jungen Krieger gefallen. Am folgenden Tag begruben wir die Todten, und da nun unsere Arbeit gethan war und wir sicher seyn konnten, geraume Zeit unbeschäftigt zu

bleiben, so kehrten wir nach San Francisco zurück: die Indianer um die versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen, und ich um Anordnungen hinsichtlich unseres zukünftigen Verfahrens zu treffen.

Aus der obigen Erzählung kann der Leser sich eine genaue Vorstellung hinsichtlich der Unfälle in Californien machen: ich erhielt später die mexicanischen Zeitungen mit der Nachricht über das Vorgefallene, und da dieß auch die Organe sind, durch welche Europa in Kenntniß gesetzt wird über die Ereignisse in diesen fernen Gegenden, so führe ich einen Auszug an, um zu zeigen, bis zu welchem Grade man die Wahrheit entstellen kann.

„Chihuahua. — Nachrichten aus dem Westen. — Californischer Aufstand. Heute kam in unserer Stadt ein Courier von dem Bischof von Sonora an mit Depeschen, welche für unsere Regierung sehr wichtig sind. Der Geist des Aufstandes breitet sich aus, Texas hat sich bereits von Mexico getrennt, Yucatan bemüht sich diesem verderblichen Beispiel zu folgen, und Californien hat jetzt gleichfalls die Fackel des Bürgerkriegs aufgesteckt. Die Montereyer haben, durch die schlechten Rathschläge von Fremden aufgehetzt, ihren tapfern Gouverneur zur Flucht genöthigt. Dieser kriegerische Officier fand indeß Mittel Depeschen nach Sonora zu senden, während er selbst eine Handvoll tapferer treuer Bürger zusammenraffte und in der Bay von San Francisco landete, um die Rebellen zu züchtigen. Inzwischen war der Gouverneur von Sonora mit der Elite des unter seinem Befehl stehenden Armeecorps zu seiner Hülfe herbeigezogen, wurde aber unter einem friedlichen Vorwand in das Lager der Rebellen gelockt und niederträchtig ermordet. Es gewährt indeß einen Trost, daß selbst ein mexicanischer Rebell ein so schändliches Verbrechen nicht begehen konnte. Der Vollstrecker dieser feigen That war ein unter den Indianern des Westens lebender Franzose, der um eine ärmliche Summe Geld den Rebellen mit vielen Tausenden seiner Wilden zu Hülfe kam. Sein nächster Schritt war, nach San Francisco zu ziehen, und die Abscheulichkeiten, welche er dort beging, erinnern an die blutigen Thaten während der großen Revolution seines eigenen Vaterlandes. Was konnte man aber von einem Franzosen erwarten? Fonseca wurde hingerichtet wie ein Uebelthäter, die Stadt geplündert, die Beute unter die rothen Krieger vertheilt; außerdem wurde eine ungeheure Geldsumme von den andern Niederlassungen erhoben, oder richtiger gesagt erpreßt, in derselben Weise, wie ehemals durch die Flibustier.

„Als diese Nachrichten an das Centralgouvernement des Westens gelangten, übernahm General Martinez die Verantwortlichkeit einer Expedition, die unter den vorliegenden Umständen seinen Mangel an Beurtheilung und seine gänzliche Unkenntniß militärischer Taktik beurkundete. Er stieß auf 10,000 Indianer und eine starke Artillerie, welche von der Mannschaft zahlreicher Schiffe an der Küste, die einen ziemlich zweifelhaften Charakter an sich trugen, bedient war. Zu spät bemerkte er seinen Irrthum, hatte aber nicht den Muth ihn wieder gut zu machen und zu sterben, wie ein Mexicaner thun sollte. Er floh gleich im Anfang des Gefechts von dem Schlachtfeld, und ohne die verzweifelten Anstrengungen der Reiterei und die wahrhaft ausgezeichneten militärischen Talente von drei oder vier jungen Officieren, die ihn begleitet hatten, wäre das kleine Heer in Stücke gehauen worden. Wir zählten im Ganzen 500 Mann, und hatten nur wenige Verwundete und Todte, während der Feind über 1200 Erschlagene auf dem Schlachtfeld ließ. Die tapfern jungen Officiere hätten ihren Sieg verfolgt und wären nach San Francisco gezogen, wenn die kleine Truppe mit den nöthigen Lebensmitteln und Kriegsvorräthen versehen gewesen wäre, aber General Martinez hatte aus Unfähigkeit oder Verrätherei diese zwei wesentlichen Bedürfnisse einer Armee vernachlässigt. Mit Freude und Stolz können wir sagen, daß Emanuel Bustamante, der junge, ausgezeichnete Officier von einer sehr angesehenen Familie, welcher während des letzten Kampfes in Yucatan sich so hervorthat, die Reiterei befehligte; seiner Geschicklichkeit danken wir den Ruhm, daß unsere Fahne von einem schweren Flecken rein blieb.

„Nachschrift. Wir vernehmen noch, daß der feige Martinez bereits seine wohlverdiente Strafe empfangen hat. Während seiner Flucht stieß er auf einige Indianer und wurde ermordet. Möge die göttliche Vorsehung alle Verräther an der mexicanischen Regierung so bestrafen!“

Leider war die letzte Stelle wahr. Der tapfere Martinez, der bis zuletzt ausgehalten und dem Tod in so manchen Schlachten getrotzt, war niederträchtig ermordet worden, aber nicht, wie berichtet wurde, von einem Indianer, sondern er war unter dem Messer eines Mörders gefallen, eines Mexicaners, den man zu der schändlichen That erkauft hatte.

Bis jetzt war alles gut gegangen, man nannte mich den Liberator, den Protector Californiens, man machte mir glänzende Anerbietungen, und die Unabhängigkeit Californiens wäre errungen worden, hätte ich nur zwei kleine Fahrzeuge gehabt, um die südlichen Seehäfen zu bezwingen, welche sich noch nicht erklärt hatten, entweder aus Furcht vor den Folgen eines Aufstandes, oder weil sie ihre Freiheit nicht einem fremden Condottiere und einer Schaar Wilden verdanken wollten. Die Apatschen waren heimgekehrt, und führten 80 mit Beute beladene Maulthiere mit sich; die Arrapahos hatten eine fast gleiche Anzahl, meine Schoschonen aber mußte ich mit Versprechungen beschwichtigen, und ich selbst kehrte jetzt gleichfalls zu der Niederlassung zurück, um mich auf die bevorstehenden Ereignisse vorzubereiten.

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich meinen alten Diener nach Monterey gesendet hatte. Er hatte einen bedeutenden Theil meiner Juwelen und meines Goldes mit sich genommen, um Ankäufe zu machen, welche meine Macht über den indianischen Bund fest begründen sollten. Ein kleiner Schooner, mit den angekauften Waaren beladen, ging von Monterey ab, kam aber niemals an und ist vermuthlich den von San Francisco abgegangenen Piratenfahrzeugen in die Hände gefallen. Ich hatte mich auf diese Ladung verlassen, um den billigen Forderungen meiner Indianer Genüge zu leisten. Der

Verlust war ein starker Schlag für mich; der alte Häuptling war soeben gestorben, und die Gewalt ging nun auf mich über; ich mußte aber jetzt nach indianischer Sitte mich sehr freigebig zeigen, und bei meinem Antritt des Oberbefehls über den Stamm große Geschenke austheilen. Dieß war in der That so nothwendig, daß ich beschloß, über San Francisco nach Monterey zurückzugehen, um das Nöthige herbeizuschaffen. Dieß war ein verderblicher Schritt, wie man aus der Erzählung des während meiner Abwesenheit Vorgefallenen ersehen wird.

Als die mexicanische Regierung von unsern Bewegungen im Westen hörte, sprach man einige Tage lang von nichts als von Ausrottung. Der Stand der Angelegenheiten brachte sie indeß bald auf andere Gedanken, sie hatte bereits zu viele Arbeit und Californien war sehr entfernt. So verfiel sie auf einen Plan, der zwar ihre Schwäche aber auch ihre Menschenkenntniß zeigte. Während ich Luftschlösser baute, kamen heimlich Agenten aus Mexico nach Monterey, und machten die Sache ab. Sie beriefen die daselbst wohnenden Amerikaner, welche die vermöglichsten und reichsten Einwohner waren, und fragten sie, was sie von der Regierung verlangten? Verminderung der Steuern, antworteten sie; dieß ward zugestanden. Was dann? Verminderung der Zölle auf fremde Waaren. Gleichfalls zugestanden. Endlich noch einige Vorrechte und Aemter. Zum Dank für diese Bereitwilligkeit der Regierung verlangten die mexicanischen Agenten, daß zwei oder drei Mexicaner aus dem niedern Stande, des Beispiels wegen, aufgeknüpft und daß die Franzosen und seine beiden weißen Gefährten herbeigelockt und der Regierung ausgeliefert würden. Darein willigten die ehrlichen Leute, und so ward ich, der so viel für sie gethan hatte, geopfert. Gerade als alles zwischen ihnen und den Agenten abgemacht war, erschien ich unglücklicher Weise mit Gabriel und Roche in der Mission zu San Francisco. Sobald sie unsere Ankunft vernahmen, wurden wir gebeten, ein öffentliches, zu Ehren unserer Erfolge gegebenes Fest mit unserer Gesellschaft zu beehren. Es war das Judasmahl; wir wurden alle drei ergriffen und den mexicanischen Agenten ausgeliefert. An Händen und Füßen gebunden, brachen wir am andern Morgen unter einer Escorte von 30 Mann auf, um durch die Wüsten und Prairien von Sonora hindurch nach der mexicanischen Hauptstadt zu ziehen, wo, wie wir wohl wußten, der Galgen unser Loos seyn sollte.

Das war der Dank für die von uns geleistete Hülfe, und meine erste Lection im civilisirten Leben.

Englische Sports.

Einleitung.

(Schluß.)

Die Jagden in Deutschland sind bei der Entwicklung des Ackerbaues, bei der zunehmenden Cultur des Landes immer größern Beschränkungen unterworfen. Man betrachtet mehr und mehr das Jagdvergnügen als etwas Barbarisches, und obgleich Diana bei uns der Jünger noch genug zählt, so hat sie deren doch gewiß weniger als früher. Unsere freier gewordenen Bauern widersetzen sich eigensinniger als sonst diesen schädlichen Vergnügungen ihrer Herren. In England, wo man es für ein Vorurtheil hält, daß in der Jagdzeit den Feldern durch das Zertreten des jungen Korns ein Schade zugefügt werde, und wo es keine freibesitzenden Bauern gibt, gehen die wilden Parforcejagden trotz aller Cultur noch stets über Steg und Zaun.

Den spanischen Stiergefechten hat eine humanere Neuzeit fast völlig den Garaus gemacht, während in England die Hahnenkämpfe, die Hundebeißereien und ähnliche grausame Sports noch viele Vertheidiger, selbst unter den Gebildeten finden. Die Bogenschützen-Uebungen sind bei uns fast ganz außer Gebrauch gekommen, während man sie in England fast in jedem Orte noch geübt findet; selbst unsere Büchsenschützen-Gesellschaften haben in neuerer Zeit überall etwas gealtert. Von allen den verschiedenen Volksvergnügungen und Spielen im Freien, die sonst in den Niederlanden und in Frankreich im Schwunge waren, findet man jetzt nur noch unbedeutende Ueberreste. Die steigende Humanität und Civilisation hat bei uns auf dem Continente überall störende und vernichtende Einflüsse auf unsere Sports ausgeübt, während umgekehrt in England mit dem Steigen der geistigen Cultur auch das Interesse für die den Körper mehr in Anspruch nehmenden Sports gleichen Schritt gehalten zu haben scheint.

Es läßt sich kaum ein Sport auffinden, der in neuerer Zeit in England völlig außer Gebrauch gekommen wäre, vielmehr ließen sich viele nennen, welche erst neuerdings in Schwung kamen, und alle die alten werden mit mehr Eifer, mit mehr Aufwand von Geld, Zeit und Kräften als zuvor getrieben. — Während wir die Gesetze und Regeln unserer Sports in alten Chroniken und geschriebenen Traditionen mühsam zusammensuchen müssen, haben die Engländer gerade in neuerer Zeit die Theorie ihrer Sports mehr und mehr entwickelt, und es hat diese Theorie fast dieselben Fortschritte gemacht, wie die der Chemie, der Physik und jeder andern Wissenschaft.

Die Anzahl der Sporting-Clubs ist fortwährend im Steigen. Man schreibt beständig bändereiche Werke über das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der Sports. Man hat eigene Sporting-Journals und Sporting-Chronicles begründet, die von den geringsten Vorfällen auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit die detaillirtesten Nachrichten geben. Der Schriften sind so viele, daß jeder Sportsman sich mit einer ganzen Bibliothek von Schriften über seine Kunst versehen kann. Ein guter Sportsman zu seyn, dazu gehört jetzt eben so viel Erfahrung, Kenntniß und Belesenheit, als dazu, ein guter Jurist oder Mediciner zu seyn. Ein Lexikon, welches alle Kunstausdrücke, die bei den englischen Sports vorkommen, sammeln wollte, würde ein großes Werk werden und einen außerordentlichen Reichthum der Sprache in diesem Fache beurkunden.

Bei uns geht die Tendenz der Regierungen mehr darauf hin, viele der alten barbarischen Sports in Abnahme zu brin-

gen. Unsere Gerichte geben möglichst ungünstige Entscheidungen gegen die Jagdherren. Das Raufen und Ringen in den bayerischen und österreichischen Alpen wurde noch neuerdings bei Strafe von Stockschlägen verboten und die Raufer und Ringer werden streng verfolgt. In England ist man dagegen sehr nachsichtig gegen den Boxer, und duldet oder fördert gar seine rohe Kunst auf mannichfaltige Weise, weil sie einen männlichen Geist unter dem Volke erhält.

Mit Ausnahme der Jagdfreuden pflegt man bei uns die meisten Sports in der Regel nur als eine Beschäftigung der niedern Classen und allenfalls der Jugend anzusehen. Unsere Büchsen- und Schützengesellschaften bestehen in der Regel nur unter den Handwerkern und den kleinen Bürgern der Städte. Das Kegelspiel wird in der Regel auch nur von diesen geübt, die Ballspiele überläßt man fast völlig den Kindern. Das Raufen, Ringen, Boxen, Wettrennen und Aehnliches ist fast nur noch bei den Bauern in manchen Gegenden üblich. In England ist es fast gerade umgekehrt. Die Sports aller Arten finden dort gerade unter den höhern und höchsten Classen ihre eifrigsten Verehrer. Der sporting-spirit, von dem diese beseelt sind, theilt sich zwar auch mehr oder weniger den untern Classen mit, doch sind diese verhältnißmäßig in einem hohen Grade sportlos. Das Boxen, Ringen und Wettlaufen wird selbst von Lords und Gentlemen mit Eifer betrieben. Den Ball schleudern Leute von jedem Alter und den Ruhm eines guten cricketer nehmen selbst Familienväter in Anspruch. Zum kunstgerechten Ruderer hält sich niemand zu gut, und selbst Damen üben sich in den gymnastischen Spielen, die unsere Frauen unter ihrer weiblichen Würde und der Zartheit ihres Geschlechts zuwider halten würden.

Sogar solche Classen der Gesellschaft, welche bei uns verweichlicht zu seyn pflegen, nehmen in England an den Sports zuweilen den eifrigsten Antheil, so wird z. B. in den Rapports über den Gesundheitszustand der englischen Arbeiterclassen berichtet, daß selbst die Schneider in London an den Wettrennen eifrigen Antheil nehmen. „Viele von ihnen," wird daselbst gesagt, „pflegen des Morgens um 5 Uhr, vor dem Beginn ihrer Arbeit, in den Parks Wettläufe anzustellen und halten oft die Competition mit berühmten Rennern aus andern Classen der Gesellschaft siegreich aus. Pawersham, ein Schneider, wurde vor einigen Jahren als der erste Renner in England betrachtet.

Auch die englischen Damen beschäftigen sich mit den meisten Arten der Sports mehr oder weniger. Sie nehmen lebhaften Antheil an den Wettrennen, den Jagden, den Segelwetten; sie fischen, angeln, schießen mit dem Bogen. — Ein reiches Fräulein, Miß Richards, war ihrer Zeit eine der ersten Cursers. Sie brachte Tage lang auf den ebenen Rasenflächen ihrer Herrschaft zu, und dem Rennen ihrer Hunde beiwohnend, gab sie sich oft die Bewegung einer Promenade von 20 bis 25 Meilen.

Um unsern deutschen Lesern eine Uebersicht aller englischen Sports zu geben, können wir dieselben zuvörderst abtheilen in solche welche auf dem Festlande und in solche welche auf dem Wasser ausgeübt werden. Jene nennen die Engländer „Field oder Rural Sports," diese „Aquatic Sports." Die erstern könnten wir hier abtheilen in solche, bei denen es auf die Erhaschung von Thieren ankommt und bei denen der Mensch mit diesen von der Natur mit so großer Kraft und Raschheit begabten Wesen in Wettkampf tritt; zweitens in solche, bei denen die Menschen ihre eigenen Kräfte unter einander messen, und drittens in solche, bei denen nur die Kräfte der Thiere allein in Thätigkeit gesetzt werden. — Zu den ersten gehören die verschiedenen Jagdvergnügungen, zu den zweiten das Laufen, Ringen u. s. w., zu den dritten die Pferderennen, Hunderennen u. s. w. — Die Jagdvergnügungen theilen die Engländer in hunting, shooting und fishing (Hetzen, Schießen und Fischen).

Unter den Thieren, die Wetteifer und Ehrgeiz genug haben, ihre Kräfte mit einander zu üben, haben sie sich das Pferd, den Hund und den Hahn erwählt, und die zweite Classe von Field-Sports theilt sich daher hauptsächlich in horse-racing, cursing, Hunderennen, und in cockfighting.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger leuchtender Fleck im Meere.

Capitän Wilmot beobachtete auf seiner Reise vom Cap nach England eine merkwürdige, obwohl nicht ganz ungewöhnliche Erscheinung zur See, nämlich eine breite sehr leuchtende Stelle, die durch einen scharfen Stand bestimmt war. Seine Ausdrücke sind folgende: „Der See war mit einer so glänzenden Oberfläche von Silberlicht bedeckt, daß wir lesen konnten, und die Schatten der Stricke waren genau bezeichnet. Wir segelten fast vier Stunden lang hindurch. An einer Stelle hatte der leuchtende Fleck einen Rand, wir segelten etwa eine halbe Stunde lang außerhalb und dann fing die leuchtende Stelle eben so plötzlich wieder an; auch da, wo dieselbe ganz aufhörte, war sie scharf abgegränzt. Man holte Wasser in einem reinen Gefäß herauf. Dieß geschah etwa unter 10° N. B." Da Capitän Wilmot nur kurze Zeit in England bleiben konnte, so ließ er die Flasche einem Bekannten zurück, der die erste Gelegenheit ergriff, sie Hrn. Faraday zur chemischen Untersuchung zu übergeben. Dieser gab nach einiger Zeit schriftlich die Erklärung: „ich habe das Wasser untersucht und es in einiger Hinsicht eigenthümlich gefunden. Es enthielt viel schwefeligen Wasserstoff und einen Theil festen Niederschlags, der halb aus Schwefel und halb aus organischem Stoff bestand. Es ist ohne Zweifel eine bedeutende Veränderung im Inhalt des Wassers vorgegangen, und ich kann jetzt keine organischen Formen erkennen, aber die Anwesenheit von animalischem Stoff, der Schwefel und der schwefelige Wasserstoff lassen sämmtlich vermuthen, daß das Wasser, als es geschöpft wurde, reich an Thieren oder Thierchen war."

Epacris nivalis und impressa. Diese beiden Pflanzen wurden in der Londoner Gartengesellschaft am 16 Januar vorgezeigt; sie hatten eine Höhe von 6 und eine Breite von 3 Fuß und waren mit Blumen bedeckt. Der Gärtner, ein Hr. Ayres, bemerkte, er habe sie nicht wie gewöhnlich in einem luftigen Glashause, sondern in einem engen Raume bei einer feuchten Hitze von 60 bis 90° F. aufgezogen. (Athenäum vom 27 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1844.

Englische Sports.

I. Pedestrianism.

Ebenso wenig wie die Griechen haben auch die Engländer die Kunst des Gehens und Laufens außer Acht gelassen, und ohne Zweifel ist bei den letztern dieselbe weiter ausgebildet, wie bei irgend einem andern jetzt existirenden Volke. — Die Griechen hatten drei verschiedene Arten des Wettlaufs: den einfachen Lauf, „Dromos," er erstreckte sich nur auf eine kurze Bahn und es kam dabei hauptsächlich auf die Schnelligkeit an. Der Langlauf, „Dolichos," umfaßte ein großes Längenmaaß und machte daher nicht nur Schnelligkeit, sondern auch ungewöhnliche Ausdauer zur Aufgabe. Alsdann hatten die Griechen den Fackel-, den Weinreben-, den Waffenlauf x. x. Auch bei den Engländern finden sich die Hauptarten des Wettlaufs wieder. Ihr Dromos besteht in der Regel nur in einer kurzen Entfernung von 100, 150 bis 200 Yards. Sie haben dabei nicht wie die Griechen eine eigene Rennbahn, jedoch benutzen sie in der Regel dazu die Bahnen ihrer Pferderennen. Ihr Dolichos (Langlauf) führt die Wettrenner-Parteien oft durch das ganze Land; 50, 70, 80 bis 100 Meilen werden dabei oft als die Länge des Weges bestimmt und dabei kommt es z. B. häufig vor, daß ein tüchtiger Renner andere herausfordert, mit ihm 50 Meilen in fünf Stunden zu rennen, was beinahe schneller ist, als der Lauf des berühmten Platäischen Renners, welcher den 1000 Stadien betragenden Lauf von Platää nach Delphi und wieder zurück in Einem Tage vollbrachte.

Die Griechen gaben ihren berühmten Läufern zuweilen Beinamen, so wurde zuweilen der Lycier Hermogenes das Roß (hippos) beigenannt; auch diese Sitte haben die englischen Laufer, fast jeder von ihnen hat irgend einen halb poetischen, halb komischen Beinamen. So kommt ein William Hepper vor, beigenannt der Leichtfuß (lightfoot), ein anderer heißt die Schwalbe (swallow), Winterbottom der Sperling (sparrow). Der „junge Vulcan," der „Blitz," der „Wind," der „Nordstern," die „Antilope," der „Hirsch" sind andere solche Beinamen, welche sich diese Leute geben. Hendly the New Castle phänomenon (das Phänomen), Dick Johnson, the wonder (das Wunder), the flying shuttle (das fliegende Weberschiffchen), Wild, merrylegs (Frohbein), the unknown (der Unbekannte), the american deer (der amerikanische Dammhirsch).

Die griechischen Staatsmänner begünstigten diese Kunst, weil das Amt der Tageläufer, der Eilboten und Schnellposten für Griechenland so wichtig war. Dieser Grund fällt nun n England seit der Erfindung der Eisenbahnen weg, und da der Pedestrianism dort nur seiner selbst wegen ohne alle weitere Nebenzwecke betrieben wird, so muß man den englischen Eifer um so mehr bewundern. Es werden zuweilen schon vier, fünf Wochen im voraus die zu kommenden Matches in den Journalen angekündigt, und nicht selten trifft es sich, daß auf diese Weise sieben bis acht verschiedene Wettläufe in verschiedenen Gegenden des Landes auf Einen Tag bestimmt sind. Wie allen gymnastischen Uebungen geht natürlich auch dem Wettlauf eine Vorbereitung (training) vorher, ebenso wie bei den Griechen. Diese beobachteten eine gewisse Diät, rieben sich die Glieder mit Oel und hatten sonst noch mancherlei Vorübungen. Weil die Milz beim Laufen hinderlich, so gingen sie sogar zuweilen so weit, diese durch gewisse Medicinen, denen sie die Kraft zuschrieben, die Milz zu verzehren und aufzulösen, sogar durch chirurgische Operationen gänzlich wegzuschaffen.

Die Hauptsache beim Wettlauf ist vornehmlich der richtige Anfang, the fair starting, und es ist oft so schwer dieses zu bewirken, daß die Laufer erst nach einer Menge von false starts wirklich in Gang kommen. Ebenso scheint es in Griechenland gewesen zu seyn, wo die Wettrichter ganz mit denselben Unordnungen, Listen und Berückungen (kakotechnia) zu kämpfen hatten wie die englischen. Schon der geringste Vorsprung entschied bei den Griechen den Sieg, dieß ist ebenso in England der Fall, wo oft bemerkt wird, daß der Sieger den Wettlauf „mit einer halben Elle" gewann.

Bei den kurzen Wettläufen kommt es natürlich nur auf die Schnelligkeit an, und da Schnelligkeit bei den Kunstkennern immer höher steht als Ausdauer, so sind diese einfachen kurzen Wettrennen von 100 oder 150 Ellen das gewöhnlichste.

Zuweilen rennen nicht mehrere Personen im Wettlauf, sondern es ist nur eine, die in einem gewissen Zeitraum eine gewisse Länge zu durchlaufen wettet. Natürlich wird dabei jedes Theilchen einer Secunde in Anschlag gebracht. Nicht selten findet sich, daß jemand 100 Yards in zehn oder eilfthalb Secunden durchlaufen hat, was nicht weniger als zehn Yards auf die Secunde macht.

Wie die Griechen sich zuweilen mit Waffen und Schildern beim Wettlaufen beschwerten, so haben auch die Engländer allerlei Weisen, sich das Gelingen zum Ziele zu erschweren. So fordert John Bull, the old original bow-boy, wie er sich selbst nennt, auf, seinem Wettlaufe beizuwohnen, wobei er sich zwischen die Speichen eines Rades befestigen und damit zehn Meilen in einer Stunde machen will. — Gewöhnlich werden die Wettläufe von den Engländern nur nach ihrer Länge genannt. So hört man von mile matches, von three mile matches, von five mile matches oder auch von a quarter of a mile matches.

Bei den Griechen waren die Belohnungen der Sieger ein Oelzweig, zuweilen auch ein „fünffaches Gemisch aus Wein, Honig, Käse, Mehl und Oel," pentaploa genannt; zuweilen rannten die griechischen Wettläufer auch mit Kränzen geschmückt, in der Regel nackend. Dieß alles ist in England nicht so. Statt des Oelzweigs und der Pentaploa läßt sich der englische Sieger 20 Pfund oder 50 Guineen überreichen, zuweilen steigt die Summe, welche die Leute gegenseitig aufs Spiel setzen, auf 100 Pfund und mehr, und die Wetten ihrer Freunde pro und contra gehen wie bei allen Spielen noch weiter.

Zuweilen fordern die englischen Renner in den Journalen einander heraus. Diese Ausforderung ist zuweilen an eine bestimmte Person gerichtet, z. B. „der Nordstern fordert Shields, die Schwalbe, heraus, mit ihm eine Meile um hundert Pfund zu rennen, auf der Rennbahn von Towncastle. Wenn ihm dieß nicht recht ist, so bittet er ihn, ihm andere Vorschläge zu machen." — Zuweilen sind die Herausforderungen an any man in the world (an jeden beliebigen Mann in der Welt) gerichtet; z. B. macht John Stubb, der Hirsch von Berkeley, bekannt, daß er mit jedem Mann in der Welt von einer bis zwanzig Meilen rennen will, und daß sein Geld bei Jack Stank, coach and horses, Slough, fertig liege.

Jeder Laufer entwickelt je nach seiner Fähigkeit entweder mehr Geschicklichkeit im langen oder im kurzen Rennen. Der eine ist ein „Meilenrenner," der andere ein kurzer „Distanzenrenner;" jeder Laufer pflegt daher seine eigene Länge zu haben, und sie gehen mit der Bemessung ihrer Geschicklichkeit so weit, daß sie dabei ihre Kraft auf 50 Ellen Differenz berechnen. So hört man: „Bells Länge ist 200 Yards, Lambs Länge ist 300 Yards; Bell würde daher gegen Lamb nie auf eine Distance von mehr als 300 Yards laufen, weil Lamb ihn hier durch seine größere Ausdauer besiegen würde. Lamb umgekehrt würde sich nicht darauf einlassen, mit Bell unter 200 Yards zu laufen, weil Bell ihn hier durch seine Schnelligkeit besiegen würde. Wollten sie aber doch zusammenrennen, so würden sie sich über eine mittlere Distance von etwa 250 Yards vereinigen.

In der Regel sind diese Wettläufe lange vorher bestimmt, doch ist der Wetteifer im Pedestrianism so groß, daß sie auch überall gelegentlich zu Stande kommen. Gute Fußgänger findet man im ganzen Lande, und zuweilen hörte ich besonders im Norden Englands, in Northumberland und Cumberland, die Bauern sich rühmen, wie sie 70 oder 80 Meilen an Einem Tage zurücklegten. Sie laufen dabei oft nur mit sich selbst um die Wette, ja im September 1842 nahm sich Robert Winterbottom, ein alter Mann von 73 Jahren, der eben im Manchester Hospitale hergestellt war, vor, von Manchester nach Doncaster, eine Entfernung von 70 Meilen, in 20 Stunden zu gehen. Er führte dieß aus und übertraf noch sogar seinen Vorsatz, indem er zwei Stunden früher ankam, als er gesagt.

Auch ganz junge Renner sieht man auf dem Kampfsplatz erscheinen. So hört man jetzt immer viel von einem kleinen Knaben von 12 Jahren, der mit seinem Vater, einem berühmten Renner, Namens Montjoy, überall Herausforderungen annimmt und aufstellt. Bald fordert Montjoy and his boy für 10 Pf. St. jeden auf 50 Meilen in 5 Stunden zu gehen; bald fordern Montjoy and his boy Morley and his boy auf 50 Meilen für 20 Pf. St. heraus.

Solche Herausforderungen werden immer zahlreich in den Journalen bekannt gemacht. Diese Herausforderungen so wie die Antworten, und die anderer Fragen, welche die Kämpfer vermittelst der Journale an einander richten, sind in der Regel in einem höchst originellen Style abgefaßt. Es herrscht darin ein eigenthümlicher, launiger Witz, eine charakteristische körnige Kürze, und es kommen darin so viele Kunstausdrücke und kräftige Nationallieblingsworte vor, daß man keine interessantere Lectüre für die Charakteristik des Volkes lesen kann.

Zuweilen ist ein Renner mit seiner letzten Niederlage nicht zufrieden, not being satisfied with his last defeat, und er hofft dann, daß ihm sein Gegner abermals eine Gelegenheit geben wird. — Thomas Blower, das Eichhörnchen, ist höchlich verwundert über Henry Hill, den Habicht, daß dieser Hill ihn herausfordert, da er, Blower, ihm schon längst seine Bedingungen, unter denen er mit ihm laufen wolle, bekannt gemacht habe, und da sein Geld bei Master Bluns in Derby seit langem bereit liege. — Da Thomas Strange, der junge Novize, jeden beliebigen Mann in England auf jede beliebige Länge unter jeder beliebigen Bedingung herausgefordert hat, so will ihn Bob Bettington, der Veteran von Macclesfield, annehmen, auf zehn Meilen Länge, 50 Pfund Preis (fifty pounds a side).

„Hr. Editor, ich bin sehr begierig, der ganzen Kampf- und Spielwelt zu zeigen, ob ich oder Mosely, der Habicht von St. Helens (the St. Helens hawk), der bessere Mann ist, und indem ich alle meine Ansprüche aus dem letzten Rennen aufgebe, erkläre ich hiermit, daß ich ihm eine andere Gelegenheit geben will und daß ich bereit bin, noch einmal die Meile mit ihm zu rennen, und um ihn dazu williger zu ma-

chen, will ich neben seinen 50 Pfund 100 Pfund niederlegen, welche er bekommen soll, wenn er die Partie gewinnt. Mosely kann von mir hören bei Master Springs in der Castle tavern." So schreibt William Sheppard, der Eisenbahn-Michel (the railway-Jack). — Sheppards favourite distance (Lieblingsdistance) war 1000 Yards.

Bei förmlichen Rennen setzen in der Regel die Läufer nach dem Abschuß einer Pistole ab.

Meistens ist nur ein Stock am Ende des Zieles aufgestellt, zuweilen ist aber auch ein Taschentuch daran befestigt, und der, welcher es zuerst ergreift, wird als Sieger angesehen. Der Grund auf dem sie laufen, ist gewöhnlich fest und eben, a piece of level ground. Doch wie die Griechen zuweilen im tiefen Sande oder bergan liefen, so legen auch die Engländer ihren Läufern, damit sie um so größere Geschicklichkeit entwickeln mögen, allerlei Hindernisse in den Weg; zuweilen geht der Lauf über Hügel und Thal, zuweilen werden auf der Bahn Flechtwerke (hurdles), welche zu überspringen sind, auch 20, 30 und mehr hingestellt.

Der eigentliche, einfache, ächte Lauf, in welchem der Pedestrian seine größte Geschicklichkeit entwickelt, findet immer auf ebenem Grunde statt. Völlige Ausartungen von der Einfachheit der Sports sind solche Partien, wo dem Läufer die Aufgabe gestellt wird, unterwegs auch noch Steine aufzuheben, zuweilen mit den Händen, zuweilen gar mit dem Munde.

Oft verbinden sie alle Schwierigkeiten, und stellen einem Läufer z. B. folgende Aufgaben: binnen 50 Minuten eine Bahn von 200 Ellen Länge zu belaufen, auf welcher jede 10 Ellen ein Geflecht zu überspringen ist, und auf welcher 200 Ziegel ausgelegt sind, je in der Entfernung einer Elle, die der Läufer einzeln mit dem Munde aufzunehmen und in einem Korb zu tragen habe, und wobei ihm die Arme auf den Rücken gebunden werden.

Die Läufer sind in der Regel Leute aus den geringern Classen, Handwerker, Manufacturarbeiter, Bauern ꝛc., doch gibt es auch Herren (gentlemen amateur), die aus Liebhaberei die Kunst des Laufens betreiben. Natürlich gibt es auch Pedestrians von Profession, die weiter nichts sind als solche, und die ihren Unterhalt durch Wetten und Preise gewinnen, und welche das ganze Jahr hindurch mit Fasten und Hungern vor dem Laufe und im Festgelage und Uebermaaß nachher hinbringen.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über Kislär.

B. Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner.

Ueber die Herkunft des Namens Kislär weiß man nichts gewisses, es laufen aber unter den Eingeborenen zwei Sagen um.

Ein persischer König, welcher vernahm, daß mehrere unzufriedene Chane seinen Bruder allzu sehr lobten, lud diese zu einem Fest ein, an dessen Ende er die Verdächtigen zugleich mit dem Gegenstande ihrer Verehrung blenden ließ. Als er die Augen seines Bruders sah, die man ihm auf einem goldenen Teller brachte, benetzte er sie mit Thränen und bedeckte sie mit Goldstücken, wobei er die Worte sprach: „Unglücklicher Bruder, jetzt werde ich dich lieben, denn jetzt bist du kein Nebenbuhler des Königs mehr!" Aber der Blinde blieb nicht daheim, sondern begab sich zu den Kumyken und bat diese seine Rache zu übernehmen, und der Chan, sein „Kunach," rief die Bergbewohner gegen den grausamen König auf. Die Ufer des Terek erdröhnten von der Masse der zusammenströmenden Panzerreiter. Plötzlich aber starb derjenige, den sie rächen wollten. Nach dem Genuß eines Pillaus mit einem Fasanen verschied derselbe unter heftigen Schmerzen, und man zweifelte nicht, daß der Schah seinen Bruder habe vergiften lassen, was sich auch durch die Flucht eines seiner Nukers (Waffenträger) bestätigte, der den Blinden in der Stunde seines Todes am Tische bedient hatte. Die treuen Nukers begruben ihren Fürsten an dem Ufer des Terek, nahe an einem Kumyken-Aul und kehrten nicht nach Persien zurück, da sie die Verfolgungen des Schah fürchteten. Sie theilten die Schätze des Verstorbenen zu gleichen Theilen unter sich, fingen an Handel zu treiben, und ließen sich neben dem Kumykendorf nieder, wo sie den Blinden begraben hatten. Seit dieser Zeit heißt der Ort bei den Kumyken Kysyllar, die Schönen, wahrscheinlich von den schönen Bärten der Perser, oder Küslar, was in derselben Sprache die Augen bedeutet und das Andenken an den schrecklichen Tod des blinden Fürsten verewigt. Die Sage nennt die Namen der feindlichen Brüder nicht, wenn aber an der Erzählung wirklich etwas wahres ist, so läßt sie sich leicht auf die kislär'schen Tesiks (Perser) beziehen, welche für die ältesten Bewohner der Stadt gelten und einst sehr reiche Kaufleute waren.

Nach der andern Sage sollen in den Arm des Terek, an welchem die Stadt steht, zwei russische Mädchen, Gefangene eines Kumyken-Chans, sich gestürzt haben, da sie den Tod der Gefangenschaft als Frauen eines Tataren vorzogen. Von dieser Zeit an habe der Ort, wo diese Mädchen (Kysiar im Tatarischen) umkamen, nach ihnen seinen Namen erhalten. Die Sage schildert die Schönheit eines dieser Mädchen, welche von den Kumyken aus Sary-tau (Saratow) geraubt wurden, und behauptet, ihre Haare seyen länger gewesen als ihr ganzer Körper.

Am Unterlauf des Terek wohnt seit alter Zeit ein Volk tatarischen Stammes, Kumyken, Kumychen oder Kasy-kumyken geheißen. Weder die Geschichte, noch die Sage gibt eine Zeit an, wenn es sich hier niederließ. Schon Ptolemäus kennt an den Mündungen des Terek ein Volk Komy oder Kaman. Uebrigens nennen sich die Kumyken selbst Kinder der goldenen Horde (kiptschak aul), was auch ihrer tatarischen Mundart nach, die sich von der nogai'schen unterscheidet, wahrscheinlich ist.

Wie dem indeß seyn mag, so besteht die Sage, daß jenseits des Terek, näher am Meere bei dem sogenannten ograchanischen Vorgebirge, vor noch nicht allzu langer Zeit eine griechische Stadt Stauropol (Kreuzstadt) gestanden habe, deren christliche Bewohner beim Einbruch des Islam in die kaspischen Länder vernichtet oder aus den Trümmern ihrer Stadt verjagt wurden. Daß eine solche Stadt wirklich bestanden habe, ergibt sich auch daraus, daß ein District am ograchanischen Vorgebirge bei den dortigen Bewohnern Chut und Utsch heißt, was „Kreuz" bedeutet, und daß die Bischöfe von Astrachan noch im Anfange des 18ten Jahrhunderts sich Bischöfe von Stauropol nannten. Das jetzige Stauropol, die Provincialhauptstadt von Kaukasien, konnte damals noch nicht zum Verband der astrachanischen Eparchie gehören, weil seine

Gründung erst ins Jahr 1777, der Zeit der Errichtung der kaukasischen Linie, fällt.

Die Ansiedlungen der Russen an dem Unterlauf des Terek begannen nach der Eroberung Astrachans unter der Regierung Iwans des Schrecklichen. Als die Räuber an der Wolga, die Rache des Zaars fürchtend, „nach allen Enden" entflohen, führte ein großer Gedanke den Kosaken Jermak nach Sibirien, und Ataman Andrei zog mit einer zahlreichen Schaar gegen das kaspische Meer nach den kaukasischen Bergen, wo er sich an der Sundscha in einem befestigten Städtchen niederließ, nachdem er dessen sämmtliche Einwohner in blutigem Handgemenge vernichtet hatte. Hier kämpfte er lange mit Feuer und Schwert gegen die Bergstämme und die tatarischen Mursas, welche auch nach der Uebergabe Astrachans sich Rußland nicht unterwerfen wollten, und theils jenseits der Wolga, theils in den Steppen am Ter herumirrten. Zum Lohn für diese Thaten verzieh der Zaar den Kosaken ihre frühern Räubereien an der Wolga, und da er die kaspische Gränze durch eine wehrhafte Bevölkerung zu decken sich bemühte, versetzte er sie von der Sundscha nach der Mündung des Terek, wo damals das Kumykenstädtchen Terki mit hölzernen Mauern und Thürmen stand. Die von den Kosaken an der Sundscha verlassene Befestigung heißt noch jetzt Andrejewojo-Derewnä (Andreas-Dorf) nach dem kecken Ataman. In den unruhigen Zeiten Rußlands unter den falschen Dimitris unterstützten die Kosaken am Ter in Verbindung mit denen an der Wolga und am Don die Usurpatoren. Da die terischen Kosaken jeden, der ein keckes, zügelloses Leben führen wollte, willig bei sich aufnahmen, so vermehrte sich ihre Anzahl bald so sehr, daß das früher nur von Kumyken, armenischen Kaufleuten und einer kleinern Anzahl moskauischer Strelzen bewohnte Städtchen Terki zu einer großen Stadt wurde, die sich weit bis ans Meer hin ausdehnte.

Unter der Regierung Godunows bauten die Russen am Koisu, in der Nähe von Tarku, die Festung Enderi, konnten sich aber nicht behaupten, denn die Bergbewohner, namentlich die Dagestaner um Tarki, schlugen sie zurück. Im Jahre 1722 baute Peter der Große auf seiner Rückkehr aus Persien im Lande des Schamchals von Tarki, der den Unterthaneneid an Rußland geleistet hatte, in der Nähe des Sulakflusses, 35 Werste vom Meere, die regelmäßige Festung zum heiligen Kreuze. Er nannte sie so zum Andenken des alten Stauropol, das ungefähr in derselben Gegend gelegen hatte. Zur Vertheidigung dieser Festung, welche im Munde des Volks den Namen Sulaky führte, versetzte er die Kosaken und die Garnison von Terki dahin, in welch letzterem bald darauf von den rachsüchtigen Dagestanern sämmtliche Thürme und Festungswerke bis auf den Grund zerstört wurden; später überschwemmte auch das Meer den Ort, wo in dem täglichen Kampf mit den Dagestanern, Kumyken und Nogaiern ein Leben voll unruhiger Freiheit geherrscht hatte.

Im Jahre 1725 überfiel der Schamchal von Tarki, Adil Ghirei, auf Anstiften der Türken mit 30,000 Bergbewohnern die neue Veste zum heiligen Kreuze, wurde aber von dem Generalmajor Kropotow geschlagen und gefangen, wegen seines Verraths nach Kola in die Verbannung geschickt und Tarki, seine Residenz, von Grund aus verheert. Als die Tschetschen und Kisten von der Festung ruhmlos und ohne die von Adil Ghirei versprochene Beute zurückkehrten, plünderten und verbrannten sie Kislär, eine Handelsniederlassung von Persern und Armeniern, die mit dem Kumykendorfe, neben welchem der blinde persische Prinz beerdigt wurde, in Eins zusammengeschmolzen war. Der Handel dieser Colonie mit den Bergstämmen, mit Persien und Tiflis, so wie die Verbindungen mit Astrachan konnten den weitschauenden Blicken Peters nicht entgehen. Er beklagte die Zerstörung Kislärs, und befahl, um es gegen künftige Angriffe sicher zu stellen, eine Veste neben derselben zu erbauen. Dieß geschah im Jahre 1730, und von dieser Zeit an muß man die eigentliche Begründung Kislärs rechnen. Die in der Festung zum heiligen Kreuze durch die Ungesundheit des Klima's veranlaßte Sterblichkeit und der Friedensvertrag, welcher im Jahre 1735 bei Gandscha mit Persien abgeschlossen wurde, waren Veranlassung, daß die Garnison aus letzterer nach Kislär verlegt und die terischen Kosaken in der Nähe angesiedelt wurden. Von dieser Zeit an begann die Stadt sich zu erweitern.

Der vortheilhafte Handel mit den Kumyken, Nogaiern und andern Völkern, der Fischfang im Terek und kaspischen Meere, so wie die Nähe der Festung, in welche man bei einem Einfall der Räuber seine werthvollste Habe flüchten konnte, alles dieß trug dazu bei, die Stadt durch neue Ansiedler zu vermehren, und machte sie zum Entrepot für den Handel mit den kaukasischen Völkern und mit Persien. Armenier und Georgier siedelten sich vorzugsweise hier an, aus Furcht vor dem Unbestand und dem Despotismus der persischen Gewalthaber. Die kasan'schen Tataren kamen hieher nach der Pest, welche ihre Stadt heimgesucht hatte. Okotschiren, Tscherkessen und andere Bergbewohner siedelten sich, gelockt durch die Bazars von Kislär, gleichfalls allmählich hier an. Seit langer Zeit schon zogen Perser und Indier, der Armenier zu geschweigen, durch die terischen Steppen nach dem handeltreibenden Astrachan, wo damals die in Osten und Westen bekannte Dschulfa-Compagnie sich beeiferte.*) Durch die großen Vortheile angezogen blieben sie gern in Rußland. Die Regierung gestattete ihnen sich in Kislär und Astrachan anzusiedeln, und überließ die Annahme des Unterthanenverbandes ihrem freien Willen. Gärtnerei, Weinbau, Seidenzucht, Waffenschmiede und Kürschnerei, so wie mehrere andere Gewerbe machten nebst Handel und Fischfang die Hauptbeschäftigungen der Bewohner aus. Viele Kislärer nahmen außer dem Handelsverkehr der Dschulfa-Compagnie auch an der persischen Handelscompagnie Theil,**) deren Errichtung einer der Plane Peters über den orientalischen Handel ins Leben rief. Aus den Zollregistern ersieht man, daß im Jahre 1760 die Zufuhr und die Ausfuhr in Astrachan und Kislär sich auf 390,000 R. A. belief. Die Freiheiten, welche die Regierung allen in Rußland sich ansiedelnden Armeniern ertheilte, und die auch kleinere Zölle, ja selbst in vielen Fällen Zollfreiheit in sich schlossen, endlich die lange dauernde vollkommene Steuerfreiheit Kislärs erklären hinlänglich den raschen Aufschwung dieser aus so mannichfachen Elementen zusammengesetzten Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Condors in England. Man hat kürzlich vom Rio Negro in Patagonien drei Condors nach England gebracht, die man für die größten hält, die man jemals in Europa gesehen; sie messen mit ausgebreiteten Flügeln 11 bis 12 Fuß. Man glaubt, die beiden Männchen seyen über 20 Jahre alt. Die Surrey Zoological Gardens haben die Thiere angekauft. (Athenäum vom 27 Jan.)

---

*) Diese armenische Handelsgesellschaft wurde um das J. 1672 in Astrachan gegründet.

**) Diese wurde im Jahre 1755 zur Unterstützung der russischen Industrie in Astrachan gegründet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1844.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

Die römische Campagna hat einen so eigenthümlichen, in manchen Punkten unbekannten oder verkannten Charakter, daß es nicht allein für den Reisenden in jener Gegend, sondern für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse ist, sie näher kennen zu lernen, schon weil es sich um classischen Boden handelt. Die folgenden Bemerkungen wurden auf einer im vorigen Jahre in jene Gegenden unternommenen Reise niedergeschrieben.

Unter der Campagna versteht man gewöhnlich, *) wenigstens an Ort und Stelle, die große Ebene im Kirchenstaate, westlich vom Apennin, unter dem 41sten Breitengrade, in deren Mittelpunkte etwa Rom liegt. Die Gränzen nach Süden und Norden sind weniger bestimmt. Der Sprachgebrauch begränzt die Campagna im Norden mit Civitavecchia, im Süden mit Cisterna; der natürlichen Bodenbeschaffenheit und deren Wirkungen nach könnte man mehr oder weniger das ganze Ufergebiet bis nach Lucca einerseits und bis nach den Ruinen von Pästum andererseits, also eine Strecke von circa 60 geographischen Meilen dazu rechnen, indem nur bei Terracina und Sorrent, oder eigentlich nur an letzterer Stelle, das Gebirge bis unmittelbar an das Meer herantritt, während der ganze übrige Uferstrich eine mehrere (oft 10 — 15) Meilen breite, meistens sumpfige Niederung zwischen dem Meere und dem Gebirgsrücken Italiens bildet, hier mehr, dort weniger wüst und ungesund.

Die Campagna um Rom, welche wir hier vorzüglich im Auge haben, also die Umgebung Roms, mit einem Radius von etwa fünf Meilen beschrieben, im engsten Sinne die Fläche zwischen Rom und den Gebirgen, worauf auch die folgenden charakteristischen Merkmale in ihrer copulativen Allgemeinheit zu beschränken sind, bietet ein auffallendes Seitenstück zu den südrussischen Steppen dar, wie sie von neueren Reisenden geschildert werden. Ihr Grundcharakter ist Flachheit und Ebenheit des Bodens, Trockenheit, Unangebautheit, Baumlosigkeit, üppiger Graswuchs und Viehzucht in den kälteren, Verdorren aller Vegetation und ungesunde Ausdünstungen in den heißen Monaten. Der Vergleich mit den Steppen läßt sich, abgesehen von den sumpfigen Stellen und gigantischen Baudenkmalen in der Campagna, oft bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgen; nur daß freilich ein kleinerer Maaßstab an die Campagna gelegt werden muß, wie hinsichtlich der Flächenausdehnung überhaupt, so auch bei den einzelnen Analogien.

So ist die Ebenheit des Bodens keineswegs so vollkommen, daß man ein Ansteigen oder Fallen desselben nur mittelbar wahrnähme, oder gar einen entfernten Gegenstand beim Annähern nur allmählich aus der Ebene emporwachsen sähe, wie ein Schiff am Meereshorizonte. Wie gesagt, ein kleinerer Maaßstab findet hier statt: die Unebenheiten des Bodens rücken näher zusammen. Zwar südwestlich von Rom und östlich bis Tivoli ist eine Bodenerhebung kaum zu bemerken; im Norden der Stadt dagegen breitet sich die Campagna in anmuthigen Wellenlinien aus, ja hie und da passirt man wohl eher einen kleinen Hohlweg, und nicht ganz fern der Stadt (die ja selbst schon auf „sieben Hügeln" liegt) erhebt sich der Mons sacer (bekannt durch die erste „Secessio plebis" und die sinnreiche Fabel des Menenius Agrippa), dem sich in nordöstlicher Richtung bald die Sabiner-Gebirge, in nordwestlicher die erloschenen Vulcane bei Bracciano anschließen. Aber diese gehören freilich auch nicht mehr zur Campagna, sind vielmehr deren schärfste Gränzen und Gegensätze und ziehen sich nur, gegen Rom hin, sehr weit in sie hinein, wonach denn die oben der römischen Campagna im Allgemeinen gegebene Peripherie annoch zu modificiren ist.

Die Trockenheit der Campagna rührt weniger von Wasserarmuth, als von der Wirkungslosigkeit des vorhandenen Wassers her, indem die Bodenbeschaffenheit der Verbreitung und Einsaugung desselben nicht günstig ist; vielmehr lehrt ein

*) Auf den vortrefflichen Wörl'schen Specialkarten (herausgekommen in Freiburg im Breisgau 1837) ist das Thal des Sacco oder Tolera-Flusses, zwischen Palestrina und Frosinone, so genannt.

Blick auf die Karte, daß nicht wenige Flüsse und Bäche dieß Terrain durchschneiden. Rom selbst wird von zwei Wassern durchströmt, vom Tiber und Marino; der Teverone mit neun Seitenbächen auf seinem linken Ufer (also mitten in der Campagna) ergießt sich unmittelbar oberhalb Rom in den Tiber, etwa eben so viel Seitenflüßchen des letztern unterhalb der Stadt, und nicht wenige kleine Küstenflüsse fallen direct ins Meer, soweit es die Campagna begränzt. Aber theilweise fließen alle diese Gewässer in tiefen Flußbetten, so daß sie mit der anliegenden Bodenoberfläche, außer bei nur selten in solchem Maaße eintretenden Ueberschwemmungen, gar nicht in Berührung kommen; theilweise setzt der vulcanische Boden durch Lavaströme u. dgl. jedem Eindringen und Verbreiten des Wassers unüberwindliche Hindernisse entgegen, theils endlich versiegen bei der Sommerhitze die unbedeutenderen Bäche fast oder gänzlich, weil die durch Verdunstung entweichenden Wassertheilchen durch keinen Regen wieder ersetzt werden. — Natürlich ist hier abgesehen von den sumpfigen Gegenden der Campagna, an denen sie leider nicht ärmer ist, als an den trockenen, sonnverbrannten, und die namentlich zu der ungesunden Atmosphäre beitragen, wovon später noch die Rede seyn wird. Diese sumpfigen Stellen liegen, wenn man von Rom nach Unter-Italien mit der Meeresküste eine Parallel-Linie zieht, sämmtlich zwischen dieser und dem Meere, meist unmittelbar am flachen Strande desselben. Ihre größte Ausdehnung haben sie außerhalb der eigentlichen Campagna in den pontinischen Sümpfen und den toscanischen Maremmen.

Die größte Monotonie und Oede wird dadurch in der Campagna hervorgebracht, daß fast aller Anbau fehlt. Dieß gilt nicht nur von Ansiedlungen der Menschen, sondern auch vom Ackerbau und überhaupt jeder Bodencultur. Kein Städtchen, kein Dorf ist jetzt mehrere Meilen um Rom zu erblicken,*) kaum daß man hie und da auf ein einzelnes Wirthshaus oder Oekonomiegebäude (meistens nur zur Aufnahme der Schnitter und Hirten bestimmt) trifft. Und auf dieser selben entvölkerten Ebene standen noch in den ersten Zeiten der Republik bedeutende Städte, wie Gabii, Fidenä, Veji, unzählige kleine Ortschaften aber bis tief ins Mittelalter hinein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man darf sich nicht durch die vielen Namen auf den Specialkarten irren lassen; was dort mit Ortschaften bezeichnet ist, sind meist einzelne (gleich im Text erwähnte) Gebäude.

Englische Sports.

I. Pedestrianism.

(Schluß.)

Um etwas genauer zu sehen, wie es bei den englischen Wettläufen hergeht, wollen wir hier einmal einen Bericht über einen solchen versuchen:

„Wettlauf zwischen John Beß, der Lancashire Antilope, und Charles Bee, dem Londoner Hirsch von Pittswood, den besten Pedestrians des Reichs.

„Diese match, von der so viel gesprochen ist, kam endlich am vorigen Montag in Newton zu Stande, und war eines der splendidesten Specimens von Wettlauf, von welchen wir in den letzten 20 Jahren in Lancashire Zeuge waren; 100 Pfund war auf beiden Seiten der Preis.

„Die Aufgabe: viermal um die Bahn herum. Es waren Tausende von Zuschauern versammelt und unter sie eingestreut viele respectable Gesellschaft (a spruce sprinkling of respectabilities). Die Antilope hatte gefastet und sich vorbereitet unter der Leitung des alten Veteranen Brown, des fliegenden Glasmannes, und der Londoner Hirsch unter der Leitung von Dicky Wood, „des wilden Jägers," und beide wurden von ihren respectiven Beschützern, im zierlichen Wettlaufsornate (pedestrian attire) geschmückt, auf die Bahn gebracht. Die Antilope erschien in bestem Zustande (in first-rate condition), sein rasches, blitzendes und klares Auge, mit der Rosenfarbe der Gesundheit und Kraft auf seinen Wangen strahlend, verbunden mit der schönen Entwicklung seiner Muskeln zeigten, daß der fliegende Glasmann Mühe und kluge Behandlung genug aufgewandt hatte, um seinen Mann in den besten Zustand zu versetzen (to bring his man in the first-rate state). Der Hirsch schien ebenfalls munter und gesund; indeß bemerkte man bei genauerer Betrachtung eine gewisse Schlaffheit an seinem Fleische, welche anzeigte, daß er nicht den gewöhnlichen, strengen Regeln der Vorbereitung sich unterworfen hatte.

„Das Zinn *) ging munter von Hand zu Hand (the tin was sported freely); vor dem Laufe standen die Wetten zum Vortheil der Antilope, im Verhältniß von 3 zu 2. Als sie sich auszogen und man den vortrefflichen Körperbau der Antilope sah, stieg dieses Verhältniß auf 2 zu 1. Die Antilope war also entschieden der Favorite (the favourite).

„Als alles arrangirt war, setzten beide Männer auf das Zeichen eines Pistolenschusses auf einmal in voller Eile los. Anfangs nahm der Hirsch die Anführung (took the lead) und war 3 bis 4 Ellen voraus und dieß führte er während zwei Rundungen aus, indem jedoch die Antilope immer sich nahe hinter ihm hielt, welches dem Hirsche nichts weniger als erfreulich zu seyn schien. Als sie beim dritten Laufe den Hügel hinauf liefen, bot die Antilope lächelnd und offenbar auf Böses sinnend von ungefähr ihrem Gefährten Lebewohl, setzte sich selbst an die Spitze und war auf dem Gipfel des Hügels ihm schon 20 Ellen voraus. Bee schien nicht wenig darüber afficirt. Er schien ermüdet und athmete zu stark, als sie aber zum viertenmal den Hügel hinan liefen, wo er 25 Ellen hinter drein war, machte er noch einen desperaten Versuch. Er stahl sich immer näher zu seinem Vormann heran, und als sie noch eine Viertelmeile vom Hause waren, war es aber-

*) „Zinn" heißt auf den englischen Wett- und Kampfplätzen das Geld.

mals zweifelhaft, wer den sovereign davon tragen sollte (who should carry the sovereign). Allein die Antilope, als sie die Gefahr merkte, setzte nun allen Dampf ans Werk und rannte dann auf eine sehr galante Weise und in höchst edler Haltung und Styl am Ziele vorüber, indem sie ihren Mann 15 Ellen hinter sich ließ. Wahrlich, dieß sind zwei gute Männer, die Entfernung betrug über 5 Meilen, sie legten sie in 24 Minuten und 20 Secunden zurück. Jeder Zuschauer war entzückt, und obgleich die bachers des Londoner Hirsches ihr Rhino *) freiwillig aufgaben, so kamen doch alle, die Beriten sowohl als die Besiten darin überein, daß dieser Lauf ein ausgezeichnetes Specimen von ehrlichem Pedestrianism gewesen sey."

Um die Entscheidung zu geben, ernennen sie gewöhnlich bei solchen Spielen einen Schiedsrichter, umpire genannt. Zuweilen wird von jeder Partei ein solcher umpire ernannt, und auf den Fall, daß diese beiden sich nicht vereinigen können, haben sie da noch einen Oberschiedsmann, referee genannt, dessen Ausspruch anerkannt werden muß.

Jedes Rennen wird wohl auch eine heat (Hitze) genannt. Ein Lauf, über den man nicht entscheiden kann, und in dem beide Kämpfer zugleich angekommen schienen, heißt eine „dead heat" (todte Hitze).

Die meisten Matches sind running-matches (Laufspiele); etwas weniger zahlreich sind die walking-matches (die Gehwetten), seltener kommen aber auch hopping-matches (Hinkewetten) vor. Auch hiezu fordern sie sich in den Journalen heraus, und gewöhnlich werden dabei die Anzahl der „hopps" bestimmt, 20, 30 oder 40. Eine solche Herausforderung zum Hinken lautet z. B. so: „der junge iron-side will hopp den Welschen Novizen von 10 bis 20 hopps zu 20 bis 30 Pfund."

Das Erste bei jeder Match ist immer das drawing up the articles; dieß geschieht gewöhnlich einige Tage vorher zwischen den Parteien in einem Wirthshause; das nächste ist dann „to pay the stakes," d. h. den Einsatz einzuzahlen und bei einer sichern Person niederzulegen. Hierauf kommt tossing for choice of the place (für die Wahl des Platzes würfeln), wer dabei gewinnt, bestimmt den Kampfplatz. Zur Bestimmung aller dieser Dinge werden vor dem Lauftage selbst eine Menge von Meetings gehalten.

Herausforderung.

Zuweilen schickt ein tüchtiger Läufer ein halbes oder ganzes Duzend Herausforderungen verschiedener Arten auf einmal in die Welt. Er verspricht z. B. mit jedem beliebigen Renner von 1 bis 10 Meilen zu gehen, oder 1 Meile in 7½ Minute zu durchgehen, oder mit dieser oder jener bezeichneten Person ein Rennen auf so und so viel Ellen zu unternehmen, oder zwei Meilen in einer kürzern Zeit zurückzulegen, als es je von einem Läufer der Gegenwart geschehen ist ꝛc.

*) Der Rhino wiederum ein anderer Ausdruck für Geld, das man in einer Wette verlor.

Schnelligkeit.

Ein Läufer lief 18 Meilen in 1 Stunde, 45 Minuten, 30 Secunden.

Zuweilen kommen die Liebhaber des Wettlaufs aus verschiedenen Grafschaften zusammen und stellen Helden ihrer verschiedenen Grafschaften, für welche sie sich interessiren, auf die Arena.

Zuweilen werden die Matches auch so combinirt, daß die Läufer statt vorwärts rückwärts um die Wette gehen, oder daß einer vier Meilen rückwärts zu gehen verspricht in derselben Zeit, in welcher ein anderer 15 Meilen vorwärts geht.

Merkwürdig ist es, daß die Engländer sich nicht so viel aus dem Sprunge zu machen scheinen, und daß sie ihn unter ihren gymnastischen Wettspielen eben so vergessen haben, wie Plato, der große Freund des Wettlaufs, in seinem Buche über die Republik. Die Griechen machten aus dem Sprunge einen eigenen Theil der Kunst, so wie auch unsere deutschen Turner den Sprung sehr cultivirt haben, und ihn in Hochsprung, Weitsprung und Tiefsprung abtheilen. Es gibt keine eigene Classe von Springern in England. Auch hört man überhaupt den Sprung als einen Gegenstand des Wettens und Spiels nur sehr selten erwähnt.

Mittheilungen über Kislär.

2. Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner.

(Fortsetzung.)

Die Festung von Kislär konnte nicht immer die Bewohner gegen die Einfälle der Bergstämme schützen, besonders da diese größtentheils ganz unerwartet kamen. Im Jahre 1770 brachen die Kisten gerade während der Arbeitszeit in den Gärten in Kislär ein, und führten viele Armenier und Frauen in Gefangenschaft. Als sie von einer russischen Truppenabtheilung gezüchtigt worden waren, gaben sie einen Theil der Gefangenen zurück, verhielten sich ruhig und stellten Geißeln in der Festung von Kislär. Aber nach einem Jahre entflohen die Geißeln und ein neuer Einfall der Kisten war furchtbarer als der erste, weil sie bloß raubten und keine Gefangenen machten, sondern alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mordeten. Im Jahre 1773 ging der Kumykenfürst von Dschungut, Ali Sultan, im Herbst unterhalb Kislär über den Terek und überfiel bei Tagesanbruch die Stadt. Bis der Alarm sich verbreitete und Hülfe von den terischen Kosaken und der Veste herbeikam, stand der äußerste Theil des Armenviertels bereits in Flammen, und die Hälfte der Räuber war mit Gefangenen und mit Beute beladen bereits wieder über den Terek gegangen. Im Jahre 1777 setzten die Tschetschen von der Sundscha her gleichfalls unterhalb Kislär über den Terek und verheerten das Quartier der Teskken. Im Jahre 1783 führten sie abermals einen Einfall aus, der weniger durch seine Verheerung, als durch den verbreiteten Schrecken merkwürdig ist, und von dem man noch jetzt viele Einzelnheiten erzählt.

Um 1785 erschien unter den Tschetschen ein gewisser Scheich Mansur. Man weiß nicht mit Sicherheit, ob es ein Türke war, den die feindlich gesinnte Pforte aussandte, um durch Entflammung des moslemitischen Fanatismus die Bergvölker gegen die Russen aufzuregen, oder ob er, wie

die Sage geht, ein tschetschnischer Hirt war. Wie dem auch seyn mag, die Bergvölker erkannten ihn als Propheten an und waffneten sich auf seinen Aufruf. Er wußte sich dieser wilden Bergsöhne so sehr zu bemächtigen, daß ein Wort von ihm, ein Wink sie veranlaßte sich ohne Murren auf die eisernen Mauern der russischen Bajonnette zu werfen und unter dem Kartätschenhagel das wilde Schlachtfeld mit Leichen zu decken. Um zu beweisen, wie stark der Glaube an diesen außerordentlichen Menschen war, darf man nur folgenden Vorfall anführen. Nach der Zerstörung einer Staniza am Terek verheimlichten einige Baschilbaier einen Theil der Beute, den sie nach dem Feldzug der allgemeinen Vertheilung wegen zu Scheich Mansur bringen sollten. Dieser rief ihnen zu: „Ihr sterbt für die Lüge gegen den Propheten, oder ihr geht in eure Berge und schneidet die Pfähle mit euren Dolchen zu!“ Die räuberischen Baschilbaier, im Kaukasus wegen ihrer Dieberei und ihrer Rohheit bekannt, legten schweigend zu Mansurs Füßen ihre Soldatenpatronen und das gestohlene Kupfergefäß nieder, traten aus der Schaar heraus und erschossen sich einer nach dem andern.

Umgeben von Tausenden solcher folgsamen Krieger näherte sich Scheich Mansur der Stadt Kisläe, um die Bewohner zu Moslems zu machen oder sie im Fall des Widerstandes zu vernichten und Stadt und Veste zu schleifen. Nicht weit von Kisläe jenseits des Terek stand des Propheten lärmendes Lager. Es existirt ein handschriftlicher Bericht eines Augenzeugen, eines Georgiers, „über den Einbruch des tschetschnischen Hirtenwolfs Scheich.“ Schimpfen und Fluchen trifft man auf jeder Seite. Die Entwicklung des Räubereinfalls schildert er auf folgende Weise: „Die Kisläer zitterten, wie das Blatt eines Maulbeerbaumes. Wer nur immer konnte, bewaffnete sich, setzte sich zu Pferde und schickte sich zur Vertheidigung an. Greise, Weiber und Kinder wurden in die Festung aufgenommen, wo die Behörden und das Kroneigenthum sich befanden. Die Civilbeamten bewaffneten sich. Armenier, Perser und Georgier und andere Einwohner vergruben ihre werthvollen Sachen in den Boden. Da man den Punkt des Anfalls nicht kannte, so sammelten sich die terischen Kosaken, die Russen, die Georgier, Armenier, Okotschiren, Christinulen und andere Einwohner von Kislär in bewaffneten Haufen an verschiedenen Punkten des Terek. In der Festung wurden die Brücken aufgezogen und die Lunten brannten bei den Kanonen. Mit großer Vorsicht ließ man einen in die Festung ein, mit noch größerer heraus. Aus den Wagen, die mit Wein, gebackenem Brod und Hammelfleisch beladen häufig in die Festung fuhren, konnte man schließen, daß der Commandant die Unmöglichkeit vor sich sehe, Gewalt mit Gewalt abzuwehren und auf eine lange Vertheidigung zu sinnen.“

Hier gedenkt der Georgier des Tschichies, den man aus seinen Fässern in die Festung genommen, und wird so erbittert gegen den „Hirten-Wolf,“ daß er ihn den „Sohn eines Hundes und einer Maus“ nennt. „In der Nacht sah man den Brand der umliegenden Dörfer und Staniten, man hörte die Schüsse und die wilden Lieder,*) welche der Wind über den reißenden, in viele Arme getheilten Terek herübertrug. Beim Klang dieser Töne nahm die Festung Vertheidigungsmaßregeln, da sie einen unerwarteten Angriff fürchtete. Als man die Festungskanonen probierte, fielen die Armenierinnen aus Schrecken zu Dutzenden nieder, und bei dieser Gelegenheit entdeckte es sich, daß unter der weiblichen Kleidung ein Mann in die Festung gekommen sey. Der Commandant, welcher Verrath fürchtete, nahm daher eine genaue Durchsicht vor: die Frauen, junge und alte, zogen gegen die Sitte des Orients ohne Schleier an ihm vorüber. In Folge dieser Beschauung mußten mehr als zehn junge Armenier, welche sich unter weiblichen Schleiern verborgen hatten, den von Mauern umschlossenen und mit Kanonen besetzten Zufluchtsort verlassen.

„Nachdem man zwei Tage gewartet, erhoben sich morgens früh jenseits des Terek Staubwolken. Die Festung setzte sich in Bereitschaft. Die Kosaken gingen über den Fluß dem Feind entgegen, indem einer dem andern schwor, Weiber und Kinder nicht dem Strick und dem Schwert preiszugeben, nicht die heimischen Hütten verbrennen zu lassen und „mit dem Rücken in den Terek“ zu fallen, wenn sie den Hirten-Wolf nicht aufhalten könnten. Tataren, Christianulen und Okotschiren standen auf unserem Ufer wie eine Mauer. Alle übrigen lagen bei dem Pappelwalde im Hinterhalt. Der Commandant, der mit dem Platzmajor auf den Wällen umherging, sah durch die Fernröhre. Die Weiber weinten, die Kinder schrien, die Greise beteten. Die russischen und armenischen Geistlichen zogen mit den Heiligenbildern an den Mauern umher, sangen Gebete und besprengten die Christen mit Weihwasser. Alles war geschäftig, lärmte und lief umher. Nur die russischen Soldaten standen schweigend in Reihen da und faßten ihre Gewehre fester. Ohne Speise und Wein warteten sie den ganzen Tag auf den Hirten-Wolf, die ganze Nacht ohne Schlaf, und dann gingen sie nach ihren Wohnungen, ohne daß der Scheich gekommen wäre, welcher zwei Staniten am Terek ausplünderte, etliche Dörfer verbrannte und dann unerwartet von Kisläe nach den Bergen floh.“

Der Verfasser ärgert sich zum Schlusse sehr, daß der Hirten-Wolf so wohlfeil davon kam, und daß die Kisläer ihn nicht auf dem Rückweg verfolgten. Im Volk erzählt man, daß die Bergbewohner, welche mit Scheich Mansur nach Kislär zogen, plötzlich in den Sümpfen jenseits des Terek versunken, dessen hohes Schilf sie in der Nacht für eine Stadt ansahen, und daß jede Schilfstaude eine menschliche Stimme von sich gegeben und so die tapfern Panzerreiter in den Moor verlockt habe. Mit ihren Waffen, Helmen und Kleidern sollen am Morgen alle Sümpfe jenseits des Terek besetzt gewesen seyen. Wenn man diese wunderbare Sage auf natürlichem Wege erklärt, so kann man annehmen, daß der Belat,*) indem er die Schaaren auf verborgenem Wege nach der Stadt führen wollte, um sie von einer Seite anzugreifen, wo man es nicht erwartete, in der Dunkelheit der Nacht sich verirrte. Es konnte leicht sich ereignen, daß er in die beim Austreten des Terek ganz ungangbaren Sümpfe gerieth, denn beim Schmelzen von Eis und Schnee auf dem Kaukasus tritt der Terek mehr als einmal des Jahres über seine Ufer und bildet in den Steppen Seen und Sümpfe. Wahrscheinlich aber erklärt sich der rasche Abgang Scheich Mansurs dadurch, daß er Nachricht erhielt von dem Anrücken eines russischen Corps von 3000 Mann. So mußten die Bergbewohner abziehen zum Schutze ihrer eigenen Auls; einige mochten allerdings auch in den Sümpfen umkommen.

(Schluß folgt.)

*) Busalr, Trinklieder. „Busa“ bedeutet eigentlich „Hirse,“ aus welcher die Bergstämme ein Bier brauen, und „ir“ das Lied. Wenn man die Busa mit Baschilbaier wildem Honig kocht, der eine starke sinnverwirrende Eigenschaft hat, so gilt er noch für besser. Bei einem Räuberzug trinken die Bergvölker Busa in Menge und singen dazu chorweise ihre Lieder, welche meist die Thaten irgend eines kecken Räubers zum Gegenstande haben.

*) D. h. der Anführer. Von seiner Erfahrung und Vorsicht hängt der Erfolg eines Einfalls ab; er ist stets voran bald zu Pferd, bald zu Fuß. Geht der Einfall glücklich aus, so hat er zwei Antheile an der Beute.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1844.

Die Bulgaren.

(Aus Cyprien Roberts: Les Slaves de Turquie.)

2. Eintheilung. — Bevölkerung. — Städte und Dörfer.

Man kann zwei Bulgarien unterscheiden, eines im Norden, das andere im Süden des Balkans, ersteres gegen die Donau geneigt, letzteres gegen den an Griechenland gränzenden Theil des Mittelmeeres, bei den Bulgaren Belo-more-to, das Weiße Meer genannt. Das eine bietet alle walachischen und ungarischen Producte, letzteres alle griechischen. Man erkennt die nördlichen und südlichen Bulgaren an sehr unterscheidenden Zügen. Die des Nordens haben außer Ihrem Dialekt, der sich stark dem russischen nähert, viel mehr Tatarisches in ihren Sitten beibehalten, und somit dem Islam mehr Adepten geliefert, als die fast ganz hellenisirten Bulgaren des Südens. Die ersten, wild und roh, sind minder gastfrei gegen den Fremden, unterwürfiger gegen den Herrn, und sprechen mit einer solchen Schnelligkeit, daß ihre Sprache fast unverständlich wird. Die Sprache der südlichen Bulgaren, stark mit serbischen und griechischen Wendungen gemischt, hat einen sanftern, harmonischern Klang. Man bemerkt den Unterschied selbst an den Kindern: die im Süden kommen dem Reisenden lächelnd entgegen, die nördlichen fliehen bei seiner Annäherung. Man hat deßhalb Unrecht, Bulgarien als eine einzige Provinz zu betrachten, vielmehr ist es durch die Natur selbst in fünf oder sechs verschiedene Theile geschieden, wovon jeder eine Stadt von 30 bis 50,000 Einwohner als Hauptort hat. Diese Theile sind 1) Zagora, oder das transbalkanische Bulgarien, welches eine ziemlich starke, mit den Christen untermischte ottomanische Bevölkerung enthält; Hauptstadt Philippopel; 2) die Dobrudscha, die bulgarische Küste des schwarzen Meeres, wo noch jetzt nogaische, aus der Krim ausgewanderte Tataren umherziehen; Hauptstadt Varna; 3) das danubische Bulgarien; Hauptstadt Widdin; 4) Ober- oder Mittelbulgarien, wo sich in unzugänglichen Bergen die alte heilige Hauptstadt Sophia verbirgt, welche für die Nation dasselbe ist, wie Moskau für Rußland; endlich 5) das macedonische Bulgarien, das gegen den Golf von Contessa und den Athos-Berg ausläuft; Hauptstadt Seres. So verkehrt also Bulgarien mit zwei Meeren; über Varna erhält es die Producte Asiens und Rußlands, über Seres und Saloniki gelangt es nach Griechenland und allen Häfen des südlichen Europa's.

Zahlreiche Ursachen tragen zur fortdauernden Vermehrung der Bevölkerung bei, während die türkische Race sich auf allen Seiten zurückzieht. Die Ehen sind fruchtbar und die Sitten des Bulgaren rein, so daß er von den meisten Krankheiten, welche einen frühen Tod herbeiführen, frei ist. Die verheerenden Kriege ziehen über ihn hin, ohne ihn zu treffen; durch den stolzen Osmanen ist er vom Kriegsdienst ausgeschlossen, und die fast unaufhörlich herrschende Pest verschont in Bulgarien die Christen, welche sich zu schützen suchen, und rafft die fatalistischen Moslems hin. Bekanntlich kostet jede große Pest die Türkei eine Million Menschen; die des Jahres 1838 raffte in Bulgarien allein 86,000 Menschen hin, fast lauter Türken; die Städte Sophia und Philippopel zählten allein 29,000 Opfer, und zu Selvi, einer Stadt von 8000 Seelen, verschwand die ganze Bevölkerung.

Kein Theil des osmanischen Reichs ist so stark bevölkert wie Bulgarien; das Land ist voller Dörfer, die man aber an der Straße selten sieht, da sie wie die Hütten der Wilden versteckt sind. Meistens dehnt sich ein solches Dorf (selo) längs einer Wiese oder am Rande eines Baches aus, welcher ihm als Graben und natürliches Schutzmittel dient. Diese Dörfer folgen sich fast von Stunde zu Stunde. Jedes Selo besteht aus vier oder fünf Höfen oder Häusergruppen, welche durch einen Grasplatz von einander getrennt sind. Diese Höfe, von einer dicken Hecke umschlossen, erscheinen wie so viele Inseln im grünen Meere. Die Zahl der Hütten, welche einen solchen Hof bilden, ist gewöhnlich zehn bis zwölf; sie bestehen aus Weidengeflecht, so daß sie großen Körben gleichen, sind in die Erde eingesenkt und mit einem konischen Dach von Stroh oder übereinandergeworfenen Baumzweigen gedeckt. Hier hat jedes Geschöpf seine besondere Wohnung, die Hühner, die Schafe, die Schweine, die Ochsen und die Pferde. Mitten unter diesen zahlreichen Anhängseln bewohnt der bulga-

rische Bauer eine Hütte, die ihm als Keller, Kornkammer, Küche und Schlafkammer dient. Man schläft an der Erde auf Fellen, die um den Herd, d. h. um ein rundes Loch, ausgestreckt sind. Diese dunkeln Wohnungen erheben sich nur mit dem Dach über den Boden, man muß, um durch die sehr niedrige Thür einzutreten, einige Stufen hinabsteigen. Nichtsdestoweniger sind diese ärmlichen Gebäude sehr reinlich wegen der steten Aufmerksamkeit der unermüdlichen Baba (Hausfrau), für welche die Beschäftigung so unerläßlich ist, daß sie spinnt, selbst während sie ihre Erzeugnisse zu Markte trägt. Die nationale Eigenthümlichkeit der bulgarischen Städte fällt auf den ersten Anblick weniger auf, doch erkennt sie ein aufmerksames Auge bald. Es herrscht weniger Luxus als in den türkischen Städten, dagegen sind die zum Leben nothwendigen Gegenstände reichlicher vorhanden, während die Waffenbuden, welche im Orient den Glanz des Bazars bilden, in geringer Zahl und schwach besucht sind. Jede große bulgarische Stadt hat ihre Uhr in einem Thurm, welche die Stunden nach der türkischen Weise schlägt. Alle neueren Gebäude sind von Holz und selbst bei den öffentlichen Denkmälern ist der alte osmanische Glanz zur Aermlichkeit herabgesunken. Die meisten Städte, wie Sophia, Ternovo, Widdin, Philibe haben nur noch grobe Portale mit übergelegten Balken, so daß man in einen verheerten Pachthof zu treten glaubt. In diesen Städten bildet der Bulgare noch die Mehrzahl, aber seit vierthalb Jahrhunderten kann er nur noch eintreten, indem er vom Pferde steigt; er muß zu Fuß an den türkischen Schildwachen vorübergehen, und höchstens, wenn er sehr reich und angesehen ist, kann er auf einem Esel durch die Straßen reiten.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

I. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Mit den Wohnungen der Menschen sind auch die Spuren ihrer Arbeit aus dieser Gegend verschwunden. Oestlich von Rom erblickt man fast keine Spur von Bodencultur; auch ist hier das Erdreich derselben in der That nicht günstig, weil die übermäßige Trockenheit so gut Getreide und Gemüse, als Gras und Kräuter verdorren lassen würde. Nach dem Meere zu und überhaupt in den Niederungen ist es fruchtbarer, zum Theil sogar in einem ungemeinen Grade, weßhalb hier denn auch der Anbau bedeutender ist: so erscheint namentlich der Uferstrich zwischen Albano und dem Meere, wenn man von ersterem aus darüber hinblickt, dem Auge wie ein üppiger Garten. Doch darf man sich dadurch nicht täuschen lassen, denn auch der Graswuchs gewährt zu Zeiten dasselbe Bild. Aus eigener Anschauung, d. h. in der Nähe, habe ich aber die Campagna im Westen Roms nicht kennen gelernt, so daß ich darüber mit Bestimmtheit nichts berichten kann.

Im übrigen ist alles zur Weide brach liegendes Land. Gras und immer Gras ist es, worauf der Blick trifft, ohne auch nur einmal von einer Baumgruppe, ja in der nähern Umgebung Roms ohne auch nur von einem Busche angezogen zu werden. Wie der Anbau im allgemeinen, so fehlt auch jeder Baumwuchs dieser verödeten, schutzlos den Sonnenstrahlen preisgegebenen Fläche. Kahlheit ist der Fluch, der auf Italien zur Zeit noch lastet, und der durch den sorgsamen Garten- und Rebenbau nur künstlich verdeckt wird; nicht nur daß keine Wälder oder größere Baumpartien die Campagna schmücken, kein einziger Stamm breitet auf meilengroßen Flächen seine Krone aus, um dem sonnverbrannten Wanderer oder Arbeiter oder dem lechzenden Vieh Schatten, oder einem erfrischenden Quell in demselben seine Existenz zu gewähren. Denn diese gänzliche Baumlosigkeit ist nicht die geringste Ursache der Dürre und Unbebautheit der Campagna. Wie sehr beide in Wechselwirkung stehen, wie sehr sich Baumwuchs und Feuchtigkeit bedingen, davon liefert Italien den redendsten Beweis. Selbst die „Wälder" an der Meeresküste (Selva di Ostia und di Ardea) scheinen nur einem Euphemismus ihren Namen zu verdanken — ich bin wie gesagt in diesem westlichsten Theile nicht gewesen — wenigstens hindern sie den Blick aufs freie Meer vom Binnenlande aus nicht im geringsten, und die mit demselben Titel beehrten „Wälder" von Cisterna und Terracina unterstützen die obige Vermuthung bedeutend.

Wenn ich oben sagte, es breite sich vor dem Blicke nur eine unendliche Grasfläche aus, so ist auch dieß noch zu modificiren, indem es nur für die eine Hälfte des Jahres, etwa vom October bis zum Mai gilt. Im letztgenannten Monat nämlich fängt das Gras an unter der Gluth der Sonnenstrahlen zu verdorren, da die letzten Regenschauer im April zu fallen und vor dem Herbste nicht wiederzukehren pflegen. Im Julius und August ist fast kein grünes Hälmchen mehr zu sehen: alles nimmt eine gelbliche oder bräunliche Farbe an, und ist neben den Wegen weithin von einem weißen Staube bedeckt und ertödtet. Die glühende Atmosphäre steht unbeweglich über der schattenlosen Fläche; nur der vollends lähmende Scirocco bringt sie, und zugleich eine erstickende Staubwolke, mitunter wieder in Bewegung. Man kann dann stundenlang gehen, ohne einen Menschen oder nur ein erfreuliches Zeichen seiner Nähe zu erblicken. Ueberall eine wüstenartige Oede und Einsamkeit, überall Todtenstille! In dieser Periode hat die Campagna etwas abschreckendes, etwas trostloses, das man nur zu geneigt ist, für ihren eigenthümlichsten, ständigen Charakter zu halten. Weit entfernt aber, daß dem so wäre, ist vielmehr das üppige Grün, worin die Campagna zu anderen Zeiten prangt, ihr eigentliches charakteristisches Gewand, nicht nur weil überhaupt in den Lebensäußerungen, nicht in den Perioden der Erschöpfung die Grundbeschaffenheit alles Organischen aufzusuchen ist, sondern auch weil diese Periode der üppigen Vegetation die bei weitem größere Hälfte des Jahres vorherrscht, und dann die Campagna ihre einzigen segensreichen Wirkungen für den Menschen äußert.

Von der dann herrschenden Ueppigkeit macht man sich aber auch kaum einen Begriff. Kaum haben die ersten Herbst-

regen ihr befruchtendes Naß auf den lechzenden Erdboden ausgeschüttet, so beginnt wieder alles zu keimen und zu grünen. Bei dem Zusammenwirken der großen Wärme und der nöthigen Feuchtigkeit wächst alles unglaublich schnell und bald blüht mit den Gräsern und Kräutern ein ganz neues Leben in der Campagna auf. Unzählige Schaf- und Rinderheerden steigen vom Appennin herab, wohin sie die Dürre, Hitze und Ungesundigkeit der Campagna im Sommer gejagt hatte, und verbreiten sich malerisch über die grüne Fläche; wer ein Stückchen Land urbar gemacht hat, beackert, bepflanzt und pflegt es jetzt; zahllose Wagen und Fußgänger durcheilen nun die Wege der Campagna in jeder Richtung, rückkehrende Römer, welche ihren Sommeraufenthalt (Villeggiatura) in kühlern, gesünderen Gegenden genommen hatten, und die Bewohner der Umgegend, deren Verkehr mit der Hauptstadt halb unterbrochen, oder doch auf das Nothwendigste beschränkt war.

Mit der Rückkehr des Frühlings nimmt die Campagna vollends einen freundlichen Charakter an. Das dem Auge wohlthuende Grün bildet durch die oben erwähnten, geringen Bodenungleichheiten sanft anschwellende Hügel, die sich anmuthig wechselnd hinter einander gruppiren, und auf denen das frischgrüne Gras, welches eine bei uns schon wegen der bessern Bewirthschaftung unbekannte Höhe erreicht, in sanften Wellen wogt, wie in Deutschland die Kornfelder. Ueber diesem zarten Saftgrün ruht der reinblaue Himmel, und die Stille, welche in der heißen Jahreszeit wie Grabesstille dünkt, ist jetzt eher der in einem Gotteshause herrschenden vergleichbar, die das Gemüth den Eindrücken des Einfach-Erhabenen öffnet. Ueber den nächsten Umkreis um Rom hinaus, z. B. zwischen Civita vecchia und Monterone, wo Gebüsch in nicht geringer Menge auftritt, prangt dieß dann in schönster Blüthenfülle, namentlich das weißblühende Viburnum, Cythisus und Ginster mit ihren gelben Schmetterlingsblüthen, ja hie und da knospt schon ein Granatbaum zwischen dem dunkeln Grün der Myrthe. Die nächste Umgebung Roms hat dafür einen andern Ersatz, die malerischen Reste antiker Baudenkmale, welche, von Ephen umrankt, im Sommer den traurigen Eindruck der Campagna durch ihr ruinenartiges Aeußere noch erhöhen, im grünen Bilde des Frühlings aber die herrlichsten, imposantesten Anhaltungspunkte für den weitschweifenden Blick gewähren. — Ueberall hingegen bringt die Campagna eine Blume in ungeheurer Menge hervor, welche ihr zur höchsten Zierde gereicht, und, irre ich nicht, zu den Orchideen (Orchis papilionacea?) gehört. Sie hat lange, schmale Blätter, denen der Hyacinthe ähnlich, über welchen sich ein fußhoher Blüthenschaft erhebt, der viele große, rosenrothe Blüthen trägt. Die Blume (dem Gesammteindruck nach unserm blühenden Fussilago Farfara, wenn dessen Blätter noch klein sind, nicht unähnlich), ist für die Campagna, was die Crocus und Hyacinthen für die russischen Steppen, wie denn aus dem bisher Gesagten das Treffende des oben aufgestellten Vergleiches in jeder Hinsicht sich bestätigt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber ein Silbergefäß im Besitz des Grafen S. Stroganow.

(Aus dem Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland.)

Dieses merkwürdige, mit erhobener Bildnerei und orientalischen Schriftzügen versehene Kunstwerk ward in der Umgegend von Kertsch (Pantikapäon) gefunden. Eine lithographirte Zeichnung desselben ward auf Anlaß des Hrn. Staatsraths Frähn der Akademie früher vorgelegt; ein galvanoplastischer Abdruck, welcher der Güte des Besitzers verdankt wird, kam später hinzu und gestattete nähere Erörterungen über jenes räthselhafte Monument.

An Erklärung der Schriftzüge wird verzweifelt: der Künstler mochte in ihnen den allgemeinen Eindruck orientalischer Schrift bezwecken, wie auch auf griechischen und etruskischen Kunstdenkmälern eine so müßige Anwendung der Schrift nicht gar selten ist. Aber auch die künstlerische Beurtheilung der damit verbundenen Bildwerke ist schwierig. Aus ihren rings umlaufenden Figuren tritt als Hauptgruppe ein hochzeitlich gelagertes Paar hervor; dieses ist nach Gesichtsbildung und Tracht aller griechischen Kunstsitte entfremdet, und wie man dort eher asiatische als griechische Technik erkennen möchte, sind auch die nebenher musicirenden Affen in griechischer Sitte unerhört.

Dennoch trug Hr. G. kein Bedenken, diese Reliefs einer, wenn auch sehr verwilderten, griechischen Kunst beizumessen. Für griechisch kann die ganze übrige Darstellung — Zurüstungen des Hochzeitmahls durch Schweinopfer und herbeigeholtes Getränk — immerhin gelten; entschieden griechisch ist die gegenübergestellte Gruppe eines thronenden, mit dem Arme sein Haupt behaglich stützenden Zeus, vor welchem auf niederem Sitz eine kleinere Figur, vielleicht als Schutzflehender, sitzt. Griechisch ferner ist die Wellenverzierung am Rande des Gefäßes, und als griechisches Symbol des taurischen Chersones ist der Greif zu betrachten, dessen Vordertheil mit einem im Schnabel gehaltenen Kranz über dem Brautpaar schwebt.

Es mag also diese Schale ein Hochzeitsgeschenk vormaliger Bewohner des taurischen Chersones gewesen seyn, dessen aus Griechen und Barbaren gemischte Bevölkerung alle oben berührten Besonderheiten dieses Werkes im allgemeinen erklären muß, bis eine mehr ins einzelne gehende Erklärung aus der Analogie ähnlicher, im Antikenvorrath von St. Petersburg und Odessa vielleicht schon vorhandener Werke möglich wird. Hr. G. wußte für jetzt kein anderes ihm kund gewordenes Kunstwerk zu vergleichen, als die im Jahre 1838 bei Buseo in der Walachei gefundene goldene Schale, deren Reliefs jedoch nicht barbarisch-griechisch, sondern spät-römisch sind.

Mittheilungen über Kislär.

2. Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedlungen der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner.

(Schluß).

Die heranziehende Schaar der Russen, welche von Obrist Persy commandirt und in die waldigen Defiléen gelockt wurde, kam im hitzigen Kampfe mit den Bergbewohnern bis auf den letzten Mann um. Die Türken zogen später den Scheich zur Vertheidigung Anapa's herbei, wo er von den Russen gefangen genommen und auf Befehl der Kaiserin

Katharina nach Solowki geschickt wurde. Unter den Tschetschen geht das Gerücht, Scheich Mansur sey später wieder in die Berge zurückgekehrt; vielleicht aber war dieß ein Betrüger.

Im Jahre 1831 litt Kislär durch einen andern Fanatiker, Kasy Mullah. Im September gingen die Schaaren der Bergstämme unter seiner Anführung an drei Punkten zugleich über den Terek. Die eine zog nach dem tatarischen Quartier, die zweite nach der Staniza, die dritte nach dem Pappelwäldchen, wo eben damals eine Menge Menschen lustwandelten; Kasy Mullah selbst blieb mit der Hauptmacht jenseits des Terek.

Es war an einem Sonntag. Ruhig zogen eben die Armenier aus der Kirche nach Hause, die terischen Kosaken aber und die Christianien, in deren Capelle der Gottesdienst früher als in den andern Kirchen zu Ende geht, saßen an ihrem Mittagsmahl. Plötzlich ertönte das Gewehrfeuer und das Geschrei der Bergbewohner in den Straßen mischte sich mit dem verzweifelten Wehklagen der erschreckten Einwohner. Alles gerieth in Alarm, griff zu den Waffen und ein Handgemenge begann. Auf den Straßen und in den Häusern wurden Waffenlose, Kinder und Weiber gefangen genommen. In den Häusern am Terek konnten viele nicht einmal vom Essen aufstehen und fielen alsbald unter den Streichen der Räuber. Ein junger noch unerwachsener Kosake, der aus einem Hause herausschoß, tödtete sechs Räuber, bis sie sich seiner bemächtigen konnten, und ein ähnlicher Widerstand war in der Staniza allgemein. Die Einwohner verließen Haus und Habe und flohen nach der Veste. Der ganze Einfall dauerte nicht über zwei Stunden. Die Räuber plünderten ein russisches Kloster, mehrere Kirchen, viele Buden und Häuser, und zogen mit Beute, Gefangenen und ihren todten Gefährten beladen lärmend über den Terek zurück. Viele Kisläer befinden sich noch in Gefangenschaft.

Ein Brand fand nicht statt. Die Vorstadt der Georgier und überhaupt die vom Terek entfernten Theile der Stadt litten keinen Schaden. Der Angriff war so unerwartet, entschlossen und schnell ausgeführt, daß die Kisläer noch bis zum Abend sich nicht von ihrem Schrecken erholen konnten, und nur die Leichen auf den Straßen und in den Häusern, so wie die Spuren der gräulichen Verheerung überzeugten sie, daß es kein Traum, sondern furchtbare Wirklichkeit sey. Die Zahl der Räuber schätzen einige auf 800, andere auf 2000. Im Mai desselben Jahres befanden sich bei dem Angriff auf Tarki und die Veste Burnaja, die nur 120 Werste von Kislär entfernt sind, 8000 Bergbewohner bei Kasy Mullah.

Kleine Räubereien, wie das Hinwegführen einiger Menschen und das Fortführen von Vieh, waren früher in Kislär sehr häufig, namentlich zur Zeit, wo die Linie noch weniger militärisch eingerichtet war. Nachstehendes sind zwei Beispiele unter einer Menge ähnlicher Vorfälle, die im Gedächtniß der Kisläer leben und als Anekdoten erzählt werden.

In einem der Gärten, die sich einige Werste weit am Terek ausdehnen, erwartete an einem späten Abend ein Armenier, Namens Solue, seinen Freund zum Abendessen. Vor ihm auf einer mit einem schlechten Teppich bedeckten Bank stand in einem länglichen Kürbis der Tschichir zwischen hölzernen Schalen mit dünnem Weizenbrod (Tschurek) und Gebirgskäse (Bischtak). Er vernahm ein Geräusch an der Thüre, die aus Vorsicht von innen mit einem hölzernen Riegel verschlossen war, blickte durch das eiserne Fenstergitter hinaus und fragte: „Bist du es Astwagatur?“ Da er die Stimme seines Freundes vernahm, eilte er, den Riegel zurückzuschieben. Die Thüre öffnete sich mit Geräusch und herein traten zwei Tschetschen, und hinter ihnen an einem Strick, mit einem Knebel im Munde und mit auf den Rücken gebundenen Händen Astwagatur, den sie beim Herumstreichen zwischen den Gärten, nicht weit von Solues Wohnung, gefangen genommen hatten. Ein Tschetsche eilte sich eines Gewehres zu bemächtigen, das an der Mauer hing, der andere warf einen Strick um den Hals Solues, band ihm die Hände, und um seinem verzweifelten Geschrei ein Ende zu machen, verstopfte er ihm gleichfalls den Mund mit einem Knebel. Die stummen Bitten der Armenier und ihre Thränen rührten die Bergbewohner nicht. Sie plünderten das Haus, löschten das Feuer und führten ihre Gefangenen in den benachbarten Garten. Hier standen unter den Bäumen vereinzelt zwei kleine Häuschen und in einem derselben blinkte ein Feuer. Die Räuber schlichen sich an ein unerleuchtetes Fensterchen, zogen die Dolche und schlugen flüsternd den Gefangenen vor, entweder in der Minute zu sterben oder den Nachbar aus seinem Hause herauszurufen. Sie nahmen ihnen zu dem Ende den Knebel aus dem Munde und erneuerten ihre Drohungen. Die beiden Armenier liebten das Leben, und zogen den Verrath dem Tode vor. Der Nachbar fiel wie sie selbst in die Schlinge, und seine Wohnung wurde geplündert. Auf einem Umwege schleppten die Tschetschen ihre drei Gefangenen nach dem Terek und bürdeten ihnen ihre schwere Beute auf. Am Ufer standen ruhig die gesattelten Pferde der Räuber, jeder nahm einen Armenier hinter sich aufs Pferd, den dritten banden sie an den Schweif des einen und so setzten sie über den reißenden Terek. Solue, der mit schweren kupfernen Gefäßen und einem Fäßchen Kislärer Wein beladen war, verlor das Gleichgewicht, fiel vom Pferde und ertrank im Terek. Die andern Gefangenen wurden auf dem Bazar von Andrejewskaja verkauft gegen Salz und Pulver. Lange gingen sie von Hand zu Hand, bis sie endlich durch einige angesehene Armenier aus Mosdok losgekauft wurden.

Gegenwärtig bestehen solche Vorfälle nur noch in der Erinnerung der Einwohner von Kislär. (Dieß letztere scheint doch nicht ganz richtig; einigen Nachrichten zufolge soll vor zwei Jahren ein Einfall in Kislär unter Schamyl geschehen seyn, der in die Fußstapfen von Scheich Mansur und Kasy Mullah getreten ist, und noch in neuester Zeit sollen ähnliche Vorfälle sich ereignet haben.)

Miscellen.

Der Park von Chillingham, welcher dem Grafen Tankerville gehört, ist seit langer Zeit bekannt durch den Besitz einer Heerde wilden Rindviehes, wohl der einzigen in England und im ganzen Europa; leider wird diese Merkwürdigkeit, welche die Neugierde so vieler Reisenden anzog, wahrscheinlich jetzt verschwinden, denn unglückliche Umstände haben die Eigenthümer genöthigt solche zum Verkauf auszusetzen. So melden die Londoner Blätter nach dem Tyne Mercury.

Neue dramatische Stücke in Paris. Im vorigen Jahre wurden in Paris 178 neue Theaterstücke aufgeführt, darunter hatte das Odeon 27, Vaudeville, Variétés und Gymnase je 24, das Palais Royal 21, diese fünf Theatre also allein 120 Stücke. (Französische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1844.

Die Eröffnung des englischen Parlaments.

Man kann nicht sagen, daß dießmal die Erwartung auf die Eröffnung des Parlaments mehr als sonst gespannt gewesen, aber jedenfalls erwartete man nicht eine so folgenschwere Erklärung, wie sie gleich am ersten Tage gegeben wurde, indem Sir R. Peel sich dahin aussprach, daß er keine Aenderung in den Korngesetzen vorzunehmen gedenke. Handelte es sich dabei nur um diese letztern — so wichtig sie auch sind — so könnte man nichts darin erblicken, als das Beharren auf einer allerdings vielfach bestrittenen Ansicht; allein die Erklärung hat eine viel umfassendere Bedeutung, und heißt im Grunde nichts anders als: die vereinigte Aristokratie und Geistlichkeit will vor dem herandrängenden dritten Stande keinen Schritt mehr weichen. Die Schwäche, mit der die Organe der Whigs, als der vermittelnden Partei, sich aussprachen, beweist zur Genüge, daß ihre Zeit vorüber ist, und daß nicht mehr wie früher zwei aristokratische Parteien, sondern die eigentlichen Vorfechter der gesammten aristokratischen Partei und die demokratische Macht im Lande, so weit der Mittelstand sie repräsentirt, mit einander im Kampfe liegen. Diese demokratische Macht ist nur sehr schwach im Parlament repräsentirt, kann höchstens über 30 bis 40 Stimmen gebieten, übt also auf die Berathungen nur einen sehr untergeordneten Einfluß aus. Desto größer ist ihre Gewalt im Lande, und die Aristokratie ist nicht sparsam mit Vorwürfen, daß sie die ganze altenglische Verfassung untergraben wolle. Dieß ist bis zu einem gewissen Punkte allerdings wahr, denn wie jetzt die Sachen in England stehen, sind sämmtliche aristokratische Einrichtungen des Landes, die jetzige Verfassung des Oberhauses, die Hochkirche, das Erstgeburtsrecht, kurz die ganze jetzige Gesellschaftsverfassung bedroht. Diese aristokratischen Interessen haben die Gefahr der whiggischen Vermittlungsvorschläge erkannt, diese zurückgewiesen, und somit die Whigs als Partei vernichtet. Es ist also ergangen, wie bei allen großen politischen und socialen Kämpfen; die Vermittlungspartei, wenn man will, die wohldenkendste, aber auch dem Charakter nach die schwächste, ist zuerst erlegen. Das Schiboleth des Streits sind die Korngesetze, und man erkennt jetzt in England ziemlich allgemein an, daß nach Peels Erklärung der Streit nicht mehr wie seit Jahren um eine Wandelscala oder fixen Zoll, sondern um Wandelscala und gar keinen Zoll geht. Aristokratie und Mittelclasse stehen sich somit jetzt schroff gegenüber, und das politische Schauspiel, welches man seit anderthalbhundert Jahren in England aufführte, wird jetzt mit neuen Schauspielern und in viel ernsterer Weise aufgeführt werden. Wir wollen hier nicht in die Stellung der Anti-Cornlaw-League eingehen, in welche sich, um nicht den gesammten Halt über diese drohende Bewegung zu verlieren, nach altem Herkommen auch einige Personen der vornehmsten Aristokratie aufnehmen ließen; nicht auf Irland, dessen Zustand die Hochkirche zunächst mit einer furchtbaren Bresche bedroht, nicht auf Schottland, dessen freie Kirche einen erbitterten Kampf gegen das Patronat und somit gegen den Adel führt, sondern machen nur auf Nordamerika aufmerksam, mit dem keine Versöhnung zu schließen, außer durch eine gänzliche Aufhebung der Korngesetze. Aber dann sinkt der durchschnittliche Preis des Getreides und mit diesem der Grundbesitz um ein Viertheil bis ein Drittheil. Das alte, mit Schulden überbürdete England muß mit dem jungen fast abgabenfreien Nordamerika in eine Concurrenz treten, der Werth des Geldes muß steigen, die Last der furchtbaren Schuld wird immer drückender und es wird immer schwerer, die jetzigen Abgaben zu erheben. Diese Reihe von Folgerungen steht dem Geiste englischer Staatsmänner klar vor Augen und Peel hat sich darüber auch, ohne Amerika zu nennen, gleich am ersten Tage des Parlaments ohne Umschweife ausgesprochen. Vor dieser Folgenreihe scheut er, wie billig, zurück, und stellt sich auf den alten Standpunkt der Handelsgesetzgebung Englands. Wie lange er da sich halten wird, ist freilich die Frage, denn seine Stellung wird von allen Seiten, von der commerciellen, kirchlichen und politischen gleich stark angegriffen. Sehr wichtig und interessant zugleich ist die Frage, auf welche Seite sich in dem Kampfe der vierte Stand, d. h. die arbeitende Classe schlagen wird. Bis jetzt haben die Tories zuweilen mit ihr kokettirt, und sie hat sich durchaus von der League entfernt

gehalten, beides will aber bis jetzt nur wenig bedeuten, am Ende wird wohl diese Classe demjenigen Theil zufallen, der ihr die meisten reellen Vortheilen zu bieten vermag. In dieser Beziehung haben die Tories, weil sie im Besitz der Regierungsgewalt sind, einen großen Schritt voraus, aber sie können diese Classe nur gewinnen, indem sie ihr einen Theil der unerträglich gewordenen Lasten abnehmen, und auf die Schultern der Reichen, d. h. auf ihre eigenen und die der Mittelclasse wälzen. Ohne bedeutende Opfer wird also kein Theil siegen.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Eines aber vindicirt die Campagna als etwas Eigenthümliches, dem kein Ort in der Welt etwas Aehnliches entgegensetzen kann, — die Aquäducte. Viele der berühmten antiken Baudenkmale Roms liegen in der Campagna zerstreut, z. B. das Grabmal der Cäcilia Metella, der Circus des Caracalla, der Torre degli Schiavi und unzählige andere minder bedeutende. Aber sie gehören als einzelne Bauwerke zu den Merkwürdigkeiten Roms, der Stadt, nicht zu einem Bilde der Campagna; wie fern sie auch zu dem letztern gehören, ist ihrer schon oben Erwähnung geschehen. Die Aquäducte gehören aber ganz der Campagna an und drücken ihr ein eigenthümliches Gepräge auf. Einzelne Wasserleitungen hat freilich jeder Erdtheil der alten Welt aufzuweisen, und namentlich die arabischen mögen wohl die römischen an einzelnen Schönheiten noch übertreffen. Aber nirgend machen sie wie hier einen Hauptbestandtheil der ganzen Landschaft aus, nirgend sind sie zu so kolossalen Werken aufgethürmt, nirgend zu einer solchen Zahl angewachsen, als bei Rom, und das ist auch sehr natürlich, weil keine Stadt der Welt in solchem Maaße Weltstadt gewesen ist als Rom. In unabsehbaren Linien durchziehen diese Wunderwerke der alten Baukunst die flache Campagna, aus weiter Ferne wie einförmige Mauern oder Erdwälle erscheinend, in der Nähe aber die mannichfachsten, großartigsten und lieblichsten Bilder gewährend. An den höhern Stellen des Bodens genügen einfache Bögen, um das Wasser in der erforderlichen Höhe fortzuleiten, in den Niederungen dagegen ruhen oft 2 bis 3 Bögen über einander. Steht man unmittelbar davor und betrachtet solche übereinander stehende Arkaden, die oft eine Höhe von 60 Fuß haben, alles aus den herrlichsten Quadern zusammengefügt, so kann man die Schönheit und Großartigkeit dieses einzelnen Stückes nicht genug bewundern; und wenn man das Ende dieses Bogenzuges in meilenweiter Entfernung als eine kleine, fußhohe Mauer verschwinden sieht, so kann man sich nicht denken, daß diese ganze Reihe aus solchen ungeheuren Bögen, wie man sie vor sich sieht, bestehe, und schwindelt bei dem Gedanken, daß solcher gigantischer Bogenzüge eine ganze Menge die Campagna überspannen. Entfernt man sich dagegen nur eine Viertelstunde weit von der Reihe, deren Großartigkeit man eben nicht zu erfassen vermochte, so schrumpft sie in der endlosen Umgebung der flachen Campagna alsobald zu einem winzigen Damme zusammen, namentlich nach den beiden Endpunkten zu. Diese ungeheuren Linien hören dann auf als Bauwerk sich darzustellen; sie scheinen gleichsam ein Stück des Bodens, also der Natur auszumachen, der beste Beweis unübertroffener Großartigkeit.

Zwischen Rom und dem Albaner-Gebirge ist vorzüglich diese Welt der Aquäducte. Hier erblickt man noch die Ueberreste der Aqua Tepula, Julia, Virgo, Claudia und des Anio Novus, bald parallel neben einander hinlaufend, bald eine plötzliche Wendung machend, bald sich vereinigend, bald in abgerissenen Fragmenten dastehend. Nur Eine Wasserleitung, die der Aqua Virgo, befindet sich links der Straße nach Tivoli, die Aqua Alsietina und Trajana aber kommen von dem See von Bracciano, nordwestlich von Rom, her, indessen fast ganz in unterirdischen Canälen, weil sich nach dieser Seite Hügel bis nach Rom hinziehen. — Nicht weniger als vierzehn solcher Wasserleitungen führten dem alten Rom seinen Bedarf an Wasser zu, und wenn man bedenkt, wie reichlich die drei jetzt allein noch thätigen die Stadt mit Wasser versehen, so daß nicht allein fast jedes Haus seinen eigenen Brunnen, sondern auch jeder Platz seine Fontaine, einige sogar ungeheure Wasserbassins haben, in welche sich unaufhörlich Ströme von Wasser stürzen, so weiß man kaum, was man mehr bewundern soll, jene unabsehbaren Bauwerke, oder diese ungeheure Wassermasse, deren Bedarf und Verbrauch in der Vorzeit nur die Naumachien einigermaßen zu erklären scheinen. Die drei erhaltenen Aquäducte sind die der „Aqua Virgo" (jetzt Aqua Vergine oder Fontana di Trevi), der „Aqua Claudia" (jetzt Aqua felice oder di Termini) und der „Aqua Trajana" (jetzt Aqua Paola) genannt. Letztere fließt, wie gesagt, unterirdisch; die Leitungen der beiden erstern haben durch die modernen Restaurationen, gewöhnlich aus massiven, weißübertünchten Mauern bestehend, an ihrer Schönheit viel verloren; desto herrlicher erscheinen die Ueberreste der zerstörten. Sie laufen oft mehrere hundert Schritte vollkommen erhalten hin; dann folgen einige einzeln stehende Bögen, oder hie und da sind sie halb eingestürzt. Diese an und für sich schönen Bogenreihen werden durch die Zeichen des Alters und der Verwahrlosung noch malerischer gemacht. Ueberall ranken Epheu und andere Schlingpflanzen durch die Spalten des alten Gemäuers, auf dessen obern Theilen hohe Doldenpflanzen schwanken, während ein alter Feigenbaum oder sonstiges Gebüsch, namentlich die schöne Cercis siliquastrum, ihren Fuß verdeckt. Man könnte an derselben Wasserleitung von ihrem Anfange bis zum Ende hingehen, und würde an jedem Pfeiler neue Schönheiten entdecken, durch jeden Bogen ein liebliches Bild eingerahmt sehen; denn die Aussichten, deren man in der Campagna genießt, sind zauberisch schön, und gehören zur Vollständigkeit eines übersichtlichen Bildes der Campagna, wenn gleich nicht mehr zur letztern selbst, indem diese Gegenstände, welche den Reiz

der Landschaft bilden, eben die Gränzen der Campagna bezeichnen.*)

Sofern wir als deren Grundcharakter Flachheit und Unangebautheit erkannt haben, gehört Rom selbst, die Stadt der sieben Hügel, nicht mehr zur Campagna, sondern liegt inselförmig darin. Sie bietet mit ihren unzähligen Thürmen, prachtvollen Villen, majestätischen Ruinen und weit in die Campagna hinausreichenden Gärten, von fast jedem Standpunkte, vorzüglich aus der Nähe überraschende Ansichten dar. Die schönste Zierde der Landschaft aber, das was ihr den südländischen Zauber ausdrückt, bilden die Gebirge nach Osten, die sogenannten Sabiner- und Albaner-Gebirge.

Sie erscheinen in der Landschaft als ein langer Bergrücken, in den anmuthigsten Linien ausgeschweift, vom kegelförmigen Monte cavo majestätisch überragt, gewöhnlich im tiefsten Blau, worauf die vielen freundlichen Ortschaften Frascati, Albano, Rocca di Papa u. a. m. blendend weiß erglänzen, zuweilen mit jenem sanften Purpur von der untergehenden Sonne übergossen, welcher den italienischen Landschaften ihre wunderbare Farbenpracht verleiht, die man auf Gemälden oft für unnatürlich zu halten geneigt ist. Die violet-rothen Berge nebst den vielen Ortschaften, deren Weiß von einem matten Rosaschimmer angeflogen ist, erscheinen dann wie in einem Heiligenscheine verklärt. Diese Gebirge sieht man natürlich ihrer Höhe wegen von fast jedem Punkte der Campagna, am schönsten aber von den Hügeln Roms, wo irgend ein interessantes Bauwerk, eine schattige Villa oder dergleichen den Vordergrund bildet, die ganze Gebirgskette am vollständigsten überschaut wird, an ihrem südlichen Endpunkte vom Monte cavo, am nördlichen vom alten Horazischen Soracte begränzt, und wo die inmittenliegende Campagna ihrer Flachheit und Einförmigkeit wegen von dem ohne Anhalt darüber weggleitenden Blicke übersehen wird, indem selbst die langen Reihen der Aquäducte, aus dieser Entfernung gesehen, nach dem oben gesagten nicht geeignet sind das Auge zu fesseln.

So viel Reize, der mit Blumen durchwirkte, üppige Grasteppich der Campagna selbst, mit der ausgesuchtesten Staffage an Heerden und Hirten, Landfuhrwerken und Albaner-Mädchen, die schönen Bergformen, die wunderbaren Lichteffecte, die malerischen Wasserleitungen, die einsamen Ruinen können nur einem blöden Auge entgehen. Deßhalb sieht man denn auch unaufhörlich die Maler aller Nationen mit ihrer Mappe und ihren Riesenschirmen die Campagna durchstreifen, um einzelne pittoreske Partien oder die ganze Landschaft auf die Leinwand zu bringen.

Außer diesen unermüdlichen Kunstjüngern trifft der einsame Wanderer in den heißen Monaten nur noch auf eine Art lebender Wesen — die Eidechsen. Zu Tausenden schießen diese behenden Thierchen auf der weiten Fläche umher, in dem hohen Grase und unzähligen Löchern ein sicheres Asyl findend. Sie gehören fast alle den beiden schönen Arten Lacerta ocellata und viridis an; die größten sind mit dem Schwanz über einen Fuß lang. Vorzüglich die letztere Art zeichnet sich durch ihre intensive, saftgrüne Farbe aus, und dient den Bronzearbeitern in Rom häufig zum Modell. Sie machen über ein eben getödtetes Exemplar eine Form, in welche sie die flüssige Masse hineingießen, wodurch das Product nicht nur die naturgetreue Gestalt erhält, sondern ihm auch der Stempel des frischesten Lebens aufgedrückt wird, so daß die Täuschung fast vollkommen ist, da man auch die grüne Farbe des Thieres sehr treu wiederzugeben versteht. Andere Thiere habe ich in der Campagna, Insecten ausgenommen, nirgendwo bemerkt, nicht einmal Vögel. Ob auch sie das Terrain scheuen, oder ob die allgemeine Armuth der Fauna Italiens hier aus natürlichen Gründen am bemerkbarsten hervortritt, weil nämlich die baumlose Campagna weder Schutz noch Nahrung gewährt, mag dahingestellt bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nichtsdestoweniger haben die Unrecht, welche auf diesen Grund hin jede Schönerklärung der Campagna für eine unbegreifliche Sucht, oder für eine Verwechslung der Aussicht mit der Landschaft selbst, worin man sich befindet, erklären; denn wie wir oben sahen, entwickelt der Boden der Campagna selbst zu Zeiten seine ganz eigenthümlichen Reize, die freilich von manchen nicht gesehen, oder wenigstens nicht empfunden werden mögen.

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

Wir haben jetzt Ahmed in seiner innern Verwaltung zu folgen. Indem er den Titel eines Pascha der Regentschaft annahm, worin ihn die Pforte, wenn auch nicht durch officielles Decret, doch wenigstens durch die Sendung von Agenten, welche mündlich oder schriftlich ihm diesen Titel gaben, bestätigte, hatte er alle Souveränetätsrechte sich beigelegt. So vereinte er die ganze politische und gesetzgebende Gewalt in seiner Hand, und diese unbeschränkte, auch nicht mehr durch das Gegengewicht der türkischen Miliz gemäßigte Macht artete bald in eine entsetzliche Tyrannei aus. Anfangs behandelte er diese unglücklichen Bevölkerungen mit einiger Milde, bald aber überhäufte er sie mit Steuern und Lasten aller Art. Pomphaft und verschwenderisch fehlte es ihm stets an Geld, er verschaffte es sich aber um jeden Preis, und wenn einige entfernte Stämme, aufgeregt durch die großen Familien, denen sie gehorchten, die Auflagen verweigerten, wurden sie unbarmherzig decimirt, meist aber unterwarfen sie sich sogleich, sobald nur die Truppen des Pascha auf ihrem Gebiet erschienen. Seit die Regentschaft Algier in den Händen der Franzosen war, wußten die Stämme nicht, an wen sie sich wenden sollten, und unterwarfen sich, wenn auch murrend, dem Gesetz der Nothwendigkeit. Daher kam es, daß kein ernstlicher Aufstand während der sieben Jahre seiner Verwaltung nach dem Sturze Hussein-Dey's ausbrach.

Manche Stämme schüttelten freilich, im Vertrauen auf die natürliche Vertheidigung, welche ihnen ein von Schluchten und unzugänglichen Bergen durchzogenes Gebiet gewährten, das Joch ab oder trieben Straßenraub. Aber stets ereilte sie die Strafe, und diese war fürchterlich. Wo der Bey nicht mit Gewalt zum Ziel gelangte, nahm er seine Zuflucht zur List, und erreichte so oft noch sicherer seinen Zweck. Man erzählt in dieser Beziehung mehrere Beispiele, unter denen wir nachfolgende ausheben.

Im Jahre 1833 hatten einige Leute vom Stamme Uled Omar, welcher das Gebiet von Zemul bewohnt, Reisende auf der Heerstraße ausgeplündert, und man gab ihnen auch einige Mordthaten Schuld, die zu derselben Zeit in diesem Theil der Provinz verübt worden waren. Ahmed Bey, hievon unterrichtet und nicht geneigt, die Urheber dieser Verbrechen auf die hohen Gipfel ihrer Berge zu verfolgen, stellte sich, als lasse er ihnen Gnade angedeihen und ließ ihnen bloß sagen, daß sie künftig nicht in solche Räubereien verfallen sollten. Die Uled Omar glaubten an die Verzeihung Ahmeds, aber nach einigen Monaten lud dieser sie ein, in die Nähe von Constantine zu kommen, um sich seinen Reitern auf einer Razzia anzuschließen. Gelockt durch den Reiz der Beute, welche gewöhnlich der Lohn solcher Züge ist, machten sie sich ohne Mißtrauen auf den Weg und lagerten, 110 an der Zahl, in einer Entfernung von 4 Stunden von Constantine. Kurz darauf erschienen bei ihrem Lager die Mkhall (berittene Musketiere) des Bey, umringten sie von allen Seiten, doch ohne einen feindlichen Anschein, und vorgeblich nur, um das gemeinsame Bivouac zu bewachen. Mitten in der Nacht weckte man die Araber und kündigte ihnen an, daß es Zeit zum Aufbruch sey; zugleich gab man ihnen Befehl, je zehn und zehn sich zum Oberaufseher zu begeben und Patronen in Empfang zu nehmen. Hier fanden sie den Yataghan in der Faust und von einer starken bewaffneten Truppe umgeben einen der Henker des Bey, der sich der Unglücklichen bemächtigte und sie bis auf den letzten Mann enthauptete. Das Zelt, wo diese blutige Scene vorging, hatte zwei Ausgänge, einen durch welchen die Araber eintraten und den andern, durch den man ihre blutigen Leichen hinaustrug. Der Tschausch, der in dieser schrecklichen Nacht das Henkeramt versah und 110 Köpfe abschlug, war ein gewisser Tozbil, der jetzt ruhig zu Constantine als Kaffeeschenk lebt.

Im Jahre 1835 bediente sich Ahmed fast derselben List, um den Stamm der Uled Jahja-ben-Idir zu strafen, der einige Karawanen, die von Constantine nach Tunis zogen, angegriffen haben sollte. Nur stellte sich der Bey dießmal, als hätte er gar keine Kenntniß von der Sache, und lud die Uled Jahja, ohne in seinem Brief die geringste Anspielung zu machen, nach einem bestimmten Ort ein, um ihn auf einem beabsichtigten Zug gegen einige widerspänstige Stämme zu unterstützen. Sie kamen an den bezeichneten Ort und Ahmed ließ den fünfzig Vornehmsten die Köpfe abschlagen, die andern kamen mit einer ungeheuren Geldstrafe los.

Das Jahr zuvor hatte er gegen die Araber des Berges Aureß einen Zug unternommen, und gleich am Abend seiner Ankunft an Ort und Stelle waren fünf seiner Kamele einige Schritte von seinem eigenen Zelt durch Räuber aus einem benachbarten Stamm weggeführt worden. Als Ahmed den Diebstahl erfuhr, gerieth er in einen heftigen Zorn, und sprach von nichts geringerem als einer Ausrottung des ganzen Stammes, zu dem die Räuber gehörten; bald aber bedachte er sich, und befahl in ruhigerem Tone, neue Kamele auf dieselbe Stelle zu führen, wo den Abend zuvor der Diebstahl begangen worden war, aber einige seiner schrecklichen Esbahya erhielten Befehl sich in den umliegenden Gebüschen zu verbergen und scharfe Wache zu halten. Am folgenden Morgen führte man einen Araber herbei, der in die Schlinge gefallen und in dem Augenblick, wo er den Diebstahl erneuern wollte, von den Spahis ergriffen worden war. Ahmed befahl den Unglücklichen seinen hungrigen Hunden, die auf solche Mahlzeiten dressirt gewesen und ihn auf allen seinen Zügen begleitet haben sollen, preiszugeben.

Ein Aufstand des Stammes El Amamarah im August 1835 wurde durch die Hinrichtung von 70 der einflußreichsten und vermöglichsten Männer dieses Stammes bestraft. Ahmed Bey hatte sich durch solche Grausamkeiten den Geist der Bevölkerung mehr und mehr entfremdet, aber er fand eine sichere Hülfe oder vielmehr blinde Werkzeuge in den Arabern der Sahara, unter denen er herangewachsen war, und denen er überdieß durch seine Verwandtschaft mit der Familie Ben Ghana nahe stand. Diese Menschen, welche durch die Entlegenheit ihrer Heimath, durch die Verschiedenheit der Sitten und des Ursprungs den andern Bewohnern der Provinz gleichsam fremd waren, behandelten diese wie ein erobertes Volk. Ihre Zahl stieg auf 4000 Reiter, ohne Widerspruch die besten der Provinz und vielleicht der ganzen Regentschaft. Die Schnelligkeit ihres Marsches und ihre Gewandtheit im Plündern machte sie zu den unaufhörlichen Razzias, welche die blutige Verwaltung Hadschi Ahmeds bezeichneten, besonders geeignet, und wahrscheinlich hätte dieser ohne solche Hülfe sich mitten unter dem wachsenden Hasse nicht halten können. Aber er beging nicht bloß ein häßliches Verbrechen, sondern auch einen ernsten Fehler, als er, nach allgemeiner Meinung durch seine unersättliche Habsucht getrieben, einen seiner Oheime und Wohlthäter, Bu'l Kheras-ben-Ghana, den Bruder seiner Mutter, der seine Kindheit beschützt und dessen unermeßliches Vermögen für ihn eine unwiderstehliche Lockung geworden war, ermorden ließ. Auch dessen Sohn theilte dieß Schicksal, und dieser doppelte Mord, so sehr ihn auch Ahmed durch die Beschuldigung des Verraths zu beschönigen suchte, richtete ihn für immer in der öffentlichen Meinung zu Grunde.

Er suchte auch mehrmals den Scheich der berühmten eisernen Thore, El Hadschi Mohammed Tobbal, der Gelähmte genannt, dessen Herrschaft sich sehr weit ausdehnte und der große Reichthümer besaß, ermorden zu lassen. Der junge Hamdan berichtet, daß dieser Scheich, bei welchem er und sein Vater auf ihrem Wege nach Constantine sich aufhielten, ihnen das Wasser zum Abwaschen nach der Mahlzeit in goldenen Schalen anbieten ließ, und daß die Schüsseln, in denen man es auffing, von demselben Metall waren. Außer Stand, Ahmed offenen Widerstand zu leisten, floh der Gelähmte, der für sein Leben besorgt war, zu dem mächtigen Stamm der Beni Abbas, wo sich der Bey einige Zeit nachher seiner bemächtigte. Er wurde nach Constantine gebracht, wo er über ein Jahr im Kerker blieb, und dann erst sich loskaufen konnte. Dieß geschah nur wenige Monate vor der ersten Expedition der Franzosen gegen Constantine. Während der Belagerung war Hadschi Tobbal, der durch sein gutes Geld sich wieder die Gnade seines Herrn erworben hatte, nebst Ben Aissa mit der Vertheidigung der Stadt beauftragt, und im nächstfolgenden Monat Januar (1837) setzte Hadschi Ahmed seinen keineswegs uneigennützigen Gunstbezeugungen die Krone auf, indem er Hadschi Tobbals Tochter heurathete, welche ihm eine Mitgift von 200,000 Budschus (380,000 Fr.) mitbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Schottland. Die englischen Blätter melden abermals ein Erdbeben oder vielmehr einige leichte Stöße in dem schon so oft erschreckten Ort Comrie in Schottland. Der Schilderung nach sollte man beinahe vermuthen, als ob die Ursache derselben der Oberfläche der Erde näher rücke, denn man meldet jetzt von einem unterirdischen Rollen, dessen früher, so viel wir wissen, nicht gedacht wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1844.

Ueber einige Namen des Elephanten.

Das September- und Octoberheft des Journal Asiatique enthält von Hrn. Pictet einen merkwürdigen, aber auch etwas kuriosen Aufsatz über diesen Gegenstand, dessen wir namentlich darum erwähnen, weil der Verfasser im Sinne zu haben scheint, die Namen mehrerer Thiere in ähnlicher Weise zu behandeln. Wir werden uns wohl hüten, unsere Leser durch das Labyrinth seiner etymologischen Deductionen zu führen, und halten uns bloß an einige Resultate, die in historischer und zum Theil auch in geographischer Beziehung von Interesse sind. Das Merkwürdigste ist ohne Zweifel der Name „Elephant" selbst, der von den Griechen zu allen abendländischen Völkern Europa's ging, während die Skandinavier und die Slaven ganz andere Namen haben. Hr. Pictet leitet mit viel Wahrscheinlichkeit diesen Namen von Airavana oder Airawanta *) dem Elephanten, welcher den Gott Indra trägt, ab, und sagt darüber: „wenn man erwägt, daß dieß lange viersylbige Wort eine wirkliche, keineswegs bloß um des Etymologisirens willen erfundene Form ist, und den König der Elephanten bezeichnet, so wird man zugeben, daß dieß Zusammentreffen des griechischen mit dem Sanskritwort nicht wohl zufällig seyn kann. Ich habe nicht nöthig aufmerksam zu machen, wie wichtig die Uebertragung des indischen mythologischen Namens nach Griechenland ist in einer so frühen Periode wie Homer.**) Es wäre dieß ein neuer, schlagender Beweis des hohen Alters der religiösen Mythen Indiens, die man trotz aller Zeugnisse noch immer manchmal in Zweifel zu ziehen sucht."

Wir wollen diese Ableitung gelten lassen, obgleich Hr. Pictet einen Hauptumstand nicht nachweist, nämlich wie es kommt, daß die zwischen Griechenland und Indien liegenden Völker den Namen nicht haben. Perser und Araber nennen den Elephanten Pil oder Fil, den Hr. Pictet nicht mit sonderlichem Glück gleichfalls aus dem Indischen abzuleiten sucht, und der vielleicht eben sowohl afrikanischen Ursprungs seyn kann, denn Afrika ist so gut ein Heimathland des Elephanten, wie nur immer Indien. Indeß ist so viel richtig, daß der Name Pil oder Fil nicht bloß im Persischen, sondern auch in den indopersischen Dialekten des Solimangebirgs, bei den Kurden, Armeniern und Georgiern vorhanden, also doch wohl eher den Weg aus Indien nach Nordwesten, als aus Süden genommen hat. Merkwürdig ist es, daß der Name „Fil" in den skandinavischen Sprachen sich wieder findet; die Sache erklärt sich aber sehr leicht, indem die Skandinavier auf ihren Seezügen von den Arabern des Mittelmeers gewiß früher den Elephanten und das Elfenbein kennen lernten, als das lateinisch-griechische Wort „Elephant" durch die Deutschen zu ihnen gelangte.

Nicht sehr glücklich scheint uns Hr. Pictet mit der Ableitung des slawischen Namens für den Elephanten, welcher slon lautet. Er ist zwar nicht verlegen, gleichfalls eine indische Wurzel ausfindig zu machen, bemerkt aber nicht mit Unrecht, daß sich auf keine Weise bis jetzt nachweisen lasse, wie dieser Name aus Indien zu den Slawen habe kommen können, ohne Spuren in den zwischenliegenden Sprachen zu hinterlassen. Diese Worte finden jedoch auch ihre Anwendung auf Hr. Pictets Erklärung des Wortes Elephant, das sich, wie erwähnt, schon bei Homer findet. Am wichtigsten ist wohl die Ableitung des lateinischen Worts barrus, das in dem indischen Varu, der Kriegselephant, seine sicherste Erklärung findet, und wovon dann die lateinischen Worte barrire und barritus zur Bezeichnung des Geschreies der Elephanten abgeleitet sind.

Der Versuch, die verschiedenen Namen des Elephanten historisch nachzuweisen, scheint uns nicht sehr gelungen, indeß ist auf diesem Wege doch für die Erklärung mancher Gegenstände der alten Geographie und der Handelsverbindungen aller Völker noch manches zu gewinnen, wenn gleich das Feld ziemlich dornenvoll ist. Das zweite Thier, was Hr. Pictet wohl zu behandeln versuchen wird, ist das Kamel, dessen verschiedene Namen gleichfalls zu interessanten Untersuchungen Anlaß geben.

*) Der Uebergang von r in l darf nicht stören.

**) Homer braucht das Wort „Elephant" für Elfenbein.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Menschen ist es nicht allein der Hitzegrad, welcher die Einsamkeit und unheimliche Oede dieses Landstrichs bewirkt, sondern anerkannt die Beschaffenheit des Bodens und der darüber schwebenden Atmosphäre, d. h. die schlechten Ausdünstungen des erstern. Dieß ist ein Gegenstand, über den man schon so viel geschrieben hat, ohne auch nur der wahren Ursache gründlich auf die Spur zu kommen, geschweige eine ausführbare Abhülfe ausfindig gemacht zu haben, daß es nicht nur überflüssig, sondern von einem Laien sogar anmaßend wäre, die Ansichten darüber zu critisiren oder gar neue Hypothesen darüber aufstellen zu wollen. Die Thatsache steht fest, daß in der heißen Jahreszeit der Aufenthalt in der Campagna, namentlich an gewissen Stellen, höchst ungesund ist, daß dieß einen Hauptgrund ihrer Unangebautheit abgibt, und daß man noch kein Mittel entdeckt hat, dem Uebel abzuhelfen. So wurde namentlich unter französischer Herrschaft einmal der Versuch gemacht, durch Anpflanzung von Bäumen die Luft zu verbessern, aber ohne allen Erfolg! Freilich fehlt diesem Versuche wohl das Hauptcriterium für die Beurtheilung, nämlich angestrengte Fortsetzung in großem Maaßstabe während der erforderlichen Zeit; denn jetzt, wo sich ungefähr die heilsamen Folgen zeigen könnten, ist die Campagna schon wieder so kahl wie möglich. Ueberhaupt aber möchte allen derartigen Vorschlägen und Versuchen der doppelte Vorwurf entgegenstehen, daß sie einestheils nur eine mitwirkende Ursache, nicht die vielen zusammenwirkenden auf einmal zu beseitigen streben, andrerseits aber das Uebel überhaupt nicht bei der Wurzel angreifen, d. h. die schlechte Gesetzgebung in national-ökonomischer Beziehung und namentlich über bäuerliche Verhältnisse verbessern.

(Die ganze Campagna fast gehört nämlich wenigen großen Grundeigenthümern, die ihre Theile entweder verpachten, wobei also der Bewirthschafter kein Interesse zur Verbesserung, sondern lediglich zur Aussaugung hat — wenn er das Land anders nicht lediglich als Weide benützt — oder sie für sich verwalten lassen, wo sie denn zufrieden sind, wenn die ungeheuren Flächen einige Schafe ernähren. Kaum der Anfang ist jetzt gemacht, ich glaube von der überhaupt so liberalen und weiterstrebenden Familie Borghese, den Boden der Campagna zu parcelliren und in Erbpacht zu geben, und der Erfolg soll ein höchst glücklicher seyn. Eine hinreichend sichere Beurtheilung würde auch hier erst möglich werden, wenn die ganze Campagna auf diese Art cultivirt oder resp. mit Waldungen bepflanzt, an den feuchten Stellen aber ausgetrocknet würde).

Woher die schlechten Ausdünstungen kommen, ist in der That fast unbegreiflich; denn während dergleichen Miasmen gewöhnlich aus Sümpfen aufsteigen, ist es hier geade das Gegentheil, eine trockene, verbrannte Ebene, welche die Luft darüber verdirbt. Zwar sind in der Nähe, nämlich am ganzen Meeresstrande hinunter, auch Sümpfe, denen man jene Wirkung allenfalls zuschreiben könnte; allein dann könnte doch die Atmosphäre über den trocknen, mehr landeinwärts gelegenen Stellen nicht fortwährend gleich ungesund seyn, sondern nur, wenn der Wind von jener Seite her wehte; auch müßte dieser dann das Miasma weiter nach den Bergen zu tragen. Von der erstern Unterscheidung weiß man aber an Ort und Stelle nichts, und ebenso wenig tritt die letzte Folge ein. Vielmehr haftet die schlechte Luft so unbeweglich am niedern Boden der Campagna, daß z. B. in der Stadt Rom die Wohnungen auf dem Monte Pincio, also in dem höchsten Stadttheile, für weit gesünder gehalten werden, als die auf dem Campus Martius und in Trastevere gelegenen. Gerade die Berge aber, welche der Wind, wenn er die schlechte Luft der Campagna erst aus den Sümpfen zuführte, nicht weniger damit versorgen müßte, die Sabiner- und Albaner-Gebirge nämlich, kennen die Aria cattiva so wenig, daß sie vielmehr den vor dem Fieber aus Rom Fliehenden beständig im Sommer zum Aufenthalte dienen.

Das sogenannte klimatische (eine Art Wechsel-) Fieber, welches von dieser Aria cattiva (auch mal' aria, ungesunde Luft) erzeugt wird, ist eine furchtbare Plage: alles, was sich länger in solchen Gegenden aufhält, verfällt ihm. In der Erntezeit nun, wo die Leute aus der Umgegend, und oft von weit her, sich zum Mähen des Grases und des wenigen Getreides in der Campagna verdingen, weil ein hoher Tagelohn der auseinandergesetzten Umstände halber gezahlt wird, wüthet die Krankheit entsetzlich unter ihnen, und mancher trägt den schönen Verdienst nicht wieder in die Heimath. Dann liegen in den (ungeheuer ausgedehnten) Spitälern Roms regelmäßig mehrere Tausende. Nicht besser ergeht es den armen Hirten, die etwa während des Sommers in der Campagna weiden; sie entgehen der Krankheit selten, und siechen elendiglich dahin. Einen wahrhaft grausenerregenden Anblick aber gewährt ein Ort, wo sich trotz der Aria cattiva Menschen bleibend angesiedelt haben. Diese, die eigentlich nie vom Fieber gänzlich genesen, schleichen wie Gespenster umher, abgemagert, kraftlos und bleich, ein bemitleidenswerthes Bild des Jammers. Uebrigens ist diese Aria cattiva keineswegs auf die Campagna, oder auch nur auf die Küstengegenden beschränkt; sie kommt hie und da auch im Innern des Landes vor, oft wo man sie am wenigsten erwartet.

Um mich an die Thatsachen zu halten, und dennoch die allgemeine, wenn gleich noch nicht hinreichend aufgeklärte Ursache sowohl des zuletzt erwähnten Umstandes, als auch der Trockenheit, Unbebautheit und theilweisen Unfruchtbarkeit der Campagna zur eigenen Prüfung vor Augen zu legen, mag hier noch ein kurzer, allgemeiner geologisch-geognostischer Ueberblick dieser merkwürdigen Gegend gegeben werden.

Als der Apennin zuerst sich über den Meeresspiegel erhoben hatte, war die Campagna offenbar noch Meeresgrund. Daß diese Stelle damals einen eigentlichen, tiefen Meerbusen gebildet habe, wird man nicht behaupten können, da das Gebirge, welches gegenwärtig die Campagna nach Süden be-

gränzt, das Albaner-Gebirge, vulcanischen Ursprungs ist, und also wahrscheinlich erst mit der Campagna selbst, vielleicht als Agens für letztere, sich gehoben hat, die Hebung des sogenannten Volsker-Gebirges zwischen Velletri und Terracina aber, seiner völlig isolirten Lage wegen, mindestens höchst zweifelhaft ist, indem es sowohl vom Apennin losgerissen, als später gehoben seyn kann. Wahrscheinlich hat sich der Boden der Campagna theilweise durch Niederschläge vulcanischer Bestandtheile unter dem Meere (als sogenannter Peperino) gebildet, und wurde dann, sey es mit einer abermaligen Hebung des Apennins als Fuß desselben, oder durch die an dem ganzen Küstenstriche bemerkbare Thätigkeit der Vulcane gehoben, — theilweise durch spätere Alluvionen des Meeres, wie dieß am äußersten Strande noch jetzt in sehr bedeutendem Maaße zu bemerken ist. Später aber haben Vulcane bei ihrer jetzigen Oberflächen-Gestaltung die Hauptrolle gespielt. Die beiden bedeutendsten Zeugen hiefür sind an den beiden Endpunkten der Campagna die Gebirge um den See Bracciano und die Albaner-Gebirge, zwei unverkennbare große Kraterkegel, deren Spitzen, wie gewöhnlich eingestürzt sind, und deren ringförmige Umwallungen jetzt zum Theil kleine Seen einschließen. Mitten in der flachsten Niederung der Campagna haben sich die Hügel, auf denen Rom liegt, erhoben, die man merkwürdigerweise so selten als Ausnahme von der Flachheit der Campagna betrachtet, obwohl man immer von der Stadt der sieben Hügel spricht, und die inselförmige Erhebung des Albaner-Gebirgs nicht genug bewundern kann. Daß die Hügel Roms einer örtlichen vulcanischen Kraft, nicht der frühern allgemeinen plutonischen Thätigkeit ihre Entstehung verdanken, ist wahrscheinlich, eben ihrer völlig isolirten Erhebung wegen, und weil auf dem Monte Mario sonderbar genug Tertiärformationen vorkommen.

Diesen Bergerhebungen entsprechen in umgekehrter Weise die vielen kleinen Seen der Campagna, deren Charakter und Eigenschaften ihren Ursprung nicht im Zweifel lassen. So liegt der bekannte See Regillus (an welchem der zweite Dictator Aulus Posthumius die von dem vertriebenen Tarquinius Superbus aufgereizten Sabiner schlug) unfern des Dorfes Colonna an der Palästrinischen Straße in einem Kratertrichter von schwarzer, kahler Lava. Zwischen Tivoli und dem auf einem Vorsprunge der Sabiner-Gebirge liegenden S. Antonio liegen die kleinen, schon durch ihre ominösen Namen ihre Beschaffenheit anzeigenden Seen: Lago d'acqua sulphurea, di Tartaro und di S. Giovanni. Der erstere wird von heißen Schwefelquellen gebildet, und entsendet einen kleinen Fluß in den Teverone, der gleichfalls Schwefeldämpfe ausstößt und deßhalb von den alten Römern (die ihn Albula nannten) zu Schwefelbädern benutzt wurde. Der Lago di Tartaro bietet das merkwürdige Phänomen schwimmender Inseln dar, indem er zufällig hineingerathene Gegenstände mit einer Kalkschale eincrustirt, aneinanderfügt, und so größere Schollen auf seiner Oberfläche trägt, die dann auch wohl von Vegetation überzogen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sammlung der letzten englischen Südpolarexpedition

ist jetzt ausgepackt und bereits vor ihrer Versetzung in das brittische Museum von mehrern wissenschaftlichen Männern näher untersucht worden. Die Sammlung ist die größte, die seit Cook und Banks je von einer See-Expedition gemacht wurde, was für Hrn. Roß und seine Officiere um so ehrenvoller ist, als ihre Hauptarbeit die Beobachtung magnetischer Erscheinungen war. Die Sammlung besteht aus einer ungeheuren Zahl Seethiere von allen Classen und Ordnungen, von Robben und Fischen bis zu den kleinsten Thierchen, meist von den Ufern der Inseln des antarktischen Oceans zwischen 40 bis 78° S. B. Die große Meeresstrecke, welche diese Schiffe in drei aufeinander folgenden Reisen durchzogen, gab ihnen zahlreiche Gelegenheit zum Fang von Thieren. Man wandte das Zugnetz an von England bis zu 78° S. B., zweimal durch die Tropen und dreimal quer durchs atlantische Meer. Im Südpolarkreise holte man immer in einer Tiefe von 40 bis 400 Faden mancherlei Dinge vom Meeresgrunde herauf, an mehrern Orten auch innerhalb der Tropen und an den Küsten von Brasilien. Man hat dadurch Resultate gewonnen, welche für die Geologie außerordentlich wichtig sind. Während der Landungen wurden Pflanzen gesammelt und Landthiere gesucht: die Inseln im Süden von Neuseeland, Kerguelens und Grahamsland boten dem Botaniker eine große Mannichfaltigkeit, und es wurden mehr als 3000 Arten gesammelt, von denen viele ganz neu sind, oder nur durch die von Banks und Solander mitgebrachten Exemplare bekannt waren. Der Sammlung ist eine große Anzahl Zeichnungen der zartesten und kleinsten Seethiere, nach der Natur colorirt, beigegeben. (Athenäum vom 3 Februar.)

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Ehe wir an die letzte erfolgreiche Expedition der Franzosen nach Constantine kommen, wollen wir über die innere Organisation der Provinz Constantine und die Ausübung der Gewalt von Seite Hadschi Ahmeds oder seiner zahlreichen Untergebenen einiges mittheilen, was man als authentisch ansehen kann, denn es ist großentheils den officiellen Documenten entlehnt, welche das Kriegsministerium den Kammern mittheilen ließ.

Unter der nominalen Oberhoheit der Pforte übte Hadschi Ahmed, wie schon bemerkt, die ganze gesetzgebende, politische und administrative Macht aus. Er stand in directem Verkehr mit allen Stammhäuptlingen, ernannte zu allen Staatsstellen und handhabte die Gerechtigkeit allerdings vielfach sehr willkürlich, aber doch beobachtete er die gesetzlichen Formen. Er gab jeden Morgen seinen Unterthanen, welche Klagen vorzubringen hatten, Audienz, und saß alle Freitage nach dem Mittagsgebet feierlich zu Gericht. Die Kläger warfen sich an den Stufen des Thrones (kursi) nieder und riefen: „Wir verlangen die Gerechtigkeit Gottes gegen unsern Kaid, unsern Scheich u. s. w., der uns benachtheiligt hat.“ Meistens waren es Araber, die ihre Häuptlinge anklagten. Diese wurden dann angefordert, und wenn nicht ein mächtiger Beschützer ihre Straflosigkeit versicherte, sprach Ahmed ihre Entsetzung aus. Im entgegengesetzten Fall wurden die Kläger ins Gefängniß geworfen, erhielten die Bastonnade, und manchmal ergriff Ahmed die

Gelegenheit, den ganzen Stamm mit einer Geldstrafe zu belegen. Wenn der angeschuldigte Kaid oder Scheich abgesetzt wurde, erhielt er Nachricht davon durch einen Brief, worin ihm der Bey befahl, sich nicht mehr in die Angelegenheiten des Stammes zu mischen und das Siegel, das Zeichen seiner Würde, abzulegen. Meistens geschah es, daß der in Ungnade gefallene hingerichtet oder wenigstens ins Gefängniß geworfen wurde, wenn er nicht klug genug war, zu fliehen. Wenn Ahmed Todesurtheile aussprach, wurden die Opfer durch eine, dem Frauengemach nahe Thüre zum Palast hinausgeführt und nach dem Deribah, Richtplatz, geführt, wo sie, je nach ihrem Rang, erdrosselt oder enthauptet wurden. Ihre Leichen wurden dann in einen tiefen Brunnen geworfen, der sich in der Mitte dieses traurigen Orts befand. Diese Hinrichtungen waren außerordentlich häufig, und Aischa, eine der ältern Frauen Ahmeds, die jetzt in Frankreich wohnt, hat versichert, daß wenige Tage vergingen, wo sie nicht von den vergitterten Fenstern des Harems aus einige Unglückliche die schreckliche Thüre passiren sah.

Unter Ahmed und in seinem Namen theilten sich fünf hohe Beamte in die einzelnen Regierungszweige und bildeten die eigentliche Regierung. Der erste war der Basch-Hambah, ein vornehmes, von Ahmed erst geschaffenes Amt, das er dem Tuneser Hof entlehnt hatte, um damit seinen Liebling Ben Aissa zu bekleiden. Unter dieser bescheidenen Benennung — denn es bedeutet nur Hauptmann der Hambah oder Leibwache — übte dieser blutgierige Kabylenhäuptling die ausgedehnteste Gewalt aus und vereinte sehr verschiedene Aemter in sich. Er verwaltete persönlich einen Theil des Sahel (Uferlandes) und befehligte das Corps der an die Stelle der türkischen Miliz getretenen Suaven, er war Director der Münze und des Zollwesens, und er führte die politischen Verhaftungen, die Confiscationen und Hinrichtungen aus, deren Schauplatz nicht selten sein eigenes Haus war. Er hatte drei Kaids und mehrere große Scheichs, so wie eine persönliche Wache von 60 Reitern (Hambah) unter sich. Man betrachtete ihn mit Einem Wort als einen zweiten, Hadschi Ahmed untergeordneten Bey, und seit letzterer sich zum Pascha gemacht hatte, wurde Ben Aissa häufiger Bey als Basch Hambah genannt.

Nach ihm kam der Chalifah oder Stellvertreter, dessen Geschäft früher darin bestand, dem Dey von Algier zweimal im Jahre den Tribut der Provinz zu bringen und in Abwesenheit des Bey den Oberbefehl in der Stadt zu führen; aber dieser Beamte hatte seit der Vertreibung der Türken und der Einsetzung eines Basch Hambah seine ursprüngliche Wichtigkeit fast ganz verloren und bestand eigentlich nur noch dem Namen nach. Neun Stämme waren ihm untergeordnet und ihre Abgaben bildeten sein Einkommen; auch lieferten sie ihm ein Contingent von 200 Reitern, die unter seinen unmittelbaren Befehlen standen. Er hatte einen Aga und einen Tschausch. Der letzte Chalifah Constantine's war ein Türke, ein Schwager Ahmeds, der aus seiner untergeordneten Stellung nicht herauszutreten suchte und nur geringe Befehlshaberstellen bekleidete.

Der Kaid-eddr (Hofrichter) hatte die Polizei der Hauptstadt, bezahlte die Miliz und verwaltete die meisten Staatsgüter. Auch hatte er die Aufsicht über die Gärten und die Magazine, welche den Ertrag des Zehnten enthielten. Er war es, der den Auftrag hatte, im Namen des Bey die nach Constantine entbotenen einflußreichen Häuptlinge und Scheichs zu empfangen. Er hatte einen Tschausch, einen Schreiber und 60 Cobdschis oder Stadtwächter unter seinen Befehlen. Der letzte Inhaber dieses wichtigen Postens war ein Türke, Namens Bel Bedschawi, der bei der letzten Erstürmung Constantine's auf der Bresche fiel.

Der Deirah Aga (Vorstand der Umgegend) befehligte etwa 1000 arabische Reiter, die unter den tapfersten und treuesten Stämmen recrutirt wurden. Für ihre Dienste waren die Deirah von einem Theil der den andern Stämmen auferlegten Abgaben befreit. Diese Reiterei bildete die Hauptmacht des Beyliks; sie wurde unter der Oberleitung des Aga von 20 oder 30 Tschauschs befehligt.

Der fünfte der großen Würdenträger des Staats war der Basch Kateb, Vorstand der Schreiber, erster Secretär des Bey, der sämmtliche wichtige Schreiben Hadschi Ahmeds, so wie die Bestallungen an die Beamten anzufertigen hatte. Man nannte ihn auch Kateb-el-Sere oder den Schreiber der Geheimnisse, und allerdings war Vorsicht und Schweigen die erste Pflicht seines Ranges. Er hatte einen zweiten und einen dritten Secretär unter seinen Befehlen. Dreiundzwanzig Stämme erkannten seine unmittelbare Obergewalt an und lieferten ihm eine besondere Wache von 50 Deirahs. Dieser Würdenträger, vor dem der Herr kein Geheimniß hatte, genoß eines hohen Ansehens, und jeder Beamte suchte sich ihm gefällig zu bezeugen, in der gegründeten Voraussetzung, daß er über die Wahlen und Entscheidungen, die seine Feder zu Papier bringen sollte, nicht ohne Einfluß seyn könne.

Nach diesen fünf genannten Personen, in deren Händen die Centralgewalt vertheilt war, kamen in der hierarchischen Ordnung die Großbeamten des Hauses Ahmeds. Dieß waren der Basch M'Khali, Oberhaupt der Musketiere, welche Ahmeds Leibwache bildeten, seine Schreiben beförderten, ihm vorausritten, wenn er aus seinem Palast herausging und während der Feldzüge um ihn her lagerten; der Basch Serradsch (Oberhaupt der Sattler), erster Stallmeister, welcher die Ehre hatte, seinem Herrn, wenn dieser austritt, die Steigbügel zu halten, und einen zweiten Stallmeister und sechzig Stallknechte oder Sais unter seinen Befehlen hatte; der Basch alalam, welcher die Fahnenträger des Fürsten befehligte. Die Fahnen des Beylik, sieben an der Zahl, wurden auf den Märschen und in den öffentlichen Ceremonien vor Ahmed hergetragen.

Um die Schilderung des Hofes Ahmeds zu vervollständigen, erwähnen wir noch den Aufseher des Palastes, das Oberhaupt der Zeltdiener, den Kaid el Dschebleah, der mit der Reisetasche, welche der Bey am Sattel seines Pferdes hängen hatte, besonders beauftragt war, den Kaid des Sonnenschirmes, der Pfeife; den Kaid el taffah, welcher die silberne Tasse trug, aus welcher der Bey trank, den Basch Kawadschi oder obersten Kaffeeschenk, den Kaid el Deribah, ersten Pförtner des Palastes, und endlich die beiden Tschausch des Bey, welche vereint das Ehrenamt des Henkers verrichteten, und unmittelbar vor dem Fürsten gingen, wenn er sich öffentlich zeigte, und in seinem Namen die Menge grüßten.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheurer Regenfluß. Am 15 September, an demselben Tage, wo zu Ragusa und an mehrern andern Orten ein Erdbeben stattfand, brach über Marseille das ärgste Gewitter aus, das man je daselbst beobachtete. In vier Stunden fielen 140 Millimetres Wasser und im ganzen Tage 150,4. Der mittlere Theil der Stadt war völlig überschwemmt. Man kann diesen außerordentlichen Regen mit demjenigen vergleichen, der am 25 October 1822 in der Umgegend von Genua fiel, und in 24 Stunden 812 Millimetres Wasser ergab. (Echo du Monde Savant vom 4 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1844.

Ueber den alten Lauf des Oxus.

Diese vielbesprochene Frage scheint doch allmählich einer Lösung nahe zu rücken. Wir entnehmen aus Kareiins Bericht von einer Reise am Ostufer des caspischen Meeres *) nachstehende Data, welche einen Anhalt zur Beurtheilung der Sache liefern können.

„Alle Historiker und Geographen sagen ausdrücklich, daß der Oxus oder heutige Amu-Derja sich ins caspische Meer ergoß. In neuerer Zeit regten sich aber Zweifel, die zu der unbegründeten und sehr übereilten Annahme führten, der Oxus habe niemals ins caspische Meer gemündet und auch gar nicht in dasselbe münden können. Die Frage über das lang vergessene Bett des alten Oxus erhob sich zur Zeit Peters des Großen. Im Jahre 1713 wurde ihm ein turkmenischer Häuptling von dem Volke Somud, seines Namens Chodscha Nefes, vorgestellt, nach dessen Aussage der Fluß Amu-Derja durch einen sandigen und goldhaltigen Boden fließt und weiland ins caspische Meer mündete, aber durch die Chiwaer verdämmt und in den Aral-See geleitet worden war, da sie die allzugroße Nähe des allbereits mächtigen Rußlands fürchteten. Der tscherkessische Fürst Alexander Bekowitsch, welcher den Chodscha Nefes vorgestellt hatte, wurde sofort nach dem Golfe Balkan geschickt, um zu ermitteln, ob wirklich noch Spuren vorhanden seyen, aus denen der frühere Lauf des Amu-Derja ins caspische Meer sich ergäbe, und gleichzeitig schickte Peter den Lieutenant Koshin zur Aufnahme der bis dahin unbekannten östlichen Gestade des caspischen Meeres. Bei seiner Rückkehr bestätigte Fürst Bekowitsch dem Kaiser die Aussagen des Turkmenen und wurde nun mit einem Truppencorps von 4000 Mann ein zweites Mal abgeschickt; dazu erhielt er eine denkwürdige Instruction, die der Czaar eigenhändig niedergeschrieben. Auch Koshin, der in Astrachan war, sollte sich Bekowitsch anschließen; allein er wagte es, dem kaiserlichen Befehl nicht zu gehorsamen und blieb an dem erwähnten Orte. Man kennt das tragische, durch den Unverstand und die Uebereilung des Chefs herbeigeführte Ende der Expedition. Koshin, der vor ein Kriegsgericht gestellt ward, rechtfertigte sein Zurückbleiben damit, daß durchaus keine Spuren vom Laufe des Amu-Derja vorhanden seyen; und der Lieutenant Kujás Urusow wurde jetzt abgeschickt, um zu untersuchen, ob diese Rechtfertigung Koshins begründet sey. Allein Urusow — mochte es nun aus Unwissenheit oder in der Absicht, seinen Cameraden zu retten, geschehen — suchte die alte Mündung des Amu-Derja am Golfe Krasnowodsk, d. h. an der westlichen Hälfte des Balkan-Golfs, und konnte ihn also natürlich nicht finden. Seitdem wurden die Plane auf diesen Theil Asiens aufgegeben, und dieser Umstand war auch die Veranlassung, daß man die Annahme jenes früheren Laufes des Oxus für ungereimt hielt. Im Jahre 1819 ward der Capitän (nunmehr General-Lieutenant) Murawjew nach Chiwa geschickt. Auf dem Wege dahin folgte er eine Zeitlang dem steilufrigen Bette des ehemaligen Amu-Derja oder des alten Oxus, und es blieb noch zu ermitteln, ob der Aral-See eine höhere Lage habe als das Niveau des caspischen, um über die Biegung und die Möglichkeit des Laufes des Oxus urtheilen zu können. Im Jahre 1824 wurde der Oberst Berg (nunmehr General-Lieutenant) mit einer Expedition an die Ufer des Aral geschickt. Einer von den Zwecken dieser Expedition war, die Landstrecke zwischen Aral und caspischem Meer zu nivelliren, und man kam in Folge dessen auf das Ergebniß, daß die Wasserfläche des ersteren 17 Sashenen höher liege, als die des letzteren. Allein die Schwergläubigen verlangten nun noch, man solle ihnen zeigen, wo der Damm sey, welcher nach mündlichen Ueberlieferungen den Amu-Derja vom caspischen Meer absperrte, als ob durchaus nur dieser Umstand die Veranlassung zur veränderten Richtung seines Laufes hätte seyn müssen.

„Ich will nun anführen, was wir alle, die wir zur Expedition vom Jahre 1836 gehörten, mit eigenen Augen gesehen haben. Vorher sey bemerkt, daß die streitigen Orte nicht bloß von uns besucht worden sind, sondern daß wir auch von dem höchsten Punkte der Balkankette, dem Berge Dirhem-Dagh, welcher sich mehr als 5000 Fuß über den Spiegel des

*) Mitgetheilt in dem „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. 1843. II."

caspischen Meeres erhebt, die umliegende Gegend überschaut haben.

„Das Bett des alten Orus zieht an der südlichen Abdachung der großen Balkankette; es hat eingerissene und an beiden Seiten steile Ufer, deren Zwischenraum von 150 Saschen bis zu einer halben Werst beträgt. Es ist nur stellenweise mit salzigem Wasser gefüllt und mündet in den großen, gleichfalls salzigen See Nestepesenym= (?) Derjasi oder Baba=Kadschar, aus welchem es in zwei Armen wieder heraustritt. Der eine Arm, der Abshaib, theilt sich in die Ueberbleibsel des weiland großen Meerbusens von Chiwa; der andere, Aktam genannt, nimmt eine nördliche Richtung und mündet in den Balkan=Golf. Der Aktam hat eine Länge von 40 Werst, ist mit Wasser gefüllt und bis 3 Saschenen tief. An seinen hohen Ufern sieht man, daß sein Bette vormals 160 Saschenen breit war. Zu beiden Seiten fließen viele Bäche, die zu seinem Wassersystem gehören, kreuz und quer durch einander; und zwischen dem Aktam und dem westlichen Abhange des Balkan zieht sich ein ausgetrocknetes Flußbett mit flachen Ufern und von dritthalb Werst Breite. Gefälle hat der Aktam gar nicht und ist so salzig, daß, wie die Turkmenen versichern, Fische, die von starken Stürmen aus dem Golf in sein Bett getrieben werden, in kurzer Zeit erblinden.

„Zu den angeführten Beweisgründen kommt noch: 1) daß das alte Bett des Orus bis auf den heutigen Tag bei den Turkmenen Okus, Oghus, Oghur und Us heißt; 2) daß es durch die sandige und wasserlose turkmenische Steppe, bald zwischen felsigen Ufern, bald vom Sande fast verschüttet, ohne Unterbrechung sich hinzieht; 3) daß die Ueberschwemmungen des Amu=Derja in den Gränzen Chiwa's die aufgeschwemmten Sandlager von Jahr zu Jahr weiter durchdringen und einem freien, offenen Rinnsale (koryt) sich nähern; 4) daß das Wasser im dießjährigen Frühling in dem alten Bette bis zu dem Orte Sakar=Tschnghi vorgedrungen ist, von welchem nur noch fünf Tagreisen bis zum Balkan=Golfe sind. Diese Kunde hat mir Kiat=Chan mitgetheilt, ein ehrenwerther und wahrheitliebender Greis, der an den streitigen Orten wohnt und von allen Naturereignissen seiner Heimath zu jeder Zeit Kenntniß nehmen kann."

Ausflüge in die Umgegend Roms.

I. Die römische Campagna.

(Fortsetzung.)

Ganz besonders zeugen aber die Lavaströme, die in der Campagna häufig vorkommen, von der einst hier stattgehabten vulcanischen Thätigkeit, und zwar zu einer Zeit, wo der Boden der Campagna schon trocken lag, indem ihre Oberfläche ziemlich eben, oder doch keineswegs so schlackig und blasig ist, wie man es erwarten dürfte, wenn die heiße Masse unter dem Wasser geflossen, und durch die ungeheure Gasentwicklung aufgeblasen und zerklüftet wäre. Die schönsten Lavaströme finden sich an der Via Appia und bei Veji, wovon später ausführlicher die Rede seyn soll. Der angegebene, generelle Charakter der Campagna gilt, wie gesagt, namentlich für die nächste Umgebung Roms, und ausnahmslos für die Fläche zwischen der Stadt und den Gebirgen; eine desto eminentere Ausnahme bildet die Gegend bei dem alten Veji, nördlich von Rom. Daß dieß selbst eine höchst merkwürdige Ausnahme sey, wurde schon oben erwähnt, und ist allgemein bekannt. Die Hügel Roms sind theilweise, so weit sie nämlich nicht von den Gebäuden der Stadt eingenommen werden, mit den herrlichsten Villen der römischen Großen geschmückt, worin die Vegetation, namentlich auch alle Arten von Bäumen, so üppig gedeiht, daß man die Nähe der kahlen Campagna kaum für möglich hält. Ich nenne nur die Villa Borghese, Mills, Pamphili, den Monte Pincio und Mario, welcher letztere den Uebergang zu einem bedeutenden Gebirge zu bilden scheint, auf der andern Seite indessen sogleich wieder in die Ebene abfällt, die sich auch bis zum See von Bracciano in niedrigen Hügeln hinzieht. Fast überall beginnt unmittelbar hinter den Mauern Roms die Campagna in ihrer ganzen Flachheit und Oede, nur im Westen machen die Berge Mario und Janiculus einerseits, bei den Thoren del Popolo und S. Sebastiano die zu beiden Seiten des Weges hinlaufenden Gärten andrerseits eine Ausnahme. Diese erstrecken sich vor letzterem Thore ziemlich weit in die Campagna hinein, nämlich fast bis zum Grabmale der Cäcilia Metella, und überhaupt ist hier deren Charakter in mehr als einer Hinsicht modificirt. Das erwähnte Grabmal liegt nämlich selbst schon auf einem kleinen Hügel, an dessen Fuße der Circus des Caracalla sich ausbreitet, hinter welchem dann wieder verschiedene andere Hügel emporsteigen. Wenn man den Circus der Länge nach durchschreitet, und durch dessen hinteres Thor hinaustritt, erblickt man ein kleines, verfallenes Häuschen, von dessen Mauern man eine unübertreffliche Aussicht auf die ungeheuren Reste der antiken Wasserleitungen und auf die Gebirge dahinter genießt, zugleich aber den Hain der Nymphe Egeria ganz in der Nähe erblickt, der als solcher hier in der Campagna vom höchsten Interesse ist. Er bedeckt freilich nur eine ganz kleine Hügelkuppe, die man in einigen Minuten nach jeder Richtung überschreiten kann; allein um so auffallender ist es, daß sich diese kleine Baumgruppe so vereinzelt erhält. Die Bäume sind sämmtlich sogenannte wilde Lorbeeren.

Unfern dieses Haines, der von einem Grasmeere umfluthet wird, ist die großentheils von Backsteinen aufgemauerte Grotte (nymphaeum) der Egeria. Von den drei Wasserröhren welche die Grotte einst mit Wasser versorgten, läuft nur noch eine, deren weniges Wasser sogleich in den Almo fließt. Das Thal, welches dieser Bach benetzt, ist durch eine üppige Vegetation ausgezeichnet, wie denn auch die Grotte der Egeria selbst mit einem Kranze sehr kräftiger Bäume umgeben, und von Brombeersträuchern und Epheu höchst malerisch überwuchert ist.

In diesem Thale (della Cafarella) liegt eine kleine Meierei, deren ich noch mit einigen Worten gedenken will, um einen Beitrag zu den vielbesprochenen italienischen Räubergeschichten

zu liefern. *) Es war 3½ Uhr nach Mittag geworden, als ich auf einer Tour durch diese Gegenden, aufgehalten durch die Skizzirung einiger Gegenstände, und vom Scirocco erschöpft, durch das Thal der Cafarella zurückkehrte. Beim Aufsuchen des Tempels des Gottes Rediculus gelangte ich in ein altes Gemäuer aus dem Mittelalter, das an der einen Seite von einem dreieckigen Thurme, an der andern von einem alten Feigenbaume hoch überragt wird. Um mich her weideten Büffel auf der Wiese und an den Abhängen, die alle erstaunt zu mir herschauten, wenn ich bald aus dieser, bald aus jener Oeffnung des alten Mauerwerks auftauchte. Sie gehörten zu der erwähnten Malerei, einem großen, hier in der völligsten Einsamkeit liegenden Gebäude. Ein Mann saß vor der Thüre und strickte, ein braunes, bärtiges Gesicht, in Ziegenfell gekleidet, harte, büffellederne, stiefelartige Gamaschen um die Beine, einem Indianer, oder besser einem Lappländer nicht ganz unähnlich. Wer scheu vorbeigeschlichen wäre, hätte gewiß nach dem Aeußern geurtheilt und sich glücklich gepriesen, diesem wilden Räuber so unbemerkt entkommen zu seyn. Auf meine Frage aber, ob ich hier etwas genießen könne, holte er eilig ein Weißbrod, harten Käse und Wein, und freute sich nebst seinem bald auf einem bösen Pferde ansprengenden Gefährten mich erquicken zu können. Sie ergötzten sich höchlichst über mein Zeichenbuch, namentlich aber über einen Plan Roms, und verlangten für die ganze Bewirthung — einen Bajocco, d. h. 4 pf. oder 1⅓ kr. Das sind die italienischen Banditen und Räuber, die in den Köpfen mancher Reisenden und Zeitungs-Correspondenten hin und wieder spuken.

So viel über die Hügel Roms und deren Fortsetzung und Charakter im Südwesten der Stadt. Weit überraschender ist die Oertlichkeit bei dem alten Veji; der Weg dahin führt aus der Porta del Popolo über den Porto Molle (Tibersbrücke), anfangs auf der gewöhnlichen Chaussee etwa zwei Stunden lang, dann biegt er rechts ab und verfolgt ungefähr die Richtung der alten Via Cassia. Nach einer anderweitigen Stunde erreicht man Isola Veji oder Isola Farnese, der jetzige Name für einige alte Häuser in der Nähe des alten Veji. Es erhebt sich hier ein steiler Fels, an drei Seiten von einer tiefen Schlucht umgeben, nach der vierten (nördlichen) in einen schmalen, sich bald verflachenden Bergrücken auslaufend, auf seinem Scheitel von dem neuen Veji gekrönt. Die Schlucht nach Westen und Süden ist ganz mit frischgrünen Bäumen und Buschwerk bedeckt, unter deren Schatten ein anmuthiger Weg nach einer höchst romantisch am Fuße jenes Bergrückens gelegenen Mühle führt. Das Wasser, welches sie treibt, ist die alte Cremera (jetzt Varca, auf andern Karten Valca genannt), welche unmittelbar unterhalb derselben einen herrlichen Wasserfall von etwa 50 Fuß Höhe bildet. Ueberschreitet man sie und wendet sich nordöstlich, so gelangt man auf das vollkommen kahle Feld, wo einst das mächtige Veji stand, nach der Zerstörung durch Camill im Jahre 393 v. Chr. so spurlos vom Boden verschwunden, daß nicht einmal Mauerreste davon übrig geblieben sind, sondern nur ein planirtes, mit den Steinen der Zerstörung übersäetes Feld die Stelle verräth, wo die einst so mächtige Hauptstadt der Etrusker stand. In neuester Zeit wurde hier ein Grab aufgefunden und geöffnet, das manches Merkwürdige darbietet, und hoffentlich auf planmäßiges Weiterforschen hinführen wird, da hier eine sehr ergiebige Quelle für etrurische Alterthümer seyn muß (s. unten).

*) Als dieß geschrieben wurde, waren in Italien die neuesten Unruhen, in deren Folge immer und überall auch Räuberbanden sind, noch nicht ausgebrochen.

Hinter diesem Steinfelde kommt man an den merkwürdigen Lavastrom, der aus den vulcanischen Bergen bei Baccano (an der östlichen Seite des Kraterringes, welcher den See von Bracciano umschließt) gequollen ist. Ein kleiner Bach, der sich in die Cremera ergießt, hat sich unbegreiflicherweise in diesem harten Gestein, dessen Oberfläche noch von keiner Vegetation bekleidet ist, sein Bett ausgewaschen, und zwar erscheint dieß eben wegen der Härte des Steins mit glatten, senkrechten Wänden, ein bis zwei Fuß tief, in sehr grotesken Formen ausgefressen. Hin und wieder hat das Wasser eine bedeutende Kalksinter-Kruste abgesetzt.

(Schluß folgt.)

Antiquarische Nachrichten aus Frankreich.

Das Comité historique hat beschlossen, die ursprünglichen Ausgabenrechnungen des Cardinals d'Amboise, Ministers Ludwigs XII, beim Bau des prächtigen Schlosses Gaillon in der Normandie ganz oder theilweise herauszugeben. Das Werthvollste darin sind die Angaben der Preise aller Materialien, der Arbeiten, Kunstwerke u. s. w. — Die heilige Capelle zu Riom in Auvergne soll nach langer Entheiligung der Kirche zurückgegeben werden. Man wendet gegenwärtig in Frankreich sehr viel Aufmerksamkeit auf die mittelalterlichen Denkmale der Auvergne. — Hr. Ardant von Limoges hat kürzlich ein kleines Werk über die Emailmaler von Limoges und ihre Arbeiten im Mittelalter herausgegeben. Dasselbe enthält unter andern merkwürdigen Dingen den Abdruck eines Manuscripts aus dem 16ten Jahrhundert über die Art des Verfahrens bei der Bereitung des Schmelzes. — Das große Werk der Geistlichen Martin und Cahier über die Kathedrale von Bourges geht rasch vorwärts, und der Theil, welcher die gemalten Glasfenster darstellt, ist namentlich ausgezeichnet. — Um die Verkäufe von mittelalterlichen Merkwürdigkeiten an Liebhaber, die sich solche durch unredliche geistliche und weltliche Behörden oft verschaffen, in Zukunft zu hindern, bestehen viele Bischöfe jetzt darauf, daß jeder Geistliche ein genaues Verzeichniß aller in seiner Kirche vorhandenen Gegenstände entwerfe und an die Diöcesanarchive einsende. Er wird dadurch für alles Vorhandene verantwortlich, und ohne des Bischofs Genehmigung kann kein Verkauf mehr stattfinden. (Lit. Gaz. vom 3 Febr.)

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Stämme der Araber, Kabylen und Schowiahs, welche die Provinz bevölkern, wurden meistens von Scheichs oder Kaids verwaltet,

welche direct mit Hadschi Ahmed correspondirten, und auch nur von ihm abhingen. Mit dem rothen Burnus oder der Gandurah, einer Art von seidenen Mäntelchen, mit dem man den Kopf des Neubestallten bedeckte, und mit dem silbernen Siegel ausgerüstet, das der Bey selbst bei der Ernennung ihm überreichte, waren sie bei den Bevölkerungen in jeder Hinsicht die Abgeordneten und Stellvertreter des Fürsten, und sie übten eine sehr ausgedehnte willkürliche Gewalt aus, die oft in einen wahren Despotismus ausartete. Sie waren übrigens die Kriegsbefehlshaber des Stammes, und mußten, so oft man sie aufbot, sich unter die Fahnen des Fürsten einreihen. Ihnen stand in ihren Amtsverrichtungen ein Kateb (Schreiber) und eine Semalah (Truppe) zu Gebot, welche aus Reitern bestand, denen unter der Bedingung, daß sie die Steuern beitrieben und die Localgewalt unterstützten, gewisse Freiheiten und Vorrechte bewilligt waren.

Im Ganzen waren es zwölf Scheichs, fünfzehn Kaids von Stämmen und vier Kaids in Städten, also mit den übrigen 36, Beamte, welche oft einander feindlich und nur vom Fürsten abhängend die Bevölkerungen der Provinz Constantine, wie so viele große und kleine Vasallen, oder richtiger, wie die Pächter eines einzigen Herrn regierten; natürlich war jeder derselben geneigt seine und seines Fürsten Gewalt so viel als immer möglich auszudehnen. Um diese übersichtliche Darstellung der Regierung Hadschi Ahmeds zu vervollständigen, wollen wir nur noch einige Worte über die Organisation der Streitmacht sagen.

Eine kleine Anzahl Türken, die sich zu Constantine niedergelassen hatten und von Ahmed Bey in dem allgemeinen Gemetzel derselben verschont worden waren, bildeten den Kern der eigentlichen Miliz, die sich aus Kuloghlis, Mauren und Kabylen der Sohel recrutirte. Diese Miliz befand sich zu Constantine und lieferte einigen Städten Besatzungen. Ihre Anzahl belief sich nie über 1500 bis 2000 Menschen. Eine Truppe Fußgänger oder Kabylen-Suaven, welche Ben Aissa organisirt hatte, verstärkte diese Miliz, und lieferte sogar in den Jahren 1836 und 1837 der Stadt ihre zahlreichsten und tapfersten Vertheidiger. Die vielen Kriegszüge gegen die Franzosen oder gegen widerspänstige Stämme wurden namentlich von der Reiterei ausgeführt, welche den Namen Machsen führte und aus Arabern bestand, die gegen Landbewilligung und Steuernachlaß sich in dieß Corps aufnehmen ließen. Einen ähnlichen Dienst leisteten die schon erwähnten Semuls oder Semalah. Diese Schaar, obwohl nicht sehr zahlreich, denn sie zählte nicht über 100 Reiter, wurde mit Recht als eine der sichersten Stützen der Gewalt betrachtet, genoß große Vorrechte, und ihr Führer oder Kaid der Semalah hatte gleichen Rang mit dem Aga, einem der fünf ersten Würdenträger der Provinz. Außer dem Machsen hatte dieser auch noch die Deirah, eine Schaar von etwa 1000 Mann, unter seinem Befehl, welche in kleinen Abtheilungen unter den Stämmen vertheilt waren, um die Ausführung der Verwaltungsmaßregeln zu sichern und Aufstände zu unterdrücken. Jeder Kaid oder Scheich hatte endlich eine besondere Wache oder Semalah, welche ihm in seinen Verrichtungen dieselben Dienste leistete, wie die Machsen, die Deirah und die Semuls dem Bey.

Abgesehen von allen diesen Milizen waren die Stämme gehalten, in kritischen Umständen, z. B. in einem Kriege gegen Frankreich, ihre Gunas zu stellen, die sich im Ganzen auf 15,000 Mann belaufen konnten. Das Land hätte in einem dringenden Fall 45,000 Mann stellen können, aber eine solche Macht war niemals beisammen. Die Schwierigkeit, dieselbe in Bewegung zu setzen, wäre noch nichts gewesen gegen die, sie zu ernähren, denn in dem Beylik war von jeher keine Anstalt getroffen, um den Unterhalt der im Feld stehenden Truppen zu sichern. Während der Märsche hatte nur die Miliz ein Recht auf die Vertheilung von Lebensmitteln, und sie allein erhielt einen bestimmten Sold. Die andern Truppen mußten selbst für ihren Unterhalt sorgen, so daß meist die Plünderung von Freundes- oder Feindesgebiet ihre einzige Hülfsquelle war. Hadschi Ahmed hatte überhaupt in seinem Heere nichts, was auch nur entfernt den regulären Bataillonen und der rothen Reiterei Abdelkaders geglichen hätte. Nur das Fußvolk bildete auf dem Marsch oder im Gefecht eine Art Colonne, die Reiterei griff nur vereinzelt an, und keine Disciplin konnte die Hitze des Angriffs oder die Schnelligkeit der Flucht zügeln. Auf den Märschen hielt sie sich rechts und links von der Infanterie in langen unabsehbaren Linien. Hinter der Masse des Heeres kam der Bey mit seinen M'Khali, Alanrah (Sandalenträger), seinen Tschauschs und umgeben von der Reiterei der Machsen. Auch befand sich bei ihm jene famose Musik, die er früher so sehr gewünscht hatte, und deren Mißtöne noch immer einen großen Reiz auf seine Ohren ausübten.

Ein Einkommen von etwa drei Millionen Franken hielt die Räder der Kriegs- und Verwaltungsmaschine im Gang. Es floß aus verschiedenen Abgaben, dem Aschur oder Zehnten, dem Hokor (Grundsteuer) und der Gharamah (Geldsteuer), der Verpachtung der Domänen des Beylik und den Bestallungsabgaben, die jeder höhere Beamte bei der Einsetzung in seine Würde an den Fürsten bezahlte. Schätzt man bloß die Zahl der Einnahme der Provinz, so erscheint die allgemeine Summe, da sie sich auf so viele Köpfe vertheilte, nicht übermäßig, aber man muß bemerken, daß die zum Kriegsdienst verwendeten Stämme schon dadurch von aller Beiziehung zu den öffentlichen Lasten befreit waren, oder nur in einem sehr schwachen Verhältniß beisteuerten. Eben diese Stämme aber waren gerade die reichsten und mächtigsten der Provinz; die Steuern drückten also hart und fast ausschließlich auf den Armen und Schwachen. Uebrigens muß man den Ertrag der Razzias hinzufügen, die unter den unbedeutendsten Vorwänden ausgeführt wurden, und nie so häufig waren, als unter der Regierung Hadschi Ahmeds. Die Beute eines Tages entschädigte überreichlich für alle rückständigen Steuern, welche die Steuererheber nicht in Frieden hätten eintreiben können. Nichtsdestoweniger und trotz der wiederholten Anwendung dieses gewaltsamen Mittels war Ahmed stets um Geld verlegen, theils um die Ausgaben seiner Regierung zu bestreiten, theils um seine unmäßige Vorliebe für äußern Pomp und seine zügellosen Leidenschaften zu befriedigen. Eines der Mittel, zu dem er in seinen Geldverlegenheiten griff, war die Verschlechterung der Münze, die er in Uebereinstimmung mit seinem Vertrauten und Helfershelfer Ben Aissa in Ausführung brachte. (Fortsetzung folgt.)

Legislative Maßregeln gegen Handelsbetrug. Die unbeschränkte Freiheit im Handel, die man mit dem laissez faire predigte, erhält mehr und mehr Stöße. Wir haben die zahlreichen Fälschungen, die in England und Frankreich hinsichtlich der Lebensmittel namentlich vorgehen, öfters erwähnt, und gegenwärtig wird sehr häufig gefälschter Wein von der Polizei auf die Straße geschüttet. Jetzt scheint man diesen Maaßregeln eine weitere Ausdehnung geben zu wollen, und in der Deputirtenkammer sind Maaßregeln gegen alle falschen Declarationen und Zeichen im innern und äußern Handel in Vorschlag. Der Moniteur industriel vom 1 Febr. bemerkt freilich, daß dieß eine der dornenvollsten Fragen seyn werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1844.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

1. Die römische Campagna.

(Schluß.)

Die Gegend ist auch hier noch vollkommen kahl, bis sich der Bach mit seinem Lavabette plötzlich in eine enge Felsschlucht senkt, in deren Spalten nun das Wasser sogleich eine üppige Vegetation hervorruft. Wenn man einige hundert Schritte darin hinuntergeht, gelangt man an eine höchst merkwürdige Höhle, die durch eine jene Schlucht quer durchsetzende Felswand führt, und angeblich von den alten Vejentern ausgehauen seyn soll. Einen andern Zweck als das unbedeutende Wasser hindurchzuleiten, werden sie jedenfalls dabei gehabt haben, da die Höhle so hoch und geräumig ist, daß man bequem hindurchgehen kann, die Felswand sich auch sogleich in die Ebene versenkt, so daß das Wasser also viel leichter hätte herumgeleitet werden können. — Wo die Höhle durchführt ist die Wand etwa 40 Fuß hoch, von allerlei Gebüsch und Schlingpflanzen bekleidet, und von Bäumen, darunter einige herrliche Feigenbäume, beschattet. Das Wasser hat sich vor dem Eingange unzählige Gänge gefressen, bildet aber auch theilweise größere Wasserspiegel und ist hier ganz von großen Wasserpflanzen (wenn ich nicht irre einer Caltha-Art) bedeckt. Die Oertlichkeit ist in jeder Hinsicht im höchsten Grade anziehend und interessant.

Auf der andern Seite von Isola Veji nach Rom zu befindet sich in einem schattigen Dickicht, von einem uralten Feigenbaume überwölbt, ein herrlicher Brunnen des klarsten, frischesten Wassers, das eine mehrere Fuß hohe Mauereinfassung unaufhörlich überfluthet, und der Vegetation ihr frisches Grün auch im Sommer erhält. Steigt man von hier etwas in die südliche Schlucht hinab, so bietet sich dem von Norden nach Rom Kommenden ein recht südliches Bild dar: der Felsabhang ist hier nämlich ganz mit jener großen Opuntia überwuchert, die man eigentlich erst in Sicilien so verwildert antrifft. Ich wenigstens hatte bisher in Oberitalien immer nur einzelne Exemplare, wenn auch im Freien ausdauernd gesehen; hier sah ich das erste Cactus-System am nackten Felsen kleben.

Isola Veji besteht, wie gesagt, nur aus wenig Häusern, aber auch diese und ihre Bewohner sind von dem Reisenden nicht zu übersehen. Sollten auch des freundlichen Wirthes Lieder, die er während eines unter schattiger Weinlaube eingenommenen, frugalen Frühstückes zur Guitarre vortrug, nicht jedem so wie mir zusagen (er mischte dabei einzelne deutsche Brocken ein, namentlich war der Refrain von einem Liede: nur *sempre* trinke!), so werden doch die meisten Reisenden ein kleines antikes Geräth zum Andenken gern mit in die Heimath nehmen wollen, was bei dem bestehenden Gebote, alle gefundenen Antiken an die päpstliche Regierung abzuliefern, nicht so leicht ist, oder doch wegen der hohen Preise der durch jene Maaßregel monopolisirten Antikenhändel eine vergleichungsweise bedeutende Ausgabe verursacht. — Hier in Veji, bislang wegen Mangel an Nachforschung noch keine bekannte, oder doch keine berühmte Fundstätte, wird nun ein kleiner Schmuggelhandel betrieben, und zwar mit jenen herrlichen etrurischen Gefäßen von Terracotta, die glänzend schwarz, oft mit schönen Reliefs geziert, von der allergefälligsten Form sind, und wegen der Dünnheit ihrer Wände und der vortrefflichen Brennmethode wie eine Glocke klingen. Die herrlichsten Schalen, mitunter vasenförmig auf einem Fuße stehend, und andere prachtvolle Gefäße kauft man dort für einige Thaler. Wenn das erwähnte, neu aufgefundene Grab die Aufmerksamkeit der Regierung dorthin lenkt und fortgesetzte Ausgrabungen veranlaßt, wie das zu hoffen ist, so wird dieser Schmuggelhandel wohl schärfer bewacht, wenn nicht ganz unmöglich gemacht werden.

Der letzte interessante Punkt in der Campagna, aber für einen Deutschen auch vom allerhöchsten Interesse ist Cervaro, der Ort, wo das Künstlerfest auf eine wahrhaft überraschende Weise gefeiert wird. Da das Detail in einem Aufsatze von Mayer in den von ihm und Th. v. Kobbe herausgegebenen humoristischen Blättern (Nro. 34 v. 25 August 1842) *) schon

*) Auch im Auslande besprochen s. Nr. 143 f. vom Jahre 1842.

beschrieben, und alle Jahr ungefähr dasselbe ist, so will ich hier nur den allgemeinen Abriß, vorzüglich aber die Localität und andere Beziehungen hervorheben. — Es wird nur Ein solches Fest in Rom gefeiert, und zwar von den Deutschen, obgleich alle europäischen Nationen ihre Repräsentanten dort haben. Das gemeinsame Leben dieser Kunstjünger indessen, und die von ihnen allen bald erlernte italienische Sprache bringt einen gewissen Zusammenhang unter ihnen allen hervor, in Folge dessen denn auch von dem Künstlerfeste Mitglieder aller Nationen, Engländer und Franzosen sogar in großer Menge Theil nehmen. Das Fest ist und bleibt indessen so sehr ein deutsches, daß die Bekanntmachung und Einladung lediglich in deutscher Sprache an den frequentesten Kaffeehäusern angeheftet, überhaupt alles von den Deutschen und zwar von der Künstler-Verbindung, „Ponte molle" genannt (in specie von deren Präsidenten) angeordnet und geleitet wird. Demnach nahmen denn auch während meines Aufenthalts in Rom zweihundert Deutsche und etwa nur fünfzig Nichtdeutsche am Feste Theil. Dieß wird gewöhnlich Ende April, also wenn die Campagna im üppigsten Grün prangt, gefeiert: die Theilnehmer erscheinen größtentheils maskirt, und der Zug bewegt sich zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen und zu — Esel, jede Abtheilung unter eigenen Anführern, übrigens ohne Zwang über Torre de' Schiavi nach Cervaro. Dieser Ort liegt in östlicher Richtung etwa anderthalb deutsche Meilen von Rom, und bietet eine höchst merkwürdige Localität dar. Durch frühere Steinbrüche ist nämlich der Boden ausgehöhlt, darüber aber auf einzelnen stehen gelassenen Säulen eine Art Decke oder ein Gewölbe größtentheils erhalten, etwa wie in den Gefängnissen der Griechen bei Syrakus, oder an einzelnen Stellen der sicilianischen und neapolitanischen Katakomben. In der Mitte zwischen diesen Stützpunkten ist indessen die Decke gewöhnlich eingestürzt, und durch diese Oeffnungen dringt das Licht und frische Luft hinlänglich herein. Diese unteren Räume sind sehr bequem und weitlaufig, obgleich mit Steinhaufen zum Theil verschüttet, und fassen einige hundert Menschen mit Leichtigkeit. Einige der luftigsten Höhlen sind mit mannshohen Kräutern überwuchert und von weidenden Ziegen, welche auf die höchsten Steinwände klettern, belebt.

Eine erquickende Kühle herrscht hier unten, wohin die glühende Campagna-Sonne nicht dringen kann. In dem größten unterirdischen Raume wird sofort von den umherliegenden Steinen eine Tafel nebst Sitzen errichtet, und alles mit den riesigen Blättern der umstehenden Kräuter bekleidet. Hier wird ein kaltes Mahl eingenommen, wozu das Erforderliche auf besondern Speise- und Weinwagen unter einer starken Gendarmeriebedeckung (natürlich nur aus verkleideten Malern bestehend) herbeigeschafft wird. Ein Ort in der Halle wird zur Küche ausersehen, die Gendarmerie davor gepflanzt und geschäftige Ganymede fliegen mit Tellern, Flaschen und Gläsern fort, um die Tafel zu füllen. An letzterer präsidirt zur Zeit noch Reinhart, unser gefeierter Landsmann, ein Jugendfreund Schillers, ein liebenswürdiger rüstiger Greis, der nun schon fünfzig Jahre in Rom lebt. Ihm wurde bei meinem Dortseyn Kiefers herrliches Lied: „Heil dem Manne ꝛc." begeistert gesungen, welches aus 200 Kehlen an diesem romantischen Orte unter diesen Umgebungen so mächtig klang, daß die Theilnehmer anderer Nationen fast scheu und feierlich dem lauschten.

Die komischste Seite des Festes ist die feierliche Procession zur Höhle der Sibylle (ein vollkommenes, d. h. oben ganz von einer Decke geschlossenes, sehr tiefes Gewölbe) und deren Befragung über wichtige Tages-, Orts- und Maler-Angelegenheiten; sodann nach aufgehobener Tafel die sogenannten olympischen Spiele. Dort wird alles in burlesken Versen abgehandelt, die Stimme der Sibylle ertönt aus dem Innersten der Höhle, und es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, diese Menschenmasse in den Kleidungen aller Völker und Zeiten nur von einem schwachen Fackellicht beleuchtet zu sehen; tiefe Stille herrscht, die Stimmen der Sprecher tönen geisterhaft und urplötzlich schweben nach einem betäubenden Knall die allegorischen Deutungen der Sibylle in weißgemalten Gestalten, als Verkörperungen der Zukunft, durch den schwarzen Hintergrund der Höhle.

Auf einer andern Scene gehen die olympischen Spiele vor sich im freien Sonnenlichte und frischgrünem Campagnagrase. Wettrennen zu Pferd, zu Esel und zu Fuß werden angestellt. Wo wäre eine solche Rennbahn wie die Campagna zu finden? Daß hier der Stoff zum Lachen nicht fehlt, dafür bürgt die zweite Kategorie der Renner, und der von den betreffenden Reitern reichlich beim Mahle genossene, edle Frascatiwein. In der That ist nichts spaßhafter als die unbezwinglichen Launen dieser störrischen Grauchen, die zwar unter jenem südlichen Himmel eine weit feurigere, kräftigere Natur annehmen als in Deutschland, nichtsdestoweniger aber bei jenem Wettrennen im kritischen Augenblicke oft weder im Guten, noch mit Gewalt zum Laufen zu bringen sind, dann aber plötzlich, wenn ein anderer schon das Ziel erreicht und den Preis gewonnen hat, vielleicht erbost ob der erlittenen Unbill, oder gestachelt zur unrechten Zeit vom Ehrgeize, ventre à terre durch die Campagna fliegen, und nun von dem bestürzten Reiter, dafern dieser fortwährend seine Stellung behauptet, so wenig durch Schmeicheleien, als durch das kräftigste Zügelreißen angehalten werden können. Die Preise für die Sieger bestehen in nachgebildeten, antiken Gefäßen, eine höchst sinnige Erinnerung an diesen Ort und dessen Verhältniß zum Künstlerthume. Die Besiegten gehen indessen gleichfalls nicht leer aus: alle Theilnehmer bekommen den Mezzo-Bajocco-Orden, eine römische Kupfermünze von nicht ganz 3 Pf. an Werth, die eigens zu diesem Zwecke geprägt und mit der Umschrift Cervaro versehen ist.

Aber nicht nur ein bedeutungsloser Scherz ist dieses Fest: es verhütet jede Vereinzelung und in Folge dessen Einseitigkeit unter den zahlreichen Kunstjüngern verschiedener deutscher Gaue und verschiedenen Charakters; es ist der Angelpunkt, um den sich das ganze deutsche Künstlerleben in Rom dreht. Wie einsam, wie mißmuthig fühlt sich der Fremdling, auch der

Künstler in jener weiten Stadt! Und wenn sich dort auch Bekanntschaften leichter knüpfen, namentlich unter Künstlern, so ist doch Cervaro der Ort, wo eine allgemeine Bekanntschaft aller einzutreten pflegt, durch die Verkleidungen, Scherze, Wein und tausend Zufälligkeiten vermittelt. Der Bekanntschaft folgen Gedankenmittheilungen, Zusammenkünfte und die ganze heilsame Läuterung individueller Schroffheiten, die stets und nur aus gemeinsamem Streben, Denken, Handeln und Beurtheilen hervorgeht. Dieß ist gegenwärtig um so mehr werth, als die Künstler nicht, wie zu Goethe's Zeit, fast ganz zusammen leben, lehren und schaffen, sondern schon wegen ihrer gegenwärtigen bedeutenden Anzahl mehr auseinanderfallen, und größere Versammlungen gemeinschaftlichen, ernstern Untersuchungen nicht eben günstig sind. Außer diesen Bekanntschaften der Jüngern unter einander bringt auch das Fest sie mit den anwesenden Notabilitäten in Berührung. Wie anregend ein gespendetes Lob von diesen, wie heilsam ihre Belehrung ist, das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Hieraus geht denn auch eine Einheit der deutschen Kunst zu Rom hervor, eine würdige Tendenz, eine Mäßigung, die erst durch ihre Gegensätze in Rom, namentlich durch die süßlichen oder verzerrten, fast immer aber grellen Gemälde und Sculpturen der Franzosen (wenigstens der jüngern) recht zur Anschauung kommt.

Diese Einheit der Kunst geht aber Hand in Hand mit der politischen Einheit der Deutschen: für beides ist in Rom Cervaro der Mittelpunkt. Und so klein auch die Zahl der Individuen ist, die sich dort versammeln, so groß ist die moralische Anregung, die sie mit in die Heimath nehmen, und wenn auch nicht aus kleinen Anlässen oft große Dinge entstünden, so ist doch gewiß für unsere politische Einheit jeder kleinste Umstand, der sie auch nur Einzelnen zum Bewußtseyn bringt, erwünscht und berücksichtigenswerth. Dazu ist aber nun Cervaro ganz der Ort. Schließen sich in der Fremde überhaupt Landsleute leichter aneinander, so ist dieß beim Cervarofeste unter den angegebenen Umständen ganz besonders der Fall. Und weil alle deutschen Länder ihre Contingente nach Rom schicken, und die verschieden benannten Glieder der deutschen Nation dort ihre völlige, vorher vielleicht kaum geahnte Uebereinstimmung zur gegenseitigen Freude kennen lernen, so liegen darin wieder ganz besondere Anläße, engherzige staatliche Verschiedenheiten fahren zu lassen, um sich der großen Nationaleinheit recht deutlich bewußt zu werden und zu freuen. Ich wenigstens habe nie, selbst nicht in meinem Universitätsleben so warm und theilnehmend in den Gesang patriotischer Lieder eingestimmt, als zu Cervaro, und die begeisterten Blicke der 200 Mitsänger hätten mir auch ohne Worte gesagt, daß dieselben Gefühle sie belebten.

Doch ich will mich nicht zu weit von meinem Gegenstande verirren, und so mögen hiermit denn die Mittheilungen über die römische Campagna, ihre merkwürdigsten Orte und deren Beziehungen zu deutschem Leben überhaupt und deutschem Künstlerleben insbesondere geschlossen seyn.

Ueber die Bekehrung von Ceylon.

Ein Missionär, Namens Selkirk, hat in einem Buche, Recollections of Ceylon, wieder einmal eine Probe gegeben, bis zu welchem Unsinn ein bornirter Eifer sich versteigen kann. Er beklagt sich über die Schwierigkeiten den Cingalesen das Christenthum beizubringen. Die zahlreichen Legenden und Mährchen des Buddhismus haben tiefe Spuren in der Sprache selbst zurückgelassen, eine Menge Ausdrücke, die in den gewöhnlichen Gebrauch übergingen, erinnern schon an und für sich an irgend einen heiligen Spruch oder eine Legende. Hiezu kommt noch, daß auch der Kastengeist, obgleich kein buddhistischer Glaubensartikel, bei den Cingalesen noch strenger beobachtet wird, als von den Hindus, daß er in die Sprache vollkommen überging und einen wesentlichen Theil der grammatischen Beugungen bildet. Der fromme Mann weiß dagegen nun kein anderes Mittel, als „den Cingalesen eine neue Religion durch das Medium einer neuen Sprache zukommen zu lassen. Wie das Christenthum unsern sächsischen Ahnherrn durch das Medium des Lateinischen zukam, so schlagen wir vor, es den Cingalesen durch das Medium des Englischen beizubringen. Politische Rücksichten verbinden sich mit religiösen Vortheilen, denn es ist eine kluge Politik englische Gesinnungen und Einrichtungen englischen Unterthanen mitzutheilen." In diesem Sinne wird nun vorgeschlagen, allenthalben englische Schulen zu errichten, Erwachsene wie junge Leute würden in Masse herbeieilen, die Arbeiten der Missionäre erleichtert werden, und diese nicht mehr über Rückfällige zu klagen haben.

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Dieß war die wankende, aber immer noch imposante Macht, gegen welche die Franzosen zu kämpfen hatten, bis endlich der Augenblick für günstig erachtet wurde, um sich Constantine's, dieser geheimnißvollen Stadt des alten Cirta, zu bemächtigen, das man nur durch die Beschreibung einiger Reisenden und die Berichte der Maler kannte. Schon am Ende des Jahres 1830 hatte der Marschall, damals General Clauzel ein Absetzungsurtheil gegen Ahmed Bey geschleudert, aber von der Drohung bis zur Ausführung war es weit. Als Marschall Clauzel im Julius 1835 abermals an die Spitze der Colonie gestellt wurde, dachte er alsbald daran, den Drohungen seines Absetzungsurtheils Wirklichkeit zu geben, und begann damit, daß er Ahmed Bey einen nominellen Nachfolger gab. Dieß war der bekannte Jussuf, damals Befehlshaber der Spahis von Bona, der schon lange Zeit nach dem Beylik von Constantine strebte, und im Vertrauen auf seinen glänzenden Muth, sein Glück und die freundschaftlichen Zusicherungen mehrerer Stämme, so wie in Hinblick auf die Unpopularität Ahmeds sich die eben so gefährliche als schwere Unternehmung viel leichter und ausführbarer denken mochte. Kaum war er ernannt, so schlug er sein Zelt in dem verschanzten Lager von Drean auf, wo alle Stämme der Ebene von Bona ihm huldigten, und die, welche für Ahmed waren, von dem neuen Bey sich zurückzogen.

Auf diese Nachricht verließ Ahmed voll Unruhe am Ende Augusts Constantine und stellte sich am Ras el Akba, einem furchtbaren Defilée,

auf, dem die Araber den bezeichnenden Namen „Mördergrube“ geben. Dieß sollte der Mittelpunkt seiner Bewegungen werden, um seine Gegner zu schrecken und seine Anhänger zu ermuthigen. In den ersten Tagen Octobers glaubte er diesen doppelten Zweck erreicht zu haben, beschloß seinen Gegner anzugreifen und rückte am 9 Morgens plötzlich mit 3000 Mann gegen das Lager von Dréan los, während 100 Kabylen am Edegh hinab gegen Bona zogen, einigen Reisenden die Köpfe abschingen und so eine Diversion machten, aber doch die Truppen des Bey nicht vor einer Schlappe schützen konnten. Jussuf griff an der Spitze seiner Türken, unterstützt von 500 Spahis und einigen Chasseurs d'Afrique, die Araber mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit an, und schickte am Abend 20 Köpfe nach Bona, als Triumphzeichen des theilweisen Siegs, den er erfochten, und als eine glückliche Vorbedeutung für den zu eröffnenden Feldzug.

Gegen Ende Octobers traf der Herzog von Nemours, der an der Expedition Theil nehmen sollte, in Bona ein, und in den ersten Tagen Novembers brach die ganze Armee gegen Constantine auf unter dem Oberbefehl des Marschalls Clauzel. Nach zwölftägigem mühsamem Marsch am 21 November kam das Armeecorps schon erschöpft an Lebensmitteln vor Constantine an. Nirgends stießen, wie man nach den von Jussuf empfangenen Versicherungen gehofft hatte, Verstärkungen zu den Franzosen, und die Araber, durch die eiserne Hand Hadschi Ahmeds zurückgehalten, hatten nicht einmal gewagt, auf dem Wege Lebensmittel zu liefern. Nichtsdestoweniger zweifelte man kaum am Erfolg, ja die meisten glaubten, es werde eine Deputation der Einwohner dem Marschall Constantine übergeben und um Schonung bitten. Diese gefährlichen Täuschungen zerstreuten sich bald vor der Wirklichkeit. Einige geschickt abgefeuerte Kanonenschüsse, während zugleich die rothe Fahne unter wildem Geschrei auf der Kasbah aufgezogen wurde, und ein kräftiger Ausfall waren die einzige Botschaft, die der belagernden Armee entgegen kam. Nach dreitägigen unnützen Angriffen und nach drei Nächten, die man in einem schrecklichen Bivouac ohne Feuer und unter einem eisigen Regen zubrachte, so daß man jeden Morgen eine Anzahl Leichen, die dem Hunger und der Kälte erlegen waren, aus dem Koth aufhob, fing die Munition wie die Lebensmittel zu fehlen an, und man mußte sich zum Abmarsch entschließen. Der Marschall verbarg seine Besorgnisse unter einem ruhigen Gesicht, und gab den Befehl zum Rückzug mit demselben Ton, wie er den Sieg angekündigt hätte. Wenn, wie man ihm später oft und bitter vorgeworfen, seine Anstalten schlecht getroffen waren, so muß man ihm und seinen Waffengefährten doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in diesem gefahrvollen Augenblick eine bewundernswerthe Ruhe und Kaltblütigkeit zeigte. Er brachte die ganze Nacht vor dem Rückzuge damit zu, die Vorbereitungen zu demselben zu betreiben, die Munitionswagen, die man nicht fortbringen konnte, verbrennen, die Kranken und Verwundeten auf die Militärfuhrwerke bringen und die Gewehre der Todten zerbrechen zu lassen. Am 25 Morgens begann der Rückzug langsam unter dem fortwährenden Feuer der von Ahmed befehligten Araber. Eine Tirailleurlinie hielt aber den ganzen Schwarm in Respect, und sie wandten sich um, sobald die Infanterie Fronte gegen sie machte. Doch die schwache Anzahl des den Nachtrab bildenden Bataillons unter Changarnier, das auf etwa 250 Mann zusammengeschmolzen war, lockte sie zum Angriff. Aber Changarnier stellte seine Truppen im Viereck auf, ließ die Araber ansprengen, auf 25 Schritte Entfernung feuern und bald deckte eine Reihe Menschen- und Pferdeleichen den Boden; die arabische Reiterei wagte auf dem ganzen Rückzug keinen Anlauf mehr.

Ahmed hatte, wie oben schon erwähnt, vor der Belagerung die Stadt verlassen, und den Oberbefehl darin Ben Aissa und Hadschi Mohammed Tobbal, dem Scheich der eisernen Thore, letzterem als Unterbefehlshaber, übergeben. Er selbst hielt an der Spitze einer zahlreichen Reiterei das Feld, setzte dem Anmarsch der Colonne kein Hinderniß entgegen, beobachtete aber alle ihre Bewegungen und folgte ihr Schritt vor Schritt bis an die Thore von Constantine. Hier hatte er seine bloß beobachtende Rolle eingestellt, und während der dreitägigen Belagerung die französischen Truppen, namentlich diejenigen, welche auf der Höhe des Cudiat Aty standen, fortdauernd lebhaft angegriffen, diejenigen aber, welche mit dem Marschall die Höhe von Mansurah besetzt hielten, wurden von der Reiterei des Bey kaum belästigt. Dieß deutete zur Genüge an, welches die verwundbare Seite der Befestigungen sey. Die Höhe von Mansurah, welche durch die Belagerer beherrscht und von Steilabfällen begränzt ist, bot den Angreifern, um das Thor El Kantarah zu erreichen, nur die schmale, lange Straße nach der römischen Brücke über den Rummel. Das Cudiat Aty dagegen beherrschte ein anderes Thor der Stadt, auf welches die Belagerer bequem losmarschiren konnten. Vielleicht lag die Ursache des Mißlingens der ersten Expedition darin, daß der Hauptangriff von der Höhe von Mansurah aus auf das Thor von El Kantarah gerichtet war, wo man vergebens Bresche zu schießen suchte. Bei der zweiten Belagerung hütete man sich wohl in denselben Fehler zu verfallen.

Während des Rückzugs hemmte Ahmed so viel wie möglich den Marsch der Truppen, aber da die kräftige Zurückwerfung durch Changarnier den kriegerischen Eifer der Araber bedeutend kühlte, unternahm er nichts Ernstliches mehr, und versuchte nicht einmal den Durchgang abzuschneiden, wozu sich mehrmals Gelegenheit bot. Alle seine Bemühungen liefen auf die Niedermetzelung einiger unglücklichen Verwundeten und Kranken hinaus, die der Colonne nicht folgen konnten, ergriffen und unter dem wilden Jauchzen einer fanatischen Horde alsbald enthauptet wurden. Jeder Kopf eines Franzosen wurde von dem Bey mit 10 spanischen Thalern bezahlt, und seine Soldaten schnitten, um sich diese Belohnung zu verschaffen, selbst den bereits eingescharrten Todten die Köpfe ab.

Einen Augenblick schien Ahmed den Rückzug hindern zu wollen, nämlich am Engpaß von Bu Berda, wo er mit seiner Artillerie sich auf dem Weg der Franzosen aufstellte und wo ein ernstlicher Kampf sich entspinnen zu wollen schien, aber eine Angriffsbewegung der französischen Infanterie verjagte den Bey, und bloß einige unschädliche Kugeln fielen in der Nähe der Schützenlinie nieder. Selbst den berühmten Ras-el-Akba suchte Ahmed nicht einmal zu vertheidigen. Nur einige Kabylen wagten Widerstand, wurden aber bald zurückgeworfen, obwohl hier 2000 Mann guter Truppen leicht die vierfache Zahl aufhalten konnten. Ahmed beging somit einen großen Fehler, den er übrigens kurz darauf an den Ufern der Seybusa wiederholte, denn an den Ufern derselben befanden sich in dem Augenblick, wo die französische Armee dieselben überschreiten mußte, gar keine Truppen, und sie erreichte endlich am 1 December Bona, ohne auf dem langen Wege mehr als 500 Mann zu verlieren, von denen noch überdieß die meisten durch Kälte, Hunger und Krankheit umkamen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1844.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

Viel und eifrig haben andere Nationen die Engländer wegen ihres rohen und barbarischen Boxens angegriffen; den Thieren, sagen sie, kommt es zu, mit den Fäusten, Füßen, Zähnen, Tatzen und den andern natürlichen Waffen über einander herzufallen; dem Menschen ziemt es, künstlichere Waffen in die Hand zu nehmen.

Die Italiener, die Spanier, Franzosen, Deutschen, ja fast alle andern civilisirten Nationen erklären sich daher bei der Beilegung von Streitigkeiten entschieden für den Dolch, den Degen, das Schwert oder andere künstliche Waffen. Die Wunden, welche die Faust versetzt, sind unangenehmer und widerlicher als die welche Dolch und Degen geben. Dazu ist es entsetzlich, daß das menschliche Fleisch es selbst ist, welches diese Wunden dem Fleisch gibt. Bei dem Schwerterkampfe wird nur das Instrument blutig, während beim Faustkampfe der Mensch sich selbst mit Blut befleckt.

Ein mit Contusionen aller Art bedeckter englischer Boxer, dem die Augen unterlaufen, Kopf und Wangen angeschwollen, die Nase zerstoßen, die Zähne und Rippen zerbrochen sind, und der sich die Fäuste selber auf dem Körper seines Gegners zerschlagen hat, ist ein so ekelhaftes Bild für uns Continentalvölker, daß wir alle vor dem rohen Insulaner zurückschrecken. Die Wunden unserer Degen und Dolche sind zierlich, wie die beim Kampf entwickelte Geschicklichkeit selber zierlich ist. — Die Engländer dagegen haben eine entschiedene und allgemeine Antipathie gegen die Stahlwaffen*) und preisen die Faust als das natürlichste, von Gott selbst gegebene „Instrument der Selbstvertheidigung." Alle anderen Waffen erklären sie für unnatürlich und sie weisen dabei auf die Arglist, Bosheit und Feigheit der sie Gebrauchenden hin, indem sie es für eines kühnen und geradsinnigen Mannes würdig halt n, dem Gegner mit der Faust selber zu Leibe zu gehen.

*) Die englischen Matrosen in Neapel haben einen großen Abschen vor dem italienischen Dolch, während die Italiener umgekehrt mit dem Prügel in der Faust weit leichter in Respect zu halten sind, als mit der schärfsten und blanksten Eisenwaffe.

Von allen Völkern scheint in dieser Beziehung keines mehr darüber mit ihnen einzustimmen, als das der alten Griechen, und um gleich im voraus dem Gegenstande, welchen wir zu behandeln unternommen haben, etwas von seiner Widerlichkeit zu benehmen, können wir hier von vornherein bemerken, daß sogar Apollo, der heilige Gott der Musen, der Führer der Pieriden zu Olympia im Faustkampfe gegen den gewaltigen Ares auftrat. Es ist fast unbegreiflich, wie er, der schönste der Götter, die geschwollenen Nasen und blauen Augen so wenig fürchtete, daß er sich sogar als Apollo püktes (der Faustkämpfer) Opfer darbringen ließ.

Betrachtet man die griechischen Weisen eines Faustkampfes, die Leidenschaft und die unmenschliche Strenge, mit der sie ihn betrieben, die verstärkten Schläge ihrer Hand mit scharfen ledernen Riemen, mit eisernen Nägeln, mit Blei umwunden und andern Faustrüstungen, welche sie die Glieder zermalmenden und Rippen durchbrechenden nannten, so wird man geneigt, sich mit dem englischen Boxer wieder auszusöhnen. Man erzählt sich von griechischen Faustkämpfern Dinge, welche selbst in England vollkommen unerhört seyn möchten. Als dem Faustkämpfer Eurydamas von einem harten Schlage seines Antagonisten alle Zähne eingeschlagen wurden, verschluckte er dieselben ganz ruhig, um seinem Gegner keine Andeutung über den Effect seines Schlages zu geben. Die Ohren waren bei den griechischen Faustkämpfern in der Regel ganz verstümmelt, vernarbt und verknorpelt. Der griechische Faustkämpfer Kleonides verlor den Verstand darüber, daß ihn die Richter des Sieges für unwürdig erklärten. Ein alter Mann, Diagoras, erfreut darüber, daß seine beiden Söhne zu Olympia im Faustkampfe gesiegt hatten, gab vor den Augen der erstaunten Zuschauer seinen Geist auf. Bei einer andern Gelegenheit durchstieß ein wüthender griechischer Faustkämpfer seinem Gegner den Unterleib und riß ihm die Eingeweide aus dem Bauche. Auf mehreren griechischen Urnen finden sich Faustkämpfer abgebildet, bei denen eine Menge

kleine Punkte den Strom von Blut andeuten, der ihnen aus Nase und Mund entstürzt.

Ich sage, wenn eine Nation, die so entschieden allem Schönen huldigte, wie die Griechen, eine so eifrige Verehrerin dieser Kampfart war, wie dieß die eben citirten Facta beweisen, so mögen wir uns im voraus ein wenig mit dem Boren der Engländer aussöhnen und sie deßwegen nicht gleich als barbarisch und unästhetisch verabscheuen.

Man kann die Kunst des Faustkampfes unter zwei Gesichtspunkten betrachten: erstlich als eine Art die Streitigkeiten beizulegen, und zweitens als ein Mittel, den Muth und die Körperkräfte zu üben. In beiden Beziehungen halten die Engländer dasselbe für vortrefflich. In Hinsicht auf das erste nennen sie das Boren die schönste Kunst der Selbstvertheidigung (the best art of selfdefense). Ihre Ansichten darüber sind von den unsrigen so abweichend, daß wir einen von ihnen selber darüber reden lassen wollen: „Als eine Weise, Streitigkeiten beizulegen," sagt ein englischer Schriftsteller, „ist das Boren zu gleicher Zeit männlich und preiswürdig, und ist ein sehr humanes Sudstitut für solche wilde und unmenschliche Uebungen (for those savage practices), zu welchen die Menschen in einem barbarischern Zustande der Gesellschaft nur leider zu oft sich hinreißen lassen. Das Boren verhindert solche feige und verrätherische Neigungen und Leidenschaften, welche in andern Ländern, wo es unbekannt ist, zu dem unglückseligen Gebrauche des Stilets, des Stoßdegens und anderer solcher gleich blutiger und gräßlicher Instrumente geführt haben, — Neigungen, welche, im höchsten Grade ist es zu beklagen, leider auch in neuerer Zeit in Folge des Mißverstandes und Eifers, mit welchen man öffentliche Faustkämpfe unterdrückt hat, in dem glücklichen England mit widerlicher und empörender (painful, disgusting, savage, barbarous) Häufigkeit in Schwung gekommen sind." Einer der größten Uebelstände beim Faustkampfe als Entscheidungsmittel von Streitigkeiten ist die lange Unentschiedenheit und Dauer des Kampfes, und dadurch wird er gewiß mehr painful, disgusting, savage and barbarous als jede andere Kampfesart.

Als eine Uebung des Muths und der Körperkräfte leistet das Boren, sagen die Engländer, mehr als diejenigen Kampfesweisen, bei denen ein künstliches Instrument als Vermittler dazwischen tritt. Bei den letztern entscheidet in der Regel mehr Gewandtheit und Schnelligkeit. Bei dem Faustkampf werden diese Eigenschaften eben sowohl als die Kraft und der Muth in hohem Grade in Anspruch genommen. Die unzähligen Schläge die alle treffen, gewöhnen an einen hohen Grad von Duldsamkeit, Ausdauer und Ertragung von Schmerzen. Die Besonnenheit wird um so mehr geübt, da diese Schläge meistens dem Kopf, dem Sitz dieser Eigenschaft gelten. Da der Kampf immer unendlich lange dauert, so ist Ausdauer dabei eine vorzügliche Tugend, und da die Faust an und für sich ohne starken Schwung wenig gefährlich ist, so ist Kraft besonders von Nöthen. Der griechische Arzt Aretheos empfahl den Faustkampf gegen Schwindel und chronischen Kopfschmerz, Solon empfahl ihn angelegentlich den Pädagogen, und Cato der ältere hielt ihn für so wichtig, daß er seinen Sohn selber darin unterrichtete.

Die Engländer glauben dem allen nach für ihre Armee und Marine keine bessere Schule als den „ring" (die Arena des Faustkampfs) zu haben, und sie glauben ihm größtentheils jene unverwüstliche Tapferkeit und starre Ausdauer, welche von der Schlacht bei Hastings bis zu der bei Waterloo ihre Krieger ausgezeichnet hat, zu verdanken.

Es ist der Beachtung werth, daß auch das Boren, wie alle anderen gymnastischen und athletischen Uebungen der Engländer, während man es seiner Natur nach für einen Ueberrest aus dem ältesten und uncultivirtesten Zustand der Menschheit und der ritterlichen Zeit halten sollte, erst in neuerer Zeit zu so vorzüglicher Blüthe gekommen ist. Zwar mag es immer Borer gegeben haben und die kühne Bauernschaft (the bold peasantry) des Landes mag immer gebort haben. Allein erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheinen öffentliche „Preisgefechte" in Schwung gekommen zu seyn. Erst seit dieser Zeit werden „berühmte" Borer genannt, und erst um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich das Boren als eine „eigentliche Kunst und Wissenschaft" (science of self defense). Erst seit dieser Zeit fand sie auch unter den höhern Classen Patrone und Gönner. Bis auf die neuesten Zeiten und bis auf die Einführung der neuen Peel'schen Polizei herab scheint es damit crescendo gegangen zu seyn; die Kunst ward eine allgemeine Nationalsache, sie bekam ihre Schulen, ihre Professoren, ihre Literatur. Sonderbarer Weise scheint es sogar, daß Schwerterkampf früher in England mehr gebräuchlich war als jetzt, und daß das Schwert mit dem Aufkommen der Faust in gleicher Weise abnahm. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts treten noch Kämpfer mit sword and cudgel in den öffentlichen Ankündigungen darüber neben der Faust auf. Man hatte dazumal vielleicht sogar mehr cudgelers and fencers als Borer.

So kunstmäßig, mit so ausgebildeter Schulgerechtigkeit wie die Griechen betreiben die Engländer weder das Boren, noch sonst eine gymnastische Uebung. So viel wie die griechischen Philosophen Plato, Solon rc. beschäftigen sich die englischen nicht damit; auch thut der Staat nicht so viel für Gymnasien und Vorschulen wie in Griechenland; gewöhnlich sind solche Schulen in England Privatunternehmungen. In den größeren Städten gibt es sogenannte Sporting-Houses, in welchen Räume für den Unterricht in der „noblen und männlichen Kunst des Borens" eingerichtet sind. Leute, die hier wissenschaftlichen Unterricht ertheilen (scientifically taught lautet der Ausdruck), sind gewöhnlich solche, welche sich früher auf der Arena ausgezeichnet und nun davon zurückgezogen haben; „Erpugilists" heißen sie und Professoren nennen sie sich oft selbst. Wie unsere Fechtsäle werden diese Bor-Gymnasien von Schülern aller Stände frequentirt; Borhandschuhe, Kampfcostüme werden gewöhnlich auch von diesen Schulen aus verhandelt. In London, wo überhaupt der Hauptsitz aller trefflichen „Corinthians" — so nennen sich wohl zuweilen die „fighter" auch scherzweise — ist, gibt es natürlich die größ-

ten Gymnasien und Sporting-Houses; in der Regel befindet sich in denselben auch ein Theater für die Schaugefechte der Boxer von Profession. Diese Theater sind große Räume mit Logen umher; in der Mitte ist ein hölzernes Gerüste errichtet, auf welchem sich die enge Arena für die Kämpfenden befindet. Ernstlich, d. h. mit nackter Faust, darf hier natürlich nicht gekämpft werden, sie müssen sich dazu, wie wir später sehen werden, entlegenere Theile des Königreichs aussuchen. Die Faust ist dabei mit einem ledernen Handschuh bedeckt, und sie nennen diese Art des sanftern Boxens sparring, was unserem Rappieren ähnlich ist. Der Kampf kann dabei natürlich nicht entschieden werden, doch können die Zuschauer die Geschicklichkeit der Kämpfer auf die Art und Weise wie sie ihre Schläge anbringen, beurtheilen, und es erscheinen dabei auf der Arena die ersten modern fighters und in den Logen Tausende von patronizers of the P. R., (d. h. Pugillistic Ring, Box-Arena). In dem Jahre 1814 nahmen sogar die Könige und Kaiser der heiligen Allianz an diesen Schauspielen Theil.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wedahs in Ceylon.

(Aus Selkirks: Recollections of Ceylon)

In mehrern Theilen Ceylons, namentlich im Innern östlich von Candy im Lande Bintenne, ist ein Stamm von Eingeborenen Wedahs genannt, über deren Ursprung, Sitten, Religion und Sprache man sehr wenig weiß. Einige derselben sprechen einen gebrochenen eingalesischen Dialekt, wonach man glauben könnte, daß sie zwar Eingalesen, aber aus irgend einem Grunde gezwungen worden seyen, in den Wäldern abgesondert von den übrigen Einwohnern zu leben, oder daß sie sich, als das übrige Volk zu seinem Unterhalt den Boden zu bauen und der Regierung zu gehorchen anfing, in die Gebirge des Landes zurückzogen, wo sie Jahrhunderte lang blieben, unbelästigt von Portugiesen, Holländern und Engländern, in deren Hand nacheinander das Land fiel. Sie sollen heller als die übrigen Bewohner der Insel, gut gebaut seyn, lange Bärte haben und das Haar in einem Knoten auf dem Kopf zusammengebunden tragen; sie sollen sehr wenige Kleidung und einige derselben gar keine tragen. Mit den andern Eingeborenen haben sie wenig Verkehr. Sie leben hauptsächlich von dem Fleisch der Thiere, die sie auf der Jagd tödten, oder von Baumfrüchten. Sie bauen keine Hütten, sondern schlafen entweder in Bäumen, oder am Fuße derselben, oder in unterirdischen Höhlen. Wenn sie Messer, Tuch oder sonst dergleichen brauchen, sollen sie dieß auf einem Talpatblatt anmerken, und dieß Blatt in der Nacht nebst einer gewissen Menge Elfenbein, Wachs oder Honig in der Nähe eines Dorfes niederlegen, in der folgenden Nacht dagegen die gewünschte Waare finden.

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Während die französische Artillerie das Thor von El Kantarah beschoß, war unter dem Einfluß der die Stadt bedrohenden Gefahr zu Constantine ein großer Rath gehalten worden. Mehrere Mitglieder der Versammlung waren der Ansicht gewesen, man müsse die Stad übergeben, da sie sich gegen die imposante Macht des Feindes nicht halten könne und man sie gegen die Gräuel eines Sturmes schützen müsse. Als Ahmed nach seiner Rückkehr diesen Antrag, der indeß von der Mehrheit verworfen worden war, erfuhr, zeigte er den heftigsten Zorn, und fragte nach den Verräthern, welche von Uebergabe zu sprechen gewagt hatten. Man nannte ihm den Kaid Eddar, den tapfern Bel-Bedschawi, der bei der zweiten Belagerung fiel, den ehrwürdigen Scheich el Beled, und endlich den Kadi der Hanefiten, zu welcher Secte die Türken und die meisten Kuloghlis gehören. Als Ahmed diese Namen hörte, schäumte er vor Wuth, denn er fühlte, daß seine Rache diese bedeutenden Männer nicht erreichen könne, welche von der Bevölkerung zu sehr geachtet waren, als daß er nicht einem Aufstand sich ausgesetzt hätte. „Sind noch andere da?“ fuhr er fort, „so nennt sie.“ Man bezeichnete ihm zwei angesehene Mauren, Sidi Hussein und Sidi Marahat el Arbi, welche er sogleich enthaupten ließ.

Die menschliche Seite im Charakter Hadschi Ahmeds war längst unter der Herrschaft der zügellosen Leidenschaften und seines blutigen Sinnes untergegangen; sein von Natur heftiges und reizbares Wesen duldete allmählich nicht den geringsten Widerspruch mehr, und zerbrach mitleidslos alles, was, absichtlich oder nicht, seinen Planen, oder der Erfüllung seiner zügellosen Begierden den geringsten Widerstand entgegensetzte. Er herrschte nur noch durch den Schrecken, und seine Grausamkeit war zu Constantine sprüchwörtlich. Wir wollen hier einige Proben derselben anführen.

Einige Franzosen waren in einem Gefecht, worin seine Truppen geschlagen wurden, gefangen genommen worden, in seinem Zorn über die Niederlage fand er die Enthauptung allzu mild für diese Unglücklichen, und er ließ sie von seinen Hunden zerreißen; andere wurden gespießt, und zwei oder dreien soll man auf seinen Befehl den Bauch aufgeschlitzt haben; unter seinen Augen rissen ihnen die Henker die Eingeweide heraus.

Unter seinen Mißhandlungen starb seine erste Frau, die Tochter eines Kaids der Haractahs. Eine schwarze Sklavin war damals der Gegenstand seiner Vorliebe, und Kebidscha, — so hieß seine erste Frau, — schon etwas ältlich und über die Vernachlässigung Ahmeds erzürnt, beklagte sich bitter darüber, und warf ihm eines Tages in einem Anfall von Eifersucht vor, er sey der Gemahl einer Negerin. Hierüber gerieth Ahmed in Wuth und versetzte ihr einen Fußstoß in den Unterleib, an welchem sie nach langem Leiden endlich starb. Uebrigens war keine seiner Frauen frei von Mißhandlungen, und selbst seine Mutter, die ihm so viele Proben von Aufopferung und Zärtlichkeit gegeben hatte, und der er doppelt das Leben dankte, selbst diese wurde eines Tages von dem Rasenden, als sie einen Verurtheilten retten wollte, heftig geschlagen. Der Unglückliche war den Tschauschs, die ihn zur Hinrichtung führten, entkommen, und flüchtete sich, als er die Mutter des Bey's erblickte, zu ihr, ergriff den Saum ihres Kleides und bat sie um ihren Schutz. Bei diesem Anblick wichen die Tschauschs, die ihm gefolgt waren, achtungsvoll zurück, aber Ahmed, welcher herbeieilte, schritt auf seine Mutter los und wollte ihr den Unglücklichen entreißen. Gerührt durch die Thränen desselben, bat die Tochter des Ben Ghana anfangs für ihn, als sie aber sah, daß ihre Bitten nichts halfen, befahl sie dem Unglücklichen sich hinter sie zu knien, und schützte ihn so mit ihrem Körper. Wüthend über diesen Widerstand,

warf sich Ahmed auf seine Mutter und riß den Unglücklichen von ihr hinweg, um zu beweisen, daß für die, welche seinen Zorn auf sich geladen, keine Zufluchtsstätte unverletzbar sey.

Drei Negerinnen, welche über ihre Einschließung im Harem seufzten, wurden beschuldigt Ahmeds Tod gewünscht zu haben, der freilich allein ihnen die Freiheit geben konnte; er rächte sich für dieß unbegangene Verbrechen auf die fürchterlichste Weise: er ließ sie ergreifen, binden und vor sich führen; dann zog er den Säbel und hieb sie ganz wörtlich in Stücke. Er kannte den Haß, welchen er einflößte, so gut, daß wenn er zufällig zwei seiner Frauen miteinander flüstern sah, er ihnen sogleich befahl sich zu trennen. „Was habt ihr zu flüstern?" rief er mit finsterem Blick, „wahrscheinlich Schlimmes über mich; oh! ich weiß, daß ihr mich haßt, aber haltet eure Schlangenzungen, oder ich reiße sie euch aus." Seine Frauen, etwa 200 an der Zahl, durften augenscheinlich aus demselben Grunde, wenn er nicht anwesend war, nicht miteinander sprechen. Dagegen versammelte er sie Abends gern um sich in den Gärten seines Palastes, und ward hier der Gegenstand ihrer scheuen Liebkosungen, womit sie seine sorgenvolle Stirne aufzuheitern suchten. Manchmal lachte und scherzte er sogar, ja er spielte mit ihnen, etwa wie die Katze, welche Sammetpfötchen machen würde, wenn sie mit einem Haufen Mäusen spielte. In seinen seltenen Anfällen von guter Laune zeigte sich Ahmed galant, dienstbeflissen, ließ Kaffee bringen, Tänzerinnen holen und improvisirte eine Art Fest, das für einige Augenblicke die Monotonie des Harems unterbrach. Diejenigen seiner Frauen, die er bevorzugte, wurden von ihm mit reichen Geschenken überhäuft, aber abgesehen hievon machte ihre Stellung als Lieblingsfrauen sie nicht glücklicher als ihre Gefährtinnen, denn bei der geringsten Unzufriedenheit schlug er sie mitleidslos.

Unter diese letzten gehörte Aischa, deren wie schon erwähnt haben, eine reizende junge Frau, noch im frischen Glanz ihrer Schönheit; sie befand sich im Harem Ahmeds, wohin sie als Kind kam, von 1830 bis zur Einnahme von Constantine. Sie war es, welche die Einzelnheiten über den Harem mittheilte. Ahmed, welcher sie in gesetzmäßiger Weise geheurathet hatte, war für sie stets ein Gegenstand des Schreckens. Nicht nur wurde sie oft von ihm mißhandelt, sondern sie hatte ihm auch den Mord ihres Bruders vorzuwerfen, der wie sie von Barbaresken-Piraten, welche ihre Familie ermordet hatten, aus Chios fortgeschleppt worden war. Während die Schwester zu Alexandrien auf dem Sklavenmarkt zum Verkauf ausgesetzt und für den Bey von Constantine angekauft wurde, war der Bruder nach Algier geführt und hier in die türkische Miliz eingereiht worden. Nach der französischen Eroberung folgte er, wie so viele andere Soldaten Hussein Deys, Ahmed nach der Hauptstadt seines Beyliks. Nach seiner Ankunft zu Constantine erfuhr er von einem italienischen Renegaten, der sich daselbst niedergelassen hatte, daß seine Schwester, von welcher er seit ihrer Trennung nichts gehört hatte, im Harem des Bey sich befinde. Erfreut über diese Entdeckung, ging er sogleich zu Ahmed, und fragte ihn, ob er nicht eine junge, vor mehreren Jahren durch Piraten aus Griechenland entführte Italienerin, jetzt Lila Aischa genannt, in seinem Harem habe.

Bei diesen Worten runzelte Ahmed die Stirne. Moslemitische Ehemänner dulden in ihrer übermäßigen Eifersucht nicht allein nicht, daß man das Gesicht ihrer Frauen sehe, sondern sie verlangen auch, daß man ihre Namen nicht wisse, und sehen jede Indiscretion über diesen delicaten Punkt als eine Beleidigung an. Ahmed maß den jungen Menschen, und sagte dann: „wer bist denn du, daß du eine solche Frage an mich zu richten wagst?"

„Ich bin Aischa's Bruder und wünsche meine Schwester zu sehen," antwortete der junge Mensch.

„Wie heißt du?"

„Ahmed, aber so nannte man mich nicht immer. In meiner Jugend nannte man mich Agostino."

„Wo hat man dich gefangen genommen?"

„Auf der Insel Chios."

Ohne weiter etwas hören zu wollen, wandte Ahmed dem jungen Menschen den Rücken, ging ins Harem, ließ Aischa rufen und fragte sie, ob es wahr sey, daß sie einen Bruder habe. Sie bestätigte es, und bat ihn dringend, sie ihren Bruder, wenn auch nur ein einzigesmal, sehen zu lassen. „Das ist unmöglich, sagte Ahmed, wenn dir das Leben deines Bruders lieb ist, so schreibe ihm, daß er mich nicht wieder durch eine unangemessene Bitte beleidigen soll, wie er sie diesen Morgen an mich gerichtet hat." Vergebens beschwor Aischa ihren Gemahl im Namen jener Vorsehung, welche die beiden Waisen von Chios selbst nach einer so langen und grausamen Trennung zu vereinigen schien, ihr zu gestatten, den einzigen Verwandten, den sie auf der Welt habe, in die Arme zu schließen. Alle ihre Bitten scheiterten minder an der Hartherzigkeit, als an der unmäßigen Eifersucht Hadschi Ahmeds. Der junge Mensch hatte indeß die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben seine Schwester zu sehen, und bestürmte unklugerweise den Bey mit Bitten, ihn zu Aischa zu lassen. Aufgebracht über die hartnäckige Verweigerung eines so erlaubten Verlangens, ließ er sich eines Tages hinreißen, öffentlich die Stimme gegen seinen furchtbaren Schwager zu erheben und ihm keck den Mißbrauch seiner Gewalt vorzuwerfen. Statt aller Antwort rief Ahmed einen Tschausch herbei und ließ dem unglücklichen Agostino den Kopf abschlagen.

Aischa selbst wäre beinahe das Opfer der Eifersucht ihres furchtbaren Gemahls geworden. Nach der Einnahme von Constantine hatte sie den Harem verlassen und sich in das Haus eines Türken, des Mustapha Chalifah, begeben. Ahmed schrieb von Milah aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, an letzteren, ihm diese Frau zu schicken, und wenn es nöthig sey, sie über den Zweck der Reise zu täuschen, indem er vorgebe, sie nach Tunis zu geleiten, wohin sie zu gehen beabsichtigte, sie dagegen auf Seitenwegen nach einem bezeichneten Ort zu führen, wo er sie in Empfang nehmen würde. Da indeß Aischa ihren Entschluß geändert hatte und Constantine um keinen Preis verlassen wollte, schrieb der Exbey voll Wuth einen neuen Brief an Mustapha Chalifah, worin er ihm anzeigte, wofern sie noch länger sich weigere zu ihm zu kommen, würde er Mittel finden, sich ihrer in Güte oder mit Gewalt zu bemächtigen, wenn er auch um dessentwillen insgeheim nach Constantine gehen sollte, und dann würde er sie ihren Widerstand und ihre Untreue durch die entsetzlichsten Martern büßen lassen. Da diese Drohungen natürlicherweise Aischa nicht vermochten zu Ahmed zurückzukehren, schrieb dieser endlich an Mustapha und bat ihn dringend, die Ungetreue zu vergiften, damit sie niemals einem andern gehöre. Glücklicherweise überwog das Mitleid oder die Furcht vor den Franzosen im Herzen Mustapha's über die Belohnung, welche ihm der Exbey für diesen Freundschaftsdienst zugesagt hatte, Aischa aber glaubte, als sie diesen neuen, ihrem Gastfreund gewordenen Auftrag erfuhr, es sey klüger ein Haus zu verlassen, wo sie nach dem Inhalt dieser verschiedenen Botschaften gute Gründe hatte, sich nicht mehr für sicher zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.)

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1844.

Die christliche Religion auf den Sandwichinseln.

(Nach J. J. Jarves: Scenes in the Sandwich Isles.)

Der Einfluß, den die amerikanischen Missionäre über die gesammte Bevölkerung errungen haben, ist von mancher Seite beklagt worden; solche Leute wünschen aber, daß der Same gepflegt werde und der Baum wachse, möchten jedoch verhindern, daß seine Zweige sich gegen die Quelle seines Lebens und Lichts neigen. Die Missionäre beherrschen den öffentlichen Geist in hohem Grade, aber diese Herrschaft wurde ehrlich und offen erworben. Wenn irgend jemand die Liebe und Achtung bezweifelt, mit der diese Männer von der Mehrzahl der Bevölkerung betrachtet werden, so mag er ihre Wohnungen besuchen und den Missionär auf seinen Wanderungen begleiten. Lachende Gesichter und ächte Gastfreundschaft werden ihn allenthalben begrüßen, besonders aber innerhalb ihres eigenen Kirchspiels, wo sie durch jahrelangen, treuen und uneigennützigen Dienst dem Volke theuer geworden sind. Die Zahl derer, welche den kirchlichen Ceremonien und Versammlungen beiwohnen, ist verhältnißmäßig größer als in den Vereinigten Staaten, aber man würde Unrecht haben, daraus auf eine größere Sittlichkeit zu schließen, so wenig als man aus den Schulen und der Schülerzahl, so wie aus den nominell betriebenen Lehrgegenständen einen richtigen Schluß auf die Kenntnisse und das Lehrsystem machen kann. Die eigentlichen Mitglieder der Kirche gehen mit dem Beispiel der Ehrerbietung gegen ihre Lehrer voran, aber ein äußerer Anstand herrscht selbst unter den niedersten Classen. Große Massen versammeln sich zum Gebet oder zur Erklärung des Evangeliums, und ein flüchtiger Beobachter möchte daraus den Schluß ziehen, er habe eine äußerst moralische und religiöse Gemeinde vor sich. Für den Augenblick ist dieß auch so, bei einigen ist das Benehmen aufrichtig und dauernd, aber bei der Masse ist es anders, und man setzt die Bemühungen der Missionäre nicht herunter, wenn man sagt, daß unter dem Volke sehr viel Heuchelei besteht. Ein Fremder darf nur denselben Weg unter andern Umständen gehen, und wenn er die verschiedenen Phasen des Nationalcharakters kennen lernen will, es zeigen, daß er kein Missionär ist, denn alle Fremden theilt man in zwei Classen, Missionäre und Nichtmissionäre. Die Maske wird dann manchem abgestreift seyn, der bei der vorigen Gelegenheit den Missionär täuschte. Die niedern Classen haben bezüglich des äußern Anstandes und der innern Wünsche einen Ausdruck, welcher sprüchwörtlich geworden ist und ihre wahren Gesinnungen deutlich bezeichnet, aber nicht mittheilbar ist. Man bemerkt bald, daß die Tugend nur wegen des guten Namens, nicht um ihrer selbst willen geachtet, daß die Masse noch immer sinnlich ist, und daß das äußerlich anständige Benehmen mehr das Ergebniß eines zeitweiligen Zwanges und des Wunsches ist, sich in der Gunst ihrer Obern festzusetzen. Die Scheu vor dem Gesetz ist groß, und die Versuchung in die Kirche zu gehen ebenfalls. Alle Häuptlinge sind offenkundige Christen, die höhern Stellen werden nur von solchen besetzt, es ist eine Rangstufe für den Eingebornen, deßhalb unterwirft sich ein eigennütziger Mensch jedem Opfer, um nur seinen ehrgeizigen Zweck zu erreichen.

Es ist noch immer ausnehmend schwer, den Eingebornen das Wesen der Wahrheit begreiflich zu machen; sie waren von ihrer frühesten Zeit an Trug gewöhnt, so daß man mit Recht bezweifeln kann, ob die Entdeckung einer Lüge eine andere Empfindung als die des Aergers über die Entdeckung bei ihnen hervorbringt. Das Hauptlaster der Nation ist sinnliche Ausschweifung, nicht als ob sie in dieser Beziehung viel schlimmer wären, als tropische Nationen gewöhnlich sind, aber sie ist fortwährend ihr hervorstechender Charakterzug. Vor einigen Jahren noch war sie in den mannichfaltigsten Formen etwas ganz gewöhnliches und wurde ganz offen ohne Scheu geübt; jetzt versteckt sie sich wenigstens. Indeß ist es unwidersprechlich, daß in der Nation eine Menge Leute sich finden, welche ebenso willig sind, religiöse Ceremonien als Handlungen einer empörenden Sinnlichkeit auszuüben, wie es eben dem Geschmack derer, welchen sie zu gefallen wünschen, zusagen mag. Ein anderes Geschlecht muß erst erstehen, ehe die Gewohnheiten des alten völlig ausgerottet werden können. Es ist hinreichend Grund vorhanden, daß ein parteiischer Beobachter eine äußerst günstige Ansicht von dem Erfolge der Mis-

sionsarbeiten gewinnen kann, aber es besteht noch vieles, das die gegentheilige Meinung unterstützt. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, und die Freunde der Menschlichkeit haben Ursache sich Glück zu wünschen, daß vorerst so viel erreicht ist.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

(Fortsetzung.)

In London gibt es fast täglich solche sparring demonstrations oder sparring entertainments, die gewöhnlich ein „benefit" irgend eines berühmten Kämpfers sind. Dergleichen Kämpfer machen zuweilen auch sparring-tours durch das ganze Königreich und geben an verschiedenen Orten sparring lectures and benefits. — Wie für alle Dinge in England, so hat man natürlich auch für das Boxen Clubs, pugilistic-clubs genannt. — Auch eine Literatur sagten wir hat diese edle Kunst. Wir mögen hier kurz den Inhalt einiger dieser Werke citiren. Eines derselben heißt „fistiana" oder „the oracle of the ring" (Faustangelegenheiten oder das Orakel des Rings). Es werden darin alle Regeln des Spiels und die Pflichten der dabei agirenden Personen auseinandergesetzt und dann noch folgende Dinge gegeben: — Verzeichnisse und kurze Biographien von allen champions of England vom Jahre 1700 bis 1842, — chronologische Tabellen aller Hauptgefechte in diesem und im vorigen Jahrhundert, alphabetisch angeordnet und mit der Erzählung des Resultats eines jeden versehen, — eine Liste aller sporting-houses in London und in den übrigen Theilen des Königreichs — praktische Winke für Boxer, eine Geschichte des Pugilismus. Ein ähnliches Werk heißt Boxiana, und so gibt es ihrer noch viele. Bei vielen Londoner Kunsthändlern kann man alle Porträts der berühmtesten Professoren der Kunst haben. Auch werden dort immer die vornehmsten Gefechte des Tages in bildlichen Darstellungen verkauft. Die genaueste Geschichte aller Ereignisse auf dem ring der Gegenwart findet man in Bells sporting-chronicle, wo jeder zu erwartende Kampf auf das genaueste angemeldet wird und jeder stattgehabte Kampf mit einer bewundernswürdigen Umständlichkeit, mit ausgezeichnetem Humor und großer Accuratesse beschrieben wird. Selbst in den größern Tagesblättern wird des Boxens, des vorzugsweise als national betrachteten Wettspiels, immer ziemlich umständlich gedacht. Auch in Amerika erscheinen solche Blätter; ein solches amerikanisches Blatt ist the whip (die Peitsche).

Die Hauptschauspiele der Kunst sind natürlich weder jene sparring exhibitions, noch die gelegentlich zur Ausmachung von Streitigkeiten sich gestaltenden Gefechte. Es sind dieß vielmehr die sogenannten „Prize-fights," bei welchen die prize fighters ihre Hauptkunst entwickeln. Diese prize fighters sind eine eigene Classe von Menschen, und es gibt unter ihnen mehrere als unter den Wettläufern, die weiter kein Geschäft haben, als die Kunst und die sich bloß von dem gelegentlichen Gewinn, welche sie ihnen bietet, von den Preisen, welche ihre Siege empfangen und von dem Einkommen, das sie aus ihren sparring-benefits beziehen, ernähren. Wie bei den Wettläufern, so sind auch bei diesen Preisfechtern die Namen ganz eigenthümlich und oft charakteristisch genug. Solche Namen sind z. B. folgende: „The Tipton clasher" (der Peitscher von Tipton); am liebsten wählen sie sich den hochklingenden Namen Champion, und man hört von „Champions of England," „Champions of Amerika," „Champions of Australia." Einer der berühmtesten und stärksten Faustkämpfer in diesem Augenblicke ist Charles Freemann, the Champion of America, eine Yankee crittor *) (eine Yanky-Creatur). Viele Engländer haben mit ihm ihre Kräfte gemessen, die meisten haben mehr blutige Schläge als Lorbeeren dabei eingeerntet.

Nachdem das Gefecht selber und die Fechter bestimmt sind, d. h. nachdem man ein Paar Fechter willig gemacht hat ihre Kräfte zu messen, nachdem sie selber ihre Backers gefunden haben, die einen Preis von 50 oder 100 Pfund dem Sieger zu bezahlen bereit sind, und nachdem auch dann noch alle andern Artikel des Kampfes festgesetzt sind, schreiten dann zunächst die Kämpfer gewöhnlich unter der Leitung irgend eines erfahrenen Kenners zu der Vorbereitung, (they go in the training), darin verbleiben sie oft wochenlang, bis der Tag des Kampfes kommt.

Das Schwierigste ist dann, einen geeigneten Platz aufzufinden, die Wahl desselben zu gleicher Zeit vor der Polizei geheim zu halten und doch einem möglichst großen Cirkel von Liebhabern bekannt zu machen. Die Dampfschiffe und die Eisenbahnen erleichtern jetzt sehr die Ausführung ihrer Plane. Der Tag des Gefechtes selbst, die Namen der Fechter, das Wirthshaus, wo sie sich vorläufig versammeln wollen und alles übrige — mit Ausnahme des zum Gefechte bestimmten Platzes — wird der Obrigkeit zum Trotz öffentlich in den Journalen bekannt gemacht. Man miethet ein ganzes Dampfschiff oder man besteigt einen Eisenbahntrain und ist längst in irgend einer entfernten Grafschaft Englands, bevor die Policemen Zeit gehabt haben, die gehörigen Nachrichten und Befehle an Ort und Stelle gelangen zu lassen. Zuweilen aber gelingt ihnen dieß doch und dann erscheint eine Magistratsperson, oder wie die englischen Boxer sagen, ein „Weißfisch," und gebietet den Frieden zu halten (to keep peace). Der Respect vor den Gesetzen und den Magistratspersonen ist so groß, daß selbst die oft zu Hunderten und Tausenden versammelten Liebhaber des Rings, in der Regel nicht eben die sanftmüthigsten Unterthanen des Königreichs, ihr gehorsam Folge leisten, ihr Dampfschiff oder ihren Eisenbahntrain wieder besteigen und sich in eine andere Grafschaft begeben. Oft werden sie von den Weißfischen aus einem Winkel des Landes in den andern getrieben, und dann durchstreifen sie zu Roß, zu Wagen, zu Fuß die Grafschaften der Kreuz und Quer, bis sie endlich eine Wiese oder eine entlegene Haide in einem Districte gefunden haben, in welchem die Magistratspersonen arglos schlummern.

*) crittor auf amerikanisch für creature.

Hier wird dann rasch von den Commissären des Kampfes ein runder Platz ausgemessen und mit Stricken umgeben. Die Zuschauer gruppiren sich auf dem Rasen und auf den Außenseiten ihrer Wagen rasch umher, und die Kämpfer werden von ihren Freunden hereingeführt. Zuweilen wird die innere Arena noch von einem äußeren Ringe umgeben, in welchem dann die vornehmern fancy people, kurz auch wohl bloß the fancy genannt, d. h. diejenigen Leute, welche bloß eine Liebhaberei (fancy) und weiter kein reelleres Interesse für den Kampf haben, gegen Entrichtung eines Entrée hereingelassen werden. Gewöhnlich haben die Kämpfer ihre eigenen Farben gewählt und ihre verschiedenen Freunde haben sich dann auch mit diesen Farben geschmückt.

Da es bei dem Faustkampf vor allen Dingen auf Gewicht und Stärke der Kämpfer ankommt, so ist es ausgemacht, daß sie an dem Kampftage nicht mehr als eine gewisse Anzahl von Steinen (stones) à 14 Pfund wiegen sollen, und das zuerst vorzunehmende Geschäft ist daher das Abwiegen der Kämpfer. Das gewöhnliche Gewicht eines ordentlichen Kämpfers ist acht bis zehn Stein, doch gibt es zuweilen auch welche, die bis zu siebzehn Stein hinaufsteigen. Die Kämpfer erscheinen vom Kopf bis zum Gürtel nackt, im übrigen sind sie leicht gekleidet, ihre Schuhe oder Stiefeln dürfen nicht mit Nägeln beschlagen seyn. In der Mitte der Arena werden zuweilen zwei buntgefärbte Taschentücher an einer Stange befestigt, welche der Sieger alsdann als Trophäe zu seinem Geldpreise davon führt.

Unter dem Zuruf ihrer Parteigänger und von ihren Secundanten geführt erscheinen die Kämpfer auf dem Platze, treten in die Mitte vor und reichen sich einander die Hände, zum Zeichen, daß es ein schönes, regelrechtes und leidenschaftloses Spiel (a fair play) seyn soll. Danach treten sie langsam in ihren respectiven Winkel zurück, in edler, munterer und kampffertiger Haltung das Zeichen zum Anfang erwartend. — Aller Blicke sind kritisirend auf sie gerichtet und von hundert Zungen wird gesprochen, ob und in wie weit sie das beau idéal männlicher Vollkommenheit (of manly perfection) erreichen. Die Muskelentwicklung jedes ihrer Glieder, die Breite ihrer Brust und Schultern, die herculische Stärke ihrer Arme, ihre Länge, die Grazie und Elasticität ihres Einherschreitens, dieses alles wird von den eifrigen Liebhabern des pugilistic-ring auf das genaueste untersucht, und die Fröhlichkeit und Frechheit ihres Auges, das Feuer ihres Blicks, die Zuversichtlichkeit und Unbefangenheit ihres Benehmens, die galante Indifferenz (the look of gallant indifference), mit welcher sie den kommenden Kampf zu erwarten scheinen — die Umstände, durch welche der eine oder der andere der Kämpfer ermüdet seyn möchte, ob er zu Wagen oder zu Fuß gekommen, ob er sich gut vorbereitet und in Speise und Trank mäßig gewesen sey, und inwiefern er alle Sorgfalt aufgewandt habe, durch „well training" seine physischen Qualitäten zu erhöhen, — ob er ein „provincial talent," ob er ein Novize in Faustangelegenheiten (a novice in fistic affairs), — bei welchen Preisgefechten er früher die Lorbeerpalme des Heldenthums (the laurels of championship) davon getragen habe, — dieß alles wird von den „Corinthians" sowohl als „Patricians" eifrig besprochen.

Endlich gibt der „Referee" das Zeichen zum Anfang und die Kämpfer treten gegen einander vor, die Arme und Fäuste, welche zugleich Angriffswaffe und Schild sind, in Parade ausgelegt, — den Kopf zu allerletzt „head after all," die Hauptregel des berühmten Fechters Jackson; denn die Hauptschläge treffen den Kopf, sonst gehen die Schläge von da bis zum Gürtel, die Schläge unter dem Gürtel sind „foul." Zuweilen setzen sie gleich mit ein paar tüchtigen Hieben auf einander los, zuweilen nehmen sie ein verschiedenes System an: der eine verfährt offensiv, um den Gegner gleich vom Anfang herein ein Haar in der Suppe finden zu lassen, — der andere defensiv, um seinen Gegner zu ermüden.

(Fortsetzung folgt.)

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon weiter oben von dem Pomp und der Verschwendung Ahmeds gesprochen. Eine seiner Hauptausgaben war die für Pferde, deren er stets 2 bis 300 wenigstens, alle von ausgezeichneter Race, in seinen Ställen hatte. Jeder dieser edlen Renner hatte eine besondere Gangart, besondere Zeichnung und eine eigene Art von Schönheit. Ahmed kannte sie alle bei Namen, und ließ sie auf eine Art zureiten, die einer Kunstreitertruppe Ehre gemacht hätte. Er selbst führte die Aufsicht über ihre Verpflegung und ihr Geschirr, das stets außerordentlich prächtig war, und machte seinen Stallknechten das Leben nicht wenig sauer, denn diese mußten stets diesen prächtigen Thieren irgend etwas neues beizubringen suchen, denn der Herr duldete nicht, daß man zwei Pferden dieselbe Courbette lehre. Wenn er zu einem Feldzug auszog, folgte ihm stets das ganze Personal mit allen Pferden. Während der Märsche setzte er sich jeden Morgen, wenn die Zelte der Infanterie vorangeschickt waren, umgeben von seinen Esbahya und seinen Pferden, auf einen Teppich nieder, um eine Pfeife zu rauchen und sein Frühstück einzunehmen. Einige vornehme Personen, wie der Aga, der Stallmeister, die unmittelbar zu seiner Bedienung bestimmten Beamten und sein Spaßmacher, den wie oben in der Liste der großen Würdenträger des Staats aufzuführen vergaßen, waren gewöhnlich eingeladen, Platz bei ihm zu nehmen. War das Mahl beendet, so gab der Bey durch einen Wink das Zeichen, zu Pferde zu steigen. In Einem Augenblick waren alle Spahis im Sattel und stellten sich in zwei Linien einander gegenüber mit einem Zwischenraum von 12 bis 15 Fuß auf. Ahmed schwang sich dann gleichfalls auf sein Pferd, gefolgt von seiner Musik und seinen Beamten, und mit zwei riesenmäßigen Tschauschen zur Seite, welche abwechselnd mit lauter, langsamer Stimme die gewöhnliche Grußformel ausriefen: Selam aleikum wa rachmetu'llahi (der Friede sey mit euch und die Barmherzigkeit Gottes). Zu gleicher Zeit wandte sich Ahmed bald rechts, bald links und machte mit der Hand das Zeichen des Grußes gegen seine Truppen. Seine Pferde waren gewissermaßen abgerichtet, diese Bewegung des Herrn zu wiederholen, und jedesmal wenn er den Kopf drehte und die Hand aufs Herz

legte, um den Reitern das Selam zu geben, neigten die klugen Thiere gleichfalls das Haupt und hoben den rechten oder linken Fuß, je nachdem der Gruß der rechten oder linken Seite galt. Wenn Ahmed so mit der Hand und dem Pferde grüßend die beiden Reihen der Spahis durchzogen hatte, bildeten sich diese sogleich in eine lange Schlachtlinie, deren Mitte der Bey und sein Gefolge nebst der Musik einnahm. Dann ritten die Reiter an den Flügeln jeder Seite hervor, etwa zwanzig Schritte vor die Marschlinie hinaus, durchjagten den freien Raum in vollem Rennen, als wollten sie einen Angriff ausführen, und wenn sie an dem Bey vorbei kamen, schossen sie ihre Gewehre über seinem Kopfe oder zwischen die Beine seines Pferdes ab. So lange diese „Fantasia“ dauerte, ließ Ahmed, einer der besten Reiter des Landes, sein Pferd allerlei Bewegungen ausführen, so daß es in weniger als zehn Minuten außer Athem war; auf ein Zeichen von ihm führte man ein anderes dieser wohlgeschulten Pferde herbei, deren schöne natürliche Eigenschaften, so wie die errungene Gewandtheit niemand besser als er geltend zu machen verstand.

Er war ein großer Jäger und machte sich häufig das Vergnügen mit einer zahlreichen Meute den Eber oder den Schakal zu jagen. Er hatte einen Mameluken, Namens Soliman, nach London geschickt, bloß um Hunde von ächt brittischer Race ankaufen zu lassen. Dieser hatte überdieß zwei Paare prächtiger Neufundländer mitgebracht, die auf seinen Befehl abgerichtet wurden, einen kleinen, sehr eleganten, gleichfalls aus London gekommenen Wagen zu ziehen. Die Erscheinung dieses Miniaturwagens war im Harem, wo selten etwas Neues vorkam, ein wahres Ereigniß. Die Frauen stritten sich um das Vergnügen in diesem seltsamen Wagen eine Spazierfahrt zu machen, und Ahmed machte sich in seinen Anfällen von Lustigkeit ein Vergnügen daraus, irgend eine Person von Bedeutung, wie seinen Minister, Ben Aissa, oder seinen Chalifah Hamelawi, die sich dessen nicht weigern konnten, hineinsteigen zu lassen, und lachte unmäßig über die komische Figur, welche der ernsthafte Basch-Hambah oder der graubärtige General machte, wenn sie von vier großen Hunden in einem Kinderwagen eiligst davon geführt wurden.

Obgleich der Ausgang des ersten Zugs gegen Constantine den Stolz Ahmeds nicht wenig gesteigert hatte, so war er doch nichts weniger als unbesorgt über die möglichen Folgen der Ausforderung, welche er Frankreich hingeworfen hatte. Darum unterließ er in dem Jahre nach dem mißlungenen Zuge der Franzosen nichts, um sich den nöthigen Beistand an Menschen und Geld aus der Regentschaft Tunis und von der Pforte die oft, aber immer umsonst verlangte officielle Anerkennung zu verschaffen, welche in den Augen der Bevölkerung den Glanz seines hohen Ranges verdoppelt hätte. Die Kapidschis, die aus Tunis oder Konstantinopel anlangten, versicherten ihn unablässig, daß das so sehr gewünschte Diplom als Pascha und Nachfolger Hussein Dey's ihm alsbald von Sr. Hoheit dem Sultan zugesendet werden würde, begleitet von dem Ehrenpelze. Ahmed glaubte, wenn er diese schönen Versprechungen hörte, bereits am Ziele seines Ehrgeizes zu stehen, aber die Kapidschis spotteten seiner bloß, und hatten keine andere Absicht, als ihm reiche Geschenke abzupressen, denn jede Ankündigung dieser Art trug dem angeblichen Boten des Sultans prächtige Geschenke ein. Indeß erschienen weder der Kaftan noch das Diplom, und als Ahmed sah, daß er gefoppt sey, suchte er sich auf eigenem Wege die Zeichen seiner usurpirten Würde zu verschaffen. Eines Tages zeigte er den Truppen eine prächtige grüne Fahne, die ihm angeblich mit einem Diplom, das er jedoch nicht vorwies, von dem Großherrn zugeschickt worden war, man erfuhr aber bald, daß die Fahne ganz einfach aus Tunis gekommen sey, wo ein Jude sie hatte für Rechnung des Bey sticken lassen — eine Gefälligkeit, welche Ahmed unmäßig theuer bezahlt hatte. Den Ehrenkaftan verschaffte er sich wohlfeiler; der älteste Sohn Ben Aissa's, Sidi Hamdu, hatte sich zu Tunis einen prächtigen mit Gold gestickten Kaftan machen lassen, der ihm auf 3000 Piaster kam. Ahmed, der diese Narrheit des jungen mohammedanischen Dandy erfuhr, zeigte sich darüber gegen seinen Minister sehr ungehalten. „Du mußt, sagte er zu ihm, in meinem Dienst viel Geld gewinnen, daß sich dein Sohn Hamdu reicher kleiden kann als ich.“ Ben Aissa verstand den Wink, und beeilte sich, zum großen Verdrusse Hamdu's, den Kaftan seinem Herrn anzubieten, der sich sogleich damit schmückte, und dieß Kleid für ein neues Geschenk des Sultans ausgab.

Aber alle diese Künste, welche niemand täuschten, konnten den Sturz Ahmeds nicht aufhalten. Am 6 October 1837 erschien die französische Armee vor den Mauern Constantine's, am 11 wurde die Bresche eröffnet, am 12 war sie gangbar und am 13 Morgens machte ein mörderischer Sturm die Franzosen zu Meistern des Platzes.

Einige Wochen vor diesem Zuge hing es nur von Hadschi Ahmed ab, Bey von Constantine zu bleiben, und er wäre es ohne Zweifel noch, wenn nicht der Stolz auf den anfänglichen Erfolg ihn veranlaßt hätte, die Anerbietungen General Damremonts zurückzuweisen. Man hatte ihm von Seite des Generalgouvernements durch den Juden Busnach Eröffnungen gemacht, denen zufolge, wenn er nur die Oberherrlichkeit Frankreichs anerkenne, die Regierung des Beylik ihm verbleiben solle. Ahmed konnte allerdings in diesem Vorschlag ein stillschweigendes Geständniß der Ohnmacht Frankreichs sehen, nahm darum das Anerbieten nicht an und suchte nur Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, den Anfang des Feldzugs bis zur Zeit der großen Regen und der verderblichen Fieber hinauszuschieben. Die Unterhandlungen mußten deßhalb abgebrochen werden. Als am 11 Abends die Bresche eröffnet worden war, schickte General Damremont noch am Abend durch einen Eingebornen einen Brief an Ahmed, und schlug ihm vor zur Verhütung des Blutvergießens ihm den Platz, der sich nicht länger halten könne, zu übergeben, wogegen er sich anheischig machte, die Einwohner, die Moscheen und das Eigenthum zu schonen. Der Ueberbringer des Schreibens kam zurück mit der stolzen Antwort: „wenn ihr kein Pulver mehr habt, wollen wir euch welches geben; wenn ihr kein Brod habt, wollen wir euch welches schicken, aber so lange ein Moslem in der Stadt ist, sollt ihr nicht hineinkommen.“ Am 12 endlich drückte Ahmed, der seit Eröffnung der Laufgräben den linken Flügel unserer Colonne beunruhigt hatte, seinen Wunsch aus, zu unterhandeln, eigentlich aber suchte er nur den Sturm hinauszuschieben, weßhalb General Valée, Damrémonts Nachfolger, eine unverweilte bestimmte Erklärung von ihm verlangte. Diese Erklärung kam nicht an, und am andern Morgen fiel Constantine in die Gewalt der Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rodiyas in Ceylon sind die Parias dieses Landes, welche durch den Haß und Abscheu der andern Landeseingeborenen zu einer viehischen Rohheit heruntergesunken sind und ohne Ehe leben sollen. In neuerer Zeit hat man im Distrikt Matele einige vermocht, das Christenthum anzunehmen und sich taufen zu lassen. (Selkirk: Recollections of Ceylon.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1844.

Die Höhlentempel in Indien.

Ein Herr Fergusson hat mehrere Jahre Indien durchwandert als Künstler und Alterthumsforscher; es ist ihm gelungen, mehr indische Höhlentempel zu sehen, als vielleicht irgend ein Europäer vor ihm, und obgleich derselbe alle Ansprüche auf eigentliche indische Gelehrsamkeit von sich weist, so kann es doch nicht fehlen, daß er ein großes Licht auf die Sache selbst werfen muß, da er bis jetzt der einzige war, der diese Höhlen in Betreff ihres Alters und ihres Zweckes untersuchte, und mehr Zeit und Mühe darauf verwandte, als irgend ein anderer vor ihm. Seine genauern Beschreibungen sind ohne Zeichnungen nicht verständlich, und wir geben deßhalb bloß seine Eintheilung derselben und seine Schlüsse über ihre chronologische Reihenfolge und ihr Alterthum, das er sehr nieder ansetzt, wenigstens in Vergleich mit den ausschweifenden Annahmen derer, welche sie über die ältesten ägyptischen Tempel hinaufrücken. Hr. Fergusson theilt sämmtliche Höhlentempel in fünf Classen und nennt die erste und älteste Vihara oder Mönchshöhlen, die zwar in Zweck und Einrichtung gleichartig, in der Ausführung aber sehr mannichfaltig sind. Die einfachsten sind natürliche Höhlen, etwas erweitert und bequemer gemacht, manchmal zu einer viereckigen Celle mit einem Vorhof vergrößert, dann aber finden sich auch ausgedehnte Räume mit massiven Säulen, umgeben von Cellen für die Priester, und im Hintergrund, dem Eingang gegenüber, ein besonderer Raum, der als Heiligthum diente, und worin gewöhnlich die Bildsäulen Buddha's und seiner Schüler aufgestellt sind. Bei weitem die Mehrzahl der buddhistischen Höhlen gehören zu dieser Classe; die prächtigsten sind die zu Ajanta, doch finden sich auch sehr schöne zu Ellora und Salsette.

Die zweite Classe sind die Tschaitya-Höhlen; dieß sind buddhistische Tempel, und jeder Höhlenreihe in Indien ist wenigstens Ein solcher beigegeben. Plan und Einrichtung sind in allen vollkommen gleich und die ältesten unterscheiden sich von den neuesten nur in der Größe: sie haben sämmtlich eine Vorhalle, eine innere Galerie über dem Eingang und ein Schiff oder Mittelflügel, mindestens zweimal so lang als breit von einer Wölbung bedeckt mit einem Halbdom über einer Tschaitya oder Dahgope. Das ganze Innere ist von einem schmalen Flügel umgeben, welcher von dem Schiff durch massenhafte Säulen getrennt und überdacht ist. Die vollständigste Tschaitya-Höhle in Indien, und nach Fergussons Meinung auch die älteste, ist die zu Carli.

Die zwei ersten Classen sind buddhistische Höhlen, die dritte Classe sind brahminische, und zwar Copien der buddhistischen Viharas; ehe man sie näher untersuchte, hielt man sie für buddhistische Höhlen, die zu brahmanischem Gebrauch eingerichtet wären, aber in den Einzelnheiten finden sich mehrere Unterschiede. Sie sind nie von Cellen umgeben, da die Brahminen das Mönchsleben nicht gestatteten, und die Mauern sind mit Sculpturen bedeckt, aber nie bemalt, wie in den Vihara-Höhlen. Die schönsten von dieser Art finden sich zu Ellora und Elephanta.

Die vierte Classe besteht nicht eigentlich aus Höhlen, sondern es sind Nachahmungen gebauter Tempel, und da der Felsen, aus dem sie gehauen sind, gewöhnlich viel höher als der Tempel ist, so sehen sie aus wie in Gruben gebaut; man kann sie nie ordentlich betrachten und sie haben ein unscheinbares Aussehen. Sie sind in schlechterem Geschmack als die eben erwähnten Classen, für den Alterthumsforscher indeß von bedeutendem Interesse; der berühmte Keilas zu Ellora gehört dazu.

Die fünfte Classe sind die Dschaina-Höhlen, die wenn man nicht die Indra-Subha-Gruppe dazu rechnen darf — was ziemlich ungewiß ist — gering an Zahl und an Wichtigkeit sind. Sie bestehen aus einer Anzahl kolossaler Figuren, die in den Felsen ausgehauen sind, so daß manchmal, jedoch nicht immer, eine Schirmwand davor stehen geblieben ist und so eine Art Kammer bildet. Die Sculptur ist roh und in schlechtem Geschmack.

In Bezug auf diesen Gegenstand theilt nun Hr. Fergusson einige Bemerkungen über die indischen Religionen mit. Er ist der Ansicht, vor der Erscheinung Sakya Munis im sechsten Jahrhundert vor Chr., habe in Indien eine brahminische Religion, eine Art Feuerdienst, sehr verschieden von dem modernen

Brahmanismus bestanden; neben derselben eine buddhistische Religion, die sich wenig von ihr unterschied. Könige und Völker seyen ohne Schwierigkeit und ohne besonderes Aufsehen von einer zur anderen übergegangen und die Schilderungen der Griechen, wie die einheimischen Berichte machen eine Unterscheidung derselben sehr schwierig. Ferner geht seine Ansicht dahin, daß von der Zeit Asoka's (250 J. v. Chr.) bis zum fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Buddhismus im Norden Indiens, der Brahmanismus aber im Süden die herrschende Religion gewesen, und während dieser Theilung des Gebiets habe der jetzt herrschende polytheistische Brahmanismus sich ausgebildet. Er schließt daraus, daß die ältesten Höhlengräber in Indien Buddhisten waren, daß die Brahmanen diesen nachahmten, und daß das Alterthum keiner dieser Höhlen über Asoka hinaufsteigt.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

(Fortsetzung.)

Wie bei den Griechen sind die Hauptschläge nach den Ohren, den Wangen, dem Kinn, der Stirn, der Nase gerichtet, und wie bei den Griechen wird der Kampf nicht eher als beendigt betrachtet, als bis einer der Agonisten entweder durch Entkräftung oder durch Schmerz der Wunden genöthigt oder aus irgend einem andern Grunde veranlaßt, sich für besiegt erklärt; das bloße Niederfallen des Gegners beendigt nicht den Kampf, sondern nur jeden Gang, der „a round" heißt. Oft besteht ein Kampf aus 30, 60 ja bis 100 solcher rounds, da die Kämpfer, so lange ihnen noch ein Rest von Kräften bleibt, so lange ihre Augen noch nicht zu völliger Blindheit aufgeschwollen sind, so lange sie noch Luft athmen können, immer wieder zu einem neuen round schreiten, zuweilen werden sie halb leblos vom Kampfplatze getragen.

Nach jedem round ziehen sie sich in ihre Winkel zurück, wo sie von den „Bottle holders" (Flaschenhaltern) mit Wasser und einem feuchten Schwamme erfrischt und mit einem Tuche abgetrocknet werden. Es sind dazu nur 30 Secunden bewilligt, deren Ablauf der dazu bestellte umpire, der beständig die Uhr in der Hand hält, ankündigt. Er ruft das Wort „time" aus.

Dieß alles war bei den Griechen beinahe ganz eben so, nur daß sie noch den Kampf mit Flötenmusik begleiteten, was die prosaischen Engländer nicht thun.

Die verschiedenen Schläge haben natürlich alle ihre Namen, einer der wichtigsten geht mitten auf das Haupt, und schlägt, gut geführt, den Gegner nieder, ein anderer mitten auf die Brust, um das Athmen zu benehmen. Ein Schlag, der den Gegner niederwirft, heißt ein „knock-down blow." Es wird von den umpires immer laut erklärt, wer den ersten knock-down-blow gab (First knock-down-blow for Freeman!) Eben so wird der erste blutige Schlag bemerkt und ausgerufen („First blot drawn from the Slashers brow!")

Die Engländer nennen das Faustkämpfen auch wohl „milling" (mahlen oder stampfen), von der leicht aufzufindenden Aehnlichkeit zwischen der Bewegung der Fäuste und der der Flügel oder Stampfer einer Mühle. Das Wetten geht während des „Mahlens" oder „Müllerns," wie die Engländer sagen würden, immer fort, und die Actien eines jeden steigen oder fallen je nach den „milling qualities," welche er entfaltete.

Die Kämpfer überliefern nun ihre „knock-down-blows," ihre „lefts and rights" (so heißen die Schläge, welche mit beiden Händen auf einmal gegeben werden), — pflanzen ihre „powerful feelers" (ihre mächtigen Fühlhörner) bald auf die Augen, bald auf die Rippen, bald auf die Schlafe ihrer Gegner, — bohren ein (bore in), — geben sich bloß right-handers oder left-handers, — theilen sich upper cuts (Kopfhiebe) mit, — pariren die Stöße ihrer Gegner mit den Armen, — schlagen sich einander nieder, — ziehen sich in ihren Winkel zurück, — waschen ihr Blut ab, — treten nach 30 Secunden und nachdem Time gerufen von neuem auf die Kratze (scratch), — so wird auch wohl der Kampf und auch die mittelste Stelle des Kampfplatzes genannt, — und nach dem Austausche manches „bangbang" und nach manchem „tingtong," — nach langem „lustigem und unermüdlichem Hämmern im magnifiken Style" (after a long merry and unflinching hammering in magnificent style), in welchem sie ihre punishing qualities *) entwickelt, kommt dann endlich das Gefecht zu einem befriedigenden Ende (satisfactory end). Dieses satisfactory end besteht darin, daß entweder der eine der Kämpfer einen Blutsturz bekommt, welcher ihn kampfunfähig macht, oder daß ihm die beiden Augen so anschwellen, daß er blind wird, oder daß ihm so viele Rippen zerschlagen werden, daß er nicht mehr aufrecht stehen kann, oder daß er die Beine bricht, oder daß er so starke Magenkrämpfe bekommt, daß er von der Arena fortgeschleppt werden und seinem Gegner die Trophäe der Schnupftücher überlassen muß, oder daß sonst auf irgend eine andere Weise einer der Kämpfer kampfunfähig wird.

Zuweilen ist der Kampf in kurzer Zeit und wenigen „rounds" entschieden, zuweilen dauert das „milling" drei, vier Stunden lang und die Anzahl der Gänge steigt bis auf zweihundert. Sie fechten dann oft bis tief in die Nacht hinein, weil der Kampf immer an demselben Tage entschieden werden muß. Die Fortsetzung des Kampfes am folgenden Tage würde für einen neuen Kampf gelten, für den man dann neue Arrangements machen müßte. Auch bei den Griechen auf den olympischen und nemäischen Spielen kamen solche Nachtkämpfe vor. So lange nur noch ein Schimmer von Licht in der Atmosphäre bleibt, welcher stark genug ist, daß die umpires die weißen Glieder der Fechter erkennen können, so lange harren alle im eifrigen Fechten sowohl als im gespannten Zuschauen aus.

Es ist eine Hauptregel beim Boxen, daß man den niedergefallenen Feind nicht mehr strafen dürfe; dieß benutzen viele Fechter und werfen sich daher oft, nachdem sie ihren

*) Punishment (Strafe) heißen auch die Stöße, und to punish (strafen) heißt auch das Stoßen und Schlagen.

coups ausgeführt, auch ohne vom Gegner gestoßen zu seyn, rasch zu Boden. Ein Gefecht, bei dem jeder sich so lang auf seinen Füßen erhielt, als er konnte, heißt „a fair stand-up fight" (ein schönes, aufrechtes Gefecht).

Nach dem Gefecht werden die Kämpfer zu irgend einem barmherzigen Samaritaner geführt, der sie curirt und pflegt. Die Preise werden alsdann ausgezahlt, die Einsatzgelder zurückgegeben, die Wetten berichtigt, und der Sieger von seiner Partei mit endlosem Freuden- und Triumphgeschrei begrüßt.

Die Berichte in den Journalen über die stattgehabten Gefechte sind eine höchst merkwürdige Lectüre; sie sind so voll derben Witzes, so jovial und humoristisch, und mit einer solchen Kennerschaft geschrieben, daß man sie oft wahre Meisterstücke in ihrer Art nennen kann.

Diese humoristische Jovialität, verbunden mit der gründlichsten Kenntniß der Sache, ist überhaupt ein charakteristischer Zug alles dessen, was in England über die Sports geschrieben wird.

Den Preisgefechten zwischen berühmten Champions werden unendlich lange Artikel gewidmet, die in folgende Abtheilungen zerfallen: „Vorbereitungen," — „Zustand der Kämpfer," (condition of the men), — „das Gefecht" (the fight), — „kritische Bemerkungen." — Unter dem letztern Capitel wird eine jede einzelne der hundert rounds beschrieben und beurtheilt. Obgleich manche dieser Kampfschilderungen zuweilen drei unsäglich eng gedruckte und unendlich lange Columnen einnehmen, glaube ich doch, daß meine deutschen Leser und besonders auch die Freunde von Shakspeare eine Uebersetzung davon mit Interesse lesen würden. Allein ich will mich mit der Uebersetzung einer kleinern Beschreibung begnügen, und wähle dazu

das Gefecht zwischen John Herrick und dem Chequer Lad von Leeds.

(Schluß folgt.)

Georgische Münzenkunde.

In einem Schreiben des bekannten in Petersburg angestellten Forschers in georgischer Sprache und Geschichte, Hrn. Brosset, an Hrn. Reinaud in Paris (s. Journal Asiatique Dec. 1843) heißt es: „Es wird hier (in Petersburg) ein sehr schönes Werk über georgische Münzenkunde vorbereitet, das sämmtliche sowohl georgische, als arabische und doppelsprachige Münzen der Könige von Georgien, so wie die der moslemitischen Herrscher, Araber, Perser, Mongolen und Türken, welche zu Tiflis Münzen schlagen ließen, enthalten wird; dem Ganzen sind prächtig lithographirte Platten beigegeben, von denen ich eine Probe gesehen. Der Fürst Baratajeff, der aus georgischem Stamm ist und dessen Familie seit langer Zeit in Georgien wohnt, ist der geschickte und eifrige Urheber dieses Unternehmens. Leidenschaftlich für die Numismatik eingenommen, im Besitz einer prächtigen Sammlung, ein geschmackvoller Zeichner und Graveur, will er in einem besondern Werke die wichtigsten Denkmäler für die Geschichte seines Vaterlandes der Nachwelt aufbewahren. Er ist unter anderm auf ein sehr einfaches und höchst glückliches Verfahren verfallen, um Abdrücke von allen Münzen zu nehmen. — Das Werk ist schon sehr vorgerückt, die Platten sind fertig, und der Text soll russisch, französisch und vielleicht auch georgisch gedruckt werden. Es ist dieß die schönste Sammlung dieser Art, welche existiert, denn Fürst Baratajeff, der die Kosten bestreitet, unterläßt nichts, was der Wissenschaft und seinem alten Vaterlande Ehre machen kann."

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Exbey zog sich nach Constantine's Fall mit einer geringen Zahl ihm treugebliebener Anhänger einige Tagmärsche weit zurück. Er hatte noch etwa 1000 Reiter um sich, der Rest hatte sich, sobald die französische Fahne auf Constantine wehte, zerstreut und war nach seinen Duars zurückgezogen. Hadschi Ahmed schien sehr niedergeschlagen, doch hatte er den Muth noch nicht verloren. Sein Plan war fortwährend das Feld zu halten, und alle günstigen Vorkommnisse zu benützen, die für ihn aus der von einer ersten Niederlassung in einem kaum gekannten Lande unzertrennlichen Verwirrung, aus der Unentschlossenheit und den Fehlern des Siegers entspringen konnten. Eine seiner ersten Sorgen war, die Scheichs zu belohnen, die ihm auf seinem Rückzuge gefolgt waren, und Belohnungen, so wie rothe und schwarze Burnus unter ihnen auszutheilen. Sein Schatz, gewiß viel minder beträchtlich als man vermuthet hatte, wurde von ihm nach Elkanguh, einer festen Stadt in den Bergen der Beni Farah, gesendet, wo die Verwandten seiner Mutter einen großen Einfluß besaßen und derselbe deßhalb aufgenommen und getreu bewacht wurde, aber die Bevölkerungen in der Umgegend der Stadt lauerten den Abgesandten des Exbey auf und plünderten sie bei ihrem Abzug. Diese Handlung, so wie manches andere feindselige Benehmen der Stämme bewiesen Ahmed, daß er zur Fortsetzung des Kampfes gegen die neuen Herren des Landes auf die Zuneigung und den Beistand seiner ehemaligen Unterthanen nicht sonderlich zählen könne. Wo er sich zeigte, wurde er ziemlich schlecht empfangen. Die Mehrzahl, noch von dem Schrecken erfüllt, welche der Ruf seiner Grausamkeit eingeflößt hatte, speiste ihn mit unbestimmten Versprechungen ab, ohne gerade feindlich gegen ihn zu handeln, aber einige keckere oder stärkere Stämme hatten den Muth ihm den Eintritt auf ihr Gebiet zu versagen, rückten ihm bewaffnet entgegen und zwangen ihn weiter zu ziehen. Mit Wuth im Herzen, wenn er sich nicht stark genug fühlte, die blutige Beleidigung zu rächen, folgte er der Weisung, und nahm dagegen an minder kriegerischen Stämmen Rache, wo er seinen Durchzug mit Metzeleien und Plünderungen bezeichnete. Während des Zugs, den er nach der Einnahme von Constantine im Süden und Osten der Stadt unternahm, soll er Hunderte von Köpfen abgeschlagen und seine Erpressungen bis über Biscara hinaus ausgedehnt haben, namentlich litt die Stadt Tebessa, die er plünderte und deren Einwohner er zur Hälfte niederhauen ließ.

Durch solche Mittel konnte er freilich die Ergebenheit der so lange unter sein eisernes Joch gebeugten Völker nicht wieder gewinnen, und weit entfernt, daß die Zahl seiner Anhänger zugenommen hätte, erinnerten ihn wiederholte Abfälle jeden Tag daran, daß er besiegt sey, und daß der allgemeine Fluch auf ihm laste. Von den tausend Reitern, die ihm anfangs gefolgt waren, zerstreute sich wenigstens die Hälfte in

den ersten Monaten, und bald verminderte sich diese Handvoll Leute noch mehr. Ferhad-ben-Said, sein Todfeind, hatte sich Frankreich unterworfen, und war dann von Constantine ausgezogen in der Absicht, den Erbey zu verfolgen, erreichte ihn auch wirklich, griff ihn an und schlug ihn mit seinen überlegenen Streitkräften ohne Mühe; zwar gelang es ihm nicht sich seiner zu bemächtigen, aber er drängte ihn (December 1837) bis an die Gränzen von Tunis zurück.

In diesem kritischen Augenblick, wo alles ihn zu verlassen schien, eröffnete sich für Ahmed eine unerwartete Aussicht: es hing nur von ihm ab, die oberste Gewalt wieder zu ergreifen und triumphirend nach Constantine zurückzukehren. Nach der Einnahme der Stadt trat ein, was auch schon im Jahre 1830 in Bezug auf Algier eingetreten war: das französische Cabinet fühlte sich durch seine Eroberung sehr in Verlegenheit gesetzt, so daß Marschall Valée den Gedanken faßte, Hadschi Ahmed zum Regenten der östlichen Provinz unter französischer Oberhoheit zu ernennen. Der Grundgedanke dieses Planes war, der arabischen Macht, welche die französische Herrschaft im Westen ernstlich bedrohte, eine türkische entgegenzusetzen. Wahrscheinlich wäre indeß die Ausführung auf Schwierigkeiten gestoßen, an die der Urheber des Planes nicht dachte, und die allgemeine Meinung ist, daß sich die Bewohner der Provinz empört haben würden, wenn man ihnen Hadschi Ahmed als Herrn hätte zurückgeben wollen. Man hat häufig zu erklären gesucht, weßhalb die französische Herrschaft in diesem Theil der Regentschaft so leicht angenommen wurde, während sie anderswo auf so hartnäckige Widersacher gestoßen ist und noch stößt. War es aber nicht ganz natürlich anzunehmen, daß der Haß, der sich während der langen und drückenden Verwaltung Ahmeds auf dessen Haupt sammelte, nicht wenig zu diesem glücklichen Ergebniß beitrug? Wie dem nun auch seyn mag, Unterhandlungen wurden mit Ahmed eröffnet und das Beylik ihm von neuem angeboten, unter der Bedingung, die Oberherrlichkeit Frankreichs anzuerkennen und demselben Tribut zu zahlen. Man hätte glauben sollen, diese Bedingungen würden alle Wünsche des Erbey erfüllen, aber wer sollte es glauben? Dieser Flüchtling, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, fand die Bedingungen, unter der man ihn wieder einzusetzen gedachte, übertrieben. Er schrieb hochfahrende Briefe an den Marschall, und seine Bevollmächtigten, Hadschi Bey und Hadschi Mohammed-ben-Attar, erhoben tausend Chicanen über die vorgeschlagene Uebereinkunft. „Die Mohammedaner, sagten sie, können nicht an Christen Tribut zahlen, und überdieß würde Hadschi Ahmed nie einwilligen, durch ein äußeres Zeichen die Oberherrlichkeit Frankreichs anzuerkennen, mit dem er jedoch Frieden zu halten versprechen wolle." Mit Einem Wort, die Frage war seit der Zeit, wo der Herzog von Rovigo durch Hamdan mit dem Bey von Constantine zu unterhandeln versucht hatte, nicht um einen Schritt weiter gediehen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und Ahmed zog sich zu seinem Oheim, dem ehrwürdigen Scheich el Arab, nach der Wüste hin zurück. Neue Unfälle, die er auf diesem Marsch erlitt, und der Abfall mehrerer Häuptlinge, die bis jetzt noch seinem bösen Stern gefolgt waren, beugten bald seinen Stolz, und er schickte Ben-Aissa mit einem sehr demüthigen Schreiben an den Marschall. Der Generalgouverneur schlug ihm jetzt weit härtere Bedingungen vor, als die anfänglichen, Ahmed zögerte sie anzunehmen, und diese Zögerung richtete ihn völlig zu Grunde. Später, als seine Lage sich mit jedem Tage verschlimmerte, hätte er sich unbedingt allen Forderungen Frankreichs unterworfen; er bot sogar (März 1838) dem Marschall an ihm seine Unterschrift zu senden, und somit zum voraus in jeden Vertrag einzuwilligen, der ihn wieder in den Besitz Constantine's setze, aber es war jetzt zu spät; der Gouverneur, über die wahren Interessen der Provinz genauer unterrichtet, hatte auf alle Unterhandlungen mit dem Erbey verzichtet, und dessen letztes demüthiges Anerbieten blieb sogar ohne Antwort.

Ahmed behielt indeß noch einen Hoffnungsschimmer, daß er mit den Franzosen werde unterhandeln können, und der Beweis davon scheint in dem Umstande zu liegen, daß er im Monat Junius folgenden Jahres unerwartet fast unter den Mauern Constantine's erschien, als wenn er die Antwort auf sein letztes Schreiben hätte holen wollen. Er hatte einige hundert Araber bei sich. General Negrier aber, der Oberbefehlshaber der Provinz, marschirte, sobald er seine Annäherung erfuhr, gegen ihn und trieb ihn bis in die Aureßberge, wo er aus Vorsicht die Verfolgung einstellte. Zu Constantine jedoch erhielt er bald darauf ein unterwürfiges Schreiben, worin der Erbey sein Wiedererscheinen unter den Mauern seiner ehemaligen Hauptstadt zu entschuldigen suchte, indem er durch die Dürre und den Mangel an Lebensmitteln aus der Wüste verjagt worden und in den Tell gekommen sey, um sich und seine schwache Mannschaft mit Lebensmitteln zu versorgen; er habe bei seinem Erscheinen auf dem Gebiet von Constantine keine schlimme Absicht gehabt und sey durch reine Privatinteressen hergerufen worden. Am Schlusse bat er den General um seinen Schutz.

Dieser Brief blieb, wie der vorhergehende, ohne Antwort, nur schrieb man einige Zeit später an Ahmed und schlug ihm vor, die Provinz zu verlassen und sich in Algier anzusiedeln, wo er eine bedeutende Pension erhalten und mit allen seinem Rang gebührenden Ehren behandelt werden sollte. Er verwarf dieß Anerbieten, irrte fortwährend in seinem ehemaligen Gebiet umher, und suchte immer noch einige Stämme für sich zu gewinnen theils durch Unterredung, theils durch Gewalt, theils durch List, welche Waffe er, wie schon bemerkt, mit seltener Geschicklichkeit handhabte. Er ließ sich von Zeit zu Zeit durch seine Agenten von Constantine angebliche Schreiben des Marschalls Valée oder des Generals Negrier fabriciren und zusenden, worin ihm die glänzendsten Aussichten eröffnet wurden. So zeigte er namentlich den Haractas einen Brief vor, worin nicht bloß von seiner baldigen Wiedereinsetzung im Hauptort seiner Provinz, sondern auch von seiner officiell abgemachten Heirath mit einer der Töchter des Königs der Franzosen die Rede war. Diese lächerlichen Fabeln fanden indeß bei den unwissenden Menschen, denen sie vorgetragen wurden, manchmal Glauben, und von Zeit zu Zeit mehrten sich die Reihen seiner Anhänger durch eine Anzahl solcher Getäuschten.

(Schluß folgt.)

Akustische Seesignale. Man ist auf eine neue Methode verfallen, die Bewegung der Meereswellen zu einem praktischen Zweck zu benützen, und zwar sollen die Wellen selbst an einer gefährlichen Küste als ihre eigenen Warnsignale für Seefahrer dienen. Der Erfinder schlägt vor, hohle Boyen in der Nähe einer gefährlichen Küste oder Sandbank zu befestigen und daran Pfeifen in der Art wie Orgelpfeifen anzubringen. Metallzungen, so eingerichtet wie bei den Accordions, sollen an den Pfeifen angebracht werden, so daß, wenn die Boyen durch die Wellen auf- und niedergestoßen werden, die Luft hindurchdringt, und so warnende Töne erzeugt, welche immer lauter und lauter werden, je heftiger die See tobt und je mehr die Gefahr steigt. (Athenäum vom 10 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1844.

Der untergegangene Riesenvogel von Neuseeland.

Im Jahre 1839 brachte man aus Neuseeland einen Knochen von einem unbekannten Thiere nach England, das, wie man glaubte, noch in der historischen Zeit auf diesen Inseln gelebt hatte. Professor Owen erklärte den Knochen, welcher ein Schenkelknochen war, dem aber die beiden Enden fehlten, für den Ueberrest eines straußenartigen Thieres, ähnlich dem erloschenen Dodo auf Mauritius. Seit dieser Zeit sind verschiedene andere Knochen, die zu derselben Vogelfamilie, aber zu verschiedenen Gattungen gehören, nach England gekommen und haben die Richtigkeit von Owens Angabe außer Zweifel gestellt. Diese Knochen sind 19 Schenkelknochen, 12 Rohrknochen, 7 Fußwurzeln und 2 Zehenknochen, aber kein Flügelknochen. Am 2 Febr. d. J. hielt Prof. Owen in der Royal Institution eine Vorlesung über „die flügellosen Vögel von Neuseeland.“ Interessant war dabei vor allem seine Erklärung über die Schlußfolge, welche ihn zu dem Ausspruch führte, daß der einzelne ihm mitgetheilte Knochen einem solchen Riesenvogel angehört habe, der eine Höhe von 14 bis 15 Fuß gehabt haben müsse. Als er ins Innere des Knochens hineinschaute, überzeugte er sich, daß die gegitterte Structur desselben minder fein und faserig sey, als bei irgend einem langen Knochen eines Säugethiers, daß er noch weniger dem Knochen eines Reptils gleiche, da diese gewöhnlich nicht hohl sind, und was die letzte Ordnung des Thierreichs, die Vögel, betrifft, so beweist der Bau des Knochens, seine Dicke und Härte, daß er keinem Vogel angehört haben könne, der zum Flug organisirt war. Bis jetzt hat man auch, wie schon erwähnt, noch keine Flügelknochen gefunden. Prof. Owen glaubt aber, daß man dergleichen gewiß finden könne, und daß sie wohl sehr klein gewesen seyen, wie bei dem Apteryx (dem flügellosen Vogel) von Australien, dem der neuseeländische Dinornis — so nennt Owen diesen Riesenvogel — freilich in riesenhaftem Maaßstab gleiche. Er erwähnte den Apteryx namentlich auch, um gegen diejenigen aufzutreten, welche das ehemalige Daseyn des Dodo läugneten, eines Vogels mit einem Casuarleib und einem Geierschnabel. Herr Professor Owen behauptete, er habe im Haag ein Gemälde gesehen, das bald nach der Besitznahme der Insel Mauritius durch die Holländer gemalt worden sey, und in dessen Ecke eine Abbildung des Dodo, zwar klein, aber so genau ausgearbeitet sich fände, daß ein Zoologe die Art darnach bestimmen könnte. In frühern Perioden, meinte Hr. Owen, müßte die Verbreitung der straußenartigen Vögel über die Erde viel ausgebreiteter gewesen seyn, und er erinnerte in dieser Beziehung an die neuentdeckten Fußspuren eines eben so riesenhaften Vogels in den Sandsteinen von Connecticut. Jetzt sind Strauß, Casuar und Rhea auf die engen Gränzen von Afrika, Südasien, dem indischen Archipel und Südamerika beschränkt, der Emeu ist Australien eigenthümlich, der Dodo war nur auf der Insel Rodriguez bekannt, und der Dinornis scheint, so viel man bis jetzt weiß, nirgends als in Neuseeland existirt zu haben, vielleicht aus einem botanischen Grunde, denn auf diesen Inseln findet sich eine ungeheure Entwicklung der Farrenkräuter, von denen einige sehr mehlreiche Wurzeln haben, die dem Menschen einen reichlichen Unterhalt liefern und wohl wahrscheinlich dem Riesenvogel als Nahrung dienten, denn der Fuß war so eingerichtet, daß er damit, wie die hühnerartigen Vögel, den Boden aufkratzen konnte; ferner ist es nicht unwahrscheinlich, daß er hinsichtlich der Hals- und Rückenknochen ähnlich wie der Apteryx von Australien gebaut war, bei welchem die Halsmuskeln hammerartig auf den Kopf wirken, und den langen Schnabel in die Erde treiben. Wenn man sich erinnert daß das einzige Thier, welches die Europäer bei der Entdeckung Neuseelands fanden, eine kleine Rattenart war, so wird es sehr wahrscheinlich, daß dieser ungeheure Vogel, der die neuseeländischen Inseln in uralter Zeit bewohnte, ehe sie von Menschen eingenommen wurden, in kurzem ausgerottet worden sey, als Menschen dahin kamen. Owen will sogar die neuseeländische Menschenfresserei von diesem Umstande ableiten; die Menschen hätten sich durch die Jagd auf diesen Riesenvogel an thierische Nahrung gewöhnt, und da sie diese nach Ausrottung des Vogels nicht mehr hätten befriedigen können, so hätten sie einander selbst aufgefressen.

Englische Sports.

II. Das Boxen.

(Schluß.)

Sobald die privilegirte Classe der Fancy ihre Plätze in dem innnern Ring eingenommen hatte, traten Herrick und der Chequer-Bursche, der seinen Namen von einem Wirthshause, welches er in Leeds gewöhnlich frequentirt, bekommen hat, begleitet von ihren resp. Assistenten, vor, und machten ihre Salaams. *) Herrick wurde secundirt von Cherry Rose Bob und einem „ex-blue" **); der Chequer Lad von Johnny Broome von Horn-Castle, beide ihre verschieden gefärbten Banner entfaltend. Der Chequer Lad war der Favorite des Publicums, zu 5 und 6 gegen 4. ***) Von dem Umstande, daß Herrick zu dem Kampfplatz herangeritten war, während sein Gegner drei Wochen in dem benachbarten Orte Roehampton unter sorgfältigster Pflege in bestem Futter gestanden hatte, und in Gesellschaft seiner Secundanten in bequemem Wagen herangefahren war, schloß man, daß der Chequer Lad in besserer „condition" seyn müsse. In Bezug auf Gewicht und Größe wurden sie gleich befunden; jeder maß 5 Fuß 7½ Zoll und wog 10½ Stein. Beide waren nicht unbekannt in der „Milling-Hemisphäre," und beide hatten schon in dem P. R. gefochten, der Chequer-Bursche dreimal mit Glück; Herricks Mißgeschick und Glück waren gleich.

Nachdem die Farben an die Stange gebunden, alle die andern Vorrichtungen getroffen und die üblichen Ceremonien beobachtet waren, begann das Geschäft (business commenced) 10 Minuten vor 1 Uhr. Es war eine lebhafte und animirte „mill," wohl durchgefochten in allen ihren 22 muntern Runden und dauerte 43 Minuten. Kopf- und Brustschläge wurden mit strafendem Effect (with punishing effect) gegeben, und die „lefts and rights" wurden mit gleicher Geschicklichkeit ausgetheilt und mit gleicher Gemüthsruhe empfangen. Die Strafe, welche jeder durch Hiebe empfing, war gleich, aber im Stoßen besaß Herrick eine größere Geschicklichkeit und Kraft, und dadurch erlangte er anfangs einen furchtbaren Vortheil über seinen Gegner. Jedoch sein beständiges Niederstürzen war allein hinreichend, seinen Kampfesmuth zu dämpfen. In der zweiten Runde zapfte er das erste Blut, aber es war nur das erste, denn in der folgenden Runde bekam er so auf den „gob," †) daß ein Blutsturz davon die Folge war. In der achtzehnten Runde wurde Herrick mit einer rechthändigen Kartätsche gedielt ††) und in der folgenden Runde wurde diese Dosis wiederholt und er bekam dazu noch einige Trauerfärbungen unter dem Auge. Der „Chequer-Lad" wies mit dem Finger auf ihn und lächelte, bevor er sich in seinen Winkel zurückzog. Herrick erhob sich und begab sich zum neunzehnten Mal auf die „scratch," mehr jedoch seinen Freunden als sich selbst zu Gefallen; er machte eine sehr ernste Miene und setzte mit niedergebeugtem Kopfe ein. In diesem Augenblick wurden für den Chequer Lad 6 gegen 1 angeboten, aber keine Liebhaber, — der Chequer Lad parirte den Stoß und gab ihm den upper cut, der auch sein coup de grace war. Herrick stürzte, um an diesem Abend nicht allein wieder aufzustehen. Seine Freunde halfen ihm von der Stelle und der Chequer Lad, welcher noch einigemal in gerader, munterer Haltung auf dem Kampfsplatz auf- und abging, wurde als der Sieger ausgerufen (was hailed the conqueror).

Was die Engländer foul play nennen, nannten die Griechen „Kakomachia." Es ist merkwürdig, daß auch noch einige griechische Worte in dem englischen ring ebenso vorkommen, wie bei der griechischen pyx. So heißen die verschiedenen Kampf- und Kriegslisten im Englischen Schemes, im Griechischen Schemata. Es wird zwar in England viel jetzt geklagt, daß die palmy days des rings vorüber sind, daß es nun keine solche big men wie am Anfange dieses und am Ende des vorigen Jahrhunderts mehr gebe, und daß die Kunst nicht mehr in der Blüthe, sondern bereits „in ihrem gelben und dürren Laube" stehe. Es ist wahr, der ring hat nicht mehr so mächtige Patronen wie zu den Zeiten Georgs III und Georgs IV, wo selbst bei Preisgefechten oft fürstliche Personen zugegen waren, und wo unter andern bei einem derselben im Jahre 1736 nicht weniger als 40,000 Pfund Einlaßgeld gezahlt wurde, allein ein Verfall dieses Nationalspiels ist daher doch nicht zu fürchten. Es steckt das Boxen den Engländern zu tief in ihrer Natur; das einzige, was man zugeben kann, ist, daß die Vornehmen, deren Mode sehr wechselnd ist, sich in diesem Augenblick nicht so viel darum mehr kümmern. Vielleicht werden sie es nach einiger Zeit wieder mehr thun. Es führt jetzt in England eine zarte Königin das Regiment.

Ich habe schon oben angedeutet, daß man aus den Journalen und zahlreichen Schriften keinen Verfall dieser Kunst wahrnehmen kann. Noch kürzlich wurde in London ein großes neues Sparring-Theater eröffnet, in welchem ich selber mehrere Tausende von Personen mit großem Eifer den „sparring exhibitions" beiwohnen sah. Die Klagen, wie sehr der fürchterliche Gebrauch des Stiletts und Messers bei der Strenge der Polizei gegen das Boxen zunehme, und das Lob, welches man der Faust als „einem Antidot gegen den Dolch" und als das beste Mittel die untern Classen zu civilisiren *) zollt, sind in England allgemein. In einem öffentlichen Journal finde ich unter andern für einen Monat zehn öffentliche Preisgefechte angesagt, für einen andern Monat sechs. In einem andern Journal, welches bloß die Begebenheiten einer Woche schildert, sind nicht weniger als fünf stattgehabte Gefechte beschrieben und wenigstens ein paar Dutzend

*) „To make their salaams" (ihren Gruß machen), eine in England jetzt sehr gewöhnliche, auf englische Art modulirte orientalische Redensart.

**) Die „blues" sind die bekannten englischen Gardecavalleristen.

***) D. h. die Wetten standen im Verhältniß jener Zahlen zu seinen Gunsten.

†) Slang-Ausdruck für „Mund."

††) „Floored" Slang-Ausdruck für „zu Boden geworfen."

*) Ich finde in einem englischen Buche folgende Stelle „boxing is doing more to civilise the lower orders, than anything else.

werden darin auf verschiedene Weise besprochen, dazu kommen noch vierzehn Herausforderungen darin vor. Klagen von Nowlden, daß Burn seine Herausforderung nicht angenommen habe, — Andeutungen des „wälschen Heroen," daß er nach einem „customer" (Kunden) verlange 2c. 2c. Dieß alles mag einen ungefähren Maaßstab abgeben von der jetzigen Häufigkeit des Boxens in England.

Wir haben aus dem griechischen Alterthum Vasen, Urnen und andere Gefäße, auf denen Boxer dargestellt sind und die den Kämpfern wohl oft zum Lohn gegeben werden mochten. Auch diese Sitte findet in England statt. Silberne Becher mit pugilistischen Emblemen werden den Fechtern nicht selten von Freunden überreicht.

In Griechenland wurden diejenigen Pankratiasten, welche auf den olympischen Spielen an einem Tage, sowohl im Ringen als im Pankration gesiegt hatten, aufs höchste geehrt, und es wurde ihnen das Ehrenprädicat „Nachfolger des Hercules" gegeben. Es werden uns in den griechischen Schriftstellern alle diese Nachfolger des Hercules der Reihe nach genannt, wie man Könige aufzuführen pflegt. Auch in England gibt es etwas ähnliches, nämlich die „champions of England."

Seit 150 Jahren hat es nämlich immer einige Kämpfer gegeben, welche nicht eher ruhten, als bis sie alle ihre Nebenbuhler niedergekämpft hatten, bis sie entschieden als die Ersten auf dem ring anerkannt wurden, und jenen Titel der „champions of England" erhielten. Es gibt eine ganze Reihe derselben, von denen jeder seine „championship" so lange behauptete, bis er an einem andern emporwachsenden Heros seinen Meister fand und bis er nach einmaliger Besiegung auf jenes Ehrenprädicat verzichten mußte.

Broughton, Mendoza, Humphries, John Jackson, Shaw, Tom Cripp leben eben so in der Sage (live story) wie Theagenes, wie Milon, Kapros, Aristomenes und andere Heraklier.

Die Neger in Marocco.

Der Antislavery Reporter vom 10 Januar theilt nachstehenden Brief aus Tanger vom 20 December mit: „Die Negerrace steht bei dem Kaiser von Marocco in ausnehmend hoher Achtung. Zu Mequinez (Miknäs), der dritten Hauptstadt des Reichs, stehen nicht weniger als 9000 Mann Negertruppen; ferner befinden sich daselbst 2000 Mann Negergarden, welche mit der Bewachung der kaiserlichen Schätze beauftragt sind. Diese Truppen sind nicht lauter reine Neger, einige haben maurische Väter, und fast alle sind in diesem Lande geboren. Man schätzt die Reichthümer, welche von den schwarzen Garden zu Mequinez bewacht werden, auf einige Millionen Pfund Sterling an Juwelen, Gold- und Silberbarren und gemünztem Geld, meistens Dublonen und spanische Thaler. Diesen Morgen hatte ich eine Unterredung mit Sidi Mohammed Elmarte, dem Regierungsverkäufer, dessen Geschäft es ist, nicht bloß alle in Tanger eingeführten, sondern auch die hier geborenen und zu der Stadt gehörigen Sklaven zu verkaufen. Die Nachrichten, welche ich aus seiner Unterredung mir entnahm, sind in möglichster Kürze folgende: Der gewöhnliche Preis eines gesunden afrikanischen Jünglings ist 80 Piaster, Knaben von 8 bis 10 Jahren verkaufen sich am besten. Für weibliche Sklaven zahlt man nicht so viel wie für männliche, außer wenn sie sehr schön sind. Zu Tanger ist kein Markt, und die gewöhnliche Art sie loszuschlagen ist, indem man sie in der Stadt herum, namentlich in der Hauptstraße, feil bietet. Der Sultan verlangt von dem Verkauf der Sklaven keine Abgabe. Man führt sie von allen Theilen Afrika's und der Berberei, auch aus Algier ein, denn Sklaven werden in Algier unter den Mauren immer noch verkauft, da die Franzosen den Handel nicht hindern. Am vergangenen Sonntag wurde eine Sklavin verkauft aus dem Dscherrid, d. h. aus dem Dattellande; sie weinte sehr, als man ihr sagte, daß sie verkauft werden solle, und verlangte ihren letzten Herrn und ihre Frau zu sprechen; dieß beweist, daß selbst in diesem Lande, wo die Sklaverei in einer milden Form besteht, die armen Geschöpfe die Schmach, wie Thiere verkauft zu werden, tief fühlen. Der Verkäufer suchte sie zu beruhigen, indem er ihr einen bessern Herrn versprach. Bei schweren Verbrechen werden die Sklaven vor den Richter geführt, und in derselben Weise gestraft wie die Freien, bei kleinern Verbrechen aber darf der Herr sie nach Gefallen peitschen oder sonst strafen. Entlaufenen Sklaven forscht man oft nicht einmal nach. Manchmal, wenn ein Sklave davon läuft und bei einem neuen Herren Schutz sucht, schickt dieser zu dem alten Herrn und erbietet sich denselben zu kaufen, und sie gehen so von Hand zu Hand, ohne das abscheuliche System, entlaufene Sklaven öffentlich anzuzeigen, wie dieß in den Zeitungen von Nordamerika geschieht. Die Zahl der Sklaven, die man jetzt in Marocco einführt, ist sehr groß, nach Tanger aber kommen nur etwa hundert des Jahres. Der größte Markt ist in der Hauptstadt Marocco. Der Sultan hat eine ungeheure Zahl Negertruppen, Abdelkader aber hat keine, dagegen lassen sich seine Araber häufig von Negern begleiten. Wenn die Mauren das Land unter englischer Flagge verlassen, sprechen sie stets die sie begleitenden Sklaven frei, nach ihrer Rückkehr aber werden sie immer wieder als Sklaven behandelt. Hr. Graberg von Hemsö gibt die Bevölkerung von Marocco auf 8,500,000, die der Neger auf 120,000 an. Er schätzt die Zahl der jährlich eingeführten Sklaven auf 4000, von denen aber wenig mehr als die Hälfte im Lande bleiben soll, die übrigen gehen nach Algier und Tunis. Diese Angaben datiren von 10 Jahren her, ehe der Bey von Tunis den Entschluß faßte, die Sklaverei abzuschaffen."

Ahmed Bey von Constantine.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß).

Indeß hatte sein furchtbarer Feind, Ferhad ben Said, ein Bündniß gegen ihn zu Stande gebracht, das aus den Häuptlingen Abdel Salem, Ahmed Scherif und Ben-Igles bestand und ihn aufs äußerste verfolgten. Auf der andern Seite hatte der Erkaid der Haractahs, Hassenawi, ihm den Krieg erklärt und drängte ihn mit überlegenen Streitkräften. Ahmed wäre mehreremale beinahe in die Hände dieses furchtbaren Feindes gefallen, und in einem letzten Gefecht dankte er seine Freiheit und sein Leben nur der Schnelligkeit seiner Flucht. Die kleine Anzahl der Anhänger, die er seit einiger Zeit wieder gewonnen hatte, zerstreute sich von neuem, und die Saharis selbst, diese Araber der Wüste, an welche ihn so viele Bande der Sitten, der Interessen und der Herkunft knüpften,

verließen ihn; nur einige wenige, durch die Thränen seiner Mutter bewogen, willigten noch ein, ihm zu folgen. Auf allen Seiten gehetzt, zog er sich zum zweitenmal gegen Tunis zurück, in der Hoffnung, den Bey dieser Regentschaft für sich zu gewinnen und Hülfe zu erhalten. In diesem Augenblick hatte er nur noch Einen Häuptling von einiger Bedeutung, den Kaid Mukker, ferner sieben oder acht Mameluken, etwa vierzig Saharis und eben so viele Negersklaven um sich. Seine alte Mutter, Hadschia Regnia, sein Sohn, seine Tochter und zwanzig seiner Frauen begleiteten ihn. Sein Lager war auf vier Zelte beschränkt, eines für ihn, eines für den Kaid, eines für die Frauen und eines für die acht Mameluken. Die Maulthiere, die sein wanderndes Harem trugen, waren auch noch mit zwei Säcken voll wahrer oder angeblicher Schätze beladen, die jedenfalls aber sehr leicht seyn mußten, denn seit drei Monaten zahlte er niemand und verlor einen seiner letzten Gefährten nach dem andern. Der Bey von Tunis gewährte ihm nicht bloß keine Unterstützung, sondern die Bevölkerung des Landes, unruhig über seine Ankunft, zog ihm gewaffnet entgegen und trieb ihn zurück. Ahmed mußte abermals sich zurückziehen, und Ende Julius 1838 lagerte er südwestlich von Keff, etwa eine Tagereise von dieser Stadt zwischen den Stämmen der Haractahs und Hannenschahs, deren Scheichs in seiner Nähe sich hielten und ihn sorgsam beobachteten.

Seit dieser Zeit hat man nur noch wenige und unsichere Nachrichten über den Exbey von Constantine. Einige Moslems dieser Stadt, welche seine geheimen Anhänger blieben, unterhielten fortwährend einen förmlichen Briefwechsel mit ihm, aber fast zwei Jahre lang hörten die französischen Behörden nichts mehr von ihm. Indeß schien er noch nicht ganz entmuthigt, denn im Frühjahr 1840 übersandte er an Generallieutenant Galbois, dem Nachfolger Negriers im Oberbefehl der Provinz, ein abermaliges Anerbieten einer einfachen Unterwerfung, die jedoch zurückgewiesen wurde; der General wollte nicht einmal den Abgesandten Ahmeds empfangen. Zu derselben Zeit erfuhr man, daß er, den Traum einer unmöglichen Wiederherstellung noch immer verfolgend, an alle bedeutenden Stämme der Provinz geschrieben hatte, um sie zum heiligen Kriege aufzufordern. Die Gewalt des Fanatismus bei diesen Völkern ist so groß, daß einige seinem Aufruf folgten. Es gelang ihm namentlich einige hundert Haractahs zu sammeln, mit denen er über den widerspänstigen Stamm der Uled Jahja ben Thaleb herfiel, sieben Mann wegnahm, die er enthaupten ließ, worauf er mit den Frauen und Heerden des angegriffenen Stammes sich entfernte.

Dieß geschah im April, im Mai aber, als er seine Erwartung nicht erfüllt sah und der Aufruf wahrscheinlich nur eine sehr vorübergehende Wirkung geäußert hatte, schien ihm seine Prätendentenrolle entleidet, und er kündigte seine Absicht an, nach Tripoli zu gehen und von da sich nach Konstantinopel einzuschiffen. Im Julius aber änderte er aufs neue seinen Entschluß und schrieb an die Stämme, sie sollten aushalten bis zu der nahen Ankunft einer türkischen Armee, die in der Regentschaft Tunis organisirt werde, um ihn wieder auf den Thron zu setzen. Der Bey von Tunis hob allerdings Truppen aus, aber diese Rüstung hatte keineswegs den Zweck Ahmed den Scepter der Provinz Constantine zurückzugeben, vielmehr war er in Uneinigkeit mit dem Diwan von Tripoli, und beschäftigte sich in der Voraussicht eines wahrscheinlichen Kriegs einzig mit den unerläßlichen Vertheidigungsanstalten. Dießmal war die List zu grob, als daß sie irgend jemand hätte täuschen sollen, der Exbey zog sich deßhalb in das Land Dyr, jenseits des Wed Meskiana, zurück, wo er die Ereignisse abwarten wollte und sehr auf seiner Hut war, denn die Haractahs hatten ihn aufs neue verlassen, und die mehr als zweifelhafte Haltung der Nementschahs ließen ihn einen Angriff von dieser Seite fürchten. Die kleine Stadt Dyr, deren er sich zuvor mit Gewalt bemächtigt und deren Kaid er hatte hinrichten lassen, war für ihn eine Art Hauptquartier und Waffenplatz, wohin er sich von Zeit zu Zeit flüchtete und den eine kleine Besatzung während seiner Abwesenheit behauptete.

Im August 1841 griff ihn einer seiner erbittertsten Feinde, der unversöhnliche Hassenawi, aufs neue an. Ahmed wurde geschlagen, verlor 30 Pferde und einen Theil seines Gepäcks. Von diesem Kampf an verlieren wir ihn aus den Augen bis zum Monat September des folgenden Jahres. In dieser Zeit war es ihm gelungen den Stamm der Uled Nasser in sein Interesse zu ziehen, und mit dessen Hülfe hoffte er den unbezwungenen Kabylen des Sahel die Hand reichen zu können. Am 16 September näherte er sich mit den Leuten dieses Stammes dem französischen Lager von Ain Rummel. Der General Sillègue zog ihm entgegen und erreichte ihn in der Ebene von Behea. Ein Gefecht fand statt, in dessen Folge 20 Reiter des Exbey und eine doppelte Anzahl Pferde in der Gewalt der französischen Colonne blieben. Hadschi Ahmed ergriff die Flucht, ohne daß man erfahren konnte, welchen Weg er eingeschlagen hatte.

Wahrscheinlich machte diese letzte Niederlage das Maaß seiner Unfälle voll, richtete ihn moralisch und politisch im Geist der Bevölkerungen zu Grunde, und öffnete ihm endlich die Augen über die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen. Von diesem Augenblick an zeigte er sich nicht mehr im Umkreis der französischen Posten, und machte keinen Versuch mehr die Araber zu seinen Gunsten aufzuregen, oder wenn er dieß auch that, so hatte es so wenig Erfolg, daß nicht einmal das Gerücht davon nach Constantine drang. Man hat somit allen Grund zu glauben, daß er einen allzu ungleichen Kampf, zu dessen Fortsetzung ihm vielleicht auch die materiellen Mittel fehlten, aufgab und sich entschloß das eben so lächerliche als hassenswerthe Schauspiel, das er seit so langer Zeit seinen ehemaligen Unterthanen und seinen Religionsgenossen gab, einzustellen. Man glaubt allgemein, daß er sich nach der Sahara zurückzog, wo er bei seinen mütterlichen Verwandten eine Zuflucht finden konnte. Indeß scheint ein solcher Mensch so wenig für den Frieden und ein ruhiges Leben gemacht, daß wir nicht erstaunt wären, ihn demnächst auf dem Schauplatz seiner alten Macht wieder auftreten zu sehen. Dagegen wären wir sehr verwundert, wenn nicht früh oder spät ein blutiger Tod dem von so mannichfachen Verbrechen befleckten Leben Ahmeds ein Ende machte.

Miscellen.

Kunstschule für Bauleute. Hr. Du Pasquier, Professor der Baukunde an der Schule la Martinière zu Lyon, hat eine Schule für Maurer, Steinhauer, Zimmerleute u. s. w. eröffnet, welche die Kunstwerke und Methoden des Mittelalters kennen lernen wollen. Die Schule ist stark besucht. (Fr. Bl.)

Ein gälisches Grab wurde kürzlich in der Nähe von Louviers in der Normandie aufgedeckt. Unter einem großen Druidenstein fand man eine Anzahl Skelette, die wie die Halbmesser eines Kreises geordnet waren mit den Füßen einwärts. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1844.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

2. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

Wer zur heißen Jahreszeit in Rom ist, und nur einigermaßen die Zeit einbringen kann, versäume ja nicht, einige Tage in den nahen Bergen zuzubringen: die Mühe, wenn eine solche, etwa durch Fußwanderungen, damit verbunden ist, wird überreichlich gelohnt! Der Reisende, der nur die Westküste Italiens kennt, und von dem sonnverbrannten Sicilien über Neapel durch die Pontinischen Sümpfe in die noch trostlosere Campagna kommt, wo ihn eine stauberfüllte, glühende, ungesunde Atmosphäre empfängt, kann, glaub' ich, nichts mehr wünschen, als eine schattige Bergschlucht, wo sein Fuß einmal wieder auf frischem Rasen unter hundertjährigen Waldbäumen wandelt, wo sein Blick das wohlthuende Grün wieder findet, das aus der Campagna dann längst geschwunden ist, und sich mit Hast in die tausend und abertausend Laubwölbungen und Durchblicke stürzt, die jeder Zweig und jeder Baum, jeder Felsblock und jeder Gebirgseinschnitt darbietet, wo endlich eine glühende Staubwolke nicht ewig die Respiration erschwert, sondern jener köstliche Walddust den Sinnen schmeichelt, während ein kühlendes Bächlein am Wege rieselt und muntere Vögel durch die Bäume zwitschern. O welche seltene, unschätzbare Sachen sind das für Italien! Italien — mit Ausnahme vielleicht der Abruzzen — hat, wenigstens für das landschaftliche Auge, den Charakter der Kahlheit und Dürre, weil der kahle, sehr breite Apennin das schmale Land von oben bis an seine äußerste Spitze durchzieht. Alle die üppigen Weinguirlanden, die frischgrünen Citronen- und Apfelsinenanpflanzungen und Maisfelder heben diesen Charakter nicht auf, denn sie sind alle in den Ebenen. Diese aber können nie eine Landschaft bilden. Eine solche muß von Bergen begränzt seyn, und sobald diese in Italien hinzutreten, überwiegt ihre kahle Nacktheit das Grün der Thäler und läßt alles öde und dürr erscheinen. Der Apfelsinenhain unter Monreale, die Landzunge zwischen Salern und Sorrent, und die Gegend bei Camaldoli (bei Neapel) sind die einzigen frischen Bilder, die ich südlich von Rom gesehen habe. Man vergesse nur nicht, daß hier von dem Lande Italien die Rede ist: die meisten herrlichen Aussichten sind dort ja Seebilder, wo man mit einer freundlichen Stadt, ja mit einer einzelnen Villa oder Palme, oder selbst mit einem nackten, wildromantischen Felsenufer zufrieden ist.

Mit um so mehr Freude rüstete ich mich also zu einer Fußtour in die Gebirge, die ich täglich von Rom aus in geheimnißvoller Ferne und in zauberischen Farben vor mir liegen sah. Meine Ausrüstung war ungemein einfach, denn ich wollte nun einmal ganz frei, wie in den Bergen meines Vaterlandes, auch hier umherstreifen: ein reines Hemd in der Tasche, das Zeichenbuch unterm Arme, den Regenschirm, der aber seit Monaten schon Sonnenschirm spielen mußte, statt des Wanderstabes in der Hand — so bestieg ich am 23 Junius nach Mittag einen Wagen, der mich zunächst nach Tivoli führen sollte.

Diese Stadt liegt am Abhange der sogenannten Sabinergebirge, ein Name, der lediglich der alten Ethnographie seinen Ursprung verdankt, und deßhalb eben so wenig feste Gränzen hat, als unsere Kenntniß von der Ausbreitung jenes Volkes sicher und wohlbegründet ist. Eine feste Begränzung der jetzt sogenannten Sabinergebirge ist aber der Natur der Sache nach ganz unmöglich, weil man mit jenem Namen einen Theil der Vorberge des Apennins bezeichnet, die von diesem durchaus nicht abgesondert sind, vielmehr ganz allmählich zu seinem Hauptjoche ansteigen und sich seiner ganzen Länge nach ausdehnen. Man belegt mit jenem Namen, wie gesagt, ungefähr den Theil des Gebirges nordöstlich von Rom, wo man sich die Wohnsitze der alten Sabiner denkt, also etwa bis zum Mons Soracte, oder allenfalls bis zu Rieti oder Terni hinauf gen Norden. Im Süden sind die Sabinergebirge dagegen so scharf als möglich abgeschlossen: ein Thal trennt sie von dem Albanergebirge, das völlig isolirt daliegt und seine Gränzen nicht alten historischen Erinnerungen zu entlehnen braucht. Ein Mehreres hierüber nachher. An das letztere Gebirge schließt sich das Volskergebirge, das zwar wieder nach den Wohnsitzen eines alten Völkerstammes genannt, aber fast

eben so scharf wie das Albanergebirge von der Natur abgegränzt ist, nämlich durch die Pontinischen Sümpfe einer- und durch das Thal des Garigliano andrerseits.

Von Rom aus erblickt man diese Berge durchaus nicht: sie werden durch das Albanergebirge vollständig verdeckt; dieses und die Sabinergebirge begränzen den Horizont landeinwärts, und ich begab mich ungefähr nach dem Mittelpunkte dieser Kette, als ich nach Tivoli aufbrach. Ich machte diesen Weg zu Wagen, weil er lediglich durch die Campagna führt, die man im Sommer der Einförmigkeit, Hitze und Ungesundheit wegen möglichst meidet. Deßhalb hatte ich denn auch von der Hinreise wenig: ein einsames Wirthshaus mitteweges, nur von dem Geschrei zweier Morra-Spieler in langen, rindsledernen Reitgamaschen belebt — weiterhin bei einigen Häusern das sogenannte Grabmal der Plautier, dem der Cäcilia Metella nicht unähnlich, doch ohne den quadratischen Unterbau des letztern, auch nicht so schön erhalten — dicht vor Tibur endlich noch ein ziemlich großes Columbarium, in der Art der Torre degli Schiavi von kleinen Steinen gemauert, mit Fensterbögen an den Seiten — das waren die sämmtlichen Gegenstände, die in der Campagna meine Aufmerksamkeit fesselten. Als wir uns dem Gebirge näherten, wurde die Gegend anziehender. Tivoli liegt malerisch über einem ungeheuren Olivenwalde auf dem ersten Absatze des Gebirges, und bietet dem von Rom Kommenden einen herrlichen Anblick dar. Zur Linken des Weges blickt St. Antonio stolz von einem vorspringenden Bergrande herab, und rechter Hand streift das Auge zum Albanergebirge hinüber.

Nicht leicht kann man eine romantischere Lage finden als die Tivoli's: die Stadt liegt auf der Höhe einer schmalen Felswand, die nach Westen in die Campagna abfällt und die Aussicht auf das nahe Rom mit dem Meere dahinter gewährt, nach Nordosten aber von der schroffen Schlucht umgürtet ist, in die sich der Teverone (der Anio des Horaz) stürzt, wodurch alle jene Bilder gegeben werden, welche durch die Vereinigung der prachtvollsten Wasserfälle mit einer die Anhöhen kränzenden Stadt und malerischen Bauwerken und Ruinen jeder Art nur irgend denkbar sind.

Zweimal stürzt sich der Fluß in unterirdische Höhlen, verschwindet auf einige Zeit und bricht dann aus schönen Grotten wieder hervor. Das erstemal da, wo er in seinem Laufe auf der Hochebene die Stadt berührt: er kommt dann, etwa 30 Fuß tiefer aus der Neptunsgrotte wieder zum Vorschein, und bildet gleich darunter einen herrlichen Wasserfall zwischen den wildesten, aber zum Theil mit Grün bedeckten Felsen. Doch dem gejagten Flußgotte wird auch hier noch keine Ruhe gegönnt: er stürzt sich sogleich wieder in die Grotte der Sirenen, d. h. in einen unabsehbar tiefen Schlund in einer schönen Felsengrotte, und wird erst wieder ganz unten im Thale sichtbar. Diese, noch immer unbeschreiblich reizenden Partien haben viel dadurch verloren, daß nicht mehr die ganze Wassermasse des Anio den eben beschriebenen Weg nimmt, sondern höchstens ein Viertheil. Ueber der Grotte des Neptun fließt er nämlich unmittelbar an den Häusern der Stadt her, welcher er durch Anschwellung in seinen schmalen Felsenufern und Ueberschwemmung oft Gefahr und Schaden gebracht hat. Deßhalb hat der gegenwärtige Papst die Hauptmasse des Flusses unmittelbar vor der Stadt durch zwei Stollen abgeleitet, wodurch ein weit höherer und in der That wunderschöner Wasserfall hervorgebracht ist, indem er oben vom Flußbette an bis ganz unten ins Thal einen einzigen Sturz bildet. Schade, daß man ihm die künstliche Entstehung ansieht, was jedoch verschwinden wird, wenn das neue Mauerwerk und die Seitenwände erst mehr mit Grün bedeckt sind. Oberhalb des Falls ist eine kleine Gartenanlage mit allerlei kleinen Antiken, wie man denn in Tivoli selbst mehrere Säulen an Häusern und Brunnen findet.

Auch an interessanten Gebäuden aus dem Alterthum ist Tivoli nicht arm, wie dieß kaum anders zu erwarten ist, da das gefeierte Tibur im Sommer der eigentliche Sammelplatz der römischen Großen war, die fast sämmtlich Villen hier besaßen. Das bedeutendste dieser Ueberbleibsel, wenigstens der Ausdehnung nach, ist die Villa des Hadrian, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, und zwar unter dem Olivenwalde am Fuße der Bergwand, welche in die Campagna abfällt. Diese Ruinen bedecken einen immensen Raum, sagen einem aber schon nicht recht mehr zu, wenn man durch längeren Aufenthalt in Italien und durch den Anblick seiner herrlichsten Baudenkmale gelernt hat, nicht jedes alte Mauerwerk, weil es aus dem Alterthum stammt, mit heiliger Ehrfurcht zu bewundern, sondern entweder selbstständigen architektonischen Werth zu verlangen, oder Verknüpfung mit unsterblichen Namen oder Thaten, um eine Oertlichkeit unseres Interesses werth zu achten. Hadrians Villa laborirt an dem gänzlichen Mangel eines solchen Interesses, und in ihr namentlich die Theile, von deren einstigem Glanze nur noch der Name, oder höchstens außer ihm noch etwas vierseitiges Mauerwerk vorhanden ist, als: die Arena, die Bäder, die Bibliothek, diverse Zimmer ꝛc. ꝛc. Nur die Ruinen des Canops-Tempels (?) und der Casernen geben einen Begriff von deren früherer Einrichtung und von der Großartigkeit des Ganzen. Die Villa gehört jetzt dem Fürsten von Braschi in Rom, aus dessen Secretariat man sich jedesmal eine Erlaubnißkarte zum Einlaß holen muß, was natürlich mancher aus Unkenntniß versäumt und dann unverrichteter Sache wieder abziehen muß, wenn Bestechung bei der alten Thürhüterin nicht zum Ziele führt. Sollte dieß jedoch einem der Leser passirt seyn, so mag er sich nicht darüber grämen; die Villa enthält außer einigen hübschen Pinien und Cypressen auch sonst nichts Schönes, da sie ihr gegenwärtiger Besitzer ganz und gar verwildern läßt.

Ganz unten in Tivoli, das sich den Bergabhang etwas hinunterzieht, liegt die berühmte Villa des Mäcen, gegenwärtig zu einer Eisenfabrik umgewandelt. Sie ist zwei Stockwerke hoch, mit ungemein hohen, geräumigen Zimmern und zum Theil gewölbten Gängen, deren Inneres, trotz der Spuren des hohen Alterthums, eine ganz eigenthümliche Frische hat, theils und hauptsächlich durch die, Wände und Decken überwuchernden Schlingpflanzen, theils durch die in diesen halb

unterirdischen Steingewölben herrschende, mit der Sommerhitze draußen hinlänglich contrastirende Kühle, theils durch das durchrieselnde Wasser. Ein Arm des Teverone ist nämlich zum Betriebe der Räderwerke hingeleitet und stürzt nach verrichteten Diensten aus dem Fenster in das Thal, wo er sich mit seinem größern Bruder wieder vereinigt. Dadurch werden die sogenannten Cascatellen, oder kleinen Wasserfälle Tivoli's gebildet. Jener eigenthümliche Charakter der untern Räume spricht sich ganz vortrefflich in einigen Radirungen unseres alten Reinharts aus, die derselbe, schon im vorigen Jahrhunderte, wenn ich nicht irre, gearbeitet hat.

Unmittelbar am Rande der schroffen Felsschlucht, worin sich die Neptunsgrotte befindet, liegt das uns vom Alterthume aufbewahrte Kleinod des neuen Tivoli, der allerliebste, trefflich erhaltene, runde, sogenannte Sibyllen-, in der Wahrheit aber ein Vestatempel. Er ist von Travertinquadern gebaut und Numa's Vestatempel in Rom sehr ähnlich. Auf einem kleinen, treppenartigen Unterbau steht eine niedliche, runde Cella mit einer Nische für das Bild der Göttin; zwei Fenster und eine Thür sind so unregelmäßig angebracht, daß ich sie für später angefügt halten möchte, obgleich das Mauerwerk alt erscheint. Diese Cella ist mit herrlichen cannellirten korinthischen Säulen umgeben, von denen noch zehn stehen, die einen schmalen Fries mit Ochsen- (Ziegen-?) Köpfen und Guirlanden, dem am Grabmale der Cäcilia Metella ganz ähnlich, tragen. Das zierliche Bauwerk macht ganz den leichten, lieblichen Eindruck, wie jener Vestatempel zu Rom, obgleich er wohl ein etwas schwerfälligeres, oder doch ruinenartigeres Ansehen hat, als der letztere, weil dieser ein sehr leichtes, aber ganz unpassendes Schindeldach, etwa wie ein chinesischer Pavillon trägt, während jener ganz ohne Dach dasteht. Durch die ganze Oertlichkeit bekommt dagegen der Tempel zu Tivoli einen Reiz, daß man kaum recht weiß, ob die architektonische, oder die landschaftliche Schönheit den Blick mehr fesselt, und die Maler Roms fortwährend hierher pilgern, um von der andern Seite diese majestätische, mit allerlei Buschwerk drapirte Felswand zu zeichnen, deren Gipfel so zu sagen, eine scenartige Ruine krönt. In der Wand eines daneben stehenden Gebäudes stehen noch vier Säulen des alten Sibyllen-Tempels eingemauert.

An der entgegengesetzten Seite der Schlucht, nicht weit von der Neptunsgrotte, und mit ihr ungefähr in gleicher Höhe (an der sehr schroffen Wand der Schlucht nämlich, keineswegs auf deren oberstem Rande, wie jener Tempel) stehen noch ziemlich bedeutende Ruinen einer Villa des Varus, deren Lage, unmittelbar über dem alten Wasserfalle, nicht ausgesuchter seyn kann. — Zu beiden Seiten der Grotte laufen überdieß Galerien mit eingehauenen Luftlöchern durch den Felsen, der sich wegen seiner porösen, weichen Natur sehr gut zu allen diesen Werken eignet. Das Gestein ist nämlich ein Tuff, der sich hier oft in große concentrische Schalen abgesondert hat, und viele Blöcke von dem durchbrochenen Kalkgebirge als Trümmermassen einschließt, auch Pflanzen und Conchylien enthält. Von neueren Anlagen ist nur allenfalls die nahe Villa d'Este zu bemerken, wo man die herrlichste Aussicht auf die Campagna mit Rom, auf das Albanergebirge und die näheren Umgebungen Tivoli's hat. Auch sieht man von hier den sogenannten Tempio delle Tosse, der wohl nur ein Grabmal ist.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf dem Wege von Moskau nach Odessa.

(Nordische Biene vom 28 Januar.)

Rußland kann unstreitig mit den andern Ländern Europa's hinsichtlich der Gegenstände, welche den Geist und die Einbildungskraft des Reisenden anregen, noch keine Vergleichung aushalten. Außer dem originellen Moskau sieht man in den andern Städten fast keine Denkmäler der Kunst, und anziehende Naturbilder sind in den ungeheuren Strecken ziemlich selten. Handel und Ackerbau haben bei uns noch nicht die gehörige Entwicklung erreicht. Der Handel beschränkt sich auf den innern einförmigen Verkehr, und der Ackerbau schleppt sich größtentheils in längst ausgetretenem Geleise hin. Historische Erinnerungen sind höchst werthvoll für den Patrioten, aber unsere alten Geschichten sind nicht durch mannichfache Ueberreste, Ruinen und Denkmäler bezeichnet, und außer den Kirchen gibt es fast keine Zeugen des russischen Alterthums. Die wichtigste Begebenheit unserer alten Geschichte ist der Mongoleneinbruch, und dieser hat uns wie eine Wolke vor den Augen Europa's verborgen. Unsere Fürsten führten in Verborgenheit ihre Kriege untereinander fort, nicht um politischer und allgemeiner Vortheile willen, sondern aus eigennützigen Absichten. Manchmal stößt man auf großartige Anregungen, auf Plane der Vereinigung der zerrissenen Theile des Reichs, aber das sind rari nantes in gurgite vasto. Nur das feste Regiment der moskowitischen Fürsten tröstet manchmal den Leser alter Urkunden, hier trifft man auf den ständigen, großartigen, durch nichts erschütterten Plan, in Rußland Einen Hirten und Eine Heerde herzustellen. Hätte nicht die tatarische Finsterniß uns ganz von Europa abgeschieden, so kann man wohl sagen, würden die westlichen Mächte Moskau nicht gestattet haben das Haupt über die andern Provinzen Rußlands zu erheben. Deutschland und Italien, die noch jetzt in ihrem innern Verband getrennt sind, weisen darauf hin, welches Schicksal Rußland bevorgestanden wäre. Aus dem großen Unglück entsprang für uns ein großes Glück, und die Tataren streuten, ohne es zu wissen, den Samen der künftigen Macht und Größe unseres Vaterlandes aus.

Als ich aus Moskau's Mauern heraus war, sann ich lange über diese wunderbare russische Volksstadt nach. In dieser Stadt ahnt man russischen Geist. Moskau muß Rußland erhalten durch den starken Einfluß der Industrie und der Centralisation. Petersburgs Bewohner kennen das eigentliche Rußland mehr vom Hörensagen und durch Beschreibungen. Uebrigens wenn man auch an Ort und Stelle forscht, so ist es oft gut eine Auslegung, eine Erklärung zu suchen, und dieß sind die Ueberreste alter Sitten. Ein solcher Kampf veralternder Gewohnheiten mit neuen europäischen Sitten, so wundersame Arabesken auf der glatten Oberfläche der Civilisation stellt uns Moskau praktisch und theoretisch dar: der gezahnte Kreml mit den persischen Thürmen und das prächtige Senatsgebäude von italienischer Bauart; das großartige Exercierhaus und die eckigen bunten Kirchen Wassili des Seligen.

Der Bewohner des Stadttheils jenseits der Moskwa, der unter einer Schaar ihn umgebender Diener sich umtreibt, der nichts liest als den Kalender und Visitenkarten, und aus Langweile jeden, der ihm in den Wurf kommt, einladet, und auf der andern Seite, ein gebildeter Mann der Neuzeit, der intellectuelle Gegenstände zu beurtheilen weiß, alles dieß sieht man in einem und demselben Moskau, in einem und demselben Stande, zeigt sich hier nicht der moralische Kampf zwischen Licht und Dunkelheit, zwischen der alten Barbarei und der neuen Civilisation? Solche scharfe und häufige Gegensätze trifft man nur in Moskau. Unsere vaterländische Hauptstadt ist eine camera obscura, in welcher sich Rußland mit scharfen Zügen abspiegelt.

Ich hatte das Unglück die „erstthronige" *) Stadt im April zu verlassen. Der schlechte Weg wurde für mich noch schlechter durch das elende Fuhrwerk, einer sogenannten Tarantaß, ein viersitziger Wagen, der auf den schmalen Untersatz eines russischen Bauernwagens aufgesetzt war. Auch hier hatte sich Europa noch nicht mit Asien versöhnt. Der Wagenkasten, der auf dem Rücken des Bauernfuhrwerks schwankte, konnte dem wellenförmigen Schneeweg nicht widerstehen, fiel fast jeden Augenblick, ich Unglücklicher überschlug mich, und wurde so zu sagen bis zur Stadt Podolsk, 25 Werste von Moskau, geschleppt. Hier ließ ich das Mischlingsfuhrwerk, nahm einen breiten, rein russischen Bauernwagen und fuhr so meinen Weg weiter.

Podolsk gleicht einer Stadt gerade so, wie die Vorhersagungen des guten und schlechten Wetters in den alten Kalendern der Wirklichkeit. Das bedeutendste Gebäude, die einzige Kirche in der Stadt, ist neu, und nach dem Plan und der Anweisung des ehemaligen Architekten in Moskau, Bouvé, hübsch ausgeführt. Auf dem Kirchhof ist eine zweite, alte Kirche, in der aber kein Gottesdienst mehr gehalten wird. Podolsk liegt auf einer Anhöhe und die Pachra theilt es in zwei Theile. Es befinden sich hier 15 Kaufleute, worunter drei erster Gilde. Der Boden ist thonicht hier, aber in der Nähe findet sich viel Kalkstein, der beim Häuserbau in Moskau verwendet wird. Die jetzige Stadt war früher ein Dorf, und wurde erst von der Kaiserin Katharina II mit dem Städtenamen beehrt. Das Volk in Podolsk, Männer und Frauen, ist sehr hübsch gebaut, beau sang.

Die auf dem Wege liegende Stadt Serpuchow hat einige schöne steinerne Häuser und eine reiche Kaufmannschaft, die sich namentlich mit Fabrikgeschäften, besonders mit Zitzdrucken, beschäftigt. Hier fließt die Oka in einem ziemlich schmalen Bette; sie bildet die Gränze zwischen den Gouvernements Moskau und Tula.

Von Podolsk bis Tula geht eine Chaussée und zwar, 32 Werste weit (von Podolsk bis Lopasna), eine sehr gute, aber von Lopasna bis Tula ist der Weg schlecht; das Pflaster auf der Chaussée ist schön und fest, aber von der Chaussée kommt man — gerade in den Koth. Wehe dem, der auf der Kunststraße nicht mit Kunst durchkommen kann.

Tula ist 175 Werste von Moskau. Die Stadt ist groß und schön, hat 50,000 Einwohner und darunter 15,000 Waffenarbeiter. Die Kathedrale zur Himmelfahrt der Mutter Gottes befindet sich in der Festung, die mit einer Steinmauer und runden gezahnten Thürmen umgeben ist. Die Kirche ist reich, geräumiger als die Moskauer Himmelfahrtskirche, der Kreml selbst aber kleiner als der Moskauer. Die beachtenswerthe Allerheiligenkirche auf dem Friedhof ist von dem Architekten Sokolow nach dem Vorbilde der Kirche des Nikolaus Morskoi in Petersburg, aber in größerem Maaßstabe, gebaut. — In Tula ist auch ein Theater, das von der Gemeinde erhalten wird, und worauf man zweimal in der Woche spielt. Das Gebäude ist aus Stein aufgeführt und ziemlich groß; die Preise des Theaters sind sehr hoch; ein Logenplatz kostet 4 Rubel Silber, ein Sperrsitz im Parterre 1 R.

Die Trottoirs an den Straßen sind von weißem Sandstein und weit besser als die von Moskau, die Brücke über die Upa ist sehr hübsch. Equipagen sieht man viele auf den Straßen fahren, Wagen mit vier Pferden und Laquaien sind nichts seltenes. — In Tula wird ein bedeutender Handel mit verschiedenen Waffen, mit eisernen und kupfernen Waaren getrieben. Da des stattgehabten Brandes wegen die große Gewehrfabrik nicht arbeitete, so konnte ich sie nicht sehen; eben so wenig das Frauenkloster.

Jenseits Tula fängt der Boden an schwarz zu werden, aber die Dörfer werden seltener. Die Mzenischen Berge scheiden die Gouvernements Tula und Orel. Im letztern herrscht ein Humus (tschernosem, Schwarzerde) *) vor, der keiner Düngung bedarf. Das Land wird öde und waldloser, die Bauernhäuser sind aus Espenholz aufgeführt und mit Stroh gedeckt. — Mzensk am Flusse Suscha, der in die Oka fällt, ist der Landungsplatz, wohin das Getreide aus Jelez, Liwen, Bjelew und selbst aus Orel gebracht wird. Im Frühjahr gehen gegen 300 Barken mit Getreide ab. In der Stadt ist eine große Mahlmühle welche in 24 Stunden 1350 Säcke Getreide mahlt. Uebrigens ist die Einrichtung alt und die Mechanik nicht besonders zu rühmen. Sie gehört der Kaufmannsgenossenschaft und trägt 40,000 Rubel des Jahres ein. Das Wintergetreide im Gouvernement Orel stellt sich dar wie ein reicher Smaragd. In guten Jahren gibt der Roggen hier das fünfzehnte Korn, — das Sommergetreide noch mehr. Wälder gibt es hier keine, hie und da nur sieht man eine Gruppe Espen und Eichen. Selbst einige Herrenhäuser sind mit Stroh gedeckt. Im allgemeinen wird hier stark Hanf gebaut, und auch eine große Menge Meerrettig gewonnen. Das Volk hier ist hübsch gebaut, und namentlich haben die Weiber einen stolzen Gang.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Georgische Geschichte. Der Forscher der georgischen Sprache in Petersburg, Hr. Brosset, meldet in einem Briefe an Hrn. Reinaud in Paris, daß er gegenwärtig an einer Uebersetzung und Kritik des Textes der georgischen Annalen arbeitet, von denen man bis jetzt nur Bruchstücke kennt, und daß er zur Vergleichung die Stellen anderer, namentlich orientalischer Schriftsteller citiren wird; fürs erste soll diese Geschichte nur bis ins 15te Jahrhundert gehen, später aber auch fortgesetzt werden, denn die Reihe der georgischen Annalen reiche bis zum Jahre 1824. (Journal asiatique. December.)

Die Trümmer einer gallorömischen Stadt sollen sich im Nivernais mitten in einem düstern Walde noch unversehrt gefunden haben. (Gaz. de Franç. vom 16 Febr.)

*) Ein Beiwort, das sich wohl auch noch aus der Zeit der Theilfürstenthümer herschreibt, wo der erste, vornehmste russische Fürstensitz (prestol) in Moskau war. A. d. U.

*) Murchison hat in neuerer Zeit diese „Schwarzerde" geologisch geschildert, früher auch schon Pusch in seinem Werk über Polen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1844.

Das Straßenpflaster von Paris.

Paris, den 22 Febr.

Paris wurde zuerst unter Philipp dem Schönen gepflastert und seit dieser Zeit scheint es sich das Problem gestellt zu haben, mit dem besten Material und den größten Kosten das schmutzigste und larmendste Pflaster der Welt zu liefern. Man bedient sich dazu eines sehr harten Sandsteins aus der Gegend von Fontainebleau, der in kubische Vierecke von 7 bis 8 Zoll grob gehauen und so angewendet wird. Die Steine werden auf einem Bett von feinem, gelbem Sand aufgesetzt, und zwar so, daß zwischen ihnen ein Raum von beinahe einem Zoll frei bleibt, der mit demselben Sand ausgefüllt wird. Der Zweck dieses unsinnigen Zwischenraums ist, daß man einzelne Steine mit Hebeln leicht herausbrechen könne, wenn sie entweder sinken oder zerspringen. Die Räder verwandeln diesen Sand bald in Koth, der dann in den Zwischenräumen liegt und beim geringsten Regen die Straße bedeckt. Die Pariser glauben, daß der ewige Koth von der besondern Art der pariser Erde herkomme, und daß er unter dem Pflaster und zwischen den Steinen hervordringe. Man war lange so sehr davon überzeugt, daß man vor einigen Jahren anfing die Hauptstraßen doppelt zu pflastern, d. h. mit zwei Lagen von Steinen über einander, um dem untern Koth unmöglich zu machen durchzudringen. Diese sehr theure Methode hatte den Vortheil, daß das Pflaster ebener wurde, indem einzelne Steine nicht mehr so leicht sich senkten, aber dem Schmutz wurde auf keine Art abgeholfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß er nicht von unten kommt. Es ist unbegreiflich, daß man es je glauben konnte, denn man darf nur einen Stein ausheben sehen, um zu bemerken, daß der schwarze Koth von oben etwa zwei bis drei Zoll herabgedrungen, aber weiter unten die ursprüngliche Schichte gelben Sandes vollkommen rein geblieben ist.

Vor etwa 15 Jahren fing man zuerst an, auf größere Reinlichkeit zu denken, und begann damit, daß man Trottoirs an den Häusern errichtete. Die große Schwierigkeit dabei ist die Enge der Straßen; diese werden zwar erweitert so schnell als thunlich ist, indem keine Façade eines Hauses reparirt und noch weniger ein neues Haus erbaut werden darf, ohne daß es auf die Linie zurückgerückt wird, welche die Straße in dem Modellplan der Stadt einnehmen soll; aber obgleich die Stadt dafür jährlich 2 bis 3 Millionen ausgibt, so geht es doch natürlich langsam, bis die große Masse solider steinerner Häuser der Operation unterworfen werden kann. Die Stadt läßt den Häuserbesitzern die Wahl, ob sie Trottoirs vor ihren Häusern legen wollen oder nicht, bezahlt aber denen die es thun eine Prämie, welche nach und nach herabgesetzt wird und jetzt glaube ich, noch das Drittheil der Anlagekosten beträgt. Die Hauptstraßen sind jetzt so ziemlich damit versehen, aber sie sind im allgemeinen viel zu schmal für den Menschenstrom, den die Wagen darauf hindrängen; damit verband man die Einführung der gewölbten Straßen; früher war die Gosse in der Mitte, jetzt läuft sie an den Trottoirs hin, aber zur großen Unbequemlichkeit der Gehenden, welche von den Wagen, die sich dem Trottoir nahern, unbarmherzig mit Koth bedeckt werden. Man hat daher angefangen, die Gosse unter dem Trottoir hinzuleiten, dessen Bordsteine dazu unterhöhlt und ausgehauen werden, wodurch dem Uebel gründlich abgeholfen wird. Aber mit dem allem wurde dem Schmutz nicht abgeholfen, und man fing vor acht Jahren an mit Asphalt zu pflastern: man füllte einen eisernen Cubus mit zerschlagenem Granit an, goß ihn mit Asphalt voll, und bildete so Pflastersteine, welche hart an einander gesetzt wurden und eine glatte Oberfläche bildeten, welche dem Koth keinen Platz ließ, das Geräusch der Wagen aufhob und auf der die Pferde nicht ausglitten; aber die schweren Lastwagen zertrümmerten bald diese künstlichen Steine, der Frost machte sie brüchig und so zerstörten sie sich schnell, so daß das System nach vielfachen Versuchen wieder aufgegeben wurde. Man fing nun an mit Holz nach verschiedenen Methoden zu pflastern, dabei wurde aller Lärm vermieden, die Oberfläche blieb immer glatt, und das Pflaster widerstand den schwersten Wagen, allein die Pferde glitten darauf aus, besonders zu Zeiten von Frost. Man hat viele Versuche gemacht diesem abzuhelfen, Rinnen in die Holzblöcke geschnitten u. s. w., aber bis jetzt noch nicht

mit vollkommenem Erfolg. Dennoch ist die gänzliche Vermeidung des Lärmens und Staubs ein so großer Vortheil vor Theatern, Krankenhäusern, Schulen u. s. w., daß noch immer neue Versuche gemacht werden. Die Kosten belaufen sich auf das Doppelte des gewöhnlichen Pflasters, dieß wäre jedoch von geringer Bedeutung; die Stadt gibt gegenwärtig etwa 900,000 Fr. für ihr Pflaster aus, und könnte leicht das Doppelte und mehr bezahlen, wenn man dadurch ein Resultat erzielte, das in allen Rücksichten den Anforderungen entspräche, d. h. reinlich, geräuschlos, nicht schlüpferig und leicht auszubessern wäre. Die ungeheure Consumtion von Pferden und Wagen, welche dabei erspart würde, wäre für Paris eine hinlängliche Entschädigung für alle fast denkbaren Kosten eines bessern Pflasters. Man ist jetzt darauf verfallen, die Pflastersteine genau im Gevierte zu behauen, so daß sie hart an einander gesetzt werden können, ohne Zwischenräume zu lassen, wo sich der Schmutz sammeln könnte. Man hat einige Straßen so ausgeführt, und es ist in jeder Hinsicht besser als das alte, macht weniger Geräusch und die Oberfläche ist eben, allein dennoch ist der Stein eine für die Hufe der Pferde zu harte Materie, das Geräusch ist bei aller Verminderung noch groß, und je vollkommener die Pflasterung ist, um so leichter gleiten die Pferde. Die Kosten sind etwa wie die des Holzpflasters, dagegen ist seine Dauer fast ewig, und es erfordert wenig Reparatur, da die heftigen Stöße der schweren Karren auf dem alten, unebenen Pflaster vor allem die Steine zertrümmerten. Zu gleicher Zeit macht ein Ingenieur en chef, Hr. Polonceau, Versuche mit Backsteinen, die er so hart brennt, daß sie wie Stein werden; sie sind sechseckig und würden daher keine Zwischenräume lassen, weniger Geräusch geben als die Steine und den Pferden durch ihr grobes Korn einen Haltpunkt für die Hufe verschaffen. Ich habe noch keine Versuche derselben gesehen, und zweifle daran, daß sie hart genug seyen, um den tausendartigen Stößen zu widerstehen, welche das Pflaster hier auszuhalten hat. Das Problem des Pflasters ist also hier noch nicht gelöst, aber die Aufmerksamkeit darauf ist so geweckt, das Interesse daran so allgemein und die Stadt so willig Versuche zu machen, daß man hoffen darf, es in einigen Jahren gelöst zu sehen. Daß die Stadt schon jetzt um vieles reinlicher geworden ist, kann nicht bezweifelt werden, aber es ist in dieser Hinsicht noch viel zu thun.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

2. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Morgen nach meiner Ankunft verließ ich Tivoli wieder und trat meine Wanderung ins Gebirge, trotz eines schlechten Omens, oder einer Art sibyllinischen Warnung, die mir Abends vorher im Wirthshause zu Theil ward, an. Ich saß dort nämlich mit einem muntern Landsmanne, der mit nach Algier und Constantine gewesen war, bei der Abendtafel, von einem hübschen jungen Frauenzimmer bedient. Auf des andern Frage nun, ob sie nicht einen Schatz habe, und bald heurathen wolle? gab sie sich uns als Wittwe zu erkennen, und erzählte uns dann mit einem traurigen Gesichte, ihr Mann sey vor einigen Monaten — enthauptet worden, weil er nämlich nebst zwei andern Flurwächtern einen Reisenden ermordet habe. Uebrigens sey seine Decapitation sehr unrecht, indem es gar nicht seine Schuld oder wenigstens kein Verbrechen gewesen sey, den Reisenden zu ermorden u. s. w. Wie sie sich dieß weiter dachte, darnach forschten wir nicht, weil uns doch die Sache und selbst die Person etwas unheimlich wurde, und uns einen doppelten Beweis gab, wie wenig Rechtsgefühl hier im Volke lebt. Mich konnte indessen die Geschichte von meiner Gebirgswanderung nicht abhalten, da es ja auch in Deutschland Mörder und Enthauptungen gibt, ohne daß man deßhalb das Reisen, und namentlich das Fußreisen aufgibt. Es war nicht ganz früh mehr, als ich Tivoli verließ, und ich hatte deßhalb von der Hitze viel auszustehen; doch war der Weg in jeder Hinsicht lohnend. Das erste, was ich auf meinem Wege fand, waren die sogenannten Arci dell' Arce, d. h. das Thor der alten Stadt, und nicht weit davon die Wasserleitung des Nero, die das Wasser aufs Capitol führte, und zuweilen aus zwei Bögen übereinander, zuweilen aus einem großen Bogen besteht. Der Weg führt anfangs durch das Thal, worin der Anio fließt, wendet sich dann aber rechts, und führt unter schönen, mit Kastanien bedeckten Hügeln rechts unter Siciliano hin, das zuerst hoch oben auf einem Felsen, wie ein Adlernest, in das Thal schaut. Hier ändert sich das Land wie mit einem Zauberschlage: mächtige Bergketten, mit Kastanien und Eichen bewaldet, oder mit Buschwerk überdeckt, von romantischen Schluchten durchzogen, und von hohen Bergrücken, und zum Theil mit Schnee bedeckten Gipfeln des kahlen Apennins überragt, endlich besäet mit solchen Adlernestern, wie Siciliano, oft noch kühner auf den steilsten Felsenspitzen gelegen, haben mich von hier an immer begleitet. — Mittags kam ich in Gerano an, das sich sehr steil an der Kuppe eines Vorberges hinaufzieht, und gegen 800 Einwohner zählen mag. Ich schlief und aß hier ländlich, sittlich — d. h. die Wirthstochter bereitete, als ich Macaroni verlangte, sogleich einen Teig, zerschnitt ihn in ganz feine Striemen, und brachte durch ihre Kochkunst ein ganz erträgliches Aequivalent zuwege, nach der Mahlzeit aber suchte ich mir den schönsten grünen Platz im Orte aus, streckte mich in dem Schatten einer Mauer nieder, labte mich noch einige Zeit an der überraschenden Aussicht, und entschlief dann sanft unter der Obhut der sämmtlichen Einwohner Gerano's. Diese nahmen mich überhaupt sehr freundlich auf, hatten mich schon, ohne daß ich es jedoch hörte, angerufen, als ich vor der elenden, tief am Wege liegenden Dorfschenke vorüberging, ohne sie zu bemerken, luden mich ein an ihrem Kartenspiele Theil zu nehmen, und die Wirthskinder mußten mich eine gute Strecke Weges geleiten, damit ich die rechte Straße nicht verfehlte. Unmittelbar hinter Gerano geht's nämlich ins

Gebirge, und zwar so recht mitten hinein, in Wald und Thal und Wiesengründe. Wie fühlte ich mich damals wieder so ganz in meinem Elemente! — Es war schon gegen Abend, als ich mich von Gerano nach Subiaco auf den Weg machte, der so lohnend ist, daß man seine Beschwerlichkeit darüber vergißt. Hoch über die Berge ragen wieder zwei Felsennester, Rocca di S. Stefano zur Rechten, Rocca di Canterano gegenüber. Als ich so durch den Thalgrund wandelte, stand ich urplötzlich vor einer ungeheuren sich sonnenden Schlange, wohl gegen fünf Fuß lang, und etwa zwei Zoll dick. Sie war von einer prachtvollen grünen Farbe mit brauner Querzeichnung, wie die eine Gattung der großen italienischen Eidechsen, und ich hatte anfangs, als wir uns beide starr fixirten, Muße sie mit Behagen zu beschauen. Kaum aber machte ich die erste Bewegung, um sie mit Hülfe meines Regenschirms zu fangen, als sie einen kleinen Bergabhang hinabschoß, und unter etwas Gestrüpp spurlos verschwunden war.

Mit Sonnenuntergang sah ich Subiaco (das alte Sublaqueum) vor mir liegen: der Anio rauschte mir wieder entgegen, und die Lage der Stadt, obgleich nicht so gar hoch wie die der andern Ortschaften, kann nicht malerischer seyn. Sie erhebt sich von dieser Seite vollkommen pyramidalisch auf einem Hügel, dessen Spitze von einem alten Schlosse oder Castelle gekrönt ist. Eine Brücke schwingt sich vor der Stadt in einem Bogen über den Fluß, an der einen Seite von einem viereckigen, alterthümlichen Thurme überragt. Die Straßen der Stadt sind, außer der einen Hauptstraße, eng und schmutzig, aber ungemein belebt. Am andern Morgen stieg ich in dem romantischen Anio-Thale, das immer wechselnde Ansichten, namentlich auf Subiaco, darbietet, nach dem Kloster San Benedetto hinauf. Zunächst gelangt man nach dem Kloster Santa Scolastica mit weitläufigen Gebäuden, einem niedlichen Klosterhofe und Glockenthurme, und allerlei kleinen mittelalterlichen Antiquitäten. Darunter ward gerade eine Brücke über den Anio in ziemlicher Höhe gebaut. Eine Viertelstunde über S. Scolastica liegt S. Benedetto, hoch am Felsenabhange theils angebackt, theils in den Felsen selbst gehauen; doch befriedigte es mich nicht so, wie das untere Kloster und Subiaco selbst, weil die Aussicht zu beschränkt und steril ist. Merkwürdigerweise sind selbst die unteren Berge bei Subiaco nach dieser Seite ganz oder halb kahl, während die nämlichen von der andern Seite wie ein paradiesischer Garten erscheinen.

Hier war ich auch einmal in Rom gewesen, ohne den Papst zu sehen — ein Fall, der mir im wahren Sinne des Worts freilich nicht mehr passiren konnte — im obern Kloster ist nämlich unter der Kirche (die aus einem Kreuzgewölbe besteht und ganz mit sehr alten Freskogemälden bedeckt ist) eine andere in den Fels gehauen, wie ich bei meiner Zurückkunft erfuhr; doch machte es mir nicht den geringsten Gram, da ich Grotten schon so viel und so schön, wie irgend möglich, gesehen hatte, und der Umstand, daß hier der heilige Benedict von Nursia einige Jahre seiner Jugend gehaust, für mich von keinem besondern Interesse war.

Sehr interessant sind hier die geognostischen Verhältnisse. Subiaco steht auf Sandstein; zwischen S. Scolastica und S. Benedetto tritt ein dichter und splitteriger Kalkstein auf, darüber liegt Mergel und dieser soll, nach Hoffmann, wieder vom Sandstein bedeckt seyn, während ein merkwürdiges Travertin-Conglomerat in dünnen Streifen mit Süßwasserkalk und plastischem Thon abwechselnd, gleichsam eine Kappe der benachbarten Höhen bildet. Jener splitterige Kalkstein nun bietet eine ganz eigene Erscheinung dar, indem er in unzähligen, sehr glänzenden Trümmerstücken lose den Bergabhang bedeckt und das Gehen darauf sehr schwierig macht.

Als ich auf meinem Rückwege vom Kloster nach der Stadt eine Ansicht der letztern aufs Papier brachte, ungefähr da wo die neue Brücke gebaut wurde, kam ein Zug beladener Esel des Wegs daher, von einigen muntern Knaben geleitet. Der erste derselben sprang, sobald er meiner ansichtig wurde, frohlockend auf mich zu, küßte, ehe ich es hindern konnte, meine Hände, und gab mir aufs lebhafteste seine Freude zu erkennen, mich nochmals wiederzusehen. Es war der Knabe, welcher mir am vorigen Tage das Geleit von Gerano gegeben hatte, und der jetzt einem seiner Verwandten, welcher beim Brückenbau beschäftigt war, Lebensmittel und Baumaterialien zuführte. Diese Zutraulichkeit, die fast wie Anhänglichkeit erschien, that mir in diesem als herzlos verschrienen Lande ungemein wohl, um so mehr, da es mich an eine ganz ähnliche Situation in der Schweiz erinnerte, wo mir auch, als ich weit von der Heimath durch einen düstern Hohlweg hoch oben auf dem Gebirge zwischen Bauen und Altdorf pilgerte, ein holdes Kind begegnete, das mir zum Gruß herzlich die Hände küßte — eine Liebkosung oder Ehrenbezeugung, die mir im allgemeinen, als ob sie an Knechtssinn erinnerte, höchst verhaßt ist, von einem unbefangenen Kinde aber nur überraschend liebreich erscheint.

Als ich gegen Mittag nach Subiaco zurückkehrte, bestellte ich einen Esel, der mich Nachmittags nach Civitella hinauftragen sollte. Die sehr heißen Stunden nach Tisch benutzte ich dazu Subiaco auch von der andern Seite (von wo ich es zuerst gesehen hatte und nun das Sonnenlicht zum Zeichnen günstig fiel) zu skizziren. Als ich aber nach beendigter Arbeit meinen Esel besteigen wollte, machte der Führer Schwierigkeiten wegen des bedungenen Preises, da es schon sehr spät geworden sey. Ich beseitigte sie indessen auf die allereinfachste, den geldgierigen, wortbrüchigen Führer scheinbar etwas frappirende Art, indem ich ihn nochmals sehr ernsthaft fragte, ob er mich nicht für den bedungenen Preis nach Civitella schaffen wollte, und auf einen verneinenden Gestus sofort und ohne ein Wort weiter zu verlieren zum Thore hinausschritt (ich trug, wie gesagt, meine ganze Equipage immer bei mir) und mich getrost wieder zu Fuß auf den Weg machte. Und wie sehr hatte ich Ursache, mich über diesen raschen Entschluß zu freuen!

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen auf dem Wege von Moskau nach Odessa.

(Schluß.)

Die Poststraße geht hier nach der Stadt Orel, wir schlugen aber den Weg gerade nach Kursk ein, und gewannen so 25 Werste. — Unter den hiesigen Bauern geschieht die Ausmessung der Ländereien nach Achttheilen (Osminen), d. h. nach Stücken von 80 Klafter Länge und 10 Klafter Breite. — An den Gränzen wird das Roggenstroh bereits gewässert, denn warm erhält es sich nicht. Auffallend ist, das hier das großrussische Wort für Bauernhaus, **isba**, allmählich verschwindet und durch das im Kosakenlande gewöhnliche „**chata**" ersetzt wird. — Bei dem Dorfe des Fürsten Schtscherbatow, Osky, entspringt 2 Werste davon im Walde der Fluß Oka. — In diesen Steppengegenden erfreut den ermüdeten Wanderer die auf Kaiser Alexanders Befehl angelegte Allee längs der Straße; die Bäume, meist Bohnen- und Weidenbäume, gedeihen sehr schön.

Am 22 April überfiel uns 17 Werste von Kursk ein Schneesturm, der den ganzen Tag dauerte und den Boden fast einen Fuß hoch mit Schnee bedeckte. Ich zitterte vor Frost und gedachte der finnischen Zephyre an der Newa! — Die Mitte der Stadt Kursk ist sehr gut gebaut, in den entferntern Straßen stellen sich aber den Augen häßliche Strohdächer dar. Die Stadt hat zwei steinerne Thore, das von Cherson und das von Moskau; das letzte wurde im Jahre 1823 auf Kosten des Adels wieder neu hergestellt. In Kursk ist der Haupthandel der mit Flachs, Talg und Hanföl; ersterer geht nach Petersburg, letzteres nach Odessa; auch sind die bedeutendsten Talghändler in Petersburg Kaufleute aus dem Gouvernement Kursk.

In diesem Gouvernement finden sich viele Einhöfler, und man nennt die Herren, nach polnischer Art, **Pan**; auch beginnen in diesem Gouvernement von der Stadt Sudsha an kleinrussische Mundart und Sitten, unter andern auch die Gewohnheit, welche sich auch über das neurussische Land verbreitet hat, mit den Glocken anzuschlagen, sobald jemand stirbt.

Wir wendeten von der Poststraße ab, die nach Charkow führt, und fuhren nach der Stadt Sumy; man soll auf diese Weise 50 Werste abkürzen. Um Sumy ist ziemlich viel Wald, Eichen, Espen, Erlen, Eschen und selbst Birken. Die Gutsherren haben sehr viel Grund und Boden, die Kronbauern aber wenig. — In der Stadt Senkow (Gouv. Poltawa) wird sehr viel Leinwand von ziemlicher Güte fabricirt. — In Kleinrußland besteht die Sitte, nach der Frühmesse am Charfreitag die Kreuze an den Decken und Querbalken in den Häusern mit denselben Kerzen anzuräuchern, welche die Eigenthümer in der Kirche trugen.

Fort ging's weiter nach Süden und ich gedachte mich jetzt am schönen Sonnenschein zu wärmen, aber l'homme propose, Dieu dispose. Am 2 (14) Mai war es in der Umgegend von Krementschug und Elisabethgrad sehr kalt, und ich war meines nordischen Pelzes herzlich froh. Krementschug ist eine sehr freundliche Stadt. Die Kreisbehörden wenden viel Aufmerksamkeit auf eine schöne Bauart. In dem städtischen von einer Steinmauer umschlossenen Garten findet alle Jahre am 1 Mai eine Promenade statt; der Garten ist eine Schöpfung Potemkins. Indem gibt es hier viele und unter ihren Frauen sieht man große Schönheiten. Hier sah ich zum erstenmal den Dniepr. Der Fluß ist reißend und an diesem Orte breiter als die Newa. Krementschug steht auf dem Sande, und die städtischen Einwohner können hier nicht, wie in andern Kreisstädten, sich mit dem Ackerbau abgeben. Sie treiben einen bedeutenden Handel mit Salz aus der Krim und mit Weizen. Im Gouvernement Cherson baut man viel Arnautenweizen, der ein schmackhaftes, aber gelbliches Brod gibt. Man baut auch Roggen, denn es gibt hier Branntweinbrennereien.

Elisabethgrad ist eine hübsche Stadt mit viel Juden. Jährlich findet am 23 April am Tag des heiligen Georg ein Markt statt, auf dem viel Manufacturwaaren, meist aus Moskau, und Vieh abgesetzt werden. Der Umsatz beträgt gegen 4 Millionen R. A. Hier sah ich auch zum erstenmal den Vorläufer des gesegneten Südens, die Pappel. Auf einer der Stationen traf ich mit wandernden Schauspielern zusammen, die einem Gutsbesitzer gehörten. Sie kehrten aus Elisabethgrad zurück, wo sie das hochgeehrte Publicum auf dem Jahrmarkt amusirt hatten. Ich fragte einen dieser leibeigenen Diener des russischen Apollo, welche Rollen er spiele, und der einheimische Garrick antwortete, er spiele sie alle.

Ehe man nach Wosnessensk kommt, ist ein Posthof, den ein Franzose Devon hält, welcher bei Leipzig in Gefangenschaft gerieth. Devon war damals 17 Jahre alt, trägt jetzt russische Kleidung und spricht wie ein Kleinrusse, obgleich man eine etwas fremdartige Aussprache bemerkt. Dieser Gefangene heurathete eine Kosakin, war arbeitsam und wurde wohlhabend. Vom Französischen hat er alles vergessen, außer dem Rechnen. Es ist seltsam, daß das Rechnen in der Muttersprache nie aus dem Gedächtniß verschwindet. Ich sah Devon auf dem Jahrmarkt von Wosnessensk auf einem bemalten Wagen mit zwei raschen Pferden fahren, als wäre er ein englischer Kärrner. Der Jahrmarkt findet am 9 Mai statt, und man trifft daselbst eine Menge Pferde und Hornvieh, aber auch sehr viele Holzwaaren.

Auf der Straße jenseits Wosnessensk erblickt man eine Menge Kurgane, und auf einigen derselben sind steinerne Kreuze aufgestellt. Hier schlugen sich vor Zeiten die russischen Krieger mit den Ungläubigen; blutig sank der Mond ins Meer nieder, und der moskauische Adler schwebt jetzt über dem Pontus Euxinus. — Als ich nicht mehr weit von Odessa war, wurde das Wetter kalt und unfreundlich. Ich schlief ein und sah im Traume einen klaren Himmel, mit hellem Grün bekleidete Wiesen, auf denen die Sonnenstrahlen in rosigem Schiller sich ergossen. Aber mein Schlummer war leicht und unterbrochen, und kaum war ich erwacht, so schreckte mich die rauhe Luft und der trübselige Anblick der Natur so sehr, daß ich schnell wieder die Augen schloß. So langte ich in Odessa an.

Gurken am Nordcap. Von Tromsö meldet man, daß zu Havösund, wenige Meilen vom Nordcap, es gelang in einem Mistbeet eine große reife Gurke zu ziehen. Dieß gehört nun freilich zu den seltensten Erzeugnissen so hoch oben im Norden, obgleich längs der Küste das Klima so mild ist, daß man Blumenkohl, Kopfkohl, Möhren und verschiedene andere Rüben, auch Thymian im Freien erhalten kann. (Aftonbl. 26 Jan.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1844.

Englische Sports.

III. Ringen.

Die Griechen hatten einen Kampf, den sie „pankration“ (Allkampf) nannten. Diese Kampfesart hatte daher ihren Namen, weil bei ihr alles erlaubt war, Schlagen, Stoßen mit Händen und Füßen, Greifen, Packen, Würgen, Niederwerfen, Drücken, kurz alle Mittel der Gewalt und List, Kunst und Gewandtheit. Die Schilderungen dieses pankration sind so schrecklich, daß bloß eine Lectüre derselben hinreicht, uns mit Entsetzen zu erfüllen. Die Kämpfer suchten sich dabei gegenseitig die Glieder zu verdrehen, die Finger zu zerbrechen, die Kehle zu würgen, ja sie gebrauchten auch ihre Zähne wie wilde Thiere, und doch wird uns berichtet, daß selbst ein König sich nicht scheute, seine Kräfte mit einem „Pankratiasten“ zu messen, Philipp von Macedonien nämlich.

Es gab bei den Griechen sogar auch einen sogenannten liegenden oder wälzenden pankration, bei welchem die Gegner gleich von vornherein sich zu Boden legten, und dann wie Schlangen auf einander losfuhren und so lang mit einander kämpften, bis der eine regungslos geworden war.

Bei einer solchen combinirten Art von Kampf war es natürlich sehr schwer, Bosheit und Tücke und Regelwidrigkeit (foul play) zu vermeiden. Gewiß macht es den Engländern Ehre, daß sie diese Art barbarischen Wettstreits ganz von ihrem ring verbannt haben. Je mehr man die verschiedenen Arten von Mitteln, mit denen sich zwei Menschen einander besiegen können, von einander sondert, desto besser läßt sich alles beaufsichtigen, desto gründlicher die Regeln der Kunst bestimmen, desto leichter Tücke und Bosheit entfernen.

Aus jenen vielfachen Schematas, die wir von unseren munteren Straßenbuben alle auf einmal bei ihren Raufereien, bei diesem jugendlichen pankration, angewandt sehen, haben die Engländer, wie auch die Griechen, und wie auch die meisten andern Nationen noch ein Schema herausgewählt und daraus eine besondere Kampfesart und Kunst gemacht, nämlich das Ringen, welches ohnedieß aber auch bei allen Völkern als ein besonderes Kampfspiel vorkommt.

Die Griechen hatten zwei Arten des Ringkampfes, den aufrechten und den wälzenden; die Engländer sind stolz darauf, den letztern nicht zu besitzen. Auch hatten die Griechen noch eine andere eigenthümliche Ringweise, welche darin bestand, daß der Agonist einen Kreis um sich herum zog und dem Gegner die Aufgabe stellte, ihn aus demselben herauszubringen. Viele specielle Aufgaben und Leistungen allerlei Art kommen auch noch bei ihnen vor, welche aber nicht auf die Schauplätze der festlichen Agonistik in den großen Nationalspielen gehörten. Auch die Vornehmen liebten das edle Ringspiel und die Weichlinge überbreiteten den Ringplatz mit prächtigen Teppichen.

In England gehören die „wrestler“ nur zu den geringern Classen, wie denn überhaupt dieses Spiel als weniger gefahrvoll und daher auch, obgleich edler und anständiger, weniger anreizend und aufregend, nicht so viele Liebhaber hat als der Faustkampf. Aus derselben Ursache hat man das Ringspiel, nicht aber den Faustkampf, in unsere neuere Turnkunst aufgenommen. In Sparta mußten sogar nach den Gesetzen des Lykurgs die jungen Mädchen öffentlich mit einander ringen.

Auch die Kampfschematas des Aufhebens des Gegners, des Umstoßens, des Beinwegziehens, welche bei den Griechen vorkamen, und die wir auf den griechischen Vasen abgebildet sehen, kommen eben so wieder bei den Engländern vor. Und die griechischen Kunstausdrücke othein, anatrepein, apadein, und viele andere sind gleichbedeutend mit den ihnen parallelen englischen: throwing, flooring, in side striking, hipeing etc.

Wie bei den Griechen auch Knaben öffentlich als Ringer auftraten, selbst in den olympischen und den übrigen großen Festspielen, so ist dieß auch in England Sitte. Man sieht oft in den Journalen die Ringspiele, welche die Schulknaben veranstalteten, kritisirt. Nach der Versicherung von Bells life ist das Ringen selbst in den entferntesten und verschlossensten Thälern von Cumberland und Westmoreland, und überhaupt in jedem Dorfe und jeder Stadt dieser nördlichen Provinzen gäng und gäbe. Es werden dort oft Versammlungen von

Bauern und Bürgern gehalten und Hunderte von Männern „good and true" ringen daselbst um ausgesetzte Preise. Sie haben verschiedene Arten des Ringens: wrestling by all weights; light weight wrestling; wrestling ohne Schuh, wrestling mit Schuh ꝛc.

Es ist merkwürdig zu hören, wie schon die griechischen Wettspielliebhaber über Kunstgriffe, Listen und Betrügereien klagten, mit denen die Ehrlichkeit des redlichen Spieles verdorben wurde und die ganz dieselben sind, über welche sich die englischen Spielpatrioten als das größte Verderbniß des Spielgeistes beklagen. „Die Kämpfer lassen sich bestechen," sagen die Griechen, „und verkaufen contractmäßig den Sieg ihrem Antagonisten. Sie üben auch oft allerlei unerlaubte Kunstgriffe, ihren Gegner zum Fall zu bringen, treten ihm auf die Füße, drücken ihm die Finger, um ihn durch Schmerz zu entkräften, und die Richter, wenn vornehme Patrizier sich für das Spiel interessiren, sind oft parteiisch." Buchstäblich so klingen die Klagen der englischen Spielliebhaber noch heutiges Tages.

Keiner der nobelherzigen englischen Champions jedoch hat noch die Ehre gehabt, dem persischen Könige bekannt zu werden. Dieß war mit dem Griechen Milon der Fall, von dem dieß Herodot als etwas Besonderes berichtet.

Wahrscheinlich ist das Spiel als eine gewöhnliche Uebung unter dem Volke in England, wie überhaupt in jedem andern Lande, schon sehr alt. Bei der berühmten Zusammenkunft von Heinrich VIII und Franz I führten beide Könige einige der berühmtesten Ringer ihres Landes mit sich, und einem französischen Schriftsteller zufolge sollen die beiden Majestäten selbst ihre Kräfte in diesem Spiele mit einander erprobt haben.

Das Ringen dauert natürlich nie so lange als das Boxen, weil die Kräfte der Kämpfer dabei nicht völlig erschöpft werden, und weil mit dem Hinstürzen des einen das Ganze gleich beendigt ist; auch deßwegen ziehen diese Kämpfe die Aufmerksamkeit nicht in so hohem Grade auf sich. Uebrigens treibt der kleine Kreis der Bewunderer dieses Spiels seine Kunst mit derselben Kennerschaft, mit derselben Kunstgerechtigkeit und mit nicht geringerem Eifer. In den englischen Sporting-Journals wird immer dem wrestling ebenso gut wie dem boxing und racing ein eigener Artikel gewidmet. Und die Herzen der Bewunderer von Abraham Cann oder des cornischen Heroen (the cornish Champion) oder irgend eines anderen ehrenvollen und edelherzigen Spielers (honourable and noble-hearted player) hüpfen nicht weniger vor Entzücken (thrill with delight), wenn er in splendidem Styl seinen Mann zu Boden wirft (when he floores his man in splendid style), als wenn Jackson dem Tom Britt einen wundervollen knock down blow applicirt. Und die „best men on the wrestling ground" werden nicht weniger eifrig mit den Lorbeeren des Kämpferthums gekrönt (crowned with the laurels of championship) als die Pugilisten im ring. Die Wrestlers selbst senden ihre Herausforderungen an gewisse Personen oder an die Bewohner gewisser Grafschaften oder Städte, oder ihre challenges to all England eben so in die Welt hinaus, wie dieß bei allen andern Kampfspielen die Mode ist, und wie es Boxiana und Fistiana gibt, so werden auch Wrestliana beschrieben, welche die Kunst wissenschaftlich (scientifically) abhandeln.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

V. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

(Fortsetzung.)

Zunächst gelangte ich auf ein Terrain, wo der Sandstein in einer solchen Mächtigkeit und Kahlheit auftrat, wie ich dergleichen noch nie, auch nicht annäherungsweise, gesehen hatte. Mein Fuß berührte während einer halben Stunde nur den nackten, harten, von der Sonne erhitzten Stein, in dem Regengüsse ungeheure Schluchten ausgewaschen hatten, und tiefe Spalten die natürliche Unebenheit — dieser Sandstein bildete förmlich Berg und Thal — noch vermehrten. — Dann pilgerte ich wieder über schöne Berge und durch hohe blühende Kastanienwälder, endlich durch ein auf dem fast nackten Felsboden üppig grünendes Thal, bis ich vor einer ungeheuren, fast senkrechten Felsenwand anlangte, dessen höchsten Kamm Civitella — von dieser Seite Castro Giovanni in Sicilien ähnelnd — krönt.

Mit Sonnenuntergang hatte ich den mühsamen Weg hinauf zurückgelegt; ein weites herrliches Rundgemälde umgab mich, der Apennin mit seinem Schnee, seinen waldbekränzten Vorbergen nebst deren luftigen Felsendörfern, das Meer, Velletri, das Albaner- und Sabiner-Gebirge — doch vieles verschwand schon im Abenddunkel; ich mußte rasch meine von der Anstrengung des Steigens vollkommen durchnäßte Kleidung wechseln, aß mit einem mir von einem römischen Balle her bekannten jungen Engländer das Hinterviertel von einem gebratenen Spanferkel zu Nacht, und legte mich ziemlich ermüdet schlafen, um mit der Sonne zugleich aufzustehen.

Civitella ist nur ein kleiner, auf dem höchsten Kamm des Gebirges liegender Ort. Diese Lage hat man hier, wie in Sicilien, den Ortschaften gegeben, um die unerträgliche Sommerhitze mit ihren schädlichen Miasmen einigermaßen zu mildern; denn wenn die Bergspitzen auch am sichersten von den Sonnenstrahlen getroffen werden, so ist doch auf ihnen immer einiger, meist heftiger Luftzug, das einzige was in dieser Jahreszeit den Körper und die Lebensgeister erfrischt und die Atmosphäre reinigt. Wie freilich die Einwohner von da ihre Geschäfte betreiben, namentlich die Ackerbauer das tägliche Herunter- und Hinaufsteigen aushalten können, das ist mir oft, und so auch bei Civitella, ein Räthsel geblieben. Dieß liegt sicher mehr als 2000 Fuß über den Thalgründen zu beiden Seiten, und demnach etwa 2500 über dem Meeresspiegel. Die Bergkette, welche der Teverone durchfließt, ist überhaupt von bedeutender Höhe, indem die höchsten Gipfel auf der

Nordseite des Teverone (Serra di San Antonio und Monte nero) bis zu 3000 Fuß ansteigen.

In Civitella ist kein eigentliches Wirthshaus, wenigstens keine Herberge für Reisende; ein wohlhabender, kunstliebender Particulier, weit und breit unter dem Namen Don Vincenzo bekannt, öffnet dem Touristen gastfrei sein Haus, und läßt ihn gegen eine sehr mäßige Bezahlung nicht nur vortrefflich bedienen, sondern sorgt auch außerdem in jeder Hinsicht für dessen Bequemlichkeit und Vortheil, d. h. er nimmt Partie für ihn gegen seine prellerischen Landsleute, namentlich beim Verding der Transportmittel. Diese bestehen hier lediglich in Lastthieren, denn für Wagen sind gar keine fahrbaren Wege vorhanden, wenn gleich schwerere und größere Gegenstände allerdings auf einer Art von Karren hinaufgeschafft werden. Don Vincenzo sieht nun streng darauf, daß den Fremden für einen Esel — selbst Pferde gibt es hier oben wenig oder gar nicht — nicht mehr als der ortsübliche Preis abgenommen wird, und hat sich dadurch eine solche Erbitterung der Einwohnerclasse, welche davon zum Theil leben muß, zugezogen, daß ich für seine Sicherheit durch die Aeußerungen, welche mein erboster Führer unterwegs ausstieß, in der That besorgt wurde.

Da ich zur Feier St. Peter und Paul wieder in Rom seyn wollte, so war meines Bleibens hier nicht länger und ich beneidete innerlich meinen englischen Freund, der sich in diesem Paradiese auf einige Wochen ganz wohnlich eingerichtet hatte. Schon um vier Uhr Morgens erhob ich mich wieder; das Thal lag noch in einem magischen Zwielicht und leichte Nebelwolken zogen in seiner Tiefe hin. Bald darauf erschien die Sonne ganz klar und deßhalb nicht mit vieler Farbenpracht, und erleuchtete zuerst mein Kämmerlein, dann die höchsten Bergrücken, aber das Thal blieb noch immer dunkel. O welch ein Anblick! Leider konnte ich ihn nicht in Ruhe genießen, weil ich eilen mußte, um der glühenden Sonne, die schon um sieben Uhr heiß ist, möglichst zu entfliehen. Nur einzelne Blicke warf ich beim Ankleiden umher und beim Wegreiten einen durch das malerische Thor; wohl acht Ortschaften sieht man auf den Gebirgsrücken und Gipfeln in der Runde, die Civitella fast den Rang streitig machen. Ich glaube gewiß, daß diese Aussicht sich der vom Rigi und vom Aetna so ziemlich an die Seite stellen darf. In einer kleinen Stunde erreichte ich das gleichfalls herrlich gelegene Alverno mit einer alten Ruine geziert. Man steigt bedeutend hinab, und dennoch bedarf es noch einer andern Stunde, bevor man das Thal erreicht. Auf dem Wege, den ich nahm, bleibt das herrlich an der Wand eines Seitenthals gelegene Genazzano zur Rechten liegen, und bald darauf gelangt man zwischen üppigen Kornfeldern, von hundert Schnittern gerade jetzt belebt, nach dem ähnlich gelegenen Cave. Hier wendet man um den hohen kahlen Berg, hinter welchem Palestrina liegt, das man durch ein schönes Kastanienthal in einer Stunde erreicht.

Palestrina kann einem nicht mehr gefallen, wenn man von Subiaco und Civitella kommt; es zieht sich zwar an einem Berge hinauf, aber das eine sieht noch düsterer aus als das andere, und der Berg ist gräulich kahl. Die Aussicht ist freilich auch hier trefflich: sie begreift den Halbcirkel, in welchem das Meer hinter Velletri den Mittelpunkt bildet. In Palestrina, dem alten Präneste, nahm ich zunächst das Mosaik in Augenschein, welches man aus dem alten Fortunatempel in den Palast Barberini gebracht hat. Man sieht ihm freilich an, daß es aus einer ziemlich frühen Zeit stammt, dennoch nehme ich keinen Anstand, es nach der Alexanderschlacht zu Pompeji wegen seiner Größe, genauen, oft höchst gefälligen Ausführung und der wenn gleich geschmacklosen Composition für eines der merkwürdigsten zu erklären, die ich gesehen habe.

Im Vordergrunde ist ein Heer, daß sich einzuschiffen scheint, und die Priester, die das Opfer zur Abfahrt bringen, oder das Schicksal befragen wollen; weiter links ein üppiges Gelage unter einer Weinlaube, noch weiter Kähne, deren Bemannung vierfüßige Wasserthiere bekämpft. Den Mittelgrund bildet Wasser mit Festungen und allerlei Thieren mit ihren Namen in griechischer Sprache, und einem kleinen Fleck Erde, worauf sich Mohren bekämpfen; der Hintergrund endlich ist ganz mit Thieren angefüllt und steigt pyramidalisch in die Höhe. Ich begreife in der That nicht, daß dieß Bild so wenig gekannt, oder doch in Reise- und archäologischen Büchern so wenig hervorgehoben ist.

Der Tempel der Fortuna selbst soll aus drei Etagen und weitläufigen Portiken bestanden haben; im Weinkeller des Seminarium sieht man noch den Altar für das Bild der Göttin, mit zwei Brüstungen mit Gesimsen und Verzierungen davor und einigen Säulen an der Seite und auf dem Hofe; doch ist alles ganz dunkel und vermodert.

Neben dem Palaste Barberini ist eine kleine Marmorcapelle mit einer Seitencelle für die Barberinis, und über einem Altare ein Entwurf Michel Angelo's in Gyps oder weichem Steine, den todten Christus mit Maria und Magdalena in kolossaler Größe vorstellend. Die Arbeit ist ungemein roh, die Formen plump, aber doch Muskeln und Adern angedeutet.

Gegen Abend bestieg ich den hinter Palestrina gelegenen kahlen Berg, mit S. Pietro auf seiner Spitze. Die Ersteigung ist ziemlich beschwerlich, aber der Weg lohnend, nicht allein wegen der herrlichen Aussicht auf die Sabiner- und Albanergebirge, Rom mit dem Meere, als glänzenden Lichtstreifen dahinter, das Meer hinter Velletri mit dem Monte Circo bei Terracina, und weiter links die Gebirge hinter Cave (im Rücken ist die Aussicht durch nahe, kahle Berge begränzt), sondern auch weil hier in den ältesten Zeiten eine Festung gewesen ist, von deren Mauern noch lange Strecken stehen, in der ersten cyclopischen Manier, ohne gerade Winkel, und ohne Kitt oder Klammern aufgeführt.

Auch ist hier oben noch die Ruine einer mittelalterlichen Festung höchst malerisch an dem jenseitigen, schroffen Abhange des Berggipfels gelegen. Nach meiner Zurückkunft begab ich

mich bald zur Ruhe, da ich am heutigen Tage tüchtige Touren gemacht hatte, und am andern Tage fast eben so großen Strapazen entgegenging. Man wollte mir nämlich für einen Esel nach Frascati einen Paul mehr abnehmen, als sonst für diese Tour bezahlt zu werden pflegt, und es war einmal Princip bei mir geworden, mich solchen Unverschämtheiten nie zu fügen.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Pyramiden in Mittel- und Unterägypten.

Der Engländer Scoles berichtete in der Versammlung der brittischen Architekten am 5 Februar über die obgenannten Pyramiden, so wie über die von Fayum, ferner über ein gewölbtes Grab in der Nähe von Dschizeh. In Mittel- und Unterägypten befinden sich 39 Pyramiden, die auf der Westseite des Nils, namentlich auf den öden Bergen, liegen, und von Norden nach Süden einen Raum von 53 englischen Meilen einnehmen. Man unterscheidet die Hauptpyramiden durch die Namen Dschizeh, Sakkara, Daschur und Meidun, und sie haben in ihren allgemeinen Verhältnissen eine merkwürdige Aehnlichkeit. Ihre Seiten sind genau nach den Cardinalpunkten gerichtet, mit einer einzigen Ausnahme, die Eingänge sind auf der Nordseite und abschüssige Gänge führen nach verschiedenen Gemächern; diese Gänge sind bis auf eine weite Strecke hinab mit soliden Steinblöcken, die gerade in die Oeffnungen passen, angefüllt. Vier von diesen Pyramiden bestehen aus rohen ungebrannten Backsteinen, die aus Lehm, Nilschlamm und gehacktem Stroh gemacht sind. Ein Hr. Perring, der alle diese Pyramiden untersuchte, fand, daß man zum Bau einiger Pyramiden den Steinboden der Wüste mit Sand geebnet, diesen durch Steinmauern eingeschlossen und auf den Sand die Pyramiden erbaut habe. Holz, das die Decke eines der Grabkammern bildet und aus Eichen-, Lärchen- und Cedernholz besteht, fand sich im Innern einer der Pyramiden zu Sakkara wunderbar gut erhalten. Die Mauern einiger dieser Grabkammern sind mit einem bläulich grünen Porcellan bekleidet, und Ueberreste von Farbe, Vergoldung und andern Verzierungen zeugten für die Pracht der Erbauer dieser Mausoleen. Ein gewölbtes Grab in der Nähe von Dschizeh ist aus schön gearbeiteten Steinen erbaut und die Fugen kaum bemerklich. Nach den daran befindlichen Hieroglyphen zu schließen wurde das Grab unter Psammetich II um 600 v. Chr. erbaut und ist wahrscheinlich eines der ältesten bekannten Bogengewölbe. (Athenäum vom 10 Februar.)

Kurze historische Anzeige über die Adelantados in Spanien.

Man weiß nicht genau den Ursprung der Adelantados, die meisten kommen darin überein, daß diese hohe Stelle seit Ferdinand III oder dem Heiligen dauerhaft geworden ist. Der Vater Ferdinands hatte jedoch schon einen Adelantado von Leon in der Person des Don Martin Sanchez seines leiblichen Bruders und Schwiegerbruders, Sohnes des Königs Sancho von Portugal und der Donna Maria Fernelas, wie Duarte Nuñez von Leon schreibt. In der Geschichte des heil. Peters von Arlanza wird erzählt, daß Ninno Nuñez Rasuea, Justizia Mayor von Castilien, mit Theuda oder Toda, Tochter des Tendo, Adelantado von Leon, vermählt war. Während der Regierung Alfons des Guten war Don Fernando Fernandez Adelantado von Estremadura, welches damals das ganze Gebiet am Duero von Soria bis Portugal begriff, daher die ältern Schriftsteller Soria das Thor von Estremadura nennen. Man kann daraus schließen, daß die Adelantados schon vor jenem Prinzen existirten.

Die Stelle eines Adelantado war so erhaben, daß nur der König über demselben stand. In dem Gesetzbuch de las partidas (Alfons des Weisen) Buch 22, Titel 9, Partida 2 kommt folgende Stelle vor: „Adelantado will so viel sagen als ein Mensch, den man bei einem durch Befehl des Königs bezeichneten Auftrag voraus oder an die Spitze stellt, und aus dieser Ursache wurde in alten Zeiten derjenige, der über das große Land (la tierra grande) gesetzt war, praeses provinciae genannt. — Das Amt desselben ist sehr groß, denn er ist aus Befehl des Königs Vorsteher über alle Merinos und über alle von den Landbezirken (comarcas) und Weichbildern (alfoces) und auch über alle von den Städten. — Er kann die Appellationen anhören, welche die Leute von den Urtheilen von Stadtobrigkeiten (alcaldes) gegen sie machen, wenn sie sich beschwert glauben, und welche der König selbst anhören würde, wenn er sich im Lande befände.“ In einem andern Gesetz, Titel 9, Partida 2, gibt man den Adelantados den Titel eines Generalcapitäns (capitan general). Man sieht aus diesen gesetzlichen Bestimmungen, daß sie im Frieden gleichsam die Präsidenten oder Justizias Mayores einer Provinz oder eines Reichs und im Kriege die Vorsteher des Kriegswesens oder Generalcapitäne waren. Ein anderes Gesetz stellt sie mit den Admiralen gleich, und das 24ste des angeführten Titels verordnet, daß beide, wenn sie etwas verbrächen, gleicher Strafe unterliegen sollen. Es gibt Decrete, welche dem obersten Kanzler (canciller mayor) die damals beträchtliche Summe von 600 Maravedis als Gebühr des Adelantado aussetzen, auf gleiche Art wie für den Titel eines Admirals oder Herzogs; diese drei Stellen waren also an Ehren und Einträglichkeit gleich. In den Edicten und Bekanntmachungen war die Formel: „Der König und sein Adelantado befehlen, es soll u. s. w.“

Der erste Adelantado, welchen man aus der Regierungszeit Ferdinand des Heiligen kennt, war Don Alfonso Perez de Castro, er hatte den Titel Adelantado von der Gränze und von Andalusien, und starb bei Gelegenheit als er dem König eine beträchtliche Verstärkung nach Cordova zuführte. Hernach war Adelantado ein Bruder des Königs, nämlich Don Rodrigo Alfonso de Leon mit unbeschränkter Gewalt in Krieg und Frieden. Der Infant Don Manuel war Adelantado von Murcia.

Zur Zeit Alfons des Weisen gab es viele Adelantados. Unter Sancho dem Tapfern (el bravo) waren Adelantados in allen von der Mahrenherrschaft freien Provinzen. Ferdinand IV hatte vierzehn Adelantados, und Don Alfonso, der letzte dieses Namens, mehr als siebzehn, unter ihnen Don Fadrique, Sohn des Königs. Auch zur Zeit Heinrichs II erwähnt die Geschichte mehrere. Endlich als die katholischen Könige Granada eroberten, errichteten sie außer den schon bestehenden Adelantados einen neuen, den sie von der Kirche von Toledo titulirten, und welcher wirklich seine Gerichtsbarkeit in diesem Erzbisthum ausübte, während die andern Adelantados bloß des Ehrentitels genossen. Diese Würde ist hernach in dem Hause der Herzoge von Arcos als Herzoge von Maqueda geblieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Februar 1844.

Nachrichten über das Oregongebiet.

(Nach Guillaume-Tell Poussin.)

Unter dem Namen Oregon-Gebiet verstehen die Amerikaner den ganzen Landstrich von 42° bis 54° N. B. zwischen den Felsengebirgen und der Südsee. Man kennt das Land bis jetzt noch sehr unvollkommen; indeß enthalten die officiellen Nachrichten, welche der Marinelieutenant Wilkes sammelte, und der Congreß im Jahre 1843 veröffentlichen ließ, manches Interessante. Das Land ist im allgemeinen bergig und sehr bewaldet, obwohl es auch einige Prairien enthält; namentlich zeichnet es sich aber durch die große Zahl seiner reichen, fruchtbaren Thäler aus, welche die beiden fast parallelen Bergketten durchziehen, von denen das Land zwischen dem Meer und den Felsengebirgen in drei fast gleich große, aber durch Klima, Boden und Erzeugnisse sehr verschiedene Landstriche getheilt wird. Die westlichste dieser Ketten führt den Namen Cascaden, zieht sich dem Ufer parallel in einer mittlern Entfernung von 60 Lieues hin, und bietet eine fortlaufende Reihe Pils dar, welche sämmtlich die hier 2000 Metres betragende Schneegränze übersteigen. Der zweiten Kette zwischen den Cascaden und den Felsengebirgen hat man den Namen der blauen Berge gegeben.

Der Columbia hat ein tiefes Bett, zahlreiche Zuflüsse, und einen Lauf, der an Länge fast dem des Missisippi gleichkommt, aber der Schiffsahrt bei weitem nicht so günstig ist. Dieser Strom entspringt unter 54° 40′ N. B. und 116° W. L. von Gr. mitten in den Felsengebirgen, etwa 5000 Metres über dem Meere; von diesem Punkt bis Wallawalla unter 45° B. beträgt sein Lauf 176 Lieues von Norden nach Süden; er empfängt sodann den südlichen Arm, welcher den Namen Saptin oder Lewis führt, und gleichfalls in den Felsengebirgen, aber unter 42° B. u. 110° W. L. nahe an den Quellen des Yellowstone, Platte, Arkansas und Rio Colorado entspringt.

Von Wallawalla, dem Punkt der Gabeltheilung an, ist die Richtung des Columbia bis ans Meer westlich, und dieser Theil seines Laufs hat noch hundert Lieues Länge, wovon aber nur die Hälfte schiffbar ist. An der Mündung des Columbia findet man nur zwölf Fuß Tiefe, indeß ist die gewöhnliche Fluth 6′; da jedoch die Einfahrt überhaupt durch wechselnde Sandbänke gehindert ist, an denen die Wellen namentlich bei den hier herrschenden Süd- und Westwinden sehr heftig anschlagen, so ist dieselbe für unerfahrne Seeleute sehr gefährlich.

Wenn aber die Mündung des Columbia der amerikanischen Marine keinen großen und bequemen Hafen bietet, so findet man dagegen an dem Engpaß von Juan de Fuca und dem Canal Puget, welche zum Oregongebiet gehören, geräumige und sichere Rheden, welche Schiffen von hohem Bord leicht zugänglich sind. Hier beträgt die Fluth sogar achtzehn Fuß, und ist somit der Anlegung von Werften und Marineniederlassungen sehr günstig. Die Vereinigten Staaten werden ohne Zweifel in nicht ferner Zukunft ein Militär- und Marinearsenal hier anlegen, wo ihre Kriegs- und Handelsschiffe zu allen Zeiten eine sichere Zuflucht finden können.

In der Nähe des Meeresufers ist das Klima auffallend mild und gleichmäßig. Die herrschenden Winde sind Südwest und West, im Winter auch Südwinde. Die Winter dauern vom December bis zum Februar, die Regen beginnen im November und dauern bis zum März; Schnee fällt sehr wenig und bleibt selten über drei Tage liegen. Reif beginnt im August, die Nächte sind kalt, der Mais kommt nicht zur Reife, aber dieser Landstrich ist nichtsdestoweniger zu allen Arten von Anbau geeignet; er ist namentlich wohl bewaldet und alle Fruchtbäume gedeihen.

Die atmosphärischen Verhältnisse der zweiten Region sind verschieden; die Sommer sind trockener und wärmer, die Winter kälter; der Thermometer wechselt von 7° 78 C. unter Null im Winter, bis 42° 23 C. über Null im Sommer und im Schatten. Dennoch gilt das Land für gesund, und namentlich sind die mächtigen Prairien und wohlbewaldeten Thäler zur Viehzucht sehr geeignet.

In der dritten Region wird die Temperatur, je mehr man sich den Felsengebirgen nähert, noch wandelbarer, und man kann in vierundzwanzig Stunden alle vier Jahreszeiten

erleben. Die Kälte ist sehr streng und die Hitze im Sommer außerordentlich. Es regnet selten und noch seltener sieht man Schnee. Dieser Landstrich ist auffallend dürr, außer in einigen tiefen Thälern, wo die Heerden das ganze Jahr hindurch Nahrung finden, und wo das Steinsalz sie hinlockt. Darum ist das Land auch nicht zum Ackerbau geeignet. Uebrigens kommt dieser Charakter der Dürre, Unfruchtbarkeit und Strenge eigentlich nur der Kette der Felsengebirge selbst zu, an den beiden Abhangen ist die Natur freundlicher und die Vegetation gewinnt wieder ihr Recht.

Nach diesen Angaben kann man schließen, daß hier Viehzucht wohl gedeihen und daß somit der Handel mit Häuten, Talg, Pelzwerk, Holz rc. zur Blüthe kommen muß; wahrscheinlich wird auch eine nähere Erforschung des Landes zur Entdeckung von Metallschätzen führen, wie man denn auch am Uferstrich bereits Steinkohlen entdeckt hat. Länder, welche so auffallend den Stempel tragen, daß sie von unterirdischem Feuer durchwühlt wurden, müssen in ihrem Schooß wohl eben so kostbare Schätze tragen, als Arkansas, Missouri, Jowa und Wisconsin, die eine ähnliche geographische Lage haben.

Ausflüge in die Umgegend Roms.

2. Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge.

(Schluß.)

Am andern Morgen gegen 5 Uhr stand ich schon wieder zur Abreise gerüstet, fand aber noch keinen Menschen zur Bezahlung mobil. Endlich nach langem Klopfen kroch der Wirth aus dem Bette, erschien fast nur im Hemde, und verlangte mir auch für die Zeche einen Paul mehr ab. Nach einigem Zank und Handeln ging ich in ein Café, und siehe da! bald stellte sich auch mein Wirth ein; so fand ich es denn abermals bestätigt, daß der italienische Caf tier nicht allein einzelne Personen, sondern auch Familien, und zwar nicht wenige bedient, denn dieser Wirth hatte eine Frau und erwachsene Töchter.

Heiter und wohlgemuth pilgerte ich nun aus dem Thore, in welches schon einzelne jener kleinen malerischen Fuhrwerke kamen, die der Umgegend Roms so eigenthümlich sind. Bald bot der Weg abwechselnd die anziehendsten Bilder dar, ward aber immer einsamer, und so geschah es, daß ich, des Weges nicht mehr sicher, um ein Dorf auf dem kürzesten Wege zu erreichen, links durch Weingärten brach, und dort erfuhr, daß ich den kürzesten Weg von Palestrina nach Frascati über Monte Porzio schon verfehlt hatte. War mir dieß nun gleich unangenehm, weil die Hitze schon unerträglich zu werden anfing, so bot doch dieser Punkt manches Belohnende dar.

Das Dorf, wie alle in dieser Gegend auf dem Gipfel eines, freilich sehr kleinen, Hügels gelegen, hieß Colonna, und hatte eine reizende Aussicht nach Rom und Frascati zu auf das Meer. Das Wirthshaus war sehr ländlich sittlich: wir saßen in der großen Hausflur, wo ein paar kolossale hölzerne Bänke und Tische standen. Außer mir war nämlich noch eine noble Gesellschaft dort, eine Art von Schulmeister und zwei Bauern) — Gentlemen in Sammtjacken oder Hemdärmeln und Rittermantel. Die letzten spielten in Karten, der erste philosophirte mit mir und entwarf mir auf meine Fragen über die hiesigen Volkszustände nicht das beste Bild von Colonna; die Bevölkerung war ungeheuer im Abnehmen, was doch wohl andern Ursachen als der schlechten Luft in und um dem Orte zuzuschreiben ist, und auch in dieser Hinsicht für die Sanificirung und Cultivirung der Campagna kein glückliches Horoskop stellt. — Herber Wein und Käse erquickten mich. Ich wollte hier einen Esel für den Rest des Weges miethen, konnte aber nur eine Stute bekommen, die mit mir bald den Hügel hinab auf angenehmen Wald- und Wiesenwegen Frascati entgegen trabte, ein hübscher, junger Bursche neben-, ein Füllen hinterher. Wessen Ausdauer ich hier am meisten bewundern sollte, war ich anfangs zweifelhaft, erkannte aber bald dem Italiener den Preis zu, der unermüdlich in den heißen Sonnenstrahlen nebenher lief, auch wohl manchmal zurück, um das Füllen zu suchen, und mich dann, wenn ich mir und meinem Pferde etwas Ruhe gönnen wollte, wohl eher aufforderte, weiter zu traben.

Auf diese Art war Frascati und damit der erste schöne Punkt des Albanergebirges bald erreicht.

Dieß merkwürdige Gebirge ist nach Hoffmanns Meinung das einzige*) im Kirchenstaate, aus dessen Mitte sich ein ausgebildeter, „nach seinem Hervortauchen aus dem Meere noch thätig gewesener" Vulcan erhebt. In der Mitte des vollkommen kreisförmigen Gebirges steigt aus einer ringförmigen Umwallung der eigentliche Auswurfskegel empor, eine ausgedehnte kraterartige Vertiefung umschließend (Campi d'Annibale genannt), und im Monto Caro die Höhe von fast 3000 Fuß erreichend. In einer Lücke dieses Kegelrandes, aus welcher ein erstarrter Leuzit-Lavastrom wie ein gefrorner Wasserfall furchtbar wild herabhängt, klebt Rocca di Papa, die Krone der ganzen Umgegend. Jene ringförmige Umwallung trägt auf ihrem obern Rande die Trümmer von Tusculum, Monte Compatri und Rocca Priora nach Norden, die Seen von Nemi und Albano nach Südwest, an den äußern Abhängen aber Monte Porzio, Frascati, Marino, Albano, Genzano und am meisten südlich Velletri; dabei besteht sie merkwürdigerweise wesentlich aus Peperien, während der Kamm des Gebirges aus locker aufgeschütteten scharfen Schlacken und verwitterten Lavaströmen gebildet wird. Dieß zur allgemeinen Charakteristik des Albaner-Gebirges,**) dessen interessanteste Punkte nun ausführlicher besprochen werden sollen.

*) Doch möchte dahin auch wohl noch das Gebirge von Bracciano zu rechnen seyn; dafür spricht theils das Vorhandenseyn einer kleinen Solfatara, theils was oben über den Lavastrom bei Psil gesagt ist.

**) Mehr darüber findet man in den „geognostischen Beobachtungen in Italien und Sicilien" von Fr. Hoffmann S. 47 ff. (auch Bd. XIII. des Archivs für Mineralogie u. s. w.) und in Bd. III. des angeführten Archivs S. 361.

In Frascati, dem Tibur der vergangenen Jahrhunderte, begab ich mich nach eingenommenem Mahle sogleich nach den herrlichen Villen, die sich hier in einer Größe und Pracht häufen, wie vielleicht an keinem andern Orte Italiens. Frascati liegt herrlich am untersten Abhange der Albanergebirge, und wie es in der Landschaft immer als ein Glanzpunkt an den blauen Bergen erscheint, so übersieht man auch von seinen Villen, welche terrassenartig über einander ansteigen, immer dasselbe köstliche Ganze: die Campagna, Rom und das Meer. Ich besuchte in den heißen Nachmittagsstunden die unterste, großartigste und schattigste Villa Borghese (Aldobrandini), welche an saftigem Grün, prachtvollen Aussichten und kühlem Wasser (und einer großen schönen Käfersorte, Hamaticherus Heros an den alten Eichen) überreich ist.

Gegen Abend stieg ich dann gen Tusculum hinauf. Ein unvergeßlicher, himmlischer Spaziergang! Nachdem ich die sehr steile Straße erklommen und des Treppenzickzack bei den Capuzinern erstiegen hatte, gelangte ich durch die hochgelegene Villa der Königin von Sardinien an den Fuß der Bergkuppe, von den Ruinen Tusculums gekrönt, und mit kleinen Bäumen und Gesträuchen bewaldet. Dazwischen windet sich der Pfad sanft, fast wie in der Ebene, hinauf.

Zuerst gelangte ich an das alte Amphitheater, wo Cicero Vorlesungen gehalten haben soll! Von dem ganzen Bau ist jedoch nichts mehr zu sehen, nur die Vertiefung ist noch vorhanden. Dann wurden die Ruinen häufig und interessant, Grabmale, Häuser und Sculpturen. Alles übertreffend und eins von den Alterthümern, die ich noch wahrhaft mit Freude und Erstaunen begrüßte, ist aber das kleine Theater, welches ich wegen seiner ungemeinen Zierlichkeit anfangs für eine moderne Nachahmung aus Spielerei zu halten geneigt war, theils weil darin allerlei hier gefundene Sculpturen zusammengestellt sind, und ich eine moderne Inschrift im Hintergrunde bemerkte, theils weil alles in der That wunderbar erhalten und von sehr frischem Aussehen ist.

Unmittelbar dahinter, auf der äußersten Spitze des Berges, welcher hier scharf abfällt, ist der Platz der alten Arx, die wohl stark genug gewesen seyn mag, und von wo man einer unbeschreiblich schönen Aussicht auf den unmittelbar gegenüber liegenden konischen Monte Cavo mit Rocca di Papa an der Stirne, und dann zur Rechten ein Rundgemälde auf die Campagna, das Meer, Rom und die Sabiner-Gebirge genießt.

Mein Führer erzählte mir, daß vor einigen Tagen eine Rotte von neun Räubern aus Rom entsprungen und in die Schlupfwinkel des Monte Cavo geflohen sey, wo sie nun die Straßen unsicher machten. Das war mir eine höchst unerwünschte Mähr: denn der Fuß des genannten Berges vereinigt sich mit dem, worauf wir standen. Bald rauschte es auch schon im abendlichen Dunkel durch die Zweige und hervorbrachen — zwei friedliche Landleute, die sich nach einer entlaufenen Ziege oder einem Pferde erkundigten.

Nun nahm ich noch das am weitesten östlich gelegene kleine Thor in Augenschein, das nebst dem antiken Pflaster und einer kleinen Wasserröhre aller Aufmerksamkeit werth ist. Wahrlich, dieß Tusculum muß ein wahres kleines Paradies in Duodez gewesen seyn, und ich glaube, ich würde ihm selbst vor Tibur, trotz dessen donnernden und plätschernden Wasserfällen, den Vorzug gegeben haben.

Auf dem Rückwege trat ich noch in die gewölbten, gut erhaltenen Hallen, welche man die Villa des Cicero nennt. Einen schöneren Platz, als hier am südlichsten Abhange hätte er freilich nicht für sein Tusculanum auswählen können; allein der schmeichelhaften Benennung liegt nicht einmal eine Vermuthung zum Grunde.

Je mehr ich mich aus den schwülen Straßen Frascati's auf die luftige Höhe gewünscht, um so unbegreiflicher fiel mir die brütende Wärme hier oben auf, selbst als die Sonne schon hinunter war. — Beim Eintritt der Dämmerung war ich wieder in der sardinischen Villa, wo ich sonst gern eine herrliche Piniengruppe gezeichnet hätte, und von wo man im Thale rechts ein berühmtes Gebäude erblickt, das Michel Angelo zum Baumeister hat.

Mein Führer erhielt sodann noch einen Esel zum Hinunterführen, den er mir bereitwillig anbot, und zeigte mir schließlich noch die Villa Rufinella, nach der Aldobrandinischen die gefeiertste, namentlich wegen ihrer mannichfachen, theils großartigen, theils neckischen Wasserkünste und des reizenden Durchblicks auf Rom.

Von hier wollte ich am andern Morgen über Rocca di Papa nach Nemi gehen, verfehlte indessen ersteres und trat nach etwa dreistündigem Marsch aus einem frischen Walde an die Ufer des herrlichen Sees von Nemi, von den Alten Spiegel der Diana genannt. Dieser still romantische See, ganz von Wald umgeben, erinnert lebhaft an den Averner bei Pozzuoli, und bildet mit der freundlichen Stadt Nemi auf der einen Seite ein eben so liebliches Bild, als Genzano auf der andern Seite. Diese Stadt ist von Nemi aus bald erreicht, und von ihr führt ein schattiger Weg unter hohen Kastanienbäumen in einer Stunde über Ariccia nach Albano.

Diese Stadt (mit etwa 5000 Einwohnern) ist nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, das alte Alba longa, die Mutterstadt Roms. Dieß lag vielmehr am gegenüberliegenden, nordöstlichen Rande des Albaneser-Sees, ungefähr auf der Stelle des heutigen Rocca di Papa. Albano verdankt seinen Ursprung den Villen des Clodius und Pompejus, und hat aus dieser Zeit noch manche antike Merkwürdigkeiten aufbewahrt, unter andern Reste einer Wasserleitung, eines Amphitheaters und der kolossalen Bauten Domitians. Die schönsten Baudenkmale sind jedoch zwei Grabmonumente vor dem Thore nach Rom, das herrlich aus Quadern aufgeführte sogenante Grabmal des Ascanius (Gründers von Alba longa), und vor dem nach Genzano führenden Thore das der Horatier und Curiatier, eine ehrwürdige Ruine. Beiden Bezeichnungen liegen — wie das bei so vielen Ueberbleibseln des Alterthums in Italien der Fall ist — durchaus keine historischen Thatsachen zum Grunde, vielmehr ist nichts gewisser,

als daß die Denkmale das nicht sind, was ihr Name anzeigt. — Fast noch mehr als diese Alterthümer zieht eine Naturschönheit nach Albano, der drei Viertelstunden entfernte, gleichnamige See. Der Weg dahin führt über Castel Gandolfo, unter uralten immergrünen Eichen und hochstämmigen Ulmen hin, und ist unbeschreiblich romantisch und kühl. In Castel Gondolfo ist der Sommeraufenthalt (Villeggiatura) des Papstes. Sobald man die Höhe des Ortes hinter der Kirche erstiegen hat, erblickt man den kleinen runden See tief unter sich in einem Kessel, der ganz das Ansehen eines Kraters hat, aber kein solcher gewesen ist, eben so wenig wie der ganz ähnliche See von Nemi. Zwar wurde dieß bis auf die neueste Zeit behauptet und ist auch noch jetzt die gewöhnliche Ansicht, wenigstens unter den Laien; allein Hoffmann zuerst hat sich entschieden dagegen erklärt, und der Mangel an Laven und Auswürflingen läßt auch wohl gar keinen Zweifel über die Natur dieser kesselförmigen Vertiefung zu, daß sie nämlich keine gewesenen Krater, sondern bloße Einstürze sind. Trotz der großen Wärme stieg ich zu dem See hinab, um den berühmten Ableiter (emissario) zu sehen. Unten bot sich mir die sogenannte Grotte der Diana dar, wo man vor einigen Tagen ein neues Mosaik auf dem Fußboden entdeckt hatte, zwei Pferde und einen Medusenkopf darstellend, welcher letztere sehr brav ist. Noch ein anderes sehr beschädigtes Mosaik befindet sich dort; die Grotte ist der Egeria ähnlich, nur viel größer. Einige hundert Schritte von hier trifft man den Emissarius. Dieß ist ein so recht ächtes Römerwerk, als sie ihre Kraft noch kaum zu lassen wußten. Ein ziemlich hoher und etwa zwei Schritte breiter Gang ist durch den Felsen nach der Meeresseite zu gehauen, und führt das Wasser auf der andern Seite des Berges in die Ebene dem Meere zu, doch läuft es nur, wenn der See hoch ist, durch Quellen, Regen oder Sturm? ich weiß es nicht; auch sehe ich den Zweck dieser Ableitung nicht ein, da die Ufer zu hoch sind, um eine Ueberschwemmung zu befürchten, und selbst dagegen oben hätte eine Ableitung gemacht werden können. Nach der Sage soll das Werk in Folge eines Orakels zur Eroberung Veji's unternommen seyn, und ist die Sache für jene Zeiten an sich auch gar nicht unglaublich. Hat die Grotte der Diana zur Zeit der Anlage des Abzugs schon existirt, so kann dieser auch angelegt seyn, um das Heiligthum der Göttin vor dem Verderb durch das Wasser zu schützen. Von hier hat man nach dem Gebirge zu eine herrliche Aussicht auf Marino und das gegenüber liegende, steile, terrassenförmige Rocca di Papa, nach der andern Seite zu das Meer, das man auch nicht eher wieder aus den Augen verliert, bis man in die Ebene der pontinischen Sümpfe oder der Campagna hinabsteigt.

Verläßt man Albano um nach Rom zurückzukehren, so findet man sich sogleich wieder mitten in der Campagna, und es sind zuerst die ungeheuren Aquäducte, die den Blick fesseln, und die gerade hier in größter Masse und Vollkommenheit stehen; weiterhin kommt man auf die alte Via Appia, die zum Theil noch ihr Pflaster hat, und zwar in einem bewunderungswürdig guten Zustande.

Die Bäuerin in der Gegend von Dignano (Istrien).

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Lanam fecit, domum servavit, „sie spann die Wolle, bestellte den Haushalt," sagten die Römer zur Bezeichnung der von ihnen hochverehrten Frauen, wenn diese auch weder die Spindel drehten, noch den häuslichen Geschäften oblagen. Die Dignaneserin thut beides. Sie ist Italienerin, spricht ein dieser Gegend eigenthümliches Idiom und kann kein anderes. Es ist schwer zu bestimmen, zu welcher italienischen Familie ihr Stamm gehöre, venetianisch ist er sicher nicht, vielleicht ist er ein Rest der Völkerschaft, welche sich am längsten auf der Halbinsel erhielt, den wir aber nicht als Urstamm zu bezeichnen wagen. Die ältesten Bewohner Istriens gehörten zu zwei von einander abweichenden Hauptstämmen, den Celten und Thraciern; die erstern bewohnten die Küste, hatten sie aber nicht ausschließlich inne, und vermengten sich nie mit den Thraciern. Als aber mit der Besitznahme der Römer diese zerstreut oder vielleicht aufgerieben wurden, lebten die Celten nachbarlich und in freundlichem Vernehmen mit den Römern, deren Sprache und Sitten sie ohne Zwang annahmen.*) Damals herrschte in der Provinz nur eine Mundart, die mit eigenthümlichen Biegungen und Formen früherer Zeiten im Mittelalter sich erhielt. Als die Pest die Provinz verödete und neue Geschlechter entstanden, gewann auch die Sprache eine veränderte Gestalt, und während das Slawische im Innern und das Venetianische an der Küste bis Parenzo vorherrschte, unterschieden sich vier oder fünf Ortschaften Südistriens, vornehmlich Dignano, von der übrigen Provinz durch eigenthümliche Dialekte und Trachten. Der Frauenanzug gleicht jenem in Central- und Süditalien, und würde sich von diesem nicht unterscheiden, wenn die Dignaneserinnen das schwarze Filzhütchen, das sie beständig und sogar während der häuslichen Beschäftigung tragen, im Sommer gegen ein gestreiftes Tuch vertauschten. Die Wolle herrscht in allen Kleidern vor und die Unterröcke sind von dunkelm Zeuge, entweder wegen der mit Ocker geschwängerten Erde, deren trockener Staub die Kleider färbt, oder weil sie mehr dem Klima zusagen, vielleicht aber auch aus altem Herkommen. Die Aermel sind derart mit dem Mieder verbunden, daß man sie lösen, hängen lassen und nach Belieben befestigen kann. Diese Kleidertracht ist übrigens nicht ausschließlich der Dignaneserin, sondern auch einigen andern Bewohnerinnen Istriens eigen.

Strenge der Patentgesetze in England. Hr. Neilson ist Inhaber des Patents für die Anwendung der erhitzten Luft oder des heißen Gebläses beim Schmelzen des Eisens. Das Verfahren wurde von mehreren nachgeahmt, namentlich von den HH. Bairel, und Neilson stellte deßhalb eine Klage an. Der Proceß zog sich sehr in die Länge, und alles zeigte den Anschein, daß die HH. Bairel und Consorten den Proceß verlieren würden, da es sich herausstellte, daß die Nachahmung namentlich von Seite der HH. Bairel wissentlich in unredlicher Weise geschah. Da gaben sie den Proceß auf und zahlten an Hrn. Neilson eine Entschädigungssumme von 100,000 Pfd. St. (oder etwa 15 Sch. für die Tonne) und 6000 Pfd. für Gerichtskosten. Die andern Angeklagten werden sich wohl einem Schiedsrichterspruch unterwerfen und für jede Tonne nach Neilsons Verfahren gefertigten Eisens 5 Sch. bezahlen. (Mining Journal vom 3 Febr.)

*) Auch dieß deutet, wie verschiedenes andere, darauf hin, daß hier von keinem celtischen, sondern nur von einem pelasgischen, also mit den Römern verwandten Volke die Rede seyn kann. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3 und Umschlag zum Monat Februar.)

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1844.

Die Landenge von Panama.

(Geschildert von Gustav Dörr.)

Wir hatten zu Kingston auf Jamaica im Anfang des Jahres 1838 volle vier Wochen zugebracht, ich hatte manchen frohen Tag in Kingston verlebt und auf den Zuckerplantagen, wohin ich verschiedene Empfehlungen besessen, eine sehr gute Aufnahme gefunden, namentlich auch mit großem Interesse die damals noch durch unfreie Schwarze betriebene Zuckerfabrication gesehen. Die Hitze war aber stets so ungemein heftig gewesen (Kingston ist nämlich der wärmste Platz auf Jamaica, da es auf der Südseite der Insel am Fuße der blauen Berge, wie ein Treibhaus, angebracht ist) und außerdem hatte sich die Neugierde, andere Länder zu sehen, mittlerweile so sehr in mir geregt, daß ich mit Freude die Matrosen dem Befehl des Capitäns, die Anker zu lichten, Folge leisten sah. Mit einem frischen Nordostwind segelten wir an Portroyal vorbei, die blauen Berge wurden kleiner und kleiner, bis sie nur noch einen dunkeln Streifen am Horizonte ließen und verschwanden bald ganz. So waren wir denn wieder von zwei Elementen umgeben.

Wir erfreuten uns eines guten Windes, der uns 10 bis 12 engl. Meilen in einer Stunde vorwärts brachte, was sehr selten der Fall ist, und berechneten schon im voraus den Tag, an welchem wir bei der Landenge von Panama ankommen würden. Vielen Schiffscapitänen verbietet der Aberglaube, eine solche Berechnung anzustellen, da sie widrigen Wind bringen soll, und wirklich brach der zweite Tag unserer Reise mit trüben Wolken an. Bald verwandelte sich das schöne Bild des Meeres in die graue Farbe der am Firmamente hängenden Wolken. Der Wind fing allmählich an sich zu erheben, wehte stärker und stärker, der Capitän wollte dagegen keine Segel kürzen lassen, um seine Berechnung durchzusetzen, und so geschah es, da er dem endlich ganz entfesselten Elemente trotzen wollte, daß wir unseren Vordermast brachen. Das Schiff wurde dadurch ganz auf die Seite gelegt, und die Bemannung desselben würde sofort ein Frühstück der dort in Masse herumschwärmenden Haifische geworden seyn, hätten wir nicht mit äußerster Geschwindigkeit die Taue gelöst. Es blieb uns nun nichts übrig, als nach Jamaica zurückzukehren, daselbst erhielten wir in Port-Royal einen neuen Mast aus dem königlichen Navy Yard und kamen erst nach vierzehn Tagen wieder in die Lage, die Reise aufs neue der Landenge entgegen antreten zu können. Dießmal wurde die vorige Berechnung nicht wieder angestellt, und froh waren wir, als wir nach vier und einem halben Tage vor Chagres ankamen.

Der erste Anblick dieses kleinen Ortes, ehe man noch in den Hafen selbst gelangt, ist nicht gerade unangenehm, da die alte spanische Festung, welche am Eingange des Hafens links auf einem hohen Fels liegt, das Bild belebt. Befindet man sich jedoch im Hafen, wo die Festung außer dem Gesichtskreise tritt und gegenüber den mit Palmstroh bedeckten Baracken, welche den Ort bilden, so verliert die Ansicht viel, da dicht hinter den Häusern die Bergkette der Anden herzieht und die Aussicht sodann auf eine kleine Strecke den engen Chagresfluß hinauf beschränkt ist.

Dem Orte auf etwa eine halbe Stunde nahe gekommen, zogen wir unsere Flagge auf, der sogleich von dem Castel die columbischen Farben entgegenwehten, und alsbald fand sich der amerikanische Vice-Consul in der Person eines Spezereikrämers von Chagres nebst dem Piloten und einem Douanier — letzterer zur Aufrechthaltung der gegen alle ausländischen Erzeugnisse äußerst strengen Zollgesetze — auf unserem Schiffe ein. Unsere erste an dieselben gerichtete Frage war nach dem dermaligen Gesundheitszustand in Chagres, da dieser Ort und Puertobello als die Grabstätten der Europäer, deren schon Hunderte in Folge des außerordentlich schlechten Klima's ihren Tod daselbst gefunden haben, bekannt und benannt sind. Die uns gewordene Antwort war nicht gerade völlig abschreckend, und so segelten wir getrost näher. Der Hafen ist nicht sehr geräumig und die Einfahrt in Folge des Umstandes, daß der Schiffsweg zwischen den Felsen des Castells und verborgenen Riffen hinführt, sehr schwierig.

Vor dem Ort warfen wir unter dem neugierigen Zuschauen der gesammten, aus ihren Baracken hervorgekommenen schwarzen Einwohnerschaft Anker und schickten uns so-

dann an, die Waaren, welche aus Manufacten, meistens für Panama bestimmt, bestanden, zu löschen. Dieß beschäftigte uns mehrere Tage, während der ich mir die Unterhaltung verschaffte, das Castell zu besuchen. Dasselbe dient zum Staatsgefängniß und ist mit einer Besatzung von höchstens einem Duzend Soldaten versehen. Diese sind ärmlich uniformirte, barfüßig gehende, übrigens kräftige Bursche, die uns bei einer im Hafen zum Ausbruch gekommenen kleinen Meuterei unseres Personals rüstig genug zur Seite standen. Die Einwohner von Chagres, wenige Hunderte an Zahl, beschäftigen sich meist mit der Schiffahrt auf dem Chagresflüßchen, welche sie in ihren Pirogen (aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden Kähnen) betreiben.

Nach einigen Tagen waren unsere Waaren in solche Pirogen geladen, der Capitän empfahl das Schiff der Sorge des ersten Steuermanns bis auf unsere Wiederkehr, welche in drei Monaten stattfinden sollte, und fuhr mit mir in einer besondern Pirogue den Waaren auf dem Chagresflusse nach Gorgona zu voraus.

Diese Fahrt ist durch ihre Naturschönheiten im höchsten Grade angenehm und interessant. Der Fluß windet sich in einer Breite von höchstens 60 Fuß zwischen Bergen hin. Die buschichten Palmen, welche sich aus üppig wucherndem, hochgewachsenem Gesträuche auf beiden Seiten des Flusses erheben, strecken ihre breiten Zweige über den Fluß hin, so daß wir unter ihrem Schatten, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, dahin fuhren; in dem Laubwerk der Gewächse schwärmten ohne Furcht vor unserer Nähe die mannichfaltigsten Vögel in ihrer tropischen Farbenpracht, in der Ferne sah man hin und wieder einen Alligator am Ufer mit aufgesperrtem Rachen die frischere Flußluft einathmen und sich erquicken, und so zogen wir unter dem Gesang und tactmäßigen Ruderschlag unserer Bogas (Fährleute) Gorgona entgegen, wo wir des andern Tages ankamen.

Dieser Ort, ein freundliches Dörfchen auf einer kleinen Anhöhe auf der rechten Seite des Flusses gelegen, in Bauart und Einwohnerzahl Chagres ganz gleich, liegt ungefähr in der Mitte der Landenge. Diese hat in der hier bezeichneten Richtung eine Breite von höchstens 12 Meilen, und wird ganz von dem Andengebirge mit seinen Thälern und Höhen, deren beträchtlichste übrigens 800 Fuß nicht übersteigt, eingenommen. Von Gorgona aus werden die Waaren auf Maulthiere geladen, um über die Anden nach Panama geschafft zu werden, und ein zweiter Speditionsort ist das einige Meilen aufwärts des Chagresflusses gelegene Cruces. Da so viele Maulthiere als wir benöthigt waren, sich nicht vorfanden, auch unsere Waaren noch nicht angelangt waren, so verweilten wir zwei Tage in Gorgona.

Hier hatte ich nun besondere Veranlassung, die neuerdings erlernte spanische Sprache anzuwenden, da, gleich wie auf der ganzen Landenge von Chagres an, nur diese Sprache gesprochen und von den Einwohnern verstanden wird.

Ich ging einigemal auf die Jagd, und hatte dadurch zum erstenmal das Vergnügen, mich in dieser reichen, südamerikanischen Natur zu bewegen, was übrigens in Folge der übergroßen Sonnenhitze nur Morgens und Abends verstattet ist. Die Hauptausbeute waren Fasanen. Ein prachtvoller Anblick war das Abends bei Sonnenuntergang stattfindende Umherschwirren von Hunderten von Colibris zwischen den Blüthen der Gewächse.

Am dritten Tag waren die Maulthiere, zwanzig an der Zahl, in Bereitschaft, und so reisten wir, jedes Thier auf beiden Seiten mit einem Waarenballen beladen, der Capitän und ich auf zweien der schönsten Thiere beritten, welche reich verzierte spanische Sättel mit à jour gearbeiteten, kupfernen breiten Steigbügeln und rothe feine Decken mit lang herunterhängenden Franzen trugen, unter der Begleitung von sechs Führern (guias) der früher so blühenden Stadt Panama, am Strande des stillen Oceans entgegen.

Der Weg — insofern man einen bloß durch Tritte von Menschen und Thieren gebildeten, über Berge, Thäler und durch wilde Wasser führenden Pfad so nennen kann — ist in der Regenzeit, nämlich vom April bis October, sehr schlecht, während der übrigen Monate aber ziemlich gut. Die Kunst hat nur insofern nachgeholfen, als an einer Stelle ein Felsen eine ziemlich lange Strecke durchschnitten ist (dieß jedoch nur so, daß keine zwei Maulthiere an einander vorüber gelangen können, weßhalb die Guias in eine Muschel blasen, um die etwa Entgegenkommenden zum Warten zu veranlassen), und als auf einer andern Stelle in eine Felsenmasse Löcher eingehauen sind, die den Füßen der Pferde und Maulthiere als Stufen dienen, um sie vor dem Ausgleiten, welches in Abgründe führen würde, zu bewahren. Damen machen deßhalb selten diese Tour, und wenn es geschieht, so lassen sie sich gewöhnlich in einem Hamak, welcher an Stangen befestigt ist, über die Bergkette tragen.

Unsere Köpfe zur Wahrung vor dem Sonnenstich unter den Strohhüten mit frischen Blättern bedeckt, zogen wir auf diesem Pfade hin, zuweilen eine Strecke weit unter Palmbäumen, deren Schatten uns angenehm erquickte, bis gegen Mittag, wo wir einen kleinen Halt machten, unsere Hamaks an den Stämmen einiger schattigen Bäume befestigten, und nach dem Genuß eines kleinen Mahls und des starken Champagner ähnlichen gegohrenen Safts aus dem Zuckerrohr, „Guarapo“ genannt, die in diesen heißen Ländern unentbehrliche Siesta hielten.

Der Nachmittag sah uns unsere Reise wieder aufnehmen, und ich gedachte nun bald von den höheren Bergen den stillen Ocean, auf dessen Anblick ich sehr gespannt war, sehen zu können. Es war dieß jedoch erst von der letzten Anhöhe nahe bei Panama möglich, und freudig genug wurde ich durch das Bild, welches sich nun meinen Augen darbot, überrascht! Vor mir der unendliche, an der Gesichtsgränze sich mit dem Himmel vermischende blaue Spiegel des stillen Oceans, an dessen Busen unter mir die alte spanische Stadt Panama mit ihren umfangreichen, früher blühenden, jetzt in Ruinen bestehenden und von Epheu durchrankten Kirchen und Klöstern, mit ihren verfallenen Bastionen und Festungswerken, links

der Stadt ein in einem Halbcirkel längs dem Meere sich ausdehnender Wald von Kokos- und Palmbäumen, in der Ferne auf dem Meere einzelne Gruppen bergiger kleiner Inseln, — alles dieses gewährte einen großartigen, und in seiner Großartigkeit friedlich belebten, herrlichen Anblick.

Wir ritten nun, nachdem ich mich an diesem Panorama genug ergötzt hatte, vorbei an manchem steinernen Crucifix und sonstigen Heiligenbildern vorbei, und kamen in der Vorstadt an, welche größer wie die Stadt selbst und unregelmäßig, theils in hölzernen, theils in steinernen Häusern erbaut ist.

In der eigentlichen Stadt angelangt, kehrten wir in dem Hause eines Privatmanns ein, da es keine Wirthshäuser dorten gibt. Unsere für Panama bestimmten Waaren wurden sehr bald an die wenigen in der Stadt vorhandenen Kaufleute abgesetzt, und nachdem ich noch dem Gouverneur den jedem Fremden obliegenden Besuch zur Abgabe meines Passes abgestattet, blieb mir noch einige Muße, um die Stadt näher kennen zu lernen. Dieselbe ist das Bild einer gefallenen Größe. Verlassene, in meist unergiebigem Besitz der reicheren Einwohner stehende Paläste und sonstige Wohngebäude in großer Zahl, und die öden meistens in Ruinen verfallenen Hallen großartiger Klöster erinnern an Zeiten des Reichthums, der Pracht und lebhafter Bevölkerung, die nun verschwunden sind.

Die Einwohner gehören meistens dem Gewerbsstande an. Die ärmeren genießen den leicht gewonnenen Ertrag der wenigen, in der Nähe der Stadt gelegenen, urbar gemachten Felder; ein anderer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit den gewöhnlichen Handwerken und mit dem Flechten von Hamacs aus Palmstroh, Herrenhüten aus einer Art Binse (Panama hats), und Halsketten von Golddrath — beide letztere auch zur Ausfuhr, — wenige sind, wie erwähnt, Kaufleute, welche die aus dem Ausland eingeführten Waaren an die Provinzen absetzen, Sarsaparille, Jalappa und andere Arzneimittel, Schildkrot, Perlmutter, Farbhölzer und sonstige Farbstoffe ausführen, und die Spedition der über die Landenge kommenden, für das westliche Südamerika bestimmten Waaren betreiben; die reichen Einwohner speculiren mitunter in der früher bereits schon durch die Spanier sehr ausgebeuteten Perlenfischerei, oder lassen die, meistens auf der westlichen Seite der Landenge befindlichen, wenigen und nicht sehr ergiebigen Goldminen bearbeiten. Alle Einwohner aber, insbesondere die meistens aus Mestizen bestehenden Eingebornen, sind träges, lässiges, dem Vergnügen höchst ergebenes Volk. In ihren Häusern, die nicht mit Scheiben versehenen Fenster mit Läden verschlossen, die Fußböden um der Kühle willen geplattet, liegen sie während des Tages in einem mehr als mi-jour, selten lesend, meistens schlafend oder Cigarren rauchend, in einem leichten deshabillé, in ihren, das Hauptmöbel jedes Hauses bildenden Hamaks.

Das Rauchen ist überhaupt allgemein im Gebrauch; die Männer wie die Frauen rauchen, und macht man irgend einen Besuch, so läßt die Hausfrau Cigarren und Feuer kommen, steckt die Cigarre in den Mund, zündet sie an und läßt sie durch das Kammermädchen überreichen. Dieses soll ein Beweis von großer Achtung seyn. Ist die Dame jung und schön, so läßt man sich diese Auszeichnung gern gefallen, aber wehe deiner Rauchlust, wenn sie alt und häßlich ist, und vielleicht mit dem einen noch übrig gebliebenen Zahn auf die Cigarre beißt und alle Falten des Gesichts sich convulsivisch beim Anrauchen verziehen.

Eine angenehme Sitte ist das tägliche Baden. So wie der Tag graut, springt fast alles aus den Hamaks, man kleidet sich etwas an, nimmt Handtücher (welche höchst elegant an beiden Enden mit farbigen Blumen gestickt sind) und „Tutumas," ein Gießgefäß aus einer Frucht gemacht, mit, und zieht vor die Stadt landeinwärts nach mehreren daselbst befindlichen Quellen. Männer, Frauen und Kinder, kurz die ganze Bevölkerung der Stadt begibt sich dahin. Nachdem sich nun jedermann recht erquickt hat, geht der Zug wieder nach Haus, woselbst die Señoras und Señoritas anfangen sich die schönen Haare zu flechten, welche mit natürlichen und wohlriechenden Blumen geschmückt werden. Dieses ist auch die ganze Toillette, welche sie in der Regel machen, indem sie im übrigen in nachlässigem Anzug umherschlendern, oder in den Hamacs liegen. In der Regenzeit unterbleibt dieses Baden, indem man sich dann bei den Regengüssen in den Höfen der Gebäude unter die Ströme der Dachrinnen stellt und so bespülen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Nach Sokolow. Nordische Biene Nr. 8 und 9 v. d. J.)

Der nordöstliche Theil des schwarzen Meeres ist eigentlich ein untiefer Meerbusen oder Bassin, das von den Mündungen des Ural und der Wolga gebildet wird, und sich breit ans Meer anlehnt. Zieht man von dem Landvorsprung Susin über die sogenannte Muschelbank nach dem Vorgebirge von Tük Karagan eine Linie, so hat man ziemlich genau die Gränze, jenseits der das Meer fast plötzlich tief wird, während im Nordosten dieser Linie die Tiefe von 6 bis 7 Klaftern allmählich abnimmt, bis sie sich auf eine unbestimmbare Weise gegen das Ufer hin im Schilf verliert. Die große Masse süßen Wassers, welche durch die Flüsse hieher geführt wird, ändert hier merklich Geschmack und Farbe des Seewassers, und selbst die Bildung der Ufer, welche dieß Bassin einschließen, ist ganz verschieden von denen an andern Theilen des Meeres. Dieser nordöstliche Theil ist höchst interessant, theils um dieser besondern Bildung, theils um des reichen Fisch- und Seehundsfangs willen, und endlich wegen des hier mit dem Orient betriebenen Handels und der Aussichten, die derselbe in der Zukunft bietet.

Der Theil des Meeres, den wir hier im Auge haben, dehnt sich 175 italienische Meilen weit gegen Nordosten aus, die Breite an seiner Südwestgränze ist 120, weiter oben 100, und der Umkreis, den todten Meerbusen (mertwoi kultuk) nicht eingeschlossen, 450. Mehrere Punkte sind astronomisch bestimmt. Die vier Hügel an der Mündung der Wolga 45° 35′ 24″ N. B. und 17° 22′ 50″ O. L. von Petersburg, die Muschelbank 45° 9′ 30″ N. B. und 18° 29′ 5″ O. L., das Vorgebirge

Kül Karagan 44° 37′ 15″ N. und 20° 1′ 10″ L., das Städtchen Gurieff 47° 6′ 47″ N. B. und 21° 39′ 20″ O. L. Das Bassin, welches in der Mitte 5 bis 6 Klafter Tiefe hat, wird gegen die Ufer zu allmählich seichter, der Grund ist ganz reiner Muschelsand, in der Nähe der Ufer mit zahllosen Inselchen besäet, von denen aus sich schmale Erdzungen und Sandbänke unter verschiedenen Namen *) nach allen Richtungen hin ausdehnen.

Ebbe und Fluth sind auch hier, wie in dem ganzen kaspischen Meere, nicht zu bemerken, aber heftige Winde heben und senken das Wasser an den Ufern, je nach ihrer Lage, bis auf 4 und 5 Fuß. Sehr verschiedenartige Strömungen hängen theils von den Flußläufen, deren Gewalt sich weit ins Meer hineinerstreckt, theils von der Kraft und Richtung vorangegangener und gerade herrschender Winde ab. Auch hier bemerkt man Spuren eines periodischen Steigens und Fallens des Niveau's im kaspischen Meere, das ein schwacher Lenz gezeigt hat, sein Niveau in gewissen Zeiträumen wechselt; in den letzten 30 oder 40 Jahren hat hier die Tiefe um 6 Fuß abgenommen. Die herrschenden Ostwinde, — im südlichen Theile herrschen Westwinde vor, — namentlich ONO. und OSO. halten manchmal Wochen lang an. Das Flußwasser mischt sich hier in solcher Menge mit dem Meerwasser, daß bis auf 20 Werste vom Ufer das Wasser ganz süß ist, obwohl die Winde die Gränzen des süßen Wassers bedeutend verändern. Das Bassin gefriert ganz zu. Die Ufer, die es umgeben, sind äußerst öde. Von Osten her hat die Wolga ihre zahllosen Inseln ausgebreitet, die theils nieder und mit Schilf bewachsen, theils hoch oben ganz kahl sind. Auf einigen derselben sind Watagen oder Fischerdörfer erbaut, auf andern haben sich Kirgisen (von Bukei's Horde) und Kalmüken niedergelassen und treiben gleichfalls Fischerei; da und dort streifen Heerden umher und nähren sich von dem magern Gras und Schilf; nirgends ist auch nur ein Fleck angebauten Bodens.

Die Wolga fällt hier mit allen ihren 72 Mündungen ein, aber Gott mag wissen, wer sie gezählt hat, und zu ihrer Zählung könnte nur allenfalls ein Geographienschreiber verdammt werden. Die Wahrheit ist, daß, so viele Mündungen die Wolga auch haben mag, sie alle so ziemlich versandet und jetzt nur noch drei Fahrwasser: Jamny, Baklanii und Buschma, übrig sind. Das erste ist noch das beste, aber obwohl im allgemeinen tief, bildet es doch beim Einfall ins Meer eine Menge Untiefen von 6, 5 und selbst nur 4½ Fuß, welche überdieß noch jedes Jahr seichter werden. Mitten in dem Archipel der hier zerstreuten Inseln liegt Astrachan.

Hier ziehen drei Gegenstände eine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Das erste ist Ilmen Kabankul, gewöhnlich Kabanii Ilmen genannt.**) Dieß ist eine Art Meerbusen, der durch die Inseln der Wolgadeltas gebildet wird. Bei den Fischern hat sich eine dunkle Sage von einer ehemals hier gestandenen und plötzlich durch eine heftige Moràna ***) (Seewind) überflutheten Stadt erhalten. Auf dem Grunde dieses Ilmen hat man noch vor nicht sehr langer Zeit Reihen von Ziegeln, Backsteinen, Sandsteinfließen u. dgl. bemerkt, jetzt sey aber alles mit Sand überschüttet; man weist auch auf den benachbarten Hügeln noch Löcher nach, ähnlich denen, worin die Tschigiri (die tatarischen Maschinen zum Wasseremporheben) stehen. Alles dieß kann als Fingerzeig dienen beim Aufsuchen der Spuren des alten Phalangiar. Das zweite ist das blaue Meerchen (sinoje morzo), ebenfalls ein Meerbusen, und ohne Zweifel dasselbe blaue Meer, an welchem Jenkinson *) bei der Abfahrt aus Astrachan vorüber fuhr. Alle Umstände seiner Fahrt bestätigen diese Vermuthung. Gelehrte, die vermuthlich von dem Daseyn eines „blauen Meerchens" nichts wußten, glaubten Jenkinson verstehe hierunter den Aralsee, der in russischen Chroniken auch das blaue Meer heißt, und beschuldigten diesen Reisenden der Unwissenheit oder der offenen Lüge. Im Norden zieht sich eine vom Meer durch Inseln abgeschiedene niedrige, allmählich ansteigende Steppe hin, die fast ganz unfruchtbar, von Salzlaken und Salzseen durchschnitten ist. Hier hausen nomadische Kirgiskaisaken, auch finden sich einige Stanitzen uralischer Kosaken. Bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts wohnten an diesem Ufer nogai'sche Tataren, deren Stadt Saraitschik, 60 Werste von der Mündung des Ural, bis zum Jahre 1580 bestand, wo sie von den Kosaken niedergebrannt und verheert wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit setzt man die Erbauung Gurieffs und die beginnenden Niederlassungen der Kosaken. In der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wanderten Kalmüken hieher, und am Ende des 18ten zogen sich diese, durch die Kirgisen von der uralischen Gränze gedrängt, nach der Wolga und überließen diese Gegenden den Kirgisen, die unter ihrem Chan Bukei im Jahre 1801 hieher zogen und seitdem hier geblieben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Inschriften zu Delphi. In der königlichen Literaturgesellschaft zu London wurden Inschriften mitgetheilt, welche Sir H. Wilkinson zu Delphi abgeschrieben hatte. Sie waren bis jetzt mit Ausnahme einer einzigen, die auch in Boeckhs Corpus inscriptionum graecarum steht, unbekannt; so weit man die Inschriften bis jetzt entziffert hat, betreffen sie Vorrechte, die man den Fremden in Delphi einräumte, und die Freilassung von Sklaven. (Literary Gazette vom 17 Februar.)

Eine archäologische Gesellschaft hat sich in England gebildet unter dem Titel: „Brittische archäologische Gesellschaft zur Aufmunterung und Förderung der Forschungen über Künste und Denkmäler der ältern Zeit und des Mittelalters namentlich in England." Die Gesellschaft soll ihren Hauptsitz in London haben, und mit Untergesellschaften im ganzen Lande in fortwährender Correspondenz bleiben. (ibid.)

---

*) Diese Namen, deren specielle Aufführung hier unnütz ist, sind theils russisch, theils tatarisch. A. d. U.

**) Kal bedeutet auf tatarisch „See."

***) Die ganze Beschreibung ist mitunter voll eigenthümlicher, hier gebräuchlicher Ausdrücke, die sich sonst im Großrussischen nicht finden, das Wort moruna kommt von more, das Meer, her. A. d. U.

*) Die Engländer hatten 1553 bei ihren Versuchen, einen nördlichen Weg nach China und Indien ausfindig zu machen, das weiße Meer entdeckt, und da Czaar Iwan Wassiliewitsch eben damals mit dem Benehmen der Hansa, welche den äußern Handel des Landes zu monopolisiren suchte, sehr unzufrieden war, so hatte er die Engländer nach Moskau einladen lassen und gewährte ihnen viele Privilegien. So erhob sich schnell ein englischer Handel auf demselben Wege, den früher ein halbes Jahrtausend lang die Normannen betreten hatten, nämlich über Cholmogor (Holmgard) nach der Wolga. Es bildete sich in England eine russische Handelsgesellschaft, und ein Hr. Jenkinson erhielt den Auftrag, derselben freien Handel durch Rußland nach dem kaspischen Meere auszuwirken. Er trat im Jahre 1558 die Reise an, die er später selbst beschrieben hat. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nro 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1844.

Hong-Kong.

Ein Schreiben im Athenäum vom 17 Febr. enthält folgende nähere Angaben über diese viel besprochene Insel nach einem Schreiben vom September vorigen Jahres.

Hong-Kong ist bekanntlich eine der größern Inseln an der Mündung des Tigerflusses, welcher nach Canton hinaufführt. Sie hat etwa acht (engl.) Meilen von Ost nach West und der breiteste Theil ist nicht über sechs, aber ihre Form ist sehr unregelmäßig, da das Land bald da bald dort keck vorspringt und Bayen bildet. Die Insel ist bedeutend länger als breit, völlig bergig und fällt sehr ungleich gegen das Meer ab. Ungeheure Granitblöcke liegen in den Thälern oder Schluchten, die entweder von den reißenden Wildbächen losgelöst wurden oder schon in früherer Zeit herabstürzten. In allen diesen Schluchten findet man vortreffliches Wasser, das zu allen Jahreszeiten fließt, und daher der poetische Name, den die Chinesen der Insel geben, denn Hong-Kong bedeutet die Insel der duftenden Bäche. Während der nassen Jahreszeit, wo der Regen in Strömen herabstürzt, schwellen diese Bäche furchtbar an und reißen alles mit sich fort. Man ersieht aus diesen Angaben, daß sehr wenig ebener, anbaufähiger Boden auf der Insel ist. Der einzige etwas bedeutende Raum ist ein kleines Thal östlich von der Stadt Victoria, von den Chinesen „Wang-nai-tschung," von den Engländern manchmal „das glückliche Thal" genannt; hier finden sich zahlreiche kleine Gärten und wohlbebaute Reisfelder.

Die bedeutendsten chinesischen Städte auf der Insel sind Klein-Hong-Kong und Tschick-tschau, beide an der Südseite; an letzterem Orte ist jetzt eine große Militärstation für englische Truppen. Die Stadt Victoria, wie sie jetzt heißt, ist an der Nordspitze längs den Ufern der Bay gebaut, die Häuser aber höchst unregelmäßig angelegt; doch dieß ist von weniger Belang, als daß sie meist sehr schwach und unsicher gebaut sind, denn die Chinesen legen bei der Aufführung von Backsteinmauern fast durchaus die Backsteine nur nach Einer Seite hin und nie in die Quere, weßhalb die Mauern oft einstürzen, noch ehe das Gebäude vollendet ist. Indeß befinden sich jetzt Baumeister hier, welche die Häuser fester aufführen werden. Schon sind Hunderte vortrefflicher chinesischer Läden in der Stadt geöffnet, wo manche Waaren sich so gut finden, als nur immer in Canton, wenn auch, wie es scheint, zu einem etwas höheren Preise. Der Marktplatz ist mit Eßwaaren aller Art reichlich versehen. Ein fester, breiter Weg, welcher längs dem Ufer hinführt, bildet die Hauptstraße der Stadt, und mehrere minder bedeutende Wege wurden von der Regierung in verschiedenen Theilen der Insel angelegt. Bemerkenswerthe Gebäude in der Stadt sind das Missionshospital, das Haus der Morrison'schen Erziehungsgesellschaft, die katholische Kirche, das Regierungsgebäude u. s. w. Es ist auffallend, daß während die Katholiken eine prächtige Capelle haben, die englische Episkopalkirche nur ein mit Matten gedeckter Schuppen ist.

Die Bay ist schön, durch die Berge von Hong-Kong im Süden und die von Cau-lun auf dem entgegengesetzten Ufer im Norden geschützt; der Ankergrund ist vortrefflich und Schiffe können hier während der stärksten Stürme sicher liegen. Leider kann ich der Gesundheit des Platzes nicht das gleiche Lob spenden: Fieber herrschen während der heißen Jahreszeit und sind häufig tödtlich. Die, welche davon ergriffen werden, fliehen gewöhnlich nach Macao, welches für viel gesünder gilt. Auch die Südseite von Hong-Kong ist vergleichungsweise gesund, und einige Theile des Nordens zum mindesten mehr als andere, aber der Theil nahe dem Westende der Bay, und das oben erwähnte Thal von Wang-nai-tschung scheinen ganz ungesund. Man könnte vielleicht durch Ableitung des Wassers und Entfernung der Reisfelder einigermaßen helfen, aber ich fürchte die Hauptursache wird man nie entfernen, nämlich die Lage der Stadt selbst an der Nordseite der Berge, wo sie gegen die Südwestmonsuns gedeckt ist. Während der heißen Jahreszeit, wo diese erfrischenden Winde nöthig sind, sperren die Berge ihnen den Zugang, und wenn die kalte Jahreszeit kommt, herrschen die Nordwinde vor, die man entbehren könnte; das gegenüberliegende Ufer von Cau-lun wäre vermuthlich viel besser und gesünder gewesen.

Während aller meinen Wanderungen durch die Insel fand

ich die Eingebornen nicht nur ungefährlich, sondern ausnehmend höflich und freundlich. Ich besuchte ihre Thäler und Berge, ihre Städte und Dörfer, und muß ihnen nach allem Verkehr, den ich mit ihnen hatte, dieß Zeugniß geben. Doch machte ich es mir zur Regel, sie nicht in Versuchung zu führen, und während ich ihnen durch mein Benehmen zeigte, daß ich freundlich mit ihnen verkehren wolle, hatte ich doch stets die Mittel, einen allenfallsigen Angriff abzuwehren. Ich glaube, daß die Chinesen, namentlich in der Provinz Canton, wo sie sehr viel mit Fremden verkehren, äußerst trügerisch und unzuverlässig sind, wenigstens zeigen sich dieselben hier so, denn Hong-Kong ist voll von Dieben, und die vermöglichern Einwohner finden es durchaus nöthig einen eigenen Wächter die ganze Nacht um das Haus die Runde machen zu lassen, um einen Eindruch zu hindern, obgleich auch die Polizei sehr wachsam ist. Seeräuber gibt es zwischen den Inseln an der Mündung des Tigerflusses in Menge, und kleinere Fahrzeuge, welche von Hong-Kong oder Macao mit Passagieren oder Ladungen abgehen, werden häufig aufgefangen, und mehrere Fälle von Mord sind bereits vorgekommen.

Die Landenge von Panama.

(Fortsetzung.)

Sonst verläßt man die Wohnungen in der Regel nur noch Frühmorgens zum Besuch des durch die Tracht der Einwohner und die Farbenmannichfaltigkeit der Producte recht bunt sich darstellenden Marktes. Des Abends aber promenirt jedermann in den Straßen und längs den Bastionen am Meeresgestade, oder die Mädchen und Frauen setzen sich vor die Häuser, Guitarre spielend und singend, wobei es jedem unverwehrt ist sich dazu zu gesellen und mitzusingen.

Die Frauen sind im Ganzen genommen schön zu nennen; alle haben schwarzes Haar und einen etwas leicht bräunlichen Teint, große dunkle Augen mit langen Wimpern beschattet, sehr hübsch gezogene Augenbrauen, mittlere, gut genährte Statur, kleine Hände und Füße, kurz es ist eine spanische Abstammung. Ihr Anzug, wenn vollkommene Toilette gemacht ist, besteht in leichtem Musselinkleid von hellem Grund mit großen vielfarbigen Blumen, weißseidenen Strümpfen und weißen, rothen oder hellblauen Atlaßschuhen. Das Haar ist mit einem hohen ciselirten Schildkrotkamm aufgesteckt, der Hals und die Finger mit Ketten und Ringen geschmückt. Der Anzug der Herren besteht das ganze Jahr hindurch in weißleinenen Beinkleidern und Camisol, um den Hemdkragen ein breites schwarzseidenes Band und ein Panama-Hut als Kopfbedeckung, welcher nach der Feinheit der dazu verwendeten Binse sehr kostspielig (von 10 bis 50 fl. kostend), aber von sehr langer Dauer ist.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel in Panama und auf dem Isthmus überhaupt sind Kaffee, Chocolate, Speisen aus Reis, Mais, Yamwurzeln und Bananen, ferner Seefische und Krappen, dann stets mit einem starken Zusatz von „Culandro" (Coriander) bereitetes Geflügel und sonstiges Fleisch, zuweilen auch „Iguanas" (eine Art großer, grüner Eidechsen von sehr gutem weißem Fleisch) und Armadille mit gutem Schweinfleischgeschmack), dann „Dulces" (Süßigkeiten), die den Schluß jeder Mahlzeit bilden; das Trinkwasser wird in „Tenejas" (rothen irdenen Gefäßen) stets frisch erhalten, außerdem trinken die Vermögenderen billigen und guten Bordeaux, und die Aermeren nebst den Indianern „Chicha," ein Getränk aus gegohrnem Mais.

Da ich gerade zu Ostern ankam, wo mehrere Tage hintereinander Festlichkeiten stattfanden, so hatte ich Gelegenheit die Art der Feier zu sehen. Am ersten Tage fand eine so glänzende Procession statt, wie ich dieselbe nie gesehen hatte. Ganz Panama nahm daran Antheil; dieselbe ging Abends nach eingetretener Dämmerung vor sich. Den Zug begannen mehrere Geistliche, Kreuze und Fahnen tragend, dann kamen Bilder von Heiligen, welche unter Thronhimmeln getragen wurden und mit Massen von brennenden Kerzen umgeben waren. Nachdem schon eine lange Reihe derselben bei mir vorübergekommen war, fing es am Ende der Straße, wo der Zug herkam, an heller und heller zu werden, bis endlich der Tag selbst anzubrechen schien. Es war die heilige Mutter Gottes, auf einem Thron sitzend, von Männern getragen, die daher kam, von einer wahren Unzahl Lichtern umgeben. Nach ihr folgten wieder Heilige unter Himmeln, dann das in Panama befindliche wenige Militär in voller Uniform und den Schluß bildete, wie es den Anschein hatte, die gesammte Bevölkerung der Stadt, Damen und Herren, brennende Kerzen tragend, je zwei und zwei, erstere in schwarzen, langen Schleiern. Prachtvolle Gesichtchen sah man da, welche durch den Kerzenschimmer eine wahrhaft zauberische Beleuchtung erhielten! Der zweite Tag brachte ein anderes eigenthümliches Fest. Nachmittags zog nämlich der Pöbel durch die Straßen mit ausgestopften lebensgroßen Männern, Juden vorstellend, und ganz mit Feuerwerk angefüllt. Unter lautem Jubel wurde nun in den Straßen von einem Hause zum andern ein Drath gezogen, an welchem diese Juden am Halse aufgehängt wurden. Bei Dämmerung wurden dieselben angesteckt, der Lärm und das Jauchzen der Menge wuchs nun immer mehr und war endlich über alle Maßen, besonders so oft ein neues Glied der Puppen platzte. Schrecklich bäumten sich diese Gestalten um den Drath herum; besonders künstlich arrangirt war das Feuerwerk in den Köpfen, indem sich dieselben auf einmal entzündeten und aus allen Oeffnungen Feuerstrahlen sprühten, bis ein plötzlicher tüchtiger Knall den Schädel spaltete und die ganze Gesellschaft der Zuschauer mit Fröschen und Schwärmern überschüttete.

Kurz nach Beendigung dieser Scene, wobei sich, wie ich bemerken muß, kein Jude, deren es übrigens nur sehr wenige in Panama gibt, blicken lassen darf, denn die Volksmenge würde ihn zerreißen, fingen die verschiedenen Ballbelustigungen an. Ich war zu einem gebeten, welchen mehrere der ersten Damen Panama's auf gemeinschaftliche Kosten gaben, und war nicht wenig über die daselbst herrschende republicanische Einfachheit erstaunt.

Ein nicht besonders beleuchteter Saal enthielt, im Kreis auf Tabourets umhersitzend, die theilnehmenden Damen und Herren. In der Mitte ging der Tanz vor sich, welcher meistens aus Fandangos besteht, die dorten sehr frivol getanzt werden. Einige Walzer wurden auch getanzt, und ich hatte Mühe, mich in den Tact zu finden, der viel langsamer wie der unsere ist, dadurch jedoch den Tanz weit graciöser und nobler dem Auge darstellt, als unser furchtbares Rasen, wobei man Kopf und Athem verliert. Der Walzer wird polonaisenartig getanzt, und man hat die schönste Gelegenheit, sich dabei mit seiner Dame zu unterhalten. Ein Schmuck, welchen die dortigen Damen vorzugsweise gerne am Halse tragen, ist ein lebendiger Käfer von der Größe einer Kaffeebohne, welcher ein hellgrün leuchtendes Licht von sich gibt, und im Tanze wie das Feuer des schönsten Diamanten strahlt. Erfrischungen, Weine und verschiedene Aguardientes (gebrannte Wasser), welchen letztern die Señores dorten sehr zusprechen, wurden nur spärlich gegeben, und den nicht geladenen Gästen, deren sich auch welche einfanden, nur für Geld verabreicht. An der offenen Thüre drängten sich die verschiedenen farbigen Köpfe des Landvolks und der ärmeren Einwohner der Stadt, und gaben dem Ganzen durch ihre lauten Anmerkungen und Späße eine recht originelle Belebung. Gegen Mitternacht ging das Vergnügen zu Ende und wurden die Señoritas durch die Herren nach Hause geleitet.

Ein auffallender Umstand in Panama ist der, daß die Stadt gar keine Canäle hat und jeder Unrath auf die Straße geworfen wird. Diese enthalten dagegen eine Art Raubvögel von der Größe eines jungen Wälschen, Namens Gallinasso, welche sich meistens auf den Dächern der Häuser aufhalten und jeden Unrath fressen. Diese Gallinassos sind zu Hunderten in der Stadt und erhalten somit die öffentliche Reinlichkeit, auch kostet es 5 Dollars Strafe, einem Gallinasso das Leben zu rauben. Der Vogel ist fast ganz schwarz mit etwas rothem Kopfe und sieht sehr häßlich aus.

Bald nach meiner Ankunft in Panama machte ich die Bekanntschaft eines Franzosen, Namens Alphonse Morel, aus dem südlichen Frankreich, welcher als Ingenieur in Begleitung des kurz vorher verstorbenen und wegen seiner Geschicklichkeit sehr bedauerten Herrn Becasse aus Paris wegen des projectirten Canals über den Isthmus hieher gekommen war. Mit diesem Herrn, einem Muster freundschaftlicher Güte, machte ich öfters Jagdpartien in der Umgegend und lernte solche durch ihn genau kennen. Er versicherte mich, daß die Möglichkeit eines Canals vollkommen vorhanden wäre, und bediente sich des Ausdrucks: „ce n'est l'ouvrage que du gros maçon." Am leichtesten schien es ihm, den Canal den Chagresfluß hinauf zu machen, und gegen Cruzes durch Thäler zu schneiden bis zu dem Wasser des Rio Grande, welcher kleine Fluß sich in den stillen Ocean unweit von Panama ergießt. Bei dieser Richtung würde der Canal sodann, da die beiden Meere nicht gleich hoch sind, wie er mir erklärte, großer und vieler Schleußen bedürfen.

Die großen Kenntnisse des Herrn Morel und die unermüdeten Arbeiten, denen er sich für seinen Zweck unterzog, lassen mich seinem Urtheile vollkommenes Zutrauen schenken.

Der Nutzen eines solchen Canals für den Handel und die Civilisation im allgemeinen ist evident. Aber auch die Landenge selbst würde gewiß viele Kräfte dadurch entfalten, die bei der großen Indolenz der Bewohner und der Schwierigkeit der Communication bis jetzt völlig schlummern. Dieselbe enthält meistens unangebautes Land, welches guten Kaffee, Tabak, Reis, auch Indigo liefern, und eine Menge betriebsamer Menschen ernähren, reich und glücklich machen kann.

Insofern die Stadt Panama bei der Ausführung eines Canals in der von Morel angegebenen Richtung in Folge ihrer Lage und Verhältnisse in Berücksichtigung gezogen werden muß, ist zu bemerken, daß größere Schiffe in ziemlicher Entfernung ankern müssen, indem der Hafen in der Nähe der Stadt nur kleinere Fahrzeuge hält.

Auf einer mit Hrn. Morel unternommenen Jagdpartie gelang es uns, einem Alligator auf 20 Schritte nahe zu kommen; derselbe maß gute 12 Fuß. Er schlief mit weit aufgesperrtem Rachen am Ufer des Rio Grande und ich sandte ihm eine volle Ladung dicker Posten in den Schlund, die aber keine weitere sichtbare Wirkung hatten, als daß er sich in das Wasser begab.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über das Klima von Madeira.

In England schickt man Schwindsüchtige im Beginn der Krankheit gern nach Madeira. Nachrichten über das Klima der Insel sind also dort von Wichtigkeit, und die Medical Gazette läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen. „Kranke befinden sich auf Madeira nie so gut, als so lange der Wind „Leste" dauert; er führt einen eigenthümlich klaren, wolkenlosen Himmel herbei, die Luft ist ausnehmend angenehm, und man fühlt eine Frische, wie nur selten unter tropischen Klimaten. Auch die Nächte sind köstlich, weich und balsamisch, und die Luft beladen mit den süßesten Wohlgerüchen. Auf den Leste folgt fast unwandelbar Regen und damit der unangenehmste Theil des Klima's von Madeira. Der Vorzug des letztern besteht in der Gleichheit der Temperatur, die vielleicht an keinem Punkte nordwärts der Tropen einen geringern Unterschied zeigt. Im Winter und Sommer wechselt der Thermometer gewöhnlich nur zwischen 60 und 75° F., und sehr selten kommt es vor, daß er um 5° über diese beiden äußersten Punkte steigt oder fällt."

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Fortsetzung.)

Der Ural (Jaik) fällt hier in zahlreichen, gleichfalls seichten Mündungen ins Meer. An einer derselben findet sich das unbedeutende Kosakenstädtchen Gurieff. Diesem Städtchen gegenüber liegt im Meere die sogenannte Steininsel (kamennoy) und unterhalb derselben die auf der Karte nicht bezeichneten Ofeninseln (petschny), von denen südwärts in drei Klaftern Tiefe Sandbänke auslaufen; neben der Steininsel ist noch die kleine Schilfinsel (kamyschin). Bemerkenswerth ist, daß

Pallas, der im Jahre 1769 hier war und die Steininsel besuchte, von den andern in ihrer Umgebung liegenden Inselchen nichts sah, sondern nur die in Gurjeff vernommene Sage erwähnt, es seyen im Jahre 1730 die genannten Inselchen dagewesen, aber durch das steigende Wasser überschwemmt worden. Auf der Seekarte Kolodkins sind sie gleichfalls bezeichnet, und sie sollen vor 30 Jahren wieder unter dem Wasser hervorgetreten seyn. Dieser Umstand bestätigt die Ansicht eines periodischen Wechsels im Niveau des kaspischen Meeres, um so mehr, als die Zeitpunkte des Aufsteigens und Sinkens dieser Inseln mit denen, welche Hr. Lenz beobachtete, zusammenfallen.

Von Osten her stößt an diesen Meerbusen gleichfalls eine niedere, unfruchtbare, stellenweise von wandernden Kirgisen eingenommene Steppe. Längs des mit Schilf bewachsenen Meeresufers strecken sich weithin Sandbänke und kleine Inseln unter sehr mannichfachen Namen aus. Nach den Karten fallen von dieser Seite her zwei Flüsse ins Meer, der Sagis und die Emba, aber ihre Mündungen sind längst versandet, und ins Meer führen diese Flüsse nicht einen Tropfen Wasser. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man öfters die Absicht an den Mündungen der Emba eine Befestigung anzulegen, um die Kirgisen in Unterwürfigkeit zu halten. Im Jahre 1775 wurde zu dem Ende dem Landmesser Wasiljew der Auftrag ertheilt, eine Beschreibung der Umgebungen der Emba zu entwerfen, die Anlegung einer Festung folgte aber doch nicht darauf.

Unter 46° B. wendet sich das Ufer nach Südost und bildet mit der Halbinsel Busatschi den seichten 90 Meilen langen Meerbusen „Mertwy Kultuk," welcher sich am Ende unter dem Namen Tük-kara-su nach Südwesten wendet. An dieser Wendung findet sich die Festung Nowo Alexandrowsk. Die Halbinsel Busatschi liegt zwischen den Meerbusen Tük-kara-su und Kotschak; seine Ufer sind etwas hoch und das Wasser in der Nähe ziemlich tief. An seiner Südseite tritt nach Westnordwest hin die Halbinsel Tük-karagan ins Meer vor, welche zugleich mit der Ostseite der Halbinsel Busatschi den Busen Kotschak bildet. Die Ufer dieser Halbinsel sind hoch, aus Muschelkalk gebildet, und schließen viele Salzseen, so wie Quellen von süßem Wasser ein; in der Nähe beträgt die Tiefe des Meeres 9 Klafter. Hier wandern Kirgisen und Turkmenen umher, aber nur von Zeit zu Zeit und nicht in großer Anzahl. Der Hintergrund des von diesen Halbinseln gebildeten Meerbusens heißt Saritaschi, von dem gelblichen, muschelhaltigen, brüchigen Stein des Ufers (sar heißt gelb und tasch der Stein) so genannt. Der Meerbusen Kotschak ist auf den Karten weit tiefer ins Land hineingehend gezeichnet, als er wirklich ist, wahrscheinlich trocknete er aber aus. Der hier befindliche Hafen Mangischlak ist gleichfalls zu seicht geworden und darum schon lange verlassen. An seine Stelle ist der Meerbusen von Tük-karagan getreten, der sich am Vorsprung der Halbinsel befindet. Dieser Hafen ist zwar nicht groß, denn er hat nur zwei Werste im Umfang, aber er ist vollkommen geschützt, hat einen guten Moorgrund, und das Wasser ist in der Nähe der Ufer noch ziemlich tief; auch hat derselbe gutes Brunnenwasser. Unter Peter I baute der Anführer der bekannten Chiwa-Expedition, Bekowitsch, hier eine Festung, die später verlassen und von den nomadischen Völkern gänzlich zerstört wurde. Im Jahre 1803 wurde auf die Bitte der hier umherwandernden Turkmenen vorgeschlagen die Veste aufs neue zu erbauen, der Plan wurde aber, man weiß nicht weßhalb, wieder aufgegeben. In den letzten Jahren wandte sich die Aufmerksamkeit abermals auf diesen Punkt, der wegen des russischen Handels mit dem Orient wichtig ist, man weiß aber noch nicht, was geschehen soll.

Etwa 15 Meilen nördlich von der Halbinsel Tük-karagan liegen die Seehundsinseln, so genannt von dem hier getriebenen Seehundsfang. Es sind ihrer vier, Kulaly, Swätoi, Morskoi und Podgorny, von denen die vorletzte nicht auf der Karte verzeichnet ist, da sie sich erst vor 30 Jahren aus einer Sandbank bildete. Alle diese Inseln sind ziemlich nieder, mit Muschelsand bedeckt oder mit Schilf und zum Theil mit wildem Gras bewachsen. Die größte, Kulaly, erstreckt sich 30 Werste weit nach Nordwest und ist sehr schmal, die übrigen haben nur zwei bis drei Werste im Umfang. Die Seehunde kommen nur auf Swätoi und Podgorny. Auf Kulaly sind einige Wohn- und Vorrathshäuser für die hier überwinternden Fischer erbaut. Kolodkins Karte der nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres und dessen Beschreibung wurde in den Jahren 1809 bis 1811 abgefaßt, und die Ufer wurden, wie Kolodkin in der Vorrede zu seinem Atlas sagt, nach wirklichen Messungen gezeichnet. Wir wissen nicht, ob Kolodkin jenen Theil des Meeres genau beschrieb und ob die Karte zu seiner Zeit richtig war, jetzt ist sie es nicht. Sie hat durch die Abnahme der Tiefe und durch viele neugebildete Bänke, Inseln und Untiefen jetzt keinen Werth mehr für die Schifffahrt, sie muß berichtigt werden, und die Ufer müssen zum Theil einen andern Umriß erhalten. Nichtsdestoweniger ist es immer noch die beste Karte, die wir haben.

Der ganze von uns geschilderte Theil des Meeres ist reich an Fischen; die hiesigen Fischereien bilden den bedeutendsten Theil des Fischfangs im kaspischen Meere und sind die größten in ganz Rußland. Das Wasser, in welchem man die Fische fängt, ist abgetheilt, und gehört zum Theil der Krone, zum Theil verschiedenen Eigenthümern. Im Wolgadelta besitzt die Krone die sogenannten Utschugen, die im lebenslänglichem Besitz der Fürsten Kurakin gewesen waren, und im Jahre 1832 in den Kronbesitz übergingen. Der nördliche Uferstrich von dem „reichen Meerbusen" (bogaty kultuk) an bis zur östlichen Mündung des Ural, welche Granny heißt, gehört dem uralischen Kosakenheer. Von da längs dem östlichen Ufer hinab gehen die Gewässer der Emba, die für alle Fischer frei sind, welche sie gegen eine sehr mäßige Abgabe (30 R. A. im Frühjahre und 20 R. A. im Herbst für die Barke) benützen wollen. Der Seehundsfang ist gleichfalls frei, und die Regierung erhebt nur 1 R. A. von dem Pud getödteter Seehunde. Die Gränzen der Antheile sind zwar, so weit dieß am Ufer geschehen kann, ziemlich genau bestimmt, aber die Strecke, wie weit das Recht ins Meer hineingeht, ist nicht bestimmt. Daraus entspringen unaufhörliche Streitigkeiten und Klagen, welche dem Betriebe der Fischerei sehr hinderlich sind. Uebrigens sind jetzt von dem Ministerium der Staatsgüter Maaßregeln zur genauen Bezeichnung der Gewässer ergriffen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeichen der jährlichen Mitteltemperatur. Ein Hr. Victor Paquet will gefunden haben, daß die Mittagstemperatur des Tages, an welchem die erste Birnenblüthe sich öffnet, die mittlere Temperatur des Jahres angebe. Hr. Paquet will fünfmal unter siebenmal die Beobachtung gemacht haben, daß diese Bemerkung bis auf einen halben Grad zutreffe. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1844.

Die Hudsonsbai-Compagnie in dem Oregon-Gebiet.

(Nach G. T. Poussin.)

Die Hudsonsbai-Compagnie dehnt ihre Herrschaft nicht bloß über alle englischen Besitzungen an der Hudsonsbai, sondern auch über das ganze Oregongebiet und selbst über einen Theil von Californien aus. Sie ist für Nordamerika, was die ostindische Compagnie für Asien ist, ein Mittel für die kaufmännische Aristokratie ihr Monopol auszudehnen, und für die Regierung ein Werkzeug der Ausbreitung ihrer Macht. Ein Wort über die Organisation dieser Compagnie ist hier nicht überflüssig. Sie besitzt ein sehr bedeutendes, unter eine Menge Theilhaber vertheiltes Capital, und viele dieser letztern wohnen in Amerika, um selbst über die Interessen der Compagnie zu wachen. Diese führen den Namen Partner, stehen an der Spitze der Comptoire und beziehen eine Besoldung, welche dem achten Theil einer Actie gleichkommt, also 1000 Pfd. St.; die untergeordneten Agenten haben nur die Hälfte. Jedes Jahr versammeln sich die Hauptpartner in einer allgemeinen Versammlung zu York in Ober-Canada, untersuchen die Berichte der untergeordneten Agenten, vereinigen deren Geschäftsführung und berathen den Feldzugsplan für das folgende Jahr, die an die Trappers zu ertheilenden Befehle u. s. w. Alle diese Berichte werden nachher an die Directoren in London eingesendet.

Durch die ihr übertragene Gewalt übt die Compagnie über alle ihre Untergebenen einen vollständigen Despotismus aus; sie hat ein unbeschränktes Recht über Freiheit und Leben aller derjenigen, die in ihrem Dienste sind, als Unteragenten, Geschäftsführer, gemiethete Jäger und Sklaven, denn die Sklaverei besteht unter allen indianischen Stämmen und ist auch im ganzen Gebiet der Hudsonsbai-Compagnie angenommen. Die Partners haben somit das Recht über Leben und Tod aller, die sich nicht den Verordnungen der Compagnie unterwerfen wollen. Sie bestimmen oder entziehen nach Gefallen den Angestellten ihre Besoldungen, setzen den Preis aller Waaren, die sie abgeben, so wie den der Biberfelle fest, welche die Eingebornen an sie verkaufen. So machen sie theils am Ankauf, theils am Verkauf ihrer Waaren einen Gewinn, der sich im Ganzen auf nicht weniger als 300 Proc. beläuft. Die Dienstleute, meist geborne Schotten oder Canadier, werden auf fünf Jahre mit einem Sold von 15 bis 17 Pf. St. gemiethet; die Commis an den Posten aber erhalten mehr. Dieß ganze Personal ist bewaffnet, discipliniert und der strengsten Ordnung gleich einem Heer unterworfen; ja die Widersetzlichkeit wird sogleich mit dem Tode bestraft.

Jeder Trapper hat zwei oder drei Sklaven bei sich: der Preis eines männlichen indianischen Sklaven ist 10 bis 20 Decken, für eine Frau aber wird mehr gezahlt. Stirbt ein Sklave in den ersten sechs Monaten nach dem Ankauf, so muß der Verkäufer den halben Preis zurückerstatten. Der Preis eines Sklaven ist für den Indianer so lockend, daß der Vater nicht selten seine Söhne verkauft.

Die Compagnie hat das Oregongebiet mit Comptoiren und militärischen Posten bedeckt, welche als Waarenniederlagen und zugleich als Vereinigungspunkte für die Indianer und die Geschäftsführer dienen. Ihr bedeutendstes Comptoir und ihre Hauptniederlage ist im Fort Vancouver auf dem nördlichen Ufer und etwa 36 Lieues oberhalb der Mündung des Columbia, da wo die Segelschifffahrt anfängt. In der Mitte dieses Flusses, da wo sich der Umuqua einmündet, hat sie ein Fort dieses Namens gegründet; sie beherrscht einen Theil Californiens, und hält einen sehr wichtigen Posten besetzt, nämlich die Rhede von San Francisco, eine der schönsten, welche das Westufer Nordamerika's darbietet, und wo Schiffe jeden Ranges einlaufen können. Sie gebietet im Osten der Felsengebirge über 2,500,000 (engl.) Quadratmeilen und im Westen derselben über mehr als eine halbe Million, und nicht zufrieden mit dem Oregongebiet hat sie auch, um die Nebenbuhlerschaft Rußlands auf den chinesischen Märkten zu beseitigen, im J. 1842 alle russischen Niederlassungen an der Westküste Nordamerika's, mit Ausnahme Sitchas, gegen eine jährliche Abgabe von 5 bis 8000 Pf. St. auf zehn Jahre gepachtet.

Was die Absichten Englands auf diesen Theil der Welt am deutlichsten beweist, und die Amerikaner mit Recht beunruhigen muß, sind die Maaßregeln, welche die Hudsonsbai-Compagnie neuerlich ergriffen hat, um das Oregongebiet dauernd zu besetzen, denn es wurden Ackerbauniederlassungen und Schulen gegründet, in denen die Jugend nach ihren Absichten und im Gehorsam gegen sie erzogen wird. Um ihren Handel mit diesen Ländern zu sichern, verfügt die Compagnie über eine kleine Seemacht, die aus vier größern Schiffen, zwei Goeletten und einem Dampfschiff besteht, die alle zum Krieg ausgerüstet sind.

Die Landenge von Panama.

(Fortsetzung.)

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt gedachte ich an die Weiterreise nach David in Chiriqui, wohin der Rest der Waaren bestimmt war. Der Schooner Manuel, Capitän Nicholas, lag segelfertig im Hafen, und bei schönem Himmel traten wir unsere Reise an. Obgleich die Geographie stets eine Lieblingsbeschäftigung von mir gewesen war, muß ich doch gestehen, daß ich des Landes von Chiriqui mich gar nicht erinnerte. Es gehört noch zu dem Isthmus und liegt in der Provinz Veragua nordwestlich von S. Jago de Veragua, an der Gränze der zum Staate Guatimala gehörigen Provinz Costa Rica. Von allen Theilen des Isthmus ist dieser gewiß einer der wenigst bekannten und am wenigsten bis jetzt von Europäern besuchten, daher ich mich sehr freute, denselben näher kennen zu lernen.

Im Golfe von Panama, nicht weit von der Stadt, liegen die bereits erwähnten Inseln, wie Taboga, las Perlas und mehrere andere. Erstere, nämlich Taboga, wird mit Recht der Garten von Panama genannt, indem von da die meisten Früchte und Gemüse zur Stadt gebracht werden; auch landeten wir an dieser Insel, da sehr gutes Trinkwasser daselbst anzutreffen ist, um unsere Fässer zu füllen. Ich fuhr mit unsern Matrosen ans Land, und machte, während dieselben mit dem Einladen des Wassers beschäftigt waren, einen Spaziergang nach dem bewohnten Ort der Insel. Derselbe besitzt eine recht hübsche, im Schatten von Palm- und Cocosbäumen liegende Kirche, und in seiner Nähe befindet sich, wie mir ein hiezu sich anbietender Junge zeigte, eine steile, aus einem treppenförmig sich herabsenkenden Felsen bestehende Bergwand, über die ein starker Bach herabstürzt. Dieser bildet somit eine stufenartige Cascade. Jede der Stufen ist wie von Menschenhanden rund, nicht tief, ausgehöhlt. Das Wasser ist krystallhell und von den schönsten Bäumen überschattet. In diesen Stufen nun wird gebadet und herrlich liegt es sich darin, besonders wenn der mannichfaltige Gesang der Vögel ertönt, die prachtvollen Schmetterlinge umherschwirren und die bunten Papagayen in den Baumzweigen ihr Spiel treiben!

Mit den schönsten Früchten der Welt beladen, mit Mangos, Orangen, Granaten, Ananas, kleinen Bananen und mehreren dieser süßsaftigen Früchte kehrte ich an Bord zurück. Einige Stunden später stachen wir aus dem Golf in die blaue See und segelten mit einem schönen Westwind auf dem herrlichen stillen Ocean, welcher mit Recht diesen Namen führt, ruhig weiter. Das Schiffsleben ist genug bekannt, doch bot unsere Fahrt eine sehr anmuthige Eigenthümlichkeit dar. Abends nämlich, nach genossenem Abendessen, versammelten wir uns auf dem Deck, breiteten unsere Decken und Matten darauf aus und nun begannen nach der auf den spanischen Schiffen in jenen Gegenden bestehenden Sitte die „Cuentos“ (Mährchen). Jeder muß eines erzählen, welches dann, wie wohl allerwärts, mit „Vor vielen Jahren,“ oder „Es lebte einst“ gewöhnlich anfängt. Alte und Junge horchen aufmerksam und ernst zu, und lassen bei manchen grauenerregenden Stellen wohl gar ihre Cigarre ausgehen. Waren diese Mährchenerzählungen vorüber, so wurden noch einige Freiheitslieder aus Bolivars Zeiten gesungen, und jeder schlief nach und nach auf seiner Matte, in die Pracht der herrlichsten Nacht versenkt, das Gesicht den funkelnden Sternen zugewandt, ruhig ein.

So verlebten wir mehrere Tage, welche nur durch einen kurzen Aufenthalt bei S. Jago de Veragua unterbrochen wurden, und kamen endlich nach sechs Tagen im Lande Chiriqui an.

David, einer der Hauptorte, liegt mehrere Meilen landeinwärts von dem dazu gehörigen Hafen entfernt. Dieser Hafen ist sehr schwer zu finden und die Einfahrt äußerst gefährlich, da er hinter kleinen Inseln und aus dem Meere ragenden Felsen verborgen liegt, und nur erfahrene Capitäne, welche den Weg schon öfter gemacht haben, vermögen ihre Schiffe dahin zu führen. Schon viele Schiffe sind tagelang am Hafen herumgefahren und wußten nicht wo einzubiegen. Seekarten von diesen Ufern gibt es wohl, jedoch sehr unvollkommene, da, wie bereits erwähnt, das Land bis jetzt noch sehr wenig gekannt ist. Die Schönheit und der Reichthum desselben, welche mir später bekannt wurden, verdienten freilich, daß das Gegentheil der Fall wäre! Vom Hafen werden die Waaren mittelst Pirognen auf Armen des Meeres und mehreren Landgewässern, welche in allerlei Windungen dem Meere zueilen und das Uferland ziemlich zerschnitten haben, eine Strecke landeinwärts geführt. Ueppige Gesträuche aller Art schießen da aus dem schlammigen Boden hervor, und mancher Alligator ist, sich erfrischend, oder den Rachen zum Fang der Insecten aufsperrend, am Ufer anzutreffen. In der Entfernung von etwa vier Stunden vom Hafen befinden sich einige Häuser, in denen die Spedition zwischen dem noch etwa anderthalb Stunden nordwärts im Lande liegenden David und dem Hafen besorgt wird.

Hier kamen wir bei schon eingetretener Dunkelheit mit unseren Waaren an und blieben über Nacht. Einige braune Gesichter mit furchtbaren Bärten, welche in derselben Stube saßen, in der auch wir empfangen wurden, sich beim Branntwein gütlich thaten und nicht selten die Worte matar, carajo (Drohworte und Flüche) hören ließen, erweckten bei mir keine

besonders günstige Ansicht von den Bewohnern Chiriqui's, doch waren dieselben, wie ich bald hörte, Bogas, und ich war wieder beruhigt.

Andern Morgens ritt ich wohlgemuth meinen Waaren voraus nach David ab. Dieser niedliche Ort liegt in einer unabsehbaren, schönen, grasigen Ebene, welche sich längs der Gestade des stillen Oceans hinzieht, gegen Norden von den Anden begränzt ist, und von Tausenden von Pferden und Rindvieh begangen wird. Er besteht aus fünf bis sechs kleinen, mit Gras bewachsenen Straßen und enthält einen freien Platz, auf dem die freilich nur einer deutschen Dorfscheune ähnliche Kirche erbaut ist. Mit Staunen wurde ich von den Einwohnern empfangen, denen der Besuch eines Fremden eine Seltenheit ist. Ich hatte von Panama mehrere Empfehlungen an Kaufleute und wurde außerordentlich freundlich aufgenommen.

Diese Kaufleute machen, obgleich sie nur kleine Läden besitzen, doch bedeutende Geschäfte in Landesproducten, die sie ausführen. Ich hatte gegen meine Waaren einen Cargo von Sarsaparille einzunehmen, und da wenig auf dem Platze war und ich so lange zu warten hatte, bis neue Transporte durch die Indianer von den Anden herunter gebracht wurden, so suchte ich mich mittlerweile mit dem Völkchen der Stadt näher bekannt zu machen.

Ein Kaffeehaus mit Billard, welches der Ort, wiewohl er nur einige hundert Einwohner zählt, enthält, bot einen erwünschten Vereinigungspunkt dar, und es dauerte keine zwei Tage und ich war mit den Notabilitäten des Städtchens bekannt, und ich muß sagen, daß die Leute alles thaten, um mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Eine besondere Unterhaltung ergab sich für mich aus dem Umstande, daß fast jeden Abend im Freien Tanzbelustigungen stattfanden, zu deren Behuf ein eigens eingerichteter Tanzplatz unter Palmbäumen besteht. Die Tanzbelustigung war folgende, und man richte, ob dieselbe, insbesondere die Musik, angenehmer oder eigenthümlicher gewesen ist! Ein alter Graukopf, auf einem Klotz sitzend, schlägt fortwährend mit den Händen auf ein leeres, mit einem Trommelfell überspanntes Fäßchen; ihn begleitet ein anderer mit dem tactmäßigen Gerassel der Guacharaca, eines dicken, drei Fuß langen, inwendig ausgehöhlten, oben und unten mit Trommelfell überspannten und in der Mitte mit einer Handvoll harter Bohnen angefüllten Stücks Bambus, und dabei wird auf vier bis sechs Guitarren einerlei Melodie rasch ohne Variationen gespielt. Dieser Lärm nun wird ununterbrochen fortgesetzt, bis das nämliche Thema hundert bis zweihundertmal wiederholt und der Fandango, der so lange dauert, als Tänzerpaare, die nacheinander auftreten, vorhanden sind, zu Ende ist. Hinter der Musik sitzen und stehen ein zahlreicher Kreis Señoritas und auch ehrwürdige Señoras, welche mit ihren meistens unschönen Stimmen der Musik zu helfen suchen. So groß dieser verschiedene Lärm auch war, so blieben doch sämmtliche Theilnehmer strenge im Tact, was natürlich als Hauptsache betrachtet wird. Guarapo, Aguardiente und Cigarren sind die Haupterfrischungen bei dieser Belustigung, die sich wunderlich genug beim Mondlicht unter den in dessen Beleuchtung scharf sich abgränzenden sichelförmigen Umrissen der majestätischen Palmbäume gestaltete. — Durch Theilnahme an diesen und andern Vergnügungen, durch kleine Gegengefälligkeiten die ich erwies, insbesondere durch das Arrangiren kleiner Bälle, die mit einem Kostenaufwand von höchstens 5 Gulden für Musik, Cigarren und Erfrischungen erledigt wurden, war ich bald so beliebt, daß nicht der geringste gute Bissen in einem Hause verzehrt wurde, ich mußte daran Theil nehmen. Die Leute sind aber auch meistens wirklich gute, wiewohl sehr wenig cultivirte Menschen. Welches Erstaunen erregte ich, als ich sagte, ich sey ein Aleman, ein Volk, von dem außer einigen Kaufleuten, die etwas davon gehört haben mochten, niemand etwas wußte, so daß manche mich fragten, ob das Land weit von Inglaterra läge — wie lächelten und zweifelten sie, wenn ich sagte, im Winter fiele Schnee, frören die Flüsse, fielen die Blätter von den Bäumen! Wie baten mich im Verlauf meiner Anwesenheit die Frauen, am meisten übrigens die alten, das Vater Unser in spanischer Sprache zu lernen, und welche Freude hatten sie, als ich es kannte! (Fortsetzung folgt.)

Der Marawi-See.

Mit diesem Namen ist auf Berghaus' Karte von Afrika ein See im Innern von Mozambique bezeichnet, dessen Erforschung seit langer Zeit das Ziel der Reisenden war. Jetzt theilt die in Grahamstown erscheinende Frontier Times (s. Col. Gaz. vom 3 Febr.) Nachricht von der Reise eines Hrn. Bain mit, der von Grahamstown bis zum 24° S. B. vordrang. Sie erreichten eine Stelle, wo sie nur noch 15 Tagereisen von dem vorgeblichen großen See entfernt waren. Zahlreiche Nachrichten, welche Hr. Bain von den Eingeborenen einzog, machen es ihm wahrscheinlich, daß der vorgebliche See nichts ist als ein Theil des Flusses Zimbisi (Zambeze) in der Nähe seiner Quelle. Der Fluß soll einen nordöstlichen Lauf haben, jährlich seine Ufer überschwemmen, und da das Land umher sumpfig und mit Binsen bedeckt ist, so würde es das Aussehen eines Sees erhalten (und wahrscheinlich auch mehrere Monate behalten). Zwei Stämme, Makuba und Matlumna, sollen in dessen Nähe wohnen. Sie besitzen Feuerwaffen, und Hr. Bain erhielt von den Eingeborenen, welche 14 Tagereisen von dem See entfernt wohnen, ein Stück portugiesisches Tuch, das sie von den Seeanwohnern erhalten hatten — ein Beweis, daß zwischen diesen und den portugiesischen Niederlassungen ein Verkehr besteht.

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Fortsetzung.)

In dem Meerbusen und in den Mündungen der darein fallenden Flüsse fängt man alle Arten von Fische, die im kaspischen Meere vorkommen, mit Ausnahme des Schamai, den man selten trifft. Man fängt hier Hausen, Störe, Sewriugen, Welse, Lachsforellen, Sterläde, Karpfen, Sandart, Brachsen u. s. w. Gleich im Frühjahr, wenn der Fisch aus dem Meere ins süße Wasser geht, bedecken Tausende von Barken den Meerbusen und alle Mündungen, alles ist voll von Angelhaken und verschiedenartigen Netzen, und auf den Inseln werden Seehunde getödtet. In der Mitte des Sommers, wenn der Fisch nach der

Tiefe zurückkehrt, ist die Thätigkeit minder groß, sie beginnt aber im Herbst aufs neue und dauert bis in den Winter hinein: dann werden Löcher in das Eis geschlagen und die Fische mit Angelhaken gefangen, die Seehunde aber mit dem Gewehr erlegt.

Es ist unmöglich auch nur annähernd die Capitalien zu bestimmen, welche in den hiesigen Fischereien umgewendet werden, so wie die Menge der gefangenen Fische und der ausbezahlten Summen anzugeben. Privatleute verbergen ihren Umsatz, und selbst die bis jetzt von den Kronfischereien bekannt gemachten Berechnungen sind unzuverlässig. Im Jahre 1841 waren bloß mit der Embafischerei, freilich der größten, 590 Rasschiwen,*) 1380 Kähne und 5340 Menschen beschäftigt. Gegen 2000 im Wolgadelta angesiedelte Bauern beschäftigen sich hier mit Fischfang; fast eben so viel kann man Leute rechnen, die aus den obern Gouvernements kommen, ohne die Menge von Kirgisen und Kalmüken in Anschlag zu bringen, welche in der Nähe der Watagen umherwandern und gleichfalls zur Arbeit verwendet werden; einige hundert uralische Kosaken und Kirgisen sind auch auf den Gewässern des Ural beschäftigt. Rechnet man hiezu die Beaufsichtigung der Fischerei, den Transport des Salzes und der Fische, die Instandsetzung aller zum Fischfang nöthigen Werkzeuge, den Bau der Watagen, der Schiffe, und man kann sich einen Begriff machen von dem bedeutenden Umfang der hiesigen Fischerei und der Größe der darin umgewendeten Capitalien. Außer dem bedeutenden Localverbrauch versorgen die hiesigen Fischereien fast ganz Rußland und der Ueberschuß wird in bedeutender Masse über die Gränze gesendet.

Nach allgemeiner Meinung sind die kaspischen Fischereien in starkem Verfall und die Masse der jährlich gefangenen Fische nimmt fortdauernd ab. Da es an sichern Thatsachen fehlt, so kann man diese Frage unmöglich entscheiden. Es ist kein Zweifel, daß dieser Naturreichthum, an dem man unaufhörlich schöpft, allmählich abnehmen muß, und daran sind hauptsächlich einige Mißbräuche schuld, von denen selbst nach dem Geständniß derer, welche Nutzen daraus ziehen, der Fang der kleinen Fische zum Ausschmelzen des Fettes der bedeutendste ist. Millionen werden fast in der Geburt vernichtet, ohne irgend einen bedeutenden Vortheil zu bringen. Auf der andern Seite zieht man bei der gesteigerten Thätigkeit eine viel größere Menge Fische aus dem Meere. Man beklagt sich über den hohen Preis der Fische und über die Geringfügigkeit des Fangs der Privaten. Das ist sehr natürlich. Die Wohlfeilheit früherer Zeiten war bedingt durch den beschränkten Absatz, durch die Wohlfeilheit aller zum Fischfang nöthigen Materialien, durch die Wohlfeilheit des Unterhalts und somit des niedern Taglohns; der Reichthum des Fangs bei den Privaten entsprang aus der geringen Zahl der Fischer. Bei dem allgemeinen und besonders localen Mangel der Capitalien bezogen die Capitalisten große Vortheile. Der steigende Begehr nach Fischen zog Capitalien herbei und steigerte den Pachtpreis der Gewässer zum Nachtheil der Capitalisten. Um sich zu entschädigen steigerten diese die Thätigkeit, und daraus entsprang denn die Verminderung des Fangs bei den Privaten; daher auch die Theuerung. Die Höhe der Preise von Naturproducten beweist noch nicht deren Erschöpfung. Vergleicht man die Höhe der Pachtsummen mit dem gestiegenen Preise der Fische, so muß man noch staunen über das Mißverhältniß, das nur durch eine gesteigerte Masse von Erzeugnissen sich ausgleichen kann.

Vom Jahre 1832 an wurde der Wassertheil, der den Namen Utschugen führt, um 348,780 R. A. verpachtet; vom Jahre 1838 an zahlte man gegen 450,000 R. und jetzt ist der Preis auf beinahe 900,000 gestiegen. Ein anderer Strich, der vor 40 Jahren noch gar nichts eintrug, wurde im Jahre 1838 um 47,000 R. verpachtet, und jetzt zahlt man 110,000 dafür. So sind auch die andern Antheile im Preis gestiegen, während wenigstens in den letzten Jahren das Steigen der Fischpreise nicht sehr bemerklich war. Die Klagen über schlechte Zeiten hört man allenthalben und immer. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hörten Lepechin und Gmelin die Klagen über schlechte Zeiten und dem Verfall der Fischerei, der erste in Gurieff, der andere in Astrachan.

Ein Muster der Wohlfeilheit und des Ueberflusses früherer Jahre kann man auch noch jetzt bei den Fischereien der persischen und turkmenischen Ufer sehen; dort wirft man aus Mangel an Absatzmitteln die Fische, nachdem man den Rogen und Leim herausgenommen, wieder ins Meer. Bei den Turkmenen kauft man den Leim zu 130 R. A., den Kaviar zu 3 R. A. das Pud, 100 Störe mit Rogen und Leim zu 30 bis 50 R. A. Der Wetteifer der Capitalisten muß auch dort mit der Zeit den Preis erhöhen.

Wir haben nun von dem Fischfang auf dem kaspischen Meere überhaupt gesprochen. Einige Theile sind wirklich im Verfall, namentlich der an der Emba. Verfall muß hier stattfinden, wenn bei der jetzigen Höhe der Pachtpreise die Zahl der Fischer an der Emba, welche einen sehr mäßigen Zoll zahlen, jährlich abnimmt und die noch übrigen über schlechten Fang klagen. Wir bemerken noch, daß selten ein Fischer seinen Fischplatz aufgibt, ehe er sich völlig ruinirt hat, es ist dieß eine Art Hazardspiel, das äußerst lockend ist, denn manchmal belohnt eine einzige Ausfahrt für den Verlust mehrerer Jahre. Darum bleibt ein Fischer, so lange er immer kann, er nimmt Geld zu hohen Zinsen auf, er fährt mit schlechtem Schiff und schlechtem Geräthe hinaus, fischt mit verbotenen Netzen, geht an unerlaubte Orte, in fremde Antheile, geht hinaus bis in die größere Tiefe, kurz er setzt sich allen Gefahren des Meeres, den Angriffen der Kirgisen und der Gefangennahme durch die Aufseher aus. Reiche Leute, die einige Dutzend Barken haben, verlieren durch die Ungleichheit des Fanges weniger; gegenwärtig aber wagen sich nur wenige mit großen Capitalien dahin, und doch sollten im Durchschnitt die Capitalien an der Emba größern Vortheil abwerfen.

Der Verfall irgend eines besondern Fangorts hängt von verschiedenen Ursachen ab, von der Richtung der Winde, von dem Wechsel der Strömung, vom Seichterwerden u. s. w. Die Verluste, welche viele Embafischer in den letzten Jahren erfuhren, kommen theils wirklich von der Abnahme der Fische, theils von der unmäßigen Menge der Fischer her. Auch der Seehundsfang ist im Verfall; das beweisen die officiellen Zahlen, auf welche man sich hinsichtlich dieses Zweigs verlassen kann, da von jedem Pud ein Zoll gezahlt werden muß und große Unterschleife unmöglich sind. Die Ursache des Verfalls ist hier auch viel klarer; man erschlägt die Seehunde allenthalben und unaufhörlich, und da sie jährlich nur Ein Junges werfen, kann sich diese Verwüstung nicht ersetzen. Uebrigens hat der Seehund die Ufer verlassen, die er sonst betrat, und andere aufgesucht, wo man seiner weniger leicht habhaft wird, wie auf dem Vorgebirge von Tük-karagan, oder wo die Jagd verboten ist, wie auf den Oseninseln. Im Jahre 1841 wurden, wie aus den Berechnungen zu ersehen ist, 37,000 Stück Seehunde getödtet, in frühern Jahren gegen 100,000 Stück und darüber. (Schluß folgt.)

*) So nennt man die großen Wolgabarken mit einem Oberlof und einem Mast.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1844.

Nachrichten über die Gambier-Inseln oder den Mangareva-Archipel.

(Echo du monde Savant, 15 Febr.)

Die Regierung dieser Inseln war seit undenklichen Zeiten monarchisch und erblich, wie es scheint mit steter Ausschließung der Frauen von der Erbfolge. Der König ist der unumschränkte Herr aller Ländereien, und sein erster Minister heißt „Taura tiaki ao," d. h. der Bewahrer der Gewalt; ihm sind die Schlüssel des öffentlichen Schatzes, die Erhebung der Steuern, die Verwaltung der Gerechtigkeit u. s. w. anvertraut. Außer diesem ersten Minister findet sich eine gute Anzahl Unterbeamte, kurz man trifft hier im kleinen, was man anderwärts in viel glänzenderen Formen sieht. Der König hat seine Höflinge und seine Pagen, die Königin ihre Dienerschaft und ihre Ehrendamen. In einem so armen beschränkten Gebiet sind die königlichen Vorrechte sehr bescheiden; sie beschränken sich auf einige Wege und Sitze, welche tabu, d. h. ihm allein vorbehalten sind. Auch ist es gebräuchlich, daß niemand in seiner Gegenwart steht, man muß sich niederkauern oder auf die Fersen setzen. Jeder Unterthan, der eine Gunst zu erbitten, oder für eine solche zu danken hat, muß dem König Füße und Knie küssen. Hierauf beschränken sich die Auszeichnungen und Huldigungen, welche das Volk seinem Herrn darbringt.

Die andern Mitglieder der königlichen Familie genießen gleichfalls besondere Vorrechte, das kostbarste ist aber wohl das einer sorgfältigen Erziehung. Am merkwürdigsten sind die Gebräuche, welche den Thronerben umgeben. Kaum ist er geboren, so entreißt man ihn seiner Familie, und bringt ihn auf den Gipfel eines hohen Berges in eine einsame Hütte, in der alle seine Ahnherren erzogen wurden; hier wächst er ohne eine andere Gesellschaft als die seiner Amme und einiger Dienerinnen völlig unbekannt heran, denn jede Annäherung an seine geheimnißvolle Wohnung ist seinen künftigen Unterthanen streng untersagt. Von der Höhe dieses Berges herab zeigt man ihm die zahlreichen, grünen Thäler, welche einst sein Reich bilden sollen, und so nährt man frühzeitig seinen Stolz; darum betrachten sich auch die Beherrscher von Mangareva als die ersten, oder vielmehr als die einzigen Könige der Welt, denn sie glauben, diese ende mit ihrem Gesichtskreis. Wenn die Zeit herankömmt, wo der junge Fürst von dem Berge herabsteigen soll, d. h. im Alter von 12 bis 15 Jahren, kommen sämmtliche Eingeborne, Männer und Weiber, Kinder und Erwachsene zusammen, um ihm entgegen zu gehen und ihren künftigen Herrn bei seiner Ankunft zu begrüßen. Dieser Tag gilt als eines der schönsten Feste der Insel.

Die Bewohner von Mangareva sind im allgemeinen von hohem Wuchs und kräftigem Bau; schöne Züge verbinden sich mit großer Muskelkraft und den besten Verhältnissen. Hier sieht man weder Stumme noch Taube, weder Bucklichte noch Blinde, und der einzige körperliche Fehler, den man bei ihnen bemerkt, sind einwärts gehende Füße. Das Tättowiren steht ihnen nicht übel. Fast alle haben ein Kreuz auf der Schulter, das sehr den Epaulетten unserer Soldaten gleicht, und auch das übrige Tättowiren hat mehr als Eine Aehnlichkeit mit der militärischen Kleidung der Europäer. Die seltsamen Figuren, mit denen jeder seine Haut schmückte, vereint mit dem langen Bart und dem fliegenden Haar, gaben ihm ein kriegerisches, schreckliches Aussehen, dem auch sein Charakter nicht widersprach, denn vor seiner Bekehrung galt er für einen der wildesten Bewohner Oceaniens. Man begann die Operation des Tättowirens mit 15 oder 20 Jahren, und die Frauen waren so gut wie die Männer stolz auf diesen seltsamen Schmuck. Gegenwärtig denkt niemand mehr daran, obgleich die Missionäre die Sache nicht verboten haben.

Jetzt wo die Religion das ganze Aussehen dieser Inseln verändert hat, kann man kaum mehr glauben, wie sehr die Mangareväer nach dem Blute ihrer Nächsten begierig waren; sie verzehrten nicht bloß die Fremden, welche der Schiffbruch auf ihre Küste warf, sondern selbst ihre Nachbarn und auch manchmal ihre besten Freunde. Daß man das Fleisch der gefangenen Feinde verzehrte, war und ist der Gebrauch mehrerer Völker; aber auch im Frieden waren diese entsetzlichen Mahlzeiten nicht selten, hier jedoch mußte man, um sich ein Opfer zu

verschaffen, zur Hinterlist seine Zuflucht nehmen; man ging förmlich auf die Menschenjagd, und wenn ein Mann seinem Nachbar eine Falle stellen und ihn an einen einsamen Ort locken konnte, so stieß er ihm mit einer höllischen Freude den Dolch ins Herz und verzehrte ihn, wenn die Dunkelheit eingebrochen war, in irgend einem einsamen Thal. Kinderfleisch war namentlich beliebt, und oft preisen sich die bei den Missionären befindlichen Kinder glücklich, daß sie jetzt nicht mehr jeden Augenblick zittern müssen von den Erwachsenen aufgefressen zu werden.

Zu dem Morde des Nächsten kam auch die gewaltsame Besitznahme seines Eigenthums. Wenn die Zeit der Ernte herannahte, ging der Krieger, dem es in seiner Wohnung zu eng wurde, ohne weiteres zum Besitzer des benachbarten Feldes und fing Händel mit ihm an: „Was machst du auf diesem Boden? was nimmst du die Frucht der Bäume, welche ich pflanzte? Geh fort, oder du sollst es bereuen!" Man kann sich denken, daß der andere nicht sehr geneigt war, seine Ernte ohne Widerstand aufzugeben. Der Streit wird laut und der ganze Stamm eilt auf das Geschrei herbei; die einen ergreifen Partei für den Räuber, die andern für den Beraubten; von Worten kam es dann zu Schlägen, und sobald die ersten Steine geworfen waren, wurde das Gefecht allgemein; man zerriß, man mordete einander, bis der Sieg dem stärksten blieb. Dann verbarg der Besiegte, wenn er je das Glück hatte den Kampf zu überleben, seine Schmach bei einem Bruder oder Verwandten, während sein glücklicher Nebenbuhler sich in den Besitz des Feldes setzte, das ihm sein Muth errungen hatte. Seit die Mangarever Christen geworden sind, gab es zwar auch noch Gränzstreitigkeiten, aber sie waren weder sehr heftig noch schwer zu stillen, und an der hierin vorgegangenen Veränderung konnten die Missionäre abnehmen, wie sehr schon das Gefühl für Gerechtigkeit und Mäßigung Platz gegriffen hatte.

Die Landenge von Panama.

(Fortsetzung.)

Dieser religiöse Sinn ist überhaupt auf der ganzen Landenge sehr rege, übrigens mitunter mit Beschränktheit, Verirrungen und Ausartungen verknüpft, und ohne besondere Erfolge für die Sittlichkeit. Der rohen Ostercaeremonie gegen die Juden in Panama ist gedacht; in Taboga traf ich die Nischen an der Außenseite der Kirchenmauern mit menschlichen Todtenköpfen und sonstigen Gebeinen bestellt, um, wie man mir auf meine Frage sagte, die Eintretenden an die Sterblichkeit zu erinnern, und in David verbot mir der Gefe Politico wegen zweier eines Tages gespürter Erdstöße einen auf den Abend von mir anberaumten Ball zu halten, um, wie er sagte, Gott nicht zu erzürnen; ein anderesmal fand ich eines Abends beim Vorübergehen vor der Kirche, durch lautes, mit häufigem hohlem Klopfen verbundenes Beten eines einzelnen, aufmerksam gemacht, daß ein Mann sich zwischen jedem Vaterunser, deren er viele hersagte, mit einem schweren Stein wider die Brust schlug, was ihm, wie man mir sagte, von dem Geistlichen als Buße für eine Sünde auferlegt war. Die Geistlichkeit, insbesondere in Panama, wo sie sehr zahlreich ist, überläßt sich ungescheut den weltlichsten Vergnügungen und Lastern, und in David, gleich wie auf dem ganzen Isthmus, leben eine große Anzahl Leute in wilder Ehe.

Letzteres war so zum Gebrauch geworden, daß das Gouvernement am 1 Junius 1838, wo ich mich gerade in David befand, ein Gesetz erließ, wonach alle, welche in wilder Ehe lebten, sich trauen lassen mußten. Da gab es denn eigenthümliche Scenen, wenn die Alguazils in die Häuser kamen und fragten, ob die Ehe kirchlich oder wild wäre. Welche Debatten! Dieser sagte, es ist meine Haushälterin, ich habe nichts mit ihr zu thun; jener hatte eine andere, sein Verhältniß abläugnende Erklärung, und indessen schrien mitunter aus dem Nebenzimmer die Kinder, vor den Beamten sich fürchtend, nach Vater und Mutter! Man heurathet übrigens schon im 18ten, und die Mädchen im 11ten Jahre.

Die Nahrungsquellen der Einwohner von David und der Umgegend beruhen außer dem bereits erwähnten Handel und der gelegentlichen, jedermann, Fremden wie Einheimischen, erlaubten aber keineswegs sehr ergiebigen Perlenfischerei in den benachbarten Meeresstrichen, in dem Besitz unzähliger Rindviehheerden, die übrigens, gleichwie der höchst zahlreiche, jedermanns Bemächtigung freistehende Hochwildstand, bei der Indolenz der Einwohner, der Schwierigkeit der Communication und dem Mangel an Absatz, nur in geringem Grad nutzbar gemacht sind.

Der Heerdenbesitz ist so sehr die Grundlage alles Vermögens, daß die Einwohner nach Köpfen, nämlich nach der Anzahl der Thiere, welche sie besitzen, geschätzt werden, und man z. B. sagt, Antonio ist ein Mann von 1200 Köpfen, jenes Mädchen bekommt 2000 u. s. w. Köpfe. Die Thiere bleiben das ganze Jahr auf der Weide, ernähren sich selbst und werden nur von Zeit zu Zeit gezeichnet. Jährlich wird ein= oder mehreremal geschlachtet, das Fleisch in bandartige Stücke geschnitten, mit Salpeter gebeizt, auf Stangen an der Luft getrocknet, und nach den südlichen Küsten, besonders dem Choco, in kleinen Kistchen, eine Arroba (25 Pfd.) enthaltend, fest verpackt und mit einer Lage Schweinespeck bedeckt, verschickt, meistens für die Bergleute, welche dorten in großer Anzahl in den Gold= und Silberbergwerken beschäftigt sind, wogegen Dublonen und andere dortige Erzeugnisse das Tauschmittel bilden. Außerdem beziehen Nachbarländer, die nicht so sehr durch das Terrain begünstigt sind, einigen Bedarf.

Der Preis für das Stück Rindvieh ist circa 3 Dollars; Pferde, die besonders schön sind, steigen im Preise bis zu 10, 15 und 20 Dollars, für welchen letzteren Betrag man jedoch nur ein Prachtpferd erkauft. Dieselben, obgleich nicht sehr groß, sind doch stark, rasch und munter, und werden zum jedesmaligen Gebrauch von Knaben, die auf ungesattelten Pferden sitzen und mit Lassos versehen sind, auf der Weide eingefangen.

Häufig bewegte sich die Unterhaltung der Männer um den

geringen Werth des Viehes, und wie sehr solcher sich erhöhen müßte, wenn es etwa möglich wäre, einen Paß über die Anden zu finden, um Absatz für das Vieh an den Küsten des atlantischen Meeres, besonders nach den vielverbrauchenden westindischen Inseln zu gewinnen. Insbesondere wurde ein etwa nach Boca del Toro in der Laguna de Chiriqui am atlantischen Meer aufzufindender Paß als der vortheilhafteste hervorgehoben, da er der kürzeste seyn würde und Boca del Toro einen Hafen besäße. Auch die sonstigen Vortheile, welche ein solcher Paß für den Verkehr überhaupt darbieten müßte, wurden viel besprochen, und ich wurde durch alles dieß eines Abends zu der Aufforderung veranlaßt, eine deßfallsige Entdeckungsreise vorzunehmen, indem ich mich erbot, daran Theil zu nehmen. Sofort traten mehrere hervor, die ihre Bereitwilligkeit erklärten, unsere Zahl stellte sich auf sechs und alsbald wurde eine Subscriptionsliste zur Kostenbestreitung eröffnet.

In wenigen Tagen nun sollte der Zug angetreten werden. Leider aber kamen schon am andern Tage einige der Theilnehmer, die vielleicht durch den Dunst der Aguardientes zu ihrer Unternehmungslust befeuert worden waren, brachten allerlei Ausreden vor und bedauerten, austreten zu müssen, insbesondere da nächst der Küste des atlantischen Meeres die „Indios valientes“ wohnten, welche mit den Indianern auf der Westküste vor etwa 86 Jahren ein Treffen in den Gebirgen gehabt hätten und noch Rache gegen dieselben nährten, und deßhalb die Reise zu unsicher wäre. Als Schlußergebniß zeigte es sich, daß alle sechs Personen, welche sich so eifrig angeboten hatten, zu Hause bleiben wollten. Dieses unschöne Benehmen schreckte mich von dem Plane nicht zurück, im Gegentheil entschloß ich mich nunmehr, die Reise allein zu unternehmen. Ich ließ sofort guten Taglohn für diejenigen ausbieten, welche mich begleiten wollten, und zu meinem größten Vergnügen fand sich nach einigen Tagen ein alter Landbewohner von Doledo, einem nahen Dörfchen, mit Namen Miranda, nebst seinen vier erwachsenen Söhnen ein, welche mir ihre Begleitung zusagten. Diese fünf wackeren Leute waren gerade wie ich sie nur wünschen konnte, und ich dingte bald auch noch drei Indianer.

Der Tag der Abreise wurde nun festgesetzt und ich brachte meinen Compaß, Flinte, Pulver und Blei in Ordnung. Von dem Ertrag der Subscription wurden auf 15 Tage Lebensmittel angeschafft, getrocknetes Fleisch, Reis, Bojas (Wälschkornklöße), Zucker, Salz, Pfeffer, Schiffszwieback und endlich 12 Krüge aus Reis gebranntem Aguardiente. Alle diese Lebensmittel wurden in häutene Säcke gepackt, so auch ein eiserner Topf zum Kochen.

Endlich kam der Tag der Abreise heran, und in leichter, nur aus Hut und weißen Beinkleidern bestehender Reisetracht trat ich mit meinen Begleitern, die sämmtlich mit langen Machetes (Hackmessern) und Lanzen bewaffnet waren, die Reise zu Pferd nach den etwa eine halbe Tagreise entfernt liegenden Anden an. Die meisten meiner Bekannten gaben mir das Geleit und versahen mich noch mit vielem guten Rath über die Indianer, die wilden Thiere, empfahlen mich einer Menge Heiligen, bis ich sie endlich heimschickte, um mich meinen Leuten zuwenden zu können. Zu meinem größten Vergnügen bemerkte ich, daß sie mich recht gut verstanden, und mein Vorhaben vollkommen begriffen.

Unser Weg, obgleich ziemlich eben, ging immer steigend und an manchen hohen Grashügeln vorbei, welche, wie die Leute glauben, alte Grabmäler von Incas sind, da schon mehreremale menschliche Gerippe mit Kochgeschirren und Tomahaks, so auch kleine kupferne, zuweilen selbst goldene Männchen mit Ringen am Halse, darunter gefunden wurden. Gegen Abend kamen wir am Saume der Gebirge an und schickten unsere Pferde durch einige zu diesem Behufe mitgenommene Jungen heim. Eine verlassene Hütte, die ich hier traf, nahm mich mit meinem Hamak auf, die Leute machten Feuer, bereiteten die frugale Mahlzeit, und bald wiegte ich mich in angenehmen Gedanken über den Nutzen meiner Unternehmung, wenn sie gelänge, in den Schlaf ein.

Bei Tagesanbruch wurden wir durch das Gekreische der Papagayen und das Geschnatter der Affen in dem benachbarten Wald erweckt und wanderten muthig in das Gebirge und seine Wälder ein.

(Schluß folgt.)

Ein Porträt von Columbus.

Unter den Gemälden, welche der alten englischen Familie Rawdon gehörten und beim Absterben des letzten Familiengliedes öffentlich versteigert wurden, fand sich auch ein Originalporträt von Columbus. Es stellt ihn dar in schwarzer Kleidung mit gefälteltem weißem Kragen und ähnlichen Spitzenkragen um die Handgelenke. Seine Züge sind männlich und edel, und das Ganze gleicht ungemein der Schilderung des Helden, wie man sie von der Hand seines Sohnes besitzt, nur ist das Haar schwarz, während der Bart roth ist; vermuthlich aber rührt letzteres von irgend einem ungeschickten Schmierer her. Das Gesicht hat die Adlernase und die frische Farbe, die man ihm zuschreibt, und der Name findet sich an der obern linken Ecke angebracht, augenscheinlich ehe der Firniß über das Gemälde kam, und somit gleichzeitig mit diesem. Der Rahmen ist eine prächtige Probe der Kunst am Ende des 16ten Jahrhunderts, nämlich 1590, und trägt das Wappen des Columbus, so wie einige andere merkwürdige Embleme in der Mitte über dem Kopf. Aus genealogischen Forschungen über die Verhältnisse des reichen, weit verzweigten Kaufmannshauses Rawdon kann man wohl annehmen, daß sie die Leute waren, solche Gemälde zu besitzen. Es ist nach Titians Art gemalt und wird wohl seinen Weg in die Nationalgalerie finden, da sich an der Authenticität kaum zweifeln läßt. (Literary Gazette vom 17 Februar.)

Die nordöstlichen Theile des kaspischen Meeres.

(Schluß.)

Die Räubereien der Kirgisen und Turkmenen, welche an diesen Ufern umherwandern, erschweren den Fischfang gleichfalls einigermaßen. Diese Wilden, die man hier im allgemeinen Kasaken nennt, fahren auf Barken, die sie den Schiffern mit Gewalt genommen oder am Ufer angebunden gefunden haben, hinaus, überfallen die völlig unbewaffneten

Fischer, plündern, verbrennen oder führen die Schiffe fort und schleppen erstere in Gefangenschaft. Da sie die Waffen nur schlecht handhaben und feig sind, so ziehen sie sich bei dem geringsten Anschein von Vertheidigung zurück oder greifen gar nicht an, wo sie eine auch nur geringe Vorsicht bemerken. Leider sind die Schiffer troß wiederholter Beispiele von Raub immer noch unvorsichtig, wie früher, bewaffnen sich nicht, und sind stets einzeln zerstreut; oft fahren sie auf den Fischfang fast bis an die Ufer hin, wo die Nomadenlager stehen, oder sie fahren aufs offene Meer hinaus, wo sie bei einer Tiefe von 20 bis 30 Klafter häufigen Unfällen ausgesetzt sind. Indeß hat der Chan von Chiwa seit 1840, nach der Expedition General Perowski's, den Kirgisen verboten, Russen gefangen zu nehmen und als Sklaven zu verkaufen, auch haben die Kirgisen dieser Weisung bis jetzt gehorcht.

Die in der Emba zum Schutz der Fischer stehende Kriegsmacht bestand in den letzten Jahren aus einem Transportschiff, einem Tender, fünf großen Booten und einigen Fischernachen. Bei der Ausdehnung der Gewässer, an denen die Fischer vertheilt sind, konnte diese Abtheilung nicht allenthalben zugleich schützen, und so weichen die Kirgisen, welche ein Kriegsschiff schon von weitem erkennen, auf ihren leichten für geringe Tiefen eingerichteten Kähnen dem Zusammentreffen mit denselben ohne Mühe aus.

Die Handelswege von Astrachan über diesen Meerbusen führen nach drei Punkten, nach Gurieff, nach der Veste Nowoalexandrowsk und Tük Karagan. Nach Gurieff führt man aus Astrachan verschiedene Holzwaaren und Getreide; letzteres geschieht durch die uralischen Kosaken ausschließlich, um es gegen Pelze und Hämmel an die Kirgisen abzusetzen. In der Festung Alexandrowsk, die ausschließlich für den Handel mit Mittelasien gebaut wurde, ist der Handel höchst unbedeutend, wahrscheinlich wegen der Seichtigkeit des todten Meerbusens, über den die Fahrt lang und mühselig ist. Nach dem Meerbusen von Tük Karagan gehen, wie früher, jährlich eine oder zwei Karawanen, im Ganzen gegen 700 Kamele, und eine Karawane aus Astrachan mit 3 bis 500 Kamelen. Die Chiwaer bringen dahin größtentheils dieselben Waaren, welche sie in Nowgorod kaufen und verkaufen; die Fahrt zur See ist in den Händen der astrachanischen Tataren, welche zu dem Ende einige Raschiwen besitzen, die nach dem Hafen von Mangischlak benannt sind. Aus Rußland führt man dahin Indigo, Sandelholz, Stangeneisen, Zinn, verschiedene Waaren von Guß- und Schmiedeisen, wie Geschirre, Dreifüße, Steigbügel u. s. w., ferner Tuch, Sammet, Zitze, grobe Baumwollenzeuge, Schreibpapier, Alaun, einige Holzwaaren, wie Schalen, Kisten u. s. w. Nach Astrachan führt man rohe Baumwolle und Seide, so wie wollene, baumwollene und seidene Stoffe.

Tük Karagan ist der einzige Punkt am kaspischen Meere, über den der russische Handel nach Mittelasien geht. Dieser Handelsweg ist augenscheinlich sehr vortheilhaft, 30 Tage Karawanenreise aus Chiwa, 120 Meilen Schifffahrt nach Astrachan, die man bei gutem Winde in weniger als 24 Stunden zurücklegt, und endlich von Astrachan die Wolga hinauf nach Nischnei-Nowgorod. Der Handel ist indeß hier sehr unbedeutend; woher mag dieß wohl kommen? Die Karawanenreise durch die Steppe bietet keine besondern Hindernisse dar, wenigstens nicht in Vergleich mit andern Straßen; selbst die Regelmäßigkeit dieses Karawanenzugs beweist es. Die Entfernung von 30 Tagereisen ist nicht sehr groß, und um die Hälfte kürzer, als die Entfernung von Buchara nach Orenburg. Man könnte einen nähern Punkt am kaspischen Meere auffinden, z. B. den Meerbusen von Krasnowodsk, der von Chiwa nur 17 Tage entfernt ist, aber die Schifffahrt von da nach Astrachan ist beschwerlicher und länger, und selbst der Weg durch die Steppe für die Chiwaer gefährlicher. Sicherheit vor den Wanderstämmen ist ein Hauptaugenmerk. Wenn sie den Weg über Tük Karagan auswählten, so war es vermuthlich für sie der bequemere. Erleichterung der Quarantänemaaßregeln nach dem Beispiel der orenburgischen Linie, wo die Zeit des Zugs durch die Steppe mit eingerechnet wird, die Errichtung einer Waarenniederlage am Meerbusen von Tük Karagan und die Dampfschifffahrt müssen allmählich den Handel beleben, aber wird er dann sehr bedeutend seyn? Chiwa an und für sich ist kein reicher Erdwinkel, auf seinem Markt ist kein Raum für große Capitalien. Andere reichere Chanate, fruchtbarere Oasen, Buchara, Kokand, Badakschan u. s. w. liegen östlicher, und sind in unaufhörlicher Fehde mit Chiwa, unter sich und den in der Umgegend wandernden Stämmen. Hier liegt vielleicht überhaupt die Ursache der Armseligkeit des russischen Handels mit Mittelasien. Seit der Zeit Peters, welcher zuerst die Aufmerksamkeit auf den Handel mit dem Orient über das kaspische Meer lenkte, hat man allerlei versucht, um diese Idee zu beleben, bis jetzt sind aber alle Versuche nutzlos gewesen; die Zukunft bietet große Hoffnungen, die Gegenwart aber ist ärmlich.

Miscellen.

Büste des Königs Ptolemäus von Mauritanien. Man entdeckte kürzlich zu Scherschel eine Büste von parischem Marmor, eben so vortrefflich gearbeitet, als gut erhalten. Sie zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bild auf den Münzen des Sohnes Jubas II, Ptolemäus, des zweiten und letzten Königs des tingitanischen Mauritaniens. Juba, der Sohn dessen, welcher der Sprache des Pompejus bis ans Ende treu blieb, wurde von Cäsar im Triumph aufgeführt, aber von August freundlich behandelt und erhielt von diesem auch sein Königreich zurück. Er heurathete die Tochter des Marcus Antonius und der Cleopatra, daher der Name Ptolemäus, den er seinem Sohn gab. Sein Königreich Numidien, auf das er durch seine Abkunft ein Anrecht hatte, wurde ihm genommen, und ihm Mauritanien und Tingitanien dafür gegeben. Er baute die Stadt Jol wieder auf, nannte sie Cäsarea zu Ehren des Augustus und machte sie zu seiner Residenz. Eben hier war es auch, wo man die Büste seines Sohnes fand, den Caligula nach Rom fordern und hinrichten ließ. Die Büste zeigt einen Mann in der Blüthe der männlichen Jahre. (Echo du Monde Savant vom 15 Febr.)

Historischer Congreß in England. Die archäologische Gesellschaft, deren wir vor einigen Tagen gedachten (s. Nr. 81), soll die Absicht haben, zu bestimmten Zeiten einen historischen Congreß etwa in der Art der brittischen Naturforschergesellschaft zu halten. Die Mitglieder werden eingeladen werden, sich an einem durch seine historischen Denkmäler bemerkenswerthen Orte zu versammeln. Canterbury oder Winchester sollen zur ersten Versammlung bestimmt werden. (Lit. Gaz. vom 17 Febr.)

Das Denkmal Sir W. Scotts ist aus Mangel an Fonds noch immer nicht zu Stande gekommen, denn es fehlen noch gegen 3000 Pfd. St. Doch hofft man diese noch zusammenzubringen. (Englische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1844.

Die Landenge von Panama.

(Schluß.)

Hier galt es nun für meine Leute, mit ihren Machetes Picaduras zu hauen, nämlich Pfade zu unserm Durchkommen, da das Gesträuch mitunter aufs dichteste in einander verwachsen war. Von halber zu halber Stunde verglich ich unsere Richtung mit dem Compaß, und so ging es über Berg und Thal. Vielerlei Thiere bekam ich da zu Gesicht, besonders Affen, welche zu Hunderten in Gesellschaften auf den Aesten sehr hoher Bäume sitzend, ihr lebhaftes Spiel trieben und wilde Welschen, die uns eine angenehme Zuthat zu unsern Mahlzeiten wurden. Auch die Schlangen, welche überhaupt über den ganzen Isthmus ziemlich verbreitet sind, waren besonders zahlreich im Walde und wir hatten uns hauptsächlich vor dem Bisse einer kleinen Art von etwa zwei Fuß Länge zu wahren. Derselbe ist tödtlich, so daß in David und der Umgegend jährlich im Durchschnitt 6 bis 8 Personen daran sterben, während die größern Schlangenarten, deren es bis zu 14 Fuß Länge gibt, meistens ganz ungefährlich sind. Eine fernere Plage bereiteten uns die Musquitos, Erdflöhe, und eine Art Ameisen, welche sich auf den Blättern der Stachelakacie aufhalten, und durch das bloße Berühren der Haut einen wohl bald vorübergehenden, aber sehr heftigen Schmerz bereiten.

Gegen 4 Uhr Nachmittags machten wir an einem schmalen Bache Halt, um unsere Schlafstatte daselbst aufzuschlagen. Mit Bewunderung sah ich, mit welcher Nettigkeit meine Leute, besonders die Indianer, eine Hütte für mich bauten, deren Dach sie aufs schönste und festeste mit Palmblättern deckten. Gegen Eintritt der Dämmerung wurden große Feuer rings um unsere Lagerstätte angezündet und sodann die ganze Nacht unterhalten, um uns gegen die dortigen Tiger, deren es viele gibt, so wie die Zachinos zu schützen. Letztere sind eine Art kleiner, wilder Schweine, welche in Truppen von Hunderten Nachts auf Nahrung ausgehen, nicht die mindeste Furcht vor den Menschen zeigen, sondern dieselben sehr tapfer anfallen, und durch ihre Anzahl auch gewöhnlich den Sieg davon tragen, wenn man sich nicht auf Bäume flüchtet, und welche selbst die Bäume noch durch Umwühlen zu fällen suchen, bis sie durch Schüsse oder Lanzenstiche erlegt oder vertrieben werden. Dieses nächtliche Feuer, welches wir, wie natürlich, ferner jede Nacht wiederholten, erreichte seinen Zweck vollkommen und vertrieb zugleich die in der buschigen Waldung herrschenden schädlichen Miasmen.

Das Grauen des Tages traf uns wieder reisefertig und unser Weg führte mich bald einer sehr interessanten Entdeckung entgegen. Ich traf nämlich auf einen etwa 20 Fuß langen, 4 Fuß breiten und 10 Fuß hohen Granitblock, welcher, wie es schien, von Natur oval und glatt geformt war, und auf einer Seite mit allerlei Hieroglyphen, etwa einen Zoll tief, behauen war.

An diesem Tage begegneten wir auch, nachdem uns schon am Morgen eine ganz außerordentlich zahlreiche Affentruppe (der cuva blanca) aufgestoßen war, einer Gesellschaft rother Affen (mono colorado), und diese gab mir Gelegenheit zum erstenmal Affenfleisch zu essen. Meine Leute empfahlen mir nämlich diese Gattung als eßbar und sehr wohlschmeckend und baten mich, auf einen aus der Gesellschaft deutend, solchen herunterzuschießen. Das Thier, welches ziemlich hoch auf dem Baume saß, fiel von meiner Kugel, und meine Leute schleppten den Burschen, der gute 3 Fuß lang und seine 50 Pfund schwer war, noch eine Stunde weiter zu unserm Haltplatz für die Nacht. Daselbst wurde ihm die Toilette gemacht, nämlich die Haut abgestreift, der Kopf abgeschnitten, die Eingeweide ausgenommen und gewaschen, und der Herr sodann am Spieß gebraten. Die Leber war der Herrenbissen und wurde mir daher auf einem Stückchen Holz offerirt. Ich konnte mich jedoch kaum zum Kosten entschließen, bis der alte Miranda mir zusprach und sagte, daß ich, wenn ich einmal wieder zu den entfernten Meinen komme, auch sagen könne, ich hätte Affenfleisch gegessen. Dieses bewog mich auch wirklich, und nachdem ein Theil der Leber verzehrt war, wartete man mir mit einer côtelette de singe au naturel auf, die, ich muß es gestehen, mir so gut schmeckte, daß ich mir noch eine zweite ausbat.

Immer meinen Begleitern, die meistens den Durchgang hieben, folgend, mitunter genöthigt, reißende und breite Bergflüsse, welche unsern Pfad durchschnitten, durchzuschwimmen, was meine Leute, die zum Theil Perlentaucher waren, bestens verstanden, zogen wir bis in den sechsten Tag weiter. Ich hatte bisher unter der reichsten Vegetation von Sarsaparille, Campescheholz, Terpentinbäumen, Kokos und Palmen aller Arten, die zum Viehtransport nöthigen Futterkräuter und Wasser in überflüssiger Menge angetroffen, und nun waren wir am Fuße des Monte frio, des höchsten Punktes der Anden, in der mir vorliegenden Richtung angelangt. Derselbe lag unserem Ziele nahe und von seinem Gipfel mußte sich das Ergebniß meiner Unternehmung zeigen. Mit erneuertem Muthe stieg ich den Berg hinan, die Waldung trat bald mehr und mehr hinter uns zurück, die Vegetation verlor sich, hin und wieder zeigten sich öde Klippen, die mir den seltenen Anblick eines Bergpferdes, welches im Galopp in scheuer Ferne an uns vorübersprengte, darboten, und über ein nunmehr aus weichem Moos bestehendes, sehr ermüdendes Terrain gelangten wir endlich gegen Mittag auf die Höhe des Berges.

Hier fanden wir uns gänzlich von Wolken, die von Norden herauf zu uns kamen, eingehüllt und die Kälte schneidend auf unsere halbnackten Körper eindringend. In Erwartung des Wegzugs der Wolken wollten wir Feuer anmachen, aber auch dieses brannte nicht bei der nassen Kälte des Materials. So saß ich nun frierend, von der eisigen Kälte der sich jagenden Wolken angeblasen, auf einem umgestürzten Baumstamm, des Augenblicks, wo die Landschaft sich wieder zeigen würde, mit stiller Ungeduld gewärtig.

Erst nach anderthalb Stunden trat derselbe ein, und welcher Anblick wurde mir da! Tief zu meinen Füßen, in einer Entfernung von etwa vier Stunden, lag die ganze Laguna von Chiriqui oder Boca del Toro; jede einzelne Insel der Laguna konnte ich genau unterscheiden, und einzig zeichneten sich dieselben im blauen Meeresgrunde aus, sogar die weiße Brandung an den felsigen Klippen unterschied ich, und in der Ferne ruhte das große, atlantische Meer! Entzückt von diesem Schauspiel und freudig drehte ich mich zu meinen Leuten um, ihnen meine Ueberraschung mitzutheilen, da sah ich über die Waldgebirge, welche wir bereits überschritten hatten, in der Ferne den blauen Spiegel des stillen Oceans, die beiden Weltmeere demnach zu gleicher Zeit von Einem Punkte! Staunen, Anbetung und Jubel erfüllten als Huldigung gegen die Gottheit für diesen erhabensten aller Anblicke meine Brust!

Lange mochte ich in den Anblick, der außer mir wohl nur wenigen bis jetzt vergönnt gewesen, versunken gewesen seyn, bis das Mahnen meiner Gefährten und der Gedanke an meinen Reisezweck mich meinen Sinnen wieder gab.

Aber jetzt, Kinder, hinunter nach Boca del Toro, jubelte ich, und mit beflügelten Schritten ging es abwärts. Aber leider! bald sollte uns die Herbe und Bitterkeit des Lebens wieder entgegentreten! Kaum 20 Schritte vorwärts gelangt, zeigten sich von Büschen verdeckt, fast perpendiculäre Abhänge, die uns nicht erlaubten weiter zu gehen. Wir suchten demnächst über den ganzen Berg hin nach einem Pfad zum Absteigen, brachten den Rest des Tages damit zu, aber überall die nämlichen Abhänge, die den Viehtransport völlig unmöglich machten. Der beste Wille beseelte meine Leute, mich in meinen Nachsuchungen zu unterstützen, aber jeder Versuch mißlang und leider mußte ich zu meinem größten Schmerz den Befehl zur Rückkehr ertheilen!

Nach einer fünftägigen Reise, auf der uns außer der Erlegung einer Tigerkatze, mehrerer Pavo Real und einiger Sachinos nichts Sonderliches vorfiel, kamen wir wieder nach David zurück, wo alles aufs freudigste mich empfing. Mit tausend Fragen, die ich bis auf die kleinsten Einzelnheiten beantworten mußte, wurde ich 14 Tage lang bestürmt, und des Erzählens wurde kein Ende. Auch der Gefe Politico bat mich um Mittheilung, die ich ihm aufs umständlichste ertheilte. Er sagte mir die größten Schmeicheleien und ließ mir später eine namhafte Summe anbieten, wenn ich die Reise noch einmal nach einer veränderten Richtung unternehmen wollte.

Jetzt aber erheischte die mittlerweile stattgefundene Erledigung meiner Geschäfte meine Abreise, die ich um so mehr beschleunigen mußte, als ich binnen drei Wochen in Carthagena einzutreffen hatte.

Fleißig betrieb ich demnach die Verladung meines Cargo, dem die Indianer mitunter Stücke Eisenholz beisteckten, um die Sarsaparille an Gewicht zu vermehren, und endlich erschien der Tag, an dem ich von dem geliebten David mit seinen zutraulichen, offenherzigen, einfachen und fröhlichen Einwohnern mich trennte. Es war ein herrlicher Abend, als ich es verließ. Das halbe Dorf begleitete mich zu Pferd und zu Fuß eine Strecke Weges weit, und herzliche Umarmungen und der Austausch aufrichtiger, freundschaftlicher Gesinnungen bezeichneten das letzte Scheiden. Unsere Gefühle waren nicht wenig aufgeregt durch den Gedanken, daß ein Wiedersehen in dieser Welt wohl nicht mehr stattfinden würde, und um mich der meinigen wieder zu bemeistern, sprengte ich mit meinem Pferde davon. Doch kaum 50 Schritte weiter gekommen, hielt ich still, den lieblichen Schauplatz froh verlebter Stunden nochmals zu überschauen. Ruhig wanderten meine Freunde ihren Hütten zu, die in abendlichem Frieden auf der unübersehbaren Wiese ruhten, in der Ferne bewegten sich hin und wieder weidende Heerden, die Abendsonne übergoß mit ihren letzten Purpurstrahlen die Landschaft, die in der Ferne von den Wellenlinien der waldigen Berge, die ich erstiegen, begränzt wurde; die Abgeschiedenheit des Ortes von der übrigen Welt und die Güte von dessen Bewohnern trat meinem Geiste entgegen, wie sollten sich da nicht wehmüthige Betrachtungen über meine Trennung wiederholen! In Gedanken darüber versunken kam ich an dem bekannten Speditionsplatz an, den ich am nächsten Morgen mit andern Gedanken über das Land und seine Bewohner verließ, als ich ihn betreten hatte. Nie werde ich Chiriqui vergessen!

In Panama traf ich wieder mit meinem Capitän, wel-

cher auf der Landenge heimathlich war und sich mittlerweile bei seiner Familie aufgehalten hatte, zusammen, und ohne Aufenthalt traten wir mit unserer neuen Fracht die Rückreise nach Chagres zu unserer Brigg an. Dießmal schlugen wir den Weg über Cruzes ein, und da wir jetzt den Chagresfluß abwärts fuhren, trafen wir schon am zweiten Tag gegen Mittag in Chagres ein. Unterwegs erzählte mir nun der Capitän, daß mehrere unserer Matrosen inzwischen gestorben seyen; auch sahen wir mit Erstaunen von weitem unsere Brigg noch gar nicht segelfertig, während der Capitän schon vierzehn Tage zuvor deßhalb geschrieben hatte. Welche Wahrnehmungen sollten wir aber auf der Brigg selbst machen!

Hr. Randoll, erster, und Hr. Pratt, zweiter Steuermann, waren nicht mehr zu erkennen, so hatte sie das Fieber verzehrt, und von den vier Matrosen, welche wir an Bord gelassen, lebten nur noch zwei, auch diese nur die Schatten ihrer früheren Kraft.

In dieser großen Noth reiste der Capitän augenblicklich wieder nach Panama, um dort eine neue Mannschaft anzunehmen, zu der in Chagres kein Personal vorhanden war. Während der Abwesenheit desselben erzählte mir der arme Randoll, wie es ihm ergangen und wie krank er sey. Der Quinin, dessen wir ziemlich viel an Bord gehabt hatten, war aufgezehrt; ich hatte noch einen kleinen Vorrath, welchen ich redlich mit den armen Uebriggebliebenen theilte; doch für den armen Randoll war keine Rettung mehr. Als Sohn einer Wittwe hatte er von deren kümmerlichen Ersparnissen in Portsmouth die Seewissenschaft studirt; sein liebster Gedanke war stets die Erwerbung einer sorgenfreien Zukunft für seine Mutter gewesen; er war ein junger Mann von etlich' und zwanzig Jahren, und sollte seine Mutter und seine Heimath nicht wiedersehen! Zwei Tage nach meiner Ankunft, an einem Sonntag Nachmittag bei einem heftigen Regen, unter dem eintönigen Geläute der ärmlichen zum Ave rufenden Glocken von Chagres starb er an Bord des Schiffes in meinen Armen.

So saß ich unter Verwüstung und Tod einsam in einem Winkel des caraibischen Meeres und wehmüthig überfiel mich der Gedanke an meine Angehörigen und die ferne Heimath mit ihrem gemäßigten und gesunden Himmelsstrich und ihren schönen Umgebungen, in denen vielleicht gerade jetzt meine Angehörigen in der Gesellschaft von Freunden in froher Lust auf unserem Landhause oder einem sonstigen Ausfluge sich ergötzten.

Den Matrosen, welche Randoll vorangegangen, war kein Sarg gemacht, sondern dieselben, in alte Segel eingenäht, am Ufer des Meeres begraben worden, da die Einwohnerschaft von Chagres sich weigerte, die Armen, weil sie Ketzer seyen, auf ihren Kirchhof aufzunehmen. Auch Randoll wurde neben dieselben am Meeresgestade, jedoch an einer Stelle, die von der Fluth nicht erreicht werden konnte, an einem schönen, grünen, lichten Plätzchen am Fuße des Castells von Chagres begraben. Ich war seine einzige Begleitung.

Nach fünf Tagen kam der Capitän zurück, brachte vier braune spanische Matrosen mit, erstaunte nicht wenig über den neuen Todesfall und eilte was er vermochte, aus dieser Todtengrube zu kommen. Es wurde schnell geladen, einige der nöthigsten Segel aufgezogen, das Schiff so eilig als möglich in Stand gesetzt und aus dem Hafen von Chagres geflohen. Wie erleichtert fühlte ich mich, als ich wieder auf dem Meere war!

Nach einem kurzen Aufenthalt in Puertobello fuhren wir zunächst an den mit der unermeßlichsten Cocosvegetation überfüllten St. Blas-Inseln vorüber, durch den Golf von Darien nach Carthagena, womit ich nunmehr, nachdem ich Nord- und Mittelamerika bereist hatte, den eigentlichen Süden dieses Welttheils betrat.

Die Montenegriner.

(Historische Novelle aus der neuesten Zeit von Prokop. Chocholausek. Kwety Nr. 94 bis 97 v. vor. J.)

Finstere Nacht ruhte über den Thälern von Montenegro und hüllte dieß freie Slawenland in seinen dunkeln Schleier ein. Schwarze Wolken flogen am Himmel hin und gestatteten nur hie und da dem sternbesäeten Gewölbe einen Blick hinab auf die Erde. Der von Wolken eingehüllte Mond zog langsam vom Balkan her in Dunkelheit seinen Weg, und goß da und dort sein mystisches Licht hernieder, bei dem sich nur die nächsten Gegenstände unterscheiden ließen. Nur wenn er hie und da scheu aus seinem Schleier hervorblickte, konnte man den steilen Felsenkamm von Montenegro und die schmalen Pfade erkennen, welche zu den flachen Gegenden Albaniens und der Herzegovina hinabführen; in der Ferne schimmerten die mit goldenen Halbmonden gezierten Minarets der türkischen Stadt Klobuk, und im Kreise umher blinkten die Sommerwohnungen der reichern Türken aus dichtbelaubten Gärten hervor, mehr festen Schlössern als Lustorten ähnlich.

Bei einem solchen Mondesschimmer sah man zwei Männer durch das Feld von Grahowo dahin schreiten nach dem Pfade, der ins flache Land hinabführt. Es waren dieß hübsche junge Leute, wie sie Montenegro jährlich zu Hunderten in den Kampf mit den Türken aussendet. Nicht allzu hohen Wuchses, von kräftigem, starkem Gliederbau, dem jedoch die nöthige Gewandtheit und Schnellkraft keineswegs abging, hätten sie als Muster männlicher Schönheit dienen können. Jedem schwankte ein langes Gewehr auf den breiten Schultern, und an dem Ledergürtel stacken zwei Pistolen und ein Handschar mit elfenbeinernem Griff. Schweigend und raschen Schrittes durchwanderten sie das Feld bis zu einem tiefen Hohlweg, von dem nach beiden Seiten hin eine hohe Felswand sich erhob, auf der montenegrinischen Seite, obwohl steil, doch zugänglich, auf der türkischen aber eine senkrechte Granitmauer.

„So sind wir endlich zur Stelle, Stanko," sagte derjenige, welcher zur Rechten ging, zu seinem Gefährten, indem er seine Schritte anhielt. „Bestehst du noch immer darauf?"

„So wahr der Glanz der Augen Zaida's nicht verlischt," sagte dieser, „nur einer von uns wird hinausgehen auf das Feld von Klobuk."

„Also ans Werk," entgegnete der erste, „ehe die dem Tapfern günstige Stunde entweicht. Du links, ich rechts, lebe wohl, Stanko."

„Lebe wohl, Jephrem."

Sie trennten sich. Stanko ging links, Jephrem rechts den Hohlweg aufwärts.

„Jephrem!“ rief Stanko, und hielt an, nachdem er einige Schritte aufwärts gethan hatte.

„Was willst du?“ fragte dieser.

„Einer von uns steigt nicht mehr hinab,“ sagte Stanko, „wir wollen uns noch einmal die Hand reichen.“

Rasch ging dieser dem Freunde entgegen, sie reichten sich die Hände, blickten sich noch einmal an und umarmten sich. Keiner sprach ein Wort, und schweigend schritten sie aufwärts. Der Wind zerriß die Wolken und der Mond stand hell und klar am Himmel. Die Wolken breiteten sich aus über Berge und Thäler, bildeten da lange und riesenhafte Mauern, dort mächtige Felsen und Schlösser. Oben auf der Höhe stehend betrachteten Jephrem und Stanko den großartigen prächtigen Anblick, dann wandten sie den Blick gegen Klobuk.

„Zaida!“ rief Jephrem.

„Du mein Stern,“ entgegnete Stanko.

„Dieser Stern ist nicht aufgegangen, um dir zu leuchten,“ sagte Jephrem.

„Ich denke dasselbe von dir,“ erwiederte Stanko.

„Sie hat noch nicht an deiner Brust geruht, deine Seele hat noch nicht gezittert in ihrer Umarmung,“ fuhr Jephrem fort.

„Gerade darum,“ fuhr Stanko auf; „ich habe dir Freundschaft geschworen bis zum Grabe, aber beim Anblick Zaida's konnte ich den Schwur nicht erfüllen, darum muß einer von uns weichen.“

„Ich bin bereit!“ sagte Jephrem, nahm das Gewehr von der Schulter und spannte den Hahn. Stanko that dasselbe.

Jetzt schritten sie langsam, einer den andern im Auge behaltend, vor bis an den Rand des tiefen Hohlwegs, so daß beide nur etwa dreißig Schritte von einander entfernt waren. In einem Augenblick setzten sie beide Gewehre an, zwei Schüsse hallten über die Ebene hin und schlugen in vielfachem Echo an die Felsen von Montenegro an. Stanko wankte, und griff mit der Hand nach der Brust, wo das Blut stromweise aus der Wunde floß. Jephrem beugte sich mit seinem Gewehre noch weiter vor, um wo möglich genauer zu sehen. „Hat dich meine Kugel ins Leben getroffen, Stanko?“ fragte er.

„Ich werde Montenegro nicht mehr gegen die Ungläubigen vertheidigen; du hast gut getroffen,“ sagte Stanko mit schwacher Stimme, „grüße Zaida.“

„Wie willst du begraben seyn?“

„Laß das dem Popen.“

„Begehrst du noch etwas?“ fragte Jephrem.

„Nichts, laß mich allein. Stehe im Kampfe an meiner Stelle, denn der Berg hat einen Kämpfer verloren,“ fügte Stanko mit schwächerer Stimme hinzu und wandte sich nach der andern Seite. „Lebe wohl,“ rief Jephrem noch mit gefühlvollem Ton, warf das Gewehr wieder auf die Schulter und stieg hinab. Stanko seufzte tief, stützte die Hand auf den Boden und verbarg die heiße Stirne in dem bethauten Grase. Jephrem hielt im Hinabsteigen an, lud sein Gewehr von neuem, blickte im Mondenlicht hinauf nach der Stelle, wo sein Freund mit dem Tode rang, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und wanderte dann durch den Hohlweg nach der Hochebene gerade auf Klobuk zu.

Das ist der Geist, der in Montenegro herrscht, und er ist allerdings die Ursache von vielem Blutvergießen, denn er führt stets zur Blutrache, welche vom Vater auf den Sohn, vom Oheim auf den Neffen erbt. Es ist aber auch ein ritterlicher Geist, der diese Schaaren gegen die Türken treibt, denn mancher kämpft gegen zwei oder drei, und wenn die Türken vertrieben sind, spricht er: „ich habe zwei Hunde getödtet für dich, Michal; dieß Blut fließt für dich, Iwan, und einen habe ich für mich gejagt; seht, meine Lieben, ich mache euch keine Schande; seyd unbesorgt.“

Ihre Zweikämpfe sind ohne Groll, ohne Rache, denn wenn sie sich zum Zweikampf fordern, müssen sie sich versöhnen; oft bleiben beide auf dem Platz, gewöhnlich aber kommt wenigstens einer um; selten kommt einer unverwundet aus dem Kampf, er nimmt dann Abschied von dem Getödteten und empfängt dessen letzten Willen, — wenn er nämlich so schwer verwundet ist, daß er nicht mehr sprechen kann, — damit er denselben den Verwandten mittheile. Der Verwundete trennt sich dann von seinem Gegner ohne Zorn, sagt ihm Lebewohl, und wünscht, daß er an seiner Statt kämpfe, da der Berg einen Streiter verloren habe.

So trennten sich auch Jephrem und Stanko. Sie waren alte Freunde, auf den Feldzügen und im Kampfe standen sie nebeneinander, und so kam es auch, daß sie im letzten Gefecht bei nächtlicher Weile das Haus Achmeds, eines reichen Türken in der Nähe von Klobuk, und seine Tochter Zaida, die von den Türken der Morgenstern, die Morgenröthe, der Liebling Gottes genannt wurde, gefangen nahmen; daß die Türken die Wahrheit sprachen, erkannten Jephrem und Stanko, denn beide hatten kaum Zaida erblickt, so verliebten sie sich in sie. Zaida fand auch bald an den kräftigen Kämpfern mehr Gefallen, als an den von Opium und Wollust schlaffen Gesichtern der Türken. Stanko bemerkte indeß bald, daß Jephrem mehr Fortschritte im Herzen Zaida's gemacht habe, und begann den Freund zu beneiden, aber nicht lange hielt dieser Groll an, denn der Vater Zaida's zog, als beide Freunde entfernt waren, mit einer Schaar Bewaffneter nach Montenegro und führte seine für den Harem des Wesirs von Mostar bestimmte Tochter zurück. Als Stanko's Bruder den Rückkehrenden erzählte, was vorgefallen war, warfen sie einen furchtbaren Fluch auf Ahmed, ergriffen ihre Gewehre, zogen augenblicklich nach Klobuk und bald geschah dieß jede Nacht. Hier erhielt Stanko die Ueberzeugung, daß er nicht geliebt sey. Eifersucht, Schmerz und Rache nagten an seinem Herzen, und er der freie Sohn des Berges, wußte seine Leidenschaft nicht zu zähmen. Als er am Abend Zaida am Busen Jephrems ruhen sah, schlug er auf ihn an, dießmal aber schützte ihn sein guter Geist vor Mord, er eilte zurück nach Montenegro und hier forderte er seinen Freund zum Zweikampfe heraus, damit ihrer Freundschaft nicht gebrochen werde, wie er sagte. Den Ausgang wissen wir.

(Fortsetzung folgt.)

Zunahme des Postverkehrs in Frankreich. Nach dem Annuaire des Postes für 1844 betrug die Zahl der Postbureaux im Jahre 1820 1775, im Jahre 1830 1975 und am 1 Januar 1844 2776. Die allgemeine Einnahme der Posten betrug im Jahre 1821 23,892,698 Franken, im Jahre 1830 33,727,649 und stieg im Jahre 1842 auf 48,897,226. Die Zahl der Briefe, welche im Jahre 1821 nur 45,382,151 betrug, belief sich im Jahre 1830 auf 63,817,260 und im Jahre 1842 auf 99,282,163. Der Lauf der Malleposten wurde so sehr beschleunigt, daß z. B. die von Paris nach Lyon, wozu im Jahre 1814 noch 68 Stunden erforderlich waren, jetzt den Weg in 34 zurücklegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1844.

Englische Sports.

IV. Ballspiele.

Am wenigsten habe ich den Engländern bei ihrem außerordentlichen Enthusiasmus für die Ballspiele folgen können. Die Regattas begreifen sich, da die Uebung des Segel- und Rudergeistes eine treffliche Vorschule für die Marine bildet; die Pferderennen ebenfalls, da sie großen Einfluß auf die ganze Pferdezucht im Lande haben, selbst die nationale oder politische Wichtigkeit des Ringens, Laufens, Boxens ist verständlich, da hiedurch die Soldaten, Matrosen, vorgeübt werden. Auch liefern alle diese Arten von Spielen anziehende, das Interesse im höchsten Grade erweckende Schauspiele. Aber bei den Ballspielen, wo es immer nur darauf ankommt, die kleine Kugel in gewissen Richtungen zu werfen oder zu fangen, scheint der Zweck so unbedeutend und die Aufwendung von Kraft und Geschicklichkeit so gering, daß man nicht recht begreift, wie eine große Nation aus einer solchen kleinen, trivialen Sache eine so große Nationalangelegenheit machen und sich in so hohem Grade, wie wir dieß gleich unten zeigen werden, dafür interessiren konnte.

Daß die Ballspiele allerdings mit zu den anmuthigsten und heitersten und ästhetisch schönsten Spielen gehören, daß sie die Grazie und Gewandtheit des Körpers vorzugsweise entwickeln, können wir nicht läugnen, daher selbst Homer das bewegliche Ballspiel in vielen Versen besungen hat. Die schöne Königstochter Nausikaa übte mit ihren Genossinnen das Ballspiel und begleitete es mit Gesang. Alle Griechen achteten das Ballspiel in hohem Grade und vor allen die Spartaner; die Athenienser, die sinnigen und feinen Aesthetiker von Hellas, gaben sogar einem Ballspieler Aristonikos, der sich durch Kunst und Anmuth der Bewegungen hervorthat, das Bürgerrecht und setzten ihm Ehrensäulen. Unter den Königen war Alexander als Ballspieler ausgezeichnet, und unter den Dichtern und Schauspielern Sophokles, der in einem seiner Stücke die Ball spielende Nausikaa selber vorstellte. Auch bei den Römern war diese Uebung allgemein beliebt. Cato der ältere spielte noch an demselben Tage auf dem Marsfelde Ball, an welchem er sich vergebens um das Consulat beworben hatte. Auch die Kaiser Marcus Antoninus und Alexander Severus waren große Freunde dieses „Sports."

Und gewiß haben alle diese hohen Autoritäten vollkommen Recht, wenn sie das Ballspiel als eine angenehme und unschuldige Uebung betrachteten, besonders Nausikaa, wenn sie zu ihren munter in die Luft hinauf wirbelnden Globus lustig jauchzte und sang. Aber die Engländer nehmen diese Sache viel ernster, und machen aus ihren „cricket" und „racket" und „tennis" und „fives" fast eben so viel Wesen, als aus allen andern früher genannten Sports. Es gibt große cricket-matches, die das ganze Land oder doch wenigstens einen großen Theil desselben ebenso aufregen, wie ein Wettrennen von Doncaster, und dieses eben begreift der unbefangene Zuschauer nicht, denn es kommt dabei am Ende auf weiter gar nichts an, als daß ein lederner Ball ein paar in den Rasen gesteckte hölzerne Stäbchen umwerfe. Die Bälle knallen nicht wie die Kugeln und Büchsen beim Vogelschießen, brausen und bäumen sich nicht wie die Pferde beim Rennen, kurz es ist so wenig äußerer Prunk dabei, dazu sind auch gewöhnlich die Spieler so stumm und lautlos bei allen ihren Bewegungen, die Spiele selbst sind so außerordentlich componirt und fast gelehrt, daß, wenn man nicht ein tiefer Kenner ist, man von dem Hin- und Herlaufen der Spieler, von den groben Fehlern oder von ausgezeichnet schönen Coups, und endlich gar von dem Ausrufen des Siegers und seinen Ursachen durchaus nichts versteht.

Eine französische Dame, die einem englischen Ballspiele beiwohnte, fragte daher auch, nachdem sie eine Zeitlang zugeschaut hatte, wann das Spiel angehen sollte, als sie zu ihrer Verwunderung erfuhr, daß es schon vorbei sey.

Dazu behaupten auch noch die Engländer, daß das Spiel gerade dann am vollkommensten gespielt werde, wenn man am wenigsten davon, daß überhaupt ein Spiel vor sich gehe, bemerke. — Die verschiedenen Arten der Ballspiele sind außerordentlich mannichfaltig: pat-ball, hand-ball, racket-ball, bandy-ball, cricket, tennis, bowling und noch einige andere. Ihre Verschiedenheit besteht darin, daß der Ball entweder

bloß in die Luft oder gegen eine Mauer geworfen, entweder bloß mit der Hand oder mit einem hölzernen Instrumente geschlagen wird, daß ihm entweder ein aufgestecktes Ziel gegeben ist oder nicht, daß das Spiel entweder im Freien auf der Wiese oder in einem eingeschlossenen Gehöfte, oder in einem eigens dazu vorgerichteten Gebäude statt findet.

Es sind diese Spiele mehr oder weniger einfach oder zusammengesetzt, und werden entweder von den englischen Frauen um Ostern, um tansy-cakes (Wurmkraut-Kuchen), oder von den Männern um hohe Geldsummen, oder von den Kindern des bloßen Scherzes wegen gespielt. Die entschieden berühmtesten englischen Ballspiele sind aber: bowling, racket, tennis und cricket.

„Bowling" ist mehr ein Kugel-, als ein Ballspiel. Es wird in England mit großer Geschicklichkeit auf den schönen Rasenplätzen, die eigens dazu vorgerichtet werden, den berühmten „bowling-greens," gespielt. Karl I und Karl II und andere englische Könige waren ausgezeichnete „bowler." Doch versicherte man mir in England, daß es jetzt mehr aus der Mode gekommen sey. Auch ist das Spiel nicht so ausschließlich englisch; man sieht es auch überall in Frankreich und selbst mitten in Paris täglich auf allen öffentlichen Plätzen geübt. Auch haben wir in unserm deutschen Kegelspiel, zwar etwas verändert, dieses Spiel auf eine viel höhere Stufe der Entwicklung gebracht.

Bei dem „racket" wird der Ball mit einem Holze geschlagen und fliegt gegen eine Mauer; es sind dazu eigene „racket-courts" vorgerichtet. Dieselben bestehen alle in einer wo möglich einige 30 bis 40 Fuß hohen Mauer, die noch durch ausgespannte Seitennetze, durch welche der fliegende Ball aufgehalten wird, erhöht und erweitert werden. Die Mauer selbst sowohl als der Boden sind durch verschiedene Linien in mehrere Abtheilungen gebracht, deren Ueberschreiten durch den Ball dem Spieler entweder gewisse Vortheile oder Nachtheile bringt. Rund um den Hof herum sind Schoppen und amphitheatralische Sitze für die Zuschauer errichtet. Die Engländer sind so große Liebhaber dieses Spiels, daß sie selbst ihren Gefangenen in der Queens-bench erlaubt haben, sich in ihrem Gefängnisse einen solchen „racket-court" herzurichten.

Die gefangenen Schuldner betreiben das Spiel dort außerordentlich eifrig, und die kleinen, harten Bälle, welche dazu nöthig sind, die aus angefeuchteten Lederstreifen zusammengesetzt und vermittelst einer Maschinerie zu gehöriger Festigkeit comprimirt werden, verfertigt man in diesem Gefängnisse selbst. Ich fand dort einen Ballfabricanten, der mir versicherte, daß er selbst in Ost- und Westindien zahlreiche Abnehmer für seine beliebte Waare habe. — Es gibt auch noch mehrere solche „Courts" in London, die jedoch nur von den mittlern Classen besucht werden.

Auch „tennis" wird mit Schlägern (rackets) gespielt; es sind dazu eigene Gebäude vorgerichtet, die man „tennis-courts" nennt. Diese Räume haben gewöhnlich 96 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 30 bis 40 Fuß Höhe; in der Mitte derselben ist ein Netz aufgespannt, über welches der Ball hinüber fliegen muß gegen die gegenüber stehende Wand; auf den Seiten ist der Raum mit Galerien umgeben. Diese Galerien so wie der Boden und die Wände sind durch Linien und Nummern in gewisse Abtheilungen gebracht, die schon alle ihre besondern Namen haben, und die, wenn der Ball in sie hineinfliegt, dem Spieler entweder gewisse Vortheile oder gewisse Nachtheile bringen. Auch gibt es mit Netzen versehene Galerien für die Zuschauer. Ich sah einen solchen tennis-court in der Nähe des Schlosses von Hampton-Court; auch haben die englischen Herren zuweilen dergleichen auf ihren Landsitzen. Man erinnert sich dabei der griechischen „Sphairisteria" (Ballsäle), welche eine regelmäßige Abtheilung der griechischen Gymnasien waren.

Ohne alle Widerrede aber ist cricket das vornehmste und berühmteste aller englischen Ballspiele. Es ist vorzugsweise englisch und von diesem Lande aus auch in viele andere Weltgegenden übergegangen. Es ist das englische Ballspiel, und um diese Behauptung gleich im voraus auf eine etwas praktische Weise zu belegen, will ich nur bemerken, daß die englischen Journale der Beschreibung der unzählig vielen im Lande ausgeführten cricket-matches in der Regel fast ebenso viele ihrer langen Columnen widmen, als den Wettrennen und den Wasserfreuden.

Die Hauptcourtseason für das Cricketspiel sind die Monate August und September. In dem einen der Journale aus dieser Zeit sah ich nicht weniger als 68 verschiedene cricket-matches (alle aus einer Woche) beschrieben und besprochen. So wie die turfs von Doncaster und Newmarket für die racing-fancy, so wie die Themse für das rowing-public, so wie die Gewässer bei der Insel Wight für die aquatic-world, so ist Lords Cricket-ground in der Nähe von London für die cricketing-world der Hauptschauplatz.

Die Haupt-Cricket-Matches werden auf diesem Platze gespielt, und sie setzen die halbe Metropolis in Bewegung. Uebrigens hat auch natürlich jede Stadt des Königreichs und jede Schule, jedes Dorf seinen eigenen Cricket-ground. Durch das ganze Land sind Cricket-Clubs formirt, und so viele Clubs es auch in England für alle möglichen Zwecke gibt, so glaube ich doch, daß die Cricket-Clubs die zahlreichsten von allen sind. Nicht nur sind die Hauptliebhaber des Spiels in jeder Grafschaft zu einem Grafschafts-Club zusammen getreten, z. B. der Kent-Club, der Hants-Club u. s. w., nicht nur hat jede Stadt ihre eigenen Clubs, z. B. der Dudley-Club, der Westminster-Club, der Packham-Club, sondern es sind auch die Dorfprediger geschäftig, unter der Jugend ihrer Dörfer solche Clubs zu bilden, um sie am Sonntage vom pitch and toss und andern solchen schlechten Hazardspielen abzuhalten und ihnen für jenes edlere Vergnügen Geschmack einzuflößen. — Von diesen Dorf-Clubs unter den Bauern steigt die Scala hinauf bis zu den königlichen Clubs (z. B Royal Clarence-Club), an denen nur die „Gentlemen" und „Wealthy" Theil nehmen, und es ist kein Sport in Eng-

land zu finden, der so bei allen Classen von der obersten Rahmschicht bis zu der untersten Grundsuppe herab populär wäre.

Das Spiel wird von zwei Parteien zu 11 Spielern gespielt, und diese eilf treten während des Spiels in eine Art von freundschaftlicher Brüderschaft. Auch die Antagonisten hetzen sich dabei nicht zu solcher Feindseligkeit, wie beim Ringen, Boxen; auch sind dabei nicht solche Betrügereien möglich, auch die Gewinnsucht wird nicht wie bei andern Spielen dabei so aufgeregt, und es ist daher in diesen Beziehungen eines der edelsten und wohlthuendsten Spiele und besonders geeignet zu Erregung wohlwollender Gefühle, zu Veranlassung freundschaftlicher Berührungen zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft.

Die Bevölkerung eines Dorfes spielt gegen die des andern — die Herren einer Grafschaft gegen die der andern (z. B. Middlesex gegen Norfolk), ein Club gegen den andern (z. B. Clagham-Club gegen Hornsey-Club); zuweilen spielt auch eine Grafschaft gegen ganz England (z. B. Kent against all England), d. h. daß die besten Spieler von Kent wünschen, daß auch eilf beste Spieler von ganz England zusammen kommen möchten, um mit ihnen zu streiten. Die Grafschaft Kent scheint besonders ausgezeichnet im Cricket zu seyn, wenigstens hört man die Gentlemen von Kent oft loben und Hrn. Bilch, „den Löwen von Kent" („the lion of Kent"), und Hrn. Minn, „den großen Mann von Kent" („the great man of Kent") häufig erwähnen.

Einige scheinen eine förmliche Profession aus dem Cricket zu machen, wenigstens hört man oft von „Professional Gentlemen", von „Players" und von „Amateurs" reden. Die „Amateurs Gentlemen," Esquires sowohl als Honourables darunter, halten es nicht unter ihrer Würde, zuweilen mit den „Players" öffentlich und unter dem Zulaufe von vielen Tausend Zuschauern aufzutreten. Ich möchte wissen, was unsere deutschen hohen Herren dazu sagen würden, wenn man ihnen so etwas anmuthen wollte.

(Schluß folgt.)

Wölfe in Indien.

Davidson erzählt in seinen Adventures in Upper India folgendes. „Die Nachbarschaft von Muegaon in Bundelcund ist stark von Wölfen heimgesucht, deren Vernichtung ein leichtes wäre, denn sie wohnen in Schluchten um die Dörfer her, die völlig zugänglich sind, und eine kleine Summe, die man den Kandschars gäbe, würde den Zweck erreichen, aber man gibt diese Kleinigkeit nicht. Man rechnet, daß in der Stadt Agra (eine der bedeutendsten im Innern des Landes) jährlich 200 Kinder von Wölfen zerrissen werden. Man hat alles mögliche gethan, um die Bewohner zu größerer Wachsamkeit anzufeuern und hat Preise auf jeden Wolfskopf gesetzt, aber die Eingeborenen halten die Wölfe für eine besondere Geißel des Himmels und deren Vernichtung für gottlos."

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Gewohnt, die Felsenmauern seiner Heimath zu ersteigen, kletterte Jephrem leicht die hohe Mauer hinan, welche den Garten und das Haus Ahmeds umgaben, und eilte nun nach dem sicher verschlossenen Harem. Die Fenster des Gebäudes waren vergittert, und jetzt auch im Innern wohl verschlossen. Rund um das flache Dach lief ein hohes Geländer, das aber den oben Umherwandelnden die Aussicht auf diese Seite nicht verwehrte. Es sind diese Dächer der gewöhnliche Spaziergang orientalischer Frauen, damit die Nichtgesehenen doch sehen können. Auf dieser Terrasse stand eine weibliche Gestalt, deren Bewegungen und Zartheit der Glieder Jugend und Gewandtheit verriethen, und deren Gesicht nach orientalischer Sitte mit einem Schleier bedeckt war. Sie stand über das Geländer gebeugt und horchte auf jedes Rauschen der Blätter, auf jede Bewegung des Vogels im Nest. Da rauschte Jephrems leichter Schritt im Grase, die Frauengestalt beugte sich nieder und ihr Ohr täuschte sie nicht mehr. Jetzt trat Jephrem aus dem Gebüsch hervor, freudig schlug sie die Hände zusammen und warf den Schleier zurück. Der Mond ergoß gerade sein Licht auf ihre Züge, und der Montenegriner schaute, wie geblendet, in das schöne Gesicht Zaida's; sie winkte ihm freundlich mit der Hand, und Jephrem schritt ohne Zögern zu der nächsten Cypresse, deren Gipfel über die Terrasse sich hinbog. Die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der er den glatten Stamm hinaufstieg, zeigten deutlich, wie gewohnt ihm der Weg war, der ihn in die Arme der Liebe führte.

„Rette mich, Geliebter," unterbrach Zaida die Ergießungen seiner Liebe.

„Was ist dir geschehen, Licht meines Lebens!" rief Jephrem etwas laut.

„Stille!" flüsterte Zaida, — der Wesir von Mostar, — möge ihn Eblis verderben, hat den Beg Osman von Zwornik *) gesendet, daß er mich morgen nach seinem Harem geleiten soll."

„Das wird nicht geschehen," fuhr Jephrem auf und sein Gesicht glühte; er drückte die Geliebte fester an sein Herz.

„Ja, mein Geliebter, es soll nicht geschehen; ich fliehe mit dir, dein Vaterland soll auch das meinige seyn."

„Zaida!" rief Jephrem, „die Freude macht mich stumm."

„Zweifelst du, Geliebter! schon habe ich alles vorbereitet, ich habe die Schlüssel zum Hause und zum Stall."

„Zu was Ende?"

„Daß wir leichter entkommen, wenn sie uns verfolgen. Glemja fliegt wie der Pfeil, hole dieß Roß, leicht wirst du es erkennen, es ist weiß wie Schnee und sein Auge frisch wie das einer Gazelle."

Jephrem schwieg.

„Was bedenkst du dich?" fragte Zaida; „eilen wir lieber fort von hier," fuhr sie fort, und faßte Jephrem an der Hand.

„Zaida," sagte dieser und hielt das Mädchen an, „der Berg nimmt keine Ungläubige auf."

Das Mädchen erbleichte und heiße Thränen flossen ihr über die Wangen. Allah! rief sie, und richtete ihre Augen auf den Jüngling mit einem Blick, in dem sich Kummer und Vertrauen malten. „Höre,

*) Bekannt als der Vermittler des Friedens zwischen dem Wesir der Herzegovina und dem Wladika von Montenegro im Jahre 1843.

mein Geliebter," flüsterte sie leise, „du hast den Säbel an der Seite, tödte mich, nach Mostar gehe ich nicht."

Jephrem warf sich zu ihren Füßen, küßte ihre Hände und bat sie inständig sich taufen zu lassen.

„Ja," rief das Mädchen, bei der jetzt Leben und Sprache zurückkehrte, „denn Gott ist auch mein Gott!"

Jephrem sprang auf: „gib Acht, mein Engel," sprach er feierlich. „Du mußt glauben an Gott den Vater, der Himmel und Erde gemacht hat."

„O Allah!" erwiederte das Mädchen, und legte die Hände auf die Brust.

„Du mußt glauben an Jesus Christus," fuhr der Jüngling in der Bekehrung der Mohammedanerin fort.

„Ja, ja," versicherte das Mädchen.

„Und an den heiligen Geist," predigte Jephrem weiter.

„Ich glaube, Geliebter, ich glaube."

„Und an die heilige Mutter Gottes," fuhr der ungeschickte Lehrer fort.

„Glaubst du das, mein Leben? dein Glaube ist auch der meinige."

Jephrem schloß die neue Christin in die Arme. „So, Zaida, jetzt hindert nichts mehr unser Glück, offen ist uns der Weg in meine Heimath, — wir wollen fliehen."

„Ja, wir wollen fliehen," setzte Zaida freudig hinzu, „aber vorsichtig, mein Lieber, bis wir auf dem Felde sind, dann mögen sie dem Adler folgen bis zum Balkan. Es ist Schade, daß Stanko nicht hier ist; wo hast du deinen Freund gelassen?"

„Wir werden ihn unterwegs finden," entgegnete Jephrem finster, und schwang sich über das Geländer. Mit der Rechten umfaßte er den Baum, mit der Linken Zaida, und so theils mit den Füßen, theils mit der Hand sich haltend, ließ er sich an dem Baum hinab. Schen schmiegte sich Zaida an ihn, schlang die Arme um seinen Hals und schloß die Augen, um die Tiefe unter sich nicht zu sehen. Glücklich kam Jephrem mit seiner theuern Last hinab, aber von der gewaltigen Anstrengung ermattet, mußte er einige Augenblicke stehen bleiben. Zaida verbarg ihr Haupt an seiner Brust und weinte still.

„Was ist dir, Licht meines Lebens?" fragte Jephrem zärtlich.

„Ich dachte an meinen Vater, — aber er will mich nach Mostar senden, darum muß ich ihn verlassen, — meine Seele ist ruhig," sagte das Mädchen, indem sie eine Thräne aus ihren Augen wischte, „ich bin bereit dir zu folgen." Sie faßte Jephrem an der Hand und beide wanderten miteinander an der Frauenwohnung vorbei nach dem geräumigen Hofe, dessen eine Seite der lange Pferdestall einnahm, während auf der andern Seite die prächtige Behausung Ahmeds und die Wohnungen seiner Leibdiener und Knechte sich befanden. Zaida zog aus ihrem Gewand zwei Schlüssel hervor, gab einen davon Jephrem und wies auf den Stall. „Vergiß nicht die schneeweiße Giemza," flüsterte sie ihm nochmals ins Ohr. Mit leisen Schritten näherte sich Jephrem dem Stall, vorsichtig schloß er auf, aber das Knarren der Thüre weckte den im Stall schlafenden Bulgaren.

„Wer ist da?" fragte der Bursche, als er den frischen Wind im Gesicht verspürte. Jephrem drückte sich nieder an die Wand, aber der aufmerksame Bulgare hatte ihn schon entdeckt. „He!" rief er, — „Montenegriner!" Mehr konnte er nicht hervorbringen, denn Jephrem war bereits auf ihn zugesprungen, hatte ihn an der Kehle gepackt und würgte den Unglücklichen. Erschreckt eilte Zaida herbei. „Schnell, schnell," sagte sie, „dieser Mensch wird das ganze Haus aufwecken." Rasch reichte sie Jephrem den an der Mauer hängenden Steigbügelriemen, dieser band den Bulgaren, knebelte ihn und sattelte dann das weiße Roß, während Zaida eilte, das große Thor zu öffnen, das aber stark in seinen Angeln knarrte.

„Maschallah! man hört Stimmen auf dem Hofe. Was macht ihr Bursche?"

„Der Prophet schütze uns!" rief Zaida, und sprang erschreckt zu Jephrem hin, der das Pferd auf den Hof herausführte; „das ist mein Vater."

„Wer da?" rief Ahmed; „auf Bursche, packt ihn. Halt! — wer da!"

„Montenegro!" rief Jephrem, indem er sich aufs Pferd schwang, Zaida zu sich aufs Pferd nahm und zum Thor hinausjagte.

Aus dem Schlaf aufgeschreckt rannten Diener in den Hof, und auch Osman Bey eilte herab; die Flüchtlinge hörten noch hinter sich den Lärm und das Geschrei, und bald schlug auch der Klang der nachjagenden Rosse an ihre Ohren. Giemza bemühte sich, das Lob, welches ihr Zaida gespendet, zu verdienen, aber unter der doppelten Last schwanden seine Kräfte immer mehr, und der Raum zwischen den Verfolgern und den Verfolgten wurde immer kürzer und kürzer. Als sie an den Hohlweg von Grahowo gelangten, waren die Verfolger kaum mehr hundert Schritte von ihnen entfernt, und Jephrem erkannte, daß ihm nichts mehr übrig sey, als zu fechten und zu sterben. Ahmed und Osman waren weit vor den andern voraus, und schon dachten sie die Flüchtigen zu erreichen, als von oben herab in den Hohlweg ein Schuß fiel. Ahmed schrie auf und sank vom Pferde. Alsbald verstummte auch der Lärm der Verfolger.

„Das ist Stanko!" sagte Jephrem zu dem Mädchen, die, in diesem Augenblick bewußtlos, nicht gewahr wurde, daß ihre Flucht wahrscheinlich ihrem Vater das Leben gekostet habe. Nur die Stimme ihres Geliebten weckte sie. Nicht wenig erstaunte sie, daß der Lärm der Verfolger schwieg, daß sie vielmehr augenscheinlich im Galopp zurückeilten.

„Allah! was ist das?" rief sie; „wer hat geschossen?"

Jephrem gab keine Antwort, sondern blickte starr nach dem Felsen hinauf, wo er den Freund im Zweikampf getödtet hatte. Der Mond goß seine letzten Strahlen auf diese Stelle: hier kniete Stanko, mit dem Arm auf den Boden gestützt, von einer Blutlache umgeben, während in glänzenden Tropfen das letzte Blut aus seiner Brust herabfloß. Zu seinen Füßen lag das Gewehr, womit er, seine letzte Kraft zusammenraffend, seinen Freund und seine Geliebte befreit hatte; er schaute auch jetzt noch nach der Geliebten, aber bald strömte sein Blut von neuem, er beugte sich zur Erde und rief noch mit fester Stimme: „Zaida!" Jephrem sah, wie ihn der Tod krampfhaft umfaßte.

„Wer hat gerufen?" schrie Zaida, als sie so unerwartet mit einer so das Innerste durchdringenden Stimme ihren Namen rufen hörte, blickte den Felsen hinauf und erschrack noch mehr. „Hu — wer ist dort?"

„Stanko," sagte Jephrem, indem er das Pferd ablenkte.

„Stanko?" rief das Mädchen. — „Stanko!" wiederholte sie. „Ist er für uns gestorben?"

„Frage nicht, Zaida," entgegnete Jephrem, indem er dem Pferde den Zügel schießen ließ.

„Eblis stand an der Schwelle von Montenegro," sagte das Mädchen düster, und hüllte sich enger in ihren Schleier.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1844.

Nachricht über einige Reisen im Petschora-Gebiet.

Der Akademiker Köppen theilt in der Versammlung der Petersburger Akademie vom 17 November einige Nachrichten über einen jungen Reisenden, Namens Latkin, mit, der auf einer Reise in das Gebiet zwischen Ob und Petschora mit mehrern gelehrten Reisenden zusammentraf, deren Bemühungen zum Beweise dienen können, welche Aufmerksamkeit man gegenwärtig in Rußland jenem wenig bekannten Gebiet schenkte. Wir geben nachstehenden Auszug.

„Bei dem hohen Interesse, welches in der neuesten Zeit der Norden des europäischen Rußlands in vielfacher Hinsicht erweckt hat, darf wohl jeder Beitrag zur genauern Kenntniß jener Gegenden, ja selbst jede Nachricht über dortige Reisende willkommen geheißen werden. Um so mehr aber muß dieß der Fall seyn, wenn es eine Landstrecke betrifft, die seit Jahrzehnten von keinem wissenschaftlichen Forscher besucht wurde. Dieß gilt denn auch von dem Gebiete der obern Ussa und den Quellen der zum Obschen Flußsysteme gehörenden Ssob. Die noch heutzutage in der Erinnerung der Bewohner jener Region fortlebenden und Epoche machenden Untersuchungen und Nivellements des Ingenieurs Popow, welcher im Jahre 1806 dahin gesandt war, *) sind bis auf die gegenwärtige Zeit das beste, was wir über die Wasserscheide der Petschora und des Ob im höchsten Norden wissen. Von den neuern Reisenden, die seit dem J. 1839 jene Gegenden betraten, und die ich hier der Kürze wegen nur in alphabetischer Ordnung nennen will: v. Baer, Blasius, W. Boethlingk, Castrén, Durocher, Graf Alex. Keyserling, Paul v. Krusenstern, Baron Alex. v. Meyendorff, Lönnrot, Middendorff, Murchison, Fr. Parrot, Reinecke, Robert, Ruprecht, Schrader, Schrenk, Ssawelsjew, Ziwolka und einigen vom Ministerium der Reichsdomanen in die nördlichen Gouvernements geschickten Agronomen, hat meines Wissens keiner den Ural in so hohem Norden erreicht und zugleich überstiegen, wie dieß jetzt ein Kaufmannssohn aus Ust-Ssyssolsk, Namens Latkin, gethan. Da ich Hrn. Latkin als einsichtsvollen Agenten eines unter dem Namen der „Petschora-Compagnie“ zu bildenden Vereines zu Anfang des vorigen Jahres kennen gelernt hatte, und er mich jetzt wieder besuchte nach seiner Rückkehr von der Wasserscheide der Petschora und des Obs, wohin ihn die Idee einer Verbindung beider Flüsse führte, so forderte ich ihn auf, mir über seine Reise eine Notiz mitzutheilen.

„W. N. Latkin war am 13 Junius von St. Petersburg abgegangen und verließ Ust-Ssyssolsk am 29 Junius. Aus dem 172 Werst von dieser Kreisstadt des wologda'schen Gouvernements entfernten Kirchdorfe Ust-Kuloma ritt er über den posdegodschen Wolok *) zum Kirchdorfe Posdeg, von wo er auf einem Boote die Wytschegda hinauf ging bis zum Kirchdorfe Pomosdino (250 Werst hinter Ust-Ssyssolsk). Um über den Petschora'schen Wolok zu kommen, mußte Latkin gegen 75 Werst reiten und von da etwa noch einmal so weit, den Weg durch eine überall mehr oder weniger sumpfige Gegend im Laufe von zwei Tagen zu Fuß zurücklegen. Nun ging er vom petschora'schen Pogost zu Wasser (vom 11 Jul. an) die Petschora hinab bis zur Mündung der Ussa, **) die er am 17 Jul. erreichte. Von der Mündung des Ssoplaß aus besuchte Latkin während dieser Fahrt den 8 Werst davon entfernten Schleifsteinberg. Nachdem er in Begleitung eines jungen Ssamojeden, der als Kind mit seinen Eltern an den Uebächen der Ussa und der Ssob nomadisirt hatte, die Ussa etwa 500 Werst hinaufgegangen war, kehrte er am 25 Jul.

*) G. J. Gh. Stuckenbergs Beschreibung aller im russischen Reiche schiff- und floßbaren Canäle (St. Petersburg 1841. 8.) S. 298, 302 f.

*) Wolok bedeutet eine Gegend, wo Boote zu Lande von einem Flusse zum andern transportirt werden. Hr. Stuckenberg übersetzt dieß durch „Schleppweg“ (franz. portage).

**) Ungefähr 800 Werst von der Mündung der Petschora. Von hier an können im Sommer, selbst zur trockensten Zeit, 7 bis 8 Fuß tief gehende Fahrzeuge ungehindert ihren Weg nehmen; höher hinauf bis zur Jakschinschen Anfuhrt im Tscherdynschen Kreise des Permschen Gouvernements (1350 Werst über der Mündung der Petschora) kann durchgehends nur auf 5 Fuß Tiefe gerechnet werden.

ab in den Jelez,*) und Tags darauf war er am Uralgebirge. An der Mündung des Jelez hatte Latkin Bauern von der Jshma gefunden, die des Fischfanges wegen dahin gegangen waren, und einer von ihnen entschloß sich sein Führer zu seyn. was er jedoch seiner schwachen Gesundheit wegen nicht genügend auszuführen vermochte, als es darauf ankam zu Fuß zu gehen. Am 27 Julius, wo Latkin den Jelez nicht weiter hinauffahren konnte, machte er sich zu Fuß auf den Weg zu den Seen, welche sich auf der Wasserscheide der petschora'schen und ob'schen Flußsysteme befinden.

„Diese erreichte er nach einer Tour von ungefähr zwanzig Werst; sie befinden sich in einer Vertiefung und die dem Ob zufließende Ssod' nimmt ihren Anfang in der Nähe von einem dieser Seen. Hier hatte Latkin gehofft nomadisirende Ssamojeden vorzufinden und mit diesen, auf Rennthieren, bis zum Ob zu gehen; doch die Ssamojeden waren davongezogen in den nördlichen Theil des großen Ssamojeden-Landes, welches vom Eismeere, der untern Petschora und der Ussa begränzt wird. Nachdem er diese Seen, von denen einer bedeutend größer ist als alle übrigen, gleichwie die nahe gelegenen Quellen der Ssod' kennen gelernt hatte, kehrte er heim. — Im Koiwa'schen Pogost fand Latkin den nordischen Sprachforscher Castrén, einen gebornen Finnländer, der an der Zylma und Jshma leicht hätte Gefahr laufen können mißhandelt zu werden, — da schon vor seinem Erscheinen daselbst durch Leute aus Tscherdyn die bevorstehende Ankunft eines Schwarzkünstlers verbreitet war. Einem Bauer waren Späne, einem andern sein Rennthierpelz vom Ofen gefallen, bei einem dritten bewegte sich das Wasser im Fasse .... ja es wurde der Geistliche gerufen, welcher, trotz seiner ruhigen Fassung, das Wasser (bei schwankender Diele) noch in Bewegung sah; ... kurz es mußte sich der Gehülfe des Bezirkchefs ins Mittel legen, und, wie es heißt, zur Beruhigung der Einwohner den Thatbestand zu Protokoll nehmen! — Castrén hat die Absicht seine Reise fortzusetzen, um zu den Trans-Ural'schen Ssamojeden zu gehen. Er glaubt nicht vor vier Jahren fertig zu werden und will dann eine syrjänische und eine samojedische Grammatik ausarbeiten.

„Nachdem Latkin die Petschora, auf der Ussa, wieder erreicht hatte, ging er solche hinab bis zur Mündung der Jshma und der 60 Werst weiter in die Petschora mündenden Zyl'ma, dann noch weiter hinab bis zum Dorfe Pylemez, von wo er nur 30 Werst zu Lande nach dem nicht fern vom Eismeere gelegenen Kirchdorfe Pußtosersk zu machen hatte, während sein Fahrzeug den Strom weiter hinabging. Am 13 August erreichte er die Dörfer Ustje und Telwißka und Tags darauf zu Wasser die Dörfer Nikitiza und Kuja (dieß ist das letzte am rechten Ufer der Petschora gelegene Dorf von Bedeutung, da das sieben Werst niedriger befindliche Pojlowo nur aus einigen Häusern besteht). Latkins Wunsch zu dem 70 Werst von Kuja entfernten bolwanow'schen Vorgebirge zu gehen, konnte wegen der Wetterveränderung nicht erfüllt werden. Von Kuja kehrte er also zurück zur Zylma, die er hinauf und hinab fuhr, wozu sieben Tage (vom 22—29 August) angewandt wurden. Während Latkin noch im Kirchdorfe Ust'-Zylma (Zylmamünde) war, kamen dahin (am 5 Sept.) auch der Graf Alexander Keyserling und der Capitän-Lieutenant Paul v. Krusenstern, von denen der erstere als Geognost reiste, der andere aber besonders die geographische Lage merkwürdiger Punkte astronomisch zu bestimmen bemüht war. Mit diesen gelehrten Reisenden ging Latkin zuerst die Petschora und dann die Jshma hinauf, bis zur Mündung der Uchta. Der Graf ging von da die Uchta aufwärts, um von ihr aus mit seinem Fahrzeuge zu Lande über den Wolok in den Wym hinüber zu setzen. Hr. v. Krusenstern aber und Latkin verfolgten die Jshma und kamen zum Tscher, von der sie zu Lande ebenfalls mit ihren Fahrzeugen in den wytschegod'schen Tscher herübergingen, und dann die Wytschegda hinab nach Ust'-Ssyssolsk gelangten, wo sie den 5 October ankamen."

*) Hr. Stuckenberg gibt, vom Einflusse der Jelez in die Ussa, bis zur Mündung dieses letztern Flusses 450 Werst an, was wohl genauer seyn dürfte (s. Ebend. S. 302).

Englische Sports.

IV. Ballspiele.

(Schluß.)

Bei solchen großen Matches, wie z. B. „Kent against all England," die oft eine ganze Woche hindurch dauern, kommen dann die Liebhaber, wie bei den Wettrennen, von allen Seiten zusammen. Die „Cricket-Grounds" werden besonders dazu vorgerichtet. Große Schoppen und Speisesäle werden dazu hergestellt, Musikbanden für die Woche gemiethet und die „Great-Men" und die „Lions" diniren und bankettiren hier nach beendigter Arbeit, und lassen sich von den zahlreich versammelten Damen feiern, und die Eleganz, Präcision, Kraft und Wissenschaftlichkeit, mit welcher sie spielen, loben.

Wetten fehlen natürlich auch nicht dabei. Tausende werden auf die „good men of Kent," Tausende auf „all England" verwettet. Wie die römischen Kaiser große Freunde des Ballspiels waren, so waren auch fast alle englischen Könige bis auf Wilhelm IV herab gute „Cricketers" und figurirten zuweilen selbst auf dem Turf als bads-men und fields-men.*)

Auch ist es merkwürdig, daß das Cricketspiel, so wie alle andern englischen Sports erst in der neuern Zeit zu einer so außerordentlichen Entwicklung gelangt ist. Die Annalen des Cricket reichen fast alle nur bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts hinauf. Wie verschiedene andere brittische Sports ist es mit den Engländern in alle Welttheile gewandert, und neuerdings auch, wie viele andere Moden jener Insel, in Frankreich nachgeahmt worden.

Am besten habe ich bei der ganzen Sache die Trefflichkeit der Composition des Balls verstanden. Diese „Cricket-Balls" sind größer als die beim racket, und haben ein festgesetztes

*) Einige der verschiedenen Rollen, welche die eilf Spieler beim Cricket übernehmen.

Gewicht; sie sind so vortrefflich gearbeitet, so elastisch, so fest und dauerhaft, so vollkommen rund, wie Billardkugeln. Der gewöhnliche Preis eines solchen Balles steigt bis zu 2 Thaler hinauf und für sie wie für Erzeugung so vieler andern Dinge ist England das einzige Land.

Vom Spiele selbst, von seiner Zusammensetzung und der dabei vorkommenden verwickelten Berechnung habe ich, ich muß es aufrichtig gestehen, fast gar nichts verstanden. Uebrigens sind dabei auf der Seite jeder Partei drei kleine Stäbe (wickets) lose in den Rasen gesteckt, deren Umwerfung durch den Ball dem Gegner Nachtheile bringt, und die daher von den eilf Spielern auf verschiedene Weise vertheidigt werden. Jeder Spieler hat dabei seine Rolle und seinen besonderen Namen. Die Engländer verweisen den Unwissenden zu seiner Belehrung auf eine Menge von Werkchen und Tractätchen, die von diesem Spiele handeln: „the principles of scientific cricket,“ — „remarks on the theory and practize of cricket.“ *) Wenn aber meine Leser einmal etwas lesen wollen, wovon sie, obgleich es in deutlichen Worten gedruckt dasteht, nicht eine Sylbe verstehen, so müssen sie einige Columnen über das Cricketspiel in den englischen Journalen durchlesen, aus denen man nicht klüger wird, als hätte man die Hieroglyphen aller vier Seiten des Obelisk von Luxor durchstudirt.

Was versteht selbst einer des Englischen Kundigen z. B. von folgenden Zeilen, welche die Beschreibung eines Cricket-Spiels zwischen den HH. Mynn, Bilch, Lilly ꝛc. enthalten sollen: At the entering of the field Mr. Mynn lovered over the wicket of Mr. Lilliwhigt: the first wicket down and no run. On Mynn packing in his pat, Bilch bowled to Tean who sent the first bowl away to the leg for one; Mynn played at a bowl to the off and it fell into the hands of Mr. Mynn at the short slip. The former made one by a tip to the off, when he was obliged to carry out his pat, the innings terminating for 82; Mr. Mynn bowling 128 balls (45 runs were obtained) — Mr. Bilch 64 (15 runs were scored) — Turtle 252 etc. und so ins Unbegreifliche fort.

*) Auch die Griechen haben eigene Werke über ihre Ballspiele geschrieben, so z. B. ein gewisser Antyllos.

Der Prairie-Vogel.

Die Neigung der Schriftsteller und Leser für Abenteuer unter Indianern auf den weiten Prairien Nordamerika's scheint mit aller Nahrung, die sie durch Cooper und Irving erhalten hat, noch immer nicht getilgt. Hr. Murray, Verfasser einer Reise in Nordamerika, hat gleichfalls die Dichtung mit der Wirklichkeit zu verbinden gesucht, scheint aber kein großes Glück machen zu sollen, indem das Werk in manchen Theilen sehr an Weitschweifigkeit und Wiederholungen leidet. Der Verfasser scheint für eine künstlerische Behandlung des Stoffes keineswegs geeignet, denn ihm fehlt das Talent die Ereignisse nach und nach sich entwickeln zu lassen, und man sieht gleich im Anfang, welchen Ausgang die Erzählung nehmen soll. Trotz dieses entschiedenen Fehlers sind doch einige Charakterzeichnungen, namentlich die Schilderung der wunderbaren Schlauheit, Beobachtungsgabe und des Stoicismus der Rothhäute sehr interessant. Die Geschichte spielt am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts hauptsächlich auf dem dark and bloody ground, wie das Hinterland Virginiens (jetzt Kentucky und Ohio) damals häufig genannt wurde. Der Stoff ist immer reich und wird lange noch nicht erschöpft seyn, es bedarf aber einer größern Künstlerhand als die Murray's, um die Sache, die man schon so oft gehört, immer wieder genießbar zu machen. Hrn. Violets Abenteuer, augenscheinlich eben so „Wahrheit und Dichtung“ wie der „Prairie-Vogel,“ ist weit ansprechender.

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Der Wladika hielt sich damals in Umatsch auf, und dorthin beschloß Jephrem mit seiner Geliebten zu ziehen, ehe er noch sein eigenes Haus besuchte. Wer sie auf der Reise sah, betrachtete sie mit Staunen, die Männer beneideten Jephrem, die schönen stolzen Mädchen Montenegra's beneideten Zaida, die Alten lobten Jephrem, daß er so tapfer seine Beute geraubt aus dem Hause des Feindes, wie es einem guten Montenegriner zukäme, die Mütter aber warfen dem Jüngling etwas bitter vor, daß er eine Fremde den einheimischen Mädchen vorziehe, immerhin aber erregte die Sache ein solches Aufsehen, daß er mit einem zahlreichen Gefolge in Umatsch anlangte.

„Herr,“ sprach Jephrem, als er mit seiner Geliebten zum Wladika trat und sich ehrfurchtsvoll, aber stolz verneigte, — „ich habe mir eine Braut mitten aus den Feinden geholt; sie will die Mutter neuer Kämpfer seyn, damit der Berg nicht unter das Joch der Ungläubigen falle.“

„Was sagst du, Jephrem,“ entgegnete der Wladika, „dieß Mädchen ist ja selbst eine Ungläubige.“

„Sie glaubt an Gott den Schöpfer, an Jesus Christus, den heiligen Geist und die allerheiligste Jungfrau,“ sagte Jephrem; „der Pope wird sie taufen und das heilige Kreuz machen lehren; was willst du weiter, Herr?“

„Sprich, Mädchen,“ wandte sich der Wladika jetzt an Zaida, „ist es wahr, daß du dich zum wahren Glauben wenden willst?“

„Was Farys *) glaubt, glaube auch ich,“ flüsterte Zaida.

„Hm,“ meinte der Wladika, „das ist alles gut, aber —“ hier wandte er sich wieder an Jephrem, — „warum hast du unsere Mädchen verschmäht und eine Braut unter den Feinden gesucht?“

„Ei, Herr,“ sagte Jephrem stolz, „ich wollte nicht dulden, daß eine solche Schönheit dem abgelebten Wesir von Mostar zu Theil werde, — sieh' selbst.“ Mit diesen Worten schlug er den Schleier vom Gesicht Zaida's zurück, welche, da sie zum erstenmal vor so vielen Männern ihr Gesicht unverschleiert zeigte, hoch erröthete. „Ist der neue Mond schöner als Ahmeds Tochter?“

Die jungen Männer jauchzten laut, die Alten priesen die Schönheit Zaida's, welche weinend ihr Gesicht an Jephrems Brust verbarg.

„Du hast Recht, Jephrem!“ riefen seine Mitkämpfer; „erfülle seinen Wunsch, Herr,“ sagten sie zum Wladika gewandt, der, um das Wohl seiner Landsleute besorgt, die traurigen Folgen erwog, welche diese Entführung haben konnte. Ein Blick auf das Volk aber überzeugte ihn, daß hier Widerstand vergeblich sey, denn oft muß der

*) Bei den Türken der erste Held, der Achilles.

Wladika nach des Volkes Wunsche handeln und sich nach der Laune desselben richten. Und augenscheinlich wagte er hier nicht ihm entgegen zu handeln.

„Das ist alles gut, meine Lieben,“ sagte er zum Volke sich verbeugend; „ich bin mit euch einerlei Ansicht, aber zuvor soll mir Jephrem noch eine Frage beantworten.“

„Sprich, Herr, sprich,“ riefen die Montenegriner und klatschten dem Wladika Beifall.

„Hast du auch bedacht, Jephrem,“ so wandte sich der Wladika zu dem Bittenden, „daß der Wesir von Mostar diese Entführung seiner Braut an Montenegro rächen wird. Sind deine Landsleute schuldig, für dich zu leiden?“

„Ei, Herr,“ entgegnete Jephrem, „einer für alle und alle für einen, so haben es die Montenegriner gehalten. Wir wollen die Türken schlagen, sie mögen nur kommen. Wir machen Beute, und unsere jungen Leute sind einmal wieder munter. Nicht wahr, Brüder?“ mit diesen Worten wandte er sich an die Versammlung.

„Das ist wahr,“ riefen die Montenegriner, „sonst ist es gar zu still auf dem Berg; wir müssen Kurzweil haben.“

„Nun, das wird es geben,“ sagte endlich der zur Einwilligung genöthigte Wladika. „Zaida, Ahmeds Tochter, du sollst frei seyn auf Montenegro.“ Damit übergab er sie Jephrem und stellte sie unter den Schutz des ganzen Volks.

„Du bist ein tüchtiger Bursche, Jephrem,“ sagten die Alten; „unsere Kinder auch,“ riefen andere.

Die Jünglinge umgaben jetzt Jephrem, die Mädchen Zaida, der Pope taufte sie, und sie bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze. Jephrem machte Anstalten zur Hochzeit, der Wladika aber überlegte, wie er sich der Türken erwehre, da er die Schuldigen nicht zu strafen wagte.

Am Tage nach der Hochzeit trat Stanko's Bruder Iwan über die Schwelle Jephrems und sprach: gelobt sey Gott der Herr!

„Und Jesus Christus!“ dankte Jephrem, indem er neben Zaida sich erhob und dem Eintretenden entgegentrat.

„Und der heilige Geist!“ fügte Iwan hinzu, indem er sich aus dem an der Thüre hängenden Weihkessel mit Wasser besprengte.

„Amen!“ sagte Jephrem. „Tritt näher, Iwan, und iß mit mir, meine Frau wird dich bewirthen.“

Iwan aber verließ die Schwelle nicht, als ob er die Einladung überhört hätte, und fragte: „wo ist mein Bruder, Jephrem?“

Jephrem schrack zusammen. „Auf dem Felde von Grahowo,“ sagte er; „er fiel in ehrlichem und gerechtem Zweikampf.“

„Und wer hat ihm ein Begräbniß verschafft?“ frug Iwan weiter. Jephrem schwieg und schlug die Augen nieder, denn bei seiner Geliebten hatte er den Freund vergessen, und ihn den Vögeln und wilden Thieren zur Speise liegen lassen.

Iwan sprach kein Wort mehr, sondern entfernte sich. Mit gepreßter Brust schaute ihm Jephrem nach, denn er wußte, was der Besuch Iwans bedeute, und mußte sich gestehen, daß er eigentlich schuldig sey.

Am andern Tage verbreitete sich das Gerücht, daß Stanko mit ausgehackten Augen und bereits von wilden Thieren halb zerrissen gefunden und begraben worden sey. Jephrem verfiel in tiefen Kummer und machte sich die härtesten Vorwürfe. Bald nach dem Begräbniß Stanko's trat ein Knabe Iwans in Jephrems Hof und etwas in ein Tuch geschlagen unter dem Arme. „Mein Herr läßt dich fragen,“ sagte er keck zu Jephrem, indem er das Tuch aufschlug und auf eine Pistole und Dolch wies, — „ob die diese Waffen recht sind, — es soll dieß die Erbschaft Stanko's seyn.“

„Wir wollen sehen, ob sie gut sind,“ entgegnete Jephrem finster, — „wir müssen es versuchen.“

„Gut,“ sagte der Knabe, wickelte Pistolen und Handschar wieder in das Tuch und entfernte sich.

„Jephrem ist der Blutrache verfallen,“ sagten sich die Nachbarn noch an demselben Tag; Iwans Knabe war bei ihm mit der Erbschaft.

Von dieser Zeit an war der Frieden aus Jephrems Brust gewichen, und er zitterte für seine geliebte Zaida; wenn er Morgens aufstand und Abends sich niederlegte, fürchtete er, sie möchte bis zum Abend oder Morgen eine Wittwe seyn; wenn irgend etwas vor seiner Thüre rasselte, erschrack er und griff zur Waffe, viele Tage verließ er das Haus gar nicht; auch sah er Iwan häufig bewaffnet vorübergehen. Er war wie in fortwährender Fiebergluth, da er aus allen Kräften sich bemühte, die Ursache seines Treibens Zaida zu verbergen, damit sie nicht vor der Zeit erschrecke; aber dem liebenden Weibe entging der Kummer ihres Mannes nicht, sie schwieg jedoch, da sie wohl wußte, daß jede Frage nach der Ursache Jephrem sehr schmerzen würde. „Eblis stand auf der Schwelle von Montenegro, als ich sie überschritt, ich habe es empfunden.“ So seufzte Zaida häufig, wenn sie Jephrem anblickte, der von Tag zu Tag mehr dahin schwand, und diese unaufhörliche Anspannung des Geistes hätte ihn auch sicher noch weggerafft, wenn nicht alles plötzlich wieder eine andere Gestalt genommen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Verbindung des atlantischen Meeres mit der Südsee. Der Gegenstand ist bekanntlich gegenwärtig sehr vielfach besprochen, und die Zahl der Plane, die entworfen worden sind, ist nicht gering. Ein Hr. Wheelweight hat in der Londoner geographischen Gesellschaft am 12 Februar abermals eine Mittheilung darüber gemacht, die zum mindesten das Verdienst hat, auf persönliche Kenntniß der Localität gegründet zu seyn. Er spricht sich nicht bestimmt darüber aus, ob ein Canal oder eine Eisenbahn das Verbindungsmittel seyn soll, sondern es ist ihm nur um diejenige Verbindungslinie zu thun, welche am wenigsten allgemeine Schwierigkeiten darbiete. Diese findet er in der Linie von Chagres über Gorgona nach Panama. Geeignet gebaute Dampfboote von 6 bis 700 Tonnen können den Chagresfluß hinauffahren bis zum Vereinigungspunkt mit dem Trinidadfluß; von hier an hat man in einer früher schon von Lloyd bezeichneten Richtung keine fortlaufenden Höhen zu übersteigen. Von Gorgona bis Panama ist der Weg in der trockenen Jahreszeit gut, nach der Regenzeit schmutzig, aber fahrbar, und ein Omnibus könnte den Weg zurücklegen, wenn man nur die Bäume wegschaffen wollte. Was den gesunden, praktischen Sinn Hrn. Wheelwrights besonders zeigt, ist der Vorschlag, vorerst, ehe man an einen andern Plan denke, eine gute gewöhnliche Straße anzulegen; der hiedurch erleichterte und erweiterte Verkehr würde dann schon von selbst weiter führen, und die nähere Erforschung des Landes, so wie dessen Entwicklung könnte Anleitung zu weitern Unternehmungen geben. Auch bei einer bloßen gewöhnlichen Straße hätte man kaum nöthig sich mehr als einige Stunden auf dem Isthmus aufzuhalten, und die Gefahren des Klima's wären somit gleichfalls vermieden.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1844.

Die Tebibs in Algier.

(Nach Felix Mornand. Revue de Paris 28 Januar.)

Man bezeichnet mit dem Namen Tebib in Algier die Leute, welche die schwere Kunst des Arztes ausüben. Wir gebrauchen den letztern Ausdruck bloß, weil man einmal die Leute damit bezeichnet, welche die Heilung von Krankheiten zu ihrem Geschaft machen, denn die Industrie der nicht graduirten und nicht patentirten Aerzte, welche im Norden Afrika's ihr Wesen treiben, hat mit der hohen und schönen Wissenschaft, welche das Leben verlängert, nichts zu thun. Die Araber, die Väter der neuern Medicin, haben ihr eigenes Kind ganz vergessen, und nach und nach selbst das Andenken daran verloren. Nicht bloß kennen sie die Arzneikunde nur noch dem Namen nach, sondern sie haben auch gar keine eigentlichen Aerzte, denn Tebib ist bei ihnen ohne Studien und vorhergehende Prüfung jeder, der sich diesen Titel aneignen will, und die Nachfolger von Avicenna und Averroes sind entweder fanatische und empirische Marabuts, welche die Krankheiten mit Sprüchen aus dem Koran und magischen Formeln heilen, oder Barbaresken-Figaros, welche die Lancette eben so schlecht, als das Rasirmesser gut handhaben, und gewöhnlich eben so schlechte Chirurgen als unübertreffliche Barbiere sind.

Im allgemeinen ist es religiöser Glaube unter den maurischen und arabischen Einwohnern Algiers, daß böse Geister durch ihr plötzliches und verderbliches Eindringen in den menschlichen Körper die bestimmende Ursache und der Keim aller menschlichen Krankheiten sind. Diese gefährlichen Geister nehmen eine Menge Gestalten an, hauptsächlich aber die von großen Kröten und Fröschen, welche sich verborgen halten und den Wanderern am Rande der Teiche und Quellen, wie die Spinnen am Ende ihres Gewebes, auflauern. Manchmal nehmen diese bösen Geister auch die Haut einer giftigen Schlange an, und werfen den Augen der Unglücklichen, welche ihr böses Geschick an ihnen vorüberführt, unglückbringende Blicke zu, oder flößen ihnen gar eine vergiftete Flüssigkeit ein. Welches aber auch die Gestalt seyn mag, in welche sie sich hüllen mögen, so zweifelt doch niemand daran, daß sie die wirkende und Hauptursache aller organischen Störungen sind, welche unsere schwache Körperbeschaffenheit so schmerzlich und so oft belästigen.

Nachdem einmal dieser Grundsatz ausgesprochen ist, beschränkt sich die ganze Frage, sowohl in Betreff der Vorsichtsmaaßregeln gegen die Krankheiten als der Heilung derselben, darauf, sich gegen die Geister durch alle möglichen Schutzmittel zu sichern, und dann, wenn es nicht möglich war ihnen den Eingang in das Heiligthum ganz zu schließen, sie aufs schnellste wieder daraus zu verjagen. Die Talismane oder Amulette sind die Waffe, welche man gewöhnlich den stets drohenden Angriffen der bösen Geister entgegensetzt. Mauren und Araber behängen damit sich, ihre Frauen und Kinder, selbst ihre Pferde und Kamele, und glauben steif und fest dadurch sich und die Ihrigen vor Krankheit und Tod zu schützen. Diese Talismane werden ihnen von den Marabuts gegeben, die ein Gewerbe und eine Waare daraus machen, und diesen Handel ausnehmend vortheilhaft finden; sie bestehen gewöhnlich aus einigen Körnern des Rosenkranzes oder auch aus viereckigen Papierstücken mit einigen unentzifferbaren Schmierereien.

Es gibt deren für alle Fälle und jeder Marabut hat seine besondern. Die einen schützen gegen das Fieber, gegen Augenkrankheiten, gegen den Zaus, die andern gegen Kugeln, ja es gibt welche, die eine entgegengesetzte Kraft haben, denn da den Auserwählten Gottes nichts unmöglich ist und seyn darf, so können die Marabuts, so gut sie das Leben verkaufen, auch den Tod verkaufen. Man vernehme folgendes Beispiel. Der Araber Adda-Uld Chalifah, Kaid des Haschem-Garabahs, eines der ersten Stämme der Provinz Oran, erzählte, sein Vater, der in dem Kampf an der Macta getödtet wurde, habe dieß Glück dem Besitz eines Amuletts verdankt, das er einige Jahre zuvor sehr theuer von einem Marabut erkauft hatte, um durch eine christliche Kugel zu sterben. Da der Zufall seinen Wunsch erfüllt hatte, suchte Adda-Uld-Chalifah, ein junger Mann von 28 Jahren, den Marabut, der den Talisman an seinen Vater verkauft hatte, gleichfalls auf, um ein ähnliches Amulett zu kaufen, damit er bald in die

Wohnung des ewigen Glücks eingehe, wo, wie er sagte, sein Vater jetzt ruhe mitten unter 90 Huris. Es gelang ihm nicht gleich, und wir wissen jetzt nicht, ob es dem würdigen Sohn eines solchen Vaters später gelungen, sich einen so ruhmvollen Tod zu erkaufen. Diese Waare scheint nicht leicht abzugehen, da sie selten geliefert und gefordert wird.

Man trägt den Talisman am Halse, und er ist gewöhnlich in eine, mit einer kleinen goldenen Blume gezierte Büchse von Blech oder Maroquin eingeschlossen. Die Armen begnügen sich, sie in ein mit Wachs überzogenes Stück weißen Zeug zu schlagen, das ihnen die Marabuts mit dem Inhalt gegen eine mäßige Abgabe überlassen. Auf dem Stück Papier oder Pergament, das die mystische Formel enthält, sind auch mystische Figuren gezeichnet, die unwandelbar von Sprüchen aus dem Koran und einer mehr oder minder umständlichen Beschwörung gegen den bösen Geist begleitet sind. Nachstehendes ist der Inhalt einer dieser Formeln, welche in die Hände eines Dr. Furnari fiel, der vor kurzem von einer Mission zurückkam, welche er, als ein ausgezeichneter Augenarzt, in Bezug auf eben diese specielle Wissenschaft von dem Minister des öffentlichen Unterrichts erhalten hatte. Der Talisman ist gegen Augenkrankheiten und fängt also an: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Gott sey Mohammed, seiner Familie und seinen Gefährten günstig.“ Dann folgt der Anfang des 36sten Sure des Koran, wo Gott also zu Mohammed spricht: „Bei dem weisen Koran, du gehörst zur Zahl der Gesandten Gottes, und du wandelst auf dem rechten Wege. Das ist eine Offenbarung, welche das ruhmvolle und gnädige Wesen dir gemacht hat, damit du dein Volk von dem benachrichtigest, was seine Väter schon erfahren haben und woran es nicht mehr denkt. Unser Wort wurde ausgesprochen zu der Mehrzahl unter ihnen und sie glauben nicht. Wir haben ihren Hals mit Ketten überladen, welche ihr Kinn einschließen, so daß sie das Haupt nicht mehr erheben können. Wir haben eine Schranke vor ihnen und eine andere hinter ihnen gesetzt. Wir haben ihre Augen bedeckt mit einem Schleier und sie sehen nicht“ (diese letztere Stelle erklärt die Wahl des Stücks und zeigt deutlich, daß es sich von einer Augenkrankheit handelt). Dann kommen die Charaktere oder vielmehr die Hieroglyphen, welche die Beschwörung bilden, und die als besonderes Augenmittel den bösen Geist, d. h. den schwarzen Staar, das Umstülpen der Augenlieder oder die Cataracte entfernen sollen. Diese Formel ist beinahe nicht zu dechiffriren; alles was man lesen kann, ist der Anfang oder die Anrufung in folgenden Worten: „Im Namen Gottes, bei Gott... es ist nur Ein Gott und es gibt keine Kraft als in Gott...“

Zwei magische Vierecke, eine Art pythagoräischer Tafeln sind in der Mitte der Schrift und eine dritte unten zu rechten Seite. Statt der Ziffern sieht man hier arabische Buchstaben, die bekanntlich, abgesehen von ihrer eigentlichen Bedeutung, auch einen Zahlenwerth haben. Eines dieser Vierecke enthält neun Buchstaben, welche die neun Grundzahlen folgender Weise in drei Linien vertheilt darstellen:

4 9 2
3 5 7
8 1 6

Man wird bemerken, daß die Addition jeder dieser 3 Reihen, man mag sie nun von oben nach unten oder von rechts nach links vornehmen, stets die Zahl 15 ergibt, die eine ganz besondere cabbalistische Gewalt hat. Auch wird man bemerken, daß die Zahlen der vier Ecken eine arithmetische Progession in der Zahl 8642 darstellen. Dieselbe Zahl nimmt auch genau das untere Viereck ein, wo sie viermal in stets verschiedener Ordnung wiederholt ist.

Wir beschränken uns darauf, diese sinnreichen Verbindungen anzudeuten, ohne den mystischen Sinn derselben erklären zu wollen. Wir überlassen andern Leuten, die in der großen Kunst der Kabbala erfahrener sind, das Geschäft diese Geheimnisse zu untersuchen und ins Licht zu setzen, und können bloß den wißbegierigen Leser auf die betreffenden Werke verweisen, namentlich auf das Furnari's, welches den Titel führt: „arabische, persische und türkische Merkwürdigkeiten aus dem Cabinet des Herzogs von Blacas.“ Man findet darin umständlich den Gebrauch der magischen Vierecke der Orientalen auseinandergesetzt und wird bald erfahren, daß alle Augenkrankheiten nicht umhin können, vor den mächtigen Beschwörungen, die sich darin finden, den Rückzug anzutreten.

Ein anderes Amulett, das Hr. Rozet, Capitän im Generalstab abschrieb, war wie die Ueberschrift andeutet, für das Kamel eines Mauern oder Türken, Namens Mohammed, bestimmt. Es beginnt wie immer mit einer aus dem Koran genommenen Anrufung, dann kommt die Beschwörungsformel, welche dießmal lesbar, dafür aber auch völlig unverständlich ist (worin vermuthlich ihr Verdienst besteht): „O Gott, traurige Strenge, Unglück oder brennendes Feuer, trockenes Holz, gefrorenes Wasser, ein neidischer Geist und eine wohlwollende Gunst! O Gott! nimm den Blick des Bösen weg von der Mitte seiner Augen! nimm ihn zwischen seinen beiden Lippen! Wende den Blick zweimal; ein fünfter Blick schlägt dich, aber er ist stumpf. Geronnenes Blut, zerrissenes Fleisch werden sich an den Neidischen hängen. Wende noch einmal den Blick: siehst du eine Offenbarung? — O Gott! nimm ihm das Licht durch deine Gewalt und deine Kraft! O Herr des Ruhms und der Herrlichkeit! du, der du die Nächte und Tage umfassest und sie trennest. O du! der du mein Schutz im Unglück bist! O mein Herr!“ Hier hat die magische Formel ein Ende. Nun folgen eine Menge neuer Verse des Koran, und endlich das unvermeidliche Viereck. Dieß besteht aus 16 Buchstaben oder Zahlen zu einer Tafel in vier Columnen geordnet, von denen jede die Zahl 78 ausmacht, welche die Summe der 4 Buchstaben H K I M ist, die ein Wort bilden, das „der Weise“ bedeutet.

Wenn trotz allen diesen mächtigen Schutzmitteln der Feind, d. h. die Krankheit oder der Geist sich dennoch verrätherisch in die Veste einschleicht, was geschieht dann? Das Heilmittel ist sehr einfach: man muß einen andern Talisman haben,

welcher den Teufel zwingt, die Behausung zu räumen. Der Kranke kehrt also zu dem Marabut zurück, der ihm das erste Amulett verkauft hat, überzeugt, daß wenn er kaum den Santon, wo der heilige Mann neben den Gebeinen seiner Ahnherren wohnt, deren Ruf und übernatürliche Macht er ererbte, betreten hat, er sich erleichtert, wo nicht gänzlich von seinem unbequemen Gast befreit fühlen wird, da der Teufel doch verständigerweise einem so heiligen Manne gegenüber nicht den Platz behaupten kann. Wenn er indeß nichtsdestoweniger seine gute Stätte durchaus nicht verlassen will und die Unverschämtheit so weit treibt, daß er selbst der Auflegung des heiligen Zauberbuchs auf den kranken Theil widersteht, dann muß man ihn freilich dulden und mit dem Amulett um den Hals warten, bis es ihm gefällt eine andere Wohnung zu wählen. Das muß auch unfehlbar früh oder spät eintreffen, denn der Teufel ist von Natur launisch und beweglich, und sucht überdieß es sich immer bequemer zu machen, wobei er dann manchmal schlecht ankommt.

Die Amulette sind also die Grundlage und das Wesen sowohl der Krankheiten als der Heilmittel. Die französische Besetzung und die Bemühungen der europäischen Aerzte haben in dieser Beziehung den Glauben der Mauren und Araber wenig oder gar nicht geändert, und nachstehende Anekdote beweist den naiven Glauben an die Kraft dieser seltsamen Arzeneien. Ein europäischer Arzt wurde kürzlich in Algier zu einem Kulogli gerufen, welcher an einer starken chronischen Affection litt, die der Arzt leicht vermittelst eines unfehlbaren Mittels zu besiegen hoffte. Er schrieb eine Verordnung nieder und entfernte sich, ganz sicher, daß der Kranke bald eine Erleichterung fühlen würde. Vierzehn Tage später findet er denselben bleicher und niedergeschlagener als früher. „Nun, wie geht's? schlecht, wie es scheint?"

„Ja wohl, Sidi, sehr schlecht;" erwiederte der gute Kulogli, „meine Schmerzen werden immer heftiger, und ich fürchte, der Böse spottet unserer Anstrengungen."

„Welcher Böse? Habt ihr meine Verordnung befolgt?"

„Eure Verordnung?" wiederholte der Patient mit großem Erstaunen.

„Ja," erwiederte der Arzt, „das Stückchen Papier, das ich Euch damals zurückließ."

„Und worauf Ihr Charaktere gezeichnet habt?

„Ja das; habt Ihr gethan, was ich Euch vorschrieb?"

„Allerdings," sagte der Kulogli.

Das ist doch sonderbar, dachte der Doctor. „Ihr seyd also gewiß, meine Vorschrift Punkt für Punkt befolgt zu haben?"

„Befolgt? Nein, nicht eigentlich; aber ich versichere Euch, sie hat mich nicht einen Augenblick verlassen; seht, hier ist sie." Mit diesen Worten machte der Kulogli den obern Theil seines Kaftans auf, und zeigte dem erstaunten Arzt das viereckig zusammengelegte Recept, welches er an einem Band um den Hals gebunden auf der Brust trug. Der Unglückliche hatte das Recept für ein Amulett genommen, und ganz gehorsam dasselbe auf der Brust getragen. Geduldig wartete er die Wirkung desselben ab; der Doctor aber zog ihn sogleich fort zu einem Apotheker, wo er das Mittel kaufte, von dem seine Heilung abhing.

(Fortsetzung folgt.)

Die British and Foreign Anti-Slavery-Society und die englisch-westindischen Inseln.

Die obengenannte Gesellschaft verfolgt mit Eifer und — es wäre mehr als thöricht es läugnen zu wollen — mit einer Aufrichtigkeit ihren Zweck, die ihrem Charakter und ihren Grundsätzen alle Ehre macht. Wer in der Welt seine Ansichten und Ueberzeugungen ohne alle Rücksichten auf eigenen oder fremden Vortheil verfolgt, dem wird es zwar wohl passiren, daß ihn Uebelwollende als einen irrenden Ritter Don Quixote ausschreien, die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung wird man ihm aber auf die Länge nicht abstreiten können. Dieß ist gegenwärtig auch mit der obengenannten Gesellschaft zur Abstellung der Sklaverei der Fall, die allmählich mit den Interessen Englands in einen engen Conflict kommt. Lord Brougham hat bekanntlich schon im Parlament den Umstand zur Sprache gebracht, daß Engländer, im Besitz von Bergwerken auf Cuba und in Brasilien, solche durch Sklaven bearbeiten lassen; die Committee der genannten Gesellschaft ist nicht lässig, und schärft in einem Schreiben vom 15 Januar d. J. den Actienbesitzern in fremden Minencompagnien das Gewissen. Gleich am folgenden Tage, den 16 Januar, erläßt die Committee ein Schreiben an den Colonialminister, Lord Stanley, und protestirt gegen die Einführung von Chinesen in Westindien, namentlich in der Art, wie sie die Regierung bisher vorgeschlagen und genehmigt hat, indem dadurch nur eine Art neuen Sklavenhandels entstehe. Nun muß man aber wissen, daß die Westindier, namentlich die Plantagenbesitzer auf Jamaica, Trinidad und in Guiana, auf diese Einwanderung fast als auf das letzte Rettungsmittel hofften. Es ist lächerlich, wenn man jetzt noch behauptet, die Emancipation habe in Englisch-Westindien die Erzeugung tropischer Waaren nicht vermindert,*) da jede englische Aus- und Einfuhrliste den Beweis liefert, daß die großen Stapelartikel Westindiens, Zucker und Kaffee, seit 10 Jahren um die Hälfte abgenommen haben. Das Heil der Welt liegt freilich nicht im Zucker- und Kaffeebau, aber das Heil der englischen Pflanzer liegt darin, und es darf somit niemand Wunder nehmen, wenn diese einen argen Lärm aufschlagen und der Anti Slavery Society nichts weniger als gewogen sind. Der Zeitpunkt ist eingetreten, wo diese humanen Grundsätze, wie man sie in England seit 40 Jahren ausgehängt, mit den materiellen Interessen des Handels in sehr starken Conflict gekommen sind; es gibt in England ehrenwerthe Leute genug, welche die Grundsätze der Emancipation und den allgemeinen Kampf gegen Sklaverei trotz dieser verletzten Interessen fortführen, allein die Regierung, welche vor allen Dingen die materiellen Interessen zu wahren hat, kommt zwischen den ausgehängten humanen Grundsätzen und den materiellen Interessen allmählich in eine sehr unwillkommene Stellung, die mit jedem Tage schlimmer werden muß, da immer mehr sich herausstellt, daß man mit den Maaßregeln gegen

*) Dieß ist neulich von Hrn. Carové wieder in der Allg. Zeitung geschehen (s. Nr. 50). Derselbe ist, wie wir aus dem Anti Slavery Reporter vom 7 Februar ersehen, mit einem Werke über die Emancipation beschäftigt, darf aber wohl sich nach etwas sichereren Daten umsehen, als er in jenem Schreiben an die Allg. Zeitung zu Tage legt. A. d. R.

den Sklavenhandel nur die Symptome einer Krankheit bekämpft, aber nicht diese selbst, daß man eine Arbeit auf sich genommen hat, die man nicht durchführen kann, und daß das ganze gegen die Neger befolgte System durchaus auf falschen Grundsätzen beruht. Nächstens darüber ein mehreres.

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Der Wesir von Mostar verlangte von dem Wladika die Bestrafung der Mörder von Grahowo, der Wladika aber gab die in den Zeitschriften bekannt gewordene Antwort: „ich bin bereit die Schuldigen zu bestrafen, wenn sich auch die Türken verbindlich machen, alle diejenigen zu bestrafen, welche sich Räubereien gegen uns erlauben.“ Damit fiel das Kriegsloos, und der kaum beendete Kampf zwischen den Türken und Montenegrinern brach von neuem aus.

„Weißt du schon,“ sagte eine dienstfertige Nachbarin zu Zaida, „daß Montenegro für dich gegen die Türken aufgestanden ist? Ahmed fiel bei Grahowo zur Zeit deiner Flucht und der Wesir hat den Montenegrinern den Krieg angekündigt.“

„Allah! Jesus! mein Vater!“ schrie Zaida, und flog wie sinnlos zu ihrem Mann. „Wer hat meinen Vater getödtet?“ fragte sie Jephrem wie außer sich.

„Stanko!“ erwiederte dieser mit finsterem Blick.

„Und du?“ rief Zaida lauter.

„Ich bin der Blutrache verfallen, weil ich mich nicht bemühte, Stanko zu begraben.“ Zaida hörte nicht mehr, sie sank vor Jephrem zu Boden, und es dauerte lange, ehe sie wieder zum Leben erwachte.

„Mein Vater!“ waren ihre ersten Worte; weiter sprach sie nicht, sondern umschlang Jephrem und weinte leise. Eine stille Trauer breitete sich über ihre Züge aus, und drang endlich in den Sitz ihres Lebens ein.

Die Gewehre der Montenegriner erklangen immer häufiger und schneller auf ihren Gränzen; einzelne griffen türkische Wohnungen an und trieben die Heerden fort nach Montenegro. Der Wesir von Mostar aber verwandte seine Zeit zu Vorbereitungen, denn er gedachte die Montenegriner dießmal ganz zu unterwerfen. Und in der That bedrohte vielleicht nie eine größere Gefahr den Berg, als eben jetzt, denn nicht nur hatte der Wesir selbst 16,000 Mann zum Kampf gegen die Montenegriner gerufen, sondern er zog auch den Pascha von Scutari mit 4000 Arnauten in sein Interesse. Aber der Wladika blieb gleichfalls nicht müßig, er rief den ganzen Berg zum Kampf und besetzte alle dahin führenden Orte, er selbst aber stellte sich mit der Mehrzahl der Montenegriner in Umatsch und auf den Bergen von Grahowo auf, obgleich er sonach manche unterhalb der Berge liegende Dörfer den Türken überlassen mußte. „Jephrem soll mit den Freiwilligen Vranina *) vertheidigen,“ ließ der Wladika dem Aeltesten der Gemeinde Jephrems sagen, wohl wissend, daß dieser an Tapferkeit und Umsicht die andern übertreffe.

Sobald sich in der Gemeinde das Gerücht verbreitete, daß Jephrem mit den Freiwilligen zur Vertheidigung Vranina's ausziehe, begab sich Iwan zu ihm, und fand ihn gerade als er Zaida zu bereden suchte, nicht mit ihm zu ziehen, denn sie wollte ihren Gatten durchaus an den ihm angewiesenen Kampfplatz begleiten, sobald sie aber Iwan erblickte, erschrack sie und deckte die Brust ihres Mannes mit ihrem Körper, denn sie wußte zwar wohl, was die Blutrache bei den Montenegrinern zu bedeuten habe, aber ihr war unbekannt, daß alle Rache zur Zeit des Kampfes ruhen müsse.

Iwan besprengte sich mit dem geweihten Wasser, sprach den gewöhnlichen Gruß, „gelobt sey Gott!“ und trat dann ins Zimmer. „Der Türke waffnet sich gegen uns, Jephrem,“ sagte er, „darum soll Friede zwischen uns seyn, bis wir den Feind geschlagen haben.“

„Es sey so,“ sagte Jephrem, und ergriff die ihm dargereichte Hand. „Gehst du mit mir, Iwan?“

„Ja; wann willst du ausziehen?“

„Heute noch.“

„Gut; ich will mich rüsten.“ Damit ging er fort.

„Ungetreuer Mann!“ sagte Zaida. „Die Frauen unserer Harems rühmen die Treue der Slawen . . . . ich bemerke nichts davon!“

„Zaida!“ fuhr Jephrem zornig auf.

„Ist es nicht wahr?“ fuhr Zaida fort. „Deinen Feind, den Bruder des Mörders meines Vaters, nimmst du mit dir und mich zwingst du zur Trennung von dir?“

„Du sollst mit mir gehen,“ sagte er endlich und umarmte Zaida.

Jephrem that wohl daran, daß er zeitig nach Vranina aufbrach, denn am andern Tage schon krachten unaufhörlich die Gewehre der Montenegriner, denen die Türken gleichfalls antworteten. Osman Bey zog mit der ersten Abtheilung des Heeres von Klobuk aus gerade nach Grahowo. Je mehr er sich dem Berg näherte, desto häufiger fielen die Schüsse der Montenegriner, die aber dem erhaltenen Befehle gemäß nirgends anhaltenden Widerstand leisteten, sondern sich langsam bis gegen Grahowo zurückzogen. Osman drängte ihnen nach, ohne zu beachten, daß dieß Vorrücken seinem Heere zum Verderben gereiche, denn die Montenegriner, zu ein und zwei Mann zerstreut, umschwärmten ihn immer dichter und ihr Schuß fehlte selten. In Grahowo schienen sie sich indessen doch festsetzen zu wollen, und Osman gab Befehl, dieß im Sturm anzugreifen. Die Montenegriner widerstanden indeß nur so lange, bis Weiber und Kinder sich entfernt hatten. Dann schlossen sich die Männer den Kämpfern an, denn in solchen Fällen verwandelt sich jedes Haus in eine Veste, und jeder, der die Waffen tragen kann, wird zum Kämpfer für seine Heimath und sein Land. Die Montenegriner umschlossen abermals die osmanischen Truppen wie in einem Kreise und sandten unaufhörlich den Tod in ihre Reihen. So ging's fort durch Vilusch, Sylija und Zagora bis zur Rieka.*) Hier aber drängten sich die Montenegriner in dichtem Kreis um Osman her, so daß es ihm unmöglich war, weiter vorzudringen, und er sich selbst den Rückzug mit Sturmschritt erkämpfen mußte. Hier begannen die Türken ohne alle Ordnung und einzeln zu weichen, und wie Unsinnige forderten sie noch die tapfern Montenegriner zur ärgsten Rache heraus, indem sie die Orte, durch welche sie kamen, in Brand steckten. Kaum zwei Drittheile seines Heeres führte Osman zum Wesir zurück, die übrigen fanden ihr Grab in Montenegro.

(Fortsetzung folgt.)

Die Statue Sir David Wilkie's soll demnächst in der Nationalgalerie zu London aufgerichtet werden; die nöthige Summe ist zusammengebracht. (Engl. Bl.)

*) Eine Insel im See von Scutari, die damals nebst Lesendria von den Montenegrinern besetzt war.

*) Ein kleiner Fluß zwischen der Hochebene und den Bergen von Grahowo.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1844.

Ungarische Scenen.

(Von J. G. Elsner.)

I. Der Walache.

Wahrhaft elend ist der physische und moralische Zustand des Walachen in Nieder-Ungarn. Seine Kleidung besteht meistentheils aus selbstgemachten Stoffen. Die Weste ist ein Wams aus Schaffell, die Beinkleider sind von Zeug aus grober Zackelwolle, welche die Frauen spinnen und weben; beides, Hosen und Wams, wird durch einen ledernen Gürtel verbunden. Seine Schuhe sind Sandalen von halbgegerbtem Leder, alles von ihm selbst zubereitet. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Lammfell und sein Mantel ist ein Stück Zeug aus grober Wolle zusammen gefilzt, durch welches ein Loch gemacht ist, worein man den Kopf steckt. Sein elender Zustand entspringt aus drei Ursachen, nämlich aus der Abhängigkeit, in welcher er lebt, und die nahe an Sklaverei gränzt; aus der niedrigen Bildungsstufe, worauf er steht, und aus der Faulheit, welcher er sich fast ohne alle Ausnahme ergibt. Seiner äußern Erscheinung nach würde man ihn für das unglücklichste und beklagenswertheste Geschöpf unter der Sonne halten. Das ist er aber gar nicht, und er befindet sich, wenn er nur Nahrung hat, so schlecht sie auch sey, und einige Kreuzer übrig behält um sie in Branntwein vertrinken zu können, sehr wohl, jauchzt und jubelt, und läßt Gott einen guten Mann seyn. Aber eben um die paar übrigen Kreuzer sieht es oftmals mißlich aus, weil er, vermöge seiner Trägheit, wenig erwirbt, und auch wegen seines Mangels an guter Haushaltung oft genug sein Grundstück, was er noch besitzt, verkaufen muß. Hat er aber Gelegenheit gehabt, sich auf irgend eine Weise etwas Geld zu erwerben und zu sammeln, so bewahrt er dasselbe auch wie der Drache einen Schatz. Nachfolgende der Wahrheit in allen Stücken getreue Erzählung mag davon Zeugniß geben.

Ein walachischer Bauer war seinem Grundherrn den Grundzins von einigen Jahren schuldig, und war weder durch Güte noch durch Strenge zur Bezahlung zu bringen. Immer entschuldigte er sich damit, daß er kein Geld habe und auch keins aufbringen könne. Man wußte aber, daß er vor kurzem eine kleine Summe eingenommen, diese aber versteckt hatte. Nachdem alle Mittel der Güte, verbunden mit gelinden Zwangsmitteln, vergebens angewandt worden waren, schritt man zu strengen, nach unsern europäischen Begriffen rohen und barbarischen. Man setzte ihn bei strenger Winterkälte in leichter Kleidung in den Stock und zwar auf den Schnee, und ließ ihn so fast eine Stunde sitzen. Dreimal ward diese Procedur wiederholt, ohne ihn auch nur im mindesten willfährig zur Zahlung zu machen. Endlich schnallte man ihm seinen Gürtel ab, um ihn körperlich zu züchtigen. Siehe, da fand man in demselben mehrere Speciesthaler in einen Lumpen gehüllt. Man machte sich davon für die Schuld bezahlt, gab ihm das übrige zurück und ließ ihn laufen. Zehnmal trauriger und niedergeschlagener, wie er früher nach der härtesten Behandlung gewesen, ging er von dannen. — Die weitern hierüber zu machenden Reflexionen überlasse ich meinen Lesern.

Die Tebibs in Algier.

(Fortsetzung.)

Opfer am Rande gewisser Quellen, zur Ehre von Gottheiten, welche im Krystall der glücklichen Wellen hausen, sind eine andere, in Algier sehr gebräuchliche Heilmethode. Unter diesen bevorzugten Quellen ist eine der berühmtesten die der Beni-Menad in der Nähe von Algier, am Ufer des Meeres, nur eine halbe Lieue jenseits des Bab-el-Wed. Diese Quelle hat die Kraft, Hautkrankheiten, die im Norden Afrika's sehr häufig sind, Verstauchungen, Wunden und überhaupt die meisten äußern Verletzungen und Leiden zu heilen. Die wunderbare Eigenschaft dieses Wassers ist die Folge der Anwesenheit eines unsichtbaren Riesen, der die Macht hat, dem Opfer größern oder geringern Werth zu geben. Die Quelle bildet drei Bassins, die in den Felsen ausgehöhlt und durch eine Mauer gegen die Meereswogen gedeckt sind, welche sie bei stürmischem Wetter zu überfluthen drohen; sie enthält ein sehr

klares, reichliches Quellwasser, das durchaus nicht mineralisch und ohne allen Geschmack ist. Zu allen Zeiten des Tages ist sie von einer großen Anzahl Kranker, Männern und noch mehr Frauen besucht, welche den Riesen bitten und ihm im Austausch gegen die erbetene Gesundheit ihre Opfer darbringen.

Diese Opfer werden in nachstehender Weise dargebracht: der Bittende kniet neben einem der Bassins nieder, schöpft Wasser in ein Gefäß und beginnt eine umständliche Abwaschung seiner Füße, seiner Hände und des kranken Theils, dann zündet er ein Wachslicht von etwa vier Zoll Höhe und der Dicke eines kleinen Fingers an, stellt es am Rande der Quelle neben einer brennenden Kohlenpfanne auf, auf welche er Weihrauch und anderes kostbare Räucherwerk streut; zugleich hält er sein Gesicht oder den leidenden Theil über diese aromatische Kohlpfanne, und erhält somit eine heilige Räucherung, die allein ihn reinigen soll. Nach dieser Ceremonie ergreift der Kranke eine Henne, in welcher sein Opfer besteht, läßt das unglückliche Federvieh bluten, gibt ihm dann den tödtlichen Schnitt und läßt es laufen. In den Zuckungen, welche den Tod des armen Opfers begleiten, springt und läuft es aufs Gerathewohl und stürzt sich manchmal ins Meer. Nur in diesem Fall kann das Opfer als angenommen betrachtet werden; ist es aber nicht angenommen, so muß der Kranke am nächsten Mittwoch, dem für diese Opfer bestimmten Tage, aufs neue anfangen.

Kaum hat die Henne das bittere Wasser getrunken, so wird sie aufgefischt und neben der Najade der Federn beraubt, dann entfernt sich der Opferer und nimmt sie mit sich fort nebst einer Flasche Wasser aus der Quelle zu weiteren Abwaschungen. Früher ließen die etwas wohlhabenden Kranken gewöhnlich die Leiche des Opfers auf dem Opferplatz zurück, aber die Nähe eines Postens von Veteranen, alten Füchsen, welche nur auf den Abgang der Pilger warteten und dann die Henne fortnahmen, hat sie von der frommen Gabe an die Localgottheit abgebracht. Was ist übrigens ein solches Stück Geflügel für einen Riesen? Die Reichen opfern allerdings Hämmel, aber der Schutzgott der Quelle gewinnt nichts dabei. Darum rächt er sich auch gewöhnlich, indem er den Kranken, welche ihn besuchen, die Heilung versagt. Die ganz Armen begnügen sich Eier darzubringen, welche sie ins Meer werfen, nachdem sie solche in die Quelle getaucht haben. — Abgesehen von diesem Heilverdienst hat die Quelle der Beni-Menad noch eine andere nicht minder merkwürdige Eigenschaft, nämlich die, den Frauen die Tugend zurückzugeben. Die Freudenmädchen von Algier bringen hier häufige Opfer, und versorgen sich mit diesem Wasser, das den Töchtern Eva's die Sünden abwascht.

Die einfachen Pilgerfahrten zu gewissen verehrten Gräbern, welche die eigenthümliche Kraft haben sollen, den Betenden die Gesundheit wiederzugeben, wie die von Sidi Ferrusch und Sidi Abderrahman bei Algier, und Gurayah bei Budschia, sind sehr stark im Gange. Im allgemeinen aber nehmen die fatalistischen und indolenten Araber und Mauren die Uebel, von denen sie betroffen werden, wie einen Spruch der Vorsehung an, und überlassen ihr die Sorge sie wieder davon zu befreien, d. h. sie lassen die Natur walten, und diese muß in der That ein sehr mächtiger Arzt seyn, denn trotz dieser hochmüthigen Sorglosigkeit und der stoischen Verachtung der Mittel zur Abhülfe, scheinen bei den Arabern und Mauren weder die Sterblichkeit größer, noch die Krankheiten häufiger, als bei irgend einem andern Volke. Sie kennen indeß den Gebrauch einiger Mittel, und bedienen sich namentlich häufig der Blätter des Nachtschattens (solanum nigrum) und der Malven, mit deren Absud sie die Wunden auswaschen. Zum Verbinden nehmen die Mauren aromatische Kräuter, die sie zerstampfen, mit Pfeffer und Salz bestreuen und in Branntwein einweichen. Dieß sonderbare Linderungspflaster erzeugt eine Entzündung, welche manchmal die Heilung beschleunigt, manchmal aber auch die Wunde dermaßen reizt, daß der Brand dazu kommt, und das Uebel und den Kranken zugleich mit wegnimmt.

In Algier bedient man sich auch einer Latwerge, die aus zerstoßenen und mit einem Pulver von Zimmt, Muscatnuß, Ingwer und andern Gewürzen aromatisirten Haschisch- (Hanf) blättern besteht. Diese Medicin, Madschun genannt, nimmt man beim Abendessen, und vermehrt die Wirkung durch einen Zusatz von einer oder zwei Tassen Kaffee. Die Kraft des Haschisch als Arzneimittel ist nicht genau hergestellt; man weiß nur, daß er eine vorübergehende, aber sehr heftige Aufregung erzeugt, die von krampfhaften Bewegungen begleitet ist, welche für die Kraft der Arznei am deutlichsten sprechen.

Das Mittel, dessen man sich in Algier am liebsten bedient, ist eine Aderlässe, die in den Augen des Volks ein Universalmittel ist. Die Barbiere, welche das Monopol des Blutlassens haben, bedienen sich zu dieser Operation häufiger des Rasiermessers, als der Lanzette, legen zu diesem Ende ein starkes Band um den Hals des Kranken, um die Blutgefäße des Gesichts aufzuschwellen; dann fahren sie leicht aber mit unglaublicher Schnelle mit dem Rasiermesser über die Haut der Schläfe hin, welche sie so leicht ritzen, daß nur zahlreiche Blutstropfen daraus hervordringen. Der Operateur nimmt sodann ein rundes Holz, welches er über die Schläfe hinrollt, um das Blut desto besser auszupressen. Diese Art von Schröpfen wird nicht bloß an den Schläfen, sondern auch an dem mittleren und hinteren Theil der Beine und an den Armgelenken vorgenommen. Es sind wahre Schröpfköpfe, und sie ersetzen bis zu einem gewissen Punkt die eigentlichen Aderlässe, sind aber weder so wirksam noch so schnell wie diese.

Außer der Behandlung der Kopffieber durch Koransprüche haben die Araber und Mauren noch eine Menge sinnreicher Mittel, von denen wir wenigstens einige erwähnen müssen. So schreiben sie dem Ochsenhorn, das sie calciniren, in Asche verwandeln, dann in Essig auflösen und einreiben, die Kraft zu, den Aussatz zu heilen; das Ochsenhirn, mit Butter gemischt und ins Ohr eingetröpfelt, soll den Unglücklichen, die das Gehör verloren haben, solches wieder verschaffen; die Galle einer schwarzen Kuh, auf den Rand der Augenlieder

angewendet, hat die Kraft, Augenkrankheiten zu verhindern;*) die Kuhmilch ist ein unfehlbares Mittel gegen die Gelbsucht, und endlich ist der Urin dieses Thieres ein sehr wirksames Mittel gegen Brustbeschwerden. Das Eselshirn gibt, wenn man es als Nahrungsmittel nimmt, das Gedächtniß zurück, und der Huf des Esels, in Asche verwandelt und mit Eselsmilch oder Oel vermischt, kann die fallende Krankheit und die Skropheln heilen. Ist man von einem Skorpion gestochen worden, so darf man ihn nur zerquetschen und auf die von ihm selbst gemachte Wunde legen, um diese zu heilen; ein Löwenzahn schützt vor Krankheiten überhaupt und vor Zahnweh insbesondere; die Galle des Löwen heilt Kopfschmerzen, und sein Fleisch ist ein ganz besonderes Specificum gegen Lähmung und Schwächung des Körpers.

So viel über die Therapeutik. Was die Chirurgie betrifft, so ist sie nicht weiter vorgeschritten, als die Medicin, oder besser gesagt, sie ist erst im Werden. Auf dem Schlachtfeld verbinden Araber und Berbern ihre Verwundete, indem sie auf die frischen Wunden kleine Päckchen Baumwolle legen. So geschlossen und gegen den Zutritt der Luft verwahrt, vernarbten die Wunden oft mit einer wunderbaren Schnelligkeit, öfter aber erklärt sich auch der Brand in Folge der Entzündung, die ein solcher Verband nothwendig erzeugen muß. Wenn also die Wunden irgend schwer sind, so werden sie fast immer tödtlich. Manchmal ersetzt aber der Instinct bei den Arabern die Erfahrung und das Wissen, z. B. um ein gebrochenes Glied zu heilen, umgeben einige dasselbe mit einer Lage Kamelhaare, die durch Eiweiß zusammengehalten sind, was für solche gefährliche Wunden Wunder thut. Auch unterstützen sie das verletzte Glied mit einem äußern Verband von Schilf, der alle nöthige Leichtigkeit und Elasticität hat und den beschädigten Theil völlig schützt, ohne ihn besonders zu drücken.

Andere wenden für Brüche überhaupt einen unbeweglichen Verband an, der aus Compressen und Bändern besteht, über deren Erfindung sich vor noch nicht langer Zeit eine Anzahl Chirurgen vor der Akademie der Wissenschaften stritt. Man befeuchtet einen solchen Verband mit Wasser, worin Mehl aufgelöst wurde, wodurch derselbe, wenn er trocknet, eine so große Festigkeit erlangt, daß alle Theile wie zu einer Binde zusammengepappt scheinen. Allerdings führt ein solcher Verband selten eine Radicalcur herbei, denn die meisten Verwundeten bleiben nach der Heilung entstellt, andere behalten zeitlebens fistelartige Geschwüre, und mehrere sterben in Folge entzündlicher Zufälle; aber die Idee eines solchen Verbandes ist nach dem Ausspruch der Aerzte äußerst sinnreich, und es bedürfte wahrscheinlich nur einzelner Verbesserungen in der Einrichtung, um ganz entscheidende Erfolge zu erlangen.

Der Dr. Sedillot, Chirurgien-major in der Armee, erzählt in seinem „Bericht über den Feldzug von Constantine," daß er nach der Einnahme der Stadt mit der Behandlung einer türkischen Frau beauftragt worden sey, welcher ein Bombensplitter den rechten Arm zerschmettert hatte; er fand aber seine Aufgabe schon zu drei Viertheilen durch einen arabischen Arzt gelöst, der im Augenblick des Unfalls zu der Verwundeten berufen wurde, seitdem aber die Stadt verlassen hatte. Der Verband dieser Frau bestand aus 13 Plättchen von Palmenholz, die nur auf einer Seite convex waren, und mit ihrer ebenen Fläche auf einem Stück Schaffell auflagen. Durch die Oeffnungen zwischen den Schienen des Verbandes waren Bänder gezogen, vermittelst deren man den Apparat um das gebrochene Bein festzog.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist vielleicht der Geschichte des Tobias entnommen.

Die Montenegriner.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Gefahr bedrohte Vranina und Lesendria, auf welche der Pascha von Scutari seine Augen richtete. Vranina, als die bedeutendste, führt den Namen einer Veste, obgleich sich daselbst fast nichts festungähnliches vorfindet. Niedere dünne Mauern, da und dort einige Erdaufwürfe und Gräben sind die ganze Befestigung dieses Orts, und darum schien es eine Unmöglichkeit denselben gegen die Macht des Pascha's zu behaupten, der mit seinen Albanesen und vielen Geschützen am Ufer stand und sich zum Sturme auf die kleine Insel rüstete. Jephrem sah wohl die ihm drohende Gefahr, und that als ein geschickter Krieger alles, um sie abzuwenden; er ließ neue Verschanzungen anlegen, da und dort Pallisaden errichten, und war schon mit allem fertig, als er auf einmal Abends bemerkte, daß die Albanesen sich zum Sturme rüsteten, und daß er am nächsten Morgen den Hauptkampf zu bestehen haben werde. Er besichtigte noch einmal alle Voranstalten und alle Wachen und mahnte jeden zur Vorsicht.

„Merke wohl auf, Michal," sagte er zu der Schildwache am östlichen Ufer, „und nimm die Ohren und Augen zu Hülfe, damit nicht der wilde Türke sich rühme, er habe die Montenegriner unvorbereitet überfallen."

„Sicherlich," antwortete die Wache, „aber auf dem Berg ist es doch besser fechten, wo man seinen Feind aufsuchen kann, als hier, wo man warten muß, bis er kommt. Morgen werden wir, denke ich, einen lustigen Tag haben, Jephrem!"

„Es scheint," erwiederte dieser, „vielleicht aber kommt auch der Feind in der Nacht."

Inzwischen erhob sich ein großer Lärm in der Veste, einige Gewehrschüsse ließen sich hören, und gleich darauf sah Jephrem einen kleinen Nachen, der mit Hülfe einiger Ruderer gerade auf das türkische Ufer zueilte. In demselben stand ein Türke, der mit gezogenem Dolch nach Vranina hin drohte. Jephrem erkannte in demselben den Aga des Pascha, wandte sich sogleich zur Veste, um sich selbst von dem Vorgefallenen zu überzeugen, als einige Montenegriner, Iwan an der Spitze, aus dem niedern Thor ihm entgegentraten. „Verrath, Jephrem, Verrath!" rief einer um den andern.

„Wer sinnt auf Verrath?" schrie Jephrem; „sprich du, Iwan."

„Halt ein, Jephrem," sprach Iwan; „welchen Brauch haben wir von unsern Vätern geerbt, wenn einer von uns seine Brüder verräth?"

„Der Verräther muß sterben!" entgegnete Jephrem.

„Gut," fuhr Iwan fort, „wenn aber der Verräther ein Weib ist, — auch dann?"

„Auch sie muß sterben," sagte Jephrem, und erschrack, ohne zu wissen warum; „ist sie verheurathet, so muß ihr Mann selbst sie hinrichten."

„Nun, so rüste dich dazu," sprach Iwan, „deine Frau hat den Berg an die Türken verrathen; den Aga, der uns entkam, trafen wir im Zwiegespräch mit deiner Frau."

Jephrem taumelte zurück, bald aber raffte er sich zusammen, stürzte auf Iwan los, rief: „schändlicher Lügner!" und streckte ihn mit einem Schlag zu Boden. Andere Montenegriner aber sprangen hinzu und faßten ihn. „Er ist dem Gericht des Wladika verfallen!" riefen alle, denn er hat eine feindliche Hand gegen einen Kämpfer des Berges ausgestreckt zur Zeit des Kampfes. Ein anderer Anführer muß eingesetzt werden, denn du kannst es nicht länger seyn.

Jephrem faßte sich und sagte: „Ihr habt Recht, Gefährten, das war aber ein Schlag, der auch einen Berg hätte wankend machen können; darum wird Iwan mir verzeihen."

„Ich kann deinen Schmerz mir denken," sagte Iwan, „und darum soll alles vergessen seyn."

„Kommt mit mir," fuhr Jephrem mit den Zähnen knirschend fort, „und überzeugt euch, daß ich die Gesetze unserer Väter kenne."

Sie gingen sogleich nach der Veste und Jephrem trat in seine Wohnung. Im Kreise umher standen die Montenegriner mit geladenen Gewehren, im Zimmer bewachten einige Zaida, denn binden darf man keine freie Montenegrinerin; dieß Recht gebühret nur dem Mann, oder wenn sie unverheurathet ist, dem Wladika.

Schon war es ziemlich finster geworden, und eine sparsame Lampe beleuchtete das dunkle Gemach des montenegrinischen Anführers. Hinten stand an die Mauer gelehnt und etwas zusammengekrümmt Zaida, und wußte nicht, was aus ihr werden würde. Ihr Gesicht zeigte indeß keine Furcht, auch nicht den Ausdruck, den man bei Leuten sieht, die auf einem Verbrechen ertappt wurden. „Jephrem!" rief sie freudig, als sie ihren Mann ins Zimmer eintreten sah, und eilte ihm entgegen. Jephrem aber wandte sich kummervoll ab.

„Was ist das?" rief Zaida schreckenvoll.

„Was das ist, Unglückliche!" sagte Jephrem, und seine Stimme zitterte, wie die Töne eines Sterbenden. „Du hast dein Leben aufs Spiel gesetzt mit deinem Verrath gegen dein neues Vaterland. Sprich! was wollte der türkische Aga hier?"

„Ich kann es nicht sagen!" erwiederte sie, und kreuzte unterwürfig die Hände über der Brust.

„Undankbare! Womit hat der Berg deinen Undank verdient?"

„Mit dem Blute meines Vaters habe ich mir dich erkauft," sagte sie finster, — „aber ich wollte mir nicht Montenegro erkaufen mit deinem Leben."

„Mit meinem Leben!" rief Jephrem schreckensvoll.

„Ja, Geliebter!" sagte Zaida gefaßt. „Droht dir nicht Stanko's Bruder nach beendigtem Krieg mit dem Tode. Er soll nicht mehr leben, mag der Berg untergehen, wenn nur du mir bleibst, — das war es, worüber ich mit dem Aga übereingekommen bin."

„Das ist furchtbar," riefen die umstehenden Montenegriner; „sie muß sterben."

„Still!" donnerte Jephrem; „sprecht nicht in das Recht des Richters ein." Die Montenegriner schwiegen und traten achtungsvoll zurück. Jephrem schritt einigemal in innerem Kampfe durch das Zimmer, dann hielt er an vor seiner Gattin und sagte mit einer Stimme, in der sich seine ganze Liebe ausdrückte: „Zaida!"

„Mein Gott!" seufzte Zaida außer sich. Diese Stimme drang ihm durch die Seele. „Du mußt sterben!" sagte er endlich sich zusammenraffend.

„So sagten sie mir," flüsterte Zaida halblaut; „glaubst auch du, daß ich sterben muß?"

„Du mußt, Zaida, du mußt," wiederholte Jephrem, „und zwar von meiner Hand."

„Durch deine Hand!" rief Zaida erstaunt, „o Gott, so wird mir der Tod minder furchtbar seyn." Sie warf sich ihm in die Brust und sagte leise, wie in kosender Liebe: „und wann tödtest du mich?"

Jephrem glaubte das Herz müsse ihm zerspringen, und die Montenegriner schauten auf ihre Gewehre gestützt mitleidsvoll auf beide.

„Mitleidslose Väter! unmenschliche Gesetze!" rief Jephrem verzweifelt, und zuckte den Dolch auf sich selbst. Zaida fiel ihm in die Arme und beschwor ihn sie selbst zu tödten. „Um deinetwillen habe ich meinen Vater verlassen, um deinetwillen ihn in den Tod getrieben, mein Herz blutete, aber bei dem Gedanken, daß du für mich noch lebst, heilte die Wunde wieder; jetzt wenn ich auch dich verlieren sollte, so hätte ich nichts mehr auf dieser Welt, — ich bin zum ärgsten bereit, und dein Montenegro habe ich verrathen. Und nun, Jephrem, sey muthig und laß mich nicht lange auf dich warten," flüsterte sie und schloß sich innig an ihn.

„Der Türke wird dich nicht lange auf mich warten lassen," sagte Jephrem düster.

„O nein," sagte Zaida, „der Pascha hat mir versprochen, daß er Montenegro nicht verderben will und nur Vranina zurückverlangt."

„So stirb denn, unglückliche Verrätherin!" schrie Jephrem und stieß ihr den Dolch in die Brust, aus der alsbald ein rother Strahl emporsprang. Sie starb so schnell, daß Jephrem nur ein krampfhaftes Drücken seiner Hand fühlte. Unverwandt schaute er das strömende Blut an, dann entfiel der Dolch seinen Händen. Endlich wandte er sich zu den Montenegrinern mit der Stimme eines Menschen, für den alles verloren ist: „die Schatten unserer Väter sind versöhnt!" Die Montenegriner antworteten nicht, sondern knieten im Kreise nieder und beteten laut das Vater Unser, wobei sie dreimal die Worte wiederholten: „und vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern." Dann standen sie auf und gingen ohne ein Wort zu sprechen zum Zimmer hinaus.

(Schluß folgt.)

Der Reisende Westergaard. Prof. Wilson erwähnte in der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft am 17 Februar dieses hauptsächlich für philologische Zwecke reisenden Dänen. Derselbe hat die Sitze der noch in Persien wohnenden Gebern, Yezd und Kirman, besucht, und gefunden, daß diese Zendbücher besitzen ähnlich denen der Parsis zu Bombay. Er schätzte die Zahl dieser Gebern auf 5 bis 6000. (Wenn darunter nicht Familien verstanden sind, so möchte die Angabe viel zu nieder seyn, denn in den Unruhen, die nach Schah Nadirs Tode in Persien ausbrachen, treten bekanntlich auch Gebern handelnd auf und sind einige tausend Mann stark.) Hr. Westergaard hat auf seiner Reise durch Persien eine Menge zum Theil bisher ganz unbekannter Keilinschriften abgeschrieben und übersetzt. (Lit. Gaz. vom 24 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1844.

Brasilien im vierten und Anfang des fünften Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts.

In Amerika's republicanischer Staatenwelt ist das erbliche constitutionelle Kaiserthum Brasilien der Größe nach der erste, der Volksmenge nach der dritte Staat; in der politischen und bürgerlichen Ausbildung steht es mit den meisten neuen Freistaaten in Südamerika, Chili vielleicht ausgenommen, fast auf einer und derselben Stufe der Unmündigkeit und Schwäche. Brasilien ist die einzige Monarchie der neuen Welt; aber diese Form wurzelt nicht in seinem Volksleben. Dennoch gibt es auf dem ungeheuren Raume von 130,000 Quadratmeilen nicht Ein Volk, das ein Gesetz und eine politische Geschichte hat; es gibt nicht einmal eine Nation, die einen Ursprung und eine Sprache besitzt, sondern nur Mischlinge von europäischem, afrikanischem und indianischem Blute, oder nach Balbi ungefähr 900,000 Portugiesen und Creolen, 600,000 freie Mestizen, 250,000 Sklavenmestizen, 180,000 freie Neger, 2,926,500 Negersklaven, 300,000 bekehrte Indianer, 150,000 unabhängige Indianer mit Einschluß der europäischen Ansiedler, Deutsche und Schweizer, zusammen über 5,300,000 Seelen. Noch größer ist die Verschiedenheit der Bildungsstufen; doch der bürgerlichen Gesammtentwicklung am feindseligsten ist das furchtbare Mißverhältniß zwischen den Reichen und Armen, zwischen den Freien und Sklaven, zwischen den europäisch Gebildeten, dem verwilderten Sklavenpöbel und dem thierischen, gegen alle Weißen erbitterten Bewohner der Urwälder. Wenn nun auch die Gebildeten mit allen ihren verschiedenen Leidenschaften, Bedürfnissen, Talenten und Kräften auf der angebauten Küstenstrecke von etwa 1000 Meilen Länge und 2000 Quadratmeilen Flächenraum und auf den sehr vereinzelten Culturpunkten der innern Provinzen zerstreut leben, und an den meisten Orten durch ihre geistige Ueberlegenheit die rohe Masse im Zaum halten, so sind sie doch unter sich selbst so getheilt in ihren politischen Bestrebungen und Entwürfen, daß ein starkes Bürgerthum das große Reich noch nicht im Festhalten an dem gemeinsamen Gesetz der Ordnung durchdringen und organisch vereinigen kann. Dazu fehlt es aber auch, selbst in den angebautesten Provinzen an Verbindungsstraßen (im ganzen Reiche ist nur Eine fahrbare Straße, nämlich die von dem Hafen von Santos nach San Paulo) und an der zur Erreichung gemeinsamer Zwecke nothwendigen homogenen Bevölkerung. Die Verfassung von Brasilien ist nur ein Bastard; ein Mittelding zwischen der europäischen, constitutionellen Monarchie und der demokratischen Republik von Nordamerika, ohne Volkserziehung, ohne Liebe für das Hergebrachte, ohne Hoffnung auf die Zukunft. Von öffentlicher Meinung kann in einem solchen Staat keine Rede seyn. Es gibt nur Rottenführer, keine Vorkämpfer von Principien und Staatsmaximen, und diese theilen sich wieder in Mulatten, Brasilianer und Portugiesen. Die zwei Hauptparteien theilen sich in Farroupilhas und Caramuros; erstere sind wüthende Republicaner, letztere uneingeschränkte Monarchisten. Um der von den Farroupilhas beabsichtigten Zersplitterung von Brasilien in eine Anzahl kleinerer unabhängiger Republiken vorzubeugen, entschloß sich endlich die Regierung (1831), das große, schwache Kaiserthum in eine Föderativmonarchie umzuschaffen.

Ehe sie jedoch diesen Vorsatz ausführen konnte, erhob sich zu Pernambuco und Bahia bald die Partei der Republicaner, bald die der Föderalisten; in Rio mußten sich die Bürger bewaffnen, um einen Militäraufstand zu unterdrücken. Ein gewisser Madeira erhob in der Provinz Ceara das Banner Pedro's I. Er wurde besiegt, und der machtlose Versuch kostete vielen Portugiesen das Leben. Auch von Rio aus leitete die alte Absolutistenpartei Verbindungen in Europa ein, um Don Pedro's Rückkehr zu bewirken; doch die Anschläge wurden entdeckt. Endlich machte des Exkaisers Tod (am 24 Sept. 1834) diesen Umtrieben ein Ende. Minas, die volkreichste Provinz, erklärte sich noch im Februar 1832 gegen jede Abänderung der Constitution. In Rio selbst verfolgten sich die Anhänger der Regentschaft, die Moderados und die der absoluten Gewalt, Caramuros. Das Ministerium vermochte nicht der zunehmenden Verwirrung Einhalt zu thun; es nahm daher am 28 Julius 1832 seine Entlassung, und die damalige Regentschaft ernannte am 4 August Bento Barrozo

Pereira zum Kriegsminister, Francisco de Paula e Hollanda Cavalcante de Albuquerque zum Finanzminister und interimistisch für das Innere, Carneiro Leao zum Justizminister, und Bento da Silva Lisboa zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. An die Stelle der beiden letzten trat aber schon im folgenden Jahre Aureliano de Souza Oliveira Coutinho und später der verschlagene Mulatte Montezuma als Minister der Justiz und des Auswärtigen. Die wichtige Stelle eines Oberbefehlshabers der Truppen erhielt Don Jose Joaquin de Lima e Silva, der sie noch im Anfange des Jahres 1838 besaß, während die Mitglieder des Ministeriums und die Regentschaft mehrmals verändert wurden.

Der größte Kampf war zwischen Montezuma und dem in England erzogenen und mit englischen Zuständen vollkommen vertrauten Calmao, einem eingebornen, weißen Brasilianer, und es waren im Laufe der letzten Jahre beide Mitbewerber um die höchste Staatsgewalt — denn so kann man wohl das Ministerium nennen — mehrmals Sieger und besiegt.

Die Congreßwahlen für die Sitzung von 1834 bis 1837 veranlaßten vielfache Aufstände. In Ouro Preto siegten die Monarchisten, in Para triumphirte die republicanische Partei. Die Mulatten und Indianer (die bei weitem größere Zahl der Einwohner) gewannen immer mehr an politischer Bedeutung. Ein Versuch der Caramuros die Regentschaft zu stürzen, führte zu einem Pöbelaufstand in der Hauptstadt und zur Absetzung des zum Erzieher des Kaisers ernannten Joseph Bonifaz de Andrada e Silva, eines Monarchisten aus der Schule Don Pedro's. Seine Stelle erhielt der Marquis de Intanhaem. Der im J. 1834 zusammengetretene Congreß stellte eine bedeutende Majorität der republicanischen Partei heraus, und als unmittelbare Folge derselben bekannte sich die Kammer der Abgeordneten wie das englische Unterhaus unter Karl I zu dem Grundsatz: daß sie, um ihren Beschlüssen Kraft zu geben, weder der Gutheißung des Senats, noch der Genehmigung der vollziehenden Gewalt bedürfe. Sie nahm auf den Bericht der Commission für die Reform der Verfassung vom 11 Dec. 1832, mit Beseitigung eines Gegenentwurfs am 6 August 1834 das wichtige Decret an, durch welches Provinciallegislaturen oder gesetzgebende Versammlungen in allen Provinzen eingeführt und Brasiliens Verfassungsformen denen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sehr genähert wurden. Nach jenem Decrete bestehen in den Provinzen Pernambuco, Bahia, Rio Janeiro, Minas und St. Paulo die gesetzgebenden Versammlungen aus 36, in den Provinzen Para, Maranhao, Ceara, Parahyba, Alagoas und Rio Grande aus 28 und in den übrigen Provinzen aus 20 Mitgliedern. Jede Provinciallegislatur soll nur zwei Jahre dauern. Die Mitglieder derselben, die Präsidenten, Vicepräsidenten, Secretäre und Beamten werden auf dieselbe Weise gewählt und ernannt, wie die Deputirten u. s. w. zur allgemeinen gesetzgebenden Versammlung. Die Provincialausgaben sollen nach dem Budgetentwurfe (Orzamento) des Präsidenten der Provinz, die Municipalausgaben nach dem Budget der betreffenden Stadträthe (Cameras) bestimmt werden. Der Wirkungskreis dieser Provincial-Parlamente erstreckt sich auf alle kirchlichen, politischen und Municipaleinrichtungen, gerade wie dieß bei den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union der Fall ist; auch hat der Präsident der Provinz (respective Gouverneur des Staats) ein Veto, das er jedoch, wie dieß auch in den Vereinigten Staaten üblich, mit Gründen zu unterstützen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tebibs in Algier.

(Schluß.)

Amputationen haben bei den Arabern durchaus nicht die gleiche Vollkommenheit erlangt. Wenn die Entfernung des gebrochenen Gliedes für unerläßlich erachtet wird, so erfolgt die Operation, wenn überhaupt der Verwundete sich derselben unterwerfen will, mit einer im vollen Sinne des Worts barbarischen Einfachheit. Man setzt den Verwundeten auf, stellt unter den Arm oder das Bein, welche amputirt werden sollen, einen Holzblock, der Operateur ergreift ein Beil oder einen Yataghan, und haut das Glied auf einen Streich ab. Um das mangelnde Unterbinden zu ersetzen und den Blutverlust zu hemmen, tauchen die Gehülfen sogleich den verstümmelten Theil in ein mit siedendem Pech angefülltes Gefäß, und man kann sich die furchtbaren Schmerzen, welche der Kranke ausstehen muß, leicht denken. Der Tod scheint die unvermeidliche Folge seyn zu müssen, und doch ist es, seltsam genug, keineswegs ohne Beispiel, daß der Verwundete diese rohe Verstümmelung überlebte.

Uebrigens ziehen die Araber meist die Aussicht eines gewissen Todes der möglichen Heilung vor, welche die Aufopferung eines ihrer Glieder gewähren kann; nicht als ob sie den Schmerz scheuten, den im Gegentheil wenig Menschen mit einem solchen Stoicismus und mit größerer anscheinender Unempfindlichkeit aushalten, aber sie fürchten den Zorn Gottes, der von ihnen Rechenschaft verlangen könnte, darüber, daß sie über einen Theil seines Geschöpfs ohne seinen Willen verfügen. Hr. Merle, Privatsecretär des Hrn. v. Bourmont während der Expedition nach Afrika, war zu Sidi Ferrusch Zeuge einer in dieser Beziehung höchst charakteristischen Scene. Unter andern moslemitischen Verwundeten, die man auf dem Schlachtfelde aufhob, brachte man nach dem unter den Zelten des französischen Lagers errichteten Feldspital einen jungen Araber aus der Umgegend von Algier, dem durch eine zersprungene Haubitze das Bein zerschmettert worden war. Der Vater des jungen Menschen erschien, sobald er davon unterrichtet war, auf die Gefahr hin erschossen zu werden, an den Vorposten, erhielt auf seine Bitten die Erlaubniß, seinen Sohn zu sehen, und eilte zu ihm nach Torre Chica. Nach einem rührenden Willkommen, wobei jedoch keine Thräne vergossen, keine Klage laut wurde, hebt der alte Beduine mit fester Hand die Bettdecke auf, unter welcher der junge Mensch lag, und betrachtete ruhig die furchtbare Wunde seines Sohnes. Ein Dolmetscher machte ihm jetzt begreiflich, daß man

am folgenden Tage das Bein abnehmen werde, als das einzige Mittel, seinem Sohn das Leben zu retten. Bei diesen Worten zeigte die Physiognomie des alten Arabers eine lebhafte Entrüstung. Er hebt die Arme zum Himmel und richtet eine leidenschaftliche Aufforderung an seinen Sohn, welche dieser mit vieler Unterwerfung und Sammlung anzuhören schien.

„Ich verbiete dir, die Abschneidung, welche man dir vorschlägt, vornehmen zu lassen, denn dieß wäre ein Verbrechen gegen Gott. Der Körper, den wir von ihm haben, gehört uns ebenso wenig als das Leben, welches er uns gegeben, und wir können weder das eine noch das andere hingeben. Einen Theil unseres Körpers abzuschneiden, das ist eine verbrecherische Handlung, von der unsere Tage nicht abhängen können, denn sie sind zum voraus gezählt, und Allah hat den Menschen nicht das Recht gegeben sie abzukürzen, und nicht die Macht ihre Zahl zu vermehren." Der junge Araber unterwarf sich dem väterlichen Willen, ließ sich nicht amputiren, und erlag nach wenigen Tagen den Entzündungszufällen, welche die Folge seiner Wunde waren.

Nach dem denkwürdigen Kampf an der Sikak, wo eine große Anzahl verwundeter Araber auf dem Schlachtfelde lagen, kamen die Militärärzte, nachdem sie die französischen Verwundeten verbunden hatten, auch zu denen von der Partei des Emirs und boten ihnen ihre Hülfe an. Einige hatten sehr schwere Wunden oder Brüche, welche die Amputation nöthig machten. Man machte ihnen das Anerbieten, aber alle erklärten, „wenn ich an meiner Wunde sterben soll, so bleibe ich, wie mich Gott gemacht hat." Man achtete ihren Willen und drei Viertheile unterlagen; bei einigen aber überwog die Lebenskraft, und ihre Wunden, die von den Aerzten für tödtlich gehalten wurden, und es bei europäischen Constitutionen wahrscheinlich auch gewesen wären, heilten wieder.

Der Tod findet endlich den Araber seinem religiösen Glaubensbekenntniß nicht minder treu. So lange das Leiden diese eisernen Menschen nicht völlig niedergeworfen hat, geht er fortwährend seinen Arbeiten und seinem Vergnügen nach, mit der größten Ruhe, als ob er nicht den Keim des Todes in sich trüge. Verlassen ihn endlich seine Kräfte, so fällt er ausgestreckt zu Boden, empfiehlt sich in den Schutz des Propheten, und das Gesicht gegen Osten gewendet, stößt er den letzten Seufzer aus, ohne auch nur von dem Augenblick an wo die Krankheit sich erklärte, die Kleider abgelegt zu haben. Keine Testamentmacherei, keine religiöse Ceremonie, nichts stört in dieser letzten Stunde seinen Todeskampf. Meistens stirbt er, ohne an den Tod zu denken, und der Marabut, dessen empirische Mittel gewöhnlich denselben beschleunigt haben, führt in seiner doppelten Eigenschaft als geistlicher und weltlicher Tebib seinen Leichenzug.

Das Chimära-Grab im Xanthusthal.

Ein im Standard mitgetheilter Privatbrief aus dem Dampfboot Medea vom 19 Januar datirt enthält über diese Entdeckung folgendes: Hr. Fellowes und seine Gefährten sind in ihren letzten Untersuchungen an den Ufern des Xanthus sehr glücklich gewesen. Einer der werthvollsten Ueberreste des Alterthums, den sie auffanden, ist ein Chimära-Grab, dessen Entdeckung der allgemeinen Annahme der Alterthumsforscher, daß so etwas nicht in Kleinasien sich finden könne, widerspricht. Es besteht ganz aus Marmor und ist mit Figuren von Männern und Frauen und mehreren Thieren bedeckt. Eine der Gestalten ist, wie man annimmt, Bellerophon, der ein Thier zähmt, das die Alten eine Chimäre nannten, und das zum Theil aus einer Ziege, zum Theil aus dem Löwen und andern Thieren zusammengesetzt ist. Dieß Thier soll in der fabelhaften Geschichte Lyciens den vulcanischen Berg des Landes darstellen: „Auf dem Gipfel sind Löwen, in der Mitte Weiden für Ziegen und am Fuße Schlangen; darum nannte man es ein feuerspeiendes Ungeheuer, mit Kopf und Herz eines Löwen, dem Bauch einer Ziege und dem Schweif eines Drachen; Bellerophon soll es erschlagen haben, weil er den Berg bewohnbar machte." Das ganze Grab ist, obgleich es mehrere tausend Jahre zählt, so vollständig, als ob es eben erst vollendet worden wäre. (Lit. Gaz. vom 24 Febr.)

Die Montenegriner.

(Schluß.)

„So, meine Geliebte," sagte Jephrem, als er allein war, und küßte Zaida's bleiche Lippen. „Der Berg hat dir einen Purpurkranz geflochten auf deinen Sarg, und dein Jephrem wird dir das Grab bereiten unter dem Schutte Branina's." So sprach er, und legte Zaida auf den Boden. Er lachte wie ein Wahnsinniger, als er ihr graues Kleid von ihrem Blute dunkelroth gefärbt sah. „Das hast du nicht gedacht, daß du so pomphaft aus der Welt gehen würdest, aber du bist die Frau eines Montenegriners, und unser Tod wird schön seyn, wie der Berg selbst." Damit kniete er neben ihr nieder und glättete ihre langen Haare, dann hob er ihr wie in Verrücktheit den Kopf auf, daß er nicht zu hart liege.

Die Nacht begann bereits ihre schwarzen Flügel zusammenzurollen und der Morgen warf einen bleichen Schimmer auf die Erde. Jephrem war noch mit der Leiche seiner Gattin beschäftigt, da krachten Schüsse von der Seite der Wache her und Iwan trat ins Zimmer.

„Auf, Jephrem," sagte er, „der Berg ruft, — die Türken rücken an zum Sturme!" Jephrem hörte ihn nicht.

„Steh' auf, Montenegriner," fuhr er fort, trat näher heran und schüttelte ihn, „wir wollen den Grabgesang deiner Zaida anstimmen!" Das wirkte. Jephrem sprang auf, — aber schrecklich hatte er sich in dieser einzigen Nacht geändert. Mit bleichem Gesicht, das Auge mit Blut unterlaufen, glich er einem Leopard, der eben dem Kerker entronnen.

Schon krachten die Schüsse in bestimmten Zwischenräumen in der Morgenluft. Jephrem sah durch das Fenster und erblickte die ganze Meerenge mit türkischen Fahrzeugen bedeckt.

„Da sind sie, Zaida, da sind sie!" rief er, — „die Gäste zu deinem Begräbniß, — aber wie wollen sie begrüßen!"

Er sprang an der Leiche vorbei und eilte nach dem Ufer. Das Allahgeschrei der Türken ertönte von den Schiffen her, auf welche trotz der noch ziemlich großen Entfernung die Montenegriner feuerten. Viele Türken fielen, andere aber, von Opium berauscht, drängten vorwärts.

In diesem Augenblick kam Jephrem, und war jetzt ganz wieder der furchtlose, um Menschenleben unbekümmerte Anführer. Bereits waren die Türken zum Sturm ans Land gestiegen, und der Pascha selbst ordnete seine Schaaren; vergebens suchten Jephrems Augen den Aga, der an demselben Tage Lesendria angriff und auch eroberte. „Jetzt ist es Zeit," schrie Jephrem, als er die Türken in Haufen anrücken sah. „Zaida!" rief er noch lauter und eilte vorwärts. „Montenegro!" riefen seine Leute, als sie auf die Türken einstürzten, welche jedoch den Angriff aushielten, so daß jetzt ein furchtbares Gemetzel zwischen etwa 200 Montenegrinern und fast 1800 trunkenen Albanesen entstand. Furchtbar mähte Jephrem mit seinem Yatagan die Köpfe der Türken ab, die schon sein furchtbares Aussehen entsetzte, und seine bloße Erscheinung brachte die Türken zum Weichen; sie konnten sich nicht länger halten, und nach dreistündigem Kampf wichen sie endlich nach den Schiffen zurück. An diesem Tage, den 17 September, nahm der Pascha Branina nicht ein; besser erging es seinem Aga auf Lesendria, wo kein Jephrem den Tod einer Zaida rächte.

Die Montenegriner, stark gelichtet, behaupteten den Kampfplatz mit blanker Waffe, und das Glück begünstigte sie, aber mit traurigem Auge betrachteten sie ihre gefallenen Brüder, die unter den Leichen der Türken wie im Sturm gefällte Eichen im dichten Gebüsch dalagen, und zählten kummervoll die spärliche Zahl der Uebriggebliebenen. Jephrem achtete aber nicht mehr darauf; sobald die Türken so weit entfernt waren, daß keine Kugel sie mehr erreichen konnte, warf er das Gewehr auf die Schulter, und ohne das Blut aus dem Gesicht zu wischen, eilte er wieder nach seinem Gemach und beschäftigte sich mit dem Leichnam Zaida's; die Montenegriner hielten ihn nicht zurück, sie kehrten still nach der Veste zurück und thaten sich nach der harten Arbeit gütlich.

Der Pascha ließ ihnen jedoch nicht lange Zeit dazu, sondern zog die Truppen seines Aga, welche Lesendria erobert hatten, an sich, umringte das Inselchen mit seinen Schiffen und ließ die ärmliche Festung mit Kanonen beschießen. Die Pallisaden und die schwachen Gebäude stürzten zusammen, und am 18 war Branina nur noch ein Ruinenhaufen; außer der Wohnung Jephrems stand kein Gebäude mehr aufrecht, und auch dieß war schon sehr beschädigt. Jephrem schien die Zerstörung um sich her nicht zu sehen, machte aber doch seine Voranstalten. Gegen Mittag erdröhnte das Meer unter dem Ruderschlag der zahllosen Fahrzeuge, auf denen die Albanesen nach Branina fuhren. Da küßte Jephrem zum letztenmal den Mund Zaida's, legte ihren Kopf auf einen Bund Stroh und zündete das Gebäude an. „Nun, Brüder," sagte er, indem er unter die Montenegriner trat, „jetzt brennt die Begräbnißkerze!"

„Aber," sagte Jephrem, indem er auf die Menge der sich annähernden Türken wies, „diese Streitmacht können wir nicht abwehren!"

„Wir erfüllen unsere Pflicht," sagte Jephrem, „wie es tapfern Montenegrinern ziemt, — und so wollen wir auch sterben. Sorgt dafür, daß die Heiden keinen von uns lebend fangen."

Die Türken betraten das Ufer und stellten sich in Ordnung auf; ruhig warteten die Montenegriner. Die erste Abtheilung führte der Aga und griff das Häuflein tapferer Slawen heftig an, aber seine Truppen zerschellten wie an einem scharfen Keil. „Verführer!" schrie Jephrem, als er den Aga erblickte, und drang heftig auf ihn ein. „Stirb, Elender!" rief er, als er ihn erreichte, und trennte mit einem Hiebe seines Yatagans den Kopf vom Rumpfe, aber in demselben Augenblick sank er auch selbst von einer Kugel im Rücken durchbohrt.

Lange noch kämpften die Montenegriner, einer fiel nach dem andern, bis nur noch neun am Leben und auch diese mit Wunden bedeckt waren. Diese ließ der elende Türke zur Verherrlichung seines Siegs aufhängen, es war aber ein Sieg von zehn gegen einen, ein so theurer Sieg, daß man ihn wohl eine harte Niederlage nennen konnte. Darum scheute sich der Pascha den Kampf gegen Montenegro fortzusetzen, er verlangte, daß der Wesir selbst Frieden schließe, wozu dieser aber nicht früher sich geneigt zeigte, als bis er selbst sechs Tage darauf bei Grahowo eine Niederlage erlitten hatte.

So traten die Montenegriner, obwohl sie Lesendria und Branina verloren, wiederum als Sieger aus dem Kampfe, der ihnen anfänglich mit dem Untergange drohte, und ihre Nachkommen wird das Andenken an das Jahr 1843 zur Vertheidigung des selbstständigen Vaterlandes entflammen.

Miscellen.

Etwas über amerikanische Alterthümer. In der Versammlung der brittischen Architekten wurden Zeichnungen von dem bekannten Catherwood, welcher Stephens auf seinen Reisen in Guatimala und Yucatan begleitete, vorgelegt und einige Bemerkungen darüber mitgetheilt. Die Zeichnungen beweisen augenscheinlich, daß früher auf dem amerikanischen Continent ein höherer Grad von Civilisation bestand, als die Geschichtschreiber gewöhnlich annehmen wollen. Einer der auffallendsten Umstände, die man im Auge halten muß, wenn man die Fortschritte des Volks in den Künsten gehörig beurtheilen will, besteht darin, daß sie den Gebrauch eiserner Werkzeuge nicht kannten, sondern nur kupferne, durch einen Beisatz von Zinn oder einem andern Metall gehärtete Werkzeuge besaßen, und damit ihre Steinbauten und Granitsculpturen ausführten. Außer einer vollständigen Kenntniß des Steinhauens und des Legens von Steinen kannten die Indianer auch verschiedene Arten von Mörtel, Stuck und Cementen. Sie waren in der That, was den mechanischen Theil betrifft, vollkommene Maurer. Ihre Malerei steht über ihrer Architektur und Sculptur, und in keiner Weise unter der der Aegyptier; auch sind sie in der Mischung der Farben noch einen Schritt weiter gegangen als diese, indem sie sich den Malereien von Pompeji und Herculanum mehr nähern. In einem Zimmer eines der größern Gebäude sind Malereien, welche die ganze Mauer von der Decke bis an den Boden herab decken; die Figuren sind nicht höher als 6 bis 8 Zoll, aber sehr interessante Gegenstände voll Leben und Natur sind dargestellt.

•

Eigenthümlichkeiten der Giraffe. In der Sitzung der französischen Akademie am 12 Februar kam ein Bericht von einem Dr. Joly aus Toulouse und einem Arzt an der Veterinärschule dieser Stadt, Hr. Lavocat, ein, welche eine kürzlich daselbst verstorbene Giraffe secirt hatten. Das Merkwürdigste war die außerordentliche Länge des Verdauungscanals, welcher nicht weniger als 62,45 Metres maß. Das Gewicht des Gehirns betrug 710 Grammes, und überstieg an Umfang das des Ochsens und des Pferdes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1844.

Ungarische Scenen.

(Von J. G. Elsner.)

II. Die Kirchweih in Oszenitza.

Drei Meilen unterhalb Temesvar liegt die Herrschaft Banlok, zu welcher auch das Dorf Oszenitza gehört. Dasselbe ist meistentheils von Deutschen bewohnt, zwischen denen sich nur wenige Walachen angesiedelt haben. Nun aber sind die deutschen Bauern in Banlok zum größten Theil wohlhabend und dabei ein kräftiger Menschenschlag. Das ist auch in Oszenitza der Fall. Die Kirchweih dieses Dorfes wird allemal am Tage Wendelin, d. i. am 20 October gehalten, weil die Kirche sich diesen Heiligen als Schutzpatron gewählt hat, und zwar aus besonderer Ursache, wie wir weiterhin sehen werden, wenn erst das Fest der Kirchweih beschrieben seyn wird.

Der Morgen des Festtags wird mit Kanonen- und Böllerschüssen begrüßt, im Dorf ertönt das Signalhorn. Die Bauern — an diesem Tage vorzugsweise Bürger genannt — erscheinen uniformirt in halb deutscher, halb ungarischer Nationaltracht. Der Ortsrichter tritt an die Spitze und läßt sie aufmarschiren. Alle sind mit Flinten versehen, und da sie gegen hundert Mann stark sind, so bilden sie ein recht respectables Corps. Jetzt ertönen die Glocken, neue Salven des schweren Geschützes mischen sich darein. Der Pfarrer und Schullehrer mit allem was zur Kirche und Schule gehört, setzt sich in Procession, um den nahenden Grundherrn zu empfangen, den die ganze Versammlung mit lautem Hurrah aufnimmt. Nun geht der Zug förmlich in die Kirche, wo ein Hochamt abgehalten wird, während dessen das Geschütz sich mehrmals hören läßt. Nach Beendigung des Gottesdienstes marschirt die Bauer-Bürgergarde vor der Kirche auf, gibt einige Salven, läßt den gnädigen Herrn hoch leben, wird alsdann von diesem zum Handkusse gelassen und erhält hierauf eine Remuneration an Geld, Speisen und Getränken, womit sie sich den übrigen Tag gut thut und bis in die Nacht jubelt. Pulver wird bei dieser Gelegenheit viel verknallt. An diesem Festtage steht jeder Bauer nach seiner Meinung um viele Stufen höher wie sonst, und es wäre mißlich ihn eines andern belehren zu wollen.

Nun die Entstehung des Festes. Ein Urahn des jetzigen Besitzers trieb, wie es zur damaligen Zeit in ganz Nieder-Ungarn der Hauptzweig der Landwirthschaft war, sehr starke Viehzucht. Nun war ihm einst, vielleicht durch Wölfe verscheucht, eine Heerde von mehreren hundert Stücken Rindern entlaufen. Viele nach allen Richtungen ausgesandte Boten kamen mit der trostlosen Nachricht zurück, keine Spur von dem Vieh gesehen zu haben. So waren bereits einige Wochen verflossen, und man gab allmählich alle Hoffnung des Wiederfindens auf. Am Tage Wendelin hielt der gedachte Urahn in einer Capelle, welche da stand wo später die Kirche erbaut wurde, seine Andacht, und gelobte eine Kirche zu bauen, wenn er jemals sein Vieh oder auch nur einen Theil desselben zurückbekäme. Der Gottesdienst war zu Ende und als man aus der Capelle trat, da jagte — o Wunder! — die ganze Viehheerde daher und blieb unweit derselben stehen; man überzählte sie und es fehlte nicht ein Stück. — Getreulich erfüllte der Besitzer sein Gelübde, die Kirche ward erbaut, und es wird seitdem alle Jahre das beschriebene Fest mit einem solennen Hochamt gefeiert.

Nachträglich nur noch die statistische Notiz, daß in Oszenitza im Anfange Serben wohnten, die aber der vorletzte Besitzer, weil er mit ihrer Führung nicht sonderlich zufrieden war, in ein anderes Dorf übersiedelte und dafür Deutsche hier aufnahm.

Brasilien im vierten und Anfang des fünften Jahrzehents des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Durch diese Ausdehnung der Regierungsrechte der Provincialversammlungen, welche nunmehr in die Stelle der bisherigen allgemeinen Räthe (Conselhos geraes) traten, wurden die Vollmachten des Senatspräsidenten sehr beschränkt; auch wurde der Staatsrath aufgehoben. Indeß war wenigstens

noch die Einheit des Reichs und die Erblichkeit der Monarchie gerettet. Hinsichtlich der Person des Kaisers aber bestimmte der 26 Artikel des Decrets Folgendes: „Wenn der Kaiser keinen Verwandten hat, der die zur Regierung des Reichs erforderlichen Eigenschaften besitzt, so soll das Reich während des Kaisers Minderjährigkeit durch einen jedoch nur auf vier Jahre zu wählenden Regenten verwaltet werden. Die Wahl eines solchen Regenten soll von den einzelnen Legislaturen durch geheime Abstimmung geschehen; der Präsident des Senats aber soll in allgemeiner Versammlung beider Kammern die Stimmen zählen, und wer die meisten Stimmen erhält, der soll Regent seyn."

In dieser Sitzung wurde noch ein Preßgesetz angenommen, das dem Unwesen der Parteiblätter Einhalt thun sollte, dagegen aber der Antrag auf ein Bündniß Brasiliens mit Nordamerika verworfen. So viel Beifall auch die neuen Bestimmungen der Reichsverfassung in der Hauptstadt und in mehrern Provinzen fanden, so wenig ward dadurch der Parteihaß entwaffnet und die innere Ruhe hergestellt. In der Stadt Para brach am 7 Januar 1835 ein blutiger Aufstand aus, bei welchem das Landvolk mit dem Militär gemeinschaftliche Sache machte. Der Präsident, der Befehlshaber der Truppen und der Hafencapitän, viele einheimische und fremde Einwohner wurden ermordet. Dieser gesetzlose Zustand dauerte fort bis zum 21 Januar, und obschon später der General Rodriguez die revolutionäre Regierung stürzte, so fanden doch von Zeit zu Zeit neue Aufstände statt; so am 17 Februar, der über 200 Menschen das Leben kostete. Auch zeigten sich in mehrern Städten Spuren von Verschwörungen unter den Negern, welche auf den Versuch einer gewaltsamen Emancipation hindeuteten. Doch gelang es der Regierung, die Negeraufstände in Bahia im Julius 1835 zu unterdrücken. Die Emancipationshoffnungen wurden namentlich durch die Verhandlungen mit England wegen Unterdrückung des Sklavenhandels erregt. Brasilien hatte nämlich schon dem Vertrage mit Großbritannien vom J. 1830 zufolge die Sklaveneinfuhr untersagt, allein das Verbot nicht vollzogen, und es wurden auf Schleichwegen jährlich zwischen 20 bis 30,000 Negersklaven in Brasilien eingeführt. Auch in der Kammer der Abgeordneten regte sich ein republicanischer Geist. Ein Deputirter, Namens Franca, machte sogar förmlich den Antrag, die Monarchie für abgeschafft und die Dynastie Pedro's II des Throns verlustig zu erklären. Der Antrag wurde zwar verworfen, die Ausstoßung Franca's aber aus der Kammer ohne Erfolg beantragt. Da die Zahl der einzelnen Verschwörungen, der politischen Verbrechen und Emeuten in mehrern Provinzen ungemein zunahm, so sah sich die schwache Regierung, welche dem Unfug nicht zu steuern vermochte, genöthigt am 19 Jun. 1835 für die Provinzen Minas und Rio Janeiro eine Amnestie wegen politischer Vergehen zu erlassen, die aber schon am 17 August auch auf die Provinzen Pernambuco und Alagoas ausgedehnt werden mußte.

Unter den verschiedenen Aufständen, welche die Regierung zu stürzen und das Reich in mehrere kleine Staaten aufzulösen drohten, sind die von Para, Bahia und Rio Grande do Sul die bedeutendsten. Indianer und Mulatten oder Neger waren hiebei hauptsächlich thätig, doch waren erstere gemeiniglich zuerst von den Weißen dazu aufgereizt worden. Die blühende Handelsstadt Para wurde hiedurch fast gänzlich vernichtet. Fast ein ganzes Jahr blieb dieselbe im Besitz der Indianer und wurde zuletzt nur mit Hülfe der Engländer nach blutigem Widerstande wieder erobert. In der Provinz Bahia fielen ähnliche Unordnungen vor. Die Einwohner der Stadt erklärten sich unabhängig und erwählten den in den Vereinigten Staaten im Exil lebenden Galvas zum Präsidenten. Da jedoch die andern Städte der Regierung getreu blieben, so fand letztere Zeit die Rebellen einzuschließen und sie zu zwingen sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Eine große Anzahl wurde hingerichtet — ungefähr 500 Neger und Mulatten nach Afrika transportirt. — In Rio Grande do Sul war der Aufstand so weit gegangen, daß nach einem unglücklichen Gefecht, in welchem die Regierungstruppen geschlagen wurden, Bento Gonçalves da Silva zum Präsidenten, Major Lima aber zum Vicepräsidenten der als unabhängige Republik erklärten Provinz ausgerufen wurde. Zwar wurden die Rebellen später geschlagen und ihr Haupt gefangen genommen; es fand aber letzterer Gelegenheit zu entwischen, so daß der Aufstand von neuem ausbrach und im Sommer (resp. brasilianischen Winter) 1837 die ganze Provinz bis auf die Städte Rio Grande und Porto Alegre von den Insurgenten beherrscht war. Erst im März 1838 erfochten die Truppen der Regierung einen vollständigen Sieg, welcher die Ruhe einigermaßen herstellte und die aufrührischen Provinzen der Krone unterwarf. Durch diese Siege wurden die Provinzen von Zeit zu Zeit wenigstens momentan beruhigt, so daß die im Jahre 1836 zusammengerufene Generalversammlung den Anfang einer gesetzlichen Regierung in der Art machen konnte, daß sie mit einer Mehrheit von 800 Stimmen Diego Antonio Feijo zum allgemeinen Regenten des föderativen Kaiserthums auf vier Jahre (1836—1840) ernannte. Die zwei merkwürdigsten Beschlüsse derselben waren erstens die Ausschließung Donna Maria's II von der brasilischen Kaiserkrone und zweitens die Anerkennung der legitimen Tochter Pedro's I, Senhora Donna Januaria, als kaiserliche Prinzessin und Thronerbin, im Fall Pedro II ohne Leibeserben versterben sollte. Die diplomatischen Relationen mit Portugal wurden fast gleichzeitig wieder aufgenommen.

Während der Regentschaft Diego Antonio Feijo's schwankte das Ministerium zwischen der brasilianischen und portugiesischen Partei. Die Grundsätze der erstern sind ultra-liberal oder demokratisch-republicanisch, nach dem Muster der Vereinigten Staaten, die der letztern conservativ-aristokratisch oder positiv monarchisch. Am 19 September 1837 dankte Feijo ab, und ernannte Pedro de Araujo Lima zum Minister des Reichs, und hiedurch auch interimistisch zum Regenten. Bei der hierauf angeordneten neuen Regentenwahl trug Araujo Lima über seinen Mitbewerber Hollanda Cavalcanti den Sieg davon, erhielt sich bis zum Julius 1840

auf seinem Posten. In diesem Jahre (1840) aber wurde der Kaiser Pedro II durch eine revolutionäre Verordnung der Kammern für volljährig erklärt, und hiedurch den Angelegenheiten Brasiliens eine neue, höchst prekäre Wendung gegeben. Man bezweckte durch die Volljährigkeitserklärung des Kaisers nichts als einen Ministerwechsel zum Sturz der portugiesischen und zu Gunsten der brasilianischen Partei, und fand selbst unter ersterer Ehrgeizige genug, welche sich dieser Bewegung in der Aussicht auf Staatsämter anschlossen. Tags zuvor noch hatte der Regent Vasconcellos, den besten Redner Brasiliens, zum Minister des Reichs ernannt. Zwei Decrete, eines seine Ernennung zum Minister enthaltend und das andere von ihm unterzeichnet, die Aufhebung der Kammern befehlend, wurden gleichzeitig in den Senat und in die Kammern der Deputirten gesandt. In letzterer wurden beide in der verfassungsmäßigen Ordnung erbrochen und gelesen und der Saal augenblicklich geschlossen. Hierauf gingen die revolutionären Kammermitglieder in den Senat, wo das Decret die Aufhebung der gesetzgebenden Volksversammlung beschließend, z u e r s t erbrochen wurde. Das Decret aber war von einem Minister unterzeichnet, von dessen Anstellung der Senat gar nicht in Kenntniß gesetzt worden und obgleich das Decret, welches dem Senat diese Anstellung verkündete, daneben lag, weigerte sich doch der Senat dasselbe zu öffnen. Die revolutionären Glieder der zweiten Kammer vereinigten sich hierauf mit dem Senat und erklärten in einer gemeinschaftlichen Sitzung und durch Acclamation den Kaiser für volljährig. Der Regent versuchte noch als letztes Mittel das Publicum zu vermögen, sich dieser Bewegung zu widersetzen, aber die Truppen waren ebenfalls mit dem Schwanken der Regierung unzufrieden, und so wurde dann der fünfzehnjährige Don Pedro constitutioneller Kaiser von Brasilien.

Die unmittelbare Folge der Thronbesteigung Pedro's II war die Ernennung der vorzüglichsten Parteihäupter, welche die Revolution veranlaßt hatten, zu Ministern. Zunächst kamen die zwei Brüder Carlos d'Andrada und Martin Francisco d'Andrada, beide aus der Provinz San Paulo, welche durch den Einfluß und die Bestrebungen ihres verstorbenen älteren Bruders José Bonifacio d'Andrada, genannt der Patriarch von Brasilien, seit dem Unabhängigkeitskrieg vom Jahre 1822 das Vertrauen der brasilianischen Partei genossen. Beide jetzt lebende Brüder sind mehr Gelehrte als Staatsmänner und so eitel, daß einer von ihnen noch vor einigen Jahren in der Kammer sich und seine Familie die Washingtons und Lafayettes von Brasilien nannte. Das Andrada-Ministerium erklärte sich unbedingt für den Kaiserthron, war aber stets des Republicanismus verdächtig und neigte sich sichtbar zur gefarbten Bevölkerung, welche in den letzten Jahren äußerst zahlreich geworden und durch Gleichstellung in allen bürgerlichen Rechten mit den Weißen gewiß noch das politische Uebergewicht über die letzteren erhalten wird. Die portugiesische Partei besitzt dagegen fast das ganze mobile Staatsvermögen, und da die Staatsausgaben der letzten Jahre die Einnahmen bei weitem übersteigen, so fehlten dem neuen Ministerium gar bald die Mittel, die Regierung fortzuführen. Die Andradas und ihre Freunde verließen daher das Ministerium und der Kaiser ernannte an ihrer Stelle Männer aus der portugiesischen Partei, welche noch jetzt (November 1842) am Ruder stehen.

Zwar hatten in den im Jahre 1840 stattgefundenen Wahlen die Andradas eine bedeutende populäre Majorität; aber das neue Ministerium löste die Kammern auf und ordnete eine neue Wahl an, wodurch die im October 1842 zusammengetretene gesetzgebende Versammlung so ziemlich im Sinne der portugiesischen Partei, d. h. zu Gunsten der neuen Minister ausfiel. Die Andradas zogen sich hierauf in die Provinz San Paulo zurück, wo sie den jetzt noch nicht völlig gedämpften Aufruhr anzettelten, den die Truppen der Regierung nur mühsam bekämpften. Es gelang nämlich den beiden Brüdern Andrada, einen sehr reichen Pflanzer der Provinz, Rafael Tobias d'Anguiar, welcher unlängst die Marchionesse di Santos, die frühere Maitresse Don Pedros I geheurathet, in ihr Interesse zu ziehen, wodurch der Aufstand schnell an Umfang und Bedeutung gewann. Er erstreckte sich bald in die Provinzen Minas Geraes und drang bis ungefähr 60 Meilen von der Hauptstadt vor. In Rio de Janeiro selbst war man sehr besorgt für dessen Ende, denn so groß war der Antheil, den die Masse der Bevölkerung daran nahm, daß man die Habeas-Corpus-Acte, welche man in Brasilien „die Garantie der Constitution" heißt, eine geraume Zeit suspendiren, mehrere der Parteianführer, worunter Limpo d'Abreu, ins Gefängniß werfen und Dr. Meirelles, den Präsidenten der medicinischen Facultät von Rio de Janeiro verbannen mußte. Die zuletzt eingelaufenen Nachrichten aus Brasilien melden uns jedoch, daß die Regierung Aussicht hat, binnen kurzem mit den Rebellen fertig zu werden, aber sehr zu zweifeln ist, ob sie je im Stande seyn wird, die öffentliche Ruhe und das Vertrauen dauerhaft wieder herzustellen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Mailand.

Mailand macht einen durchaus andern Eindruck als die übrigen größern italienischen Städte. Mailand ist die Stadt der Vermittlung, die Stadt, die aus ihrer Physiognomie mehr als sonst irgend eine Stadt Italiens erkennen läßt, daß gar oft andere Nationen daselbst geherrscht haben. In Mailand ist nur noch die Grundlage italienisch, auf diese Grundlage sind aber so viel französische und deutsche Elemente aufgetragen, daß die Stadt dadurch von ihren Schwestern specifisch sich unterscheidet.

Mailand wird als die Hauptstadt des gesammten österreichischen Italiens angesehen, obgleich es eigentlich nur die des Königreichs der Lombardei, Venedig aber die des Königreichs Venedig ist. Dadurch ist eine gewisse neidische Gereiztheit bei den Venetianern gegen Mailand und die Lombarden eingetreten, die sich unter anderm auch in dem Witze ausspricht, daß man die allergeringste Kupfermünze, den Centesimo, mit dem Namen „Lombarde" bezeichnet.

Als Hauptstadt ist Mailand auch die bedeutendste Stadt des österreichischen Italiens. Es hat gegen 150,000 Einwohner, gehört also schon zu den größern Städten Europa's, zu denen man es auch um so eher rechnen kann, als es trotz mancher engen Straßen doch einen Umfang von zwei deutschen Meilen hat, der Sitz des Vicekönigs ist und das Gepräge einer blühenden, wohlhabenden Stadt an sich trägt. Eine bedeutende Stellung hat Mailand auch zu allen Zeiten eingenommen, sowohl im Alterthum als im Mittelalter. Ja wir wissen sogar, daß es im Alterthum sich den Beinamen Neu-Athen erworben hatte, und mit welcher Macht es den Hohenstaufen Widerstand leistete, ist allgemein bekannt.

Eine auffallende Erscheinung ist hiebei, daß es eigentlich an gar keinem Flusse liegt, was man doch sonst immer als das nothwendigste Moment zum Emporkommen und Erhalten eines bedeutenden Ortes, namentlich Handelsortes, ansieht. Es fließt zwar ein ganz kleines, unbedeutendes Wasser (die Olona) daselbst, indeß ist dieß zur eigentlichen Flußschifffahrt gar nicht zu gebrauchen, und man hat deßhalb die Stadt mit den beiden auch nicht gar großen Flüssen, zwischen denen sie liegt, dem Ticino und der Adda, durch die beiden Canäle Naviglio grande und piccolo in Verbindung gesetzt, um doch wenigstens einigermaßen den so nothwendigen Wassertransport zu bewerkstelligen.

Von Alterthümern sind äußerst geringe Ueberreste geblieben, die Stadt hat einen ganz modernen Ausdruck, denn auch die Spuren des Mittelalters, mit Ausnahme der Kirchen, sind spärlich.

Die Aufmerksamkeit zieht zunächst natürlich der Dom auf sich, der Dom, der nach St. Peter in Rom und dem Dom von Sevilla die größte Kirche in Europa und somit wohl der Welt seyn soll. Die Länge beträgt 454 Fuß, die Breite 270 Fuß, die Höhe im Innern der Kuppel 232 Fuß. Es ist dieß ein so eigenthümlicher Bau, daß er wohl vergeblich seines Gleichen wieder sucht. Er ist nicht im italienischen Kuppelstyl gebaut, sondern die im Gothischen herrschende Idee liegt auch ihm zum Grunde. Während aber sonst die gothische Kirche lang hingestreckte, schmale Schiffe, daher schmale Front und breite Seite, dann ferner einen oder höchstens zwei himmelanstrebende Thürme, ebenfalls schmal und schlank verlangt, sucht Mailands Dom die Breite des griechischen Tempels mit der gothischen Form der aufwärts sich schwingenden Pilaster und Bogen zu vereinen, und es erwuchs ein Werk, lange Zeit das achte Wunder der Welt genannt.

Man sieht, die reine gothische Form, wie sie sich im Norden scharf und bestimmt ausgeprägt hatte, wollte durchaus im klaren Süden nicht Platz greifen; man benutzt sie wohl, nimmt aus ihr hin und wieder einzelne Motive, geht aber nicht in ihr auf. Sucht man daher Styleinheit irgend einer Art im Mailänder Dom, so sieht man sich sehr getäuscht, und es läßt sich nicht läugnen, dieß ist störend bei der Betrachtung des Kunstwerkes. Glücklicherweise aber tritt dieser Fall weit mehr ein, wenn man nur die Zeichnung vor sich hat, als wenn man dem ungeheuern Bau selbst gegenüber steht. Die Verhältnisse sind alle so großartig, so gewaltig, daß man im Staunen gefesselt ist. Es gab mir dieser Dom wieder einen Beleg zu dem Satze, daß Formen, die an sich minder schön sind, die selbst das Gesetz der Natürlichkeit in mancher Beziehung aufopfern mögen, doch ihren gewaltigen und sogar bleibenden Eindruck auch auf das kunstgebildete Auge nicht verfehlen, wenn die Verhältnisse gewaltig sind, das Gewöhnliche überragend, riesenhaft. Wie geschmacklos und unangenehm berührend der französische Perrückenstyl auch seyn mag, man sehe nur das Schloß von Versailles in seiner ungeheuren Länge von fast zweitausend Fuß (genau genommen 1800 Fuß) und man ist überwältigt.

Wirkt die äußere Form des Domes schon wie wenige andere kirchliche Kunstwerke, so fällt die Vergleichung in Beziehung auf das Innere noch günstiger für Mailand aus. Der großartige Raum übt zum Theil deßhalb eine so unwiderstehliche Wirkung aus, weil er frei von jeglicher Ueberladung *) und fremdartiger Ausschmückung ist, und dieß besonders ihm einen Vorzug vor den meisten andern bedeutenden Gotteshäusern gibt, die durch die zahlreichen Altäre, Tabernakel u. dgl. die Aufmerksamkeit theilen und den Totaleindruck schwächen.

Der imposante, nur von 52 kunstvollen, edeln Pilastern unterbrochene Innenraum wird magisch erleuchtet durch die den Größenverhältnissen entsprechenden Fenster, die durchgängig in ihren Malereien herrliche Farben aufweisen. Nun bedenke man dazu die rein gehaltene Weiße des Marmors (der Mailänder Dom ist bekanntlich in allen seinen Theilen aus blendend weißem Marmor erbaut), und man wird sich annähernd eine Vorstellung davon machen können, wie mächtig dieses Kunstwerk im Innern sowohl wie in seiner äußern Erscheinung den Betrachtenden ergreifen muß.

Das flache Dach ist eine geneigte Ebene mit 98 gothischen Spitzsäulen. 515 Stufen muß man ersteigen, um auf dasselbe zu gelangen. Die Aussicht von demselben über die Ebenen der Lombardei hat nichts Bedeutendes, wird sogar bald monoton, gewinnt aber bei klarem Wetter außerordentlich, weil dann die Alpen im Norden und Nordwesten in herrlichen Contouren den Horizont begränzen.

Schon im 14ten Jahrhundert (1386) wurde der Dom unter Galeazzo Visconti durch einen deutschen Baumeister Heinrich Gamodia (von Gmünden) begonnen und ist noch nicht vollendet. Deutsche fingen ihn an, unter deutscher Herrschaft soll er beendet werden. Der Bau ruhte, wie viele andere dieser Gattung, Decennien, ja Jahrhunderte hindurch. Erst Napoleon ließ thatkräftig wieder ans Werk gehen. Das war so recht eine Unternehmung für ihn. Ueberhaupt hat er viel, sehr viel für das seiner Herrschaft unterworfene Italien gethan; weder Geldopfer noch Menschenkraft wurde geschont, wenn es galt, große liegen gebliebene Unternehmungen auszuführen, neue ins Leben zu rufen, Mißstände abzuschaffen und weit eingreifende, zweckmäßige Einrichtungen zu treffen. Die Sicherheit beim Reisen in Italien ist bekanntlich zwar noch nicht groß, allgemein aber hört man die Behauptung, daß erst durch Napoleon dieser Grad von Sicherheit gewonnen worden. Mehr noch als in der Lombardei hört man die Verdienste dieses Kaisers im Königreich Venedig bei jeder Gelegenheit hervorheben.

(Schluß folgt.)

Staatsgrundeigenthum in Frankreich. Nach einem von dem Ministerium der Finanzen ausgegangenen Bericht beträgt der Werth des dem Staate gehörigen Grundeigenthums ungefähr 1,290,150,000 Fr. Das Eigenthum, welches unter dem Kriegsministerium steht, ist auf mehr als 210 Millionen berechnet, das des Marineministers auf 130. Endlich sind die Wälder des Staats auf 730,886,000 Fr. geschätzt und die Domänen auf 8 Millionen. (Fr. Bl.)

*) Der Dom zählt zwar gegen 4000 marmorne Bildsäulen, sie sind aber so zweckmäßig angebracht, daß sie in einer gewissen Nothwendigkeit erscheinen und nichts weniger als störend sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

Meine letzte Erzählung schloß damit, daß ich und meine Gefährten Gabriel und Roche den mexicanischen Agenten überliefert und unter einer Escorte von 30 Mann nach der mexicanischen Hauptstadt abgeführt wurden, um dort als ein Beispiel für alle „Befreier" aufgeknüpft zu werden. Die Escorte wurde von zwei Erzspitzbuben, Joachim Terada und Luis Ortiz, befehligt. Sie erwarteten augenscheinlich, wenn sie uns glücklich der mexicanischen Regierung überlieferten, durch Rang und Stellen belohnt zu werden, und verfehlten nicht uns jeden Tag daran zu erinnern, daß nach unserer Ankunft zu Mexico der Galgen unser Loos seyn würde. Der Weg führte mitten durch die Wüste von Sonora nach den Ufern des Rio Grande, und sie fürchteten so sehr auf eine feindliche Abtheilung von Apatschen zu stoßen, daß sie von der gewöhnlichen Straße ab weite Umwege durch Bergpässe machten, wo wir nicht nur durch die Anstrengungen der Reise ungemein litten, sondern auch mehr als einmal von dem Hungertod bedroht waren. Wir brauchten 63 Tage, bis wir bei Christobal über den Rio Grande setzen konnten, und hatten noch eine lange Reise vor uns. Dieser durch die Furchtsamkeit unserer Wache verursachte Aufschub war unsere Rettung. Wir waren jenseits Christobal erst einen Tag in einer sumpfigen Gegend auf dem Marsch, als der Kriegsruf an unser Ohr schlug, und im Augenblick darauf unsere Abtheilung von einigen hundert Apatschen umgeben war, die uns mit einem Hagel von Pfeilen begrüßten. Unsere mexicanischen Wachen warfen sich auf den Boden nieder, schrien um Gnade und boten Lösegeld an. Ich beantwortete den Kriegsruf der Apatschen, stellte meine Gefährten und mich als ihre Freunde dar, und bat sie um Hülfe und Schutz, die uns auch sogleich gewährt wurden. So waren wir abermals frei.

Ich brauche kaum zu sagen, wie angenehm uns diese Aenderung in dem Stand der Sachen war, denn ich bin überzeugt, wären wir am Ort unserer Bestimmung angelangt, so wäre der Tod am Galgen oder im Gefängniß unser Loos gewesen. Wie erfreulich aber die Aenderung für uns war, so schlecht behagte sie den Herren Joachim Terada und Luis Ortiz, deren Ton mit der Lage der Dinge sich bedeutend änderte. Die Schurken, denen es eine Freude gemacht hatte uns täglich daran zu mahnen, daß ein schimpflicher Tod unsrer harre, waren jetzt unsere demüthigen Diener, reinigten und bürsteten ihre eigenen Maulthiere für uns, hielten uns den Steigbügel, und baten, daß wir bei den Apatschen für sie gut sprechen möchten. Das verdienten sie nicht, und wir überließen es deßhalb den Apatschen, mit ihnen zu verfahren, wie es ihnen gutdünkte. Etwa eine Woche nach unserer Befreiung schlugen die Apatschen ein Lager, da sie im Begriff standen, ihre Schaar in zwei Theile zu theilen, von denen einer mit der errungenen Beute nach Hause zurückkehren, der andere aber nach den Gränzen von Texas ziehen sollte.

Ich habe schon oben angegeben, daß die Schoschonen, die Arrapahos und die Apatschen einen Bund geschlossen hatten, daß aber die Comantschen zu entlegen waren, als daß man ihnen bis jetzt den Vorschlag dazu hätte machen können. Da dieser Bund mir immer noch vorzugsweise am Herzen lag, so beschloß ich jetzt die Comantschen zu besuchen, um diesen meinen Zweck weiter zu fördern. Das Land auf der Ostseite des Rio Grande ist eine öde Wüste, in der kein Wasser zu finden ist. Ich glaube nicht, daß je ein Indianer weit über die Gränze derselben vorgedrungen, denn da sie behaupten, daß die Wüste von bösen Geistern bewohnt sey, so ist es klar, daß sie solche nicht besucht haben können. Um nach dem Lande der Comantschen zu gelangen, mußten wir dem Rio Grande bis zu dem Presidio dieses Namens folgen, dann übersetzen, den Weg nach San Antonio de Bejar, der letzten westlichen Stadt von Texas, einschlagen, und dieß Land bis zu den Sitzen der Comantschen durchziehen. Ich beschloß demnach bei der Schaar der Apatschen zu bleiben, welche nach Texas zogen.

Während ihres Zugs hatten die Apatschen viele Pferde und Waffen von einer Handelsgesellschaft erbeutet, welche bei Chihuahua von ihnen überfallen worden war, und mit ihrer gewohnten Freigebigkeit versahen sie uns mit Pferden, Sät-

teln, Waffen, Wollendecken und Kleidungen, ja sie waren so freigebig, daß wir uns für Kaufleute hätten ausgeben können, die von einem Handelszuge zurückkehrten, wenn wir auf Mexicaner gestoßen wären und eine Befragung auszustehen gehabt hätten. Wir nahmen von den edelmüthigen Apatschenhäuptlingen, die nach Hause zurückkehrten, Abschied. Joachim Terada und Ortiz wurden nebst der übrigen Escorte als Gefangene fortgeführt, und ich weiß nicht was aus ihnen geworden ist. Wir zogen mit der andern Indianerschaar, bis wir über das Presidio del Rio Grande, ein starkes mexicanisches Fort, hinaus waren, nahmen dann Abschied von ihr, und schlossen uns einer Schmugglerbande an, die nach Texas unterwegs war. Nach zehn Tagen erreichten wir San Antonio de Bejar, und hatten nun nichts mehr zu fürchten, da wir jetzt das mexicanische Gebiet verlassen hatten.

San Antonio de Bejar ist bei weitem der angenehmste Aufenthalt in Texas, und im Besitz der Mexicaner muß es in der That ein reizender Ort gewesen seyn. Der Fluß San Antonio, welcher in geringer Entfernung oberhalb der Stadt entspringt, windet sich zierlich durch die Vorstadt, und versorgt auf seinen mannichfachen Windungen fast jedes Haus mit seinem klaren Wasser. Die Temperatur ist die gleiche das ganze Jahr hindurch, weder zu warm noch zu kalt zum Baden, und nicht ein Tag vergeht, ohne daß die Einwohner ihre gesunde und beliebte Schwimmübung vornehmen, welche von jedermann vom Morgen bis zum Abend getrieben wird; wer an den Ufern dieses schönen Flusses umherwandelt, sieht stets Hunderte von Kindern von allen Farben und Alter schwimmen und tauchen, wie die Enten. Das Klima ist rein, trocken und gesund. Im Sommer ist die Luft frisch und balsamisch, und da es nie regnet, so werden die benachbarten Pflanzungen durch Canäle bewässert, die in allen Richtungen von dem Flusse her das Land durchschneiden. Früher hatte die Stadt 15,000 Einwohner, aber die zahlreichen Revolutionen und die blutigen Gefechte, welche innerhalb derselben vorfielen, haben diese Anzahl sehr vermindert, so daß jetzt die Stadt trotz ihres Bischofssitzes und ihrer reichen Missionen hinsichtlich der Bevölkerung zu einem Dorfe herabgesunken ist. Sie treibt noch einen bedeutenden Handel, aber der Schein von Wohlfahrt ist trügerisch, und ich möchte Auswanderern rathen, sich nicht durch texanische Berichte täuschen zu lassen. Man hat hier allerdings ungeheure Gewinnste gemacht, aber selbst die mexicanischen Schmuggler und Räuber sind jetzt empört über den allgemeinen Mangel an Redlichkeit und Ehrlichkeit.

Die Mexicaner liebten die Gärten sehr und umgaben ihre Häuser mit schönen Bäumen, unter deren Schatten sie die meiste Zeit zubrachten, wenn sie nicht badeten. Dieß gibt der Stadt ein frisches, lebendiges Ansehen, und erinnert an calabrische Landschaften; die Leichtigkeit und Einfachheit der Wohnungen contrastirt merkwürdig mit dem Ernst und der Großartigkeit der Missionsgebäude. Texas hatte keine Klöster, aber die Missionen waren zahlreich und die edlen Gebäude stehen noch da, als die Denkmäler der alten spanischen Größe. Ehe ich diese ungeheuren Bauten schildere, muß ich bemerken, daß nach der Eroberung von Mexico einer der Hauptzwecke der spanischen Politik die Ausbreitung der katholischen Kirche war. Die Bekehrung der Indianer und die Ausbreitung des Christenthums gingen Hand in Hand mit dem Streben nach Reichthum und Herrschaft. Anfangs nahm man seine Zuflucht zur Gewalt, aber Klugheit führte größere Erfolge herbei, und indem man den Aberglauben der Indianer mit den Gebräuchen der neuen Kirche sich vermengen ließ, entstand eine Art Bastardreligion, deren Eigenthümlichkeiten noch bis auf den heutigen Tag in den Ceremonien der Indianer sich erkennen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilien im vierten und Anfang des fünften Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Es ist nämlich ausgemacht, daß das jetzige Ministerium und die Kammern die Majorität des Volkes nicht repräsentiren, und daß die Regierung überhaupt nur von der Geldmacht und den Truppen getragen ist. Die Capitalisten, welche meistens der portugiesischen Partei angehören, liefern das Geld, und so lange es nicht an diesem fehlt, werden auch die Truppen den Ministern treu bleiben. Die Finanzen befinden sich aber, wie bereits oben angedeutet, in einem traurigen Zustande, und die Regierung, um das Deficit zu decken, hat zu Papierausgaben — ein stets das Uebel ärger machendes Mittel — seine Zuflucht genommen. Man kann annehmen, daß mit 24 Millionen Milreis alle Circulationscanäle des brasilischen Reichs voll sind, und daß jede Zugabe zu dieser Summe den Werth des Papiergeldes herabsetzt. Nun aber übersteigt das in Umlauf gesetzte Papiergeld 40 Millionen, und die Folge davon ist, daß die Milreis, welche al pari $^{60}/_{100}$ eines spanischen Piasters beträgt, schon oft unter dem Curs von $^{30}/_{100}$ stand. Eine weitere Folge der Depreciation des Umlaufsmittels ist, daß ein immer größerer Theil des baaren Vermögens der Capitalisten in die Hände der Staatsgläubiger fällt, wodurch die Mittel zu neuen Anlehen immer mehr und mehr verringert werden, bis die Geldmänner zuletzt vorziehen, ihre Capitalien im Ausland anzulegen. Aber hierin liegt noch lange nicht das ganze Uebel eines im Werthe gesunkenen Papiergeldes. Zuerst nämlich ist die Depreciation nur im Verhältniß zur größeren Ausgabe, über einen gewissen Punkt hinaus aber fällt das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der Regierung und von diesem Augenblick an fällt der Werth des Geldes im doppelten und dreifachen Verhältniß. Von nun an ist an die Einlösung des Papiergeldes und die Wiederbelebung des Nationalcredits nicht mehr zu denken. Der Staatsbankerott ist vor der Thür. Dieß ist die Geschichte alles Papiergeldes und der brasilische Staat ruht auf zu schwachen Stützen, als daß er hiervon eine Ausnahme machen sollte. Von diesem Augenblick an aber wird es mit der portugiesischen Partei ein Ende haben; das gegenwärtige Ministerium wird fallen, und die brasilianische

Partei wird auf dessen Trümmern vielleicht mehrere kleine Republiken bilden. Die Elemente Brasiliens scheinen nicht verschieden von denen der spanisch-südamerikanischen Staaten, und es ist daher keine Ursache vorhanden anzunehmen, daß Brasilien nicht demselben anarchischen Zustand und derselben despotischen Militärherrschaft verfallen sollte.

Der Kaiser ist jetzt (1842) in seinem siebzehnten Jahre, und ein bloßes Instrument in den Händen des Ministeriums. Dieser Zustand wird wahrscheinlich noch mehrere Jahre fortdauern, bis er sich endlich versucht fühlen wird, die Zügel der Regierung selbst zu fassen. Sollte die brasilische Partei dann reussiren, so ist vorauszusehen, daß Brasilien ein Wahlreich wird. Dann aber dürfte bei der überwiegenden Zahl von Gefärbten der nächste Präsident dieses Reichs leicht ein Mulatte seyn.

Wir wollen zum Schlusse noch ein Bild der brasilianischen Finanzen entwerfen. Es gibt die beste Uebersicht über die Mittel und den Zustand der verschiedenen Zweige der Regierung, denn die Finanzen sind der Puls des Staates, aus welchem sich leicht die Leiden des ganzen Körpers erkennen lassen.

Das Staatseinkommen beläuft sich circa auf 15 Mill. Milreis, die Ausgaben betragen zwischen 20 und 22 Mill. Im Budget des Finanzjahres vom 1 Julius 1842 bis zum 30 Junius 1843 sind die Ausgaben auf 21,798,800 Milreis, die Einnahmen auf 16,503,000 geschätzt; das Deficit dieses Jahrs beträgt daher 5,295,800 Reis, oder nahe an ein Drittel der gesammten Einkünfte.

Die Ausgaben waren wie folgt vertheilt:

Für das Ministerium	2,535,791	Milreis.
Civilliste des Kaisers	800,000	—
Den Prinzessinnen Donna Januaria, Donna Francisca und Donna Maria Amelia	42,000	—
Der Exkaiserin, jetzt Herzogin v. Braganza	50,000	—
Besoldung der Präsidenten der Provinzen	108,600	—
„ „ Senatoren	215,727	—
„ „ Deputirten	281,929	—
„ „ juridischen Facultäten .	79,580	—
„ „ medicinischen Facultäten	86,352	—
Akademie der schönen Künste . .	11,046	—
Museen	7252	—
Das Postwesen	380,000	—
Für Canäle, Straßen und Brücken des ganzen Reichs	70,000	— (!)
„ Elementarschulen	29,465	—
„ öffentliche Bibliotheken . . .	8600	—
„ botanische Gärten	18,450	—
„ öffentliche Promenaden . . .	5069	—
„ Vaccination	3220	—
„ Beitrag zum historischen Institut	2000	—
„ Beleuchtung der Hauptstadt .	108,696	—
„ öffentliche Werke in der Hauptstadt	45,302	—
„ die Errichtung einer Industriecolonie in der Provinz Santa Catharina unter der Leitung des Don Mure	64,000	—

Der Justizminister hatte einen Credit von 1,124,709 Milreis angewiesen; der Minister der auswärtigen Angelegenheiten 560,832; der Marineminister 2,618,296, der Kriegsminister 5,675,686 und der Minister der Finanzen 9,283,481 Milreis, worunter 6,141,200 allein für die Bezahlung der Interessen der einheimischen und fremden Staatsschuld.

Dieses Bild ist kein erfreuliches, und es ist durchaus keine Aussicht vorhanden, daß es damit besser werde. Die Colonisationsversuche der Weißen sind großentheils gescheitert, auch kann von Sicherheit des Eigenthums und von einem Rechtszustande so lange keine Rede seyn, bis der Staat und die Regierung eine feste Consistenz gewonnen haben. Das größte Uebel besteht unstreitig in der zahlreichen, überwiegenden gefärbten Bevölkerung, welche schwer nach europäischen Rechtsbegriffen zu regieren seyn dürfte. Die Einfuhr beläuft sich auf circa 5 Mill. Pf. St. nach den Angaben der Engländer, und hält mit der Ausfuhr so ziemlich Stich. Die einheimische Industrie erfreut sich durchaus keines Schutzes, und das Erziehungswesen ist, wie aus obiger kleinen Ausgabe für die Elementarschulen erhellt, völlig vernachlässigt.

Der Einfuhrzoll auf alle Artikel mit geringen Ausnahmen beträgt jetzt inclusive Lagersteuer ꝛc. 20 Proc. eines von hiezu ernannten Commissären festgesetzten Werthtarifs. Weine, Spirituosen und Schießpulver bezahlen 55 Proc. Dem im J. 1827 geschlossenen Handelsvertrag mit England gemäß darf Brasilien keine höhere Abgabe als 15 Proc. auf alle brittischen und in brittischen Colonien erzeugten Producte legen. Dieser Vertrag sollte 15 Jahre bestehen und noch zwei Jahre später, nachdem eine oder die andere Partei denselben gekündigt. Diese Clausel legt die brasilische Regierung so aus, daß der Vertrag am 5 Nov. 1842 abläuft; nach der englischen Construction besteht derselbe aber bis zum 5 Nov. 1844. Die brasilische Regierung wird wohl der englischen willfahren müssen. *)

Nach einem Kammerbeschluß ist der Finanzminister beauftragt, nach Ablauf der existirenden Verträge einen neuen Tarif zu verfassen, nach welchem die Abgaben von 2 bis zu 60 Procent variiren sollen. Vor dem Ablauf des englischen Vertrags wird derselbe wohl nicht zu Stande kommen. Der Tractat mit den Vereinigten Staaten ist abgelaufen und bis jetzt noch kein Schritt gethan, denselben zu erneuern. Auch die deutschen Hansestädte haben mit Brasilien neue Unterhandlungen angeknüpft, die sie in commercieller Hinsicht mit den Engländern gleichstellen sollen.

*) Dieß ist bekanntlich seit geraumer Zeit geschehen; der obige Artikel, der uns über Nordamerika zukam, ist auch schon vor mehr als einem Jahre geschrieben. Die Angabe, daß Einfuhr und Ausfuhr gleich stehen, halten wir für durchaus falsch, aber die gewöhnlichen Aus- und Einfuhrregister geben darüber keinen genügenden Aufschluß, indem alles auf die Schätzung der Waaren ankommt. Die brasilische Regierung hat indeß durch eine neuerdings niedergesetzte Commission, welche die eingeführten Waaren höher anschlagen soll, gezeigt, daß die frühere Schätzung als zu nieder angesehen werden muß. A. d. R.

Die Münzen der goldenen Horde.

Im Reiche Kiptschak gab es silberne und kupferne Münzen, ob auch goldene ist bis jetzt noch durch keinen Fund erwiesen. Die Namen der Münzen, wie er auf diesen selbst steht, waren Dirhem, Deng und Pul. Dirhem ist arabisch. Der Name Deng, tatarisch Dang, scheint mehr silberne, Pul die kupfernen Münzen zu bezeichnen, denn der Name erscheint meist auf kupfernen und zwar bei den Münzen verschiedener Reiche Asiens. Das Wort Deng (welches auch ins Russische übergegangen) scheint gleichbedeutend mit Geld überhaupt zu seyn, denn man findet es nicht nur mit dem Worte Pul gleichbedeutend, sondern auch neben demselben z. B. „16 Pul Denge" gebraucht). Auf den Münzen waren verschiedene Abbildungen und Inschriften, oder auch Inschriften ohne Abbildungen. Man bildete vierfüßige Thiere ab, z. B. Löwen, Hunde, Kamele, Pferde; Vögel, wie Adler, Falke, Pfau, Schwan, Hahn; Fische, wie Karauschen und Sterläde, Blumen, Bogen, Aexte, Salomonssiegel (zwei ineinander geschobene Dreiecke, so daß sie einen Stern von sechs Strahlen bilden); Dreiecke, Quadrate, Temgas oder Zeichen, wie sie von den Familien der Wanderstämme angenommen wurden, und in ihrer Bedeutung den Wappen des Mittelalters entsprechen. Auf den Inschriften ist Name und Titel des Chans, der Münzort und das Jahr angegeben, auf einigen auch Name und Werth der Münze. Manchmal findet man Koransprüche belehrenden oder dogmatischen Inhalts nach dem sunnitischen Glaubensbekenntniß angefügt. Die Inschriften sind arabisch, in kufischer, altcharismischer, gewöhnlicher noch in schöner Dscherei-Schrift. Die mongolischen und türkischen Namen einiger Chane sind auch wohl in mongolischen Schriftzügen. (Nordische Biene vom 9 Februar.)

Skizzen aus Oberitalien.

Mailand.

(Schluß).

Auf Mailand hatte Napoleon übrigens immer ein Hauptaugenmerk. Mailand war der Zielpunkt der unsterblichen Unternehmung der Simplonstraße. Dieß ruhmvolle Werk sollte gekrönt werden an seinem Zielpunkt durch ein anderes Werk von hoher Kunst, den berühmten Arco della Pace. Dieser Bogen ist wie der Dom ganz aus blendend weißem Marmor, der am Lago maggiore gebrochen wird, erbaut. Der Styl ist derselbe, wie am Triumphbogen in Paris, das Verhältniß der Höhe viel zu bedeutend gegen das der Breite. Derartige Bauten, die doch immer dem Classischen sich anschließen, verlangen eine breite Unterlage. Ist das Verhältniß der Höhe und Breite gleich, so entsteht eine quadratische, hiebei unschöne Figur. Ueberragt die Höhe aber die Breite, so erwächst dem Betrachter ein Gefühl der Unruhe, als sey die Basis nicht sicher genug und könne ein Sturmwind den Bau zusammenwerfen. Ein Musterbild bleibt das nach den Propyläen von Athen gebaute Brandenburger Thor zu Berlin, welches in seiner majestätischen Ruhe allen Anforderungen des Schönen entspricht. Hier kann nie wie auf dem Mailänder Bau die Besorgniß in dem Zuschauer aufkeimen, als throne der Siegeswagen nicht in ungefährdeter Ruhe.

Der Mailänder Friedensbogen trägt nämlich eben so wie das genannte Berliner Thor einen Triumphwagen mit der Victoria, der in Mailand von sechs, in Berlin von vier Rossen gezogen wird. Diese Victoria war freilich von Napoleon nicht beabsichtigt. Seine Herrschaft hatte ihr Ende erreicht, ehe als der Friedensbogen vollendet worden, daher dieser in seiner österreichischen Vollendung nun auch andern Zwecken entsprechen mußte. — Noch eine Bemerkung über die künstlerische Form desselben muß ich machen. Es sind die Capitäle der korinthischen Säulen viel zu stark im Verhältniß der Höhe und des Durchmessers der Säulen. Ferner ist zu viel äußerer Schmuck an der Hauptseite des Bogens, die überladen erscheint. Der Charakter des Ueberladenen würde aber sogleich aufgehoben, wenn die kleinern zu den übrigen großen Verhältnissen nicht passenden Basreliefs beseitigt würden, so daß nur die mittelsten Hauptreliefs blieben.

Noch durch eine andere großartige Unternehmung suchte Napoleon den Mailändern zu erkennen zu geben, daß er ihre Stadt für eine Hauptstadt halte, die daher auch gewisser Auszeichnungen sich erfreuen müsse. Er ließ eine Arena nach antikem Vorbilde bauen. Diese Arena ist in der Nähe des eben besprochenen Friedensbogens. Die Verhältnisse derselben sind zwar ebenfalls bedeutend, die Länge beträgt 400 Fuß, die Breite 200 Fuß, bei einem Umfange von einer halben Stunde. Die Größenverhältnisse kommen also dem Amphitheater zu Verona (464 Fuß Länge, 367 Fuß Breite) ziemlich nahe, aber der Eindruck ist gar nicht miteinander zu vergleichen. Es ist wie eine mittelmäßige Copie eines Raphael, ein verkleinerter Gypsabdruck einer unnachahmlichen Antike. Schon die Rasensitze an der Stelle des Marmors zu Verona geben den beiden Werken ein wesentlich verschiedenes Gepräge. Die antike Welt ist vergangen, und selbst die kolossale Kraft eines Napoleon vermag in antiker Lebenssphäre nichts Außerordentliches zu leisten. — Das Amphitheater ist auch so eingerichtet, daß es unter Wasser gesetzt werden kann, wenn kleine Seegefechte gegeben werden sollen. Diese Seegefechte müssen aber sehr verjüngten Maaßstabes seyn, und können dem nur als sehr untergeordnete Spielerei erscheinen, der auch nur einen einzigen Seehafen gesehen hat.

Ich erwähnte schon, daß man die persönliche Sicherheit, so weit sie in Oberitalien herrscht, der Regierung Napoleons zuzuschreiben pflege. Diese Sicherheit ist nun freilich immer noch sehr relativ. In Mailand selbst hält die österreichische Regierung eine sehr große Anzahl Truppen, die nach der in Wien allgemein angenommenen Verwaltungsmaxime meist fremder Nationalität angehören. Diese Soldaten sind wenig müßig, besonders werden sie viel zum Wachtdienst in Anspruch genommen. Nächtlicher Weile sieht man in jeder Straße in sehr kurzen Zwischenräumen, ja bisweilen in Entfernungen von nur hundert Schritt, Schildwachen mit scharf geladenen Waffen. Und das wiederholt sich jede Nacht in ganz ruhigen, friedlichen Zeiten. Ob dieß aus Rücksicht auf die persönliche Sicherheit der Mailänder oder aus andern politischen Rücksichten geschieht, mag hier unentschieden bleiben.

Ehemalige Räuberhöhle. Ein junger Schäfer hat am Mont Cenis eine Art Grotte gefunden, welche wohl einst der Versteck einer Räuberbande war, denn auf dem Boden der ersten Galerie bemerkte man beim Schein der Fackeln fünfzehn Skelette an der Erde liegen. Neben den Knochen fand man drei Dolche und eine 20 Pfund schwere eiserne Keule, mit der man vermuthlich die unglücklichen Opfer niederschlug. Wahrscheinlich wurden die gefangenen Reisenden durch irgend ein kleines Loch, das später sich mit Erde verstopfte, in diese Höhle hinabgelassen. Man macht noch weitere Nachforschungen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1844.

Ungarische Scenen.

(Von J. G. Elsner.)

III. Eine Jagd im Banate.

Im allgemeinen sind die Jagden in ganz Ungarn nicht sonderlich ergiebig, weil das Jagdrecht nur zum Theil den Grundherren ausschließlich gehört, der größte Theil aber von jedermann ausgeübt wird, der nur mit einer Flinte umzugehen versteht, was der Mehrtheil der erwachsenen männlichen Bevölkerung kann. Wenn nun gleich die Jagdhegung von den Grundherren auf dem betreffenden Theile streng gehalten wird, auch allenthalben, wo sie statt findet, Tafeln stehen mit der Inschrift „Tilalmas à vadazai" (Jagdverbot), so ist dieß keineswegs ausreichend, um einen ansehnlichen Wildstand aufzubringen. Daher kommt es denn auch, daß man oftmals mehrere Tage die weiten Felder und Pußten durchreisen kann, ohne einen Hasen zu sehen. Denn zu dem Gesagten kommen noch eine Menge Raubthiere — Stoßvögel in großer Menge, Füchse, Wölfe und Bären. — Wenn daher eine Jagd dort einiges Interesse gewähren soll, so muß sie vornehmlich auf diese Raubthiere abgesehen seyn. Im Banate, von dem hier die Rede ist, fehlt es nicht an Wölfen, und sie gehen in den Gegenden, wo nicht unbedeutende Waldungen sind, oft in ganzen Rudeln bis zu zwölf und mehreren Stücken. Bei gewöhnlichen Jagden werden dergleichen meist nur zufällig geschossen, indem sie sehr listig sind und schon bei Zeiten aus dem Umfange, den die Schützen und Treiber einnehmen, entwischen. Ist es aber auf sie vorzugsweise abgesehen, so werden schon mehr Vorsichtsmaßregeln genommen. Die Zahl der Treiber wird vermehrt, die Schützen dürfen nur den Wolf — höchstens auch den Fuchs — schießen, und über ihre Linie hinaus werden Hundejungen gestellt mit großen Fanghunden, die, wenn der Wolf durchbricht, auf ihn losgelassen werden. Die Jagd, von welcher hier die Rede ist, ging auf Wild, galt aber nebenbei auch dem Wolf.

Es war im October. Beim Ausrücken war das Wetter schön; mehr denn 20 Schützen und gegen 100 Treiber zogen aus. Der Wald ward in einige Treiben getheilt, eben so das Feld. Nicht lange, so fing es an zu regnen. Das erste und zweite Treiben ward gemacht, aber man hatte keinen Schuß gehört, im dritten knallte es mehreremale; bei der Nachhausekunft ergab sich, daß im Ganzen ein Hase geschossen worden war. Was aber die Ironie vervollständigte, war, daß zwölf Wölfe in aller Ruhe und Gemächlichkeit über die Pußta an der Gulya (Rinderheerde) vorbeigezogen waren, und zwar in einer Entfernung von etwa 2000 Schritten von der Jagd. Der Nebel hatte sie den Schützen und Treibern verborgen.

Was jedoch die Jagd schuldig geblieben war, das ersetzte das darauf folgende Bankett. Die Schützen zogen, nachdem sie zuvor ein wahres Pelotonfeuer durch das Abschießen ihrer Gewehre gemacht hatten, wie das wilde Heer im Schlosse ein, suchten die ihnen angewiesenen Stuben, kleideten sich um und erschienen sodann im Billardzimmer, an welches das sogenannte Sitzzimmer stieß. Hier brauchte nach dasiger Sitte ein jeder seine volle Bequemlichkeit, so daß alle die Lehnstühle, Divans und Sessel mit ausgestreckten, zum Theil tabaksdampfenden Individuen besetzt waren. Wer sich da hätte Zwang anthun und steife Etikette beobachten wollen, der wäre übel daran gewesen, auch würden ihn alle mit Befremden betrachtet haben. Die Glocke ruft zur Tafel. Der Hausherr mit den Gästen, die er auszeichnen will, voran, geht der lange Zug die Stiege hinauf in den Eßsaal, vor dem eine zahlreiche Dienerschaft in glänzender Livree Spalier macht. Jeder der Gäste sucht sich seinen Platz neben einem Nachbar, den er sich schon ausersehen, und die Unterhaltung ist lebhaft. Ein Lucullisches Mahl wird mit immer wechselnden Sorten edler Weine noch gewürzt; zuletzt knallen die Champagnerpfropfen, gleichsam als Widerhall der Jagd. Alle sind heiter, viele bis zum Exceß, und dennoch bleibt alles in den Gränzen des Anstandes, obgleich keine einzige Dame an der Tafel ist. Nach Aufbruch von der Tafel durchziehen die Gäste die Zimmer des Hausherrn, weiden sich an den dort befindlichen Gemälden, unter denen sich manches Lascive befindet, von dem man den Schleier lüftet.

Ungarn hat, wie Deutschland und andere Länder, seine herabgekommenen Roués, welche die Tafeln der gastfreien

Reichen suchen, und welche wir etwas unedel Krippenreiter nennen. Bei solchen Jagden kann man manche sehen. Indeß verbietet die magyarische Grandezza und Nobilität einem ungarischen Magnaten, es solche Bedauernswerthe merklich fühlen zu lassen; ja man nimmt sie zuvorkommend auf und duldet sie nachsichtig, auch wenn ihr Aufenthalt viele Tage und Wochen dauert.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Um die Missionäre zu schützen, wurden Niederlassungen angelegt, die noch den Namen Missionen tragen; sie sind in Californien sehr zahlreich, und auch in Texas finden sich mehrere: der Alamo zu San Antonio war ungemein bedeutend, und andere geringere fanden sich in der Nähe, so die Missionen von Concepcion, San Juan, San Jose und La Espada. Alle diese Gebäude waren sehr massiv gebaut, mit sehr dicken Mauern, und bei ihrer Form und Einrichtung konnte man sie jeden Augenblick in Gränzfestungen umwandeln. Sie hatten gewöhnlich, doch nicht immer eine Kirche an der Seite des von hohen Mauern gebildeten Vierecks, welches nur einen einzigen Eingang hatte. Im Innern befand sich ein großes Getreidemagazin, und die äußere Mauer bildete die Rückwand einer Reihe von Häusern, in denen die Missionäre und ihre Bekehrten wohnten. Ein Theil des umliegenden Landes war für den Ackerbau bestimmt, indem der Boden, wie schon oben bemerkt, durch kleine Canäle aus dem Fluß bewässert war. Der Alamo ist jetzt in Ruinen, nur zwei oder drei Häuser des innern Vierecks sind bewohnt; das Thor der Kirche war schön verziert, und ist es noch, obwohl die Figuren, welche einst in den Nischen standen, verschwunden sind. Selbst die Ruinen bieten noch dem Forscher der frühern Geschichte viel Interesse dar, auch wenn er einen Augenblick die Ereignisse vergessen könnte, welche den Alamo in der Geschichte der texanischen Unabhängigkeit berühmt gemacht haben.

Etwa eine Stunde unterhalb, gleichfalls am San Antonio, ist die Mission Concepcion, ein sehr großes steinernes Gebäude mit einer schönen Kuppel, wenn gleich einfach, doch großartig in seinen Verhältnissen und durch die Festigkeit des Baues. Hier focht Bowie*) in einem der ersten Kämpfe mit den Mexicanern, und die Mission ist seitdem unbewohnt. Obgleich dieser Kampf nicht den Ruf, wie andere erlangt hat, so ist er doch dadurch merkwürdig, daß er diejenigen, welche noch an Vermittlung und an Erhaltung eines Verbandes mit Mexico dachten, vollkommen überzeugte, daß die Zeit dazu vorüber sey. — Die Mission von San José ist etwa drei Viertelstunden tiefer unten, besteht wie die andern aus einem großen Viereck, und noch wohnen zahlreiche mexicanische Familien hier. Links von dem Thore steht das Getreidemagazin; die Kirche steht innerhalb des Vierecks, aber unverbunden mit der Mauer. Das westliche Thor ist mit sehr fein ausgehauenen Blumen, Engelsbildern und Apostelgestalten verziert, das Innere aber ganz einfach; rechts ist ein schöner Glockenthurm und über dem Altar eine große Steinkuppel. Hinter der Kirche ist eine lange Reihe von Zimmern für die Missionäre mit einem Corridor von neun Bogen in der Fronte. Die texanischen Truppen waren hier einquartiert, doch haben sie, obgleich meist betrunken, die Sculpturen nicht beschädigt. Die Kirche ist seitdem wieder hergestellt worden und man hält Gottesdienst darin. — Etwa eine Viertelstunde weiter hinab ist die Mission von San Juan. Die Kirche bildet einen Theil der Seiten des Vierecks, und auf der Nordwestecke desselben sind die Ueberreste eines kleinen Steinthurmes. Diese Mission, so wie die von San Espada ist bewohnt, die Kirche der letztern aber ist in Trümmern, nur zwei Seitenmauern des Vierecks stehen noch aufrecht, die beiden andern wurden muthwillig zerstört.

Die Kirche zu San Antonio de Bejar wurde im J. 1717 gebaut, und obgleich sie durch die vielen Belagerungen, welche die Stadt erfahren, sehr gelitten hat, so dient sie doch noch immer zum öffentlichen Gottesdienst. Als San Antonio im Jahre 1835 von Oberst Cooke angegriffen und genommen wurde, trafen mehrere Kanonenschüsse den Dom und richteten großen Schaden an; auch sind sämmtliche Häuser im Hauptviertel der Stadt mehr oder minder durch Kanonenschüsse bezeichnet. Eines darunter hat sehr gelitten, das sogenannte Regierungsgebäude, welches durch eine der niederträchtigsten Metzeleien, welche je eine Barbarennation beging, berüchtigt worden ist.

Nach einigen Scharmützeln zwischen den Comantschen und Texanern, in welchen die erstern stets den Sieg davon trugen, hielten die letztern es für rathsam, ein Bündniß vorzuschlagen. Boten mit Stillstandsflaggen wurden zu den Indianern geschickt, und alle ihre Häuptlinge zu einer Rathsversammlung nach San Antonio eingeladen, wo die Stellvertreter von Texas mit ihnen zusammenkommen und ihnen Vorschläge zu einem ewigen Frieden machen würden. Selbst unfähig des Verraths, fürchteten die tapfern Comantschen auch von andern keinen, und zur bestimmten Zeit trafen 40 ihrer vornehmsten Häuptlinge in der Stadt ein. Sie ließen ihre Pferde auf dem großen Platze stehen, und zogen, sämmtlich unbewaffnet, das lange fließende Haar mit einer Menge goldener und silberner Zierrathen geschmückt, nach dem Regierungsgebäude; ihre Kleidung war reich und ihre Mäntel von dem feinen, mexicanischen Gewebe, das auf dem Markt 50 bis 150 Dollars das Stück kostet. Ihre Pferde waren prächtige, muthvolle Thiere, die Sättel reich mit Gold und Silber beschlagen. Das Schautragen von so großem Reichthum regte die Habsucht des texanischen Pöbels auf, der um jeden Preis sich einer so glänzenden Beute zu bemächtigen beschloß. Während die Häuptlinge ihre Friedens- und Freundschaftsreden hielten, stürzten einige hundert Texaner mit Pistolen und Messern in

---

*) Von welchem die bekannten furchtbaren Messer den Namen tragen.

die Versammlung und begannen die Mordarbeit. Alle Indianer kamen um, mit Ausnahme eines einzigen, dem es gelang zu entkommen, aber die Comantschen hatten, obgleich unbewaffnet, ihr Leben theuer verkauft, denn 18 Texaner fanden sich unter den Todten.

Ich will diese Nachrichten mit einigen Bemerkungen über die jetzt anerkannte Republik Texas schließen. Das Abreißen der letztern von Mexico geschah darum, weil sich viele Gerüchte von großen Gold- und Diamantminen verbreitet hatten, die sich hier finden sollten, und welche die Habsucht der Speculanten in den Vereinigten Staaten reizten. Wahrscheinlich aber wäre die Sache doch nie zur Ausführung gekommen, hätten nicht die südlichen Staaten der Union den Versuch aus sehr verschiedenen Absichten unterstützt. Die Bewohner von Louisiana und den andern südlichen Staaten kannten den Werth des Landes genau, und lachten über den Gedanken hier unermeßliche Schätze zu finden. Sie handelten aus einer tiefen, wenn auch, wie sich am Ende durch die Ereignisse ergab, falschen Berechnung. Sie meinten Texas würde, wenn von Mexico losgerissen, in die Union aufgenommen und in zwei oder drei Staaten getheilt werden, von denen jeder ein Sklavenstaat wäre, und als solcher Abgeordnete in den Congreß senden würde. Dieß hätte den Sklavenstaaten ein entschiedenes Uebergewicht in der Union gegeben. Die Ereignisse nahmen eine andere Wendung, und die Pflanzer im Süden beklagen jetzt ihre unkluge Politik und ihren Mangel an Voraussicht, da sie selbst behülflich gewesen sind, einen furchtbaren Rival in der Erzeugung ihrer Stapelwaaren groß zu ziehen — einen Rival, der ihnen im Frieden nachtheilig, und im Kriege mit England ihren Interessen noch gefährlicher werden kann.

Es ist sehr zu beklagen, daß Texas nicht durch eine bessere Menschenclasse bevölkert wurde, es hätte selbst jetzt schon ein wichtiges, blühendes Land werden können, aber von Anfang an war es der Zufluchtsort aller Taugenichtse und Verbrecher, die nicht in den Vereinigten Staaten zu bleiben wagten, und unglücklicherweise erhielt der texanische Charakter seine Begründung und seinen Ruf, ehe die Einwanderung einer besseren Classe von Ansiedlern begonnen hatte. Die Folgen hievon waren sehr nachtheilig und es fragt sich, ob einige derselben je sich werden beseitigen lassen.

Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung schätzte man die Bevölkerung auf 40,000 Menschen, und wenn man der texanischen Regierung Glauben schenken darf, so ist sie jetzt auf 75,000 angewachsen. Diese Angabe ist aber unrichtig, denn die Bevölkerung hat eher ab-, als zugenommen. Dieß mag seltsam erscheinen, nachdem so viele Tausende aus den Vereinigten Staaten, aus England und Deutschland dahin ausgewandert sind; aber die meisten von diesen haben, sobald sie entdeckten, daß sie einer Bande Schurken preisgegeben seyen, denen keine That zu schlecht war, das Land wieder verlassen, um den Rest ihres Vermögens zu retten, und sind nach Mexico, nach den südlichen Staaten der Union oder sonst irgendwohin gegangen, wo sie auf Sicherheit für Leben und Eigenthum rechnen konnten. Unter der Bevölkerung von Texas zählte man viele tausend Mexicaner, die im Lande blieben in der Hoffnung, daß Ordnung und Gesetz sich bald wieder befestigen würden; als aber diese Erwartung getäuscht wurde, wanderten sie nach Mexico aus; 8000 verließen San Antonio de Bejar, und die Lücke wurde mit 6 bis 700 Trunkenbolden, Dieben und Mördern ausgefüllt. Dieselbe Auswanderung fand in Goliad, Velasco, Nacogdoches und einigen andern Städten statt, welche früher von mexicanischen Familien bewohnt waren. Der Leser kann sich einen Begriff von der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Texas machen, wenn ich sage, daß zahlreiche Räuberbanden stets umherstreifen, und nicht selten Häuser anfallen und plündern, die Weiber schänden, und nachher alles ermorden; um Entdeckung zu vermeiden, kleiden und bemalen sie sich wie Indianer. So bekannt und beglaubigt dieß ist, wird es doch wohl in keinem texanischen Blatte je erwähnt werden.

Ein anderes ernstes Uebel, das aus diesem gesetzlosen Zustande entsprang, besteht darin, daß die Indianer, welche anfangs, aus altem Haß gegen die Mexicaner, den Texanern wohl wollten, jetzt völlig feindlich und unversöhnlich geworden sind. Ich habe den Mord der Comantschen-Häuptlinge im Regierungsgebäude zu San Antonio erwähnt, eine Thatsache, die für sich allein sprechen möchte, aber das Benehmen der Texaner gegen die Indianer war so verächtlich, daß der Name des Weißen jetzt ein Schimpfname geworden ist; die Indianer sprechen von ihnen gewöhnlich nur als von „Hunden," und hängen sie auf oder schießen sie nieder, wo sie solche immer treffen. Zwischen Amerikanern und Texanern wird kein Unterschied gemacht, und die Texaner haben dadurch den Vereinigten Staaten einen Feind heraufbeschworen, der in Zukunft nicht wenig lästig werden wird.

Auch in anderer Beziehung ist Texas durch den gänzlichen Mangel an Ehrlichkeit und Treue sehr beeinträchtigt worden. Hätten sich Leute von nur gewöhnlicher Redlichkeit im westlichen Texas niedergelassen, so wäre es schon durch seine Lage ein sehr wichtiges Land geworden, da ihm der ganze Handelsverkehr mit den nördlichen Centralgegenden Mexico's zugefallen wäre. Vom Presidio del Rio Grande läuft eine vortreffliche Straße nach San Antonio de Bejar; südlich von San Antonio liegt Chihuahua, so daß der nächste und zugänglichste Weg über Land von den Vereinigten Staaten nach dem Innern von Mexico durch San Antonio führt. Dieser Landweg kann noch beträchtlich abgekürzt werden, wenn man Schiffe zu Linville oder La Vacca ausladet, und von da die Waaren zu Lande nach San Antonio, eine Strecke von 140 (engl.) Meilen, führt. Als die Westgränze von Texas zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung nahm man den Fluß Nueces an, und wenn dem also war, so war San Antonio durch nichts gehindert, ein bedeutender Stapelplatz im Innern zu werden.

Zahlreiche Schaaren von Handelsleuten kamen seit langer Zeit von Rio Grande nach San Antonio; sie waren meist sehr ehrlich in ihren Zahlungen und erwiesen sich sehr freundschaftlich. Wäre dieser Handel geschützt worden durch Unterdrückung der Räuberbanden, welche die Wege unsicher mach-

ten, so wäre er bedeutender geworden, als der ganze Handel nach Santa Fé; Texas hätte, anerkannt oder nicht, diesen Handel geführt, Kaufleute hätten sich im Westen niedergelassen, um daran Theil zu nehmen, und Ansiedler hätten sich in diesem Striche, wo der Boden reich und das Klima gesund ist, gesammelt. Dieser Handel wäre allerdings unerlaubt gewesen, allein dieß ist stets die unvermeidliche Folge eines hohen, schlecht regulirten Tarifs; er wäre nichtsdestoweniger sehr vortheilhaft geworden, hätte sich die Bevölkerung von Rio Grande mit den Texanern versöhnt und aller Wahrscheinlichkeit nach die mexicanische Regierung genöthigt, eine freundschaftliche Verbindung zwischen den beiden Ländern zu begründen. Aber dieser Handel wurde gänzlich vernichtet, die Indianer überfallen jetzt und plündern jede Karawane, welche von San Antonio kommt oder dahin geht; die texanischen Räuber lauern ihnen auf, wenn sie den Indianern entgehen, und wenn der mexicanische Kaufmann mit seinen Waaren diesen beiden entkommt, so läuft er am Ende noch Gefahr von den soi-disant texanischen Kaufleuten um das Seinige geprellt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bui-Spiel in Jaroslaw.

(Nordische Biene vom 31 Januar.)

In Rußland gibt es, abgesehen von den verschiedenartigen Völkern, die es bewohnen, selbst unter den eigentlichen Russen eine Menge alte Gewohnheiten, Spiele, Lieder u. s. w., die einer Stadt oder einem Dorfe eigenthümlich sind, bei der allgemein verbreiteten Aufklärung allmählich außer Gebrauch kommen und wohl bald ganz verschwinden werden. Trotz dessen, was Snegireff und Sacharoff in dieser Beziehung geleistet haben, ist noch gar vieles unbeschrieben, und dazu gehört unter manchem andern auch das in der Stadt Jaroslaw bekannte Bui-Spiel. Dasselbe findet sich niegends als in Jaroslaw und in einigen Jaroslaw benachbarten Städten, wohin es vermuthlich von da aus gebracht wurde. Es hatte in früherer Zeit eine sehr große Anzahl Verehrer, und obwohl das Loos, das alle alten russischen Volksvergnügungen traf, die Vernachlässigung, auch ihm zu Theil wurde, so hat es doch noch seine Freunde unter den Kleinbürgern und selbst unter den Kaufleuten. An Sonn- und Festtagen wird es außerhalb der Stadt gespielt, und 50 bis 100 Menschen nehmen oft daran Theil. Sie theilen sich in zwei Abtheilungen und dann wird das Loos geworfen, welche Partie werfen und welche fangen*) soll. Man braucht zu dem Spiel einen Klotz, eine Elfenbeinkugel von der Größe eines Taubeneies und Stäbe von 3 Zoll Dicke und 4 Fuß Länge. Der Klotz hat etwa einen halben Fuß von dem einen Ende einen Vorsprung mit einer Art ausgeschweifter Rinne, in die man die Elfenbeinkugel legen kann. Der Klotz wird nun auf dem Boden aufgestellt, die Elfenbeinkugel auf den Vorsprung gelegt, einer von den Spielern nimmt einen Stab, tritt einige Schritte zurück und wirft dann im Anlauf den Stab nach dem Stamm, um die auf dem Vorsprung liegende Elfenbeinkugel zu treffen, so daß diese pfeifend aufwärts fliegt, einen Halbkreis beschreibt und fünfzig, manchmal auch hundert Klafter weit wegfliegt.

Die Regeln des Spiels und die Verfahrungsart dabei sind folgende: wenn das Loos geworfen ist, welche Partei werfen und welche fangen soll, so bleibt die erste bei dem Klotze stehen und wirft abwechselnd den Stab nach der Elfenbeinkugel, die andere hält sich in einiger Entfernung, um die Kugel aufzufangen und zurückzubringen. Zu diesem Ende stellen sie sich an verschiedenen Orten auf, um sie desto leichter zu erhaschen und nach dem Klotze zurückzuwerfen, denn von der Gewandtheit im Auffangen und von dem Fehlen derer, die werfen, hängt ihre Befreiung ab.**) Wenn einige der Werfenden einen Fehler begehen und näher oder ferner ans Ziel, aber doch nicht genau und gerade an den Klotz werfen,**) und inzwischen die auf dem Felde Stehenden die Elfenbeinkugel nach dem Klotz werfen, so haben die erstern nicht mehr das Recht zu werfen, sondern müssen wegen aller dieser Fehler auf das Feld hinaus zum Laufen, d. h. sie gehen nach einem fünfzig Klafter vom Klotz entfernten Ziel, und rennen von da bei einem guten Wurf nach dem Klotz, ehe die Elfenbeinkugel zurückgebracht ist. Gelingt dieß nicht und wird die Kugel früher zurückgeworfen, so verlieren in diesem Fall alle Werfenden das Wurfrecht und müssen mit der andern Partei wechseln, während die bisher Fangenden an den Wurf kommen. Es trifft es sich auch, daß manchmal alle Werfenden fehlen, dann werden sie zum Laufen aufs Feld hinausgeschickt, und um sie loszukaufen, bleibt nur einer, stets der beste Spieler, zurück; macht auch er einen Fehler, oder wirft er die Elfenbeinkugel nicht weit genug hinaus, oder laufen, wenn er sie auch weit genug hinauswirft, diejenigen, die zur Strafe außen stehen, nicht schnell genug herein, ehe die Kugel von der andern Partei hereingeworfen wird, so geht immer das Wurfrecht an die andere Partei über, bis auch diese sich ähnliche Fehler zu Schulden kommen läßt. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn fünfzig Menschen und darüber zur Strafe außen stehen und bei einem guten Wurf auf einmal nach dem Klotz zu laufen anfangen,***) während die Fänger mit der größten Gewandtheit die Kugel im Fluge auffangen, sie einander zuwerfen, und auf alle Weise bemüht sind, sie möglichst schnell nach dem Klotz zu bringen, um sich dadurch von der unangenehmen und lästigen Aufgabe des Fangens zu befreien. Um Streitigkeiten zu vermeiden stellen die Fangenden einen der Ihrigen als Sabulschtschik am Klotz auf, damit er das redliche Verfahren der Werfenden und den Flug der Kugel beaufsichtige.

Yucatan. Die neuesten Berichte aus diesem Lande (s. Times vom 1 März) sprechen von dem Vertrag, welchen Yucatan mit Mexico abgeschlossen haben soll. Es ist darin eine halbe Unabhängigkeit des erstern ausgesprochen, der zufolge das Land im allgemeinen zwar Mexico untergeben ist, aber sich so viel möglich selbst regiert; nur im Krieg und hinsichtlich der geistlichen Verhältnisse soll die Oberherrlichkeit Mexico's in Ausübung kommen.

---

*) Die russischen Worte entsprechen dieser Uebersetzung nicht ganz und sollten eigentlich schlagen (tschkat) und führen (wodil) heißen, allein sie entsprechen dem Spiel besser.

*) Einige von denen, die fangen, namentlich diejenigen, welche an Orten stehen, wo die Kugel häufig hinfliegt, haben an der linken Hand Handschuhe, damit die Elfenbeinkugel beim Auffangen sie nicht schmerzlich treffe.

**) Bei einem guten Wurf fällt der Stock ganz nahe am Klotz nieder, bei einem schlechten fliegt er weiter.

***) Der größern Leichtigkeit wegen legen sie die Oberröcke und alle Ueberkleider, oft selbst die Stiefel ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1844.

Der jetzige Zustand des englischen Theaters.

Die Klagen über den Verfall des englischen Theaters sind schon alt, aber sie waren nie so gegründet, als in dem gegenwärtigen Augenblicke. Auf der einen Seite hat religiöses Vorurtheil, auf der andern die allmächtige Mode ihr Verdammungsurtheil über das englische Drama ausgesprochen, und während die erstere mit ihrem Anathema alle theatralischen Darstellungen verfolgt, deckt die andere mit ihrem Schild nur die italienische Oper und hat die eigentlich dramatischen Stücke längst verworfen. Künstler und Künstlerinnen, welche mit ihren Talenten die Londoner Bühne zierten, Siddons, Kean, John und Charles Kemble, sind nach einander ins Grab gestiegen, und ihre Nachfolger Macready, Vandenhoff, Ellen, Tree wurden durch die Kälte des heimischen Publicums genöthigt, sich nach einem neuen Brittanien zu begeben, das sich jenseits des atlantischen Oceans in vergrößertem Maaßstab entwickelt. Ist wirklich, wie manche Schriftsteller behaupten, der Geist unserer Zeit dem Drama nicht günstig oder liegt eine andere Ursache zum Grunde, z. B. der Mangel an ausgezeichneten Talenten? das ist eine Frage, die nicht so leicht zu entscheiden ist, aber der jetzige trübselige Zustand der englischen Bühne unterliegt keinem Zweifel.

Von manchen Seiten sind Vorschläge gemacht worden, um diesen Stand der Sache zu bessern. Edw. Lytton Bulwer hat den Hauptgrund des Uebels in der Unsicherheit des literarischen Eigenthums gesucht, und hat das Parlament deßhalb mit einem Vorschlag angegangen; aber das Parlament konnte in diesem Falle seine Allmacht nicht beweisen. Der Verfasser eines Artikels im Octoberheft des Edinburgh Review schreibt die Stockung des Drama's dem Monopol der großen Theater, Coventgarden und Drurylane, zu, welche allein das sogenannte „legitime Drama," d. h. die Tragödie und die höhere Komödie, unter ihrem Verschluß haben. So viel an diesem Vorwurf ist, so erklärt er doch den Verfall des Schauspiels nur zu einem geringen Theil, denn das englische Theater hat längere Zeit trotz dieses Monopols mit Glück bestanden, während jetzt selbst die Räume von Coventgarden zu ganz anderen Zwecken vermiethet werden. Der Verfasser des Artikels im Edinburgh Review scheint uns die Hauptursache des gegenwärtigen Verfalls des englischen Theaters außer Acht gelassen zu haben. In England gedeiht nichts ohne die entschiedene Unterstützung der öffentlichen Meinung, und diese ist, wie schon oben bemerkt wurde, gegen das Theater völlig abgekühlt. Die Gleichgültigkeit des höheren Standes wäre bei der beschränkten Zahl seiner Mitglieder noch erträglich, aber die Gleichgültigkeit, ja die Feindseligkeit eines großen Theils der gebildeten Mittelclasse hat dem Drama eine unheilbare Wunde geschlagen. Tausende von Familien, welche Shakspeare daheim mit Begierde lesen, wollen darum doch keineswegs seine Stücke auf der Bühne sehen; andere besuchen das Theater nicht, weil es nicht zum guten Ton gehört. Ständige Besucher des Theaters sind in England, wie auf dem festen Lande, selten; der Engländer bringt darüber den Abend im Kreise seiner Familie zu, und besucht vielleicht einmal im Jahre eine dramatische Darstellung, wenn für die lernende Jugend prächtig ausgestattete Pantomimen gegeben werden. Das Theaterpublicum besteht aber fast ausschließlich aus dem niedern Stande, und man darf sich deßhalb nicht wundern, daß Farcen und Melodramen über das classische Drama siegen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Zum Glück für mich und meine beiden Gefährten fanden sich noch in San Antonio einige angesehene Mexicaner, welche bei ihren liberalen Ansichten und der Geradheit ihrer Gesinnung sich durch die falschen Vorspiegelungen der Texaner hatten täuschen lassen, das Land auch nach der Unabhängigkeitserklärung nicht zu verlassen; sie hatten dadurch ihre Rechte als Bürger von Mexico verscherzt und den Haß dieser Regierung auf sich geladen. Jetzt hatten sie zwar ihren Irrthum eingesehen, aber es war zu spät ihn wieder gut zu machen; Stolz und vielleicht ein mißverstandener Begriff von Ehre

gestattete ihnen nicht nach Mexico zu gehen, obwohl alle Bande, die das Leben angenehm machen, für sie in San Antonio zerrissen waren. Ihre trübe Stimmung hinderte sie indeß nicht an Ausübung der unbegränztesten Gastfreundschaft, und wir fanden in ihrem Hause eine Heimath, denn mit den Texanern wollten wir keinen Verkehr halten, und kamen auch gar nicht in Berührung mit ihnen, außer daß Roche eines Tages zwei von ihnen tüchtig mit dem Stock durchprügelte, weil sie einen alten Indianer mißhandelt hatten.

Wir forschten nach, wo die Comantschen wohl zu finden seyn möchten, und erfuhren bald, daß sie in ihrem großen Dorfe am Fuße des grünen Berges um den südlichen Arm des Rio Roro sich aufhielten. Wir rüsteten uns sofort zur Abreise, und da wir durch Austin, die Hauptstadt von Texas, ziehen mußten, nöthigten unsere freundlichen Gastwirthe uns 500 Dollars auf, indem kein Texaner uns auch nur ein Glas Wasser umsonst reichen, und es sich ereignen könnte, daß wir nach mehrtägigem Aufenthalt unter den tapfern Mitgliedern des Congresses unsere Pistolenhulfter oder Steigbügel, unsere Wollendecken oder selbst eines unserer Pferde vermissen könnten. Die erstere Prophezeyung zum mindesten fanden wir nur allzu wahr. Sechs Meilen von Austin hielten wir an dem Gute des ehrenwerthen Richters Webb, und baten um Erlaubniß unsere Pferde zu tränken, da sie 40 (engl.) Meilen unter einer brennenden Sonne ohne einen Schluck Wasser zurückgelegt hatten. Der ehrenwerthe Richter schlug es geradezu ab, obgleich er einen guten Brunnen nebst einem eingeschlossenen Teich hatte, der mehrere Acres bedeckte; seine Frau aber, welche erwägen mochte, daß ihre Vorräthe von Kaffee oder Salz ziemlich gering seyen, begann ein rasches Zwiegespräch mit ihrer schlechtern Hälfte, und endlich willigte das ehrenwerthe Paar ein, uns Wasser, den Kübel zu 25 Cents, zu verkaufen.

Als wir abgestiegen waren, um den Pferden die Zügel abzunehmen, kamen die Töchter herbei, und als sie bemerkten, daß wir neue seidene Schärpen und Halstücher, so wie einige schöne Juwelen hätten, verschlangen sie uns mit den Augen; eine der Töchter sprach mit ihrem Papa, und nun lud dieses allergastfreundlichste Paar uns in sein Haus ein. Wir waren aber bereits wieder im Sattel und zur Weiterreise gerüstet. Roche war empört über die Niederträchtigkeit des Kerls, der zuerst unsere 75 Cents genommen hatte, ehe er uns in sein Haus einlud, und sagte ihm, er sey ein alter Spitzbube, daß er für Geld verkaufe, was selbst ein Wilder seinem bittersten Feind nicht abschlage. Die Wuth des Ehrenwerthen läßt sich nicht beschreiben. „Meine Büchse!“ schrie er; „um Gotteswillen, meine Büchse, Betsey, Juliet, lauf nach meiner Büchse!“ Der Richter ging in sein Haus, da aber drei Pistolen aus unsern Hulftern gezogen waren, so erschien weder er noch seine Büchse, und wir ritten gemächlich weiter nach Austin.

Hier hatten wir Gelegenheit, die Texaner in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Es sind drei Gasthöfe in der Stadt, und jeden Abend nach 5 Uhr war fast jedermann, den Präsidenten der Republik, die Secretäre, Richter, Minister und Congreßmitglieder nicht ausgeschlossen, mehr oder minder angetrunken; in den Streitigkeiten, die daraus entstanden, ging es selten ohne Wunden ab, und das Gezeche dauerte den größten Theil der Nacht hindurch, so daß Morgens um 9 Uhr noch alles im Bette lag. So völlig ist um diese Zeit die Stadt in Schweigen gehüllt, daß ich eines Morgens um 8 Uhr einen schönen Bock erlegte, der ruhig vor der Thüre des Capitols graste. Es ist seltsam, daß diese Hauptstadt von Texas so ganz an der Nordgränze angelegt wurde, denn schon mehr als einmal sind Indianer hereingekommen und haben, kaum zehn Schritte vom Capitol, Skalps mit fort genommen.

Während wir in Austin waren, machten wir die Bekanntschaft des alten Castro, des Hauptes der Lepan-Indianer, die von den Comantschen entsprossen sind. Er ist ein sehr wohlunterrichteter Mann, hat eine liberale Erziehung, zuerst in Mexico und dann in Spanien genossen, einen großen Theil Europa's durchreist, spricht und schreibt fünf bis sechs Sprachen, und kennt seine Ueberlegenheit über die Texaner so sehr, daß er sie nur verächtlich anredet; da ihm stets 200 Krieger zu Gebote stehen, so wagt man nichts gegen ihn zu unternehmen. Castro reiste in derselben Richtung wie wir, um zu seinen Leuten zu stoßen, welche in diesem Augenblick einige Tagereisen weit gegen Norden auf der Büffeljagd sich befanden. Er hatte zwei fremde Herren, welche den mächtigen Bewohner der Prairien in der Nähe zu sehen wünschten, zu begleiten und zu schützen versprochen. Wir waren über diese Vermehrung unserer Gesellschaft nicht wenig erfreut und brachen alle mit einander auf.

Am ersten Tage zogen wir auf einer alten spanischen Militärstraße durch reiche Rollprairien, die hie und da durch kleine Bäche bewässert waren, an deren Ufern prächtige Eichen sich erhoben. Fünfzehn Meilen von Austin ist eine bemerkenswerthe Stelle, auf der ein übersichtiger Speculant kurze Zeit zuvor eine Stadt zu gründen versucht hatte; er kaufte einen ungeheuren Strich Land, zeichnete prächtige Plane, und bald erschien, auf dem Papier, eine der größten und schönsten Städte in der Welt. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieser Städtefabricant ein Yankee war, der durch Verkauf von Wohnplätzen eine Million zu gewinnen hoffte. Die im Prospectus vorhandene Stadt sollte Athen heißen, und der thörichte Mensch hatte auf seine Speculation ein solches Vertrauen, daß er auf seinem Grund und Boden ein sehr großes und kostspieliges Gebäude aufführen ließ. Eines Tages, als er nebst drei oder vier Negern mit dem Graben eines Brunnens beschäftigt war, griff ihn eine Anzahl Yankee-Räuber an, weil man viel Geld bei ihm vermuthete. Der arme Teufel lief von seiner geliebten Stadt fort und kam nicht wieder. Das Haus steht noch, wie er es verließ. So ward das moderne Athen in der Blüthe geknickt.

Eines Morgens wurden wir zeitig durch ein lautes Gebrüll in der Prairie geweckt; Castro sprang auf und gab bald die willkommene Nachricht: „die Büffel!“ Auf der Ebene sah man Hunderte von dunkeln Flecken, die an Größe immer mehr zunahmen, je näher wir kamen; in kurzem sahen wir

die buschigen Thiere durch die Prairie galopiren, und ihre dichten Massen deckten die Ebene bis an den Horizont. Nun folgte eine äußerst lebhafte Scene. Die Büffel, durch das unaufhörliche Knallen unserer Büchsen gescheucht, brachen ihre Reihen und zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Die zwei Fremde waren beide Engländer; der jüngere ein Irländer von guter Familie, Namens Fitzgerald. Seine stets gute Laune und seine Lebhaftigkeit hatten uns ganz für ihn eingenommen; er belebte unser kleines Abendlager, und da er auf der andern Seite des stillen Meeres gereist war, so blieben wir oft bis tief in die Nacht sitzen und horchten auf die interessanten Erzahlungen von seinen Abenteuern in asiatischen Ländern. Er hatte zuerst in der englischen Legion in Spanien gedient, und war in derselben bis zum Capitän vorgerückt; bald aber wurde er dieses Dienstes müde und ging nach Persien, wo er als Artillerieofficier unter die Truppen des Schahs trat. Auch hier gefiel es ihm nicht lange, und er kehrte nach England zurück, beschloß Texas zu besuchen und sich als Kaufmann zu San Antonio niederzulassen. Aber sein Geschmack an einem Wanderleben ließ ihn nicht lange ruhen, und als er eines Tages auf einen englischen Naturforscher stieß, der die nordwestlichen Prairien von Texas besuchen wollte, beschloß er ihn zu begleiten. Stets zu Abenteuern aufgelegt, stürzte sich Fitzgerald wie toll unter die Büffel. Er ritt ein wildes Pferd von der kleinen Race, das mit Satteltaschen, Wassergefäßen, Kaffeegeschirr, Wollenmänteln u. dgl. beladen war, ohne daß seine Schnelligkeit dadurch im mindesten gehemmt wurde. Den Zügel am Sattelknopf befestigt und ein Pistol in jeder Hand, schoß er rechts und links, und hielt nur dann und wann an, um wieder zu laden. Während der Jagd verlor er seinen Hut, seine Satteltaschen mit Weißzeug und Geld und seine Wollenmäntel; da er nie sich die Mühe nahm, sie aufzulesen, so liegen sie wohl noch in der Prairie.

Der andere Fremde war ein englischer Gelehrter, einer der sonderbarsten Menschen von der Welt. Auch er wünschte seinen Antheil an der Büffeljagd zu haben, aber sein Roß war ein friedliches träges Thier, mit einem wahren Abscheu vor jedem Trab und Galopp. Da dasselbe nun nicht aus seinem langsamen Gang herauszubringen war, so blieb es mit seinem Herrn stets in achtungsvoller Entfernung von dem Schauplatz der Jagd. Welch' ein vortreffliches Caricaturbild hätte dieser Gelehrte gegeben, wie er auf seiner Rozinante saß mit einem ungeheuren doppelläufigen Gewehre, das zwar geladen war, aber kein Pulver auf der Pfanne hatte; wie er in vergeblicher Anstrengung sein eigenwilliges Roß spornte, und dann durch ein Opernglas nach den prächtigen Thieren guckte, denen er nicht nahe kommen konnte.

Wir tödteten neun Stiere und sieben fette Kälber, und am Abend lagerten wir an einem kleinen Flusse, wo wir ein prächtiges Mahl von Büffelmark und Zunge einnahmen — zwei Leckerbissen, die man nur in den wilden Prairien genießen kann. Am nächsten Tage erhielten wir gegen Sonnenuntergang einen Besuch von einer ungeheuren Heerde Mustangs (wilde Pferde). Wir sahen sie zuerst an einer der Erhöhungen der Prairie heraufkommen und hielten sie für feindliche Indianer; als sie aber ihre Neugierde befriedigt hatten, schwenkte die ganze Heerde herum so regelmäßig wie eine wohlgeübte Schwadron, und war mit ihren hoch erhobenen Schweifen und ihren langen im Winde fliegenden Mähnen uns bald aus dem Gesichte.

Biberfänger und Jäger erzählen viele seltsame Geschichten von einem einsamen weißen Rosse, das man oft am Rothen Flusse getroffen habe. Niemand sah dasselbe je traben oder galoppiren, sondern es geht nur einen Paßgang, aber so rasch, daß kein anderes Pferd ihm folgen kann. Ungeheure Snmmen wurden dem geboten, der es fangen könne; viele haben es versucht, aber noch keinem ist es gelnngen.

Wir trafen oft die Bergziege, ein Thier, das zwischen dem Reh und der gewöhnlichen Ziege steht, dessen Fleisch aber besser als das von beiden ist. Es ist zierlicher geformt als die Ziege, mit langen Füßen und sehr flüchtig. Eines derselben, dessen Vorderfuß ich mit einer Kugel zerschmettert hatte, entkam unsern raschesten Pferden nach einer Jagd von nahezu 30 Minuten. Man findet die Bergziege auf den großen flachen Höhen der Felsengebirge, so wie an den breiten Gewässern des Brazos und Colorado. Obwohl von Natur äußerst furchtsam, sind sie doch ausnehmend neugierig und lassen sich leicht auf Schußweite heranlocken, wenn man hinter einem Baum hervor ein weißes oder rothes Schnupftuch schwenkt.

Auch wurden wir oft in der Nacht von Klapperschlangen besucht, welche die Wärme und Weichheit unserer Wollenmäntel nngemein liebten. Sie waren allerdings sehr unwillkommene Besuche, aber andere fürchteten wir noch mehr, darunter die häßlichste und tödtlichste, die Prairietarantel, eine große Spinne, dicker als ein großes Hühnerei, haarig wie ein Bär, mit blutunterlaufenen Augen und nngemein scharfen Zähnen.

Eines Abends lagerten wir an einer kleinen Quelle, eine Stunde vom Brazos. Da wir kein Brennholz hatten, so ging Fitzgerald aus, um welches zu suchen. Sein Pferd war, wie schon erwähnt, ein kleines wildes Thier, an dessen Schweif er unklugerweise ein kleines abgehauenes Stämmchen gebunden hatte; das Pferd wurde wie natürlich zornig und jagte wie wüthend nach dem Lager. Bei diesem Anblick zeigten auch die andern Pferde Furcht, und gerade glückte es noch sie fest zu halten, ehe es zu spät war, sonst hätten wir sie für immer verloren. Es ist erstaunlich, wie in Prairien die Furcht wirkt, nicht bloß auf Büffel und Mustangs, sondern auch auf zahme Pferde und Rindvieh. Ochsen laufen noch weiter als Pferde, und man weiß, daß welche unter dem Einfluß des E s t a m p e d e oder plötzlicher Furcht 40 Meilen gelaufen sind, ohne anzuhalten, und wenn sie endlich anhielten, so geschah es nur, weil die erschöpfte Natur ein weiteres Rennen nicht verstattete. Die texanische Expedition verlor auf ihrem Zuge nach Santa Fé einmal 94 Pferde durch einen Estampede. Nichts übersteigt die Großartigkeit des Anblicks, wenn eine zahlreiche Viehheerde von einer solchen Furcht

überfallen wird. Alte, durch Jahre und Anstrengung gebrochene Klepper, welche wegen Schwäche zurückgelassen wurden, zeigen sich so wild und frisch wie junge Füllen. Sobald sie von dem unerklärlichen Schrecken ergriffen werden, der sie zu fliehen zwingt, scheinen sie in einem Augenblick alle Kraft der Jugend wieder zu erhalten; mit erhobenem Kopf und Schweif, die Augen starrend vor Furcht, rennen sie wie rasend in gerader Linie fort; die Erde bebt unter ihren Füßen, nichts kann sie aufhalten, Bäume, Abgründe, Seen, Flüsse, Berge, über alles geht es hin, bis die Natur gänzlich erschöpft und der Boden mit ihren Leichen bedeckt ist.

Am nächsten Tage fanden wir viele Mineralquellen, deren Wasser stark mit Schwefel und Eisen geschwängert ist. Auch kamen wir an den furchtbar verstümmelten Leichen von fünf Weißen vorüber, wahrscheinlich Biberfängern, die von teranischen Räubern ermordet worden. Gegen Abend stießen wir auf eine große frische Indianerspur, die in der Richtung des Brazosflusses ging; wir folgten ihr, und kamen bald zu dem Stamme der Lepans, dessen Häuptling der alte Castro war.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Von Verona nach Padua.

Bei heißer Mittagsgluth fuhr der schwer bepackte Postwagen aus Verona ab. Der Weg nach Vicenza und darüber hinaus nach Padua glich nicht einer Landstraße im gewöhnlichen deutschen Sinn des Wortes, sondern einem schön gebahnten Wege, der sich durch ungeheure Gärten zieht. Nur die Bergstraße von Darmstadt nach Heidelberg bietet etwas Ähnliches; doch ist sie auch wieder sehr unähnlich, denn einerseits ist auf der italienischen Chaussée ein redlicher Staub, wie man ihn etwa in der Umgegend von Berlin findet, und dann ist doch dieser italienische Garten von ganz anderem Charakter als jener süddeutsche.

Das Land ist außerordentlich fruchtbar und üppig. Man sieht fast nur Weinfelder mit Maisfeldern abwechseln. Der Mais wächst sechs bis sieben Fuß hoch, und macht mit seinem frischen, saftigen Grün und seinen großen, in schönen Linien geschwungenen Blättern den Eindruck reicher Fülle. Der Wein wird in zwiefacher Weise gebaut. Theils nämlich rankt er sich an einzelnen Chausséebäumen, meist Ulmen, empor, verbindet diese Bäume oft auf weite Strecken hin zu einem kolossalen Gitter und erinnert so an die oft bei den Dichtern des Alterthums wiederkehrenden Vergleiche der Vermählung des Weinstocks mit der Ulme. Theils aber wird er auf großen, in der Ebene gelegenen Feldern gebaut, und zwar, damit die Sonnengluth gehörig auf ihn wirken kann, wird er über große eigens dazu errichtete Laubdächer gezogen, wie man dieß schon in Tyrol sieht.

Auf die Dauer wird übrigens auch dieser Gartenweg monoton, denn Wechsel in der Landschaft bietet sich wenig dar, und nur in der Gegend von Montebello, dem bekannten, nach welchem der französische Marschall Lannes seinen Titel erhalten, erfreut sich das Auge wahrhaft schöner Blicke.

Auf dem Wege selbst trifft man viele Frachtfuhrleute, die merkwürdigerweise ihre Pferde nie nebeneinander, sondern immer vor einander spannen, so daß man ihrer bis zu fünf vor einander findet. Im Ganzen sieht man indeß weniger Pferde als Ochsen zum Zugvieh verwendet. Diese Ochsen sind von ausgezeichneter Schönheit: groß, stark, kräftig, glatt, meist von grauer Farbe, mächtige, schön gewundene Hörner. Weder in der Schweiz noch in Holland habe ich sie so malerisch schön gesehen. *)

Die Fuhrleute haben sich einen bequemen Schutz gegen die drückende Sonnenhitze ersonnen. Sie gehen gewöhnlich nicht, wie bei uns, neben ihren Wagen einher, sondern liegen in einer unter dem Wagen angebrachten Art Hängematte. Das Liegen, so wie die Bequemlichkeit überhaupt ist eine von den starken Seiten des Italieners. Und doch muß ich der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß ich im ganzen Norden Italiens durchgehends eine große Thätigkeit, Lust und Liebe zur Arbeit gefunden habe, und zwar in einem Maaße, wie es so manchem der unsern nur zu wünschen wäre. Es gibt freilich Taugenichtse und Tagdiebe auch hier in reichlicher Menge, indeß die eigentliche italienische Faullenzerei soll doch erst mit dem Kirchenstaate beginnen, um in Neapel ihren Thron aufzuschlagen.

Um Montebello ist die Gegend malerisch und verdient ihren Namen **) mit vollstem Rechte. Montebello ist ein großes Dorf am Fuße eines mit einem reizend gelegenen Kloster gekrönten Berges. Den Hintergrund bilden schöne Alpenformen.

Was bei einem deutschen Dorfe nun ganz etwas Unerhörtes wäre und als närrisch würde angesehen werden, das erscheint hier gar nicht auffallend. Das Dorf Montebello nämlich, ein Dorf, wie jedes andere italienische auch eines ist, hat ein Theater. Freilich ein San Carlo oder eine Scala ist es nicht, es ist aber ein ganz artiges, geschmackvolles Gebäude, und wenn gleich es gewöhnlich nur als Schauplatz des Policinell dient, so wird der Deutsche, der so manche nicht unbedeutende Stadt seines Vaterlandes vergeblich nach einem dramatischen Genusse sich sehnen sieht, doch ganz eigenthümlich berührt, wenn er in diesem fast nur von Gesindel erfüllten Dorfe plötzlich hört: Ecco il teatro di Montebello. Auch beweist dieses Dorftheater, wie sehr das dem Italiener eigene Kunstinteresse selbst in die niedersten Sphären gedrungen ist, wo es sich natürlich nicht in derselben Weise äußern kann, als in der gebildeten und bemittelten Welt.

(Schluß folgt.)

Canal von Suez. Unter den zahlreichen Arbeiten, die man unaufhörlich dem alten Mehemed Ali vorschlägt, kommt auch wieder ein Canal durch die Landenge von Suez aufs Tapet. Der mögliche Ertrag, 6 Millionen Franken, ist bereits berechnet, alles übrige aber ist noch auf dem Papier. Ein junger in Frankreich erzogener Araber soll dem Vicekönig bewiesen haben, daß ein Canal weit vortheilhafter als eine Eisenbahn sey, und die HH. Clarkson, Linant und Anderson haben, wie man sagt, sehr klare und einsichtsvolle Berichte darüber abgestattet; es wird aber wohl noch manches Jahr verlaufen, ehe dieser, so wie der eben so vielfach besprochene Canal von Panama zu Stande kommt.

*) Es erinnert dieses schöne Zugvieh daran, daß der Name Italien von dem altgriechischen oder von dem tyrrhenischen Italus herkommt, welches einen Stier bedeutet. *Apollod.* 2, 5. *Τυῤῥηνοὶ γὰρ ἰταλὸν τὸν ταῦρον ἐκάλεσαν.* *Columella* de re rust. 6, init. Italia quae ab hoc nuncupationem traxisse creditur, quod olim Graeci tauros ἰταλὸν vocarent.

**) Montebello heißt auf deutsch: Schönberg.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1844.

Etwas über die russische Literatur des Jahres 1843.

Die „Vaterländischen Memoiren" vom Januar d. J. enthalten eine sehr umständliche Darstellung der russischen Literatur im J. 1843; wir sind aber nicht sehr geneigt, in die Einzelnheiten derselben einzugehen, und heben bloß aus dem Eingang einige Stellen aus, die uns für den jetzigen Stand der russischen Literatur besonders bezeichnend scheinen.

„Unsere Literatur befindet sich gegenwärtig, das ist nicht zu bezweifeln, in einer Krise, und aus vielen Zeichen ist zu erkennen, daß sie endlich fest entschlossen ist, entweder eine gründliche Richtung zu nehmen, oder aber eines guten Todes zu sterben. In dem demüthigen Bekenntniß unserer Armuth liegt mehr Ehrlichkeit, Adel, Verstand und männliche Gesinnung, als in dem kindischen Ehrgeiz und in dem knabenhaften Entzücken über einen vermeintlichen, eingebildeten Reichthum. Von allen den schlechten Gewohnheiten, welche den Mangel einer gründlichen Bildung und das Uebermaaß einer gutmüthigen Unwissenheit beweisen, ist die allerschlechteste die, die Sache nicht beim wahren Namen zu nennen. Gott sey Dank, unsere Literatur ist jetzt von dieser schlechten Gewohnheit frei, und wenn da und dort aus einem Literaturwinkel noch ziemlich häufig selbstlobende Stimmen ertönen, so weiß das Publicum wohl, daß dieß nicht die Stimme der Wahrheit und Liebe, sondern der Klagelaut des literarischen Marktes oder die Stimme der eigenliebigen, erhitzten Talentlosigkeit ist, welche bei ihrer Faulheit und Apathie in ihren kleinlichen Erzeugnissen die unumstößlichen Beweise des unerschöpflichen Reichthums der russischen Literatur sehen will. Das Publicum weiß schon, daß dieser Handelsgeist und diese Talentlosigkeit, meist mit einander verbunden, auf seine Liebe zur russischen Heimath speculiren, und ihre trivialen Erzeugnisse als „„national"" ausschreien, theils in der Absicht, dadurch die Aufmerksamkeit des gutmüthigen Haufens anzulocken, theils in der Hoffnung, der unerbittlichen Kritik den Mund zu stopfen, welche den Patriotismus als ein heiliges Gefühl anerkennt, und eben darum den mit Talentlosigkeit verbundenen Afterpatriotismus mitleidslos verfolgt. Das Publicum weiß, daß es in den Romanen und Novellen aus der russischen Geschichte, in den Sagen des Alterthums nichts zu suchen hat, und daß russisches Leben, das des Volks wie der einzelnen, nicht in einigen russischen Namen steckt, sondern in den Eigenthümlichkeiten, welche sich unter dem unabweislichen Einfluß der Localität und der Geschichte entwickeln. Besser und deutlicher aber als alles erkennt das Publicum, daß es gar nichts zu lesen braucht, trotz des Wiederaufstehens der verschiedenen unberufenen Wiederbeleber und Erwecker der russischen Literatur, und trotz des lauten Geschreies ihrer Lobpreiser. Das ist eine unbestrittene Wahrheit. Die Buchhändler geben manchmal Ankündigungen von neuen Büchern aus, welche sie herausgegeben haben oder herausgeben wollen, Ankündigungen auf Bogen von wundersamer Größe, in riesenhafter und in zierlich kleiner Schrift gedruckt, mit prächtigen, im Buchhändlerstyl geschriebenen Anpreisungen: die versprochenen Bücher gehen wirklich aus in die Welt, und werden zu dem angekündigten Preise verkauft, — aber die Leser sind darum nicht schlimmer daran, wenn sie gar nichts lesen. Bibliographen und Recensenten sind in Verzweiflung; sie haben keine Arbeit, nichts auseinanderzusetzen, über keinen zu spötteln, niemand zu loben; in belletristischen Büchern sind die Bilder gut oder erträglich, aber der Text so flach, daß sie an gar nichts sich anhacken können; übrigens besteht ein sehr großer Theil der Bücher aus Lehrbüchern, die selten gut und meist im Guten wie im Schlimmen ganz schuldlos sind. Der bibliographische Abschnitt in den Journalen verliert von Tag zu Tag an Interesse in den Augen des Publicums, welches stets die Recensionen mit größerer Begierde und größerer Aufmerksamkeit liest, als das Buch selbst. Auch die Journale sind in Verzweiflung, es bleibt ihnen nichts übrig, als daß eines das andere heruntermacht — eine schuldlose Unterhaltung, die indeß auch das Publicum nicht länger als irgend ein anderer häuslicher Zank beschäftigt."

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Die Lepans gingen nordwärts und einige Tage lang durchzogen wir mit ihnen die westlichen Gränzen der Querwälder (cross Timbers). Die ungeheuren Prairien von Texas sind im Osten auf mehrere hundert Meilen Länge von einem Gürtel dichter, fast undurchdringlicher Wälder eingefaßt, welche den Namen Querwälder führen; ihre Breite wechselt zwischen 70 und 100 (engl.) Meilen. Hier wachsen hohe, schöne Eichen und Hiccory-Bäume, aber das allgemeine Ansehen des Landes ist ärmlich und rauh. In diesen Waldern gibt es Rothwild und Bären in Menge, und manchmal sucht auch der Büffel, wenn er von den Indianern in den Prairien hitzig verfolgt wird, in diesen Dickichten eine Zuflucht. Eine Menge Baume enthalten Bienenschwärme und einen köstlichen Honig, welcher die Lieblingsspeise der Ansiedler längs diesen Gränzen bildet.

Wir nahmen nun Abschied von den Lepans und unsern zwei weißen Freunden, welche uns gerne zu den Comantschen begleitet hätten, wenn nur Aussicht vorhanden gewesen wäre, auf einem sichern Wege wieder in civilisirte Länder zurückzukehren, so aber setzten Gabriel, Roche und ich unsern Weg allein fort. Zwei oder drei Tage lang folgten wir dem Saume des Waldes, denn Buschwerk und Dornen sind so dicht, daß jeder Versuch in denselben einzudringen, ganz nutzlos ist. Zwei oder dreimal bemerkten wir in großer Entfernung auf einigen Hügeln Rauch und Feuer, konnten aber nicht errathen, was für Indianer dort lagern mochten. Wir hatten den Wald kaum verlassen und höchstens 10. Meilen in westlicher Richtung zurückgelegt, als ein ganz abgemagerter Hund zu uns stieß, dem bald zwei andere folgten, so mager und schwach wie der erste. Es waren augenscheinlich indianische Hunde von der Wolfsrace, so ausgehungert, daß ihre Rippen herausstanden, und ihre lechzende herabhängende Zunge zeigte deutlich, daß sie in diesen furchtbaren Gegenden Mangel an Wasser litten. Wir selbst hatten seit 24 Stunden keines gekostet, und unsere Pferde waren gänzlich erschöpft.

Als wir eben den Abhang einer Anhöhe in der Prairie langsam hinabritten, rannte ein Büffel kaum zehn Schritte entfernt an uns vorbei, hitzig verfolgt von einem Tonquewa-Indianer (einem grausamen Stamm), der auf einem kleinen Rosse ritt, dessen zierliche Gestalt jedoch unsere Bewunderung erregte. Der Wilde war mit einer langen Lanze bewaffnet, mit einem reich verzierten Mantel aus Rehfell bedeckt und sein langes Haar flatterte im Winde. Ein zweiter Indianer folgte dem ersten und sie waren auf ihre Jagd so erpicht, daß sie uns nicht bemerkten, obwohl ich den letztern, welcher kaum zehn Schritte an uns vorüber kam, anredete. Am nächsten Tage stießen wir auf eine Schaar Wakos, eine andere Unterabtheilung der Comantschen oder Apatschen, die bis jetzt noch kein Reisender gesehen hat. Sie saßen alle auf sehr schönen, schlanken Pferden, welche sie augenscheinlich erst vor kurzem an den mexicanischen Niederlassungen gekauft hatten, denn einige von ihnen hatten noch die Hufeisen an. Sie boten uns sogleich Nahrung und Wasser, und gaben uns frische Pferde, denn die unsrigen waren ganz erschöpft und konnten sich kaum mehr fortschleppen. Wir blieben diesen Tag bei ihnen an einer schönen Stelle, wo unsere armen Thiere sich etwas erholten, denen wir reichlich zur Ader ließen — eine Operation, die sie wahrscheinlich rettete, so daß sie nachher mit uns noch manche Anstrengungen und Gefahren theilen konnten.

Am nächsten Tage kamen wir zu einem Wako-Dorfe, das freundlich an den Ufern eines kühlen, klaren Baches lag, welcher durch ein romantisches, hie und da zur Abwechslung der Landschaft mit Bäumen besetztes Thal floß. Rund um das Dorf waren ungeheure Felder von Mais und Melonen; weiterhin grasten zahlreiche Heerden von Hornvieh, Schafen und Pferden, während die Frauen mit dem Trocknen von Büffelfleisch beschäftigt waren. In diesem gastfreien Dorfe blieben wir zehn Tage, während welcher Zeit wir und unsere Thiere uns von den gehabten Anstrengungen gänzlich erholten. Dieser Stamm ist ohne Widerspruch in Civilisation und Lebensweise weiter vorgeschritten, als alle anderen Stämme, die Schoschonen selbst nicht ausgenommen. Die Wigwams der Wakos sind gut gebaut, und bilden lange, durch Reinlichkeit und Regelmäßigkeit ausgezeichnete Straßen. Sie sind aus langen, zierlich im Viereck gehauenen, in den Boden eingerammten und mit gegerbten Büffelfellen überdeckten Pfosten gemacht, und das Dach besteht aus weißem, fein geflochtenem Stroh. Diese Wohnungen haben eine konische Form, 30 Fuß Höhe und 16 F. im Durchmesser. Ueber der Scheidewand im Hauptzimmer sind zwei Reihen Betten zierlich geordnet, wie auf den Packetbooten. Die ganze Einrichtung beweist, daß sie nicht bloß im Wohlstand, sondern in einem gewissen Luxus leben. Neben jedem Wigwam ist eine andere kleinere Wohnung, deren unterer Theil als Vorrathskammer betrachtet wird. Hier findet man stets eine große Menge Kürbisse, Melonen, getrocknete Birnen, Trauben und Pflaumen, eingesalzenes Wildpret und Büffelzungen. Rund um die Vorrathskammer her läuft eine Art Balcon, der zu einem kleinen Zimmer oberhalb führt; was dieß enthält, weiß ich nicht, vermuthlich aber ist es religiösen Ceremonien gewidmet. So freundlich und zuvorkommend sie sonst waren, so schlugen sie uns doch mehrmals den Eintritt in dieß Allerheiligste ab und wir bestanden denn auch nicht länger darauf.

Die Wakos, oder richtiger gesagt ihre Dörfer, sind unbekannt, außer etwa einigen Biberfängern und Jägern, welche die gütige Gastfreundschaft, dadurch daß sie andern den Weg dahin zeigen, nicht verrathen werden. Hier herrschen Ruhe und Glück ungestört seit Jahrhunderten. Die Jäger und Krieger wandern oft in die fremden Niederlassungen der Yankees und Mexicaner, um sich Samen zu verschaffen, denn sie lieben sehr den Gartenbau, pflanzen auch Tabak, und sind, glaube ich, in der That die einzigen Indianer, welche sich ernstlich mit Ackerbau beschäftigen, was sie nicht hindert, als ein mächtiger, kriegerischer Stamm aufzutreten. Wie die

Apatschen und Comantschen sind die Wakos stets zu Pferde; sie sind viel größer und besitzen mehr körperliche Kraft als diese beiden Stämme, denen sie auch an Verstand überlegen sind. Vor wenigen Jahren stießen 300 Texaner unter General Smith auf eine gleiche Anzahl Wakos, die östlich von den Querwäldern jagten; da letztere eine Menge schöner Pferde und einen ungeheuren Vorrath von Häuten und gesalzenem Fleisch hatten, wollten die Texaner sich desselben bemächtigen und glaubten dabei eben keine schwere Arbeit zu haben. Sie täuschten sich indeß sehr, denn als sie angriffen, wurden sie fast alle zusammengehauen, und die unbeerdigten Gebeine von 250 Texanern bleichen noch in der Prairie, als ein Denkmal ihrer Raubsucht und der Tapferkeit der Wakos.

So behaglich wir uns bei diesen guten Leuten befanden, und so gut wir behandelt wurden, so konnten wir doch nicht länger bleiben, und setzten unsere mühselige, einsame Reise fort. Der erste Tag war ziemlich feucht und nebelig, ein Rudel Wölfe heulte in unserer Nähe, aber um 8 Uhr drang die Sonne durch und zerstreute den Nebel nebst den Wölfen. Wir zogen in unserer frühern Richtung fort, und fanden 15 Meilen weit einen vortrefflichen Weg, dann aber betraten wir einen seltsamen Landstrich, wie wir ihn nie zuvor gesehen hatten. Nach Norden und Süden, so weit das Auge reichte, sahen wir nichts als eine sandige Ebene, die mit 2 bis 3 Fuß hohen Zwergeichen bedeckt war, welche eine Unzahl großer Eicheln trugen. Durch diese Wüste mußten wir hindurch, obwohl unsere Pferde bis an die Knie einsanken; die Nacht kam, ehe wir hindurch waren, und die Anstrengung des Tages hatte uns gänzlich ermattet; glücklicher Weise jedoch fanden wir einen kühlen, reinen Bach, an dessen jenseitigem Ufer die Prairie kürzlich abgebrannt war, so daß das frische junge Gras hervorsproßte; hier schlugen wir ein Lager.

Am nächsten Morgen brachen wir auf und erstiegen einen hohen Kamm; wir waren alle guten Muthes und dachten nicht an das furchtbare Trauerspiel, in welchem wir bald eine Rolle mitspielen sollten. Das Land vor uns war ausnehmend uneben und gebrochen, wir ritten indeß vorwärts, wanden uns jeden Augenblick um steile Erhöhungen oder stiegen Schluchten hinunter und hinauf, bis wir endlich kaum 15 Meilen von dem Punkte, wo wir Morgens aufgebrochen waren, ein Lager schlugen. Während des Tages hatten wir große Strecken mit Pflaumbäumen bewachsen gefunden, und eine gute Masse dieser Frucht, die wir sehr süß und erfrischend fanden, zusammengelesen.

Am folgenden Tage erreichten wir endlich, nachdem wir bis Mittag zahllose Windungen um die einzelnen Höhen hin gemacht hatten, ein schönes, mit Musketbäumen bedecktes Tafelland. So plötzlich kamen wir aus dem gebrochenen und unebenen Landstrich heraus und betraten ein flaches Thal, und der Uebergang war so augenblicklich, daß wir lebhaft an einen Decorationswechsel im Theater gemahnt wurden; wir kamen plötzlich aus einer wilden Scenerie Salvator Rosa's in die lachende Landschaft eines Claude Lorrain oder Poussin. Das Land zwischen den Querwäldern und den Felsengebirgen erhebt sich so zu sagen stufenweise; zieht man gegen Westen, so stößt man alle 50 bis 60 Meilen auf eine Reihe hoher Berge; wenn man diese ersteigt, so glaubt man, es werde in gleicher Weise auf der andern Seite hinabgehen, gewöhnlich aber findet man, sobald die Höhe erreicht ist, eine ebene, fruchtbare Prairie vor sich. Dieß ist wenigstens die Gestaltung des Landes südlich vom rothen Fluß.

Wir hielten einige Stunden auf diesem schönen Tafelland, um uns auszuruhen und unsere Pferde grasen zu lassen. Kleine Dörfer von Prairie-Hunden erblickten wir da und dort, und wir schossen ein halbes Duzend derselben zu unserm Abendmahl. Das Fett dieser Thiere gilt für ein unfehlbares Mittel gegen Rheumatismen. Am Abend brachen wir wieder auf, und lagerten eine Stunde nach Sonnenuntergang an den Ufern eines klaren Baches. Wir hatten auf dem letzten Theil unseres Weges in der Ferne die Spitzen von drei oder vier Bergen gesehen, in denen wir nach der Beschreibung der Wakos „die Krähen" erkannten. Früh am nächsten Morgen wurden wir durch das Trillern unzähliger Singvögel aufgeweckt, die in den Büschen am Ufer des Bachs saßen. So angenehm das Concert war, so mußten wir es doch verlassen und unsern mühseligen Zug weiter fortsetzen. Den Tag über hatten wir vortrefflichen Weg und als die Nacht kam, hatten wir etwa 36 Meilen zurückgelegt. Die Berge, deren Gipfel wir am Abend zuvor erblickt hatten, waren jetzt ganz deutlich sichtbar; sie entsprachen der Beschreibung der Wakos und sollten sich ganz in der Nähe der Stromenge des Rothen Flusses befinden. Wir glaubten jetzt dem Ziel unserer Reise nahe zu seyn, nahmen Nachts ein sehr spärliches Mahl ein, legten uns schlafen und träumten von Biberschwänzen und Büffelzungen. Am folgenden Mittag setzten wir über einen Bach, der augenscheinlich zur Regenzeit ein großer Strom war. Jetzt fand sich wenig Wasser darin und dieß war so salzig, daß selbst unsere Pferde es nicht trinken konnten. Gegen Nacht gelangten wir wieder an die Ufer eines kleinen Flusses, dessen Gewässer über goldenen Sand laut murmelnd dahin rollten, während in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen links von uns sich die schon erwähnte Bergkette befand, über welche sich drei Gipfel erhoben, welche schon eine bedeutende Höhe zeigten. Wir setzten über den Fluß und lagerten auf der anderen Seite; kaum hatten wir aber unsere Pferde abgesattelt, als wir eine starke Schaar Wilder auf uns zukommen sahen, deren Kriegsmalerei nebst den an ihren Gürteln herabhängenden blutigen Scalps deutlich zeigten, daß sie von einem Kriegszuge zurückkehrten; sie lagerten auf der andern Seite des Flusses, etwa tausend Schritte von uns.

(Fortsetzung folgt.)

Boxersäle in Paris.

Mit der steigenden englischen Mode in Paris sind auch die Boxersäle aufgekommen und werden ziemlich stark besucht. Die Gazette des Tribunaux erzählt in einem ihrer neuesten Blätter einen Fall vor dem Polizeigericht, welcher beweist, daß dieser Besuch keineswegs ohne Früchte ist. Ein

junger Pariser Elegant fuhr in einem Cabriolet die Tempelstraße hinab, als sein Pferd durch das Wirbeln einiger Trommeln erschreckt sich bäumte, worauf er es durch einige Peitschenhiebe zur Folgsamkeit zu bringen suchte. Einer dieser Peitschenhiebe traf zufälligerweise einen vorübergehenden Arbeiter, der alsbald den Elegant aufs gröbste zu schimpfen anfing. Dieser stieg aus und entschuldigte sich höflich über seine Unvorsichtigkeit, der Arbeiter aber, der dieß für Furcht nahm, fuhr in seinem Schimpfen fort, so daß endlich der Elegant sagte: „wenn Sie glauben mich in Furcht jagen zu können, weil Sie schmutzige Hände haben und eine Blouse tragen, so täuschen Sie sich; das will ich Ihnen beweisen.“ Kaum hatte er dieß gesagt, so empfing er einen heftigen Faustschlag, ließ aber nun sogleich Schlag auf Schlag auf seinen Gegner fallen, so daß dieser rücklings in einen zusammengekehrten Kothhaufen fiel, zum großen Gelächter aller Anwesenden. Der Elegant, der weder seinen Hut, noch seine gelben Handschuhe abgenommen, stieg ruhig wieder in sein Cabriolet und wollte weiter fahren, als der Arbeiter, der sich wieder aufgerafft hatte, ihm in den Zügel fiel, und trotz wiederholter Warnungen nicht loslassen wollte. Der Elegant schlug leicht sein Pferd, das einen raschen Sprung vorwärts that und den Arbeiter bei Seite warf, wobei dieser einige Contusionen erhielt. Dieß veranlaßte ihn den Elegant vor dem Polizeigericht zu verklagen, da aber alle Zeugen der Scene gegen ihn und sein Betragen aussagten, so wurde er noch obenein in die Kosten verurtheilt. Der Elegant, ein Hr. de G., soll die Boxersäle fleißig besuchen, um allenfalls einem Sackträger so gut mit einem Faustschlag, als einem Gentleman mit dem Degen antworten zu können.

Skizzen aus Oberitalien.

Von Verona nach Padua.

(Schluß.)

Von einer andern Seite hat mir Montebello einen unangenehmen Eindruck gemacht. Nirgends habe ich so viel Banditengesichter zusammen gesehen, nirgends die Bettelei mit solcher Unverschämtheit getrieben. Auch war die Gegend von Montebello früher berüchtigt. Selbst die Postillone, die in Italien noch die, früher bekanntlich auch in Deutschland herrschende Sitte des Bettelns beibehalten haben, treiben dieß Geschäft auf dieser Station mit förmlicher Impertinenz, und scheinen gar nicht so abgeneigt, als Recht in Anspruch zu nehmen, was ihnen auf ihre Bitten nicht gutwillig geworden. Denn sie gehen so weit, den Reisenden, der entweder wirklich in Schlaf gesunken oder sich als vom Schlaf bewältigt stellt, unbarmherzig aus seinen Träumereien und aus der Hoffnung aufzurütteln, er werde durch dieses Mittel ihren Plackereien entgehen. Es ist übrigens hiebei das beste, ihrer impertinenten Consequenz mit schlafender Consequenz entgegenzutreten.

Der Schlaf ist bekanntlich überhaupt das Universalmittel gegen alle Plagen. Nur schlimm, daß wenn Schlaf und Qual als gleichberechtigte Mächte erscheinen, der Schlaf oft den Kürzern ziehen muß. Das sollte ich gleich wieder erfahren. Auf dem weiteren Wege nach Vicenza zu schien die ganze Atmosphäre plötzlich von unsichtbaren, aber sehr hörbaren Geistern belebt, die mit bacchantischer Wuth ein Concert anstimmten, daß uns die Ohren gellten, und wir fürchteten, in eine verzauberte Gegend gerathen zu seyn. Und wer waren diese musikalischen Geister, die unaufgefordert, unbezahlt und nur mit Undank belohnt uns dieß feenhafte, ohrzerreißende Comitat gaben? Heuschrecken, nichts als einfache, prosaische Heuschrecken. Lustig war es, einen der Mitreisenden dabei zu sehen. Er war wirklich eingeschlafen, und zwar in einer Gegend, wo die Musik noch ein sanftes Adagio spielte. Plötzlich bei einer Biegung des Weges fuhr er aus dem Schlafe empor. Die schnelle Umwendung des Wagens, verbunden mit einem kleinen Stoß und das energische fortissimo, in welches die Musik inzwischen übergegangen war, hatten ihn geweckt. Er wußte nicht, wie ihm geschehen, fragte wie ein Verstörter, was denn vorgegangen sey, ob das Militärmusik sey, die man höre, wo wir uns denn befänden u. dgl. m., bis er durch ein heiteres Gelächter der Reisegesellschaft zur Besinnung gebracht richtige Auskunft über diese Sphärenmusik erhielt.

Mehrere uns begegnende Spazierreiter und Spazierwagen machten uns darauf aufmerksam, daß wir einem großen Orte nicht mehr fern seyn konnten. Es war Vicenza. Unter den Wagen fiel mir eine Art auf, die ich zwar auch anderer Orten in Italien wiedergesehen, nirgends aber in solcher Menge als hier in und um Vicenza. Der Wagen hat nur Einen Sitz, der ziemlich eng und schmal ist und nicht einmal die Breite der modernen Armstühle hat. Ein wohlbeleibter Mann kann darin nicht Platz finden. Eine weitere Unbequemlichkeit ist, daß selbst keine ordentliche Rücklehne angebracht ist, so daß man sich nur bis zur Hüfte anlehnen kann. Der Wagen ruht auf zwei Rädern, hat hinter dem Sitze noch Raum für Gepäck und wird mit einem Pferde gefahren. Die Vortheile dieser Fuhrwerke sind nun, daß sie außerordentlich schnell gehen und mit Leichtigkeit sich handhaben lassen. Sie werden von den Dandys sehr viel gebraucht, doch sieht man sie auch in den Händen gewöhnlicher Leute, die dann oft bis zwei ihrer Genossen hinter sich auf dem Gepäckraume stehen haben.

In Vicenza hatte ich leider keine Zeit, einen längern Aufenthalt zu nehmen. Ich eilte schnell nach der Piazza de' Signori, die ganz in der Weise wie zu Verona gebaut ist, aber bei weitem imposantere Paläste aufzuweisen hat, vor allem das prächtige von Palladio erbaute Rathhaus. Vicenza ist bekanntlich Palladio's Stadt, und wie sehr sie auch sonst an Bedeutung verloren hat, durch ihn wird sie für alle Zeiten die höchste Bedeutung behalten, mehr als durch den französischen Minister Caulaincourt, dem Napoleon den Titel Herzog von Vicenza gab.

Ein eigenthümlicher, ich möchte sagen sommerlicher Typus in dem Bau der Häuser trat mir hier in Vicenza noch häufiger entgegen, als in den andern italienischen Orten, die ich bis dahin gesehen. Fenster nämlich nach unserer Art sind verhältnißmäßig wenig, die meisten derselben sind befensterte Flügelthüren, die nach einem davor liegenden Balcon führen. Ausnahmsweise haben wir das auch bei uns, aber eben nur ausnahmsweise, bei großen Palästen oder Landhäusern. Dort aber ist es die gewöhnliche Form, die sich in allen Etagen wiederfindet und selbst in den ärmlichsten Häusern. Die Balcons sind dann sehr einfacher Natur, meistentheils mit eisernen Geländern. So sah ich ein dreistöckiges Haus von sonst unscheinbarem Aeußern, in welchem nicht ein einziges Fenster nach unserer Art sich befand. Die Bewohner aber schienen sämmtlich den unbemittelten Classen anzugehören, wenigstens zeigten Bewohner der Bel-Etage eine solche Ungenirtheit in ihrem häuslichen Thun, wie sie selbst in Italien nur in den niedern Sphären gefunden wird.

Der Weg von Vicenza bis Padua hat denselben Charakter wie der von Verona bis Vicenza. Er umfaßt übrigens nur eine kurze Strecke von zwei italienischen Posten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1844.

Englische Sports.

V. Nationalgymnasium.

Wie es einer der charakteristischen Züge im englischen Leben überhaupt ist, daß fast alles durch Privatanstrengung geschieht, und daß von oben herab für die Beförderung der Bildungsangelegenheiten wenig gethan wird, so gilt dieß auch von ihren „Sports." Die Griechen hatten für ihre athletischen Uebungsschulen aller Art ein Gymnasium, in dem öffentlich angestellte Professoren der Künste das Ringen, Fechten, den Faustkampf, das Ballspiel 2c. lehrten. Mit Ausnahme weniger und unbedeutender gymnastischer Privatschulen hat es bisher in England nichts ähnliches gegeben. Alle jene obengenannten „Sports" sind bei ihnen wie wilde Blumen ohne Garten und Zucht aufgewachsen. Alle jene Spiele wurden ohne allen Zwang durch freiwillige Bemühungen organisirt, und das ganze Getriebe ihrer vielfachen Regeln und Gesetze ist einzig und allein ein Product der Gewohnheit und der Convention von Privatleuten.

Wie man in neuerer Zeit angefangen hat, in England von der Etablirung eines allgemeinen Erziehungssystems für die niederen Classen zu reden, so hat man denn jetzt auch die Idee der Begründung eines allgemeinen Nationalgymnasiums aufgefaßt und besprochen, vermöge dessen alle die im Lande geübten athletischen Künste und Spiele regelmäßig gelehrt und beaufsichtigt werden sollen, und vermöge dessen dann auch manche der wilden Auswüchse und Mißbräuche, die bei dem jetzigen Zustande schwer zu verhüten sind, beschränkt und beseitigt werden könnten. Diese Idee ist so neu und so interessant, daß das Wenige, was uns ein englisches Journal darüber mittheilt, der Beachtung gewiß sehr werth ist.

„Von mehreren leitenden Mitgliedern, leading members, der beiden Parlamente wurde es in reifliche Ueberlegung gezogen," so sagt jenes Journal, „die Uebungen unserer athletischen National-Sports unter eine solide, allgemeine und legalisirte Leitung zu stellen. Mehrere Pairs, Mitglieder des Hauses der Gemeinen und verschiedene andere ausgezeichnete Personen der Gesetzgebung haben die Absicht, einen Vorschlag zu machen für die Errichtung eines Instituts, in welchem jede Art athletischer Uebungen und Spiele, welche darauf abzwecken, den männlichen Muth, Körperstärke, Grazie und Gewandtheit zu entwickeln, gelehrt und ausgeübt werden sollen. Der edle Gemahl der höchsten Person des Königreichs soll gebeten werden, das Patronat des projectirten gymnastischen Instituts zu übernehmen, und von der Vorliebe, die er so beständig für männliche Sports und Uebungen und für die Versuche körperlicher Kraft und Gewandtheit bewiesen hat, hoffen die Unternehmer darauf zählen zu dürfen, daß Se. königl. Hoh. Prinz Albert den Plan unterstützen wird. Dieses Institut soll unter der Controle obrigkeitlicher Autorität stehen, und sein Plan soll so organisirt werden, daß nur eine falsche Moral und eine falsche Humanität Einwürfe dagegen machen kann.

„Kämpfe mit denjenigen Vertheidigungs- und Angriffswaffen, welche die Natur selber dem Menschen gab, sollen dadurch besonders ermuntert werden; Boxing, Sparring, Wrestling sollen darin ein Gegenstand des Unterrichts seyn, jedoch unter solchen Regeln, daß sie dadurch weiter nichts als eine Entwicklung männlichen Muthes und körperlicher Stärke werden. Fechten, singlestick (Stockschlagen), Gehen, Laufen, Springen, Ringen, cudgelplaying (Spiel mit dem Prügel), cricket, bowling, das Heben und Werfen großer Gewichte und viele andere Spiele und Sports sollen darin geübt werden. Die Kämpfe sollen für Preise, welche von den Vorstehern des Instituts ausgesetzt werden, statt finden. Diese Preise sollen nicht in Geld bestehen, sie sollen vielmehr von der Art seyn, daß sie mehr als eine den Herzen der Sieger theure Belohnung, denn als ein pecuniärer Gewinn erscheinen, und eben diese, welche mehr für den Ruhm und für den Nutzen, als für den bloßen Gewinn kämpfen, soll das Institut vorzugsweise befördern. Das Wetten soll erlaubt seyn, jedoch in gehörigen Gränzen erhalten werden."

Vielleicht werden wir schon in dem nächsten Parlamente einen Vorschlag in dieser Beziehung hervortreten sehen. Da

in England bei solchen Gelegenheiten es nie an den gehörigen Mitteln fehlt, so können wir vielleicht schnell genug ein solches merkwürdiges Gymnasium etablirt sehen. Uebrigens glauben wir im voraus die Ansicht aussprechen zu müssen, daß wir unsere Erwartungen von einem solchen Institut nicht zu hoch spannen dürfen. Der englische Nationalgeist ist eben von der Art, daß er sich von oben herab nicht viel leiten läßt und daß er seine brillantesten Seiten immer in Privatunternehmungen entfaltet. Die schönsten und großartigsten Spiele und glorreichsten Kämpfe aber werden wir immer auf dem freien „Ring" der englischen Wiesen und Haiden dargestellt sehen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Fortsetzung.)

Diese Nacht brachten wir wachend und schauernd vor Kälte, so wie ohne Nahrung zu, denn wir wagten in der unmittelbaren Nähe der Wilden, die wir singen und jubeln hören konnten, kein Feuer anzuzünden. Am nächsten Morgen, lange vor Tagesanbruch, schlichen wir uns in aller Stille weg und trabten rasch zu bis Mittag, wo wir an einer tiefen, fast unzugänglichen Schlucht anlangten. Hier mußten wir Halt machen und brachten den Rest des Tages damit zu, einen Uebergang zu suchen. Dieß beschäftigte uns bis zum Einbruch der Nacht, und wir hatten nichts zu essen als Pflaumen und Beere. Wir kamen auf trübe Gedanken, wenn wir an die Schwierigkeiten dachten, welche wir bald zu bestehen haben würden, und unter schlimmen Ahnungen über unsere gegenwärtige ungewisse Lage und unser künftiges Schicksal legten wir uns hungrig nieder und hüllten uns in unsere Wolldecken. Die Nacht ging ohne Beunruhigung vorüber, aber am nächsten Morgen waren wir Zeugen einer scheußlichen Scene, die kaum einige tausend Schritte von uns vorging. Eine Abtheilung derselben Indianer, die wir den Abend zuvor gesehen hatten, schlachteten eben einige ihrer Gefangenen, andere kochten das Fleisch derselben und viele aßen davon. Wir standen festgewurzelt, wie vom kalten Schauder ergriffen, selbst unsere Pferde schienen instinctartig zu wissen, daß etwas abscheuliches vorgehe, und zitterten so, daß wir wohl einsahen, sie könnten im Augenblick uns von keinem Nutzen seyn. Gabriel kroch so nahe wie möglich zu der Abtheilung hin und ließ uns in furchtbarer Angst auf seine Rückkehr warten. Als er wiederkam, zeigte es sich, daß unser Gesicht uns nicht getäuscht hatte; es waren noch neun Gefangene da, die wahrscheinlich am andern Tage dasselbe Schicksal erfahren sollten; vier, sagte er, seyen Comantschen, die fünf anderen mexicanische Weiber, zwei junge Mädchen und drei Frauen.

Die Wilden hatten wahrscheinlich einen Angriff auf San Miguel und Taos, die zwei nördlichsten Niederlassungen der Mexicaner, nicht weit von den grünen Bergen, wohin wir selbst gingen, gemacht. Was sollten wir thun? Wir konnten die Cannibalen nicht angreifen, denn ihrer waren wenigstens hundert, und doch konnten wir auch nicht fortgehen und Männer und Weiber einem scheußlichen Tode anheim geben. So beschlossen wir denn zu bleiben, und dem Glück und der Vorsehung zu vertrauen. Nach ihrem abscheulichen Mahl zerstreuten sich die Wilden in allen Richtungen auf der Prairie, brachen aber ihr Lager nicht ab, sondern ließen ihre Gefangenen unter der Obhut von zwölf jungen Kriegern zurück. Viele Entwürfe zur Befreiung der armen Gefangenen wurden vorgebracht, aber sie waren sämmtlich gar zu ausschweifend; endlich aber begünstigte uns der Zufall, obgleich unser Unternehmen nicht vollständig gelang. Drei oder vier Rehe jagten durch die Prairie und kamen in geringer Entfernung am Lager vorüber. Ein schöner Bock kam in unsere Richtung und zwei der zurückgebliebenen Indianer eilten ihm nach. Plötzlich standen sie vor uns und waren sprachlos vor Erstaunen, hier Nachbarn zu finden, auf die sie gar nicht gerechnet hatten. Wir ließen ihnen keine Zeit zur Besinnung zu kommen, sondern machten sie mit Messer und Tomahaks rasch und in aller Stille nieder ohne alle Gewissensbisse nach der Scene, die wir am Morgen gesehen hatten. Wir hätten wo möglich die ganze Bande im Schlaf ermordet, ohne mehr Scrupel, als wenn wir ein Nest Klapperschlangen getödtet hätten.

Auf die Rehe folgte eine kleine Büffelheerde. Wir hatten schnell gesattelt und unsere Pferde hinter einige Stauden gestellt, für den Fall, daß wir zu unserer Lebensrettung fliehen müßten, als wir sahen, wie die zehn übrigen Indianer zuerst sich versicherten, ob auch die Gefangenen gut gebunden seyen, und dann zu Fuß den Büffeln nachjagten, denn die ganze Schaar hatte nur etwa 20 Pferde, und diese waren von den andern weggeritten worden. Drei von diesen Indianern tödteten wir, ohne daß die übrigen es bemerkten, und Gabriel gelangte, ohne entdeckt zu werden, in das verlassene Lager und zerschnitt die Bande der Gefangenen. Die mexicanischen Frauen wollten nicht fliehen, denn sie fürchteten wieder eingefangen und gemartert zu werden; sie glaubten die Wilden, welche, wie wir hier erfuhren, zu den Cayugas gehörten, würden sie schonen und in ihre Wigwams bringen. Dreizehn indianische Gefangene waren bereits aufgefressen worden, aber keine Weißen. Die gefangenen Comantschen bewaffneten sich mit den im Lager zurückgelassenen Lanzen, Bogen und Pfeilen, und eine Stunde nach dem Vorüberziehen der Büffel waren von den zwölf wachhabenden Indianern nur noch zwei am Leben; diese bemerkten endlich, daß ihre Cameraden getödtet seyen, und erhoben den Kriegsruf, um die ausgezogene Schaar zurückzurufen. In diesem Augenblick erschienen Büffel und Jäger in der Prairie, indem die Cayugas zurückkamen und eine zweite Heerde vor sich hertrieben. Keine Zeit war zu verlieren, wenn wir unsere Skalps retten wollten; wir gaben eines unserer Messer — ein so nothwendiges Ding in der Wildniß — den Comantschen, die in feurigen Worten ihre Gefühle aussprachen, und überließen sie ihrer eigenen Schlauheit und Ortskenntniß, um ihre Flucht zu bewerkstelligen.

Wir hatten ihre Geschicklichkeit nicht überschätzt, denn wenige Tage nachher fanden wir sie gesund und wohlbehalten in ihren eigenen Wigwams.

Wir jagten so schnell als unsere Pferde gehen wollten, 15 Meilen weit längs der Schlucht, welche am vorhergehenden Tag unsern Weitermarsch gehemmt hatte, und stießen endlich auf einen kleinen Bach. Hier tranken wir und unsere Pferde eine unglaubliche Menge Wasser, und da wir noch nicht sonderlich sicher waren, so setzten wir unsern Marsch in raschem Trabe fort. Wir zogen drei oder vier Meilen weit längs dem Fuß einer hohen Kette hin, und entdeckten endlich eine Indianerspur, die im Zickzack aufwärts führte. Dieser folgten wir und waren bald auf der Höhe der Kette, wo abermals eine völlig ebene Prairie, ohne daß auch nur ein Baum die Monotonie unterbrach, sich ausbreitete so weit das Auge reichte. Wir hielten einige Minuten an, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, und beobachteten eine Zeitlang, was in dem jetzt tausend Fuß unter uns liegenden Thal vorging. So viel wir in diese Entfernung erblicken konnten, war alles in Bewegung, und wir hielten es fürs beste uns von den Caypgas so viel wie möglich zu entfernen. Wir hatten wenig Zeit gehabt, mit den befreiten Comantschen zu sprechen, hatten aber doch von ihnen erfahren, daß wir in der rechten Richtung uns befänden, und nur noch wenige Tagereisen von unserm Ziele entfernt seyen.

In dem Augenblick wo wir aufbrachen, war im Thale alles wieder ruhig, und dieß bot jetzt einen lieblichen Anblick dar mit dem Buschwerk, das in mannichfachen Massen die grüne Fläche durchzog, und mit dem Flusse, der an einzelnen baumleeren Stellen jetzt nur noch wie ein Silberfaden heraufschimmerte. Wir setzten unsere Reise fort, und entdeckten gegen Abend einen großen Bären in einiger Entfernung von uns. Roche gewann die andere Seite des Thieres und trieb es gerade gegen mich her; ich spannte den Hahnen eines Pistols und zielte scharf, als der Bär sich auf einmal zu meinem Erstaunen umwandte und mit den Hinterbeinen ausschlug. Gabriel hatte sich, ohne daß ich es bemerkte, herangeschlichen und dem Thier seinen Lasso übergeworfen, Braun machte sich zwar los, lief aber gegen Roche zu, der ihn mit einem Schuß unter dem Ohr niederstreckte. Während nun Roche das Thier aufschnitt zu unserm Abendessen, gingen Gabriel und ich voran, um einen Platz für die Nacht ausfindig zu machen, waren aber kaum ein paar tausend Schritt gegangen, als wir plötzlich vor einem gähnenden Abgrund standen, der 2 bis 300 Schritte breit und gegen 600 Fuß tief seyn mochte. Die Ufer waren hier fast lothrecht, und an den Seiten standen scharfe Felsen und hie und da majestätische Cedern vor. Wir wanderten eine halbe Stunde längs dem Rande hin, fanden aber bald, es sey zu spät noch einen Uebergang zu finden, und lagerten uns in einer kleinen Vertiefung unter dem Schatten einiger Cedern. Hier stieß Roche zu uns und Braun lieferte für den Abend ein herrliches Mahl.

Die ungeheure Felsenspalte vor uns lief von Norden nach Süden; wir beschlossen am nächsten Morgen uns nordwärts zu wenden, und waren kaum einige Meilen weit geritten, als wir auf starke Büffel- und Indianerspuren stießen, die, je weiter wir kamen, immer mehr gegen Westen sich wandten. Wir mußten uns in ziemlicher Entfernung von der Schlucht halten, theils um den Windungen, welche dieselbe machte, theils um den kleinen, darein mündenden Felsenspalten auszuweichen; gegen Mittag aber trafen wir auf eine starke gerade westlich laufende Spur, welche wir verfolgten und die uns zu der einzigen Stelle leitete, wo man möglicherweise übersetzen konnte. Es stießen auch zahllose Spuren von allen Seiten her zusammen — ein sicherer Beweis, daß wir hier übersetzen oder aber einen sehr mühseligen Umweg machen mußten. Wir stiegen ab, betrachteten den gähnenden Abgrund vor uns, und der erste Eindruck war, daß der Uebergang unmöglich sey. Daß Büffel, Mustangs und wahrscheinlich auch indianische Pferde übergesetzt, war sichtbar, denn ein Zickzackpfad war an den steilen Felsenwänden ausgetreten, aber unsere drei Pferde waren nicht gewohnt, solche Steilabstürze hinabzurutschen oder hinaufzuklettern, und als wir sie an den Rand des Schlundes brachten, scheuten sie zurück. Nach vielen vergeblichen Versuchen brachte ich endlich mein Pferd dahin, den Pfad zu betreten und nun folgten auch die andern. Es war eine halsbrechende Arbeit und wir brauchten eine volle Stunde, bis wir den Grund erreichten. Wir blieben einige Stunden hier, um den erschöpften Thieren etwas Ruhe zu gönnen, und die an der andern Seite hinaufführende Spur zu finden. Endlich entdeckten wir diese, mit großer Anstrengung kletterten wir hinauf und standen nun wieder auf einer flachen Prairie. Ich schauderte als ich zurückblickte in den furchtbaren Abgrund, welchen wir eben zurückgelegt hatten, und sah es als ein Wunder an, daß wir glücklich herüber gekommen, denn ich dachte nicht, daß bald etwas noch schlimmeres uns bevorstünde.

Nachdem wir mehrmals unsern Thieren Ruhe gegönnt, setzten wir unsern Weg über die einförmige Prairie fort, auf der weder Baum noch Busch zu sehen war; ein grüner Teppich von kurzem Grase war vor uns ausgebreitet, und nichts brach die Einförmigkeit dieses Anblicks. Man mag von Waldeinsamkeit sprechen so viel man will, die Bäume sind eine Art Gesellschaft, die man auf der Prairie vermißt. Hier fühlt man sich als wäre man nicht auf der Welt, kein Zeichen, keine Spur sagt einem, daß vor- oder rückwärts Länder liegen, wo Millionen Menschen leben und sich umtreiben. Auf der Prairie fühlt der Mensch, daß er allein ist.

Wir ritten rasch fort bis Sonnenuntergang, und lagerten an einer kleinen, in einer Vertiefung der Prairie gebildeten Wasserpfütze. Die Mustangs, so wie Rehe und Antilopen hatten diesen Theil der Prairie verlassen, wahrscheinlich durch den Wassermangel verjagt. Wären nicht da und dort Regenschauer gefallen, als wir durch diese öde Wüste zogen, wir wären unvermeidlich vor Durst umgekommen, denn selbst die ungeheuren Felsenspalten hatten kein Wasser, als was zuweilen der Regen lieferte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Von Padua nach Venedig.

Wie sehr mich auch Padua's alter Musensitz fesselte, wie gern ich namentlich noch einige Zeit den daselbst aufgehäuften Alterthümern gewidmet hätte, ich war der Wunderstadt zu nahe, als daß ich dem innern Drange länger hätte widerstehen können. Ich schied um so leichter aus Padua, als ich die Gewißheit hatte, es auf der Rückkehr wieder zu sehen.

Die frühere Verbindung zwischen Padua und Venedig war außer der Post und dem Vetturin noch zu Schiff auf der Brenta. Goethe nahm diesen Weg. Jetzt ist die Communication beschleunigt. Die lombardische Eisenbahn, welche Venedig mit Mailand verbinden wird, ist von Padua bis zu den Lagunen vollendet und wird seit längerer Zeit schon benutzt. Glücklich sind diejenigen zu preisen, die in einigen Decennien Italien bereisen werden. Wenn der Dampfwagen vorüber braust, dann mögen Räuber und Banditen zu Dutzenden, zu Hunderten an den Wegen lagern.

Die Einrichtungen der Eisenbahnverwaltung sind auf dieser Strecke sehr praktisch. Das ungestüme, Gefahr bringende Gedränge beim Aus- und Einsteigen wird durch das einfache Mittel vermieden, daß das betheiligte Publicum nur classenweise zugelassen wird. Es gibt drei Classen von Wagen, sie sind sehr groß und auch die der letzten Classe sind verhältnißmäßig noch sehr bequem und anständig. Die Wagen der zweiten Classe sind besser als die erster Classe auf der Basel-Straßburger Bahn. Sie fassen je 64 Personen, und sind sehr wohlfeil. Man zahlt für die ganze Strecke zwischen Padua bis Venedig, einschließlich die Ueberfahrt von Mestre ab nur 24 Silbergroschen (1½ fl. rhein.), die Entfernung aber ist sieben Meilen, so daß die Meile nur 3½ Silbergroschen zu stehen kommt.

Von Mestre aus fuhren wir mit der Postgondel über die Lagunen. Die Eisenbahn wird über dieselben vom Festlande aus bis Venedig selbst geführt werden. Die Vorarbeiten dazu gehören zu dem Riesenhaftesten, was man sehen kann. Wir fuhren in ziemlicher Entfernung von denselben, dennoch aber imponirten sie außerordentlich, und veranlaßten mich, später eine eigene Fahrt zu ihrer Besichtigung zu unternehmen. Mit erstaunlicher Mühe und Anstrengung werden die Massen in dem Boden der Lagunen festgesetzt, dann zu ungeheuren Bogen überwölbt und miteinander verbunden, so daß zuletzt eine gewaltige, massige Straße das Festland mit der Inselstadt verbinden und diese somit einen Theil ihres Charakters aufgeben wird. Venedig besiegt die Natur in Zwängung der Meeresgewalt durch diesen Bau zum zweitenmal, wie es dieselbe durch die Murazzi zum erstenmal besiegt hatte.

Von Verona nach Mailand.

Wie ich das erstemal Verona bei heißer Mittagsgluth auf dem Wege nach Padua verließ, so sollte ich wiederum in einer Julius-Mittagssonne Verona verlassen, als ich mich nach Westen hin wendete. Nach wenigen Stunden erblickten wir die herrlichen Fluthen des Gardasees. Es war der erste der großen italienischen Seen, der erste große See überhaupt, den ich sah. In einer Breite von einer halben bis vier Stunden, in einer Länge aber von sechzehn Stunden ist er nach dieser Richtung hin nicht mit dem Auge abzusehen, das nur auf seine nördliche Begränzung schließen kann aus den mächtigen Alpen, die in bläulicher Färbung am Horizont sich erheben. Die Formen, in denen die Wände dieses Wassers erscheinen, sind überaus malerisch, das Wasser selbst hat eine milde, zwischen grün und blau spielende Farbe. Auf der Südseite treten die Berge ganz zurück, so daß die große Landstraße sogar hart an dem Ufer des Sees bei Peschiera, so wie bei Desenzano vorübergeht.

Dieses Desenzano hat eine beneidenswerth schöne Lage, und mit praktischem Blick hat sich wiederum den schönsten Punkt des ganzen Orts einer der Gastwirthe ausgewählt. Von hier aus übersieht man die Länge des Sees, so weit das Auge reicht; von hier sieht man die lieblichen Gärten von Citronen und Pomeranzen, die Reben und die Seidenbäume, wie sie bald an den höhern Felsen emporsteigen, bald die südlichern sanften Hügel schmücken; von hier die vielen Villen, eine Hauptzierde aller italienischen Seen; von hier die weit in den See hineintretende Halbinsel Sermione, wo man noch das Landhaus des Catullus zeigt, in welchem so manches seiner lieblichen Gedichte mag geboren seyn. Das ist der lacus Benacus, dessen natürliche Poesie den alten Poeten anlockte, wie sie den großen modernen Poeten bezauberte, *) wie sie jedes dichterische, jedes fürs Schöne empfängliche Gemüth entzücken wird. — Ich stieg hinab zum See, und da es mir nicht möglich war, meinen ganzen germanischen Leib in diese römischen Fluthen zu tauchen, so netzte ich doch wenigstens die heiße Stirne mit diesem hesperischen Thau.

Hinter Desenzano steigt der Weg wieder sich windend längere Zeit, und gibt so in seinen Windungen den Genuß, noch mehrfach auf den Gardasee zurückschauen zu können, als ob die Natur selbst hätte zwingen wollen zum wiederholten Anschauen ihrer Reize und warnen vor dem allzu flüchtigen, leichtsinnigen Genuß.

Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns dem schön gelegenen Brescia. Die Post hielt so lange, daß wir einen Gang durch die ganze Stadt machen konnten. Als wir wieder nach dem Postgebäude über den großen Domplatz zurückkehren wollten, fanden wir denselben plötzlich von Menschen ganz angefüllt, die sich sehr laut gebärdeten und in großer Aufregung zu seyn schienen. Es war ein kleiner Volksaufstand, und bot mir durch die Lebhaftigkeit, in der hier wieder die Nationalität hervortrat, ein besonderes Interesse. Veranlaßt war diese Bewegung durch zwei Polizeisoldaten, die einen Wagen mit Feldfrüchten aus irgend welcher Ursache confiscirt hatten, und nun den Fuhrmann mit dem ganzen corpus delicti in Gewahrsam bringen wollten. Die Volksmasse, die sich in wenigen Augenblicken sammelte, war zwar außerordentlich groß, auch sprach sich in ihren lauten und sehr ungezirten Aeußerungen nicht bloß die bei allen ungebildeten Leuten vorherrschende Abneigung gegen Executivbeamte aus, sondern durch diese hindurch erkannte man den Wunsch nach einer allgemeinern Opposition. Zu Thätlichkeiten irgend einer Art kam es indeß nicht, es blieb bloß bei mündlichen Verhöhnungen, die beiden Polizeisoldaten wurden thatsächliche Sieger, und die große, aufgeregte Volksmasse erschien als eitel prahlerisch.

(Schluß folgt.)

Lobrede auf Ch. Nodier. Die Akademie zu Besançon hat eine goldene Medaille für die beste Lobrede auf Ch. Nodier ausgesetzt; sie soll am 31 August d. J. ertheilt werden.

*) Goethe. Italienische Reise.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Fünfter Zug.

(Schluß.)

Der Morgen brach heran, klar und wolkenlos, und die Sonne stieg auf in all ihrer Majestät. Wir sattelten unsere Pferde und setzten unsern Weg in nordöstlicher Richtung fort, hatten aber kaum einige Stunden zurückgelegt, als wir plötzlich abermals an eine Erdspalte kamen, viel tiefer als die erstere, welche wir den Tag zuvor mit so großer Anstrengung überschritten hatten. Wir bemerkten ihr Daseyn gar nicht, bis wir am Rande standen, denn kein Baum oder Busch bezeichnete die Lage oder den Lauf, und wir waren in Staunen verloren, als wir in den gähnenden Abgrund hinabblickten. Die Tiefe konnte nicht unter tausend Fuß seyn, die Breite betrug an der Stelle, wo wir die Spalte trafen, ungefähr eben so viel, und die Abhänge waren nahezu lothrecht. Wir alle fühlten einen krankhaften Schwindel als wir hinunterblickten in die Tiefe, wo hie und da ein grüner Fleck das Auge ergötzte und ein schäumender Bach zwischen den Felsen sich bemerkbar machte. Ungeheure Mauern, Säulen, an einigen Stellen eine Art Bogengewölbe füllten die Schlucht, allerdings vom Wasser ausgewaschen, aber so vollkommen, als hätten Menschen oder Geister sie erbaut. Der Regen von Jahrhunderten, welcher auf diese Prairie fiel, hatte hier einen Ausfluß gefunden, und das Untergraben der verschiedenen Erd- und Steinschichten hatte diese seltsamen, phantastischen Gestalten geformt.

Ehe wir an die Schlucht kamen, hatten wir zahlreiche Spuren von Menschen und Thieren überschritten, welche alle etwas mehr westlich gingen, als wir, und somit uns bewiesen daß ein Uebergang in geringer Entfernung vorhanden sey. Diese Vermuthung täuschte uns auch nicht, denn ein Trab von einer halben Stunde brachte uns auf eine große Straße, auf der Jahre lang Millionen Indianer, Büffel und Mustangs gegangen waren. So gefahrvoll auch das Hinabsteigen war, so wußten wir doch zu gut, daß kein anderer Weg in der Nähe sey. Wir fanden unten einen laufenden Bach, und auf der andern Seite ein romantisches Thal, bedeckt mit kurzem Gras und einigen Baumwollenbäumen. Eine große Indianerschaar hatte augenscheinlich vor wenigen Tagen erst hier gelagert, und auch wir hielten einige Stunden an, um unsere Pferde ruhen zu lassen; der Pfad aufwärts wurde in geringer Entfernung gegen Süden entdeckt. Während wir in der Tiefe fortritten, betrachteten wir mit Staunen und Verwunderung die seltsamen Gebilde, welche das Wasser in der Regenzeit hier ausgewaschen hatte. An einigen Stellen standen vollkommene Mauern aus röthlichem Thon, deren Errichtung wir an jedem andern Orte der Menschenhand zugeschrieben hätten; da wo auch der feine Sand weggewaschen war, erhoben sie sich manchmal auf 100 Fuß Höhe und dehnten sich auf 3 bis 400 Fuß Länge aus. Da und dort fanden sich Säulen mit architektonischer Regelmäßigkeit und Großartigkeit, daß wir in Staunen und Bewunderung uns verloren: an andern Orten sah man deutliche Festungswälle, dann wieder Thürme eines alterthümlichen Schlosses. Massenhafte Pfeiler, ähnlich den Ruinen eines mächtigen Baues, waren umher zerstreut, Regelmäßigkeit und durchgeführter Plan aufs seltsamste gemischt mit Zerstörung, und doch hatte die Natur alles dieß selbst ausgeführt: man hat den Niagarafall als eine ihrer wildesten Phantasien betrachtet, aber Niagara wird unbedeutend im Vergleich mit der wilden Größe dieses furchtbaren Schlundes. Die Einbildungskraft führte mich zurück nach Theben, Palmyra und Petra, und ich konnte mich der Täuschung nicht entschlagen, als wanderte ich unter den Ruinen solcher Städte umher. Wir mußten unsere Gewehre und Satteltaschen in den Händen tragen, und beim Hinaufklettern an einem steilen Abhang stürzte Roche's Pferd, das sich an einem vorhängenden Felsen gestoßen hatte, 15 bis 20 Fuß tief hinab auf den Rücken. Wir glaubten, es müsse todt seyn, aber seltsam genug stand es sogleich wieder auf, schüttelte sich und ein zweiter Kletterversuch war glücklicher. Das Pferd hatte nicht die mindeste Verletzung erlitten.

Vor Abend kamen wir glücklich auf die Höhe hinauf, befanden uns nun wieder auf der flachen Prairie, und nachdem wir einige hundert Schritte weit entfernt waren, sahen wir

nicht eine Spur mehr von der ungeheuren Spalte. Die Wüste, welche wir durchzogen, war wenigstens 250 Meilen breit, und die zwei erwähnten Spalten die einzigen Wasserabläufe für die schweren Regen, die in der nassen Jahreszeit hier fallen. Diese Prairie ist ohne Zweifel eine der größten in der Welt, und die Schlucht steht in Verhältniß zu der Größe derselben. Mit Sonnenuntergang kamen wir an eine Wasserpfütze und lagerten hier die Nacht über. Wir waren jetzt von Lebensmitteln ganz entblößt und unsere Leiden begannen.

Am nächsten Tage setzten wir unsere Reise fort, obwohl von nagendem Hunger gequält. Während unseres Zuges sahen wir kleine Heerden von Rehen und Antilopen, die wahrscheinlich durch die neuerlichen Regen nach den Wasserläufen gelockt wurden, und gegen Abend entdeckten wir eine Schaar Mustangs auf einer Erhebung der Prairie und eine Viertelstunde von uns. Sie waren ausnehmend scheu, und obwohl wir unsere Büchsen auf sie abfeuerten, konnten wir doch keines erlegen. Am Abend lagerten wir wiederum in der Nähe einer Wasserlache, die etwa 20 Acres bedecken mochte, aber sehr seicht war. Große Schaaren spanischer Brachvögel schwärmten hier umher, und mit einer leichten Vogelflinte hätten wir uns leicht ein gutes Mahl verschaffen können, aber mit der schweren Büchse und meinen Bogen und Pfeilen war nichts auszurichten, und so mußten wir uns abermals ohne zu essen niederlegen. Gegen 2 Uhr Morgens sattelten wir wieder und setzten unsere Reise fort, indem wir uns nach den Sternen richteten. Nach den Angaben der Wakos glaubten wir nicht mehr als 100 Meilen von dem Lager der Comantschen entfernt zu seyn, wir hatten nun aber bereits eine weit größere Strecke zurückgelegt, und befanden uns noch immer auf der unermeßlichen Prairie. Bei unserer entsetzlichen Lage hatten wir jetzt nur Einen Zweck, nämlich vorwärts zu kommen, um wo möglich Hülfe zu finden.

Unsere Pferde hatten bis jetzt weniger gelitten als wir selbst, da sie in der Prairie gutes Gras fanden, aber unser eiliger Zug und der schwierige Uebergang über die beiden Erdspalten hatten sie doch stark mitgenommen. Mit Sonnenaufgang hielten wir in der Nähe eines kleinen Teiches, um die Thiere ausruhen und grasen zu lassen. Während wir auf dem Boden ausgestreckt lagen, bemerkten wir eine große Antilope, die sich langsam näherte, bald anhielt, bald einige Schritte weiter ging, augenscheinlich forschende Blicke auf uns richtend. Ihre Neugierde kostete ihr das Leben, mit einem wohlgezielten Schuß streckte sie Gabriel nieder, und nur wer je dem Hungertod nahe war, kann unsere Freude ermessen. Wir kochten den besten Theil des Thieres, nahmen ein reichliches Mahl ein und setzten dann unsern Weg weiter fort.

Noch weitere drei Tagen breitete sich die öde, gränzenlose Prairie vor uns aus, kein Anzeichen ließ sich bemerken, daß wir ihrem Ende uns naherten. Wir ritten rasch zu bis zum Nachmittag des dritten Tages, wo wir in der Entfernung von beinahe einer Stunde einen dunkeln Fleck vor uns erblickten. Anfangs hielten wir es für einen Busch, als wir näher kamen, hatte es mehr das Ansehen eines Felsen, obgleich wir, mit Ausnahme der Erdspalten, seit wir die Prairie betreten, nichts der Art gesehen hatten. „Ein Büffel!“ rief endlich Roche, dessen scharfes Auge genauer den Fleck untersuchte — „ein schlafender Büffel!“ Hier war abermals Aussicht zu manchem gutem Mahl, und wir fühlten unsern Muth gekräftigt. Gabriel ging zu Fuß voran mit der Büchse, in der Hoffnung dem Thiere nahe genug zu kommen, um ihm eine Wunde beizubringen, während Roche und ich uns zur Jagd rüsteten. Wir entledigten uns jedes überflüssigen Stücks und brachen dann auf zur Jagd, die durch das Andenken unseres neulich erlittenen Hungers uns doppelt am Herzen lag.

Jenseits der Stelle, wo der Büffel lag, stieg die Prairie allmählich an, und wir wußten nicht, wie der Boden jenseits beschaffen sey; Gabriel kroch bis auf etwa 200 Schritte dem Thier nahe, das nun allmählich unruhig zu werden begann. Gabriel schoß, der Büffel sprang auf, schlug mit dem langen Schweif umher und blickte forschend um sich. Nach einem zweiten Schuß peitschte er mit dem Schweif seine Seiten und jagte dann in gestrecktem Galopp davon, augenscheinlich getroffen, aber nicht schwer verwundet. Roche und ich jagten ihm nach, mein Pferd aber kam bald voraus und Roche mußte die Jagd ganz aufgeben. In kurzem war ich in der Nähe des mächtigen Thieres, dessen glänzende, vorgetriebene Augen deutlich zeigten, daß die Wunden und die hitzige Verfolgung ihn ganz toll gemacht hatten. So wild war der Blick des Stiers, daß ich nur mit der größten Mühe ihm mein Pferd auf 20 Schritte nahe brachte. Ich feuerte in dieser Entfernung meine Pistole ab, jedoch ohne Wirkung, endlich aber gerieth mein Pferd selbst in Hitze, nun kam ich dem Büffel auf vier Schritte nahe, feuerte mein zweites Pistol ab, und der Büffel bog sich zusammen, als die Kugel gerade hinter der langen Mähne einschlug. Ich war dabei so im Rennen, daß ich quer vor demselben vorüber kam, und dann erst mein Pferd wieder herumwerfen konnte. In diesem Augenblick verlor ich meine Büchse, und es blieben mir nur Bogen und Pfeile: ich war aber jetzt so erpicht auf die Jagd, daß ich nicht daran dachte sie aufzugeben. Immer noch in vollem Rennen spannte ich den Bogen, gab meinem Pferde abermals die Sporen, kam an des Büffels rechte Seite, und schoß meinen Pfeil zwischen seine Rippen ab.

Das Thier schäumte jetzt vor Wuth und Schmerz, seine Augen glichen zwei Feuerbällen, seine Zunge hing heraus, sein buschiger Schweif wehte hoch in der Luft oder peitschte die Seiten. Ein wilderes und doch zugleich prächtigeres Gemälde der Verzweiflung habe ich nie gesehen. Mein Pferd war jetzt zu allem willig, es spitzte nicht mehr die Ohren vor Furcht, wandte sich nicht mehr ab von dem Unthier, sondern ging gerade darauf los, so daß ich beim Spannen des Bogens dasselbe fast berührte. Ich hatte noch fünf oder sechs Pfeile, beschloß aber nicht mehr zu schießen, als bis ich einen tödlichen Fleck treffen könnte, und endlich schoß ich ihm auch den Pfeil zwischen Schultern und Rippen hinein. Jetzt sprang er zurück und wälzte sich bald hülflos auf dem Boden. Eben

hatte ich ihm mit zwei andern Pfeilen vollends den Rest gegeben, als ich zum erstenmal bemerkte, daß ich nicht mehr allein sey. Dreißig oder vierzig wohlberittene Indianer schauten mir ruhig zu, als beglückwünschten sie mich über meinen Erfolg. Dieß waren die Comantschen, die wir schon so lange suchten; ich gab mich ihnen zu erkennen, und nahm die Gastfreundschaft, die mir ein Jahr zuvor ihr Häuptling, der weiße Rabe, angeboten hatte, in Anspruch. Sie drängten sich um mich, und bewillkommten mich auf die freundlichste Weise. Drei von ihnen machten sich sogleich auf, meine Büchse und meine Gefährten zu suchen, welche acht oder neun Meilen weiter gegen Osten sich befanden, und ich folgte inzwischen meinen neuen Freunden nach ihrem wenige Meilen entfernten Lager. Sie waren auf der Büffeljagd gewesen, und hatten gerade eine Erhöhung der Prairie erreicht, als sie mich und mein Opfer erblickten. Ich und meine beiden Freunde wurden, obwohl der Häuptling auf einem Zug abwesend war, wohl aufgenommen, und als er einige Tage später zurückkehrte, wurde ein großes Fest veranstaltet, während dessen die jungen Leute ein auf meine letzte Jagd gedichtetes Lied absangen.

Die Comantschen sind eine edle und mächtige Nation; sie haben Hunderte von Dörfern, sind wohl bewaffnet und ziehen stets in Schaaren von einigen Hunderten, ja Tausenden umher; sie sind alle geschickte Reiter, leben hauptsächlich von der Jagd und nähren sich bei fernen Zügen manchmal auch von dem Fleisch junger Mustangs, was ungemein wohlschmeckend ist. Ein großer Rath des ganzen Stammes wird jährlich, außerdem auch vierteljährige Versammlungen gehalten, und auf diesen alle wichtigen Gegenstände besprochen. Sie waren lange den Mexicanern sehr feindlich gesinnt, jetzt aber hat sich ihr Haß auf die Yankees und Texaner concentrirt. Sie bauen nicht den Boden, wie die Wakos, aber sie besitzen unermeßliche Heerden von Pferden, Rindvieh und Schafen, die in den nördlichen Prairien grasen. Auch haben sie Gold in Menge, das sie in der Nähe der San Seda-Berge gewinnen, und selbst zu allerlei Schmuck für sich und ihre Pferde verarbeiten. Es ist ein sehr merkwürdiger Umstand, daß alle Stämme, welche mit den Schoschonen, Comantschen, Apatschen und Pani-Wölfen verwandt sind, stets alle Arten geistiger Getränke, wenn sie ihnen von den Händlern geboten werden, mit Verachtung von sich weisen. Sie sagen, Schoba-Wapo (das Feuerwasser) sey der größte Feind der Indianer, und die Yankees, zu feig mit den Indianern wie Männer zu fechten, hätten dieß fürchterliche Gift erfunden, um sie gefahrlos zu vernichten. Sie haßten einst die Spanier und Watschinangos, aber diese seyen ehrliche Männer im Vergleich zu den Räubern von Texas. Die Wenigen unter den Spaniern, welche fechten wollten, fochten als Krieger, und sie hatten Gesetze, welche diejenigen mit dem Tode bestraften, welche dieß Gift an die Indianer verkaufen wollten.

Die Folge dieser Enthaltung von geistigen Getränken ist, daß die westlichen Völker in rascher Zunahme begriffen sind, während die östlichen Stämme im nahen Verkehr mit den Yankees allmählich verschwinden. Die Sioux, Osagen, Winnebagos und andere östliche Stämme sind sehr grausam, und ergreifen jedes Mittel, einen Feind zu besiegen, so verrätherisch es auch seyn mag. Nicht so die Indianer westlich von den Felsengebirgen, welche von einem ritterlichen Geist beseelt sind, der sie abhält einen unbilligen Vortheil zu benützen; sie werden nie ihre Büchse brauchen gegen einen Feind, der nur mit Lanze, Bogen und Pfeilen versehen ist, oder wenn sie es thun und ihren Feind tödten, so werden sie seinen Skalp nicht nehmen, da er sie stets mahnen würde, daß sie einen vertheidigungslosen Feind getödtet haben. Zweikämpfe mit ihren Feinden, den Navahos und Arrapahos, laufen ab wie die Tourniere der Alten. Zwei Indianer werden mit eingelegten Lanzen gegen einander rennen, mit gleicher Geschicklichkeit an ihren Schilden den Stoß auffangen, dann umwenden und einander grüßen zum Zeichen der Achtung vor einem tapfern Feind. Solche Vorfälle ereignen sich täglich, werden aber von den Europäern nicht geglaubt, da sie die Eitelkeit haben, sich allein im Besitze ritterlicher Gesinnung zu glauben; überdieß hören sie so viele entsetzliche Erzählungen von Metzeleien der Wilden, daß der Gedanke an eine Rothhaut stets mit dem Bilde langsamer Martern verknüpft ist. Wollte Gott, die hochcivilisirten Nationen Europa's hätten nicht mehr Grausamkeiten zu verantworten, als die zahlreichen, tapfern Stämme des westlichen Amerika's.

Einige Nachrichten über Tripoli.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 26 Februar wurden Nachrichten über die Regentschaft Tripoli von dem bekannten dortigen Generalconsul, Obrist Warrington, vorgelesen, aus denen wir Nachstehendes ausheben: „Der Hafen von Tripoli ist ziemlich gut für Schiffe von 900 Tonnen und großer Verbesserungen fähig, der Boden in der Nachbarschaft ausnehmend fruchtbar. Datteln sind ein Hauptnahrungsmittel, aber auch Orangen, Citronen, Granatäpfel, Feigen und Mandeln sind einheimisch; fremde Früchte gedeihen nicht. In der Nähe der Bergr ist das Gras im Winter üppig und könnte Millionen Schafe nähren; vom October 1841 bis April 1842 ist eine bedeutende Menge Regen (25 Zoll) gefallen, aber nie mehr als 3¼ Zoll in 24 Stunden. Die Stadt Tripoli enthält 1200 Türken und Mauren, etwa 1500 Christen und 2000 Juden. Die Bevölkerung der ganzen Regentschaft kann man auf 1,500,000 anschlagen, worunter 200,000 Waffenfähige. Das Klima betrachtet Obrist Warrington, der über 27 Jahre hier lebte, als das beste von der Welt, und die Menschen werden sehr alt. Der Ackerbau ist noch in einem sehr rohen Zustande, kaum reißt man mit einem sehr leichten von einem Kamel gezogenen Pflug den Boden auf, und doch gibt das Korn 30fältig. Das Einkommen der Regentschaft betrug, als diese Nachrichten niedergeschrieben wurden, nur etwa 300,000 spanische Thaler, ist aber, wenn die Araber in Frieden sind, bedeutend größer. Unter den Einnahmen ist eine Taxe auf Mordthaten, die 30,000 Piaster abwirft, was zu 500 Piaster jede gerechnet 60 gibt. Die Ausfuhr von Tripoli besteht in Olivenöl, Krapp, Safran, Samen, Häuten, Straußenfedern, Ochsen und rothem Pfeffer; aus dem Innern kommen Goldstaub, Elfenbein, Straußenfedern, Gummi

Indigo, Felle von wilden und Hausthieren, Natron u. s. w. Schwefel ist in unerschöpflicher Menge vorhanden, der Weinbau vermehrt sich rasch, und ein guter Weinhandel könnte hier begründet werden."

Skizzen aus Oberitalien.

Von Verona nach Mailand.

(Schluß.)

In gewisser Beziehung muß man übrigens mit den Bewohnern der dortigen Gegend doch sehr auf der Hut seyn. Sie sind so ganz muthlos nicht, ein gewisser Muth gehört immer zum Räuberhandwerk. Und dieß ist auf der Strecke von Brescia bis Mailand auch durchaus nicht außer Gang gekommen. Für Oberitalien gibt man außer dem piemontesischen Gebiet besonders drei übelberüchtigte und gefährliche Punkte an, das ist die Umgegend von Cremona, die Strecke von Verona nach Mantua und die Strecke von Brescia nach Mailand und dessen Umgegend. Daß diese Annahme kein gewöhnliches Gerede ist, geht daraus hervor, daß der Staat darauf Rücksicht nimmt. Die große Staatspost wird nämlich auf der letztgenannten Strecke nächtlicher Weile durch bewaffnete Macht geschützt. Auf jeder Seite des Postwagens reitet ein schwer gerüsteter, mit scharfen Schuß- und Hiebwaffen versehener Gensdarme einher, und so werden die Reisenden von Station zu Station escortirt.

Welche Art in solchen Gegenden zu reisen sicherer sey, ist schwer zu sagen. Bewaffnetes Geleit von Staatswegen bekommt nur die große Post. Sie ist gewöhnlich auch stark von Reisenden besetzt, ja auf den Hauptstraßen sieht man fast immer zwei bis drei große Beiwagen. So ist Sicherung theils durch die Gensdarmen, theils durch die Anzahl der Reisenden. Aber es ist auch durch die Masse der Effecten Lockung und Reiz für die Räuber, die, ebenfalls in größerer Anzahl, sich weder vor den zwei bewaffneten Schützern, noch vor einer Masse unbewaffneter Schützlinge fürchten. Sie bedienen sich für den Fall eines offenen Kampfes einer sehr gefährlichen Waffe, der sogenannten Tromben, kurzer Gewehre mit oben weit geöffnetem Caliber, in die mehrere Kugeln zu gleicher Zeit geladen werden können.

Gibt somit die große Post zwar Schutz von Staatswegen, aber auch Lockung für die Räuber durch die Wahrscheinlichkeit größern Gewinnes, so hat andererseits das Transportmittel des Vetturins zwar nicht den bewaffneten Staatsschutz, aber auch weniger Reiz für die Banditen, da wegen der mannichfachen Unbequemlichkeiten, Unordnungen, Unzuverlässigkeiten und der Langsamkeit aller Privatfuhren auch die Vetturine weniger von bemittelten Reisenden vorgezogen werden, bei ihnen also für die Räuber auch auf große Ausbeute nicht zu rechnen ist.

Das unsicherste Reisen ist aber die Extrapost. Denn sie vereint die Nachtheile der beiden Reisearten, ohne auch nur einen der Vortheile dafür zu gewinnen. Wer mit Extrapost reist, wird eo ipso für einen Reichen, für einen Inglese gehalten, ist also eine Lockspeise für die Räuber. Escorte von Staatswegen findet nicht statt, kann aber durch enorme Summen erhalten werden. Außerdem muß der mit Extrapost Ankommende fast überall nach höherem Tarife zahlen, so daß dieses Beförderungsmittel durchaus nicht anzurathen ist.

Auf unserer Reise von Brescia bis Mailand ereignete sich übrigens nichts. Man muß überhaupt nicht denken, daß solche Angriffe und Ueberfälle alle Tage vorkommen. Ich kann also auch von höchst romantischen Abenteuern und den namenlosen Gefahren, die ich bestanden, nichts erzählen.

In der Frühe des nächsten Morgens kamen wir nach Bergamo. Von hier an beginnt ein gallisches Element in der Sprache sichtbar zu werden, was je mehr nach Norden und Westen hin um so lebhafter hervortritt. Hier beschränkt es sich noch auf die Aussprache des Vocales u, der französisch wie ü klingt, statt es im reinen Italienisch wie im Deutschen als u lautet. Der Bergamaske sagt düe statt due.

Die dialektischen Abweichungen der Aussprache sind in Oberitalien überhaupt interessant, am hervorstechendsten in Venedig. Dort wird z. B. das z nicht mit der gewöhnlichen Härte wie unser z, sondern wie ein scharfes *s* (*Venezia* gleich *Venessia*), bisweilen selbst wie ein weiches *s* (*mezza* wie *mese*) gesprochen. Noch auffallender aber ist die dort herrschende wechselnde Aussprache des gequetschten *g*. Dieß lautet daselbst nicht wie *dsch*, sondern bald wie unser deutsches dj (*mangiare* wie *mandjare*, *giorno* wie *djorno*); bald wie zwei auf einander folgende deutsche j, ähnlich der modernen Pariser Aussprache des mouillirten *l* (*viaggio* wie *viajjio*); bald sogar wie ein weiches *s* (*doge* wie *dose*), ja man findet sogar an den Straßenecken angeschlagen *strada del Dose*. — Auch mein Cicerone in Venedig gab Veranlassung zu sprachlichen Beobachtungen. Er war kein geborener Italiener, sondern ein Illyrier von Geburt, hatte im österreichischen Heere deutsch, während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien italienisch gelernt. Außer manchen andern Eigenheiten seiner Aussprache war besonders das *w* auffallend. Dieser Laut machte ihm sichtbare Schwierigkeiten, daher er ihn selten rein hervorbrachte, sondern statt desselben gewöhnlich ein kurz geschleiftes *u*, bisweilen ein *b* (z. B. bann statt wann) und noch auffallender gar ein deutliches *qu* ausstieß. So hörte ich ganz klar und vernehmlich, daß er Quellen statt Wellen sagte, eine Erscheinung, die ihre Analogien findet in den Uebergängen Welf und Gueif, Weiblinger und Ghibellinen, Wilhelm und Guglielmo, Welt und Guido u. v. a. — Auch in Mailand trat mir eine sprachliche Eigenthümlichkeit entgegen, die darin besteht, daß der Vocal *i* am Ende eines Wortes nicht nur als Consonant *j* oft gehört wird, sondern sogar wie ein weiches deutsches *ch*, so z. B. in dem Zahlworte *sei*.

Die Strecke von Bergamo bis Mailand bietet im übrigen nichts Besonderes mehr dar. Ueberall wieder lombardische Fruchtbarkeit, guter Boden, fleißige Benutzung desselben und in der Nähe von Mailand sogar schon Reisbau.

In einem der Dörfer zwischen Bergamo und Mailand hörte ich auch die sogenannte italienische Uhr, nach welcher bekanntlich der Tag nicht in zweimal zwölf Stunden eingetheilt und berechnet wird, sondern in einmal vierundzwanzig Stunden. Die Zählung beginnt von Ave Maria, d. h. vom Sonnenuntergang, also mit jedem Tage zu einer etwas andern Zeit, so daß die Stundenbestimmung alle Tage eine andere ist. Diese sehr unbequeme und unzweckmäßige italienische Uhr kommt aber immer mehr ab, namentlich in den größern Städten, wo sie wegen des beständigen Zuflusses von Fremden schon fast ganz verschwunden ist.

Artesische Brunnen zwischen Kairo und Suez. Der Vicekönig soll die Absicht haben zwischen Kairo und Suez nach süßem Wasser bohren zu lassen, das man in einer Tiefe von 1000 Fuß zu finden hofft. Es ist zu dem Ende ein Apparat in England bestellt, vermittelst dessen man auf eine Tiefe von 1500 Fuß soll bohren können. (Athenäum vom 2 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1844.

Englische Sports.

VI. Aquatic register (Wasserspiele).

Mich hat es immer gewundert, daß die Griechen so auffallend wenig für Wasserspiele gethan haben; während sie bei ihren großen olympischen, pythischen, nemäischen und sogar bei den isthmischen Spielen eifrig rangen, boxten und liefen, hört man fast nichts davon, daß sie auch in und auf dem Wasser denselben Geist des Wetteifers und der Kampfeslust gezeigt haben, den sie in jenen Festlandspielen entwickelten.

Sie waren doch von jeher ein großes Schiffervolk und so sehr ans Wasser gewöhnt, daß sie sogar das Sprüchwort hatten „μήτε νεῖν μήτε γράμματα" (weder Schwimmen noch Lesen), welches sie von einem Menschen gebrauchten, von dem sie sagen wollten, daß er gar nichts verstehe. Sie bewohnten, wie die Engländer, fast lauter Inseln und Halbinseln; ihr Handel war groß und auch ihre Kriegsmarine bedeutend, und doch muß man das Wunder erleben, daß die griechischen Philosophen, während sie um dem Vaterlande tüchtige Landesvertheidiger heranzubilden, jede Festland-Leibesübungen so sehr empfehlen, sie nicht auch alle diejenigen Uebungen, die dem Vaterlande solche Vertheidiger auf dem Wasser verschaffen könnten, als da sind: Schwimmen, Tauchen, Rudern, Segeln u. s. w., eben so warm in Schutz nehmen.

Wie leicht und schön müßten sich auf dem Isthmus von Corinth, dem doppelseitig vom Meere bespülten, solche Ruder- und Segelspiele haben veranstalten lassen. Wie würden diese Spiele von den geschmackvollen prächtigen Griechen ausgeschmückt seyn, die Schiffe in bunten Farben, die Matrosen bekränzt, die Masten mit Bändern und Flaggen und dabei „Flötenmusik."

Poseidon selbst soll der Gründer der isthmischen Spiele gewesen seyn, und seine so wie der Amphrodite, der Tritonen, der Thalasse und der Nereiden Bildsäulen schmückten vielfach die Stadt und die Umgegend, und namentlich den Schauplatz der Kämpfe. Unbegreiflich bleibt es, daß nicht geradezu allen jenen Wassergöttern zu Ehren die Wasserspiele die vornehmsten oder geradezu die einzigen wurden.

Zwar erzählen uns die Mythen von einem Schiffswettkampfe, in welchem die Argo den Preis davon trug — zwar erwähnen einige römische Schriftsteller gelegentlich gymnastischer Spiele im Wasser, und beschreiben auch Wettkämpfe im Schwimmen, aber dieß ist alles so unbestimmt und geschieht so selten, daß daraus deutlich genug hervorgeht, wie auch die Sache selber selten und kaum der Erwähnung werth gewesen seyn muß.

Die Römer hielten zwar viel auf Baden und Schwimmen, auch hatten sie ihre großen Naumachien (Schiffskämpfe), die nach ihnen so großartig noch nirgends wieder aufgeführt sind. Allein diese römischen Naumachien waren nichts als große Schauspiele, welche die römischen Kaiser von Sklaven, Gefangenen und zum Tode Verurtheilten für das Volk aufführen ließen. Wie wenig Aehnlichkeit sie mit den englischen Wasser-Sports gehabt haben müssen, leuchtet schon daraus ein, daß in England Leute aus allen Classen der Gesellschaft, selbst aus den vornehmsten Ständen, sich mit diesen Sports beschäftigen, und daß äußeres Schaugepränge weit weniger dabei die Hauptsache ist, weil es nur auf eine Entwicklung und Vergleichung der Kräfte ankommt.

Die Venetianer hatten zwar ihre „Regatta" (Ruderwetten) auf ihren Stadtcanälen. Allein auch diese venetianische Regatta hatte weniger den Charakter einer Kraftübung, als vielmehr eben auch nur den eines Schauspiels. Die Zuschauer waren dabei das Eleganteste und die Hauptsache, auch waren die Ruderer, wie in Rom, fast nur Leute aus dem gemeinen Volke.

Die phlegmatischen Holländer, obgleich sie das ganze Jahr hindurch so zu sagen mitten im Wasser wohnen, haben kaum irgend welche Wasserspiele erfunden, welche würdig wären neben den englischen genannt zu werden. Mit Einem Worte, wohin wir in der Geschichte blicken, stehen die Engländer mit ihren aquatic sports ganz einzig da. Es sind diese Sports das Nationalste und den Engländern ausschließlich Eigenthümlichste, da sie in diesem Fache mancherlei Thätigkeit haben. Man kann sagen, sie haben auf dem Wasser alles erschöpft und haben die Sache so weit getrieben, daß sie fast

keiner weitern Entwicklung und Vervollkommnung mehr fähig zu seyn scheint.

Der Mensch wagt sich entweder allein und nackt, wie die Natur ihn erschuf, in das ihm fremdartige Element der Fische hinein — er schwimmt, oder er nimmt dabei ein Instrument zu Hülfe — er schifft. Beim Schwimmen können wir das Schwimmen auf der Oberfläche des Wassers und das unter derselben (das Tauchen) unterscheiden. Beim Schiffen die Bewegung des Schiffes durch Ruder oder durch Wind und Segel. Die Engländer haben daher Schwimmwetten, Taucherwetten, Ruder- und Segelspiele.

Die Engländer besitzen zwar weder so gute, noch auch so zahlreiche Schwimmschulen, Schwimm- und Badeanstalten, wie wir sie auf dem Continente, besonders seit den letzten Jahrzehnten fast in allen unsern Städten erhalten haben. Sie haben daher in dieser Kunst vielleicht weniger ausgezeichnete Professoren und regelrecht geschulte Zöglinge als wir. Nichtsdestoweniger aber haben sie die muthigsten, kräftigsten und raschesten Schwimmer der Welt. Die jungen Knaben in den öffentlichen Gymnasien machen sich frühzeitig ins Wasser und lernen das Schwimmen von selbst und durch Wetteifer mit den älteren. Es haben sich daher an den öffentlichen Gymnasien, ohne Zuthun der Lehrer und der anordnenden Obrigkeiten Schwimmanstalten unter den Schülern ausgebildet, die ihre Kunst von selbst den nachfolgenden Generationen mittheilen. Es gibt zwar auch hie und da Lehrer der Schwimmkunst an den öffentlichen Schulen, diese wären aber nicht im Stande, den Knaben den Geist energischen Wetteifers einzustößen, wenn er ihnen nicht schon im Blute stäke. Wie durchweg in England, so geschieht auch hier das meiste durch Privatanstrengung und mehr durch das Leben und die Uebung als durch Schule und Unterricht.

Es gibt National-Schwimm-Societäten (national swimming societies) welche Preise aussetzen und „swimming-races" (Schwimm-Wettrennen) veranstalten. Eben solche Preise setzen die jungen Leute, die Matrosen oder andere Privatpersonen unter sich aus, und an den Schulen und Gymnasien gibt es jährlich wiederkehrende große Schwimm- und Wett-Tage. Auch findet man in den Journalen überall Herausforderungen publicirt, welche die Schwimmliebhaber ebenso wie die Pugilisten und Pedestrians an einander richten.

Bei London finden häufig „swimming-matches" im Serpentine River im Hyde-Park statt. Am 18 August des vorigen Sommers veranlaßte eine solche swimming-match im Serpentine eine Zusammenkunft von nicht weniger als 20,000 Personen. Ein junger Mann, Robinson von Orford, war dabei der Gewinner der als Preis ausgesetzten silbernen Medaillen. Er erlangte den Titel eines „Champions von London" und das Recht, für die goldene Medaille mitzuschwimmen, welche bei der folgenden Gelegenheit für die „Championschaft von England" gegeben werden sollte.

Auch Knaben und kleine Buben treten bei diesen Schwimmwetten öffentlich auf, und geben mit eben so entschiedener Energie wie die Erwachsenen in den Geist des Wettspiels (in the spirit of the racing) ein. Die am Ufer stehenden Kritiker verfolgen ihre Stoßkraft und elegante Bewegung im Wasser mit scharfen Kenneraugen. — Wie bei allen englischen Wettspielen, so hat auch hier jeder der Antagonisten seine Lieblingsfarbe erwählt, mit der er geschmückt erscheint. Wie alles in England, so werden auch diese Schwimmwettspiele bildlich dargestellt, und zu der Zeit wo sie stattfinden, sieht man die Journale mit solchen Darstellungen angefüllt.

So wie überhaupt bei den meisten „aquatic exibitions" die Gewässer des Vaters Thames (Themse) den Schauplatz hergeben, so findet man auch an den Orten, die an seinem Ufer liegen, die meisten Schwimmschauspiele. Eton und seine Schüler sind durch die ihrigen berühmt. Unter den verschiedenen Schwimmübungen, welche die muntern Etonians zu Zeiten anstellen, sind auch Taucher-Wetten („diving matches") als stehende Amüsements. Es werden ihnen dabei Aufgaben gestellt, wie folgende: Wer von neun an verschiedenen Stellen in den Fluß geworfenen Eiern oder von vier messingenen Töpfen die meisten heraufbringt, soll der Sieger seyn. Die Gewinner werden dabei mit Titeln wie folgende beehrt: „Professor des Schwimmens," „Professor des schnellen Schwimmens," „Professor des langen Schwimmens," „Professor des Tauchens."

Auch die Eigenthümer der öffentlichen Bäder setzen zuweilen silberne Medaillen als Preise für Geschicklichkeit im Wasser („aqueous skill") aus. Sogar auf dem offenen Meere an den englischen Küsten werden solche Schwimmwettspiele ausgeführt. So forderte kürzlich ein Master Pac einen Hrn. Allen, der sich gegen „ganz England" zu einer swimming-match bereit erklärt hatte, heraus, mit ihm von Ramsgate zu den Downs, eine Entfernung von 9 Meilen, in der offenen See „zu schwimmen." *)

Viel wichtiger sind jedoch diejenigen Wasserspiele, die mit Schiffen ausgeführt werden, die Ruder- und Segelwetten.

Der vornehmste Schauplatz der erstern ist die Themse, so wie der der letztern die Gewässer in der Nähe der schönen Insel Wight. Sie kommen natürlich zwar auch in allen andern Theilen des Königreichs vor, doch steht England auch hierin weit über Schottland und Irland. Für die Ruderwetten haben die Engländer den venetianischen Ausdruck „regatta" angenommen, doch gebrauchen sie auch dafür ihr eigenes Wort „rowing-match." Es gibt sehr verschiedene Arten von Regattas, je nach der Form und Größe der dabei angewandten Kähne; sind diese ganz klein und nur für eine Person, so daß also nur die Kräfte eines einzigen Individuums gegen die anderer einzelner Individuen gemessen werden, so heißt es eine „sculling-match," von „scull" ein kleiner

*) Die englische Ausdrucksweise bei einer solchen Herausforderung ist eigenthümlich; statt zu sagen: Jemand will mit einem andern schwimmen, sprechen sie: „he will swim him." Eben so sagen sie auch: „he will fight him," „he will run him," „he will walk him," statt: er will mit ihm boxen, rennen, gehen.

Nachen. Es gibt auch noch verschiedene andere Arten von Ruderwetten, die ich mir nicht zu erklären weiß, z. B. the duck hunt (die Entenjagd).

Sind die Schiffe für vier Ruderer, so heißt die Regatta eine „four-oar-match," bei acht Ruderern, was, so viel ich weiß, die höchste Anzahl ist, eine „eight oar-match." Die bei den Regattas gebrauchten Nachen sind wahre Wunder der Kunst; ihre Form ist schlank wie die der Aale und meisterhaft auf das rasche Durchschneiden der Wogen berechnet. Sie werden so leicht gebaut, daß oft ein Schiff von 30 oder 40 Fuß Länge, das für 8 Ruderer eingerichtet ist, nicht mehr Gewicht hat als zwei dieser Ruderer; die Bretter des Schiffes sind so accurat zusammengefügt, wie die Hölzchen, aus denen eine Tabaksdose besteht, und die Wände sind so dünn und elastisch, wie die unserer Violinen. Man darf nur auf die Rippen des Schiffes treten, weil die Seitenwände die Last nicht tragen würden. Die vollkommensten Meisterwerke dieser Art werden bei den Nachen-Architekten in London gebaut und von hier aus die Ruderer von Cambridge, von Orford, von Eton, von Newcastle rc. damit versehen. Und mancher dieser kleinen Nachen wird, wenn auch nicht mit solchen Preisen wie ein edles Blutpferd, doch theurer bezahlt, als ein großer, 100 Ellen langer Flußkahn.

Die Ruderer bei solchen „Regattas" sind nicht nur die Wassermänner (water men) der Themse, die Matrosen der Seeschiffe, sondern auch eine Menge „gentlemen amateurs" aus allen Ständen. Sowohl unter jenen wie unter diesen bestehen Rudergesellschaften zur Beförderung dieses „edlen und nützlichen Sports." Die letzteren haben sich natürlich, wie für alle Dinge, so auch für die Ruderspiele, in Clubs vereinigt. Einige der berühmtesten Rudererclubs sind: der Cambridge-Club, der Orford-Club, der Leander-Club, der St. Georges-Club u. s. w.

Zuweilen machen sich die Ruderwettkämpfe nur gelegentlich, z. B. wenn ein berühmter „philo-aquaticus" oder aquatic fashionable" den andern herausgefordert hat. Solche matches sind dann besonders interessant, da dabei in der Regel nur „Grieche dem Griechen" *) begegnet und also die größte prowess in the aquatic art (der größeste Heldenmuth in der Wasserkunst) entwickelt wird, und weil sich dabei als Zuschauer die auserwähltesten „boating gentlemen" versammeln, um den galanten Styl (gallant style) der Champions zu bewundern.

Zuweilen fordern sich die Mannschaften der in dem Hafen liegenden Schiffe gegenseitig zu einer „sculling-match" heraus. „Heute ruderte die Mannschaft des Crusader (Crusader crew) gegen die Mannschaft der Thetis crew." Zuweilen machen die Bootsleute, welche an den verschiedenen stairs und piers der Themse in London angestellt sind, eine match mit einander, z. B. „the water-men of Lambeth-stairs" gegen die „water-men of Hungerford-stairs" etc. Größer aber und wichtiger sind diejenigen großen Regattas, welche, auf einer Stiftung beruhend, jährlich wiederkehren, und in der Regel eine Menge eifriger Competitoren zur Theilnahme anregen.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Greek meets greek" der Grieche begegnet dem Griechen, sagen wohl die Engländer, wenn ein tüchtiger Kämpfer mit dem andern zusammenkommt. Wahrscheinlich rührt diese Redensart daher, weil auch in England die Griechen als die tüchtigsten Athleten und Agonisten anerkannt sind.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Nouv. Ann. des Voyages. Oct. 1843.)

Allerlei Umstände hatten Hrn. Aucher d'Eloy mit seiner Familie nach Petersburg und dann nach Konstantinopel geführt. Versprechungen, die ihm vornehme Personen gemacht, wurden nicht gehalten, und da er kein Mittel fand sich nützlich zu beschäftigen, so beschloß er verschiedene Länder des Orients zu durchwandern, und theils botanische, theils zoologische Sammlungen zu machen, in der Hoffnung mit Hülfe früher angeknüpfter Verbindungen sie dann in Europa abzusetzen.

Am 16 November 1830 schiffte er sich nach Alexandrien ein, wo er am 30 anlangte. Er glaubte hier eine Bevölkerung ähnlich der in der Türkei zu finden, „ich fand mich aber, sagt er, bald enttäuscht, und bemerkte gleich die große Verschiedenheit zwischen Türken und Arabern. Die Türken sind gewöhnlich ernst, religiös, gutmüthig, verabscheuen Streitigkeiten und lieben die Ruhe über alles. Der Araber dagegen ist lebendig, leichtsinnig, vernachlässigt häufig die ausdrücklich von dem Propheten vorgeschriebenen religiösen Pflichten, berauscht sich oft, überläßt sich ohne Scham allen Ausschweifungen, schreit, streitet und macht allein mehr Lärm als 20 Türken. Wenn man in einer türkischen Stadt ankommt, so ist man erstaunt über die daselbst herrschende Ruhe, keine Stimme erhebt sich, um die guten Moslems in ihrer Sammlung zu stören; in einer arabischen Stadt aber sieht und hört man gerade das Gegentheil."

Ein Franzose, den sein Geschmack für Naturwissenschaften gleichfalls nach dem Orient geführt hatte, Hr. G. Coquebert de Monbret, befand sich eben damals auch in Alexandrien und Aucher d'Eloy machte bald seine Bekanntschaft, die ihm in vielen Beziehungen nützlich wurde. Sie reisten miteinander ab, kamen am 3 Januar nach Kairo und setzten dann ihren Weg fort bis zu den riesenhaften Ruinen Thebens, „von deren Wundern man sich kaum einen Begriff machen kann." Sie besuchten den Engländer Wilkinson, der damals unter dem Namen Ismael Effendi in Zurnah sich aufhielt.

Beide Reisenden kamen nach Kairo zurück, Hr. de Monbret ging nach Italien, Hr. Aucher d'Eloy aber verließ Aegypten, wo das Elend allenthalben ist, denn, ruft er aus: „ich habe in dem schönsten Lande der Welt die Kinder Gras essen sehen!" Er ging über Suez und el Tor nach dem Kloster auf dem Berg Sinai, erreichte am 20 März Gaza trotz aller möglichen Hindernisse und begab sich von da nach Jerusalem ins Kloster der lateinischen Väter. Von da aus besuchte er Bethlehem, dessen Umgebungen sehr gut angebaut sind, Naplus, den Berg Thabor, ging den Jordan hinauf nach Damaskus, von da nach Baalbek, jetzt nur noch ein schlechtes Dorf, machte Ausflüge im Libanon und erreichte endlich Beyrut. „Syrien, sagt er am Schlusse, ist von Räubern beunruhigt, ich mußte fliehen und eine Menge werthvoller Pflanzen zurücklassen. Im Libanon werden die Franzosen mit Vergnügen aufgenommen, und die ganze Zeit, während welcher ich blieb, nahezu

einen Monat, konnte ich die Artigkeit und Gastfreundschaft der Leute nur loben."

Ein schlechtes österreichisches Fahrzeug, das allenthalben Wasser zog, brachte ihn nach Larnaca an der Küste von Cypern. Er durchwanderte die Insel, welche die Natur mit allen Gaben beschenkt und das Regiment der Türken in den kläglichsten Zustand versetzt hat. Im Monat October kehrte er nach Konstantinopel zurück.

Nicaria, eine der Sporaden, Smyrna, Rhodus, diese jetzt fast entvölkerte Insel, die Städte Moglah und Aidin-Guzel-Hissar auf dem Continent wurden von Auchre d'Eloy im Jahre 1832 untersucht, im Jahre 1833 aber stieß Hr. de Monbret wieder zu ihm, und sie besuchten nun die Umgebungen Konstantinopels, Brussa's und namentlich den Olymp ganz speciell gemeinsam.

Im Februar 1834 unternahmen sie miteinander eine neue Reise nach Asien, und besuchten Nicomedien, Nicäa und Lefke auf dem linken Ufer des Sakaria (Sangarius). Die Berge, die sie im Monat März überschritten, waren noch mit Schnee bedeckt. Als sie in eine hübsche Ebene hinabstiegen, wo das alte Galatien beginnt, beobachteten sie zum erstenmal die schöne Race angorischer Schafe und Ziegen; aber einige Landstriche sind fast ganz unangebaut, und nur elende Dörfer bemerkt man in der Ferne. In Angora wurde der Tempel des August, an welchem die Lebensbeschreibung desselben in griechischer und lateinischer Sprache ausgehauen ist, zertrümmert und die Materialien sollten zum Bau eines Bades für den Gouverneur dienen. So wurde also die berühmte Inschrift von Ancyra, die so viele Jahrhunderte unter Kriegen und Umwälzungen überdauert, mitten im Frieden zerstört.

Die durch die Länge ihrer Haare bemerkenswerthen Thierracen, wie Ziegen, Katzen, erstrecken sich nicht auf mehr als 24 Lieues um Angora. Unsere Reisenden bemerken, daß sie aus den Steppen Turkestans hieher gebracht wurden, und zwar in dem 13ten Jahrhundert, als Soliman Schah, der Ahnherr des jetzt regierenden ottomanischen Hauses, seine Zelte in Kleinasien aufschlug. Reiche Pilger ermangeln nicht, Angorakatzen nach Mekka mitzunehmen, zum Andenken an die Vorliebe, welche der Prophet für diese Thiere hatte.

In Galatien dürfen nur Moslems das Land bauen, Christen dürfen keines besitzen, auch treten die Moslems allein in den Kriegsdienst; selten aber kommt einer, der ins Heer getreten ist, wieder zurück, darum bleiben so viele Felder unbebaut liegen.

Der Berg Ardscheh (Aegäus) nahe bei Cäsarea in Cappadocien ist augenscheinlich ein alter Vulkan, und gibt trotz der ungeheuren Menge Schnees, die ihn deckt, keinem Flusse das Daseyn.

In Maden beginnen die Defiléen des Taurus; man überschreitet den Cydnus auf einer Brücke am Eingang von Tarsus, in welcher Stadt es wenig Alterthümer gibt. Jenseits Adana dehnt sich eine prächtige, fast unangebaute Ebene aus, wo die Turkmanen ihre Heerden weiden. — In Aias besteht nur noch ein großer, schöner, befestigter Chan und ein Bazar in Ruinen, denn die Kurden machen Einfälle bis hieher. Die Sümpfe, welche die Küste bis in die Straßen von Scanderun oder Alexandrette herein bedecken, verpesten die Atmosphäre. Zu dieser Zeit ließ Ibrahim Pascha einen Canal graben, um das Ablaufen des Wassers zu befördern, und die ganze Bevölkerung der benachbarten Dörfer war damit beschäftigt. Der Vortheil, wenn es hätte ausgeführt werden können, wäre sehr groß gewesen, denn die Rhede von Scanderun ist ungemein sicher.

Am 30 April war der Berg in der Nähe von Beylan noch mit Schnee bedeckt. Von Antiochia (Antakié) kamen sie durch ein fruchtbares, mit Weizen, Gerste und Maulbeerbäumen bedecktes Feld nach Suadié an die Küste, wo der Orontes ausmündet. Wenn man sich von hier aus Aleppo nähert, wechselt die Vegetation plötzlich, es ist die von Syrien statt der des Mittelmeerbassins. Auf allen Seiten sieht man Städte, Dörfer, Chans und christliche Klöster, die durch das Erdbeben zerstört wurden. Aleppo begann sich wieder zu erheben, aber das von Ibrahim Pascha eingeführte Monopolsystem war sehr nachtheilig. Die hier befindlichen Europäer treiben namentlich mit Mesopotamien Handel, dessen Karawanen sich hier nicht ohne Schwierigkeit versorgen. Ibrahim Pascha ging mit dem Plan um, den Euphrat mit dem Orontes zu verbinden.

Die Reisenden wandten sich wieder gegen Norden. Die Luft von Aintab ist sehr rein, die Früchte köstlich und sehr mannichfaltig. Die Stadt Besme schlängelt sich in einer Schlucht hin zwischen Bergen von blendender Weiße. In der Mitte des Monats Junius durchzogen sie rasch einen Theil des Taurus-Plateau's, die Höhen des Ak-dag, wo sie einige Dörfer in prachtvollen Lagen, umgeben von herrlichen Fruchtbäumen fanden. Am 19 Junius langten die Reisenden am Ufer des Euphrat an, zwei Stunden nördlich von Malatia, aber alles war durch die Kurden verödet und verbrannt. Im Dorfe Murad fanden sie einige Familien aus Tokat, die auf ausdrücklichen Befehl Reschid Pascha's, welcher die Expedition gegen die Kurden befehligte, hieher gekommen waren. Die Unglücklichen erzählten, daß sie nichts als Maulbeeren zur Nahrung hätten, alle Dörfer umher waren verheert, verbrannt und verlassen.

Am 20 setzten sie auf einem großen Kahn über den Fluß und gelangten nach Gümüsch-Maaden, das in einer Schlucht zwischen unfruchtbaren Bergen liegt, die aber Silbererz enthalten; die Hitze ist hier gewöhnlich sehr groß und der Wind heftig. Griechen besorgen die Ausbeutung der Minen, schöne wohlbebaute Dörfer ringsumher sind von Armeniern bewohnt. Abermals wurde über den Euphrat gesetzt in einem schlechten dreieckigen Kahn, der auf allen Seiten Wasser einließ. Die Asi-Kurden hatten den Muzurdagh inne, und man mußte auf den Besuch dieser Schneegipfel verzichten. Diese Kurden sind den Türken nicht unterworfen, und haben in diesen Bergen große Dörfer mit steinernen Häusern. Dagegen besuchten die Reisenden einige benachbarte Berge, und die Kurden, die man in den Zelten traf, hatten nicht sobald bemerkt, daß die Fremden Pflanzen sammelten, als sie dieselben für Aerzte hielten und zu Rathe zogen; sie gaben zum Danke dafür Rahm und Käse. (Fortsetzung folgt.)

Englische Caricaturen. H. B. ist unerschöpflich, und die politische Welt Englands scheint auch nicht müde zu werden ihm Stoff zu liefern. Drei neue Caricaturen sind erschienen; der Löwe und die Maus; der im Netz gefangene Löwe (O'Connell) wird von Lord J. Russell befreit, der als Maus das Netz durchnagt. Die Thiergesichter sollen ganz ausgezeichnet ausdrucksvoll seyn. Das zweite läßt sich nicht beschreiben; es stellt Hrn. Cobden, den Führer der Anticornlawleague dar, wie er Hrn. Pattison ins Unterhaus führt. Das dritte ist wieder außerordentlich komisch; es führt den Titel: die raufenden Hunde, und spielt auf den Streit an, in welchem kürzlich die Lords Brougham und Campbell sich in den höflichsten Formen die bittersten Dinge sagten; sie sind hier dargestellt als zwei schottische Fanghunde, die sich abraufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1844.

Ein französischer Cercle.

Paris, 4 März.

Was man in England Club, in Deutschland Casino oder Museum heißt, nennt man hier Cercle, aber die Anstalt hat sich bei dem im Ganzen gleichen Zweck in jedem Lande besonders modificirt. In London hat die unbequeme Form der Gesellschaft vor allem die Clubs hervorgerufen, und alles ist darauf berechnet, seine Abende dort so bequem als möglich zuzubringen; man findet prachtvolle Speisesäle, Lesezimmer, Conversationszimmer, Bibliotheken und Empfangszimmer, und einen Ueberfluß der bequemsten Sophas und Fauteuils, welche sich denken lassen. Wer keine feste Heimath in London hat, kann sich dort vollkommen einrichten, mit Ausnahme eines Schlafzimmers, welches er nicht im Hause haben kann. Hunderte von einheimischen Männern haben keine andere Adresse als ihren Club, wo sie frühstücken, essen, den Tag zubringen, ihre Briefe empfangen und schreiben, ihre Freunde sehen. Hier haben die Cercles Mühe gehabt sich zu etabliren, weil zu viele Salons offen stehen, wo man seine Abende unter Freunden ohne besondere Einladung und ohne Ceremonie zubringen kann. Da man aber seit zwanzig Jahren hier im Verhältniß wenig in Gesellschaft spielt, so fingen die Whistspieler an sich zusammenzuhalten und ein Local für sich zu miethen, wo sie gewiß sind anständige Gesellschaft zu finden; dazu kommt das Bedürfniß Zeitungen anderswo zu lesen als in Kaffeehäusern und in Lesecabinetten, und so hat sich eine gewisse Anzahl von Cercles gebildet, die aber bei weitem nicht die Wichtigkeit haben wie die englischen Clubs. Jeder dieser letzteren hat sich ein prachtvolles Haus nach seinen Bedürfnissen gebaut, und ihre Einkünfte sind ungeheuer; im allgemeinen bezahlt man in London 20 bis 25 Pfd. St. Eintrittsgeld und 8 Pfd. jährlichen Beitrag, und die Zahl der Mitglieder beträgt 800 bis 1200, während in Paris jeder Club ein Haus oder ein Stockwerk miethet, und aus 400 bis 500 Mitgliedern besteht, welche etwa 200 Franken Eintritt und 150 bis 200 Franken jährlichen Beitrag geben. Die Cercles sind sehr anständig, stehen aber an Geräumigkeit und Luxus den englischen sehr nach. Ich will z. B. einen größern Cercle, den Cercle agricole, nehmen, der im Jahre 1835 gestiftet wurde. Der Zweck war eine Anzahl großer Landbesitzer zusammenzubringen, und ihnen einen Vereinigungsort zu verschaffen. Die Gesellschaft besteht jetzt aus 450 Mitgliedern, welche 100 Franken Eintritt und 150 Franken jährlichen Beitrag bezahlen. Ihr Local ist im Hotel de Nesle, wo sie zwei Stockwerke einnimmt, welche Lesezimmer, Speisesäle, Spielzimmer, Billardsäle, Zimmer für die Raucher und einen Saal für Conferenzen enthalten, und mit vielem Luxus meublirt sind. Die Einkünfte sind etwa 100,000 Franken jährlich; im letzten Jahre betrugen sie für Beiträge der Mitglieder 62,000, Eintrittsgeld 8400, Karten- und Billardgeld 26,000 Franken und einige kleinere Einnahmen. Die Ausgaben waren folgende: Gehalte 6752, für Bibliothek, Haushofmeister und Dienerschaft 1300, Livreen 3658, Almosen 1200, Hausmiethe 13,764, Papier und Druck 1191, Licht 10,233, Holz 5411, Wäsche 854, Spielkarten 3798, Erfrischungen und Thee 5382, Küche 7560, Meublen 14,483, Goldmünzen 1680, Zeitungen 3134, Briefe 1065 Franken. Die Goldmünzen sind Ehrenpfennige, welche der Cercle Gelehrten gibt, die im Winter dort Vorlesungen halten; jede ist 60 Franken werth; die Vorlesungen sind theils landwirthschaftliche Gegenstände, theils sehr verschiedenen Inhalts, sie werden Abends im Conferenzsaal gehalten. Die Erfrischungen bestehen aus Limonade, Syrup aller Art und Abends Thee, und werden jedem Mitglied gratis gegeben. Die Küche ist so eingerichtet, daß jeden Abend eine Tafel zu acht Couverten gedeckt wird; die Mitglieder, welche dort essen, bezahlen ihr Couvert, und die Plätze, welche frei bleiben, werden von dem Cercle dem Koch bezahlt, dieser hat überdieß 5000 Franken Besoldung; die Küche ist vortrefflich. Wie viel gespielt wird, zeigt die Einnahme aus dieser Quelle. Das Whist brachte 17,125 Franken ein, Piquet 1813, Tricktrack 298, Schachspiel 14, die zwei Billards 6683 Franken. Dagegen wird jeder Leser, der Mitglied eines deutschen Casino ist, von der verhältnißmäßig geringen Ausgabe für Zeitungen und Bücher überrascht seyn. Die Raucher, welche früher in geringer Anzahl gewesen waren,

hatten ursprünglich ein Zimmer für sich, aber im letzten Jahre verlangten sie mehr Raum, und die Debatte wurde so lebhaft, daß sie den Cercle in Gefahr setzte sich aufzulösen; am Ende gewannen die Raucher ihren Proceß, und erhielten ein Billard und zwei andere Zimmer für sich. — Die übrigen französischen Cercles sind von diesem nicht sehr verschieden. Der Ton in allen ist vortrefflich, für Bequemlichkeit und Eleganz ist hinlänglich gesorgt, aber sie stehen den englischen in vieler Hinsicht nach und können ihnen auch nicht gleich kommen, so lange die französische Sitte, daß fast jedes Haus seinen Salon Abends auch ohne förmliche Einladung und auch an den Tagen, wo nicht eigentlich empfangen wird, für seine Freunde offen hält, beibehalten wird. Es ist zu hoffen, daß diese Sitte der Anglomanie widersteht, welche hier in allen Moden herrscht, so bitter auch der Nationalhaß seyn mag. Die förmlichen Gesellschaften sind durch die englische Sitte schon sehr verdorben worden, und von dem alten französischen Salon, in dem man sich in einen Kreis setzte, der von der Dame des Hauses ausging, die rechts am Kamin saß, und wo man in einer allgemeinen Unterhaltung das Erzählungs- und Gesprächstalent pflegte, welches alle Franzosen so sehr auszeichnet, sind nur noch wenig Spuren übrig geblieben. Es war zwar eine etwas förmliche Gesellschaftsform, aber eine vortreffliche Schule für Höflichkeit, eine Tugend, die hier nach und nach abkommt, indem man gegenwärtig eine Masse Menschen, welche einander unbekannt sind, in einem Salon anhäuft, wodurch der eigentliche Zweck aller Gesellschaften gänzlich gestört wird. Aber das gesellschaftliche Leben hier hat noch immer den großen Vortheil vor dem englischen voraus, daß man seine Freunde Abends ohne Ceremonie besuchen kann, und in diesen kleinen Gesellschaften, wo sich alle Anwesenden kennen, hat sich viel von der alten Art französischer Gesellschaft erhalten, während man in England seine Bekannten, mit Ausnahme seiner intimsten Freunde, nur an eingeladenen Abenden sehen kann. Dieß hat das Glück der Clubs gemacht, welche darauf eingerichtet sind, daß man dort seine müßigen Abende, die man nicht in großer Gesellschaft zubringen kann oder will, auf eine bequeme Art im Gespräch oder mit Lesen und Schreiben, umgeben von allem, was der raffinirteste Luxus darbieten kann, los werden kann. Sie sind eine Reaction gegen die Förmlichkeit des Lebens, tragen aber ihrerseits wieder viel bei, eine bessere Form von Geselligkeit zu verhindern.

Englische Sports.

VI. Aquatic register (Wasserspiele).

(Fortsetzung.)

Es gibt in London Regattas, für die schon vor mehr als hundert Jahren ein Capital angewiesen wurde, um die Preise und Kosten dabei zu bestreiten. So stiftete z. B. vor 130 Jahren ein Schauspieler Dowett, um die Thronbesteigung der braunschweigischen Familie zu verewigen, zum Vortheil der jungen Wassermänner der Themse eine Regatta, welche Dowetts „coat- and badge-wager" (Dowetts Rock- und Verdienstzeichen-Wette) genannt wird, weil der Gewinner dabei einen neuen Rock und ein Verdienstzeichen (badge) bekommt. Ein späterer Wohlthäter fügte auch noch ein Capital hinzu, von welchem den Wassermännern außerdem Preise gezahlt werden. Für besondere Classen existiren außer den oben genannten auch noch viele andere. Eine der größten Regattas bei London ist die „Thames-Grand-Regatta," an welcher alle Classen von Ruderern Theil nehmen. Eine der interessantesten ist die jährliche Wett-Regatta zwischen den Schulknaben der großen Gymnasien zu Eton und zu Westminster, die wir weiter unten als ein Beispiel näher schildern wollen. Sehr berühmt sind auch die regelmäßigen Ruderwetten zwischen den Oxonians und Cambrians, zwischen den Studenten von Oxford und Cambridge, welche zu den geübtesten Ruderern der Welt gehören. Uebrigens hat fast jeder Ort an der Themse sein jährlich wiederkehrendes „aquatic fete," wie am Rhein jeder Ort seine Kirchweih hat. So gibt es die „Regatta von Hammersmith," die „Regatta von Putney," die „Regatta von Wrexham," und oft treten die gegenüberliegenden Dörfer ebenso mit einander in Wettstreit, z. B. die Orte Gravesend und Milton bei der „Gravesend- und Milton-Regatta, wie die verschiedenen Clubs der gentlemen amateur.

Im Norden von England gibt es keinen gepriesseneren Ort für Rudern, Segeln, Schwimmen, mit einem Wort für alle aquatic sports, als die Capitale der „schwarzen Indien," die große Pflanzschule der „Colliers" (Kohlenschiffer), und überhaupt der englischen Küstensegler, nämlich Newcastle und sein Fluß die Tyne, und die jährlich wiederkehrende Tyne-Grand-Regatta, welche unter dem Patronate des Herzogs von Northumberland und des Marquis von Londonderry steht, gewährt die großartigsten Wasserschauspiele in diesen Gegenden, und kann sich fast der „Thames-Grand-Regatta" an die Seite stellen.

Als ein Beispiel, um daran zu zeigen, wie es bei einer englischen Regatta zugeht, will ich nun, wie ich schon oben versprach, die Regatta zwischen den Eton- und Westminster-Boys, der ich unter verschiedenen andern auch beiwohnte, zu schildern versuchen. Es war dieß eine „eight-oar-match," d. h. auf jedem Schiffe befanden sich acht Ruderer und ein „cox-swain" (Steuermann), und es wetteiferten zwei Schiffe mit einander. In dem einen die jungen Aspiranten für Wasserruhm (young aspirants for aquatic fame) von Westminster, in dem andern die Blüthe der Ruderer von Eton.

Diese „match" erregt in und bei London in der Regel ein ungewöhnliches Interesse; vor allem aber bewachen die Oxonians und Cambrians die Anstrengungen dieser jungen Leute, da ihren beiden rivalisirenden Universitäten aus jenen beiden Schulen in der Regel die hoffnungsreichsten Talente zugeführt werden. Die Themse ist daher dabei gewöhnlich mit einer Menge bunter Boote, welche den verschiedenen Ruderclubs zugehören, bedeckt, die Leanderboote, Travellersboote, St. Georgesboote und die Boote vieler andern Clubs,

„who shine far upon the waters“ („die weithin leuchten über die Gewässer)“ ꝛc. gefüllt mit der Elite der Amateurs, lauter wohlgebildeten, schönen, kräftigen Männern in ihrem Rudercostüme.

Das Rennen ging dießmal von der Putneybrücke die Themse vier Meilen aufwärts. Es war das ruhigste und schönste Wetter von der Welt; die Brücken- und Flußufer waren mit einer brillanten Versammlung von „beauty“ und „fashion“ bedeckt, und alles was nahe oder entfernt mit der Ruder-Welt („the rowing world“) zusammenhing, zeigte das eifrigste Interesse und die gespannteste Erwartung für den kommenden Kampf. Da an demselben Tage noch mehrere andere Wasserfahrten „matches“ an andern Orten der Themse gerudert wurden, so waren die „roughs“ *) nicht sehr stark in Zahl.

Die Etonians waren mit ihrer alten, verehrten, dem Auge und Herzen so wohlthuenden Farbe, dem „true blue“ (dem treuen Blau) geschmückt, während die Westminsters auch durch ihr Emblem (the pink) [blaßroth] sich nicht entstellt glaubten. Fast das ganze versammelte Publicum nahm Partei für und wider, und fast jeder, die Ruderer in den Booten, die Herren zu Pferde, die Damen in den Carrossen, die Fußgänger am Ufer gelagert, schmückten sich entweder mit blauen oder mit rothen Farben, je nachdem ihre Verwandtschaft, ihre Erinnerungen oder ihre Vorurtheile sie entweder mehr für Eton oder für Westminister stimmten. Es gingen Leute in reichlicher Anzahl umher, welche in Körben rothe und blaue Cocarden und Rosetten einhertrugen. Diese Rosetten waren aus seidenen Bändern zusammengenäht, und auf jeder war ein kleines, silbernes Blättchen mit dem Wappen der respectiven Schulen befestigt. Jeder dieser Leute bot aber nur Eine Farbe feil. Der Parteigeist geht in England so weit, daß selbst dergleichen Krämer mit daran Theil nehmen müssen. Auch von den Dampfschiffen, welche da waren um mit den Zuschauern dem Rennen zu folgen, hatte das eine die Etonflagge und das andere die Westminsterflagge aufgehißt.

James Leiton, Esq., hatte die Rolle des „umpire“ **) (des Unparteiischen) übernommen. Die beiden rivalisirenden Boote waren in der Mitte des Flusses an zwei Brückenpfeilern stationirt; mitten zwischen ihnen, an einem dritten Brückenpfeiler, lag das Boot eines Herrn, der das Signal geben sollte. Der genannte umpire in seinem Boote, dem Leander, das mit ausgezeichneten Ruderern besetzt war, hielt ebenfalls die Mitte, in einiger Entfernung von den Competitoren, um das Rennen in dieser Weite begleiten zu können.

Zu der festgesetzten Zeit, um 6 Uhr, als die Fluth am höchsten stand, ***) d. h. als also ein fast völliger Wasserstillstand im Flusse eingetreten war, wurde das Zeichen gegeben. Sofort schossen die beiden Boote wie Pfeile von der Brücke ab; beim Aussetzen zeigten die Westminsterer eine etwas rührigere, aber weniger geregelte Kraftentwicklung als ihre Opponenten, und der Vorsprung, welchen sie gleich im Anfang gewannen, war nur von kurzer Dauer. Kaum waren die beiden schmalen Boote „with their gallant eights“ (mit ihren galanten Achten) auf der Mitte des Flusses vorübergeschossen, so setzte sich auch alles auf Fluß und Ufer in Bewegung. Alle die raschen Boote der genannten Clubs schlüpften, dem Rennen folgend, auf den beiden Seiten der Themse vorüber, und die plumpen, schwerfälligen Dampfboote plätscherten hinterdrein; am Ufer galoppirten die Reiter am Wasser entlang, um noch bei Zeiten zu dem Ziele, welches ein in der Nähe einer Kirche aufgestelltes Boot war, anzulangen. Es war ein wunderhübscher Anblick, die Londoner Journale nannten es am andern Tage „a spicy affair“ (eine gewürzte Angelegenheit). Die acht Etonians mit ihrem Steuermann hatten zusammen ein Gewicht von 94 Stein, die Westminsters hatten dagegen zusammen nur ein Gewicht von 81 Stein; jene waren also schwerere, stärkere und ausgewachsenere Leute, diese jünger, kleiner und schwächer. Die gemächlicheren Etonians trugen den Ruhm des Tages davon.

Die Lichter und Schatten (the lights and shadows) des Kampfes selbst lassen sich nach englischer Schilderungsweise etwa so darstellen: das Wetter blieb während der ganzen Zeit des Festes schön, und weder aus Südwesten noch aus Nordosten „blies es Kanonen.“ *) Mit der entschiedenen Entschlossenheit „to do or die“ bemühten sich die Leichten wie die Schweren aufs äußerste einen Vortheil über ihre Gegner zu erringen, und sie hielten eine Zeitlang „scull and scull“ **) (Nachen an Nachen) neben einander.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Matrosen und gemeinen Wassermänner und Bootsleute.

**) Ich würde mich nicht wundern, wenn dieses Wort bei näherer Nachforschung sich als eine Abkürzung nach englischer Art des deutschen Wortes „Unparteiischer“ erweisen sollte.

***) Gewöhnlich finden die englischen Ruderwetten „at the top of the tide“ (auf dem Gipfel der Fluth) statt, d. h. zu Zeit der größten Fluthhöhe. Es gibt aber auch Wetten „against the tide“ (gegen die Fluth), und auch andere „with the tide“ (mit der Fluth.)

*) „to blow great canons“ (große Kanonen blasen), ein englischer Schifferausdruck, von einem großen Winde gemacht.

**) Ebenso wird „breast and breast“ beim Schwimmen und „head and head“ beim Pferderennen gebraucht.

Etwas über die eugubischen Tafeln.

Diese berühmten, zu Gubbio, dem alten Iguvium, einer der bedeutendsten Städte Umbriens, aufgefundenen Tafeln haben bekanntlich den Gelehrten schon viel Schweiß gekostet. Fünf von diesen Tafeln sind in einer unbekannten Schrift, die man für ägyptisch, punisch, äolisch und Gott weiß für was noch ausgab, bis man endlich nachwies, daß es die Schrift des Landes sey, in welchem man sie fand; die zwei übrigen Tafeln sind in lateinischer Schrift. Ueber den Inhalt hat man nicht weniger gestritten, bis endlich Lanzi in seinem Versuch über die etruskische Sprache zu beweisen sich bemühte, daß die Inschriften sich auf die Verhandlungen einer Versammlung von Abgeordneten aus den verschiedenen Städten und Districten des umbrischen Landes sich bezögen, welche theils politische Geschäfte miteinander abmachten, theils in dem Tempel des Jupiter Apenninus Opfer darbrachten. Bis jetzt haben alle Bemühungen, Licht auf die Sprache der eugubischen Tafeln zu werfen, fehlgeschlagen, und Hr. Millingen, der in der Versammlung

der Londoner literarischen Gesellschaft am 8 Februar diesen Gegenstand wieder zur Sprache brachte, suchte auch gar nicht diese Sprache zu enträthseln, sondern vielmehr zu zeigen, daß man sie nie werde verstehen können, weil wenigstens diese eugubischen Tafeln ursprünglich abgefaßt worden seyen, um — unverständlich zu seyn. Wir wollen über diese ziemlich barocke Ansicht kein Urtheil aussprechen, und führen nur einige der von Hrn. Millingen für dieselbe beigebrachten Gründe an. „Wir treffen, sagt er, in alten Schriftstellern häufig auf eine unter Griechen, Römern und Etruskern vorhandene geheimnißvolle und, wie behauptet wurde, göttliche Sprache, die bei religiösen Ceremonien, bei Privatandachten und bei Zaubersprüchen gebraucht wurde.“ Hr. Millingen führt für seine Behauptung die bekannte Stelle in der Iliade an, wo gesagt ist, daß der Fluß, den die Sterblichen Scamander nennen, bei den Göttern Xanthus heiße; ferner die Behauptung von Macrobius, daß der geheiligte Name Roms, so wie der besondern Schutzgottheit desselben, als ein unverletzliches Geheimniß bewahrt wurde; sodann beruft er sich auf das Werk des alten Cato „de re rustica,“ wo eine Zauberformel in einer ähnlichen geheimen Sprache als Heilmittel gegen Verrenkungen angegeben wird, und endlich auf die Ueberreste der Hymnen der Salier und Fratres Arvales, welche deutliche Proben dieses alten mystischen Dialekts enthalten. Die eugubischen Tafeln gehören genau in dieselbe Kategorie, es sind eine Art Litaneien oder Gebete der Fratres Atiedates, eines Priesterstandes, der vermuthlich Aehnlichkeit mit den Saliern und Arvalen hatte, von dem wir aber sonst nichts wissen. Hr. Millingen schloß seine Abhandlung mit allerlei Bemerkungen über die allgemeine Anwendung der Magie in den alten heidnischen Religionen, und mit Beweisen aus Clemens Alexandrinus, Jamblichus, Epiphanius und Plinius, daß diese magischen Gebräuche von der Anwendung der geheimen Sprachen begleitet gewesen seyen.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Am 22 Julius langten unsere Reisenden in Erzerum, einer schlecht gebauten Stadt, an, die zur Zeit des russischen Einfalls viel gelitten hat; doch stellte sich ihr Handel wieder her. Der Ararat war so nahe, daß die Reisenden den lebhaftesten Wunsch empfanden, ihn zu besuchen, aber sie konnten nicht dazu kommen, da der Krieg so eben zwischen den Truppen des Pascha und den Kurden um Bajazid ausgebrochen war, die ganz neuerlich erst eine Karawane geplündert hatten. Man mußte also den Weg nach Trapezunt einschlagen, wo Hr. Texier, der das Jahr zuvor Hrn. Aucher d'Eloy in Konstantinopel gesehen hatte, nur mit großer Mühe ihn wieder erkannte; seine Haare waren vollkommen gebleicht. Der französische Consul, Hr. Outrey, lieferte den Reisenden die Mittel, längs den Ufern des schwarzen Meeres nach Konstantinopel zurückzukehren. Aucher d'Eloy schildert dieß Land in Uebereinstimmung mit allen Europäern, die es gesehen haben, als äußerst reizend. Alles athmet eine wunderbare Frische; manchmal öffnen sich die Gebirge, um einen Blick in köstliche Thäler und auf pyramidale Berge zu gewähren, die einen prächtigen Anblick darbieten. Die Städte, welche meistens am äußersten Ende der Vorgebirge liegen, bieten einen äußerst zierlichen malerischen Anblick dar.

Hr. de Montbret war über Semlin und Deutschland nach Frankreich zurückgekehrt, und im Anfang Februars 1837 reiste Aucher d'Eloy allein ab auf einem gedeckten türkischen Fahrzeug. „Hier befanden sich, sagt er, Leute jedes Alters und Geschlechts und von zehn verschiedenen Religionen, von der stolzesten bis zur demüthigsten, d. h. vom Moslem bis zum Juden. Es waren hier fünf oder sechs alte türkische Frauen und eine junge mit prächtigen Augen, ferner ein sehr einnehmendes griechisches Mädchen. Aber namentlich unter den Männern fand die größte Mannichfaltigkeit statt: zwei oder drei Soldaten, eben so viel ruhige und in ihrer Dicke selige Türken; eine Art irregulärer Soldat aus dem Innern mit sehr engen kurzen Hosen und einem spitzigen Turban; Katergis oder türkische Maulthiertreiber, ein sehr streitsüchtiges Geschlecht; ein Derwisch aus Bucharest, dessen Bekanntschaft ich schon das Jahr zuvor in den Gebirgen von Lasistan zu machen die Ehre gehabt hatte, und der mich abermals fragte, ob die Franzosen gute Moslems seyen, und einen heiligen Mann, wie ihn, gut aufnehmen würden. Ich rieth ihm die Probe nicht zu machen. Hiezu kamen noch Armenier, Griechen, einige italienische Kaufleute, ein Georgier, ein arabischer Sklavenhändler, der vermuthlich mit seiner Waare aus Darfur oder einem sonstigen benachbarten Lande kam, und endlich drei Juden.“

Aucher d'Eloy landete zu Mudania und eilte nach Brussa, dessen Ebene nicht ganz angebaut ist; der am besten bewässerte Theil ist bloß mit Maulbeerbäumen bepflanzt; indeß versicherte man ihn, der Anbau habe seit fünfzehn Jahren große Fortschritte gemacht und die Luft sey dadurch besser geworden, denn die Fieber, die sonst so starke Verheerungen angerichtet, hatten aufgehört. Diesen Vortheil dankt man freilich dem Verbot des Reisbaues. — In dieser Stadt befand sich ein nordamerikanischer Missionär, aber der Ansicht unseres Reisenden nach machte er sehr schlechte Fortschritte.

Kutahia liegt in einer unermeßlichen Ebene, angelehnt an hohe Berge, die von der Olympuskette auslaufen. Diese Ebene ist sehr fruchtbar und auch ziemlich gut mit Kornfrüchten angebaut. Afium-Kara-Hissar liegt um einen ungeheuren einzelnstehenden und schroffen Felsen her, auf dessen Gipfel ein Fort angelegt ist. Zu Ladik (Laodicea combusta), einem fast zerstörten, auf einer Anhöhe liegenden Dorfe, ist alles mit alten Marmorstücken und Inschriften bedeckt; ebenso zu Koniah-Karapia ist ein durch zahlreiche vulcanische Höhen vertheidigter Flecken. Jenseits Erekli betritt man den Taurus; am 9 März betrat Aucher d'Eloy den Boghaz oder den Engpaß der syrischen Thore, und damit die Straße, die er schon das vorige Jahr verfolgt hatte. „Diese Thore, sagt er, öffneten mir recht eigentlich den Frühling; kaum hatte ich sie zurückgelegt, so verschwand der Schnee völlig und alles zeigte den Einfluß eines andern Klima's.“

Er sah nun Adana, Messis, Scanderun und Antakié wieder, an welchem Ort er den englischen Major Chesney fand, welcher mit seinen Leuten die Dampfboote abwartete, welche den Euphrat zwischen Bir und Bassora befahren sollten. Aucher d'Eloy benutzte seinen Aufenthalt zu Aleppo, um einen Ausflug in die Wüste zu machen. „Das Land von Aleppo bis in die Nähe des persischen Golfs ist nicht eigentlich eine Wüste, wie die von Syrien und Arabien, sondern ein rothes, allerdings steiniges, aber sehr fruchtbares Land, durchaus wie das um Aleppo her; doch ist es von Bäumen entblößt, mit Ausnahme der Euphratufer, wo sich einige Wälder finden, in denen die Eiche eine Hauptrolle spielt. Palmyra ist auf einem ähnlichen Boden erbaut, und diese Wüste ist von kleinen Bächen bewässert; Brunnen kann man allenthalben anlegen. Das Land ist sehr bewohnbar, und war auch, wie die zahlreichen Ruinen, die man hier findet, beweisen, früher bewohnt.“

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1844.

Einiges über die Tungusen.

(Aus einer demnächst erscheinenden Reise nach Jakutsk.)

Erster Artikel.

Der Poststation Sanajachtach gegenüber sahen wir am Ufer einige tungusische Jurten; die Tungusen winkten uns mit der Hand, wir gaben gern ihrem Wunsch und unserer Neugierde nach und befanden uns bald mitten im dichten Walde unter einigen tungusischen Familien. Greise, Weiber und Kinder schauten mit Verwunderung auf uns; aber die Hunde ließen uns keine Ruhe: ihnen stand vermuthlich unsere Kleidung und vielleicht auch der russische Geruch nicht an. Dagegen waren die um die Jurten herumlaufenden Rennthiere sehr freundlich, ließen sich streicheln, und da einige derselben gesattelt waren, so setzten wir uns darauf und ritten herum. Jeder hat eine kleine Tafel mit einem Stäbchen, das Kennzeichen des Eigenthümers, am Hals hängen.

Die Tungusen kleiden sich ganz wie die Jakuten und einige hatten besondere Figuren in die Hände eingestochen. In frühern Zeiten war das Tättowiren im Gesicht gewöhnlich, jetzt aber findet sich diese alte Gewohnheit nur noch bei denjenigen, welche fern von den Russen in der Tiefe der Wälder leben. Die Haare waren bei den Männern gescheitelt, hinten zusammengebunden und in einen Zopf geflochten; Bart hatten sie gar keinen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur darin, daß sie um den Kopf ein Tuch gebunden haben, in den Ohren große Ohrringe und um den Hals breite, kupferne Bänder tragen; die Zöpfe sind bei den Mädchen mit Riemen umwunden, und an dem Ende befinden sich kupferne Verzierungen. Indeß ist dieser Putz nicht ächt tungusisch, sondern theils von den Russen, theils von den Jakuten entlehnt, weil die letztern an dem Verkehr mit den Tungusen starken Antheil nehmen und selbst viele von diesen ihre Sprache gelehrt haben. Die Kinder sprangen völlig nackt auf dem Grase umher, und ihre Wiegen, die den Kibitken gleichen, standen neben der Jurte und werden bei Wanderungen mit den Kindern auf Rennthiere geladen. Die tungusische Jurte wird aus Birkenrinde gemacht und heißt Urasa. Wenn der Tunguse irgendwo seinen Wohnsitz aufschlagen will, was jedoch, die Zeit des Jahrmarkts und die Zahlung des Tributs abgerechnet, nie länger als auf zwei Tage geschieht, so haut er alsbald einige junge Bäume ab, stellt sie kegelförmig auf, bedeckt die Seitenwände bis oben mit Birkenrinde oder Elennsleder, und läßt nur eine kleine Oeffnung zum Austritt des Rauches frei. Die Birkenrinde wird zu dem Ende mit Pferdehaaren in lange und breite Streifen zusammengenäht, und das Haus ist fertig. In der Mitte der Urasa zündet er das Feuer an, und stellt den Kessel auf drei im Boden befestigte Steine; das ist seine Küche. Die Tungusen schlafen, wie alle diese wilden Völker, selbst im Winter ganz nackt, decken sich mit Röcken von Thierfellen zu, und wenden den kahlen Rücken gegen das Feuer. Gegen Morgen erlöscht dieß, und auf dem Rücken des Tungusen bildet sich eine Reifschichte. Das hat aber gar nichts zu bedeuten. Ich besichtigte alle Jurten, fand aber außer Fetzen von Thierfellen nichts darin. Das ganze Vermögen der Tungusen steckt in ledernen Kisten, die vor den Dörfern in Linie aufgestellt sind. In den Kisten liegen die Rennthiersattel wohlgeordnet übereinander.

Die Tungusen, welche zwischen Wäldern und Bergen leben, können keine anderen Hausthiere haben als Rennthiere; doch findet man bei Kirensk auch welche, die Pferde ziehen. Im Sommer reiten sie auf denselben, und im Winter lassen sie dieselben in Freiheit neben ihren Heuschobern, denn Wölfe gibt es hier keine, und die Pferde bleiben somit unbelästigt bis zum Frühjahr. Das sanfte, edle Rennthier bildet den Reichthum des Tungusen, er schätzt jedes einzelne hoch, und entschließt sich nicht eher eines davon zu tödten, als bis ein zweitägiger Hunger seiner Frau und seiner Kinder und eine unglückliche Jagd ihn aufs Aeußerste gebracht haben. Der Tunguse reitet auf dem Rennthier, nährt sich von seinem Fleisch und kleidet sich von seinem Fell; es bringt ihm nur Vortheile und kostet ihm sehr wenig Mühe: im Sommer nährt es sich von isländischem Moos und Gras, im Winter von dem an den Bäumen wachsenden Moose. Kein Thier taugt so sehr zum Ritt in waldigen Bergen und im Schnee

als das Rennthier. Große Männchen tragen den dicksten Mann, aber man ladet ihnen nicht mehr als einen Centner Last auf, denn der Rücken des Rennthieres ist ausnehmend schwach, und man legt ihm den Sattel so nahe als möglich an den Schultern auf, ohne Steigbügel und Schwanzriemen. Statt des Zügels bindet man ihm einen Riemen oberhalb der Schnauze fest, und diesen nimmt der Reiter in die eine Hand, während er oft mit der andern einen Stab hält, um das Gleichgewicht zu erhalten. Wer das Reiten auf Rennthieren nicht gewohnt ist, für den wird es sehr peinlich, denn der Sattel dreht sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und um nicht zu fallen, muß man sich mit den Knieen am Halse des Thieres festhalten. Die Füße des Reiters stoßen häufig an Klötze und Baumstumpen an oder schleppen im Schnee nach.

Wenn der Tunguse ein wildes Rennthier oder Elennthier tödtet, so werden alle Nachbarn, wenn deren da sind, zu der Beute geladen; alle eilen zum Feste herbei und das Thier wird in Einem Tage verspeist. Der Eigenthümer behält nichts als die Knochen, welche er zerstampft und mit Wasser auskocht. Sind dem Tungusen die Nahrungsmittel ausgegangen, so nimmt er seine Flinte, setzt sich auf ein Rennthier, und geht, wohin immer seine Augen schauen; seiner Frau trägt er dann auf, sich mit seinem ganzen Vermögen nach irgend einem bekannten Bache zu begeben und ihn daselbst zu erwarten. So streichen die Tungusen während des Sommers umher, im Winter aber begeben sie sich an die Orte, wo man den Thieren Fallen stellen kann; diese Orte befinden sich gewöhnlich an Bächen, und hier ziehen sie dann auf einem und demselben Strich hin und her. Jeden Tag besucht der Tunguse seine Falle, und bringt dann stets ein Bisamthier, einen Zobel, ein wildes Rennthier oder auch nur einen Vogel nach Hause. Ein Bisamthier ist die gewöhnliche Beute; in früheren Jahren wurden jährlich gegen 8000 solcher Moschussäcke aus dem udischen Kreis ausgeführt; jetzt hat aber die Ausfuhr sehr abgenommen.

Englische Sports.

VI. Aquatic register (Wasserspiele).

(Fortsetzung.)

So sehr von Anfang an offenbar wurde, daß die Etonians an körperlicher Kraft das Uebergewicht über ihre „Competitors of old" hatten, so ruderten doch diese mit dem Motto: „nil desperandum" muthig darauf los. In der Entfernung einer Meile betrug der Vorsprung, den die Etonians hatten, schon anderthalb Bootslängen, die Entfernung zwischen den Combattants vergrößerte sich auf eine schreckenerregende Weise, und am Ende der Laufbahn schossen endlich die Etonians beim Zielschiffe vorüber, mit einem Vorsprunge von 12 bis 14 Bootslängen, oder von ungefähr 45 Secunden. Die Gewinner ruderten die Distance von 4 Meilen in 24 Minuten und sie wurden von einem freudig jauchzenden „feu de joie" von allen Blaudecorirten als die Sieger begrüßt. Eine große Gesellschaft von Mitgliedern der siegreichen Partei versammelte sich dann in einem Hotel am Ufer, wo bei Feuerwerk und Musik ein Mittagsmahl eingenommen wurde, das man bis spät in die Nacht verlängerte. Nur die Westminsters waren den Abend „zur gewöhnlichen Schulzeit" schon wieder in ihrem Domicil zurück.

Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, welches der Preis war, um den diese jungen Leute ruderten. Gewöhnlich aber besteht bei diesen „Regattas" der Preis entweder in irgend einer Geldsumme oder in einer Medaille, oder auch in silbernen Geschirren, z. B. „grand challenge cups" (große Herausforderungsbecher), den „city cup," den „Thames cup" etc. Auch silberne kleine Nachen sind zuweilen der Preis des Kampfes. Sehr gewöhnlich wird auch um den Besitz eines wirklichen Nachens gerudert. Dieser Preisnachen wird dann oft dabei mit bunten Bändern geschmückt auf einem schön decorirten Wagen, eine Bande *) voran, zum Ufer gezogen.

Auch in diesem Zweige der englischen Sports gibt es natürlich Leute, welche die Sache als Beschäftigung und Erwerbszweig betrachten. Sie fasten und üben sich („train") den ganzen Sommer hindurch, um bei allen Regattas, wo sie als Competitoren auftreten dürfen, wohl zubereitet zu erscheinen, verschaffen sich dabei durch die errungenen Gewinnste die Mittel, für den Winter ruhig auf ihren Rudern zu liegen (to ly upon their oars) und sich zu pflegen.

Die großartigsten, wichtigsten und interessantesten aller „aquatic sports" sind nun aber endlich die Segelkämpfe, die, wie es scheint, erst in neuerer Zeit aufgekommen sind. Der Reichthum und Luxus Englands mußte erst auf seine jetzige Höhe steigen, bevor er solche Kosten aufwenden konnte, welche die Unterhaltung von Segelschiffen zum bloßen Vergnügen möglich macht. Es sind daher mit diesem Sport in England auch die reichsten und vornehmsten Leute vorzugsweise beschäftigt.

Das Schwimmen und Rudern verhält sich ungefähr wie das Gehen und Laufen, während das Segeln dem Fahren und Reiten zu vergleichen ist. Jene Uebungen verbleiben daher den Geringen, diese sind eine Sache der Vornehmen, wie das Wagenrennen in Griechenland.

Natürlich haben sich auch die Liebhaber des Segelns, wie alle englischen Liebhaber, in eigene Clubs formirt. Die bedeutendsten derselben sind der „Royal Thames Yacht-Club," der „Royal Southern-Club," und vor allen Dingen der erste und vornehmste von allen: die „Royal-Squadron" (das königliche Geschwaber). Schon der Beiname „royal," den alle diese Clubs haben, deutet auf das Königliche hin, das in diesem Spiele liegt, wobei die Götter selbst die Segel schwellen und der Mensch ohne sklavische Arbeit und Schweiß nur als der kluge Benutzer der Naturkräfte und als Steuermann und Lenker dasteht.

*) Die Engländer sagen statt Musikbande gewöhnlich bloß „Bande."

Um eine Vorstellung von der Einrichtung dieser Clubs zu geben, mögen wir aus den Gesetzen der Royal Squadron Folgendes als charakteristisch hervorheben:

Jeder Gentleman, welcher der Besitzer eines Schiffs von nicht weniger als 30 Tonnen Gehalt ist, welches er sich bloß zum Vergnügen hält, kann ein Mitglied dieses Clubs werden. Der erste Lord der Admiralität ist Mitglied ex officio. Zu Ehrenmitgliedern können die Prinzen von königlichem Geblüt, alle Admirale, Capitäns und Commanders und noch einige andere Personen gewählt werden. Der Commandeur en Chef in Portsmouth ist Ehrenmitglied ex officio.

Kein Dampfschiff soll zugelassen werden. *)

Die Mitglieder der „Royal-Yacht-Squadron," deren Schiffe, wie wir gleich sehen werden, oft auf sehr entlegenen Meeren kreuzen, haben sogar von fremden Mächten gewisse Privilegien erhalten. Darunter sind z. B. folgende: daß sie von Tonnengeldern und gewissen Hafenabgaben in den französischen, niederländischen, spanischen, portugiesischen und anderer Reiche Häfen befreit sind. Auch in England selbst genießen sie gewisse Vorrechte, z. B. daß sie ihre Geräthschaften und Schiffs-Arneublement frei von einem Orte des Königreichs zum andern transportiren, in jedem brittischen Hafen einlaufen können, ohne daß eine sogenannte „customs licence" (Küstenfreischein), welchen sonst jedes andere englische Küstenschiff haben muß, von ihnen gefordert würde. Auch haben sie das wichtige Privilegium, aus Ihrer Majestät „Dock-Yards" sich mit Masten, Sparren und anderem Segelmaterial versehen zu dürfen. **)

Die Lords der Admiralität haben auch den Schiffen der Royal-Yacht-Squadron das Recht gegeben, die weiße oder St. Georges-Flagge (the white oder St. Georges ensign) zu führen. Auch können sie an den mooring-bays (an den Ankerplätzen) Ihrer Majestät Häfen anlegen und haben noch mehrere andere solche kleine Berechtigungen.

Auch die andern Clubs haben die Superiorität der Royal Squadron dadurch anerkannt, daß alle Mitglieder der letztern schon von Haus aus auch Ehrenmitglieder einiger jener andern Clubs sind.

Jedes member der Royal-Squadron ist jener Privilegien wegen für seine Yacht mit „Admiralty warrant foreign certificates etc" versehen, die zu den nothwendigen Papieren seines Schiffes gehören.

Die Squadron hat in Cowes auf der Insel Wight das „Squadron-House," welches als das für alle Mitglieder eingerichtete Wirthshaus betrachtet werden kann. Auch werden die Schiffe der Squadron von andern Schiffen salutirt, und die R. Y. S. *) selbst salutirt auch von ihrer Batterie aus den 32 Gesetzen ihrer „rules und regulations" zufolge jedes „Blood-Royal," das in die Nähe kommt mit einer gewissen Anzahl von Schüssen. Der Vorsteher der Squadron hat den Titel „Commodore," und sein Stellvertreter den Titel eines „Vice-Commodore." Die verschiedenen Flaggen der Squadron und deren Gebrauch zu kennen, würde ein ganzes Studium erfordern.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist ein wichtiges und interessantes Gesetz, denn ohne Zweifel liefert die Dampfschifffahrt, bei der weit mehr von dem Maschinenbauer als von den Matrosen und dem Steuermann abhängt, nicht die gehörigen Mittel und nicht die nöthigen Qualificationen dazu, der Gegenstand eines noblen Sports zu seyn.

**) Sonst sind die Magazine in Ihrer Majestät Marinen Arsenälen natürlich nur für die Kriegsschiffe bestimmt.

*) Jeder Mensch in England weiß, daß diese drei Buchstaben „Royal Yacht Squadron" bedeuten. Die Namen und Titel aller in England allgemein bekannten Personen und Gesellschaften werden immer nur so mit den ersten Anfangsbuchstaben angeführt.

Die Jahrbücher der vier Meister.

Zwei Buchhändler in Dublin haben ihre Absicht angekündigt, wenn man sie durch eine Subscription von 200 Exemplaren gegen Verlust decke, die altirische Chronik „die Jahrbücher der vier Meister" mit einer englischen Uebersetzung herauszugeben. In dem Prospectus heißt es: „Bis auf die ganz neuen Bemühungen der irischen archäologischen Gesellschaft ist seit der Herausgabe von Sir Richard Cox's „Hibernia anglicana" für eine Vermehrung des Materials zur mittelalterlichen Geschichte Irlands nichts geschehen, mit Ausnahme der prächtigen Sammlung irischer Annalen, die von Ch. O'Connor ins Lateinische übersetzt und auf Kosten des verstorbenen Herzogs von Buckingham unter dem Titel Rerum Hibernicarum Scriptores veteres herausgegeben wurden. Die Herausgabe dieses großen Werks wurde mit lebhafter Freude von den Gelehrten des In- und Auslands aufgenommen, die dadurch zum erstenmal in den Besitz des wirklichen Textes der meisten alten Chroniken des östlichen Europa gesetzt wurden, woraus sich ein Urtheil bilden ließ, nicht bloß über den gesellschaftlichen Zustand, sondern auch über den Geschmack und Geist eines von den übrigen Zweigen der europäischen Familie so lange getrennten Volks, das die Charakterzüge seines celtischen Ursprungs so lange bewahrt hatte, nachdem alle solche Spuren aus den Einrichtungen und der Literatur der umwohnenden Nationen verschwunden waren. Unglücklicherweise gingen aber diese Annalen nur bis zur Ankunft der Engländer im 12ten Jahrhundert. Der umfangreichste und interessanteste Theil der „Scriptores rerum Hibernicarum" ist die Chronik der vier Meister. Der erste Theil derselben ist allerdings kurz, selbst mager, und nur für alte Geographie und Familiengeschichte besonders werthvoll, aber vom 12ten und 13ten Jahrhundert an wird die Erzählung umständlich und reich an den mannichfaltigsten Einzelnheiten. Dieser bis jetzt nicht herausgegebene Theil vom Jahre 1172 bis 1616, wovon die eigentlichen Quellen jetzt größtentheils verloren sind, enthält mehr als drei Viertheile der gesammten Compilation, so daß man die vorgeschlagene Herausgabe in der That als die erste betrachten kann."

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Am 4 April verließ Aucher d'Eloy Aleppo mit einer Karawane, ging über den Euphrat und betrat Bir oder Biredschik (Birtha), eine

Stadt, die gegenwärtig in Trümmer fällt; Orfa, das Ur der Chaldäer und Edessa der Griechen, liegt am Fuße eines Kalkbergs, der ganz von Menschenhänden durchgraben ist, um hier Wohnungen oder Gräber anzulegen; die Stadt liegt am Eingang einer Schlucht und kann für den Schlüssel Syriens und Mesopotamiens gelten. Am 16 lagerte man nahe an einem kurdischen Dorfe, und alle Katzen des Orts kamen miauend der Karawane entgegen. Man wußte nicht, was man aus dieser sonderbaren Deputation machen sollte, erfuhr aber endlich, daß alle Einwohner entflohen seyen, um nicht durch die Truppen Reschid Paschas niedergemacht zu werden.

Ehe man Mardin, eine von wohlerhaltenen Mauern umgebene Stadt, erreichte, stieß man wiederholt auf Schaaren von Kurden und Arabern. Aucher d'Eloy schloß sich hier an das zahlreiche Gefolge eines Pascha an, und kam so nach Mossul, dessen Bevölkerung durch die Pest in den Jahren 1830 und 1831 stark gelitten hatte. Zu Bagtschike, einem von schönen Olivengärten umgebenen Dorfe, bestand die Bevölkerung aus Jesidis. Um den Tigris von Mossul nach Bagdad hinabzufahren, schiffte sich Aucher d'Eloy auf einer Abra ein; dieß ist ein Floß, der auf aufgeblasenen Häuten ruht; zu Bagdad, wo das Holz sehr theuer ist, wird dieß verkauft und die Häute zu Lande nach Mossul zurückgeschickt.

Die Ufer des Tigris sind an vielen Stellen mit einer sehr kräftigen Vegetation bedeckt, auch bemerkt man im Flachlande zahlreiche Ruinen. Die Araber suchten den Reisenden Furcht einzujagen, und schwammen mit Hülfe aufgeblähter Felle, die Gewehre über dem Kopfe haltend, auf die Abra zu; man drohte Feuer auf sie zu geben, und kündigte ihnen an, daß zwei Kelleks oder große Flöße jeder mit 300 Soldaten nachkämen. Jetzt zogen sie sich zurück und behaupteten, sie hätten nur ein wenig Tabak gewollt. Je weiter man hinabkam, desto gewöhnlicher wurden die Palmen und desto zahlreicher die Dörfer, aber alle schienen in kläglichem Verfall und tiefem Elend, als traurige Vorboten des jetzigen Zustandes von Bagdad. Wie ist die Größe dieser Stadt gesunken! Sie ist fast gänzlich in Ruinen, die Straßen verlassen, und der entzauberte Reisende kann kaum glauben, daß er sich in der Stadt Harun Eraschids, auf dem Schauplatz der Tausend und Eine Nacht, befindet.

Auf dem Wege nach Hilla reiste Aucher d'Eloy mit einem jungen Türken, der sehr gut französisch sprach, und auf Kosten des Pascha von Aegypten zu Paris studirt hatte. — Die Chans, die sich von zwei Stunden zu zwei Stunden auf dem Wege finden, sind in gutem Stande und werden Nachts geschlossen, um sie gegen die Araber zu schützen, die auch, so schwach dieselben sind, nichts dagegen unternehmen. Ehemals waren diese Chane von Dörfern umgeben, von denen man nur noch Ruinen sieht. Die Reisenden trafen auf dem Wege eine große Menge Juden, Perser, Hindus und Araber, die auf der Pilgerfahrt begriffen waren, die erstern nach Kefell, wo des während der babylonischen Gefangenschaft verstorbenen Ezechiel Grab ist, die letzten nach Kerbela, das seit einiger Zeit sehr bedeutend wurde. Aucher d'Eloy besuchte zu Hilla und in der Umgegend die noch vorhandenen Ruinen Babylons, und schöpfte daraus die Ansicht, daß die Angaben Herodots von der ungeheuren Ausdehnung der Stadt keineswegs übertrieben seyen.

Er reiste von Bagdad mit einer Karawane ab; eines Abends, als sie noch auf dem Marsch war, ließ der Ruf: zu den Waffen! sich hören. Die Reiter, die im Nachtrab waren, eilten vor, und ein Gewehrfeuer begann; die Kurden aber zogen sich entweder wegen ihrer geringen Anzahl, oder weil sie sich nicht mit 60 wohlbewaffneten Leuten messen wollten, zurück, wie sie es gewöhnlich thun, wenn sie auf Widerstand stoßen. Am folgenden Tage erschienen die Kurden wieder, und man machte sogleich Halt. „Die mit Gewehren bewaffneten Leute vereinigten sich, 40 an der Zahl, ich befand mich darunter, und da ich als Franghi mich auf die Kriegskunst verstehen mußte, so wurde ich durch gemeinsamen Zuruf zum Obergeneral ernannt. Ich traf meine Anordnungen so gut ich konnte, und empfahl ihnen namentlich, nicht, wie es ihre Gewohnheit ist, zu schießen, ehe der Feind in der Nähe sey. Auch den Reitern schärfte ich ein, keine Bewegung zu machen, als bis der Feind durch den Verlust einiger Leute in Verwirrung gerathe. So geordnet erwarteten wir den Feind, und einen Augenblick nachher verkündete eine dicke Staubwolke die Annäherung der Kurden. Ich wiederholte meinen Befehl, zu warten, bis der Feind auf Schußweite herangekommen sey, aber trotz ihres Generals feuerten meine Leute bald ihre Gewehre aufs Gerathewohl ab, und schrien dabei, wie die Besessenen; der Feind antwortete auf dieselbe Entfernung, und zog sich zurück, als er sah, daß man zu seinem Empfang bereit sey. Dieß ist die gewöhnliche Kriegsweise unter nomadischen Stämmen, man schießt, um einander Furcht einzuflößen, und sehr selten fließt Blut. Wenn man Feuer gegeben hat, wagt der bestürzte Feind nicht zu antworten, man wirft sich auf ihn und die Plünderung beginnt."

Obwohl Aucher d'Eloy's Kleidung gar nichts Besonderes haben konnte, da es nahezu die des Landes war, kamen doch Frauen und Kinder aus einem Lager ackerbauender Kurden herbeigelaufen, um ihn zu betasten, während er von einem Führer begleitet Pflanzen suchte. Die Damen gingen in ihrer Neugierde so weit, daß er sich genöthigt sah, Gewalt anzuwenden und sie tüchtig auf die Finger zu klopfen. Er hatte alle mögliche Mühe diesen Harpien zu entgehen, nachdem er ihnen die Effecten, welche sie ihm genommen hatten, wieder entrissen hatte; übrigens stahlen ihm die Taugenichtse der Karawane gleichfalls mehreres.

Zu Kermanschah nahm unser Reisender das Anerbieten eines englischen, im Dienst des Königs von Persien befindlichen Officiers an, der ihn einlud, bei ihm zu wohnen; es war dieß ein sehr unterrichteter, gefälliger Mann. Der Gouverneur der Stadt, ein Bruder des regierenden Königs, bezeugte den Wunsch, ihn zu sehen, und so begab er sich in seinen Palast. Der Prinz sprach eine Zeitlang mit ihm durch das Fenster eines auf den Garten gehenden Zimmers; dahin hatte man die beiden Europäer geführt, denn man erachtete dieß als das einzige passende Mittel eine Audienz zu gewähren, ohne gegen die Etiquette anzustoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber Sternschnuppen. In der Sitzung der französischen Akademie vom 19 Februar las Hr. Coulvin Gravier eine Abhandlung über die Sternschnuppen, und suchte darin zu beweisen, daß man aus dem Gang dieser Meteore atmosphärische Veränderungen voraussehen und daß man einen Sturm drei Tage lang voraussagen könne. (Fr. Bl.)

Die Mormons. Den neuesten Nachrichten zufolge wächst die Zahl dieser Schwärmer zu Nauvoo immer mehr an durch Zuzügler theils aus den Vereinigten Staaten selbst, theils aus Europa; zugleich wird „General Jol Smiths" Verfahren gegen die weltlichen Behörden immer drohender. (Lit. Gaz. vom 2 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1844.

Columbia,

seit 1829 in drei unabhängige Republiken Venezuela, Neu-Granada und Ecuador getheilt, gränzt nördlich und nordöstlich an den atlantischen Ocean, östlich und südöstlich an British Guiana, südlich an Brasilien und Peru, westlich an den stillen Ocean und nordwestlich an die Republik von Guatemala oder Central-Amerika. Vor der unglückseligen Trennung und Zersplitterung, dem Loose aller spanisch-amerikanischen Colonien und Staaten — war Columbia eine Republik, die durch ihre überaus glückliche Lage an zwei Weltmeeren, den reichsten westindischen Besitzungen gegenüber, und durch ihre vortrefflichen Seehäfen weit mehr als Mexico im Stande gewesen wäre, mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu wetteifern. Sie erstreckte sich über einen Flächeninhalt von 22 Längengraden, von der Mündung des Orinoco bis an das westliche Ende der Landenge von Panama, und von 18 Breitengraden, nämlich von $11\frac{1}{2}^{\circ}$ Grade nördlich bis zu $6\frac{1}{2}^{\circ}$ Grade südlich vom Aequator.*)

Die Bevölkerung hat sich seit jener Zeit um etwa eine halbe Million vermindert, woran hauptsächlich der zwölfjährige beispiellos blutige und grausame Revolutionskrieg Schuld ist, welcher namentlich die Bevölkerung von Venezuela um mehr als die Hälfte verminderte; obgleich es gerade dieser Staat ist, der sich seit der Unabhängigkeit von Südamerika am schnellsten wieder emporhob, und dessen Bevölkerung jetzt bereits wieder größer ist als zur Zeit der spanischen Herrschaft. Der Census vom Jahre 1822 wies in der ganzen Republik Columbia nur eine Bevölkerung von 2,644,600 Einwohnern nach, worunter kaum drei Viertelmillionen Weiße. Im Jahre 1824 theilte der Congreß die Republik in zwölf Departements mit 37 Provinzen und 236 Cantonen, welche letztere wieder in Kirchspiele untergetheilt waren. *)

Die Republik Columbia machte im Jahre 1822 bei dem Hause Herring, Graham und Powles eine Anleihe von zwei Millionen Pfd. St., und erhielt im Jahre 1824 ein weiteres Darlehen in London von 4,750,000 Pfd. Sterl., so daß die Staatsschuld von Columbia, ehe sich diese Republik in drei unabhängige Staaten theilte, wenn man auf den langen verheerenden Unabhängigkeitskrieg Rücksicht nimmt, verhältnißmäßig sehr gering war. Die Staatseinkünfte beliefen sich zur Zeit der spanischen Regierung auf nahe an sechsthalb Millionen Piaster. Die Unordnung in den Finanzen seit der Un-

*) Vor der Revolution war das Territorium dieser Republik in das Vicekönigreich von Neu-Granada und in die General-Hauptmannschaft von Venezuela getheilt. Ersteres enthielt die Provinzen:

Rio Hacha mit	20,000	Einwohnern.
Santa Martha	70,000	—
Carthagena	210,000	—
Panama	50,000	—
Antioquia	110,000	—
Socorro	130,000	—
Pamplona	80,000	—
Tunja	200,000	—
Choco	40,000	—
Veragua	40,000	—
Cundinamarca	130,000	—
Mariquita	10,0000	—
Popajan	320,000	—
Casanare	20,000	—
Quito	500,000	—
Cuenca	200,000	—
Guayaquil	50,000	—
Loxa y Jean	80,000	—
Quixos y Maynas	40,000	—
Neyay	70,000	—
Zusammen	2,460,000	—

Die Generalhauptmannschaft von Venezuela bestand aus den Provinzen:

Venezuela mit	460,000	Einwohnern.
Cumana	100,000	—
Maracaibo	120,000	—
Barinas	90,000	—
Guiana	40,000	—
und die Insel Margarita	15,000	—
Zusammen	825,000	—

*) Die Namen der zwölf Departements waren: Magdalena, Istmo, Boyaca, Cundinamarca; diese bilden jetzt die Republik von Neu-Granada. — Chimborazo oder Ecuador, Guayaquil, Assuay; diese bilden jetzt die Republik Ecuador. — Orinoco, Venezuela oder Caracas, Zulia und Apure; diese bilden jetzt die Republik von Venezuela.

abhängigkeit war eine der Hauptursachen der Trennung der Republik. Das Heer der Republik belief sich in den Jahren 1823 und 1824 (zur Zeit als Spanien mit dem Wiedereroberungsplan seiner transatlantischen Provinzen schwanger ging) auf 50,000 Mann. Die Seemacht bestand aus einem Linienschiff, drei Fregatten, einer Corvette, einer Kriegsschaluppe und mehreren kleinen Fahrzeugen. Carthagena war der große Kriegshafen der Republik. Santa Fé de Bogota und Caracas waren die zwei Hauptstädte. Erstere war der Sitz der Wissenschaften, letztere der Stapelplatz ihres Handels. An Bildungsanstalten besaß die Republik drei Universitäten, drei Collegien und ungefähr vierzig Schulen nach der Lancaster'schen Lehrmethode. Unter Bolivar wurden auch Kinderschulen errichtet, und auch in anderen Beziehungen das Beispiel der nordamerikanischen Freistaaten nachgeahmt; nur genossen neben der katholischen Staatsreligion die andern Bekenntnisse keine völlige Duldung. Hätte die Republik einen lebenslänglichen Dictator erwählt, oder hätte das Beispiel der Vereinigten Staaten sie nicht verblendet, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Zersplitterung derselben in drei unabhängige Staaten nicht erfolgt, und Columbia jetzt auf dem Wege begriffen wäre, eines der mächtigsten und größten Reiche der Erde zu werden. Das ganze spanische Amerika ist so an Macht und Zwingherrschaft gewöhnt, ist seit der ersten spanischen Niederlassung so ganz und gar durch Militärgewalt regiert worden, und der Unterschied der Stände ist durch den noch immer fortbestehenden Adel und durch den Unterschied der Farbe so bleibend bezeichnend und scharf abgegränzt, daß jeder Versuch, eine demokratische Regierungsform einzuführen, nothwendigerweise bei jedem Schritt auf Hindernisse stoßen und an dem gänzlichen Mangel an Rechtsgefühl unter den Massen scheitern muß. Die nordamerikanische Verfassung war eine natürliche zeitgemäße Folge des englischen Colonialsystems, das schon in seiner Wiege den Keim der Selbstregierung in sich trug, und in allen seinen Formen bis auf die oberste Staatsgewalt vollkommen republikanisch war. Die Vereinigten Staaten sind das raffinirte England mit allen seinen politischen und Rechts-Institutionen und der ungeheuren Maschine zur Verfertigung der öffentlichen Meinung — der Presse in Gestalt von hunderttausend Tagblättern und Flugschriften.

In den Vereinigten Staaten war schon zur Zeit der englischen Colonialherrschaft nach dem Muster von England die Militärgewalt der bürgerlichen Institution untergeordnet, und die Colonien, bis auf die englische Navigationsacte, so gut als sich selbst überlassen. Spanien konnte den südamerikanischen Republiken kein Vorbild seyn; dort bewegte sich alles in militärischen Formen und die spanischen Colonien von Amerika waren im strengsten Sinne keine Niederlassungen, sondern bloße militärische Eroberungen. Zudem vermischten sich die Spanier mit den eingeführten Negersklaven sowohl als mit den unterjochten Indianern, wodurch nicht nur der vorherrschende europäische Charakter und damit auch ein großer Theil der europäischen Civilisation verloren ging, sondern auch durch den Vermischungsproceß so vieler heterogenen Elemente der Vorschritt in Wissenschaft und Kunst nach allen Seiten hin gelähmt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Sports.

VI. Aquatic register (Wasserspiele).

(Schluß.)

Die Yachten des königlichen Geschwaders so wie auch die der andern dieser Segelclubs sind wahre Meisterwerke der Kunst und entzücken jedes Kennerauge. Ein Laie wird dieß beim ersten Anblick nicht sogleich begreifen, denn sie stellen sich von außen nicht nur einfach, ungeziert und vollkommen alles Schmuckes bar, sondern fast ungefällig dar. Ihre Eigenthümer, die großen Schiffskenner und Segelliebhaber, von denen man als reichen, prunkliebenden Herren fast das Gegentheil erwarten sollte, scheinen aus dieser Einfachheit und Schmucklosigkeit fast einen besondern Punkt zu machen; ihre Schiffe entbehren im Aeußern sogar derjenigen Zierrathen, die man an gewöhnlichen Kauffahrern und Kriegsschiffen zu sehen gewohnt ist. Sie sind durchweg bloß mit einer einfachen, schwarzen Farbe angestrichen; sie setzen alles in die Tüchtigkeit des Materials und die Zweckmäßigkeit der Form. Die Bauart des Schiffes, Segel, Masten, Steuer, dieses alles ist auf ein Härchen genau berechnet, und dann natürlich fehlt es auch im Innern nicht an dem wünschenswerthen Comfort. Die kleinsten Yachten haben eine Größe von wenigstens 30 Tons; doch gibt es welche unter ihnen bis zu 400 Tons hinauf.

Auf den meisten hält und besoldet der Besitzer natürlich auch seinen eigenen Capitän und seine eigene Schiffsmannschaft. Es gibt auf ihnen nicht nur Matrosen-Cajüten, Herren- und Damen-Cajüten, Schlafcabinette für die eingeladenen Freunde, Küche und Gelaß für die Dienerschaft, denn nicht nur sind die Wettrennen, auf welche sie sich einlassen, oft an und für sich schon kleine Reisen, sondern die Herrschaften unternehmen auch zuweilen ziemlich große Seereisen zum Vergnügen mit ihren ganzen Familien und Freunden.

„Cruizes" (Kreuzfahrten) nennen sie diese Vergnügungsreisen. Sie setzten zum Scherz nach Frankreich hinüber oder sie umsegelten England und landeten in den schottischen Hochlanden. Ja zuweilen gehen diese Vergnügungs-Cruizes beinahe gar ebenso weit, wie die ernsten Kreuzfahrten jener begeisterten Ritter des Mittelalters, bis ins mittelländische Meer. Ich besah in der Nähe der Insel Wight eine jener Yachten, als sie eben zu einer solchen Cruize in Stand gesetzt wurde. Ihr nobler Besitzer, ein schottischer Lord, beabsichtigte mit ihr nach Malaga zu fahren und von da aus mit seiner Lady einen Spaziergang in das Innere des pyrenäischen Landes zu machen, und ihr die Alhambra zu zeigen. Die Cajüte war mit Fortepiano, einer Harfe, einer Bibliothek, und die Vorrathskammern waren mit Champagnerflaschen, eingemachten Früchten und dergleichen reichlich versehen.

In der That, man begreift nicht, ob man die Engländer für ein prosaisches Volk halten kann, da bei ihnen selbst die Ueppigen und auch das zarte Geschlecht solche romantische und kühne Vergnügungspartien unternehmen.

Die eigentliche Residenz der „Royal-Squadron" ist, wie ich schon sagte, Cowes, diese „Queen of aquatic sports" (Königin der Häfen), wie die Engländer es nennen. Die Residenz des „Royal-Southern-Clubs" ist das benachbarte Southampton. Die meisten Yachten haben in der Nähe dieser beiden Häfen ihre Station, so wie denn auch die meisten Segelschauspiele in diesen Gewässern ausgeführt werden, die am meisten dazu geeignet und als wundervolle, ruhige, geschützte, allseitig von schönen Küsten umgebene Seegewässer besonders von den Engländern bewundert sind.

Es ist die reizende Insel Wight, welche hier, wie ein herrlicher von der Natur errichteter Molo gegen die unruhigen Meereswogen vortritt und hinter sich die schönsten Häfen des brittischen Reiches verdeckt; Spithead, — den langen Arm von Southhampton-Water, — Bai und Hafen von Portsmouth — und den Hafen von Cowes. Es ist hier eine ähnliche Constellation der Gewässer und Küsten, wie sie Aegina vor dem Ufer von Attika hervorbringt. Es sind die Lieblingsgewässer der englischen philo aquatics; während der ganzen Segelsaison gielten hier die Schiffsrennen auf und ab.

Die Haupt-Races sind vollständige Umsegelungen der ganzen Insel (regattas*) round the isle). Zuweilen segeln die Schiffe eines und desselben Clubs gegen einander, zuweilen machen die Schiffe verschiedener Clubs gegen einander Position. Es muß ein wundervoller Anblick seyn, die Flotten, oft aus zwanzig bis dreißig jener elegant geformten Schiffe, die mit Flaggen und Wimpeln und blähenden Segeln geziert sind, mit einander im wetteifernden Streite begriffen, die Umsegelung jener schönen Insel vollbringen zu sehen. Bei dem Beginn einer solchen Regatta wird zuerst die „preparatory-flag" (die Vorbereitungsflagge) aufgehißt, um die Parteien zu erinnern, daß sie sich fertig halten sollen.

Die Schiffe legen sich alle in eine Linie und setzen alles in Bereitschaft, bis die Signalkanone losgefeuert wird „to cast off" (abzusetzen). Auf einmal ziehen dann die leichtgeschürzten Theresen, Esmeraldas, Thetis, Perls und Nymphs ihren weißen Cannevaß in die Höhe und überlassen sich den Windgöttern, ihre „noble owners on board," zunächst dem Osten zusteuernd. Die Yacht des Umpires ist dabei besonders ausgeschmückt, und hat zuweilen auch Musik an Bord. Die Ereignisse und Vorfälle bei einer solchen Inselumsegelung einer ganzen Flottille, — wenn die Vorgebirge umsteuert werden, — wenn die Schiffe in die Nähe der berühmten „Needles" (Nadeln, Felsen im Westen der Insel Wight, die ihrer spitzigen Gestalt wegen so heißen) kommen, — wenn die Schiffe zuweilen von einigen „cats paws" (Katzenpfoten, so nennen die Engländer plötzliche kleine Windstöße) erreicht werden — und dabei in Unordnung gerathen, — oder wenn sie gar statt von einer „nice breeze" gefördert zu werden, plötzlich mit einem Sturme zu kämpfen haben, — und wenn dabei ein Schiff das andere „foules" (fault, d. h. anstößt), — oder wenn eins, das sich von vornherein an die Spitze stellte, vielleicht plötzlich aus der Mitte der Fluth in einen Gegenstrom geräth, und nun die andern alle Segel aufsetzen, um ihm die Leitung abzunehmen, — oder wenn zwischen zwei der vornehmsten Segler die match a close one wird (d. h. wenn sie nahe zusammen gerathen und lange unentschieden mit einander kämpfen), müssen außerordentlich mannichfaltig und reich an Abwechslung seyn, und wie die Engländer sagen wahrhaftig „a good day's sport" (eines hübschen Tages Vergnügen). Jedoch könnte dieß alles nur jemand beschreiben, der nicht nur selber ein Zuschauer dabei war, sondern welcher sich auch selbst mitten unter der Flotte am Bord eines der Schiffe befand, und alle die durch jene kleinen Ereignisse herbeigeführten Aufregungen und Scenen in der Nähe mit ansah.

Es sind diese Umsegelungen der Insel Wight durch die Schiffe der R. Y. S. zwar wie gesagt das Großartigste, was man von aquatic sports sehen kann, aber sie sind nicht die einzigen sailing-matches in England. Es gibt auch an vielen andern englischen Orten interessante Segel-Regatten, z. B. die „Port of Plymouth-Regatta, die „Milford-Haven-Regatta," die „Margate-Regatta", ja fast jeder Seehafen hat jährlich eine oder ein paar solcher Segel-Regattas.

Zuweilen werden Wasserfeste gegeben, bei welchen alle verschiedenen Arten von Wasserspielen zu gleicher Zeit geübt werden. Für den Monat August des Jahres 1841 sah ich in einem Journale nicht weniger als 36 verschiedene Arten Regatten angekündigt, was ungefähr einen Maaßstab für die Häufigkeit dieser Feste in jenem Lande geben mag. Die Mitte August scheint mir diejenige Zeit zu seyn, in welcher sie am häufigsten vorkommen.

*) So viel ich aus den englischen Journalen ersehen kann, gebrauchen die Engländer das Wort regatta nicht bloß für Ruderwetten, sondern auch für Segel-Matches.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Aucher d'Eloy besuchte die berühmten Denkmäler von Takht-i-Bostan, so wie die Ruinen zu Kangovar und Hamadan, das fast auf der Stelle des alten Ecbatana liegt. Die Schneegipfel des Elwend bieten keine sehr interessanten Aussichten dar, außer nach der schönen Ebene von Hamadan zu, welche durch die grauen Berge einerseits, durch die von Kangovar und die Schneegipfel von Bisitun andererseits begränzt ist. Unser Reisender wurde zweimal von seinen Führern verlassen, doch gelang es ihm wieder sein Zelt zu erreichen. Die Dörfer, in denen er übernachtete, waren gewissermaßen befestigt; übrigens sieht man selten eines, das nicht in Ruinen fällt, und viele sind ganz ohne Einwohner. Indeß sind die Ruinen nicht gerade ein Beweis der Entvölkerung, und der Reisende darf sich in dieser Beziehung nicht täuschen. Im Orient, namentlich in Persien, stellt man fast niemals Gebäude wieder her; wenn ein Haus aus irgend einem Grunde unbewohnbar

geworden ist, so verläßt man es und baut ein anderes daneben auf. Uebrigens wo nur immer ein Bach oder eine Quelle zu finden, wird das Wasser zur Bewässerung von Feldern benützt; man sieht hier nicht, wie in der Türkei, anbaufähige Landstriche ganz verlassen, was bei einer so schlechten Regierung staunenswerth genug ist. Die Perser sind von Natur fleißig, arbeitsam und scheinen an dem Landbau großen Gefallen zu finden.

Am 5 Julius empfand der Reisende, welcher sich vor den Thoren des großen Dorfes Tscheschnau befand, die ersten Choleraanfälle, die er sich durch seinen Ausflug nach dem Elwend zugezogen; fünf Tage lang kämpfte er gegen den Tod, mitten unter Widerwärtigkeiten aller Art, endlich siegte seine gute Natur, er stieg wieder zu Pferde und langte halbtodt zu Isfahan an, wo er die katholischen Missionäre in Dschulfa um ein Unterkommen ansprach. Der Abbé Trivechi, apostolischer Vicar zu Bagdad, hatte ihm Empfehlungsbriefe mitgegeben. Der Pater Denderian und ein anderer armenischer Priester nahmen ihn auf und pflegten ihn wie einen Bruder.

Er war nahezu hergestellt und hatte bereits einige Ausflüge in der Umgegend gemacht, als die Abgeordneten der Bachtiari zu dem persischen Befehlshaber nach Isfahan kamen und ihm ihre Unterwerfung anzeigten. Aucher d'Eloy, der sich vorgenommen hatte, unter ihrem Schutz ein den Europäern unbekanntes Land zu besuchen, begab sich zu ihrem Serdar oder Oberhaupt, der ihn sehr gut empfing, und ihm drei Mann mitgab, welche ihn nach dem Zerdakoh, einem sehr hohen und mit ewigem Schnee bedeckten Berg, geleiten sollten. Am Fuße desselben nahmen ihm die Führer sein Geld ab, und verließen ihn in einem Landstrich, wo es von wilden Thieren und noch wildern Menschen wimmelt. *). Er gab indeß seinen Plan nicht auf. Am Fuße des Bergs ließ er seinen armenischen Bedienten zurück, auf halbem Wege seinen durch die Anstrengung ermatteten persischen Soldaten, und drang durch den Schnee, der eine ungeheure Fläche bedeckte, nach dem Gipfel vor, von wo aus er andere, aber niedrigere Schneegipfel entdeckte. Auf diesem Ausfluge, der 14 Tage dauerte, litt er von Hunger, Kälte und Hitze, kam aber doch endlich gesund und wohlbehalten wieder zu Dschulfa im Kloster an. Er brachte von diesem Ausfluge mehrere hundert neuer Pflanzen und wichtige Bemerkungen über die Geographie des Landes zurück.

Er blieb noch einige Tage zu Isfahan, dessen Pracht er noch einmal bewundern wollte, dann ging er weiter nach Kaschan und Kum, und endlich nach Teheran. Hier hatte er eine Audienz beim Schah, der eine Menge Fragen über Frankreich und seinen König an ihn richtete, und sein Bedauern ausdrückte, daß die Entfernung beider Völker ihnen nicht gestattete, fortwährende Verbindungen zu unterhalten. Die Perser haben eine große Achtung für Frankreich, und die Siege Napoleons sind noch immer ein Gegenstand ihrer Bewunderung.

Aucher d'Eloy wollte den Berg Demawend besuchen, da aber diese Reise Gefahr bringen konnte, indem der Chan von Mazanderan sich noch nicht unterworfen hatte, so gab der Schah ihm einen Mann zur Begleitung mit. Der Chan empfing ihn sehr gut, hielt ihn aber für einen englischen Officier, der gekommen sey, die für die Artillerie taugliche Straße auszuspähen, hielt ihn einige Tage mit schönen Versprechungen hin, und schickte ihn endlich nach Teheran zurück, indem er ihn durch einige Soldaten bis über sein Gebiet hinaus begleiten ließ. Sehr verdrießlich darüber, daß er seinen Plan nicht hatte ausführen können, durchzog er rasch Aserbeidschan und Armenien, und kam Ende Octobers wieder nach Trapezunt. Während dieser ganzen Reise hatte ihn das Fieber geplagt, und trotz sehr heftiger Anfälle hatte er gewöhnlich acht bis zehn Lieues zu Pferde zurückgelegt.

Im November schiffte er sich ein, wurde aber durch einen Sturm an die Küste geworfen, wo das Fahrzeug auf einer Sandbank scheiterte; doch konnten alle Waaren gerettet werden, und da man nicht weit von Sinope entfernt war, so holte ein anderes Fahrzeug die Schiffbrüchigen ab und führte sie nach Konstantinopel. Kaum war er einigermaßen hergestellt, als ein neuer Unfall ihn traf. Im März 1836 wurde das Haus, welches er im Fanar bewohnte, von einer der in Konstantinopel so häufigen Feuersbrünste verzehrt. Er verlor seine Bibliothek, eine große Menge arabischer und persischer Manuscripte, die er gesammelt hatte, und seine ganze aus 50,000 Exemplaren bestehende Insectensammlung, ein unersetzlicher Verlust, der ihn eines Theils der Mittel beraubte, auf welche er zur Deckung der Kosten seiner künftigen Ausflüge gezählt hatte. Seine Pflanzen, die er nach Therapia geschafft hatte, entgingen glücklich diesem Unfall.

Alles dieß konnte indeß seinen Muth nicht erschüttern; seit langer Zeit hatte er den Wunsch, Griechenland und die Küste der europäischen Türkei zu sehen. Nachdem er auf Smyrna und Chios gelandet, besuchte er nacheinander Syra, Athen, Theben, Euböa, Thessalien, den Pelion, das Pindusgebirge, das Tempethal, den Olymp, den Berg Athos und kam endlich durch die Dardanellen nach Konstantinopel zurück. Ueber Griechenland äußert er sich folgendermaßen: „ich kam mit vorgefaßten Meinungen dahin, bin aber befriedigter abgereist, als ich selbst gehofft hatte; ich kannte die habsüchtigen, diebischen, falschen und eben so hochfahrenden als niederträchtigen griechischen Rayas zu gut, um nicht über die Fortschritte zu erstaunen, welche die Hellenen in wenigen Jahren der Unabhängigkeit gemacht hatten. Die Jugend namentlich zeichnet sich durch Lernbegierde, durch höfliche Umgangsformen und durch Patriotismus aus.“

Da es erst Mitte August war, als er nach Konstantinopel zurückkam, so reiste er alsbald wieder ab, um Brussa und den bithynischen Olymp zum viertenmal zu besuchen. Um diese Zeit hatte er den Kummer, den Tod seines besten Freundes und Reisegefährten in Aegypten und Armenien, Coquebert de Monbert, zu erfahren; dieser erfolgte zu Paris am 8 Julius 1836, gerade als er einen Theil ihrer gemeinsamen Arbeiten herausgeben wollte.

Im März 1837 beschloß Aucher d'Eloy nach Persien zurückzukehren. Vergebens schrieb ihm Ad. Brongniart, er solle warten, bis man ihm den Ertrag seiner frühern Sammlungen und die Antwort auf mehrere für ihn an die Regierung gestellte Bitten zusenden könne; vergebens rieth man ihm sich für den Augenblick auf kleine Ausflüge in Kleinasien zu beschränken, welche für ihn sehr nutzbringend seyn konnten, ohne ihm viele Kosten zu machen. Unser Reisender hatte große Fortschritte in der Kenntniß des Türkischen und Persischen gemacht, die Jahreszeit drängte ihn, und so machte er sich begleitet von drei Personen, Hrn. Dufand, der ihn in seinen zoologischen Sammlungen unterstützen sollte, einem griechischen Dragoman, Namens Nikolas, und einem fränkischen Bedienten auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine kurze Schilderung dieser Besteigung haben wir im vorigen Jahre Nr. 290 mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1844.

Etwas über Englands Zuckerhandel.

Dieser Gegenstand ist mit der Frage über den Sklavenhandel und die Lage Westindiens so eng verbunden, daß es wohl der Mühe lohnt, von Zeit zu Zeit einen Blick darauf zu werfen; er ist in einer neuerlichen Parlamentsdebatte über den Handel mit Brasilien abermals zur Sprache gekommen, und gewährt fortdauernd ein nicht gewöhnliches Interesse, sowohl in Bezug auf den allgemeinen Handel als die Stellung Englands insbesondere. Es ist in gutem Gedächtniß, daß die Whigs kurz vor ihrem Austritt aus dem Ministerium den Zoll auf fremden Zucker von 63 Sh. per Centner auf 36 heruntersetzen wollten, in der Absicht, den Verkehr Englands mit den Erzeugungsländern zu befördern. Die Tories widersetzten sich in der bekannten Motion Lord Sandons, welche darauf beruhte, daß eine solche Begünstigung des fremden Zuckers eine Prämie für den Sklavenhandel seyn würde; in Wahrheit handelte es sich aber nur darum, das Monopol Westindiens noch so lange wie möglich zu erhalten; mit allen den Kaufleuten und Besitzern westindischer Pflanzungen, welche bei diesem Monopol betheiligt waren, verbanden sich die Kornmonopolisten Englands, um den Vorschlag zu verwerfen, wie dieß Hr. Labouchere, der gewesene Handelsminister, in der Sitzung vom 7 März sehr offen aussprach, indem er sagte: „viele Personen wissen recht gut, daß sich die Korngesetze durchaus nicht mit triftigen Gründen vertheidigen lassen, und sie sehen es darum gerne, daß andere noch unvernünftigere Schutzzölle gleichfalls aufrecht erhalten werden. Das Zuckermonopol gilt für das Bollwerk des Kornmonopols." Gegen diese Liga sind bis jetzt alle Bemühungen der Freunde eines freien Handels unmächtig gewesen, und wie die Sachen jetzt stehen, dürften sie es noch mehrere Jahre seyn, wenigstens so lange, bis eine neue große Handelskrise in England eine solche Noth erzeugt, daß man nicht wagt, die Korngesetze aufrecht zu erhalten. Man kann sich indeß denken, daß die Regierung allem aufbietet, eine solche Krise zu verhindern.

Was den Zuckerhandel betrifft, so sind bis jetzt die Vertheidiger des freien Handels besonders darum nicht sehr glücklich gewesen, weil eine ihrer Vorhersagungen, die mangelnde Zuckerzufuhr aus Westindien werde den Preis in England so hoch steigern, daß eine Aenderung des Zuckerzolls unerläßlich würde, nicht eintraf. Nun ist zwar allerdings das Zuckererzeugniß Westindiens so ziemlich auf die Hälfte gefallen, *) aber Ostindien lieferte in den letzten drei Jahren durchschnittlich über eine Million Centner, und Mauritius, wohin man mehr als 40,000 Kulis aus Indien als Arbeiter gesendet hatte, durchschnittlich 600,000, so daß der Verbrauch Englands mit 4 Mill. Ctr. gedeckt war. Nun ist allerdings richtig, daß der Verbrauch Englands seit einer Reihe von Jahren trotz der vermehrten Bevölkerung und trotz des steigenden Verbrauchs von Thee und Kaffee nicht gestiegen ist, **) aber dieser negative Beweis konnte den Vertheidigern einer Verminderung des Zuckerzolls um so weniger helfen, als die Durchschnittspreise in wenig Jahren wieder sehr gefallen waren.***) So wurde es den Vertheidigern des westindischen Monopols nicht schwer, zu beweisen, daß keine Nothwendigkeit einer Aenderung in den Zuckerzöllen vorhanden sey.

Es ist dieß Ergebniß namentlich darum von Wichtigkeit, weil eine Aenderung des neuen, auf eine allgemeine Bevorzugung der englischen Colonialerzeugnisse begründeten Handelssystems vorerst nicht zu erwarten, und zweitens hauptsächlich deßwegen, weil England dadurch in den Stand gesetzt ist, sein bisheriges Verfahren in der Sklavenfrage noch auf geraume Zeit fortzuführen. Die Art, wie sich die ausgezeichnetsten Wortführer in der Debatte über den brasilianischen Handel (am 7 März)

---

*) Im vorigen Jahre war die Ernte sehr günstig und betrug etwa 2,500,000 Ctr., während sie in den Jahren 1840 und 1841 um 2 bis 300,000 fl. weniger betragen hatte; vor zehn Jahren war der Ertrag allerdings über 4 Millionen Cntr. gewesen und Westindien hatte den Bedarf Englands allein gedeckt.

**) Es sollen gegenwärtig in England sehr bedeutende Massen Zucker aus Kartoffeln, Runkelrüben u. dergl. fabricirt werden, und das Deficit decken.

***) Sie betrugen 1839 39 Sh. 2 D., 1840 49 Sh. 1 D., 1841 38 Sh. 2 D., 1842 37 Sh. 3 D. und 1843 34 Sh. 1 D., hatten also seit 1840 bedeutend abgenommen.

darüber äußerten, ist nicht ohne besonderes Interesse. Labouchere sprach sich sehr entmuthigt darüber aus und sagte: „ich fürchte, daß nach den neuerlichen zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossenen Verträgen nichts mehr auf diesem Wege zu erreichen ist;“ er hatte es auch keinen Hehl, daß Englands Benehmen andern Völkern Gelegenheit gebe, sich über Englands Heuchelei zu beklagen. Auch der Ton der Regierungsorgane war sehr gemildert, und der Handelsminister vertheidigte die Ausschließung des brasilianischen Zuckers, während man andere Sklavenproducte zulasse, nur dadurch, daß hauptsächlich zum Behuf des Zuckerbaues die Einfuhr männlicher erwachsener Sklaven nöthig sey. Es herrscht augenscheinlich der entschiedene Ton in Bezug auf die Frage des Sklavenhandels nicht mehr, da die Aussicht, den Sklavenhandel durch Ueberwachung der afrikanischen Küste zu unterdrücken durchaus entschwunden ist, und man jetzt nur noch behauptet, wenn der Handel durch dieses Mittel nicht unterdrückt worden sey, so habe man doch dessen Vermehrung gehindert. Die Verlegenheit Englands, dem Vertrag mit Nordamerika und den Forderungen Frankreichs gegenüber, ist augenscheinlich groß, und man wagt nicht mehr mit schärfern Maaßregeln hervorzutreten.

Columbia.

(Fortsetzung.)

Südamerika und Mexico waren unter solchen Umständen keiner republicanischen Regierungsform fähig, wie dieß jetzt noch durch den Umstand bewiesen wird, daß meistens nur Generale zur Oberherrschaft jener Staaten sich emporschwingen, und obwohl scheinbar durch Stimmenmehrheit erwählt, dennoch auf dictatorische Weise ihr Amt ausüben. Zudem gesellte sich in den südamerikanischen und mexicanischen Unabhängigkeitskriegen noch ein wichtiges sociales Element zu dem streng politischen — nämlich der Haß der Eingebornen gegen die Altspanier. Hiedurch ward ein großer Theil der gebildetsten, einflußreichsten und vermöglichsten Classe der Bevölkerung theils vernichtet, theils vertrieben — ein Verlust, der für diese Staaten um so empfindlicher war, als der erworbenen Unabhängigkeit das Verbot alles Verkehrs mit dem Mutterlande folgte, wodurch der europäischen Cultur vollends jeder Zutritt abgeschnitten war. Dem Friedensschlusse zwischen England und seinen für unabhängig erklärten amerikanischen Colonien folgte augenblicklich ein Handels- und Schifffahrtsvertrag, der die ganzen Schätze englischer Literatur, Kunst und englischen Gewerbfleißes sofort auf Nordamerika übertrug, und europäische Gesittung und Bildung in die Urwälder des fruchtbaren Missisippi-Thales verpflanzte. — Die nordamerikanischen Staaten hatten noch überdieß den Vortheil, von der unternehmendsten, thätigsten und an Einfluß und Macht am schnellsten zunehmenden europäischen Macht abzustammen, während die spanische Herrschaft mit Karl V ihren Culminationspunkt erreicht hatte und seitdem regelmäßig im Abnehmen war. Aber dessen ungeachtet bleibt der Abfall der südamerikanischen Colonien von Spanien eines der wichtigsten Welterelgnisse unserer Zeit. In Columbia nahm der Aufruhr seinen Anfang; auf die Wiedereroberung von Columbia verwendete Spanien seine besten Kräfte, und mit dem Mißlingen dieses Versuches war die Unabhängigkeit des amerikanischen Festlandes von Europa auf ewig begründet und ein neues Staatensystem aufgebaut, das der Politik und dem Welthandel eine neue Richtung gab, deren Folgen noch nach Jahrhunderten wirksam seyn und das Streben der Völker wenigstens in einem gewissen Sinn lenken dürften. Es sey uns daher vergönnt, den Ursprung, Fortgang und das Ende der Revolution von Columbia näher zu beleuchten.

Der Ursprung der südamerikanischen Revolution ist in Spanien zu suchen. Gleich nach Abdankung König Karls IV bildeten sich in den von den Franzosen unbesetzt gebliebenen spanischen Provinzen executive Junten, worunter die von Sevilla den Titel „Oberste Junta von Spanien und Indien“ annahm, und sofort Gesandte nach Amerika schickte, um sich des Gehorsams der transatlantischen Provinzen zu versichern. Ein Gleiches that die Junta von Asturien und die von Ferdinand, Prinzen von Asturien (nachmaligem König Ferdinand VII), zu Madrid eingesetzte Regentschaft. Auch Napoleon sandte im Namen König Josephs, seines Bruders, Agenten nach Amerika, um den spanischen General-Capitänen die Lage der Sachen und die Thronbesteigung des neuen Königs mitzutheilen und dieselben zur Unterwerfung zu vermögen. Wirklich waren auch letztere, welchen man in diesem Falle Amt und Würde garantirte, dazu bereit, aber die Bevölkerung der spanisch-amerikanischen Colonien wollte von der neuen Ordnung der Dinge nichts wissen, verbrannte öffentlich die Proclamationen des Königs Joseph, vertrieb seine Agenten und verfolgte und verunglimpfte die Franzosen, wo sie dieselben zu Gesicht bekamen. Der Capitän einer französischen Kriegsbrigg, welche im Julius 1808 zwei Meilen von der Stadt Caracas Anker warf, konnte nur durch schleunige Flucht dem gewissen Tode entgehen. Nicht viel besseren Erfolg hatten die von Napoleon an Liniers, Vicekönig von Neu-Spanien, abgesandten Depeschen, in Folge deren Liniers durch eine zu Buenos Ayres erlassene Proclamation den Zustand der Dinge in Spanien zur öffentlichen Kenntniß bringen ließ. Die Proclamation wurde mit lautem Unwillen empfangen, Liniers des Verraths beschuldigt und eine Junta in Montevideo nach dem Muster der spanischen gebildet. Kurze Zeit darauf erschienen die Gesandten der Junta von Sevilla in Mexico mit der Nachricht des allgemeinen Aufruhrs in Spanien gegen die französische Regierung. So groß war die Freude über diese unerwartete Wendung der spanischen Angelegenheiten, und so wenig dachten die Neuspanier damals an Unabhängigkeit, daß das Volk augenblicklich den Gesetzen der obersten Junta von Spanien und Indien sich gefügt haben würde, wären nicht zur selben Zeit die Agenten der Junta von Asturien eingetroffen, welche dasselbe gegen die ehrgeizigen Plane der andalusischen Junta warnten, und dadurch die erste Veran-

lassung zum Aufruhr und Bürgerkrieg gaben. Ungewiß, welcher Autorität Gehorsam gebührte, verlangten die Einwohner von Caracas von dem Generalcapitän Casas die Errichtung einer provinciellen Junta; dieser aber schöpfte Verdacht und ließ die Unterzeichner der dießfallsigen Bittschrift ins Gefängniß werfen. Diesen Mißgriff suchte er zwar dadurch wieder gut zu machen, daß er die Gefangenen, welche durchaus keine anderen als loyale Absichten im Schilde führten, wenige Tage darauf wieder frei gab; aber damit war das öffentliche Vertrauen, welches durch diesen unüberlegten Schritt gelitten hatte, noch nicht wieder hergestellt, und es bildete sich im August 1809 eine provincielle Junta zu Quito, welcher der Marquis Selva Allegre als Präsident vorstand. Der Vicekönig von Neu-Granada, Don Amar, ganz die Gesinnungen des Generalcapitäns Casas so wie überhaupt aller übrigen spanischen Gouverneurs theilend, traf sogleich Anstalten zu ihrer Unterdrückung. Nicht daß die Statthalter in der Errichtung dieser Junten Verrath gegen Spanien erblickt hätten, denn diesem widersprach nicht nur die von den amerikanischen Junten an den Tag gelegte loyale Gesinnung und die Bereitwilligkeit, mit welcher ihre Glieder ungeheure Summen zur Unterstützung des Kriegs in Spanien votirten — Südamerika sandte während der französischen Invasion des Mutterlandes nicht weniger als 90 Millionen Piaster an die Central-Junta des Königreichs — sondern auch die Privatsammlungen, welche sie zu diesem Ende veranstalteten und der Eifer, womit sie sich den Insinuationen der französischen Agenten widersetzten, wohl aber war es den Statthaltern um den Fortbestand ihrer eigenen Macht zu thun. Die Fortschritte der Franzosen in Spanien hatten das Volk mit Schrecken erfüllt. Was sollte aus den spanischen Colonien in Amerika werden, wenn Napoleon Herrscher von Spanien blieb? So wie die Nachricht von der Errichtung einer Central-Junta in Spanien in Amerika anlangte, fügte sich das Volk ihrem Ausspruch und stellte ihr alle Mittel zu Gebote, welche die treuen Provinzen ihrem Könige zur Verfügung gestellt haben würden, man war bereit alles für Spanien zu thun; ganz anders aber dachten die königlichen Beamten. Diesen hatte Napoleon die Beibehaltung ihrer Stellen und ihres Gehalts zugesagt, und es war ihnen daher so ziemlich gleichgültig, ob in Europa Spanien oder Frankreich Sieger blieb, wenn nur das Volk von Amerika ihnen nicht den Gehorsam verweigerte. Die amerikanischen Junten rüsteten sich auf den Fall der Unterjochung Spaniens zum Widerstand gegen Frankreich. Die Statthalter und Generalcapitäne aber sahen in der blinden Ergebenheit des Volks an Spanien die Möglichkeit eines Widerstandes, der ihre Stellungen zum Kaiser von Frankreich compromittiren konnte. Nichts konnte sie zufrieden stellen als unbedingter Gehorsam, denn nur dadurch hielten sie sich für befähigt, die Provinzen für Spanien oder für Frankreich oder überhaupt für irgend eine andere europäische Macht zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Ergebnisse submariner Forschungen.

Prof. Forbes hatte schon in der letzten Versammlung der englischen Naturforscher über seine submarinen Forschungen im ägäischen Meere einige Nachrichten mitgetheilt (s. Nr. 279 v. vor. J.), und hat jetzt in dem königlichen Institut in einer Versammlung am 20 Februar allgemeine Schlußfolgerungen aus seinen Entdeckungen gezogen, und diese an die frühern Forschungen der italienischen Gelehrten Donati und Soldani angereiht. Da diese Schlußfolgerungen ein ganz besonderes Interesse haben, so nehmen wir keinen Anstand, sie hier in Kürze mitzutheilen; sie sind folgende: 1) Thiere und Pflanzen leben nicht ohne Unterschied in allen Tiefen, sondern gewisse Arten gehören bestimmten Tiefen an, und so bildet das Meeresbett eine Reihe von Zonen oder Regionen, jede mit einer besondern Thier- und Pflanzenwelt. 2) Die Zahl der Arten vermindert sich mit der größern Tiefe, und im ägäischen Meere mag wohl mit 300 Faden alles thierische Leben erstorben seyn — ein Maaß, das freilich je nach den Himmelsstrichen wechseln mag. Alle Niederschläge unterhalb dieser Tiefe, wo das organische Leben aufhört, sind also auch ohne organische Ueberreste; man darf also, wenn eine Formation keine solchen aufweist, nicht schließen, daß zur Zeit ihres Entstehens keine Thiere vorhanden waren, sondern daß die Formation in sehr tiefem Wasser vorging. 3) Das Verhältniß der nördlichen Testaceen ist in den tiefern Zonen viel größer als in den höhern; dieser Umstand muß den Geologen vor der Gefahr warnen, sogleich aus den organischen Bestandtheilen der Felsen auf klimatische Verhältnisse schließen zu wollen. 4) Alle Arten von Seethieren können auf einer besondern Art von Seegrund leben. Wenn eine Schichte Mollusken u. s. w. sich so vermehrt hat, daß der Seegrund sich verändert, so sterben diese Mollusken aus, und die Art erscheint nicht wieder, als bis ein neuer Niederschlag ihre Anwesenheit zuläßt. 5) Solche Thiere, welche vielen Zonen der Tiefe gemeinsam sind, haben gewöhnlich auch eine weite geographische Verbreitung, und sind meist auch solche Arten, die der Zeit nach am längsten leben. Prof. Forbes fand auch, daß eine Menge Mollusken, selbst die, welche am festesten sitzen, in ihrem jungen oder Larvenzustande wandern.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Fortsetzung.)

Am 12 März verließ er Konstantinopel und am 5 April war er zu Angora. Die neuerliche Unterwerfung der Kurden ließ ihn hoffen, daß er in einem Theil der östlichen Provinzen der Türkei, wohin er den Fuß noch nicht gesetzt hatte, sicher werde reisen können. Er ließ deßhalb den Pascha von Angora um einen diesem Zweck entsprechenden Buyurli (Paß) angehen, erhielt aber eine abschlägige Antwort mit der Einladung, den ihm im Ferman vorgezeichneten Weg einzuhalten. Er mußte also die Straße von Tokat einschlagen, welches in einer tiefen Schlucht am Tozanin liegt. Die Häuser sind fast alle zweistöckig und auf einer Fläche wilder Felsen erbaut, die sich amphitheatralisch erheben. Nachdem er durch Kulei-Hissar-Schabun, Tekkek und Baibut bald in einem grünenden, wohlangebauten, bald in einem nackten, von zertrümmerten Schieferbergen bedeckten Lande gewandert war, besuchte er abermals Erzerum, dann die Verzweigungen des Ararat und Bajasid. Jenseits letztern Orts zieht sich die Straße mitten durch Felsen und

Steilabstürze fort, und wird erst besser am Fuße des Bergs, der als Gränzscheide zwischen Persien und der Türkei dient. „In Kilisse, sagt Aucher d'Eloy, dem ersten persischen Dorf, bemerkten wir den Contrast zwischen der Indolenz und Apathie der Türken und der Zuvorkommenheit der Perser; letztere kamen uns entgegen, um uns Wohnung und Lebensmittel, versteht sich, um einen guten Gewinn dabei zu machen, uns anzubieten."

Akhoi liegt an einem Fluß, der in den Araxes fällt; auf seinen Bazars herrscht große Thätigkeit. Die erste Stadt Persiens aber, seit Isfahan verfällt, ist Tebris; es ist besser gebaut und angenehmer als Teheran, und der Handel ist thätiger, denn es ist das Entrepot der europäischen Waaren; auch scheint die Bevölkerung nicht geringer, die Luft ist reiner und der Aufenthalt für einen Europäer angenehmer.

Als unser Reisender den Sevellan umging, dessen Gipfel noch im Monat Junius mit Schnee bedeckt waren, fühlte er bereits die Nähe des kaspischen Meeres. Dichte Nebel ziehen sich um die Berge und lösen sich in der Ebene in Regen auf. Er hielt sich zu Ardebil nicht auf, sondern durchzog die Berge, die Thäler und die Wälder und kam an die Ufer des kaspischen Meeres, dessen Wasser er kaum salzig fand. Zu Inzelli (Enseli), dem besten Hafen dieses ungeheuren Sees, lagen einige russische und persische Schiffe. Es ist dieß der Hafen für die große Stadt Rescht, die Hauptstadt von Ghilan. „Die Männer sind hier im allgemeinen groß und gut gebaut, aber die Weiber zeichnen sich besonders durch ihre Schönheit, ihre weiße Haut und die wollüstige Weichheit ihres Gangs und ihres Blicks aus. Die Einwohner sind abergläubischer als in den andern Provinzen Persiens, aber man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihre Sitten reiner sind; sie sind minder diebisch als in Iran, und wir hatten uns weit weniger über ihre Unverschämtheit zu beklagen."

Die Bemerkungen Aucher d'Eloy's über Ghilan sind sehr werthvoll, denn er besuchte diese fruchtbare, im Sommer aber gewöhnlich sehr ungesunde Provinz in allen ihren Theilen; sie dankt Feth Ali Schah einen prächtigen Weg, der mit großen Kosten durch den Felsen gehauen ist.

Aucher d'Eloy erstieg den Düffel-Koh, den höchsten Berg Ghilans, machte einen Ausflug nach dem Elburz und erreichte auch den vulcanischen Gipfel des Demawend, den er im Jahre 1835 umsonst zu ersteigen sich bemühte. Er hatte bis zu dem Augenblick, wo er Teheran betrat, viel vom Fieber gelitten. Auch sein Reisegefährte Dufaud war davon ergriffen worden, doch eine Dosis Chinin schnitt es ab; da er aber sich keiner ordentlichen Diät unterwerfen wollte, so kam es mit stärkerer Gewalt wieder; die Aerzte der englischen Gesandtschaft behandelten ihn nach ihrem System, er starb aber den 21 October. Bei Aucher d'Eloy blieb jetzt nur sein Dragoman Nikolas, der, obwohl sehr schwach, dennoch ihm folgen wollte; sein fränkischer Bedienter, durch das Springen eines Gewehres verstümmelt, hatte ihn schon seit sechs Monaten verlassen. Versehen mit Empfehlungsschreiben von dem englischen Gesandten Mac Neil, dem russischen, Grafen Simonitsch, und andern vornehmen Personen, so wie mit einem Rekam (Paß), in welchem seiner Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit die angemessensten Lobsprüche ertheilt waren, schlug er am 20 December wieder dieselbe Straße ein, wie im Jahre 1835. Er kam wieder nach Isfahan und in das gastfreundliche Kloster der armenischen Katholiken zu Dschulfa. Hier machte er die Bekanntschaft des Dr. Bertoni, eines liebenswürdigen und unterrichteten Mannes. Nikolas war in Folge des in Ghilan erlittenen Fiebers wassersüchtig geworden und mußte zu Dschulfa bleiben. Aucher d'Eloy ersetzte ihn durch einen armenischen Bedienten, Namens Alawerdi, und machte sich am 5 Januar 1838 nach Süden zu in der Richtung des persischen Golfs auf den Weg, wobei er viel von Kälte auszustehen hatte.

Als er die Ebene von Saidu verließ, um die von Persepolis, welche eine große Oeffnung hat, zu betreten, bemerkte er alsbald Ruinen, etwas weiterhin bewundernswerthe Sculpturen auf drei Felsen, endlich die staunenswerthen Ruinen von Takhti Dschemschid, die nach allem, was er in Palmyra, Baalbek und in Aegypten gesehen, noch sein Erstaunen erregten. Bis Schiras geht der Weg unaufhörlich bergauf und bergab, indeß ist der Abhang nach Süden hin immer noch bedeutend. Diese Stadt ist von zahlreichen Landhäusern umgeben und das Land trefflich angebaut; es gibt kaum eine schönere Lage in Persien. Man kann nicht ohne lebhaftes Interesse den Bericht über den Besuch lesen, welchen Aucher d'Eloy bei Hadschi Abbas, einem Perser, abstattete, der sich mehrere Jahre in Frankreich aufgehalten hatte und sich ziemlich verständlich in französischer Sprache ausdrückte. Er führte den Reisenden zu seiner Frau, die zu dessen großem Erstaunen französisch sprach; sie war aus Orleans, und hatte vor etwa 20 Jahren diesen Perser geheurathet, über den sie sich nicht zu beklagen hatte; außerdem aber konnte sie sich an den Charakter ihrer neuen Landsleute nicht gewöhnen.

Von Schiras stieg Aucher d'Eloy von Thal zu Thal hinab bis Buschir am persischen Golf. Die Sitten der Leute, mit denen er zusammentraf, mahnten ihn hier an Aegypten und Arabien. Dann zog er ostwärts in der niedern, mit Salzefflorescenzen bedeckten Ebene von Buschir, wo man auf allen Seiten die wunderbaren Wirkungen der Luftspiegelung sah, und wo es fast keine Vegetation gibt. Wo der Boden sich verbessert, sieht man mächtige Pflanzungen von Dattelbäumen, die vortreffliche Früchte tragen.

Lar liegt auf einer wohlbewässerten und vortrefflich angebauten Ebene. Nach den Ruinen zu schließen, von denen sie umgeben ist, hatte diese Stadt ehemals Mauern, jetzt aber ist sie auf allen Seiten offen. Am 22 Februar betrat Aucher d'Eloy Bender Abassi, eine im 17ten Jahrhundert, wo Pietro della Valle, Chardin und Thevenot sie besuchte, sehr blühende Stadt. Jetzt ist der größte Theil der Bevölkerung arabisch und sie gehört dem Sultan von Mascat, der den Gouverneur ernennt; dieser nahm den Reisenden äußerst gastfrei auf, und erlaubte ihm sich auf einem seiner Fahrzeuge, die nach Mascat gingen, einzuschiffen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Syrische Missionäre in China vor 1000 Jahren. Die Lit. Gaz. vom 9 März entlehnt aus einem französischen Journal die Nachricht, daß in der Hauptgalerie der Manuscriptensammlung zu Paris eine Inschrift in chinesischer und syrischer Sprache aus dem Jahre 781 aufgestellt worden sey, aus der die Ankunft syrischer Missionäre und die Verbreitung des Christenthums in China im 7ten und 8ten Jahrhundert hervorgehe.

Das Holländische die gelehrte Sprache auf Japan. Bei Gelegenheit der neulich stattgefundenen Absendung reicher Geschenke an den Kaiser von Japan wird in holländischen Blättern erwähnt, daß europäische und namentlich holländische Bücher über Medicin, Geographie und Naturgeschichte sehr hochgeachtet und das Holländische die Sprache der Gelehrten sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1844.

Einiges über die Tungusen.

(Aus einer demnächst erscheinenden Reise nach Jakutsk.)

Zweiter Artikel.

Man muß die Tungusen wohl als Ureinwohner des östlichen Asiens ansehen. Vor ihrer historischen Zeit vereinigten sie sich nur in der Mandschurei zu einer bürgerlichen Gesellschaft, wurden mächtig und eroberten im 17ten Jahrhundert China. Von der eigentlichen Mandschurei, als einem Reiche, haben wir keine Nachrichten, wir wissen nur, daß sie von einzelnen Fürsten regiert wird, die dem chinesischen Bogdochan unterworfen sind. In der Mandschurei sollen sich Städte finden, aber über die Civilisation und Lebensart des Landes wissen wir nichts; die Mandschurei ist uns jetzt unbekannter als sonst Mittelasien. Man kann sie als die Wiege des Tungusenstammes ansehen, von wo aus er sich nach allen Seiten ausbreitete, indem er den wilden Thieren folgte, oder richtiger gesagt, seiner Nahrung nachging. Das bevölkerte China entsprach nicht der Lebensweise eines nomadischen Volkes, aber der öde Norden lockte sie durch die reichliche Nahrung und den freien Weideraum. So rückten sie allmählich gegen Norden vor, ohne bis nach Kamtschatka hin, oder bis zum Land der Tschuktschen auf Feinde zu stoßen. Bei ihrer Ausbreitung gegen Westen fanden sie fremde Stämme erst am Ob, und jenseits dieses Flusses gibt es keine Tungusen mehr. So kam es, daß die Tungusen das Land vom Ob bis zum östlichen Ocean einnahmen oder vielmehr durchstreiften. Jakuten und Buräten sind neuere Ankömmlinge, und vor der Ankunft der Russen zahlten ihnen die Tungusen Tribut. Lamuten, Koräken, Tschuwanen, Jukagiren, Karagassen, Dauren, Solonen, Natken, Gilaken, sind alle tungusischen Stammes, der, obwohl er schon seit einigen Jahrtausenden einen so großen Raum einnimmt, doch nicht zahlreich ist, woran wohl ihre Lebensart Schuld hat. Häufiger Hunger, ärmliche Wohnungen, namentlich im Winter, setzen sie ohne Zweifel einem frühen Tode aus. Obgleich sie von kräftigem Körperbau sind, und Hitze wie Kälte gut ertragen, so haben sich doch Krankheiten unter ihnen eingeschlichen, welche furchtbare Verheerungen anrichten, namentlich die Blattern und eine schimpfliche, ihnen aus China zugekommene Krankheit.

Einige Tungusen sind getauft, aber die Mehrzahl ist ohne Religion und das Schamanenwesen und einige Sagen abgerechnet, ganz unwissend. Man schreibt und spricht bei uns: dieß oder jenes Volk hat die schamanische Religion; jetzt gibt es aber keine schamanische Religion mehr oder gab vielleicht auch niemals eine. Einige abergläubische Ansichten, die sich unter den Eingebornen Sibiriens erhalten haben, kann man noch nicht als Trümmer einer alten Religion ansehen, weil unter ihnen nichts gemeinsames, keine Glaubensartikel sich finden. Die dem Lamadienst ergebenen Buräten und die getauften Jakuten haben auch Schamanen, sie finden sich auch bei uns, nur nennen wir sie Zauberer, Wahrsager. Man kann von dem Schamanenthum sagen, es sey der Glaube der rohen Menschen an zwei Principien, ein gutes und ein böses; die Welt sey angefüllt mit Geistern, welche dem Menschen je nach ihrer Laune schaden oder wohlthun, und man könne diese Geister gewinnen oder erzürnen; eines wie das andere stehe in der Macht der Schamanen.

Die Tungusen wandern auf weite Strecken umher, und ein Theil der russischen geht sogar über die chinesische Gränze, namentlich auf den Flüssen, die in den Amurstrom fallen, jenseits des Apfelgebirges, das nach gemeinsamer Uebereinkunft die Gränze von China und Rußland bildet. Nach dem Amur lockt die Tungusen die Leichtigkeit, sich dort Mehl, Pulver, Blei und Branntwein von den Dauren, die das Feld bauen und den Mandschu-Kaufleuten zu verschaffen. Die russische Regierung hat verboten ihnen Branntwein zu verkaufen, weil er eine furchtbare Wirkung auf sie äußert; sie sind sonst sanft. Lug und Trug ist unter ihnen kaum bekannt, aber diese Ruhe und Milde verschwinden leider bei den ersten Branntweingläsern; der betrunkene Tunguse ist wüthend, er zerbricht alles, schlägt, stößt und wälzt sich auf dem Boden, bis er endlich ganz ermattet einschläft; der Halbbetrunkene ist im Stande, alle seine Rennthiere und seine sonstige Habe um Branntwein herzugeben. Seit dem Verbot, Branntwein an

die Tungusen zu verkaufen, geben die theuersten Pelzwaaren durch die Mandschu-Händler nach China.

Die Tungusen nennen sich selbst Ewen-ki, die Jakuten nennen sie Tungusen; es ist aber zu bezweifeln, ob die Russen den Namen von den Jakuten entlehnt haben, denn sie kannten die Tungusen früher als die Jakuten. Die Sprache der Tungusen, ein Mandschu-Dialekt, ist sehr wohlklingend, aber nicht reich.

Columbia.

(Fortsetzung.)

Der erste Schritt Don Amars bestand in der Zusammenberufung der angesehensten Bürger von Santa Fé de Bogota, um zu berathen, was in Bezug auf die neuerrichtete Junta zu Quito zu thun sey. Der Erfolg war ganz gegen seine Erwartung ein Beschluß, nicht nur dieses Beispiel zu billigen, sondern es in der Hauptstadt von Granada selbst nachzuahmen. Don Amar vertagte die Versammlung auf den eilften September 1809, und ließ an diesem Tage alle Ausgänge des Saals mit doppelten Wachen besetzen. In der Hoffnung, die Bürger einzuschüchtern, verlangte er jetzt eine schriftliche Abstimmung über die ihnen vorgelegten Fragen; aber auch dießmal fiel die Antwort gegen seinen Wunsch aus. Die Namen von Camillo de Torres, Gutierrez, Padilla und Moreno erscheinen hier zum erstenmal auf dem Schauplatz der Geschichte. Jetzt wurden Anstalten getroffen, die Junta von Quito mit Gewalt auseinander zu treiben. Der Vicekönig von Peru ließ ein Detaschement Soldaten dahin aufbrechen, welche dann bald die absolute Gewalt der Audiencia von Quito wiederherstellten; den Gliedern der Junta wurde vollkommene Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Personen zugesichert, dessen ungeachtet aber wurde eine große Zahl derselben ins Gefängniß geworfen, und ein Jahr später unter dem Vorwand eines Aufstandes der Truppen grausam ermordet; die Stadt selbst wurde den Soldaten zur Plünderung preisgegeben. Hiemit hatte man den „Patrioten" — so hieß man jetzt die Verfolgten — den Fehdehandschuh hingeworfen: das Volk sah in seinen Statthaltern nichts weiter als seine Tyrannen.

Indessen hatte die spanische Regentschaft, um sich der Mitwirkung der amerikanischen Provinzen zu versichern, eine Proclamation an dieselben erlassen, worin sie selbst die Uebel aufzählte, welche Amerika von Spanien zu erdulden hatte. „Amerikaner," heißt es darin, „ihr habt lange Zeit ein Joch getragen, das euch um so mehr drückte, als ihr vom Centrum der Staatsgewalt entfernt waret. Wir legen jetzt euer künftiges Schicksal in eure eigenen Hände. Ihr seyd bis jetzt nichts als der Fußball eurer Vicekönige gewesen, ihr waret ihrem Ehrgeiz, ihrem Eigenwillen, ihrer Raubsucht unterworfen. Von jetzt an soll eure Wohlfahrt nicht weiter von ihnen abhängen." Die Regentschaft suchte nämlich den Amerikanern begreiflich zu machen, daß Spanien und seine Colonien dasselbe Schicksal theilen müßten; sie stellte eine gerechtere und liberalere Verwaltung derselben in Aussicht, und schloß mit den Worten: „Es ist nicht genug, daß ihr Spanier seyd, ihr müßt auch unter allen Wechseln des Glücks mit Spanien eins seyn!"

Diese Proclamation und die Nachricht von der Niederlage der spanischen Waffen kamen im Jahre 1810 zugleich nach Amerika und erregten allgemeine Bestürzung. In Caracas, wo, wie oben schon gemeldet wurde, der Generalcapitän durch einen Gewaltstreich das Vertrauen des Volks verloren hatte, schritt man sogleich zur Absetzung der Kronbeamten und zur Einsetzung einer Junta, die zwar, da man den Krieg in Spanien so gut als beendigt glaubte, die Autorität der Regentschaft von Cadiz nicht anerkannte, dennoch aber im Namen König Ferdinands VII handelte und Beschlüsse faßte. Jetzt gesellte sich ein neues Element der Zwietracht den amerikanischen Patrioten bei. Schon im Jahre 1797 hatten die Proclamationen Englands — welches damals mit Spanien in Krieg verwickelt war — die Amerikaner auf die selbstsüchtige schnöde Weise aufmerksam gemacht, mit welcher alle höheren Aemter, Officiersstellen u. s. w. nur an geborne Spanier vergeben wurden, und dieß als den Hauptgrund aller gegen das Volk begangenen Ungerechtigkeiten, der Einführung von Monopolen und des gehemmten Verkehrs angegeben. England versuchte nämlich damals die südamerikanischen Colonien zum Widerstand gegen das Mutterland aufzuregen, um den Spaniern die Hülfsmittel abzuschneiden — eine Politik, die sich natürlich änderte, als England als spanischer Bundesgenosse gegen Frankreich auftrat. Indessen hatten die Amerikaner Gelegenheit genug gehabt, sich von der Wahrheit der englischen Aussagen zu überzeugen, — ein Zufall ließ diese Ueberzeugung sich deutlicher aussprechen und legte dadurch den Grund zur völligen Staatsumwälzung und zur Unabhängigkeit von Spanien. Wenn ein Volk für irgend eine Idee reif ist, bedarf es nur einer kleinen Veranlassung von außen, um ein von der Geschichte vorbereitetes Ereigniß zu beschleunigen. Eine solche ergab sich im Julius 1810 zu Santa Fé de Bogota bei Gelegenheit eines Streits zwischen einem Spanier und einem Eingebornen. Ersterer gebrauchte bei dieser Gelegenheit ein Schimpfwort, das er nicht nur auf seinen Gegner, sondern auf alle Landsleute desselben anwandte. In kurzer Zeit hatte sich ein großer Haufen Zuschauer den Streitenden beigesellt, worunter die Spanier die Partei ihres Landsmannes, die Eingebornen hingegen die seines Gegners ergriffen. Es kam zu Thätlichkeiten, bei welchen die Eingebornen — die bei weitem größere Zahl — den Sieg davon trugen. In der gereizten Stimmung der Bürger, welche die Folge dieses Auftrittes war, wurde eine Versammlung zusammengerufen und eine Junta eingesetzt. Kurze Zeit darauf — im September desselben Jahres — mußte der Generalcapitän von Chili seine Stelle niederlegen, und in Mexico kam es in Folge der tyrannischen Maaßregeln des neuen Vicekönigs Venegas ebenfalls zu blutigen Auftritten.

Hätte jetzt die spanische Regentschaft gelindere Schritte eingeleitet, so wäre das Resultat wahrscheinlich eine schnelle

Beruhigung der nicht sowohl in Aufruhr begriffenen als insignirten Provinzen gewesen; denn von republicanischen Principien, wie sie den Nordamerikanern vorleuchteten, und wie solche selbst ein Theil der Spanier auffaßte, war bei den Columbianern durchaus nicht die Rede. Es war nicht Gleichheit der Stände oder vor dem Gesetz, was die eingebornen Amerikaner (Creolen) in Anspruch nahmen, sondern Gleichheit mit den Spaniern; nur in wenigen Köpfen keimte der Gedanke völliger Unabhängigkeit. Wie wenig aber die Spanier den Zustand ihrer Colonien zu beurtheilen wußten, zeigt der Umstand, daß die Regentschaft auf die Depeschen der Junta von Caracas am 31 Aug. 1810 mit Drohungen antwortete und die rebellische Provinz in Blokadezustand erklärte. Die Junta von Caracas nahm dieß als eine Kriegserklärung auf, und erließ ein Schreiben an den spanischen Minister de las Hermanzas, worin sie die Beweggründe ihres Verfahrens auseinanderzusetzen sich bemühte, aber hiedurch weder das spanische Volk noch die Cortes besänftigte, welche jetzt ernstlich zu dem Kriege mit Südamerika sich rüsteten. Indessen hatte die Junta von Caracas den Tribut der Indianer abgeschafft, die Negersklaverei aufgehoben und den Handel freigemacht. Die Provinzen folgten dem Beispiel der Hauptstadt und errichteten ebenfalls Junten, die zuletzt einen General-Congreß der Junten von Venezuela zusammenriefen. Dieser kam troß des Widerstandes von Guaira, wo sich die Junta zu Gunsten der Regentschaft von Spanien erklärt hatte, und der Gefangennehmung der Deputirten von Maracaibo durch den spanischen Commandanten Don Fernando Mivares dennoch am 2 März 1811 zusammen; es zeigte sich aber bald, daß die Meinungen in Bezug auf die zu errichtenden Regierungsformen getheilt waren, und daß ein Theil derselben, obwohl die Minderzahl, noch immer für die Wiedervereinigung mit Spanien gestimmt war. Erst durch die Umtriebe der vom General Miranda gestifteten patriotischen Gesellschaft erfolgte endlich am 5 Julius 1811 die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Provinzen von Venezuela von der spanischen Regierung.

Dem Beispiele von Venezuela folgten alsbald die Provinzen Cartagena, Socorro, Tunja, Pamplona, Antioquia und mehrere andere des Vicekönigreichs von Granada, ja selbst Merico und (obwohl etwas später) Buenos Ayres. Jetzt erst sahen die spanischen Cortes ihren Irrthum ein. Die amerikanischen Glieder dieses gesetzgebenden Körpers hatten schon früher einen Plan vorgelegt, wodurch sie die amerikanischen Provinzen zu beruhigen hofften, aber man hatte sich geweigert denselben auch nur in Berathung zu ziehen. Er enthielt zehn Punkte, worunter gleiche Rechte mit den Spaniern und gleiche Repräsentation in den Cortes, vollkommene Freiheit zu bauen und zu fabriciren was das Klima erlaubt, freier Handel mit allen Nationen und mit Spanien, Abschaffung der königlichen Monopole, freie Bearbeitung der Quecksilberminen und gleiche Vertheilung der Aemter unter Spaniern und Creolen, die vorzüglichsten waren. Nur drei dieser Punkte wollten jetzt die Cortes den Amerikanern zugestehen, und es kam daher auch diesmal zu keinem Vergleich. Die von Lord Liverpool von Seite der englischen Regierung vorgeschlagene Vermittelung hatte ebenfalls keinen bessern Erfolg. Die Spanier, und namentlich die Kaufleute von Cadix, schöpften Verdacht gegen die von England beabsichtigte Freigebung des amerikanischen Handels, und brachen sofort alle Unterhandlungen ab; der Congreß von Venezuela hingegen sandte Don Luis Lopez Mendez nach London und Don Telesforo Orea nach Washington, um den Beistand Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Spanien anzusprechen. Alles was diese Gesandten erhielten, war jedoch sowohl von Seiten der Vereinigten Staaten als von England bloß das Versprechen der strengsten Neutralität, welches weder von der einen noch der andern Macht bis zum Ausgang des Krieges gebrochen wurde.

Was der Congreß von Venezuela am meisten zu fürchten hatte, war die Eifersucht und Uneinigkeit unter seinen eigenen Provinzen. Ein Aufruhr in der Hauptstadt Caracas wurde nur mit Mühe unterdrückt, und General Tora gegen die von den Spaniern in Besitz genommene Stadt Valencia (20 deutsche Meilen von Caracas) gesendet. Die Spanier leisteten verzweifelten Widerstand, und es gelang erst dem General Miranda an der Spitze von 4000 Mann dieselben zur Unterwerfung zu bringen. Miranda wollte jetzt die Provinz Coro angreifen; aber an der Spitze des Congresses von Caracas stand ein eifersüchtiges Triumvirat, das unter sich nicht einig werden konnte, und die eben erworbene Freiheit neuerdings in Gefahr brachte. Dennoch kam hauptsächlich durch die Bemühungen eines Irländers, Namens Burk, der im Einverständniß mit Don J. X. Ustariz und Don J. Roscio den Plan einer Föderativ-Republik in einer Reihe geharnischter Artikel im Journal von Caracas anempfahl, eine der nordamerikanischen sehr ähnliche Verfassung zu Stande, und im März 1812 hielt der neu organisirte Congreß bereits seine erste Sitzung.

(Fortsetzung folgt.)

Vermehrung der zoologischen Sammlung im brittischen Museum.

Die zoologische Sammlung im brittischen Museum hat sich während des verflossenen Jahres ausnehmend rasch vermehrt. Aus einem dem Unterhause vorgelegten Bericht geht hervor, daß dieser Theil des Museums allein um 22,000 Stücke vermehrt wurde, darunter mehr als 730 Säugethiere, 3000 Vögel, fast 1000 Fische und Reptilien, 11,000 Insecten und Crustaceen und über 6000 Mollusken und Strahlthiere. Um einen Begriff von der Ausdehnung dieser Sammlung zu geben, bemerken wir, daß der Katalog der ins Habichtgeschlecht einschlagenden Vögel 285 Stücken enthält, während Lesson in seinem Traité d'Ornithologie, formant le Catalogue le plus complet des espèces réunies dans la Collection publique de la France (die neueste Liste) nur 206 aufzählt.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Eloy's Reisen im Orient.

(Schluß.)

Die Beschreibung von Maskat stimmt mit derjenigen überein, welche andere Reisende davon gegeben haben. Nur die Vortheile eines guten Hafens konnten zum Bau einer Stadt auf einem so dürren, von schroffen Felsen eingeengten Fleck bewegen. Der englische Agent, ein Jude aus Bagdad, verschaffte Hrn. Aucher d'Eloy Geleitschreiben von den Ministern des Sultans, der sich eben zu Zanzibar befand, und so konnte er ins Innere von Oman einen Ausflug machen, der über einen Monat dauerte; er kam bis zum Vorgebirge (ras) el Gut und Ghebrin, einem den Wahabiten gehörigen Dorfe. Die Scheichs zeigten sich sehr zuvorkommend. Da er in einem von Europäern so selten besuchten Lande sich nichts entgehen lassen wollte, so machte er alle seine Gänge zu Fuß. Die daraus unter einer tropischen Sonne hervorgehende Erschöpfung und die schlechte Nahrung erzeugten ein Fieber, dessen Anfällen fünf- bis sechsstündige Ohnmachten vorangehen; aus diesen kann den Kranken nichts erwecken, und nach zwei oder drei Anfällen ist der Tod unvermeidlich. Er genuß durch die Anwendung von schwefelsaurem Chinin, und als ihn zu Maskat nach seiner Rückkehr das Fieber abermals ergriff, war er glücklich genug durch dasselbe Mittel noch einmal hergestellt zu werden.

Er eilte, die Küste Persiens wieder zu gewinnen, und schiffte sich auf einem aus Indien kommenden Bala ein, welcher schiitische Moslems aus Indien, die nach Kerbelah wallfahren wollten, nach Bassora bringen sollte. Schon sah man die Berge der Insel Ormus, als der Wind so heftig wurde, daß man sich geradezu treiben lassen mußte und den Ankerplatz von Bender-Suid an der Küste von Belutschistan erreichte. Aucher d'Eloy, der mit dem Capitän ans Land stieg, sah hier in geringer Entfernung von der See mehrere bengalische Feigenbäume, deren Zweige sich wieder in den Boden einwurzeln, und so ungeheure Bogengänge bilden, in denen man vor den Sonnenstrahlen gesichert ist. Einige Belutschen benahmen sich gegen unseren Reisenden so höflich, daß er schon beschlossen hatte, der von ihnen ertheilten Auskunft gemäß zu Lande nach Bender Abassi zu gehen; er hatte auch schon seine Maaßregeln danach getroffen, als der Wind in der Nacht sich änderte, so daß das Schiff unter Segel ging und ihn auf der Insel Kischme absetzte. Hier miethete er ein kleines Fahrzeug, das ihn nach wenigen Stunden zu Bender Abassi ans Land setzte.

Der Scheich, dessen Freundlichkeit unerschöpflich war, gab ihm Briefe an andere Scheichs auf der Straße, Führer und Pferde mit; er begab sich sodann nach Minah und dem Cap Moubarek, entschlossen noch weiter zu gehen, wenn ihm die Umstände günstig seyen. Er zog in geringer Entfernung vom Meere längs der Küste fort, durch eine Wüste, wo nur hie und da einige brakische Brunnen und elende arabische Dörfer standen. Am zweiten Tage dieser Reise blies ein heftiger Schemâl von 9 Uhr Morgens bis Sonnenuntergang. „Ich kann, schreibt Aucher d'Eloy, unmöglich einen Begriff von dem geben, was ich litt. Ich lag ausgestreckt unter meinem Zelt ohne Bewegung, fast ohne Bewußtseyn und von einem heftigen Drücken auf der Brust gepeinigt. Ein unglaublich feiner Staub durchdrang alles, meine Koffer, meine Insectenkisten, meine Bücher und selbst meine Uhr trotz ihres Doppelgehäuses. Der Wind trocknete in einem Augenblick meine Wassersäcke aus, verdampfte meinen ganzen Branntweinvorrath und trocknete meine Reptilien aus, die in hermetisch verschlossenen Weingeistflaschen sich befanden. Jeder Windstoß war glühend, und schien aus einem stark geheizten Ofen zu kommen. Ich hoffte, dieser Zustand der Dinge werde nicht lange dauern, und setzte meine Reise während der Nacht fort, aber der Wind trat regelmäßig alle Tage zu derselben Zeit ein. Meine Kräfte schwanden hin, ich konnte nur in der Nacht ein wenig essen; mein Bedienter war noch kränker als ich und konnte sich kaum auf seinem Kamel halten. Ich erkannte, daß es Unbesonnenheit wäre, weiter gehen zu wollen, und eilte nach den Bergen, um so schnell ich konnte Persien zu erreichen."

So kam er durch das Innere von Laristan nach Schiras zurück, und hatte trotz seiner Schwäche den Muth, den Berg Ghenau zu erforschen, wo er zwar nur wenige Pflanzen fand, aber durch die reine Luft der Höhen wieder Kräfte gewann. Weiterhin empfingen ihn die Einwohner an mehreren Orten mit Zischen und Geschrei, warfen sogar Steine nach ihm und bestahlen ihn. So kam er halb todt nach Schiras. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, ging er, stets Pflanzen sammelnd, weiter nach Ispahan, welches er nur mit großer Anstrengung erreichte. Die sorgfältige Pflege der guten Väter in Dschulfa und des Doctors Bertoni vermochten nicht ihn herzustellen. Sein Zustand verschlimmerte sich täglich, und seine durch so viele Stöße erschütterte Körperconstitution war unwiederbringlich zerrüttet. Doch hoffte er noch auf seine Wiederherstellung, denn er schrieb an einen seiner Freunde, daß seine Kräfte von Tag zu Tag sich mehrten, und machte Reiseprojecte für das nächste Jahr.

In einer solchen Frist, welche ihm die Krankheit ließ, hatte er noch den Muth am 5 Julius einen Ausflug ins Land der Bachtiaris zu unternehmen, wohin er sich früher schon gewagt hatte; er hoffte, daß die Luft der Berge ihm zuträglich seyn würde. Am 8 schleppte er sich noch nach einer der Höhen des Dalinkoh, am 9 aber rieth ihm einer der Häuptlinge des Landes, an denen er Briefe hatte, ab, weiter zu gehen, weil die Wege nicht sicher seyen. Traurig kehrte er nach dem Kloster von Dschulfa zurück, um es nicht mehr zu verlassen. Seine Krankheit machte rasche Fortschritte, und am 6 October starb er in den Armen des Dr. Bertoni und des Pater Derderian.

Die Arbeiten Aucher d'Eloy's wären vielleicht trotz ihrer Wichtigkeit unbekannt geblieben, wenn nicht Graf Jaubert alle Schriften des unglücklichen und unerschrockenen Reisenden gesammelt und zum Druck befördert hätte. Leider sind seine Tagebücher aus den ersten drei Jahren seiner Reisen sehr kurz, und erst später werden sie umständlicher. Als seine ersten Sammlungen in Frankreich anlangten, ersah man alsbald, welchen Vortheil von einem solchen Reisenden zu ziehen sey. Hr. Ad. Brongniart übernahm einen Theil seiner Sammlungen, und war fortwährend bemüht, solche zu verkaufen. Hr. de Candolle war erstaunt über die Zahl und Wichtigkeit der neuen Arten, mit denen Aucher d'Eloy sein neues Werk (Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis) bereicherte. Beide vereinten sich, um ihm Unterstützung von dem Museum der Naturgeschichte und dem Minister des öffentlichen Unterrichts zu verschaffen. Ein Theil dieser Gelder kam ihm auf seiner letzten Reise noch zu, der Rest aber kam zu spät.

Durch den Themsetunnel passirten vom 25 März 1843 bis zum 5 März 1844 2,038,477 Personen, die jede zu einem Penny ein Einkommen von 8478 Pfd. 2 Sch. 8 D. abwarfen. (Examiner, 9 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1844.

Meteorologie aus den Sternschnuppen.

Wir haben schon vor einigen Tagen (s. Nr. 80) eines Vortrags von Coulvier-Gravier in der Sitzung der französischen Akademie am 19 Februar erwähnt, und kommen hier darauf zurück, da die Wichtigkeit dieser Entdeckung für die Meteorologie sich, nachdem einmal die Grundlage festgestellt ist, bald entwickeln muß. Zugleich scheint diese Entdeckung die Frage lösen zu müssen, ob die Sternschnuppen unserer Erdatmosphäre oder dem Weltraum angehören, und in welcher Entfernung von unserer Erde die Region der Sternschnuppen sich befindet, und was es mit den fast periodisch wiederkehrenden, sehr zahlreichen Sternschnuppen, besonders in den Nächten vom 10 bis 13 November für eine Bewandtniß hat. Hr. Coulvier-Gravier äußert sich in seinem Vortrag folgendermaßen: „Die Akademie erinnert sich ohne Zweifel der verschiedenen Mittheilungen über das Vorauserkennen der verschiedenen atmosphärischen Aenderungen aus der Richtung der Sternschnuppen. Mehr als zwanzig Jahre einer angestrengten Arbeit waren nöthig, um zu dieser Kenntniß zu gelangen. Erst im Jahre 1833 bin ich darauf gekommen, und wollte noch abwarten, daß eine siebenjährige Erfahrung die Entdeckung dieser Kenntniß der atmosphärischen Wechsel bestätige, ehe ich sie der Akademie mittheile. Bis zum Jahre 1840 hatte ich kein Journal meiner Beobachtungen gehalten, denn mein Gedächtniß genügte mir. Arago aber munterte mich damals durch die Rathschläge, welche er mir gab, dazu auf. In meiner ersten Mittheilung am 19 October 1839 bemerkte ich, daß in regelmäßigen Zeiten, d. h. wenn die Richtung der Sternschnuppen nicht von Tag zu Tag, noch weniger von Stunde zu Stunde oder selbst von Viertelstunde zu Viertelstunde wechselt, die bevorstehende atmosphärische Aenderung um drei, vier und selbst auf fünf Tage voraus zu bestimmen sey."

Der Sprecher ging nun die meteorologischen Wechsel der zwei letzten Jahre durch, und zeigte namentlich, daß der Barometer die Stürme und andere Wetterveränderungen sehr häufig nicht genügend, oder wenigstens nicht lange genug voraus angezeigt habe; daß die Schiffer sich darnach hätten richten und manches Unheil vermeiden können. Hierauf schließt er mit den Worten: „Hieraus folgere ich, daß nicht bloß die großen Winde und Stürme, sondern auch Kälte, Hitze, Windstille, Regen und schönes Wetter sich voraussehen lassen aus der Richtung der Sternschnuppen; alle Zeichen, die sie geben, sind bedeutend und haben ihre Wirkung. Nach den zahlreichen Beweisen, die unter meinen Augen vorgingen, kann ich sagen, daß auch nicht Eine Sturmsternschnuppe, so schwach sie auch erscheinen mochte, nicht den Verlust irgend eines Fahrzeugs veranlaßt habe, wenn man gleich in Bezug auf diese schwächern Sterne nicht geradezu behaupten kann, ob die durch die Kraft der Strömungen veranlaßten Windstöße oder Stürme dieses oder jenes Land besonders treffen werden; anders ist dieß mit den eigentlichen Sturmsternen, deren Lauf sehr bestimmt ist, und mit den Stürmen, welche ich als solche vom ersten Rang bezeichnete, die auf einem großen Theil der Erdkugel herrschen, und welche die Erscheinung eines einzigen dieser Sterne, 72 und manchmal mehr Stunden, nachdem letztere erschienen, unvermeidlich macht, während der Barometer erst 36 Stunden später zu sinken beginnt, ohne daß man errathen kann, wo derselbe anhalten wird, so daß er kein bestimmtes Anzeichen gibt. Ich habe in meiner frühern Mittheilung und namentlich in einer Theorie, die ich kürzlich Hrn. Arago übergab, bewiesen, welche Macht die oberen Strömungen auf das Steigen und Fallen des Barometers ausüben; die Barometer haben immer Recht, selbst wenn man sie der Untreue anklagt, wie ich und andere thaten, als ich noch nicht die Ursachen ergründet hatte, welche ihnen ein bestimmtes Verhalten anweisen, gegen das sie nichts vermögen. Wenn ich nach zwanzigjährigen Beobachtungen, Anstrengungen und Nachtwachen die Sicherheit geben kann, alle bevorstehenden atmosphärischen Aenderungen aus der Richtung und der Art der Sternschnuppen drei bis vier Tage voraus sagen zu können, so glaube ich dem Seewesen und dem Ackerbau einen Dienst geleistet und um mein Vaterland mich verdient gemacht zu haben."

Columbia.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenzeit war die Revolution auch in Neu-Granada ausgebrochen. Im Julius 1810 hatte sich zu Santa Fé de Bogota eine Junta gebildet, an deren Spitze zuerst, wie bereits oben gemeldet, Don Amar, der spanische Vicekönig, stand. Diese Junta anerkannte zuerst die Regentschaft von Spanien. Bald nachher aber schöpften ihre Glieder Verdacht gegen den Vicekönig und die übrigen Kronbeamten, setzten dieselben ab und sandten sie über Cartagena nach Spanien. Jetzt wurde in der Hauptstadt ein Congreß zusammen gerufen, um während der Gefangenschaft des Königs eine provisorische Regierung einzusetzen. Neun Provinzen: Tunja, Pampiona, Casanare, Cartagena, Socorro, Antioquia, Choco, Neyva und Mariquita erklärten sich für die Revolution. In der Provinz Martha behielten die Spanier die Oberhand; in Popayan gelang es dem spanischen Gouverneur, die Junta aufzulösen und eine Anzahl Truppen zu sammeln, mit welchen er sogleich nach der Hauptstadt aufbrach, um die Junta von Santa Fé auseinander zu treiben; 2½ Meilen von Popayan kam es zwischen diesen Truppen und dem von der Junta von Santa Fé abgesandten Heere zu einem Treffen, in welchem die Königlichen geschlagen, der Gouverneur Tacon selbst aber zur Flucht genöthigt wurde. In Pastos durch die von ihm freigelassenen Sklaven verstärkt, wagte letzterer es noch einmal, die königliche Flagge aufzupflanzen, mußte aber vor dem vereinten Heere der Junten von Quito und Popayan nach San Buenaventura entfliehen, und wurde endlich gegen Ende des Jahres 1811 von General Rodriguez gänzlich aufgerieben.

Die Regentschaft von Spanien sandte jetzt zwei geborne Amerikaner, Don A. Villavicencio und Don C. Montufar, nach Granada, um wo möglich die aufrührerische Provinz zum Gehorsam zurückzuführen; aber bei ihrer Ankunft waren die Angelegenheiten bereits zu sehr verwickelt, als daß von ihren Bemühungen der erwünschte Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Montufar langte am 2 August 1810, zwei Tage nach der Niedermetzelung der politischen Gefangenen durch die königlichen Truppen aus Lima an. So groß war die Wuth des Volkes über diese empörende Grausamkeit, daß der Pöbel mit Stöcken und Messern über die Soldaten herfiel und die spanischen Behörden es für rathsam fanden, eine allgemeine Amnestie zu proclamiren, und den Truppen zu befehlen, die Stadt zu verlassen.

Im September 1810 erließ die Junta von Cartagena ein Manifest, worin sie die Union aller Provinzen in eine Föderativregierung anempfahl, und die Bande, welche das Land an Spanien knüpften, durch die Resignation von Bayonne für aufgelöst erklärte. Unglücklicher Weise sahen mehrere Provinzen darin ein Recht, sich von jeder Regierung unabhängig zu machen — ein Umstand, der noch während des Kampfes um Unabhängigkeit zu innerlichen Unruhen und zum Bürgerkrieg führte. Mompox, ein Departement von Cartagena, pflanzte zuerst die Fahne der gänzlichen Unabhängigkeit auf, aber eine cartagenensische Streitmacht unter Don R. Ayos zwang sie bald zur Unterwerfung. Andere Provinzen waren indeß dem Beispiele von Mompox gefolgt, oder waren wenigstens bereit ihm zu folgen, so daß man es für klüger hielt, die erste Congreßsitzung zu verschieben. Erst am 27 November 1811 vereinigten sich die Deputirten von Pampiona, Tunja, Neyva, Cartagena und Antioquia in Santa Fé de Bogota zur Annahme einer Föderativ-Verfassung. Die Provinz Cundinamarca weigerte sich jedoch, dem Ausspruch des Congresses gemäß die Münze auszuliefern, und entwarf für sich eine neue Constitution, die am 17 April 1812 zu Santa Fé de Bogota (der Hauptstadt von Cundinamarca) ratificirt wurde. Die Stadt, wo der erste Föderativ-Congreß zusammen gekommen, war also auch die erste, die, wie der nordamerikanische Consul Hr. Warden in seinen „Outlines of the Revolution in South America“ sehr richtig bemerkt, die Fackel der Zwietracht in das neue Gebäude warf, und die eben errungene Freiheit von neuem bedrohte. Die neue Separatconstitution von Cundinamarca war eine constitutionelle Monarchie mit einem Präsidenten als oberstem Vollzieher der Gesetze bis zur Freilassung König Ferdinands VII. Dieser gänzlich unhaltbare Plan mußte natürlich bald aufgegeben werden, und es schlug der Präsident der Regierung von Cundinamarca, Don J. Lozano, selbst den Provinzen von Neu-Granada den Plan vor, das ganze Reich in vier gleiche Theile zu theilen, und diese sodann in eine Föderativ-Republik zu vereinen. Diesem widersetzten sich die Junta von Cartagena und der in Ibagua — wohin man sich seit dem Widerstande von Cundinamarca geflüchtet hatte — seine Sitzungen haltende Föderativ-Congreß der oben angegebenen Provinzen. Lozano nahm hierauf seine Entlassung, und an seine Stelle trat Don A. Narino, welcher sich für eine mehr monarchische Verfassung entschied. Ihm stimmten die Provinzen Mariquita, Neyva und Socorro bei; aber statt zu debattiren oder zu versuchen sich gegenseitig zu überzeugen, wie dieß die aus englischem Blute entsprossenen Nordamerikaner bei Annahme ihrer Föderativ-Verfassung thaten, griff man zu den Waffen, und überließ die Entscheidung der Lebensfrage der Republik den Soldaten. Die Truppen von Cundinamarca erklärten sich für den Congreß und gegen Narino. Im Frühjahr von 1812 kam es zwischen den Congreßtruppen und den Soldaten Narino's bei Paloblanco zu einem Treffen, in welchem letzterer aufs Haupt geschlagen wurde. In Folge dieses Ereignisses unterwarfen sich die Provinzen Neyva und Mariquita dem Congreß. Ein zweites glückliches Treffen bei Ventaquemada erlaubte den Congreßtruppen bis nach Santa Fé de Bogota vorzurücken und die Stadt zu belagern. Jetzt wollte Narino abdanken, und schlug den Belagerern vor, Neu-Granada zu verlassen, wenn man Leben und Eigenthum der Einwohner in Schutz nehmen wolle. Diese bescheidene Bedingung wurde jedoch nicht angenommen und sofort zum Sturm geschritten, der aber von den zur Verzweiflung gereizten Bürgern mit Tapferkeit zurückgeschlagen wurde. Eine einzige Division un-

ter Girardot entkam nach Tunja. Ein Siegesdenkmal in Santa Fé verewigt jetzt noch das Andenken an diesen schmählichen Bürgerkrieg. Hätten die Columbier es damals mit einem andern Feinde zu thun gehabt, so ist mehr als wahrscheinlich, daß sie so unter sich zerrissen eine leichte Beute des Siegers geworden wären. Was wäre jetzt der Zustand der nordamerikanischen Colonien, wenn vor der Niederlage des Generals Burgoyne bei Saratoga, oder der Gefangennehmung des Generals Cornwallis bei Yorktown die Staaten von New-York, Pennsylvanien und Massachusetts sich wechselseitig angefeindet und bekriegt hätten?

„Die Noth," sagt das Sprüchwort, „lehrt beten," und so ging es endlich den Rebellen von Neu-Granada. In der Provinz Quito (Ecuador) war die revolutionäre Junta von der königlichen Armee von Cuenca bedroht, die, von dem dortigen Bischof angeführt, sich das „Heer des Todes" nannte. Die Truppen der Junta unter Montufar waren von den Königlichen geschlagen, und bereits am 12 Nov. 1812 war Montes an der Spitze der königlichen Truppen von Lima zum zweitenmal in Quito eingezogen. Ein Fünftel der Bevölkerung wurde grausam ermordet, und das ganze Land rings umher verwüstet. Ein Theil der Truppen brach unter Don N. Samano nach Santa Fé auf. Jetzt erst stellte die nahe Gefahr die Einigkeit in Neu-Granada her. Narino wurde — dieß ist immer das letzte Mittel einer factiosen Bevölkerung — von beiden Parteien zum Dictator erwählt. Das Heer der vereinigten Provinzen belief sich auf 8000 Mann, und an seiner Spitze brach jetzt Narino gegen die Königlichen unter Samano auf. Bei El Alto del Palace kam es zur Schlacht. Die Königlichen mußten sich bis Tumbo, 4 Meilen hinter Popayan zurückziehen, von wo sie verstärkt wieder nach Popayan aufbrachen und zu Calivia sich verschanzten. Hier wurden sie von den Patrioten nochmal angegriffen und nach verzweifeltem Widerstand zum Rückzug gezwungen. Narino zog jetzt mit dem Kern seiner Truppen nach Pastos, 50 Meilen von Popayan durch Schluchten und über Abgründe, die den Königlichen, welche indeß Verstärkungen aus Quito an sich gezogen hatten, und von einem neuen spanischen General Aymeric befestigt waren, als Festungen dienten, und das Vordringen der Sieger ungemein erschwerten. Narino schlug die Königlichen bei El Alto de Juanambu, Los Tacines und Arando, verlor aber dabei seine besten Truppen und viele der ausgezeichnetsten Officiere. Ganz in der Nähe von Pastos endlich gelang es den Königlichen im Junius 1814 durch eine Kriegslist den von Narino selbst commandirten Vortrab der Patrioten zu überfallen und Narino selbst gefangen zu nehmen. Die meisten Gefangenen wurden hingerichtet, der Dictator aber nach Spanien gesandt. So groß war die Bestürzung über diese unvorhergesehene Wendung der Dinge unter den Patrioten, daß General Cabal, welcher im Commando folgte, nur mit Mühe seinen Rückzug nach Popayan bewerkstelligen konnte, und die Sache der Republik unwiederbringlich verloren schien.

Während das Schicksal den Patrioten in Neu-Granada wenig günstig zu seyn schien, zertrümmerte ein unerwartetes Ereigniß die Hoffnungen der amerikanischen Partei in Venezuela, und stellte dort von neuem die Gewalt der Spanier her. Am 26 März 1812 (es war gerade der grüne Donnerstag) zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittag, als das Volk gerade in den Kirchen auf den Knien lag und das Militär und die Bürgersoldaten Spalier bildeten, legte ein Erdbeben den größten Theil der Städte Caracas, La Guaira, Mayquetia, Merida, San Felipe, Barquisimeto, Valencia und Victoria in Trümmer. Nahe an 20,000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Die Geistlichkeit ermangelte nicht, diesen schrecklichen Vorfall als eine Strafe des Himmels zu erklären, welche die Rebellen träfe, die sich gegen ihren rechtmäßigen König empört hatten. Volk und Soldaten fielen schaarenweise von der constitutionellen Regierung ab; das vom Congreß ausgegebene Papiergeld, das bis jetzt Curs gehalten hatte, fiel auf die Hälfte des nominellen Werthes, und man sah sich genöthigt, die oberste Militärgewalt in die Hände des Generals Miranda zu legen. Dieser rückte nun an der Spitze von zweitausend Mann den durch den Aberglauben des Volkes neuerdings ermuthigten Spaniern unter Monteverde entgegen. Dieser war bei Araure auf ein Detaschement Republicaner gestoßen, das aber sogleich zu den Königlichen überging. Auf diese Weise verstärkt, theilten sich die Königlichen in zwei Theile, wovon einer Barinas, der andere San Carlos angriff. Letzterer Ort fiel durch den Uebergang der republicanischen Reiterei; bald darauf besetzten die Spanier auch Barinas. Monteverde zog jetzt gegen die Hauptstadt Caracas. General Miranda der sich jetzt von allen Seiten entblößt sah — die republicanische Armee am Orinoco hatte durch den Uebergang bedeutend gelitten, und war durch das Erdbeben und die Kunde von dessen Folgen zu sehr entmuthigt — räumte jetzt Valencia und besetzte mit dem kleinen Heere, das ihm getreu geblieben, den Gebirgspaß von La Cabrera. Aber derselbe Aberglauben, der das Volk von der Republik abfallen ließ, bewog es auch dieselbe zu verwerfen. Die Gebirgsbewohner wiesen den Spaniern einen andern, obwohl beschwerlichern Weg, auf welchem sie die Stellung Miranda's umgingen und ihn zwangen, sich in die Stadt Vidorea, zehn Meilen von Caracas, zu werfen. Die Königlichen folgten ihm auf dem Fuß und griffen am 30 Junius die Stadt an, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Von neuem schien der Unabhängigkeit von Südamerika ein Hoffnungsstern zu leuchten, als ein neues, unerwartetes Unglück über die Patrioten hereinbrach. Die spanischen Gefangenen in Porto Cavello hatten sich durch Verrath des wachthabenden Officiers des Schlosses und der Citadelle bemächtigt und Simon Bolivar, der Commandant des Hafens, es für unmöglich haltend, letztere mit Sturm zu nehmen ohne die Stadt zu zerstören, zog vor, sich mit seinen Officieren nach La Guera zurückzuziehen. Der Fall von Porto Cavello öffnete den Königlichen die Verbindung mit dem Meere und versah sie mit Waffen und Mundvorräthen, die früher aus einer Entfernung von mehr als 80 deutschen Meilen herbeigeschleppt werden mußten. Caracas konnte sich jetzt

nicht länger halten, die Spanier in der Stadt waren bereit zum Ausbruch und am 6 Julius kam eine Capitulation zu Stande, in der die Patrioten die von den Cortes für Spanien entworfene Constitution anzunehmen versprachen, Monteverde aber Sicherheit der Personen und des Eigenthums ohne Rücksicht auf früher gehegte Meinungen und freie Auswanderung aus Venezuela angelobte. Gleich darauf rückten die Spanier in die Stadt ein. Miranda mit vielen Officieren schiffte sich nach La Guera ein, wo sie der Militärcommandant verhaften und nach Spanien abführen ließ. Die gebornen Amerikaner wurden erst im Jahre 1816 auf Verwendung der brittischen Regierung freigelassen; von den gebornen Spaniern kamen die meisten in den Gefängnissen von Ceuta um.

(Fortsetzung folgt.)

Die Veste Gwalior.

Stocqueler gibt in seinem „Handbuch Indiens,“ das so eben erschienen, folgende Schilderung dieser durch die neuesten Ereignisse merkwürdig gewordenen Veste:

Südlich von Agra in einer Entfernung von 71 Meilen steht Gwalior, der Sitz der alten Herrschaft Scindiahs. Man nähert sich der Stadt auf einem Fußpfad über etliche unbedeutende Höhen, von denen aus sie sich unterhalb der riesenhaften Veste, die sich in ihrer Mitte völlig schroff erhebt, sehr vortheilhaft mit ihren zwischenliegenden Gärten und Minarets darstellt. Die Vorstädte sind unbedeutend und die Stadt hat keine Mauer, dagegen sind die parallelen Straßen durch starke Portale untereinander verbunden, die man nach Gefallen schließen und somit die Stadt gegen einen irregulären Angriff vertheidigen kann. Diese Portale sind ausnehmend elegant, obgleich sie eine Mischung von moderner und Hindubauart bilden. Die Thore selbst bestehen aus einem steinernen Architrav, der auf verzierten Steinsäulen ruht; darüber erhebt sich der spitzige saracenische Bogen und oberhalb sind zierliche Arabeskenbasreliefs. Die Stadt selbst bietet außer der großen Moschee nichts Besonderes dar, um so merkwürdiger ist aber die Veste, welche in älterer Zeit zum Gefängniß für Staatsgefangene, namentlich für Prinzen von der Familie der Großmoguls diente. Die Welt enthält wohl keinen zweiten gleich prächtigen Bau, als die lange Linie alter gothischer Thürme mit dem überhängenden Steilabsturz. Jahrhunderte haben sie ausgedauert, aber sie stehen noch in ursprünglicher Schönheit und Stärke da. Es ist nicht möglich, ohne Pinsel und Farben einen richtigen Begriff von dieser erstaunlichen Veste zu geben. Der Felsen, auf welchem sie steht, ist völlig lothrecht, besteht aus Sandstein und läuft um den ganzen Umkreis der befestigten Höhe. An der einen Seite schwinden die Festungsmauern und Thürme vergleichungsweise zur Unbedeutenheit hin wegen des unmittelbaren Contrasts mit der Masse, auf der sie stehen, auf der andern Seite aber sind sie von den schönsten Verhältnissen und der zierlichsten Form, eine lange Reihe runder durch gleich hohe Courtinen verbundener Thürme mit kleinen gemauerten Kuppeln darüber; das Ganze zeigt Schießscharten für kleines Gewehr und grobes Geschütz, so wie eine Menge Glasfenster, welche beweisen, daß hier auch eigentliche Wohnungen und nicht bloß Casernen sind; das Mauerwerk ist mit verglasten Ziegeln geschmückt, die, was auch ihr Effect gewesen seyn mag, als sie noch neu waren, jetzt nur noch die Farbe des Alters tragen. Der ganze Umfang dieser Mauern und Thürme beträgt etwa 3 (englische) Meilen und bildet ein längliches Rechteck. Der obere Theil ist, wie gewöhnlich bei der Sandformation, nahezu flach. Die Höhe des Steilabsturzes beträgt 200 Fuß, vom Fuß dieser Höhe bis zu der Fläche der Stadt ist es noch 200 Fuß weiter, so daß die Veste sich um 400 Fuß über die Stadt erhebt. Am steilsten Theil des Felsens gegen Norden und Nordosten sind mehrere Höhlen, die wahrscheinlich durch unterirdische Galerien mit dem Innern in Verbindung stehen. Eine namentlich enthält ein riesenhaftes Bild von Pars Nath, das man deutlich von unten auf sieht. Diese Höhlen scheinen mehr als Tempel und nicht zu kriegerischen Zwecken gedient zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1844.

Ein Besuch in der Stadt und Insel Amoy.

(Aus dem Schreiben eines Engländers. Athen, 9 März.)

Dieser Ort hat etwa die Größe einer Stadt dritten Ranges in England, aber die Bevölkerung muß unermeßlich seyn, da die Straßen so eng und so mit Menschen angefüllt sind. Es ist eine der schmutzigsten Städte, die ich je in China oder sonstwo sah; allenthalben stößt man auf die unangenehmsten Gerüche, welche einen fast zwingen nach dem Ufer oder den Vorstädten zurückzuweichen. Allenthalben sieht man Kohlenfeuer brennen, an denen Speisen jeder Art gekocht werden, und so kann man sich die Gerüche in den schmalen gedrückten Straßen denken. Die eigentliche Stadt hat eine regelmäßige Mauer und Befestigungen, ist aber klein und hat wenige Einwohner im Vergleich mit den andern Theilen der Stadt: sie ist indeß offener und reinlicher, obgleich man auch hier auf sehr schmutzige Plätze stößt. Die Vorstädte sind nicht übel, aber die Straßen bloße Fußpfade, da die Chinesen hier nie einen Wagen oder Karren fahren; sie scheinen sämmtlich Fußgänger, und nur einige wenige mögen hie und da reiten, indem ich einen Stall sah, der einem vornehmen Mandarinen gehörte und etliche plumpe Pferde enthielt. An einem Bergabhang etwas außerhalb der Stadt stieß mir zu meinem Erstaunen ein ausgedehnter Begräbnißort auf, der, was ich sonst in China noch nie sah, ganz regelmäßig einen weiten, allenthalben sehr angefüllten Platz einschloß. Dieß gibt einen Begriff von der starken Bevölkerung der Stadt, denn natürlich wird eine große Anzahl Leichen weit in die Berge hineingeführt und dort nach der gewöhnlichen chinesischen Weise begraben.

Nach der großen Anzahl Schiffe und Dschunken zu schließen, welche hier der Stadt gegenüber vor Anker liegen, ist der Handel bedeutend. Als ich mich im Monat September (1843) hier befand, lagen etwa ein Dutzend, meist englische Schiffe und einige hundert große chinesische Dschunken im Hafen. Opium, Baumwolle, Twist und englische Tücher scheinen die Hauptgegenstände des fremden Handels, und werden von den einheimischen Kaufleuten die Flüsse aufwärts in das Land hinein verführt. Die Dschunken treiben einen sehr starken Handel mit Formosa und den verschiedenen Städten an der Ostküste.

Während meines Aufenthaltes hier machte ich fortwährend Reisen ins Land hinein, ging manchmal in einem „Sanpan" (kleinen Boot) weit die Flüsse hinauf und streifte dann im benachbarten Lande umher. Häufig kam ich auf diesen Ausflügen an kleine Städte und Dörfer, ging aber gerade darauf zu und wurde, wenn ich darin war, mit der größten Höflichkeit empfangen. Die Eingebornen sehen indeß augenscheinlich den „Fan-Kwei" (fremden Barbaren) nicht gern in die Nähe ihrer Wohnungen gehen, und selbst die Kinder äußerten Furcht, welche sich aber mit etwas Tact und Geschicklichkeit überwinden ließ. Mehrmals fürchtete ich einen feindseligen Empfang, und einmal tönten von allen benachbarten Höhen herunter die Worte: „Milei san pan so kei!" (Geh nach deinem Boot, Freund.) Da ich aber schon bei früheren Gelegenheiten gefunden hatte, daß es das beste sey gerade auf sie los zu gehen, so that ich es auch dießmal und fand sie nach fünf Minuten in bester Laune, obwohl ich nur wenige Worte von ihrer Sprache verstand. Die alten Leute boten mir ihre Pfeifen an, und die Knaben liefen fort, um mir Blumen zu suchen. Immer indeß zeigten die Kinder eine gewisse Abneigung, mich den Dörfern näher gehen zu lassen, wenn ich mich aber nichts darum kümmerte, eilten sie voraus, so daß, wenn ich ankam, die Einwohner sich von allen Seiten versammelten, um den „Fan-Kwei" zu betrachten. Selbst die Frauen mit ihren kleinen Füßen befanden sich unter der Menge, und die Schüchternen schauten wenigstens hinter den Ecken und Thüren hervor. Eines Tages setzte ich mich, weil es ausnehmend heiß war, unter einigen Banianenbäumen, die meistens in der Nähe von Dörfern stehen, und bald war ich von etlichen hundert Personen jeden Geschlechts und Alters umgeben, welche die größte Neugierde zeigten. Meine Kleider und alles andere wurden in der besten Laune kritisirt, und einige untersuchten sogar meine Taschen, während andere meinen chinesischen Bedienten über mich ausfragten. Die allgemeine Meinung schien hier und anderswo

zu seyn, ich sey ein Arzt, und man fragte mich häufig um Rath. Mütter brachten mir ihre Kinder, um sie von Hautkrankheiten heilen zu lassen, denen sie sehr unterworfen scheinen, und ich machte Verordnungen, so gut ich konnte und die wenigstens gewiß nicht schadeten. Ich glaube, man hat mich in diesen Dörfern ziemlich gern gesehen, und ich habe wenigstens mein Scherflein beigetragen, um künftigen Reisenden den Weg zu bahnen und den Chinesen eine bessere Meinung von den Fan-Kweis beizubringen, als man bisher den Kindern einzuflößen pflegte.

Die Insel Amoy ist sehr bergig und die Berge dürrer und unfruchtbarer, als ich sie irgend sonst in China oder anderswo gesehen; nichts als kahle Felsen oder Kiessand, fast so hart wie Stein und ohne eine Spur von Vegetation. Da und dort in Schluchten und Thälern sind vergleichungsweise fruchtbarere Felsen, und diese sind mit süßen Kartoffeln, Erdnüssen, Reis und dergleichen bepflanzt.

Columbia.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Republik gestürzt und die spanische Regierung gegen jede Gefahr sicher gestellt, so waren auch die Bedingungen der Capitulation vergessen. Den Rebellen war man keine Treue schuldig — „sie hätten gar kein Recht einen Vertrag zu schließen u. s. w." Alsbald füllten sich die Gefängnisse, und als diese nicht genug Raum hatten, ganze Straßen mit politischen Gefangenen. Jeden Tag fanden Hinrichtungen statt, und dennoch beklagte der spanische Kriegsminister in seinem Bericht von 1813 an die Cortes „die Milde, mit welcher man die Insurgenten in den amerikanischen Provinzen behandle." Dieses treulose Verfahren der Spanier und die Unterdrückungen, die sie sich von neuem zu Schulden kommen ließen, reizten das Volk neuerdings zum Aufruhr. Don A. Marino stellte sich an die Spitze der Rebellen von Cumana und überrumpelte die Stadt Maturin; Monteverde eilte selbst zum Angriff herbei, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Jetzt erst begann die glorreiche Laufbahn Simon Bolivars, des Befreiers von Venezuela. Dieser hatte sich, wie wir oben bemerkt, nach dem Verrath von Porto Cavello nach La Guira eingeschifft. Unzufrieden mit der Capitulation Miranda's, erhielt er von Monteverde als besondere Gunstbezeugung die Erlaubniß nach Curaçao gehen zu dürfen, von wo aus er nach Cartagena sich begab. Von der dortigen Junta mit dem Commando über eine kleine Anzahl Truppen bekleidet, vertrieb er die Spanier von den Ufern des Magdalenenstroms und rückte gegen Ocana vor. Mittlerweile erhielt er vom Congreß zu Tunja eine Verstärkung von 600 Mann, um den Krieg in das Territorium von Venezuela hinüber zu spielen, womit sich die junge Republik von Neu-Granada am besten den Rücken zu decken hoffte.

Mit diesem kleinen Heere ging Bolivar über die Anden und schlug die Königlichen bei Cucuta und La Grita. Einer seiner Offiziere, Nicolaus Bricano, erhielt den Auftrag in die Provinz Barinas einzurücken, wurde aber gefangen und nebst sieben andern Officieren und mehreren der angesehensten Bürger von Barinas hingerichtet. Das erbitterte Bolivar so sehr, daß er gelobte, von nun an keinem spanischen Gefangenen das Leben zu schenken. Von diesem Augenblick hieß der Freiheitskampf „guerra a muerte."

Die Grausamkeiten der Spanier hatten das Volk so empört, daß jetzt Tausende der Fahne Bolivars folgten. Die Königlichen wurden bei Niquitao, Betisoque, Carache, Barquisemeto, Barinas und Lostaguanes geschlagen; Monteverde selbst entfloh nach Porto Cavello, Caracas selbst capitulirte und am 4 August 1813 zog Bolivar in die Hauptstadt von Venezuela ein.

In der Zwischenzeit hatte Monteverde in Porto Cavello Verstärkungen aus Spanien erhalten, und griff die Patrioten bei Aguacaliente an, verlor aber dabei den besten Theil seiner Truppen und mußte sich schleunigst nach Porto Cavello zurückziehen. Hier legte er das Commando nieder, das nach ihm Saloman und später Isturta übernahm. Von nun an überboten Spanier und Patrioten einander an Grausamkeit, und es kam dabei zu Gräuelthaten und Blutscenen, wie sie seither nur der spanische Revolutionskrieg ausbrütete. Bolivar verlangte einen Austausch der Gefangenen; der spanische Commandant ließ den Parlamentär mit Ketten beladen ins Gefängniß werfen, und befahl die gefangenen Patrioten bei dem nächsten Angriff vor die Fronte der Spanier zu stellen. Bolivar that ein Gleiches mit den gefangenen Spaniern; hierauf ließ Isturta vier gefangene Patrioten im Angesicht der Patrioten erschießen. Kurze Zeit nachher fiel Porto Cavello in die Hände Bolivars, aber die Spanier flüchteten sich in die Citadelle, und hielten diese trotz aller Mühseligkeiten, Mangel an gesunden Nahrungsmitteln u. dgl. bis zum 1 Dec. 1813.

Zum zweitenmal hatten jetzt die Patrioten gesiegt; aber das Schicksal wollte, daß das unglückliche Venezuela noch einmal in die Hände der Spanier falle. Spanien wendete trotz seines unglücklichen Krieges gegen Frankreich seine ganze Kraft auf die Wiedereroberung seiner südamerikanischen Colonien. Zu Porto Rico waren neuerdings Verstärkungen eingetroffen, welche die Königlichen in den Stand setzten noch einmal die Offensive zu ergreifen. Eine königliche Armee fiel in die Provinz Caracas ein und schlug die Patrioten bei Barquisimeto, Bolivar hingegen schlug und zerstreute die Spanier bei Virigima, Barbula und Araure. Hierauf legte er seine dictatorische Gewalt in die Hände eines von ihm selbst (Januar 1814) zusammengerufenen Congresses nieder, wurde aber von diesem in Betracht der noch immer kritischen Lage der Republik zum zweitenmal als Dictator anerkannt. Jetzt blieb den Spaniern kein anderes Mittel übrig, als die Sklaven von Venezuela gegen ihre Herren zu empören und den Bürgerkrieg in seiner scheußlichsten Gestalt zu entzünden. Eine Menge von Emissären wurde zu diesem Ende in die Provinzen gesandt, die Sklaven aber wurden reichlich mit Waffen- und Kriegsvorräthen versehen und von den königl.

Truppen zu Porto Cavello, Coro und Maracaibo überdieß nach Kräften unterstützt. Bald hatten Pey und Paloma (ein Neger) ein furchtbares Heer von freigelassenen Sklaven, an deren Spitze sie in Guiana einfielen und die empörendsten Grausamkeiten begingen. Boves und Rosette, zwei andere Sklavenanführer, fielen in die Thäler von Tuy und Aragua, und bezeichneten ihren Weg mit dem Blute wehrloser Weiber und Kinder; kein Mensch wurde verschont, der sich nicht ihnen anschloß.

Das Heer dieser Sklaven war jetzt auf 8000 Mann angewachsen und hatte bereits Victoria und Ocumare (6 Meilen von Caracas) genommen und geplündert. Eine andere Abtheilung hatte Barinas unterworfen und vereinigte sich im Februar 1814 mit Boves; die Streitkräfte Bolivars waren dieser Macht nicht gewachsen, und er befürchtete überdieß einen Aufstand der Königlichen in Gemeinschaft mit den gefangenen Officieren in Caracas und La Guira. Durch die verübten Gräuelthaten der Spanier und die herannahende Gefahr zur Verzweiflung gebracht, befahl er jetzt die Hinrichtung der spanischen Gefangenen, und 800 derselben fielen an Einem Tage. Der Commandant von Porto Cavello ließ auf diese Nachricht sogleich alle gefangenen Patrioten, mehrere hundert an der Zahl, über die Klinge springen. Bolivar rückte jetzt gegen Boves und schlug ihn bei Victoria; Rivas schlug Rosette am Tuy, und Yanes, ein anderer Sklavenhauptmann, wurde ebenfalls mit dem größten Theil seiner Truppen zusammen gehauen. Aber in diesen Gefechten verlor Bolivar den besten Theil seiner Truppen, und Boves und Rosette, welche indessen Verstärkungen an sich gezogen hatten, griffen nochmals die Provinz Caracas an. Jetzt eilte General Marino von Cumana Bolivar zu Hülfe, und versetzte den Königlichen eine Schlappe bei Boca Chica, während Bolivar selbst bei San Mateo einen Sieg über die Spanier erfocht, welcher sie zwang die Belagerung von Valencia aufzugeben und Boves bewog sich bis nach Llanos zurückzuziehen. Indessen war Cagigal an die Stelle Monteverde's getreten und mit bedeutenden Verstärkungen vor Valencia gerückt. Am 28 Mai 1814 kam es zur Schlacht, in der die Spanier abermals geschlagen wurden, den größten Theil ihrer Bagage und 400 Gefangene verloren.

Bolivar vertheilte nun seine Streitkräfte in drei Theile, mit welchen er Coro und San Fernando in der Provinz Barinas zugleich angreifen wollte, mit seiner eigenen Division aber sich stark genug fühlte, Boves gegenüber das Feld zu behaupten. Dieser unüberlegte Schritt lieferte Venezuela neuerdings in die Hände der Spanier. Bolivar wurde von Boves mit überlegenen Streitkräften angegriffen und beinahe gänzlich aufgerieben. Ein ähnliches Schicksal hatte Marino, und Urdaneta, der die dritte Division befehligte, sah sich genöthigt, nach der Gränze von Neu-Granada zu fliehen. Bolivar zog mit dem Rest seiner Truppen und beinahe der ganzen Bevölkerung von Caracas nach Cumana. Boves zog im Jul. 1814 in Caracas und La Guira ein; Valencia ging durch Capitulation über, die der spanische General im Angesicht beider Armeen, nach gelesener Messe und Communion im Angesicht des Allerheiligsten beschworen hatte. Dessen ungeachtet ließ er gleich nach der Besitznahme der Stadt die republicanischen Officiere und einen großen Theil der Soldaten erschießen.

Boves verfolgte die Republicaner bis in die Provinz Barcelona und schlug sie bei Arguita aufs Haupt. Die Achtung vor Bolivar war so gesunken, daß selbst der Commandant der kleinen Flotte an der Küste seinen Befehlen den Gehorsam verweigerte; er selbst schiffte sich jetzt mit den Tapfersten und Getreuesten seiner Officiere nach Cartagena ein, Bermudas und Rivas trennten sich von ihm und zogen nach Maturin, welches bald der Sammelplatz der noch übrigen Patrioten wurde. Sie mußten jedoch bald nachher der Uebermacht weichen: Rivas wurde gefangen und hingerichtet (December 1814) und Bermudas entfloh nach der Insel Margarita, die er bis zur Ankunft der Spanier unter Morillo (1815) glorreich vertheidigte. Bolivar ging von Cartagena nach Tunja und trug den conföderirten Provinzen von Neu-Granada seine Dienste an.

Während dieser Unglücksfälle kam die Nachricht von der Abdankung Napoleons und der Thronbesteigung Ferdinands VII an. In Venezuela waren die Königlichen bereits Meister der Provinzen, in Neu-Granada vermehrte sie natürlich die Besorgnisse des Congresses, der durch die Nachricht von der Niederlage Marino's (s. weiter oben), und der gänzlichen Vernichtung der Patrioten in Venezuela bereits hinlänglich entmuthigt war. Wäre jetzt die spanische Regierung darauf bedacht gewesen, die Gemüther zu versöhnen, so ist schwer zu bestimmen, ob hiedurch die Unabhängigkeit von Südamerika nicht auf weitere fünfzig Jahre hinausgeschoben worden wäre. Aber Spanien herrschte von jeher nur mit Gewalt und dachte jetzt auch an nichts anderes als an unbedingte Unterwerfung seiner Colonien. Eine Proclamation forderte die Rebellen auf die Waffen niederzulegen — und die Ausrüstung von 2 Fregatten und 50 Transportschiffen im Hafen von Cadiz schien derselben auf die gewohnte Weise Nachdruck verleihen zu wollen. Zehntausend Spanier — die besten Truppen der Halbinsel, waren bereit sich nach Amerika einzuschiffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt vor Madras.

(Episode aus der Expedition der Artemise.)

Am 15 Junius 1838 erschien die Artemisia zum zweitenmal im Angesicht von Madras. Siebzehn Monate, so lange und so schmerzhaft wie die, welche ein Verbannter verleben muß, waren seit ihrer Abfahrt von Toulon verstrichen, und die bereits ermüdete und durch die Länge der Fahrt entmuthigte Mannschaft blickte hinter dem dichten Schleier der Zukunft auf Frankreich nur als auf ein Ziel, an dessen Erreichung sie verzweifelte: ihre Anzahl war bis jetzt weder durch Krankheit, noch durch Desertion merklich vermindert worden, allein zu Madras erwartete sie der furchtbare Keim der Epidemie, die sie so bald und mit so reißender Schnelle in großer Zahl hinwegraffen sollte.

Wir hatten vor dem Fort St. Georges, das durch seine zahlreichen

Schießscharten, durch seine Ausdehnung, durch seine anscheinende Stärke und sein Ansehen einer europäischen Stadt alle Aufmerksamkeit verdient, Anker geworfen. Es bildet an und für sich gleichsam eine abgesonderte und von dem großen und bevölkerten Madras getrennte Stadt. Innerhalb seiner Befestigungswerke, deren scheckiges Aussehen in Beziehung auf Farben und Gestalt zeigt, daß unsere Kugeln vor nicht gar langer Zeit hier mehr als eine Bresche geschossen, erblickt man einen Tempel mit hübscher und weit emporragender Spitze, sodann mehrere andere sehr schöne Gebäude, hübsche Magazine, große Casernen und eine lange Reihe sehr zierlicher Häuser, die fast alle terrassenförmig gebaut und mit Colonnaden versehen sind. Aus der Mitte derselben erhebt sich eine mastenartige Fahnenstange, welche die brittische Flagge zu den Wolken emporhebt; in der Nähe ist das Leuchtfeuer auf einem hübschen Gebäude angebracht, dessen beide Stockwerke ein breites hervorragendes Gesims haben, welches eine Terrasse trägt, die an ihren vier Ecken mit vier großen Vasen versehen und mit einem leichten Geländer umgeben ist.

Rechts von dem Fort und hinter einer Brandung, die den Zugang zum Gestade sehr schwierig macht, breiten sich auf einer Strecke von einer Stunde die großen und reichen Magazine von Madras aus. Diesem handeltreibenden, ziemlich regelmäßig erbauten Theil der Stadt gegenüber liegen die vielen Handelsschiffe, die während der milden Zeit der Südwestwinde diese Rhede belebt machen, vor Anker; auch bemerkt man auf dieser Seite ein außerordentliches Treiben. Hier erblickt man, gleich einem Meerschwein, das sich bald unter das Wasser taucht, bald oberhalb desselben wieder zeigt, einen kleinen Catimaron (ein an dieser ganzen Küste sehr gebräuchlicher Floß), der in den silbernen Wellen der Brandung verschwindet oder unter die Wogen taucht und einige Klafter davon wieder zum Vorschein kommt. Dort bemüht sich eine Schelinke *) vom Ufer abzustoßen, gegen welches sie von den rasch aufeinanderfolgenden und schäumenden Wellen trotz der Bemühungen und des verwirrten Geschreies der auf ihr befindlichen Laskars fortwährend wieder zurückgeworfen wird.

Man muß diese armen Hindus sehen, die als Bekleidung weiter nichts als ein Stück Zeug haben, das manchmal zu klein ist, um den Dienst zu erfüllen, den die Scham erfordert, wie sie um das Haupt einen weißen Lumpen gewunden, bis an den Hals in das Wasser gehen und ein Geschrei erheben, bei welchem man eher an eine drohende Gefahr, als an eine gewöhnliche Arbeit denken möchte. Sie stoßen ihr biegsames Fahrzeug so vorwärts, daß dasselbe sein Vordertheil immer den Wellen darbietet, welche mit Geräusch am Gestade zerschellen, und sobald dasselbe flott ist, springen sie an Bord, greifen die Ruder so schnell als ihre geringe Kraft es ihnen erlaubt, und fahren durch die Brandung hin. Allein ein sehr geringer Umstand ist hinreichend, um diese Anstrengungen unnütz zu machen, das kleinste Versehen des Patrons, eine einzige Welle, die in etwas zu schräger Richtung anschlägt, ein unerwarteter Windstoß oder nur ein Fehler in dem tactmäßigen Gesang, der das Fahrzeug leitet, macht, daß sie wieder von vorn beginnen müssen. Häufig kommt es auch vor, daß wenn sie in der Meinung, ihre Ruder gebrauchen zu können, abfahren, eine verrätherische Welle sie wieder ans Ufer zurückgeworfen hat, wo sie abermals wieder auf dem Trockenen sitzen. Allein bei ihrer Geduld und Gewöhnung an diese Wechselfälle machen sie sich in aller Ruhe, ohne den Muth zu verlieren und ohne die geringste Aufregung zu zeigen, wiederum an ihre Arbeit.

Allenthalben erblickt man solche Schelinken, von denen einige ruhig an der Rhede hin und her fahren, während andere mit den Wogen kämpfen, um das Land zu erreichen. Ueberall sieht man kleine Flotten von Catimarons, die so flach, so klein sind, daß man sehr oft, wenn man sie nicht gewahr werden kann, glaubt, es seyen bloß zwei Menschen da, die über dem Wasser erscheinen, um zu fischen, und die Pagaje schwingen, um sich gegen den Wind zu halten, oder nach beendigtem Fischfang mit dem Turban zurückkehren, den einer von ihnen auseinander gewunden hat, und wovon er das eine Ende hält, während das andere an der Spitze einer Schiffsstange befestigt ist. Eine Menge europäischer Fahrzeuge, die abwechselungsweise auf der unruhigen Oberfläche des Meeres dahin hüpfen oder von einem Schiff zum andern fahren, vollenden die Lebhaftigkeit des Anblicks.

Mit Ausnahme des Theils von Madras, den ich beschrieben habe, ist alles übrige verwirrt, ohne Anmuth und Regelmäßigkeit. Man findet breite Chausséen, hübsch angelegte Promenaden, vollständig geebnete Plätze, allein wenig Schatten und viel Staub; eine erstaunliche Masse von Tempeln, Kirchen, Pagoden, Moscheen, Capellen, deren Thürme, Säulen, Glockenthürme, Obelisken, Kuppeln, Minarets ihre unzähligen Umrisse am blauen Horizont zeigen. Nahe an reichen Palästen liegen erbärmliche Hütten; schön gebaute Häuser stehen ohne alle Ordnung nach allen Richtungen hin zwischen schlecht unterhaltenen und von Pflanzen entblößten Gärten, inmitten einer brennend heißen und ungesunden Atmosphäre; dabei herrscht ein betäubender Lärm, ein ununterbrochenes Treiben von Wagen, Pferden und Tragsesseln, und eine tobende und geschäftige Bevölkerung von 450,000 Seelen; ganze Wolken von Staub wälzen sich wie feste Massen durch die Lüfte, stoßen aneinander und verbinden sich wieder, und bedecken manchmal die ganze Stadt mit ihrem grauen und beweglichen Schleier. Es trägt mit Einem Wort alles dazu bei, Madras zu einem Aufenthaltsort zu machen, dem wenige, wenn sie nicht von einem übermäßigen Hang zu Handelsspeculationen erfüllt sind, dem zu Pondichery vorziehen, wo die Luft so rein, die Straßen so sauber, die Häuser so zierlich, obgleich einfach, und die Alleen so kühl und friedlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel gegen das Branntweintrinken. Ein französisches Blatt meldet, daß ein Dr. Schreiber zu Brzesc Litewski die Trunksucht durch folgendes Mittel heile: er sperrt den Trunkenbold in eine Kammer und gibt ihm Branntwein mit zwei Drittheilen Wasser vermischt nach Belieben zu trinken, ebenso Bier, Wein, Kaffee, aber mit einem Drittel Wasser gemischt. Alle Speisen, Brod, Fleisch u. s. w., sind mit Branntwein zubereitet. Der arme Teufel befindet sich somit in einem Zustande fortwährender Trunkenheit. Vom fünften Tage an gewinnt er einen entsetzlichen Abscheu gegen den Branntwein, den man ihm unter allen Gestalten anbietet; er bittet dringend um etwas anderes erhält aber nichts, als bis es ihm völlig unmöglich geworden ist, Branntwein hinunter zu bringen. Er ist sodann von seiner Neigung zur Völlerei gänzlich geheilt, und schon der bloße Anblick von Branntwein erweckt ihm Brechreiz.

*) Ein plattes an beiden Enden spitziges Fahrzeug.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1844.

Statistische Notizen über Irland.

Das Athenäum vom 9 März zählt nicht weniger als acht Schriften auf, die ganz kürzlich über Irland erschienen sind, und die Lage und Verhältnisse dieses unglücklichen Landes zu schildern suchen. Das Blatt geht, da dieß Thema in letzter Zeit so vielfach besprochen wurde, durchaus in keine nähere Behandlung ein, sondern läßt sich nur ganz kurz in folgender Weise vernehmen.

„Irland ist noch immer der große Gegenstand der Verlegenheit für das englische Volk und der Unruhe für die englische Regierung. Die Presse ist angefüllt mit Planen zur Heilung der gesellschaftlichen Uebel des Landes, und wenn man nach der Mannichfaltigkeit der vorgeschlagenen Abhülfsmittel auf die Art seiner Beschwerden schließen darf, so muß das Land mit mannichfaltigern und complicirtern Krankheiten behaftet seyn, als je irgend ein politischer Körper. Es ist nicht unsere Absicht hier in eine umfassende und gefährliche Untersuchung über die Uebel Irlands und deren Abhülfe einzugehen, sondern wir legen nur einige statistische Thatsachen vor, welche Hr. Smith (in einem Werke, betitelt: Ireland historical and statistical) aus dem letzten Census entnahm, und welche von allen denjenigen, die eine allgemeine Ansicht von dem Zustande des Schwesterkönigreichs erlangen wollen, im Auge behalten werden müssen. Diese Thatsachen bedürfen keines Commentars.

„In Irland wohnen gegenwärtig 8,175,124 Menschen in 1,328,839 Häusern; von den erstern sind 2,386,000 völlig arm, von den letzten sind 1,024,275 bloße Lehmhütten (mud cabins). Von dieser Bevölkerung wohnen 628,356 Familien mit 3,470,523 Personen in 491,278 Lehmhütten oder Schuppen, welche nur aus einem Raum bestehen, wo die Thüre zugleich Rauchfang und Fenster, der Ausgang für Rauch und Menschen, der Eingang für Licht, Schweine und Kinder ist. Von den acht Millionen gehören sieben dem Ackerbau an, und der Taglohn des arbeitenden Theils dieser ungeheuren Mehrzahl wechselt von 4 bis 10 Pence (12 bis 30 kr.) des Tags im Westen und Süden, und von 8 Pence bis 1 Sh. (24 bis 36 kr.) im Norden. Nach dem dritten Bericht der Commission zur Untersuchung des Zustandes der Armen beträgt der durchschnittliche Lohn eines Arbeiters auf dem Lande 2 bis 2½ Sh. (1 fl. 12 bis 1 fl. 30 kr.) die Woche, in England aber 8 — 10 Sh. (4 fl. 48 kr. bis 6 fl.) Von der gesammten Bevölkerung können nach Abzug der Kinder unter fünf Jahren 3,766,066 weder lesen noch schreiben. Irland umfaßt etwa 20 Mill. Acres, wovon 14 Mill. bepflanzt oder angebaut sind, und von den übrigen 6 Millionen sind 5 des Anbaues fähig.

„Das Gesammteinkommen Irlands wird auf 21 Mill. Pf. St. gerechnet, wozu noch eine halbe Million an Dividenden von Actiengesellschaften kommen mögen. Der Gesammtwerth der irischen Ausfuhr nach England wird von den Eisenbahncommissären auf etwas mehr als 16 Mill. jährlich, fast ausschließlich Rohproducte, gerechnet; über die Einfuhr hat man keine bestimmten Angaben. Der Census der Glaubensbekenntnisse nach dem Bericht der Regierung vom Jahre 1834 und der Belauf der aus öffentlichen Einkünften fließenden Summen für den religiösen Unterricht sind folgende:

Religionsbekenntniß.	Bekennerzahl.	Oeffentliche Geldmittel für den religiösen Unterricht.
Römische Katholiken	6,427,712	8,928 Pfd.
Protestantisch-bischöfliche Kirche	752,064	806,784 —
Presbyterianer	642,356	36,630 —
Andere Dissenter	121,808	nichts.

„Im December 1843 betrug die Zahl des in Irland stehenden Militärs 21,210, die Seemacht 2350, die Polizei 9043 Mann. Die Kosten der Kriegsmacht werden auf 802,441 Pf., die der Seemacht auf 108,500, die der Polizei auf 512,505 Pf. angeschlagen. Die Civilverwaltung kostet 2,136,253 Pf., und da das Einkommen Irlands im Durchschnitt 4,500,000 Pf. beträgt, so ist der Ueberschuß nicht einmal hinreichend, die Interessen desjenigen Theils der Nationalschuld zu zahlen, wozu Irland durch die Unionsacte verpflichtet wurde.“

Columbia.

(Fortsetzung.)

Unter so bedrängten Umständen hätte man vermuthen sollen, daß die Provinzen von Neu-Granada schnell ihre inneren Fehden vergessen und gemeinschaftliche Anstalten zur Abwendung der Gefahr machen würden. Allein auch hierin täuschten sich die Patrioten in ihren Erwartungen. Man kämpfte jetzt aus Haß gegen Spanien, zu dessen Gunsten man zuerst das Schwert gezogen hatte — und Spanien verdiente dieses durch seine Grausamkeit — aber von einer allgemeinen Idee der Freiheit und Unabhängigkeit waren die Patrioten nicht durchdrungen. Es war ein Krieg der Rache, nicht der besonnenen Ueberlegung und der ruhigen Betrachtung. Selbst die Nachricht von der ungeheuren Rüstung Spaniens konnte die Gemüther nicht versöhnen. Don Bernardo Alvarez, Präsident der Provinz von Cundinamarca, weigerte sich noch immer der Conföderation der Provinzen Casanare, Pamplona, Tunja, Neyva, Choco, Mariguita, Socorro und Antioquia beizutreten, so daß der erste Schritt, welchen Bolivar nach seiner Flucht aus Venezuela unternahm, darin bestand, mit den Truppen des Congresses und den ihm gefolgten Flüchtlingen der Division des Generals Urdaneta die Hauptstadt Santa Fé de Bogota zu belagern und zu stürmen, um die rebellische Provinz Cundinamarca zuerst der Föderativ-Republik zu unterwerfen. Hiedurch kam der erste Schatten von Einheit in die Verwaltung, an deren Spitze — als vollziehende Gewalt — die Häupter Don M. R. Toricés, Garcia Rubira und M. Pey standen. Die Armee von Popayan wurde verstärkt, Urdaneta wurde nach der Provinz Pamplona abgesandt, um die Königlichen von Maracaibo, welche mehrere Einfälle in diese Provinz gemacht hatten, zu vertreiben. Bolivar selbst aber an der Spitze von 3000 Mann erhielt den Auftrag, die Provinz Santa Martha anzugreifen, um bei der Ankunft der spanischen Flotte wenigstens Herr der Seeküste zu seyn. Aber der Commandant von Cartagena, ein persönlicher Feind Bolivars, beredete den Gouverneur, ihm den versprochenen Beistand zu leisten, und Bolivar, erzürnt über diese Treulosigkeit, schickte sich an die Stadt mit Gewalt zu unterwerfen. Während auf diese Weise zwei Officiere der Republik um den Besitz der Stadt sich stritten, verheerten die Königlichen die Provinz, und dieser verderbliche Zwiespalt währte fort, bis die spanische Flotte an der Küste von Venezuela erschien. Jetzt zeigte Bolivar der Regierung von Cartagena an, daß er ihr seine durch Hunger und Seuchen gelichtete Armee zum Schutz der Stadt gegen die Spanier überlassen wolle; er selbst schiffte sich nach Jamaica ein, um der bedrängten Stadt von dort aus mit einem Geschwader zu Hülfe zu kommen.

Indessen erschien im April 1815 das spanische Geschwader unter den Befehlen des Generals Morillo von Carupano, von wo aus es nach der Insel Margarita steuerte, welches Morillo nach tapferem Widerstande der Patrioten im Namen des Königs in Besitz nahm. Die Patrioten flüchteten sich größtentheils nach Cartagena, wohin ihnen Morillo, nachdem er in Caracas und Porto Cavello Besatzungen zurückgelassen, alsbald folgte. Zweimal wurde diese Stadt vergebens von den Spaniern bombardirt, endlich mußte sie sich nach viermonatlicher Belagerung aus Mangel der Nahrungsmittel ergeben. Am 5 December wurde der Platz von den Patrioten geräumt, doch flüchteten sich mehr als zweitausend Einwohner auf 17 bewaffneten Fahrzeugen, welche von den Spaniern vergebens angegriffen wurden, nach Aur Cayes. Als die Spanier in die Stadt einzogen, fanden sie Häuser und Straßen mit faulenden Leichnamen bedeckt. Vom 1 December an waren täglich mehr als hundert Personen Hungers gestorben. Dieses entsetzliche Bild des Elends und der Verzweiflung stimmte die Sieger dennoch nicht zum Mitleid. Am 24 Januar 1816 wurden sechs der vorzüglichsten Patrioten hingerichtet. Aber was die Spanier auf einer Seite gewannen, verloren sie wieder auf der andern. Kaum hatte Morillo die Insel Margarita verlassen, so pflanzten die Patrioten unter Arismendi von neuem die Fahne der Republik auf, schlugen die von Morillo zurückgelassene Garnison und eroberten einen Theil der Insel. In Venezuela bildeten sich Guerillasbanden nach dem Muster von Spanien unter der Anführung von Monagas, Piar, Roras, Zataza, Llanas u. s. w., und Bolivar hatte zu Aur Cayes ein Geschwader unter Brion (einem Eingebornen von Curaçao) ausgerüstet, mit dem er den Patrioten zu Hülfe eilte. Auf der Fahrt nach der Insel Margarita nahmen die Republicaner zwei spanische Kriegsschiffe weg. Auf Margarita angelangt, setzte er tausend Mann, meistens aus der früheren Besatzung von Cartagena bestehend, ans Land, und nahm Besitz von der ganzen Insel; die Spanier behielten nichts als die Festung Pampatar. Von Margarita segelte Bolivar nach dem Festlande von Venezuela, wo er mit seiner kleinen Streitmacht die Königlichen bei Carupano schlug und die Stadt Cumana in Besitz nahm. Von Carupano schiffte er sich neuerdings nach Chimani ein. Hier (am 6 Julius 1815) beging er nochmals das Versehen seine kleine Streitmacht zu theilen. Während Mac Gregor, ein geborner Schotte, mit dem Vortrab, welcher einige Meilen voraus geeilt war, Maracay und La Cabrera genommen, wurde Bolivar selbst von dem spanischen General Morales überfallen und fast gänzlich aufgerieben. Zweihundert seiner besten Soldaten blieben auf dem Platze, er selbst aber flüchtete sich nochmals nach Aur Cayes, um dort neue Streitkräfte zu sammeln. Mac Gregor schlug den Weg über die Ebene nach Barcelona ein. Hart von den Spaniern unter Morales verfolgt, kam es bei Alacran und Juncal zu Gefechten, in welchem die Patrioten Sieger blieben. Im October zog Mac Gregor in Barcelona ein.

Im Laufe desselben Monats ergab sich die Festung Pampatar auf Margarita, was den General Arismendi in den Stand setzte, mit dem besten Theil seiner Truppen den Patrioten zu Hülfe zu eilen. Im December folgte ihm Bolivar mit Verstärkungen von Aur Cayes. Von neuem wendete sich jetzt das Kriegsglück auf Seite der Patrioten. Morales und Real wurden geschlagen, während die Patrioten unter Piar

Guiana eroberten und die Königlichen zwangen, sich in der Stadt Augostura einzuschließen.

Mit weniger Glück fochten die Patrioten in Neu-Granada. Dort hatte Morillo seine Streitkräfte in drei Theile getheilt, und binnen wenigen Monaten fast alle Provinzen erobert. Bei Cachira endlich wurde der beste Theil des republicanischen Heeres aufgerieben und im Junius 1816 rückten die Spanier in Santa Fé de Bogota ein. Hier besudelte sich der spanische Befehlshaber abermals mit Blut; 600 Patrioten wurden zum Theil gehängt, zum Theil erschossen — ihre Weiber und Kinder aber aus dem Lande verbannt. — Nach der Wiedereroberung von Neu-Granada zogen die Spanier zum drittenmale gegen das aufrührerische Venezuela, welches bis jetzt schon zweimal in ihre Hände gefallen war; die Besatzung von Caracas wurde verstärkt und Morillo selbst rückte mit 2000 Spaniern vor Barcelona, das er in der Abwesenheit Bolivars am 7 April 1818 mit Sturm nahm. Ein neuer Transport mit 1600 Spaniern war indeß aus Cadix angelangt; aber so lange die Patrioten noch im Besitz der Insel Margarita waren, hatte ihre Flottille einen sichern Zufluchtsort. Dieß war jetzt um so nöthiger, als Bolivar in Guiana sich mit General Piar vereinigte und die Hauptstadt Angostura genommen hatte, von wo aus den Patrioten die Communication zur See mit der Insel Margarita offen stand. Man entschloß sich also zu einem zweiten Angriff auf diese unglückliche Insel.

Ein spanisches Geschwader erschien am 14 Julius 1817, und General Morillo an der Spitze von 3500 Mann stürmte und nahm sogleich die Festung Pampatar. Aber die ganze 20,000 Seelen zählende Bevölkerung verwandelte sich jetzt in ein Vertheidigungsheer. Fünfmal rückten die Spanier bis in die Nähe der Hauptstadt Assumption, und wurden eben so oft mit Verlust zurückgeschlagen; endlich sahen sie sich genöthigt, mit Verlust von 1000 Mann die ganze Expedition aufzugeben. Dieß war der erste bleibende Erfolg der Patrioten. Von nun an war die Macht der Spanier gebrochen und das Vertrauen in die Möglichkeit der Unabhängigkeit von Südamerika auch bei fremden Mächten gewurzelt. Die Patrioten eroberten nun den innern Theil der Provinzen Cumana, Barcelona und die Provinzen Casanare, Barinas und Pampiona. Am 11 Nov. 1817 endlich eröffnete der oberste Congreß von Venezuela zu Angostura seine Sitzungen und ernannte Bolivar zum Präsidenten der Republik. Im darauf folgenden Jahre hielten sich Spanier und Patrioten bereits die Wage. An ein weiteres Vorschreiten der ersteren war jetzt nicht mehr zu denken; die Patrioten waren jetzt durch einen neunjährigen Krieg wohl disciplinirte, tapfere Soldaten geworden, und mit dem Bewußtseyn ihrer eigenen Kraft wuchs auch die Hoffnung auf endliche Befreiung und Unabhängigkeit.

In der Stellung der Patrioten zu den verschiedenen europäischen Mächten waren seit dem Ausbruch der Revolution ebenfalls bedeutende Veränderungen vorgegangen. Im Jahre 1796 machte William Pitt zuerst den Versuch, die spanischen Provinzen von Südamerika zu insurgiren. Spanien war damals ein Alliirter Frankreichs, und England hatte somit dasselbe Interesse in der Unabhängigkeit von Südamerika, welches Spanien und Frankreich bewog, den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Unabhängigkeitskrieg gegen England beizustehen. Als später Spanien sich England in die Arme warf, konnte letzteres nur die schnelle Unterdrückung des Aufruhrs in Südamerika wünschen, und obwohl eine weiter sehende Politik die wichtigen Folgen der südamerikanischen Unabhängigkeit für den brittischen Handel erblickte, so gelang es den Patrioten, welche Gesandte nach England schickten, dennoch nicht, mehr als die Zusage von Neutralität zu bewirken, und dieß (wie bereits oben gemeldet) noch überdieß nur unter der Bedingung, daß die Junten von Neu-Granada und Venezuela im Namen Ferdinands VII ihre Functionen ausüben sollten. Nicht viel besseren Erfolg hatten die venezuelischen Gesandten in Washington. Der Präsident Madison bezeigte zwar seine Theilnahme für die Sache der Freiheit, bemerkte jedoch, daß die Vereinigten Staaten mit Spanien in Frieden seyen und daher nichts als vollkommene Neutralität unter allen Umständen angeloben könnten. Hierauf hatten die Gesandten den Auftrag, sich an den französischen Gesandten Hrn. Serrurier in Washington zu wenden, welcher ihr Gesuch wohlgefällig aufnahm und nach Paris zu berichten versprach. Wirklich traf Napoleon Anstalten zur bewaffneten Intervention, als der Krieg in Deutschland seine ganzen Streitkräfte in Anspruch nahm und der Verlust der Schlacht von Leipzig allen Hoffnungen auf Unterstützung von Seite Frankreichs ein Ende machte.

(Fortsetzung folgt.)

Einführung des Alpaca in Belgien.

Die steigende Einfuhr von Alpaca-Wolle in England, welche schon im Jahre 1839 über 2½ Millionen Pfund betrug, und die glücklichen Anfänge, welche die Einführung des Alpaca selbst in eben diesem Lande gemacht hat, haben auch in Belgien die Idee neu angeregt, diese Einführung zu versuchen. Man muß sagen, neu angeregt, denn schon im Jahre 1773 hat ein Abt de Nelis, einer der unterrichtetsten Agronomen Belgiens, eine Abhandlung über die Nützlichkeit und die Vortheile der Naturalisirung des Alpaca in Belgien herausgegeben. Man hat dabei namentlich die Provinz Luxemburg im Auge. Nach Messungen, die schon im vorigen Jahrhundert angestellt wurden, liegen die Umgebungen von Arlon 1800 Fuß über dem Canal von Brüssel, der selbst noch bedeutend über dem Niveau des Meeres liegt. Diese Höhe bringt die Provinz Luxemburg im Klima und somit auch in der Vegetation dem ursprünglichen Vaterland des Alpaca nahe. Die unfruchtbaren Gegenden um Verviers und Spaa würden dem Thier gleichfalls vollkommen zusagen. Man scheint diesen Vorschlägen, welche im Echo du Monde Savant vom 14 März erwähnt sind, möglichst bald Folge geben zu wollen.

Ein Aufenthalt vor Madras.

(Fortsetzung.)

Indien mit seinen Revolutionen, seinem Himmel, seinen Reichthümern, seiner alten Religion, seinen schwarzen Pagoden, seinem empörenden Kastenwesen, seinen hochmüthigen Braminen und lieblichen Bayaderen bietet ein sehr weites Feld, namentlich für den, der alles das wiederholen wollte, was Tausende vor ihm wiederholt haben. Es gibt wenige Länder, die so viel Stoff zum Nachdenken bieten. Welch ein Abstand herrscht z. B. zwischen dem stolzen Braminen und dem verworfenen Paria, und wie wenig bedarf es, um jenen auf die gleiche Stufe mit dem Elenden, dessen Anblick schon ihn zu beschmutzen schien, herabzustellen! Noch nie hat wohl irgendwo der Aberglaube so tiefe Wurzeln gefaßt; nirgends hat der Fanatismus mit solcher Heftigkeit gewüthet und sich so wild und blind gezeigt. Welchen Charakter von Dauer zeigt nicht das Gesetz der Hindus, welchem die Hand der Zeit noch nicht den geringsten Einbruch in alles das, was unter seinen Auspicien heranwächst, thun konnte. Ist es nicht ein seltenes Beispiel von Resignation bei diesem Volke, daß es nicht einmal daran denkt, das Joch fremder Gebräuche, die sein Unglück und seine Verzweiflung ausmachen, von sich abzuschütteln? Der Fromme, der sich verstümmelt, um heilig gesprochen zu werden; der Fakir, der seine ekelhafte Nacktheit durch den Koth der Straßen schleppt und alt wird, indem er mit Staub bedeckt an den Thüren der Pagoden die Vorübergehenden anbettelt; die Bayadere, die zuerst den Priestern ihre Jugend und Schönheit opfert und sich dann der öffentlichen Schande preis gibt, um die Einkünfte ihrer habsüchtigen Gebieter zu vermehren, und dann verlassen und elend ihr Leben beschließt; niemand hat für alle diese Wesen irgend ein Interesse, allein bei ihrem Anblick fühlt man sich von Mitleid und Entrüstung erfüllt.

Bei der Sanftheit und Ergebung des indischen Volks, bei dem Abscheu, den es vor dem Blute hat, erstaunt man hauptsächlich über die Handlungen nutzloser Barbarei, über die grausamen Gebräuche, über die wild fanatischen Quälereien, die man täglich sehen kann. Man weiß nicht, wie man dem Anschein nach so widersprechende Sitten und Gebräuche in Uebereinstimmung bringen soll. Eben so sehr muß es überraschen, das gebieterische Streben nach Einigung trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Theile und der Keime von Auflösung, die das Volk in seinem Innern hegt, zu erkennen. Niemand kann wohl das Geschick dieses reichen und unermeßlichen Landes voraussagen, niemand kann die Rolle bestimmen, zu welcher dasselbe in der großen Familie der Menschheit berufen ist; ich fürchte nur, dasselbe möchte der Gegenstand einer abermaligen Eroberung seyn. Dem Kondor gleich, der von in die Wolken ragenden Felsen herab nach Beute lauert, wirft der Kosake von der Höhe des Kaukasus aus lüsterne Blicke auf dieß Land, und kommt ihm eines Tages der Gedanke, seine Rosse in den Gewässern des Ganges zu tränken, dann, fürchte ich, sind weder die Wunder des heiligen Georg, noch die gewandten Berechnungen der Algebristen von St. James, noch eine dreifache Reihe von Sipahi-Bajonnetten im Stande, ihn davon abzuhalten. Jene Barbaren haben von dem wilden Eroberungsgeiste ihrer Vorväter noch nichts verloren.

Vor einigen Jahren befand sich ein Hindu in Folge einer zu Bourbon stattgefundenen, aber vereitelten Verschwörung in Untersuchung; der mit seiner Vertheidigung beauftragte Advocat stellte dessen Unschuld dadurch heraus, daß er in seiner Vertheidigungsrede die friedfertigen Gesinnungen und den Widerwillen gegen Neuerungen, welche den Eingebornen Indiens charakterisiren, als Princip aufstellte. Seltsam ist der Zusatz, den er dabei machte. „Seine Landsleute sind so, sagte er, und deßhalb ist er unschuldig.“ Abgesehen davon, daß der Hindu schwach und in so geringem Grade kriegerisch ist, daß er noch von allen, die sich die Mühe dazu nehmen wollten, besiegt wurde,*) ist er überdieß für keinerlei Art von Anstrengung geschaffen und durchaus nicht reiselustig. Er liebt bloß sein Land und opfert seine persönliche Freiheit nicht leicht; befindet er sich auswärts, so findet er in der Erinnerung an seinen Geburtsort und in der Hoffnung, bald dahin zurückzukehren, seinen einzigen Trost. Diejenigen, die sich entschlossen, einige Jahre hindurch zu Bourbon und Mauritius zu arbeiten, haben sich daselbst nicht verheurathet, und kaum war ihre bestimmte Zeit verstrichen, so kehrten sie eilig mit den Früchten ihrer Sparsamkeit in ihre Heimath zurück.

Die je nach der Entfernung vom Aequator mehr oder minder braunen Weiber sind im allgemeinen klein, aber äußerst proportionirt. Bei einer niedlichen, schlanken und anmuthigen Gestalt, bei bewundernswürdigen Formen, sanften und liebevollen Augen besitzen sie Züge, deren liebliche Zartheit und auserlesene Regelmäßigkeit ihrer Physiognomie einen Ausdruck melancholischer Hingebung verleihen, welche fesselt und Interesse erregt. In ihren Bewegungen bemerkt man keine Lebhaftigkeit, aber auch eben so wenig jene übertriebene Koketterie, wie sie jetzt beinahe überall zu finden ist. Ein schwebender Gang, ungezwungene Haltung, schmachtende Blicke, eine bezaubernde Hingebung sind die Waffen, die ihnen ihr Himmelsstrich verliehen hat; anderer bedürfen sie nicht. Ihr Anzug ist lieblich, einfach, und hebt die Frauen eher hervor, als daß er sie verhüllt.

Warum muß die Frische dieser Frauen von so kurzer Dauer seyn; Sie sind im zwölften Jahre ausgebildet, im zwanzigsten ist ihre Schönheit bereits dahin; im fünfundzwanzigsten sind sie verblüht und im dreißigsten kann man sie bereits alt nennen, alles wirkt dann zusammen, um sie abstoßend zu machen. Der beständige Gebrauch von Betel, dessen verheerende Folgen während ihrer kurzen Jugend sich nicht bemerklich machen, wirkt alsdann auf ihre Züge; ihre Zähne sind schwarz und locker, und ihre aufgeschwollenen, schrundigen, rauhen Lippen haben eine blutähnliche Farbe, daß man sie nicht ohne Abscheu ansehen kann. Ich kann mir kein häßlicheres Wesen vorstellen, als eine alte Hindufrau. Die ehedem schwarzen und seidenartigen Haare sind alsdann steif, grau und auf der Stirne borstig wie eine Mähne; die früher sanften und zärtlich blickenden Augen sind matt und verstört; ihre Gesichtsfarbe endlich ist rußig und ihre gefurchten, entstellten Züge haben etwas, so zu sagen, teuflisches. Ihr ganzer Anblick mahnt an die grauenhaften Eumeniden, oder wenn man den Vergleich zu classisch findet, an die Hexen des Macbeth. Hier sollte der Philosoph die menschliche Natur studiren, wenn er die Berechnung ihres Elends unternimmt.

Ich will jedoch hier meine Betrachtungen über Indien in dieser Hinsicht beschließen, um zur Artemisia zurückzukehren. Ein Seemann kann sich von seinem Schiff nicht entfernen, wenn er will; er befindet sich auf demselben, wie der Gefangene in seiner Haft.

(Schluß folgt.)

*) Dieß erleidet bekanntlich bei der Kriegerkaste, besonders bei den Radschputen, eine starke Modification. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1844.

Schweden beim Tode Karl Johanns.

Mit dem Tode des Königs tauchen alsbald in Schweden wieder die Fragen auf, welche am letzten Reichstage so lebhaft verhandelt und wohl aus einem Gefühl von Pietät gegen den greisen Monarchen nicht bis ans Ende verfolgt wurden. Es handelt sich um eine gänzliche Umgestaltung des bisherigen Vierkammersystems und namentlich um eine Abschaffung des Selbstrepräsentationsrechts des Adels — eine Abschaffung, welche im Jahre 1840 von der Mehrzahl des Ritterhauses selbst ausgesprochen wurde. Das Vierkammersystem hat nicht bloß an und für sich schon einen schleppenden Geschäftsgang zur Folge, sondern alle Beschlüsse lassen sich auch, sobald man die Mehrzahl zweier Stände gewinnen kann, durchaus vereiteln. Daran sind bis jetzt alle Umgestaltungen der innern Verwaltung Schwedens gescheitert, und die Nothwendigkeit dieser Umgestaltung wird auch die Veränderung der Repräsentation zu Stande bringen. Am letzten Reichstag zeigte sich die Unmöglichkeit mit den vier Ständen vorwärts zu kommen, am deutlichsten. Der Bauernstand war fast einstimmig für eine Veränderung, der Bürgerstand wenigstens zu drei Viertheilen derselben geneigt, aber in den beiden andern Ständen schwankte die Wage, doch so, daß die Abneigung gegen eine durchgreifende Veränderung überwog. Wegen der Mühseligkeit, wichtige Gegenstände in allen vier Ständen gleichmäßig zur Sprache zu bringen, treten Ausschüsse aller vier Stände zusammen, und da hier die Ausschußmänner des Bauern- und Bürgerstandes einig waren und eine nicht unbedeutende Zahl Mitglieder aus dem Priester- und Adelsstande sich gleichfalls zu ersteren neigte, so zeigten die Ausschüsse, und namentlich der Constitutionsausschuß eine vorwiegende Neigung zur Umgestaltung der Verfassung, denn es kam ein Vorschlag zu Stande, welcher die Verfassung Schwedens der von Norwegen sehr nahe bringen würde. Durch welche Umstände die Annahme dieses Vorschlags, der ohnehin zur Schlußberathung an den nächsten Reichstag verwiesen werden mußte, beseitigt wurde, können wir nicht näher ausführen, und bemerken bloß, daß der Ausschuß der Stände sich in offenbarem Widerspruch mit der Mehrzahl des Adels und Priesterstandes befand. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß man jetzt den Vorschlag als „todtgeboren" bezeichnet; aber die technische Schwierigkeit, welche die Annahme des Vorschlags in der Zusammensetzung des Reichstags fand, kann die wirkliche Bedeutung desselben in der öffentlichen Meinung um so weniger aufheben, als die Mehrzahl des Ritterhauses selbst sich gegen die Fortdauer des Selbstrepräsentationsrechts des Adels ausgesprochen hatte. Man wird somit doch wieder auf den Vorschlag des Reichstags von 1840 zurückkommen, und wie auch die Modificationen desselben ausfallen mögen, so wird jedenfalls dem Vierkammersystem und somit der Macht des Adels, jede Aenderung in der Verwaltung zu hindern, ein Ende gemacht werden.

Die Hauptklage in Schweden ist die Kostspieligkeit der Civilverwaltung und der Luxus im Heer und in der Marine, welche dem Lande ungewöhnliche Lasten aufbürden, ohne einen entsprechenden Vortheil zu gewähren. Der zahlreiche, verarmte Adel sucht Anstellungen im Civildienst, im Heer und in der Marine, die Verwaltung ist unglaublich verwickelt, und erfordert deßhalb eine Unzahl von Beamten; das stehende Heer ist zu kostspielig für Schweden, das in seiner „eingetheilten" Armee die Grundlage eines weit umfassendern und ausreichendern Heerwesens hält, das einem Einfall von Osten her einen ganz andern Damm entgegensetzen könnte, als das trotz seiner Kostspieligkeit schwache Linienheer. Nicht minder laute und zum Theil sehr gewichtige Stimmen haben sich gegen die vornehme Linienflotte erhoben, die nur dazu diene, einigen Adeligen vornehme Stellen zu sichern, während sie doch gegen die russische Flotte nicht ausreiche, wogegen die viel nützlichere Scherenflotte vernachlässigt werde. Daraus ersieht man, welche positive Interessen sich einer Umgestaltung der Verfassung widersetzen. Der Reichstag, welcher wahrscheinlich in diesem Jahr zusammengerufen wird, im nächsten Frühjahr aber zusammengerufen werden muß, hat somit eine schwere Aufgabe zu lösen.

Columbia.

(Fortsetzung.)

Erst, nachdem der Congreß von Venezuela zu Angostura eröffnet war, trug man in den Vereinigten Staaten auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Venezuela an; der Präsident Monroe aber, welcher Madison folgte, meinte, es sey besser, erst Agenten nach Südamerika zu senden, um zu sehen, ob der Zustand der neuen Republik ein solches Verfahren rechtfertige. Alles was die Gesandten von Venezuela in den Vereinigten Staaten zu thun im Stande waren, bestand darin, daß einzelne Bürger Waffen und Mundvorräthe nach Venezuela sandten, und daß eine kleine Schaar sich entschloß als Freiwillige den Krieg unter Bolivar mitzumachen. Besseren Erfolg hatten die Bemühungen der Patrioten in England und Irland, von wo aus im Sommer 1818 und im Frühjahr 1819 sehr bedeutende Kriegsvorräthe und mehrere hundert Freiwillige mit einem der ausgezeichnetsten Officiere, welche den Krieg in der Halbinsel mitgemacht hatten, nach Guiana segelten. So verstärkt unternahm Bolivar von neuem die Eroberung von Neu-Granada. Während die Spanier dort sich für sicher hielten und Bolivar mit den königlichen Truppen in Venezuela beschäftigt glaubten, zog dieser mit seinem südamerikanisch-brittischen Heere während der schlimmsten Jahreszeit über die schneebedeckten Anden, überrumpelte am 27 Junius 1819 die feste Stellung der Königlichen am Flusse Guya, und schlug die Spanier unter Bareyro im Thale von Sagamoso in der Provinz Tunja, am 1 Julius. Am 25 Julius kam es bei Pantano de Bargas neuerdings zur Schlacht und am 7 Aug. wurden die bis jetzt in guter Ordnung sich zurückziehenden Spanier bei Boyaco völlig aufgerieben. Die Generale Bareyro und Ximenes, eine Menge von Officieren und 1600 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht. Diese Schlacht war das Seitenstück zur Niederlage des Generals Cornwallis bei Yorktown in Virginien. Wenige Tage nachher zog Bolivar in Santa Fé de Bogota ein, das der spanische Vicekönig Samana bereits verlassen hatte und wo der glänzendste Empfang seiner harrte. Schaaren von Freiwilligen strömten jetzt seinem Heere zu, und in kurzer Zeit war dasselbe bis auf 12,000 Mann angewachsen.

Ehe Bolivar den Feldzug von neuem eröffnete, kehrte er in aller Eile nach Angostura (200 deutsche Meilen) zurück, um am 14 December den Congreß von Venezuela zu eröffnen. Hier schlug er die Vereinigung der Provinzen Quito, Santa Fé und Venezuela vor, und am 17 December nahm der Congreß einen Gesetzentwurf an, demzufolge Venezuela und Neu-Granada unter dem Namen der „Republik von Columbia" vereinigt werden sollten. Die Staatsschulden beider Staaten sollten consolidirt, als Schuld von Columbia anerkannt und die ganze Republik in zwei Departements getheilt werden, deren Chefs vom Präsidenten zu ernennen seyen. Die neu zu erbauende Hauptstadt sollte den Namen Bolivar führen, der Congreß sich im Jahre 1821 zu Rosario de Cuenta versammeln, um dort die neue Constitution so wie das Wappen und die Flagge der Republik in Berathung zu ziehen. Die neue Republik sollte am 25 December — dem heiligen Christtage — proclamirt und der Jahrestag dieser politischen Regeneration durch olympische Spiele nach dem Muster der griechischen gefeiert werden.

Am 20 December theilte Bolivar diese Beschlüsse dem General Santander, Vicepräsidenten der Provinz Cundinamarca, mit, welcher die constitutionellen Behörden auf den 12 Februar 1820 zusammen berief und ihnen die Vereinigung beider Provinzen ans Herz legte. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und am 8 März 1820 erließ Bolivar die erste Proclamation an die Columbier, in welcher er ihnen Einigkeit und Ausdauer als die einzigen Mittel fremde Mächte in ihr Interesse zu ziehen, nochmals dringend anempfahl. Im April eröffnete er den Feldzug. Eine Verstärkung von tausend Irländern unter General Deveroux war indeß auf der Insel Margarita eingetroffen, setzte ihn in den Stand Rio de la Hacha zu Land und zur See einzuschließen und zu nehmen, während Valdes im Süden bei Parama, hauptsächlich durch Hülfe der brittischen Legion, über Lopez (einen abgefallenen Patrioten) einen entscheidenden Sieg davon trug und die Königlichen zwang nach Quito zu entfliehen.

Unterdessen war die Revolution in Spanien ausgebrochen und die Constitution von 1812 zum zweitenmal in Madrid proclamirt worden. In Folge dieses Ereignisses und aus Auftrag der constitutionellen Behörden von Spanien erließ General Morillo eine Proclamation, worin er der Republik im Namen der Cortes von Spanien einen Waffenstillstand vorschlug. Zugleich schrieb er am 17 Junius an den Congreß und nannte ihn „hohe und mächtige Edle," und lud sie ein, mit den von ihm ernannten Bevollmächtigten behufs einer Vereinigung mit Spanien zu unterhandeln. Er drang in sie das Geschehene zu vergessen und nur die glorreiche Vereinigung aller Brüder spanischer Zunge in Eine große Familie vor Augen zu haben u. dgl. Am 13 Julius erklärte sich der souveräne Congreß von Columbia bereit, auf der Basis völliger Unabhängigkeit und auf keiner andern mit der spanischen Regierung zu unterhandeln. Auch Bolivar, dem Morillo in ähnlichem Sinne (wie an den Congreß) geschrieben hatte, versicherte letzterem, daß er entschlossen sey, nur auf die Anerkennung völliger Unabhängigkeit der Republik von irgend einer äußern Macht mit Spanien Frieden zu schließen.

Natürlich mußten sich auf solche Weise die Unterhandlungen zerschlagen. Bolivar nahm jetzt eine Stellung bei Cucuta ein, von welcher aus er schnell die Patrioten in irgend einer Provinz unterstützen konnte. Die Armee unter Urdaneta zog jetzt den Magdalenenfluß hinab, nahm Monpor und vereinigte sich mit Montilla, um mit Admiral Brion, welcher Savanilla genommen hatte, Cartagena zu belagern. Auch in der Provinz Barcelona siegten die Waffen der Republicaner in mehreren Gefechten, in welchen die Spanier theils gefangen, theils aufgerieben wurden. Im October rückte das Cen-

trum ihrer Armee in die Provinzen Merida und Truxillo ein, welche die Spanier ebenfalls räumen mußten. Diese Erfolge der Befreiungsarmee begeisterten auch die Bürger der übrigen Provinzen. In Guayaquil empörte sich das Volk und schüttelte ohne alle Beihülfe der columbischen Truppen das verhaßte spanische Joch ab, um sich der Republik anzuschließen. Ein Gleiches thaten die Districte Ambato, Riobamba, Quaranda und Tacunga. Im October nahmen die Republicaner Barcelona ein, und noch vor Ende des Jahres 1820 waren beinahe alle nördlichen Provinzen von Neu-Granada, mit Ausnahme von Cartagena und der Landenge von Panama, vom Feinde befreit. Maracaibo hatte sich ebenfalls durch eigene Kraft befreit und mit der Republik vereinigt. Im October endlich kam ein Waffenstillstand zu Stande und im darauffolgenden Monat ging Morillo nach Spanien zurück. Ihm folgten im Commando die Generale Morales und La Torre, und im April 1821 fingen die Feindseligkeiten von neuem an.

Noch einmal versuchte die Republik mit dem Mutterlande sich zu versöhnen. Commissäre wurden nach Madrid gesandt, um mit Spanien zu unterhandeln. Am 3 Mai 1821 zogen die Cortes den Gegenstand in Berathung und es wurde ein Plan ausgearbeitet, die spanischen Provinzen von Amerika in drei Theile zu theilen, jedem derselben eine der spanischen ähnliche Verfassung zu geben und die executive Gewalt einem vom Könige zu ernennenden Gouverneur anzuvertrauen. — Die Commissäre von Mexico waren damit einverstanden, die von Columbia hatten die strengsten Instructionen, keinen Vorschlag anzunehmen, der nicht die vollkommenste Unabhängigkeit der Republik von Spanien enthielt. Der König wollte von einer unabhängigen Gesetzgebung in den amerikanischen Provinzen ebenfalls nichts wissen, und so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Hier verdient vielleicht noch bemerkt zu werden, daß Hr. Brent, nordamerikanischer Minister in Madrid, der sich sehr für die spanischen Colonien verwendete, in seinem Bericht an den Staatssecretär zu Washington vom 10 Julius 1821 das Fehlschlagen der Unterhandlungen auf Rechnung der alliirten Mächte schrieb, was eben nicht unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, daß der Congreß von Verona (1824) wirklich mit dem Gedanken schwanger ging, Spanien zur Wiedererlangung seiner Colonien behülflich zu seyn — eine Idee, welche man vielleicht der Ausführung näher gebracht hätte, wenn nicht Canning sich derselben widersetzt und die Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen Staaten im brittischen Parlamente durchgesetzt hätte. Auch die Vereinigten Staaten erklärten damals im Congreß, daß sie jeden Versuch der europäischen Mächte im Streit zwischen Spanien und seinen Colonien mit den Waffen zu interveniren als eine Kriegserklärung gegen sie selbst betrachten würden.

Am 6 Mai 1821 hielt der columbianische Congreß zu Rosario de Cucuta seine erste Sitzung, und am 10 desselben Monats legte Bolivar seine Präsidentschaft nieder, — um sie auf die dringenden Vorstellungen des Congresses zum zweitenmal anzunehmen und im Mai wurde der Feldzug von neuem eröffnet. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kam es in den Ebenen von Carabobo zur Hauptschlacht. Die spanische 6000 Mann starke Armee unter Morales und La Torre ward gänzlich aufgerieben und es flüchteten sich nur einige hundert Mann nach Porto Cavello. Am 29 Junius zog Bolivar in das von ihm zum drittenmal befreite Caracas ein. Am 12 Julius versammelte sich der Congreß noch einmal zu Cucuta und ratificirte die neue Föderativ-Verfassung. Zu gleicher Zeit wurde auch die Sklaverei im ganzen Umfange der Republik aufgehoben. Am 23 September, nachdem Admiral Brion die spanische Flottille theils genommen, theils in den Grund gebohrt, capitulirte Cartagena und kurz darauf auch Cumana. Vom ganzen Territorium der Republik besaßen die Spanier jetzt nichts als Porto Cavello, die Landenge von Panama und Quito.

General Sucre wurde jetzt nach Quito beordert, wo die Republicaner von Guayaquil bereits das spanische Joch abgeschüttelt hatten, und am 15 December erklärte Panama sich unabhängig von Spanien, und sandte zugleich Deputirte zum Congreß von Columbia. Im März 1822 anerkannten die Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit von Columbia, und am 9 December 1823 kam der nordamerikanische Minister Hr. Anderson zu Santa Fé de Bogota an, und überreichte dem Präsidenten sein Beglaubigungsschreiben.

In der Zwischenzeit wurde das Schicksal Quito's in der Schlacht bei Pinchincha (Junius 1822) entschieden, durch welche die Spanier, aufs Haupt geschlagen, der Einnahme der Hauptstadt keine weitern Hindernisse in den Weg legen konnten. Am 23 Julius 1823 wurde die spanische Flotte unter Laborde von den Columbianern unter General Padilla gänzlich vernichtet, theils in die Luft gesprengt, theils ans Ufer getrieben, und kurze Zeit darauf fiel Maracaibo den Republicanern in die Hände. Am 1 December endlich capitulirte Porto Cavello, der letzte Posten, den die Spanier im ganzen Gebiet der Republik inne hatten.

(Schluß folgt.)

Ueber den Dampf als Mittel zum Löschen.

Das Echo du Monde Savant vom 14 März entlehnt aus dem Courrier belge nachstehende Mittheilung: „Eine große Spinnerei war ganz in Feuer, der Dampfkessel barst, der Dampf drang in alle brennenden Stockwerke und das Feuer erlosch wie durch Zauber auf allen Punkten. Diese Beobachtung führte zu directern Proben: man füllte Räume unter der Erde mit brennbaren Stoffen, ließ aber doch hinreichend Luft einströmen, und als der Brand am stärksten war, schloß man die Luken und ließ einen Strom von Dampf in den Keller eindringen, der das Feuer rasch erstickte. Der Dampf ist allerdings ganz besonders geeignet, nach allen Punkten, wo es brennt, oben wie unten, hinzudringen; er erkältet sich indem er sich verdichtet, während er zugleich die atmosphärische Luft verdrängt und ersetzt, indem er nicht mehr

als Dampf, sondern als tropfbare Flüssigkeit wirkt. Aus allen den gemachten Proben geht hervor, daß der Dampf das beste Mittel gegen innere Brände ist; deßhalb haben auch viele Fabriken, deren Maschinerie durch Dampf getrieben wird, an den Kesseln Vorsichtsröhren angebracht, welche in die dem Brand am meisten ausgesetzten Räume laufen. Man braucht nur einen Hahn zu drehen, um an solche Orte einen Strom von Dampf zu richten, der noch überdieß den Vortheil hat, daß er die Waaren weniger beschädigt, als die Pompen und das Hinauswerfen zum Fenster. Eine Fabrik, die mit Dampf arbeitet, hat deßhalb gar keine Entschuldigung mehr, wenn sie ganz abbrennt. Eben so wenig ist der Betrieb eines Kohlenwerks zu entschuldigen, wenn die geschlossenen Magazine abbrennen." Das obengenannte Blatt glaubt auch, daß dieß Mittel des Einströmenlassens von Dampf dazu dienen könne, ein Kohlenwerk im Hennegau, das noch immer brennt, zu löschen.

Ein Aufenthalt vor Madras.

(Schluß.)

Während der wenigen Tage, welche die Artemisia auf der Rhede von Madras zubrachte und daselbst bei beständigem Regenwetter und starkem Wogen der See alle Krankheitsstoffe des Landes einathmete, nahm dieselbe ihrer Gewohnheit gemäß einige Lebensmittel von sehr schlechter Beschaffenheit ein, um nach anderen Meeren zu segeln, welche ihr zierliches Bug noch nicht durchschnitten hatte, stolz darauf, überall das vergoldete Brustbild der Königin von Karien, womit es gekrönt war, zu zeigen. Nicht ohne sehr großes Mißfallen bemerkten die Matrosen unter jenen Lebensmitteln vor allem einen wegen seiner Härte, Schwärze, seinem erdigen und schlechten Geschmack ungenießbaren Zwieback und Erbsen, an denen alle Geheimnisse der Kochkunst scheiterten; dennoch mußten sie beides bis auf das letzte Stück essen oder verhungern. Die traurigen Folgen dieses Sparsystems, wenn man es sparen nennen kann, wird man bald kennen lernen.

Einige ungeschickte Manövers, die uns bei unserer Ankunft vor dem Fort St. Georges beinahe an den Strand geworfen hätten, waren gleichsam das Vorspiel zu den Unfällen, die uns noch in Menge treffen sollten. Bald darauf starb uns ein Mann, dessen Tod deßhalb Eindruck machte, weil wir seit mehr als acht Monaten keinen Namen mehr auf der Todtenliste gehabt hatten, auch wurde derselbe um so mehr als schlechte Vorbedeutung genommen, weil die Artemisia am 21 Junius bei ihrer Abfahrt von dieser ungesunden Küste durch den Meerbusen von Bengalen zwanzig Ruhrkranke mit sich führte.

Die Artemisia segelte anfangs von einem starken und anhaltenden Südwinde begünstigt der Insel Pinang zu, wo sie sich einige Tage aufhalten sollte; man erblickte auch bald die Nikobar-Inseln gleich dichten am Horizont zwischen das Blau des Himmels und des Meeres eingepreßten Wolken; allein nun schlug der Wind wiederholt um und dann trat eine mehrstündige Windstille ein. In Folge dieser geringen Unfälle kamen wir erst am 1 Julius Abends vor der Insel an, die wir suchten. Inzwischen hatte die Krankheit einen sehr beunruhigenden Charakter angenommen, so daß die Batterie ein vollkommenes Hospital darstellte. Mit Hülfe des Fernrohrs unterschied man die vor der Stadt vor Anker liegenden Schiffe ganz vollkommen; da sich aber unser Commandant erst bei Tag und mit Hülfe eines Piloten in die um diesen Ankerplatz befindlichen Untiefen wagen wollte, so blieben wir bis zum folgenden Tag, wo wir nahe gegenüber vom Fort Cornwallis ankerten.

Pulo-Pinang, auch unter dem Namen Prince-Wales-Insel bekannt, ist auch eines jener besondern Länder, welche die Natur zum Nachtheil der andern bereichert zu haben scheint. Ein fruchtbarer Boden, ein milder Himmelstrich, eine malerische Landschaft, alles trägt dazu bei, dasselbe zu einem Lustaufenthalt, wie man deren wenige auf der Erde findet, zu machen; dennoch sollte dieses liebliche Land, das gewöhnlich von den raschen atmosphärischen Revolutionen, die so viele andere Länder peinigen, verschont bleibt, uns, die wir der Ruhe und Schonung so sehr bedurft hätten, nicht verschonen. Der Thermometer zeigte während unseres Aufenthalts den auffallendsten Wechsel; am Anfang hatten wir in Folge sehr heftigen und fast anhaltenden Regens ziemlich kaltes Wetter, das sich endlich aufhellte und uns die erstickende Hitze von Coromandel wieder brachte. Trotz des Rufes der Gesundheit, welcher diesem Lande den Beinamen des indischen Montpelliers verschafft hat, scheiterte hier die letzte Hoffnung unserer Kranken. Sie hatten alles von der berühmten heilsamen Luft, die man hier athmete, erwartet; sie hielten sich bei der Landung für gerettet; allein nachdem uns die Krankheit, die eher heftiger zu werden schien, an einem Tage zwei Leute hinweggerafft hatte, trat an die Stelle der Hoffnung Niedergeschlagenheit und Bestürzung.

Man kann sich wohl denken, welchen traurigen und düstern Anblick die Artemisia gewährte, als ein grauer und schwerer Himmel, der wie der Ueberwurf eines Katafalks über ihr lag, sich in fortwährenden Strömen über sie ergoß! Wer hätte da in ihr jene Fregatte erkannt, die zu Mauritius und Bombay mit Blumen geschmückt und zum Ballsaal hergerichtet nur zu Festen bestimmt zu seyn schien? Und dennoch war sie es, aber traurig und schweigend. Sie schien gebeugt unter der Last des Schmerzes; auch in der Haltung und Bewegung ihrer Mannschaft drückte sich Niedergeschlagenheit aus; die Musik sparte die fröhlichen und lärmenden Weisen, die sonst täglich mehreremal ertönten, für glücklichere Zeiten auf, und wenige Streiche bezeichneten die Märsche der Trommler.

In den Momenten, wo der Tod siegt, richten sich die Blicke mühsam auf jenes Vaterland, welchem man durch das Verhängniß so unerbittlich entrissen wurde. Ist es uns vergönnt, dasselbe noch einmal wieder zu sehen, oder wird uns der Tod auf ewig von ihm trennen? Man muß solche schmerzhafte Eindrücke erlebt haben, um den zerreißenden Moment ganz zu fassen, wo die Hand eines Freundes, dessen letzten Seufzer man vernimmt, in der eigenen eisig kalt wird. Dann sieht man, wie alle jene lieblichen Illusionen, das einzige wahre Gut des Daseyns, dem sich der Mensch so gern hingibt, wie die Blätter eines welken Baumes, nacheinander dahinschwinden; der Hauch des Todes berühet sie, zerstreut sie, und sie verschwinden in dem Meere der Ewigkeit.

Theure Ausgabe des Boccacio. Ein römisches Journal meldet, daß Lord Spencer eine Ausgabe der Werke Boccacio's (Ein Band Fol. Venedig 1471) um 24,000 Fr. angekauft habe. Es ist dieß die älteste und von den Bücherliebhabern sehr gesuchte Gesammtausgabe von Boccacio's Werken. (Voleur vom 15 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1844.

Columbia.

(Schluß.)

Die Republik hatte jetzt keinen andern Feind als den Geist der Zwietracht und die Gewohnheit des unbedingten Herrschens militärischer Machthaber. Bolivar unternahm jetzt die Befreiung Peru's, und erhielt hiezu in London ein Anleihen von 4 Mill. Pf. St., nachdem Hr. Zea, columbischer Gesandter in London, schon im März 1822 ein sehr bedeutendes Anleihen zur Fortsetzung des Krieges in Columbia erhalten hatte. Am 6 August 1823 schlug Bolivar — nach einer Reihe von mit abwechselndem Glück geführten Gefechten — den spanischen General Canterac bei Junin aufs Haupt, und zwang ihn sich nach Ober-Peru zu flüchten. Inzwischen war General Sucre in Ober-Peru eingerückt, wo er den 9 December in der Ebene von Ayacucho, nahe der Stadt Quamanga, die spanische Armee gänzlich vernichtete, und den Vicekönig La Serna gefangen nahm. Canterac capitulirte kurze Zeit darauf, und der Ueberrest der spanischen Truppen wurde nach Arica geführt und von da auf brittischen Schiffen nach Europa eingeschifft. Die Uebergabe von Callao (23 Jan. 1826) entschied das Schicksal von Peru.

Am 6 August 1825 proclamirte der Congreß von Ober-Peru zu Chuquisaca bereits die Unabhängigkeit des Landes von Spanien; da aber das Volk keine politische Union mit Unter-Peru oder mit den La-Plata-Staaten wünschte, so organisirte sich die Versammlung als unabhängige Regierung des Staats „Bolivia“ (zu Ehren des Mannes, der sie von der spanischen Botmäßigkeit befreit hatte). Bolivar wurde ersucht, eine Constitution zu entwerfen, und General Sucre als Großmarschall von Ayacucho an die Spitze der Regierung gestellt.

Am 10 Februar 1825, nachdem Bolivar schon zwei Jahre früher zum Dictator von Peru erwählt worden, legte er diese Würde nieder, um sie von dem in Lima versammelten Congreß neuerdings in Empfang zu nehmen. Er benutzte diesen Umstand dazu, einen Regierungsrath einzusetzen und den Congreß ohne weitere Debatten nach Hause zu schicken. Jetzt erst entwickelte Bolivar seinen phantastischen Plan einer Testamentsmonarchie, indem er der Republik Bolivia einen absoluten Präsidenten auf Lebenszeit, einen Vicepräsidenten, der ihm folgen, und eine dreikörperige, gesetzgebende Versammlung gab, die zu zwei Dritttheilen aus auf Lebenszeit gewählten Gliedern bestehen sollte; das letzte Drittel sollte auf vier Jahre gewählt werden und sich selbst durch Wahl aus den vom Volke vorgeschlagenen Candidaten ergänzen. General Sucre wurde durch den Einfluß Bolivars zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt. Hierauf erhielt Peru (8 Dec. 1826) eine ähnliche Verfassung, an deren Spitze Bolivar selbst stand, und er mochte wohl den Plan haben, ganz Südamerika und Mexico in eine große, testamentarische Monarchie zu vereinen, als die Unzufriedenheit mit diesen Gewaltschritten seiner bis jetzt glorreichen Laufbahn ein unerwartetes Ziel setzte. Im Jahre 1824 war er neuerdings zum Präsidenten von Columbia gewählt worden, überließ aber diese Ehre dem General Santander, der zur selben Zeit wiederum zum Vicepräsidenten erwählt worden war. Im J. 1826 endlich erklärte General Paez, welcher mit den columbischen Civilbehörden in Venezuela in Streit gerathen war, diesen Theil der Republik für unabhängig von der columbianischen Regierung. Santander war im Begriff gegen General Paez aufzubrechen, als die Bezirke von Guayaquil und Quito ebenfalls Zeichen des Aufruhrs gaben, indem sie behaupteten, nur die Dictatur Bolivars könne sie vor einem allgemeinen Bürgerkrieg schützen. Unter diesen Umständen verließ Bolivar Peru, einige behaupten, um Frieden herzustellen, andere meinen, um in Columbia dieselbe Constitution einzu ühren, welche er den Republiken Bolivia und Peru aufgedrungen hatte.

In Guayaquil verweigerte er abermals die Würde eines Dictators, schlug aber einen General-Convent zur Ausarbeitung einer neuen Constitution vor; dasselbe wiederholte er in Bogota, wo aber sein Anerbieten wenig Anklang fand. Hierauf begab er sich nach Venezuela, wo bei seinem Erscheinen in Caracas die Unruhen wie durch Zauber aufhörten. Hier erhielt er die Nachricht von der am 26 Januar ausgebrochenrn Gegenrevolution in Peru, welche damit endigte,

daß die alte Constitution von 1823 neuerdings eingeführt und General La Mar zum Präsidenten der Republik erwählt wurde. Schlimmer noch als diese Nachricht war der Umstand, daß die unter Oberst Bustamente in Peru zurückgelassenen columbischen Truppen gegen die Dictatorschaft Bolivars sich ausgesprochen hatten, und auf dem Weg nach Columbia begriffen waren. Die Bürger von Bolivia vereinigten sich jetzt ebenfalls zur Umstürzung der von Bolivar eingesetzten Regierung, und die neue Verwaltung von Peru bot ihnen hiezu die Hand. General Gamarra wurde von Peru mit Truppen den Rebellen zu Hülfe gesandt, und am 6 Julius 1828 verließ General Sucre die Republik mit dem Ueberrest der columbischen Truppen. Der in Cile zusammengerufene Congreß erwählte General Andreas Santa Cruz zum Präsidenten von Bolivia. Hiedurch gerieth Columbia mit Peru in Streit. General Lamar fiel in die südlichen Provinzen von Columbia ein, nahm Guayaquil und rückte auf Quito vor. Am 28 Febr. 1829 kam es jedoch zwischen ihm und den columbischen Truppen unter General Sucre bei Tarqui, einem Engpasse der Anden, zu einem Treffen, in Folge dessen Peru alle Ansprüche auf die südlichen Provinzen von Columbia aufgab, und beide Theile die Unabhängigkeit von Bolivia anerkannten.

Durch diese Ereignisse fiel die von Bolivar zuerst angeregte Idee eines allgemeinen amerikanischen Congresses, der zu Panama stattfinden und zu dem die Staaten Mexico, Columbia, Peru, Chili und Buenos-Ayres, so wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika Deputirte senden sollten, von selbst zu Boden. In den Vereinigten Staaten hatte die Panama-Mission zu sehr ernsten Debatten Veranlassung gegeben; erst am 21 April 1826 hatte das Repräsentantenhaus mit großer Stimmenmehrheit die Mission gebilligt. Präsident John Quincy Adams ernannte Richard Anderson und John Sergeant von Philadelphia zu Gesandten. Ersterer starb auf der Reise; letzterer machte sich nicht auf den Weg, bis der Congreß selbst aus einander gegangen war. Der Congreß kam am 22 Jun. 1826 zwar zu Stande, und es waren auch Gesandte der brittischen und holländischen Regierungen gegenwärtig, man schwur sich ewige Freundschaft u. s. w., aber fast zur selben Zeit waren die im Congresse repräsentirten Staaten mit einander im Krieg begriffen, der nur mit der Zerstückelung derselben endete.

Während der Revolution von Bolivia hatte Bolivar selbst eine große Convention in der Stadt Ocaña im Mittelpunkt von Neu-Granada zusammenberufen. Sie sollte aus 800 Mitgliedern bestehen, von welchen aber kaum 70 eintrafen; die übrigen hielten es für unnöthig oder vielleicht auch nicht für rathsam, sich in die unmittelbare Nähe des Befreiers zu wagen. Die zusammengekommenen Deputirten erklärten die Unvollständigkeit der bestehenden Verfassung, konnten sich aber nicht zur Annahme der von den Parteigängern Bolivars vorgeschlagenen Constitution vereinigen und verließen theilweise die Versammlung, der Rest wurde vom Präsidenten selbst entlassen. Dieß wurde von Bolivar als unmittelbare Abschaffung der Verfassung von 1821 angesehen, und er nahm sofort von der Regierung alleinigen Besitz, bis der auf den Januar 1830 ausgeschriebene constituirende Generalcongreß in Bogota zu Stande kommen würde.

Kaum hatte Bolivar die Zügel der columbianischen Regierung an sich gerissen, so zeigten sich auch schon Spuren der Empörung. In der Nacht des 26 Septembers 1828 brach unter den Truppen von Bogota ein Aufruhr aus: man drang in den Palast des Präsidenten, der sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster rettete und die ganze Nacht über unter einer Brücke halb im Wasser versteckt lag. Am folgenden Tag wurden jedoch die Aufrührer überwältigt, mehrere ihrer Anführer hingerichtet, andere verbannt. Unter den letztern befand sich der Vice-Präsident Santander, der, nachdem er einige Zeit in Cartagena gefangen gesessen, die Erlaubniß erhielt, nach Europa sich einschiffen zu dürfen.

Der constituirende Congreß kam am 20 Januar 1830 zu Bogota zusammen, konnte sich jedoch zu keinem gemeinschaftlichen Plan vereinigen, obgleich die wichtigsten Gegenstände ihm zur Berathung vorgelegt wurden. Im November des vorhergegangenen Jahres hatten nämlich die Provinzen, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft die General-Hauptmannschaft von Caracas bildeten, verbunden mit einigen Provinzen von Neu-Granada, von der Republik von Columbia feierlich sich losgesagt. General Paez war wie im J. 1826 an der Spitze der Bewegung, und hatte an Bolivar und an den Congreß von Bogota Gesandte abgeschickt, um sie hievon in Kenntniß zu setzen. Der Congreß überlegte lange ob es besser sey, den aufrührerischen General mit Gewalt zu unterwerfen, oder aber Commissäre zur Abschließung eines Vertrags an ihn abzuschicken; man entschloß sich zu letzterem. Das Resultat der Verhandlungen war jedoch nichts weiter als ein Uebereinkommen, daß Neu-Granada ebenfalls das Recht habe, sich als unabhängiger Staat zu organisiren, und daß sodann die zwei Staaten Neu-Granada und Venezuela mit einander eine Conföderation bilden sollten.

Ungeachtet dieser officiellen Anerkennung der Unabhängigkeit von Venezuela machte der Congreß zu Bogota einen letzten Versuch, durch gegenseitige Zugeständnisse die zwei Staaten zu vereinen. Der hieher gehörige Beschluß wurde am 29 April veröffentlicht, und am 4 Mai wurde Señor Joachim Mosquera zum Präsidenten, General Domingo Caicedo aber zum Vicepräsidenten von Columbia erwählt. Bolivar hatte erklärt, daß er, wenn erwählt, dieses Amt nicht annehmen würde, indem er seiner zerrütteten Gesundheit wegen eine Reise nach Europa zu machen wünschte. Man begnügte sich daher mit einigen schmeichelhaften Beschlüssen zu seinen Gunsten, und Bolivar begab sich nach Cartagena, wo er kurze Zeit darauf (am 17 Dec. 1830) das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte.

Die neue Constitution von Columbia dauerte nur 24 Stunden; schon am folgenden Tag versammelte sich der Congreß der Provinzen von Venezuela in Valencia, erließ eine neue Verfassung, die am 22 September unterschrieben wurde, und erwählte General Paez zum Präsidenten. Ihm folgte

im J. 1835, da die neue Constitution die Wiedererwählung des Präsidenten in den seiner Amtsverwaltung unmittelbar folgenden vier Jahren für gesetzwidrig erklärt, Don Jose Vargas, dem im J. 1839 wiederum General Paez folgte, welcher diesen Posten noch jetzt (Sommer 1843) bekleidet.

Zuletzt trennten sich auch die Provinzen der alten Statthalterschaft von Quito und die angränzenden Provinzen von Peru von Columbia. Ein Congreß dieser Provinzen versammelte sich am 14 August 1830 zu Riobamba und veröffentlichte am 11 September die Constitution der Republik Ecuador, welche bis 1835 fortbestand. Der erste Präsident war General Juan Jose Flores; der columbische General Sucre, welcher von Bogota nach Quito abgesandt worden war, wurde auf dem Wege dahin zu Pastos ermordet. Die Republik von Columbia war jetzt auf die Gränzen von Neu-Granada angewiesen. Ihr Präsident, Mosquera, fand beim Antritt seines Amtes die Provinzen im Aufruhr, den Staatsschatz leer, und die Armee, ans Herrschen gewöhnt, laut sich für die Dictatur Bolivars sich aussprechend. Unter diesen Umständen dankte er schon am 4 Sept. 1830 ab, und begab sich als Privatmann nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er mehrere Jahre allgemein geachtet zubrachte. Ihm folgte General Rafael Urdaneta, der von neuem die Soldatenwirthschaft anfing; die Generale Lopez und Obando erklärten sich jedoch für die Constitution. Von neuem drohte der Bürgerkrieg, als ein Vergleich zu Stande kam, in Folge dessen der Vicepräsident General Caicedo an der Spitze der Regierung, Urdaneta aber an der Spitze des Heeres blieb. Ein constituirender Congreß versammelte sich zuletzt am 20 October 1831 zu Bogota und am 21 November erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der Republik von Neu-Granada. Neu-Granada übernahm einen Theil der Schuld von Columbia und am 29 Februar 1832 wurde die jetzt noch bestehende Verfassung feierlich anerkannt. Am 9 März wurde General Santander zum Präsidenten, General Ignacio Marquez zum Vicepräsidenten erwählt. Ersterer befand sich zur Zeit in den Vereinigten Staaten, wohin er von Europa gegangen, schiffte sich aber sogleich ein, landete am 16 Jun. zu Santa Marita und wurde am 7 October feierlich beamtet.

Die drei Republiken, in welche jetzt Columbia getheilt war, anerkannten wechselsweise ihre gegenseitige Unabhängigkeit, und verpflichteten sich gemeinschaftlich zur Bezahlung der von der Republik Columbia gemachten Anleihen. Die Vertheilung war jedoch eine schwierige Aufgabe, und überdieß entstand ein Streit über die wechselseitigen Gränzen. Neu-Granada machte auf das ganze Territorium Anspruch, welches zur Zeit der spanischen Herrschaft das Vice-Königreich dieses Namens bildete. Die Einwohner einiger dieser Provinzen zogen jedoch vor dem Staate Venezuela anzugehören und die Bürger von Ecuador glaubten ebenfalls eine Ausdehnung ihrer Gränzen gegen Neu-Granada ansprechen zu müssen. Unter solchen Umständen hielt der Präsident der Republik Ecuador, General Flores, es für seine Pflicht, in Neu-Granada einzufallen, und das streitige Territorium im Namen seiner Republik in Besitz zu nehmen. General Obando aber, der die Truppen von Neu-Granada befehligte, brachte ihn bald zur Besinnung, und am 8 December wurden die Gränzen beider Staaten durch eine Convention definitiv entschieden. In Bezug auf die Staatsschulden wurde kein bleibendes Uebereinkommen getroffen.

Slawische Nachrichten.

Die böhmischen Kwety (Nr. 5 v. d. J.) berichten aus dem preußischen Oberschlesien, daß das slawische Element trotz allem, was man gegen sein Aufkeimen unternehme, sich immer kräftiger entwickle. Im vorigen Jahre habe der Breslauer Bischof, Hr. Latusek, einige Oberpfarreien besucht, und allenthalben seyen vor der Firmung polnische Predigten gehalten und polnische Lieder gesungen worden. Der Bischof habe sodann dem Volke gleichfalls in polnischer Sprache den Segen ertheilt, und dieß habe voll Freude ausgerufen: „das ist unser Bischof!“ Auch aus andern Nachrichten scheint hervorzugehen, daß das Deutsche seit den hundert Jahren, wo Schlesien in preußischen Händen ist, keine Fortschritte gemacht habe. Wie dem auch seyn mag, so kann allerdings die Bildung in diesem Landstriche, wo die polnische Sprache vorherrscht, wohl keine Fortschritte machen, so lange nicht der Volksunterricht in polnischer Sprache ertheilt wird.

In Olmütz ist das erste Bändchen „Gedichte von Vincenz Furch“ in böhmischer Sprache erschienen. Die Kwety (Nr. 10 v. d. J.) leiten eine Beurtheilung derselben mit folgenden Worten ein: „Diese Gedichte sind für unsere Literatur um so willkommener, als sie von Mähren ausgehen und ein Beweis des erwachenden Volksgeistes und Volkslebens unseres alten Schwesterlandes Mähren sind, das so lange schlummerte und noch in einem Halbschlaf liegt. Das ist traurig; es könnte eine so schöne Stellung haben, es könnte der Mittelpunkt seyn, welcher Böhmen und Slowaken verbindet. Indeß rührt es sich auch dort. Hoffnungen freilich haben wir en gros, vielleicht nur allzu viel. Indeß darf der Böhme stolz seyn, er hat sich aus sich selbst gebildet. Bei uns erblüht die Literatur nicht aus einem goldenen Regen, sie ist nicht durch Geld angetrieben, erzwungen, von der Gnadensonne einiger Mäcenaten erwachsen, alles kommt aus der Wurzel, aus dem Volk, aus den Bedürfnissen des Volkslebens; unsere ganze Literatur hat darum einen breiten, sichern Grund, sie steht nicht auf einzelnen Säulen, sie ist etwas lebendiges, selbst gewachsenes, nichts mechanisches. Wir können hoffen, daß auch Mähren sich bald mit uns in die Reihe stellen wird, einige Arbeiter hat es schon gesendet, — unter ihnen Furch.“

In einem Schreiben aus Mähren (s. Kwety Nr. 25) heißt es dagegen: „Gewiß werden sich die Leser dieser Blätter wundern, daß so selten Nachrichten über das Volksleben in unserem lieben Mähren mitgetheilt werden, und müssen daraus schließen, daß dasselbe bei uns ganz erschlaffe. Redlich gestanden können wir von öffentlichem Hervortreten, namentlich in letzterer Zeit, nicht viel sagen. Was nach außen vortritt, was der gewöhnliche, obwohl nicht immer richtige Maaßstab des Nationalfortschrittes ist, das ist die That, der Gedanke aber, die Mutter der Thaten, entwickelt sich anfänglich nur in den Köpfen der Einzelnen und entzieht sich der Oeffentlichkeit. So herrscht auch in unserem Leben bisher mehr der Gedanke vor, der freilich unermüdlich

zu Handlungen drängt, die um so bedeutender werden, je mehr derselbe sich auf eine fest gegründete Ueberzeugung stützt, und Mähren, das in der Mitte des Tschechoslawenthums liegt und in dem so vielerlei Elemente sich kreuzen, zu einer wichtigen Stellung durch geschichtliche Nothwendigkeit bestimmt scheint. Wenn wir indeß von öffentlicher Thätigkeit reden können, so zeigt sich diese in der Literatur, in welcher da und dort ein neues Leben sich kundgibt. Vor kurzem kam der zweite Band der „Sammlung mährischer und schlesischer Sagen“ von Mikseek heraus, der zwölf artige Erzählungen enthält und mit zwei schönen Bildern geschmückt ist, von denen eines das „Schloß in Tele,“ das andere die bekannte „weiße Frau“ darstellt. Hier ist wiederum viel Stoff für nationale Balladen und Romanzen. — Mit besonderer Freude zeige ich die Erscheinung eines neuen Kalenders an. Er soll in der Art des unter dem Namen „der mährische Wanderer“ bekannten deutschen Kalenders herauskommen, und fast alle Schriftstellertalente in unserem Vaterlande nehmen eifrig Theil an dem Werk. Diese Schrift wird eine große Wichtigkeit für unser Volksleben erhalten, denn es ist dieß ein Rahmen, in welchem die zerstreuten Schriftsteller unseres Landes zum mindesten einen gewissen Vereinigungspunkt finden.

•

Am 9 December v. J. wurde zu Lemberg zum erstenmal ein Schauspiel „die Juden,“ von Korenowsky, mit ungemeinem Beifall aufgeführt. Es ist dieß ein Lebensbild aus den neuesten Zeiten, und es treten darin Personen aus der höchsten polnischen Aristokratie in Wolhynien auf, Figuren, die auf den Jahrmärkten von Berdyczew die ersten Rollen spielen, darunter ein alter, kerniger Pole, den man Regent titulirt, mit einem ehrenwerthen Charakter, in welchem aber die Vorurtheile der alten Zeit seltsam durchschlagen; neben ihm steht sein Sohn, ein adeliger Jüngling aus der Neuzeit. Die Ehrenhaftigkeit und der adelige Sinn auf der einen, der Hochmuth, die Verschwendung, der Leichtsinn mit der unedlen, tigerartigen Gesinnung auf der andern Seite, das sind die Elemente, in deren Verwebung der Kampf im Laufe des Schauspiels sich entwickelt. Es tritt darin ein Jude auf, einer von den ehrenhaften, so ehrenhaft, als ein Jude nur seyn kann. An ihn wendet sich der alte unglückliche Regent in seiner größten Noth, da er von allen Adeligen unmenschlich zurückgestoßen wurde, und verlangt von ihm ein Anlehen von 8000 fl. Der Jude freut sich, daß er zu ihm gekommen, erinnert ihn daran, wie er einmal durch ihn vom Verderben gerettet wurde, und aus Dankbarkeit leiht er ihm die 8000 fl. nur zu 10 Proc.; er erinnert sich gerührt, welchen großen Dienst ihm früher der Regent erzeigt, und in der Weichheit seines Herzens läßt er ihm noch zwei Procent nach; nicht genug, er will dankbar seyn, wie es sich gebührt, er läßt noch ein Procent ab, — für sieben Procent soll er das Geld haben, und es ihm zurückgeben, wenn er kann; schon hat er ihn in sein Schreibzimmer geführt und seinem Buchhalter befohlen, dem Regenten das Geld auszuzahlen, und in diesem Augenblick läßt er aus übergroßer Rührung und Dankbarkeit — abermals ein halb Procent nach. Dieser Charakter ist meisterhaft gezeichnet, im größten Contrast dargestellt gegen die Leute, bei denen der Regent vergebens Menschlichkeit und Billigkeit gesucht hatte. Korenowsky entwickelt in diesem Stück seine ganze Kraft in Zeichnung der Charaktere, was die Zierde jedes seiner Stücke ist, er wußte aber hier so treffende und interessante Situationen zu entwerfen und so wahre und richtige Züge aus dem wirklichen Leben nachzuahmen, daß der Erfolg nicht anders als glänzend seyn konnte. Von der Zeit an, wo Korenowsky das heimische Leben dramatisch zu bearbeiten begann, wie in dem Schauspiel „der alte Ehemann“ und in dem Trauerspiel „die Corallen in den Karpathen,“ erhob er sich über Fredro, vor welchem er sich durch poetischern und tiefern Geist stets ausgezeichnet hatte. Ich weiß nicht, welche Stufe Fredro noch in der polnischen Dramaturgie erreicht hätte, denn er hat seit vielen Jahren zu schreiben aufgehört, aber seine nationalen Stücke zeigen außer dem Glanz des Dialogs nur unbestimmte, weder durch Zeit noch Oertlichkeit genau begränzte Bilder. Korenowsky aber weiß beides aufs richtigste zu beachten, und dadurch gewinnen auch seine Arbeiten einen bedeutend höhern Werth. Staunenswerth ist seine Fruchtbarkeit, und doch kann man keinem seiner Stücke den Vorwurf machen, daß man ihm eine Uebereilung ansehe.

•

Das Schreiben eines Böhmen aus Wien (s. Kwety Nr. 24) theilt nachstehende literarische Nachrichten mit, die einiges allgemeines Interesse haben: Im Slowakenlande werden mit dem größten Eifer Volkslieder, Erzählungen und Sagen gesammelt. In Agram druckt man einen Almanach unter dem Namen Iskra (der Funken) und Kukuljewic sammelt Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten, Sagen und Lieder, die sich auf die Mythologie des Volks beziehen. Eine Sammlung Novellen von demselben Verfasser wird fortgesetzt. Die Osmanide von Gundulic (ein Gedicht, das die Kämpfe der Südslawen mit den Türken schildert) wird demnächst herauskommen in Begleitung eines Wörterbuchs, das geschichtliche und geographische Anmerkungen enthält. — Die Matice *) wächst kräftig auf, wie man aus der (von Gaj in Agram) redigirten Nationalzeitung ersieht, welche die Namen der Gründer trägt. Dasselbe kann man von den Leseanstalten und den ökonomischen Nationalgesellschaften sagen, die fast in jeder größeren Stadt entstehen und mit der Hauptgesellschaft in Agram in steter Verbindung bleiben. — Sehr erfreulich ist, daß auch Dalmatien endlich erwacht, und namentlich Ragusa (Dubrownik) seines alten Ruhmes gedenkt. Davon ist die Zora Dalmatinska (dalmatinische Morgenröthe) ein Beweis, und welche Theilnahme diese erweckte, kann man daraus ersehen, daß ihr von allen Seiten patriotische Aufmunterungen zukommen. — Der bis jetzt als italienischer Schriftsteller bekannte Tomasea (Tomasic) hat seine Schrift „Scintila“ selbst ins Südslawische übersetzt. **) Dieser Mann wäre für die Südslawen ein großer Gewinn, wenn er seine Gelehrsamkeit und sein Talent seinem eigenen Volk zuwenden wollte.“

•

Als ein Curiosum können wir hier noch anführen, daß Zschokke's Goldmacherdorf kürzlich von Dimitri Popovic übersetzt und mit serbischer (cyrillischer) Schrift gedruckt in Szegedin erschienen ist. (Danica Nr. 12.)

•

Man scheint es in den Slawenländern ganz besonders auf die Sammlung von Sprüchwörtern abgesehen zu haben. Oben schon erwähnten wir eine solche Sammlung aus dem Slowakenlande, und auch in Belgrad ist jetzt von Athan. Nikolic eine Sammlung serbischer Volkssprüchwörter erschienen. (ibid.)

---

*) Muttergesellschaft, der böhmischen Matice zur Beförderung der nationalen Litteratur und Sprache nachgebildet.

**) Tommaseo, wie wir aus dem Obigen sehen, ein geborener Dalmatiner, ist dem westlichen Europa hauptsächlich durch seine Canti popolari toscani, illirici, greci raccolti ed illustrati da Tommaseo bekannt, von denen wir 1842 Nr. 158 ff. einige Auszüge gegeben haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1844.

Englische Sports.

VII. Racing. (Wettrennen.)

Es ist sonderbar auf der einen Seite, daß die Griechen sich so wenig aus dem edeln Wettrennen der Pferde gemacht zu haben scheinen, und auf der andern Seite, daß die Engländer beinahe gar nicht das Wagenrennen kennen. Zwar gab es auf den olympischen Spielen auch Rosserennen, jedoch hört man von ihnen bei weitem nicht so viel Glorreiches verkünden, als von den Wagenrennen, welche des Alcibiades Lust waren, und denen überhaupt die Angesehensten jeden Staates so sehr ergeben waren, daß Oenomaus sogar seine Tochter Hippodamia den Bewerbern als Siegespreis des Wagenrennens aufstellte. Die Wagenrenner hatten den Vortritt auf den Festspielen der heroischen Zeit, und sie bekamen die größten Preise. Die Engländer sind zwar auch vortreffliche Wagenlenker und vor dem Aufkommen der Eisenbahnen waren manche ihrer großen, schönen Heerstraßen wirklich wahre Rennbahnen für die Kutscher, allein als ein eigenes Wettspiel, für welches besondere Gesetze und Vorrichtungen gemacht wären, üben sie diese Kunst nicht. Gewiß kommt beim Wagenrennen mehr auf die Geschicklichkeit des Lenkers an, als bei dem Pferderennen auf die des Reiters. Auch exponirt jener sein Leben mehr als dieser, und die Kunst ist gewiß eine königlichere, daher in Griechenland auch die Fürsten selber die Wagen lenkten, während in England in der Regel nur Jockeys die Pferde reiten.

Es wird nicht wenig zur Charakterisirung des englischen „Sporting-Spirit" dienen, wenn wir zeigen, in wie hohem Grade die Engländer die Eigenschaften ihrer Pferde als Wettrenner ausgebildet haben, zu welcher Schnelligkeit, zu welcher Kraftentwicklung sie dieselben zu reizen vermögen, welche großartige Vorbereitungen sie bei ihren Rennspielen machen, wie weit sie den Codex der Gesetze, welche die Angelegenheiten des „Turfs" reguliren, ausgearbeitet haben, in wie hohem Grade sie ihre Zeit, ihre Gedanken, ihr Vermögen bei diesen Spielen in die Schanze schlagen, und wie sehr sie überhaupt dieselben zu einer großen und wichtigen Nationalangelegenheit erhoben haben.

Die ganze Pferderace des Landes mußte erst in der Wurzel umgebildet werden, bis endlich durch eine Bemühung und Erziehung vieler Jahrhunderte die jetzige Blüthe der jetzigen unvergleichlichen Blutpferde (our unrivalled bloodhorses) sich entwickeln konnte. Die starken normannischen Kriegspferde, die großen flandrischen Rosse mußten sich erst mit den ursprünglich brittischen Pferden mischen; „Roger de Belesme, Earl of Shrewsbury" mußte erst spanische Hengste dazu bringen. Die Kreuzritter mußten nach dem heiligen Lande pilgern, mußten die Trefflichkeit der arabischen Renner in ihrem wüsten Vaterlande kennen lernen und ihr Blut nach England hinüber bringen. Eduard III mußte 50 andalusische Pferde theuer bezahlen; Heinrich VIII mußte viele tyrannische Edicte über die Pferdezucht und über die gesetzmäßige, ihm wohlgefällige Größe und Höhe der Pferde geben, manche schöne arabische und Berberstute mußte erst den langen Weg von den trockenen Grasplätzen Afrika's bis zu den Wiesen der immergrünen Insel zurücklegen und den venetianischen und andern Kaufleuten mancher schöne Profit gelassen werden, bis endlich alle die Elemente vorhanden waren, aus denen die englischen „Training-Gentlemen" und ihre natur- und pferdeseelenkundigen „Grooms" durch mancherlei interessante Racenkreuzung (cross-breeding und breeding in-a-in) und vielfache Experimente das jetzige „thoroughbred horse," den jetzigen „racer" herausbrachten. Durch einen unglaublichen Aufwand von hundertjähriger Geduld, durch vielfache Uebungen, durch die sorgfältigste Pflege und Erziehung mußten erst die Proportionen des einheimischen Pferdes nach und nach verändert werden. Das Hintertheil mußte sich erhöhen, die Beine zierlicher gestalten, die Brust stärker entwickelt, der Hals gestreckt werden, und kurz auf diese Weise die ganze, langgereckte Figur, wie wir sie nun in der englischen Rennerrace fixirt sehen, ausgebildet werden.

Es ist unsäglich, was die Engländer alles von einem ächten Renner verlangen, in welche Details der Füße, der Zähne, der Beine, Kniee, des Leibes, Rückens, des Kopfes, mit einem Worte, aller Theile und Theilchen, Linien und Punkte sie eingehen, und welche Pflichten sie ihren „training-

breeding- stud- und stable grooms" auflegen; wie sie bei diesen „Grooms" von Jugend auf eine eigene Erziehung, Körper- und Geistesbildung verlangen, damit sie wieder geschickte Pferdeerzieher seyn können. Ihre praktischen Pferdemänner gehen nicht nur ein in die Details der Formirung des Zügels, des Sattels, der Hufeisen ꝛc., sondern die Theoretischen verfolgen auch die Geschichte dieser einzelnen Stücke bis zu den entlegensten Zeiten der Geschichte hinauf. Einen großen Raum würde es schon hinwegnehmen, bloß die verschiedenen Gangarten des Pferdes („the paces"), des Schrittes, des langsamen Schrittes, des Geschwindschrittes, des Trotts, des „moderate trots," des „extended trot," des „running trot," des Galopps, des Handgalopps, des Racing-Galopps, des Canter ꝛc. aufzuzählen und zu charakterisiren.

Für die „Grooms" hat man eigene Bücher über Stallkenntniß („stable knowledge und grooms guide") geschrieben. Was mit den Pferden im Winter, was im Sommer und Frühling vorzunehmen sey, ist alles genau festgesetzt, und fast für jede Stunde des Tages und des Jahres sind die Geschäfte des „Grooms" deutlich detaillirt, so daß es herrlich um die Erziehung des Menschen stehen müßte, wenn auch in der Kunst und Wissenschaft seiner Lehrer alles so genau durchdacht und fest bestimmt wäre.

England hat zum Theil in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit, zum Theil in Folge der von den Menschen aufgewandten Kunst die vortrefflichsten Rasenplätze der Welt, und dieser Umstand hat gewiß dazu beigetragen, die Pferdezucht bei ihnen sehr zu erleichtern und namentlich auch die Wettrennen ihrer Pferde begünstigt. Ein sanfter, ebener, fester und elastischer Rasen ist dazu eines der ersten Bedingnisse, besonders auch gute Uebungsräume (training- and exercising grounds), und England hat eine Menge solcher Gründe, welche die obigen Qualitäten in so vollkommenem Grade besitzen, daß sie das Entzücken und die Freude jedes „Trainers" ausmachen.

Der Rasen heißt im Englischen „turf," und Rasen oder turf wird daher auch die Rennbahn selber genannt. Turfits heißen die Freunde der Pferderennen, „turfmatters" (Rasenangelegenheiten) sind alle die Dinge und Ereignisse, welche zur Rennbahn gehören. „Turfspeculators" (Rasenspeculanten) sind Leute, die als Wetter, als Pferdezüchter oder Renn-Entrepreneurs an einem Pferderennen Theil nehmen.

Die Haupt-Turfiten sind erstlich die großen Pferdezüchter, die breeding-, rearing-, training- and racing-gentlemen, welche die vortrefflichsten Pferde in ihren Stutereien und Stallungen erzeugen und erziehen, um sie auf den Turf zu bringen. Es gibt Gentlemen, die oft ihr halbes Vermögen in solchen Etablissements stecken haben. Bis zu welchen Summen möglicherweise ihre Gewinne und Verluste steigen können, mag man aus folgenden Daten abnehmen. Lord Grosvenor, ein großer „promoter of the turf" am Ende des vorigen Jahrhunderts, soll auf dem Turf 200,000 Pfd. St. gewonnen haben, und am Ende doch noch später durch schlecht geleitete Rasenspeculationen unter minus herabgekommen seyn.

Einer der eminentesten Wetter (eminent betters), Master Crackford, ein Mann von gemeiner Herkunft, soll durch Rasenwetten ein Vermögen von 300,000 Pfd. St. realisirt haben. — Der Earl of Upper-Ossery gewann mit einem vierjährigen Pferde, „Torymount," in Newmarket bei einem Pferderennen 5200 Guineen, und soll in demselben Sommer auf anderen Pferderennen mit demselben Renner noch 7800 Guineen gewonnen haben. Dieß Pferd brachte ihm also in einem Sommer ungefähr 90,000 Thlr. ein. Man kann daher sagen, daß der Besitz eines Pferdes in England zuweilen so einträglich ist, wie der Besitz einer Grafschaft in Deutschland.

Wenn solche Summen auf dem Spiele stehen, so kann man sich denken, bis zu welchem Grade die Leidenschaften der Menschen durch diese Speculationen aufgeregt werden, welche Kunstgriffe und Listen, welchen Aufwand, Verstand und welchen Betrug man in Bewegung setzt, um sich selber solche Gewinne zuzuführen, besonders da hier oft nur an einer Secunde, oft an einem einzigen faux-pas, so zu sagen an einem Handumdrehen ganze Vermögen hangen, und wie das edle, wetteifernde Spiel von vielen daher nur als eine Quelle von Gewinn betrachtet wird.

Es hat sich auf diese Weise neben den ehrlichen „Racing-Gentlemen" eine große Classe handelslustiger, habsüchtiger und betrügerischer Rasenspeculanten gebildet. Desperate Charaktere und Abenteurer aller Art, ohne Geld und ohne Grundsätze (turf-desaulters) schließen sich den eifrigen und patriotischen Turfiten an, und wetten und wagen, um einen unredlichen Gewinn davon zu tragen, bestechen die Jockeys, vergiften die Pferde und üben tausenderlei schändliche Praktiken, um dieses oder jenes Pferd, für welches sie stark interessirt sind, gewinnen zu machen; es gibt daher eine Menge von Rasengeheimnissen (turf-secrets), von deren Anzahl und Eigenthümlichkeit dem Laien einen Begriff zu geben schwer wird.

Mit dem wachsenden Handel und Handels- und Geldgeiste Englands haben sich auch diese Rasenspeculationen stets vermehrt und vervielfältigt, und die Wettrennen haben mehr und mehr einen gefährlichen Charakter angenommen, und ein „gentleman deep in turf-secrets" (tief eingeweiht in die Rasengeheimnisse) soll versichert haben, daß wenn auch „Eclipse" selber jetzt noch auf dem Rasen wäre, es sehr zweifelhaft sey, ob es ihr gelingen würde, ihre „stakes" (Einsatz) zu gewinnen.

Eine der wichtigsten Classen der Turfiten sind die Jockey's. Untersetzte Statur, geringes Gewicht, ein starker Arm, ein scharfer Verstand und eine harte Natur sind das beau idéal eines solchen Jockey'. Ein Lilliputter mit der Energie und Kraft eines Brobdignars würde, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, auf den englischen Rennbahnen bedeutendes Glück machen. Manche haben es wirklich gemacht und Pratt war ein Jockey, der, wie jene berühmten Boxer, Ringer und Läufer, in den Traditionen des „Turfs" noch lange leben wird. Er soll einmal an einem Tage elf Wettrennen bestanden und 88 Meilen in fliegendem Sattel zurückgelegt haben.

Wie die oben genannten Kämpfer, so bereiten sich auch die Jockeys zu ihren Wettstreiten vor. Ihre Trainirung („The train“) ist ein eigenthümliches Fasten, wochenlang dürfen sie jeden Tag nur ein leichtes Mittagsmahl nehmen, welches oft nur aus etwas Fisch besteht, Wein und Wasser sind ihr gewöhnliches Getränk, Thee am Abend mit kleinen Butterbemmen — wie in Dresden. — Dazwischen müssen sie, stark mit Kleidern beladen, lange Spaziergänge machen, um durch Transpiration an Gewicht zu verlieren und gehörig auszutrocknen. Von 9 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens liegen sie im Bett und nehmen dabei noch Glaubersalz und andere Mittel von ähnlichem Effect ein. So vorbereitet besteigen sie die Pferde zum Rennen.

Es wird ihnen streng untersagt, kurz vor dem Rennen irgend Branntwein zu nehmen, wie einige wohl gethan haben um ihre Kräfte anzureizen. „Denn,“ sagt ein englischer Schriftsteller, „ein Glas Spiritus wirkt als ein mächtiges Aufregungsmittel auf das Hautsystem und wird die Hautthätigkeit so erhöhen, daß besonders bei feuchtem Wetter eine Quantität von Flüssigkeit dadurch absorbirt wird, die das Gewicht des Jockeys vermehrt.“

Die berühmtesten Jockeys sind bekanntlich die von Newmarket, der „Racing-Metropolis“ (der Wettrennen-Metropole) von England. Von der Hauptperson auf dem „Turf“ dem „thorough bred racing horse“ selber viel zu sagen, will ich mich hier enthalten, erstlich weil es hier, wo wir nur von den Menschen sprechen wollten, weniger nöthig ist, und zweitens, weil es Schade wäre, daß ein so vollkommenes Wesen von einem Nichtkenner beschrieben werden sollte. Nur wollen wir wenigstens bemerken, was wir für durchaus hieher gehörig halten. Zuerst die Namen der Pferde, die allein von den Menschen herrühren, und die, obgleich sie sehr charakteristisch sind, noch von niemanden, so viel ich weiß, beachtet wurden. Es ist bemerkenswerth, daß die National-Engländer ihre Nationalität sogar so weit treiben, daß auch die Namen ihrer Pferde nicht aus der griechischen Mythenwelt, oder aus den Helden des trojanischen Krieges, oder aus den römischen Imperatoren gewählt, sondern fast lauter Dingen entnommen sind, die an das „happy country“ erinnern.

Einige tragen Namen englischer Städte, z. B. „Eboracum“ (York), oder englischer Flüsse, z. B. „the Queen of Tyne,“ andere von berühmten englischen Männern, z. B. „Prince Albert,“ „Napier,“ „Lord Byron,“ „Earl of Richmond;“ einige von Damen, z. B. „Lady Hampton.“ Oft gehört ein Titel mit zum Pferdenamen, z. B. Captain Flaphooker.“ Zuweilen bekommen sie bloß einen Titel ohne Zunamen, z. B. „Baronet,“ „the Margravine,“ „princess of Wales.“ Viele Namen werden den alten, englischen Volksmährchen und Sagen, ja auch den neuern berühmten Novellen entnommen, z. B. „Tom Thumb“ (der Däumling), „Grace Darling,“ „Ivanhoe,“ „Pickwick,“ „Mir Magdolly,“ „Gill Jack.“ Viele andere Namen enthalten historische Erinnerungen, z. B. „the Pretender,“ „the freebooter;“ andere werden den modigen „lyons“ irgend einer Art abgeborgt, z. B. „Lablache,“ „the great Wizard.“ Eine besondere Art von Namen, die den Engländern eigenthümlich zu seyn scheinen, sind die abstracten Worte, die zu nominibus propriis für Pferde erhoben wurden: z. B. „idolatrie“ (Götzenthum), „morality“ (Moralität), „reciprocity“ (Reciprocität), „gaiety“ (Fröhlichkeit), „velocity“ (Schnelligkeit), „aggravation“ (Schwerkraft); zuweilen sind die Namen sehr komisch: z. B. „white stockings“ (weiße Strümpfe), „gossip“ (Geplauder), „win-if-I-can“ (gewinnen wenn ich kann), „cough“ (Husten), „blue bonnet“ (Blaumütze), „willie-go-faster“ (Wilhelm geh schneller), „little wonder“ (kleines Wunder), „leather-stockings“ (Lederstrümpfe) ꝛc.

Die Zeit für die Thätigkeit des Rennpferdes ist der Sommer und Frühherbst bis in den October hinein. Im Winter ruhen die „Racer“ von ihren raschen Sommerreisen aus, und während dieser Ferienzeit gestalten sich gewöhnlich ihre neuen „engagements“ für den nächsten Sommer. Der „hunter“ (Jagdpferd) hat umgekehrt „summer vacations“ und „winter-engagements.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über die Natron-Seen von Sir Gardener Wilkinson.

(Journ. of the geogr. Society Vol. XIII. Part. I.)

Die gewöhnliche Straße vom Nil nach den Natron-Seen oder Wady Natrun ist von Teraneh, und von diesem Ort rechnet man 12 Stunden Marsch nach Zakuk, der nördlichsten bewohnten Stelle im Natronthal. Die Straße läuft etwa anderthalb (englische) Meilen vom Nil über die Ruinen einer alten Stadt, die in den letzten Jahren nach allen Richtungen durchstöbert wurden, um den Salpeter zu sammeln, der in den Trümmerhaufen der alten Städte Aegyptens in Menge sich findet. Diese Ruinen sind von großer Ausdehnung, und nach den gebrannten Backsteinen und den kleinen, sehr verrosteten Kupfermünzen zu schließen, die man hie und da findet, augenscheinlich aus der Römerzeit. Man fand auch einige Säulen, von denen eine 2½ Fuß im Durchmesser hat, aber kein Gegenstand von Werth deutete auf eine Stadt von sonderlicher Bedeutung, und es ist deßhalb wahrscheinlich, daß ihre Größe daher rührt, daß sie den Handel mit Natron nach dem Nil vermittelte. Diese Ansicht wird noch bestätigt durch die Spuren einer großen Straße, welche von dem Südende des Natronthals dahin führte, und welche noch von denjenigen eingeschlagen wird, welche aus diesem Theil des Landes nach dem Kloster von St. Makarios gehen. Die Entfernung von Teraneh nach Zakuk ist etwa 38 (englische) Meilen. Wenn man die Höhe der niedrigen Berge erreicht, welche den Saum der Wüste begränzen, so läuft der Weg auf einer Hochebene fort, mit leichtem Ansteigen gegen Westen etwa 20 Meilen weit, worauf er sich in weiteren acht Meilen allmählich senkt; dann befindet man sich an dem Bergrücken des Natronthals, wo der Abfall viel rascher ist, wenn es auch nicht sehr tief hinabgeht. Dieß Natronthal liegt augenscheinlich tiefer als das Nilthal, und nach dem Auge, wie nach dem Barometer gemessen, ist der Unterschied zwischen diesem Thal und der Ebene Aegyptens bei Teraneh sehr merklich; ich kann indeß keine Zahlen angeben, da ich meinem einzigen, noch übrig gebliebenen Barometer nicht sonderlich traue.

Das Dorf Zakuk steht auf der Stelle einer ehemaligen, wahrscheinlich aus den Römerzeiten stammenden Glashütte, von der noch Spuren bemerklich sind, und nahe an dem Gebäude, welches im Jahre 1830 von einigen Europäern errichtet wurde, welche hier Arbeiten anlegten, um das Natron zu trocknen, und das Dorf gründeten, das jetzt 50 oder 60 Häuschen und etwa 200 Einwohner enthält. Die Glashütte war aus Stein und Schlacken von gewöhnlichem grünem Glas aufgeführt, Stücke der geschmolzenen Substanz, so wie die abgerundeten Gipfel von drei verschiedenen Oefen zeigen noch hinreichend dessen Stelle an. Das Natron findet sich in der Ebene und in zwei oder drei Seen, namentlich aus den Seen El Gunfadih und El Hamra. Zwei andere, El Khortai und Mellahet (Saline) Eddschun, liefern auch dieß Salz, aber nur wenig, da sie sehr klein sind; der letztere wird bloß von Arabern besucht, welche es, hauptsächlich auf der Straße durch Fayum, nach dem Nil schmuggeln. Es sind im Ganzen acht Seen, welche das ganze Jahr hindurch Wasser haben und Mellahat heißen. Der größte und südlichste, Om Rischeh genannt, liefert nur gewöhnliches Kochsalz. Der nächste in der Größe ist Eddschaar, gleichfalls ein Salzsee, dann kommen El Gunfadih und El Hamra, welche beide Natron liefern, hierauf der größere Dschun und Errafanieh, zwei Salzseen, und endlich El Khortai und der kleinere Dschun, welche beide Natron enthalten, aber viel kleiner als die übrigen sind. Zwei Teiche, oder Birket, enthalten nur den größern Theil des Jahres hindurch Wasser, sind aber im Sommer trocken, und einige andere Pfützen, die ein schlechtes Natron liefern, sind nicht der Beachtung werth.

In den Seen, welche Natron und gewöhnliches Salz liefern, krystallisiren sich die beiden Salze abgesondert, das letztere oben in einer Schichte von etwa 18 Zoll Dicke, und das Natron in verschiedener Dicke, je nach der Form des Seebettes, aber nicht unter 27 Zoll Dicke. Alle Seen enthalten Kochsalz, aber nur wenige Natron; keiner liefert, so viel ich weiß, schwefelsaure Soda. Das Wasser in den Seen wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten bedeutend. Im März steht es am höchsten und dann sind sie alle voll. Sie fangen an zu steigen um das Ende Decembers, und dieß Steigen dauert fort bis zum Anfang des März, wo sie allmählich wieder abnehmen, und im Mai sind alle Pfützen und selbst die zwei größern Birkets alle trocken. Der Wasserreichthum im Winter macht sie minder salzig, als in den spätern Monaten; selbst die Höhe der Mellahats nimmt stark im Sommer ab, und läßt die trockenen Theile bedeckt mit einer Incrustation von Kochsalz oder Natron, je nach der Art des Salzes, das sie enthalten. Die Verschiedenheit der Birkets und Mellahats, d. h. der Salz- und Natron-Seen, besteht darin, daß die Birkets, wenn das Wasser verdampft ist, bloß einen schlammigen Niederschlag bilden, die beiden letztern dagegen eine feste Incrustation; um diese Zeit wird der „Soltani“ genannte Natron gesammelt.

Der Natron besteht nämlich aus zweierlei Arten, weißem und Soltani; letzteres wird aus dem Bett der Seen genommen, so wie das Wasser zurücktritt, das erstere aus den niedrigen, nicht überschwemmten Gründen der Umgegend. Das letztere ist das beste. Man bereitet es in dem Dorfe zum Gebrauch zu, indem man es zuerst wäscht und im Wasser auflöst, dann in einem offenen Hofe der Sonne aussetzt, von wo man es in die Oefen bringt, und in einem großen Troge einem Feuer aussetzt, bis alle Feuchtigkeit ausgezogen ist; hierauf wird es an einen trockenen Ort gebracht und nach dem Nil zur Ausfuhr nach Europa geführt; das Soltani-Natron wird in dem Zustande, wie es gefunden wird, nach Kairo gebracht.

Wenn man die specifische Schwere des Wassers wiegt, so findet man, daß das in den Salz- und Natron-Seen befindliche im Sommer, gerade ehe es austrocknet, 35 Kirat, im Januar und Februar 24, das Brunnenwasser im Dorfe Zakuk nur 1 wiegt und das Nilwasser auf Null steht. Es gibt mehrere Süßwasserquellen im Natronthal, wovon die bei den Klöstern im Süden das reinste Wasser gibt; das von Deir Baramus ist leicht gesalzen. Das Wasser ruht und erhebt sich augenscheinlich aus einem Thonbett, das ich nahe bei Zakuk und am Fuße der Berge gegen Westen fand; aus den Beobachtungen, die ich hier und in den Oasen machte, zweifle ich nicht, daß es unterhalb der Berge, die das Natronthal vom Nil trennen, durchsickert, über den Thon, welcher die Grundlage der libyschen Kette bildet, hinweggeführt wird, und Süßwasserquellen an Orten bildet, wo der Boden von allen Salzstoffen frei ist, dagegen Salz- oder Natron-Seen, wo der Boden über der Thonschichte diese Stoffe darbietet. Dieß ist in vielen Strichen Aegyptens der Fall, und ich brauche zur Unterstützung meiner Ansicht bloß anzuführen, daß das Wasser aller seiner Salzquellen weit süßer wird, wenn man eine große Menge herausgeschöpft hat — ein sicheres Zeichen, daß das Wasser selbst ursprünglich süß war, und erst durch die Berührung mit salzhaltiger Erde salzig wurde.

Es ist sonderbar, daß das Wasser in diesen Seen so spät erst nach der Anschwellung des Nils, fast drei Monate nachher, zu steigen scheint. Dieß läßt sich nur aus dem langsamen Durchgang durch die Schichten der Berge zwischen dem Fluß und diesem fernen Thal erklären, und wenn man vergleicht, wie viel Zeit das Nilwasser braucht, um durch den angeschwemmten Boden an seinen Ufern bis zu dem oft nicht über eine oder zwei Meilen entfernten Rand der Wüste durchzudringen, so scheint dieß mit der Zeit, in welcher das Wasser nach dem weit entlegenen Natronthal gelangt, im Verhältniß zu stehen. Die Neigung der Schichten in den Bergen, die das Natronthal begränzen, ist gegen Nordost; darum ist das Hinabsteigen nach den beiden Thälern Wady Natrun und Wady el Fargh rascher gegen Westen als gegen Osten, und dieß stimmt auch mit dem niedrigeren Niveau des erstern Thals zusammen.

Das Wady Natrun enthält eine sehr schwache Bevölkerung; das Dorf Zakuk und die vier Klöster haben zusammen nicht mehr als 272 Menschen; das Kloster (Deir) Suriani hat 30, St. Macarios 22, Amba Bischoi 13 und Baramus 7 Bewohner, lauter Kopten mit einem Gommos oder Obern; der von Baramus soll jedoch ein Grieche, der von Suriani ein Syrer seyn. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Goldgewinn in Ostsibirien. Die Nordische Biene Nr. 40, 41 und 46 v. d. J. theilt nach dem Bergwerksjournal eine umständliche Angabe über den Ertrag aller in Ostsibirien (südlich und östlich von Jenisei) bearbeiteten Goldsandlager mit. Der Gesammtertrag dieser im Privatbesitz befindlichen Wäschereien betrug im vorigen Jahre 785 Pud 26½ Pfund, welche, da sie meist 15 oder 24 Procent an den Staat abzugeben haben, dem Staat etwa 130 Pud Gold eintrugen.

Die Walfische sind den Nachrichten des Journal du Havre zufolge aus den Meeren zwischen Neuseeland und Neusüdwales nach Norden gegen Californien und bis Kamtschatka hinauf gewandert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1844.

Das Land zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen.

Ueber dieß Land ist kürzlich in Washington eine kleine Schrift erschienen, auf welche wir hier aufmerksam machen, weil sie in botanischer und meteorologischer Hinsicht manches Neue und Interessante enthält. Lieutenant Fremont, der Verfasser, erhielt von der Regierung der Vereinigten Staaten den Auftrag, die westlichen Prairien bis an die Felsengebirge näher zu untersuchen, wie in ähnlicher Weise schon früher das Land jenseits der Felsengebirge gleichfalls in Auftrag der Vereinigten-Staaten-Regierung von einem Hrn. Greenhow durchwandert worden war. Fremonts Reisebericht nimmt ganz im Widerspruch mit andern, weit prätentiöseren Werken, nur 76 Seiten ein, und die Resultate seiner botanischen Forschungen, so wie seine astronomischen und meteorologischen Beobachtungen nehmen noch weitere 130 Seiten ein. Lieutenant Fremonts Auftrag war, „das Land zwischen den Gränzen von Missouri und dem Südpaß in den Felsenbergen und in der Linie des Kanzas und des großen Platten-Flusses zu untersuchen und darüber zu berichten." Er begann seine Vorbereitungen zu St. Louis am Missisippi, wo er einundzwanzig Mann, hauptsächlich creolische und canadische Voyageurs anwarb, die durch den Dienst bei den Pelzcompagnien mit dem Prairieleben hinreichend vertraut sind. Die Expedition brach am 10 März v. J. von Chouteau's Station am Kanzas auf.

Die Abenteuer in der Prairie sind die gewöhnlichen, schon oft erzählten, und wir übergehen diese, um nur des merkwürdigen großen Südpasses in den Felsengebirgen zu erwähnen. Das Aufsteigen gegen denselben ist so allmählich, daß es große Aufmerksamkeit erfordert, den höchsten Punkt im Auge zu behalten. Wenn man sich von der Mündung des sogenannten Süßwassers her nähert, führt eine sandige, 120 englische Meilen lange Ebene ganz allmählich und regelmäßig bis auf den höchsten Punkt, der etwa 7000 Fuß über dem Meere liegt, und der Wanderer findet sich auf einmal, ohne daß ein mühseliges Aufsteigen ihn daran gemahnt hätte, an den Gewässern, welche nach dem stillen Meere fließen. Dieser Paß ist von der Mündung des Kanzas-Flusses 950 Meilen entfernt.

Das romantische Interesse an diesen Gegenden wird sobald nicht abnehmen; bisher waren es außer den neu-englischen Jägern hauptsächlich die Französisch redenden Halbblütigen, welche in diesen Gegenden sich herumtreiben; jetzt bildet sich aber auch mehr und mehr ein englisches Halbblut aus, denn der Verfasser stieß auf mehrere Neu-Engländer, die indianische Frauen geheurathet hatten und ein ganz indianisches Leben führten. Andererseits soll die Feindseligkeit der Indianer, namentlich der Sioux, Cheyennes und Krähen gegen die Weißen immer mehr wachsen, hauptsächlich in Folge des Branntweins, den diese Stämme zurückzuweisen nicht die Kraft haben, während sie die verderblichen Folgen davon doch recht gut kennen.

Englische Sports.

VII. Racing. (Wettrennen.)

(Fortsetzung.)

Es ist fast keine Stadt, weder in England, noch in Schottland, noch in Irland, welche nicht ihren eigenen kleinen, famosen „race-course" (Hippodrom) habe. Die berühmtesten in England und in der ganzen Welt sind die Hippodroms von New-Market, von Ascot-Heath (bei Windsor), von Epsom (nicht weit von London) und von Doncaster (in der Mitte von England). Die Rennen dieses letztern Ortes, die „Doncaster-Races," sind in neuerer Zeit eben ihrer centralen Situation wegen fast die wichtigsten und berühmtesten von allen geworden, besonders für den Norden und die Mitte von England.

Die „Race-Meetings," welche jedes Jahr im Anfange Septembers in Doncaster statt finden, erregen das Interesse des ganzen Landes beinahe ebenso, als eine Eröffnung oder Prorogation des Parlaments. Tausende von Menschen strömen aus allen Theilen des Landes dahin, um Geld zu ge-

winnen, Tausende um die edelsten Renner des Reiches hier versammelt zu sehen, Tausende um die dabei versammelte „gentry and nobility“ zu begaffen, oder an den Bällen und andern Vergnügungen Theil zu nehmen, Tausende um zu handeln oder zu stehlen, oder aus tausend andern Gründen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Sports für England haben und bei dem Interesse, welches man jetzt wenigstens für die Wettrennen auch in allen Erdenwinkeln nimmt, kann dem Leser, wie ich glaube, eine lebhafte Schilderung der großen Woche von Doncaster nicht unlieb seyn, und ich glaube, sie gehört als ein wesentliches Stück mit zu der Charakterisirung des englischen „Sporting-Spirits.“

Leider kann ich nicht als Augenzeuge sprechen, und will eine Schilderung einem englischen Journale entnehmen. Der deutsche Leser wird jedoch dabei nur gewinnen, denn die englischen Reporters sind wahre Meister in ihrer Kunst und niemand versteht es so wie sie einen „correct statement“ (genauen Bericht) über irgend ein Ereigniß zu liefern, und die Charakteristik solcher Meetings in ihren wahren Farben (in their true colours) zu geben. Der Leser wird daher einen tüchtigen Kenner über die Sache hören und den Vortheil haben, auf einmal sowohl die Pferde als die Turfiten, sowohl die Zuschauer, als auch den Reporter selber, den ich mit einigen Anmerkungen begleiten und etwas abkürzen werde, charakterisirt zu sehen.

Die große Woche von Doncaster im Jahre 1842.

Die Geschäftigkeit und Aufregung in und um Doncaster während der letzten Woche des Monats Julius entsprach zur vollen Genüge den Erwartungen derjenigen Classen, welche diese jährlichen Meetings als ein Mittel betrachten, ihre Börsen zu füllen, und das sie in Stand setzt, die übrigen Monate des Jahres in Ruhe und Comfort zu genießen.

Die Wettezimmer (betting rooms) wurden am letzten Freitag eröffnet. Es wurde jedoch anfangs in der Wettbrüderschaft wenig Geschäft gemacht, weil der „Attila-Schrecken“ (Attila-panic),*) welcher schon in Warwick begann, sich noch nicht gelegt hatte, und am Nachmittage wurde sogar eine Wette von 600 Pfd. zu 200 Pfd. gegen den „Crack“ **) ausgeboten. Damit schien jedoch die Fluth des Verdachtes (tide of suspicion) ihre höchste Höhe erreicht zu haben, und die Wellen des Vorurtheils, nachdem sie ausgetobt, begannen nun allmählich sich zu besänftigen. Wodurch dieser Verdacht aufgeregt war, genau zu sagen, ist schwer, aber man raunte sich ins Ohr, wie auf geheimem Wege vom Stalle her gelautet habe, daß das Pferd sich nicht wohl befinde, daß es zehn Tage hindurch nicht zu einem Galopp ins Freie gekommen sey. Am Sonnabend kamen einige Neulinge auf den Wettzimmern an, welche keine Zeit gehabt hatten Erkundigung einzuziehen (to ask themselves a question)*) und es gingen daher die Wetten von 2 zu 1 hinauf, und manche bissen sogar zu 7 gegen 4 an (nippled at 7 to 4). **) „Policy“ wurde unterstützt (backed) von 9 zu 1.***) und „Eboracum“ war im Abnehmen, „Rosalinde“ aber in Gunst.

Man fing nun an zu sagen, daß die übeln Gerüchte wegen „Attila“ lauter faule Fische wären, und die Neigung für ihn zu „backen“ war bis zum Abend im Zunehmen, indem sich die Wolke des Mißtrauens immer mehr aufhellte.

Am Sonntage gaben wiederum neue Ankömmlinge der Scene frisches Leben und jeder, so wie er abstieg, warf sofort in allen Directionen seine Fühlhörner und Netze aus, um Neuigkeiten aufzuschnappen. Die Stallungen waren mit Menschen überfüllt und überall sah man die Jockeys und Trainers mit ihren Freunden in eifrige Gespräche vertieft. Am Nachmittage waren alle auf dem qui vive für die Ankunft von „Scotts lot“ (Scotts Pferde), unter ihnen war Attila, welcher die Aufmerksamkeit aller monopolisirte, und von der Nasenspitze bis zum Schwanzende mit kritischer Geschäftigkeit buchstabirt wurde. Er schwitzte ein wenig zwischen den Gelenken und schien etwas aufgeregt, ein Umstand, der nicht sehr außerordentlich war, da er zwischen 500 oder 600 Menschen Spießruthen laufen mußte. Nichtsdestoweniger war dieß ein hinreichender Trost für diejenigen, welche schweres Geld gegen ihn eingelegt hatten, und einige von ihnen sagten sogar, sie würden das Thier zu keinem Preise nehmen. An dem ganzen Tage wurden indeß wenige Geschäfte gemacht, und es fanden keine großen Veränderungen statt. Nur „Fireaway“ ging einige Points zurück.

Während dieß in Doncaster vor sich ging, kam der Londontrain an,†) der unterwegs noch durch seine Nebenströme, aus den Bahnen von Birmingham und Sheffield angeschwollen war, und brachte eine außerordentliche Menge speculirender Hülfstruppen aller Classen hinzu. Die Wettezimmer füllten sich nun zum Ersticken und der Geist der Untersuchung und Nachfrage zur Rechten und Linken offenbarte das Verlangen nach gegenseitiger Belehrung. Man erkundigte sich auch viel nach Seahorse, dem Renner des Obersten Peel, gerade als dieser, der Oberst Peel selber, hereintrat und erklärte, daß Seahorse nicht ganz wohl sey, er habe sich an den Fuß gestoßen und würde nicht rennen. Dieß warf die Freunde von Seahorse in ein nicht sehr angenehmes Dilemma und einige standen nicht an zu erklären, daß es nur eine List von Sei-

*) Die englischen Börsen, wie auch die Wettzimmer und alle englischen Speculanten-Versammlungen werden oft von solchen spanischen Schrecken ergriffen. Der oben erwähnte Attila-panic in Doncaster rührte, wie der Leser gleich weiter unten sehen wird, daher, daß das berühmte Pferd Attila, auf welches viele ihre Hoffnungen und Gelder gesetzt hatten, krank gemeldet wurde.

**) „the crack“ (der Krach) heißt dort so viel als das Hauptwunder des Tages. Es ist hier das Pferd Attila gemeint.

*) Die Stallungen, in welchen sich berühmte Pferde befinden, werden gern von den Tagesspeculanten besucht, um Nachrichten über den Zustand derselben einzuziehen.

**) D. h. die Wetten gegen das Hauptpferd, den „Attila,“ standen im Verhältniß jener Zahlen.

***) „to back a horse“ (einem Pferd den Rücken decken) heißt: für das Pferd wetten, und „a backer“ heißt der Wetter.

†) Die Ankunft des Eisenbahnzugs von London ist jetzt fast in jedem entfernten Orte Englands das größte Tagesereigniß.

ten des Obersten sey, das Pferd zurückzusenden, auf das man 25 zu 1 gewettet hatte. Nicht wenig Freude erregten einige Exemplare von „Bells life in London," denn man fand darin alle Doncaster'schen Ereignisse und Wetten bis zum vorigen Abende verzeichnet. Der Bericht darüber war während der Nacht mit Expressen nach London gegangen, dort gedruckt und kam nun schon wieder von der Metropolis an Ort und Stelle zurück und konnte wenige Stunden später selbst in allen entferntesten Theilen des Königreichs seyn.

Am Abend nach der Mahlzeit schien nun ein neues Licht über das „corps speculatif" aufzugehen. Einige waren zu Attila in den Stall gelangt, und gute Richter erklärten, daß das Pferd in jeder Hinsicht „up to the mark" (d. h. in perfectem Zustande) sey, und die Wetten standen daher at even (gleich zu gleich). Auch „Master Thomas" kam sehr in Schwung, und ehe der Abend schloß, waren schon 25,000 Pfd. auf dieses eine Pferd verwettet. „Fireaway," „Poliey" und „Agreeable" wurden nicht viel verlangt.

Unter den übrigen Ereignissen des Tages können wir noch erwähnen, daß Hr. Ferguson erklärte, daß er entschlossen sey, den Namen des Jockey, der seinen „Fireaway" reiten solle, bis zum Satteln auf der Reitbahn geheim zu halten.

Montag, da das Wetter sich vortrefflich anließ, war eine gewöhnliche Versammlung von Frühaufstehern bei Zeiten auf der Haide, um die Pferde ihre Frühspaziergänge machen zu sehen, und manche tiefe Meinungen wurden geäußert, wobei jeder natürlich in seinem Günstlinge irgend eine glückliche Eigenthümlichkeit entdeckte, welche ihm den Vortheil über alle übrigen versprach. Auch Scotts Lot war draußen, nur Attila nicht, der in dem Gehege neben seinem Wirthshause separirt umherging, und von dem man sagte, er sey über und über in Richtigkeit (all over right).

Das merkwürdigste Ereigniß am Morgen war das rasche Emporkommen von Master Thomas; viele seiner Bewunderer behaupteten, er sey besser als der Crack, und Thomas stellte sich auf 10 zu 1. Andere gaben zu verstehen, daß es nur eine Kriegslist sey, um Attila zurückzudrängen. Die Bewegung afficirte jedoch den Favoriten *) nicht, dessen Stellung standhaft auf 6 zu 5 verblieb: bei allen übrigen Pferden war viel Fluctuation. Ein neues Pferd: „Lord Eglintons Blue Bonnet" machte seine Entrée zum Preise von 30 zu 1.

Nach 1 Uhr fand eine allgemeine Bewegung nach der Rennbahn statt, wo wir alles in vortrefflichem Zustand fanden, sowohl die Bahn selbst als auch alle übrigen Vorrichtungen und unter ihnen der „Grand-Stand." **) Obgleich es nur der erste Tag des Wettrennens war, so waren doch tausend Billets, jedes zu einer Guinee, genommen; Mister Clarke von Newmarket saß als Richter, und alle seine Entscheidungen und Anordnungen sowohl, als die feine Urbanität seines Benehmens erregten allgemeine Zufriedenheit.

Die Rennen des ersten Tages in Doncaster sind weniger bedeutend; es sind folgende drei: erstlich dasjenige, was champagne stakes" (der Champagne-Einsatz) heißt, das zweite, welches „das große Yorkshire-Rennen" heißt, und das dritte, „das Rennen für Ihrer Majestät Silbergeschirr." Jedoch sind alle diese Rennen von geringerer Bedeutsamkeit. Das größte findet am Dienstag statt; es heißt das „große St. Leger-Rennen," und für dieses Rennen werden die besten Pferde aufgespart. Es ist eigentlich das Rennen von Doncaster, und es nimmt so sehr das Interesse von ganz England in Anspruch, daß selbst die „Times" und die andern großen politischen Blätter sich durch ihre Correspondenten und Reporters von dem Zustande und den Aussichten der Pferde für dieses Rennen Bericht erstatten lassen. In diesem Jahre war Attila der Gegenstand aller der unermüdlich thätigen Federn, und man würde ein hübsches, dickleibiges Bändchen zusammenbringen, wenn man sammeln wollte, was damals über dieses Pferd geschrieben wurde. Ein anderes Pferd, das schon erwähnte „Blue Bonnet" wurde aber meistens von den Reporters übersehen, und zwar mit Unrecht; man wird bald sehen warum.

Da bei den drei Rennen dieses ersten Tages sich mehrere Pferde von Scotts Lot nicht sehr hervorgethan hatten, so fing man an zu vermuthen, daß sein ganzer Stall nicht in besonders gutem Zustande seyn möchte (that his stable was not in force), und es warf dieß einen kleinen Schatten auf den Crack, der auf 6 zu 4 zurückging. Die Nachricht, daß auch „Agreeable" vom Kampfplatz zurückgezogen werden sollte, wirkte wie ein Donnerschlag auf seine zahlreichen „Backers."

(Schluß folgt.)

*) Fast bei allen englischen Wettrennen befindet sich ein solcher entschiedener Günstling des Publicums, um den sich dann das Hauptinteresse dreht und welcher „the Crack" auch wohl „the favourite" genannt wird.

**) Der große Stand, so nennt man auf der englischen Rennbahn das Gebäude mit Sitzen für die vornehmern Zuschauer. Zu Doncaster ist es ein großes Haus mit mehreren breiten Galerien über einander und einer Plattform oben: er sieht aus wie ein nach außen gekehrtes Amphitheater.

Die Bettler der Mancha.

Ein Hr. Haverty hat „Wanderungen in Spanien" herausgegeben, die zwar eine Menge schon bekannter Dinge, doch aber auch manches, wenn nicht gerade Neues, doch gut Geschildertes enthalten. So sagt er über die Mancha: „Dieß ist das Heimathland fast aller lahmen und blinden Armen, Straßenausrufer und wandernden Musikanten, die man theils in der Hauptstadt, theils in vielen andern Strichen Spaniens findet. Manche Manchegos mögen wohl mehr aus provincieller Neigung als aus Nothwendigkeit dazu gelangt seyn, das Leben von Tunantes oder Vagabunden zu führen, indeß ist doch kein Zweifel, daß sie in ihrem eigenen Lande eine entsetzliche Noth zu erdulden haben. Die Schaaren von Bettlern, die ich in diesem Theil Spaniens traf, waren ohne allen Widerspruch die schmutzigsten und elendesten, die ich in irgend einem Lande getroffen, und ich kann das ergreifende Schauspiel, das ich eines Abends in geringer Entfernung von dem Dorfe Puerto Lapiche sah, nie vergessen. Wir bemerkten einen Haufen von 18 oder 20 Personen an der Straße, und als wir näher kamen sah ich in der Mitte derselben die Leiche einer alten Frau, abgezehrt als wäre das Fleisch

von den Knochen geschwunden, ehe das Leben entwich; der mitleidslose Hunger schien dem Tod nur noch ein Skelett übrig gelassen zu haben. An der Seite der Leiche saß die gespenstische Gestalt eines jungen Mädchens, der Tochter der Alten, weinte bitterlich und rang die abgezehrten Hände in tiefster Verzweiflung. Mutter und Tochter hatten sich bemüht nach irgend einer grossen Stadt zu gelangen, um hier ihr Brod zu erbetteln, aber Mangel und Erschöpfung hatten eines der Opfer auf dem Wege dahingerafft."

Nachricht über die Natron-Seen von Sir Gardener Wilkinson.

(Schluß.)

Außer Natron erzeugt dieß Thal Binsen (Sumar) und Schilf (Birdi), aus denen man die bekannten ägyptischen Matten flicht. Die beste Art der aus Sumar bereiteten heißt Menufi, nach der Stadt, wo man sie fabricirt, diejenigen aus Birdi finden sich gewöhnlich in den Häusern von Kairo, die Menufi dagegen nur in den Wohnungen der Reichen. Indeß bezieht Menuf die besten Sumars nicht aus dem Natronthal, die von El Maghra oder Wadi Essumar (Binsenthal) sind viel besser und werden ausdrücklich zur Fabrication von Matten über die Wüste her geholt. Wadi Essumar liegt auf dem Wege nach Siwah, vier Tagereisen vom Nil und drei von den Natron-Seen. Das Natronthal erzeugt keine Bäume. Einige der gewöhnlichen Kräuter der Wüste, einige Tamarindenbüsche nahe bei Deir Baramus, einige verkrüppelte Palmen in derselben Gegend und andern östlich von St. Makarios sind außer Binsen und Schilf die einzigen vegetabilischen Erzeugnisse des Thals; kein Versuch, die Palme zur Baumeshöhe emporzuziehen, ist gelungen, wahrscheinlich in Folge der verschiedenen Salzarten, die den Boden verderben. Die Thiere, die sich hier finden, sind Gazellen, Dscherboas, Füchse und einige andere, die in den libyschen Bergen gewöhnlich sind, niemand aber hat je etwas von einem Hirsch gehört oder gesehen, der nach Angabe etlicher Reisenden diesen District besuchen soll, und in den altägyptischen Gemälden als Bewohner des Landes dargestellt ist.

Die Länge des Wady Natrun beträgt etwa 22 Meilen, und seine Breite, von dem Abhang der niedrigen Berge, die es einschließen, gerechnet, im breitesten Theil 5½ Meilen, obwohl die eigentliche flache Ebene nicht über 2 Meilen hat, und da und dort mit einigen seiner bedeckten Felsenhöhen und Felsenstücken übersäet ist. Der Anstieg gegen Bahr-el-Fargh ist sehr allmählich, und das Herabsteigen nach jenem Thal noch rascher als das auf der Ostseite des Wady Natrun; letzteres ist aber tiefer als sein westlicher Nachbar, obgleich minder breit und minder lang. Die Berge, welche die beiden Thäler trennen, sind mit abgerundeten Kieselsteinen, Stücken von versteinertem Holz und einem groben Kohlensandstein bedeckt, die sich auch an den niedrigen Bänken finden, welche den undulirenden Boden des Bahr-el-Fargh bilden, während die Felsen, die ihn einschließen, aus grobem Sandstein bestehen. Die versteinerten Hölzer sind meistens Palmenholz, ein knorriger Baum, vermuthlich von einer dornentragenden Art und ein spitziger Stängel, der einem Rohr gleicht, ganz dieselben, wie sie sich auf der entgegengesetzten Seite des Nils auf der Höhe der Mokattam-Berge hinter Kairo finden. Die Kiesel und versteinerten Hölzer lagen wahrscheinlich in einer zerreiblichen Sandsteinschichte, die bei ihrer Zersetzung diese schweren Körper auf der Oberfläche der nächstfolgenden Schichte liegen ließ, während die leichtern Theile, durch den Wind fortgeführt, nicht wenig dazu beitrugen, die Sandwüste in diesem District zu vermehren, auch ist das unmittelbar darunter befindliche Gestein kaum fester als dasjenige, welches meiner Vermuthung nach auf diese Weise allmählich entfernt wurde.

Der Bahr-el-Fargh oder, wie man es minder häufig nennt, Bahr bi la ma (Fluß ohne Wasser) läuft gegen El Maghra oder dem Wady Essumar auf der Siwahstraße an der einen Seite, und nach dem Rücken der Berge am Westende des Möris-Sees an der andern; ein Zweig erstreckt sich auch nach dem Nilthal etwas unterhalb Abu Roasch, sechs oder sieben Meilen nördlich von den Pyramiden von Dschizeh. Die Berge, die das Thal einschließen, sind hie und da ganz nackt, und die Thalsohle selbst durch vorspringende Hügelketten so durchschnitten, daß hier unmöglich ein Fluß gewesen seyn kann, wie manche glauben. Mehrere haben es sogar als ein altes Nilbett angesehen, und in dem versteinerten Holz, das in seinem Bett und den angränzenden Bergen gefunden wird, die Ueberreste von Booten sehen wollen. Was aus dem Alluvialniederschlag geworden, sagen sie uns freilich nicht, und es ist nur zum Erstaunen, daß sie nicht zur Unterstützung ihrer Theorie auch den Thon anführten, auf dem die Berge ruhen, obwohl die bedeutenden Massen der darauf lagernden Felsen zwischen diesem District und dem Nilthal schwer zu erklären gewesen wären. Wir bedürfen aber der Hülfe des Nils nicht, um ein Thal zu bilden, dem die gewöhnlichsten Kennzeichen eines Flußlaufes fehlen, und finden hier nur die Wirkung einer ähnlichen Ursache, wie sie in früherer Zeit an den niedrigen Wadys in der libyschen Wüste, wie z. B. dem Natronthal, den Oasen und andern ebenfalls Bahr bi-la-ma genannten Thälern thätig war. Wenn der Nil alle diese unter sein eigenes Niveau fallenden Furchen in der westlichen Wüste gebildet haben müßte, so käme ihm ein Alter und eine Allgegenwart zu, welche sich weder durch das Alter der Welt noch durch die Natur der Ströme rechtfertigen lassen.

Miscellen.

Ueber den Tabakshandel in England. Im Jahre 1793, als in Irland der Tabakzoll auf 6 D. für das Pfund heruntergesetzt wurde, stieg die Einnahme um 50 Procent, und im Jahre 1794 sogar um 138 Procent. Der jetzige Verbrauch von Tabak im vereinten Königreich wird folgendermaßen geschätzt: England und Schottland 40 Millionen Pfund, Irland 20 Millionen, zusammen 60 Millionen Pfund. Zoll wird aber nur von 22 Millionen bezahlt, und somit würde der Schmuggelhandel nicht weniger als 38 Millionen liefern. Diese Berechnung ist wohl übertrieben, aber die erfahrensten Kaufleute sind der Ansicht, daß etwa die Hälfte des im Lande verbrauchten Tabaks Contreband sey. Auf diese Angaben begründet man die Forderung einer bedeutenden Herabsetzung des Zolls — roher Tabak zahlt 3, Cigarren gar 9 Sch. das Pfund — nämlich auf etwa 1 Sch. per Pfund. (Examiner vom 16 März.)

Theehandel. Eine ähnliche Forderung, wie in Bezug auf den Tabak, macht man jetzt auch in Bezug auf den Thee, welchen man von 2 Sch. 1 D. auf 1 Sch. per Pfund herabgesetzt sehen möchte. (Ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1844.

Die Eingebornen in Senegambien.

In der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft am 14 Februar las ein englischer Militärarzt, Namens Tonnère, eine Mittheilung über die Völker Senegambiens, nämlich Fulahs, Joloffs und Mandingos vor, welche namentlich dadurch ein besonderes Interesse erhalten, daß der physische Unterschied dieser Racen, die man gewöhnlich unter dem gemeinsamen Namen „Neger“ zusammenwirft, sehr scharf hervorgehoben wird. Die Fulahs, welche G. G. v. Eichthal als eine asiatische Race vindicirt, werden folgendermaßen geschildert: „sie sind schlank, zart und gerade gebaut, haben schön gerundete, musculöse Glieder mit zierlichen kleinen Füßen und schön geformten Händen. Ihre Züge sind klein, die Nase lang und adlerartig und das Kinn in Einer Linie mit der hohen, verticalen Stirn. Die Augen sind mild und ausdrucksvoll, das Gesicht ein schönes Oval, länglich, wie die ganze Gestalt, was durch einen spitzigen, 5 bis 6 Zoll langen Bart noch mehr hervortritt. Das Haar ist seidenartig, dicht, gelockt und fällt in kleinen Flechten den Nacken hinunter. Die Farbe ist eine dunkle Olivenfarbe oder bronzeartig, das Gesicht einnehmend, offen, verständig und die ganze Haltung des Fulah hat die Würde und den Ernst des Asiaten.“ Diese aus der physischen Gestaltung geschöpfte Ansicht stimmt also mit den philologischen Gründen G. v. Eichthals sehr zusammen.

Die Joloffs sind das erste Glied der Kette, welche den Fulah mit dem Neger verbindet, und bei weitem die schönste unter den schwarzen Racen. Ihre Farbe ist ein tiefes Schwarz und ihre kleinen, regelmäßigen Züge gleichen in vieler Hinsicht denen der Fulahs. Doch ist im Joloff schon eine Neigung zum Neger, die Lippen sind ziemlich dick, das krause Haar selten über sechs Zoll lang, und die Haut dünstet einen gewissen Geruch aus, der selbst schon beim Fulah bemerklich ist. Sie sind sehr verständig und haben es in den Gewerben weiter gebracht als alle ihre Nachbarn. Sie waren früher eine große Nation und sind noch jetzt tapfer und kriegerisch, aber ein großer Theil des Landes ist in den Händen der Fulahs und Mandingos.

In dem Mandingo ist eine noch stärkere Neigung zum Neger; die Lippen sind manchmal dick, doch kann man sie im allgemeinen nur voll nennen. Das Haar ist manchmal dicker als bei den Joloffs, doch kann man es durchaus nie als wollig bezeichnen. Die Haut ist ein trübes Schwarz, selten glänzend wie bei den Joloffs; in anderer Beziehung ist er wieder völlig der Fulah, dieselben kräftigen Züge, das lange, ovale Gesicht, das milde Auge, der spitzige Bart, die ernste, würdige Haltung, der langgestreckte Körper und die zarten Hände und Füße. Troz seiner Annäherung an den Neger steht der Mandingo dem Fulah und Joloff an Verstand nicht nach und übertrifft ihn vielleicht an Energie; als Krieger, Kaufmann oder Marabut entwickelt er ungemeine Fähigkeiten. Als natürliche Folge hievon bildet er jetzt die überwiegende Nation des westlichen Afrika, welche in große, unabhängige Reiche getheilt ist, die sich von den Quellen des Gambia bis ans atlantische Meer und von dem Unterlauf des Flusses bis Sierra Leone erstrecken. Die Mandingofrauen gehen, wie ihre heidnischen Nachbarinnen nie verschleiert. Sie sind stolz darauf Mütter zu seyn, und wenn sie einen Sohn gebären, kennt ihre Freude keine Gränzen; sie tragen darum auch die Schmerzen der Niederkunft mit erstaunlichem Gleichmuth und stoßen nicht einen einzigen Schrei des Schmerzens aus. Die Regierung der Mandingos ist eine beschränkte Monarchie, manchmal ein Wahlreich und stets durch republicanischen Geist ausgezeichnet. Ihre Sprache ist von der der Joloffs und Fulahs gänzlich verschieden, sehr harmonisch und zur Dichtkunst wohl geeignet; indeß ist sie nicht rein, sondern stark mit Arabischem gemischt.

Englische Sports.

VII. Racing. (Wettrennen.)

(Schluß.)

Dienstag, der große St. Leger-Tag.

Das Wetter war am Dienstag so schön wie am vorigen Tage, und schon mit dem frühen Morgen entsandten alle

Localitäten ihre Hunderte und Tausende, und die Eisenbahnzüge führten von allen Seiten zahllose Besuche heran, welche zu der Classe von Zuschauern gehörten, die man in Doncaster die „Holy-day-Division" (die Festtags-Abtheilung) nennt, Leute die nur herauskommen, „to make a day of it." Uebrigens kamen auch noch viele Mitglieder der achten „racing-fancy" (d. h. Fashionables und vornehme Rennliebhaber) dazu.

Viele von der Festtagsabtheilung waren die ganze Nacht gereist und wollten die folgende Nacht wieder zur Rückkehr benutzen, so daß manche bei der Heimkehr innerhalb 36 Stunden etwa 300 bis 400 Meilen Locomotion gehabt haben würden. Equipagen, Reiter und Fußgänger strömten von allen Seiten in endlosen Armeen herbei, um der „Principal-Attraction" von Doncaster beizuwohnen; das Theater, alle Spielhäuser, alle Hotels waren überfüllt, und die Freudigkeit des großen St. Leger-Tages war groß, auch an „nobility" fehlte es nicht.

In den „Betting-Rooms" behauptete Attila den ganzen Morgen seine Stellung als Premier; mehrere ebne Wetten (even betts) wurden auf ihn ausgelegt, und wer 6 zu 5 bekommen konnte, war herzlich froh. Auch „Blue Bonnet" hielt festen Grund (kept her ground), nur Master Thomas fiel etwas zurück (fell back).

Gleich nach 1 Uhr strömte alles auf den Rennplatz, der übrigens schon zuvor von Hunderten und Tausenden zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß erfüllt war. Der große Stand war gut besetzt, und der Hauptbalcon entfaltete eine hübsche Einsprengung (a tolerable sprinkle) von schönen Frauen, darunter einige Edelsteine der Mode (some gem of fashion). *) Die Anzahl der Personen auf den Galerien schätzte man auf 2000; auch alle die andern Stands waren gut gefüllt so wie auch alle die übrigen Amphitheater, die man aus Holz für diesen Tag zurecht gezimmert hatte.

Mit preiswürdiger Pünktlichkeit wurde die Glocke um zwei Uhr für das erste Rennen geläutet, und es war bald darauf eine allgemeine Gährung und Bewegung unter dem Publicum bemerklich, weil bei der Verkündigung des Beginns jenes Schauspiels die Ertheilung von Tausenden und Zehntausenden von goldenen Pfunden abhing und dessen Resultat das Vermögen mehrerer Hunderte der Anwesenden ruiniren oder begründen sollte. Die Wetten standen noch wie zuvor. Die Freunde von Attila waren „halsstarrig, blind gegen alle seine Fehler," während ihre Gegner Ursache genug fanden, sich höchlich zu gratuliren, daß sie solchen fehlerhaften Creaturen nicht den Rücken gedeckt hatten. „Blue bonnet," ein Landsmann aus Yorkshire, war bloß bei den Yorkiten in Gunst, die da glaubten, daß sie eine Lady sey, der sie mit vollem Recht ihre zarteste Aufmerksamkeit widmen könnten. Siebzehn Pferde wurden zum Posten geführt, da von der ganzen Anzahl von 27 noch 9 vorher resignirt hatten.

*) Ich übergehe hier die lange Reihe von edeln Herzogen, Grafen, Marquisen, Earls, Lords, Honourables und Ladies, welche die Berichterstatter gaben.

Die Jockeys wurden gewogen und es erschienen bald 16 bunte Figuren zu Pferde, die ihre gewöhnlichen Galoppe in Fronte des „grand-stand" machten. Alle waren heraus, nur mit Ausnahme des „Cracks," den Master Scott, sein Eigenthümer, im Stalle satteln ließ, um, wie einige sich ins Ohr flüsterten, eine gewisse nervöse Reizbarkeit seines Pferdes beim Satteln den Augen des Publicums nicht auszustellen. Andere antworteten ihnen aber mit dem englischen Sprüchwort: „blood will tell," (das Blut wird es sagen, d. h. die Race wird sich nicht verläugnen).

Alles näherte sich nun dem „starting-post" (dem Ausgangposten). Bald darauf wurde das Zeichen zum Anfang gegeben. Das erste Losrennen war jedoch fehlerhaft und die Pferde wurden zurückgerufen. Als endlich das „go!" (Geht! los!) abermals verkündigt war, setzte Fireaway zuerst mit einem großen Satze vom Posten weg, Marion und einige andere ihm nahe auf den Hacken. Dieß war jedoch nicht die rechte Ordnung; Attila brach sogleich vom Centrum aus und übernahm die Anführung, von Eboracum und Master Thomas auf den Hacken getreten. Die Schnelligkeit Attila's, als er die Anführung übernahm, war so groß, daß die Pferde, bevor sie zum ersten Hügel gelangten, schon in weiten Zwischenräumen von einander gesehen wurden. Master Thomas resignirte jenseits des Hügels auf seinen Platz, und der Favourite und Eboracum, befreit von ihren Hackentretern, wurden nun allein an der Spitze erblickt. Der zweite Rang folgte ihnen in weiter Distance nach und Blue bonnet war ungefähr der neunte. Eboracum setzte dem Attila scharf zu, und that alles, was er „wußte" (all he knew). Er schien einige Winke davon bekommen zu haben, daß sein Jockey 700 Pfd. St. auf ihn verwettet und versichert hatte, daß er den Crack niederreiten würde, selbst wenn er das Leben seines eigenen Pferdes dabei aufopfern sollte. Bei dem rothen Hause schien er seine Absicht zu erreichen. Man sah den Günstling hinter Eboracum, und das Geschrei des Entzückens der Menge konnte eine Meile weit gehört werden. „The Crack is beaten! the Crack is beaten!" (der Crack ist geschlagen!) hörte man von allen Seiten erschallen, — ein Geschrei, das den Scott'schen übeln Ohrenzwang verursachte. Dieß dauerte indeß nur einen Augenblick, denn als die Pferde beim zweiten Herumrennen wiederum unter die Masse der Zuschauer kamen, nahm ihre ganze Stellung eine andere Physiognomie an. Fireaway stellte sich an die Spitze und Blue Bonnet arbeitete sich, in einem gleichmäßigen Tempo ihre Kräfte steigernd, von ihrem neunten Platze zum zweiten heran. Tom Boy und Cabrera waren die folgenden, doch ließ der letztere bald entkräftet nach. Fireaway und Blue Bonnet arbeiteten in leichten, fliegenden und kräftigen Sätzen wetteifernd neben einander. Mit jedem Satze schien die letztere an Feuer und Energie zu gewinnen. Einige hundert Schritte vor der entscheidenden Linie überholte sie ihren Nebenbuhler; alle folgenden Bewegungen hatten weiter keinen Einfluß auf das Rennen. Blue Bonnet passirte in splendidem Styl als ein tüchtiger Gewinner den Strich um eine Pferdelänge früher

als alle übrigen Renner. Fireaway endigte als der vierte, Cabrera war der sechste und einen langen Weg hinterher kam endlich Eboracum, Attila und der große Haufen. Cartomite war das schwächste Pferd auf der Bahn; er sah schlecht aus und rannte eben so wie er aussah. Das ganze Rennen dauerte drei Minuten und zwanzig Secunden, zwei Secunden länger als im vorigen Jahre. Der Werth der „stakes“ (Einsätze, nicht Wetten) betrug 3600 Pfd. St.

In dem Augenblick, als Lord Eglintons Stute zum Gewinner erklärt wurde, warfen die Turfiten ihre Hüte mit Entzücken in die Höhe. Die Scott'schen waren tief betrübt und beklagten sich nun, wie sie jetzt zu spät klar einsähen, daß das Pferd nicht in dem perfecten Zustande gewesen wäre, der einen sichern Erfolg hätte versprechen können. Man gab nun zu, daß Attila noch immer nicht seine Niederlage bei Goodwood vergessen, daß er stets seit jenem unglücklichen Tage eine große Aufregung gezeigt habe. Alles dieß war bereits schon vorher auf den Wettzimmern in Manchester, Warwick, London und anderen Orten von guten Richtern verkündet worden, aber die Leute waren so blind für ihn eingenommen, daß sie nicht überzeugt seyn wollten. Oberst Anson und eine lange Liste der Freunde Scotts sind die Hauptverlierer.

Es ist nur Billigkeit, wenn wir sagen, daß der Sieger ausgezeichnet gut lief, indem er mit der größten Leichtigkeit seine Lorbeeren pflückte, ohne den geringsten Beistand von Seite seines Jockey; dieß ist um so wunderbarer, da dieses Pferd und seine Eigenschaften fast niemanden bekannt war, als seinen Freunden, die es in der Stille des Stalles erzogen und gepflegt hatten. Sein nobler Eigenthümer hatte für „Blue Bonnet“ von drei Seiten Wetten von 4000 Pfund zu 100 Pfund angenommen, und machte dadurch einen Nettoprofit von 12,000 Pfund; fügt man hinzu die 3600 Pfund „Stakes,“ so gewann dieses Pferd seinem Eigenthümer an diesem Tage 15,600 Pf., ungefähr 100,000 Thaler. Master Dawson, ihr Erzieher, gewann außerdem noch 2000 Pfd. damit, und im Ganzen wurden durch seinen Vorsprung von einer Pferdeslänge 20,000 Pf. St. realisirt. „Blue Bonnet“ hatte noch auf keiner Bahn gerannt, und es war also dieß ihre „maiden performance,“ und wohl rechtfertigte sie das Vertrauen ihres Erziehers Dawson, der das Geheimniß treu bewahrte, bis sie tüchtig erfunden wurde, und bis Lord Eglinton den Rahm von der Milch schöpfte. Es fielen indeß auch für andere noch Krümchen genug von des reichen Mannes Tafel, die eifrig von denen, welchen sie zufielen, aufgepickt wurden.

Nach einem Sturm kommt immer Windstille, und als das große Ereigniß des Tages vorüber war, wurden die andern minder bedeutenden Wettrennen ausgeführt. Auch sie lieferten Gelegenheit uns zu vergnügen. Bei dem schönen Wetter waren alle Besucher höchlich befriedigt, immer natürlich diejenigen ausgenommen, die sich zufälligerweise auf der verkehrten Seite des Gewinnpostens befanden. Ein Tag fehlte den griechischen Spielen, welche den englischen als etwas ganz besonderes eigen ist, das ist der „settling day“ (der Zahltag); in Doncaster ist dieß der dem St. Leger-Tag folgende Mittwoch. Ueber ihn lassen wir unsern Reporter (oder vielmehr Bells Reporter) weiter reden:

Der Mittwoch war ein anderer herrlicher Tag, die Ruhe in der Stadt bildete einen großen Contrast mit der bewegten Fröhlichkeit des vorhergehenden Tages. Da aber am Abend noch das Municipal-Rennen und mehrere andere Rennen statt haben sollten, so fehlte es in den Wettkreisen nicht an Gelegenheit zur Aufregung, und Cockey's Wettregeln wurden wie gewöhnlich eifrig studirt.

Addition, Multiplication, Subtraction und Division kamen je es der Reihe nach in Anwendung, während Rollen und Banknoten gezählt und aufgelegt wurden, um der herannahenden Nothwendigkeit des Bezahlens gerüstet zu begegnen. Um 11 Uhr endlich begann die Operation des Empfangens und Zahlens. Tausende gingen aus einer Hand in die andere über, und an den Wolken und an dem Sonnenschein auf den Stirnen waren leicht die Verlierer und Gewinner zu unterscheiden. Manche bekannten offen, obgleich widerstrebend, sie hätten nichts gewonnen, aber da das Gesicht nun einmal der untrügliche Inder dessen, was im Gemüth vorgeht, ist, so war es nicht schwer, hinter dieser verschönenden Versicherung die nackte, etwas traurige Wahrheit zu erkennen, daß sie zwar nichts gewonnen, aber dagegen sehr viel verloren hatten. Es liefen allerlei mysteriöse Gerüchte von einem doppelten Spiele um, das man den Tag vorher bei dem St. Leger gespielt habe. Eine Partie, sagte man, habe gegen die andere die Segel gestrichen, aber da solche Dinge Gefängnißhaus-Geheimnisse sind, so konnten wir ihre Tiefe nicht recht sondiren.

Einige Leute von Manchester und einige Sheffielder waren bedeutende Gewinner, während die Vögel von Nottingham beinahe ganz entfiedert wurden. Von Seite des Obersten Anson und seiner Freunde sollen große Opfer dargebracht worden seyn, um Attila gewinnen zu machen; es würde indessen fruchtlos seyn hierüber speculiren zu wollen, und wir können den Opfern der Leichtgläubigkeit nur die Tugend der Geduld für jetzt und für die Zukunft etwas größere Vorsicht und etwas weniger blindes Vertrauen in Cracks empfehlen.

Als die Zahlungen gemacht waren, begab sich alles wieder auf die Rennbahn, um die Rennen dieses Tages anzusehen, bei denen die Gesellschaft minder zahlreich, Speculation aber recht frisch war.

Donnerstag, der Bechertag.

Nach dem Tage des großen St. Leger erregt in Doncaster immer das Rennen für den Becher das höchste Interesse, und der Doncaster'sche Donnerstag ist als eine zweite Auflage des Dienstags betrachtet worden, obgleich man zugestehen muß, daß besonders seitdem die Eisenbahnen, vermöge deren die Leute schnell zurückkehren können, aufkamen, der Donnerstag sehr abgenommen hat. Das Programm des

Tages umfaßte fünf Rennen, von denen jedoch zwei zu blo-ßen „walks over“*) reducirt wurden.

Für die Mißstimmung indessen, welche etwa durch diese „walks over“ hervorgerufen worden, wurde das Publicum reichlich entschädigt durch die beiden nachfolgenden Ereignisse, nämlich das Rennen für den Becher (das Doncaster cup race) und das Rennen der zweijährigen Pferde (two years old stakes).**) Bei beiden Rennen lockten die Anstrengungen der Wettkämpfer die wärmsten Ausdrücke von Bewunderung hervor. Bei dem ersten rannten eilf Pferde und „der British Yeoman“ führte den Haufen an, nachdem Maria Day einen prachtvollen Kampf mit ihm bestanden hatte, von dem sie sich erst nach Anstrengung aller ihrer Kräfte zurückzog.

Nach diesem kam das Becher-Rennen, in welchem Hrn. Forbes unvergleichliche Stute „Beeswing“ (Bienenflügel) siegreich war, obgleich man vorher alles mögliche aufgeboten hatte, um Mißtrauen in die Eigenschaften dieses trefflichen Thieres zu erwecken, und um sie beim Wetten in den Hintergrund zu drängen. Sie gewann auf eine glorreiche Weise unter dem entzückten Zurufe von Tausenden, und als einen gerechten Tribut, den wir den Verdiensten dieses bewunderungswürdigen Thieres schuldig zu seyn glauben, wollen wir in unserm nächsten Blatte ihr Portrait, ihren Stammbaum und die Geschichte ihrer bisherigen, unvergleichlichen Heldenthaten geben. Freitag, dieser letzte Tag, war nur dadurch ausgezeichnet, daß „Blue Bonnet,“ der Sieger des St. Leger, abermals lief und dießmal um eines Halses Länge ***) verlor.

Wir glauben, daß durch die Durchlesung dieses Berichtes unsere Leser eine ziemlich gute Vorstellung von alle den bei einem englischen großen Rennen vorkommenden Ereignissen erhalten haben. Sie haben etwas erfahren von der Temperatur, die auf den englischen Wettzimmern †) herrscht, sie haben gesehen, wie eines berühmten Renners Lorbeeren welken, wie der Ruhm eines jungen emportaucht, wie groß die Summen sind, welche an dem Schritt eines einzigen Pferdes hängen, und sie haben nebenher auch Gelegenheit gehabt, einen kleinen Blick in die sogenannten „Rasen-Geheimnisse“ zu thun.

Abyssinische Reisende.

Die Lit. Gaz. vom 16 März enthält nachstehendes Schreiben aus Kairo vom 18 Januar d. J. „Wir haben so eben Nachrichten von Hrn. Parkyns, dem englischen Reisenden, erhalten, der vor einigen Monaten in der Absicht, Abyssinien zu besuchen, hier durchreiste. Er schreibt aus Massowah, sein Plan sey, zuerst durch das Land der Galla nach dem Süden von Schoa zu reisen, dann den See von Dembea und die Quellen des weißen Nils zu besuchen und diesem Unternehmen zwei Jahre zu widmen. Dann gedenkt er über Darfur nach dem Niger zu gehen und diesen Strom nach der Bay von Benin hinabzufahren. Dieß ist ungefähr auch der Plan Rochet d'Héricourts, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er mit Hülfe der arabischen und der Gallasprache ausgeführt werden kann, vorausgesetzt daß die mohammedanischen Sklavenhändler ihm keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg werfen, was nicht unwahrscheinlich ist, theils weil sie die Einmischung der Europäer in ihren Handel fürchten, theils weil jede Karawane, die einen Europäer unter sich hat, für ihre Sicherheit besorgt ist, da man einen solchen stets für reich hält, und der Ruf seiner angeblichen Reichthümer die Karawane Angriffen aussetzt.

Der französische Reisende Lefevre ist aus Abyssinien zurückgekehrt, augenscheinlich ohne seinen Zweck erreicht zu haben; es laufen darüber mancherlei Gerüchte, indeß muß er jetzt in Frankreich seyn und wird wahrscheinlich einen Bericht über seine Reise herausgeben. Wenn Abyssinien nicht bald eines der bestbekannten Länder der Welt wird, so liegt der Fehler nicht an der Vernachlässigung des Landes durch die Europäer, denn seit Jahren folgt sich eine ununterbrochene Reihe von Reisenden.

*) Ein „walk over“ heißt ein Rennen, wobei die übrigen Pferde frühzeitig nachlassen und der Sieger allein ruhig zum Ziele fortschreitet.

**) Ich erinnere daran, daß auch auf den Olympischen Spielen gewöhnlich besondere Rennen der jungen und besondere der alten Pferde stattfanden.

***) „by a neck“ lautet die englische Redensart; man kann auch sogar „by a head“ bei eines Kopfes Länge verlieren.

†) Auf den berühmten Wettzimmern, Tattersalls genannt, in London, geht es eben so zu, wie auf den oben beschriebenen zu Doncaster.

Miscellen.

Australische Sprachen. Hr. Grey, der bekannte Erforscher eines Theils von Westaustralien und seit mehreren Jahren Gouverneur von Südaustralien, schickte eine Abhandlung an die Londoner geographische Gesellschaft (s. Sitzung vom 11 März) über die längs der langen Südküste Australiens gesprochenen Sprachen ein; es sind fünf verschiedene Dialekte, von denen der erste die ganze Strecke zwischen dem König Georgsund bis zu 124° O. L. v. Gr., die zweite von 124 bis 137° O. L. einnimmt; alle sind sichtlich aus Einem Stamm entsprossen und scheinen von Norden her gekommen.

Der dießjährige Winter in Transkaukasien. Es ist bereits aus den Nachrichten über die Reise des Dr. Wolf bekannt, daß der Winter auf der armenischen Hochebene ungemein streng war, und daß mehrere Reisende im Schnee umkamen. Das russische Journal des Ministeriums des Innern (Februar 1844) berichtet aus mehreren Theilen Transkaukasiens ähnliche Unfälle durch Schneestürme, so daß der Winter, welcher im westlichen Europa erst im Februar und März eintrat, dort im Anfang Decembers stattgefunden haben muß. Aus dem Kreise Alexandropol wird der Untergang einer ganzen Schafheerde und der Hirten, so wie der Tod dreier Kosaken gemeldet, die im Sturm umkamen, und deren Pferde und Waffen fünf Werste von dem Ort, wo sie sich verirrten, gefunden wurden. Im Kreise Eriwan wüthete vom 7 bis 10 December ein Schneesturm, der das Land mit einem 6 bis 8 Fuß hohen Schnee bedeckte, und in den Bergen stieg die Kälte auf 20°. Die Karawane, die von Tiflis nach Eriwan zog, wurde 17 Werste von letzterer Stadt von dem Schneesturm überfallen und nur wenige retteten sich, gegen 30 Menschen und eine bedeutende Anzahl Kamele kamen im Schnee um, anderer ähnlicher Unfälle nicht zu gedenken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat März.)

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1844.

Ueber alte Völkerzüge im illyrischen Dreieck.

Es ist uns ein Aufsatz zugekommen, der es sich zur Aufgabe gesetzt, den nichtslawischen Ursprung der heutigen Griechen, namentlich aus den noch vorhandenen Spuren ehemaligen Volksglaubens nachzuweisen. Da derselbe eben dieses Beweises wegen manche Einzelnheiten des Volksglaubens heraushebt, so können wir ihm die Aufnahme nicht versagen, wiewohl wir, wie schon aus frühern Jahrgängen dieser Zeitschrift hervorgeht, im allgemeinen Fallmerayers Ansicht über die Herkunft der heutigen Griechen theilen. Eben deßhalb können wir diese Zusendung nicht ohne einige vorläufige Bemerkungen aufnehmen, durch welche wir unsere Ansicht zu rechtfertigen uns bemühen wollen, und hiezu finden wir uns auch durch den Umstand veranlaßt, daß in neuerer Zeit von slawischer Seite her eine Ansicht geltend gemacht wird, die uns eben so unhistorisch erscheint, als die der directen Abstammung der heutigen Griechen von den alten Hellenen. Diese Ansicht besteht darin, die Donauländer als Ursitze des Slawenthums und die Veneter am adriatischen Meere als uralte Slawen zu bezeichnen. Man möchte vielleicht fragen, wie wir diese beiden Gegenstände zusammenwerfen können; uns scheinen sie aber einen viel engern Zusammenhang zu haben, als man gewöhnlich glaubt, und da sie für Aufhellung der alten Geschichte von großer Wichtigkeit sind, auch auf neuere, noch sehr unvollkommene ethnographische Forschungen ein Licht werfen, und ein Fingerzeig werden können, so erlauben wir uns eine Auseinandersetzung, zu deren näheren Begründung allerdings noch mehrere Mittelglieder fehlen, die aber doch für so stichhaltig, wie manche andere gelten mag.

Es ist wohl ein großer Irrthum, wenn man die alten Griechen, die wir hier der Kürze halber und zur Unterscheidung von den Neugriechen Hellenen nennen wollen, als ein von den Nachbarvölkern grundverschiedenes Einzelvolk darstellen will; im Gegentheil zeigt die leichte Verbindung griechischer Colonien in Kleinasien, am europäischen Ufer von Byzanz bis zum eigentlich sogenannten Griechenland, an dem Ostufer des adriatischen Meeres und in Süditalien, daß auf diesen weiten Strecken einerlei Stammvolk, wenn auch in verschiedene Unterstämme getheilt, wohnte. Man hat diesen Stamm, in so weit er sich auf dem Meere an den Küsten hin ausbreitete, den pelasgischen genannt, im Innern der südöstlichen Halbinsel Europa's den illyrischen oder thrakischen, manches aber deutet auf eine Verwandtschaft aller dieser Stämme hin, und wir sind mit Steub (Ueber die Urbewohner Rätiens p. 149) ganz einverstanden, wenn er am Ende seiner merkwürdigen Abhandlung den Schlußsatz aufstellt, „daß es sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft ganz klar herausstellen werde, daß im Alterthum vom kleinasiatischen Taurus bis zu den Salzburger Tauern, und vom Bosporus bis zu den Pyrenäen in allen Küstenländern, die das ägäische, das adriatische und das tyrrhenische Meer bespülen, nur stammverwandte Völker pelasgischen Ursprungs gewohnt haben." Durchliest man Adekens Schrift über das vorrömische Mittelitalien, so kann man nicht umhin ihm beizustimmen, daß in ganz Mittel- und Unteritalien nur verwandte, pelasgische Stämme wohnten; wenn wir die Verwandtschaft der mittelitalischen Stämme mit den norditalischen, die Verwandtschaft der Rhätier oder Rasener mit den Etruskern erwägen, so kommen wir nothwendig auf den Schluß hinaus, daß von dem Nordabhang der Alpen bis nach der Südspitze Italiens nur verwandte Stämme, freilich in sehr verschiedenen Bildungsstufen, und mit sehr abweichenden Dialekten wohnten. Durchlaufen wir endlich die ethnographische Schilderung Oberitaliens, Istriens bis hinein nach Pannonien, und hinab nach Macedonien und Mösien, wie sie der jüngere Plinius gibt (siehe den Schluß des dritten Buchs seiner Naturgeschichte), so ist auch hier das pelasgische Gepräge der Namen fast unverkennbar, und die ganze Zusammenstellung scheint auch aus der Ansicht hervorgegangen, daß diese Völker verwandtschaftlich zusammen gehören.

Diese Annahme ist allerdings keineswegs unbestritten, und namentlich hat Schaffarik in seinen slawischen Alterthümern die Weneter am adriatischen Meere für Slawen erklärt, wodurch der bedeutsame Zug pelasgischer Völker im Süden der Donau und in den Gebirgen herauf bis in die

Alpen hinein unterbrochen würde, allein diese Ansicht beruht doch hauptsächlich auf dem Namen „Weneter," welcher den Slawen vindicirt wird, obwohl sich Weneter an manchen Orten finden, z. B. in Armorica, wo sicherlich von Slawen keine Rede seyn kann. Während aber Schaffarik in der eigentlichen Abhandlung der Frage, ob die Weneter am adriatischen Meere Slawen gewesen seyen oder nicht (S. 253 ff. d. Uebersetzung) die Frage noch als ein Problem darstellt, das einen ewigen Streitpunkt gelehrter Forschungen bilden werde, nimmt er später doch (p. 467) die Sache als ausgemacht an. Auf noch schwächerem Grunde beruht die Ausführung (p. 225 ff.), daß Slawen ursprünglich, d. h. vor der römischen Eroberung dieser Länder an der untern Donau gesessen. Nestors Aeußerungen hierüber lassen sich so ungezwungen aus den Ereignissen im sechsten Jahrhundert, die ihm sehr leicht durch die Sage bekannt seyn konnten, erklären, daß wir durchaus keinen Grund finden können, aus den dunkeln Stellen dieses Chronisten auf ein um fünf Jahrhunderte älteres Festsitzen der Slawen an der Donau zu schließen, worüber alle Sage verklungen ist, und in den Völkerstürmen des 4ten bis 7ten Jahrhunderts ohnehin vollends untergehen mußte.

Einstweilen, bis triftigere Gründe beigebracht werden, sind wir der Ansicht, daß vom adriatischen bis zum schwarzen Meere, und selbst noch im Norden der Donau, illyrische, den südlichen pelasgischen nahe verwandte Stämme saßen, in welche die griechische und später römische Sprache und Cultur theils mehr theils minder eindrangen. Altgriechenland schloß sich mit den Thermopylen ab, aber nördlich derselben breitete sich über Thessalien und Macedonien griechische Cultur und Sprache aus, wohl sporadisch, wie dieß auch in Albanien der Fall war, aber immer stark genug, um den griechischen Bewohnern ein geistiges Uebergewicht über die theils mehr theils weniger gräcisirten Ureinwohner des Landes zu geben, welche die griechische Sprache um so leichter sich aneigneten, je mehr sie in den Grundzügen mit der ihrigen verwandt war. Sind z. B. die Armatolen, welche bis weit in den Norden hinauf an dem Ostabhang der albanesischen Gebirge wohnen, nicht vielleicht sehr alte griechische Colonisten oder gräcisirte Ureinwohner, die sich allen Völkerstürmen zum Trotz in ziemlich unzugänglichen Gebirgen erhalten haben? Sie spielen unter Georg Castriota eine bedeutende Rolle, saßen also wohl schon Jahrhunderte lang in diesen Sitzen, auf der einen Seite an Slawen, auf der andern an Albanesen stoßend. Die sonderbare Völkermischung, die wir jetzt im südlichen Theile des illyrischen Dreiecks finden, beginnt nicht erst mit der Völkerwanderung, sondern in denjenigen Zeiten, wo das griechische Culturvolk in die verwandten, aber rohen Stämme im Norden vordrang. Dieß ist die erste Periode, die Römerherrschaft aber bildet die zweite. Durch die Römer wird das kleine Griechenland niedergetreten, die Bevölkerung nimmt ab, und keine Colonien können von den jetzt in der Knechtschaft ruhigen, aber nicht mehr in kräftigem Leben sich entwickelnden Griechen ausgehen; dagegen bricht die Römerherrschaft in die Länder nordwärts von Griechenland ein, dringt bis über die Donau hinaus vor, und drückt den Völkerresten, die unter den grausamen Kriegen nicht erlegen sind, seinen Stempel auf. Wie viel findet sich nicht Römisches in der Sprache der Albanesen, noch viel stärker aber ist dieß mit den Wlachenstämmen diesseits und jenseits der Donau der Fall. Die Gründe hievon sind nicht weit zu suchen. Die Schkipetaren, d. h. die Felsbewohner, behaupteten eine gewisse Unabhängigkeit, und der Sieger hatte kein großes Interesse, die unfruchtbaren Gebirge mit Verheerungszügen heimzusuchen; dagegen werden die Stämme der ebenern Länder ganz überwältigt und romanisirt, weßhalb die Nachkommen der mit römischen Colonisten vermengten Daken und Geten, Triballer, Bessen u. s. w. sich ganz richtig selbst Rumuni nennen. Daß diese römisch-illyrische, oder von den Griechen jetzt noch als mösiodakisch bezeichnete Bevölkerung in der Zeit der Völkerstürme vom 3ten bis 7ten Jahrhundert furchtbar gelitten, daß sie durch die einbrechenden deutschen Völker, welche die Slawen nach sich gezogen, durch Hunger und Schwert furchtbar gelichtet, und in einzelne Sitze, namentlich in die Berge gedrängt wurde, auf denen man sie wie im eigentlichen Griechenland, so in Thessalien, Macedonien u. s. w. findet, — das ist so natürlich, daß es keines nähern Beweises mehr bedarf, benimmt aber der Ansicht, daß diese illyrische (nicht-slawische) Stämme die Urbevölkerung waren, nichts von ihrer Bedeutung.

Wenn in den Albanesen und Wlachen die Reste der alten pelasgischen Illyrier zu suchen sind, so kann eine genaue Erforschung ihrer Sprache allein zu einigem Ergebniß führen, da wir von den andern pelasgischen Sprachen nur noch das Römische und Griechische, so wie die jetzigen romanischen Dialekte besitzen. Ob die alten Slawen vor der Eroberung durch die Römer am adriatischen Meere und an der Donau gewohnt, ist eine Sache, die jetzt nur noch, wir möchten sagen, ein Eitelkeitsinteresse für die Slawen hat, denn daß die Völker dieser Gegenden von den Römern unterjocht, und theils durch diese theils durch die später einbrechenden Barbaren nahezu vertilgt wurden, leidet keinen Zweifel. Um die Ansicht der Slawen gründlich zu widerlegen, bedarf es aber eines langen Studiums, zu welchem indeß die Bahn gebrochen ist. Abgesehen von den berühmten Werken über die Etrusker, würde es höchst ersprießlich seyn, wenn man die Arbeit, wie sie Steub für die Ortsnamen in Tirol und Rhätien unternommen, über die südlichen Abhänge der Alpen, über Istrien, Dalmatien, über die Herzegowina, Bosnien und alle umliegenden Länder bis nach Macedonien hinein verfolgen könnte. Die Ergebnisse eines solchen Studiums, in Verbindung mit einer genauen Erforschung des Albanesischen und der wlachischen Dialekte würde zwei Dinge herausstellen, erstens, wie weit das slawische Element jedes andere überwältigt und selbst die Ortsnamen vernichtet, und zweitens, welche Sprachreste und Sprachformen noch auf die frühern nichtslawischen Bewohner dieser Länder zurückdeuten. Genaue ethnographische Forschungen, wie sie z. B. Kandler in neuerer Zeit über das österreichische Küstenland angestellt, würden allerlei merkwürdige Ergebnisse zu Tage fördern, und selbst zeigen, daß Sage und Geschichte

über diese Gegenstände nicht so ganz stumm sind, als man gewöhnlich glaubt.

Die Anwendung dieser Vordersätze auf den nachfolgenden Aufsatz ist nicht schwer; daß Slawen in alle Theile des continentalen Griechenlands eingedrungen, läugnet niemand mehr, da zu viele Ortsnamen den langen Aufenthalt slawischer Stämme in diesen Ländern beweisen; in wie weit die altgriechische, schon durch die harte Römerherrschaft stark gelichtete Bevölkerung unterging, das zu bestimmen ist nicht mehr möglich, und der Streit darüber auch um so nichtiger, als drei Viertheile der jetzigen Bevölkerung Griechenlands anerkanntermaßen Albanesen sind, von denen nur die weit geringere Hälfte das Neugriechische spricht. Inwiefern die Erhaltung einiger abergläubischer Meinungen und Ansichten für die Fortdauer der Race sprechen kann, möchte nicht leicht auszumachen seyn; jetzt wird in ganz Griechenland kein Slawisch mehr gesprochen, es beginnt erst in Macedonien wieder, aber slawischer Aberglaube hat sich doch auch im neuern Griechenland selbst mit den slawischen Namen erhalten, wie der Glaube an die Vampyre beweist, die noch jetzt im ganzen continentalen Griechenland mit dem ächt slawischen Wort Vrukolakas (Währwolf) bezeichnet werden, während die Kretenser, zu denen nie Slawen gekommen, einen rein griechischen Namen, *Καταχανάς*, der Mörder, dafür geschöpft haben. Wie viel griechischer Volksaberglaube mag sich unter gräcisirten Albanesen, unter den Armatolen des Gebirgs erhalten und später wiederum größere Verbreitung gefunden haben, als das slawische Element vor dem albanesisch-griechischen wieder etwas zurückwich. *) Manche Art von Aberglauben, wie z. B. der vom bösen Blick, haben eine ungemein weite Verbreitung, und wenn ihn die neuen Bewohner Griechenlands besitzen wie die alten, so ist dadurch noch gar nicht bewiesen, daß sie ihn durch fortdauernde Erbschaft von den alten überkommen haben. Griechische Bildung hat eine so weite Verbreitung gefunden, warum nicht auch griechischer Aberglaube? zudem läugnet niemand, daß der griechische Stamm sich auf manchen Inseln, wenn auch nicht ohne Zusatz, doch ohne wesentliche Umgestaltung erhalten habe. Der Einfluß Altgriechenlands auf alle umwohnenden, noch dazu stammverwandten Völker hat nahezu anderthalbtausend Jahre gedauert, folglich mußte von ihren Meinungen und Ansichten vieles auf die Nachbarn übergehen, und konnte leicht wenn auch meist in etwas veränderter Form wieder hereingebracht werden. Der Fehler, den manche in der Beurtheilung dieser Verhältnisse begehen, liegt hauptsächlich darin, daß sie die alten Griechen nicht als einen besonders hervorragenden Theil eines großen Ganzen, nämlich des pelasgischen Volks, sondern als einen abgesonderten, einzeln für sich bestehenden Stamm betrachten. Dieß sind die Vorbemerkungen, mit denen wir den nachfolgenden Artikel einleiten zu müssen glaubten, wobei wir indeß bemerken, daß wir mit dem Verfasser eine von neuern slawischen Gelehrten aufgestellte Urverwandtschaft der Slawen und Hellenen sprachlich und historisch für ganz verwerflich ansehen.

*) Daß die Slawen wahrscheinlich vom 8ten bis 10ten Jahrhundert auch im eigentlichen Albanien viel weiter verbreitet waren als im 14ten und 15ten, und als jetzt, das beweisen die zahlreichen slawischen Namen in ganz albanesisch-redenden Districten, im eigentlichen Albanien, Griechenlands selbst gar nicht zu gedenken, wo es von slawischen Ortsnamen wimmelt, obwohl die Bewohner der Orte jetzt reine Albanesen sind.

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Erster Artikel.

(Nach einem Privatschreiben.)

Schon südlich von Trient überraschte mich die Gestaltung des Terrains; noch interessanter ist mir aber dieselbe auf der Fahrt von Verona hieher und in der Umgegend der Lagunen selbst erschienen, denn was diese Lagunen eigentlich sind, welche Bedeutung sie für die ganze Entstehung und Entwicklung des venetianischen Freistaates gehabt haben, davon dürften sich nur wenige, auch wenn sie selbst hier waren, eine richtige Vorstellung machen. Ich darf daher annehmen, daß Ihnen die folgenden Bemerkungen willkommen seyn werden, um so mehr, wenn ich zuvor noch erwähne, daß man selbst von den eingebornen Venetianern nicht selten die wunderlichsten und verkehrtesten Antworten erhält, wenn man z. B. fragt: „weßhalb die Strömung in dem großen Binnenwasser hier nordwärts, dort plötzlich südwärts läuft, obgleich die Fluth noch immer steigt?“ — oder: „warum dieser Theil ein Palude (Sumpf), jener ein Valle (Thal) genannt wird?“ — oder: „weßhalb von den zur Ebbezeit zu Tage liegenden ausgedehnten Grundstrecken die höhern und consolidirtern trotz der Fruchtbarkeit des Bodens nicht längst angebaut wurden?“ u. s. w. Ich will versuchen in möglichster Kürze eine genügende Darstellung der allgemeinen Verhältnisse dieses interessanten Terrains zu entwerfen.

Wenn man auf dem Wege von Verona nach Venedig über Montebello, Vicenza und Padua nach der Wasserscheide zwischen der Etsch und der Brenta sich umsieht, wird man ohne Hülfe eines der Gegend sehr Kundigen dieselbe eben so wenig entdecken, als zwischen Padua und Treviso die Scheide zwischen den Gewässern der Brenta und denen des Sile und Piave-Flusses. *) Das ganze Flachland zwischen den Vorhöhen der Alpen und dem Golf von Venedig ist von Flüssen, Bergströmen (torrentes) und Canälen nach allen Richtungen hin so vielfach durchzogen, daß man durchaus keine bestimmte Abdachung gewahr wird, um so weniger, als alle diese Wasser, wie in Holland, mit hohen Dämmen eingefaßt sind, um die großentheils weit unter dem gewöhnlichen Wasserstand und selbst unter dem Niveau der Flußbetten liegenden Niederungen (oder vielmehr den auf- und angeschwemmten Boden, woraus das ganze Land besteht) vor Ueberschwemmungen zu bewahren. In welcher Zeit die ersten Arbeiten dieser Art hier vorgenommen wurden, darüber habe ich bisher keine bestimmte Auskunft gefunden; daß indeß manche derselben ein sehr hohes Alter haben müssen, geht schon aus der Höhe hervor, bis zu welcher die Flußbetten durch beständig nachrollende Steine herangewachsen sind. Natürlich müssen in gleichem Verhältniß auch die Dämme erhöht werden, und gewiß wird dereinst eine Zeit kommen, wo dieses steigende Mißverhältniß zwischen Wasser und Land für letzteres bedenklich werden muß, um so mehr, da es

*) Weiter südlich bilden freilich die euganeischen Berge eine sehr sichtbare Wasserscheide, aber beide Flüsse, Etsch und Brenta, fallen doch unterhalb Chioggia dicht nebeneinander ins Meer.

keinem Zweifel unterworfen ist, daß der mittlere Wasserstand des Meerwassers im Golf von Venedig gleichfalls steigt.*)

Doch überlassen wir die Sorge dafür der Zukunft. Hier genüge die Bemerkung, daß zur Zeit der ersten Begründung Venedigs das Land jedenfalls noch ganz anders aussah, und daß es seine jetzige, keineswegs ganz stabile Gestaltung großentheils den Arbeiten der Venetianer verdankt. Als zur Zeit der Völkerwanderung Oberitalien mehr und mehr von wilden Horden durchzogen und verwüstet ward, da faßten die Anwohner der Piave und Brenta den nicht allein für sie selbst, sondern gewiß auch für Wissenschaft und Civilisation im allgemeinen sehr glücklichen Gedanken, sich und ihre ganze materielle und geistige Errungenschaft vor den Eingriffen der Barbaren ins Meer zu flüchten, d. h. auf die Inseln, die sich vor den Mündungen der vielen Bergströme im nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres gebildet hatten. Im Jahr 421 n. Chr. ward in Rialto die erste Kirche von ihnen erbaut; später ward Malamocco die Hauptstadt des neuen Staats, und hier residirten auch die ersten Dogen. Aber diese reiche Stadt ward in Folge innerer Zwiste 830 durch Feuer und später durch ein Erdbeben mit heftigen Sturmfluthen gänzlich zerstört, und ist gegenwärtig nur ein ärmliches Nest, während das jetzige Venedig seinen entschiedenen Vorrang vor allen übrigen Ortschaften der Republik besonders dem Umstande zu danken hat, daß im Jahre 827 die irdischen Reste des heil. Marcus (des Evangelisten) von Alexandria dahin gebracht wurden. Was San Marco von jeher und bis in unsere Zeit für die Venetianer bedeutet, ist weltbekannt. Uebrigens ist in der venetianischen Geschichte noch gar vieles dunkel, und Cooper hat durch seinen Bravo nur dazu beigetragen, die Vorstellungen und Ansichten der belletristischen Lesewelt noch mehr zu verwirren. Als das beste Werk über die Geschichte der Republik gilt hier das Buch des Franzosen Daru, aber nicht das Originalwerk, auch nicht die erste italienische Uebersetzung mit Noten, sondern die neuere Bearbeitung, welche in 11 Theilen unter dem Titel: „Storia della Republica di Venezia di P. Daru, con note ed osservazioni“ 1837 in Capalago erschienen ist. Es freut mich hinzufügen zu können, daß in kurzem neue und wichtige Beiträge und Aufschlüsse dem Vernehmen nach aus der Feder des hiesigen Grafen Sagredo zu erwarten sind, dem viele bisher unbenutzte Archive und Familiendocumente zu Gebote stehen. Daß es an solchen nicht fehlt, kann man sich denken, wenn man das Alter und die Bedeutung der hiesigen Aristokratie kennt. Der erste Doge, P. L. Anafesto, ward bekanntlich 697 erwählt; von dem zweiten, Marcello 712, existiren jetzt noch directe Nachkommen, und manche Familien rühmen sich eines tausendjährigen Alters. Leider waren die spätern Verhältnisse des Staats der Art, daß eben diese Familien ihre Archive schwerlich über das 17te Jahrhundert hinaus zur Bearbeitung und Veröffentlichung hergeben werden. Doch ich kehre zur Darstellung der Localverhältnisse zurück.

Die ganze Existenz des Staats beruhte von jeher auf der Trennung vom Festlande durch das Meer. Es konnte daher den klugen Venetianern nicht entgehen, daß ihnen Gefahr drohe, wenn es nicht gelänge der Verflachung des Golfs (durch fortwährend nachschießendes Gerölle aus den Strömen und sonstige Aufschwemmungen) Einhalt zu thun. Außerdem kamen sie bald zu der Einsicht, daß die Vermischung des Seewassers hinter den äußersten Dünen und Sandbänken mit dem Süßwasser der Flüsse immer größere Sümpfe und Moräste bilden müsse, in deren Ausdünstung man längst die Ursache verheerender Fieber erkannt hatte. Aus diesen zweifachen Gründen entschloß man sich, die sämmtlichen Süßwasserzuflüsse durch Dämme und Canäle um das ganze Binnenmeer herum ins offene Meer zu leiten. So ward die Brenta mit allen Nebenwassern südwärts bis zum jetzigen Hafen von Brondolo (eine geographische Meile unterhalb Chioggia) geführt, die Gewässer des Sile dagegen nordwärts über Cavazuccherina in die Mündung des Piave. Durch diese großartigen Dammbauten ward das ganze unter dem Namen Lagunen begriffene Binnenmeer in einer flachen Bogenlinie von circa 12 geographischen Meilen Länge vor jeder nachtheiligen Einwirkung der Süßwasserzuflüsse geschützt. Aber der Schutz gegen die ungeheure Gewalt der vom Scirocco erregten Meereswogen erforderte nach der Seeseite hin noch ganz andere Anstrengungen, und man kann in der That nur staunen, wenn man sieht, was hier von den energischen und beharrlichen Republicanern geleistet worden ist. Das ganze littorale (Ufer) zerfällt in vier Haupttheile: das nördlichste, Littorale de Cavallino, ist ziemlich breit und hoch; vom Hafen von Lido südwärts erstreckt sich die Insel Malamocco, welche durch die obenerwähnte Katastrophe zu einer sehr schmalen Sandbank geworden ist; dann folgt in derselben Richtung das noch schmalere Littorale di Pelestrina und endlich das Littorale di Chioggia. Diese flachen Sandbänke aber konnten gegen den furchtbaren Wagenschlag des adriatischen Meeres nicht einmal für den Bestand, viel weniger für den Seehandel Venedigs hinreichenden Schutz gewähren; deßhalb ward das ganze flache Uferland bis zu den höhern Dünen an der Ostseite durch Milliarden großer Felssteine, die sämmtlich zu Schiff von der illyrischen Küste herübergeführt wurden, gegen die vernichtende Gewalt des Meeres geschützt.

(Schluß folgt.)

Die New-Yorker historische Gesellschaft hielt am 6 Februar eine Sitzung, worin ein in alterthümlicher Beziehung sehr interessanter Gegenstand zur Sprache kam. Hr. Schoolcraft, bekannt durch seine Reise zur Entdeckung der Mississippiquellen, stattete seinen lang erwarteten Bericht ab über die indianischen Namen des Staats New-York. Die frühesten Stämme, welche über den Mississippi gingen, waren diejenigen, welche ihren Namen den Alleghany-Bergen und dem Alleghany-Fluß gaben. Diese waren von zwei andern ganz verschiedenen Stämmen gefolgt und wurden von ihnen besiegt. Einer derselben ist unter dem Namen der Irokesen oder sechs Nationen, die andern als die Delawaren oder Wölfe bekannt, und von diesen beiden rühren augenscheinlich die ältern geographischen Namen von New-York her. Der Zweck des Berichts, so wie einer in Folge desselben niedergesetzten Committee ist, eine Karte des ganzen Landes mit den indianischen Namen der Orte und Flüsse zu entwerfen. Die Geschichte der indianischen Stämme und ihrer Sprachen sollen vorerst von dieser Untersuchung ausgeschlossen seyn. An dem Material für die Karte wird schon lange gesammelt, und es soll sehr reichlich seyn. (New York Cour. and Enq. 14 Febr.)

*) Im Jahre 1732 mußte der Marcusplatz um 1 Fuß erhöht werden, weil er schon bei gewöhnlicher Fluthhöhe überschwemmt ward. Der Mathematiker Zendrini stellte genaue Vermessungen an, welche 1796 und 1810 von Cicognara (s. dessen Fabriche piu conspicue di Venezia) wiederholt wurden, und das Resultat — dessen Richtigkeit seitdem durch mancherlei Untersuchungen auch an andern Uferstellen des Golfs vollkommen bestätigt worden ist — war eine progressive Erhöhung des mittlern Wasserstandes um reichlich 3 Zoll in 100 Jahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1844.

Ueber den Handelsverkehr zwischen Nordamerika und Europa.

Obgleich die Nordamerikaner in neuerer Zeit auch angefangen haben, sich auf die Fabrication zu werfen, so herrscht doch im Ganzen noch die Ansicht vor, daß Nordamerika die Hauptmasse seiner Fabricate aus Europa zu beziehen und mit Rohproducten zu bezahlen habe. Früher überstieg die Einfuhr von Fabricaten die Ausfuhr, seit einigen Jahren ist es umgekehrt, und die Engländer erkannten schnell die Absicht der Amerikaner, die Aus- und Einfuhr in der Art zu regeln, daß letzteren ein bedeutender Ueberschuß in baarem Gelde bezahlt werden müsse. Wir haben früher schon gelegentlich erwähnt, daß im vorigen Jahre eine ungeheure Geldmasse, gegen 22 Millionen Dollars, nach Nordamerika strömte, in diesem Jahre beginnt das Einströmen von baarem Gelde später, theils weil eine größere Masse Fabricate eingeführt und anderntheils weil man mit der Ausfuhr von Rohproducten im Rückstande ist. Wenn in den letzten zwei Jahren das Bestreben der Amerikaner nur der aufmerksameren Handelswelt klar wurde, so ist es dießmal eine so offenkundige Sache, daß sie ganz ungescheut in den Journalen besprochen wird und die Plane sehr unumwunden hervortreten. Eine in Amerika ziemlich verbreitete Zeitung, the Semiweekly Courier and Inquire vom 14 Februar d. J. läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Seit mehreren Jahren hingen die Preise unserer Rohproducte, namentlich der Baumwolle, ausschließlich von dem Preis in fremden Landern ab, aber warum? einfach deßwegen, weil wir mit Schulden beladen waren, und zufrieden seyn mußten, welchen Preis uns z. B. die fremden Spinner für unsere Baumwolle geben wollten; hiezu kam noch die unmäßig große Ernte des Jahres 1842. Jetzt hat sich aber dieß alles geändert. Durch geduldige Ausdauer, namentlich aber durch Sparsamkeit, hat sich das ganze Land allmählich aus seiner Verschuldung erhoben. Wir sind reich und können in Zukunft auf unsere großen Stapelwaaren unsern eigenen Preis setzen, statt demüthig die ärmlichen Preise anzunehmen, die man uns im vorigen Jahr gemacht hat." Der Verfasser schildert sodann das Verfahren der englischen Capitalisten, welche die Baumwollenpreise niedrig halten und die Amerikaner nöthigen wollen, entweder die Baumwolle zu niedrigem Preise oder baares Geld nach England zu schicken, und räth seinen Landsleuten, lieber baares Geld aus dem Lande zu senden. „Baumwolle, fährt er dann fort, ist besser als Gold und Silber in jeder Beziehung; Europa muß die Baumwolle haben, und muß uns dafür so viel Gold und Silber geben, als wir zu verlangen für gut finden." Der letztere Satz ist freilich nur mit großer Einschränkung wahr, aber im Ganzen genommen ist die Sache richtig, und zwar nicht bloß in Bezug auf Baumwolle, obgleich dieß der Hauptartikel ist. Amerika wird Europa nach und nach mit seinen Rohproducten überwältigen, wenn Europa nicht alle Kräfte aufbietet, um durch erhöhte und verfeinerte Gewerbsthätigkeit ein Gleichgewicht wieder herzustellen, das diese Uebermacht der Rohproducte zu zerstören droht. Man sieht aus der obigen Anführung, daß die Amerikaner ihren Zweck klar erkennen und mit einer Thätigkeit verfolgen, in der man ihnen wohl nachahmen dürfte. Inzwischen hat man in Nordamerika selbst ein Journal zur Vertheidigung der Ansichten des freien Handels gestiftet, und Engländer sollen dasselbe mit nicht unbedeutenden Summen unterstützen. Die Nordamerikaner sind aber zu klug, um nicht vorerst von den Engländern die Befolgung der gepredigten Grundsätze der Freihandelslehre zu verlangen, ehe sie ihr bisheriges System ändern, das ihnen bereits so gute Früchte getragen hat.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

Da die jüngsten Ereignisse in Griechenland die Aufmerksamkeit Europa's wieder in hohem Grade auf das griechische Volk gelenkt haben, so dünkt es uns von großem Interesse, eine in der Wissenschaft noch nicht vollständig erledigte Frage wieder in Anregung zu bringen, deren befriedigende Beantwortung und Erledigung nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch in staatlicher Beziehung für ganz Europa von

Wichtigkeit und Bedeutung ist. Was bisheran von Schriftstellern und Gelehrten verschiedener Nationen zur Vertheidigung der „slawischen" Abstammung der jetzigen Griechen geschrieben worden ist, erachten wir, um unsere Meinung in dieser Sache gleich von vornherein auszusprechen, für ziemlich unhaltbar und parteiisch, um so mehr, da bei einigen der ausländischen Schriftsteller in Bezug auf diese Frage politische Zwecke im Hintergrunde zu liegen scheinen. Wir schließen uns daher ohne Bedenken der Meinung derjenigen Schriftsteller und Gelehrten an, welche der „hellenischen" Abstammung der jetzigen Griechen mit schlagenden Beweisen das Wort geredet haben.

Wenn wir hier dieser für die höhere Politik belangreichen Frage unsere Aufmerksamkeit zuwenden, so geschieht dieß zum Theil auch deßhalb, weil die Verfechter der hellenischen Abstammung der heutigen Griechen in der neuesten Zeit von Gelehrten und Schriftstellern unsers nordöstlichen Nachbarlandes, welche die Ansicht, daß die Neugriechen Slawen seyen, im Interesse einer bekannten, europäischen Großmacht durchaus zur Geltung bringen wollen, ihrer entgegengesetzten Behauptungen wegen angefeindet worden sind. Wir gestehen übrigens zu, daß ein jeder Einfluß von Seite anderer Völker, namentlich der Türken, Slawen, Walachen und Italiener auf das griechische Volk geübt worden ist, welcher sich auch in der neugriechischen Sprache zu deutlich kund gibt, und welchen uns die Geschichte sattsam erklärt. Nach den Behauptungen jener Gegner aber würde man regelrecht auf den Schluß kommen, daß Homer ein Skythe gewesen sey und die altgriechische Sprache eine Tochter der skythischen Stamm- und Völkersprache sey. Das Umgekehrte dürfte dann wohl eher der Fall seyn, indem allerdings nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sich in den slawischen Sprachen viele griechische Elemente vorfinden, welche aber schwerlich zu der Behauptung berechtigen können, als seyen die Griechen Abkömmlinge der Slawen. Es erklärt sich dieses einfach dadurch, daß die Skythen ihre rohe Sprache durch die gebildetere griechische Sprache in den frühesten Zeiten bereicherten.

Betrachtet man nur die griechische und slawische Nationalphysiognomie, so stellt sich durch die Vergleichung derselben unwiderlegbar heraus, daß zwischen beiden Völkern keine ursprüngliche nahe Verwandtschaft obwalten kann. In der Nationalphysiognomie der heutigen Griechen ist entschieden die orientalische Gesichtsbildung vorherrschend — eine Erscheinung, die insofern sehr auffallend und befremdend ist, als nach den Büsten und Köpfen zu urtheilen, welche uns von berühmten alten Griechen durch die bildende Kunst aufbewahrt sind, die Gesichtszüge der alten Griechen den europäischen Typus gehabt haben müssen. Den Grund für diese Erscheinung suchen wir jedoch in dem vierhundertjährigen Zusammenleben der Griechen mit den Türken, wodurch eine Aenderung in den Gesichtszügen vorgegangen seyn mag, theils durch unmittelbare Vermischung der Griechen mit den Türken, theils durch den geheimnißvollen Einfluß, der von keinem Physiologen in Abrede gestellt werden wird, welchen bei den sich Mutter fühlenden Frauen der tägliche Anblick der häuslichen und äußern gesellschaftlichen Umgebung in Bezug auf die Gestaltung der Gesichtszüge des noch nicht gebornen Kindes äußert. Daß die alten Griechen diesen geheimnißvollen Einfluß kannten, geht schon daraus hervor, daß man, wie ein bekannter deutscher Alterthumsforscher bemerkt, zu eben diesem Zweck im alten Griechenland bedacht war, an allen besuchten öffentlichen Orten und Plätzen schöne Bildsäulen aufzustellen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserem eigentlichen Gegenstand zurück und sprechen die Behauptung aus, daß die orientalische Gesichtsbildung der heutigen Griechen keinen Beweis gegen die hellenische Abstammung derselben liefert, wohingegen dieselbe in die Augen springen läßt, daß kein überwiegender Einfluß von Seite der Slawen auf die Griechen statt gefunden haben kann, und noch weniger bei der so entgegengesetzten Nationalphysiognomie beider in vielfachem Verkehr stehenden Völker eine slawische Abstammung der Griechen denkbar ist.

Daß die südlichen Slawen, z. B. in Bulgarien, Dalmatien und Illyrien, sich der neugriechischen Nationalphysiognomie schon mehr nähern, wollen wir übrigens hier nicht in Abrede stellen.

Von den Gründen, welche C. Fauriel (s. Chants populaires de la Grèce moderne. Paris, bei Firmin Didot, 1824), C. Bybilakis (s. Neugriechisches Leben, verglichen mit dem Altgriechischen, zur Erläuterung beider. Berlin, bei Wilhelm Besser, 1840), und J. M. Firmenich (s. Τραγούδια ῥωμαϊκά. Neugriechische Volksgesänge. Original und Uebersetzung. In Zusammenstellung mit den uns aufbewahrten altgriechischen Volksliedern. Berlin, bei Karl Heymann, 1840), für die hellenische Abstammung der Neugriechen angeführt haben, wollen wir die hauptsächlichsten hier hervorheben, deren Zusammenstellung ein um so größeres Interesse in Anspruch nimmt, als man dadurch das innere Gemüths- und Seelenleben der Alt- und Neugriechen verglichen, Sitten, Gebräuche und abergläubische Ideen beider zusammen gestellt, und durch die Gleichheit der innern Anschauungsweise und Gefühlsäußerung beider in so manchen Beziehungen die nahe und ursprüngliche Verwandtschaft der Hellenen und heutigen Griechen bewiesen findet.

Charos (Χάρος) nennt der Volksglaube in Griechenland den Engel des Todes, welcher in den verschiedenartigsten Metamorphosen dem Menschen naht und seine Opfer heischt. Offenbar hängt diese Idee mit der Mythe von Charon im Alterthum in genauem Zusammenhange, wie sich denn solcher Anklänge von den Mythen und Sitten der Altgriechen unzählige im heutigen Griechenland vorfinden. Die Neugriechen stellen sich den Charos als einen strengen, närrischen und unerbittlichen Greis vor, der die Menschen von dieser Welt in die andere hinüber bringt. Er hat die Macht, sich in die verschiedensten Gestalten zu verwandeln, um die Menschen zu überraschen und leicht zu erfassen. Wir sehen also, daß die altgriechischen Mythologien von einem Gotte des Todes, von

Mercur, dem Geleiter der Todten, und von Charon, dem Fährmann auf dem Styx, bei den Neugriechen in der Person des Charos verbunden sind. *Χάρος* ist zusammengezogen aus *Χάροντας*, welcher Nominativ auch häufig vorkommt. Als Beweis diene eines der bekanntesten neugriechischen Volkslieder, in welchem Charontas in der Rolle des Hermes, als Geleiter der Abgeschiedenen, dargestellt wird. *)

Den Fährmann der alten Griechen haben die romantischen Neugriechen gleichsam ritterlicherweise in einen Reiter umgewandelt. Andere schöne neugriechische Volkslieder, welche beweisen, daß der Charon der Altgriechen im Volksgeiste der Neugriechen noch fortlebt, sind folgende: „*Ὁ Χάρος καὶ ἡ κόρη,*“ und „*Ἡ κόρη εἰς τὸν ᾅδην.*“ Namentlich in letzterem Liede, „das Mädchen im Hades,“ springt die altgriechische Anschauungsweise in Bezug auf die Unterwelt so in die Augen, daß es keiner weitern Worte in dieser Beziehung bedarf. Schwerlich dürfte sich ähnliches bei den Slawen, weder bei den früheren heidnischen, noch bei den jetzigen christlichen vorfinden. Der Götzendienst der alten Slawen, in welchem übrigens der Dualismus, nämlich das zweifache Princip von Licht und Finsterniß vorherrscht, weßhalb der gute Gott „Biel-Bog“ (weißer Gott) und der böse Gott „Czerny-Bog“ (schwarzer Gott) genannt wurde, wird von den slawischen Gelehrten als aus der Religion der Hindus hervorgegangen dargestellt, so wie auch Ostindien als das Urvaterland der Slawen genannt wird. Surowiecki leitet die slawische Sprache aus der Quelle des Sanskrit ab. Dieselbe soll die meisten reinen Wurzeln aus der indischen Sprache erhalten haben. Der gelehrte Pole Majewski sucht diese Aehnlichkeit in seinem Werke „O Slowianach i ich pobratymcach“ (Warschau 1816) darzustellen.

In den *τραγούδια πλαστά* der Neugriechen offenbaren sich die vielen abergläubischen Volksideen, welche sich zum großen Theil auf Mythologien der Altgriechen zurückführen lassen. Der Neugrieche belebt, wie der Altgrieche, die ganze Natur, und denkt sich überall ein den Urstoff des Gegenstandes repräsentirendes lebendes Wesen, welches er *στοιχεῖον* nennt und sich in den verschiedenartigsten Gestalten vorstellt. Wir sehen also, daß die Nymphen, Dryaden, Oreaden, Satyren u. s. w. der Altgriechen im Geiste der Neugriechen unter anderen Gestalten fortleben. So denken sie sich z. B. den Geist des Feldes unter der Gestalt eines Drachens, dem sie zum Zeichen der ewig frischen Jugend- und Zeugungskraft auch einen weiblichen Drachen als Gattin zulegen, deren Schooß die Blumen und Pflanzen des Feldes mit jedem Jahre neu entspringen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf ein schönes neugriechisches Volkslied, worin ein Sänger im Winter auf dem Felde singt und den schlafenden Drachen auf diese Weise weckt. Der Drache, welcher wegen des Gesanges den Frühling nahe glaubt, erscheint und will, da er sich getäuscht findet, den Sänger verschlingen.

„*Ξυπνᾷς τ' ἀηδόνι ἀπ' ταῖς φωλεαῖς καὶ τὰ πουλὶ ἀπ' τοὺς κάμπους,*
Ξυπνᾷς κ' ἐμὲ τὸν Δράκοντα, μὲ τὴν Δρακόντισσάν μου.
Vom Neste weckst die Nachtigall'n, die Vöglein von den Feldern,
Und mich, den Drachen, weckst du auf, und gar auch meine Drachin.“

(Fortsetzung folgt.)

---

*) S. „*Ὁ Χάρος καὶ αἱ Ψυχαί,*“ „Lied vom Charos und den Seelen.“ Seite 61 in Firmenichs *Τραγούδια ῥωμαϊκά.*

Das Schloß Sanvincenti in Istrien.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Im Innern Niederistriens, fast in gleicher Ferne vom adriatischen Meere und dem Quarnero, erhebt sich, das ganze Gebiet zwischen dem Leme- und Arsacanal beherrschend, das Schloß Sanvincenti, als Zeuge mittelalterlicher Zustände und jenes venetianischen Bürgerthums, das die republicanische Regierungsform mit der Lehnsverfassung vereinte.

Das Schloß gehörte den Bischöfen von Parenzo, welche es als fromme Spende von den Kaisern erhalten hatten und noch jetzt als Gutsherren besitzen. Später wurden damit die Sergier belehnt, welche einst als erbliche Generalcapitäne und Grafen von Pola mächtig und im Besitze prächtiger Schlösser und hoher Aemter waren, endlich aber durch die Volkspartei verdrängt wurden, die, ihrer Herrschaft müde, sich dem venetianischen Löwen unterwarf; hierauf gehörte das Schloß den venetianischen Familien Morosini und Grimani von St. Luca, welche letztere es noch mit bürgerlicher Gerichtsbarkeit besitzt, ehemals aber die höchste gesetzliche Gewalt daselbst ausübte. Jene venetianischen Edelleute, welche Paläste, aber keine Schlösser besitzen, keine öffentliche Macht unter eigenem Namen, sondern nur für die Republik üben, keinen andern Titel als den eines Edelmannes führen, und als Adelszeichen nur einen Schild, aber keine Angriffswaffe tragen durften und in Sitzungen als Bürger erschienen, benahmen sich ganz anders auf ihren Gütern, wo sie mit unbedingter persönlicher Gewalt als adelige Ritter herrschten.

Das Schloß bildet ein von festen Mauern und Gräben umgebenes Viereck. In einem Flügel befanden sich die Wohnungen des Ritters und seiner Schildträger. Die andern drei waren durch feste hohe Thürme kriegerisch bewehrt. Der innere Hof diente zu Waffenübungen. Der einzige Eingang zum Schlosse war mit Fallgitter und Zugbrücke versehen. Auf der Mauer sah man das herrschaftliche Wappen mit Helm, Krone und Schwert, als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit. Der ganze Bau bot so schöne Verhältnisse, daß das Schloß als ehrwürdiges Muster der Baukunst jener Zeit dienen konnte. Die Ritter suchten den Tempel Gottes durch edeln Styl auszuzeichnen, und bekundeten dadurch ihre Frömmigkeit und ihren Kunstsinn, so wie durch den öffentlichen Bogengang (Loggia) ihre Achtung fürs Volk, wie denn überhaupt der venetianische Edelmann auch unter Küraß, Rüstung, Pickelhaube und mit der Keule bewaffnet jene Leutseligkeit, Bildung und Sanftmuth bewahrte, wodurch die ganze Nation sich von jeher ausgezeichnet hat

Sanvincenti erregt in seiner alterthümlichen Form die Aufmerksamkeit des Fremden. Auf dem Vorplatze versammeln sich nach herkömmlichem Brauche die Landleute aus der Umgegend zum Jahrmarkt.

Etwas über die Lagunen Venedigs.
Erster Artikel.
(Schluß).

Diese unermeßlichen Steinmassen sind meistens — wo die Sandbänke von Natur höher waren als der Fluthstand des Meeres — nur in dicken Lagen schräg angeschüttet; an den schwächern Stellen aber — namentlich gegen Chioggia hin, wo das Wasser die Sandbank überströmte, in der Länge einer Miglie — sind aus großen Quadern feste Mauern (Murazzi) aufgeführt worden, so daß auf der ganzen Strecke von circa 8 geographischen Meilen nur drei tiefere Einfahrten (uneigentlich Porti oder Häfen genannt) gelassen wurden, nämlich die Porti di Chioggia, di Malamocco und di S. Nicola del Lido. Von dieser letztern ist eine vierte, P. dei tre porti, die den flachen Fischerbooten als Schutzhafen dient, nur durch eine überfluthete Sandbank getrennt, und beide zusammen bilden an der Mündung die größere Oeffnung zwischen den Littorales von Malamocco und Cavallino. Der Zweck dieser sogenannten Häfen ist, das frische Meerwasser mit jeder Fluth in die Lagunen hinein und mit jeder Ebbe wieder ausströmen zu lassen, wodurch jeder ungesunden Versumpfung u. s. w. vorgebeugt wird; zugleich aber durch dieselben Strömungen die Einfahrten selbst vor Versandung zu bewahren und für die größern Schiffe tief genug zu erhalten. Zu diesem Zweck und auch zum Brechen der Wogengewalt längs dem ganzen Littorale ist überdieß noch eine Reihe starker Molos ins Meer hinein gebaut worden. Wenn auch jener Zweck für die jetzige Seeschifffahrt nur unvollkommen erreicht ist, so war doch durch diese Riesenarbeiten das große Bassin von mehr als 10 Quadratmeilen Oberfläche gegen die Naturmächte geschützt. Es versteht sich von selbst, daß gleichzeitig auch für den erforderlichen Schutz gegen menschliche Gewalt durch Erbauung von Fortificationen mancher Art gesorgt ward, und so wie die Venetianer das ganze Werk anlegten, soll es in den Hauptzügen noch jetzt da, wenn auch manches, besonders während der Franzosenzeit, ganz verfallen, durch die Oesterreicher wieder hergestellt oder neu gebaut worden ist.

Was nun das Innere der Lagunen betrifft, so gewähren sie, bei hohem Wasserstand und vom niedrigen Standpunkt einer Barke aus betrachtet, den schönen Anblick einer großen verhältnißmäßig ruhigen Meeresfläche, denn die flachen Ufer, zumal im fernen Süden, kann man oft nicht unterscheiden. Von der Höhe aber, z. B. vom Marcusthurm herab, wo man die ganze Einfassung und weit darüber hinaus sieht, hat man wirklich ein herrliches Panorama vor Augen, zunächst die große von tausend Canälen durchschnittene Stadt mit allen ihren Kirchen und Palästen, ringsum das ruhige Binnenmeer mit den vielen bebauten und befestigten kleinen Inseln, dann nach Osten hin das ganze Littorale, das sich wie ein langer dunkler Strich diesseits der wogenden See südlich bis nach Chioggia hinabzieht, dessen Kirchthurm für weniger scharfe unbewaffnete Augen am äußersten Horizont wie eine Stange hervorragt, während man mit dem Fernrohre noch viel weiter ins Flachland der Pomündungen hinein sieht. Weiter links gen Südost senkt sich der Himmel unmittelbar ins offene Meer, doch im Osten, scheinbar hoch über dem Littorale von Malamocco, treten jenseits der wogenden Fluth die Gebirge deutlich hervor, die sich auf der großen Halbinsel zwischen Triest und Fiume hinziehen. Zur Zeit der Ebbe wird anfangs das Bild noch bunter, denn nun färben sich die Wasser der Lagunen überall, wo sie seicht sind, röthlich, gelb oder bräunlich, während die vielen tiefern Stromrinnen die glatte Fläche wie blau oder grün gemalte Bänder und Streifen durchziehen.

Später bei fortgerückter Ebbe und seichtestem Wasserstande ist freilich der Anblick weniger schön, aber nicht minder interessant, denn obgleich der Unterschied zwischen hohem und niederem Wasserstande, bei regelmäßigem Verlauf nur etwa 3 Fuß beträgt, so liegt nun dennoch die weite Fläche wie eine neue Landkarte mit kleinen Seen und Flüssen vor den Augen. Der Boden der Lagunen hat sich nämlich an manchen Stellen höher als an andern gehoben, und das mit Ebbe und Fluth ab- und zuströmende Meerwasser hat sich nach allen Richtungen hin größere und kleinere Rinnen in dem weichen und doch festliegenden Schlamm ausgewaschen, welche sich gegen die höher liegenden Stellen hin gleichsam wie unzählige kleine Bäche verzweigen. Die größern Rinnen oder sogenannten Canäle, in welchen auch zur Zeit der Ebbe die Lagunenfahrzeuge hin- und herfahren können, sind zur Abkürzung der Communicationslinien an verschiedenen Stellen durch künstliche Canäle verbunden worden, und diese sowohl, wie die Hauptstromrinnen selbst werden durch Baggern bei gehöriger Tiefe erhalten. Bei eintretender Ebbe läuft nun das Wasser, obgleich alles Land noch bedeckt ist, durch die kleinen Rinnen in die größern ab, und daher fährt man oft eine Strecke mit — und dann plötzlich gegen den Strom, sobald man nämlich einen Höhenzug (oder eine Wasserscheide) des Lagunengrundes überschritten hat. Die Flächenbezirke, von welchen das Wasser ganz abläuft, heißen in der Regel Palude (Sumpf), es sind aber im gewöhnlichen Sinn des Worts keine Sümpfe, sondern theils nackte graue, theils mit grünen Seegewächsen überzogene Strecken eines festgewordenen Schlammbodens, der unter seiner Oberfläche wie eine feuchte, feine, schwarze Moorerde aussieht und, mit dem Sandboden der Dünen und Uferstrecken vermischt, bald ein gutes Gartenland bildet. Die Niederungen in dieser Fläche (meist nach Süden hin in der Nähe des Festlandes), in welchen das Meerwasser stehen bleibt oder absichtlich behufs der Fischzucht durch Dämme zurückgehalten wird, heißen Valli (Thäler) — es wird indeß mit dieser Nomenclatur nicht sehr genau genommen. Manche kleinere Strecken des Bodens endlich sind mit höheren Dämmen und Mauern umgeben, welche auch bei der Fluth nicht überschwemmt werden, und bilden so kleine Inseln, deren man allerdings ohne zu große Mühe noch viele und auch größere gewinnen könnte, aber dadurch würde Venedig als fester Seeplatz seine ganze Bedeutung verlieren, und deßhalb war es auch von jeher streng verboten, nicht allein den Boden der sogenannten Sümpfe anzubauen, sondern auch irgend etwas von Schutt oder Kehricht aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften auf diesen Boden oder überhaupt in die Lagunen zu werfen. Es wird damit auch jetzt noch so streng genommen, daß die ungeheure Menge des Unraths aus der großen Stadt (von 106,000 Einwohnern) sämmtlich auf dazu bestimmte Fahrzeuge geladen und bis ans Littorale geführt werden muß, und damit auch unterwegs nichts ausgeworfen werde, wird bei der Abfahrt von der Stadt und bei der Ankunft am äußern Meeresufer der Tiefgang eines jeden solchen Fahrzeugs genau gemessen. Es ist indeß sehr natürlich, daß in der Stadt selbst, trotz allen Verboten, eine Menge Unrath in die Canäle geworfen wird und auch von selbst dahin abfließt; daher müssen diese jedes achte oder zehnte Jahr gereinigt werden, und der ausgebaggerte Schlamm wird dann als Dünger auf den Inseln oder auf dem Littorale benutzt, um neue Gärten anzulegen oder schon bestehende zu verbessern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1844.

Aquileja.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler v. J. Löwenthal.)

Die von den alten Römern im Jahre 181 v. Chr. auf dem den Ureinwohnern, vorgeblich als unrechtmäßigen Besitz, entrissenen Boden, gegründete Colonie, die von den ersteren erbaute, mit 3000 Mann Fußvolk und 240 Pferden besetzte Festung zur Beherrschung der Bewohner der östlichen Alpen, der Istrier und Jappden, die zweite Stadt Italiens an Einwohnerzahl und Reichthum, welche unter ihren 600,000 Insassen über 100,000 römische Bürger zählte und 14 Meilen im Umfange hatte; das Handelsemporium der Völkerschaften diesseits der Donau, der von den Bewohnern Italiens, Illyriens, Griechenlands und Aegyptens am meiste besuchte Seehafen, der Lieblingsplatz des Augustus, Tiberius und anderer Cäsaren; Italiens mächtigstes Bollwerk, zu dessen Vertheidigung in bedrangender Belagerung die Frauen ihre Haare zu Seilen wanden; die Stadt, welche Attila, der Geißel Gottes, muthigen Widerstand leistete, wo der heilige Marcus zuerst das Evangelium lehrte, der Sitz des Patriarchen, eines der ersten Fürsten Deutschlands und Prälaten Italiens; die Stadt mit vierzehn Weihbischöfen und vierzig Stiftsherren, die Gebieterin Istriens, Friauls, Karnthens und der wendischen Mark, deren Name im Alterthume wie im Mittelalter in ganz Europa widerhallte, Aquileja ist nicht mehr! Wer vermöchte beim Anblick der Basilica, des alten Thurmes zwischen bebauten Feldern das alte mächtige Aquileja in den dürftigen Häusern wieder zu erkennen, die heute diesen Namen führen? Die dort gesammelten, mit Inschriften versehenen Steine und Marmorblöcke bilden einen sonderbaren Gegensatz zu den blühenden Fluren, die sie bergen, und zu dem gänzlichen Mangel an großartigen Gebäuden. Aquileja ist spurlos von der Erde verschwunden, und nur einige Vorwerke, ein Canal, der einstige Hafen und die Richtung einiger Hauptstraßen sind noch zu erkennen. Gemeiniglich wird Attila der gänzlichen Zerstörung Aquileja's angeklagt, wiewohl es auch später zu den ansehnlichsten Stadten des Reiches gehörte. Nicht die Zerstörung der Mauern und Häuser, die wieder errichtet werden konnten, führten ihren Verfall herbei, sondern die Einfälle der Barbaren, welche Italien die Donauprovinzen entrissen. So versiegte der Quell des gedeihlichen Handels und der Schifffahrt, und Aquileja sank zu einer Provincialstadt herab. Sie hätte sich vielleicht mit der Rückkehr der Ordnung wieder erhoben, allein Venedig hatte nunmehr als Beherrscherin der Meere den Handel des adriatischen Golfs, der Levante und Asiens an sich gezogen.

Aquileja verarmte immer mehr und ward schnell von dem benachbarten Grado überflügelt, das als Insel größere Sicherheit bot; das Wasser, von der Kunst nicht mehr gedämmt und überwacht, nahm einen zerstörenden Lauf: der Boden umher versumpfte, die Luft ward verderblich und raffte die Bewohner hin. Wer nicht aus Beruf oder anderen Verhältnissen hier leben mußte, suchte bessere Wohnung in Cividale und Udine auf; die Priesterschaft fand sich nur zum kirchlichen Dienste ein, und selbst die Pforten des Klosters wurden im Sommer geöffnet, um die Nonnen bis zum Winter auswandern zu lassen.

Udine nahm nun die Stelle des grundbesitzenden, Palma die des befestigten und Triest die des Schifffahrt und Handel treibenden Aquileja ein. Karl VI gedachte es zu seiner frühern Blüthe zurückzuführen, zum Haupthafen der österreichischen Staaten umzuschaffen, allein die Herrscherin der Lagunen widersetzte sich diesem Vorhaben. Maria Theresia wollte eine Colonie der vom Peloponnes geflüchteten Griechen hier gründen, und es schien, als sollte ein griechisches Bisthum an die Stelle des aufgehobenen Patriarchats treten. Durch die spätere Regelung der Gewässer besserte sich die Luft, der Ackerbau gedieh, aber Aquileja erhob sich nicht wieder; doch sein berühmter Name, seine geschichtlichen Erinnerungen leben fort und werden die Gegenwart noch lange überdauern.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Fortsetzung.)

In dem heutigen Thessalien herrscht noch derselbe Aberglaube in Betreff der Zauberei wie in den ältesten Zeiten.

Man legt noch immer einigen Personen die Zauberkraft ei, den Mond vom Himmel herabholen zu können, ihn in eine Kuh zu verwandeln und derselben eine Milch zu entnehmen, deren Zauber niemand widerstehen kann. Noch immer glaubt man einige Leute mit der Eigenschaft des „bösen Auges“ behaftet, deren Blick einen Menschen zu tödten vermag. Dieser Aberglaube ist von den alten Griechen auch auf die Römer übergegangen und ist namentlich im Neapolitanischen noch sehr verbreitet. Bei den alten Griechen standen besonders die Thebaner um den Pontus im Verdachte, diese tödtende Kraft in ihrem Blicke zu besitzen. Als Schutzmittel dagegen trug man einen Schmuck von Korallen, oder man spuckte sich dreimal in den Busen. S. Theocrit. Idyll. 6. V. 39, wo Damoitas sagt: ὡς μὴ βασκανθῶ δε, τρὶς εἰς ἐμὸν ἔπτυσα κόλπον. Was diesen Aberglauben des tödtlichen Augenzaubers (φθιαρμός) bei den heutigen Griechen betrifft, so scheut man sich z. B. nicht, einem angesehenen befreundeten Manne ins Gesicht zu spucken, wenn man glaubt, daß er von der Gefahr des φθιαρμὸς bedroht werde. Auf diese Weise wird nach dem Volksglauben die Gefahr abgewendet. Zur völligen Entkräftung des Zaubers werden nach dem Spucken dreimal die Worte gesprochen: φτοῦ, φτοῦ 'ς τὸν κακὸν φθιαρμόν! (Pfui, pfui, du böser Zauber!) Der φθιαρμός, der nach dem Aberglauben des Volkes gleich einem Gifte alles tödtlich verwundet, was er trifft, übt seine unwiderstehliche Gewalt aber nicht bloß auf Menschen aus, sondern auch auf Thiere, z. B. auf schöne Pferde u. s. w., selbst auch auf Bäume, welche er bis auf die Wurzel zu verdorren im Stande ist. Dieser Gefahr zu entgehen, gibt es auch noch folgendes Mittel, nämlich ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch angefüllt, welches man unter Sprechung folgender Zauberformel: Σκόρδον κι' ἁλάτι 'ς τῶν ἐχθρῶν μας τὰ μάτια! (Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde seyn!) dem zu schützenden Gegenstande, sey es nun ein Mensch, Thier oder sonst etwas, anhängt. Einen ähnlichen Gebrauch bei den alten Griechen sehen wir unter andern aus folgender Stelle bei Pollux liber VII. cap. 24: πρὸ δὲ τῶν καμίνων τοῖς χαλκεῦσιν ἔθος ἦν γελοῖά τινα καταρτᾷν ἢ ἐπιπλάττειν, ἐπὶ φθόνου ἀποτροπῇ, ἐκαλεῖτο δὲ βασκάνια (vor den Schmelzöfen pflegten die Schmiede etwas Spaßhaftes anzuhängen oder hinzumalen, um den Neid abzuwenden, man nannte solches βασκάνια (wirksame Mittel gegen Beherung). Wir haben vergessen oben anzuführen, wie man sich in Thessalien die alten Griechen denkt. Sie stellen sich ihre Vorfahren als ungeheure Riesen vor, deren Haupt bis an die Wipfel der höchsten Pappeln reichte, und welche, wenn sie einmal gefallen waren, an der Erde sterben mußten, weil sie sich ihrer Größe wegen nicht aufrichten konnten. Daher gilt bei den Thessaliern als die höchste Betheuerung: ἂς πέσω, ἂν λέγω ψώματα! (ich will fallen, wenn ich lüge!).

Die Art und Weise, wie man in Griechenland sich die Pest personificirt, erinnert einigermaßen an die Parzen der Alten. Man denkt sich die Pest als drei Weiber, von denen die erste eine Rolle Papier in der Hand hält, die zweite eine Scheere und die dritte sonderbarerweise einen Besen. Sie treten zusammen in die Häuser, wo sie Opfer heischen, ein; die erste schreibt die Namen der Opfer auf ihre Rolle, die zweite verwundet sie mit der Scheere und die dritte kehrt sie hinaus. Allerdings steht diese Idee der der Altgriechen von den Parzen in poetischer Beziehung sehr nach, es kommt uns aber hier nur darauf an, die Geistesverwandtschaft der Alt- und Neugriechen zu zeigen. So wie die Altgriechen die Furien „Εὐμενίδες“ (die Huldvollen) euphemistisch nannten, so benennen die Neugriechen die Kinderblattern, welche sie sich unter der Gestalt eines furchtbaren Weibes denken, stets ἡ Συγχωρεμένη oder Εὐλογία, um sich die Gefürchteten gleichsam geneigt zu machen. Nach dem Glauben der Moreaten, welche das sogenannte Πενταδάκτυλον, einen Theil der alten Gebirgskette des Taygetus in der Landschaft Laconica, bewohnen, tanzen auf dem Gipfel des Berges Skardampla drei Mädchen von bezaubernder Schönheit mit Ziegenfüßen beständig im Kreise herum. Jeder, welcher sich ihnen nähert, muß sie umarmen, und wird darauf zur Strafe seiner Frechheit von ihnen von der Höhe des Berges in den Abgrund gestürzt. Die Manioten nennen diese Mädchen Νηρηΐδες. Offenbar hat dieser Volksglaube seinen Ursprung in den altgriechischen Mythologien von den Oreaden, Sirenen, Satyren u. s. w. Der Glaube von den Nymphen, welche man im Verdachte hat, daß sie nach hübschen Kindern sehr lüstern sind und daß sie dieselben, werden sie dem Gewässer, worin sich die Nymphen aufhalten, nahe gebracht, gern zu sich hinunterziehen; dieser Glaube herrscht wie bei den Altgriechen (vergl. Theocrit. Idyll. XIII. v. 43—51) noch heutzutage ebenso unter dem griechischen Volke. In vielen Grotten am Meere, an Flüssen und an Bächen, sind die Nymphen des Alterthums in weibliche Heilige verwandelt worden und werden von dem Volke verehrt. So dürfte dieses der Fall seyn mit den heiligen Jungfrauen, welche in Creta am Rande eines Flusses bei dem Dorfe Polis verehrt werden, und vielleicht auch mit den heiligen Parthenais an ähnlichen Orten. Man wird uns einwenden, daß diese Parthenais die fünf weisen Jungfrauen des neuen Testamentes seyen. Die Bekleidung derselben tragen sie allerdings, allein es gehört eben nicht zu den seltenen Fällen, daß heidnische Gottheiten von den christlichen Griechen christliche Namen und Gewänder erhalten haben. In dem Dorfe Sallona vertritt z. B. jetzt Johannes der Täufer die Stelle des altgriechischen Aeskulap. Man sieht, daß das Christenthum in Griechenland vergebens bemüht war einen Gewaltstreich auf den Helm des riesengestalteten altgriechischen Aberglaubens zu thun; es mußte sich vielmehr damit begnügen, mit milder Hand diesen Helm mit einem in die Farben der Religion getauchten Pinsel zu bemalen und nun für eine christliche Insignie auszugeben. Die Griechen sowohl als auch in mancher Hinsicht die Italiener würden staunen, wenn ihnen bis ins Kleinste nachgewiesen würde, wie viele heidnische Begriffe ihrem christlichen Glauben beigemischt seyen.

Neben den Nymphen hat jeder Fluß nach dem Volksglauben der Neugriechen auch ein.n Geist des Urstoffes des

Flusses (*στοιχειον*). Als Beleg gelte ein Volkslied,*) in welchem der Geist des Flusses, durch die Macht des Gesanges herbeigelockt, erscheint, und ein wehmüthig singendes junges Weib bittet, nicht so bezaubernd und rührend zu singen, damit nicht länger der Gang der Natur gestört und die Wogen des Flusses, gefesselt durch den Gesang, ihr zuzuhorchen gezwungen würden. Jedem wird es in die Augen springen, wie nahe verwandt diese Idee der altgriechischen Mythe von Orpheus ist, und daß beide aus der Anschauungsweise eines und desselben Volkes hervorgegangen sind.

Zum bessern Verständniß dieses Liedes müssen wir noch bemerken, daß der Aberglaube des griechischen Volkes der Milch eines männlichen Hasen Wunderkraft beimißt, und dieselbe für ein untrügliches Mittel gegen alle Krankheiten hält. Man mag vielleicht eben darum dieses Mittel für wunderwirkend halten, weil es nicht gefunden werden kann, wie denn überhaupt das Volk geneigt ist, dem Abnormen und Seltenen in der Natur eine mystische Bedeutung und besondere Kraft zuzuschreiben. Die griechischen Mütter besitzen eine Menge von angeblichen Zaubermitteln, deren sie sich bei vorkommenden Krankheiten bedienen. Ein solches Zaubermittel wird wie im Altgriechischen *γοητεία* genannt. Eine besonders wirksame und kräftige Zauberformel ist die aus der Zahl und den Namen der Daktylen (Priester der Cybele) und Korybanten der uralten Zeit zusammengesetzte, indem man nämlich (*ἀτρέμα καταλέγοντες ἕκαστον*) regungslos und leise jeden Einzelnen herzählt. Plutarch schon erzählt uns davon, „daß sie die Namen der idäischen Daktylen auswendig gelernt haben und dieselben gegen Beängstigungen gebrauchen, als ein von dem Uebel befreiendes Mittel, indem sie regungslos und leise jeden Einzelnen herzählen." (S. Plutarch. de virt.) Noch heute geschieht es bei den Neugriechen so, indem man mit beiden Händen die Hand des Leidenden hält und bei jeder Zahl die man ausspricht den Puls festdrückend sagt: *ἐννειὰ ἀδελφοὶ ἦσανε, κὶ ἀπού τς' ἐννειὰ ἔμειναν ὀκτώ, κὶ ἀπού τς' ὀκτὼ οἱ ἐφτὰ, κὶ ἀπού τς' ἐφτὰ οἱ ἔξε, κὶ ἀπού τς' ἔξε οἱ πέντε, κὶ ἀπού τςη' πέντε οἱ τέσσερεις, κὶ ἀπού τςη' τέσσερεις οἱ τρεῖς, κὶ ἀπού τςη' τρεῖς οἱ δύω', κὶ ἀπού τςη' δύω ὁ ἕνας, κὶ ἀπού τὸν ἕνα οὔτε ἕνας.* (Es waren einmal neun Brüder, und von den neun blieben acht, und von den acht blieben sieben, und von den sieben blieben sechs, und von den sechs blieben fünf, und von den fünf blieben vier, und von den vier blieben drei, und von den drei blieben zwei, und von den zwei blieb Einer, und von dem Einen blieb gar Keiner.) In Bezug auf die Zahl der Korybanten sagt uns der Scholiast des Plato: — — *ὧν ἀριθμὸν οἱ μὲν ἐννέα, οἱ δὲ δέκα λέγουσιν.* Die neun Brüder der Neugriechen wären also erklärt. Die *φυλακτάρια*, welche als abwehrende Zaubermittel um den Hals getragen werden, führen gewisse Schriftzeichen, nur wenigen, ja vielleicht niemanden verständlich, welche für jeden verschiedenen Gebrauch anders und eigenthümlich geschrieben sind. Es dürfte wohl zu vermuthen seyn, daß diese Schriftzeichen nichts anders als die geheimen wunderbaren Zeichen des Pythagoras sind. Wir erinnern hierbei an das *πεντάλφα* des Pythagoras, welches noch heutzutage in Griechenland die *μαγουλάδες* (Backengeschwülste) zu heilen dienen muß. (Vergl. Porphyr. vita Pythagor. p. 185.) Von diesem Philosophen hat sich noch vieles Fabelhafte in dem Leben des heutigen griechischen Volkes erhalten. An seine Lehre von der Seelenwanderung erinnert z. B., daß man noch jetzt in Griechenland jedes geistreiche Kind, sey es nun im Ernste oder Scherze, eine *παλαιὰ ψυχὴ* (alte Seele), eine Seele, welche früher schon einen weisen Mann bewohnte, nennt. Auch der Glaube an die prophetischen Erzählungen der aus dem Scheintode (*κατήνευμα*, von *κατεανεύω* herunter wandern zur Unterwelt) erwachten Menschen, z. B. daß sie in der Hölle oder in dem Paradiese gewesen seyen, und dort die verstorbenen Freunde und Verwandten gesehen hätten u. dgl., welche Erzählungen als Orakelsprüche gelten; auch dieser Glaube dürfte von Pythagoras auf die jetzigen Griechen gekommen seyn. Ferner melden die Alten von Pythagoras, daß er kraft seines Wortes dem Fluge des Adlers (vergl. Porphyr. l. c. p. 191) Halt zu gebieten und die wilden Bären (vergl. Porphyr. l. c. p. 190) zu bändigen verstand. Das neugriechische Volk schreibt auch einigen Priestern die Kraft des *ἀφορεσμός* (Todanhexen) zu, ebenso glaubt man, daß diese Priester ihren Zauber bis hoch in die Lüfte ausdehnen können, und z. B. einen Raben durch ihren Fluch zur Erde niederzuschlagen vermögen (*τὸν κόρακα ῥίχτει μὲ τὸν ἀφορεσμόν.*) Woher stammen diese Gebräuche und Ideen des heutigen griechischen Volkes, wenn nicht aus der Quelle des griechischen Alterthums?

(Fortsetzung folgt.)

*) S. „Τὸ στοιχεῖον τὸν ποταμοῦ," „Lied vom Geiste des Flusses." Seite 81 in Fiemenichs *Τραγούδια ῥωμαϊκά*.

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1848.

Am 23 März dieses Jahres verließ die Expedition Turuchansk und ich eilte mit acht schwerbelasteten Narten dem Norden zu. Anfangs von den am Jenisei angesiedelten Russen und Jakuten geführt, verfolgten wir den Strom nur mühsam durch die zum Theil aus weiter Ferne zusammengezogenen Hunde geschleppt; später übernahmen uns Rennthiere der Nomaden jener Gegenden, so daß wir, abwechselnd von Ostjaken, juraskischen und chantaiskischen Samojeden gelenkt, in kurzem die nahe dem 69° auf dem rechten Ufer des Jenisei gelegene Ansiedelung Dudina erreichten.

Die große Entfernung der nächsten Nomaden, gleich wie einige Vorbereitungen zur Fortsetzung der Reise über die verschrienen Tundras, zwangen mich, mehrere Tage hieselbst zu verweilen. Hier traf ich den Priester vom chatangischen Kirchdorfe, einen Nachbar der Diöcese des rüstigen schiganskischen Greises, den uns Wrangel mit so lebhaften Farben malt. Alle bei ihm eingeholten Erkundigungen bezeugten, daß die in der Instruction dem weitern Vordringen der Expedition zum Grunde gelegte und auf Grundlage der eingelaufenen amtlichen Nachrichten gebaute Voraussetzung des Vorhandenseyns größerer Boote an

der Chatanga keineswegs für die Gegenwart Geltung finde. Um so weniger durfte ich mich jetzt des schweren Theils von unserem Gepäck entledigen, welcher in der Befürchtung mitgenommen war, daß ich selbst an den Bau eines Bootes für die Expedition werde gehen müssen; unsere Karawane wuchs im Gegentheil bedeutend durch einen Vorrath an hier gebackenem Schiffszwieback für die gesammte Mannschaft auf die Dauer von sieben Monaten.

Zu diesen Schwierigkeiten in der Fortschaffung der Expedition gesellte sich noch bald das Erkranken zweier unserer Leute. Nach einigen Tagen entschied es sich als heftige Rötheln. Dolganen und Tungusen waren indessen vom Noril-See mit Rennthieren herbeigekommen; wir durften nicht weiter zögern, wenn wir die Samojeden jenseits der Päsina noch in den winterlichen Aufenthaltsorten treffen wollten, und somit wurden unsere Patienten in einem aus Fellen zusammengefügten Kasten mitgenommen, obgleich am 1 April der Frost mehr denn 30° R. betrug.

Wir schlugen die Richtung nach Nordnordost ein, trafen am Päsina wieder Samojeden, welche uns von Zeit zu Zeit andern Führern und frischen Rennthieren übergaben, so daß wir, die sonnenhellen Nächte und das ziemlich günstige Wetter nutzend, im Fluge die sogenannte awamskische Tundra durchstrichen, dann eine Tagereise lang die in die Päsina sich ergießende Dudypta gegen die Quellen hin verfolgten, und nun gen Ost, wieder von zweien hieselbst angesiedelten Russen, unter Beihülfe von Tungusen geführt, zum Ostersonntage über die Wasserscheide an das Flüßchen Boganida langten, das der Cheta und somit schon der Chatanga sein Wasser zuführt.

Nur eine rennthierarme Samojedenhorde weilte noch hier, während ein heerdenreicher Dolganen-Crösus, auf den ich am meisten gerechnet, schon seinen Frühjahrszug zum höhern Norden angetreten hatte. Da sich überdieß zu meinen beiden (nunmehr) Reconvalescenten, jetzt auch der gesammte Rest der Mannschaft erkrankend, als Patienten gesellte, und einzig und allein wir beide mit Hrn. Branth nicht bettlägerig wurden, so benutzte ich in unserer hülflosen Lage die einigermaßen bequemere Unterbringung einer für diese Orden so zahlreichen Menschenmenge in der aus vier kleinen Blockhäusern bestehenden Ansiedelung „Korennoje Philipowskoje Simowje“ (71° 5′, über 1200 Werst von Turuchansk) an der Boganida zu einem längern Ruhepunkt der Expedition.

Während ausgeschickt wurde, dem Dolganen in der Tundra nachzuspüren und Hr. Branth den hier eingeleiteten regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen oblag, machte ich mich in einem leichten Schlitten auf die Reise an die Chatanga.

Hier überzeugte ich mich davon, daß allerdings der früher (alter sibirischer Weise folgend) von Kaufleuten benutzte Wasserweg, die Päsina, Dudypta und den Awam hinauf, dann aber nach kurzer Schleife wieder die Wiska, Wolotschanka, Boganida und Cheta hinab bis in die Chatanga — ein Weg, auf dem früher mit den Waaren zugleich größere Boote an letztern Fluß gelangten — gegenwärtig, seit die Communication mit dem Jenisei bedeutend abgenommen, ganz mit der Winterreise vertauscht werde. Selbst die hier gebräuchlichen Kanote machen die sehr weite Reise über den Anabar vom Olenek her.

Meine Ortsbestimmung ferner (72° 2′) verschob das Kirchdorf an der Chatanga um einen ganzen Grad höher nach Norden, als es die Karten bisher angaben, wodurch sich zugleich das Räthsel von selbst löste, woher hier der Wald in den letzten Zügen, weit schlechter als an der Boganida und zu jedem Bootbau völlig untauglich war. Ich besuchte stromabwärts die ehrwürdigen Reste eines großen Bootes meines Vorgängers Laptef, das nunmehr über ein Jahrhundert hier gelegen. Verhältnißmäßig noch sehr gut erhalten, bewies das Tannenholz die Herkunft von der Lena, gleich wie im Bau der holländische Lehrmeister sich zu erkennen gab. Dann besprach ich mich mit den Häuptlingen der Jakuten und Dolganen in diesen Gegenden, allein auch von diesen hatte ich wenig auf Unterstützung zu rechnen. Als nun gar eine sehr bösartige Röthelepidemie vom Anabar her, die Chatanga hinauf rückend, alles niederwarf, ich in einzelnen Winterhütten die schrecklichste Hülflosigkeit traf, indem sämmtliche Bewohner niedergestreckt, theilweise auf dem Todtenbette dalagen, so daß nicht Einer sich vorfand, der Feuer hätte anzünden oder Wasser herbeibringen können, eilte ich zur Boganida zurück, überzeugt von der Nothwendigkeit, die Expedition, wo irgend möglich, einen andern Weg nehmen zu lassen.

Schon unser Sitz an der Boganida zeigte sich unendlich eintönig; die Erzählungen der Samojeden über die Leere des höchsten Nordens verdoppelten meine Befürchtung, es werde uns unmöglich seyn, den Anforderungen der akademischen Sammlungen zu entsprechen — mit Einem Worte, bei genauerer Gliederung der mir gegebenen Instructionen fand ich es für unumgänglich, die Expedition dem jedesmaligen Hauptzweck nach in eine residirend-sammelnde und in eine recognoscirend-untersuchende Abtheilung zu zerfällen. Mit Freuden ergriff ich daher die aufopfernde Bereitwilligkeit meines Reisegefährten, Hrn. Branth, die Leitung der Arbeiten jener ersten Abtheilung an der Boganida (noch innerhalb der Gränze des Baumwuchses) zu übernehmen, während ich selbst mich den hiesigen Samojeden und dem obenerwähnten Dolganen anzuschließen beschloß. Diese Samojeden (Horde Assja) sagten aus, daß, wie ich es auch schon früher erfahren, sie nebst jenem Dolganen die nördlichsten Bewohner des Taimyrlandes seyen; mit jedem Frühjahr zögen sie hinauf bis an den Taimyrfluß, kämen aber nie weiter, da das Aufhören aller Vegetation, ja selbst des Rennthiermooses, ihnen hier Gränzen setzte. Einen großen See oder ein Meer, in das sich der Fluß münde, sähen sie bloß von ferne.

Bald erschien auch unser Dolgan. Es ward abgemacht, ich sollte am 9 Mai mich in der Tundra am Flusse „Nowaja“ einfinden, um dann vereint mit den Nomaden wo möglich bis zum Taimyr-See vorzudringen.

Einstweilen war denn unsere Mannschaft wieder auf die Beine gebracht, und emsig wurde an den Vorbereitungen zur Reise gearbeitet zu deren hauptsächlichster namentlich die Zimmerung eines Bootskelettes von 12 Fuß im Kiele gehörte, dessen Material eine Tagreise südlicher mühsam zusammengeschleppt werden mußte.

Glücklicherweise langte der der Expedition beigegebene Topograph noch gerade zu rechter Zeit an, um mir zum Norden zu folgen. Außer ihm begleiteten mich noch drei unserer Mannschaft, unter denen ein Ansiedler von der Päsina, der einigermaßen als Dolmetscher zu gebrauchen war. Hr. Branth behielt den Präparanten und den vierten unserer Leute; dennoch hatte ich weder die Zahl der Narten, noch ihre Belastung vermindern können, da nunmehr drei Narten mit Brennholz beladen werden mußten, das Bootskelett aber noch eine vierte füllte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1844.

Lord Ashley's Vorschlag zur Verminderung der Arbeitsstunden.

Die englische Philanthropie ist sehr geschäftig, wenn immer möglich, die Leiden zu mildern, welche der unnatürliche Zustand Englands über die arbeitenden Classen verhängt. Diese Philanthropie wird dann ausposaunt und auch alsbald mit der obligaten Bemerkung begleitet, daß doch Deutschland ja sich des schrecklichen Fabriksystems enthalten und lieber — englische Waaren kaufen möge. Englands Industrie hat während der großen Kriegsjahre die Welt mit Fabricaten versorgt, und diese Stellung sollte auch nach dem Frieden, wo die Concurrenz anderer Länder wieder möglich wurde, erhalten werden; aber England hatte sich im Laufe dieser Kriege in furchtbare Schulden gestürzt, zur Bezahlung derselben waren schwere Abgaben nöthig, und die höheren Classen wälzten die Last auf die Schultern der Armen. So war die Concurrenz mit schwächer besteuerten Ländern schwer zu halten, man setzte aber, unterstützt von ungeheuren Capitalien, alles daran, um es möglich und England zur Werkstatt der Welt (workshop of the world) zu machen. Das konnte nur an den Arbeitern ausgehen, die arbeiten mußten, um zu leben, und das Elend, welches sich auf diese Weise über manche Arbeiterclassen verbreitete, wurde dann andern Ländern, namentlich Deutschland, als Spiegel vorgehalten, sich ja nicht in ähnliche Gefahr zu begeben, während dem Moloch der englischen Industrie ein Land nach dem andern geopfert wurde.

Ferne sey es von uns das Elend zu verkennen, das manche Arbeiterclassen Englands belastet und demoralisirt, auch an Lord Ashley's redlichem Willen ist nicht zu zweifeln, aber er gehört augenscheinlich zu den Menschen, bei denen das Herz mit dem Kopfe davon läuft. Als er vor eilf Jahren die Arbeit der Kinder in den Baumwollspinnereien zu vermindern strebte, trieb er die armen Kleinen zu der viel härtern Arbeit in den Bergwerken, über welche das Gesetz nichts verfügt hatte. Dieß wird, wenn die Bill wirklich alle drei Stadien durchmachen und zum Gesetz werden sollte, auch jetzt der Fall seyn. Der Antrag geht auf Verminderung der Arbeitszeit für Frauen und Kinder in den Baumwollen-, Wollen- und Seidemanufacturen. Man kann alles, was Lord Ashley über das Verderbliche einer zu langen Arbeit sagt, anerkennen, und doch wie Peel und Russell dagegen stimmen. Die Klage Lord Ashley's, daß durch eine solche Arbeit alles Familienleben, alle häusliche Erziehung der Kinder vernichtet werde, ist vielfach gegründet, aber wie viele arme Frauen aller Länder müssen den Tag über ihren Geschäften nachgehen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen? Ist nicht aus diesen Verhältnissen das ganze Institut der Kleinkinderschulen hervorgegangen? Was wird aber die Folge seyn, wenn Lord Ashley's Vorschlag Gesetz wird? Ein Theil der Weiber und Kinder, die nicht mehr über 10 Stunden in Baumwollen-, Wollen- und Seidefabriken arbeiten dürfen, wird sich zu andern, oft noch viel ungesündern Geschäften wenden, die das Gesetz nicht aufzählt und nicht aufzählen kann, wenn man nicht eine allgemeine Inquisition über das Einhalten der Arbeitszeit im ganzen Lande anstellen will, und die übrigen werden verhältnißmäßig, oder, wie einige Redner im Pariament wissen wollten, unverhältnißmäßig weniger Lohn erhalten, so daß also den Armen keineswegs geholfen, vielmehr ihr Loos verschlimmert wird. Uns scheint dieß ganze System directer Abhülfe verfehlt: Mißhandlung der Arbeiter durch die Arbeitsherren ist ein moralisches Vergehen, welches selten vom Gesetz und meist nur durch die aufgeweckte öffentliche Meinung bestraft werden kann; das Gesetz kann nur indirect wirken, indem es die Ursache des Nothstandes, das heißt, die furchtbare indirecte Besteuerung des Armen aufhebt: gebt ihm leichten Erwerb und wohlfeiles Brod, so wird er sich nicht zu den Leib und Seele tödtenden Arbeiten herabwürdigen lassen. Aber zu diesem Ziel zu gelangen, ist um ein gut Theil schwerer, als zu decretiren, daß die Leute nur zehn Stunden arbeiten sollen, denn dazu bedarf es einer gänzlichen Umwandlung des financiellen Systems, welches in England allerdings auf eine schauderhafte Höhe gestiegen ist, zu dem man aber auch auf dem Continent mit vollen Segeln lossteuert.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Fortsetzung.)

Eine der Hauptquellen der Weissagungen und Orakelsprüche bei den Altgriechen waren die Eingeweide der geschlachteten Opferthiere, welche ihnen auch zugleich als Zaubermittel dienten (S. Pausanias Eliaca II.) Die Weissagungskunst durch Ziegen, Lämmer und Rinder ist schon von alten Zeiten her den Menschen bekannt; die Kyprier aber haben noch dazu erfunden, durch Schreien wahrzusagen. Wenn im heutigen Griechenland eine sich Mutter fühlende Frau wissen will, ob sie ein Knäbchen oder Mädchen unter ihrem Herzen trägt, so besitzt sie dazu, wie sie meint, folgendes untrügliche Mittel: sie wirft eine Schweinsgalle ins Feuer; platzt dieselbe mit einem Knall, so wird sie Mutter eines Knaben, zergeht sie aber allmählich, so gebärt sie ein Mädchen. Auch aus den Knochen der Thiere nehmen die heutigen Griechen ihre Orakelsprüche. Die *πλάτη* (Schulterblatt) eines jungen Lammes ist in dieser Beziehung für den Krieg ein wahrhaft sybillinisches Buch, aus dessen Beschaffenheit man den Erfolg einer wichtigen Schlacht, die Zahl der Opfer, welche auf beiden Seiten fallen werden, die Stärke des Feindes, die zu erwartenden Hülfstruppen, ja sogar den Augenblick, wann eine drohende Gefahr herannaht, im voraus zu bestimmen im Stande ist.

So wie bei den Altgriechen die Hirten es für gefahrbringend hielten, um die Mittagszeit zu flöten (s. Theocrit Idyll. I. v. 15—18), so haben noch heutzutage die Neugriechen den Aberglauben, daß man die Stimme verliert, wenn man zur Mittagszeit in der Thür steht und dabei pfeift oder singt. „Stehe nicht in der Thüre zur Mittagsstunde, denn es geht dem schlecht, der es thut!" rufen selbst die Kinder im heutigen Griechenland sich einander zu, wenn die abwesenden Eltern nicht davor warnen können. Gewöhnlich werden daher auch in den Dörfern die Thüren, welche den ganzen Tag offen stehen, gegen Mittag zugeschlossen, und um diesem Gebot auf keine Weise zuwider zu handeln, pflegt man daher während dieser Zeit der Ruhe im Innern des Hauses.

Vergleicht man die Hochzeitgebräuche des jetzigen griechischen Volkes mit denen der Altgriechen, so sieht man, daß dieselben fast in den meisten Stücken übereinstimmen (vergl. Athenäus lib. XIII. cap. 5. und Aristoteles bei Athenäus l. c., ferner Pindar. Olym. VII. v. 1—6). „*Μηδὲν εἰσίτω κακόν*" („Nichts Böses soll hineingehen!") schrieben die Altgriechen, wenn eine Braut zum erstenmal ihren Einzug in das Haus ihres Bräutigams hielt, über die Hausthüre; und der Cyniker Diogenes bestätigt uns diesen Gebrauch durch die witzelnde Frage auf eine solche Inschrift, wenn er sagt: „wie soll denn der Herr des Hauses hineinkommen?" In dem Augenblick, wo eine kretensische Braut zum erstenmal in das Haus ihres Bräutigams zu treten in Begriff ist, ziehen die Männer des Hochzeitgefolges ihre Dolche (*πασσαλίδες*) und wetteifernd kritzeln sie mit denselben Striche oder Kreuzzeichen auf das *ἀνώφλιον* (Oberschwelle) der Thüre ein, und üben gleichsam unbewußt die uralte Sitte ihrer Vorfahren aus, das *μηδὲν εἰσίτω κακόν* auch heute noch symbolisch einschreibend. Diese Zeichen ist man stets bemüht auf dem *ἀνώφλιον* zu erhalten. Nachdem sich die Braut in das für sie im Innern des Hauses in Bereitschaft gesetzte Gemach (*παστός*) begeben, erscheinen nach einer Weile die Frauen und Mädchen der hochzeitlichen Gesellschaft, legen einen Knaben auf ihren Schooß, und es beginnt von allen zugleich oder auch nur von Einer derselben der für diese Feier allein bestimmte Gesang, *παστικὰ* genannt. Einen solchen Gesang hat uns auch Theocrit in der Idylle XVII aufbewahrt. Hierauf tritt die Braut, von den Frauen und Mädchen begleitet, aus dem Gemach heraus und schickt sich an, den sogenannten Brauttanz (*τῆς νύμφης τὸν χορόν*) zu tanzen, indem sie einen Chor von 15 bis 20 Personen, in deren Mitte ein Leierspieler den Tanz mit seiner Lyra begleitet, anführt. Es ist wirklich wunderbar, wie dieser mit dem uralten so nahe verwandte Gebrauch sich durch so viele Jahrhunderte hindurch fast unverändert erhalten hat. Eines besondern neugriechischen Tanzes wollen wir bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, welcher *πεντογαλίτης* (fünfschrittiger Tanz) genannt wird und namentlich in den östlichen Provinzen Creta's üblich ist. Die Art und Weise dieses Tanzes, welcher nichts anderes als die *αὐτοδαῆ ὀρχήματα* des Sophokles (Ajax v. 693—699) ist, vermag niemand uns besser zu schildern, als Homer (Ilias XVIII. v. 590—605) es thut, wo er diesen Nationaltanz, wie derselbe schon vor Jahrtausenden getanzt wurde, in seiner ganzen Anordnung darstellt.

So wie bei Theocrit (Idyll. III. v. 28—31) der arme Komastes seinen Unstern mit den Worten beklagt: „ich bemerkte neulich, da ich erforschte, ob du mich liebest, daß das *τηλέφιλον* (Mohn- oder Rosenblatt), als ich es anschlug, keinen Knall gab, sondern daß es lautlos in der weichen, fleischigen Hand zerplatzte," so wird in derselben Weise nach so vielen Jahrhunderten noch heute in Griechenland das *τηλέφιλον* in solchen Liebesangelegenheiten um Rath befragt. Man legt das Blatt auf die halb geschlossene linke Hand, schlägt es mit der flachen Rechten, und forscht so, ob man Gegenliebe findet oder nicht. Hört man den Knall von dem zerschlagenen Blatte, so wird man von der geliebten Person wieder geliebt. So wie bei Theocrit (Idyll. III. v. 37) Komastes sagt: *ἄλλεται ὀφθαλμός μευ ὁ δεξιός· ἆρά γ' ἰδησῶ αὐτάν;* („mein rechtes Auge flimmert, sollte ich sie etwa sehen?"), so glauben noch heute in Griechenland die Liebenden, daß sie, wenn ihnen das Auge flimmert, jemanden sehen werden, der sie liebt (*τὸ μάτι μου ξεπετᾶ, κάποιον θὰ ἰδῶ 'ποῦ μ' ἀγαπᾷ.*) Ebenso legt man auch auf die *κοσκινομαντεία* (Siebwahrsagerei), wie die Altgriechen, keinen geringen Werth, und die *κοσκινόμαντις* oder *κουκκορίχτρα* (Bohnenwerferin), weil man sich der Bohnen zu dem Siebe bedient, weiß erstaunlich viel von der Liebe und andern Geheimnissen zu sagen. Durch die *κοσκινόμαντις* *Ἀγροιώ* hat aber auch schon Tityros bei Theocrit (Idyll. III. v. 31) erfahren, daß er von seiner geliebten Amaryllis trotz aller seiner Hingebung nicht wieder geliebt würde.

Wie bei den Altgriechen der ehelose Stand als nicht ehrenvoll galt, so sieht man auch im heutigen Griechenland selten Unverehelichte des heurathsfähigen Alters, und nur allein die langjährigen Kämpfe mit den Türken mußten eine Ausnahme gestatten von der alten, herkömmlichen Sitte. Strabo (lib. X.) sagt: γαμεῖν μὲν ἅμα πάντες ἀναγκάζονται παρ' αὐτοῖς.

In einem so poetischen Volksleben, wie das der Griechen ist, darf es uns nicht befremden, auch den Glauben an Geister und an Beschwörung derselben anzutreffen. Der neugriechische Landmann, Hirte und überhaupt einfache Naturmensch, von diesem Aberglauben sonst auf seinem einsamen Wege geschreckt, glaubt sich sicher, wenn ihm ein Priester oder auch ein des Lesens kundiger Laie Gesellschaft leistet, weil er wähnt, ein solcher Gefährte vermöge durch das Ablesen und Hersagen von Gebetformeln die Geister und Gespenster zu verscheuchen oder zu bannen. Nicht minder sehen wir auch diesen Gespensterglauben bei den alten Griechen, und diejenigen, welche damals in die samothrakischen Mysterien eingeweiht (μεμυημένοι) waren, besaßen eine besondere Macht und Kraft, Gespensterfurcht so wie auch Gespenstergefahr zu entfernen. So ladet der Trygaios seine Cameraden bei Aristophanes ein, in einem solchen Augenblicke zu beten, indem er spricht:

> ὦ ἄνδρες, τί πεισόμεσθα; νῦν ἀγὼν μέγας·
> ἀλλ' εἴ τις ὑμῶν ἐν Σαμοθρᾴκῃ τυγχάνει
> μεμυημένος, νῦν ἐστιν εὔξασθαι καλόν.

Die heutigen Griechen schreiben gewissen Menschen die besondere Eigenschaft zu, die unsichtbaren Geister sehen zu können, und nennen einen solchen Geisterseher ἀλαφρόστατος. Von einem solchen Alaphrostatos muß der Priester bei dem höchst wichtigen Geschäfte der Beschwörung eines Vampyrs (βουρκόλακας oder βουρβούλακας) begleitet seyn, damit jener dem Priester den Augenblick bezeichnet, wo der καταχανᾶς in seinem Grabe sich befindet, und der Priester den Geist, theils durch seine Gebete, theils durch die σολομονικὴ βοῦλα (Salomonis-Siegel) zur Ruhe bringen kann. Der Glaube, daß die übernatürlichen Gegenstände nur gewissen Leuten sichtbar sind, ist ein sehr alter, und schon Homer (Ilias I. v. 194—198) sagt uns:

> — — ἦλθε δ' Ἀθήνη
> οὐρανόθεν· πρὸ γὰρ ἧκε θεὰ λευκώλενος Ἥρη,
> ἄμφω ὁμῶς θυμῷ φιλέουσά τε, κηδομένη τε.
> στῆ δ' ὄπιθεν, ξανθῆς δὲ κόμης ἕλε Πηλείωνα,
> οἴῳ φαινομένη· τῶν δ' ἄλλων οὔτις ὁρᾶτο.

Ursprünglich gehört der Glaube an Vampyre den alten Slawen an, von welchen sich dieser Aberglaube auch auf die alten Griechen, Römer und andere Völker übergepflanzt hat. Bei den Slawen wird ein Vampyr „Upior" genannt. Man glaubt, daß diese Upiory mit zwei Herzen geboren würden, von denen das eine „böse" Herz auf die Ausrottung und Vertilgung des Menschengeschlechts bedacht sey.

Nach der altgriechischen Mythe von der Philomela, Tochter des Königs Pandion, ward ihre Schwester Progne, deren Gemahl Tereus die Philomela entehrt und ihr dann die Zunge ausgeschnitten hatte, in eine Schwalbe verwandelt, während Philomela in eine Nachtigall und Tereus zur Strafe in einen Wiedehopf verwandelt wurde. Diese Mythe von der Verwandlung der Progne lebt noch heute dunkel beim neugriechischen Volke. Wird die ποταμίδα, deren schönen klagenden Tönen man an den Ufern der Flüsse gerne lauscht und die man aus einer Jungfrau in einen Vogel verwandelt glaubt, zufällig auf Leimruthen gefangen, so läßt man sie wieder fliegen, weil niemand diesen Vogel essen darf. Solcher Anklänge an das griechische Alterthum gibt es noch viele im heutigen Griechenland.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

(Fortsetzung.)

Am 7 Mai trennte ich mich von Hrn. Branth. Mit 68 Rennthieren der russischen und jakutischen Ansiedler an der Boganida fuhren wie eine Tagereise diesen Fluß hinauf und verfolgten nun in der großen nordischen oder eigentlich der niedern Tundra die Richtung nordwestlich. Hatte die Epidemie durch das Erkranken fast aller Anwohner an der Boganida uns in der letzten Zeit schon aller Hülfsmittel beraubt, so fühlte ich jetzt die Geißel doppelt. Nicht nur mußten zum Lenken unserer Rennthiere Leute selbst von der Cheta herbeigeholt werden, sondern wir waren durch das tödtliche Daniederliegen desjenigen Tungusen, der mich an den Ort des Rendez-vous mit den Samojeden zu führen versprochen, des einzigen kundigen Führers beraubt.

Am 9 Mai hielten wie bei den steilen Uferabhängen eines Flusses, den unser nunmehriger Führer, ein Jakute, für die „Nowaja" erklärte. Fruchtlos durchspähte mein Fernrohr die Tundra; es waren keine Samojedenzelte zu finden. Den Tscheljuskin'schen Manuscripten zufolge vermuthete ich, wie seyen zu sehr nach Westen gerathen, ließ daher nach Osten fahren, und endlich, als noch immer nichts sich sehen ließ, befahl ich, auf einer Anhöhe ein Nothzelt aufzuschlagen. Am dritten Tage erst fanden wie vier Zelte der Assja-Samojeden, jedoch in dem bejammernswerthesten Zustande. Fruchtlos suchte ich die bekannten Gesichter, mit denen ich an der Boganida unterhandelt — „alle seyen todt," hieß es. Von 35 Menschen war nur ein einziger völlig gesund, ein zweiter konnte das Lager verlassen, alle übrigen aber lagen hustend, stöhnend, röchelnd nackt unter ihren Fellen in den Zelten. Sieben Todte unbeerdigt unterwegs zurücklassend, war das gute Völkchen in ganz kleinen Tagereisen uns entgegengezogen, bis es nicht weiter konnte. Wir selbst waren aber, nach ihrer Aussage, noch eine Tagereise vom Flusse „Nowaja" entfernt. Täglich erstiete nun auch hier der Arzneikessel, und ich hatte wenigstens bei diesem Mißgeschick den Trost, diese Horde gründlich studieren zu können, ja mit ihnen eine Art Freundschaftsbündniß zu schließen, das mir später ungemein zu statten kam.

Am empfindlichsten effectirte sich bald das Mißgeschick unserer Verbündeten auf uns; durch ihre Krankheit waren die Weiber verhindert

worden, die wir versprochenen zwei Fellwände, die uns noch zu einem vollständigen Zelt fehlten, zu nähen; nun überfiel uns in dem unvollständigen Nothzelt am 15 Mai ein Frost von 18° R., dem bis zum 18 überaus heftige Stürme und Schneegestöber folgten, so daß wir auf unserem schlecht geschützten Lager nicht wenig vom Frost und dem überall eindringenden Schnee litten. Wir lagen vergraben, und selbst des erwärmenden Thees gedachte man nicht mehr, aus Furcht sich rühren zu müssen.

Den 19 Mai legten wir zusammen die erste kleine Tagereise zurück. Am 24 fiel einige Stunden lang der erste Regen, der bald wieder in Schnee überging. Theils in kleinen Tagereisen fortschreitend, theils Stürme abwartend, welche unsere Schlitten dermaßen überwehten, daß wir ihren Standort erst mit Hülfe der Schaufeln wieder entdecken konnten, gelangten wir am 28 Mai zur Logata, einem Zuflusse des Taimyrflusses. Hier übernahm uns der Dolgane. — Namentlich am Pfingsttage wurden wir wieder ganz überstürmt; von nun aber ward der Weg mehr und mehr durch das Weichwerden des Schnees erschwert. Nur mit Mühe konnten die Rennthiere die schweren Schlitten weiter fördern, und wir mußten uns damit begnügen, am 2 Junius den Taimyrfluß erreicht zu haben, obgleich noch in großer Ferne von seinem Einflusse in den See. Mehrere Rennthiere waren gefallen liegen geblieben, und der Dolgane verließ uns ziemlich treulos.

Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des steilen Uferabhanges schlugen wir unser Zelt jetzt auf, hinter und neben uns das ganze rechte Ufer entlang, die Tundra, während gen West und Nord in weitere Ferne jenseits des Flusses ein schroffer Gebirgszug den Gesichtskreis begränzte. Wir richteten uns ein, und emsig ward an der Zimmerung des Bootes gearbeitet, dessen Wände ich mit den Bodenbrettern unserer Narten bekleidete. Bei solchem Flickwerk hatten wir freilich mehr Mühe als gebührlich, es wasserdicht zu machen. — Ich unternahm außerdem bei günstigem Wetter Excursionen, obgleich die Schneeblindheit weite Entfernungen verbot. Der Topograph beschäftigte sich mit der Triangulirung, zu deren Behuf die Instrumente mühsam auf Handschlitten geschleppt werden mußten.

Unterdessen stieg das Wasser fortwährend im Flusse, bis endlich am 18 Junius das Eis zum erstenmal rückte und sich nach mehrfach wiederholtem Stellen am 23 Junius völlig hinab begab. Die regelmäßig trüben regnerischen Tage, durch die schönsten Nächte unterbrochen, hatten uns schon lange den Tag mit der Nacht vertauschen lassen, und so gingen wir denn vom Johannistage zu dem Doppelfeste des gesammten Reichs hinüber, diesem das für unsere kleine Gesellschaft bedeutendste dritte hinzufügend, indem wir, beleuchtet von dem prächtigen Scheln der Mitternachtssonne, unser Boot vom Stapel ließen. Eingedenk der vielen Schwierigkeiten, die uns solcher Bau in der Oede unter dem 74° verursachte, taufte ich das Fahrzeug „Tundra.“ Gleich den folgenden Tag benutzte ich es zu einer kleinen Reise stromaufwärts, um dem Ursprunge von Flußgeröllen nachzuspüren, welche durch zahlreiche Petrefacten nähern Aufschluß über die geognostischen Formationen zu geben versprachen; gleichzeitig sollte sie aber auch als Manöver für die verschiedenen Handhabungen dienen, da z. B. einer der Mannschaft sogar noch nie ein Ruder regiert, kein einziger aber einen klaren Begriff vom Segeln hatte.

Nach einer Tagereise den Strom hinauf überzeugte mich das Fernrohr auf einer Höhe davon, der Fluß werde mehr und mehr vom Gebirge abgelenkt, so daß ich umzukehren beschloß, und in einen Arm hineinfuhr, der mich in der That zu einem See leitete, dessen äußerstes blindes Ende uns bis etwa zwei Meilen vom Fuße des Gebirges hinanließ. Wir besuchten einige Gipfel, das Naturhistorische und Topographische wurde abgemacht, und ich eilte nach Hause.

Am 4 Julius waren die naturhistorischen Sammlungen beendigt und geborgen. Das Boot wurde mit allem Nöthigen über und über beladen, und wir traten unsere Reise den Strom hinab an. Nur der alte Dolmetscher blieb zurück, und sollte einstweilen den eingetretenen Zug der Lachse nach Möglichkeit für einen Reise- und Herbstvorrath benutzen. Folgenden Tages ruderten zu unserer großen Freude zwei Samojeden in ihren Kanoten heran. Wir schlugen ihrem Zelte gegenüber, am linken Flußufer, ein kleines Zeltchen auf, in welchem ich den Topographen nebst einem Mann zurückließ, während ich selbst nach entladenem Boote mit dem andern zu unsern Hauptsitzen zurücksegelte. Es hatten mich nämlich die Aussagen der Samojeden auf eine weit größere Entfernung des Taimyrsees hingewiesen, als der Dolgane mir vorgespiegelt, so daß es geradezu unmöglich war, fünf Mann und die übrige Bagage abgerechnet, mit einer einzigen Bootladung an Eß- und Brennmaterialien auszureichen. So sehr es nun unser Vordringen auch verzögerte, mußte ich mich doch zu doppelter Hin- und Rückfahrt bequemen.

Nunmehr ward das Boot wieder beladen, der Dolmetscher nebst unserem ganzen Fischerzeuge und einem großen Kanot, das ich den Samojeden noch während der Tundrareise abgehandelt hatte, mitgenommen, und so fuhren wir drei den Strom abermals hinab, bei den Ufern vorbei, mehrere Tagereisen weiter. Der Fluß ward mehrere Werste breit. Wir trafen abermals Samojeden, die uns, als letzten Standpunkt ihrer Horde, auf eine Landspitze verwiesen, welche jenseits eines Gewirres von Inseln liegen sollte, die eine über zwei Meilen breite Erweiterung des Flusses füllten.

Nach langem mühsamem Kämpfen mit constant gewordenen Nordoststürmen erreichten wir das beschriebene Ufer am 10 Julius. Hier ward wieder das Boot völlig entladen, der Dolmetscher behufs des Fischfanges zurückgelassen, und ich benutzte den günstigen Sturm, der unseren trefflichen Segler in fast 24 Stunden zu dem Topographen zurückbrachte; nun wurde dieser nebst seinem Gehülfen und den Vorräthen eingeladen, und theils mit naturhistorischen Untersuchungen, theils mit der Ortsaufnahme beschäftigt, fuhren wir jetzt mit Muße die jüngst zurückgelegte Strecke abermals hinab.

Von den Höhen der obenerwähnten Landspitze wiesen mir die Samojeden (es waren die alten Freunde Assja und in der That die letzten Menschen gegen Norden) den Taimyrsee, dessen westliches Ende vom Flusse durchströmt wird. Weiter abwärts ließ eine dunkle Sage jeder Wasserfahrt durch einen Wasserfall vereiteln.

(Fortsetzung folgt.)

Urweltliche Thiere in Frankreich. Der Moniteur vom 15 März berichtet, daß man zu Pereigny, bei Dijon, beim Durchschneiden eines kleinen Berges Knochen von Bären, Elephanten, Rhinocerossen u. s. w. fand. Darunter waren Stumpen von Elephantenzähnen von so ungeheuer Größe, daß man in der That erschrickt bei dem Gedanken, wie groß die Thiere gewesen seyn müssen, denen diese furchtbaren Waffen gehörten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1844.

Die Patans in Indien.

Diese Classe in Indien ist so bekannt durch ihren Haß gegen die Englander, und so verbreitet in fast allen Theilen der indischen Halbinsel, daß es wohl der Mühe lohnt, einige nähere Angaben über sie mitzutheilen, wie sie das Asiatic Journal vom Febr. d. J. enthält.

Es gibt vier Patanstämme in Indien, welche zu verschiedenen Zeiten aus Afghanistan auswanderten, nämlich die Panni, Dillazak, Teirin und Neiasi. Die zahlreichsten sind die vom Kakerstamm von Panni, die aus Siwi in Siwistan kamen. Sie ließen sich zuerst in Dschaunpur nieder vor etwa 300 Jahren, wahrscheinlich herbeigezogen durch den Usurpator Schir Schah, der selbst ein Patan war; von da drangen sie in das Dekkan ein, wo sie sich unter der Verwirrung, die lange in diesem Theil des Landes herrschte, rasch vermehrten. Bald erlangten sie durch fortwährende Zuzügler aus ihrem Heimathland ein Uebergewicht in den Districten jenseits des Kistnah. Der Einbruch Nadir Schahs in Indien führte ihnen neue Verstärkungen zu. In späterer Zeit drangen einige bis nach Meisur vor; aber Tippu, so sehr ihm auch die Erhebung des Islam am Herzen lag, kannte doch den unruhigen Charakter dieser neuen Unterthanen zu gut und vertrieb sie aus seinem Lande. Sie finden sich jetzt in der größten Anzahl zu Dschaunpur, in der Provinz Allahabad, zu Kuddapah und Karnul, in den Districten südlich vom Tumbuddra und zu Savanur in der Provinz Bidschapur, wo sie um die Moscheen herumlummern, ihre Ueberzeugung, daß die Weissagung des Propheten in Erfüllung gehen werde, aussprechen, und alle die 73 moslemitischen Secten als absichtlich taub gegen die Befehle des Himmels erklären.

Die Prophezeyung Mohammeds, daß die Welt nicht untergehen werde, als bis einer seiner Familie und seines Namens auf der Erde erscheine und das ganze Menschengeschlecht zum Islam bekehre, war eine so directe Einladung als Weltbekehrer aufzutreten, daß schon zu Lebzeiten des Propheten mehrere solcher Mehadis aufstanden, und seitdem sind fast in allen mohammedanischen Ländern während unruhiger Zeiten solche erschienen, so z. B. in Aegypten, als Napoleon dieß Land erobert hatte. In Indien war namentlich Seied Mohammed, welcher im Jahre 1550 auftrat, der Führer, an den die Patans glaubten; seine Lehren entsprachen ihrem unruhigen Charakter so sehr, daß sie sich damals im Süden alle unter seine Fahnen reihten, und in Folge hievon stehen sie noch jetzt den orthodoxern und ruhigern Anhängern des Islams feindlich gegenüber. Sie sind träge und ausschweifend, prahlerisch und reizbar, stets bereit mit Zunge oder Schwert den Schwachen zum Schweigen und den Starken zur Unterwerfung zu zwingen. Streit und Kampf ist ihr Element, und sie halten fest an dem Spruch des Korans: „die Wahrheit des Glaubens gegen jeden zu behaupten, der sie bestreitet,“ und „diejenigen als Feinde zu behandeln, welche still sitzen und ihre Hand vom Kampfe zurückhalten.“

Die neuen Ereignisse in Afghanistan haben zu einer neuen Einwanderung von Afghanen in Indien geführt; alle, welche mit dem neu aufgedrungenen Herrn unzufrieden waren, zogen nach Hindostan, dem alten Lande der Verheißung für den Armen, Nothleidenden, Verstoßenen, für den König, den Kaufmann und den Soldaten; dießmal freilich nicht als gewaltsame Eindringlinge zum Kampf gerüstet, aber mit derselben Lust an Verrath und Blut, derselben Habsucht, welche stets sie ausgezeichnet hatte. Und wo sie sich auch niederlassen mögen, ihre Anwesenheit wird dem Lande Unheil bringen, namentlich in Reichen unter einheimischen Fürsten, da ihr bekannter Muth sie zu brauchbaren Werkzeugen für alle Parteien macht, für den Fürsten, dem sie eine blinde Zuversicht einflößen, und für den störrischen Adel, dessen Empörungsversuche in ihnen eine Stütze finden. Im Pendschab und in den Districten südlich von diesem Lande werden sie stets bereit seyn Uneinigkeit zu säen und sich um jeden Prätendenten schaaren; dazu ist der gegenwärtige Augenblick ganz besonders geeignet, wo die Magnaten von Lahor so sehr unter sich zerfallen sind, und der Geist des Aufstandes unter den Mahrattenhäuptlingen so thätig ist.*) Im englischen Gebiet

*) Dieß wurde geschrieben, ehe die beiden blutigen Schlachten gegen Gwalior vorfielen.

werden sie vorsichtiger auftreten und sich nicht getrauen mehr zu thun, als was sie schon lange gethan haben, nämlich ihre Ungeduld über die Herrschaft der Ungläubigen auszusprechen. Sollte aber je die Zeit kommen, wo die Macht der Engländer ernstlich gefährdet würde, so wird man diese Leute überall an die Spitze der Feinde Englands, der Moslems, Mahratten, Pindarris, Akelias und aller der Fanatiker finden, welche sich jetzt in allen großen Städten Indiens herumtreiben.

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Fortsetzung.)

Das Olymposgebirge, bei den Altgriechen der Sitz der Götter, ist noch immer ein gleichsam heiliger Lieblingsort der Neugriechen, namentlich der Klephten. In einem thessalischen Liede *) läßt man den Olympos also sprechen:

„Ἐγ' εἶμ' ὁ γέρος ὄλυμπος, 'ς τὸν κόσμον 'ξακουσμένος,
Ἔχω σαράντα δυὸ κορφαῖς, ἑξῆντα δυὸ βρυσοῦλαις.
Πᾶσα βρυσὴ καὶ φλάμπουρον, παντοῦ κλαδὶ καὶ κλέφτης."

„Ich bin der alte Olympos, in aller Welt berühmt,
Hab zweiundvierzig Gipfel gar, und zweiundsechzig Quellen,
Und so viel Quellen Fähnlein auch, und so viel Zweige Klephten."

In einem andern Volksliede heißt es vom Olympos:

„Ἀνδρεῖοι 'κεῖ δὲν ἀῤῥωστοῦν κ' ἄῤῥωστοι ἀνδρειεύουν."

Dort sind die Tapfern nimmer krank, und selbst die Kranken tapfer.

Die Vögel werden in den neugriechischen Volksliedern häufig sprechend eingeführt und der Aberglaube des Volkes legt denselben eine genaue Kenntniß der menschlichen Handlungen und der Weltbegebenheiten nebst einem prophetischen Vorgefühle bei. Folgende Verse, wie sie in dem Liede vom Traume des Dimos vorkommen, sind fast stereotyp:

„Λαλεῖ κ' ἕνα μικρὸν πουλὶ 'ς τοῦ Δήμου τὸ κεφάλι·
Δὲν 'ελαλοῦσε σὰν πουλὶ, οὐδὲ σὰν χελιδόνι.
Μὸν ἐλαλοῦσε κ' ἔλεγεν ἀνθρωπινὴν λαλίτσαν."

Auch singt ein kleines Vögelein da auf des Dimos Kopfe;
Es sang nicht wie ein Vögelein, nicht that's wie Schwalben zwitschern,
Nein, nein, das Vöglein sang und sprach, so wie die Menschen sprechen.

Wir bringen in dieser Hinsicht in Erinnerung, daß bei Homer die Göttin der Weisheit, Athenaia, häufig als Vogel erscheint, z. B. in der Odyss. I. 320 und XXII. 239 und 240. Auch verweisen wir in dieser Beziehung auf die altgriechische Mythe von den Kranichen des Ibykus. Der Aberglaube in Betreff der Vögel scheint in Aegypten seinen Ursprung gehabt zu haben, wo die Vögel sogar in dem Ibis zur Gottheit erhoben wurden. Bei den Griechen galt namentlich der κίρκος als Wahrsagevogel, weßhalb er auch Ἀπόλλωνος ταχὺς ἄγγελος (Apollo's, des Orakelgottes, schneller Bote) genannt wurde. (Vergl. Odyss. XV. 526.)

Am ersten März wird in ganz Griechenland dasselbe Frühlingslied *) von den griechischen Kindern gesungen, indem sie mit einer aus Holz geschnitzten, beweglichen Schwalbe von Thüre zu Thüre ziehen und eine Gabe begehren.

Dieser Gebrauch im heutigen Griechenland rührt aus den ältesten Zeiten Griechenlands her, und Athenäus VIII. 15, p. 360 hat uns ein ähnliches Lied, χελιδόνισμα genannt, aufbewahrt, welches die Kinder auf Rhodus beim Frühlingsanfang zu demselben Zweck mit einer Schwalbe in der Hand sangen: Ἦλθ', ἦλθε χελιδὼν, κ. τ. λ.

Am St. Blasius Tage, welcher einer der Hauptfesttage in Griechenland ist, wird ein anderes Lied (s. Firmenichs Τραγούδια Seite 91 u. 92) von den griechischen Kindern von Haus zu Haus gesungen, wofür sie eine kleine Gabe erhalten. Diesem Liede entspricht das dem Homer zugeschriebene Lied, welches unter dem Namen Εἰρεσιώνη bekannt ist und nach der Aussage Herodots von den Kindern zu Samos von Haus zu Haus gesungen wurde, indem sie um ein Geschenk baten, um das Fest Apollo's feiern zu können. Apollo war einer der Hauptgötter bei den Altgriechen und St. Blasius ist einer der Hauptheiligen bei den Neugriechen.

Aus einer Stelle des Plutarchs (de consol.) geht hervor, daß die altgriechischen Weiber bei Leichenbegängnissen Klagelieder (ὀλοφυρμοί) zu Ehren des Geschiedenen sangen. Dieselbe Sitte besteht noch ganz in derselben Weise bei den heutigen Griechen. Solche Klagelieder werden μυριολόγια genannt, und es gibt deren unzählige in dem heutigen Griechenland. Sie werden meistens aus dem Stegreife gesungen, und zwar, wie bei den Altgriechen, von Weibern, deren besonderes Amt es ist, dem Todten diese letzte Ehre zu erweisen (Firmenich theilt in den Τραγούδια ῥωμαϊκά S. 88 u. 89 ein solches Klagelied auf den Tod eines Jünglings mit). Mehrere solcher Klageweiber haben es im heutigen Griechenland zu einem bedeutenden Rufe in dieser Gattung der Poesie gebracht. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die ὀλοφυρμοί der Andromache, Hecuba und Helena bei der Leiche Hectors, Homer. Il. XXIV. 719—776. Als Muster eines schönen, altgriechischen Olophyrmus kann auch der Monolog der Electra in der Tragödie gleichen Namens von Sophocles gelten (804—827.)

Von dem bekannten neugriechischen Wiegenliede, welchem augenscheinlich die heidnischen Begriffe des griechischen Alterthums zu Grunde liegen, und in welchem sich durchaus keine christlichen Ideen aussprechen, könnte man fast vermuthen, daß es sich aus den ältesten Zeiten her im griechischen Volke fortgeerbt und nur die Sprache und nicht den altgriechischen Typus geändert habe. **)

---

*) S. „Τοῦ Ὀλύμπου" „Lied vom Olympos" S. 46 u. 47 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

*) S. „Τραγοῦδι εἰς τὴν ἄνοιξιν" „Frühlingslied" Seite 93 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

**) S. „Νανάρισμα," „Wiegenlied." Seite 97 und 98 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

In allen andern Wiegenliedern der Neugriechen werden die Heiligen als Beschützer und Wächter der Kinder angerufen, z. B.:

> Ἅγια Μαρίνα, κοίμισ' το.
> Κ' ἅγια Σοφιὰ, νανούρισ' το, κ. τ. λ.
>
> Heilige Marina, bring's zur Ruh,
> Heilige Sophia, sing' dazu u. s. w.

Man vergleiche das kleine liebliche altgriechische Wiegenlied bei Theocrit, Idyll. 24, 7—10.

Wie die Altgriechen besondere Lieder hatten, welche beim Tanze mit Gebärdenspiel gesungen wurden, und die man ὑπορχήματα nannte, so ist dieses in gleicher Weise bei den Neugriechen der Fall. In Bezug auf die altgriechischen ὑπορχήματα vergl. Athenäus XIV. 629, E., Lucian. Saltat. 10. 11., Plutarch Quäst. Grr. 35., Plutarch Lycurg XXI., ferner auch die Fragmente der beiden ὑπορχήματα, welche dem Bacchylides zugeschrieben werden.*)

Pollux IX. 7 und Attenäus XIV. 619 B. erwähnen eines altgriechischen Liedchens, welches die Kinder sangen, wenn die Sonne lange nicht geschienen hatte und durch Wolken bedeckt war. Es begann: Ἔξεχ', ὦ φίλ' ἥλιε. Die neugriechischen Kinder singen ein Liedchen, wenn es lange nicht geregnet hat, welches das Lied vom Regenmädchen genannt wird und also beginnt; Πυρπηρούνα περπατεῖ (Regenmädchen geht umher).

Die neugriechischen τραγουδάκια (Liedchen), die Erzeugnisse des Augenblicks, erinnern an die Skolien der Altgriechen. In Firmenichs Τραγούδια werden (S. 105—198) mehrere solcher τραγουδάκια mit Hinweisung auf altgriechische Skolien mitgetheilt.

Vergleicht man die Liebeslieder der Neugriechen mit den erotischen Liedern der Altgriechen, so gewahrt man die Verwandtschaft beider in Bezug auf Anschauungsweise und Gefühlsäußerung. Die neugriechischen Liebeslieder,**) in welchen man selten den sentimentalen und schmachtenden Ton der Liebeslieder der neuern Völkern findet, haben denselben Charakter wie die altgriechischen, und schildern im allgemeinen mehr die Freuden und den Genuß der Liebe als die Schmerzen und Seufzer derselben. Es möge dieses als Beweis gelten, daß die Neugriechen auch in Hinsicht der Gefühle mit ihren Vorfahren sympathisiren und ihre directe Abstammung von denselben auf diese Weise um so kräftiger bewahrheiten.

So wie bei den Altgriechen, nach Athenäus, die Schnitter ihre λιτυέρσαι, die Hirten ihre βουκολιασμοί, die Leineweber ihre ἴουλοι, die Müller ihre ἐπιμύλιοι u. s. w. hatten, und solche Lieder vorzugsweise von diesen gesungen wurden, so ist dieses zum großen Theile auch bei den Neugriechen der Fall. In Janina sind vorzüglich die Gerberbursche als Verfasser von kleinen, pikanten Liedern bekannt. Wie die Altgriechen, besitzen die Neugriechen viele Hirtenlieder. Die bekanntesten neugriechischen Hirtenlieder sind: „ὁ βόσκος καὶ ὁ Χάρος" und „οἱ κλέφτες," von welchem letztern Liede wir die Anfangsstrophe hier mittheilen wollen:

> Βγῆκαν κλέφταις 's τὰ βουνὰ,
> Γιὰ νὰ κλέψουν ἄλογα,
> Κι ἄλογα δὲν ηὗρανε,
> Πῆραν τὰ ἀρνάκια μου
> Καὶ τὰ κατσικάκια μου,
> Καὶ πᾶνε, πᾶνε, πᾶν!
> Ὤχ, καημένος! ὦχ, καημένος! ὦχ, καημένος!
> Προβατάκια μ'!
> Κατσικάκια μ'!
> Βαΐ!
>
> Räuber stiegen auf die Höh'n,
> Wollten Pferde rauben geh'n,
> Fanden Pferde nicht allhier,
> Nahmen mir die Lämmerlein,
> Und auch noch die Zicklein mein,
> Alles, Alles, Alles fort!
> O, ich Armer! o, ich Armer! o, ich Armer!
> Meine Schäflein!
> Meine Zicklein!
> Wehe!

(Schluß folgt.)

---

*) S. das neugriechische ὑπόρχημα: „Τὸ σταμνὶ τσακισμένον," „Der zerbrochene Krug." Seite 76 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

**) „Ὁ Ἔρωτας φανερωμένος" „Lied von der entdeckten Liebe," S. 69 u. 70, und mehrere andere neugriechische Liebeslieder S. 66—75 in Firmenichs Τραγούδια ῥωμαϊκά.

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst glaubte ich mich orientiren zu können, und da nach Berechnung der Laptef'schen Manuscripte nicht mehr als 150 Werste sich bis zum Meere ergaben, so beschloß ich das Boot nach Möglichkeit mit Vorräthen zu beladen, den Rest derselben, so wie die Hauptmasse der gefangenen Fische (150 Lachse) nebst Winterkleidung u. dgl. m. hier zu vergraben und mit der ganzen Mannschaft in einem Zuge das Meer zu suchen. Das Kanot, mit Netzen beladen, ward hinten angehängt.

Nach fruchtlosen Versuchen, gegen die constant gewordenen nordöstlichen Stürme anzukämpfen, vertrieb ich die Zeit mit Sammeln und naturhistorischen Untersuchungen, bis wir den 23 Julius, eine Pause benutzend, uns mit Rudern auf den Weg machten. Bald aber mußten wir landen, lagen stille bis zum 26, wurden jetzt wieder bei einem Versuche, vorwärts zu kommen, fast bis zu unseren Vorräthen zurückgeworfen, bis wir endlich den 27 die mißliche Stelle überwanden. Fortwährend uns gegen die nordöstlichen Winde abmühend, die mich bald zwangen unsern den Wellen nicht gewachsenen Kahn an sicherer Stelle zurückzulassen, theils auch durch die topographische Aufnahme aufgehalten, rückten wir nur allmählich unserem Ziel entgegen. Sobald der Taimyrfluß den See verlassen, durchschneidet er den Gebirgszug und wird hier theilweise durch steile groteske Felsmassen eingezwängt. Sein zunehmend

reißendes Gefälle beförderte unsern Lauf nicht wenig, und auch die Stürme wurden uns zwischen den mächtigen Felsenmauern weniger hinderlich; desto schlimmer ging es uns aber dafür von einer andern Seite her.

Statt, wie ich hoffte, überall Vorräthe an gefangenen Fischen vergraben zu können, sah ich unsere bisher überfüllten Netze leerer und leerer werden; bald waren die auf die Reise genommenen Lachse verzehrt, und ich mußte am 2 August an gelegener Stelle des Fischfanges wegen einen Rasttag machen.

Alle Setznetze wurden ins Wasser gesenkt, die Mannschaft fischte mit dem Zugnetze; ich spürte im Gebirge wilden Rennthieren nach. Nach zwölf Zügen hatte das Zugnetz bloß drei kleine Fische geliefert, und Rennthiere, die ich fand, ließen sich an ungünstiger Ortsgelegenheit nicht auf Schußweite nahe kommen.

Am 4 August durchschwammen wir wieder einen kleinen See; am Abend wurde der letzte Zwieback verzehret. Von jeder Höhe hoffte ich das Meer zu entdecken, doch immer tauchten von neuem Felsmassen am Horizont auf.

Die Nacht des 6 auf den 7 August brachten wir in einer geräumigen Höhle zu, welche so gut mit einer Beschreibung, die ich aus der Winterreise des Laptef'schen Manuscripts excerpirt, übereinstimmte, daß ich neuen Muth schöpfte. Sonst wollte aber nichts stimmen. War es dieselbe Höhle, so hatten wir nur noch 32 Werste bis zum Meere. Trotz unserer Noth und dem, daß heute das erste Schneegestöber uns an den Herbst mahnte, wollte ich daher noch nicht umkehren.

Aus Mangel an Holz verzehrten wir die wenigen gefangenen Fische roh. Den 7 auf den 8 gefror zum erstenmal das Wasser in den Pfützen, und von nun an hatten wir nächtlich Frost.

Am 9 fanden wir die ersten Spuren früherer Gegenwart von Menschen: einen in drei Stücke zersägten Mammuthstoßzahn, einen Holzspan, der auf ein russisches Beil deutete, ein angekohltes Holzstückchen und endlich, *mirabile dictu*! einen Unterkiefer vom Pferde; zweifelsohne nicht vorweltlich, sondern Ueberrest eines weit herbeigeführten leckern Mahles Laptef'scher Jakuten.

Am folgenden Tag fanden wir ein ziemlich wohlerhaltenes Mammuthskelett und zwei Stämme brauchbaren Holzes.

Strom und Ebbe verbunden, führten uns reißend weiter. Schon dunkelte es am Abend des 12, als ich durch das Fernrohr einen großen Eisblock entdeckte und sogleich den Muth meiner Begleiter durch den Glückwunsch: unser Ziel, das Meer, sey erreicht, auffrischte.

Emsig ruderten wir gegen die schon eintretende Fluth und den bösen Nordwind hinan, doch nur mit Noth erreichten wir den mächtigen Block; es war ein ungeheurer Würfel weißen Quarzes, den der Eisgang auf eine Felseninsel hinaufgeschoben. Auf derselben Insel aber stand ein Blockhaus, am Ufer lag überall mächtiges Treibholz, das Wasser war salzig; vor uns dehnte sich unbegränzt der Meerbusen.

Neu belebt durch dieses endliche Gelingen, stachen wir früh am folgenden Morgen in See, um wo möglich ein Vorgebirge zu erreichen, das sich am östlichen Ufer spiegelte. Fruchtlos mühte ich mich aber eine Sandbank zu umfahren, die uns mehr und mehr gen Westen ablenkte. Der Wind ward heftiger und heftiger, gleichzeitig um einige Striche östlicher, und als ich endlich mit blutendem Herzen nahe dem 76° das Steuer wandte, um zurückzusegeln, als die überall uns umgebenden Robben den Zoologen zu einiger Säumniß verlockten, führten uns die Segel nur mit genauer Noth bis mehrere Werste vor die Insel, die wir bei dem angestrengtesten Rudern doch nur kaum erreichen konnten.

Nur die Scheu vor halbem Thun hatte mich bisher vorwärts dringen lassen. Die große Entfernung, der reißende, nunmehr uns widrige Strom ließen uns in so hoher Breite bei der sehr späten Jahreszeit und den in ihrem Gefolge eingetretenen dunkeln Nächten und Frösten selbst gegenwärtig nur bei günstigem Winde eine glückliche Rückkehr hoffen, denn wenig nur konnte ich mehr auf unsere Kräfte bauen, die bei der Anreise uns so manches schwere Stück hatten überwinden geholfen. Die mangelhafte Kost bei oft bis zur äußersten Erschöpfung getriebener Anstrengung hatte uns geschwächt, und schon zeigten sich vielfache Beschwerden, eine nothwendige Folge des häufigen Watens im kalten Wasser bei stürmischem Wetter, wenn wir uns in den unzähligen Untiefen mit allen Segeln festgerannt, oder wenn uns, wie es täglich wiederholt geschah, die weit sich dehnenden Schlammbänke der Ufer nicht anders als watend das Trockene erreichen ließen. War es doch überdieß schon der zweite Monat, daß wir selbst kein Zelt mehr kannten, sondern nur hinter einem auf den Rudern und Stoßstangen aufgerichteten Windschutze die Nächte zubrachten. Ich mußte schleunigst umkehren, dennoch bösen Ausgang ahnend.

Mit einer tüchtigen Ladung Treibholz versehen, traten wir am 14 früh die Rückreise an. Schon saßen überall fadenbreite Eisrinden an den Ufern des Flusses. Das Waten wurde sehr mißlich; das Fahrwasser hatte sich gänzlich verändert, da der Spiegel des Flusses um fast eine Klafter gesunken war, und wir mußten nach wie vor öfter der Untiefen wegen in das Wasser.

Der Wind blieb sich zum Glück consequent, und nur mit Hülfe stärkerer Stoßwinde bei der gleichzeitig unverhältnißmäßigen Segelfläche, die unsere Tundra führte (außer den drei Hauptsegeln noch ein Leer- und ein Bramsegel), gelang es uns, durch zwei paar Ruder unterstützt, zwei Stromschnellen anzusteigen, die, von steil hervor- und überragenden Ufern eingezwängt, unsere besten Schlepptaue an den vorspringenden scharfen Felsecken zerschnitten und das Boot wiederholt zurückgeschnellt hatten.

Am 19 warf uns ein tückischer Windstoß, der aus einer Felsschlucht hervorstürzte, dergestalt gegen eine Felsenwand, daß das Boot stark beschädigt ward und das Steuer zerbrach. Frost und Nässe vereint, setzten uns außer dem Hunger hart zu. Täglich Schlacken und Schnee.

Am 20 erreichten wir die Höhle und setzten hier das Boot einigermaßen wieder in Stand.

Mit Eisrinden belegt, mit Eiszapfen behängt und von innen durch die überall eindringenden netzenden Schlacken beschwert, ging unsere Tundra jetzt sehr tief.

(Schluß folgt.)

Erdbeben im Jahre 1843. Hr. Al. Perrey hat der französischen Akademie eine Liste der im Jahre 1843 vorgefallenen Erdbeben in Europa und den benachbarten Theilen Afrika's und Asiens übergeben; die Zahl derselben beträgt, die zahlreichen Erdstöße vom September bis December in Dalmatien ungerechnet, 47. Die Mittelzahl seit zehn Jahren beträgt 34, und nur in dem an Erdbeben sehr reichen Jahre 1841 gab es mehr, nämlich 51. (Die Erdstöße in Dalmatien haben bekanntlich ihr Ende noch nicht erreicht.) (Echo du Monde Savant vom 21 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1844.

Der New-York- und Erie-Canal im Staate New-York.

(Von Victor G. Benne.)

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's zeichnen sich durch den Geist aus, mit dem sie die herrlichsten Plane zur Verbesserung und Ausdehnung ihrer Binnenschifffahrt entworfen, und durch die Ausdauer, mit welcher sie dieselben in Ausführung gebracht haben und noch täglich zu vervollkommnen streben. Das bedeutendste Werk dieser Art ist der New-York- und Erie-Canal, welcher eine Verbindung zwischen dem Erie-See und dem atlantischen Ocean mittelst des Hudson-Flusses herstellt. Dieser Canal ward im Jahre 1817 begonnen und 1825 vollendet; er ist 363 engl. Meilen lang, auf der Oberfläche 40 Fuß, am Boden 28 Fuß breit, 4 Fuß tief, hat 83 Schleußen und kostete 7,602,000 Dollars; sieben andere Canäle innerhalb dieses Staates stehen mit demselben in Verbindung. Meine Absicht ist nicht, eine Beschreibung dieser Canäle zu liefern, noch die Schwierigkeiten mitzutheilen, welche sich dem Bau desselben entgegenstellten, sondern mein Bestreben wird seyn, dem Leser einen Begriff von der unendlichen Wichtigkeit der Binnenschifffahrt dieses Staates zu geben, und ihm zu zeigen, wie sehr das Resultat dieses Riesenwerkes bis jetzt auch die höchsten Erwartungen der Unternehmer übertroffen hat. Noch ist den Einwohnern dieses Staates der Spott, dem dieser Plan bei dessen Feinden begegnete, frisch im Gedächtniß, noch erinnern sie sich der Worte des berühmten Staatsmannes Jefferson: „Das Unternehmen ist ein Jahrhundert zu frühzeitig." Im Jahre 1821, vier Jahre nachdem der Bau der Canäle begonnen war, schlug man den zu erhebenden Zoll für die ersten zehn Jahre nach ihrer Vollendung zu jährlich 150,000 D. an. Die Einnahme während der genannten Zeit betrug über 10,000,000 D.!!

Ein kundiger Staatsmann warf später die Frage auf: „Darf ich, ohne thöricht zu erscheinen, die jährliche Tonnenzahl, welche zwanzig Jahre nach Vollendung des Erie-Canals den Hudson erreichen werden, zu 250,000 annehmen?" Die wirkliche Tonnenzahl, zehn Jahre nach der Vollendung, betrug 753,191! Die folgende, aus officiellen Berichten zusammengestellte Tabelle zeigt dem Leser die Tonnenzahl in jedem von sieben auf einander folgenden Jahren, den durchschnittlichen Werth derselben und den von ihnen gelösten Zoll.

Jahre.	Tonnen.	Dollars.	Dollars.
1834	553,596	13,405,022	1,341,465
1835	753,191	20,525,446	1,549,282
1836	696,347	26,932,470	1,614,342
1837	611,781	21,822,354	1,292,624
1838	640,481	23,038,510	1,590,911
1839	602,128	20,163,199	1,614,966
1840	669,012	23,213,573	1,775,747

Die ganze Anleihe, welche im J. 1817 für den Bau der Canäle gemacht ward, betrug 7,672,782 D., wovon 5,326,295 Doll. den Creditoren bereits zurückerstattet sind. Die Pflicht, die Gelder für die Creditoren einzucassiren und aufzubewahren ward gesetzlich den Commissarien der Canal-Casse auferlegt. „Die ganze Schuld" ist diesen Commissarien von Seiten des Staates abgetragen und sie haben die Gelder den Creditoren einzuhändigen. Da diese Gelder erst 1845 fällig werden, so hat man den Creditoren bedeutende Prämien geboten, sie schon jetzt in Empfang zu nehmen, um sich der Verantwortlichkeit zu überheben, bis dahin sie aufzubewahren. Da viele der Creditoren außerhalb des Staates, manche in Europa leben, so hat der Betrag der Schuld nur bis auf 2,346,487 Dollars abgetragen werden können.

Hätte man vor dem Bau der Canale dessen glänzendes Resultat absehen können, so würde man wahrscheinlich auf andere Mittel zur Sicherstellung der Creditoren gesonnen haben; jedoch wie die Sache steht, so ist der Zoll denselben als Unterpfand verfallen, und die Oppositionspartei (bis 1835) weigerte sich zu gestatten, ihn zu andern Zwecken zu benutzen. Auf diese Weise wurden 10 Millionen D., der Betrag des Zolles und Zinsen auf Zinsen, welche bis 1845 aufgelaufen seyn werden, ein Pfand für nicht dritthalb Millionen. Die Legislatur, die Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens einsehend,

beschloß am 11 Mai 1835 den erhobenen Zoll zu einer Erweiterung des Erie-Canals zu benutzen, verordnete jedoch gleichzeitig, daß wenigstens 300,000 D. jährlich dem Staatsschatze zufließen sollten. Um etwaige Gewissensscrupel zu beschwichtigen, befahl dasselbe Gesetz den Commissären der Canal-Casse diese Summe jährlich dem Staatsschatze zu „leihen," und sie demselben zu „creditiren."

Die Erweiterung des Canals wird ihn zu einem der vortheilhaftesten und größten Werke des Jahrhunderts machen. Sieben Fuß tief, siebzig Fuß breit, mit doppelten Schleusen, wird er geräumig genug seyn, jährlich 10,000,000 Tonnen zu transportiren. Er wird eine Vergrößerung der Boote und den Gebrauch von Dampfschiffen gestatten, wodurch die Transportationskosten fast auf die Hälfte der gegenwärtigen fallen werden. Leider haben jedoch Verhältnisse, deren Erörterung nicht hieher gehört, die Oppositionspartei, welche seit dem 1 Januar 1843 am Ruder ist, veranlaßt, die Vollendung dieses wahrhaft großen Projects bis auf weiteres hinauszuschieben. Ungefähr die Hälfte des Canals ist erweitert, doch da die Erweiterung an verschiedenen Punkten begonnen ward und eine Verbindung derselben nicht vollendet ist, so ist sie gegenwärtig von keinem Nutzen.

(Schluß folgt.)

Sind die jetzigen Griechen hellenischen oder slawischen Ursprungs?

(Schluß.)

Es ist mehrmals die Frage aufgeworfen worden, ob die Verfasser der neugriechischen Volkslieder in Griechenland bekannt seyen. Viele derselben sind von Blinden gedichtet, welche, gleich den alten Rhapsoden, durch das ganze Land ziehen und sie für eine kleine Gabe vor dem Volke singen. Der bekannteste und berühmteste dieser Rhapsoden ist Gavojannis (der blinde Johann); derselbe ist also gleichsam der Homer der Neugriechen, von welchem letztern es nicht unwahrscheinlich ist, daß er auch blind gewesen sey, da in der Mundart der Kymäer das Wort *ὅμηρος* gleichbedeutend mit *τυφλός* (blind) war. Ebenso wenig aber, als Gavojannis der einzige Verfasser der neugriechischen Volkslieder ist, haben auch die homerischen Gesänge den Homer zum einzigen Verfasser. Die Melodien der neugriechischen Volkslieder sind meistens eintönig und kläglich, und werden unter Begleitung der Lyra durch die Nase gesungen. In den Liedern der Slawen findet sich bedeutend mehr Melodie als in den neugriechischen. Die Melodien der altgriechischen Rhapsoden mögen vielleicht ähnlich denen der neugriechischen Rhapsoden gewesen seyn.

Faßt man das Wesen und den Nationalcharakter der heutigen Griechen ins Auge, so läßt eine Zusammenstellung in dieser Beziehung mit den Altgriechen keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Neugriechen die wirklichen blutsverwandten Enkel der Hellenen sind. Gleiche Lebendigkeit und Bildungsfähigkeit des Geistes, gleiche Tugenden und Fehler, wie solche den Altgriechen eigen waren, finden wir auch bei den Neugriechen. In den langjährigen Kämpfen gegen die Türken haben die Griechen Beweise von Tapferkeit geliefert, welche ganz Europa in Erstaunen setzten und wohl an die Thaten ihrer Vorfahren bei Marathon und bei den Thermopylen erinnerten. Wer gedenkt nicht der glänzenden Thaten der heldenmüthigen Sulioten, welche sogar ihre Weiber und Kinder mit in den Kampf führten (*ποῦ πολεμοῦν μικρὰ παιδιὰ, γυναῖκες και κορίτσια*), wer erinnert sich nicht des Helden Androutzos (Andrikos), *) der sich mit 300 Palikaren durch ein ihn umzingelndes großes Heer von Türken muthig und siegreich durchschlug, nachdem er drei Tage und drei Nächte ununterbrochen ohne Schlaf und Lebensmittel einen verzweifelten Kampf gegen die Türken geführt.

Τρεῖς μέραις κάμνει πόλεμον, τρεῖς μέραις καὶ τρεῖς νύκταις,
Χωρὶς ψωμὶ, χωρὶς νερὸς, χωρὶς ὕπνον 'ς τὸ μάτι.

Drei Tage führet er den Kampf, drei Tage und drei Nächte,
Ganz sonder Wasser, sonder Brod, und sonder Schlaf im Auge.

Am vierten Tage Morgens, vom Hunger aufs äußerste getrieben, stürzte er sich mit seinen Palikaren mit der Wuth der Verzweiflung auf die Türken und schlug das ganze Heer dermaßen aufs Haupt, daß die Türken vor Schrecken die Flucht ergriffen und in der Verwirrung den größten Theil ihrer Kriegsgeräthe und Mundvorräthe auf dem Platze ließen. Neben solchen Tugenden tritt aber auch dieselbe innere Parteisucht, dieselbe Undankbarkeit gegen Männer, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, dieselbe Zwietracht unter sich, wenn nicht ein hoher gemeinsamer Zweck sie zur Eintracht zwingt, bei den Neugriechen wie bei ihren hellenischen Vorfahren hervor. Auch wollen wir nicht das „timeo Danaos et dona ferentes," und das „græca fides nulla" der Römer in Bezug auf die Altgriechen hier anzuführen vergessen, die Anwendung auf die heutigen Griechen jedoch jedem selbst überlassen. Was List und Verschlagenheit anbelangt, dürfte es auch nicht schwer seyn, unter den Neugriechen Hunderte herauszufinden, die in dieser Beziehung dem *πολύμητις Ὀδυσσεύς* des Homer füglich zur Seite gestellt werden können. Welche Eigenschaft die Neugriechen aber namentlich mit ihren Vorfahren, den Altgriechen, theilen, ist der scharf ausgeprägte Sinn für Unabhängigkeit und persönliche Freiheit. Der griechische Freiheitskampf liefert dafür den sprechendsten und offenkundigsten Beweis, und ebenso die jüngsten Ereignisse in Griechenland.

Sprächen aber auch alle diese Gründe nicht für die hellenische Abstammung der heutigen Griechen, so würde allein schon die Vergleichung der neugriechischen Sprache mit der altgriechischen dieselbe gänzlich außer Zweifel stellen. Weder die italienische noch irgend eine andere romanische Sprache ist ihrer Stammsprache, der lateinischen, so nahe geblieben, als die neugriechische Sprache der altgriechischen. Hätten wir

*) S. „*Τοῦ Ἀνδρίκου*" „Lied vom Andrikos" Seite 40 u. 41 in Firmenichs *Τραγούδια ῥωμαϊκά*.

eine genauere Kenntniß der Volkssprache der Altgriechen, so würde sich die enge und innige Verwandtschaft der neugriechischen Sprache mit der altgriechischen noch um so schlagender herausstellen, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die neugriechische Sprache der noch lebende und frische Sprößling der Volkssprache der Altgriechen ist. Die neugriechische Sprache steht der Sprache der hellenischen Dichter weit näher als jener der Prosaisten. Dieß ist ein Beweis mehr, daß die neugriechische Sprache mit der Volkssprache der Altgriechen im innigsten Zusammenhange steht. Das Volk entlehnt seine Ausdrücke immer mehr den Dichtern als den Prosaisten, indem sich die Gesänge der erstern seinem Gedächtnisse einprägen und gleichsam mit ihm fortleben. Daher erklärt es sich auch, warum in der Sprache des Volks sich immer mehr poetische Elemente vorfinden, als in der Sprache der Gebildeten. Das Volk liebt es, wie die Dichter, sich bildlich auszudrücken. In der heutigen Sprache der Griechen sind noch mehrere uralte hellenische Wörter, welche in der attischen Schriftsprache nicht vorkommen, im täglichen Gebrauch. So z. B. gebrauchen die Neugriechen das uralte Wort νερόν (woher Νηρεύς) für „Wasser" noch bis zur heutigen Stunde, wogegen ihnen das classische Wort ὕδωρ nur in Zusammenstellungen bekannt ist. Ferner hat das Wort τραγοῦδι, welches augenscheinlich das altgriechische τραγῳδία (eigentl. Bocksgesang) ist, noch heute bei den Neugriechen die ursprüngliche, uralte Bedeutung eines Liedes oder Gesanges. Es läßt sich dieses nur dadurch erklären, daß sich diese Wörter stets im Munde des Volks, welches eine von der Schriftsprache verschiedene Sprache oder Mundart redete, wie dieß bei allen Nationen der Fall ist, erhalten haben.

Durch den Verfall der Literatur ward die attische Schriftsprache dem Volke fremd, und es blieb ihm nur die lebende Volkssprache, welche nach und nach zugleich Schriftsprache wurde. Von den altgriechischen Formen des Zeitwortes, deren die neugriechische Sprache viele verloren hat, haben sich die Formen der unregelmäßigen Zeitwörter, namentlich im Aorist, zum größten Theile in der heutigen Sprache der Griechen erhalten. Bei seinen Erzählungen hatte das Volk den Aorist natürlich am meisten in Gebrauch, weßhalb auch diese Formen nicht so leicht verloren gehen konnten. In den neugriechischen Matrosenliedern findet sich derselbe Ruf beim Heben des Ankers, „εἶα μόλα!" wie er in gleicher Bedeutung „als εἶα μόλα!" bei Aristophanes vorkommt. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf das von Firmenich, Seite 63—66 mitgetheilte neugriechische Matrosenlied: Ποιὸς κόρην ἔχ' ἀνύπανδρην, νὰ τὴν 'πανδρέψ' ἂν θέλει, κ. τ. λ. Den größten Einfluß hat von fremden Sprachen die italienische und türkische Sprache auf die neugriechische Sprache ausgeübt, wie sich dieses jedem, der sich mit der neugriechischen Sprache vertraut macht, aufdringen wird. Wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß sich manche slawische Urstoffe in der neugriechischen Sprache vorfinden, so tritt doch der Einfluß der slawischen Sprache auf dieselbe weit weniger merkbar hervor. Wäre der Einfluß von Seite der Slawen auf das griechische Volk ein überwiegender gewesen, so würde, dem gewöhnlichen Gange der Dinge gemäß, das hellenische Element in dieser Fülle sich nicht bei den Neugriechen haben erhalten können.

Uebereinstimmung der canaresischen und Gondsprache.

Hr. M'Leod, Beamter im bengalischen Civildienst, schrieb an den Secretär der asiatischen Gesellschaft: „Ich hatte lange schon im Sinn, Ihnen eine merkwürdige philologische Thatsache zu melden. Es ist durch einen deutschen Missionär, Namens Lösch, deutlich herausgestellt worden, daß die von den Canaresen gesprochene Sprache wesentlich dieselbe ist, wie die der Gonds. Lösch war mit der ersteren zu Mangalor und an andern Orten der Präsidentschaft Bombay vertraut geworden, und war beinahe im Stand mit den Gonds zu sprechen, oder sich ihnen wenigstens durch die canaresische Sprache ziemlich verständlich zu machen. Da er ein Mann von vielen Kenntnissen und großem philologischem Scharfsinn war, so würde er, wenn er länger gelebt hätte, gewiß viel Licht auf die interessante Frage über den Ursprung dieses Volks geworfen haben. Es war anders beschlossen; wenn aber die Thatsache allgemein bekannt wird, so werden Kenner der canaresischen Sprache bald sich veranlaßt sehen, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu wenden."

Chronik der Reisen.

Bericht Middendorffs über die Expedition in das nordöstliche Sibirien während der Sommerhälfte des Jahres 1843.

(Schluß).

Als ich nun am 24 im Nordende des Taimyrsees mit eingerefften Segeln bei argem Sturm stark an den Wind hielt, um eine felsige Insel zu umschiffen, schlug Welle auf Welle ein, und das mit Wasser gefüllte Boot konnte ich nur dadurch retten, daß ich es mit vollen Segeln vor dem Wind fliegend auf eine Sandbank aufrennen ließ. Der heftige Sturm bei — 2°,3 R. am Mittag verwandelte unsere völlig durchnäßten Kleidungsstücke in Eisrinden. Es war kaum mehr auszuhalten. Solch' schlimme Erfahrung zwang mich bis zum 28 stille zu liegen, da der Sturm forttobte.

Indessen näheten uns unsere Netze, so wie auch mein Doppellauf immer kärglicher, schon aßen wir die ekelsten Dinge, und als ich am 27, Alpenhühner suchend, von der Höhe durch das Fernrohr einen lang sich hindehnenden Silberstreif im aufgeregten Wasser des Sees entdeckte, hieß ich die Mannschaft sich auf alles gefaßt machen, denn mit dem nächsten Morgen müsse aufgebrochen werden, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Den nunmehr erreichten Kahn ließ ich für den Fall des Sinkens bloß mit Gegenständen belasten, die specifisch leichter als Wasser waren, gab ihm ein sogenanntes Schweinchen, damit er weniger ein Spiel der Wellen würde, und hing ihn an das Boot.

Das Wetter begünstigte uns, es ward immer stiller, der Thermometer zeigte — 3°,2 R.

Die bösen Andeutungen des Fernrohes vom vorigen Tage machten es mir zur Pflicht, vor allem mich dem Westufer des Sees zu nähern. Wir ruderten hinüber und dann unsern wahren Cours fort, bis wirklich — Eis unsern Weg versperrte. Nun suchte ich das Eisfeld entlang dem Flusse mich zu nähern, der jedenfalls offen seyn mußte.

Indessen war völlige Stille eingetreten, und mit Erstaunen bemerkten wir, wie das eben von uns durchfahrene Wasser sich hinter uns mit dünnem, anschießendem Eis belegte. Die Gefahr, mitten im See einzufrieren, war augenscheinlich. Eiligst kehrten wir um, mit dem Vorsatz, eine früher bemerkte Stelle aufzusuchen, an der nur ein schmaler Eisstreifen das Fahrwasser von freier Wasserfläche schied, die sich bis zum Westufer zu erstrecken schien. Durch frisch gebildete Eisrinden dringend, erreichten wir jene Stelle, und fingen nun an uns durch das ältere Eis durchzuhauen. Nur wenige Klafter fehlten uns noch, als zu unserem Schrecken die südliche Hälfte des Eisfeldes sich in Bewegung setzte, uns mächtig drängend. Im Augenblick war der Kahn zerquetscht. Er und das Steuer mußten eiligst gekappt werden. Das Boot war im harten Gedränge und begann Wasser zu schöpfen, als es uns endlich gelang es in freies Wasser hinauszuarbeiten. Hart vom nachfolgenden Eise gedrängt, ruderten wir in größter Eile noch etwa 3 Werste bis an das Westufer, bargen, kaum gelandet, in Hast die Ladung, und schon drängte das uns auf dem Fuße folgende Eis. Von diesem unterstützt, zogen wir das mit Wasser gefüllte Boot das abhängige Ufer hinan. Das Wasser floß hinten eigenmächtig hinaus, unser Boot war durchschnitten.

Mit dem Kahn verloren wir einen kleinen Theil der naturhistorischen Sammlungen, die geodätischen Instrumente, alle unsere Netze, mehrere Geräthschaften u. dgl. m. Mehr als alles bedauerte ich den Verlust des Kahnes selbst; sein Untergang schnitt uns zugleich von den vergrabenen Vorräthen ab, so lange das Eis sich auf dem Taimyrfluß nicht stellte. Das einzige Rettungsmittel beruhte auf der Hoffnung, am Fluß Samojeden zu treffen.

Wir schlugen einen großen Handschlitten zusammen und machten uns ohne Zögern den 29 auf den Weg trotz des abscheulichen Schlackenwetters; doch dieses hatte auf den Gebirgen den spärlichen Schnee vollends aufgelöst. Messern gleich, hobelten die scharfen Felsblöcke überall Späne auf unsere Spur, und schon nach kaum mehr als 3 Wersten brach unser Schlitten zusammen.

Wir mußten des Unwetters wegen hier übernachten. Die angestrengten Arbeiten am Boote, denen statt der Ruhe ermüdendes Fouragiren mit dem Gewehre folgen mußte, hatten nebst dem Hunger und übrigen Strapazen schon seit zwei Wochen an meiner Gesundheit genagt, eine völlige Schlaflosigkeit rieb den Rest der Kräfte auf, so daß ich am 30 früh in dem entscheidenden Moment mich völlig unfähig fühlte die Reise anzutreten.

Die Netze waren untergegangen, meine Erschöpfung verstopfte die letzte Nahrungsquelle, indem mein Gewehr in der ohnedieß fast völlig todten Gegend außer Thätigkeit gesetzt wurde; nur der schleunigste Aufbruch mit dem geringen Vorrath konnte die Mannschaft retten.

Ein Nothrest an Bouillon, den ich für den äußersten Fall bei Seite gelegt, ward in fünf gleiche Theile getheilt; unser wandelndes Fleischmagazin, mein freilich völlig ausgehungerter treuer Freund, der für zoologische Zwecke eigens dressirte Hund — ward abgeschlachtet, Blut und Knochenbrühe gemeinschaftlich verzehrt; das Fleisch gleichfalls vertheilt.

Ein Bündelchen Kleidungsstücke auf dem Rücken, die genannten Vorräthe in der Tasche, brach die Mannschaft am 31 auf. Ich blieb allein zurück in der Nähe des 75sten Grades. Den Windschutz wandelte ich in eine Art Höhle für mich um.

Am 3 September stand das Eis auf dem ganzen See; es verließ mich meine letzte Hoffnung — selbst die Schneeammer. Die Kräfte schwanden ganz, so daß ich während dreier Tage das Lager nicht verlassen konnte, um mir Trinkwasser zu holen; dann ging es allmählich besser.

Die Tage wurden jetzt durch eine Reihenfolge jener berüchtigten Schneegestöber des sibirischen Nordens bezeichnet; sie vergruben mich völlig. Nachdem ich 18 Tage in diesem unangenehmen Zwiespalt zwischen Verhungern und Erfrieren gelegen, fruchtlos auf Entsatz harrend, gewann ich die Ueberzeugung, meine Gefährten seyen umgekommen.

Durch ein flüchtlings zurückgebliebenes Alpenhuhn zu reichlicher Wegekost gelangt, faßte ich, obgleich sehr kraftlos, den Entschluß, die vergrabenen Vorräthe aufzusuchen. Auf einen kleinen Handschlitten Kleidungsstücke, Gewehr nebst Ammunition und mein Tagebuch nebst anderem Nothwendigem packend, brach ich langsamen Ganges und häufig ruhend auf. Gegen Mittag erblickte ich auf einem freien, mir wohl bekannten Abhange des Gebirges drei Punkte, die früher nicht dort vorhanden waren; da sie sich bewegten, veränderte ich die von mir eingeschlagene Richtung. Wir näherten uns. Es war mein Freund Toltschum, der Assja-Häuptling, welcher, von einem unserer Leute geführt, mit drei Schlitten mich aufzusuchen eilte. Wegen Mangel an Rennthiermoos mußten seine Rennthiere an 150 Werste ohne Futter zurücklegen.

Nun erfuhr ich, daß meine Mannschaft, begünstigt dadurch, daß das Eis eines tief vorgreifenden Busens des Sees sie trug, schon am vierten Tage Samojeden getroffen hatten. Die Gewalt der fortwährenden Schneegestöber hatte diese abgehalten, mir bisher zu Hülfe zu eilen, und einmal sogar zur Rückkehr gezwungen, nachdem sie lange geirrt.

Am 19 September brachten mich die Samojeden in mein Zelt, wo wir uns alle glücklich, obgleich mit mannichfachen Nachübeln kämpfend, versammelt sahen.

Das Zurückgelassene ward abgeholt, das Einpacken um so eiliger besorgt, als alle Samojeden schon die Rückreise antraten, und am 28 September wandten auch wir dem Taimyr den Rücken.

Nach fünf Monaten begrüßten wir freudetrunken am 8 October den Waldsaum, und am 9, nach fünf Monaten Zeltlebens, die Rauchhütte an der Boganida, die Reisegefährten und frisch gebackenes Brod.

Hr. Branth hatte hier eifrigst gesammelt, nach Möglichkeit die meteorologischen Beobachtungen fortgesetzt, und mit Einem Wort seine Bestimmung vollkommen erreicht. Nach Verlauf einer Woche waren wir reisefertig und begannen nun unsern Rückzug auf demselben Wege, den wir im Frühjahre zurückgelegt hatten. Trotz meines Drängens konnte jedoch die Rückkehr nicht hinreichend beschleunigt werden, so daß ich mich gezwungen sah, unsern Troß zu verlassen, und mit Hunden durch Tag und Nacht nach Turuchansk eilte, wo ich noch gerade vor Abgang der Post am 18 November zu erreichen das Glück hatte.

In etwa einer Woche sehe ich dem Eintreffen unserer Sammlungen unter Hrn. Branths Führung entgegen.

Gegen Ende des Decembers möchte das Bergen der Sammlungen beendigt seyn, worauf ich ohne Verzug die Reise nach Jakutsk anzutreten gedenke.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1844.

Englische Sports.

VIII. Die Jagd.

Jedes menschliche Geschäft wird von jedem Volk auf eine eigenthümliche, seinem Charakter entsprechende Weise betrieben. Es gibt daher auch die Weise, wie die Engländer die Jagd aufgefaßt haben und wie sie dieß bei allen Völkern beliebte Vergnügen betreiben, ein Spiegelbild des Charakters der Nation. Es kommt uns hiebei natürlich nicht auf eine Beschreibung aller Arten der englischen Jagden, sondern nur auf eine Darstellung ihres Charakters und Geistes an. Wir wollen nachweisen, wie auch hierin der Nationalcharakter des Volks sich nicht verläugnet.

Wie in dem Wolfe, wie in dem Löwen, so liegt auch in dem Menschen ein natürlicher Instinct, ein wilder Naturtrieb, das Enteilende zu verfolgen, das Fliegende, Laufende zu erhaschen. Wir können uns diesen Trieb nicht weiter erklären, aber er ist so tief begründet, daß er sich selbst bei den gebildetsten Nationen kund gibt. Seit dem Eindringen der normannischen Barone in England ist dieser Trieb dort besonders thätig, und alles, was zur Jagd gehört, wurde seitdem in diesem Lande mehr cultivirt und geregelt, als wie in irgend einem andern.

Die Engländer haben hauptsächlich drei Arten der Jagd. Das Erreichen und Tödten des Wildes aus der Ferne durch Schießgewehre, was sie „shooting" nennen, dann das Tödten des Wildes durch bloßes Jagen, „hunting" und drittens durch die Vermittlung eines Vogels, „hawking." Diese letztere Art der Jagd, die im Mittelalter und selbst noch im Anfange der neuern Zeit in Europa die Lieblingsjagd des Adels, der Damen sowohl wie der Herren war, ist seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts allmählich fast überall außer Gebrauch gekommen, und England ist wohl das einzige Land, in welchem sie in neuerer Zeit wieder auflebte.*) Vielleicht geschah dieß nur in Folge der romantischen Begeisterung für das Mittelalter, deren Feuer durch die neueren Romane, Novellen und durch die ganze neuere romantische Literatur, welche alle gebildeten Classen der europäischen Gesellschaft in Bewegung setzte, und die sich auch in England in der Wiederherstellung mittelalterlicher Ruinen, der zärtlichen Bewunderung für romantisch gelegene Abteien, in der Vorliebe für Antikes an Meublement, für altmodische Pergament-Einbände, und in der neumodischen Thätigkeit der Künstler in Darstellung von Jagdscenen, häuslichen Scenen, ritterlichen Uebungen des Mittelalters und noch in vielen anderen Richtungen kund thut.

*) Auch in den Niederlanden fängt man stark an wieder mit Falken zu jagen, und in Frankreich zeigen sich gleichfalls Liebhaber. A. d. R.

Hat man doch sogar in neuerer Zeit in England einen Versuch gemacht, die alten Turnierübungen selbst wieder aufleben zu lassen. Wir können uns daher nicht darüber wundern, daß wir neuerdings auch wieder auf eine Menge Pachtcontracte stoßen, in denen die Landeigenthümer sich bei ihren Pächtern nicht nur das Recht des hunting, fishing und shooting, sondern auch das des hawking reservirt haben.

Noch in diesem Augenblick gibt es in England das Amt eines Erbgroß-Falconier des Reichs (hereditary grand Falconier of England). Dieser, der Herzog von St. Albans, gab im Jahre 1835 und 1836 dem zu Brighton versammelten Publicum das Schauspiel einiger großen Falkenjagden, und als ausgezeichnete Falkenjäger des Tages werden der Lord Orford, John Severight und andere genannt.

Shooting.

Unter „Shooting" könnte man eigentlich alle verschiedenen Arten unserer deutschen Jagd begreifen, denn alle unsere Jagdarten endigen sich mit dem Niederschießen des Wildes und wir betrachten dieß auch als ihr Hauptziel. Die Engländer verstehen indeß unter den „Shooting" vorzugsweise nur die Jagd des Vogelwildes, da nur diese allein seit der Abschaffung des Falken durchaus mit dem Niederschießen des Wildes endigen muß. Alle vierfüßigen Thiere hetzen (hunt) sie gewöhnlich vermittelst der Hunde. Sie rechnen dann aber die wenigen Arten der Jagd, bei denen diese Thiere mit der Flinte erlegt werden (wie z. B. das deer-stalking) mit zum „Hunting." Das einzige vierfüßige Thier, das sie fast wie einen Vogel behandeln, und dessen Jagd sie immer mit zum „Shooting"

rechnen, ist das Kaninchen (rabbit). Man sagt immer rabbit-shooting und es gibt kein rabbit-hunting.

Bei der Gründlichkeit, mit der die Engländer überall zu Werke gehen, und mit der sie jeden Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen leeren, läßt sich im voraus denken, daß sie auf die Existenz aller Vögel einen eigenthümlichen Jagdsport begründet haben. In der That, es ist kein Vogel in ihrer Natur, für den sie nicht ein besonderes Nachstellungssystem und ein besonderes Jagdvergnügen erdacht haben. Wir Deutschen stellen in der Regel nur denjenigen Vögeln nach, die entweder etwas in den Topf geben, oder die als Raubvögel uns schaden könnten. Viele andere, die keinen Werth haben und dabei harmlos sind, lassen wir frei ausgehen oder nehmen sie wohl auch mit menschenfreundlichem Vorurtheil gegen den mordlustigen Jäger in Schutz. In England, wo das Hauptinteresse der Jagd mehr nur in dem Sport als in der Jagdbeute gefunden wird, hat man nicht nur das Schnepfenschießen, Haselhuhnschießen und unsere andern Arten der Vogeljagd ꝛc., sondern auch das Kranichschießen (crane-shooting), das Reiherschießen (heron-shooting), das Krähenschießen (rook-shooting), das Drosselschießen (field-fard-shooting), Sperlingschießen (sparrow-matches), Taubenschießen (pigeon-matches), ja sogar das Storchschießen (stork-shooting) als eigenthümliche Arten der Vogeljagd ausgebildet.

Jeder Vogel hat seine eigene Art zu fliegen, seine eigene Weise sich zu verbergen und dem Jäger zu entziehen. Die Nachstellung und Erlegung eines jeden muß daher auf eine eigenthümliche Weise geleitet werden, und da die Engländer weniger Vergnügen an dem Erlegten finden, als an der Art und Weise, wie sie dazu gelangen, an den verschiedenen aufzuwendenden Listen und Geschicklichkeiten und an den zu bestehenden, verschiedentlich modificirten Abenteuern — so ist es natürlich, daß jeder Vogel ihnen eine besondere und erwünschte Gelegenheit dazu gab, die Jagdfreuden auf raffinirte Weise zu variiren.

Die vornehmste aller englischen Vogeljagden ist ohne Zweifel das „Grouse-Shooting." Die Engländer verstehen unter „grouse" eigentlich das Haselhuhn, begreifen aber dann darunter auch alle Arten wilder Hühner: den Auerhahn, das Birkhuhn, das Feldhuhn, das Sumpfhuhn u. s. w.

Schottland ist durch seine „grouse" besonders bekannt, und in seinen wilden Bergschluchten, wüsten Haiden und einsamen Tannenwäldern ist manche Art von „grouse" zu Hause. Auch Irland und Wales haben mehrere vortreffliche „grousing-localities" und um die Mitte des Monats August, wo die „grouse-season" anfängt, begeben sich daher die Vogeljäger in England auf eine allgemeine Wanderung zu diesen Ländern, insbesondere zu Schottland und den nördlichen Grafschaften Englands, Westmoreland, Cumberland und Northumberland.

Die Dampfschiffe, welche nach dem Norden gehen, sind um jene Zeit alle voll von „Grousers." Die Mehrzahl dieser „Grousers" sind natürlich keine Landeigenthümer, sondern besonders jetzt, wo es so leicht ist aus der Mitte des Menschengetümmels von London in die Wald- und Bergeinsamkeit des Nordens zu gelangen, sind es meistens Londoner „sportsmen," die einen kleinen Jagdausflug von einigen Wochen unternehmen, um in den schottischen Moors „the sublime" die Felsen zu genießen und „nature in her wildest breast" zu sehen. Sie fixiren sich in dem Wirthshause irgend eines schottischen Bergdorfes und miethen von dem Laird der Nachbarschaft einen ihrer Hügel „for grouse-shooting."

Die Passion für diese Art der Jagd scheint eben jetzt besonders zu blühen, und das „Grouse-Shooting" kann man gewiß unter die fashionablen „rages" d e s T a g e s rechnen. Was die englischen Journale und unter ihnen selbst die Times im vorigen Jahre über die Anzahl der nach Schottland ausgewanderten „Grousers," über die getroffenen Anstalten und über die Menge des geschossenen Wildes berichtet, setzt wirklich in Erstaunen. Wahrscheinlich wird sich diese „grouse" Passion bei den durch Eisenbahnen und durch neu eingerichtete Dampfschiffahrtslinien immer leichter werdenden Transportmitteln in den nächsten Jahren noch steigern. Doch ist zu fürchten, daß eben diese Steigerung der Passion und eben diese Erleichterung der Transportmittel dem ganzen Sport dann auch ein Ende machen werden; die schottischen Lairds, vom Gelde der Londoner gereizt, werden ihre „Hills" und „Moors" so lange vermiethen, bis keine Spur von „grouse-ground" mehr aufzufinden ist. Die Londoner Märkte und Küchen, welche jetzt im Frühherbst von grouse überschwemmt sind, werden immer höhere Preise bezahlen müssen, und endlich wird kein „Hill" mehr zu vermiethen und kein „Grouse" mehr zu schießen, zu verkaufen und zu verzehren seyn.

Das „Grouse-Schießen" ist in so hohem Grade die vornehmste aller englischen Vögeljagden, daß, da wir ihr nur eine so kurze Darstellung haben widmen können, wir uns ganz enthalten müssen, über alle übrigen Vogeljagden zu sprechen, um jener nicht unrecht zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Der New-York- und Erie-Canal im Staate New-York.

(Schluß.)

Die westliche Gränze des Erie-Canals ist der See gleichen Namens, der südlichste einer Kette von schiffbaren Seen, welche sich weit über diesen Staat hinaus in das Innere erstrecken. Rings um diese Landseen sind fünf mächtige Staaten im Werden; 280,000 (engl.) Quadratmeilen liegen innerhalb dieser Gränzen, welche im Norden durch die Seen, im Süden durch den Ohio, im Osten durch diesen Staat selbst und im Westen durch den Mississippi gebildet werden. Die Erzeugnisse dieser ungeheuren Strecke, 180 Millionen Acres urbaren Landes, fast doppelt so groß als Frankreich und ungefähr gleich dem sechsfachen Inhalt von England strömen dem Erie-Canal zu. Die Natur hat vielleicht für keinen Theil der Welt so viel gethan, als für diese Strecke; sie ist ringsum von schiffbaren Gewässern umgeben, keine Hindernisse stehen der Anlage von Kunststraßen und Canälen im Wege,

und überall ist amerikanische Industrie sichtbar, überall rege den ergiebigen Boden zu pflegen. Der kräftige Arm des Deutschen schwingt hier die Axt nicht umsonst, für weniges Geld kann er ein Landeigenthümer werden und nach wenigen Jahren „von des Hauses weitschauendem Giebel überzählt er sein blühend Glück."

Der Westen dieses Staates (New-York), welcher vor drei Jahrzehnten kaum im Entstehen war, lieferte im Jahre 1841 die folgenden Gegenstände, welche ich nebst deren Tonnenzahl und Werth aus officiellen Documenten zusammengestellt habe.

	Tonnen.	Dollars.
Pelzwerk	2,217	1,174,829
Baumaterial	587,647	3,434,206
Erzeugnisse der Viehzucht . .	35,142	5,451,156
Erzeugnisse des Ackerbaues . .	748,557	13,193,325
Manufacturwaaren	212,388	20,355,997
Mineralien und andere Effecten	222,231	2,694,379

Menschliche Hände sind es, welche jetzt diese Strecke erfordert; doch auch daran wird es nicht fehlen. Im J. 1816 war Ohio der einzige Staat des Westens; Indiana schloß sich in demselben Jahre mit der nöthigen Bevölkerung von 60,000 Seelen der Union an. Illinois und Michigan waren nur ärmlich bevölkerte Bezirke, und Wisconsin, dem Namen nach unbekannt, ein unbedeutender Theil des nordwestlichen Landes. In dem kurzen Zeitraume von 21 Jahren ist die Bevölkerung von Ohio auf 1,600,006, Indiana über 600,000, Illinois und Michigan auf 700,000 gestiegen, während westlich vom See Michigan nicht allein Wisconsin rasch aufblüht, sondern sogar jenseits des Mississippi 30,000 Menschen den Grund zu einem neuen Staat gelegt haben. Die Bevölkerung der westlichen Staaten beträgt fast drei Millionen, und wird in 1850 sich mehr als verdoppelt haben. Sie besteht meistens aus jungen, rüstigen, arbeitsamen und wohl unterrichteten Leuten, welche die volkreichern Gegenden der östlichen und mittlern Staaten verlassen haben, um sich um die Seen zu lagern und dort ein Reich zu gründen. Die Gesetze, Gebräuche, die religiösen und bürgerlichen Einrichtungen ihres Vaterlandes haben sie begleitet, und vor allen Dingen nur auf ihren Gott und sich selbst gestützt, haben sie den Entschluß gefaßt, Sklaverei auf ewig aus ihren Gränzen zu verbannen.

Diese innern Staaten haben zwei Wege, auf denen ihre Producte den atlantischen Ocean erreichen können, entweder mittelst des Mississippi- und mexicanischen Meerbusens, oder mittelst des Erie-Sees, der Canale und des Hudson-Flusses. Mag es Anhänglichkeit der Einwohner an die Heimath ihrer Jugend, schärfere Rechtspflege oder ein gesunderes Klima seyn, welche sie antreibt, der zuletzt angegebene Weg ist der, dessen sie sich am häufigsten bedienen; die Anstrengungen ihn zu verkürzen sind „riesengroß," und wenn auch gegenwärtig durch den Drang der Zeiten gehemmt, nicht „hoffnungslos." Drei bedeutende Canäle (deren einer länger als der Erie-Canal ist), welche eine Gesammtlänge von 1000 engl. Meilen haben, sollen den Ohio mit dem Erie-See verbinden, während ein anderer Canal, fast 30 Meilen weit durch Felsen gehauen, den schiffbaren Illinois-Strom mit dem See Michigan vereint. Die fernen Theile des Westens beabsichtigt man mittelst Eisenbahnen 1500 Meilen lang mit den Seen in Verbindung zu bringen. Der Umstand verdient einer besondern Beachtung, daß die Unternehmungen in jedem der ausgedehnten Staaten nach demselben Plane begonnen sind, indem alle eine Hauptbasis haben, welche von Seitenzweigen unterstützt wird.

Es würde interessant seyn, einen Blick in die Zukunft zu thun, und die Vortheile, welche unsere Binnenschifffahrt gegenwärtig gewährt, mit denen zu vergleichen, deren wir uns erfreuen werden, wenn die oben angeführten Projecte zu deren Erweiterung in Ausführung gebracht worden sind, und einen Vergleich zwischen dem Erie-Canal und dessen großem Nebenbuhler, dem Mississippi, anzustellen, jedoch mein Raum gestattet es nicht. Wenn auch ein großer Theil der Erzeugnisse des Westens seinen Markt mittelst des Mississippi sucht, so kehren diese Producte doch gemeiniglich, wenn auch in anderer Form, mittelst des Erie-Canals nach dem Westen zurück. Das Getreide des fernsten Westens wird an der Mündung des Mississippi für Baumwolle vertauscht, als solche den Fabriken Europa's zugeführt, in europäische Fabricate umgesetzt, nach den nördlichen Häfen Amerika's verschifft, und als solche endlich kehrt es mittelst des Erie-Canals zu den Fluren zurück, denen es entsprang.

In den obigen Tabellen habe ich die Frachten unberücksichtigt gelassen, welche dem Westen mittelst der Canäle zugeführt werden. Es schien mir zweckmäßig, um die Wichtigkeit der Canäle zu zeigen, einen Umriß des Westens und dessen raschen Wachsthums zu geben, und ich kann gegenwärtig nur wenige Worte hinsichtlich dieser Frachten hinzufügen. Sie sind durchschnittlich bedeutend größer sowohl in Tonnenzahl, als auch in Werth, als die dem Hudson zugeführten Frachten; im Jahre 1840 betrugen die ersteren mehr als das Doppelte der letzteren. Der Grund ist in der Menge der Einwanderer zu suchen, welche gegenwärtig dem fernen Westen zuströmen, und für welche selbst der so ergiebige Boden nicht hinreichende Lebensmittel erzeugt. Die älteren Theile des Westens, statt ihre Producte sämmtlich dem Osten mittelst des Erie-Canals zuzuführen, transportiren sie weiter westlich, ihre Mitbrüder damit zu versorgen — und so wird es vielleicht noch jahrelang, vielleicht Jahrzehente fortdauern, jedoch das Endresultat der Bebauung des ergiebigen Bodens und der Benutzung der natürlichen Vortheile wird, ja muß ein glänzendes seyn, ein Resultat, das einzig dasteht in der Geschichte der Finanzen irgend eines Staates der Welt!

Nachtrag zu Middendorffs Reise.

Die erste Veranlassung zu dieser wissenschaftlichen Expedition gab ein höchst auffallendes geologisches Phänomen. Schergin, Kaufmann in Jakutsk, zugleich Agent der russisch-amerikanischen Compagnie, wollte im Jahre 1828 auf seinem Hofe einen Ziehbrunnen graben, allein nach zweijähriger Arbeit und obgleich er schon tiefer gedrungen war, als die Wasserfläche der Lena liegt, fand er den Boden noch immer gefroren. Er hatte schon die Hoffnung aufgegeben mit mäßigen

Kosten bis zu einer Ader fließenden Wassers zu gelangen, als der Admiral Wrangell durch Jakutsk reiste und Schergin aufforderte, auf Kosten der amerikanischen Compagnie weiter zu graben, um die Mächtigkeit des Eisbodens kennen zu lernen. So wurde mehrere Jahre fortgearbeitet, bis man 54 Saschenen 2 Arschinen oder 382 englische Fuß vorgedrungen war, und nun erst glaubte Schergin zu bemerken, daß der Boden weich werde, doch hatte er die Temperatur des Erdreichs im Boden des Schachtes noch unter dem Gefrierpunkt ($-\frac{1}{2}$° R.) gefunden. Jetzt weigerte sich auch die Compagnie weiter graben zu lassen, und die kostspieligen Arbeiten der letzten beiden Winter fielen Hrn. Schergin zur Last, den Se. Majestät der Kaiser durch ein Gnadengeschenk schadlos hielt.

Unterdessen hatte die Tiefe der gefrorenen Schichte unter den Physikern großes Aufsehen erregt. Prof. Erman, der auf seiner Reise durch Ostsibirien den Anfang des Brunnens gesehen hatte, stellte in seiner Reisebeschreibung die Vermuthung auf, daß man erst mit 600 Fuß flüssiges Wasser finden würde. Meistens zweifelte man, jedoch nur, weil man sich eigentlich die Frage noch gar nicht ernstlich vorgelegt hatte, wie mächtig die Schichte von ewig gefrorenem Boden wohl seyn könnte, deren Daseyn in einem großen Theil Sibiriens schon längst bekannt war. Man wußte, daß die Temperatur der äußern Luft zwar die oberste Erdrinde rasch durchdringt, dann aber langsam und immer langsamer in sehr rasch abnehmender Progression der Mittheilung. Nun ist aber in Jakutsk der Winter so streng und anhaltend, daß troß des warmen, ja sogar heißen, aber kurzen Sommers die mittlere Jahrestemperatur, d. h. die gesammte Temperatur des Jahres auf alle Tage gleichmäßig vertheilt, mehr als 6° R. unter Null beträgt. Hieraus folgt weiter, daß während des Sommers nicht so viel vom Boden aufthauen kann, als im Winter gefriert, und daß also in tiefern Schichten die einmal eingedrungene Kälte immer weiter dringt, wenn auch unendlich langsam. — Man hat ferner seit längerer Zeit durch Beobachtungen in Schachten und die Temperatur des durch artesische Brunnen zu Tage gebrachten Wassers der Tiefe sich überzeugt, daß überall auf dem Erdboden die Temperatur mit der Tiefe ziemlich rasch (ungefähr 1° R. auf 100 bis 125 Fuß) zunimmt, daß also das Innere des Erdkörpers glühend heiß seyn müsse. Gerade diese Ueberzeugung scheint im ersten Augenblick bei manchen Geologen Zweifel gegen die Mächtigkeit der gefrorenen Schichte in Sibirien (und Nordamerika, wo dasselbe Phänomen sich zeigt, wo man aber über die Mächtigkeit gar keine Erfahrung hat) erregt zu haben. Indessen hatte Schergin die Temperatur der Wände seines Schachtes in verschiedenen Tiefen gemessen und wirklich eine Abnahme der Kälte oder, was eben so viel ist, eine Zunahme der Wärme gefunden. Hienach kann nicht wohl gezweifelt werden, daß auch in den Boden von Jakutsk die Temperatur von außen eingedrungen ist — seit einer unbestimmten Zeit. Nun ist einleuchtend, daß wenn man die mittlere Lufttemperatur von Jakutsk kennt (die sich jetzt annähernd bestimmen läßt), und wenn man die Gesetze der Wärmemittheilung in einem Boden, wie der Jakutsker, bis auf 400 Fuß wird bestimmen können (wozu aber freilich noch viel fehlt), man die Zeit wird abschätzen können, während welcher die abkühlenden Verhältnisse auf den Boden von Jakutsk gewirkt haben. Hiemit haben wir zeigen wollen, daß der Brunnen in Jakutsk für die Geschichte der Erde einer der wichtigsten Punkte ist und lange Zeit bleiben wird. Nur mit zwei Pinselstrichen mag das näher bezeichnet werden. Man kennt überhaupt nur wenige Punkte auf der Erde, welche durch fortgehende Veränderungen, Ausspülungen des Meeres, Ablagerungen der Flüsse, fortgehendes Zerfallen von Felsen u. s. w., nachweisen, daß die jetzt dort wirkenden physischen Kräfte einige Jahrtausende hindurch, aber keineswegs vom Anfange der Erdbildung an gleichmäßig fortgewirkt haben. Man hat also abzuschätzen versucht, wie lange diese Gegenden unter den jetzigen physischen Verhältnissen gestanden haben mögen. Diese Abschätzungen konnten bisher immer nur sehr unbestimmt ausfallen. — Der gefrorne Boden Sibiriens enthält aber noch eine andere höchst auffallende Erscheinung. Hie und da hat man vorweltliche Thiere — Mammuthe und Nashörner — mit der Haut und allen innern weichen Theilen gefunden — ein Beweis, daß sie ziemlich rasch der Einwirkung der Kälte ausgesetzt wurden. An der rasch eintretenden Einwirkung der Kälte kann man nicht füglich zweifeln. Wie es aber möglich geworden, daß plötzlich im Vaterlande dieser Kolosse, zu deren Ernährung eine Menge Vegetabilien da seyn mußten, Kälte eintrat, oder ob ihre todten Leiber plötzlich aus wärmern Gegenden in kältere versetzt wurden — darüber ist viel gestritten und gar manche Hypothesen sind laut geworden. Man hat sogar vor längerer Zeit schon eine plötzliche Veränderung der Erdachse angenommen und ganz neuerlich diese Hypothese wieder ausführlich zu vertheidigen gesucht. Es leuchtet nun jedermann ein, welche Wichtigkeit es haben müsse, an dem Brunnen oder Schacht in Jakutsk abzuschätzen, wie viel Zeit hingegangen seyn mag, um die Abkühlung durch die äußere Temperatur so weit vordringen zu lassen und nach der Progression der Temperaturzunahme in den Wänden des Schachtes zu schließen, ob diese Erkältung schon zu einem Stillstande gekommen ist oder nicht?

Aber so weit sind wir noch nicht. Schergin hat zwar Temperaturbeobachtungen in verschiedenen Tiefen gemacht — aber nicht eben sehr genaue, da er nur von eigener Neugierde geleitet wurde. Er hat die Thermometer nicht tief genug eingesetzt, sie nicht genug gegen den Einfluß der während des Winters in den Schacht eingedrungenen Luft geschützt, die im Sommer um so mehr stagnirte, da während dieser Zeit der Brunnen nicht befahren worden ist, und noch weniger darin gearbeitet wurde. Man hat darum auch die Frage aufgeworfen, ob nicht die Wände des Schachtes bloß durch die eingedrungene Luft abgekühlt seyen, unabhängig von der Temperatur des Bodens in größern Entfernungen. Auffallend ist es, daß Schergin in den tiefern Regionen immer gleichmäßig $-\frac{1}{2}$° R. gefunden haben wollte. — Aber vor allen Dingen mußte entschieden werden, ob das Phänomen in Jakutsk nur local oder der zufällig aufgeschlossene Theil eines allgemeinen Verhältnisses ist. Man kennt in mittlern Gegenden von Nordamerika Stellen wo der Boden das ganze Jahr hindurch Eis enthält, obgleich im weiten Umkreise hieran gar nicht zu denken ist. Dasselbe ist seit einiger Zeit von einem Berge in Böhmen und neulich sogar von einem Hügel in den Rheingegenden bekannt geworden. Diese Localitäten sind in geologischer Hinsicht freilich andere als in Jakutsk, man fand dort Basaltund zum Theil Granitblöcke zusammengehäuft und schreibt die niedrige Temperatur der Verdünstungskälte, von durchstreichenden Luftzügen erzeugt, zu. Im Jakutsker Schacht aber hat man organische Reste, namentlich Baumwurzeln, in verschiedener Tiefe gefunden. Wie wenn nun durch neue Ablagerungen des Flusses auf schon gefrorenem Boden neue Schichten aufgeworfen wären? Dann ist die Tiefe, in der wir jetzt den Boden gefroren finden, die Folge von mehr complicirten Verhältnissen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1844.

Verkehr der Araber mit Indien.

(Nach Theod. Pavie. Revue des deux mondes. Nov. 15.)

Zwischen den Seefahrern des ganzen Uferlandes von Arabien und den Bewohnern der indischen Halbinsel bestehen alte Familienverhältnisse. Die Araber suchten sich nicht auf verschiedenen Punkten bleibend niederzulassen, wie bald darauf die europäischen Nationen thaten, sondern sie knüpften Verbindungen an, welche durch den Mongoleneinfall und durch die darauf folgende Einführung des Islam sehr erleichtert wurden; die Moslems Indiens betrachteten sie als Brüder. Aus diesen Verbindungen entstanden Familien, die noch jetzt sehr zahlreich sind, und auf der Küste von Coromandel Labbis, auf der von Malabar Mopiais heißen, was Schwiegersöhne bedeutet, denn die Araber heuratheten Töchter von Indiern. Die Leute dieser Race, welche man an ihrem schmächtigen aber nervigen Wuchs, an ihrer hohen Stirn und langen Armen erkennt, sind jetzt unter den Kasten ihres Mutterlandes aufgenommen, und theilen sich zwischen den beiden Gewerben, welche auf ihren Ursprung deuten, denn sie sind Matrosen und Wollkartätscher, wie ihre Vorfahren Seeleute und Hirten gewesen waren. Die Königin von Cananor gehört einer Moplai-Familie an, treibt selbst Handel, und sendet ihre eigenen Schiffe nach den Meerengen und den Lakkadiven, als deren Beherrscherin sie sich ansieht; ihr kleiner, ehemals durch ein holländisches Fort vertheidigter Hafen, der im Hintergrund einer artigen Bay sehr geschützt ist, kann eine gute Anzahl arabischer Daus aufnehmen. Die Radschas von Kotschin und Travancore sind in ganz verschiedener Stellung. Letzterer, als Herr von schönen Provinzen, in welche der Islam nie eindrang, die aber eine halbe Million Christen enthalten, öffnet seine schlechte, von einer steten Brandung gepeitschte Rhede und die zierliche Stadt Allipey den moslemitischen Seefahrern wie den europäischen Handelsleuten, welche beide hier namentlich Pfeffer und Bauholz holen. Der kleine Fürst von Kotschin, der den größten Theil seines Gebiets an den Fürsten von Travancore verloren, besitzt fast nur noch die Stadt, von der er den Namen führt; hier finden die Araber der Südküste und aus dem persischen Golf in Fülle die Hauptproducte, die sie aus Indien holen, nämlich Reis, Segeltuch, Harz, Seilwerk aus Coir (Cocosfasern), die biegsamen Taue, die sich, wenn der Sturm das Schiff peitscht, verlängern statt zu brechen, Cocosöl und die Cocosnüsse selbst, aus deren Schalen man die gewöhnlichen Narguilés (Wasserpfeifen) macht, Bauholz, einheimische Baumwollenzeuge u. dgl. Europäische Manufacturwaaren holen sie zu Bombay.

Alle Schiffe, groß und klein, welche diese Meere befahren, sind in den Häfen der Westküste Indiens gebaut, selbst die meisten Barken, welche man auf dem rothen Meere findet; diese Schiffe, welche aus dem besten Holz der Welt gezimmert sind, mit Gewandtheit in dem meist ruhigen Meere geführt werden, und nur Eine Reise im Jahre machen, können ein Jahrhundert dauern; die Araber, minder eilig in allen Dingen als die Europäer, minder gierig, schnell ein Vermögen zu erwerben, beladen ihre Schiffe wie ihre Kamele so, daß sie leicht unter der Last dahin gleiten können. Zu Kotschin, längs dem Kai, wo sie angebunden sind, kann man den massiven Bau dieser Schiffe gemächlich untersuchen; man könnte diese Stadt für ein Arsenal ansehen, wenn man die Werften betrachtet, wo die weißen Juden Syriens Seilwerk und Holz verkaufen, und die Seilerwerkstätten, welche sich in den Garten bis zum Dorfe Matatscheri ausdehnen, wo die schwarzen Juden wohnen, deren Herkunft man nicht kennt. Dieser kleine Hafen bietet in hohem Grade das Bild einer asiatischen Stadt, in der das europäische Element kaum bemerklich ist.

Man kann alle diese Fahrten als bloße Küstenfahrten ansehen, da die Winde sehr regelmäßig sind, die Ghats aus großer Ferne gesehen werden, und die kleinen, gelb und schwarz gestreiften Schlangen, welche sich in einer bestimmten Entfernung von der malabarischen Küste halten, die Nähe derselben zeitig verkünden. Aber um Ceylon herum nach Bengalen zu fahren, das ist eine lange Fahrt, und die Araber machen sie periodisch jedes Jahr auf großen, schönen Dreimastern. Im October fahren sie von Moka, Dschidda, wo um diese Zeit nicht eine Barke bleibt, von Maskat und verschie-

denen Punkten Arabiens ab, und langen am Ende des Südwestmonsuns, oft ohne irgendwo angelegt zu haben, in der Mündung des Ganges an. Sie bringen hauptsächlich Kaffee aus Yemen und Salz, ferner Datteln und kostbare Pferde nach Bengalen, wogegen sie größtentheils Zucker ausführen. Meistens haben sie sich das Recht erkauft, die Flagge der Compagnie zu führen, wodurch sie in allen Häfen Indiens günstiger behandelt werden. Auf dieser langen Reise nimmt der Capitän, der meistens der Eigenthümer des Schiffs und meist auch der Mannschaft ist, die seine Sklaven sind, sein Harem mit sich, und während er in einem Hause auf dem Lande sich aufhält und belustigt, führt der Aufseher (maalim) alle Geschäfte aus, und läßt die Waaren durch seine lärmenden Matrosen ans Land schaffen. Das Seeleben hemmt indeß die religiösen Gebräuche nicht, denn der Ramadan wird streng eingehalten. Einer der Nakodas (Schiffscapitan) der gewöhnlich Calcutta besucht und dessen grüner Turban die Abkunft vom Propheten anzeigt, wird von allen orthodoxen Moslems der Stadt hoch verehrt; sie umringen ihn, werfen sich auch wohl vor ihm nieder, und er hebt sie mit so viel Würde auf; seine strenge und doch zugleich sanfte Miene erinnert so sehr an die ritterlichen Sitten der alten Zeit, daß man gegen den Einfluß eines zwölfhundertjährigen Adels nicht unempfindlich bleiben kann. Manche unter diesen Seefahrern verschmähen es bereits, die Sonnenhöhe mit dem Jacobsstab zu messen, und sind in nautischer Wissenschaft erfahren genug, um europäische Instrumente anzuwenden und die Länge zu bestimmen.

Die große Zahl arabischer Fahrzeuge, welche jedes Jahr nach dem Ganges kommen, weist auf sehr alte Handelsverbindungen zwischen diesem Lande und Indien; aber außer den Waaren nehmen die Nakodas auch gegen den sehr mäßigen Preis von 50 Rupien (60 fl.) fromme Moslems mit, die zum Grabe des Propheten ziehen wollen. Die Mogolkaiser, namentlich Aurengsib, schickten früher die Pilgrime auf bewaffneten Fahrzeugen, welchen die Mahratten als fanatischen Hindus, öfters auflauerten und sie in Grund bohrten.

Englische Sports.

VIII. Die Jagd.

(Fortsetzung.)

Hunting.

Die eigenthümlichste und beliebteste Art der Jagd in England ist nun aber das Hunting, das wir als einen bei uns einheimischen Sport eigentlich gar nicht kennen. Hunting ist wahrscheinlich von „hound" abzuleiten, und bedeutet das Hetzen des Wildes mit dem Hunde. Es ist das eigentliche „Jagen," indem dabei hinter dem Wilde hergejagt wird, und die Engländer betrachten es als einen Mißbrauch, wenn wir unser „Auflauern" und „Niederschießen" des Wildes auch „ein Jagen," eine „Jagd" nennen.

Das Hunting besteht darin, daß das Wild von Hunden, Pferden und Menschen so lange verfolgt wird, bis es von Todesangst und Müdigkeit entkräftet zu Boden sinkt und sich der Gnade der Hunde und Menschen, die aber fast immer eine Ungnade ist, ergibt.

Es wäre geradezu ein Wunder, wenn die Engländer nicht diese Art von Jagd erfunden hätten, die eigentlich weiter nichts ist, als eine Modification ihrer Wettrennen und Wettläufe. Die Engländer sehen mit Verachtung auf unsere ruhigern Arten von Jagd herab, die ihnen nur als ein ziemlich müheloses Tödten und Abschlachten der Thiere erscheint. Wir könnten umgekehrt von ihrem Hunting behaupten, daß es keine Thierjagd in unserm Sinne sey, sondern nur ein Wettrennen, das Pferd und Hunde mit einem Hasen oder Fuchse entriren.

Bei dem englischen Hunting gilt immer das deutsche Sprüchwort: viele Hunde sind des Hasen Tod; denn während es bei uns in der Regel mehr Wild als Hunde und Jäger gibt, gibt es in England oft Hunderte von Jägern und Hunden und nur einen Fuchs und einen oder höchstens zwei Hasen. Schwerlich würden wohl unsere Jäger das Entzücken begreifen, mit dem ihnen ein Engländer von seinen „capital days sports" oder von seinen „best days sports ever witnessed in Monmouthshire" erzählte, und wenn er dabei auf seine Frage: wie viel Hasen, Rehe oder Hirsche geschossen wären? die Antwort bekäme: sie hätten nur zwei Hasen zu Tode gerannt, es wären aber 100 berittene Jäger in Scharlachkleidung dabei gewesen und 50 Meuten Hunde aus den ersten Kennels *) der Grafschaft.

Wir können uns eine Jagd ohne eine große Fülle von Wild gar nicht lustig denken. Das Wild selbst, das Aufscheuchen, seine bunten Heerden, das Herankommen der Hirsche und Hasen, der Rehe und Füchse durch die Gebüsche, die muntern Bewegungen der Thiere, das häufige Erproben unserer Geschicklichkeit im Erlegen, die reichliche Beute, mit deren Trophäen wir uns zieren, mit der wir unsere Jagdtaschen, Pferde, Sättel und Wagen füllen, dieß alles ist nur ein Theil unserer Jagdfreude. Die Engländer bewundern vor allen Dingen erst das „Field," das heißt die Gesellschaft der Jäger, die auf schönen Rennern in purpurrothen Scharlach-Röcken, darunter einige der ersten „Noblemen" des Landes, einher stolziren; alsdann den „run" d. h. das Rennen über Stock und Block, über Graben und Hecke, durch Bach und Fluß, über Berg und Thal; insbesondere die Hunde und deren rasche Bewegungen und unermüdliche Schnelligkeit, sogar auch den Hasen und seine Geistesgegenwart, Kraft und Energie im Fliehen. Und dennoch nennen sie „a capital days sport" das, wenn die Jägergesellschaft zahlreich und schön war, und sich darunter einige der kühnsten Reiter, Heckenspringer und Grabensetzer einfanden, wenn ein Hase oder ein Fuchs rasch und ohne langes Suchen entdeckt wurde, wenn derselbe sich nicht gleich feige den Hunden ergab, sondern lange und ausdauernd, ohne nachzulassen und ohne zu erschlaffen, sich durch

*) „Kennel" (Hundestall); den Sportsmen sind alle die ersten Kennels des Landes wohl bekannt.

die Felder tummelte, wenn aber auch auf der andern Seite die Hunde nie seine Spur verloren, ihn nicht entwischen ließen, und ihn nach einem trefflichen Ruu 20 Meilen durchs Land am Abhange eines Hügels erreichten und ihm den „finish“ gaben.

Lesen wir, um dieß alles noch deutlicher und lebendiger zu erkennen, den Bericht eines englischen Schriftstellers über ein solches englisches „Hunting.“

Ein Tag mit den Badminton-Hounds
(a day of the Badminton-hounds).

Der 5 December war ein Tag des Meetings der „Badminton-Hounds.“ Schon früh Morgens rollten die Wagen und trabten die Pferde von allen Seiten zu dem Lieblingsversammlungsplatze der Badminton-Hounds heran, zu dem lawn in Front der prinzlichen Residenz des Herzogs von Beaufort. Um halb zehn Uhr wurde es besonders lebhaft, und es zeigte sich eine zahlreiche Versammlung, um dem „spirit-stirring event“ des Tages beizuwohnen:

„His lordship, his worship, his honour, his grace,
A hunting continually go;
All ranks and degrees are engag'd in the chase,
With hark forward, huzza, tally-ho!“ *)

Die Jagdgenossen mit ihren Gemahlinnen versammelten sich, nachdem sie ihr splendides Frühstück in der großen Halle des prachtvollen Palastes jenes „Prince of the West“ eingenommen hatten, auf dem lawn, um sich an ihren verschiedenen Posten zu stationiren. Die Wagen, the postillons and outriders, carriages with four in hand, fuhren vor, der edle Eigenthümer auf seinem Favoritrosse Baronet überall anordnend und befehlend mitten dazwischen.

Das „field“ sollten folgende Personen bilden: Marquis von Worcester, der Herzog und die Herzogin von Cambridge, die Prinzessinnen Auguste und Marie von Cambridge, der Prinz Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Richelieu, der Graf Kielmannsegge, Miß Baker, Lord und Lady Andover, Lady Georgiana Codrington, Samuel Milnes Esq. und viele andere einflußreiche Mitglieder der Jagd (influential members of the hunt), mit dem groom French, ein ganzer Schweif von Begleitern mit second-horses. Das Ganze sollte also eine der magnifiksten Cavalcaden werden, wie sie das Land seit langer Zeit nicht gesehen hat. **)

(Schluß folgt.)

Die Bewohner von Warikauri.

Diese Insel, die bedeutendste der Chathamgruppe, welche vor einigen Jahren als angeblich vortrefflich gelegene Colonie den Deutschen empfohlen wurde, zählt nach dem Auckland Chronicle vom 17 Junius v. J. etwa 500 Seelen, darunter 60 Weiße, 300 Maoris (Aeuseeländer), der Rest Eingeborene, welche sich sänmtlich im Sklavenzustande befinden. Die meisten Weißen sind entlaufene Matrosen, welche durch Sammeln von Federn und Robbenfellen einen spärlichen Unterhalt gewinnen, und was fehlt, sich durch Diebstahl und Raub von den andern Weißen und Eingeborenen verschaffen. Eine zuchtlosere Racc läßt sich kaum irgendwo denken. Der Ort scheint die allgemeine Zuflucht für Leute, deren Ausschweifungen und unordentliches Leben sie hindern, anderswo sich fortzubringen. Es befinden sich gegenwärtig sechs deutsche Missionäre dort, die aber noch schlechte Fortscheitte gemacht haben, da sie bis jetzt weder die Sprache der Eingeborenen, noch die der Maoris verstehen, sie hoffen aber, daß es in Zukunft besser gehen solle, und bauen inzwischen Schulen an verschiedenen Punkten. Die Eingeborenen machen sich indeß ihre Lage zu Nutze, und verkaufen ihnen alles zu einem ungeheuren Preis. Zum Glück sind die Maoris besser als die Eingeborenen und als die meisten Weißen, und man kann sich im allgemeinen auf sie verlassen.

Nachtrag zu Middendorffs Reise.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Akademie der Wissenschaften erkannte daher, daß vor allen Dingen die Temperaturverhältnisse des Jakutsker Boden genau constatirt werden müßten, mit möglichster Abmessung der Einwirkung der äußern Einflüße. Es sollten in verschiedenen Tiefen des Schachtes Thermometer eingetrieben werden, und zwar immer zu zweien, so daß das eine nur einen Fuß, das andere aber 6 Fuß tief in die Wand eingetrieben würde. Die Differenz dieser Thermometer würde anzeigen, ob ein Einfluß der Luftsäule des Schachtes zu bemerken sey, und wie groß dieser ist. Ein Jahe hindurch sollten die Beobachtungen fortgesetzt weeden. Es war ferner nöthig, die geologischen Verhältnisse von Jakutsk, die Höhenverhältnisse der Oberfläche u. s. w. genau zu bestimmen. Vergleichende Beobachtungen in mehr oder weniger entfernten Gegenden sollten eine allgemeine Kenntniß von der Ausdehnung des Eisbodens Sibiriens geben.

Obgleich die Absicht der Akademie schon seit einigen Jahren bekannt geworden war, so fand sich doch kein Physikre, der geneigt gewesen wäre, eine so beschwerliche Reise zu unternehmen und ein Jahr darauf zu verwenden, um einige Zahlen zu finden. Es ließ sich nämlich absehen, daß die Kenntniß von der Ausdehnung und Mächtigkeit des Eisbodens kaum im Veelaufe dieses Jahrhunderts einige Vollständigkeit erreichen werde. Es sind in der That noch ähnliche Schachte in andern Gegenden nothwendig, und bevor man die Regierungen zu kostspieligen Unternehmungen dieser Art auffordern kann, muß das Interesse derselben allgemein anerkannt und vor allen Dingen genauer bestimmt werden, was man aus der Gelegenheit, die ein einfacher Kaufmann in Jakutsk und die amerikanische Compagnie geboten haben, lernen kann. Dann erst wollte die Akademie die Frage erörtern, ob sie nicht eine weitere Bohrung in dem Schachte in Jakutsk veranlassen sollte. Jetzt weiter zu graben, könnte den Schacht mit Wasser füllen, und verloren gehen lassen, was man schon besitzt.

Hr. Alexander v. Middendorff, Professoe extraordinarius in Kiew und Sohn des Directors des pädagogischen Hauptinstituts, war der erste, der sich zu dieser Untersuchung bereit erklärte, wenn man die Reise nicht auf das Bodeneis beschränkte, sondern ihm Gelegenheit gäbe, die Thierwelt Sibiriens zu untersuchen. Nun war schon seit einiger Zeit

---

*) „Tally-ho“ ist das berühmte Jagdgeschrei der Engländer, wenn ein Wild entdeckt ist und das eigentliche Rennen beginnt.

**) Uebrigens finde ich solcher Cavalcaden, „wie sie das Land nie sah,“ bloß in einem Journal sechs beschrieben.

im Schooße der Akademie die Nothwendigkeit besprochen, den nördlichsten Theil von Sibirien jenseits Turuchansk, besonders den breiten Vorsprung des Nordrandes, in welchem die Flüsse Päsina, Chatanga und der Taimyr sich befinden, untersuchen zu lassen. Es waren Anfragen, über die Möglichkeit von hier bis an die See vorzudringen, von der Akademie durch Hrn. v. Tuetschaninow in Krasnojarsk bis nach Turuchansk und an die Chatanga abgegangen, und die Antworten im Jahre 1841 eingelaufen. Diese Antworten stellten die Erreichung der Küste auf einem andern Wege als dem des Jenisei als kaum ausführbar dar. Dennoch wollte man die Aufgabe nicht fallen lassen, vielmehr hatte die längere Beschäftigung mit ihr die Wichtigkeit derselben immer mehr hervortreten lassen. Die neuesten Reisen der Engländer im arktischen Amerika und die frühern in Sibirien, so wie Wrangells und Anjou's Züge auf dem Eise des Eismeeres hatten gezeigt, daß geistige und körperliche Ausdauer mit der Fähigkeit, je nach den Umständen Schwierigkeiten zu überwinden oder sich ihnen zu fügen, fast Unmögliches möglich machen. Hr. v. Middendorff war mit dem Akademiker Baer *) in Lappland gewesen, und obgleich sie hier nicht eben große Entbehrungen zu überstehen hatten, so waren doch Gelegenheiten genug, in denen Hr. v. Middendorff seine ausgezeichnete Qualification für eine beschwerliche Reise beweisen konnte. Kräftig an Körper und Geist, von Jugend auf eifriger Jäger, ist er gewohnt, die Beschwerden der Witterung mit Lust zu ertragen, oder vielmehr sie existiren für ihn nicht, so lange sie noch zu ertragen sind. Bei großer Reiselust ein Schütze, wie man selten einen findet, in allen Künsten der Schifffahrt so geübt, daß ihn unsere Pomorzy durchaus für einen alten Seemann erklärten, geschickter Arzt und Wundarzt, ist Middendorff überdieß in der russischen Sprache so geübt, daß er sich mit den gemeinen Russen ganz in ihrer Weise unterhalten kann, was bei Expeditionen dieser Art wichtig ist, um sie immer in voller Freudigkeit zu erhalten. Mit einem solchen Führer hält der gemeine Russe immer eine Art Cameradschaft, ohne daß die Subordination darunter litte, da das Gefühl, in der körperlichen Ausdauer ihm überlegen zu seyn, nie lebendig werden kann.

Der gesammte ausgedehnte Landstrich nördlich von der untern Tunguska und westlich von dem nördlichsten Theil des Jenisei bis an die Lena war als völlig unbekannt zu betrachten, nicht bloß in Bezug auf seine Producte, sondern auch in Bezug auf seine Bewohner und ihre Art sich zu ernähren, so daß sogar das Völkchen der Dolganen zuerst in den Antworten auf die obenerwähnten Fragen vorkommt. In Bezug auf die Geographie kannte man die Namen dreier Flüsse, der Päsina, des Taimyr und der Chatanga, ihren Verlauf und ihre Nebenflüsse gaben die Karten nach Gutdünken an — und zwar, sonderbar genug, sehr verschieden. In dem ersten Atlas, den die Akademie im Jahre 1745 herausgab, ist der Taimyr ein ansehnlicher Fluß von ungefähr 800 Werst Länge, ohne See; in der Karte, welche dieselbe 1758 erscheinen ließ, ist er schon auf die Hälfte dieser Länge reducirt und fließt durch einen großen See; auf den neuesten Karten ist er nicht 100 Werst lang, den Theil oberhalb des Sees hat man ihm ganz genommen, und dieser hat nur ganz unbedeutende Zuflüsse. *) Worauf beruhen nun diese Umänderungen, da, so viel man weiß, diese Gegend nur Einmal von gebildeten Reisenden besucht ist, und zwar vor einem Jahrhundert. Seit jener Zeit ist nur ein Student, den Pallas den Jenisei hinabsendete, einige hundert Werst jenseits Turuchansk gewesen. Das Land nördlich von der untern Tunguska und östlich vom untersten Theil des Jenisei ist aber von gebildeten Leuten nie wieder betreten worden.

In noch größerem Grade, als die Karten abweichend sind, weichen die Nachrichten von einander ab, die man von Zeit zu Zeit durch Gerüchte oder durch Erkundigungen über die Beschaffenheit des Landes erhielt. Die erste mährchenhafte Kunde, welche man durch Abenteurer bekam, die 1609 über den untern Jenisei vorgedrungen waren, schildert das Land als von der Natur sehr begünstigt. Erkundigungen, welche Gmelin der ältere im Jahre 1735 anstellte, gaben das Resultat, daß nicht nur am Jenisei, von Turuchansk bis zum Meere, mehr Russen ansässig sind als an irgend einem nordischen Flusse, von der Päsina bis zum Meere auch viele, daß selbst der obere Theil der Chatanga von ihnen nicht entblößt war. Ja Gmelin behauptet sogar, daß die ganze Seeküste vom Jenisei bis zur Chatanga allenthalben häufige russische Hütten habe, die entweder bleibend oder wenigstens zu Zeiten bewohnt werden. Daß die letztere Angabe falsch war, lehrten freilich die gleichzeitigen See-Expeditionen, deren Resultat Gmelin in Turuchansk noch nicht kannte. Allein die Zahl der Ansiedlungen an den Flüssen, die damals auch auf den Karten verzeichnet wurden, scheint bedeutend gewesen zu seyn. Ja selbst im entfernten Chatanger Kirchspiel wohnten im Jahre 1771 noch 452 Russen beiderlei Geschlechts. Statt daß in andern Gegenden Sibiriens die russische Population zunimmt, scheint sie nun nach den neuesten, auf die Anfragen der Akademie eingelaufenen Nachrichten in diesen Gegenden sehr abgenommen zu haben, und ebenso der Verkehr. Gar keine Ansiedlungen sind am Meere, an der Päsina leben 35 Russen und an der Chatanga 61 Russen männlichen Geschlechts, wird berichtet.

Haben nun diese Veränderungen wirklich stattgefunden, und sind sie etwa durch Verringerung der Nahrungsquellen — vielleicht durch Verschlimmerung des Klima's bedingt? Das war eine von den Hauptfragen, die einer Lösung werth waren.

(Schluß folgt.)

*) Von diesem ist auch der obige Bericht abgefaßt.

*) Sonderbar ist es, daß die Karte von 1758 nicht nur in dieser Hinsicht, sondern auch in Beziehung auf andere Localverhältnisse, besonders der Zuflüsse der Chatanga, am meisten mit dem Bericht Middendorffs übereinstimmt.

Miscellen.

Münzen des Herzogs von Devonshire. Die Lit. Gaz. vom 23 März zeigt den Verkauf der Münzsammlung des Herzogs von Devonshire an, deren Ankauf über 50,000 Pfd. St. gekostet hatte. Die Zerstreuung dieser prachtvollen Sammlung könnte manches Cabinet bereichern, und man glaubt, der Verkauf werde kaum weniger eintragen, als sie gekostet.

[illegible]icht von Audubon. Dasselbe Blatt theilt den Auszug eines Briefes von diesem geachteten Naturforscher mit, worin derselbe sich also äußert: „Ich habe außer vielen neuen Pflanzen, Blumen rc. fünfzehn Arten neuer Vögel erhalten, und zu denen einige seltene und merkwürdige vierfüßige Thiere, worüber ich demnächst das Nöthige sammt allen den an Ort und Stelle — er ging in den Nordwesten der Vereinigten Staaten — gesammelten Nachrichten bekannt machen werde. Im Ganzen war meine Reise angenehm, ich bin gesund und wohlbehalten, und hätte nöthigenfalls nichts dagegen, meine Forschungen im fernen Westen zu erneuern."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1844.

Skizzen am kaspischen Meere.

(Nordische Biene, 8 März.)

1. Von der Insel Sara. 20 Januar (1 Febr.) 1842.

Wenn bei Euch die heftigste Kälte ist, und die Felder mit tiefem Schnee gedeckt sind, weht hier unter dem 38° B. schon Frühlingsluft und auf den Wiesen sprossen Blumen hervor. Nur die weißen Berggipfel deuten noch die Nähe des Winters an. Ich will nicht sagen, daß der ganze Winter so schön und warm war wie jetzt, aber seine Strenge beschränkte sich in diesem Jahr nur auf starke Regengüsse, und das Quecksilber fiel nicht unter den Gefrierpunkt. Gesegnetes Land! aber doch ist für den Ungewohnten das hiesige Klima nicht angenehm. Das Inselchen ist sehr hübsch, besonders im Frühjahr, wenn alles blüht; dann scheint es eine der romantischen Inseln Polynesiens zu seyn. Einige Häuschen sind in dem lichten Grün errichtet, mitten unter Granat- und Apfelbäumen, eine schöne Kirche ist von hohen Bäumen umgeben, das Ufer erglänzt von einem Muschelstreif und frischem Wellenschlag — so stellt sich das südöstliche Ufer der Insel dar. Weiterhin verschmilzt das dunkle Schilfgrün mit den Umrissen der übrigen flachen Ufer, gegen Süden überhängen die Berge von Talysch, unter denen die Insel wie ein kleiner Teppich ausgebreitet ist.

Die Insel Sara ist indeß von ziemlicher Bedeutung. Seit mehr als 40 Jahren dient sie als Hauptstationsort der Escadre, die stets vor diesen Ufern kreuzt, und jetzt nöthigt bloß das Klima, Baku, wohin die Versetzung der Escadre [illegible]ereits beschlossen ist, dieser Insel vorzuziehen. D[illegible]tvorzüge dieser Insel in militärischer Beziehung sin[illegible] die [illegible]ähe der persischen Gränzen so wie an den transkaukasische[illegible] Seeprovinzen, und die Entfernung vom festen Lande, wodurch sie von allen dort vorgehenden Ereignissen nicht mit berührt wird. In seemännischer Beziehung ist sie als unbestritten der beste Hafen am westlichen Ufer des kaspischen Meeres von Bedeutung. Um dieser vortheilhaften Lage willen prophezeyen manche dieser Insel eine glänzende Zukunft als Entrepothafen unsers künftigen Handels auf dem kaspischen Meere.

Das Bestehen dieser Insel datirt sich von noch nicht gar langer Zeit her, denn sie ist erst 80 Jahre alt; ihr Name Sara bedeutet im Tatarischen „gelb," wahrscheinlich von den Muscheln, mit denen sie an manchen Stellen übersäet ist. Trotz ihres neuen Ursprungs ist sie für alle Arten von Pflanzen sehr geeignet. Die vom Wasser überschwemmten Niederungen sind mit Schilf bewachsen, aber an den trockenen Stellen sieht man Gebüsche von Brombeerstauden oder dichte Rasen, hie und da Granaten- und Apfelbäume, so wie Weinreben. Der Boden besteht aus Schlamm, Sand und Muscheln, und wird durch die hier weidenden Heerden, welche zur Versorgung des Geschwaders unterhalten werden, fortwährend gedüngt. Die Länge der Insel beträgt 14, die Breite anderthalb Werst und darunter; die Ufer sind etwas hoch, die Bucht gedeckt, der Ankergrund gut, die Einfahrt ohne Hinderniß; das Wasser in den Brunnen ist vortrefflich. Nur das Klima ist unangenehm und unerträglich öde das Leben der wenigen Bewohner dieser Insel. Wenn einige Schiffe des Geschwaders sich hier sammeln, so belebt sich die Insel; alles ist voll Geschäftigkeit und ein Fest drängt das andere. Aber ein Schiff nach dem andern spannt die Segel auf und geht, so daß nur eine Brandwache zurückbleibt. Die Vereinzelung wird dann noch trauriger, die Insel noch öder. Die wenigen Einwohner warten, wie vom Sturm ausgeworfen, nur die Rückkehr in die Heimath ab. Im Sommer verbrennt das Grün und die Bäume sind beinahe ausgedörrt; die Hitze ist unerträglich. Der Herbst tritt ein, Wolken thürmen sich am Himmel, und ein langsamer Regen strömt fast unaufhörlich herab. Nur mit Mühe entgeht man dem Fieber; es ist hier langweilig und traurig, und das Vaterland ist weit, weit entfernt.

Wenn man an dem allgemeinen, weiten Kirchhof vorüber ist, sieht man in dem breiten Thale einen malerisch gelegenen, einsamen, von drei Linden beschatteten Stein. Das ist das Denkmal des Lieutenant Frank, der mit drei andern Officieren im Jahre 1812 bei der Belagerung von Lenkoran fiel, und hier von seinen Cameraden, als ihr gemeinsamer Freund, wie es auf der Grabschrift heißt, beerdigt wurde. Weiterhin

am Ufer des Meeres liegt noch einsamer das Grab des Admirals Fedor. Der Stein ist mit Moos überwachsen, die Inschrift beinahe ganz verwischt. Die Hauptkrankheiten sind hier gastrisch gallichte Fieber, deren Ursache wahrscheinlich in dem noch unbearbeiteten, jungfräulichen Boden liegt, so wie in der Ungleichheit der Temperatur zwischen Tag und Nacht — Ursachen, welche in vielen Theilen Nordamerika's, Westindiens und auch Transkaukasiens, die hohen Striche ausgenommen, dieselben Folgen haben. Die Ufer Abchasiens, Elisabethpol, Eriwan, Salian, Talysch und die persischen Provinzen Gilan und Masanderan haben dasselbe Klima, wie Sara, und auch dieselben Krankheiten. Die besondern Ursachen liegen darin, daß Lebensart, Nahrung und Kleidung mit den Oertlichkeiten keineswegs übereinstimmen. Die Perser essen Morgens früh und Abends spät, verzehren wenig Fleisch und trinken nie hitzige Getränke; sie kleiden sich warm bei Tage und noch wärmer bei Nacht. Wir essen nach unserer nordischen Gewohnheit Mittags bei 30 Grad Hitze, trinken vor der Mahlzeit ein tüchtiges Glas Branntwein, verzehren Borschtsch,*) ein noch blutiges Stück Rostbeef, dazu die ungewöhnten Früchte, gehen bei Tag in aufgeknüpften Kleidern, schützen uns bei Nacht nicht vor Kälte, und dieß muß eine eiserne Gesundheit untergraben. Man kann sich freilich am Ende auch an diese Lebensart gewöhnen, aber dann muß man den gewöhnlichen, ziemlich schwachen Landwein aus Kachien oder Schamachi trinken, der bei Georgiern und Armeniern das gewöhnliche Getränk ist.

Früher, vor vierzehn Jahren etwa, soll hier ein sehr gesundes Klima gewesen seyn, und die Perser glauben, das Klima verändere sich periodisch. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber ich wünsche Sara ein besseres Klima, damit auf diesem Kirchhof einst eine reiche Stadt begründet werde, und daß man sich in dieser Stadt nicht langweile, wie dieß jetzt der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Suppe von rothen Rüben, Rindfleisch und Schweinespeck.

Englische Sports.

VIII. Die Jagd.

(Schluß.)

Die Pracht dieser exquisiten Scene hatte nun begonnen, sich auf eine triumphirende Weise zu entfalten und füllte jedes Herz mit Bewunderung und Freude. Jedes Auge war ängstlich wartend, um von den königlichen und noblen Besuchern, wenn sie in ihren Wagen stiegen, einen Anblick zu gewinnen (to catch a glance of the royal and noble visitors). Die Equipagen, schön und reich geschmückt, waren in einem großen Cirkel vor dem Palaste aufgefahren und warteten ihrer erlauchten Personen. In der Mitte dieses Cirkels „the invincible pack" (die unbesiegbare Rotte der Hunde). Da es ein schöner Morgen war, so war die Gesellschaft der Zuschauer größer als gewöhnlich. Hunderte von Wagen, gefüllt mit den „beautiful" und den „fair" der Umgegend, nicht weniger als zweitausend Personen, die herangekommen waren, „to catch a glimpse of the greatest nobles of the land" (um einen Blick zu thun auf die größten Notabilitäten des Landes). Ungefähr fünfhundert Gentlemen und Jäger,*) alle auf jagdgerechte Weise equipirt, purpurroth gekleidet und reitend auf ihren kleinen, jagdlustigen Blutpferden. Die Thüren der „noble mansion" wurden endlich aufgeworfen und die Herzen der versammelten Zuschauer machten sich Luft mit dem beliebten und gewohnten Freudengeschrei. Das Wetter war herrlich und versprach einen schönen „scenting day," Spur- oder Wittertag. Die Hunde hatten bald einen von der rechten Sorte **) gefunden. Sie machten einige wenige Touren im cover, ***) dann brachen sie mit einem „crack" daraus hervor — ein allgemeiner Freudenausbruch — und tally-ho! tally-ho! stürzte sich das ganze Feld ihnen nach durch Bullpark-Wood, das Dorf Sopporth zur Rechten lassend, in gerader Linie auf Silkwood zu.

Da man dem armen Reinecke im Tacte des Eisenbahnschrittes hart zusetzte, so erwartete man allgemein, daß das Wild sich bald ergeben würde. Aber der Fuchs nahm sich mächtig zusammen und bei Silkwood schlug er eine neue Richtung ein durch die Felder von Easton-Gray. Nach einem run von zehn Meilen empfing er endlich nach vielen lobenswerthen, galanten und noblen Bemühungen zu entkommen, in gesetzmäßigem Styl seinen finish, in einer Anpflanzung neben einem Garten von Erholdford Esq. Nachdem ihm die Bürste †) abgeschnitten war, überreichte der Jäger Willing dieselbe sehr höflich dem Prinzen Friedrich, indem er zu gleicher Zeit nicht vergaß, wie es bei jungen „sports-men," die zum erstenmal eine „hunting" mitmachen, gebräuchlich ist, ihn mit etwas Blut des Opfers zu beschmieren. Der Prinz nahm dieß sehr freundlich auf und wischte sich das Blut mit der Bürste des Flüchtlings wieder ab. Nachher tallyhote man noch einen Fuchs (they tally-ho'd a fox), allein es war nur ein cold hunting (kaltes Jagen); der Fuchs wurde zu einer späten Stunde des Tages verloren, und hiemit endigte mit ächtem altem englischem Sport einer der großartigsten Tage (one of the grandest days), der jemals dem Hause Beaufort zu Theil wurde.

Die gewöhnlichsten Jagdthiere bei diesen Huntings sind zwar Fuchs und Hase, doch lassen sie zuweilen auch ein Reh oder einen Hirsch los, um mit ihm um die Wette zu jagen. Der Tod dieser armen Thiere ist dabei schrecklich; sie werden entweder so lange gejagt, bis sie von Angst und Mattigkeit getödtet hinstürzen, oder sie werden von den Hunden zerrissen.

*) Die Engländer würden sich hier ausdrücken: „das Feld war 500 stark." Dieß ist ein besonders starkes Feld, aber Felder von 100, 150, 200 Gentlemen sind sehr gewöhnlich.

**) „one of the right sort," so wird in jedem englischen Jagdbericht das Wild genannt, welches man zu finden wünscht.

***) So heißt das niedrige Gebüsch, unter welchem sich das Wild versteckt.

†) „Brush" heißt in der englischen Jägersprache der Schwanz des Fuchses.

Es kommt indeß auf ihren Tod dabei gar nicht an, es ist genug wenn sie erreicht sind, und sie werden daher oft nur zu einem „regular standstill," zu einem vollkommenen Stillstande getrieben. Das Wild scheint bei einem solchen Stillstand von einer Unmacht ergriffen, und steht wie vom Tode getroffen (dead beat) mitten im Felde fest wie eine Säule; die Jäger retten es alsdann von den Hunden und sparen es zu einem zweiten und dritten „Run" auf. Wie man die erste Rede, welche ein Parlamentsglied hält, his maiden speech nennt, so heißt die erste Hetze, die ein Hirsch oder Reh empfangt, her maiden run. In einem Journale finde ich einen Hirsch erwähnt, der seinen Namen, Miß Fox, daher empfing, weil er in seinem maiden run, der nahe an drei Stunden dauerte, in der Nähe von Forhill gefangen wurde. Ein solcher „Run" von drei Stunden geht dann durch eine lange Reihe von Meilen. Ich finde einen „Run" erwähnt, der in 1⅓ Stunde nicht weniger als 28 Meilen Weges durchrannte (the country gone over was upwards of 28 miles)

Ein solcher „Run„ heißt dann ein excellent run; läßt sich der Hase oder Fuchs nach kurzer Zeit, etwa nach 20 oder 30 Minuten ermattend erhaschen, so heißt es ein short oder indifferent run.

Ein Land, das von zu vielen Gräben und Hecken durchschnitten ist (a heavy and stiff fencing country) ist dem Jäger natürlich nicht willkommen; doch müssen auch wiederum einige von solchen Hindernissen da seyn, um der Jagd durch Springen und Setzen die rechte Würze zu geben; und daß das fencing (Heckenspringen) excellent war, gehört mit zu dem gewöhnlichen Lobe, was einem good day's sport" gezollt wird.

Eine Landschaft oder Grafschaft, in welcher sich alle die zu einem Jagdlande erforderlichen Dinge, als da sind splendid cover, sure finds, um einen Fuchs zu finden, große Flächen, um den „Run" lange verfolgen zu können, eine bunte Variation von Hügel und Thal, um eine angenehme Abwechslung, ein Verschwinden und ein Wiederentdecken des Wildes herbeizuführen „to hunt in gallant style over hill and glen," die nöthige, jedoch nicht übertriebene Anzahl von Hecken, Gräben und Flüssen, der Abenteuer willen und um die Geschicklichkeit der Hunde und Jäger zu üben, und Mannichfaltigkeit der Scenen und Ereignisse herbeizuführen, ein Land sage ich, in welchem sich alle diese Dinge in höchster Vollkommenheit vorfinden, heißt dann ein „crack hunting country. In einem solchen crack hunting country fixiren sich dann gewöhnlich die „crack hunters" mit ihren „crack pack of hounds."

Daß bei einem so wilden Thun, wie es alle diese Cracks bei ihren Huntings treiben, natürlich auch die Hunde, Pferde und Menschen oft ebenso gut zu Grunde gehen, wie die armen gehetzten Hasen und Füchse, begreift sich leicht. Die Hunde rennen sich zu Tode oder ersaufen in den Flüssen, die sie durchschwimmen, und selten wird man ein englisches Jagdjournal öffnen, ohne darin einen Bericht über das zu Todrennen eines Pferdes oder über das Wohlbefinden und Besserwerden irgend eines auf der Jagd verunglückten Sirs oder Baronets zu finden. Die englischen Jagdjournale werden mit so großer Genauigkeit geführt, daß man darin fast von jedem „hunting appointment" im ganzen Königreich eine kurze Nachricht erhält. Man sieht daraus genau, wo und zu welcher Stunde und Minute Ihrer Majestät staghounds — wo Prinz Alberts „Harriers," wo Baron Rothschilds „Hounds," wo die Berkshire Hounds," wo die „East Sussex hounds," wo die „Stag hounds" des dritten leichten Dragoner-Regiments, wo die „Brighton Harriers," wo die Hunde einer unzähligen Menge von Lords, Esquires und Mistres zusammentreffen. Man führt nur immer das Zusammentreffen (meeting) der Hunde auf und setzt stillschweigend voraus, daß wo die Hunde sich begegnen, da auch die eingeladenen Jäger und die uneingeladenen Zuschauer sich einfinden werden.

Ich sah in einem englischen Journale nicht weniger als 109 solcher „Appointments" angekündigt. Von den Meetings der „Buck Hounds" Ihrer Majestät und von den „Harriers" des Prinzen Albert und von dergleichen illustern Hunden nehmen dann auch sogar die Times und die andern politischen Blätter Englands Notiz.

Von den Jagdbewegungen in den „crack countries" und von den Jagdunternehmungen des Carls Somers und anderer solcher großen altberühmten sports-men werden dann umständliche und höchst interessante Berichte gegeben. Bei solchen illustren Jagden wird dann selbst in den Times jede Bewegung und Regung jedes gejagten Hasens genau detaillirt und jedes „Rabbit," jeder „Pheasant," jeder „Woodcock," welcher geschossen wurde, auch die Anzahl der Fasanen, welche bloß angeschossen und noch am andern Tage halbtodt im Walde aufgesammelt wurden, genau gezählt, und alle diese Nachrichten verbreiten sich dann auf den Flügeln der Journalfama nicht nur durch das ganze Königreich, sondern werden auch in allen afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Colonien des Landes von dem Sports liebenden Publicum eifrig gelesen.

Nachtrag zu Middendorffs Reise.

(Schluß.)

Aber welche sind die Producte dieser Gegenden? Wie weit geht z. B. der Wald? Man wußte kein Wort davon, denn die einzige Expedition, die dieses Land besucht hat, deren wie oben erwähnten, hat sie im Winter bereist, und nur in Folge einer Strandung. Damit ging es so zu. Als unter der Kaiserin Anna die Nordküste von Sibirien aufgenommen werden sollte, reiste im Jahre 1735 der Lieutenant Prontschischtschew mit einer Doppelsloop die Lena hinab und aus ihr nach Westen die Küste entlang, überwinterte am Olenek und erreichte im folgenden Jahre nicht nur die Ausmündung der Chatanga, sondern folgte der Verlängerung der Küste nach Nordwesten, von der man jetzt erst Kunde erhielt, unter großen Gefahren vom Schwimmeise bis 77° 29' N. B., ohne dieses östliche taimyr'sche Vorgebirge umfahren zu können. Das Schiff mußte umkehren und, ohne die Lena zu erreichen, wieder am Olenek überwintern. Bevor es ankam, unterlagen Prontschischtschew und seine Gattin, die einzige Frau aus gebildetem Stande, die jemals die sibirische Küste des Eismeeres gesehen hat, den erlittenen Beschwerden. Das Admiralitätscollegium gab den Plan der Umschiffung nicht auf,

und wählte zum Führer einer neuen See-Expedition den Lieutenant Chariton Laptef, einen Mann, der durch die Ausdauer, mit der er unter fast unglaublichen Beschwerden und Entbehrungen fünf Jahre zur Aufnahme der Küste zwischen der Chatanga und Päsina verwendete, unsterblichen Ruhm sich erworben hat. Er segelte 1739 ebenfalls die Lena hinab, und gelangte noch in demselben Sommer ungefähr eben so weit als sein Vorgänger, aber auch er fand es unmöglich, weiter vorzudringen. Er mußte umkehren und konnte nur noch die Mündung der Chatanga erreichen. Von hier aus ließ er im Winter einen seiner Begleiter über Land nach der Mündung des Taimyr fahren. Als er im Sommer wieder in See ging, wurde das Schiff bald vom Eise völlig umschlossen, und dann von dem wieder beweglich gewordenen Eise ins Meer weggeführt, nachdem die Mannschaft über das Eis sich an die Küste gerettet und nur so viel Mundvorrath gerettet hatte, als nöthig war, um für die nächste Zukunft gegen den Hungertod gesichert zu seyn. An dieser öden Küste mußte ohne Obdach, ohne Holz, in Löchern, die in den gefrornen Boden gehauen wurden, die Mannschaft einen ganzen Monat warten, bis die Flüsse eine feste Eisdecke hatten und ihr erlaubten, das frühere Winterquartier an der Chatanga aufzusuchen, was noch 25 Tage hin nahm. Viele erlagen. Mit dem Reste ließ nun Laptef bis zum Frühling 1743 durch mehrere einzelne Expeditionen, die theils von ihm, theils von den unter ihm stehenden Officieren geführt wurden, die Küste im Winter, der hier freilich bis in den Junius währt, aufnehmen. Für den Sommer war meist Turuchansk das Hauptquartier. Was etwa von naturhistorischen Bemerkungen von diesen Männern aufgezeichnet seyn mag, ist nicht bekannt geworden, nicht einmal die Waldgränze. So hat diese Expedition eigentlich nichts gelehrt als die Gestaltung der Küste, und selbst für diese fehlt es an Breitenbestimmungen der markirtesten Punkte, weßhalb es als zweifelhaft betrachtet werden konnte, ob die äußerste Spitze des östlichen taimyr'schen Vorgebirges wirklich erreicht sey.*) Eine Karte des Küstenstrichs an der Mündung der Päsina bis zu dieser Spitze fehlt in der Admiralität, wo die Tagebücher und andere Karten dieser Expeditionen noch aufgehoben werden.

Die Laptef'sche Expedition hat also, da die Tagebücher nicht bekannt geworden sind, für die Kenntniß der physischen Beschaffenheit und der Naturproducte jenseits Turuchansk gar nichts geliefert. Andere Nachrichten fehlen, wie wir schon bemerkten, völlig.

Dennoch ist die Kenntniß von der Klimatologie und den Naturproducten gerade dieser Gegend von sehr großer und allgemeiner Wichtigkeit für die Wissenschaft. — Diese Untersuchung über die Mittel, welche die Natur anwendet, um das organische Leben zu erzeugen, zu unterhalten und zu verbreiten, welche auch die Einwirkung von der Beschaffenheit und Production des Bodens auf die Geschichte des Menschengeschlechts anschaulicher gemacht hat, kann nur durch genaue numerische Vergleichungen in ihrer wissenschaftlichen Form gefördert werden. Nordische Länder werden mit den reicheren südlichen in Bezug auf die Zahl ihrer Producte verglichen. Lange bildete Lappland, schon seit Linné häufig untersucht, die Grundlage dieser Zählungen, gleichsam die Einheit. In neuerer Zeit hat man durch die ausdauernden Bemühungen der Britten viel nördlichere und dürftigere Gegenden kennen gelernt.

*) Hr. v. Middendorff erkennt nun in Privatbriefen die volle Glaubwürdigkeit von Laptefs Gefährten an, wie Cook den Capitän Bering in dem Recht einsetzte, die Straße zwischen Amerika und Asien durchsegelt zu haben.

Aber alle diese sind Küsten. Das Innere eines ausgedehnten Landes das nördlicher als Lappland wäre, ist noch nie mit einiger Ausführlichkeit untersucht — denn auch Grönland, dessen Küstenproducte ziemlich gut bekannt sind, ist im Innern nie betreten. Nun hat aber die Untersuchung über die Vertheilung der physischen Kräfte — denn das ist ja die Klimatologie — unwiderleglich die großen Einflüsse des Meeres und der Lage der Küste zu demselben, je nachdem sie dasselbe von Osten oder Westen begränzen, auf die Wärmevertheilung erwiesen. Die Küste von Labrador, um nur einen einzigen Vergleichungspunkt hervorzuheben, ist eine Wüste, die keinen Baum und noch viel weniger eine Aehre gedeihen läßt, während unter derselben Breite in Großbritannien und Dänemark Ulmen und Weizen trefflich gedeihen, die weiter nach Osten wieder schwinden. Man mußte also, um einen richtigen Vergleichungspunkt zu haben, vor allen Dingen das Festland untersuchen, wo es sich ohne unmittelbaren Einfluß des Meeres am weitesten nach Norden erstreckt — und das ist das Land nördlich von der untern Tunguska. Es tritt weit über den Polarkreis hervor, den das Festland von Amerika nur wenig überschreitet, das überdieß auch nur durchzogen ist, ohne längeres Verweilen an einem Punkte des Innern. Es wird auch dadurch das normale Land — die Einheit — für alle Zählungen, daß es gleich weit entfernt von der Ost- und Westküste liegt, wogegen Lappland dem Bereiche der Westküsten angehört.

Dem Interesse der Naturforschung und der wissenschaftlichen Anerkennung des Vaterlandes glaubte es die Akademie also schuldig zu seyn, diese Gegend in klimatologischer Hinsicht und in Bezug auf die Gränzen der Verbreitungsbezirke der Thiere und Pflanzen untersuchen zu lassen. Hiezu den Anfang zu machen, war die Aufgabe des Hrn. v. Middendorff. Deßwegen sollte derselbe nicht im Winter, sondern in dem kurzen hiesigen Sommer diese Gegend untersuchen, von Turuchansk bis zum Meere vordringend, die Producte sammelnd.

Er hat alle Erwartungen dadurch weit übertroffen, daß er unter 71° 5' eine Verzweigung der Expedition unter Hrn. Branth zurückgelassen hat, welche ohne Sorge für die Fortbewegung mehrere Monate hindurch die Witterung beobachten, die zeitlichen Veränderungen in der Natur aufzeichnen und die Producte sammeln konnte. Diese Hütte an der Boganida wird ein fester Punkt für Geographie der Pflanzen und Thiere werden.

Je mehr nun Hr. v. Middendorff die Erwartungen der Akademie erfüllt und übertroffen hat, um so mehr muß sie auch wünschen, daß es ihm vergönnt werde, die ihm gegebene Aussicht, auch die Gegend von Udskoi naturhistorisch zu untersuchen, in Erfüllung gehen zu sehen. Diese Gegend ist noch nie von einem Naturforscher besucht, und sie ist eben so wie die besuchte, von der äußersten Wichtigkeit für die Klimatologie und die Geographie der Pflanzen und Thiere. (Aus der St. Petersburger Zeitung 1844, Nr. 13 und 16.)

Finnische Nationalität. Fädrelandet führt in seiner Nummer vom 22 März (1535) einen jungen Finnländer redend auf, der sich also vernehmen läßt: „Wir wollen Finnen seyn; wir haben eine uralte selbstständige Sprache, welche noch die des Volks ist, obschon die höhern Classen schwedisch in der Familie und in Verwaltungssachen russisch sprechen. Diese lange verachtete Muttersprache entfaltet sich von neuem, sie breitet sich aus, man singt die alten Lieder, studirt die alten Mythen, und es entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod für unsere Muttersprache, unsere Nationalität. Alles Fremde, heiße es Schwedisch oder Russisch, mag untergehen in diesem Kampfe, oder Finnland muß aufhören zu bestehen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1844.

Galveston und seine Bay.

(United Serv. Mag. Januar.)

Galveston ist eine reinliche, regelmäßig gebaute Stadt mit hölzernen Häusern auf Pfählen und mit Straßen, wo Menschen und Thiere im tiefen Sand waten, was bei nassem Wetter freilich nicht die angenehmste Partie ist. Als Handelsstadt betrachtet, hat dieser Ort eine der besten Lagen am ganzen mexicanischen Golf, und auch als Hafen steht er, abgesehen davon, daß nur Seeschiffe, die nicht über 11 Fuß tief gehen, einlaufen können, zwischen Pensacola (in Florida) und Veracruz keinem nach, während die Nähe der Vereinigten Staaten, Westindiens und der mexicanischen Häfen so wie der Golfstrom seine Lage für den Handel äußerst günstig machen und ihm eine glänzende Zukunft versprechen, wenn einst ein fester und dauernder Friede zwischen Mexico und Texas hergestellt seyn wird. Mehrere Kaufleute, Engländer und Amerikaner, Franzosen und Spanier sind hier ansässig, zwei Dampfboote unterhalten eine stete Verbindung mit Neuorleans, eines mit Houston und zwei andere bringen Baumwolle den prächtigen Trinidadfluß herunter. Elemente der Handelsthätigkeit bestehen demnach in Fülle, und es bedarf nur der Zeit, um sie in Thätigkeit zu setzen.

Die Galveston-Bay ist nahe an 30 Meilen lang und 11 bis 15 M. breit. Die Insel San Luis, jetzt nach dem Grafen Galvez Galveston-Insel genannt, erstreckt sich längs der Mündung des Flusses, und gibt dieser Wasserfläche das Ansehen eines Sees. Der Hafen liegt zwischen Galveston und der Pelikan-Insel, hat eine Tiefe von 20 bis 30 Fuß, und obgleich der Eingang an der Ostseite der Insel nur 12 Fuß Tiefe hat, so ist doch der Ankerplatz geräumig und vortheilhaft. Innerhalb der Bay ist die Fluth schwach, wenigstens was die Höhe des Wassers betrifft; die Strömung von Ebbe und Fluth ist aber ziemlich bedeutend und zugleich unregelmäßig, da sie fast durchaus vom Winde abhängt. Darum ist auch das Wasser während der Nordwinde, die im Spätjahr und Winter mit großer Gewalt herrschen, sehr seicht. Ein westlicher Arm der Bay erstreckt sich in südwestlicher Richtung bis auf wenige Meilen vom Brazosfluß, und könnte durch einen kurzen Landweg leicht mit diesem verbunden werden, ein Unternehmen, für welches freilich die Zeiten noch zu unruhig und die Kräfte des Staats und der Gemeinden zu schwach sind. Ein östlicher Arm, die Ostbay genannt, steht gleichfalls beinahe mit dem Sabinasee in Verbindung. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die ganze Provinz Texas von einem Saum langer Inseln eingefaßt ist, wodurch innere Canäle entstehen, die von einigen hundert Schritten bis fünfzehn Meilen breit sind, bei den Mexicanern Lagunas heißen und für die Bootschifffahrt äußerst geeignet sind. Humboldt betrachtet dieselben sämmtlich als Flußbarren, welche nach und nach über die Wasserfläche emporgestiegen sind. Wenn einst das Land mehr bevölkert ist und die nöthigen Mittel vorhanden sind, diese Lagunen unter sich und mit den Flüssen in engere Verbindung zu bringen, so muß hier ein sehr bewegtes Leben entstehen, eine Art Venedig, welches einen großen Theil des Handels im mexicanischen Meerbusen an sich ziehen wird.

Skizzen am kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

2. Lenkoran 21 Januar (2 Februar).

Stellt Euch ein am Meeresufer, unmittelbar am Fuße der Berge befindliches, von einem Bach bewässertes schönes Wäldchen vor, auf dessen grünen Flecken einige Duzend kleiner, reinlich geweißter Häuschen stehen, so habt ihr Lenkoran, ein artiges Dörfchen, dem man den furchtbaren Namen einer Festung gibt. Die beste Schutzwehr ist ein gut gebauter Thurm. In Lenkoran findet sich nichts besonderes: es ist ein Dorf, in welchem ein Regiment liegt, weiter nichts — ein russisches Dorf, weil fast die ganze Einwohnerschaft aus Russen besteht. Der Januar ist nicht günstig, seyd Ihr aber im Frühjahr hier, so geht in die Berge zu den warmen Quellen, ein Ritt von zwei Stunden. Nach langer Wanderung auf der astrachanischen Steppe, auf dem steinigen Apscheron, längs dem Meere erschien mir dieser Weg in den blüthenbedeckten Bergen,

durch den dichten Wald von Platanen, Wallnußbäumen und Eichen ungemein reizend. Die Bäder hier bestehen aus drei heißen (etwa 35° R.) schwefelsauren Quellen, wo man gegen Rheumatismen und ähnliche veraltete Schmerzen Heilung findet. Die frische Bergluft und die üppige, jungfräuliche Natur rings umher befestigen die Gesundheit noch mehr, und vertreiben den Spleen der getäuschten Erwartungen und andere veraltete Seelenschmerzen. Hier hört man zuweilen von Vorfällen mit Tigern, Panthern, Hyänen und andern Thieren, deren Geheul und Geschrei man öfters im Walde vernimmt. Selten vergeht ein Jahr, ohne daß Holzhauer und Jäger auf solche Thiere treffen; doch hört man allmählich weniger davon. Von den Bergen aus erblickt man Sara, welches wie ein kleiner, ins Meer geworfener Neumond erscheint.

Ueber den vortrefflichen Boden des Chanats Talysch brauche ich hier nichts mehr zu sagen; die Rebe wächst wild, der hiesige Reis, unter dem Namen des Reises von Akumis bekannt, ist in ganz Persien berühmt; man hat Versuche angestellt, amerikanischen Tabak, chinesischen Weizen, Indigo und Zuckerrohr zu bauen, und diese Versuche sind günstig ausgefallen, aber um sie in größerem Maaßstabe ins Werk zu setzen, bedarf es Capitalien. Jetzt zieht man bloß das Zuckerrohr und dieß nicht in großer Menge. Transkaukasien erfordert Capitalien und einen wohl überlegten Unternehmungsgeist. Der Handel hier ist unbedeutend, namentlich der Seehandel, welcher durch das mühsame Ausladen an der völlig offenen Küste leidet. Bis auf weiteres, d. h. bis zum nächsten Briefe; morgen lichte ich die Anker und gehe nach Baku.

3. Baku 29 Januar (10 Februar).

Baku stellt sich, so lange man nicht bis ganz unter die Mauern herangekommen ist, wie ein an den Abhang des Berges hingeworfener Steinhaufen dar. Erst wenn man ganz nahe gekommen, erkennt man die weite, malerisch hingebreitete Stadt, deren Häuser mit flachen Dächern, Fenstern, Balconen, Kuppeln, Minarets sich über einander erheben; unten ist sie von einer hohen Mauer umgeben, die ans Meer stößt, auf dem Gipfel des Berges aber liegen die Ruinen eines ehemaligen königlichen Palastes. Ueber der Stadt ist ein ungeheurer Thurm, auf welchem die russische Flagge weht; hart an der Mauer liegen eine Menge Schiffe und im Hafen herrscht große Thätigkeit: man ladet ein und aus, baut Schiffe, schmiedet Anker. Wenn man den Landungsplatz, der zwischen dem Meere und der Stadt liegt, durchschritten hat, kommt man in enge, gewundene Gassen, wie in den alten deutschen Städten. Die Häuser, größtentheils ohne Fenster, sind von Steinmauern eingefaßt, oder von kleinen Häuschen, die den Rücken nach der Straße kehren. Der weite Bazar mit seiner asiatischen Eigenthümlichkeit, mit seinen Teppichen, seinen Kalians, seinen Handwerkern, die mannichfachen Costüme, die verschleierten Frauen, die beladenen Kamele, die langen Flinten, die Dolche, alles das flimmert vor den Augen und erregt stets neue Aufmerksamkeit, aber vergebens sucht man hier Luxus, orientalischen Luxus; der Luxus im Orient ist nur noch in den Mährchen.

Wir wollen die Stadt durchwandern: hier ist die hohe, starke Mauer der Veste, welche indeß die Perser nie gegen russische Angriffe schützen konnte; hier ist der Palast des Schah, ein prächtiger, ganz verödeter Trümmerhaufe; die Mauern sind halb zusammengestürzt, die Gänge verschüttet; nur einige Zimmer und Kuppeln sind noch erhalten, so wie das schöne äußere Thor oder der Haupteingang, welcher mit Inschriften verziert ist; neben dem Palast stehen zwei Moscheen, mit schönen, blauen Kuppeln, jetzt aber sind dieselben in ein Arsenal umgewandelt; die Mauern sind mit Koransprüchen, so wie mit den Namen Mohammeds und Schah Ibrahims Chalil Allah geziert, der den Palast und die Moschee gründete; unten marschirt eine Schildwache auf und ab, vielleicht an den seltsamen Schicksalswechsel, vielleicht auch an nichts denkend. Hier ist ein ungeheurer, 20 Klafter hoher und 6 Klafter im Durchmesser haltender Thurm, welcher der Mädchenthurm heißt. Die Perser konnten nicht begreifen, wozu dieser ungeheure Steinhaufen dienen könnte, und erfanden als die Ursache des Baues ein einfältiges Mährchen. Sie erzählten, ein Chan habe sich in seine eigene Tochter verliebt und dieselbe unablässig verfolgt; endlich habe sie ihm eine Zusammenkunft zugesagt auf der Höhe des Thurms, zu dessen Erbauung sie ihn verpflichtete. Man baute den Thurm; das junge Mädchen (Kys) stieg auf 120 Stufen hinauf und stürzte sich von da hinab. Weiterhin stößt man auf den Königsbrunnen, der die Stadt mit vortrefflichem Wasser versorgt, auf das Zollhaus, die Commandantenwohnung, einige traurige Olivenbäume, noch einige Moscheen, und damit sind alle Merkwürdigkeiten Baku's zu Ende. Aber der Anblick von Baku aus aufs Meer ist reizend. Die Wellen plätschern unter den Fenstern, auf der Rhede wiegen sich Schiffe, und in dem Hafen drängt sich eine geschäftige Menge.

Die Rhede von Baku ist geräumig, drei bis vier Klafter tief, gut geschützt, hat schlammigen Grund, und ist zum Landen der Waaren wegen der steil abfallenden Ufer sehr bequem. Die Südostwinde erregen manchmal einen Wellenschlag, doch ist derselbe nicht gefährlich; die unerträglichsten Winde hier sind Nord und Nordwest, welche manchmal bis zur Bora ansteigen. Die Schiffe, welche nahe am Ufer stehen und den Mädchenthurm gegen Norden haben, sind einigermaßen gegen diese Winde geschützt; liegt man aber nicht ganz nahe am Ufer, oder hat man den Thurm bloß N. g. W. und es erhebt sich ein Nordwind, was man an den in der Ferne aufsteigenden Staubwolken leicht bemerkt, so thut man wohl einen zweiten Anker fallen zu lassen. Es ereignet sich manchmal, wenn auch nicht oft, daß der Nordwind, wenn er einige Stunden lang anhaltend geweht hat, plötzlich gegen Südosten umspringt, und mit nicht minderer Gewalt weht, wo dann die Schiffe in heftiges Schwanken gerathen. Auch die Rhede hat ihre Merkwürdigkeit: zwei Werste unterhalb der Stadt stehen Mauern und Thürme eines Gebäudes aus dem Wasser hervor, wahrscheinlich von einer ehemaligen Festung, andere wel-

nen von einem Karawanseral. Welcher Zeit gehören diese Trümmer an? Welches Volk führte den Bau auf? Darüber findet sich keine Andeutung in der Geschichte, keine Sage im Volk. Man glaubt, die Zerstörung dieses Gebäudes sey gleichzeitig mit der Vernichtung der Landzunge, welche nach der Sage und nach einigen übrig gebliebenen Spuren zwischen Apscheron und Krasnowodsk bestand, wovon später noch die Rede seyn wird. Wann war dieß aber? Dieß muß sehr lange her seyn. Die Trümmer stehen erst seit vierzig Jahren aus dem Wasser hervor, d. h. seit der Zeit, wo das Niveau des kaspischen Meeres merklich sich zu senken begann.

Wenn man Stadt und Rhede gehörig besichtigt hat, so schlage man den Weg ein nach dem Atesch-gah, dem Feuerort, um dieß seltene Naturschauspiel zu sehen, das schon so oft beschrieben wurde, und die indischen Feueranbeter in bedeutender Zahl herbeilockt. Betrachtet die Naphtabrunnen, diesen unerschöpflichen Reichthum der Halbinsel Apscheron, und besucht dann das Königsdorf, wo in einer schönen, alten Moschee die Schwester eines Imam begraben liegt, welche bei den Moslems als Heilige verehrt wird, und ein großer, öder, von einigen ewig grünen Olivenbäumen beschatteter Friedhof sich findet; besucht auch endlich die Ohren von Baku, d. h. zwei Berge, welche das Ansehen von Eselsohren haben; schaut euch die leblose Oede von Apscheron an, und wenn dann das Schicksal euch nöthigt, noch lange hier zu bleiben, so rathe ich euch mit den Worten des Orients: setzt euch auf den Teppich der Geduld, und raucht den Kalian des Gleichmuths; wo nicht, so geht allenfalls nach Derbend; ich lichte bald die Anker und gehe nach Astrabad.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Zweiter Artikel.

Meiner Darstellung der Verhältnisse und Bedeutung der Lagunen im allgemeinen will ich — zur Vervollständigung des Bildes — zunächst noch einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand derselben anfügen. Ich habe schon erwähnt, daß die stets wachsende Höhe der Strombetten über dem Niveau des angebauten Flachlandes ein für die spätere Zukunft bedenklicher Umstand sey. An der Mündung der Brenta bei Brondolo hatte dieß Mißverhältniß schon einen solchen Grad erreicht, daß die österreichische Regierung darauf bedacht war, den östlichsten Arm dieses Flusses (taglio novissimo) in die Lagunen abzuleiten, als die Natur dieser Absicht mitteist eines Durchbruchs zu Hülfe kam. Man ließ diesen, etwas unterhalb der dazu ausersehenen Stelle von selbst entstandenen Ausfluß nicht allein bestehen, sondern leitete auch durch einen kurzen Quercanal das Wasser der Brenta vecchia mit hinein. Die Gefahr für das Fort Brondolo und dessen Umgegend ist dadurch beseitigt; aber es zeigte sich auch sofort, wie richtig die Arbeiten der alten Venetianer als Sanitätsmaaßregel berechnet waren. Durch die Vermischung des Meerwassers mit dem Flußwasser entstanden alsbald Sümpfe, und das bewohnte Uferland am Binnenmeer ward von allen Menschen verlassen, weil bösartige Fieber sich einstellten. Jetzt hat man dort durch kleinere Dämme in den Lagunen selbst neue Valli gebildet, die als Fischteiche benutzt werden.

Außer der Gesundheit waren aber Schifffahrt und Vertheidigung die Hauptrücksichten der Venetianer bei diesen Riesenwerken, und es läßt sich leicht denken, daß auch in diesen beiden Beziehungen im Laufe der Zeiten manches sich anders gestalten mußte. — Was zunächst die Schifffahrt im Innern der Lagunen betrifft, so habe ich schon im ersten Artikel erwähnt, daß selbst bei hohem Wasserstande das Binnenwasser nur in den sogenannten Canälen zu befahren ist; diese kann man aber zur Fluthzeit nicht von den Bänken und seichten Strecken unterscheiden, sie mußten daher zu beiden Seiten durch Pfähle bezeichnet werden, welche bei dem Mangel an festem Ankergrund zugleich stark genug seyn mußten, um die Fahrzeuge daran befestigen und gegen die Gewalt des Windes und der Strömung halten zu können. Die Pfähle sind daher theils in Bündeln, theils in rostartiger Gestalt mit Querhölzern verbunden in den Schlammboden eingerammt, und wenn man bedenkt, daß einerseits das ganze Binnenmeer von circa 10 Quadratmeilen nach verschiedenen Richtungen hin mit solchen Canälen durchzogen ist, andrerseits die Pfähle der vielen Bohrwürmer wegen höchstens 12 Jahre in tauglichem Zustande bleiben, so wird man begreifen, daß der Staat, wie es heißt, allein auf die Erhaltung dieser Pfahlwerke jährlich circa 200,000 fl. verwenden muß. Bei so bedeutenden Unkosten ist es wohl der Mühe werth, ernstlich auf Mittel der Ersparung zu denken, und wirklich hat man einen Vorschlag gemacht, dessen Ausführung auch in anderer Beziehung höchst wichtig wäre, denn es handelt sich von nichts geringerem, als die Pfahlbündel künftig durch künstlich erzeugte Felsblöcke zu ersetzen, und zwar mitteist eines aus Griechenland bezogenen Cements, der nicht nur viel billiger ist als die bisher bei den hiesigen Wasserbauten angewandte Puzzolanerde, sondern auch unter dem Wasser weit schneller fest und hart wird, und zugleich über dem Wasser besser ausdauert. Es werden jetzt eben in Triest und hier Versuche damit gemacht, und der erste hiesige ist über Erwarten günstig ausgefallen. Auf einen Grund von los hingeworfenen großen Steinen ward ein viereckiger hölzerner Kasten von beträchtlichem Umfang ohne Boden absichtlich so aufgestellt, daß an den Seitenwänden unten mehrere fußhohe Oeffnungen blieben, und dahinein ward der mit Kalk und Steinen vermischte Cement geschüttet, welcher sich zunächst im Wasser auflöst, dann erst wieder fest und zuletzt so hart wird, daß er mit den Steinen zusammen nur Eine compacte Felsenmasse bildet. Da nun an demselben Tage, als der Kasten vollgeschüttet ward, Abends sich ein Sturm erhob, so ward der aufgelöste Cement vor der Verhärtung unten hinter den erwähnten Oeffnungen theilweise weggespült, und dennoch hatte sich, als nach Verlauf von nur sechzehn Tagen der hölzerne Rahmen abgebrochen ward, die ganze Masse so consolidirt, daß sie wie ein behauener, doch unten ausgewaschener Felsenwürfel im Wasser dastand. — Von solchem Cement-Conglomerat, falls auch die fernern Versuche dessen Vorzüglichkeit bewähren, denkt man künftig die Marken an den Stromrinnen und Canälen der Lagunen zu erbauen, und dadurch an Holz-, Kraft- und Geldaufwand viel zu ersparen.

Ferner wird stets daran gearbeitet, die Fahrwasser in den Lagunen für größere Schiffe theils durch neue geradlinige Durchstiche abzukürzen, theils durch Baggern zu vertiefen; diese letztere Arbeit geht aber meist sehr langsam, weil man sich noch der altherkömmlichen Baggerprahme mit Treträdern bedient und erst eine Dampfbaggermaschine angeschafft

hat, was freilich für die neuen Canäle und für die Einfahrten aus dem Meere unerläßlich seyn mochte, denn auch diese letztern sind für große Schiffe zu seicht. Man muß bedenken, daß zur Zeit der Anlage der Lagunenhäfen Schiffe von solchem Tiefgang, wie man sie jetzt hat, gar nicht bekannt waren; die alten Venetianer bedienten sich zum Handel wie zum Kriege nur der Galeeren oder ähnlicher flachgebauter Fahrzeuge, zu deren Fortschaffung die Ruderkraft immer die Hauptsache blieb, und dieselbe Bauart ist noch jetzt für die eigentliche Nationalschifffahrt Venedigs die einzig übliche. Wenn aber der Freihafen für die jetzigen großen Seeschiffe zugänglich werden soll, so muß wenigstens eine Einfahrt nothwendig bedeutend vertieft werden, und das hat auch die Regierung als eine Hauptaufgabe erkannt. — Von dem großen Brückenbau für die Eisenbahn von Venedig quer durch die Lagunen haben die auswärtigen Blätter längst als von einem Riesenunternehmen gesprochen, und mit Recht; denn es ist allerdings sehr großartig, wenn es auch näher betrachtet als Bauwerk nicht so ungeheuer und so schwierig erscheint als auf den ersten Blick oder auf der Karte. Daß aber gleichzeitig ein noch großartigerer Wasserbau ausgeführt wird, das sollte wenigstens nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Von den obenerwähnten drei großen Einfahrten in die Lagunen ist die südlichste bei Chioggia wohl die tiefste, aber das Fahrwasser von dort bis zum nördlichen Ende des Littorale von Pelestrina innerhalb der Lagunen ist zu seicht, um eine directe Fahrt nach Venedig selbst für größere Schiffe möglich zu machen. Chioggia hat daher seine eigene Schifffahrt, worüber ich später mehr berichten werde. Die der Stadt zunächst gelegene Einfahrt von Lido, die auf der Karte als der eigentliche Hafen Venedigs erscheint, ist der Versandung zu sehr ausgesetzt, weil die fortwährende Strömung des adriatischen Meeres von Triest herab längs der nordwestlichen Küste und dem Littorale del Cavallino ihre Sandmassen hier zunächst absetzt und anhäuft; sie hat nur circa 8 Fuß Tiefe und dient daher nur zur Küstenschifffahrt und jetzt zur Dampfschifffahrtsverbindung mit Triest. Als Haupteinfahrt für große Schiffe muß daher die mittlere, der sogenannte Hafen von Malamocco, betrachtet werden, der mit der Hauptstadt durch tiefe Canäle verbunden ist und selbst eine Tiefe von 15 bis 16 Fuß hat. — Allein draußen hat die Doppelwirkung der ebenerwähnten Strömung von Nord und der gewaltige Andrang der den Grund aufwühlenden Sciroccowogen von Südost her eine große Barre gebildet, die den Zugang zu diesem Hafen den großen Schiffen nur bei höchstem Wasserstande gestattet, so daß diese oft sehr übel dran wären, wenn sie nicht glücklicherweise auf der freien Rhede hinter der Barre einen guten Ankergrund fänden. Die Absicht geht nun dahin, nicht allein die große Handelsschifffahrt zu erleichtern, sondern auch den Hafen von Venedig für Kriegsfregatten von 20 bis 22 Fuß Tiefgang zugänglich zu machen. (Es liegt zwar als Stationsschiff eine solche Fregatte — die Medea — der Riva dei Schiavoni gegenüber auf der Rinne dicht vor der Stadt, wenn diese aber in die See hinaus soll, muß das Geschütz und alles schwere Material auf Lichterschiffen hinausgeschafft und draußen oder im Hafen von Chioggia wieder an Bord gebracht werden.) Man hat gemeint, die Sorge für die Hebung des Großhandels wäre bei der Nähe und dem Aufschwung von Triest vergebliche Mühe; allein es ist doch ein Factum, daß auch in Venedig einzelne Zweige des Handels, namentlich der Oelhandel, sich sehr bedeutend gehoben haben, und daß im verflossenen Jahre die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe um 700 stärker war als 1842. Wenn das jetzt schon der Fall seyn konnte, obgleich wegen der wirklich großen Schwierigkeiten der Einfahrt die Frachtkosten z. B. von Marseille direct nach Venedig oft 20 bis 30 Procent höher sich belaufen, als von demselben Orte nach Triest, so hat die Regierung gewiß sehr recht, alles mögliche zu thun, um die äußern Hindernisse der Schifffahrt zu beseitigen, und zu diesem Zweck wird seit Jahren an einem Molo gebaut, der in der That ein der alten Venetianer würdiges Riesenwerk genannt zu werden verdient. Der Zweck ist ein doppelter, einmal: die Strömung in dem Porto di Malamocco durch verbesserte Richtung und Verengung der Einfahrt zu verstärken und so den Grund derselben durch die Gewalt des Wassers selbst bis auf 20 Fuß und wo möglich noch tiefer auswaschen zu lassen; dann aber auch die mehrerwähnten Sandanschwemmungen von Norden her aufzuhalten und so auch das Fahrwasser über der großen Barre vor dem Hafen allmählich zu vertiefen. Der Molo beginnt nämlich beim Fort Alberoni, an der Südspitze des Littorale von Malamocco, und läuft circa 6500 Fuß weit ostwärts ins offene Meer hinein. Der auf eine bedeutende Strecke schon fertige Unterbau besteht aus großen in der angegebenen Richtung reihen- und schichtenweise versenkten Felsblöcken, die zu Schiff von den gegenüberliegenden Küsten des adriatischen Meeres (Friaul, Illyrien, Dalmatien) herangebracht werden; er ist in der Grundlage etwa 36 Fuß breit und so hoch wie der Stand des Wassers bei gewöhnlicher Fluth, also je nach der Tiefe und Festigkeit des Meergrundes sehr verschieden. Auf diesen oben geebneten Unterbau wird dann ein Damm von 12 Fuß Breite aus fest zusammengefügten großen behauenen Quadersteinen als Oberbau ausgeführt. Fünf Millionen Lire Austr. (2 Mill. Gulden rhein.) sollen zu diesem Werk bestimmt seyn; wenn man aber die ungeheure Gewalt der Meereswogen beim Scirocco kennt, welche die größten Felsblöcke wie kleine Steine vor sich her- und selbst auf beträchtliche Uferhöhen hinaufrollen, — wenn man überdieß bedenkt, daß der ganze Unterbau auf zwar festem, aber doch leicht aufzuwühlendem Sandboden ruht, so darf man, zumal bei der etwas steilen Böschung des Molo's auf der Südseite, wohl vorhersagen, daß bis zu definitiver Vollendung des Werks ein noch größerer Kostenaufwand erforderlich seyn wird. Dafür wird man freilich mit der Zeit dem Meere ein hübsches Stück Land abgewinnen, denn schon jetzt hat sich im Norden des Unterbaues, so weit derselbe fertig ist, eine beträchtliche feste Sandbank angesetzt, aber diese wird in der nächsten Zukunft doch keinen andern Nutzen bringen als den, zur Verstärkung des Dammes selbst nicht wenig beizutragen. — Wenn der Molo selbst fertig ist, soll an dessen äußerster Ostspitze auch ein Leuchtthurm errichtet werden, und es ist wirklich auffallend, daß nicht in frühern Zeiten schon mehr für dergleichen Wegweiser in der Nacht gesorgt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Landverkauf in Canada. Die englische Regierung hatte, um die Colonisation Canada's zu befördern, fast dritthalb Millionen Acres an eine Compagnie verkauft, und jetzt hat diese bereits einer Berichterstattung zufolge (s. Shipp. and Merc. Gaz. vom 28 März) beinahe eine Million Acres verkauft, und zwar, wenigstens im vorigen Jahre, durchschnittlich zu 12 Sh. der Acre, was mehr als das Doppelte des Preises ist, den man in den Vereinigten Staaten der Regierung für das Land bezahlt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1844.

Die neuern englischen Dichter.

Das Athenäum vom 23 März enthält über die neue englische Poesie eine kurze Mittheilung, deren Geist mit dem Urtheil unseres Gervinus über die Zustände des neuen deutschen Dichterwesens im allgemeinen allzusehr zusammenstimmt, als daß wir nicht uns versucht fühlen sollten, sie wiederzugeben. Die Mittheilung ist in Briefform und lautet folgendermaßen.

„In Ihren Kritiken über poetische Leistungen bestehen Sie auf einem Hauptelement der Poesie, auf mehr Energie und Leidenschaft, als sich durchschnittlich in den einfältigen Pinseleien, in der kalten Philosophie und in den schimmernden Nichts unserer Tage findet. Erlauben Sie mir zu Gunsten dieser Ansicht Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen. Unsere gegenwärtige Schule, Wordsworth an der Spitze, kann man als die entmannte Schule der Poesie, als kalt und leidenschaftslos bezeichnen. Sie sind unfähig, Leidenschaften anzuregen, sie haben keine Gewalt über die Sympathien der Menschen, keine Thräne wird vergossen über ihre Lieder, ihre Verse erwecken keinen Enthusiasmus. Wir wollen die verfeinerten Schönheiten von Shelley, Keats, Tennyson und Milnes gelten lassen, sowie die hohe Philosophie mancher Stücke von Wordsworth, aber regen diese Dichter die Gesellschaft an? Werfen sie in die Herzen eines großen Volks jene Seelensprache, welche wie mit begeisterter Stimme die Masse ergreift und erschüttert? Schwelgt auch nur Einer von ihnen in dem bloßen Gefühl seines Daseyns und der ihn umgebenden Gegenstände? Haben sie nicht vielmehr jene ruhigen Augen, welche einschlafen, während sie aus Mangel an Wärme zu lange über ihrem eigenen Herzen brüten? Wo sehen wir wirklich „des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollen?" Wo finden sich in dem jetzigen Dichtergeschlecht die Proben der edelsten Poesie, der der Leidenschaften? Sie geben uns vortreffliche Idealitäten, aber keine Schöpfungen, sie erzeugen ein ruhiges, träumendes Gefühl von Vergnügen, aber reizen die Gesellschaft nicht zum Fortschritt, dem großen Zweck der Vorsehung an. Sie haben häufig Zartheit und Pathos, aber nicht Einer entfaltet das erste Erforderniß der höchsten Poesie, jenes Feuer, jenen unwiderstehlichen Impuls, der den Dichter und Hörer in einem Wirbel von Enthusiasmus mit fortreißt. Alles ist kalt und philosophisch. Leidenschaft, verbunden mit Kraft und Gefühl, scheint äußerst selten in der Welt, und von englischen Dichtern besitzt sie nur etwa ein halbes Dutzend; Shakespear, Milton, Byron, Scott, Crabbe u. s. w. sind die einzigen Dichter, die ein Publicum haben, alle andern sind auf gewisse Classen beschränkt. Kritiker und Dichter wissen dieß nicht, weil sie zunftmäßig zusammenhalten und einer die Meinungen des andern annimmt. Warum suchen unsere Dichter mit all ihrem Geist nicht die Gesellschaft zu verfeinern und zu bessern, indem sie jene häuslichen Tragödien auffassen, welche die öffentliche Stimmung mächtig ergreifen? Warum suchen sie nicht einen directen Einfluß auf die Masse zu gewinnen, welche ihren Namen kaum kennt? Fragt nach, und ihr werdet finden, daß die Dichtungen von Scott und Byron die einzige *allgemein* gelesene Poesie sind; die Millionen Abdrücke ihrer Werke allein würden dieß beweisen, wüßte man es auch sonst nicht. Gibt es einen einzigen lebenden Dichter, Campbell ausgenommen, oder hat es je außer den wenigen obengenannten einen gegeben, der die nöthige homerische Kraft zur Ansprache an das Volk besessen hätte, um Millionen Herzen die großen Grundsätze einzuflößen, die das Volk einsaugen sollte, bis sie ein Theil seines Wesens geworden sind? Was hat unsere Poesie, mit den oben genannten Ausnahmen, für unsere Krieger, Matrosen, Handwerker und alle diejenigen gethan, deren Geist, Kraft und Geschicklichkeit unsere Unabhängigkeit aufrecht erhalten und unsere Größe verbürgen? Würden alle Sonnette Wordsworths über den Fremdeneinbruch das Volk anregen sich einem solchen zu widersetzen?

„Ich gestehe, daß ich nicht begreifen kann, wie die Dichter unserer Tage „im Verhältniß zu ihrer Zeit" stehen, oder wie die Verhältnisse und Unbilden der Zeit sich in ihren Dichtungen spiegeln. Welcher Fortschritt unseres gesellschaftlichen Systems wird durch *sie* repräsentirt? Wo zeigen *sie*, daß *ihr* Geist von dem Zustand der Gesellschaft ergriffen wird und darauf zurückwirkt? Sind *sie* denn die Geschöpfe ihrer Zeit, in deren Liedern die Nachkommenschaft einen Wider-

schein unserer Zeit erblicken wird? So lange die Kritiker nur die vordenannte Schule der Poesie hervorheben, werden die Dichter sich des Enthusiasmus schämen. Eine neue Kritik sollte sich erheben, welche aus den alten Meistern schöpft und dem Publicum sagt, daß die menschlichen Leidenschaften, die täglich emportauchenden Sympathien der Menschen allein großer Dichter würdig sind, nicht aber die träumerischen Abstractionen und die kalte Philosophie, welche nur von wenigen verstanden werden. Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, der herrschende Geschmack sey für Shelley, Keats und diese Schule. Es ist nicht so. Dieser Geschmack ist beschränkt auf unsere jetzigen Dichter und ihre Kritiker, das Publicum hält immer noch an Byron, Scott, Shakespear und Crabbe."

Skizzen am kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

4. Im Meerbusen von Astrabad 21 März (2 April) 1843.

Endlich bin ich im fernsten Winkel des kaspischen Meeres, in der verzweifeltsten Abgelegenheit jenseits der Gränzen Rußlands, ja Europa's; rundum höre ich kein russisches Wort, sehe keinen Zug von Bildung, alles ist ächt asiatisch. Da ich vielleicht auf längere Zeit der Möglichkeit beraubt bin, eine Correspondenz zu unterhalten, so eile ich die rückkehrende Postbrigg zu benützen.

In Baku blieb ich länger als ich erwartet hatte, und lichtete erst am 23 Februar die Anker. Von da ging ich nach Sara, wo der Frühling sich in voller Blüthenpracht entfaltete, und fuhr dann am 4 März bei einem leichten Südostwind ab. Die Fahrt war ziemlich glücklich ohne alle Unfälle, und während derselben nahm eine Erscheinung am Himmel fortdauernd meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Am 5ten, als ich 94 Meilen südöstlich von Sara war, bemerkte ich am Himmel einen weißlichen, durchsichtigen Streifen, den ich anfangs für eine Wolke nahm, und der sich anscheinend, ohne seine Stellung zu verändern, von dem südlichen Stern des Orion perpendiculär gegen das Schwert fast bis an den Horizont ausdehnte, und das Ansehen einer zerbrochenen, gegen den Horizont geneigten Degenklinge hatte. Beim Aufgang des Mondes (etwa um 9 Uhr) verschwand die Erscheinung. Am 6ten wehte von Mittag an ein frischer Nordwind, und jagte die Wolken, durch welche hindurch am Abend die Erscheinung des vorhergehenden Abends wieder zu erkennen war, welche sich jetzt, so viel sich bei den Wolken erkennen ließ, bis an den Horizont ausdehnte. Am 7ten, 8ten und 9ten war der Himmel mit Wolken bedeckt, doch ließ sich in derselben Richtung wieder ein Licht am Himmel unterscheiden. Am 10 wehte ein frischer WSW., es trat Regen und Schauer ein, und als in der folgenden Nacht das Wetter sich aufhellte, war am Himmel nichts mehr zu bemerken. Wenn dieß nicht ein Komet war, so weiß ich mir die Erscheinung nicht zu erklären. Ein hier befindlicher Molla, der gerade aus Mekka angekommen war, erklärte es sey ein Komet, der den Untergang der Welt verkünde, der an einem der drei nächsten Freitage eintreten sollte. Die Perser erschracken, thaten Buße, hörten aber darum nicht auf zu betrügen.

Nach dem Meerbusen von Astrabad kam ich am 8 März Abends. Die Tiefe des Fahrwassers am Eingang ist 2½ Faden; man muß sich aber dem persischen Ufer ziemlich nahe halten. Der Meerbusen ist weit und ziemlich gut gedeckt. Das südliche von dem Saum des Enesanko-Gebirges gebildete Ufer ist sehr malerisch, wir befanden uns aber am nördlichen Ufer, das aus aufgeschwemmten, nackten Inselchen und Untiefen besteht. Auf den Bergen sieht man noch hie und da Schnee, auf andern Gipfeln erglänzen Quarzmassen; in der Ferne erhebt sich der ganz mit Schnee bedeckte Demawend gleich einem weißen Zelte über den Bergen. Die Wolken fliehen häufig unter den Gipfeln des Enesanko hin, dessen Höhe etwa 7000 Fuß beträgt.

Hier findet sich manches merkwürdige; die Oertlichkeit, das Leben der Perser und der Turkmenen ist für mich neu. Hier ist unser Haupthandel mit ihnen. Doch davon nachher.

6. Aschur-Ade 16 (28 Jun.) 1843.

Stille, Schwüle, am Himmel kein Wölkchen! keine Nachrichten aus dem Vaterlande, kein Verkehr mit den Uferbewohnern. Die Tage verstreichen einförmig, langsam; die Schiffe, welche sich des Handels und des Fischfangs wegen hier befanden, sind fortgezogen. In meinem letzten Briefe schilderte ich unsere hiesigen Angelegenheiten,*) die Geschichte der hier eingerichteten Kreuzfahrten und unsere jetzigen Verhältnisse mit den Turkmenen und Persern; nun komme ich auf den Handel. Der Meerbusen von Astrabad hat etwa 60 Werst in der Länge und 15 in der Breite; gegen Norden ist er durch eine sandige Landzunge und die davon getrennten Inseln Groß- und Klein-Aschur gedeckt: südlich stößt er an das blühende persische Ufer. Das östliche Ufer endet sich nördlich. Der von dieser Seite in den Meerbusen einfallende Karasu bildet die politische, obwohl nicht unbestrittene Gränze zwischen Persien und den Turkmenen. Ein so großer Meerbusen, mit der hinreichenden Tiefe von 3 bis 4 Faden, einem guten Ankergrund, ziemlich hochangehendem Ufer und einem guten Fahrwasser am Eingang, ein Meerbusen, der an die reichen Ufer Masanderans stößt, so wie an die Karawanenstraße, welche durch die turkmenische Steppe nach den Städten Mittelasiens führt, ein solcher Meerbusen sollte doch wohl einen belebten Handel haben, aber nein. Unser Handel mit Persien theilt sich in einen Land- und Seehandel: der erste geht über Tiflis, der zweite ausschließlich über Ensim. Der Meerbusen von Ensim hat viele Vorzüge vor dem von Astrabad voraus. Er stößt an die Provinz Gilan, die reichste von ganz Persien, namentlich reich an Reis, dem Hauptproduct des Landes, befindet sich näher am westlichen Ufer des kaspischen Meeres, ist für die dortigen Seeleute bequemer und näher bei Tebris, dem Hauptmarkt für die europäischen Waaren

*) Dieser Brief, Nr. 5, ist in der Nordischen Biene nicht mitgetheilt.

in Persien; zudem hat dieser Meerbusen den Vorzug einer 200jährigen Dauer seines Handels. Die bedeutendste Unbequemlichkeit desselben ist aber, daß man nur mit Schiffen die nicht über 4 Fuß tief gehen in denselben einlaufen kann; größere Schiffe müssen auf der äußern, zwar tiefen, aber offenen Rhede bleiben; dort hat das Ausladen große Unbequemlichkeiten und die Schiffe sind nicht selten Havarien ausgesetzt. Diese Nachtheile, verbunden mit andern, welche die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere benachtheiligen, nöthigen die Kaufleute ihre Waaren zu Lande nach Persien zu senden, mit Ausschluß derer, welche gar zu schwer ins Gewicht fallen. Der Meerbusen von Astrabad könnte zwar den von Ensim nicht ganz ersetzen, wäre aber für den Handel mit Persien auf dieser Seite ausnehmend nützlich.

Es gibt aber ein Hinderniß, welches viel bedeutender ist als die eben aufgezählten, und das unsern Handel mit Persien vernichtet, den Landhandel wie den Seehandel, dieß ist die Rivalität der Engländer. Bei aller Wohlfeilheit des Transports der Waaren aus Rußland nach Persien, mögen sie nun nach Tiflis, nach Ensim oder nach Astrabad gehen, nimmt unser einst ziemlich bedeutender Handel mit diesem Lande sichtlich ab; er nimmt darum ab, weil unsere Manufacturwaaren weder an Güte noch an Wohlfeilheit sich mit den englischen messen können, womit Persien über Trapezunt und Bender Buschir überschwemmt wird. Für uns bleiben nur Kupfer, Eisen, Salz, Naphta und noch einige andere unbedeutende Ausfuhrgegenstände. Es ist kein Zweifel, daß eine gut organisirte Handelscompagnie noch jetzt einigermaßen mit den Engländern wetteifern könnte, namentlich in den von Tebris entferntern Strichen, allein dieser Kampf wird von Jahr zu Jahr unmöglicher. Die Engländer setzen sich in Persien immer mehr fest, vermindern den Preis ihrer Waaren, und geben, was beim persischen Handel eine Hauptsache ist, auf drei bis vier Jahre Credit. Bei der Unmöglichkeit einer Concurrenz und dem unbegränzt weiten Felde für unsere Capitalien im Innern Rußlands wäre es vielleicht vortheilhaft, wenn man die englischen Waaren nicht über Konstantinopel und Indien, sondern durch Rußland nach Persien gehen ließe, wie man dieß am Ende des 16ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts versuchte.

Der Meerbusen von Astrabad könnte noch für den Handel mit Chiwa, wohin die Karawanen in 20 Tagen gelangen, und auch mit Buchara über Mesched nützlich werden; aber das Schicksal dieses Handels hängt unvermeidlich von dem Schicksal unsers Handels mit Masanderan ab. Bis jetzt noch wird der Handel im Meerbusen von Astrabad hauptsächlich zwischen Turkomanen und Persern betrieben; die ersten bringen Naphta und Salz und tauschen dagegen Reis, Tabak und Gewebe ein; manchmal kommen kleine Karawanen aus Chiwa. Vor nicht langer Zeit befand sich hier ein russischer Kauffahrer mit Eisen so wie zwei kleinere Fahrzeugen aus Astrachan; sie hatten ihre Waaren so zu sagen verkauft, blieben aber zwei Jahre da, um ihre Schulden in Natura einzuziehen. Mit dem hiesigen Handel sieht es also sehr traurig aus. Die umliegenden Gewässer sind reich an Fischen, aber der Mangel an Capitalien und die Feindseligkeiten der Fischer unter einander sind Ursachen, daß es um den russischen Fischfang hier schlecht steht. Indeß vervollkommnet sich die Fischerei, und man sieht immer mehr ein, welchen wichtigen Zweig des Nationalreichthums sie bildet. So weit ist zu hoffen, daß allmählich einiges für sie geschehen wird.

(Schluß folgt.)

Der Brazos-Fluß,

der größte in Texas, hat seine Quellen nahe an denen des rothen Flusses, und fällt nach einem stark gewundenen Laufe von 750 (engl.) Meilen in den mexicanischen Golf. Er nimmt zahlreiche Bäche und Bayous auf, und bewässert ein Land, das an Fruchtbarkeit, Schönheit und oberhalb einer gewissen Höhe an Gesundheit keinem andern nachsteht. Der ziemlich bedeutende Navosoto ist sein östlicher Arm, aber der merkwürdigste ist der westliche, welcher in einer großen, mehrere hundert Meilen breiten Ebene entspringt, deren Boden mit Salz geschwängert ist, und auf dem die Atmosphäre Salpeter niederschlägt. Die Erscheinung eines Salzflusses, der aus dem Innern des amerikanischen Continents nach der See fließt, ist ausnehmend merkwürdig. Wenn in der trockenen Jahreszeit das Wasser verdampft, wird das Salz in großen Massen niedergeschlagen, und die ganze ungeheure Ebene ist mit krystallisirtem Salze bedeckt. Wenn es stark regnet, bildet sich ein sumpfiger, seichter See, der seine salzigen Gewässer durch den Salzarm in den Brazos ergießt; man soll mit dem Salzwasser Schweinefleisch einsalzen. Der so angeschwellte Fluß wird auf eine Zeitlang salzig, setzt einen rothen, seifenartigen, klebrigen Thon ab, und bleibt gesalzen, bis das stärker einströmende Wasser von den süßen Armen her ihn wieder trinkbar macht. Die Tiefe des Flusses wechselt von 20 bis 30 Fuß und die Breite von 100 bis 150. Die Mündung ist, wie alle Flüsse hier zu Lande, von einer schmalen Barre gesperrt, und die Schifffahrt würde ungemein gewinnen, wenn einmal diese entfernt wäre. (Unit. Serv. Mag. Januar.)

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Wenn sich's nicht bezweifeln läßt, daß die Nachwelt alle Ursache haben wird, diese immensen Anstrengungen zur Erleichterung und Beförderung der Schifffahrt zu segnen, so erscheinen doch die gleichzeitig auszuführenden Arbeiten zur Verbesserung und Verstärkung der Fortification der Lagunen nicht minder nothwendig, wenn man bedenkt, wie sich die ganze Art der Kriegführung in neuerer Zeit geändert hat, und wie man namentlich in einem Gränzhafen von der Bedeutsamkeit Venedigs seit Einführung der Dampfschifffahrt jeden Augenblick auf einen plötzlichen Ueberfall gefaßt und zur Abwehr gerüstet seyn sollte. Hier ist aber vor allem zu bemerken, daß manche der alten venetianischen Fortificationen den Bedürfnissen der Gegenwart überhaupt nicht mehr entsprechen, nicht nur weil in Folge der Versandungen die Fahrwasser der sogenannten Häfen im Laufe der Zeit zum Theil eine andere Richtung genommen haben (und noch mehr nehmen werden), sondern auch

weil ein Theil der Forts (wie z. B. S. Pietro am Hafen von Malamocco auf der Nordspitze des Littorale di Pelestrina) nicht seewärts, sondern gegen die Angriffe vom Festlande aus gerichtet waren, wie es die damaligen politischen Verhältnisse mit sich brachten. Man kann sich vorstellen, wie mancherlei es auch in dieser Beziehung jetzt zu ändern und neu einzurichten gibt. Vorläufig ist dem Vernehmen nach Eine Million Gulden Conv. Münze zu diesem Zweck von der Regierung bewilligt worden, und man wird natürlich das Nothwendigste zuerst vornehmen. Dazu aber gehört ohne Zweifel eine besondere Lagunen-Dampfschifffahrt. Bei der enormen Ausdehnung des zu vertheidigenden Terrains würde ein ganzes Heer erforderlich seyn, um fortwährend auf allen Punkten gegen Ueberfall und Landung gesichert zu seyn; bei einer gewöhnlichen Besatzung aber wird es darauf ankommen, auf jedes gegebene Signal sofort eine zur Abwehr genügende Macht an dem eben bedrohten Punkt contrahiren zu können. Daß die jetzt bestehende Lagunenflottille von großen meist achtruderigen Prahmen zum Transport von Infanterie und leichter Artillerie ganz geeignet ist, davon ward noch vor wenigen Tagen eine hübsche Probe abgelegt. Es war nämlich am 9 März Nachmittags 2 Uhr ein Manöver auf dem Campo di Marte, einem für die hiesigen Verhältnisse sehr geräumigen freien Felde am westlichen Ende der Stadt (gegen Tessina hin). Obgleich ein recht kalter Levante wehte, hatte doch der warme Sonnenschein bei heiterem wolkenlosem Himmel eine Menge Schaulustiger hinausgelockt, zumal Damen und Herren der eleganten Welt, welche wissen mochten, daß nicht nur die ganze Generalität der Garnison, sondern auch mehrere Erzherzoge sich dort einfinden würden, nämlich die Söhne des Vicekönigs und der Erzherzog Friedrich. Noch ein anderer Held von Saida war zugegen, der aus den Zeitungsberichten jener Zeit allbekannte Cadet Chinca, der seine goldenen Ehrenmedaillen noch immer als Cadet trägt, jetzt aber dem Vernehmen nach zum Lieutenant in der Marine avanciren wird. Diese und noch viele vornehme und ausgezeichnete Herren (worunter auch der schon seines Namens wegen interessante mehr als 80jährige und noch immer sehr tüchtige Viceadmiral Dandolo) hatten sich auf einem kleinen Hügel dicht am Ufer versammelt, um die Transportboote aus dem Canal della Giudecca mit den Truppen herankommen zu sehen, welche hier landen und eben diesen Hügel dem imaginären Feinde entreißen sollten. Für den Fremden hat es, beiläufig bemerkt, etwas gar Seltsames, die mit Soldaten besetzten Fahrzeuge nach dem Tact der Trommel, als ob sie marschirten, auf dem Wasser umherrudern zu sehen; mir fiel unwillkürlich dabei ein, ob man künftig das Brausen der Dampfmaschinen wohl auch mit der Trommel begleiten werde? — Das ganze Ufer hatte sich inzwischen mit Menschen gefüllt, die, als die Boote nahten, höflich gebeten wurden auf die Seite zu treten, um den Soldaten den zur Landung erforderlichen Platz zu gönnen. Nach einer kurzen Kanonade und etwas längerem Kleingewehrfeuer wurden dann die Truppen gelandet, der Hügel erstürmt und mit den Kanonen besetzt; nach fortgeführtem Gefecht auf dem Felde aber wurden die Angreifenden durch den supponirten, nur durch eine kleine Abtheilung bewaffneter Matrosen repräsentirten Feind wieder zurückgedrängt, um auch zu möglichst rascher Wiedereinschiffung genöthigt zu seyn. Und wirklich wurden Aus- und Einschiffung sehr rasch und geschickt vollführt, namentlich in Betreff der kurzen bronzenen Kanonen, die von den Lafetten gelöst mit einem starken Seil umwunden und von sechs rüstigen Soldaten an zwei Stangen getragen wurden. Natürlich ward bei diesem ganzen Manöver auch viel Pulver verschossen, und das Ganze gewährte in der grandiosen Einfassung des dunkelblauen Meeres und der herrlichen Alpenkette, deren glänzend weißes Winterkleid auch nicht der kleinste Nebel trübte, wirklich einen schönen Anblick.

Wenn man sich aber auch überzeugt hat, daß die Aus- und Einschiffung, auch der Artillerie, sehr rasch betrieben werden kann, so geht es doch mit dem Transport selbst um so langsamer. Segel können auf den schmalen Stromrinnen der Lagunen und bei der nothwendig flachen Bauart dieser Fahrzeuge natürlich nur mit ganz günstigem Winde gebraucht werden, und mittelst der Ruder ist wenigstens gegen Strom und Wind eine rasche Bewegung ganz unmöglich. Daher sind jetzt zu diesem Zweck Dampfschleppschiffe von etwa 12 bis 14 Zoll Tiefgang bestellt, deren jedes stark genug seyn wird, eine ganze Reihe solcher Transportprahmen verhältnißmäßig rasch fortzubringen, während in diesen letztern der bisher für die Ruderer erforderliche Raum noch für den Transport selbst gewonnen wird. — Außerdem wird aber auch für die Tauglichkeit der bestehenden Fortificationen zunächst immer das Nothwendigste gethan, und weitere Arbeiten werden vorbereitet.

Hier muß ich erwähnen, daß obgleich Venedig von jeher der Hierarchie entschiedenen Widerstand leistete und der Einfluß der geistlichen Behörden auf weltliche Interessen hier in Vergleich mit manchen andern Ländern immer ein geringer blieb, doch nach und nach eine Menge von Klöstern begründet worden waren, sowohl in der Stadt, wie auf den kleinen Inseln der Lagunen. Als es aber, schon bei der ersten Occupation durch die Oesterreicher, 1797, und später unter der Franzosenherrschaft zu zweckmäßiger Unterbringung und Verpflegung des Militärs an Raum und Obdach fehlte, wurden hier, wie fast überall in jener Zeit, viele Klöster aufgehoben und an den dazu geeigneten Punkten in Casernen, Lazarethe, Douanen, Magazine rc. verwandelt. So kamen die meisten kleinen Laguneninseln in den Besitz der Regierung und blieben auch darin. So z. B. wird die nur für kleinere Schiffe zugängliche Einfahrt von Lido nicht allein durch das Fort S. Nicolo an der Nordspitze des Littorale von Malamocco, sondern auch durch die gegenüberliegende stark befestigte Insel S. Andrea vertheidigt; so ist auf der kleinen Insel S. Spirito, halbwegs zwischen Venedig und dem Städtchen Malamocco, ein Hauptpulvermagazin, wo gegenwärtig 80,000 Centner liegen sollen.

(Schluß folgt.)

Quecksilber aus China. Die großen spanischen Quecksilberminen haben seit einer Reihe von Jahren der spanischen Regierung eine Art Monopol im Quecksilberhandel gegeben, da die bisher an andern Orten bearbeiteten Quecksilberminen mit dem ungeheuren Ertrag der Minen von Almaden nicht in Vergleich kommen konnten. Jetzt haben die Engländer angefangen Quecksilber aus China zu holen, das so rein seyn soll als das spanische und bedeutend billiger zu stehen kommt (4½ Sch. oder 2 fl. 30 kr. rhein. das Pfund). Es ist nicht, wie sonst gewöhnlich, in eiserne Kisten gepackt, sondern in hohle Bambusstücke. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 28 März, welcher wir diese Nachricht entnehmen, gibt die Masse des bis jetzt nach England geführten Quecksilbers nicht an, scheint aber der Ansicht, daß sie in kurzem sehr bedeutend werden könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1844.

Die religiöse Malerei in Frankreich.

Der Salon von 1844 ist in Frankreich eröffnet und alsbald regnet es Kritiken, Schilderungen u. s. w., mit denen fast jedes Blatt seine gute Zahl Feuilletonspalten füllt. Wir fühlen keinen Beruf, näher auf diese Schilderungen und Kritiken einzugehen, sondern heben nur aus einem Artikel von Hrn. Delasaivise (Revue de Paris, 31 März) „über die religiöse Kunst" einen Abschnitt aus, der uns in allgemeiner Beziehung von Interesse scheint.

„Die spiritualistische Schule, welche vielleicht nur aus vorzüglichen Manieristen besteht, hat in den letzten Jahren über die materialistischen oder naturalistischen Maler bedeutende Eroberungen gemacht. Diese Schule strebt nach Herrschaft, aber in dieser kleinen Kunstkirche finden sich gar viele Glaubensbekenntnisse. Die einen wollen die alte Kunst unter dem rein mythologischen Gesichtspunkt wieder herstellen, da ihrer Meinung nach die Schule Davids unterging, weil sie sich bloß auf der Oberfläche hielt. Sie schöpfen ihre Ideen aus den neuen Werken Ottfried Müllers, Niebuhrs, Micalis, Letronne's u. s. w., wie die Schule des Kaiserreichs aus den Werken von Caylus, Barthelemy, Choiseul-Gouffier und Winckelmann schöpfte. Eine zweite Classe will geradezu die Schule Davids fortsetzen, und führt uns mitten in die römische Geschichte, ja selbst in die des griechischen Kaiserreichs hinein, während andere, die sogenannten Nationalen, unsere Geschichte von Chlodwig bis auf Ludwig XIII ausbeuten, und die nackten Menschen durch bepanzerte Ritter ersetzen. Noch andere haben Visionen und Phantome gemalt, und um zu der uranfänglichen Kunst hinaufzusteigen, haben sie ihre Ideen aus den Träumereien des Orients geschöpft. Eine letzte Secte endlich, welche zwar nicht die zahlreichste, aber entschiedenste ist, und deren Einfluß mit jedem Tage wächst, wollte die christliche Kunst restauriren. Sie ist mit Seroux d'Agincourt, Bottari, Raoul Rochette und Rickmann in die Catacomben gedrungen, hat die griechischen und römischen Basilikas erforscht, und die alten Kathedralen durchstöbert. Die jetzigen Adepten dieser Schule haben byzantinische Mosaike, gothische Glasfenster und die Malereien in den ältesten Manuscripten zum Gegenstand ihrer Studien gemacht; bis jetzt hat aber das Ergebniß so vieler Anstrengungen und Studien mehr die Neugierde gereizt, als den Geschmack befriedigt. Die Versuchung bloß nachzuahmen, statt selbst zu schaffen, ist zu groß, und die Künstler verfallen in die erkünstelte, systematische Naivetät, welche selbst nur wieder eine Manier ist. Man braucht bloß einen Blick auf die neuesten Schöpfungen der Künstler dieser Schule zu werfen, um zu erkennen, daß mit Ausnahme einiger wenigen, die Geschmack genug hatten, bei Zeiten inne zu halten, die meisten dieser Gefahr nicht entgangen sind. Wenn die Schule Davids durch Pedanterie und eine engherzige Auffassung der alten Kunst vom rechten Wege abgelenkt wurde, so sind Gelehrsamkeit und eine nicht sehr wählige Nachahmung der Werke großer Künstler aus der Renaissance und selbst aus frühern Epochen, eine Nachahmung, die manchmal bis zum Wiederauffrischen der traditionellen Typen und der Symbole eines durch die Zeit nothwendig modificirten Dogma's ging, die auffallendsten Fehler der sogenannten neuchristlichen Schule. Die übertriebene Symmetrie in der Zusammenstellung des Ganzen, die affectirte Steifheit der Stellungen, die Armuth an Gegenständen der Darstellung, die Trockenheit der Contouren und die Einförmigkeit eines matten Colorits sind die nothwendigen Folgen dieser Nachahmung und sind eben so viele Klippen, an denen die Hoffnungen, welche so viele ausgezeichnete Künstler erweckt hatten, früher oder später scheitern können.

„Die neuchristliche Schule tritt im Salon dieses Jahres gar nicht auf. Ihre Anhänger, Leute von Geist, kennen ihr Publicum und dessen Neigungen; sie haben die Hülfsmittel ihrer Kunst und die passendste Anwendung ihrer Grundsätze hinreichend studirt, und sich in die Kathedralen, Capellen und selbst unter die Säulengänge der Kirchen geflüchtet. Die christliche Kunst, wie sie sie verstehen, hat nur in einer Verbindung mit der Baukunst eine wirkliche Gewalt; auch kann man hauptsächlich nur in der Kirche selbst mit der Sammlung, die der skeptischen Menge fehlt, beurtheilt werden. Diese Menge mag — so äußern sie sich — in dem Salon

eine oberflächliche Unterhaltung und einen Stoff zu ihren Spöttereien suchen, der wahre Freund der Kunst, der Mensch von religiöser Ueberzeugung wird uns im Innern der Kirche zu finden wissen.

„Große, einfache Linien, ruhiger, gemessener Ausdruck, genaue und strenge Zeichnung und eine gewisse Kälte des Colorits, die man andern Orts als Mangel bezeichnen würde, passen ohne Zweifel für die Abbildung von Baudenkmalen. Die geschickte Anwendung dieser gewissermaßen negativen Eigenschaften hat Schönheiten ins Leben gerufen, die mehr von wahrhaft erhabener als sehr augenfälliger Art sind. Die Meister der ältesten Zeit verdanken derselben ihre unaussprechliche Kraft, die großen Freskomaler der italienischen Schule ihre vollendete Anmuth und den ganz idealen Reiz. Man darf sich also nicht sehr wundern, wenn wir in den Erzeugnissen unserer religiösen Maler häufige Reminiscenzen der Werke dieser seit kurzem wieder zu Ehren gekommenen Meister finden. Diese Reminiscenzen, so begreiflich sie sind, stempeln manche Werke zu bloßen Nachahmungen; die HH. Amaury Duval und H. Lehmann werden sich hinsichtlich der ihnen anvertrauten Ausschmückung von Capellen kaum gegen den Vorwurf der Nachahmung schützen können, und Hr. Mottez sollte in seinen großen Gemälden am Porticus der Kirche St. Germain l'Auxerrois nicht bloß darauf denken, uns an Cimabue, Orcagna und Giotto zu mahnen.

„Wie indeß dem auch seyn mag, die Häupter dieser neuen Schule fehlen im Salon dieses Jahres, und haben sich nur durch ihre Nachtreter vertreten lassen. Wir können die affectirten Naivetäten mancher absichtlich ungeschickten Künstler nicht für Ernst nehmen; in dieser absichtlichen Rückkehr zur Kindheit der Kunst sehen wir bloß einen läppischen Calcul. Es sind erwachsene junge Leute, die wie Kinder spielen, und ob sie gleich vollkommen lesen können, wieder zu buchstabiren anfangen. Neben diesen verlorenen Schildwachen der ultranaiven Schule gruppiren sich einige Leute von Talent, die gleichfalls einer bizarren, berechneten Einfachheit nachjagen. Aber neben diesen wenigen talentvollen Künstlern, wie Burthe und Froment-Delormel, die sich nur von dem Wege des Natürlichen verirrt haben, sind die Wände mit einer Masse von Gemälden bedeckt, welche weit unter der Mittelmäßigkeit stehen, und von solchen Leuten ist freilich nichts mehr zu hoffen."

Skizzen am kaspischen Meere.

(Schluß.)

7. Apscheron 14 (26) Julius.

Gerade vor vier Jahren hielt ich auch auf meiner Rückkehr von Persien hier an; auch jetzt bin ich wieder auf dem Wege nach Astrachan und verlasse vielleicht das kaspische Meer für immer.

Am 30sten vorigen Monats kam endlich das lange erwartete Ablösungsschiff in den Meerbusen von Astrabad, und am 21sten gingen wir unter Segel, um nach Astrachan zurückzukehren. Widrige, zu Zeiten ziemlich frische Winde verzögerten unsere Fahrt. Hier wehten während unseres ganzen Aufenthalts unaufhörlich Westwinde, ganz im Widerstreit mit dem nördlichen Theil des kaspischen Meeres, wo um diese Zeit gewöhnlich Ostwinde wehen. Es ist nicht genau erhoben, aber sehr häufig bemerkt worden, daß der im nördlichen Theile des kaspischen Meeres herrschende Ostwind allmählich durch Norden nach Westen übergeht, indem er nach dem südlichen Theile des Meeres hinabsteigt. NO., N. und NW. begleiten gewöhnlich die von Astrachan nach Persien gehenden Schiffe. Westwinde hielten uns lange bis unterhalb Tscheleken am östlichen Ufer zurück. Dieß Ufer hat nichts auszeichnendes: es ist niedrig, flach, sandig und hie und da mit Schilf bewachsen. Unter drei Hügeln, welche sich an diesem Ufer erheben, ist der bedeutendste der Silberhügel, auf tatarisch Gümysch-teke. Er liegt an der Mündung des kleinen Flüßchens Gurgene, und ruht auf den Trümmern einer Mauer, im Kreise umher sind Spuren von Gewölben, Haufen von gebrannten Backsteinen, weiterhin gegen Osten erstreckt sich eine halb zerstörte, halb mit Sand überschüttete Mauer mit runden Thürmen; an den Ufern der Flüsse Karasu und Gurgene sieht man Reste von Brücken, Thürme und Mauern, und in den Trümmern des Silberhügels soll man Ringe, Armbänder, Münzen u. dgl. gefunden haben. Was ist hier für ein Grab? Wem gehört dieß zerstörte Mausoleum? Welches unbekannte Volk hat hier seine Asche zurückgelassen? kein Name, keine Sage, keine Vermuthung deutet darauf hin.

Wir verweilten einige Stunden auf der Insel Ogurtschinski, von der in den Memoiren Soimonows gesagt ist: „Man rühmt den dasigen fruchtbaren Boden, deßhalb kommen im Sommer die Truchmenen von dem festen Lande hieher, säen Weizen, Reis und pflanzen Baumwolle." In der That aber ist diese Insel bloß aufgeschwemmtes Land, sandig, mit Salzlacken bedeckt, hie und da mit Gebüsch und dickem Grase bewachsen, im übrigen aber völlig unfruchtbar. Ihrer Formation nach zu schließen kann man nicht annehmen, daß sie je zum Anbau geeignet war. Das ist ein offenbarer Irrthum Soimonows, der die Insel nur von ferne sah. Dieser Irrthum war vermuthlich die Veranlassung, daß Potemkin die Anordnung gab, man solle auf einer der Inseln am Ostufer des kaspischen Meeres eine Handelsniederlassung mit dem Namen Melitonis (Honiginsel) anlegen; die in Folge dessen unternommene Expedition unter Graf Woinowitsch war auch völlig unglücklich. Die Insel Ogurtschinski ist ganz unbewohnt; die Turkmenen halten hier bloß ihre Pferdeheerden und zwar mehr wegen der Sicherheit gegen die Barantas (einheimische Raubzüge).

Von dieser Insel fuhren wir nach dem Meerbusen von Tscheleken in der Nähe der an Naphta- und Steinsalz reichen Insel dieses Namens. Von da erst konnten wir auf Apscheron zu steuern, wohin der Wassermangel uns zu gehen zwang. Wenn man den Raum zwischen Krasnowodsk und Apscheron durchschifft, so kann man nicht umhin, zahlreiche Spuren zu

bemerken, daß hier wirklich einst eine Landzunge die beiden gegenüberliegenden Ufer verbunden habe, worauf auch verschiedene Sagen ganz verschiedener Völker hinweisen. Hier ist die Breite des kaspischen Meeres am geringsten, und die Tiefe beträgt hier fortdauernd nur 35, 50 und 60 Klafter, während sie nördlich und südlich an dieser Linie noch gar nicht gemessen werden konnte. Spuren vulcanischer Thätigkeit an dem Ufer des Meerbusens von Krasnowodsk, und gleichzeitige ziemlich häufige vulcanische Erscheinungen auf Apscheron, das ewige Feuer, die zahlreichen Naphtaquellen auf beiden einander gegenüberliegenden Ufern, selbst im Meere in der Richtung zwischen beiden,*) endlich die Steinhausen, welche trümmerartig auf dem Wege von Apscheron nach Krasnowodsk liegen, alles beweist hier eine alte, furchtbare, in der Geschichte unbekannte Umwälzung.

8. Quarantäne von Astrachan 6 (18) August.

Von Apscheron fuhren wir bei stillem günstigem Wind in vier Tagen hieher. Wir hielten den Curs gerade auf den schwimmenden Leuchtthurm, und konnten deßhalb die weit links liegen gebliebenen Ufer nicht sehen, nur die Berge von Derbend erschienen, als wir daran vorüberfuhren, wie ein Nebelgewölk. Schiffe trafen wir keine auf dem Wege, denn die Kauffahrer halten sich gewöhnlich längs dem Ufer, weßhalb denn auch ihre Fahrt länger dauert. Nicht genug, daß sie auf diese Weise eine weitere Strecke zu machen haben, so können sie bei der Umschiffung der Ufer auch die günstigen Winde nicht benutzen. Sie brauchen manchmal von Baku nach Astrachan ein, ja zwei Monate, und eben so viel von den persischen Ufern nach Baku. Diese Langsamkeit geben sie mit Unrecht den Schiffern schuld, von denen viele ihr Handwerk recht gut verstehen; aber die hiesigen Schiffe, Schouten, werden ganz kistenartig gebaut, und können deßhalb das Meer nicht halten, was sie nöthigt, am Ufer zu bleiben, wo sie bei widrigem Winde gleich sich vor Anker legen können. Die Ursache, weßhalb man die Schiffe so flachbodig baut, ist die Seichtigkeit des Wolgafahrwassers. Die Dampfschifffahrt beschleunigt allerdings die Reise, aber es ist zu bezweifeln, ob der Handel, wenigstens gegenwärtig, solcher beschleunigten Fahrten bedarf. Unser Handel mit Persien, so wie überhaupt der ganze europäische Handel mit diesem Lande, ist auf Credit mit langen Zahlungsterminen und auf Bezahlung der Schuld mit Waaren gegründet; letztere aber finden sich nirgends in großer Menge, sondern werden im Kleinen gesammelt, darum ist der Handel nicht ausgedehnt, wird mit kleinen Capitalien getrieben, wirft keine großen Vortheile ab, und die Dampfschiffahrt kommt zu hoch zu stehen. Noch ist zu bemerken, daß die Frachten gegenwärtig wegen der Menge der Schiffe und des beschränkten Bedarfs außerordentlich niedrig stehen.

Die hiesige Rhede ist mit einer Menge von Schiffen bedeckt, aber es sind größtentheils nur Fischerfahrzeuge, auf vielen weht die Quarantäneflagge, wie auf dem unsrigen, denn ein Schiff wird manchmal statt vierzehn Tage zwei Monate lang aufgehalten, ehe es in die Quarantäne-Rhede und zum Ausladen kommen kann.

*) Die sogenannte Naphtabank.

Die Piraneserinnen (Istrien).

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Unter den verschiedenen Insassen der Halbinsel Istrien haben jene zwischen Triest und Pirano mehr denn alle übrigen das ihnen eigenthümliche, von den Urbewohnern der Provinz ererbte Gepräge bewahrt. Triest nahm, seit es Freihafen geworden, einen ganz andern Charakter an. Der Zustrom der vielen Fremden jeder Sprache, die veränderte Richtung der Erziehung haben die ursprüngliche Eigenthümlichkeit der Stadt verwischt und ihre Classification ist einer noch unbestimmten Zukunft vorbehalten. Cittannova, Parenzo und Pola, im Mittelalter völlig zerstört, wurden von neuen Ansiedlern bevölkert, welche durch die nahe Berührung mit dem herrschenden Staate, durch die von hier herbeigezogenen Colonen den venetianischen Dialekt beinahe völlig beibehielten. Die Mundarten in Capodistria, Isola und Pirano bekunden zwar die gemeinsame Verwandtschaft mit dem Venetianischen, haben aber ganz eigene, völlig örtliche, jedoch nicht in allen drei Ortschaften gleiche Formen, deren Grundeinheit aber auf eine uralte Sprachverwandtschaft und auf die Abstammung der pelasgischen Veneter und Thracier von einer griechischen Familie hindeutet, deren sagenhafter Ursprung sich ins entfernteste Alterthum verliert. Diese gemeinsame Abstammung hat zwischen den Venetianern und Istrianern sehr große Sympathien erhalten, welche sich auch in der Aehnlichkeit der Trachten bewährten, die im verflossenen Jahrhundert der Macht der Mode widerstanden, aber jetzt in einer Uebergangsperiode begriffen sind. — In der freundlichen den Golf von Triest beherrschenden Seestadt spricht man bloß das Venetianische mit eigener wohlklingender Betonung und Biegung. Der Zendale, oder wie das schwarze Tuch sonst heißen mag, das Schulter und Kopf der Piraneserinnen bedeckt, ist eine alte, hier schon seit Jahrhunderten übliche Tracht. Die Alten trugen es mehr vorwärts, indem sie damit das Gesicht verhüllten und das Haar bedeckten: allein dieß scheint den Jüngern zu düster und klostermäßig; sie haben sich überzeugt, daß es zurückgeschlagen und offen ihrem Gesicht mehr Anmuth verleihe, wenn sie es sonst nicht zu verbergen nöthig haben. Ihre Haarflechten stehen ihnen so besser, ihre Arme bewegen sich freier und wenigstens wird ein Theil ihres Kleides sichtbar. Dergestalt huldigen sie der alten Sitte, ohne sich der Eitelkeit zu verdächtigen. Sie würden vielleicht ohne Kopfbedeckung einen Gang durch die Stadt, aber nie in die Kirche wagen. Selbst die Frauen der höheren Stände erscheinen, wenn sie auch der Mode huldigen, niemals im Heiligthum mit Hut oder Haube, sondern demuthsvoll mit schwarzem Schleier, welche höchst löbliche, den Mädchen so sehr zusagende Sitte leider in größern Städten unbeachtet bleibt.

Etwas über die Lagunen Venedigs.

Zweiter Artikel.

(Schluß).

Weiter südlich vor dem Hauptthafen von Malamocco waren schon früher ein Paar ganz kleine Inseln zu achteckigen Bastionen gemacht worden; eine derselben ist in gutem Stande erhalten, die andere ver-

fallene neu aufgebaut worden, um mit Paixhans-Kanonen besetzt zu werden. Im Fort S. Pietro, an der Südseite dieser Einfahrt (wo auch ein Sanitätsgebäude ist), dessen Wälle und Bastionen nicht nordostwärts gegen den Hafen, sondern südwärts gegen Chioggia hin gerichtet und daher der Anlage nach jetzt ganz zwecklos sind, hat man eine befestigte Caserne erbaut, und besetzt nun vorläufig die Rückwälle an der Ostseite mit 18Pfündern. Dasselbe geschieht auf den Südwällen des gegenüberliegenden Forts Alberoni. Außerdem wird aber zur künftigen Vertheidigung dieses Haupthafens ein bedeutender Neubau ausgeführt. Von der Südwestspitze des Littorale ostwärts gegen den obenerwähnten neuen Molo hin wird in concavem Bogen ein großer Steindamm aufgeführt, wodurch die Einfahrt verengt und das Uferland mittelst Anschwemmung und Schuttanfahren um eben so viel vergrößert werden wird; auf dem südlichsten Punkt dieses Bogens aber, gerade vor der längs dem Molo hinlaufenden Anfahrt soll ein neues sehr starkes Fort errichtet werden. Andere Arbeiten werden noch weiter südlich, wieder andere im Norden der Lagunen in aller Stille ausgeführt, um das alte Venedig allmählich wieder zu einem wirklich guten Hafen und zugleich zu einer tüchtigen Gränzveste zu machen — gewiß ein höchst rühmliches Unternehmen, das aber freilich wohl rascher zu Ende geführt werden könnte, wenn bei der Ausführung der einzelnen Theile nicht so viele verschiedene Behörden mit ihren hunderterlei Rücksichten betheiligt wären, wenn vielmehr die Leitung des ganzen großen Werks in Eine Hand gegeben werden könnte.

Platen spricht von dem öden Hafen, aber das ist anders geworden, seit Platen hier war. Jetzt liegen unmittelbar an der Riva dei Schiavoni in der Regel 30 bis 40 Schiffe, meist zweimastige Trabaccoli mit ihren graziösen Segeln, sogenannte Küstenfahrer, die aber nicht bloß von Triest und Fiume, sondern auch aus Griechenland, ja selbst von Neapel und Sicilien die Producte jener Gegenden hierher bringen. Außerdem liegen immer noch einige Trabaccoli und gegenwärtig (Mitte März) acht große Briggs und Schooner, worunter mehrere Engländer, auf dem Strom, und dazu kommen noch die vielen größern und kleinern Lagunenfahrzeuge, die mit Steinen, Holz, Oel, Fischen u. s. w. stets an der Riva aus- und einladen, so wie weiterhin eine beträchtliche Anzahl größerer Seeschiffe vor den Werften und weiter einwärts an den Zollhäusern. Oede also kann man den Hafen nicht mehr nennen, und noch weniger wird man das Ufer still und leblos finden. Die „Riva dei Schiavoni" aber, was heißt das? Es gibt noch mehrere Rivas in Venedig, am Rialto die Riva del vin (ich schreibe absichtlich venetianisch), gegenüber die Riva del ferro und del Carbon, auf der andern Seite die Riva dell' Olio; dann am Canal della Giudecca die große Riva delle Zattare. Alles das sind von Quadersteinen erbaute Uferstraßen zwischen dem Wasser und den Häuserreihen; aber solcher Kais gibt es noch eine große Menge, die nicht Rive, sondern Fondamente heißen, und an diesen werden nur gewisse Stellen, wo Stufen ins Wasser hinabführen, Riva genannt. Die eigentliche Bedeutung des Wortes ist also „Landungsstelle," oder Strecken der Kais, wo Schiffe oder Boote anlegen. Und Schiavoni sind Slawen aus Illyrien, Dalmatien u. s. w., denen die meisten Trabaccoli gehören. — Die Riva der Slawonen beginnt beim Dogenpalast und erstreckt sich in flach concavem Bogen südostwärts wohl dritthalbtausend Fuß weit bis zur Kirche S. Biaggio (Blasius); das weitere Ufer bis zur Südostspitze des Stadtgrundes wird von einer Reihe Schiffswerften und von den öffentlichen Gärten gebildet. Quer durch diese ganze Uferstrecke laufen neun Canäle, und über jeden führt eine Brücke. Napoleon hat den ganzen Kai breiter machen und den achten Canal, wo die Werften beginnen, in seiner ganzen Länge mit Quadern überwölben und so zu einer schönen breiten Straße umwandeln lassen, die landeinwärts zur großen Gitterpforte der öffentlichen Gärten führt (Strada nuova ai Giardini publici). Einer der Quercanäle, neben S. Biaggio, der in die Bassins des Marinearsenals führt, ist so tief, daß selbst die vor demselben auf dem Strom liegende Kriegsfregatte hindurch gehen kann (während manche der kleinen Canäle im Innern der Stadt so seicht sind, daß zur Zeit der tiefsten Ebbe, bis sie frisch ausgebaggert seyn werden, selbst Gondeln nicht darauf fahren können). Einer von jenen neun Canälen wird jetzt ganz zugeworfen, und alle übrigen erhalten neue Brücken, deren erste (gerade vor der Seufzerbrücke zwischen Dogenpalast und Gefängniß) beinahe vollendet und in Zeichnung und Ausführung wirklich sehr schön ist. Leider kann man nicht dasselbe von den meisten Häusern an der Riva sagen; die ganze Reihe vom Hotel Royal bis zur Hospizkirche della Pieta besteht aus elenden, ein- oder zweistöckigen, durchaus unschönen kleinen Gebäuden, und auch weiterhin sieht man zwischen großen Casernen, Magazinen und modernen Wohnhäusern nur wenige ächt venetianische schöne Gebäude, in deren einem Petrarck gewohnt hat.

Miscellen.

Umfang des Gletschers im obern Addathal. Jetzt tritt der Italiener Collegno in die Fußstapfen von Agassiz, Charpentier u. a., um die Gletscher auf der italienischen Seite namentlich mit Rücksicht auf die Frage über die erratischen Blöcke zu untersuchen, und hat zu dem Ende vorerst das Addathal erwähnt, das nach Agassiz einer der Hauptcanäle war, durch welche die Gletscher sich bis in die Ebenen Norditaliens hinaberstreckten. Er wollte untersuchen, ob das Schmelzen von Eis und Schnee auf den antediluvianischen Alpen so starke Wasserströmungen veranlaßt haben könne, um die Wanderblöcke, die man z. B. auf dem Berg San Primo, 800 Metres über dem Comersee, findet, fortzuschaffen, und kommt auf das Ergebniß hinaus, daß die Gesammtmasse der Gletscher, deren Gewässer nach der Adda laufen, eine Oberfläche von 48 Quadratlieues und eine mittlere Dicke von 200 Metres darbieten, so daß das Schmelzen dieser Masse mehr als hinreichend wäre, um das Addathal bis zur Höhe der Wanderblöcke auf dem San Primo anzufüllen. (Echo du Monde Savant vom 28 März.)

Artesische Brunnen zum Behuf der Bewässerung. In Trilbardou in der Nähe von Meaux im Marnethal, dessen Wiesen im Sommer häufig austrocknen und verbrennen, hat man kürzlich für die geringe Summe von 5800 Fr. einen artesischen Brunnen gegraben, der hinreichend Wasser liefert, um einen sehr großen Landstrich, der früher so gut wie unnütz war, zu bewässern. (ibid. vom 31 März.)

Weg über den Isthmus von Panama. Man scheint endlich Ernst machen zu wollen mit der Anlegung eines brauchbaren Wegs über die Landenge. Die Cartilla popular, ein zu Panama erscheinendes Journal, meldet in ihrer Nummer vom 26 Dec. v. J., daß Hr. Jacquemont, französischer Consul, Hr. Garella, Ingenieur des Minencorps, und Hr. Courtines, Ingenieur des Brücken- und Straßenbaues daselbst, angekommen sind mit dem bestimmten Auftrag, das Gebiet zu untersuchen, ob die Anlage eines Canals möglich sey, und wenn dieß nicht der Fall wäre, die vortheilhafteste Linie zur Anlegung einer gewöhnlichen Straße von einem Meer zum andern auszumitteln.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1844.

Englische Sports.

IX. Schießübungen.

Bei einer solchen Liebe zur Jagd läßt es sich schon von selbst denken, daß die Engländer auch die Schießübungen, welche dabei so nöthig sind, nicht versäumt haben werden. Das älteste Schießinstrument von Großbritannien ist Bogen und Pfeil, und die Engländer, wie sowohl aus ihrer eigenen Geschichte, als der der Franzosen, Irländer und Schotten, ihren Hauptfeinden, bekannt ist, waren ihrer Zeit die größten Bogenschützen der Welt. In Erinnerung davon üben sie auch in diesem Augenblicke noch die Kunst ihrer Voreltern mit großer Vorliebe.

Auch wir in Deutschland zwar haben noch Bogenschützenübungen und Bogenschützengesellschaften, allein diese Gesellschaften gleichen mehr unsern Handwerksinnungen, und bestehen auch in der Regel nur aus Bürgern der mittleren Classen. In England ist das Bogenschießen mehr in den höheren Classen der Gesellschaft und von beiden Geschlechtern in den Familien selbst geübt. In den Parks und auf den „Lawns“ der Gärten sieht man Zielscheiben aufgestellt, und mit Pfeil und Bogen danach zu schießen, gehört zu den gewöhnlichsten Familien-Amusements. Häufig sind auch die englischen jungen und alten Damen nicht wenig geschickt darin. Auch die Kinder werden in England mit so gut gearbeiteten Bögen beschenkt, daß, wenn die Flinten es nicht überflüssig machten, sie auch damit in den Krieg ziehen könnten. Und die Flitzbögen, welche noch bei der Jugend in Norddeutschland üblich sind, sind bloß Nürnberger Waare dagegen.

Der in England gewöhnliche Bogen ist der Langbogen, in der Regel beinahe so lang, wie ein Mensch hoch. Er, sowie die Pfeile, die Bogenhandschuhe, Köcher und alles was dazu gehört, sind natürlich immer von der perfectesten Arbeit, und es existiren in London und andern englischen Städten Kaufläden, die alles, was zur „Archery“ nöthig ist, in schönster Auswahl zum Kauf ausgestellt haben. Man sieht in keinem Lande etwas ähnliches.

Natürlich existiren wie für alle solchen Künste auch für diese Bogen- und Pfeilübungen Clubs. Einige der bedeutendsten dieser Clubs ist die „Toxophilite-Society“ in London, die „Royal-Company of Archers of Scotland.“ Außerdem gibt es aber natürlich eine Menge anderer Bogenschützen-Gesellschaften, z. B. „the Queens“ — „St. Leonardarchers“ ꝛc. Keine Classe ist bei diesen Gesellschaften ausgeschlossen, nobles and honourables Mistresses, Misses und sogar auch Reverends befinden sich als Mitglieder darunter. Der letztgenannte Club ertheilte seinen ersten Preis bei seinem Meeting im Monat September 1842 einer Miß Mackey, und seinen zweiten nebst einem circassischen Dolche dem Rev. John Robert.

Die Bogen, welche bei diesen Clubs üblich sind, sind in der Regel von 50 bis 70 Pfund Spannung, d. h. es gehört eine Kraft dazu, um sie zu spannen, die dem Druck des genannten Gewichts gleich kommt. Die Entfernung des Zieles beträgt gewöhnlich 60 bis 100 Yard und jedem Schützen sind bei jeder „Match“ etwa 30 bis 40 Pfeile zugestanden, deren Ringe dann am Ende aufsummirt werden. Natürlich lassen auch die Archers „challenges to all England“ und dergleichen ebenso wie die „Runners,“ „Walkers,“ „Boxers“ u. s. w. ergehen.

Ebenso, wie die wilde, ursprüngliche Rinderrace Großbritanniens nicht ganz durch die aufkommende zahme verdrängt ist, sondern, wie wir zeigten, sich noch in verschiedenen Parks dieses alles conservirenden Landes conservirt befindet, ebenso hat also auch die Kugel und das Pulver die Uebung mit Pfeil und Bogen noch nicht verdrängen können. Die Engländer scheinen in Bezug auf alle alten und neuen Sitten stets dem Grundsatze zu huldigen: „das Eine thun, das Andere nicht lassen.“ Sie führen stets Neues ein und behalten stets alles Alte bei.

Für Pulver und Blei befinden sich in den größern Städten Englands sogenannte „shooting galleries.“ Es sind dieß große Säle, die für das Pistolen- und Büchsenschießen eingerichtet wurden; eiserne Figuren aller Art sind hier als Ziel aufgestellt. Die Galerien sind den ganzen Tag offen, und jeder kann hier zu jeder Zeit gegen einen gewissen Preis so viel Schüsse thun, als ihm beliebt. In London findet man solcher

„Shooting Galleries“ eine große Anzahl, aber auch wie gesagt, fast in jeder größern englischen Stadt ist eine „Shooting Gallery“ sehr gewöhnlich. Etwas ähnliches, wie unsere Büchsenschützengesellschaften habe ich aber in England nicht entdecken können, und das Büchsenschießen, obwohl allerdings rifle-ground (Büchsengründe), und rifle-matches (Büchsenwetten) nicht ganz fehlen, ist dort nicht so gewöhnlich wie in einigen Gegenden Deutschlands, wie z. B. unter den Bewohnern der Tyroler Alpen.

Vor einer gewissen Art englischer Schießübungen würde ein Russe, der die Tauben für heilige Vögel hält, und mit ihm auch wohl mancher andere Europäer, der etwas Sympathie für jene unschuldigen Thierchen hegt, einen gerechten Abscheu empfinden, vor dem „pigeon-shooting“ nämlich. Es ist dieß ein national-englisches Vergnügen und besteht darin, daß lebendige Tauben zur Zielscheibe der Schießübungen gemacht werden. Man hat vorzugsweise die Tauben dazu gewählt, weil sie eine besondere Schnelligkeit in der Todesangst beim Riechen des Pulvers entwickeln sollen, dann auch wohl deßwegen, weil sie als zahme Vögel jeden Augenblick in der nöthigen Quantität zu haben sind.

Das Verfahren bei einer „pigeon-match“ ist dieß: man kommt über eine gewisse Anzahl von Tauben, die man in einer gewissen Distance schießen will, überein, und wer die meisten getödtet hat, ist der Gewinner. Die Tauben werden dabei in Körbe gesteckt, deren Deckel man vermittelst einer Schnur öffnet; die Thiere schießen daraus pfeilschnell hervor, und sinken entweder von dem tödtlichen Blei des geschickten Schützen getroffen zu Boden, oder erhalten von dem ungeschickten einen Laufpaß für die Freiheit der Felder.

Auch hiebei versammeln sich, wenn „first rate pigeon shots“ auftreten, oft große Gesellschaften, auch hiebei hüpft den lovers of the English sports das Herz vor Freuden, während es einem sentimentalen Gemüthe dabei blutet, wenn es die grausamen Ausdrücke anhören muß, daß der eine „seine Match mit zwei Vögeln,“ der andere „mit einem Kopf“ oder dergleichen gewonnen habe. Statt der Tauben werden auch oft Sperlinge genommen, und es gibt daher auch „sparrow-matches.“

Die Einsätze (stakes), Preise und Wetten gehen auch bei diesem scheinbar so unbedeutenden Sport in diesem geldreichen Lande außerordentlich hoch hinauf; „Sweeps-Stakes“ von 100 Pfund und mehr sind dabei etwas ganz Gewöhnliches. Die bloßen Lookers-On zahlen oft einen Shilling Entrée um zuschauen zu dürfen. Silberne Becher und Geschirre, um die wir ein großes Schützenfest mit Musik und Procession veranstalten würden, sind hier alltägliche Belohnungen der „crack pigeon shots“ (besten Tauben-Schützen). Die geringeren schießen natürlich in der Regel nur um ein fettes Schwein oder dergleichen, und betrachten die „Tauben-Matches“ nur als ein „help-ale“ (Hilf zum Bier), oder als ein „make feast“ (Mach ein Fest).

Wie die Engländer denn nichts unversucht lassen, so kommen sie bei dieser Art von Matches dann von den Tauben und Sperlingen mit ihren Wetten auch auf bloße, aufgeworfene Steinchen und Geldstücke herab.

Was „Lords-Ground“ für die „Cricketers“ ist, das ist in der Tauben-Schützen-Welt das „red house Battersea fields“ bei London, wo the old London-shots composed of sufficient metal of the right sort, die alten Londoner Schützen von gehörigem Metall, ihre Tauben gegen jeden andern fliegen lassen.*)

Ausflug jenseits des Onega-Sees.**)

Am Donnerstag Morgen ritten wir vom See ab nach Süden hin. Nur an wenigen Stellen sind die Urwälder so weit gelichtet, daß man zu Fuß oder zu Pferde durchkommen kann. Die ersten vier Meilen führten über ein Terrain, das ununterbrochen von Sümpfen und Flüssen durchschnitten war. Selten führte der fast unwegsame Fußsteig über trockene Hügel, meist aber über Sümpfe, aus denen wir nur mit Mühe unsere kräftigen, kleinen Pferde wieder herausziehen konnten. Etwa die Hälfte des Weges verlief durch Sümpfe, gegen zwölf an der Zahl, die man mit langen Taunenstämmen belegt hatte, von denen drei bis fünf der Länge nach neben einander lagen. Ueber diese Tannenstämme gingen die Pferde mit großer Sicherheit, obschon in einer Situation, wie Seiltänzer in der Luft. Ein einziger Fehltritt von den schlanken, runden Holzstämmen seitwärts, hätte Pferd und Reiter zum augenblicklichen Verschwinden gebracht. Gefährlicher schienen noch die vielen morschen Stellen der vermoderten schwimmenden Stämme, durch welche die Pferde Gefahr liefen, mit jedem Schritt zu stürzen.

Wir überschritten eine Reihe von schnellfließenden Bergbächen, die zwischen den schmalen Hügelreihen hinabströmten. In allen ist das Wasser so intensiv rothbraun, daß man es leicht für Blut halten könnte. Die niedrigen Höhenzüge sind fast noch unwegsamer, wie die Sümpfe mit ihren losen Tannenstämmen. Die gestürzten abgestorbenen Tannenstämme legen sich quer über den Weg und bilden überall unerwartete und unfreiwillige Schlagbäume.

Dazu kommen noch als Erschwernisse die zahllosen mächtigen Granitblöcke, deren dichtgedrängte Züge man quer durchschneidet, und die uns nur in den Sümpfen kein Hinderniß für das Vordringen in den Weg legten.

Diese Gegenden sind noch von Menschen unbewohnt. Die einzigen Spuren von Menschenhand sieht man dicht am Fußsteig und an den losen schwimmenden Stämmen auf den Sümpfen. Um den Weg mehr zu lichten, hat man die nahestehenden Bäume entrindet, damit sie absterben und allmählich umstürzen. So kann sich erst in einer Reihe von Jahren ein gangbarer Weg mit Hindernissen ausbilden.

---

*) „he will fly his pigeon against any other“ ist bei den Taubenschützen ein eben solcher Kunstausdruck wie die oben bei andern Sporters erwähnten Ausdrücke: he will run him etc.

**) Aus Blasius Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Nachdem wir über vier Meilen vorgedrungen waren, erweiterte sich der Blick; wir standen in einer weiten Niederung, zwischen flach ansteigenden Höhen, zwischen denen sich zahlreiche Seen ausbreiteten. Ein weitläuftiges, zerstreutes Dorf lag zwischen den zerrissenen Wassern. Am Ende desselben sahen wir eine unter Iwan dem Grausamen erbaute, also gegen dreihundert Jahre alte Holzkirche von auffallender Gestalt. Der grauschwarze, cylindrische Thurm war aus vielen niedrigen Stockwerken zusammengesetzt, mit mächtigen Geländern und einem mächtigen Knopfe auf konischer Spitze versehen. Aehnliche Holzkirchen sahen wir später häufiger an den unzugänglichen Ufern der Suchona. Sie scheinen Reste aus alter Zeit zu seyn, die sich in dem von der russi chen Civilisation abgeschnittenen Norden erhalten haben. Im Innern von Rußland haben wir nirgend solche Kirchenformen angetroffen. Wo es der Wohlstand und der Fortschritt der Mode möglich gemacht, hat man die alten Holzkirchen durch Steinkirchen, und die alten Formen durch griechisch-mongolische oder charakterlos moderne ersetzt.

Sobald wir unsere Pferde und Begleiter gewechselt, begannen wir die zweite Hälfte des Weges, welche durch höhere trockene Berggegenden führte. Auch hier haben die Wälder auf den trockenen Höhen meist Laubholz, und die der Niederungen Tannen und Kiefern. Häufig mischen sich sogar Ahorne, welche ich vorher nicht gesehen hatte, in die höheren Wälder. Alle Pflanzen auf den Höhen waren in der Blüthezeit um etwa acht Tage zurück gegen die in der Ebene nördlich. Es zeigte sich dieß deutlich an den Orchideen, den Maiblümchen, Pyrola-Arten u. s. w., von denen noch viele blühten, die in der Ebene schon seit einigen Tagen abgetrocknet waren.

Nach dem Verhalten der Pflanzen in der Nähe des Matko-Osero müssen diese Höhen gegen sieben- bis achthundert Fuß ansteigen, eine Wallhöhe, welche die Wasserscheide des alten rothen Sandsteins fast überall in Rußland darbietet.

Sobald wir auf der Höhe der Wasserscheide einen südlich gelegenen Abhang erreichten, zeigte sich die gemeine Eller und Weißbirke, *Alnus glutinosa* und *Betula alba*, und der Schneeball, *Viburnum Opulus*, in einzelnen Exemplaren an den Seeufern. Ich hatte sie bisher um die beiden Seen nirgend beobachtet, und sah sie später erst dann wieder, als ich die Wasserscheide des weißen Meeres und der Wolga überschritt. Im Norden kommt nur die Bergeller, *Alnus incana*, und die Moorbirke, *Betula pubescens*, vor. Das Auftreten dieser beiden Arten des mittlern Europa's mit dem Flußgebiet der Wolga deutet eine entschiedene Pflanzengränze an, die durch andere Arten, die sich weiter östlich bald zu diesen hinzufügen, noch bestimmter ausgeprägt wird.

Das Auftreten geschlossener Seen ist mit dem Verschwinden weithin zusammenhangender Sumpfstrecken und dem größern Wechsel in den Unebenheiten des Bodens vereint. Die Seen treten als tiefere, vereinte Sumpfbecken auf, die ringsum von Sandhügeln begränzt sind. Wo die Höhen einen festern Boden haben, sieht man einzelne, niedergebrannte lichte Waldstrecken im weiten Urwalde, welche die ersten Anfänge der hiesigen Ackercultur bezeichnen. Die schwarzgebrannten, meist noch im Ackerfelde aufrechtstehenden Stämme und die entblößten schwarzen kriechenden Wurzeln, zwischen denen stellenweise das Getreide geschlossen und üppig aufwächst, sind kaum geeignet, der Gegend einen freundlichen Charakter zu geben. Menschliche Wohnungen, Anfänge von kleinen Dörfern findet man nur an besonders günstigen Stellen in der Nähe der Bäche oder Seen, an den sonnigen Abhängen.

Nirgend kann man in Rußland einfachere Anfänge der Cultur sehen, als auf diesen Höhen in den Wäldern. Es ist, als hätte man erst seit etlichen Jahren angefangen hier den Acker zu bauen. Die Räder an den Fuhrwerken sind runde, aus einem Holzstamm aus dem Ganzen geschnittene breite Rollen, bei deren Anblick man sich plötzlich in eine antike Welt versetzt glaubt. Die Schuhe werden aus Lindenbast oder Birkenrinde geflochten, oft wird das ganze Schienbein geschmackvoll mit Birkenrinde umwickelt, und häufig sieht man Mützen, die auf einfache Weise aus Birkenrinde bereitet sind. Nur der Gebrauch eines holländischen Pflugs versetzt in das vorige Jahrhundert zurück. Die Bauern sagten, daß sie ihn von Peter dem Großen besäßen, was leicht zu errathen war. Aber nur Peter scheint dieser Vergessenen gedacht zu haben. Seither ist eine Pause im Fortschritt der Cultur eingetreten; die Bewohner sind, vielleicht zu ihrem Glück, wieder sich selber überlassen. Sie gehören der Krone. Besitzlicher Adel existirt wenig oder gar nicht im Norden, und also keine erbliche Leibeigenschaft. Man hat diese Gegenden zu unfreundlich und zu unergiebig gefunden, sie zu verschenken oder sich schenken zu lassen. In dieser Abgeschlossenheit so vieler Gegenden im Norden liegt aber die größte Sicherung der persönlichen Freiheit und Wohlfahrt. Nicht alles, was die Cultur in Rußland den Bewohnern gebracht, ist so unschädlich, wie ein holländischer Pflug.

Je weniger diese Gegenden durch Menschenhand ihre Gestalt verloren haben, desto reicher hat die Thierwelt sich in ihnen entwickelt. Die Seen sollen sehr fischreich seyn. Sie sind außerdem mit Möven, Enten und Tauchern bedeckt und von Strandvögeln umschwärmt. An den Ufern der Bergbäche sieht man häufig den Wasserstaar, *Cinclus aquaticus*, sitzen, und beim Aufscheuchen zuweilen stromaufwärts ins Wasser stürzen. Die Tauchenten, *Anas Nyroca*, *fuligula* und besonders *ferina*, ließen sich überall mit ihren Jungen sehen. Besonders häufig zeigte sich die letzte, die Tafelente, mit ihren Jungen auf den Bergbächen, mit denen sie sich abwärts treiben ließ und von Zeit zu Zeit versuchte, sich durch Tauchen unseren Blicken zu entziehen. Die noch ganz kleinen Jungen machten instinctmäßig jede dieser Bestrebungen mit, geriethen aber durch die verschiedene Schnelligkeit der Strömung beim Auftauchen oft in weite Entfernung von der Mutter und dadurch in übergroße Verlegenheit. Nichts aber war auffallender als die Ausdehnung der Colonien von Uferschwalben, *Hirundo riparia L.*, in der Nähe von Wintzi. Nirgend habe ich diese Thiere so häufig gesehen.

Ueber einem halbausgetrockneten Bach seitwärts vom Fluß steht eine über hundert Fuß hohe, steile Wand von Sand und Thonschichten der alten rothen Sandsteinformation an, in der auf einer Strecke von kaum zweihundert Schritten über dreitausend Nester der Uferschwalben durch ihre Ausgänge sichtbar waren. Die Nester sind, wie nach einem bestimmten Plan, in mehreren Reihen über einander angebracht; jede Reihe wird durch eine Sandschicht, in der die Nesteröffnungen ausgehen, dicht unter einer übergelagerten Lehmschicht, bedingt. Vor dieser Sandwand schwärmten die Alten in gedrängten Schaaren herum und schienen nur die in der Nähe nistenden Elstern zu fürchten, welche zuweilen heranflogen, um sich mit Fang zu versehen. Kaum ließ sich eine Elster vor den Nestern sehen, so entstand ein unerhörtes Geschrei unter den Schwalben, worauf sich alles aus den Nestern und der Umgebung schleunig einfand, und in dichtgedrängten Haufen auf die Elster niederschoß, bis diese sich flüchten mußte. Etlichemale gelang es jedoch der Elster, sich sogar einer alten, eben aus dem Nestloch ausschlüpfenden Schwalbe zu bemächtigen, die sie dann, wie ein Falke, festkrallte und entführte, wobei sie von dem ganzen Schwalbenschwarm auf eine große Strecke verfolgt wurde.

Die Geognosie dieser Höhen bietet nichts dar, was von der der Gegenden am Swir abwiche. Ueberall stehen die Schichten der alten rothen Sandsteinformation, lockerer Sand und plastischer Thon von rother und gelbweißlicher Färbung in den Flußthälern an, und überall sind sie in einem so ursprünglichen Zustande, daß es schwer hält, sie von den auf den Höhen aufgelagerten Diluvialmassen, die offenbar aus demselben Material entlehnt sind, zu unterscheiden.

Nur die mächtigen und massenhaft gehäuften Granitblöcke, welche der Norden auf ungesehene Weise hieher gesandt, geben der Gegend ein geognostisches Interesse. Nach den Höhen hin werden sie häufiger und die einzelnen Blöcke sogar größer. Oft durchzieht man Strecken, die fast ganz frei von diesen Fremdlingen scheinen, kann dann aber sicher seyn, bei Veränderung des Niveau's bald wieder in eine Region von abweichender Höhe zu kommen, in der sie dicht gedrängt liegen und sogar das Vordringen in die Wälder bedeutend erschweren. Die Flüsse, in denen sie durch die Gewalt des Wassers und Eises weiter treiben und gleichmäßiger vertheilt sind, werden an vielen Stellen durch die am Ufer dicht gehäuften großen Blöcke fast unzugänglich. Auf dem übrigen Terrain, das den großen Seen und der baltischen Niederung zugekehrt ist, scheinen sie in einzelnen, dicht gedrängten Wällen vorzukommen, welche einen ziemlich horizontalen Verlauf haben und die Hügel in horizontalen Biegungen umgehen. Beim Aufsteigen auf die Höhen findet man solcher horizontalen Wälle oder Granitregionen mehrere über einander. Es scheint, daß jeder Wall eine bestimmte, periodischwechselnde Gränze des nordischen Diluvialmeeres bezeichnet, und daß diese Granitblöcke, wie augenblicklich noch an der ingrischen und esthnischen Küste, mit jedem Frühjahr durch das schwimmende Eis von den finnisch-skandinavischen, gegenüberliegenden Küsten herübergebracht worden sind. Der Gedanke, daß diese Granitblockwälle Moränen von Gletschern seyen, die nach der Diluvialzeit ganz Nordeuropa bedeckt haben müßten, liegt wohl nirgend entfernter als hier. Diese Gegenden wären vielleicht ganz geeignet, Europa und die Geologie mit Evidenz von den in der Entwicklung der Erdoberfläche so unerhörten Eismassen, die man in Poesie und Prosa mit mehr als wissenschaftlichem Eifer zur Ueberzeugung zu bringen gesucht, auf einmal zu befreien.

Die Stadt Carmen am Rio Negro.

Es ist dieß die südlichste spanisch-amerikanische Ansiedlung und datirt sich auch aus einer verhältnißmäßig sehr neuen Zeit, nämlich aus dem Jahre 1779, wo sie von einem spanischen Officier, Namens Veidma, gegründet wurde. Bei der Unabhängigkeitserklärung blieb die Stadt unter der Regierung von Buenos-Ayres. Die Bevölkerung, etwa 1230 Seelen, besteht aus Spaniern, Negern und Indiern, scheint sehr verwildert und nur der Friedensrichter kann lesen und etwa seinen Namen schreiben. Das Haupterzeugniß des Orts ist Weizen, der nach Buenos-Ayres gesendet wird. Die Früchte sind Pfirsiche, Nektarinen, Quitten, Aepfel, Birnen, Wallnüsse und Feigen, aber sie gedeihen nur, wenn Regen fällt, der manchmal zwei bis drei Jahre ausbleibt. Aus den in Menge wachsenden Trauben macht man einen schlechten Wein. Außer Getreide führt man Häute und Talg, so wie die Felle einiger wilden Thiere aus, früher besonders auch Salz, das man roh nach dem Regen und dessen Verdampfung von den Salzefflorescenzen des Bodens erhielt. An vielen Stellen ist der Boden mit Salpeter geschwängert. Die wichtigsten Gegenstände für künftige Ansiedler sind Pferde und Schafe, die beide gut gedeihen und wohlfeil sind. Pferde erhält man namentlich von den Indiern gegen Ponchos. Das Klima am Rio Negro ist auffallend gesund, und das große Uebel ist nur Mangel an Regen, den man auf den Feldern durch künstliche Bewässerung ersetzen könnte, wozu aber die Einwohner zu träg sind. Die Breite des Rio Negro an der Mündung ist beinahe eine Stunde, bei Carmen, welches 7 Stunden weiter oben liegt, nur 800 Fuß, und hier hört auch die Schifffahrt auf wegen der zahlreichen Sandbänke und Inseln; auch ist das Einlaufen in den Fluß durch eine Barre sehr gefährlich. Der Strom schwillt zweimal im Jahre an, einmal durch den Schnee, der in den Gebirgen schmilzt, und einmal durch den Regen, der im Innern fällt. Diese Nachrichten rühren von einem Hrn. Robinson her, der sich in Auftrag des Gouverneurs der Falklandinseln, Hrn. Moody, eine Zeitlang in Carmen aufhielt. Der Londoner geographischen Gesellschaft wurden sie durch den Colonialminister Lord Stanley mitgetheilt.

Die Kunstausstellung im Louvre. Die Zahl der aufgenommenen Kunstwerke ist 2423, von 1371 Künstlern, worunter 200 Frauen. Die Kunstwerke sind 1808 Oelgemälde, Landschaften und Porträts, 318 Miniaturbilder in Kreide und Wasserfarben, 133 Sculpturarbeiten, 24 architektonische Zeichnungen, 89 Kupferstiche und 21 Lithographien. Unter den Oelgemälden und Sculpturen betreffen 237 religiöse Gegenstände. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1844.

Nachricht über die Goldsandlager in Ostsibirien.

Der Verfasser der demnächst in russischer Sprache erscheinenden „Reise nach Jakutsk" theilt über die Goldwäscherei und ihren Betrieb Folgendes mit.

„Wir stießen auf eine Abtheilung Goldsucher, die ihre Nachforschungen an dem in die Lena fallenden Fluß Tschuja betrieben hatten. Sie zogen weit an demselben hinauf, durchsuchten die in ihn einfallenden Flüßchen, und fanden fast allenthalben Gold, aber in sehr geringer Menge. Das Goldsuchen hat jetzt die Köpfe aller Habsüchtigen verdreht. Wenn sie in den Zeitungen von den glänzenden Erfolgen einiger Goldwäscher lesen, so glauben sie, es sey jedem leicht, eine Anzahl Leute nach Sibirien zu schicken, damit ein Strom von Reichthum ihnen zufließe. Diese Meinung benützen Geschäftsleute, welche Sibirien auf den Poststraßen durchreist haben, geben sich für Kenner in Sachen der Goldwäscherei aus, spiegeln künftige Erfolge vor, stützen sich auf officielle Nachrichten und verlocken die Unkundigen. Es bildet sich eine Gesellschaft, man gründet Actien, wirft dem, der den Vorschlag gemacht hat, einen großen Gehalt aus, und läßt ihn auf Kosten der Compagnie reisen. Dieser geht nach Sibirien, kauft ein Haus oder miethet ein schönes Quartier, und trinkt Champagner. Und das Gold? Er schickt nach verschiedenen Orten Leute aus, die ihrerseits auch wieder nicht sehr eilig sind, sich großen Mühseligkeiten auszusetzen. Das Jahr geht vorüber, und das Gold ist gefunden, aber in so schwacher Menge, daß es die Bearbeitung nicht verdient. Inzwischen hat jede ausgesendete Abtheilung 15,000 Rubel A. gekostet. Der Geschäftsführer schreibt der Compagnie einen tröstlichen Brief, schickt Proben von dem gefundenen Gold, und fordert Geld für das folgende Jahr, in welchem es geht, wie im vorhergehenden.

„Kürzlich stand in den Zeitungen, daß im Jahre 1842 in den Goldsandlagern des Bürgers Nik. Fed. Mjasnikow über hundert Pud Gold ausgewaschen worden sey, ein Erfolg, welcher alle Erwartungen überstieg. Aber wer weiß, was es Hrn. Mjasnikow kostete, dieß glückliche Goldsandlager zu erlangen! Zehn Jahre lang durchzogen seine Abtheilungen die sibirischen Landstriche, verloren über eine halbe Million, und erst im eilften Jahre wurde seine ausdauernde Geduld belohnt und seine Verluste ersetzt. Zehn unglückliche Jahre hindurch in seinem Entschluß zu verharren, vermochte nur Herr Mjasnikow mit seinem großen Vermögen. Wie viele Goldsucher ruinirt wurden, davon berichten die Zeitungen nichts. Im Jahre 1841 fanden von hundert ausgesendeten Parteien nur zwei Goldsandlager auf, und diese waren nicht sonderlich reich. Die beiden Glücklichen machten Gewinn, die, welche ihr Vermögen verloren hatten, schwiegen.

„In Rußland glaubt man, das Gold werde aus dem Sande, also leicht ausgewaschen. Das ist aber nicht der Fall, sondern häufig ist die goldführende Schichte ein Klafter tief mit ungeheuren Steinblöcken bedeckt. In einem solchen Boden zu schürfen, kostet viele Geduld, Geld und Zeit, und überdieß kann eine solche Abtheilung nur die drei Sommermonate hindurch arbeiten. Am Ende Mai's thaut der Boden auf, und im Anfang Septembers bedeckt er sich wiederum mit Schnee.

„Man sucht das Gold gewöhnlich an den Ufern der Flüsse, diese aber sind sumpfig, durch gefallenes Holz und Steine schwer zugänglich, und der Goldsucher darf sich glücklich schätzen, wenn in einem Tag zehn Werste durchsucht werden.

„Eine Abtheilung versieht sich bei ihrem Auszug mit Lebensmitteln, selbst mit Futter für die Pferde, weil man Stellen trifft, die durchaus keine Nahrung darbieten. Der Gehalt der Aufseher, die Bezahlung der Arbeiter, der Ankauf von Pferden, die Anschaffung von Lebensmitteln, alles dieß zusammengenommen macht ein Item von 15,000 R. A. Viele haben, wie gesagt, ihr ganzes Vermögen verwaschen — Unfälle, wodurch sich die Unternehmenden freilich nicht aufhalten lassen. Jedes Jahr bilden sich neue Compagnien. Jetzt haben sich die Goldsucher auf das Quellland der Olekma geworfen, und behaupten, ihre Nachforschungen seyen von einem glänzenden Erfolg gekrönt worden. Die Abhänge des Apfelgebirges und anderer Berge müssen reichen Fund in sich schließen. Aber was kostet dort die Herbeischaffung der Vorräthe, und wo soll man Arbeiter hernehmen? Mit solchen Arbeiten geben sich nur neue

Ansiedler ab, der von Alters her hier Wohnende nicht, weil er sein Haus und sein Feld hat. Jetzt verschreibt man Kirgisen aus der Provinz Omsk, und will Arbeiter aus Wjatka und Perm herbeiziehen.

„Die Arbeiter auf den Goldwäschereien verzehren frisches Rindfleisch, und die ausgesandten Partien versehen sich mit getrocknetem Fleisch: darum ist der Preis des Rindfleisches schnell gestiegen, in Krasnojarsk von 1 R. 80 K. auf 11 R. 30 K. das Pud.

„Wenn man die Goldwascherei von Seite des Nutzens und Schadens für die Bewohner Sibiriens betrachtet, so ergeben sich folgende Resultate. Einige Dutzend Menschen bereichern sich; das sind die glücklichen Goldwäscher. Einige Hunderte ruiniren sich durch das Mißlingen ihrer Unternehmungen. Die von ihrem Sold lebenden Beamten leiden Noth durch die Theurung und das an die Arbeiter verschwendete Geld fließt alles in den Branntweinpacht."

Englische Sports.

X. Das Angeln.

Die Natur und das Wesen des Fischers und des Jägers sind so sehr von einander verschieden, daß es ein schwer zu lösendes Problem zu seyn scheint, wie dieselben Menschen für beides, für Jagd sowohl wie für Fischerei, eine gleich große Vorliebe empfinden können.

Der Jäger verfolgt rasch entfliehende Thiere. Große Schnelligkeit, eine gewandte und fast ununterbrochene Locomotivität sind ihm vor allen Dingen vonnöthen. Er bedarf, um zu seinem Zweck zu gelangen, der Hülfe vieler stürmischer Genossen, und das Geräusch und Lärmen der Jagd, das Klaffen der Hunde, das Trampeln der Pferde, das Knallen der Büchsen, das Klingen der Hörner sind sein Element und seine Freude.

Der Fischer hingegen stellt Thieren nach, denen er in ihrem Elemente nicht folgen kann, die er nur belauern oder mit stiller Schlauheit zu sich locken muß. Um sie nicht zu verscheuchen, bedarf er der Ruhe und der Einsamkeit; kluge Berechnung, Verschmitztheit und Geduld sind daher die dem Fischer nöthigsten Eigenschaften, und er kann fast keine von denjenigen Tugenden, die den Jäger auszeichnen, für seine Zwecke gebrauchen.

Es scheint daher, sage ich, unvereinbar, daß dieselben Leute leidenschaftliche Jäger und ebenso passionirte Fischer seyn sollten. Und doch findet sich beides in den Engländern vereint. Das „tally-ho" und der Tumult ihrer Jagden haben ihnen nicht die Empfänglichkeit für die stilleren Freuden des Fischens genommen. In der That würde es einem schwer zu entscheiden, ob die growsing mania oder die shooting oder die hunting mania einen höheren Platz bei ihnen einnehme, oder ob nicht die fishing und angling mania noch als eine stärkere Leidenschaft bei ihnen zu betrachten sey.

Es ist diese Erscheinung zu merkwürdig und zu bezeichnend für den Charakter der Nation, als daß wir nicht noch eine Zeitlang bei ihrer Betrachtung verweilen sollten. Vielleicht ist den Engländern die ruhige Beschäftigung des Fischefangens als eine Ausspannung nach ihren Parforcejagden zur Abwechslung vonnöthen; vielleicht ist es in der Natur der Sache begründet, daß derselbe Geist zugleich an dem Excess stürmischen Tumults und an der völligen Ruhe auf gleiche Weise Geschmack finden müsse. Wir haben schon in dem obigen bei vielen Gelegenheiten ähnliche Erscheinungen in dem englischen Nationalcharakter gesehen. Wir haben gesehen, wie die Engländer nach starkem „Excitement," ich möchte fast sagen, schmachten, und zu gleicher Zeit die größten Lobredner des „quiet life" sind; wie sie zu gleicher Zeit der größten Anstrengungen fähig sind, und doch wiederum sich einer Unthätigkeit überlassen, welche nahe an Trägheit zu gränzen scheint. Die Engländer sind die Erfinder der „Routs," der stürmischsten Gesellschaftsform von der Welt, und doch wiederum sind sie entschiedene Liebhaber der kleinen, engen Gesellschaftskreise von wenigen Freunden und Hausgenossen. Sie haben das beweglichste öffentliche Leben, und doch wiederum führen sie das klösterlichste Haus- und Familienleben.

Zu diesem allem kommt dann noch, daß die Engländer, wie wir ebenfalls schon mehrmals anzudeuten Gelegenheit nahmen, auch mehr als andere Leute bei scheinbarer äußerer Ruhe einer großen, innern Aufregung nicht nur bedürftig, sondern auch fähig sind, und daß das Sport des „Fishing" sowohl an solcher äußern Ruhe, als an innerer Aufregung sehr productiv sey, werden wir gleich unten weiter zu zeigen versuchen. Stumm und lautlos vertiefen sich die Engländer in die Lectüre ihrer Journale, und angeln ruhig aus dem Meer von Buchstaben, die sie ihnen bieten, diejenigen Nachrichten hervor, die sie interessiren. Still wie Fischer sieht man sie dasitzen und ahnt nicht, wie ihre Aufmerksamkeit gespannt ist und wie sich ihre Geisteskräfte im Innern regen. Geduldig, bewegungslos und beharrlich wie Statuen sitzen sie als Zuschauer in ihren Parlamenten, und wer es nicht wüßte, wie sie mit den Angeln und Netzen ihrer Gehörsorgane jedes Wort auffischen, würde sie für theilnahmlos halten. Ihre Ballspiele und mehrere ihrer andern Sports betreiben sie mit einer merkwürdigen Ruhe, und der mit der Sache nicht vertraute Zuschauer würde keine Ahnung davon haben, daß es sich hier um Freude und Vergnügen, um Aufregung und Lustigkeit handle.

Bei allem ihrem Gemeinsinn, der sie alle verbindet, und der jeden von ihnen als einen Theil des großen Ganzen erscheinen läßt, haben sie einen großen Hang zur Absonderung und zur Einsamkeit. Rührig tummeln sie sich auf ihren Börsen, in ihren zahllosen Meetings und Assemblies, und ziehen sich dann, nachdem sie sich ausgetummelt, in den stillen Frieden ihrer geweihten, häuslichen Räume zurück. Ausgelassen jagen und lärmen sie bei ihren Huntings, bei ihren Coursings, boxen, ringen, fechten, rennen und wettlaufen mit einander, und nachdem sie alles dieß zu seiner Zeit geübt, pachten sie sich dann irgend eine einsiedlerische „Fishing Cot-

tage“ und ziehen sich mit all ihrem „Fishing Tackle“ in die Einsamkeit eines stillen Thales zurück.

Aus diesem Gesichtspunkte ist die „Angling Mania“ der Engländer eine der interessantesten Erscheinungen; und was wir darüber sagen, wollen wir nicht sowohl der Beschreibung des Sports selber wegen sagen, als weil wir darin ein neues, mächtiges Hülfsmittel zur Zeichnung des englischen Nationalcharakters besitzen. Wir wollen, wie die Engländer es ausdrücken würden, eine „philosophy of angling“ zu geben versuchen.

Wir Deutschen begreifen weder das englische „Hunting,“ denn es ist uns zu stürmisch, noch das englische „Angling,“ denn es scheint uns eine zu stille und zu langweilige Beschäftigung.

Das Angeln in unserm Vaterlande wie überhaupt auf dem ganzen Continente wird fast nur von Kindern und geringen Leuten geübt, und es scheint uns daher ein so unwichtiges Vergnügen zu seyn, daß wir es fast gar keiner Beachtung werth halten möchten. Ich will daher vor allen Dingen noch einige Facta anführen, die es beweisen, wie wichtig und geehrt dieser Sport in England ist, und wie er in diesem Lande fast als eine wahre Nationalangelegenheit betrachtet wird, und in dieser Beziehung mit den Wettrennen, den Jagden, den gymnastischen Uebungen fast gleiche Rechte genießt.

Hr. Blaine hat in seiner Darstellung der National-Sports der Engländer keinem eine so detaillirte Darstellung gewidmet, als dem „Angling.“ Diese Art des Fischens allein umfaßt in seinem Werke 244 eng gedruckte Seiten, während er dem „Hunting“ nur 172, dem „Racing“ nur 136, dem „Shooting“ nur 215 Seiten widmet.

Die Literatur des Anglers und seine Bibliothek sind vielleicht größer als die irgend eines anderen Sportsman, und es gibt nicht nur eine Menge perfect anglers, welche eine Darstellung aller der dem Angler nöthigen Kenntnisse enthalten, sondern auch jede einzelne vom Angler geübte Art zu fischen, jede einzelne der verschiedenen, ihm nöthigen Künste sind in besonderen Werken beschrieben. So z. B. gibt es ein höchst interessantes Buch über die Manufactur der künstlichen Fliegen und Insecten, deren sich die englischen Angler bedienen. Mehrere solcher Werkchen sind von den berühmtesten Männern des Landes abgefaßt; so der Tractat „Salmonia“ über Lachsfischerei von dem berühmten Naturforscher Davy.

Ich werde nie meinen englischen Reisegefährten vergessen, in dessen Gesellschaft ich nach England hinübersetzte, und der, während die übrige seekranke Reisegesellschaft sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, Tag und Nacht in seinem Bette lag und eifrig in einem Buche studirte, das, wie wir nachher sahen, kein Trauerspiel Shakspeare's, kein Roman Walter Scotts, keine neue Novelle von James, sondern weiter nichts als ein „perfect angler“ war. Wir lachten ihn damals aus, denn wir hatten noch keine Idee von der wunderbaren Höhe, auf welche diese Kunst in England gebracht ist. Uns war noch unbekannt, wie viele zauberische Geheimnisse des Wasserreichs dem Engländer erschlossen sind, wir wußten noch nicht, wie zahlreich in diesem Lande die Classe derjenigen ist, die wie Goethe's Fischer von den „feuchten Wasser-Weibern“ bezaubert sind. Als solche kann man mehr oder weniger alle mit der „Angling mania“ behafteten Engländer betrachten.

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll
Kühl bis ans Herz hinan.“

Bei uns, in Frankreich sowohl wie in Deutschland, angeln die Kinder und die geringern Leute meistens nur, um zum Abend etwas im Topf zu haben. Als Amüsement wird das Angeln bei uns fast nur im nördlichen Deutschland, und auch da nicht sehr eifrig betrieben; in England sind es gerade vorzugsweise die höhern Classen, die sich demselben hingeben und die auch als Müßige, insofern als dieß Vergnügen viel Zeit raubt, am meisten dazu geeignet sind.

Lord Nelson war ein guter Angler, und selbst als er seinen rechten Arm verloren hatte, soll er noch eifrig mit dem linken geangelt haben. Einige der berühmtesten englischen Dichter, Sir Walter Scott, Coleridge und andere waren passionirte Angler. Selbst Damen vom ersten Range überlassen sich in England zuweilen dieser stillen Manie: die Herzogin von York angelte gern, und Georg IV baute sich in der Nähe eines hübschen Gewässers ein einsames Fishing-House.

Fast in jedem englischen Journal kann man höchst reizende Beschreibungen von kleinen Fischerresidenzen, die den „Fishing Gentlemen“ zur Pachtung anempfohlen werden, finden, und es scheint mir fast, als wenn von ihnen noch mehr die Rede sey, als von den „Shooting-Residences.“

Unter alle den verschiedenen Aushängeschilden von London bemerkt man auch nicht selten eine lange Fischruthe mit einem beständig sich drehenden, versilberten Fischlein daran, welches das Zeichen der „Fishing-tackle-makers“ ist, und folgt man diesem Zeichen, so findet man ein schön ausstaffirtes Magazin, das mit allen möglichen Arten von Angeln, Angelruthen und Schnüren und andern Angelgeräthschaften, deren Gebrauch und Werth man, so lange man noch nicht in die Geheimnisse des Anglers eingeweiht ist, kaum errath. In meinem London-Directory von 1842 werden 32 solcher Magazine aufgeführt, die sich bloß mit dieser Waare beschäftigen; es gibt aber außerdem noch viele andere Krämer, die ebenfalls jenes Zeichen im Schilde führen, und die der „Angling Mania“ allen möglichen Vorschub leisten. Die Anzahl dieser Magazine ist im Zunehmen begriffen, und daraus so wie aus manchen andern Umständen läßt sich schließen, daß das Angeln nicht wie manche andere englische Sports schon seinen Zenith passirt hat, sondern jetzt mehr blüht wie je zuvor, und noch einer größern Blüthe entgegen geht. Es ist wie das „Grouse Shooting“ eine Passion des Tages. Die Londoner Manufactur der „Fishtackles“ ist zwar ausgezeichnet, allein man findet jetzt auch in allen englischen Provincialstädten ähnliche Etablissements, und es gibt wohl keine englische Stadt, in welcher sich der Angler nicht mit allem Nöthigen versehen

konnte. Es ist also ein durch das ganze Land hin organisirter Sport („an organized sport.“)

(Fortsetzung folgt.)

Bataillon.

Eine Geschichte aus den Pampas. *)

„Wo ist die Post von Portezuelo?“ rief Carlito ungeduldig über den feinen durchdringenden Regen. „Postillon, werden wir diese Nacht auch noch auf freiem Felde campiren? ist die verfluchte Baracke verschwunden?“ — „Sie ist hier gleich rechts, etwa eine halbe Stunde von da; hier, meine Herren, hier!“ Damit rief er die andern Reisenden zu sich, welche mit schon müden Pferden sich hatten verleiten lassen einen alten schlauen Strauß zu verfolgen. — „Ich sehe aber nichts als drohende, mit Dornen bedeckte Felsen,“ fuhr Carlito fort, „wo ist denn das Haus?“ — „Die Indier wissen es wohl zu finden, selbst in der finstersten Nacht,“ entgegnete der Postillon, und sprengte mit einem kecken Satz über den Bach, der von der letzten Kette der Sierra zwischen Cordova und San Luis herabfließt. „Seht, der Rauch steigt mitten aus dem Gebüsch auf; noch einen kurzen Galopp und wir sind zur Stelle.“

In der That zeigte sich hinter einer Gruppe von Feigenbäumen eine an den Bergabhang angelehnte Hütte; in einem Corral, der von einer rohen Steinmauer umschlossen war, sah man zwei Blockhäuser, aus deren einem der Rauch allenthalben hervordrang, weil im Dach keine Oeffnung war; dieß war die Küche; das andere ohne Meubles, rings mit einer rohen Estrade ausstaffirt, war die Wohnung der Reisenden. Dieß Karawanserai beherbergte nur wenig friedliche Reisende, seit die Indier ihre Raubzüge wieder begonnen hatten und die Südgränze der argentinischen Provinzen verheerten; es war übrigens wie ein Vorposten am Rande der gränzenlosen Ebenen, welche in die Einöden Patagoniens übergehen. Halb unter bläulichen Granitblöcken begraben, sehen diese elenden Hütten aus wie Barken, die in einer unbewohnten Bucht angelegt haben, denn die Pampa breitet sich wie ein Meer zu ihren Füßen aus.

Als der Widerschein der unsichtbaren Sonne hinter den am Horizont aufgeschichteten Wolken erloschen war, wurde die Finsterniß so dicht, der Regen so kalt und der Wind so heftig, daß die Hunde nicht mehr an der Thüre, die sich vor dem andern Morgen nicht mehr öffnen sollte, wachen wollten, sondern sich nachlässig zu den Füßen der drei Reisenden hinstreckten. „Für diese Nacht, meine Herren,“ sagte der Postillon, indem er seinen Säbel und Dolch ablegte, „habt ihr keinen unbequemen Besuch mehr zu fürchten. Seht her.“ Mit diesen Worten zeigte er auf eine noch warme Jaguarhaut, die von den Deckbalken herabhing. „Die Haut dieses Thieres zeigt deutlich an, daß Wanderer hier selten sind. Nicht wahr, Compadre?“ fuhr er fort, und klopfte einem alten, am Feuer niedergekauerten Gaucho auf die Schulter.

Der Greis rollte fortwährend Tabak in seiner hohlen Hand, schüttelte den Kopf mit gleichgültiger Miene, aber sein Blick hatte nichts beruhigendes. — „Nun, was ist's denn?“ nahm der Postillon wieder das Wort, „für einen Gränzbewohner, einen Tigerjäger, für einen alten Soldaten der Unabhängigkeit ziemt es sich schlecht, sich zu fürchten.“ — „Ei,“ erwiederte der Gaucho, „ich habe weder vor der Lanze des Indiers, noch vor der Muskete der Godos *) gezittert, aber ...“ — „Was aber?“ entgegneten die Reisenden, welche über den geheimen Schrecken des Alten lachten, denn der Wanderer spottet gern über eine Gefahr, der er vielleicht nie ausgesetzt ist. — „Diese Herren sind nicht in den Pampas geboren?“ sagte der Alte; „sie sind Engländer vielleicht, Ketzer ohne Zweifel?“ setzte er so leise hinzu, daß der Postillon ihn mehr errieth als verstand. Er warf einen Seitenblick auf den Reiter von Cordova, der aber ein Zeichen und eine Kopfbewegung machte, welche so viel sagten als: Katholiken wie du und ich.

Der Greis schien freier zu athmen, aber plötzlich zitterte er, als er mit dem Finger nach der Seite des Berges wies. „Hört ihr?“ — „Wir hören durchaus nichts,“ antworteten wie im Chor die drei Reisenden; „die Hunde haben sich nicht gerührt.“ — „Oh, die Hunde kümmern sich um solche Dinge nicht; hört!“ Die Reisenden horchten, und bei der tiefen Stille vernahm man die Regentropfen in den Bach fallen, der sich unterhalb des Daches gebildet hatte, aber auch zwischen den Felsen hervor einen Klagelaut, so schwach, daß das Ohr ihn kaum auffassen konnte. — „Das ist der Wind, der so durch die Feigenbäume ächzt,“ sagte Carlito. — „Mit Euerer Erlaubniß, Caballero, der Sturm hat nicht diesen Ton!“ — „Es wird das Pfeifen eines Fuchses seyn, der unser Abendessen riecht,“ unterbrach ihn Pedro. — „Die Hunde haben keinen in der ganzen Umgegend übrig gelassen, meine Herren.“ — „Nun, was ist es denn aber?“ fragte endlich der Postillon, welcher in dem Maaße, als die Aufregung des Alten sich beruhigte und die Finsterniß dichter ward, der Furcht seines Landsmannes zugänglicher wurde. „Was es ist, das weiß ich nicht,“ entgegnete der alte Soldat. „Während dieses ganzen Wintermonats weint es jede Nacht von Sonnenuntergang bis zum Morgen. Ich habe eine Ansicht darüber, das ist alles, was ich sagen kann. Ihr wißt, meine Herren, was hier beim ersten Einfall der Wilden vorfiel, als wir mit den Freiwilligen von Tucuman von dem Zuge nach Peru zurückkehrten?“ — „So ziemlich,“ erwiederte Carlito, „aber ich war damals sehr jung, und es wäre schön, wenn Ihr uns das alles umständlich erzählen wolltet.“

„Bleiben die Herren die ganze Nacht hier?“ fragte der Alte. — „Gewiß; es ist kein Wetter, um durch die Pampa zu reiten.“ — „Nun, meine Herren, Sie sind gereist, Sie haben in allen den großen Büchern gelesen, die in der Sacristei der Kathedrale sich finden, und der alte Kanonikus von Cordova hat mir oft gesagt, daß der Teufel uns kein Haar krümmen kann, so lange wir noch Kraft genug im Arm haben, um ein Kreuz zu schlagen.“ Dieß that denn auch der alte Soldat, und dieß Kreuz beruhigte ihn völlig. „Also, meine Herren, wenn Sie sich nicht fürchten, so will ich Ihnen etwas erzählen, nicht etwa, um zu erklären, was hinter dem Felsen so weint, denn ich weiß nichts davon, sondern ich will nur meine Gedanken darüber mittheilen.“

Und voll von dem Muthe, der nach einem großen Schrecken häufig unerwartet zu Kopfe steigt, zündete der Alte seine Cigarre an und begann folgendermaßen. (Fortsetzung folgt.)

*) Revue de Paris vom 21 Januar.

*) Der allgemeine Ausdruck für die Altspanier im südlichen Amerika.

Plan zur Durchreisung Australiens. Die mehremals versuchte Reise, von Süden aus durch Australien nach der Nordküste zu gelangen, ist abermals auf dem Tapet, dießmal jedoch mit einiger Veränderung; man will nicht von Adelaide ausgehen, sondern vom Fort Burke am Darling, so daß man nicht direct gegen Norden, sondern in nordwestlicher Richtung zu reisen hat. (Athenäum vom 30 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1844.

Die alten Seen und Deiche auf Ceylon.

Im Innern des Landes finden sich Wasserbauten, die eine weit höhere Civilisation voraussetzen, als die jetzigen Cingalesen besitzen, obgleich diese keineswegs, wie sie manchmal geschildert werden, barbarisch und unwissend sind. Oberst Campbell erzählt in seinen Excursions, Adventures and Fieldsports hierüber nachstehendes; Der See oder das Reservoir von Candell, in geringer Entfernung von dem Dorfe gleichen Namens gelegen, ist das merkwürdigste Beispiel der großen Eindeichungsarbeiten die ich gesehen habe. Er hat 3 oder 4 (engl.) Meilen im Umfang, und seine Ufer bestehen, wie die des Sees Minery, aus grünenden Wiesen. Der Deich, welcher das Wasser zurückhält, hat 1¼ Meilen Länge und erstreckt sich fast in gerader Linie von einem Felshügel bis zu einer andern Felskette. Seine perpendiculäre Höhe mag 7 Metres betragen, und seine Breite am Fuß beträgt 50 bis 60 Metres. Die Seite gegen den See zu, welche einen Winkel von 45° bildet, ist aus großen stufenartig über einander aufgeworfenen Steinen erbaut. Diese Steine haben so ziemlich alle dieselbe Größe, nämlich gegen 3 Fuß Höhe, Länge und Dicke, und sind etwa halb so breit. Die Elemente haben die Ecken abgerundet und die Oberfläche geglättet. Die entgegengesetzte Seite, eine Mischung aus Steinschutt und Erde, ist sehr sanft geneigt; große Bäume und dichtes Buschwerk decken sie fast ganz. Der See hat zwei Abläufe; der größte, etwa hundert Ruthen von der Felsenkette gewährt einem Flusse den Durchgang, der andere am entgegengesetzten Ende ist immer trocken, und wird nur dann nützlich, wenn die Gewässer des Sees eine gewisse Gränze überschreiten.

„Die große Schleuße ist mit einer merkwürdigen Kunst und einer großen Solidität gebaut. Der Canal, durch den das Wasser abfließt, öffnet sich unter einer gemauerten Plattform, welche zwei Metres über den Damm hinaus in den See vorsteht. Diese Plattform ist aus genau zubehauenen viereckigen Steinen von etwa 6 Fuß Länge erbaut, die ohne Mörtel und sehr genau an einander gefügt sind. Was aus dem See abfließt, bildet einen schönen Fluß. Diese imposante Wassermasse läuft durch zwei Oeffnungen ab, welche durch einen ungeheuren, 12 bis 15 Fuß langen und 4 bis 5 Fuß dicken Block getrennt sind, der aber jetzt in zwei Theile gespalten ist. Dieser Damm hat eine einfache Größe, die solchen Kunstarbeiten gewöhnlich fehlt; er scheint mehr ein Naturspiel, als eine Arbeit von Menschenhand. Die Gewässer brechen sich unter dem dunkeln Schatten großer, Jahrhunderte alter Bäume mit betäubendem Geräusch an diesen Felsblöcken. Da der andere Ablauf trocken war, so konnten wir denselben mit Muße untersuchen. Der Fluß Candell mündet sich in die Bay von Tamblegam, wo man das Wasser zur Bewässerung der Reisfelder benützt, aber an andern Stellen trägt er mehr dazu bei, das Land zu verheeren als zu befeuchten.

„Die Entdeckung dieser ungeheuren Deiche mitten in in einem fast verlassenen Lande macht immer einen lebhaften Eindruck auf die Fremden, welche staunend über diese Arbeiten die Ursachen der Revolutionen kennen zu lernen wünschen, deren Schauplatz Ceylon gewesen seyn mußte. Einst war diese Provinz augenscheinlich von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt, die der Herrschaft eines unumschränkten Herrn unterworfen war und einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatte. Was ist aus dieser Bevölkerung geworden? wie ist sie verschwunden? Niemand kann darauf Antwort geben."

Dieser hier aufgefundene Deich ist keineswegs der einzige auf der Insel: Dr. Davy hat einen zweiten etwa 3 Stunden von dem See Minery gefunden. Major Forbes erwähnt in seinem Buche „Eilf Jahre in Ceylon" einen dritten in der Nähe des Dorfes Mohallegamma, der an einigen Stellen eine Höhe von 25 Metres hatte, und an den sich mehrere, zwar minder hohe, aber viel längere Seitendeiche anschlossen. Dieser staunenswerthe Bau hatte augenscheinlich in kleinern Verhältnissen mehrere Jahrhunderte bestanden, ehe der König von Asenkellava (477 v. Ch.) ihn zum Theil umbaute und vergrößerte. Ein Canal, Dschaya-Ganga genannt, wurde um diese Zeit von dem Kalawa nach der 60 M. entfernten Stadt Anaradschapura gegraben, deren Mauern 250 Quadratmeilen umschlossen, denn sie enthielt Deiche, Felder und selbst ganze Wälder.

Englische Sports.

X. Das Angeln.

(Fortsetzung.)

Meine unerfahrenen deutschen Leser werden vielleicht sagen, daß zu einer solchen Organisirung wenig gehöre, da aus Angel, Schnur und Ruthe das ganze Geräth des Anglers bestehe. Allein man höre nur, wie die Engländer bei dieser, an so vielen „niceties“ (Feinheiten) reichen Sache raffinirt haben. Die Ruthen haben sie je nach der Art des Fisches zu unendlich verschiedenen Varietäten ausgebildet; der Angeln gibt es natürlich unendlich mannichfache, je nach der Größe und Gattung des Fisches. Die Schnüre werden aus den verschiedenartigsten Stoffen gemacht, aus bläulich, grünlich oder gelblich gefärbten, um die Farbe der verschiedenen Gewässer nachzuahmen, oder aus durchsichtigen Stoffen, um den Schatten der Schnur ganz wegzubringen.

Alle die verschiedenen Arten des lebendigen Köders haben die Engländer mit bewundernswürdiger Kunst nachgeahmt. Die Fliegen, die Mücken, die Frösche und die kleinen Köderfische.

Das Interessanteste ist die Manufactur der Fliegen und der andern geflügelten Insecten. Wir wollen nur sie hier hervorheben, um an ihrem Beispiele zu zeigen, was den englischen Angler beschäftigt und was ihn mit Begeisterung erfüllt.

Insecten-Manufactur.

Der englische Angler hat den Tänzen dieser Thierchen über dem Wasser zugeschaut, er hat sie belauscht, wie sie sich einen Augenblick auf die Oberfläche des Wassers niederlassen, und sich dann wieder in die freien Lüfte erheben, wenn nicht in jenem Augenblicke ein feuchtes Wasserweib in Gestalt eines Hechtes oder sonstigen Fisches sie wie jenen Fischer Goethe's für immer ins ewige Naß hinabzog. Der Angler hat dann ferner beobachtet, wie diese Thierchen in jedem Monate des Jahres wechseln, wie ganze Generationen ins Reich des Todes hinabsinken, und wie neue Geschlechter beständig aus dem reichen Füllhorn der Natur hervorflattern. Er hat bemerkt, wie es in jeder Gegend, ja fast über jedem Flusse und jedem See besondere Arten von Fliegen — Localfliegen — gibt. Er weiß, wie die Fische unter Umständen gar nicht nach den Fliegen schnappen, wie aber die verschiedenen Arten von Fischen auch verschiedene Arten von Fliegen lieben, und wie die Fische zu jeder Zeit des Jahres und in jeder Localität an andere Fliegen gewöhnt sind. *)

Jedoch gibt es wieder einige Fliegen, die zu allen Zeiten des Jahres und in allen Localitäten so gewöhnlich sind, daß man sie fast immer und überall gebrauchen kann. „Standard-Flies“ nennen sie die englischen Angler.

*) Es gibt zwar englische Naturforscher, die das alles bezweifeln, und die der Meinung sind, daß die Fische nach allem, was sich auf der Oberfläche des Wassers rege und bewege, schnappen. Allein die allgemeine englische Ansicht ist gegen diese Meinung, und es gibt eine Menge unläugbarer Facta, die dafür sprechen, daß der Fisch unter Umständen sehr wählerisch sey.

Dieß alles hat nun den englischen Angler tief in die Kenntniß und Betrachtung der Insecten hineingeführt, und da diejenigen Fliegen, die gerade jetzt und gerade hier besonders locken — „killing ones“ nennt sie der Engländer — zuweilen nur schwer zu haben sind, und da, wenn sie auch zu haben wären, ihr zarter, leicht zerstörbarer Körper bei den oft raschen Bewegungen der Ruthe schlechte Dienste leisten würde, so sind denn die Fischkünstler auf die kühne Idee gekommen, alle diese zarten Körperchen in festen dauerhaften Kunstgebilden darzustellen und nach der Accuratesse und der Genauigkeit, mit welcher die Engländer in allen ihren Manufacturen arbeiten, wird man im voraus erwarten, daß sie diese Aufgabe rühmlich gelöst haben.

In der That, die zierlichen Producte der Londoner Fliegen-Manufacturisten erregen wahrhafte Bewunderung und, mehr noch als die Producte ihre Arbeit selbst. Das Material zur Darstellung der künstlichen Fliegen, oder, wie die Engländer sagen, der „Fancy-Flies“ (Phantasie-Fliegen) ist sehr verschiedenen Arten von Thieren entnommen, mit Ausnahme der Thiere selbst, die dargestellt werden sollen. Aus Wolle, Haaren, Seide, Pelz und Federchen aller Art bilden sie die Insecten, Kopf, Flügel, Fühlhörner und behaarte Körper auf das vollkommenste nach, und es gibt in dieser Manufactur eben solche Feinheiten und zarte Operationen, wie in der Pariser Manufactur der künstlichen Blumen. In der That könnte man diese beiden kleinen Kunstzweige als höchst charakteristisch für die Länder, in denen er betrieben wird, mit einander in Parallele stellen. Den Londonern ist es unmöglich, die Geschmackszartheit der Pariser Blumenfabricanten zu erreichen, und den Parisern, glaube ich, wäre es eben so schwer, in Naturtreue den Londoner Phantasiefliegen-Verfertigern gleichzukommen.

Nach der gewöhnlichen Weise der englischen Arbeiter, die nirgends auf der Oberfläche bleiben, sondern mit ihrem Raffinement bis auf den Grund gehen, haben sie auch gleich zwischen den verschiedenen Arten des Pelzes, der Federn und der Haare unterschieden, und gewisse Haare für gewisse Insecten holen sie dem Dachse vom Kopf, andere aber für andere Fliegen holen sie dem Marder „unter dem Kinnbacken weg.“ Die rothen Federn, die braunen, die gelben, die grünen, nehmen sie von verschiedenen Vögeln, und sind hiebei, da ihre Kunstfliege dem Wasser und vielfachem anderem Ungemach möglichst lang widerstehen soll, sehr vorsichtig in ihrer Wahl. Die Londoner Phantasie-Fliegenmacher haben bei jeder Fliegenart ihre besondere Verfahrungsweise, und „die Methode,“ nach der sie verfahren, beruht nicht etwa bloß auf einer gewissen hergebrachten, vagen und unbestimmten Gewohnheit, sondern man kann auch schon in gedruckten Werken Anleitung darüber finden, wie man die „stone-fly,“ wie man die „oak-fly“ wie man die „may-fly“ ꝛc. zu verfertigen habe, und aus welchem Material. Die Sammlung der verschiedenen Arten künstlicher Fliegen soll sich bei einigen Künstlern auf mehr als hundert verschiedene Geschlechter belaufen.

Ja der leidenschaftliche Angler soll auch selbst die Manu-

factur der Fliegen verstehen, um im Nothfall sich helfen zu können. Er kann ja in Gegenden kommen, wo eine besondere Localfliege bei den Fischen vorzugsweise beliebt ist; diese Localfliege ist vielleicht von den Londoner Künstlern noch gar nicht dargestellt, ein der Gegend Bekannter zeigt ihm vielleicht diese Fliege an, und unser Angler muß sie auf der Stelle nachahmen können.

Dieß allein mag hinreichend seyn, um eine Idee davon zu geben, wie vielfach der Angler beschäftigt ist, wie vielfach seine Geschicklichkeit, sein Verstand in Anspruch genommen werden. „Selbst das Färben der verschiedenen Materiale, die ihm nöthig sind, ist ein Zweig der Kenntnisse, der dem Angler im höchsten Grade nützlich seyn kann," sagt Hr. Blaine, und gibt dann eine ganze Reihe von Färberecepten, von denen der englische Angler in seinen Mußestunden Gebrauch zu machen gewiß nicht unterlassen wird, und die dem unerfahrenen deutschen Nichtangler zeigen mögen, wie jene Leidenschaft das ganze Leben eines Menschen mit allerlei kleinen, höchst appetitlichen Geschäften und Kunstübungen ausfüllen kann.

Doch dieß alles und vieles andere, wovon wir nicht einmal sprachen, sind nur Präliminarien. Wie vieles erfordert nun aber die möglichst graciöse und die möglichst scientifische (the most graceful, the most scientific) Ausübung der Kunst selbst! Wie schwierig ist es, die an der Schnur befestigte Fliege auf diejenige Weise ins Wasser zu werfen, wie es am angemessensten ist, nämlich so, daß sie das Wasser berühre, wie die natürlichen kleinen Insecten es zu berühren pflegen, daß sie nicht zu plump hineinfalle und doch auch mit gehöriger Energie, um die Aufmerksamkeit des Fisches zu erregen! Welche Uebung gehört dazu, um sie gerade auf diejenige Stelle der Wasserfläche fallen zu lassen, an der man einen Fisch vermuthet. Fischt man nach Forellen und ahnt man irgendwo aus einer kleinen Bewegung auf der Oberfläche des Wassers die Nähe einer Forelle, so muß man die Fliege nicht auf die Stelle, wo man die Bewegung sah, sondern auf einen etwas entfernten Fleck hinwerfen. Man muß diesen Fleck nicht stromabwärts, sondern stromaufwärts wählen, weil es zu vermuthen ist, daß der Fisch in dieser Richtung schwimmt. Auch darf man diesen Fleck nicht gerade in einer Linie mit dem Orte, wo man den Fisch sah, wählen, sondern ein weniges seitwärts, weil, wenn man die Fliege dem Fisch gerade auf den Scheitel, wo er keine Augen hat, werfen wollte, er sie weniger leicht erblicken könnte. Die Engländer nennen das Werfen der Fliege „whipping" (Peitschen), weil die Action mit der Angelruthe dabei mit der Bewegung der Peitsche einige Aehnlichkeit hat. Auf das geschickte, zieltreffende „Whipping" üben sie sich eben so ein, wie auf das Pistolen- und Flintenschießen, und zwar auf folgende Weise. Der angehende Angler legt kleine Stückchen Holz, Pappstückchen oder Ziegelsteine um sich her, und bemüht sich, seine Fliege gerade auf dieselben hinaufzuwerfen. Anfangs legt er die Pappstückchen nahe, nachher aber entfernter, und es gibt Leute, welche auf diese Weise mit ihrem „Whipping" jeden bezeichneten Punkt, so weit ihre Angelschnur nur reicht, genau treffen können.

„Wenige Actionen," sagt der „Perfect-Angler," „verdienen so sehr unsere Bewunderung, als das „Whipping," vermöge dessen wir mit Genauigkeit und mit Delicatesse die Fliege auf das Wasser werfen; die Attituden, in welche diese Operation den Angler bringen, sind zu gleicher Zeit im höchsten Grade männlich und graziös."

Nicht weniger läßt sich sagen über die kritische Pünktlichkeit (critical nicety), mit welcher der Act des „striking" (des Aufziehens) des Fisches ausgeführt werden muß. Es gehört dazu ein außerordentlich richtiger Tact, eine gespannte Aufmerksamkeit und energische Geistesgegenwart. Der Angler muß genau zu beurtheilen und zu berechnen verstehen, wie viel halbe oder Viertelsecunden er zwischen dem Anbiß und dem Aufziehen verstreichen lassen müsse. Ist er eine Viertelsecunde zu schnell, so faßt sein Hacken nicht, weil der Fisch den Köder noch kaum mit den Lippen berührte; ist er eine Viertelsecunde zu langsam, so thut er es nicht, weil der Fisch, den Betrug merkend, sich von der künstlichen Fliege schon wieder loszumachen strebt.

Auch die Kraft, mit der schon der „critical stroke" (der untadelige Aufzug) geschehen muß, ist richtig zu berechnen. Ein zu starker Anschlag würde eben sowohl wie ein zu leiser das Risico laufen, den Fisch zu verlieren. Wie und mit welcher Handbewegung der „Critical-Stroke" bei kleinen Fischen wie bei großen auszuführen sey, wie er bei allen verschiedenen Arten von Fischen, je nach dem Grade ihrer Gefräßigkeit und nach dem Grade der Schnelligkeit, ihres Temperaments und ihrer Bewegungen auszuführen sey, ist eine Sache, die den Verstand und die körperliche Gewandtheit der Angler vielfach herausfordert und übt.

(Schluß folgt.)

Bataillon.

(Fortsetzung.)

„In einer Nacht im Herbst, als der Wind so heftig wehte, daß er alle Feuer im Bivouac auslöschte, sprengte ein Reiter im Galopp in diesen Hof herein, stieß mit dem Untertheil der Lanze an die Thüre und schrie aus Leibeskräften: los Indios! los Indios! Alles stand sogleich auf, man lud eilig, was sich fortbringen ließ, auf Pferde, vergrub das Geld unter den Felsen, und in einer halben Stunde waren Menschen und Thiere und die Haciendas selbst verschwunden. Der Gränzbote zog so von Thüre zu Thüre durch die Pampa und weckte die Christen, welche die Wilden im Schlaf zu überfallen hofften; die Christen zogen sich ins Innere, wandten der Wüste den Rücken, kletterten mitten in der Nacht auf den steilsten Pfaden, die vorher nur von Ziegen betreten worden waren, über die Felsen. Die Pferde selbst fürchteten in die Hände der Ungläubigen zu fallen, denn sie flohen, ohne sich treiben zu lassen, ohne zu wiehern, ohne sich neben den Straßen zu zerstreuen. Vielleicht thaten sie dieß, weil es auf den Felsen der Sierra nichts zu fressen gab, indeß machen Thiere und Menschen in der Nacht niemals Lärm, denn in diesen Stunden gehen übernatürliche Dinge vor, und wer ohne Veranlassung die Reise im Winde in gewissen Theilen des Berges fortsetzen wollte, könnte wohl von den Geistern

geschlagen und herumgeschleppt werden, denn die Feen, welche auf den großen Steinen tanzen, welche auf dem Moose der Thäler in der Runde herum sitzen und schwatzen . . .“

Hier drückte der Erzähler seine Cigarre stark zwischen beiden Lippen, zog den Rauch ein, stieß ihn dann in drei langen Zügen durch die Nasenlöcher wieder aus und fuhr fort: „Die Bewohner waren also auf der Flucht, sie zogen fort, als ob sie geträumt hätten, instinctmäßig, schweigend, ohne sich zu beklagen, von einem Schrecken getrieben, der eines jeden Gemüth erfüllte, und ohne an Vertheidigung gegen einen unsichtbaren Feind zu denken. Uebrigens durfte man vor Tagesanbruch nicht anhalten, denn erst dann konnte man erfahren, welche Richtung die Wilden nehmen würden. Ein einziger Reiter blieb, um den Marsch derselben auszuspähen, auf dem höchsten Felsen in der Nähe des verlassenen Thals zurück, band sein Pferd hinter einen Busch und legte sich selbst flach nieder in dem hohen Grase. Man hätte ihn für eine der großen Eidechsen nehmen können, die in den Ebenen von Santiago herumkriechen und wonach die Soldaten so lüstern sind.

„Bald vernahm man aus der Ebene herauf ein Gemurmel, untermischt mit durchdringendem Geschrei; der Spion zitterte, dann ließ er den Kopf auf das Gras fallen. Der Indianer verräth sich nicht so, wenn die Finsterniß seine Bewegung deckt; das Geräusch ging vorüber, es war eine Schaar großer grüner Papagaien, welche lärmend nach den nördlichern Provinzen zogen. Dann erhob sich die scharfe Stimme des Kibitz, der Schrei des Ticontero aus dem Thal; der Reiter streckte den Kopf vor über die Felsen, denn die Mahnung schien ernsthaft. Wachsamer als unsere Hunde, deren Geruch durch ihr gewöhnliches Fleischfressen abgestumpft ist, läßt sich dieser Vogel nie überraschen; selbst mitten in der Nacht verfolgt er den Wanderer mit einer kecken Ausdauer, indem er sich in den Lüften wiegt und jenen Klageton ausstößt, von welchem er den Namen hat. Auf dieß Signal antwortete ein dumpfes Geräusch auf dem feuchten Boden, der Spion spannte seinen Carabiner und hob sich auf seinen Ellenbogen . . . es war noch nicht der Feind, sondern ein von Wölfen verfolgtes Reh.

„Wie lang die Nacht ist! dachte der Spion; sie war allerdings lang für die Flüchtigen, so wie für die zum Raub heranziehenden Indier. Aber etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, in dem Augenblick, wo ein weißliches Licht die Linie des Horizonts zu bezeichnen pflegt, entdeckte der stets Wache haltende Reiter auf dem Rücken des entlegensten Berges etwas, das sich bewegte, das rasch vorrückte, etwas bestimmteres als den vom Winde gejagten Nebel. Unter dieser sich bewegenden Masse einer gedrängten Reitertruppe erhoben sich die langen Lanzen der Wilden, die oben mit einem Büschel Straußenfedern geziert waren. Haben Sie solche Lanzen gesehen, Señores?“

„Ja,“ erwiederten die Reisenden, „sie sind ganz gemacht für den Krieger, der in freier Luft wohnt, ohne anderes Dach, als das Gewölbe des Himmels, denn sie haben wohl drei Mannslängen.“ — Und sie treffen weithin, sagte der Postillon. Der alte Gaucho antwortete mit einer Bewegung des Kopfes und fuhr fort:

„Nach dem letzten Halt hatten die Indianer sich wieder in Marsch gesetzt und bildeten sich zum Angriff. Wenn Ihr eine Lawine von der Höhe der Alpen herabkommen seht, so seyd Ihr sicher, daß sie stets wachsend rollen wird bis in die Tiefe; wenn der Südost, der Pampero, durch die Sierra von San Luis herausfährt und die Bäume zu entwurzeln beginnt, so wißt Ihr, daß der, unter welchem Ihr Schutz sucht, dasselbe Schicksal haben wird, denn die Lawine und der Sturm halten nicht an in ihrem Laufe. So ist es auch mit den Indiern; einmal versammelt, einmal ausgezogen aus ihrer Wüste dringen sie immer vorwärts bis zu den Wohnungen. Sie nähern sich, ohne ein Wort miteinander zu reden, ohne alle die kleinen Zwischenfälle, die in einer christlichen Armee vorkommen und eine belagerte Stadt hoffen lassen, daß der Feind vielleicht seinen Plan ändern werde. Wenn der Sturm weht, wenn die Wolke berstet, so ist es Gott, der es befiehlt; wenn der Indier auf dem Zuge ist, so ist's der Teufel, der ihn treibt.

„Bald war auch die Bande angelangt; sie befand sich gerade unterhalb des Spions, der mit den Augen allen ihren Bewegungen folgte, ohne die mindeste Gefahr entdeckt zu werden. Bald bemerkten die Wilden, daß die Wohnungen verlassen seyen, zerstreuten sich in der Ebene und suchten nach Beute; sie brachten auch einige vergessene Schafe zusammen, stachen mit den Lanzen in die Büsche, bogen vorsichtig um die Felsen, hinter denen ein Feind versteckt seyn konnte, alles dieß ohne allen Lärm, als hätte es sich um etwas ganz anderes als eine Metzelei gehandelt. Als sie sahen, daß keine Gefahr vorhanden sey, wurde das Gebäude in Brand gesteckt und die Wilden stießen ein widerliches Geschrei aus, weniger um den Tag zu begrüßen, als um der Nacht Lebewohl zu sagen. In diesem Augenblick stiegen die Vögel mit ihrem gewöhnlichen Zwitschern in die Luft. Die ganze Indiada trieb sich um die brennende Wohnung her, wie um ein Freudenfeuer, aber sie war wüthend, denn die ganze Beute bestand aus einigen alten hinkenden Pferden und aus einigen Schafen, die mit der Wolle in den Dornengebüschen hängen geblieben waren. Bald wandte sich die Schaar links auf betretenen Pfaden, um tiefer in das bewohnte Land einzudringen und einige Familien im Schlafe zu überraschen, ehe die Sonne ihren Zug verrathen hätte. Es war kein Feind zu fürchten, darum zogen die Indier nicht in geschlossener Masse; indeß entging keine ihrer Bewegungen dem Spion. Schon begannen die Wilden an den ersten Abhängen der Sierra hinaufzusteigen; jeder wählte sich seinen Pfad nach Laune und drang durch Felsenspalten und Buschwerk, anfangs ziemlich langsam, um den Frauen Zeit zu lassen die Beute zu sammeln.

„Die ganze Bande hatte sich etwas links gewandt, und ließ den Spion, welcher aufmerksam ihren Bewegungen folgte, weit hinter sich zurück. Keiner der Räuber konnte noch das leicht geschirrte Roß entdecken, das der vorspringende Fels gegen die Ebene zu verdeckte. Uebrigens spielte der Spion hier eine ganz unschädliche Rolle; gleich dem Papagai, der auf dem höchsten Zweig eines fernen Baumes sitzt, bereit, im Fall einer Gefahr die ganze Schaar zu benachrichtigen, wartete er bis es Zeit sey, den Seinigen das Signal der Annäherung oder Entfernung der Indier zu geben. Indeß erschien bald da, bald dort der Kopf eines Wilden, und der Reiter mußte darauf denken, sich zu der Masse der Flüchtlinge zurückzuziehen. Im Augenblick, wo er auf dem Punkte stand, sich auf das Pferd zu schwingen, dessen Füße er losband, hörte er unterhalb einige Steine rollen; er streckt den Kopf vor, aber es zeigt sich nichts, nur die Zweige sind bewegt; das Geräusch nähert sich, er ergreift sein Gewehr, horcht vor sich hin und vernimmt einen langsamen, ermüdeten Schritt und einen durch den mühseligen Gang gesteigerten Athemzug. Er schlägt an, und im Augenblick, wo die beiden Feinde einander gegenüber sich befinden, geht der Schuß los und eine Leiche sinkt nieder, den Kopf an den Felsen gelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1844.

Der amerikanische Menschenstamm.

Wir haben schon vor drei Jahren (s. Ausland 1841 Nr. 176 u. 178) die Ansicht Hrn. Mortons über die charakteristischen Kennzeichen der amerikanischen Race oder Racen mitgetheilt. Hr. Morton hat seine Forschungen über diesen interessanten Gegenstand fortgeführt, und seine Ansicht, wie wir weiter unten sehen werden, einigermaßen verändert. Da dieß, wie sich von einem so unermüdlichen Forscher nicht anders erwarten läßt, gewiß nicht ohne triftige Gründe geschehen kann, so theilen wir nach dem Echo du Monde Savant vom 4 April *) seine veränderte Ansicht mit.

Unter den verschiedenen Racen, welche unsere Erde bevölkern, verdient die der eingebornen Amerikaner gewiß eine besondere Aufmerksamkeit. Dieser ungeheure Welttheil war seit undenklichen Zeiten von zahlreichen Stämmen bewohnt, die nur zu leben schienen, um ihre Nachbarn zu vernichten, und dann selbst vernichtet zu werden, ohne auch nur Spuren ihres Daseyns auf der Erde zurückzulassen. Neben diesen wilden Stämmen gab es eine kleine Anzahl civilisirter Nationen, deren Denkmale noch jetzt unser Erstaunen erregen, ohne uns jedoch über ihre Geschichte aufzuklären. Die Absicht des Verfassers geht dahin, die auffallendsten Züge dieser verschiedenen Völkerschaften hervorzuheben, um den Satz zu beweisen, daß sie alle mit einziger Ausnahme der Eskimos einer einzigen Race angehören, welche von den andern gänzlich verschieden ist.

Unter den Reisenden gilt das Sprüchwort, daß wer Einen Indianerstamm gesehen, sie alle gesehen hat, so sehr gleichen die Individuen dieser Race einander, troß der Verschiedenheit der Länder, die sie bewohnen, und welche die kältesten wie die heißesten umfassen. Der Bewohner des Feuerlandes zeigt, wenn auch in einem gewissen Uebermaaße, dieselben charakteristischen Züge, wie der Indianer der tropischen Ebenen; dieser seinerseits gleicht den Stämmen westlich von den Felsengebirgen, wie denen des großen Missisippithals, und selbst denen, welche an die Eskimos stoßen. Alle haben gleichmäßig lange, schlichte, schwarze Haare, braune oder zimmetfarbene Haut, matte, ausdruckslose Augen, starke, zusammengedrückte Lippen, und eine vorstehende, breite Nase. Diese Züge sind den wilden und civilisirten Völkern gemeinschaftlich, mögen sie nun die Flußufer bewohnen und von Fischen leben, oder in den Wäldern hausen und sich vom Ertrag der Jagd nähren.

Man bemerkt indeß eigenthümliche und unerklärliche Variationen, z. B. in der Hautfarbe, die manchmal fast schwarz wird und zwar unter Umständen, wo das Klima nur einen schwachen oder gar keinen Einfluß haben kann. Auch hinsichtlich der Größe kommen bei geographisch einander nahe wohnenden Stämmen merkwürdige Verschiedenheiten vor. Diese Thatsachen sind indeß einfache Ausnahmen einer allgemeinen Regel, und ändern nichts an der eigenthümlichen Physiognomie des Indianers, welche so unwandelbar charakteristisch ist, wie die des Negers.

Dieselbe gleichförmige Organisation spricht sich in dem Knochenbau dieser Race, in dem viereckigen oder abgerundeten Kopfe, in dem abgeplatteten oder verticalen Hinterkopf, ihren vorstehenden Backenknochen, ihrem plumpen Kinnbacken, ihren großen, viereckigen Augenhöhlen, ihrer gedrückten, zurückweichenden Stirne aus. Der Verfasser hat nahe an 400 Schädel, die fast allen Gegenden von Nord- und Südamerika angehören, untersucht und erkannt, daß die vorstehenden Kennzeichen bei allen vorherrschen.

Diese Bemerkung ist gleich anwendbar auf die alten wie auf die neuen Nationen des amerikanischen Continents; denn die ältesten Schädel der Grabfelder von Peru, die Gräber Mexico's u. s. w. zeigen denselben Typus, wie die der wilden jetzt lebenden Stämme. Man führt manchmal die Beobachtungen von Molina und Humboldt gegen diese Gleichförmigkeit der Kennzeichen an. Molina sagt, zwischen einem Chilenen und einem Peruaner sey ein so großer Unterschied, wie zwischen einem Italiener und einem Deutschen, und Humboldt setzt hinzu, die amerikanische Race enthalte Nationen, deren Züge eben so wesentlich von einander abweichen, wie die der Tscherkessen, Mauren und Perser. Aber alle diese Völker ge-

*) Dort ist das Boston Journal of natural History als Quelle angegeben.

hören anerkannt derselben Race an, trotz ihrer Verschiedenheiten, und die amerikanischen Nationen bieten einen ganz analogen Fall dar.

Der Verfasser war früher der Ansicht, die alten Peruaner, welche die Inseln und Ufer des Titicaca-Sees bewohnten, böten eine ganz andere Schädelform dar als diejenige, welche die große amerikanische Race auszeichnet. Wie sollte man auch glauben, daß die so erstaunlich verlängerte und schmalere Schädelbildung bloß das Resultat eines künstlichen Druckes sey? Aber Hr. d'Orbigny hat bewiesen, daß sich dieß dennoch so verhält. Dieser Naturforscher hat Hunderte von Schädeln dieser alten Nation untersucht und erkannt, daß sich darunter welche finden, die keineswegs von der gewöhnlichen Bildung abweichen, daß diejenigen, welche diese Abweichung darbieten, alle männlichen Geschlechts sind, und daß sie sich in größern und schönern Grädern befanden; daraus zog er den Schluß, daß diese Entstellung das Zeichen einer hohen Würde gewesen sey; auch fand er die Abkömmlinge dieser Peruaner noch jetzt unter dem Namen Aymara, und ihr Kopf unterscheidet sich durch nichts von dem der andern Indianer.

Englische Sports.

X. Das Angeln.

(Schluß.)

Blickt der Unerfahrene und der Nichtkenner der Natur auf die Oberfläche des Wassers, so sieht er eben weiter nichts, als Wasser, in welchem auch einige der dummen und stummen Thiere, der Fische, leben mögen. Für den kunstreichen und eingeweihten englischen Angler dagegen hat alles Bedeutung, alles spricht zu ihm. Wo er das Flußufer eben und flach sieht und mit Schilf bedeckt, wo er das Wasser sich vertiefen oder in kleinen Tiefen, Busen und Häfen stehen, wo er es in munterer Bewegung über Steine und Felsen klar dahinsprudeln sieht, überall weiß er Folgerungen aus solchen Prämissen zu ziehen, überall hat er seine Vermuthungen, da er weiß, daß jede verschiedene Gestaltung und Bewegung des Wassers von einer besondern Gattung von Fischen aufgesucht wird. Wo die Welle klar, wo sie trübe ist, wo der Grund aus Kalk, oder aus Lehm, oder aus Sand besteht, überall erkennt er die Heimath gewisser, bestimmter Gattungen von Thieren. Selten bekommt der Angler seine Fische eher zu sehen, als bis er sie gefangen hat, aber er hat eine Menge Anzeichen aufgefunden, aus denen er mit Sicherheit auf ihre Nähe schließen kann. Die Art der Wirbel, welche die Fische zuweilen auf dem Wasser erregen, die Veränderungen des Wetters, die bald diese, bald jene Gattung der Fische mehr in Bewegung setzen oder auf die Oberfläche bringen, die kleinen Luftblasen, die dieser oder jener Fisch auszustoßen pflegt.

Dieß alles sind Hieroglyphen, die der Angler deutlich zu entziffern und aus denen er sein Schicksal zu lesen weiß. Für uns Ungeweihte ist jeder Fisch ein dummes Wesen, der Angler aber weiß unter den Graden der geistigen Befähigungen dieser von der Natur scheinbar so völlig vernachlässigten Thiere vielfache Unterschiede zu machen. Er weiß wie scheu, wie vorsichtig die Forelle ist, und wie sie schon oft in der Entfernung „alarmirt" wird, wenn sie den Angler sieht. Der Schrecken der Forellen beim Anblick des Fischers soll oft so groß seyn, daß sie zuweilen erst nach mehrern Stunden sich wieder auf der Oberfläche des Wassers zeigen. Er weiß also, wie er alle seine Verstellungskunst zusammennehmen, wie er sich vorsichtig dem Wasser nähern und wie er auch die Stellung der Sonne und die Richtung seines Schattens berechnen muß, wenn er sie berücken will, und die Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten erhöht ihm den Genuß des Gelingens.

Die Wetterveränderungen und ihre geheimnißvollen Einflüsse auf das Leben und die Regungen der Fische sind ein anderer Gegenstand der bewundernswürdigen Speculationen des Anglers. Obschon der Fisch entfernt von aller Luft in einem ganz fremdartigen Elemente lebt, so scheint es doch fast, als wenn die Vorgänge in der Atmosphäre noch mehr Einfluß auf ihn hätten, als selbst auf diejenigen Thiere, die mitten in der Luft leben.

Es gibt Zustände der Luft, bei denen die Fische wie bezaubert träge und gleichgültig gegen die Erhaltung ihres Lebens am Grunde liegen und selbst auf die schönste, aus den prächtigsten Fasanenfedern, den zartesten Schwanendaunen, und den feinsten Kaninchen und Marderhaaren verfertigte Kunstfliege nicht beißen wollen. Andere Zeiten wiederum gibt es, wo sie so hungrig zu seyn scheinen, daß sie alles verschlingen. Zuweilen scheint es, daß die Fische nur spielen und nicht fressen wollen, denn man sieht sie oft überall zu Hunderten auf dem Wasser und in die Luft springen, ohne daß nur einer die Kunstfliege auch nur beröche.

Wie es also Stunden der Enthaltsamkeit bei den Fischen gibt, so haben sie auch wieder ihre Augenblicke, in denen sie besonders geneigt sind, ihr Lebensgeschäft, nämlich das Fliegenschnappen, auszuüben. Wenn nach langen Tagen, im Sommer z. B., wo die Hitze den Fisch in der Tiefe des Wassers hielt, kühle Abende eintreten, und wenn dann mit der Dämmerung die Schaaren der Insecten aus den Gebüschen auftauchen und ihr ephemeres Leben, über dem Wasser tanzend, den Fischen zur Lebensfristung anbieten, dann ist die Zeit, wo der Angler seine künstliche Haarfliege unter jenen Kindern der Natur fleißig tanzen lassen muß, und wo er dann leicht den Fisch, dessen Appetit durch eine starke Enthaltsamkeit noch mehr geschärft ist, berückt. Weiß er dann als geschickter Künstler seine Ruthe klug zu handhaben, weiß er seine „Whippings," „Dippings" und „Critical-Strokes" schön und zur rechten Zeit auszuführen, so triumphirt er wohl gar über die Natur, und hat die Freude, den Fisch mitten unter allen Naturinsecten gerade sein Kunstproduct vorzugsweise wählen zu sehen.

Weit mehr als das Jägerhandwerk, weiht das Fischen den Menschen in die Geheimnisse der Natur ein und führt ihn namentlich in zwei Reiche derselben, die dem Auge des alltäglichen Beobachters mehr als andere verschlossen sind, in das Reich der Wasserwesen nämlich und in das der Insecten. Die Passion des Fischers ist daher in der Regel auch inniger

und leidenschaftlicher für sein stilles Gewerbe, als die des Jägers für sein lärmendes Geschäft. Die „Angling Mania" ist, wie stille Liebe und wie stille Gewässer, tiefer als irgend eine andere Mania. Sie hat etwas Aehnlichkeit mit der Schatzgräberei, denn der Schleier des flüssigen Elements verdeckt die Wesen, denen der Fischer nachjagt, wie der Rasen die Schätze, und der Fischer beschwört mit seinen Zauberkünsten die lebenden Schätze, die ungesehenen Fische, welche, indem sie aus dem Wasser zappelnd hervortauchen, gleichsam erst neugeschaffen und neu geboren zu seyn scheinen.

Gehört also so viele Klugheit, so viele Vorsicht und Umsicht, so viel Geschick und Uebung zum Ausüben des Angelns, so wird man leicht begreifen, wie es möglich ist, daß ein solches Geschäft einen Menschen fesseln kann.

Denkt man sich nun die Engländer, wie sie das stumme Nachsinnen lieben, wie sie einsiedlerischer Einsamkeit zuweilen bedürfen, wie sie von Haus aus geduldig, beharrlich und ausdauernd sind, so wird man leicht begreifen, wie sie dem „Angling" und namentlich des „Flyfishers Pursuit" vor allen andern Sports als demjenigen, der die meiste „intellectual superiority" und die meisten „refined exertions" verlangt, so viele Aufmerksamkeit widmen konnten. Man wird begreifen, wie es kommt, daß sich unter ihnen mehr „crack anglers," mehr „fishers of note," mehr „first rate fishing gentlemen" befinden, als unter allen übrigen Nationen.

Man wird begreifen, wie alle die verschiedenen romantischen Flüsse des Landes, die Seen von Northumberland, die Umgegend von Keswick, die Flüsse Eden, Derwent, Betterell, wie die Seen von Killarney, wie vor allen Dingen die schönen Thäler des Landes der Fluth und der Berge *) und unzählige andere treffliche „Angling-Localities" immer von einer Menge reizend eingerichteter Fischer-Villas umgeben und von einsamen Gentlemen, welche die „Angling Mania" ererbt haben, bewohnt werden.

*) „the land of flood and mountains" wird Schottland genannt.

Der Marktplatz von Pola.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Der große Platz von Pola ist auf der Stelle des alten Forum der Römer, und hat noch die ehemalige Form, wenn auch nicht denselben Flächenraum.

Das alte Forum war vierseitig und von der Militärstraße begränzt, welche, von Parenzo kommend, durch die Porta aurea bis zum Porto flanatico, dem heutigen Porto Pomer, sich hinzog. Von dem Capitol, dem jetzigen Castell, ging eine Straße schräg ablaufend dahin, und eine andere führte von hier ans Meer. Am äußersten Ende des Forum standen zwei kleine gleichgeformte Tempel von edler Bauart; der eine, gegen das Meer, war Rom und Augustus, der andere, der Sage nach, der Göttin Diana geweiht. Rechts lehnte an den Hügel ein großes stattliches Gebäude, welches die Basilica oder der bürgerliche Gerichtssaal gewesen seyn soll, dessen Trümmer vor zwei Jahrhunderten gesehen wurden und noch nicht ganz verschwunden sind. Andere durch die Zeit zerstörte Gebäude schlossen die übrigen Seiten ein, und auf dem großen Platze erhoben sich die den Cäsaren, Heerführern und berühmten Männern errichteten Ehrendenkmale. Jenes des Licinius hat sich noch erhalten; ein anderes soll hier zu Ehren des Septimius Severus errichtet worden seyn.

Im Mittelalter, als Pola eine selbstständige Regierung und eine reiche Bevölkerung hatte, entstand ein neues zu Rathsversammlungen, zu Gerichtssitzungen und zur Wohnung des Rectors bestimmtes Gebäude. Man verband dasselbe mit dem Tempel der Diana und benutzte auch den Raum zwischen diesem und dem Augustustempel. Es war aus den Steinen römischer Gebäude errichtet, aber mit vielem Schnitzwerk in damaligem Geschmack überladen. Die Spitzbogenform ist der vorherrschende Typus, doch zeigt es noch viele Spuren römischer Bauart, welche die Polenser nachgeahmt hatten. Im Erdgeschoß befand sich eine Säulenhalle, an der Seite eine herrliche Treppe; die Ecken zierten Gesimse, viel Schnitzwerk, Wappen und Schilder der Ritter und Potentaten und allerlei groteske Bilder.

Im 17ten Jahrhundert stürzte die ganze Façade ein: die übrig gebliebene Seite bildete indeß, wiewohl selbst arg beschädigt, noch eine schöne Probe des ganzen Gebäudes. Der Palast wurde in dem damals üblichen Styl wieder errichtet und abermals für den Rath, das Tribunal und zum Wohnsitz des von der venetianischen Regierung mit dem Titel eines Grafen nach Pola gesendeten Rectors bestimmt, welcher die Stadt und die Grafschaft im Verein mit vier Bürgern verwaltete. Bei den häuslichen Einrichtungen des Rectors wurden die Ueberbleibsel aus den Römerzeiten und dem Mittelalter nicht geschont, und entweder völlig vernichtet oder dergestalt verwendet, daß sie die ursprüngliche Form verloren. Im gegenwärtigen Jahrhundert ward der Tempel des Augustus von den Häusern, die ihn verbargen, befreit, und jener der Diana so gut wie möglich nach den vielen erlittenen Beschädigungen hergestellt. — Im öffentlichen Palast ist das k. k. Commissariat, das Bezirksgericht, die Podestrie und ein Theater.

Der Platz ist einer der besten, geräumigsten und regelmäßigsten der Provinz, und dient nicht nur zum beliebten Sammelort der Bürger, sondern auch als Markt. Hätte man die alte Linie gegen das Meer beibehalten und so den Tempel wie einst auf dem Platze selbst gelassen so würden ihm das Verhältniß und die seltene Zierde des wohlerhaltenen, wenn auch beschädigten Tempels neue Reize verliehen haben.

Bataillon.

(Fortsetzung.)

„Schnell betrachtete der Reiter sein Opfer, es war eine indische Frau, die seine Kugel ins Herz getroffen hatte. Bei diesem Anblick ergreift ihn die Scham; den Händen der sterbenden Frau entfällt ein Kind, das die Kugel nicht berührt hat, — es stand da, unbeweglich, wie der Hirsch, der zum erstenmal die Bolas um seinen Kopf sausen hört. Schon war er aufs Pferd gesprungen, da neigt er sich herab zu dem kleinen Indier, faßt ihn am Gürtel, setzt ihn zu sich auf den Sattel und jagt durchs Gebirge hin. In diesem Augenblick erreichte die ganze Indiada den ersten Felsenwall, die Lanzen erglänzten und wiegten sich in den Strahlen der aufgehenden Sonne über der Brustwehr dieser natürlichen Mauer, und die Blicke der Wilden, anfangs auf den flüchtigen Punkt gerichtet, untersuchten bald die gefährlichen, mit Gebüsch bedeckten Grotten.

„Die ganze flüchtige Bevölkerung war in einer kleinen Ebene am Abhang der Sierra unter dem Schutze des Hülfsregiments der Anden vereinigt, bei welchem ich mich befand; ich hatte seit der Schlacht von Ayacucho den Grad als Sergeant. Der Tag war nun hinreichend angebrochen, daß jeder weit genug um sich sehen konnte, aber man blieb still, denn die Rauchwolken begannen an der ganzen Gränze emporzusteigen; jede Familie erfuhr hiedurch, daß sie ohne Obdach sey. Mehr als eine beunruhigte Mutter durchlief die Gruppen, betrachtete eines der im Lagerkreis befindlichen Kinder nach dem andern und kehrte dann verzweiflungsvoll, den Tod im Herzen, zum Feuer zurück. Es waren auch ganz kleine verirrte Kinder, die man ganz zufällig aufgelesen, da, welche weinten, und unter allen den unbekannten verstörten Gesichtern nach ihrem Vater fragten. Die Reiter hielten nur mit Mühe innerhalb der rasch hergerichteten Verschanzung das Vieh zurück, das sich in der Ebene zerstreuen und an den Bächen trinken wollte. Die ermatteten Soldaten rauchten und schliefen; sie wußten wohl, daß die Wilden das Lager nicht angreifen würden, aber wenn man sie hätte angreifen oder verfolgen wollen, so hätte man die bereits stark gelichteten Truppen vertheidigungslos den feindlichen Lanzen ausgesetzt oder zum mindesten eine nutzlose Recognoscirung durch die Pampa vorgenommen.

„Als der Spion unter uns angekommen war und seinen Mantel aufknöpfte, fiel der kleine Indianer gerade zu seinen Füßen nieder. Als das kleine wilde Thier mitten unter den fremdartigen Gestalten die Augen öffnete, zog es sich rückwärts gehend bis an den Felsen zurück und stellte sich in Vertheidigungspositur. Ein allgemeines Gelächter erhob sich unter allen Soldatengruppen, und gewiß, Señores, es bedurfte nichts geringeres als die Ankunft eines so wenig erwarteten Gastes, um diese finstern, durch den Schnee der Anden, wie durch die Sonne von Peru geschwärzten Gesichter zu entrunzeln. Wo hast du den gefangen? fragte der Alferez der Compagnie. — Was willst du mit dem kleinen wilden Thier machen? schrie ein Camerad. — Amigo, sagte ein dritter, ist das dein Gefangener; der ist zu jung zum Todtschießen. Welch ein Blick! komm her, Ninnito, komm her. Das Kind ließ seine großen schwarzen Augen umherlaufen und verbarg seine kleinen Hände hinter seinem Rücken.

„Hier findet sich, sagte der Offizier, mehr als Eine Frau, die ihr Kind auf der Flucht in der Dunkelheit verloren hat; wir wollen sehen, ob eine davon diesen als Austausch annimmt. Mit diesen Worten ergriff er den kleinen Wilden, der sich aus Leibeskräften sträubte, am Arm und führte ihn mitten in den Kreis der Frauen. Aber bei dem Anblick des rothhäutigen Waisen drückten die einen wie im Schrecken ihren schlafenden Säugling fester an die Brust, andere dachten an ihre zu ewiger Gefangenschaft bei den Wilden verurtheilten Kinder; alle wandten sich ab. Also will ihn niemand? fragte der Offizier, er ist zu jung um den Tod verdient zu haben, seht, es ist noch ein kleines Kind. Was ist damit zu machen? — Nehmt ihn fort, antworteten einige Frauen, die der Kummer erbittert hatte, und die schlimmsten waren diejenigen, welche sich für ihre bedrohten oder verlorenen Kinder am zärtlichsten zeigten; nehmt ihn fort. — Nicht sehr zufrieden mit dem schlechten Erfolg seines Versuchs kam der Offizier unter seine Soldaten zurück: da, sagte er zu dem Reiter, nimm deinen Gefangenen wieder, niemand will ihn.

„Der Reiter war sehr in Verlegenheit; er betrachtete das arme Kind, ohne recht zu wissen, was er thun sollte, als wollte er sagen: warum habe ich denn auch mein Gewehr losgeschossen? Im Grunde war dieß auch sein Gedanke, und das Bedauern, eine Frau getödtet zu haben, vermochte ihn zu einer guten Handlung. Er nahm seine Mütze ab, näherte sich dem Officier und sagte: Señor Capitan, man könnte vielleicht, wenn man ihn taufte, einen wahren Christen daraus machen; da keine der Frauen das Kind annehmen will, so will ich es bei mir behalten; es wird mich im Quartier bedienen. Wenn ich im Gefecht umkomme, so bitte ich, daß es bei meinen Cameraden bleibe; inzwischen, bis der Pfarrer ihm einen Namen gibt, nenne ich es Batallon. Geht das an? — Bravo, es lebe Batallon! rief die ganze Schaar, sobald der Officier ein Zeichen der Einwilligung gemacht hatte, und der kleine Wilde mußte mit oder wider Willen alle die alten Schnurrbärte küssen."

„Batallon! sagte einer der Reisenden, Namens Duarte; Batallon, des Namens erinnere ich mich. — Aber, unterbrach ihn der Postillon, was hat dieser Batallon mit dem Klagelaut zu schaffen, den man fortwährend hört? — St!! still! entgegnete der alte Soldat; hier wurde die Mutter des kleinen Wilden getödtet, auf dem Pfade, der nach dem Berge führte, und man hat den Körper nicht wieder gefunden. — Die Indier werden ihn nach ihrem Gebrauche fortgenommen haben, warf einer der Reisenden ein. — Die Leichen der Krieger, ja, fuhr der alte Soldat fort, die nehmen sie mit sich, um die Zahl ihrer Todten zu verbergen, aber den einer Frau . . . Er schüttelte ungläubig den Kopf. — Und dann, Señores, ein Indier ist ja nicht getauft; wenn man ihn auch begräbt, man kann kein Kreuz auf sein Grab stellen, und wer weiß, wohin die arme Seele geht?"

„Wißt Ihr, was aus Batallon wurde, fragte Carlito den Erzähler.

„Eine Wunde nöthigte mich in derselben Zeit den Dienst zu verlassen, antwortete dieser, und ich habe nichts mehr von ihm gehört. — Ich habe ihn gekannt, fiel Duarte ein, und wenn seine Geschichte euch interessirt, meine Freunde, so will ich sie euch morgen erzählen, wenn wir um Mittag Halt machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Talipatbaum. Obrist Campbell erzählt in seinem Werk: Excursions, adventures and field sports in Ceylon, folgendes: „Ich sah eine erstaunliche Menge der eben so schönen als nützlichen Talipotbäume in der Blüthe. Die meisten bieten ein so merkwürdiges Schauspiel, daß ich meilenweit ging, um sie zu sehen. Die Blätter dieser Bäume sind sehr dünn, leicht und lassen sich wie ein Fächer zusammenschlagen; wenn man sie aufschlägt, bilden sie fast einen vollkommenen Kreis. Einige der größten würden 25 Mann decken, wenn sie eng beisammenstehen. Man schneidet sie gewöhnlich in Stücke und nimmt sie auf die Reise mit, um sich gegen Regen und Sonne zu schützen. Diese ungeheuren Blätter wachsen, wie die des Palmbaumes, nur auf dem Gipfel der großen Talipots, welche erst mit einem Alter von 100 Jahren Früchte tragen sollen. Die blaßgelben Blumen sind sehr zahlreich und schön, haben aber einen sehr starken und unangenehmen Geruch. Die Frucht, oder vielmehr der Same, ist so groß, wie eine kleine Pflaume; jeder Baum erzeugt eine bedeutende Menge; sobald sie aber reifen, fängt der Baum an abzusterben."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1844.

Die alten Denkmäler von Tiflis.

(Von Joſſelian.)

Das hohe Alter des georgiſchen Volkes iſt unbeſtritten. Der Name der Iberer, unter dem es noch jetzt den Griechen bekannt iſt, knüpft ſich an die erſten Erinnerungen vom Kaukaſus, nicht nur in der Geſchichte, ſondern auch in der Mythologie, in deren Dunkel die Geſchichte beginnt. Hier, wo nach der Sage das Feuer vom Himmel geſtohlen wurde, am Sonnenfluſſe (Kur), iſt des alten Homers Sonnenland; Herodot wußte ſchon mehr von dem Glanz des Reichthums und der Weisheit zu erzählen, der den Kaukaſus erhellte. Doch drangen die Griechen unter Alexander nicht bis hieher, ſondern erſt die Römer unter Pompejus und Trajan, und bald brachte das Chriſtenthum, das allenthalben den Siegen Roms folgte, den Kaukaſus in engern Verband mit der weſtlichen Welt. Darum iſt der Kaukaſus und das ganze jetzige Georgien mit den benachbarten verſchiedennamigen Provinzen von hoher Wichtigkeit für den Geſchichtsforſcher und Archäologen, aber leider haben ſeine alten Denkmäler bis jetzt noch nicht die gehörige Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, ſie ſind noch keiner genauen Forſchung unterworfen worden, ja man kann ſagen, daß ſie für den gebildeten Forſcher gar nicht da waren.

Die jetzige Hauptſtadt Georgiens und des ganzen transkaukaſiſchen Landes, Tiflis, bei den Eingebornen Tbiliſi genannt, iſt ein Punkt, nach welchem ſämmtliche Forſcher kaukaſiſcher Alterthümer ihre Augen richten müſſen. Hier ſpiegelt ſich nicht nur das Leben des ganzen karthloſiniſchen Volkes, d. h. der Kartaliner, Kachetinen, Chewſuren, Pſchawen, Imeretier, Gurier, Mingrelier, Letſchgumen und Laſen bis zum Jspir, der Gränze gegen das alte Cappadocien, welche alle eine und dieſelbe Sprache reden, ſondern auch ſämmtlicher andern Stämme des Kaukaſus, die ſich in Sprache und Herkommen von ihnen unterſcheiden, ſonſt aber in mancherlei Beziehungen zu ihnen ſtehen. Das Volk von Karthlos ſchrieb ihnen Geſetze vor, brachte ihnen das Chriſtenthum, und zähmte ihre Wildheit; es verband ſie mit Iran, Griechenland und Rom. Von dem Chriſtenthum, das die Könige von Karthlos den freien Bergbewohnern brachten, ſind mehrere Erinnerungen unter ihnen geblieben, die ſich bis auf die heutige Zeit erhalten haben. Sie gedenken in ihren Liedern der georgiſchen Könige und Helden, der Pracht ihrer Hauptſtadt, der Wege zur Plünderung der reichen Ebenen von Kartalinien, Anatolien und Armenien, welche deren Vorväter ihnen eröffnet haben; ſie halten noch die Faſten, ſie bringen das Opfer dar am Tage des Propheten Elias, ſie verzehren rothe Eier am Tage der Auferſtehung. Als Theilhaber des europäiſchen Handels über Kolchis und Georgien nach Indien haben ſie in ihren unzugänglichen Schluchten Münzen und Waffen der Griechen, Römer, Venetianer und Genueſen aufbewahrt, namentlich der Römer, die im Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung für den Handel im Kaukaſus 130 Dolmetſcher unterhielten. Tiflis, die Hauptſtadt der georgiſchen Monarchie und der georgiſchen Kirche, beſchenkte dieſe Völker mit den Künſten ihrer Civiliſation, und zog ſie an ſich. Dieſer Einfluß von Tiflis muß der Ausgangspunkt ſeyn für die Erforſchung und Erklärung der ſittlichen und politiſchen Phyſiognomie des ganzen kaukaſiſchen Landes. Darum verdient Tiflis, dieſe in hiſtoriſcher und ethnographiſcher Beziehung ſo bedeutende Stadt, eine beſondere Aufmerkſamkeit in Bezug auf die Denkmäler ſeiner alten Zeit.

Nach der Erzählung Wachtangs und Wachuſchts, der georgiſchen Chroniſten, fällt die erſte Gründung von Tiflis unter König Wachtang Gorgaslan ins Jahr 450 n. Chr. Allerdings hatten ſchon einige Tiflis umgebende Höhen vor Wachtang Befeſtigungen, die von den Perſern zur Zeit des georgiſchen Königs Wars Bakar, eines Sohnes Mirdats, der von 379 an regierte, erbaut worden waren. Unter dieſem König fielen die Perſer, erzürnt über das Bündniß des Königs mit dem byzantiniſchen Kaiſer Theodoſius dem Großen, in Georgien ein, verheerten Kartalinien, Kachetien, Scheki und Schirwan; da ſie ſich aber der damaligen Hauptſtadt Mzcheta nicht bemächtigen konnten, beſchloſſen ſie wenigſtens das jetzige Tiflis zu beſetzen. Der perſiſche Heerführer Ubarab ſetzte ſich dort feſt, und gab der Befeſtigung, die ſchon durch ihre natürliche Lage geſchützt iſt, den Namen Schuriz-Ziche, die Feſte

des Nebenbuhlers. Dieß dauerte indeß nicht lange. Abarab wurde nach Persien zurückgerufen, und Tiflis, durch seine Mineralquellen längst berühmt, von den Georgiern wieder erobert. Trotz dieser Erzählung ist wohl anzunehmen, daß die Begründung von Tiflis, wenigstens die der Befestigungen, sich in die dunkeln, halb historischen Zeiten verliert. Die warmen Wasser, Tbili im Georgischen, konnten schon in alter Zeit eine bedeutende Bevölkerung hieher ziehen. Volney meint, das von dem Propheten Ezechiel erwähnte Tobole oder Tubale könnte den Namen Tiflis verbergen. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir in demselben Propheten lesen, daß Mezech oder Mezchia (vielleicht Mzcheta), das in der Nähe von Tiflis liegt, ganz Asien Sklaven geliefert habe, was auch Herodot, der Vater der Geschichte, bestätigt. Als ein nicht unbedeutender Beweis kann auch angesehen werden, daß Flavius Josephus, der im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte, unter dem Namen des biblischen „Tobeien" ausdrücklich, wie alle Juden zu jener Zeit, die Iberer versteht.

Wie dem nun auch seyn mag, die georgischen Ueberlieferungen behaupten, daß Wachtang Gorgaslan Tiflis nach dessen Eroberung in drei Theile theilte; der erste, Kalisi, welcher später den Namen Kaloubani erhielt, befand sich außerhalb und innerhalb der Stadtmauern gegen Nordwesten; seinen Namen hat er von der festen, durch Berge geschützten Lage. Der zweite, Tbilisi, so genannt von den warmen Schwefelquellen, nahm den die jetzigen Mineralbäder umgebenden Strich ein. Der dritte, Nisani, oder nach andern Isani, ist die Vorstadt von Tiflis, jetzt Awlabari, am linken Ufer des Kur. Wachtang Gorgaslan baute auch eine Kirche, und bereits sein Sohn verlegte die Residenz von Mzcheta nach Tiflis, so daß ersteres nur der Sitz der geistlichen Gewalt und des Katholikos blieb.

Unter den byzantinischen Schriftstellern erwähnt zuerst Theophan, der im 6ten Jahrhundert lebte, der Stadt Tiflis. Die ältern Griechen, welche zwar oft mit Mingrelien (Colchis), Letschgum und Gurien, aber nicht mit Georgien Verkehr unterhielten, hatten keine Gelegenheit, einer Stadt Tiflis zu erwähnen, desto mannichfacher wurde aber die Verbindung späterhin. In kirchlicher Beziehung hing Georgien im 6ten Jahrhundert von dem Patriarchen von Antiochien ab, und man trifft den Namen Mzcheta bei Moses von Chorene, so wie bei dem Byzantiner Agathias, einem Zeitgenossen Justinians. Von ältern Schriftstellern erwähnt dieses Orts nur Ptolemäus unter dem Namen Mestleta.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Sports.

XI. Hahnengefecht.

Man hat die kampflustige Natur dieses Vogels zu allen Zeiten und in allen Ländern hoch zu schätzen und zu Vergnügungen zu benutzen gewußt. Bei den Atheniensern wurden öffentliche Hahnengefechte von Staatswegen jährlich veranstaltet, um dadurch Kampfesmuth unter dem Volke selbst rege zu erhalten. In China, in Ostindien und in vielen andern Ländern aller Welttheile sind Hahnengefechte beliebt, und das kampflustige Frankreich führt sogar einen muthigen Hahn als National-Emblem in seinem Wappen, und seine Künstler und Schriftsteller sind unablässig bemüht, unter dem Symbole des wachsamen, stets gerüsteten muthigen Vogels den Muth und die Streitlust seiner Vaterlandssöhne zu schildern.

Daß die Engländer sich in der Kunst, die Hähne zu züchten und zu hetzen vor allen andern Nationen auszeichnen, ist kein Wunder, da ihr wetteifernder und nach excitement verlangender Geist alles in der Natur aufgespürt hat, was zu seiner Befriedigung dienen kann. Den Kampfslustigen, wenn er seine Kräfte selbst nicht auf der Arena in Action bringen kann, ergötzt es schon, wenigstens dieß andere thun zu sehen. Er setzt sich dabei in Gedanken an ihre Stelle. „There is excitement in it from beginning to the end" Es ist Aufregung darin von Anfang bis zu Ende, sagt ein englischer Schriftsteller von der Erziehung und den Gefechten der Kampfhähne redend, „die kleinen Hähne kriechen schon kampflustig aus dem Ei hervor, und von da an bis zu dem Augenblick, wo der Hahn auf dem Kampfplatze entweder siegt oder stirbt, kann der sanguine breeder sein excitement genießen.

Es gibt eigne Racen von Hähnen, die für diesen Sport besonders geeignet sind, „Gamesfowl" genannt. Bei ihnen erben die dem ganzen Geschlecht eigenthümlichen Eigenschaften des Muthes und der Kampflust in besonders hohem Grade von Vater auf Sohn fort. Wie die Herolde des Mittelalters keinen Ritter auf den Turnierplatz ließen, der nicht von edlem Stamme war, so hüten sich die Engländer wohl, einen Hahn von gemeiner Herkunft auf den „Pit" zu bringen.

Die Eigenschaften, welche dieser Race eingeboren sind, werden nun in jedem Individuum noch durch eine künstliche Erziehung, durch eine eigenthümliche Art der Fütterung, durch eine zweckmäßige Diätetik, durch gehörige Behausung, durch Vorübungen aller Art noch besonders entwickelt. Die Leute, welche sich damit beschäftigen, bilden eine eigne Profession und heißen „Cock-Feeders" („Professed Cock-Feeders.") „Einer der berühmtesten Cock-Feeders, den England je producirte, war Joseph Gilliver." Aus seiner Schule kamen immer die gamest fowl (das kampflustigste Geflügel) hervor.

Wie die Race gewählt, wie jedes Individuum besonders erzogen werden muß, so muß nun auch jeder Hahn für jeden Kampf noch besonders vorbereitet werden. Man unterwirft ihn einer besondern Diät, um seine natürliche und angeborne Munterkeit für den Tag noch zu erhöhen. Seine Flügel und sein Schwanz werden kurz verschnitten, seine natürlichen Beinsporen werden mit silbernen oder stählernen Spitzen gewappnet, sein Kopf der kleinen Federn und der unnöthigen Fleischanhängsel beraubt, die letztern zum Theil weggebrannt, um ihn so mit einer harten Haut gleich wie mit einem Helme zu bedecken. Und so, hartköpfig, kurzgeschwänzt, munteräugig, langbeinig, starkknochig und leicht von Fleisch, mit kurzen aber starken Flügeln, erscheint dieser geflügelte und gespornte Ritter auf dem Kampfplatze, einer kleinen cirkelrunden Bühne, welche

die Plätze der Zuschauer amphitheatralisch umgeben. Auch die Farbe des Hahns soll nicht gleichgültig seyn. Feuergelb, roth, braun mit dunkler Brust, werden als Farben von gutem Omen betrachtet. Hellere Farben werden vermieden und die weißen Hähne sollen die feigsten von allen seyn. Daher, wie man sagt, auch das englische Sprüchwort komme: to show the white feather (die weiße Feder zeigen, d. h. den Kampf einstellen, sich ergeben).

Nachdem die Hähne gewogen sind und nach einigen andern Präliminarien setzen dann endlich die „Setters-To“ die kampflustigen Thiere Schnabel an Schnabel auf die Bühne. Wie die Boxer stehen die Thiere, eine Zeitlang ruhig sich beobachtend, einander gegenüber, bis sie dann mit einem Geräusche, das dem eines plötzlich aufgespannten Regenschirmes gleicht, mit dem ganzen Apparate ihrer Waffen, mit Flügelschlag, Schnabelstoß, Spornstich und Krallenstreich auf einander einsetzen. Zuweilen ist schon das erste Zusammenstoßen entscheidend, und es hat nicht selten Hähne gegeben, die mit dem ersten Stoße, wie geschickte Fechter, ihren Gegner todt zu Boden streckten. Zuweilen dauert der Kampf Stunden lang, bis endlich einer der Streitenden die weiße Feder zeigt, den Muth plötzlich verliert und zur Fortsetzung des Kampfes nicht weiter zu bewegen ist. Sind beide ermattet zu Boden gefallen, so werden sie auf einem Brette nahe neben einander gelegt, nahe bei Lichte betrachtet, und es wird derjenige, der selbst schon mit dem Tode ringend, noch durch einen matten Flügelschlag oder durch einen Versuch zum Ausholen mit dem Schnabel oder mit dem Sporn ein Zeichen von dem letzten Aufflammen der Kampfeslust gibt, zum Sieger erklärt.

Die Kampfespreise und die Wettsummen, welche bei diesem Sport aufs Spiel gesetzt werden, steigen oft zu einer unglaublichen Höhe. „Die größte Summe,“ sagt Blaine in seinen „Rural-Sports of England,“ um welche Hähne in England je kämpften, wurde von dem obenerwähnten Gilliver gewonnen. Es war eine Reihe von sieben Gefechten (a main of seven battles) jedes Gefecht zu 1000 Guineen und die ganze Reihe zu 5000 Guineen. Gilliver gewann mit seinen Hähnen 5 Gefechte und zog sich später als Gutsbesitzer aufs Land zurück.

Ein anderer reicher Engländer, welcher gelesen hatte, daß die Hähne in Ostindien noch kühner seyen als die in England einheimischen, unternahm mit seinen Hähnen die Reise in dieß entfernte Land, um die Wahrheit oder Unwahrheit jenes Factums auszumachen.

Diese beiden Thatsachen mögen beweisen, bis zu welchen Opfern und Anstrengungen die Engländer durch ihre Leidenschaft für Hahnenkämpfe geführt werden.

Bataillon.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Reisenden den ganzen Morgen fortgeritten waren, machten sie am Fuße eines einsamen, von der übrigen Sierra ganz losgetrennten Pics, der Morro genannt, Halt. Die Einwohner schreiben diesem Pic, als einer aus dem Innern in die Ebenen Patagoniens vorgeschobenen Schildwache, die wohlwollende Eigenschaft zu, daß er sich mit Wolken bedeckt, wenn eine nahe Gefahr der Gränze droht. Gewiß hat der Morro in dem Umkreis der Thäler, wohin sein Schatten fällt, der blutigen und schrecklichen Ueberfälle genug gesehen. Angelangt in dieser wilden Landschaft, zündeten die drei Freunde ein großes Feuer an, während die ermatteten Pferde auf dem Grase sich wälzten und ihre Mähne schüttelten. Duarte begann seine Erzählung in folgender Weise:

„Bataillon hatte, wie Sie gesehen, von Gott nichts erhalten als das Daseyn. Vaterland und Familie waren zwei unbekannte Worte für ihn. Mit drei Jahren erwachte er zum Leben des Lagers. Der Soldat, welcher ihn mit einer für beide oft gefahrvollen Sorgfalt gepflegt, kam, wie so viele andere, nach einigen Jahren in den Unabhängigkeitskriegen um. Man hängte Bataillon die großen stählernen Sporen des Verstorbenen an, setzte ihn auf sein Pferd, und so zog der Adoptivsohn des alten Soldaten im Nachtrab mit. In dem Maaße, als die Reihen der Compagnie sich lichteten und sein Alter ihm gestattete, an den Arbeiten derselben Theil zu nehmen, wurde er endlich in dieselbe eingereiht. Nie hatte er unter einem Dache geschlafen; die Colorados, unter denen er eingereiht war, hatten kein bestimmtes Quartier. Nie hatte er in Städten gelebt, sein Leben war nahezu dasselbe gewesen, wie in den Pampas. In Folge seines wilden Instincts blieb er in innigerer Verbindung mit der Natur als mit dem Menschen, vielleicht kannte er die Namen der Provinzen nicht, die er durchzog, aber von den Ebenen Patagoniens bis zu den Wäldern des Chaco, von dem Parana bis zu dem Rio Quinto hätte er sich allein zurecht gefunden, wie der Vogel. Er theilte die Arbeiten in den Bivouacs der Reiter, deren Uniform er nach und nach annahm, und seit Jahren hörte er ihren Erzählungen zu, ohne selbst daran Theil zu nehmen; diese Schweigsamkeit lag in seinem indischen Blute, er war scheinbar gezähmt, im Grunde hatte er aber den Charakter seiner Race beibehalten und wurde ein vollkommener Soldat. Der Kriegerstand vervollkommnete seine Instincte, wie die Lehren des Falconiers die des Raubvogels entwickeln. Kein Reiter in der Compagnie führte mit größerer Leichtigkeit und Genauigkeit die Reiterkünste aus, keiner verstand es besser, das Pferd auf den Hinterfüßen glitschen zu lassen und so im tollsten Rennen plötzlich anzuhalten, oder sich auf dem Sattel niederzulegen und dem Feinde nichts als eine kaum sichtbare Lanzenspitze darzubieten. Es war hier kein Militärleben in den Casernen, sondern ein Leben im Lager oder vielmehr in der Wüste. Die Reiter, unter denen Bataillon herangewachsen, waren sämmtlich gewohnt die Provinzen der Republik in Waffen zu durchziehen, und glichen einigermaßen den alten Freicompagnien; es waren Soldaten im wahren Sinn des Worts, und sie jagen vom Morgen bis zum Abend unermüdlich zu Pferde an der Gränze herum, zu deren Wächter sie aufgestellt waren. Lange nach den Unabhängigkeitskriegen, lange nach der Auflösung der siegreichen Armeen, deren Anführer so viel Unheil über die befreiten Länder verhängen sollten, bestand das Regiment der Colorados noch in demselben Zustande wie zuvor.

„Obwohl jetzt an das nomadische Leben völlig gewöhnt, hatten diese Reiter doch die Erinnerung an eine ruhigere Kindheit hinter sich, die sie auf den großen Pachthöfen des Innern oder in den Vorstädten zugebracht hatten. Begierig horchte Bataillon auf die Erzählungen von diesen Dingen, wovon er gar keine Ahnung hatte. Während dann die

Soldaten, den Kopf auf den Sattel gestützt, um das Feuer her schliefen, horchte der junge Indier mit innerer Bewegung auf das Bellen der Hunde in den großen Haciendas, und träumte von dem Leben, das in diesen Familien, in den Dörfern, in den großen Städten vorging, um welche er unaufhörlich herkreiste, ohne ihre Schwelle je überschreiten zu können. Eines Tages zog seine Compagnie über die Höhen hin, welche die Stadt Cordova umgeben. Es war am Vorabend eines Festes; der Klang der Glocken tönte herüber, die Studenten dieser jetzt so sehr gefallenen Universität zogen lustig hinaus auf den öffentlichen Platz; die Domherren, ihre Professoren, in ihren breitrandigen Hüten, Bürger in Mänteln schritten Cigarren rauchend auf der Promenade auf und ab, während Frauen und Mädchen auf den Bänken ihre Fächer spielen ließen, und geschwätzige Wäscherinnen am Rande des Bachs ihre Wäsche auf den glänzenden Steinen ausbreiteten. Schwere Wagen mit krächzenden Achsen kamen die steilen Schluchten der großen Oststraße herab, und von verschiedenen Seiten her kamen Reiter, auf schwarzen schaumbedeckten Pferden lustig unter den Bäumen hinsprengend.

„Das Gemurmel der Stadt schlug an das Ohr des jungen Indiers mit einem fast unwiderstehlichen Reiz der Neuheit; er horchte und hielt sein Pferd an, so daß er eine gute Strecke hinter seinen Cameraden zurückblieb. Auf einmal sah er, daß der Befehlshaber eine Seitenstraße einschlug, die nach der Stadt führte; er hatte mit dem Gouverneur zu sprechen und ließ sich von einigen Soldaten begleiten. Ohne dazu aufgefordert zu seyn, folgte Bataillon dieser kleinen Schaar und gelangte mit derselben bis zu dem Cabildo, wo sie abstiegen. Je näher der Abend herankam, desto lebhafter wurde es in der Stadt. Bataillon band sein Pferd an die Arkaden des Cabildo an, stellte seine Lanze zu denen der andern Soldaten, die sich bereits in der Stadt umher zerstreuten, und ging mit Schüchternheit nach dem großen Platz, wo er bald auf eine Gruppe Knaben stieß, die Karte spielten. Anfangs achteten diese nicht auf ihn, und erstaunt folgte er, die Hand im Säbelgurt, dem Gang des Spiels. Endlich setzte er sich halb und halb nieder, und der keckste der Knaben richtete an ihn die Frage: wollt Ihr spielen, Hr. Soldat? (Señor Soldado) zu einem Cuartillo die drey Partien! Jetzt richtete die ganze Gruppe ihren Blick auf das ernste stumme Gesicht Bataillons, selbst der, welcher ihn angeredet hatte, betrachtete ihn genauer, steckte dann schnell die Karten in seine Mütze und entfernte sich mit den andern. Wahrscheinlich hatte nicht sowohl seine Kupferfarbe, als der unbewegliche Ernst seines Gesichts die Knaben erschreckt.

„Bataillon blieb ganz verdutzt eine Zeitlang stehen und folgte dann, die langen, glänzenden Haare aus dem Gesichte streichend, dem langen Zuge der Wagen, die den Markt bildeten. Auf jeder Deichsel saßen Frauen aus der benachbarten Landschaft und boten Früchte aller Art feil. Viele von ihnen wiegten kleine Kinder auf den Knien, und Bataillon gedachte an den Kreis weinender Frauen, in den er nach dem Tode seiner Mutter so unerwartet geworfen worden war; seine Erinnerungen führten ihn zurück zu jenem schrecklichen Tag, von dem er eine dunkle Erinnerung in sich bewahrt hatte. Beinahe wäre er in unwillkürlichem Schrecken zurückgewichen, aber die Neugierde überwog und er durchschritt die Gruppen, selbst unbeachtet, aber aufmerksam auf alles. Das muntere Gelächter, der Gesang der Guitarreros, das belebte Gespräch, die rasche Begrüßung zweier vorübergehenden Bekannten, alles dieß machte einen eigenthümlichen Eindruck auf sein an solche Dinge noch gar nicht gewöhntes Gemüth, und er fühlte die fremdartige Welt, die ihn zugleich anzog und abstieß.

„Als er zu dem Cabildo zurückkam, waren die andern bereits aufgesessen und fortgeritten. Sein Pferd wieherte der Ebene entgegen, aber er selbst, in tiefes Träumen versunken, verfolgte langsam den Weg, der hinausführte nach der Barranca, wo das Regiment hielt. Um diese Stunde des Abends kommen die jungen Mädchen von Cordova gewöhnlich, um ihre Krüge an dem Bassin der Promenade zu füllen; oft versammeln sie sich in großer Anzahl und tanzen, ohne an ihre Arbeiten zu denken, bis tief in die Nacht. Als Bataillon in die Nähe kam, hatte die muntere Schaar eben Wasser geschöpft und zog singend und barfuß weiter. Ein einziges dieser lieblichen Kinder war zurückgeblieben; sie beeilte sich einen großen Krug zu füllen, der aber allzu schwer war, als daß sie ihn aus dem Wasser hätte herausziehen können. Wartet doch und helft mir, rief sie ihren Gefährtinnen zu. Aber alle entfernten sich, kamen dann zurück und liefen um das Bassin, um sich an der Verlegenheit des armen Mädchens zu weiden; es steckte eine kleine Bosheit, vielleicht Rache darunter, denn das geneckte Mädchen schien die hübscheste von allen zu seyn. Helft mir, rief sie noch einmal, ich kann doch nicht mit leerem Kruge zurückgehen! Als sie sich über den Rand beugte, fielen ihre langen schwarzen Flechten bis ins Wasser hinab.

„Bataillon sprang vom Pferde und war mit Einem Satze bei dem Mädchen. Diese richtete sich erschrocken auf. Was wollt Ihr, Señor Soldado? Aber bereits hatte Bataillon mit kräftigem Arme den ganzen vollen Krug herausgehoben, setzte ihn achtungsvoll auf den Kopf der schönen Cordoveserin und schwang sich dann wieder in den Sattel. Bravo, Bravo! schrien die jungen Mädchen, die zu ihrer Gefährtin herbeiliefen, und du hast nicht einmal gedankt? Was werden die rothen Reiter von der Artigkeit der Mädchen zu Cordova denken? Schnell, sage: Gracias, Señor, oder wir stoßen deinen Krug um. Das arme Kind erröthete, sträubte sich einige Zeit, warf dann das ums Kinn geschlungene Band zurück und sprach ihr Gracias, Caballero! mitten unter dem lauten Gelächter der kindischen Schaar. Dann verschwanden sie alle nach und nach in den verschiedenen Straßen der Ebene, aber Bataillons Auge folgte lange dem raschen Schritt derjenigen, welcher er beigestanden hatte. Gedanken stiegen in ihm auf, als sollte er nicht mehr zu seiner Truppe zurückkehren, da ertönte aber in der Ferne die Trompete auf der Höhe der Barranca, die Reiter setzten sich wieder in Marsch, Bataillon horchte gleich seinem Pferd, aber sein Herz schlug nicht mehr rascher, er konnte dieß Bassin nicht verlassen, dessen Gewässer ruhig unter dem Schatten der Bäume plätscherten. Als jedoch die letzte Lanze verschwand, als die Trompete kurz darauf Halt verkündigte, da ließ er seinem Pferde den Zügel, stieß ihm die Sporen in die Seite und befand sich in wenigen Augenblicken wieder unter seinen Gefährten.

„Das Loos war geworfen, er sollte so leben und sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Souterrain von Carenci. Kürzlich hat man wieder im Arrondissement von Arras eines jener großen, lange räthselhaften Souterrains aufgefunden, deren Ausdehnung noch jetzt Erstaunen erregt. Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß die Mehrzahl derselben aus den Zeiten der normannischen Raubzüge stammen, und daß ganze Ortschaften Sicherheit vor den eindringenden Räubern in diesen unterirdischen Behausungen suchten. (Echo du Monde Savant vom 7 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1844.

Englische Sports.

XII. Hündisches.

Unter den verschiedenen Thieren, welche Ehrgeiz, Schnelligkeit und andere Eigenschaften, die dem Wetteifer förderlich sind, in hinreichend hohem Grade besitzen, nimmt der Hund eine der ersten Stellen ein.

Wenn es irgend ein Thier gäbe, das die Engländer vernachlässigt hätten, so möchten wir den Hund vorzugsweise als ein solches hervorheben, dessen verschiedene Qualitäten und Racen die Engländer in besonders hohem Grade entwickelt haben. Es setzt wirklich in Erstaunen, zu wie vielen verschiedenen Gestalten und fest bestimmten Körperbildungen die Engländer dieses von der Natur so einfach und roh in die Schöpfung hingestellte Wesen durch Kunst und Erziehung ausgebildet haben, und wie sehr sie die Charaktere der verschiedenen Variationen so zu sagen fixirt und zur größten Perfection emporgekünstelt haben.

Vom kraftvollen, kampflustigen Bull Dog bis zum zierlichen, in Seidenhaar gekleideten Schooßhündchen herab haben sie fast alle Nüancirungen, deren dieses Thier fähig ist, erschöpft, und sie mit markigen und energischen Pinselstrichen so zu sagen hingezeichnet. Da ist der „Grey-Hound" aus Schottland und Irland, der „Spaniel," der „Colly," der Schäferhund von Schottland, der „Mastiff," der „Blood-Hound," der „Talbot," der „Stall-Hound," der „Buck-Hound, der „Harrier," der „Deer-Dog" mit ihren verschiedenen Varietäten, der „Fox-Hound," der „Otter-Hound," der „Pointer," der „Setter," und eine Menge von andern Hunden, deren Namenliste allein einen großen Raum wegnehmen würde.

Der Hauptgebrauch aller dieser Thiere ist für die Jagd, wobei indeß weniger die Geschicklichkeit des Hundes selbst, als die Verfolgung und Erlangung eines andern Thieres der Hauptzweck ist, und die uns hier daher weniger angeht. Es gibt aber eine Menge „Sports" in England, bei denen der Hund und seine Geschicklichkeit selbst der vornehmste Zweck ist, ebenso wie bei den Pferderennen die des Pferdes.

Dahin gehört zuerst das „Cursing" des Hundes oder das Hunderennen. Zu diesen Hunderennen wird vorzugsweise der „Grey-Hound" benutzt. Es ist diese Art von Sports als einer der „organised pursuit" zu betrachten, das heißt, als eine derjenigen Vergnügungen, die unter Gesetzen und Regeln stehen, und die nach einer gewissen, im Laufe der Zeit ausgebildeten Methode ausgeübt werden.

Durch vielfache, künstliche Racenkreuzungen, die während der letzten Jahrhunderte probirt wurden, hat man die Gestalt und den Charakter des jetzigen brittischen „Grey-Hounds" producirt, und diese Thierclasse hat eben so wie die Pferderacen ihre berühmten Mitglieder. Der Hund „Zarina" ist fast so bekannt, wie das Pferd „Eclipse." Er gewann 27 Rennen, ohne je geschlagen zu werden, und sein Eigenthümer, der Earl of Orford, that so viel für die Erziehung des „Grey-Hound" und für die Verbesserung der Race, daß er als der eigentliche Vater dieses Sports betrachtet wird, und „mit einem Toast auf diesen Herrn," sagt ein englischer Schriftsteller, „sollte eigentlich ein jedes Cursing-Meeting eröffnet werden."

Es geht bei diesen Hunderennen in der Regel so zu: es wird ein besonders dazu gewählter Hase losgelassen und die streitenden Windspiele (contending dogs) in einer gewissen Entfernung hinterdreln. Der Gewinner ist der, der den Hasen zuerst erreicht, und ihm oder vielmehr seinem Herrn wird dann das Silbergeschirr oder was sonst als Preis ausgesetzt war, zu Theil. Der arme, geplagte Hase ist nur dabei das bewegliche Ziel und das Mittel, die Hunde in Lauf zu bringen. Es gibt allerdings auch „Cursings," bei denen die Erlangung des Hasens oder eines andern Wildes selbst Zweck wird, und diese Art gehört dann schon mehr zu den Jagden. Jene „eigentlichen" Hunderennen nennen die Engländer „Match-Cursings."

Natürlich gibt es auch für diese Sports wieder eine Menge von großen und berühmten Clubs, durch deren Mitglieder alles aufgeboten wird, die Kunst auf den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit zu bringen. Die Meinungen der Engländer über den Werth der verschiedenen Gesetzgebungen, welche einige große „Cursers" für dieses Spiel entworfen haben,

weichen sehr von einander ab, und es ist bewunderndswürdig, welches Feld für Discussionen und Meinungsverschiedenheiten auch in dieser Richtung dem englischen Verstande eröffnet ist. Wie viele solcher Felder liegen unserm Verstande, unserm Scharfsinne und unserer Conversation völlig verschlossen. Freilich haben wir uns wieder andere Gebiete eröffnet, die bei den Engländern weniger bebaut sind, und um so manche Zweige, Sprößlinge und Auswüchse ihrer Cultur werden wir sie wohl wenig beneiden.

Zu solchen Auswüchsen können wir namentlich auch den in England viel cultivirten Sport des „Hundebeißens" rechnen. In einer Nummer des oft erwähnten Journals „Bell's Life" finde ich nicht weniger als 11 veranstaltete Hundebeißereien in Kennersprache beschrieben. Wie die Jagdhunde zur Jagd, wie die Windspiele zum Coursing, so werden verschiedene Arten von Hunden (bull dogs, terriers rc.) zu diesen blutigen Beiß-Matches auferzogen.

Jenes Journal ist die einzige Quelle der Belehrung, die ich über diesen Sport gefunden habe; sie ist aber in England als eine authentische anerkannt, und es geht daraus etwa folgendes hervor. Die Hundebeißereien sind noch in allen Theilen von England sehr häufig; es kommt dabei vorzugsweise auf die Größe und das Gewicht des Hundes an. Es werden daher in der Regel nur Hunde von gleichem Gewichte gegen einander gelassen: Peter Berr hat einen Hund, Jemmy, von 30½ Pfund Gewicht und will ihn gegen jeden Hund in der Welt von gleichem Gewichte für 50 Pf. St. beißen lassen; so lauten etwa die Aufforderungen der Hundezüchter; 30 Pfund scheint ungefähr das gewöhnliche Gewicht zu seyn, ich finde aber, daß sie sogar auch Hündchen von 8 Pfund Gewicht gegen einander herausfordern.

Sogar den kleinen, kaum gebornen Hunden wissen die Engländer Kampflust einzuflößen; man findet oft Matches zwischen Terrierpups angekündigt von dem Alter eines Monats. Es fehlte nur noch, daß die Engländer die Thiere sich auch schon im Mutterleibe beißen ließen.

Zuweilen bestimmen sie die Art des Bodens, auf dem gekämpft werden soll; z. B. „to contend on turf" (es ist auf Rasen zu streiten), oder „to contend in a pit" (in einer dazu vorgerichteten Grube zu streiten). Zwanzig Pfund ist der gewöhnliche Preis um den gebissen wird, der battle-prize (der Schlachtpreis), wie die Engländer es nennen. Die Beißereien dauern oft stundenlang; die längste, von der ich las, dauerte beinahe drei Stunden. So viel ich sehen kann, wird immer nur Hündin gegen Hündin und Hund gegen Hund „gematscht."

Hier ist die kurze Beschreibung einer solchen Beiße-Match: „Am vorigen Montage fand bei Warrington zwischen Samuel Bockeys Hündin, Fanny, und Mrs. Gowers weißer Hündin, Nettle, eine Wettbeißerei statt; Gewicht der ersten 17¾ Pfund, der letztern 19½ Pfund. Wetten standen 2 zu 1 auf Nettle. Nach einem wilden Gefechte, welches 55 Minuten dauerte, unterlag Nettle, und da sie nach 10 Minuten den Geist aufgab, so war es für Fanny nicht nöthig, noch einmal zur Kratze (to the scratch) zu kommen. Fanny ist nun bereit, gegen jede Hündin in der Welt von 17 Pfund Gewicht zu 20 Pf. St. zu fechten (to fight her.)"

Früher waren auch in England die Hetzereien wilder und sogar auch zahmer Thiere sehr gewöhnlich; Bear-beatings, Bull-beatings, ja sogar auch horse-beatings und ass-beatings (Pferde- und Eselhetzen) fanden in England noch bis ans Ende des 17ten Jahrhunderts statt. Bei den letzteren wurden die friedlichen Thiere an einen Pfahl gebunden, und mußten sich dann gegen die darauf gehetzten Hunde vertheidigen. Von solchen grausamen Sports wird jetzt, so viel ich weiß, nur noch einer in England geübt: doch ist man damit von Bären, Bullen und Pferden auf Ratzen herabgekommen.

Auch diese Ratzenhetzen kann man einen organisirten, englischen Sport nennen; die Hunde werden dazu eigens dressirt, und es bestehen wie für die Hahnenkämpfe, für diese Ratzenhetzen eigens vorgerichtete Bühnen, „Pits" genannt. Es sind dieß kleine, cirkelrunde Arenas mit einer Brettergalerie umgeben, hinter welcher die Zuschauer sitzen. Eine gewisse Quantität Ratzen und ein oder mehrere Hunde werden in die Arena gelassen. Es gibt zwei Arten von Ratzenbeißereien; entweder beißen die Hunde um die Wette, indem dann der Sieger der ist, welcher von 20 oder 30 Ratzen die meisten tödtet, oder sie beißen „against time" (gegen Zeit), d. h. es wird darauf gewettet, daß ein Hund in einer gegebenen Anzahl von Minuten oder Secunden so und so viel Ratzen fangen und tödten könne. Die Schnelligkeit, mit der der Hund die Ratzen fängt, die Sicherheit, mit der er sie greift, die Kraft seines Bisses, mit dem er sie auf dem Fleck ums Leben bringt, dieß alles ist dabei ein Gegenstand der Bewunderung und Besprechung der Liebhaber.

Ich sah solche Ratzengefechte abgebildet; auch sieht man die Porträts berühmter Ratzenbeißer und ihrer Erzieher durch den Druck vervielfältigt. Es werden in der Regel dazu natürlich nur kleine Hunde genommen, und je kleiner der Hund ist, desto größer ist die Bewunderung, die ihm im Kampfe mit jenen ebenfalls beißlustigen Thieren gezollt wird.

Die Größe der Hunde steigt zu unglaublicher Kleinheit herab. So sehe ich in einem Journale eine Herausforderung, in welcher ein Mann versichert, einen „Terrier" von 2½ Pfund Gewicht zu haben, den er gegen jeden Hund von gleichfalls 2½ Pfund Gewicht mit fünf Ratzen in die Wette beißen lassen will. Da das Gewicht zweimal in der Aufforderung vorkommt, so kann es kein Druckfehler seyn.

Die alten Denkmäler von Tiflis.

(Fortsetzung.)

Im Laufe der Jahrhunderte hob sich Tiflis allmählich. Der Nachfolger Wachtang Gorgaslans errichtete zahlreiche Bauten, namentlich Kirchen, von denen einige noch jetzt erhalten, andere wenigstens in ihren Trümmern vorhanden sind. Die Unfälle, welche Tiflis erfuhr, sind so alt als seine Erbauung, und man darf sich nicht wundern, daß von den Früchten seiner alten Civilisation, deren Anfänge immer wieder zerstört wurden, so wenig mehr zu sehen ist. Die wilden

Züge der dem christlichen Namen feindseligen Völker vernichteten alles darin, machten es dem Erdboden gleich, bedeckten diesen mit Asche und tränkten ihn mit Blut. In der unglücklichen Zeit der Kriege, welche Perser und Griechen über Georgien, oder richtiger über den Besitz der Ufer des schwarzen Meeres führten, unter der Regierung von Chosroes in Persien, wurde Tiflis die Residenz der persischen Gouverneure. König Bakur II floh nach Kolchis und ging dann nach Kostantinopel zu Kaiser Justinian. Auch Parsman IV (517) der den Titel eines Selbstherrschers von Georgien führte, war Persien tributbar. Besonders traurig war das Schicksal von Tiflis während der Herrschaft der Sassaniden in Georgien bis zum Jahr 586, da diese die Christen verfolgten und auf alle Weise den Feuerdienst in Georgien einzuführen strebten. Einer der Feuertempel jener Zeit, die von den Feueranbetenden Persern erbaut wurden, ist noch jetzt vorhanden; er stößt an eine der armenischen Kirchen am Abhang des Kalisiberges. König Huram (von 574 bis 600), der Verbündete Kaiser Justins II, vergrößerte Tiflis bedeutend. Er, der erste Bagratide, umgab die Stadt mit einer steinernen Mauer, erweiterte die Festung, und baute auf den Trümmern der alten, auf dem Berg Jsant *) gelegenen Veste eine neue; auch errichtete er einen Palast, der bis zu den Zeiten König Rustums, also bis 1630 bestand.

Nach den georgischen Chroniken gelangte der griechische Kaiser Heraklius, während er den Perserkönig Chosroes verfolgte, nach Jberien, aber der Regent Stephan, der sich nicht König nannte, verweigerte ein Bündniß mit Heraklius, woraus ein Krieg mit den Griechen entsprang, welcher nach langwieriger Belagerung mit der Einnahme von Tiflis endigte. Stephan und sein Heerführer wurden erschlagen, und Adarnas als König von Jberien eingesetzt. Seit dieser Zeit hat Tiflis die Griechen nicht mehr als Feinde gesehen.

Omar, Mohammeds Nachfolger, suchte den Jslam auf alle Weise in Georgien auszubreiten. Sein Heerführer Murwan Abul Kasim, welcher in den georgischen Chroniken der Taube und ein Neffe Mohammeds genannt wird, breitete seine furchtbaren Waffen über alle kaukasischen Länder aus und verheerte Tiflis im J. 731. Nicht mindere Unfälle erlitt Tiflis im J. 760 unter König Artschil II, der von den Mohammedanern ermordet wurde. Nach 68 Jahren trat ein neues Unglück ein: die Chasaren drangen durch die kaukasische Pforte und verheerten Tiflis von Grund aus. In dieser für Georgien so unglücklichen Zeit fiel es ganz unter die Herrschaft der Perser, aber der eingesetzte Gouverneur erklärte sich unabhängig und die Verheerung der Stadt begann von neuem.

Als das Haus der Bagratiden zum zweitenmal (787) den georgischen Thron bestieg, war Tiflis völlig von dem arabischen Chalifate abhängig. Noch unter Lebzeiten des berühmten Harun Erraschid drang sein Heerführer Chalil, wahrscheinlich erbittert darüber, daß der König von Georgien, Aschot, den er selbst auf den Thron gesetzt hatte, von dem griechischen Kaiser Constantin den Titel Kyropalates annahm, in Georgien ein und Tiflis erfuhr die ganze Schwere des moslemitischen Fanatismus. Es wurde jetzt Residenz der von dem Chalifen ernannten Gouverneure. Mit Mühe gelang es dem König Bagrat I unter dem Schutze des Chalifen Mohammed Mostasi seiner urväterlichen Residenzstadt sich zu bemächtigen, und auch dießmal nicht auf lange Zeit. Im J. 851 wurde Tiflis abermals von den Saracenen verheert und der größte Theil seiner Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt. Durch die Bemühungen der georgischen Fürsten in Jmeretien und am Ufer des schwarzen Meeres fiel Tiflis immer wieder zu Zeiten in die Hände der georgischen Könige. Aber Alp Arslan nahm im J. 1064, die Seldschuken im Jahre 1078 Kachetien, Kartalinien und Achalzych ein und zerstörten Tiflis gänzlich, so daß die Könige kaum eine Zuflucht in Abchasien fanden. Eine gänzliche Unterdrückung Georgiens wurde nur vermieden, indem König Bagrat II sich völlig dem Willen Alp Arslans unterwarf und ihm seine Nichte zur Gemahlin gab. David III, bekannt unter dem Namen des Wiederherstellers, verjagte die Feinde des Glaubens und des Volkes, nahm Tiflis nach einer langen Belagerung und stellte es im J. 1126 wieder her. Sein Sohn und Nachfolger Dimitri I, welcher von 1272 an regierte, suchte seine Residenz auf alle Weise zu verschönern, wurde aber bald von dem persischen Schah Argun aus dem Wege geräumt. (Schluß folgt.)

*) Jetzt Metechu auf dem linken Ufer des Kur.

Der Baum Bogah.

Obrist Campbell erzählt in seinen mehr erwähnten Jagdabenteuern auf der Insel Ceylon: „Auf dem Wege nach Colombo sah ich den schönsten Bogah-Baum, der sich auf Ceylon und wahrscheinlich auf der Welt findet. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß 10,000 Mann in geschlossener Colonne unter seinen Zweigen Platz finden könnten. Diese prächtigen Bäume sind von den Anhängern Buddha's hochverehrt, denn nach der Sage setzte sich derselbe, als er auf die Erde niederstieg, unter den Schatten eines solchen Baumes.“ Auch der Geistliche Selkiek erwähnt diese Verehrung in seinen Recollections of Ceylon und setzt hinzu: „Man findet solche Bäume fast bei allen Wiharas (Tempelgrotten), und alle Orte, wo sie wachsen, werden heilig. Die in der Nähe der Wiharas werden gewöhnlich von einer etwa drei Fuß hohen Steinmauer umgeben, und die Anwohner gebrauchen auch noch die Vorsicht, die Wurzeln mit Erde zu bedecken und den Boden in der Umgebung rein zu fegen. Manchmal bauen sie einen Altar oder stellen einen Tisch unter seine Zweige, unterhalten hier Tag und Nacht Lampen, bringen Blumenopfer u. s. w. Finden sie einen solchen Baum in einem Wald, so reißen sie die umherwachsenden Büsche aus. Wer einen solchen Baum pflanzt, ist sicher nach seinem Tode direct in den Himmel zu kommen. Der Bogah erreicht eine bedeutende Höhe und streckt seine ungeheuren Zweige weit umher; das Blatt hat einen Stängel von etwa 3 Zoll, und hat selbst eine Länge von 4½ und eine Breite von 3 [illegible] oll. Es ist dreieckig und endet mit einer langen scharfen Spitze. Di[illegible] kleine runde, erbsengroße und mit Körnern angefüllte Frucht wächst [illegible] Büscheln von sechs oder sieben am Fuße jedes Blattstils. Man iß[illegible] sie nie. Das Holz ist weich und weiß, wird aber nie benutzt, d[illegible] es sündhaft ist, einen solchen Baum zu fällen.

Bataillon.

(Fortsetzung.)

Jenseits der Ebene des Morro, wo die Milizen von Cordova vor zehn Jahren durch die Indier zusammengehauen wurden, findet man ein feuchtes, mit ärmlichen Bäumen bewachsenes Gehölz, dessen knorrige Zweige den Pferden keinen raschen Durchgang gewähren. Die außerordentliche Frische des Landes wird unterhalten durch das Ueberströmen des fünften (el Rio Quinto) aus der Tierra kommenden Flusses. Statt das schlechte Unterkommen in dem elenden Posthause aufzusuchen, begaben sich die drei Reisenden auf den nahen Hügel, von dessen Höhe herab sie bei heiterem Wetter die höchsten Spitzen der Anden sehen konnten, gegen welche sie ohnehin ihren Weg nahmen.

„Ihr habt mich die Geschichte von Bataillon beginnen lassen, sagte Duarte, und ich will sie nun vollends erzählen. Zur Zeit, wo ich ihn kannte, mochte er 17 Jahre zählen. Er war einer der schönsten Soldaten der Armee: seine großen sanften, von langen Wimpern beschatteten Augen, seine etwas vorstehenden in eine Masse schwarzer, glänzender Haare gehüllten Wangen gaben seiner regelmäßigen Physiognomie den merkwürdigen Ausdruck, den man in Europa gar nicht kennt; diese Schönheit, welche dem wilden Typus der ausgezeichnetsten Stämme, namentlich in der gemäßigten Zone, angehört, besteht in der vollkommenen Harmonie der Gesichtslinien, wo man kein Symptom der moralischen Leiden findet, die unsere Stirne furchen. Die Gewandtheit des jungen Indiers in der Führung der Lanze war sprüchwörtlich im Regiment, und wenn er sich auf sein Pferd niederbeugte, um den feindlichen Kugeln weniger Feld darzubieten, so schien er mit dem Thier, das ihn trug, nur eines auszumachen. In allen seinen Bewegungen hatte er etwas lebendiges, unbezähmbares, das seinen Ursprung verrieth, und merkwürdigerweise hatte er in den zahlreichen Gefechten, denen er beigewohnt, noch keine Wunde empfangen.

„In der Zeit, wovon wir reden, war der Bürgerkrieg in voller Wuth; die alten Regimenter waren durch die täglichen Scharmützel aufgerieben, nahezu verschwunden, nur das Hülfsregiment der Anden, gewöhnlich zur Vertheidigung der Gränze bestimmt, hatte weniger gelitten, und es waren die unerschrockensten Soldaten der Republik, namentlich seitdem der furchtbare Quiroga sie in seiner Weise disciplinirt hatte. Man nannte sie die Colorados, die Rothen, wegen der Farbe ihrer Mützen, ihren Ponchos und ihrer Chilipas (Unterkleider); von Natur unabhängig, hatten sie mehr von dem arabischen Reiter, als von einer regelmäßigen Truppe. Wenn der Feind erschien, so zeigte man ihn nur diesen furchtbaren Reitern und der Kampf war alsbald entsponnen; statt aller Anrede stießen die Anführer einen wilden Schrei aus, dem jeder Soldat mit einem abgestoßenen Geheul antwortete. Der Kampf beschränkte sich für sie auf einen entscheidenden Anlauf, dem die bald durchbrochene Linie der Infanterie nicht leicht widerstand. In dieser endlosen Ebene verliert das Fußvolk den Muth, daher der panische Schrecken, in Folge dessen die wohlbewaffneten Milizen oft unter den elenden Waffen der Wilden erlagen. Der kurze Carabiner, der am Sattel der Colorados hing, diente nur, um den Kampf durch Knall und Dampf zu eröffnen, sie griffen dann sogleich zur Lanze und namentlich zum Säbel, ihrer Lieblingswaffe.

„Seit seiner Promenade in den Straßen von Cordova war Bataillon traurig geworden; überdieß verheerte der Bürgerkrieg diese freundlichen Länder. Eines Tages lagerte das Regiment an den Gränzen der Provinz Santiago del Estero, die durch die Sonnengluth ausgetrockneten Pflanzen zerfielen unter den Hufen der Pferde in Staub, die erhitzte Atmosphäre hatte keine Wolke, selbst die kleinen rothen Fahnen flatterten nicht an den in die Erde gestoßenen Lanzen. Wo Teufel ziehen wir denn hin, fragten einige platt auf der Erde ausgestreckte Soldaten. — Was geht das uns an? sagte der älteste der Compagnie, ich habe es nie gewußt und bin immer marschirt. Es folgte ein augenblickliches Schweigen auf diese tadelnden Worte, aber der Unbedachte fuhr fort: Die schönen Zeiten sind vorüber, es sind nicht mehr unsere alten Anführer, die uns befehligen; zum Teufel mit den Factionen und den jungen Leuten aus der Stadt, die sich an unsere Spitze stellen, um uns herumzuführen gegen einen Feind, den man nirgends findet. Der letzte Spanier hat den Boden des Vaterlandes geräumt, fuhr ein dritter fort; es ist kein Gothe mehr in den festen Plätzen, die Wilden sind zurückgedrängt in die Wüste; nach diesem Feldzug habe ich Lust über die Anden und nach Chili zu gehen. — Dort wenigstens gibt es immer noch Araucanos zu bekämpfen, fügte ein Reiter von kolossaler Statur, der aus den Ebenen der Rioja gekommen war, und den seine Cameraden den Patagonier nannten. — Dann fürchte ich mich auch, schrie der Brigadier, sie werden uns am Ende caserniren, wie die Milizen.

„Diese Aussicht gefiel keinem der Colorados; sie hätten in mehr als Einer Beziehung ihre Sitten und Gewohnheiten ändern, auf den öffentlichen Plätzen paradiren, die Wache an den Stadtthoren beziehen müssen; endlich fürchteten sie auch, ohne es sich wohl zu gestehen, das Ansehen zu verlieren, das sie über die staunenden Bevölkerungen ausübten, wenn ihre rothen Schaaren wie eine blitzschwangere Wolke im Galopp heranjagten.

„Von allem dem, was im Bivouac gesprochen worden war, hatte Bataillon auch nicht ein Wort sich entschlüpfen lassen, ohne es vielfach in seinem Kopfe umzudrehen. Er saß neben dem Patagonier vor den zusammengestellten Lanzen und putzte seinen Zaum mit ungewohnter Langsamkeit, als hätte er vorausgesehen, daß er sich desselben nicht mehr lange bedienen würde. Wenn ein Baumstamm in Stücke zersplittert, so lösen sich die einzelnen Theile trotz ihrer Solidität bald in Staub auf. Dieß bisher unveränderliche und unveränderte Corps, dieser Kern von kriegsgeübten Soldaten, schien einen Keim der Auflösung zu enthalten, eine üble Stimmung bemächtigte sich der Reiter, denn sie fühlten, daß man sie fürchte und selbst hasse. Bisher hatten sie von Provinz zu Provinz Arbeit gesucht, ohne recht zu wissen, welche Uebel sie verursachten, seit sie bloß ein Werkzeug in den Händen der Factionen geworden waren; aber endlich begriffen sie, daß die Zeit der wahren Triumphe vorüber sey.

(Schluß folgt.)

Wasserversorgung von Paris. Die Gesammtlänge der Wasserröhren in Paris beträgt 195 Kilometres (fast 600,000 Fuß). Unabhängig von dem allgemeinen Dienste, vertheilt die Stadt jetzt Wasser an mehr als hundert öffentliche immer fließende Brunnen, an 2500 Pumpbrunnen und an 2500 Hauseigenthümer, welche besonders für diese Lieferung Zahlung leisten. Im Jahre 1832 betrug die Zahl dieser letztern nur 700. Wenn die Anlegung eines Wehres an der Seine und der Turbinen am Pont Neuf vollendet seyn werden und die Austheilung des Wassers aus dem Brunnen von Grenelle im Gange ist, dann erst wird das Bedürfniß von Paris ganz befriedigt seyn. (Moniteur industriel vom 7 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1844.

Die Kaffeehäuser in Algier.

(Aus dem Journal: l'Algérie.)

Ein maurisches Kaffeehaus ist ein enges, tiefes, mit Kalk geweißtes und leicht angeräuchertes Gemach, das nur durch die Eingangsthüre Licht erhält, so daß das Laboratorium häufig nicht gehörig beleuchtet ist, weßhalb sich dieß auch nicht selten an den Eingang vorsetzt. Allerdings verlangt die Einfachheit der Verbrauchsgegenstände keine großen Voranstalten. Ein aus roh an einander gefügten Steinen bestehender Tisch trägt drei Fuß über dem Boden den ganzen Apparat des maurischen Kaffeeschenken vom Ofen an, in welchem der Kaffee bereitet wird, bis zur Tasse, aus der man ihn trinkt. In diesem Ofen brennt ewig das heilige Feuer, denn selbst in der Nacht glimmt es unter der Asche und hält das Wasser im Kochen, das den folgenden Morgen dem frühzeitigen Kaffeetrinker dienen soll. Ein großes, blechernes Gefäß enthält das kochende Wasser, auf einer kleinen Etagère stehen die Tassen ohne Henkel und blecherne Kaffeegeschirre von sehr verschiedener Größe, aber alle mit einem sehr langen, hölzernen Stiel versehen; zwei blecherne Dosen enthalten die eine den gestoßenen Kaffee, die andere den nicht immer ganz weißen Zucker; endlich vollenden eine kleine Wanne mit Wasser in der einen und die Pfeifen in der andern Ecke mit Ausnahme einer kleinen, eisernen Klammer, um den Rauchern die kleine Kohle zum Anzünden zu reichen, die ganze Mobiliarschaft des Laboratoriums.

Interessanter aber als diese Geräthschaften ist der maurische Kaffeeschenk selbst; er ist nicht aus der Ruhe und Fassung zu bringen, mag er nun einen Uled (Kellner) zu seinem Dienst haben oder alles selbst thun. Sein Kaffeehaus ist voll, der eine will Kaffee, der andere Tabak, der dritte Feuer. Der Kaffeeschenk raucht in der größten Seelenruhe seinen Sebsi fort, befriedigt mit der ihm noch übrigen Hand jedermanns Bedürfnisse, und wo bei uns die Kellner den Kopf verlieren würden, verliert er keinen Zug aus seiner Pfeife. Und der Kaffee ist nicht, wie in so vielen selbst vornehmen Kaffeehäusern des in Betracht des Kaffeeschanks barbarischen Europa's zum voraus gemacht; bewahre der Himmel, der Kaffee wird augenblicklich unter den Augen des Kunden bereitet, und so heiß servirt, daß man sich ohne die leere Untertasse die Finger verbrennen würde. Der Satz senkt sich zu Boden, der Gast schlürft ihn in kleinen Zügen ein, und die ganze Tasse kostet nicht mehr als einen Sous. Fast alle Mauren sind mit ihrer Pfeife versehen, und der Tabaksbeutel hängt an ihrem Gürtel, aber das Kaffeehaus liefert auch nöthigenfalls eine gestopfte und angezündete Pfeife, die ebenfalls einen Sous kostet. Das Wasser kostet nichts, es wird dem Gast in einem Steingefäß von alterthümlicher Form gereicht, und alle trinken aus demselben Gefäß.

Tische und Stühle fehlen, und nur an den Mauern hin laufen mit Strohmatten bedeckte Bänke, auf denen der europäische Gast sich setzt, der einheimische die Beine kreuzt. Indeß kommen wenig Franzosen in solche Kaffeehäuser, und was sollen sie auch da machen ohne ein vis-à-vis, mit dem sie schwatzen und lachen können? Ihre Arme und Hände haben etwas anders zu thun, als die Kaffeeschale mit der einen, die Pfeife mit der andern Hand zu halten, denn sie müssen ja sprechen und gesticuliren, und wenn man ihnen nicht einen Tisch gibt, wo sie die Tasse aufsetzen und sich ihren pantomimischen Dialogen überlassen können, so hilft der beste Kaffee nichts, wenn man ihn auch umsonst schenkte.

Darum haben sich einige speculative Eingeborne gefunden, die keck genug waren, eine Art neutralen Gebiets zu schaffen und frankomaurische Kaffeehäuser zu gründen, welche zwischen den Bedürfnissen der beiden Racen die Mitte halten sollten: Diwane laufen an den Mauern hin für diejenigen welche auf ihren Beinen sich niederlassen, Tische und Bänke sind für diejenigen da welche sich setzen wollen; das Laboratorium ist mit einer gewissen Eleganz ausgeschmückt, französische Tassen- und französische Kafferkocherei leben im herzlichen Einverständniß mit den maurischen. Die türkische Pfeife mit kostbarem Bernstein, das Narguilé mit dem biegsamen Rohre finden sich neben der deutschen Pfeife und dem Nasenglimmer, und mitten im Saal fällt Wasser in ein kleines Marmorbassin. Aber diese ganze Einrichtung ist von der maurischen Einfachheit wie

von dem europäischen Luxus gleichweit entfernt; mit Ausnahme einiger jungen Leute haben die Eingebornen sich keineswegs beeilt, ihre niedern, düstern Kaffeeschenken zu verlassen, sey es nun daß sie das Gelärme der Franzosen nicht lieben, oder daß der hohe Preis des Kaffees, zwei Sous, sie zurückschreckt. Eben dieser Preis aber scheint nicht ohne Einfluß auf die Europäer zu seyn, die in ziemlicher Zahl dahin kommen. Für eine Verschmelzung beider Racen durch Kaffee und Pfeife scheint der Zeitpunkt noch nicht da.

Man darf indeß nicht glauben, daß es in den ächt maurischen Kaffeeschenken so ganz still hergehe, wie man nach den übertriebenen Begriffen von orientalischem Ernst glauben könnte. Im Gegentheil die Gäste pflegen einer lärmenden Unterhaltung, an welcher alle Theil nehmen. Reiche und Arme rauchen brüderlich mit einander ihre Sebsi, denn in diesem barbarischen Lande haben die sonst so starken aristokratischen Neigungen das Gefühl der natürlichen Gleichheit der Menschen bei weitem nicht so sehr unterdrückt, als bei uns das Geld.

(Schluß folgt.)

Die alten Denkmäler von Tiflis.

(Schluß.)

Unter der Regierung der Königin Tamara genoß Tiflis des Friedens, und feierte die Siege seines Königs — so nannten die Georgier ihre tapfere Königin — in Adserbeidschan, in Herat und Kars. Diese Siege schienen die frühere Schmach auszutilgen, und versprachen glänzende Tage. Aber gegen alle Erwartung gingen mit dem Tode der Königin auch die schönen Tage der georgischen Hauptstadt vorüber. Tiflis hatte mit furchtbaren Feinden zu kämpfen. Tschingischan, der die ganze Welt zu unterjochen trachtete, übergab es einer gänzlichen Verwüstung. Unter der Königin Rusudan nahm Sultan Dschelaleddin die Stadt ein, ließ die Kuppel von der Sionskathedrale herunternehmen und machte seinen Thron daraus, von dem er die Niedermetzlung der Georgier, welche dem christlichen Glauben nicht entsagen und dem zum Spott auf der Brücke von Tiflis ausgestellten heiligen Bild der Mutter Gottes die Anbetung nicht verweigern wollten, mit Vergnügen zusah; dieß geschah im J. 1228. Der furchtbare Timur brach auf den Fußstapfen des blutigen Dschelaleddin in Tiflis ein und verwandelte es in einen Aschenhaufen im J. 1318.

Unter der Regierung König Alexanders, des zweiten Wiederherstellers von Georgien, erstand Tiflis wieder aus der Asche, neue Gebäude wurden auf den Trümmern errichtet, die Festungen wieder hergestellt, die Stadt bevölkerte sich, und in Erwartung einer Hülfe von dem glaubensverwandten russischen Volke gelangte es alsbald in einen blühenden Zustand.*)

Schah Ismael nahm im J. 1518 Tiflis ein, zerstörte die Kirchen, warf die Heiligthümer, selbst das Bild der Mutter Gottes von Sion in den Kur; dann erbaute er eine Moschee in der Stadt, befestigte sie und legte eine Besatzung hinein. Bald nach seinem in Persien erfolgten Tode aber vernichtete König David die persische Besatzung, nahm Tiflis aufs neue in Besitz, stellte es möglichst her, ging aber dann ins Kloster und starb im J. 1521. Ismaels Nachfolger, Schah Tamasp, suchte im J. 1536 abermals Tiflis mit Feuer und Schwert heim. Nach seinem Abzug rückte König Luarsab (1524 bis 1558) wieder ein, aber nicht auf lange Zeit, denn Tamasp nahm sie zum zweitenmal und errichtete hier den Sitz eines Beglerbeg. König Simon (1558—1601), Luarsabs Sohn, befreite Tiflis nach blutigen, mehrere Jahre andauernden Kriegen von der Herrschaft der Beglerbegs und von seinem Bruder David, der den Islam angenommen hatte und in Tiflis regierte, so wie später auch von dem Einfluß der Türken, die sich nach der Austreibung der Perser festgesetzt hatten. Vom Anfang des 17ten Jahrhunderts an fiel Tiflis wieder unter türkische Herrschaft und wurde die Residenz eines Pascha, bis König Rustum (1636 bis 1658) aufs neue sich in den Besitz der Stadt setzte; er befestigte sie, baute Bäder und ein Karawanserai, das noch besteht, legte einen Garten an und führte einen prächtigen Palast auf. Aber im Anfang des 18ten Jahrhunderts (von 1722 an) machten sich die Türken abermals Meister von Tiflis, und nöthigten im darauf folgenden Friedenstractate Persien, allen Rechten auf Georgien zu entsagen. König Theimuras II, der mit seiner ganzen Familie von den Türken verfolgt wurde, fand nur im Gebirg bei den Pschawen einen ärmlichen Zufluchtsort, und sein Nachfolger Heraclius brachte dort seine Kindheit zu. Im J. 1735 verjagte Schah Nadir die Türken aus Georgien und Tiflis, setzte Theimuras wieder ein, nahm aber als Geißel seinen Sohn Heraclius mit sich. Dieser vereinigte, als Theimuras nach Rußland gegangen war, Kartalinien und Kachetien mit dem georgischen Reiche, errichtete in Tiflis eine Druckerei, einen Münzhof und ein Arsenal, richtete ein stehendes Heer ein, so daß abwechselnd ein Theil des Volkes unter den Waffen seyn mußte, mit einem Wort, er versetzte die Stadt in einen blühenden Zustand. Aber dieser glänzende Anfang hatte nicht auch ein glänzendes Ende. Als Aga Mohammed Chan (1795) in Georgien einbrach, wollte der noch geistig kräftige, aber körperlich gebrechliche Heraclius — er war 81 Jahre alt — seine Hauptstadt nicht ohne Kampf den Persern übergeben, obwohl er bei dem zerrütteten Zustande Georgiens kein Heer zusammenbringen konnte. Mit einem zehnfach schwächern Heere ließ er sich mit den Persern in einen Kampf ein, wurde geschlagen, floh in die Berge und ließ Tiflis seinen wilden Feinden zum Opfer. In den sieben Tagen seines Aufenthaltes verwandelte Aga Mohammed Tiflis in einen Aschen- und Trümmerhaufen, in welchem nur die Kirchen stehen blieben; 30,000 Menschen wurden in die Gefangenschaft fortgeschleppt. König Georg XIII erbte den Thron des sterbenden Reichs, dessen einzige Hoffnung auf dem mächtigen Beistand der glaubensverwandten russischen Herrscher beruhte, welche von den Georgiern schon

*) Unter König Alexander fingen die ersten Verbindungen Georgiens mit Rußland an. Ein Schreiben Godunows an König Alexander und ein Hirtenbrief des Patriarchen Hiob (1479) waren der Anfang derselben.

seit lange als ihre „Schutzengel" betrachtet wurden. Von dieser Zeit an begann eine neue Aera für Georgien und für Tiflis.

Strabo erweckt durch seine Beschreibung der prachtigen Gebäude und Brücken in Iberien die Erwartung, daß Tiflis, obwohl es erst später ausgebaut wurde, bald sich durch seine Fortschritte im bürgerlichen Leben ausgezeichnet haben werde. Bei der allgemeinen Neigung der Nation zum ansässigen Leben mußten die iberischen Könige, als sie einmal ihre Residenz nach Tiflis verlegt hatten, darauf denken, die Stadt zu vergrößern, und im Geschmack der Zeit und nach dem Vorbild der bessern Städte des Orients zu verschönern. Aber was ist nach den im Laufe der Jahrhunderte so oft wiederholten Verheerungen für die Nachwelt übrig geblieben? Da die Erbauung oder wenigstens die Vergrößerung von Tiflis schon in die christliche Zeit fällt, so sind Kirchen die hauptsächlichsten Ueberbleibsel, obwohl es auch an einigen andern nicht fehlt. Die Kirche Metech, welche auf einem hohen Steilfelsen (georg. metechi) liegt, wurde ums J. 575 ausgebaut, soll aber, wie einige wissen wollen, schon unter Gorgaslan (in der Mitte des fünften Jahrhunderts) begonnen worden seyn. Ihre Lage auf dem hohen Fels ist äußerst malerisch; die Kuppel stürzte vor langer Zeit ein und wurde am Ende des 13ten Jahrhunderts wieder hergestellt. Später wurde die Kirche von dem zum Islam übergetretenen Wachtang V zur Aufbewahrung von Pulver benützt; die jetzige Ausrüstung derselben schreibt sich aus ganz neuerer Zeit. Die Sionskirche, die Kathedrale der Exarchen von Georgien, ist der Sage nach gleichfalls von Gorgaslan angelegt, wurde aber erst im J. 620 ausgebaut. Man hat die alten, durch die Mohammedaner entstellten Malereien und den Bilderschrein in neuerer Zeit wieder herstellen lassen. Ihre Architektur ist rein georgisch, sie ist aus einem gelblichen, rohen Stein aufgeführt und mit einem behauenen grauen Stein gedeckt. Ihre Länge beträgt 26, ihre Breite nahe an 20 georgische Gasandaren oder Ellen, jede zu mehr als drei Fuß gerechnet. Eine Menge heiliger und frommer Männer und Frauen liegt darin begraben.

Außer diesen ist nur noch das Kloster des heil. David auf dem Berge (Mtazminda, der heilige Berg) und die sogenannte Antschikirche vermuthlich aus alter Zeit, nämlich aus dem 7ten Jahrhundert, die andern sehr zahlreichen georgischen Kirchen ruhen zum Theil auf alten Fundamenten. Merkwürdig ist es, daß eine katholische Kirche, deren Erbauung gewöhnlich in das Jahr 1661 versetzt wird, schon im 14ten errichtet wurde, wie sich auch aus einer Bulle Johanns XXII ergibt, der zufolge sich ein katholischer Bischof im J. 1321 zu Tiflis befand. Die katholische Kirche hielt sich bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts (1753), wo König Theimuras in Folge des Uebertritts einiger Georgier und Armenier zur lateinischen Kirche die Katholiken verjagte. Die Kirche diente einige Zeit lang als Getreidemagazin, die russische Regierung hat sie aber wieder herstellen lassen und jetzt befinden sich Kapuziner an derselben. Moscheen sind keine in Tiflis. Die eifrigen christlichen Einwohner ließen die von Schah Ismael gegründete nicht ausbauen, und auch mehrere andere, die später errichtet wurden, sind jetzt alle zerstört. Eine Menge einzelner Trümmer, Reste von Fundamenten alter Gebäude, finden sich in allen Theilen der Stadt, besonders in der Citadelle, die eine genauere Untersuchung verdiente. Hier sind nacheinander eine Menge Paläste errichtet und wieder zerstört worden. (Aus diesen sehr dürftigen Angaben geht hervor, daß die aus alter Zeit übrig gebliebenen Denkmaler noch keineswegs gesichtet, ja nicht einmal in ihrem ganzen Umfange bekannt sind. Nicht leicht hat eine Stadt so viele wechselnde Schicksale erfahren, wie Tiflis, und die Erforschung ihrer Alterthümer, wenn diese auch nicht in die heidnische Zeit hinaufreichen sollten, dürfte auf die Geschichte der umwohnenden Völker kein unbedeutendes Licht werfen. Aber die georgischen und so ziemlich auch die damit verwandten armenischen Alterthümer sind trotz einiger bändereichen Werke und trotz der Bemühungen Brossets und St. Martins noch immer lange nicht hinreichend bearbeitet.)

Spital für Schwindsüchtige in England.

Jede Stadt und eine Menge Dörfer in England besitzen ein Spital für die Aufnahme von kranken Armen, oder wenigstens eine Einrichtung, wo diese unentgeltlichen Rath und Arzneien erhalten. In London sind solche Anstalten besonders zahlreich, fast alle Arten von Kranken werden aufgenommen, und für manche sind specielle Einrichtungen getroffen. Nur der Schwindsüchtige wird allenthalben zurückgewiesen, man gibt ihm vielleicht etwas Arznei, betrachtet aber im allgemeinen seine Krankheit als hoffnungslos, und obgleich gerade dieser ganz besonderer Pflege bedarf, so schließt man doch denselben von allen Bequemlichkeiten der geräumigen Anstalten aus, weist ihn in seine beschränkte Wohnung, vermehrt dadurch seine Niedergeschlagenheit und beschleunigt die Verheerungen der Krankheit. Von diesen Betrachtungen angespornt haben einige Menschenfreunde ein besonderes, freilich noch sehr kleines Spital für Schwindsüchtige in Chelsea eingerichtet; es besteht erst seit wenigen Jahren, aber der Erfolg ist doch aufmunternd, so daß die Gründer entschlossen sind, dasselbe zu erweitern und ein besonderes Haus zu Brompton zu erbauen, in welchem für alle Bequemlichkeiten hinsichtlich der Ventilation u. s. w. gesorgt werden könnte. Die bisherigen Unternehmer fordern zu dem Ende zu Beiträgen auf. (Lit. Gaz. vom 6 April.)

Bataillon.

(Schluß).

„Wenn alle fortgehen, dachte Bataillon, wohin gehe ich denn? Und er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß dieß Regiment verschwinden, daß diese Masse furchtbarer Menschen, welche über das Schicksal von Provinzen entschieden, sich vielleicht in Postillons und Ochsentreiber auflösen sollte, wie das Gewitter in Regen. Am folgenden Tage war die Compagnie zeitig zu Pferde. Beim letzten Halt ritt der Commandant vor die Linie hin und kündigte an, daß der Marsch gegen Cordova gerichtet sey: die föderale Partion greife auf allen Seiten die Unitarier an, die Provinzen widersetzten sich einer Centralgewalt, deren Herz zu Cordova und deren Kopf zu Buenos-Ayres seyn sollte. Ein tiefes Schweigen trat ein, ohne Zweifel witterte jeder

Reiter die Beute, aber kein Freudenruf antwortet, keine rothe Mütze ward auf die Lanzenspitze gesteckt. Gegen Abend bewerkstelligten die Colorados ihre Vereinigung mit den berittenen Milizen, welche von den Unzufriedenen in der Sierra ausgehoben worden waren; die Offiziere begrüßten sich unter dem Ruf: **viva la Patria!**

„**Viva la patria**, wenn man die Städte plündert und die Bürger niedermetzelt, murmelte ein alter Brigadier mit tiefen Narben auf dem Gesicht, und hinter ihm sangen einige Soldaten ganz leise den am Fuße der Anden so wohlbekannten Refrain:

> **Viva la libertad, dice tu pendon,**
> **Tus matas y robas, es tu religion.**
>
> (Es lebe die Freiheit, steht auf deinen Fahnen,
> Aber zu rauben und zu morden ist deine Religion.)

Viva Dios! rief der Patagonier, indem er sich in seinen hölzernen Steigbügeln aufrichtete; dieser Feldzug wird gut seyn, und dann verlasse ich den Dienst. Und du, Bataillon? Der arme Indier richtete einen eigenthümlich schmerzhaften Blick auf den Koloß. — Was sollen wir mit diesen Milizen machen, fuhr der Patagonier fort. Sie werden die Flucht ergreifen und wir haben die ganze Arbeit. Zum Glück sind unsere Ponchos roth.

„Allmählich wurden die Cigarren angezündet, und die gute Laune kehrte zum Theil den Reitern zurück, sie sangen und die Milizen folgten ihnen, so schnell der ungleiche Trab ihrer kleinen langmähnigen Pferde es gestattete. Die, welche bereits gedient hatten, drängten sich um die ausgezeichnetern Soldaten, die sich jedoch über diese Verstärkung sehr gleichgültig zeigten. Die übrigen suchten jede Gelegenheit, um unbeachtet von ihren sehr beschäftigten Anführern zu desertiren. Der Feind zeigte sich nicht auf dem freien Felde, aber auf den flachen Dächern, auf den Miradores erglänzten die Bajonnette der Civicos. Bataillon gedachte an alles, was er das vorige Jahr in der Stadt gesehen hatte, und senkte den Kopf. Zwanzigmal fuhr ihm in der Nacht der Gedanke durch den Kopf, die Compagnie zu verlassen und nach der Stadt zu gehen, aber Schildwachen standen auf allen Wegen, und dann was war in der belagerten Stadt um Mitternacht zu machen? Das ist nicht die Stunde, wo die jungen Mädchen Wasser am Bassin der Promenade schöpfen! Plötzlich langte der Befehl an, in aller Stille aufzusitzen; Bataillon zitterte. Also sollten die Bürger, die er so friedlich an der Schwelle ihrer Häuser gesehen hatte, im Schlaf angegriffen werden.

„Die ganze Schaar hatte die rothen blaugefütterten Ponchos umgekehrt, um sich nicht, selbst beim Sternenschein, durch eine allzu bekannte Farbe zu verrathen, und so drangen sie in der Stille bis zu den Vorstädten. Einige Schildwachen wurden überrumpelt, die andern zogen sich unter fortwährendem Feuer, das die Stadt in Aufregung brachte, nach dem großen Platz zurück; die Colorados sprengten im Galopp durch mehrere Straßen. Schon flohen die Einwohner in bunter Menge und suchten eine Zuflucht in der unverletzlichen Behausung der Klöster. An der Ecke des Platzes de la Merced, nahe an der Promenade, zog eine zahlreiche Schaar Flüchtlinge die Aufmerksamkeit der Reiter auf sich; es waren Frauen und Kinder, welche die Vorstädte und die Huerta verließen, so wie eine geringe Zahl bewaffneter Leute. — Vorwärts, schrie der Patagonier, jage mir die Bursche da auseinander, Bataillon, es ist nur Infanterie.

„Aber der Indier hielt an und zerbrach seine Lanze an der Mauer. Der Patagonier sah es, denn der Tag begann zu grauen, und mit einem gräulichen Fluch rief er ihm zu: verfluchter Indier, hast du Furcht? Dann sprengte er im Galopp auf die bereits zerstreute Gruppe ein. Seine lange Pike hatte trotz der Kugeln, die durch seinen Mantel schlugen, schon mehr als einen der Feinde an die Thüre eines Hofes festgenagelt. Bataillon kehrte inzwischen seinen Mantel um, und die glänzende Uniform der Colorados verrieth ihn den Augen des Feindes; dennoch spornte er sein Roß nach der Promenade hin. Hast du den Kopf verloren? schrie der Patagonier, der ihm nacheilte, um ihn aufzuhalten, willst du alle Carabiner der Civicos auf dich richten lassen. Hörst du? man bläst zum Rückzug!

„Es war so, die Trompete rief die Colorados nach einer von Gärten umgebenen Promenade zurück; denn ein Parlamentär sollte an den Cabildo gesendet werden, um wegen der Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, die sich allzu schlecht vertheidigte, um sich lange halten zu können. Aber schon war der Indier zu weit vor, allein, mit seiner zerbrochenen Lanze, die Schüsse richteten sich auf ihn, und als er am Rande des Bassins angelangt war, hob er die Mütze in die Höhe, um eine Kugel abzuwarten, die ihn todt niederstreckte. Er hatte nämlich unter der waffenlosen Menge der Flüchtigen, welche sein Gefährte so mitleidslos verfolgte, das junge Mädchen von der Quelle erkannt, die von einem Lanzenstich getroffen worden war; sie starb zu den Füßen von Bataillons Pferde."

Miscellen.

Historische Documente in England. Man hat kürzlich eine interessante Correspondenz nebst andern Manuscripten bezüglich auf die Geschichte Karls I und II aufgefunden; es befinden sich darunter viele Briefe dieser beiden Fürsten, so wie auch von Prinz Rupert, der eine so ausgezeichnete Rolle spielte. Sie waren von dem Secretär dieses letztern, einem Hrn. Bennet, aufbewahrt worden, erbten in der Familie fort, und erst in der neuesten Zeit wurde man auf den Schatz wieder aufmerksam. (**Lit. Gaz.** vom 6 April.)

•

Schwedische Volkssagen. Geijer, Afzelius, Arvidsson und mehrere andere haben seit den letzten zwanzig Jahren die schwedischen Volkslieder aus dem Mittelalter gesammelt und herausgegeben, noch ist aber ein anderer reicher Schacht der schwedischen Volkspoesie, den man bis jetzt wenig oder gar nicht kannte, nicht bearbeitet, die schwedischen Volkssagen, Legenden und Abenteuer, von denen sich eine an Quantität und Qualität vielleicht reichere Sammlung bilden ließe, als Musäus und die Brüder Grimm für Deutschland gethan haben. Jetzt ist endlich eine solche Sammlung auch für Schweden zu erwarten. Im Laufe des nächsten Jahres sollen zwei verschiedene Arbeiten herauskommen, von denen die eine von den HH. Hylten Cavallius und G. Stephens die noch ungedruckten schwedischen Volkssagen, Legenden und Abenteuer nach den mündlichen Ueberlieferungen aufnehmen, die andern aber von Hrn. Bäckström eine Bearbeitung der bereits gedruckten Volkssagen zugleich mit einer historischen Uebersicht der Volksbücher von Schweden vom Mittelalter bis auf die jetzige Zeit enthalten soll. Die Herausgeber haben schon seit mehrern Jahren reiche Sammlungen gemacht. (Aftonblad vom 27 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

Bei den tapfern und gastfreien Comantschen ruhten wir aus von unsern Arbeiten und Beschwerden. Eines Morgens wurden Gabriel, Roche und ich nach dem großen Rathe entboten, wo wir die vier Comantschen trafen, welche durch unsere Vermittlung wenige Tage zuvor aus den Händen der menschenfressenden Cayugas sich gerettet hatten; der warme Ausdruck ihrer Freundschaft und Dankbarkeit läßt sich kaum schildern. Wir erfuhren von ihnen, daß sie vor der Rückkehr der ausgezogenen größern Schaar sich in einigen Erdspalten bis zum Einbruch der Nacht verborgen gehalten, dann sich in den Besitz von vieren ihrer Pferde gesetzt und ihre Flucht bewerkstelligt hätten. Beim Uebergang über die große Schlucht hatten sie die von Roche zurückgelassene alte rothe Schärpe gefunden, zeigten diese vor, und baten zugleich um Erlaubniß sie behalten zu dürfen, als Andenken von ihren weißen Brüdern. In der Versammlung bemerkten wir auch unsern Freund aus früherer Zeit, Opischka Koaki (den weißen Raben), da er aber im Begriff stand, die Versammlung anzureden, so erneuerten wir im Augenblick die Bekanntschaft nicht, sondern wendeten alle unsere Aufmerksamkeit auf die Verhandlung.

Opischka Koaki schlug einen Kriegszug gegen die Cayugas vor, bei welcher Gelegenheit die vier befreiten Gefangenen auftraten und ihre Leiden erzählten. Sie sprachen von ihren unglücklichen Gefährten und ihrem entsetzlichen Schicksal, das auch sie getheilt haben würden, wenn sie nicht durch die drei bleichen Gesichter befreit worden wären, welche fünf Cayugas tödteten und ihre Bande zerschnitten; sie selbst tödteten noch fünf ihrer feigen Feinde und entkamen, sie hatten aber bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, die Tapferkeit und den Edelmuth der bleichen Gesichter ihrem Stamme zu erzählen. Bei dieser Erzählung blickten alle Krieger, jung und alt, auf uns, als wären sie uns persönlich verpflichtet, und sie wären alle gekommen uns die Hände zu schütteln, hätte nicht das unwandelbare Gesetz der Rathsversammlung solche Störung verboten. Wahrscheinlich hatte der Häuptling, der uns seinen Brüdern unter vortheilhaften Umständen vorstellen wollte, die Scene eingeleitet.

Nach der Rathsversammlung zog alles nach der grünen Wiese vor dem Dorfe, wo wir von allen den ersten Häuptlingen und Kriegern des Stammes prächtig bewirthet wurden, worauf sie uns in ein neues, in der Mitte ihres Hauptplatzes errichtetes Zelt führten. Hier fanden wir auch sechs prächtige, wohl geschirrte Rosse an die Pfosten des Zeltes angebunden; dieß waren die Geschenke der Häuptlinge. Wenig Schritte von der Thüre war ein ungeheurer Schild an vier Pfosten aufgehängt, und darauf ein Biber, ein Adlerkopf und die Klauen eines Bären prächtig gezeichnet, das erste Totem für mich, das zweite für Gabriel, das dritte für Roche. Wir dankten unsern Wirthen für die gastfreie Aufnahme und begaben uns in der reichen eleganten Wohnung zur Ruhe.

Am nächsten Morgen erwachten wir gerade zu rechter Zeit, um der Ceremonie des Abmarsches beizuwohnen: eine Kriegsabtheilung, bereits zu Pferde, wartet ihren Anführer ab. Am Fuße unsers Schildes standen hundert Lanzen, deren Eigenthümer zu der Familie und Verwandtschaft der Indianer gehörten, welche wir aus den Händen der Cayugas befreit hatten. Einige Minuten später erschienen alle, wohl beritten und bewaffnet, auf dem Platze, um sich zu unsrer Verfügung zu stellen. Wir konnten nichts besseres thun, als uns ihrem Zuge anzuschließen, und als der Anführer, begleitet von den Aeltesten des Stammes herbeikam, trat Gabriel auf ihn zu und sagte: „Häuptlinge und weise Männer eines tapfern Volkes, Ihr habt uns einen Beweis Eures Vertrauens gegeben, auf den wir stolz sind. Ein solcher Beweis gebührte vielleicht Owato Wanischa, denn er ist mächtig in seinem Stamm, aber ich und der Schakanah sind keine Häuptlinge. Wir lehnen Eure Ehrenbezeugung nicht ab, allein wir müssen sie verdienen. Der junge Biber wird in Eurem Dorfe bleiben, um die Weisheit Eurer alten Männer zu lernen, aber der Adler und der Bär müssen und werden Euch auf Eurem Zuge begleiten. Ihr habt ihnen tapfere Krieger zugetheilt, welche nicht gerne zu Hause bleiben würden; wir wollen Euch folgen." Dieser Vorschlag wurde mit lebhaftem Zuruf angenommen, und die

tapfere Schaar verließ bald darauf das Dorf, um ihren Rachezug anzutreten.

Die Cayugas waren vor demselben ein mächtiger Stamm, von dem jedoch bisher wenig oder nichts bekannt geworden ist. In ihren Sitten und ihrer Lebensweise gleichen sie durchaus den Keulen-Indianern am Colorado, welche durch die Pocken vernichtet wurden. Sie führen ein Wanderleben in der Prairie, sind aber im allgemeinen zu feig zum Fechten, und zu ungeschickt im Jagen, um sich mitten in dem sie umgebenden Ueberfluß mit dem Nöthigen zu versehen. Gleich den Keulen-Indianern sind sie Menschenfresser, würden aber, glaube ich, keinen Weißen verzehren. Sie haben einige Pferde, aber diese verschaffen sie sich nur durch Diebstahl, denn da sie stets Noth leiden, so können sie keine Pferde züchten, weil sie stets die Füllen verzehren, ehe sie brauchbar sind. Ihr Gebiet liegt in der Nähe der großen Gabeltheilung des Rio Puerco unter 35° B. und 105° W. L. v. G. Das ganze Volk besitzt kaum ein halbes Dutzend Büchsen und die meisten sind bloß mit Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Einige alten Comantschen haben mich versichert, daß es im Lande der Cayugas eine Menge Gold gebe.

Während ich bei den Comantschen die Rückkehr der auf den Krieg ausgezogenen Schaar erwartete, hatte ich einen Unfall, der mir beinahe das Leben gekostet hätte. Da ich erfahren hatte, daß es in einem etwa 20 Meilen entfernten Bach eine Menge prächtiger Barsche gebe, so ritt ich dahin, in der Absicht dort die Nacht zuzubringen. Ich nahm eine Büffelhaut, einen Wollteppich und ein zinnernes Gefäß mit mir, und zwei Stunden vor Sonnenuntergang langte ich an Ort und Stelle an. Da das Wetter seit einiger Zeit trocken gewesen war, konnte ich keine Würmer finden, und ich suchte einen Vogel oder sonst ein kleines Thier zu erlegen, dessen Fleisch ich als Köder gebrauchen könnte. Ich traf indeß keinen Vogel, und so suchte ich ein Kaninchen oder einen Frosch. Um Zeit zu gewinnen, zündete ich ein Feuer an, stellte meinen Topf mit Wasser auf, breitete meine Büffelhaut und meinen Wollteppich aus, richtete meinen Sattel als Kopfkissen her und suchte dann nach einem Köder und nach Sassafras, um Thee zu kochen.

Als ich nach letzterem mich umblickte, sah ich auf einmal ein Nest auf einer kleinen Eiche nahe am Bache; ich stieg hinauf um die Jungen auszunehmen, fand zwei, die ich in die Tasche steckte, und sah mich nun nach einer Stelle um, wo ich bequem hinabspringen könnte. Nach langem Umherschauen faßte ich einen Querast, und ließ mich hinab; mein linker Fuß kam flach auf den Boden, aber unter der weichen Sohle meines rechten Mocassins fühlte ich etwas lebendiges, — ich war auf eine große Klapperschlange getreten, deren Kopf sich gerade unter meiner Ferse hervorarbeitete. So überrascht stand ich bewegungslos, die Schlange aber machte sich inzwischen frei, wand sich um meinen Fuß und biß mich zwei- oder dreimal. Der heftige Schmerz brachte mich zur Besinnung, und obwohl ich mich für verloren ansah, beschloß ich doch, daß mein Feind gleichfalls sterben solle. Mit meinem Bowiemesser zerschnitt ich ihn in hundert Stücke, ging dann trübselig fort, und setzte mich auf meine Wolldecke am Feuer nieder. So jung zu sterben und wie ein Hund! das schmerzte mich tief. Wäre ich auf dem Schlachtfeld gefallen an der Spitze meiner tapfern Schoschonen, ich hätte mich wenig darum gekümmert, aber so ... ich ließ meinen Kopf auf die Knie sinken und erwog, wie wenige Stunden ich wohl noch zu leben hätte.

Aus dieser Erstarrung weckte mich mein armes Pferd, das emsig mir die Ohren leckte. Das treue Thier merkte, daß etwas nicht recht sey, denn gewöhnlich sang ich um diese Zeit spanische Liedchen oder einen indianischen Kriegsgesang. Auch war Sonnenuntergang die Zeit, wo ich es gewöhnlich bürstete und striegelte. Das kluge Thier merkte, daß ich litt und zeigte mir sein Mitgefühl. Als ich mich nach ihm umsah, traf mein Auge plötzlich auf einen Gegenstand vor mir, und ein Strahl von Hoffnung fiel in meine Seele: nahe an meinem Fuße bemerkte ich fünf oder sechs Stengel der Klapperschlangenwurzel. Ich kannte die Pflanze wohl, hatte aber trotz der Versicherungen der Indianer immer nicht an ihre Kräfte glauben wollen, aber wer untersinkt, greift nach einem Strohhalm. Durch eine gewaltsame Anstrengung gelang es mir auf die Füße zu kommen, ich holte mein Messer, das ich neben der todten Schlange hatte liegen lassen, und grub mit der Kraft der Verzweiflung nach einigen Wurzeln. Diese schnitt ich in kleine Streifen und warf sie in das bereits kochende Wasser. Bald gaben sie einen dicken grünen Absud, von welchem ich trank; es war offenbar ein starkes, mit Terpentingeruch geschwängertes Alkali. Ich schnitt nun meinen Mocassin auf, denn mein Fuß war bereits aufs Doppelte seiner gewöhnlichen Größe aufgeschwollen, badete die Wunde mit einigen Tropfen des Absuds, kaute dann einige Stücke und legte sie als Verband auf. Ich setzte nun mehr Wasser aufs Feuer, trank nach einer halben Stunde noch einmal von dem bittern Absud, und zog dann die Wolldecke über mich. Eine Minute etwa nach dem zweiten Zuge überfiel mich ein Schwindel, dem ein heftiger Schweiß folgte, worauf ich alsbald einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaffeehäuser in Algier.

(Schluß.)

Wir glauben vielleicht die „singenden Kaffeehäuser" welche in Frankreich Furore machten und noch jetzt in der schönen Jahreszeit das Publicum in den elysäischen Feldern anziehen, erfunden zu haben, aber bei den Mauren ist das Kaffeehaus mit Musik so alt als das Kaffeehaus selbst. Zu allen Zeiten war das Kaffeehaus der Schauplatz, wo die Musiker und Dichter ihre Verse sangen und den Beifall der Menge ernteten. Wie der italienische Dichter improvisirt auch der arabische die ewig feenhaften Erzählungen von Liebe, welche für sich allein die ursprüngliche Poesie der Völker bildet, aber gar oft wendet sich die schneidende Schärfe des Dichters auch gegen Miß-

bräuche und Laster. Man muß den Dichter und Musikus sehen und hören, wie er über sein Rbab, — eine Mandoline mit langem Halse, — hingeneigt, mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte sitzt, und die Volkslieder in der monotonen aber harmonienreichen Melodie singt, welche der orientalischen Musik stets zu Grunde liegt; ein Tbul (Tamburin) begleitet und belebt gewisse Strophen seines Vortrags, und nie mischt sich wie bei uns die lärmende Stimme der Zuhörer in den poetischen Refrain; aber durch den Tabaksdampf hindurch kann man leicht auf den gebräunten Gesichtern den tiefen Eindruck lesen, den die Musik hervorbringt. Alle Gesänge sind nicht improvisirt, oder wenigstens bewahrt sie das Gedächtniß, wenn sie einmal improvisirt sind, und dann gehen sie von Stamm zu Stamm, wie man aus dem algierischen Sprüchwort ersieht: „man macht die Lieder zu Tunis und singt sie zu Algier."

Aber auch das Journal, dieses tägliche Geistesproduct der europäischen Emancipation, fehlt dem maurischen Kaffeehaus nicht. Bei uns ist das Journal ein todtes Blatt, das der Wind mit fortnimmt, und so leidenschaftlich auch seine Sprache seyn mag, so sagt es doch den Sinnen, dem Herzen nichts. Zu Rom ist das Journal schon etwas wesenhafter, es ist die Statue des Pasquino; im Orient aber belebt sich die Bildsäule, das Journal wird zum Menschen und dringt unter der Form des Erzählers in alle Versammlungen ein, weckt jeden Verstand und rührt alle Herzen. Man täusche sich nicht über die Macht dieses lebendigen Journals: die Werke der Einbildungskraft verbreiten sich, erwärmen unaufhörlich die Gefühle der Vaterlandsliebe, der Religion, der geselligen Tugenden, und der Tadel mancher Vorfälle, ungerechter Mißbräuche birgt sich unter dem häufig sehr durchsichtigen Schleier einer poetischen Allegorie. Dieß ist das arabische Journal, das man hört und nicht liest.

Unter allen einheimischen Anstalten in Algier ist das maurische Kaffeehaus ohne Zweifel das allgemeinste und theilt diese Ehre nur mit der Barbierstube. Wo es eine schöne Lage, einen Schatten, eine Quelle gibt, über welche eine Trauerweide sich neigt, wird man gewiß in einem Winkel einen alten, maurischen Kaffeeschenk finden, welcher Koranverse vor sich hinmurmelt und an seinem Ofen sitzt, wo das kochende Wasser den Wanderer erwartet, der nie verfehlt an diesen Oasen der großen Straße anzuhalten. Der Araber, welcher, selbst wenn er wohlhabend ist, in seinem Duair, unter seinem Zelte, nie Kaffee nimmt und nicht einmal raucht, verschmäht es doch, wenn die Gelegenheit sich dietet, nicht, diese beiden Genüsse zu kosten, welche das ausschließende Eigenthum der civilisirten Stadtbewohner sind.

Wir können diese Monographie des maurischen Kaffeehauses nicht schließen, ohne die für uns nicht schmeichelhafte Bemerkung zu machen, daß das maurische Kaffeehaus, wie wir es eben zu schildern versucht, niemals den widerlichen Charakter unserer Kaffeehäuser und Garküchen letzter Classe trägt, wo die Leute aus dem Volk sich der Völlerei überlassen. Niemals beschmutzt der Anblick von Betrunkenen die Versammlungen im maurischen Kaffeehaus, das sich durch den Anstand und das würdige Benehmen der Anwesenden auszeichnet.

Volksleben in Venedig.

Die Riva dei Schiavoni.

Bald nach Tagesanbruch gibt sich auf der Riva dei Schiavoni viel Leben kund, oder vielmehr zunächst auf den am Kai liegenden Schiffen. Dann kommen auch wohl mit der Fluth (flusso) die Fischer von Chioggia mit den Resultaten ihres Fanges, besonders die Sardellenfänger, die ihren eigenen Platz an der Riva haben, und nachdem sie ihren Vorrath an Fischen, aber auch sonstige Waaren ausgeschifft und verkauft, oder zum Verkauf in die Stadt gesandt und vielleicht in einer der nahen Schenkstuben einen Schnapps getrunken haben, benutzen sie fleißig die Stunden bis zum Eintritt der für die Heimfahrt günstigen Ebbe (riflusso). Von Mast zu Mast werden Querstangen befestigt, um die kleinmaschigen, aus feinem Zwirn geknoteten und ringsum mit Korkschwimmern eingefaßten sehr großen Netze darüber zu hängen und an der Luft zu trocknen. Wie immense durchsichtige Schleier hängen diese Netze da, und der Durchblick auf die Lagune und die gegenüberliegenden Stadttheile ist überaus malerisch. Darunter im aufgedeckten Raum der Schiffe sind junge Bursche beschäftigt schadhafte Netze auszubessern oder neue zu verfertigen, was ihnen leicht und rasch von der Hand geht. Am Ufer werden gleichzeitig alte Segel oder Matten ausgebreitet, und darauf sitzen nun oft 12 bis 16 zum Theil ältere Männer in gestrickten Jacken, Tuchhosen und dicken Filzstrümpfen ohne Schuhe, den hier schon halb nationalen rothen Fez mit blauer Quaste oder eine dunkelblaue Mütze auf dem schwarzgelockten Haar, und die dunkeln Augen ihrer markirten braunen Gesichter emsig auf die Nadel geheftet, mit der sie die schmalen Streifen eines festen weißen Segeltuchs zu großen Segeln zusammennähen, wobei sie sich statt des Fingerhutes einer fein gerillten runden Platte bedienen, die inwendig an der rechten Hand über dem Ballen befestigt ist. Man kann dicht hinangehen und alles betrachten, ohne sie in der Arbeit zu stören — ein Fleiß, der mit der Faulheit vieler Venetianer auffallend contrastirt; dafür erholen sie sich dann Abends und Nachts in der Schenke bei Bier und Wein u. s. w. — Weiterhin sitzen um diese Frühstunde wohl einige gähnende Soldaten vor ihren Casernen neben der auf- und abgehenden Schildwache; sonst ist noch alles leblos, bis zu den erwähnten Schiffswerften, wo Boote und Schiffe kalfatert werden und überhaupt schon große Thätigkeit waltet, während in den unglaublich elenden und schmutzigen Wohnungen der vielen Armen in den dahinführenden engen Gäßchen alles noch schläft. Die Schiffszimmerleute lernen vermuthlich von den Schiffscapitänen strenge Zucht halten. Uebrigens sind eben jetzt nur auf zwei Werften (Squieri) erhebliche Arbeiten im Gange. Von der größten (den Gärten zunächst liegenden) war eben ein Schooner vom Stapel gelassen, und an einer großen dreimastigen Brigantine ward für Rechnung eines Dalmatiner Rheders wacker gezimmert, während zur Seite dieses Neubaues eine alte, mit Kupfer beschlagene englische Brigg an einem Rahmen von Gerüsten gleichsam aufgehängt war, um ihr einen ganz neuen Kiel einzusetzen — was wohl als ein Beweis der Tüchtigkeit des venetianischen Schiffbaues gelten mag. Im allgemeinen aber ist dieser doch hauptsächlich mit Verfertigung kleiner Küsten- und Lagunenschiffe und Boote (batelli) beschäftigt (für die Gondeln, „barque,"

gibt es besondere Werften in verschiedenen andern Stadttheilen). — In den Gassen ist's noch immer still, nur die Victualienhändler fangen an ihre Läden zu öffnen; man hat noch volle Zeit einen einsamen Gang durch die Giardini zu machen und im Pavillon an deren Ende bei einer Tasse Kaffee nach dem Hafen von Lido und ins blaue Meer hinauszuschauen.

Kehrt man nun zwischen 8 und 9 Uhr von dort zurück, so ist Venedig erwacht, sieht aber noch recht schläfrig aus, wie nach einer durchschwärmten Nacht. An der Pforte der St. Peterskirche, dem Garteneingang gegenüber, liegt ein Dutzend alter und junger Männer und selbst Knaben mit geschlossenen Augen in der Morgensonne; Platens „frohes Völkchen lieber Müßiggänger“ hat noch den Katzenjammer. Indeß kommen auch arbeitsame Leute zum Vorschein, Männer, die ihren Geschäften nachgehen, Nähmädchen und Putzmacherinnen, die mit der zu Hause gefertigten Arbeit in die Gewölbe eilen, wo sie den Tag über bleiben. Leider muß ich dazu bemerken, daß man unter den Venetianerinnen nur selten Schönheiten findet, obgleich sie im Durchschnitt fein gebaut sind und hübsche kleine Füße haben (ich rede von den niedern Ständen); unter den Männern dagegen sieht man wirklich auffallend viele schöne Gesichter. — Nun sind auch die mancherlei Werkstätten geöffnet, aus welchen die Erdgeschosse der meisten Häuser auf der Strada nuova bestehen: Eisen- und Blechschmiede (die Norddeutschen werden sich wundern, wenn ich einschalte, daß man bei diesen letztern in der ganzen Stadt vergebens nach einem Theekessel fragt, — den Artikel kennt man nicht), Korbflechter, Drechsler (besonders Verfertiger von Flaschenzügen für die Schiffe), Schuster, Schneider u. s. w. — Weiter stadtwärts an der Riva, vor den Militärmagazinen zu beiden Seiten des Arsenalcanals, sind schwere Prahme angekommen mit einer Unzahl großer Säcke beladen, theils voll Roggenbroden, theils voll Mehl, aus der großen Dampfmahlmühle, die von breitschulterigen Taglöhnern von Bord zu Boden getragen werden. Merkwürdig erscheint dem Fremden in mehr als einer Beziehung die Natürlichkeit der Italiener; mancher dieser Arbeiter hat z. B. kein Hemd und die wollene Jacke will er schonen; er begnügt sich daher mit einer alten Weste ohne Aermel, die kaum bis zum Gurt der zerlumpten Hosen reicht, und in diesem naiven Costüm mit bloßer Brust und bloßen Armen und Schultern geht er ganz unbefangen einher, auch später am Tage, wenn sich die Riva mit eleganten Damen und Herren füllt. Hat er dann, vielleicht an einem Sonnabend, seinen Taglohn erhalten (meistens geht es indeß von der Hand in den Mund), oder hat er überhaupt Geld genug sich zum Sonntag ein neues Hemd zu kaufen, so geht er an einen der Kleidertische, macht seinen Handel und auch sofort seine Toilette auf offener Straße, als wäre er allein in seiner Kammer. Ueberhaupt gewinnt jetzt gegen 10 Uhr die ganze Riva mehr und mehr das Ansehen einer großen Menge offener Etablissements und Wohnungen ohne Dach und Fach. Die armen Leute haben ihre Schlafstellen — Gott weiß wo — verlassen, und bringen nun ihre ganze Habe auf die Riva. Hier z. B. kommt ein alter Flickschneider mit einem kleinen Tischchen, hinter ihm seine Frau mit dem großen Nähkasten und die Kinder mit kleinen hölzernen Schämeln; kaum haben sie an gewohnter Stelle (in der Regel an einer freien Haus- oder Kirchenwand) Platz genommen, so kommt auch schon ein Arbeitsmann heran, der sich auf seinen ursprünglich braunen Mantel zu den vielen grauen und gelben Flecken noch einen grünen setzen läßt; wie das Ding aussieht, ist ihm gleich, wenn's nur dicht ist gegen Wind und Regen, — er weiß es doch mit gewissem Anstand und Grazie über die Schulter zu werfen. Während der Arbeit des Mannes hat die Frau sich neben ihn gesetzt und die langen schwarzen Haare gelöst, um dieses wilde Gestrüpp den kleinen Händen der Tochter zur reichen — Jagd zu überlassen, und es dann mit einem weiten Hornkamm einigermaßen zu ordnen und am Hinterkopf zusammenzuhalten.

Nicht weit davon ist ein ähnliches Schusteretablissement; doch auf das Schuhzeug hält der Venetianer mehr als auf die Kleider, — wer Sonntags z. B. mit zerrissenen oder beschmutzten Schuhen einhergeht, der gilt schon für einen ausgemachten Lump, und mancher junge Bursche, der etwas auf sich hält, würde lieber zu Hause bleiben, als mit ungewichsten Stiefeln spazieren gehen. Daher sind auch die Schuhputzer mit ihren transportabeln Schämeln, zumal Sonntags, fast immer in Arbeit. Dasselbe gilt nun in den Wochentagen von den Schuhflickern, doch in anderer Weise; diese treiben gewöhnlich eine Art Tauschhandel; der Besitzer zerrissener Schuhe überläßt diese dem Schuster als Eigenthum und erhält dafür und für eine kleine Geldzulage ein Paar reparirter Schuhe (Stiefel werden sehr wenig getragen), deren immer ein ganzer Vorrath neben der offenen Werkstatt auf dem Pflaster aufgestellt ist. Auch von alten ausgebesserten Kleidungsstücken sieht man an den Brücken und an besondern Gestellen viele aufgehängt, doch daneben auch neue Kleider aller Art, wie sie die Matrosen und Arbeiter tragen. Dicht neben dem Schuster (deren übrigens gewiß 5 bis 6 an der Riva etablirt sind) sitzt vielleicht hier ein alter Mann vor einem Tischchen mit Saletti (d. i. aus Maismehl oder Polenta verfertigten harten Broden), dort ein anderer mit einer Menge Stangen aus gelbbraunem Lack und einer kleinen Lampe, um zerbrochenes Steingut wieder zusammenzukitten; auf einem dritten Tisch steht ein großer kupferner Kübel mit Wasser und daneben ein halb Dutzend Gläser und ein paar Branntweinflaschen, denn Branntwein und Wasser ist hier, wie in Holland, ein sehr gewöhnliches Getränk, daher man auch oft Leute umhergehen sieht, die beide Stoffe nebst Trinkgeschirr auf den Schultern tragen und feilbieten. Später am Tage wird auch Limonade getrunken, d. h. Wasser mit Citronensaft, ohne Zucker, oder warmes Aepfelwasser, d. i. die braune Brühe, worin geröstete Aepfel oder Birnen gekocht sind. Alle diese Getränke werden auf kleinen Tischen an verschiedenen Punkten der Riva bereitet und verkauft. Weiterhin nach der Stadtseite sieht man auch größere Tische und Gestelle mit mancherlei Backwerk, und noch größere mit Südfrüchten: Orangen, Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, Kastanien und sehr vielem Johannisbrod. Hier haben sich inzwischen, und zwar früher schon als die übrigen, viele Juden eingefunden, die aus andern Stadttheilen, in welchen sie wohnen, ihre Habseligkeiten in großen, auf Rollrädern stehenden Kisten herbeigezogen, ausgepackt und auf den Quadersteinen des Kai's zum Theil recht zierlich ausgebreitet haben; hier z. B. eine Menge von Bildern, bunten und schwarzen Lithographien, dort eine Auswahl von Bürsten und Kämmen; hier ein ganzes Lager bunter Tücher, pyramidenförmig nebeneinander aufgestülpt, gleich den Servietten auf elegant gedeckten Tafeln, — dort Messer, Scheren und allerlei kurze Waaren; hier alte Bücher und Broschüren, auch mitunter in fremden Sprachen, dort kleine Tabakspfeifen, Dosen und hölzerne Löffel; am meisten aber alter Trödelkram der buntesten Mannichfaltigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1844.

Zauberei und Aberglaube in Ceylon.

Wir haben schon früher (s. Nr. 278 vom vor. J.) eines Elephantenzauberers in Ceylon erwähnt, der einen wüthenden Elephanten bloß durch geheimnißvolle Worte und Gebärden zur Flucht brachte. Mancher Leser wird dabei nicht wenig die Achseln gezuckt haben, und wir selbst wollen niemand einen so robusten Glauben zumuthen: indeß ist es nicht minder gewiß, daß die Cingalesen manche Künste verstehen, die nicht gewöhnlich sind. So erzählt der von uns schon mehrfach erwähnte Oberst Campbell von einem Schlangenzauberer folgendes: „Einer dieser Zauberer setzte mich besonders durch seine Kühnheit und Geschicklichkeit in Erstaunen. Ich habe nie mit größerem Gleichmuth und größerer Kaltblütigkeit einen Menschen eine Cobra Capello oder Nova — wie die Cingalesen diese Schlange nennen — handhaben sehen. Er hielt eine dieser furchtbaren Schlangen, welche mehr als drei Fuß lang war, in der Hand; er schlug und reizte sie mit solcher Zuversicht, daß ich überzeugt war, er habe sie außer Stand gesetzt ihm zu schaden. Dem war indeß nicht also: nachdem er sie gereizt hatte, um sie wie durch Zauber wieder zu beruhigen, nachdem er sie an seiner Brust hatte ruhen lassen, öffnete er ihr auf mein Anliegen den Mund, und zeigte mir ihre giftigen Zähne völlig unversehrt; ich konnte meinen Augen nicht trauen und fühlte beim Anblick dieser furchtbaren Waffen einen Schrecken, dessen ich nicht Meister werden konnte. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich beißen würde, wenn ich sie berührte. „Ganz gewiß," erwiederte er, und in der Furcht, ich möchte dem Thier zu nahe kommen, schob er es in den Sack, der ihm als Gefängniß diente. „Würdet Ihr es wagen, eine Schlange, die Ihr im Walde findet, so zu berühren?" — „Nein," entgegnete er, „aber in höchstens zwei Tagen würde ich die wildeste zähmen. Die, welche ich hier habe, wurde erst vor 14 Tagen gefangen, und seit sie bei mir ist, habe ich ihr nichts zu fressen gegeben." Ehe ich von diesem Menschen Abschied nahm, wollte ich ihm etwas Geld geben, aber er schlug es aus. Ein vornehmer Cingalese, der mich begleitete, versicherte mich, dieß sey der geschickteste Zauberer in Ceylon. Wie gelang es ihm, eine so außerordentliche Gewalt über diese Schlange zu erlangen? Ich habe es nie erfahren können, glaube aber, daß seine Kühnheit dabei das Beste that."

Es ist nicht zu verwundern, wenn die Cingalesen die Macht manches Menschen über die Thiere für übernatürlich halten, und wie überhaupt die Naturkräfte in den indischen Mythologien verkörpert sind, gar vieles dem Einfluß von bösen Geistern zuschreiben. Daß es denn auch an Geisterbannern und Teufelsbeschwörern nicht fehlt, läßt sich denken; auch ist die Furcht der Cingalesen vor dem Teufel sehr groß. Alles Unheil, das ihnen zustößt, schreiben sie dem Einfluß der bösen Geister zu. Ihre von den Priestern sorgfältig genährten, abergläubischen Begriffe verschaffen den Zauberern und Hexenmeistern reiche Beute, und sie sind auch sehr zahlreich. Eines Tages ging Oberst Campbell in einem Wald spazieren und bemerkte am Fuße eines Baumes ein seltsames Gemälde, das eine Gruppe von Teufeln vorstellte. Vor diesem rohen Bilde hingen drei frisch geschlachtete, und diesen bösen Gottheiten als Sühnopfer dargebrachte wilde Hähne. Bei seinem Anblick flohen die hier versammelten Cingalesen schreckensvoll, denn ihrer Meinung nach haben die Teufel keine Gewalt über die Europäer, und sie fürchteten, der englische Oberst möchte, auf seine Straflosigkeit pochend, ihre Ceremonien stören.

Wenn ein Cingalese in einem Wald den sogenannten „Teufelsschrei" *) hört oder zu hören glaubt, so sagt er, es drohe ihm ein großes Unglück. Diesen gefürchteten Schrei hörte Oberst Campbell nur einmal bei der Rückkehr von einer Jagd; er soll sehr melancholisch tönen, und keinem Laut von irgend einem bekannten Vierfüßler oder Vogel gleichen.

Die Mittel, mit denen man den Teufel bannen zu können glaubt, schlagen freilich nicht immer an. Die Einwohner einer Provinz wurden seit geraumer Zeit von einer ansteckenden Krankheit hingerafft, und als die Truppen unter Campbells Befehl dahin kamen, wurden auch sie ein Opfer dieser furchtbaren Geißel; die Sterblichkeit war entsetzlich. Im Augenblick, wo die

*) Wenn wir nicht irren, so ist dieß dasselbe, was einige Naturforscher mit dem freilich nichtssagenden Worte „Naturlaut" bezeichnen. A. d. U.

Krankheit am furchtbarsten tobte, baten ihn mehrere hundert Cingalesen aller Kasten und von beiden Geschlechtern, er möchte ihnen doch erlauben den großen öffentlichen Teufelstanz zu tanzen, welcher verboten, und einige andere Ceremonien zu feiern, welche auf Antrieb der Engländer in Abgang gekommen waren. Das Fieber, sagten sie, wird nicht aufhören, als bis die Teufel beschwichtigt sind. Unter den vorliegenden Umständen konnte ich mich einem solchen Begehren nicht widersetzen. Ich ermächtigte die Eingebornen, eine Nacht lang alles zu thun, was ihnen gut dünke. Kaum war diese Erlaubniß gegeben, als der betäubendste Lärm losging, den man nur hören kann: Trommeln, Pfeifen und Cymbeln mischten sich in das wahnsinnigste Geschrei und Geheul, aber troß alles Gelärms, und troß der den bösen Geistern dargebrachten Opfer von Hähnen ließ sich im Gesundheitszustand des Landes keine Besserung bemerken; im Gegentheil die Zahl der Kranken wuchs bedeutend nach dem „Teufels-Tanze."

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen erwachte ich, da mein Pferd, verwundert darüber daß ich so lange schlief, mich wieder leckte. Ich fühlte einen heftigen Kopfschmerz und bemerkte, daß seit den letzten zwei Stunden die brennenden Strahlen der Sonne meinen unbedeckten Kopf getroffen hatten. Es dauerte eine Zeitlang ehe ich meine Gedanken sammeln und herausbringen konnte wo ich war. Endlich kam die Erinnerung an den furchtbaren Unfall des vorigen Abends, und ich bedauerte nun, daß ich nicht während meiner Bewußtlosigkeit gestorben war, denn ich glaubte, die Schwäche die ich fühlte, sey eine Wirkung des Giftes, und ein furchtbarer, langsamer Tod sey mein Loos. Rings um mich aber lächelte die Natur, Tausende von Vögeln sangen ihr Morgenlied, und das sanfte Gemurmel des nahen Baches mahnte mich an meinen brennenden Durst. Dieser gab mir einen Muth, den die Frische und Schönheit der Natur mir nicht hatten einflößen können. Ich wollte aufstehen, um mir etwas Wasser zu holen, zuerst aber langte ich mit der Hand nach meinem Knie, das meiner Ansicht nach so dick wie meine Lende angeschwollen seyn mußte, aber zu meiner unaussprechlichen Freude fand ich dieß frei von Entzündung und ganz gesund. Ach! dachte ich, alles ist am Knöchel, wie könnte ich davon kommen? ist das Gift nicht tödtlich? Ich wagte nicht die Decke wegzuwerfen und weiter zu untersuchen, ich fühlte mich immer schwächer und schwächer, und deckte meinen Kopf zu, um zu schlafen.

Ich schlief auch wirklich ein, und als ich erwachte, fühlte ich mich etwas gestärkt, obwohl meine Lippen und meine Zunge ausgetrocknet waren, wie Scherben. Ich besann mich nun auf alles, und öffnete den Verband meiner Wunde. Das Tuch war voll von einer trockenen, grünen, klebrigen Masse, und die Wunden hatten ein reines Aussehen. Die Freude gab mir Stärke, ich ging nach dem Bache, trank reichlich und wusch mich, fühlte aber, daß ein Fieber in meinen Adern glühte; gegen die unmittelbaren Wirkungen des Gifts war ich nun geschützt, wußte aber wohl, daß ich noch zu leiden haben würde. Dankbar gegen den Himmel für meine Erhaltung sattelte ich mein treues Pferd, hüllte mich ganz in meine Büffelhaut, und ritt nach dem Comantschenlager. Aber meine Sinne verließen mich, ehe ich daselbst anlangte. Man fand mich auf dem Boden und mein Pferd neben mir stehen.

Vierzehn Tage später erwachte ich, schwach und abgemagert, zum Bewußtseyn. Während dieser ganzen Zeit hatte ich an einem Gehirnfieber gelitten; augenscheinlich hatte ich zu meinen andern Unfällen auch einen Sonnenstich bekommen. Als ich wieder zu meiner Besinnung gelangte, sah ich zu meinem Erstaunen Gabriel und Roche an meiner Seite sitzen; die Expedition war siegreich zurückgekehrt. Die Dörfer der Capugas waren verbrannt, ihre Krieger vernichtet worden, die wenigen Uebriggebliebenen hatten Schutz in den Erdspalten oder in den nur ihnen bekannten Schlupfwinkeln des Gebirgs gefunden. Die Güte und Sorgfalt meiner Freunde nebst dem kräftigenden Einfluß eines schönen Klima's stellten mich bald so ziemlich her, es dauerte aber lange, ehe ich wieder reiten und meine früheren Uebungen aufnehmen konnte.

Um diese Zeit hatten die Pani-Picts, Abkömmlinge der Schoschonen und Comantschen, und dieselbe Sprache redend wie diese, einige Räubereien auf dem Gebiet der Comantschen begangen. Die Häuptlinge warteten wie gewöhnlich mehrere Monate, ob kein Ersatz geboten werden würde, da man sonst immer mit diesem, an dem nördlichen Ufer des rothen Flusses wohnenden Stamm in Frieden gelebt hatte; als aber kein solches Anerbieten kam, so fürchtete man die Picts seyen durch amerikanische Agenten aufgereizt worden, Feindseligkeiten gegen die Comantschen zu begehen, und es wurde deßhalb beschlossen den Kriegspfad zu betreten, und mit Gewalt die Genugthuung zu holen, welche man vergebens von der Freundschaft erwartete.

Der Weg, den wir zu ziehen hatten, um nach der Stadt der Pani-Picts zu gelangen, war rauh, ging über Berge und war von tiefen Schluchten durchschnitten. So schlecht er auch war und so sehr unsre Rosse ermatteten, so erreichten wir doch nach zehn Tagen eine kleine Prairie ungefähr sechs Meilen von dem Fluß, auf dessen anderer Seite das Hauptdorf der Pani-Picts lag. Der Himmel überzog sich jetzt plötzlich, und ein Gewittersturm machte es selbst den besten Kriegern unmöglich ihren Pfad zu erkennen. Wir hielten somit an, und troß des entsetzlichen Regens schliefen wir vortrefflich bis zum Morgen, wo man eine Schaar Pferde in einiger Entfernung erblickte. Allem Anschein nach waren es zahme Thiere, und manche glaubten Panis auf denselben reiten zu sehen. Vier von uns brachen sogleich auf, um zu recognosciren, und wir machten Anstalt zum Angriff. Als wir uns näherten, schien eine starke Bewegung unter die Heerde zu kommen, obwohl, wie wir jetzt genau sahen, kein Reiter unter derselben sich befand.

Wir setzten unsern Weg fort, und die Sonne war kaum aufgegangen, als wir am Ufer des Flusses anlangten, der mit Hunderten von Kähnen besetzt war, welche sämmtlich grüne

Zweige am Bug und weiße Flaggen am Hintertheil führten. Kurz darauf kamen mehrere Häuptlinge zu uns heran, und luden unsre vornehmsten Anführer ein, nach dem Dorfe zu kommen, um mit den Pani-Piets zu reden, da diese mit ihren Brüdern, den Comantschen, in Frieden zu leben wünschten. Dieß ward bewilligt, und Gabriel, Roche und ich begleiteten sie. Das Dorf ist nach allen Seiten hin gegen den Angriff vortrefflich geschützt: vorn wälzt der hier klare und durchsichtige rothe Fluß seine tiefen Gewässer hin; im Rücken des Dorfs erheben sich steile senkrechte Berge bis zur Höhe von 2000 Fuß und nur da zugänglich wo Stufen in den Felsen eingehauen sind. Die Wigwams, Tausend an der Zahl, erstrecken sich auf nahezu zwei Stunden auf einem schönen reichen Alluvialboden, der vortrefflich angebaut ist; die Felder sind gut eingezäunt und enthalten Mais, Melonen, Kürbisse, Bohnen u. s. w. Der Raum zwischen dem Berge und dem Fluß ist auf beiden Seiten des Dorfes dicht mit mehreren Reihen Schlehenbüschen bepflanzt, die für Menschen und Thiere undurchdringlich sind, so daß man die Panis nur von vorn angreifen kann, von dem Flusse her, was ohne großen Menschenverlust nicht zu bewerkstelligen ist, da die Panis tapfer und mit Büchsen wohl versehen sind, obwohl sie auf ihren Prairiejagden Lanzen und Pfeile vorziehen.

Als wir in die große Rathshütte traten, empfing uns der erste Häuptling Watara Scharoi sehr höflich, wies uns einen Platz neben sich an, und gab dann den Aeltesten der Panis das Zeichen gleichfalls einzutreten. Ich war sehr erstaunt unter ihnen einige Weiße in glänzenden Uniformen zu finden; da aber die Ceremonie bereits begonnen hatte, und es indianische Sitte ist, sich gleichgültig zu stellen, wie sehr man auch durch etwas angeregt seyn mag, so blieb ich stehen wo ich war. (Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Mittel gegen die Wasserschen.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom Januar dieses Jahres enthält eine genaue Schilderung von mehreren Heilungen der Wasserschen vermittelst einer Euphorbienart (euph. villosa et palustris). Der erste Fall ereignete sich in Podolien, wo sechs Menschen von einem wüthenden Wolf gebissen wurden; fünf derselben wurden gerettet und nur einer, freilich der am schwersten verwundete, starb. Der zweite Fall ereignete sich im Gouvernement Kiew, wo eine wüthende Katze vier Erwachsene und ein Kind biß. Einer der Erwachsenen wurde auf die gewöhnliche Weise behandelt, die Wasserschen brach aus und er starb, die andern wurden durch Anwendung der Euphorbia palustris gerettet. Das Verfahren besteht darin, daß man die Hitzblattern, welche sich bei den Gebissenen unter der Zunge bilden, mit einer glühend gemachten Nadel ausbrennt, die dadurch im Munde entstehenden kleinen Wunden mit einem Absud von Euphorbia auswascht und als inneres Mittel ein Glas von diesem Absud nüchtern trinkt; ein Pfund von diesem Absud bereitet man aus einer Unze Wurzeln in einem verschlossenen, wohl verstrichenen Topf. Dieß Mittel, welches Brechen und manchmal auch Durchfall erzeugt, wird so lange gegeben, bis das Brechen aufhöret, was gewöhnlich am dritten oder vierten Tage geschieht. Das Aufhören des Brechens gilt als das Kennzeichen der Vernichtung des Giftes und der Rettung des Kranken. Aus Vorsicht gibt man dem Kranken am neunten Tage noch ein Glas, und wenn es kein Erbrechen mehr zur Folge hat, so ist die Heilung vollendet. Das Heilmittel scheint unter dem Volk von Podolien ziemlich bekannt zu seyn, denn sie brauchen es auch bei dem Vieh, wenn dieß, was nicht selten vorkommt, von wüthenden Thieren gebissen wird.

Volksleben in Venedig.

Die Riva dei Schiavoni.

(Fortsetzung.)

Trotz aller diesen Anstalten ist immer noch kein rechtes Leben auf der Riva, aber der Hunger hat sich eingestellt. (Ich muß dabei bemerken, daß die geringen Leute, die eigene Wohnungen und Familien haben, um 2 oder 3 Uhr zu essen pflegen; sie haben dann früh um 8 vor dem Ausgehen etwas gefrühstückt; die Armen und Taglöhner aber erhalten zu Hause nichts, sie haben auch durchaus keine bestimmten Eßstunden, sondern nehmen was sie bekommen können. Für die gebildete Welt ist die allgemeine Stunde der Hauptmahlzeit, und der einzigen, 5 Uhr Nachmittags.) Die fleißigen Schiffer von Chioggia haben die Nadeln hingelegt und sitzen am Bord ihrer Fahrzeuge und essen Polenta (Maisbrei) und kleine Muscheln (cape) oder andere ordinäre Schalthiere; jetzt haben sie wohl ein Auge für den neugierigen Zuschauer, machen auch wohl halblachend eine Bemerkung über ihre dürftige Kost, sind aber auch zufrieden, wenn man nicht darauf hört. Andere Marinari gehen wohl auch in die Schenkstuben, deren es gar viele an der Riva gibt (obgleich noch mehr Barbierstuben), oder in die Wein- und Kaffeehäuser u. s. w. an den Seitengäßchen. Zur Charakteristik des offenen Straßenlebens an der Riva gehört aber auch der nahe Fischmarkt: Campiello della Pescaria, ein kleiner ganz mit Tischen besetzter Platz, wo eine Menge verschiedener Fische und Schalthiere zum Verkauf ausgelegt sind; ringsum aber sind in und vor den Häusern andere Buden mit Brod, Gemüsen und allerlei gewöhnlichen Victualien, und da werden auch die Fische gleich gekocht und Fritturen gemacht, d. h. in einem großen Kessel voll siedenden Oels oder Schmalz werden kleine Stückchen Polentateig geworfen und wenn sie ganz mit Fett durchzogen sind wieder herausgefischt und heiß verzehrt. (Wer nicht daran gewöhnt ist mag sich in Acht nehmen, daß ihm nicht übel danach wird.) Hier sammeln sich nun von 10 Uhr an die Hungrigen, die etwas Geld haben, kaufen was ihnen schmeckt und verzehrens aus freier Hand, ohne sich zu setzen, wozu es auch an Platz fehlen würde. Zuweilen steckt auch wohl ein Marinaro einem artigen Mädel einen Bissen in den Mund, das vor einem der Häuser sitzt und Strümpfe stopft oder Perlenschnüre macht. Diese Arbeit geht sehr rasch; das Mädchen hat zwölf lange dünne Nadeln, an deren jeder ein Faden befestigt ist; diese nimmt sie zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, breitet sie flach und fächerförmig aus, und ohne hinzusehen (sie kann also Augen für den Marinaro haben) fährt sie damit in einem großen bis zum Rand mit Perlen gefüllten Korb hin und her, bis die Nadeln ganz gefüllt sind, worauf sie mit der Linken die Perlen auf die Faden hinabschiebt und von neuem zu schaufeln beginnt. (Die Glasperlen werden bekanntlich in Murano fabricirt.)

Da von nun an bis nach 12 Uhr an der Riva dei Schiavoni nichts Besonderes vorzufallen pflegt, haben wir Muße, uns die Häuser etwas näher anzuschauen. Zwischen S. Biaggio und Il Sepolcro, d. i.

auf der östlichen Hälfte, wo, wie schon erwähnt, die Casernen und Magazine sind, sieht man zu ebener Erde nur Kneipen und Wirthsstuben (worunter das halbberüchtigte Kaffeehaus Gamba), Barbierstuben, die nicht an gelben Seifenbecken, sondern an scheußlichen Friseurfratzen kenntlich sind, und einige ordinäre Kaufläden. Besser sind diese auf der westlichen Hälfte, obgleich durchaus nicht elegant und fast sämmtlich für Schiffer und Leute aus der arbeitenden Classe berechnet. Die vorzüglichsten Gegenstände, die man hier im Ganzen recht billig kaufen kann, wenn man zu handeln versteht, sind: fertige Kleidungsstücke, Schiffsbaumaterial aller Art, auch Flaggen und Wimpel, Colonialwaaren, Blechwaaren, Gold- und Silberarbeiten, Gewehre, Steingut und Töpferwaaren, Papier, wollene und baumwollene Schnittwaaren, Backwerk und eingemachte Früchte und Victualien aller Art. An einem der größern Gebäude, der Präfectur, hat auch ein Vogelhändler die ganze Wand mit seinen großen und kleinen Käfigen behangen, in diesen aber sieht man nur einheimische Vögel, Tauben, Lärchen, Amseln, Dompfaffen, Finken, Stieglitze, Zeisige, Schwarzkappen und Canarienvögel. — Auch bessere Kaffeehäuser sieht man hier, und welchen Werth diese Etablissements an der Riva haben, das hat unlängst der Besitzer des Hôtel Royal, Hr. Danieli, erfahren. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Venedigs (und anderer italienischen Städte), daß keineswegs jedes ganze Haus seinen Eigener hat; oft wird der erste Stock eines größern Gebäudes diesem, der zweite jenem verkauft, und in den Besitz der Räumlichkeiten zu ebener Erde theilen sich oft drei bis vier verschiedene Familien. So war es auch mit dem ehemaligen Palazzo, der jetzt Hôtel Royal heißt. Die überaus günstige und schöne Lage desselben an der Riva, ganz nahe am Marcusplatz, brachte Hrn. Danieli zu dem Entschluß, ein bedeutendes Capital anzulegen, um sein Etablissement großartig zu erweitern. Dazu war aber der Alleinbesitz des ganzen Hauses erforderlich, und er mußte für den vierten Theil des Erdgeschosses, wo jetzt in ein Paar niedrigen Zimmern eine besondere Kaffeewirthschaft etablirt ist, dem Besitzer 18,000 Lire Austr., d. i. über 7000 fl. rhein., bezahlen. Das eleganteste Etablissement dieser Art an der Riva, wo man Nachmittags unter einem Sonnenzeltdach stets wohlgekleidete Herren vor dem Hause sitzen sieht, und wo auch für Damen ein Zimmer ist, in dem nicht geraucht werden darf, ist das Kaffeehaus Brigiacco, und auch hier ist der Raum so eng, daß der Kaffee nicht im Hause, sondern vor demselben auf der Riva über einem Kohlenfeuer in großer Trommel gebrannt wird.

Mit der Mittagsstunde ist die Kirchenzeit vorüber, und nun beginnt auch auf der Riva ein anderes Leben; nicht nur weil die meisten Menschen erst nach der Messe herumgehen, sondern auch weil jetzt erst die großen Buden mit Wachsfiguren, Dioramen u. dgl. geöffnet und die Policinellbuden aufgeschlagen werden dürfen. Diese letztern sind Tag für Tag fast immer von einem Kreise aufmerksamer Zuhörer umgeben, die sich an den tollen Bewegungen dieser stereotypen Figuren, doch auch mitunter an dem Inhalt der Stücke erfreuen, denn die bessern Policinelloführer wählen zu ihren Darstellungen nicht selten wirklich gute Lustspiele von Goldoni und andern Dichtern, und wissen vier bis fünf verschiedene Rollen mit wechselnder Stimme gar lebhaft vorzutragen. So ist auch beständig an einer andern Stelle ein dichter Kreis von Zuhörern um einen alten Improvisator versammelt, der seine gereimten Geschichten zwar mit vielem Ausdruck in Ton und Miene, aber mit so schwacher Stimme vorträgt, daß große Aufmerksamkeit erforderlich ist ihn zu verstehen. In diesem Kreise fehlt es selten an hübschen Marinari in ihren langhaarigen, braunen, rothgefütterten Kappenmänteln; während die wohlhabenden Schiffsführer und die Griechen in ihren malerischen kurzen Pelzröcken in der Regel nur vorbeigehend hinhorchen. — Auch mehrere kleinere Kreise sieht man hin und wieder sich sammeln und zwar um einige Körbe voll hartgesottener Eier; mit diesen wird nämlich gekippt, theils von den Käufern unter sich, öfter aber mit dem Verkäufer, der seine Eier vermuthlich sehr genau kennt; denn er verweigert keinem mit ihm zu kippen, und wer ihm ein Ei in seiner Hand zerschlägt, der erhält dasselbe, ohne etwas dafür zu bezahlen. Es ist gar drollig zu sehen, mit welchem Ernst die Eier zuvor an den Zähnen geprüft und das ganze Spiel betrieben wird, und sollte auch mitunter heimlich dabei um Geld gewettet werden, so geht es doch sehr still dabei zu, damit die Polizei nichts merkt; denn das Wetten, namentlich das bekannte à la mora, ist streng verboten, weil es so oft zu Zänkereien und Raufereien führte, die jetzt am Tage (große Festtage vielleicht ausgenommen) in Venedig zu den seltenen Erscheinungen gehören. Auch Betrunkene sieht man auf der Straße sehr selten; wenn aber ein Fremder die Augen schließt, könnte er leicht glauben unter lauter Betrunkenen zu seyn, so arg ist der Lärm. Wenn der Italiener nur lebhaft spricht, klingt es immer, als wenn er zankte oder schimpfte, und nun noch das ewige Schreien der Ausrufer und Verkäufer, um die Vorübergehenden anzulocken, und besonders der vielen Knaben, die sich überall zwischen die Leute drängen und mit kreischender Stimme ihre Zündhölzchen, Cigarren, Mandelkuchen, Polenta, oder was sie sonst haben mögen, feilbieten.

Zu diesem bunten Volksgemenge kommt nun noch an den Werktagen zwischen 3 und 5 Uhr le beau monde. Die eigentliche Promenade für die Damen und Herren der vornehmen Welt ist zwar der Marcusplatz, bei kaltem Ostwind aber ist die Riva bei Schiavoni, wie ich schon zu Anfang dieses Artikels bemerkte, viel geschützter und wärmer, daher sieht man auch oft um die genannte Zeit dort auf dem Wege in den Giardini eine Menge höchst eleganter Toiletten mitten unter den Schiffsleuten und den in Lumpen gehüllten Arbeitern umhergehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres bei Malta am 21 und 25 Junius vor. J. Um 6 Uhr Morgens am 21 Junius stand das Wasser 6 Zoll über der Durchschnittshöhe und blieb so bis $6\frac{1}{2}$, worauf es noch um 18 Zoll stieg, um in wenigen Minuten um 3 Fuß 6 Zoll unter die Durchschnittshöhe zu sinken; diese Schwankungen dauerten bis $8\frac{1}{2}$ Uhr fort, worauf das Wasser wieder seinen gewöhnlichen Stand einnahm. Am 25 stieg das Wasser um 2 Fuß 6 Zoll über die Durchschnittshöhe und sank dann 3 Fuß unter dieselbe. Dieser Wechsel kehrte viermal an diesem Tage wieder. Die Sache wurde von einem Hrn. Napier in einer Sitzung der königlichen Gesellschaft in London mitgetheilt, aber eine Erklärung nicht versucht. (Lit. Gaz. vom 6 April.)

Der Senfbaum der Bibel. In einer Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London las der durch seine Kenntnisse in der Botanik Asiens bekannte Dr. Royle eine Abhandlung vor, in welcher er den Beweis führte, daß der Senfbaum, der im neuen Testament erwähnt ist, bei den jetzigen Bewohnern Syriens Khardal heiße und die Salvadora persica sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1844.

Ethnographische Erforschung Sibiriens.

Das Aftonblad vom 30 März theilt aus Finnlands Allmänna Tidning Nachricht über eine Unternehmung der k. russ. Akademie mit, welche Sibirien in ethnographischer und linguistischer Hinsicht untersuchen soll, da die frühern Forscher, wie Müller, Pallas, Klaproth eben in dieser Beziehung noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen. Die russische Akademie hatte den Kaiser angegangen, eine Expedition nach Sibirien zu senden, welche sich ausschließlich mit diesen Untersuchungen befassen sollte, und der Kaiser hatte auch 3000 Silberrubel dazu bewilligt. Die zu gleicher Zeit beschlossene Untersuchung Sibiriens in naturgeschichtlicher und geologischer Hinsicht kam indeß früher zu Stande und hat unter Middendorfs Leitung sehr interessante Materialien geliefert. Zur Ausführung der ethnographisch-linguistischen Expedition aber konnte die Akademie erst in diesem Jahre kommen, und beauftragte damit den Lehrer an der Universität Helsingfors, Castrén, der sich früher mit Eifer dem Studium der classischen und orientalischen Sprachen gewidmet, später aber ausschließlich mit der altnordischen und lappischen Sprache, so wie mit den verschiedenen finnischen Dialekten beschäftigt hatte. Um seinen Zweck besser zu erreichen, unternahm er schon im Jahre 1838 eine wissenschaftliche Reise durch Finnland und Lappland, deren Ergebnisse er in verschiedenen kleinen Aufsätzen bekannt machte, so wie er auch im J. 1841 eine metrische schwedische Uebersetzung des finnischen Epos „Kalewala" herausgab, die für sehr gelungen angesehen wird, und das oft noch dunkle Original sehr treu wiedergibt. Gegen Ende des genannten Jahres unternahm Castrén in Gemeinschaft mit dem bekannten Dr. Lönnrot auf eigene Kosten eine Reise durch die finnischen und russischen Lappmarken, und als er im Sommer 1842 von seinem Reisecameraden sich getrennt, beschloß er seine Reise fortzusetzen durch die Länder der Samojeden, um deren Sprache und Sitten genauer kennen zu lernen. Diese Reise, für welche der Kaiser eine Unterstützung von 1000 R. S. bewilligt, wurde, obwohl unter mannichfachen Schwierigkeiten und Entbehrungen ununterbrochen fortgesetzt, so daß er alle von den Samojeden in Europa bewohnten Striche durchwanderte und selbst mit den Syrjänen nähere Bekanntschaft machte, von deren Sprache er eine Grammatik entwarf. Nach unglaublichen Strapatzen kam Hr. Castrén im verflossenen November endlich über den Ural nach Obdorsk, wo er noch in der Mitte des Januars sich aufhielt. Hier hat er auch den ihm nachgeschickten Auftrag erhalten, seine Reise durch Sibirien weiter fortzusetzen.

In der Sitzung der Akademie am 12/24 Januar trug Hr. Sjögren eine von ihm aufgesetzte Instruction für Castrén vor, welche auch von der Akademie gutgeheißen wurde. Dieser gemäß soll er Obdorsk zum Ausgangspunkt nehmen, und die zwischen Sibiriens Westgränzen und dem Jenisei wohnenden samojedischen und ostiakischen Stämme hinsichtlich ihrer Sprache und Lebensweise aufs genaueste untersuchen, zugleich aber auch historischen Forschungen seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Vor allem soll er sich mit dem innern Bau der verschiedenen Dialekte bekannt machen, daneben aber auch möglichst vollständige Wörterbücher sammeln. Ferner soll er Volkslieder und Sprüchwörter aufzeichnen, so wie die Namen der Länder, Völker, Personen, Wohnörter, Naturgegenstände, Berge, Seen, Flüsse u. s. w. In historischer Hinsicht soll er allen Traditionen und Sagen, Ruinen von Denkmälern, Gräbern, namentlich den viel besprochenen Tschudengräbern nachforschen, und Inschriften sorgfältig copiren; dieß gilt namentlich von den merkwürdigen Inschriften, welche am Jenisei zwischen Krasnojarsk und Abakansk in den Felsen ausgehauen seyn sollen, und früher aus colorirten Figuren bestanden, die aber jetzt so abgeblaßt sind, daß sie nur nach dem Regen, oder wenn man sie mit Wasser begießt, wieder sichtbar werden. In ethnographischer Hinsicht soll Hr. Castrén namentlich den Körperbau der verschiedenen Stämme, ihre Sitten und Gebräuche, ihren Culturzustand und religiösen Meinungen beobachten. Viele dieser Völker bekennen sich noch zum Schamanismus, oder sind im allgemeinen Heiden, andere nennen sich wohl Christen, sind es aber nur dem Namen nach, und so steht auch bei ihnen noch ein bedeutendes Feld für mythologische Forschungen offen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, wo der Pfeifenträger die Friedenspfeife anzündete, trat der ehrwürdige Pani-Häuptling in die Mitte der Hütte und redete die Comantschen an: „Mein Gesicht ist alt, denn ich habe hundert Winter gesehen, und doch kann ich diejenigen erkennen, welche einst Freunde waren. Ich sehe unter euch Opischka koaki (den weißen Raben) und den Führer eines großen Volks, Pemeh katey (die lange Flinte) und den weißen Hah-ni (den alten Biber). Ihr seyd Freunde und wir sollten euch sogleich die Friedenspfeife anbieten, aber ihr seyd als Feinde gekommen; so lange ihr Ursache zu haben glaubt es zu seyn, wäre es niedrig und der Panis unwürdig, das zu erbitten, was sie vielleicht durch ihren Muth erlangen könnten. Aber die Comantschen und Panis waren zu lange Freunde, um über einander herzufallen wie hungrige Wölfe über einen verwundeten Büffel. Eine große Ursache muß sie bewegen zum Kampfe gegen einander, und wenn diese kommt, muß es ein Vertilgungskampf seyn, denn wenn ein Mann mit einem alten Freunde bricht, so wird er bitterer in seiner Rache, als gegen einen völlig Fremden. Laßt mich hören, worüber die tapfern Comantschen sich zu beklagen haben, und jeder mit der Würde eines Panihäuptlings vereinbare Ersatz soll gewährt werden, um nicht einen Krieg zwischen Brüdern zu veranlassen, die so lange mit einander gejagt und gegen einen gemeinsamen Feind gefochten haben. Ich habe gesprochen."

Opischka koaki befahl mir die Friedenspfeife der Comantschen anzuzünden, trat dann vor an die Stelle, die der alte Häuptling eben verlassen, und antwortete: „Ich habe Worte großer Weisheit gehört; ein Comantsche liebt und achtet Weisheit; ich liebe und achte meinen Vater Watera Scharoi; ich will ihm sagen, was die Klagen unserer Krieger sind, aber da wir als Feinde gekommen sind, so ist es billig, daß wir zuerst die Friedenspfeife anbieten. Nimm sie, Häuptling, denn wir müssen Freunde seyn; ich will das erfahrene Unrecht erzählen und es der Gerechtigkeit des großen Pani überlassen, es auszutilgen, und den Verlust zu ersetzen, den seine jungen Leute einem befreundeten Volke zugefügt haben."

Die Pfeife ward angenommen und das Gespräch ging fort. Es zeigte sich, daß eine Abtheilung von 100 Panijägern in einer Nacht durch eine Estampede (jähen Schreck), den einige feindliche Indianer erregt, ihre Pferde verloren hatten. Fünf Tage lang gingen sie zu Fuß, bis sie auf einmal im nördlichen Gebiet der Comantschen eine Pferde- und Viehheerde trafen. Sie hätten sie nie angetastet, wenn ihnen nicht kurz darauf eine sehr zahlreiche Schaar ihrer schlimmsten Feinde, der Kiowas, aufgestoßen wäre, von denen sie sehr hart bedrängt wurden, so daß sie genöthigt waren, nach der Stelle zurückzukehren, wo sie die Pferdeheerden der Comantschen grasen gefunden hatten, und diese wegzunehmen, um ihren Feinden zu entkommen. So weit war alles gut, und die Comantschen würden im Lande der Panis in ähnlichem Fall ganz dasselbe gethan haben, aber die Comantschen erbitterte der Umstand, daß die hundert in der Noth entlehnten Pferde nicht zurückgegeben worden waren, obgleich die Abtheilung schon seit zwei Monaten wieder ihr Dorf erreicht hatte.

Als die Panis hörten, daß wir keinen andern Grund zur Klage hatten, zeigten sie durch ihr freundschaftliches Benehmen, daß die Bande der langen Brüderschaft nicht so leicht zu brechen seyen, und die Panis hatten auch in der That einige Zeit zuvor zehn ihrer Leute mit hundert ihrer schönsten Pferde abgeschickt, als Ersatz für diejenigen, welche sie weggenommen und in ihrer eiligen Flucht vor den Kiowas zu Grunde gerichtet hatten. Diese schlugen aber einen andern Weg ein, als wir gethan hatten, und so verfehlten wir sie. Die Rathsversammlung brach somit auf, und die Indianer, welche auf der andern Seite des Flusses geblieben waren, wurden eingeladen an der Gastfreundschaft der Panis mit Theil zu nehmen.

Gabriel und ich traten nun zu den seltsam gekleideten Fremden. Augenscheinlich suchten sie auch uns, und ich erfuhr jetzt, daß sie schon seit geraumer Zeit bei den Panis sich befunden und zu den Comantschen gegangen wären, um sich mit mir über gewisse politische Gegenstände zu besprechen, wenn sie nicht die große Abneigung der Häuptlinge dieses Stammes gegen die Bewohner der Vereinigten Staaten kennen gelernt hätten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: diese Leute waren Emissäre der Mormonen, einer neuen in den Vereinigten Staaten entstandenen Secte, welche rasch an Zahl anwuchs. Um die Fahne Joseph Smiths, ihres kecken, ehrgeizigen Anführers, sammelten sich Schaaren von allen Seiten her; sie hatten sich auf einem ausgedehnten Landstrich am Ostufer des Missisippi niedergelassen, und hier eine bürgerlich-religiös-militärische Macht gegründet, die eben so eigenthümlich als für die Vereinigten Staaten gefährlich war. Um seine weitern Zwecke zu verfolgen, wünschte dieser neue Apostel Friedens- und Freundschaftsverträge mit allen Indianern in den großen westlichen Gebieten abzuschließen, und hatte zu diesem Ende Abgeordnete unter die verschiedenen Stämme im Osten der Felsengebirge gesendet. Da er ferner durch Biberfänger von St. Louis erfahren hatte, daß Fremdlinge, die lange unter den Schoschonen am stillen Meere sich aufgehalten, jetzt bei den Comantschen sich befänden, hatte Smith seinen Abgeordneten bei den Panis aufgetragen, eine Unterredung mit mir zu suchen, und sich mit mir über die Maaßregeln zu besprechen, wie ein allgemeiner Schutz- und Trutzbund gegen die Amerikaner und Texaner zu bewerkstelligen sey.

Auf einen solchen Vorschlag ließ sich natürlich nicht im Augenblick antworten. Ich erhielt Erlaubniß von den Comantschen die Fremdlinge mit uns zu nehmen, und wir kehrten sämmtlich heim. Was zwischen mir und den Abgeordneten der Mormonen verabredet wurde, gehört nicht hieher; nach dreiwöchentlichem Aufenthalt bei den Comantschen wurden sie zu den Panis zurückbegleitet. Auf Gabriels Rath beschloß ich selbst mit den vornehmsten Anführern der Mormons Rücksprache zu nehmen, und ich gedachte, wenn diese Unter-

redung nicht günstig ausschlüge, nach Europa zu gehen und zu versuchen, ob nicht eine kaufmännische Gesellschaft mit den Schoschonen in directen Verkehr treten wollte, oder von der englischen Regierung zur Förderung der weitern Plane, die ich zum Vortheil des Stammes gefaßt, eine Unterstützung nachzusuchen.

Da ein großer Theil der Comantschen sich zu ihrem jährlichen Zug in die östlichen Theile von Texas rüstete, so schloßen Roche, Gabriel und ich uns diesem an, sagten dem übrigen Theil des Stammes ein herzliches Lebewohl, erhielten noch manche werthvolle Geschenke und brachen sodann nach dem Salzsee auf, welcher die Quelle des südlichen Arms des Brazos ist. Hier stießen wir abermals auf unsere alten Freunde, die Wakos, und erfuhren, daß eine Schaar von 60 oder 70 Yankees oder Texanern an der obern Gabeltheilung des Trinityflusses herumstreife, alle Arten von Räubereien begehe, und sich nach indianischer Weise bemale, damit ihre Schandthaten den Wilden zur Last gelegt würden. Dieß mag dem Leser seltsam vorkommen, war aber seit einiger Zeit eine sehr in Aufnahme gekommene Verfahrungsart. In den Vereinigten Staaten gab es stets eine Menge Leute, die in Folge von Verbrechen die östlichen Ansiedlungen verlassen mußten, und außer dem Bereich der civilisirten Welt eine Zuflucht suchten. Diese Leute bildeten kleine Schaaren, gingen furchtlos unter die Wilden, nahmen Squaws und lebten mit ihnen, bis eine hinreichende Zeit verstrichen war, daß sie unter einem angenommenen Namen in einen andern Staat sich wagen durften, um dort das durch Raub und Mord gewonnene Vermögen zu genießen.

Dieß ist die Geschichte der Mehrzahl der westlichen Schanzgräber (pioneers) der Civilisation, von deren Muth und Tugenden die amerikanischen Schriftsteller so viel zu erzählen wissen. Als ihre Anzahl sich mehrte, entwarfen sie einen Plan, der ihnen große Vortheile ergab. Sie vereinigten sich, bildeten eine Art Landflibustier, und machten Einfälle in die französischen und spanischen Ansiedlungen im Westen, wo sie die Unbedachtsamen überfielen, und viele Beute mit fortschleppten. Als aber diese spanischen und französischen Besitzungen den Vereinigten Staaten einverleibt wurden, änderten sie ihr Raubsystem, und suchten unter dem Namen der „Gränz-Buggles" die Staaten Mississippi und Tenessee heim, wo sie einen so furchtbaren Ruf erlangten, daß die Regierung mehrere Expeditionen gegen sie aussandte, die aber alle nutzlos abliefen, da die bedeutendsten Magistratspersonen dieser Staaten häufig selbst Mitglieder der Bruderschaft waren. Das Anwachsen der Bevölkerung machte auch diesem System ein Ende, und die Buggles mußten nun zu andern Mitteln greifen. Wohl bekannt mit den indianischen Sitten, kleideten und bemalten sie sich als Indianer, und griffen die nach Mexico ziehenden Karawanen an. Die Handelsleute schrieben in ihren Berichten die That irgend einem Indianerstamm zu, der vielleicht im Augenblick des Angriffes 5 bis 600 Meilen von diesem Orte entfernt war.

Dieses Raubsystem wird jetzt in größerem Umfang getrieben als je. Schaaren von fünfzig bis sechzig Menschen stehlen Pferde Vieh und Sklaven in den westlichen Theilen von Arkansas und Louisiana und verkaufen sie in Texas, wo sie ihre Agenten haben; dann greifen sie als indianische Krieger verkleidet Pflanzungen in Texas an, führen große Heerden von Pferden und Rindvieh mit sich fort, und treiben diese nach Missouri durch die einsamen Bergpfade am Arkansas, oder sie bahnen sich einen Weg durch die Seen und Sümpfe am Sabinefluß und ziehen durch die Districte Attalapas und Opelousas in Westlouisiana. Die von den Wakos erwähnten Schaaren gehörten zu den letztern.

(Fortsetzung folgt.)

Volksleben in Venedig.

Die Riva dei Schiavoni.

(Schluß).

An Sonn- und Festtagen sieht es auf der Riva dei Schiavoni ganz anders aus, schon deßhalb, weil nirgends gearbeitet wird und alle Läden, also auch die an der Riva, geschlossen bleiben, was freilich keine Verschönerung ist, am wenigsten hier, wo man für Eleganz und Nettigkeit der Außenhülle fast gar keinen Sinn zu haben scheint. Wenn die Stadt, besonders von der Wasserseite, im allgemeinen ein elegantes Ansehen hat, so beruht dieß theils auf der Schönheit der Formen, theils aber auch auf dem Umstande, daß die großen Kuppelkirchen fast alle mit Blei gedeckt sind, das bekanntlich im Alter nicht grün wird wie Kupfer, sondern wie das Haupthaar des Menschen weiß, so daß man aus der Ferne nichts als Marmor zu sehen wähnt. Der Marmor selbst aber, womit die Wände mancher Paläste bekleidet sind, wird dunkelgrau, was die eigenthümlichen architektonischen Formen in der Nähe weit malerischer erscheinen läßt, als irgend ein neues, weißes oder farbiges Kleid. So weit wäre denn der Mangel an Sorgfalt auf äußern Glanz sehr erfreulich und hiesigen Orts ohne Zweifel nachahmenswerth, denn die neuangestrichenen Häuser nehmen sich in der That recht unvortheilhaft aus. Aber viel weiter sollte die Vernachlässigung doch auch nicht gehen, und namentlich sind die fast durchgängig unangestrichenen und großentheils halb verfaulten und zersprungenen Fensterläden, wie auch die verblichenen Zeltdächer vor den Häusern und die Vorhänge (z. B. in den Arkaden am Marcusplatz) recht häßlich. Seltsam aber und oft wirklich komisch ist, zumal an den kleinen Kaufläden in abgelegenern Gassen, der Contrast des Schmutzes an den Hauswänden, ja selbst an den Tischen und auf den Kleidern der Verkäufer mit der Sorgfalt, womit sie die feilgehaltenen Waaren aller Art sauber zu halten und einladend auszustellen suchen. Die vornehme Welt hält sich an allen Festtagen von den öffentlichen Orten fern und überläßt sie gleichsam den mittlern und niedern Ständen zu alleiniger Disposition. An den gewöhnlichen Sonntagen ist's daher auf der Riva verhältnißmäßig still, obgleich nach der Kirche bei gutem Wetter eine große Zahl von Spaziergängern sich einzufinden pflegt. An den besondern Festtagen aber richtet sich das Leben überhaupt nach der Lage der Kirchen. Solcher Feiertage gibt es hier sehr viele, aber die eigentliche Feier erstreckt sich selten über das Gebiet des Stadtbezirks hinaus, in welchem die Kirche liegt. So ist z. B. der Josephstag (der 19 März) hier ein förmlicher Festtag, und da die Josephskirche hinter den Giardini publici liegt, so

gilt das Fest besonders den Bewohnern des Sestiere di Castello, wozu der ganze Stadttheil gehört. Am 19 März war daher schon von 8 Uhr Morgens an viel Volk auf der Riva, und später ging's fortwährend in dichten Zügen hin und her. Das Ziel war ein dreifaches: die Kirche, wo Messe gehalten ward, der kleine Jahrmarkt auf dem vor derselben befindlichen Platze (campo) und die Giardini. Die Kirche glich in Wahrheit einem Bienenstock, unaufhörlich drängten sich die Leute ein und aus, um eine Weile drin zu beten und nebenbei ein wenig von der Kirchenmusik zu hören, die freilich nicht geeignet war ein auch nur halb gebildetes Ohr zu fesseln, denn sie bestand aus einer marschartigen Composition, im lustigsten Tempo ausgeführt von einer erbärmlich kreischenden Orgel, drei passablen Hornisten und vier singenden oder vielmehr schreienden Männern. Zu sehen war in der Kirche auch nichts als eine Menge brennender Kerzen, die fungirenden Priester vor dem Altar, ohne allen Pomp, und die in ewiger Bewegung befindliche Volksmasse. — Die Bilder, deren es freilich in dieser Kirche keine besonders ausgezeichneten gibt, sind während der Fasten sämmtlich verhangen; zum Ersatz dafür werden die Heiligenbilder an den Straßenecken u. s. w. in dieser Zeit neu aufgeputzt, auch wohl in zu ebener Erde liegenden Stübchen ganz neue Schaustellungen der Art mit buntestem Flitterstaat eröffnet, und da sieht man denn in der Regel ein paar alte Weiber oder Männer knien und sich bekreuzigen. — Unmittelbar vor der Kirche auf dem kleinen Campo di S. Giuseppe waren am Tage dieses Heiligen eine Menge kleiner Tische und Buden aufgeschlagen, meist mit Backwerk, bunten Tüchern, Pfeifen, Bilderchen und Spielzeug, und fast immer sah man Kauflustige an den Tischen. Ein ältlicher hübscher Mann in wollener Jacke, den rothen Fez auf dem Kopf, hatte eine große prächtige Puppe gekauft und trug diese zum großen Spaß seiner Genossen wie ein lebendes Kindchen auf dem Arm nach Hause. Auf einer andern Abtheilung desselben Platzes, die nicht gepflastert ist, war eine Erdbahn abgesteckt, auf welcher acht bis zehn wohlgekleidete Schiffsleute ein Spiel machten, das in Deutschland häufig von den Knaben gespielt wird mit Kügelchen (Demmern, Pikkern, Marbeln und wie sie sonst noch heißen); hier in Venedig aber, wie auch auf den Inseln und dem Littorale, spielten es die Männer mit großen Kegelkugeln. Der erste wirft die seinige weit aus, der zweite sucht dessen Kugel mit einer andern zu treffen oder ihr doch möglichst nahe zu kommen u. s. w. Dasselbe Spiel ward von ein paar Knaben in Ermangelung der Kügelchen mit Steinchen gespielt, doch auf einem andern in der Nähe befindlichen freien Platz, wo im Sommer zur Volksbelustigung amphitheatralische Brettersitze aufgeschlagen werden, um von diesen aus dem Ballonschlagen einiger darauf eingeübten Spieler zuzusehen.

Nach Süden hin gränzt das Campo di San Giuseppe unmittelbar an die Giardini publici, und auch hier war es den ganzen Tag voll von Leuten beiderlei Geschlechts, meist aus den untern Classen, die unter den schönen, aber immer noch kahlen Platanen und Ahornbäumen sehr still, ich möchte sagen langweilig umherwandelten; kaum hörte man von Zeit zu Zeit eine beliebte Melodie aus einer der neuesten Opern, Nabuco *) oder Hernani, laut mit sonorer Stimme, doch ohne alle Begleitung singen. Man hört hier überhaupt, wenigstens in dieser Jahreszeit, nur selten Gesang auf den Gassen und Canälen. Das Volk in Venedig hat wohl Freude an der Musik, ist aber lange nicht so musikalisch wie in den Alpen, in Thüringen und am Niederrhein, namentlich in Köln, wo fast nie ein Bube eine Melodie anstimmt, ohne daß ein paar andere nach dem Gehör die zweite und dritte Stimme dazu singen. Dagegen gibt es hier viele starke und schöne Stimmen, und die Stärke derselben scheint es eigentlich zu seyn, worauf man Werth legt (auch im Theater) — eine Eigenthümlichkeit, die vermuthlich in der alten Sitte der Wechselgesänge aus weit von einander entfernten Gondeln begründet und von der jetzigen sanglosen Generation (Byron sagt: „And silent rows the songless Gondolier") nur ererbt ist. Im Ganzen war es, als ob sich das Publicum in diesen Giardini publici nicht recht heimisch fühle und die Lust zurückhalte auf spätere Stunden in den Kneipen. Das einzige Charakteristische der Tagesfeier (außer dem erwähnten Kugelspiel) war, daß dann und wann einige junge Bursche mit ihren Gondeln hinausfuhren in die Lagune und dort um die Wette ruderten. — Dieß letztere war auch ein Hauptvergnügen am Tage von Mariä Verkündigung (dem 25 März), ein Fest, das natürlich in allen Kirchen und namentlich in den vielen Marienkirchen gefeiert wird; doch nahm auch daran, so viel ich gesehen, die vornehme Welt gar keinen und selbst die reichere Mittelclasse sehr wenig Theil. Sogar in der prächtigen Marcuskirche bemerkte ich während des Hochamts und der musikalischen Messe kaum ein Dutzend elegant gekleideter Damen, und doch war es wohl der Mühe werth die Musik zu hören — d. h. als Concertmusik betrachtet, denn einen kirchlichen Charakter hatte nur das Orgelspiel während der Wandlung und der dann folgende Chorgesang. Aber die schöne Orgel ward recht brav gespielt, die Blasharmonie war wirklich ausgezeichnet, der Solosänger, Sopran und Baß gut, und die Chöre gleichfalls, obwohl viel zu schwach für das starkhallende Local. — Der Marcusplatz war an diesem Tage fast gar nicht besucht, und die größte Volksmenge versammelte sich in und bei der kleinen, ganz mit Blumen geschmückten Kirche San Marziale (nach venetianischem Sprachgebrauch S. Marciliano genannt), für welche dieses Fest zugleich das Kirchweihfest ist. Weil der Platz dieser am Canal della Misericordia gelegenen Kirche allzu eng ist, waren die üblichen Kuchen- und Kramwaarenbuden längs dem Canal am gegenüberliegenden Kai aufgeschlagen, der wie alle Gassen Venedigs mit Quadern gepflastert, aber nur etwa 6 Schritte breit ist, nicht 40 Schritte, wie die Riva dei Schiavoni. Uebrigens war auch bei San Marziale wenig Leben, nur ward Nachmittags 5 Uhr eine größere Gondelfahrt gemacht, und zwar auf die nördliche Lagune.

*) Nebukadnezar oder Nabucodonossor wird hier nie anders als Nabuco genannt.

Miscellen.

Fortschritte von Neusüdwales. Vor 10 Jahren berechnete man die Zahl der unter dem Pflug befindlichen Acres Land zu 60,520, im Jahre 1841 waren es 115,660. Vor 15 Jahren betrug die Zahl der Schafe 536,000, jetzt rechnet man, die im innern Lande dazu genommen, 6 Millionen. Im Jahre 1832 betrug die Ausfuhr 384,344 Pfund, im Jahre 1842 schon 1,067,411. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 10 April.)

Die Zahl der Armen in Paris ist immer noch im Steigen. Im Jahre 1837 zählte man nach den Berichten des Municipalraths 61,539 Bedürftige, welche 28,969 Haushaltungen angehörten. Am 1 Januar 1844 war die Zahl der Bedürftigen auf 89,700 gestiegen, wozu man noch in der Banlieue weitere 30,000 rechnen darf. (Voleur vom 10 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1844.

Englische Colonien.

Neusüdwales.

Die englischen Ansiedlungen in diesem Lande stehen auf dem Punkte einen großen Schritt vorwärts zu thun — ein Schritt, der factisch freilich bereits geschehen ist, dessen rechtliche Feststellung aber für die Entwicklung des Landes von großer Bedeutung werden muß. Die Colonie Neusüdwales im engern Sinne besteht bekanntlich aus einem bald mehr, bald minder breiten Streif an der Südostküste des Landes; dazu gehört noch Port Philip, schon an der Südküste, und seit acht Jahren hat sich die Colonie Südaustralien mit der Hauptstadt Adelaide in der Tiefe des St. Vincentgolfes erhoben. Seit vielen Jahren aber schon ziehen die Heerden über die künstlichen Gränzen dieser drei Colonien hinaus in das weite Gebiet des Darling und seiner Nebenflüsse. Wenn wir nicht irren, so ist es jetzt etwa sechs Jahre, daß einige dieser Heerdenführer von Neusüdwales her so tief ins Land hinein vordrangen, daß sie bis nach Adelaide gelangten — ein Weg, den man bis jetzt nur zu See gemacht hatte. Man nannte diese Heerdenbesitzer, die nach Weide im Lande herumzogen und so allmählich bis nach Adelaide gelangten, Overlanders, weil sie die bisher nur zur See gemachte Reise unerwartet zu Lande zurückgelegt hatten. Sydney ist von Adelaide mehr als 12 Längengrade entfernt, der Raum also ungeheuer, auf diesem haben sich die Rinder- und Schaafheerden Australiens gemehrt, und sind, namentlich die letztern, selbst für den Welthandel so ungemein wichtig geworden. Aber eben dieß Anwachsen der Heerden und der Menschenbevölkerung in diesem weiten, bis jetzt noch gar keiner eigentlichen Jurisdiction unterworfenen Strich hat die Nothwendigkeit herbeigeführt, Vorsorge zur Sicherung des Eigenthums zu treffen, und dieß ist der Gegenstand, um den es sich gegenwärtig handelt, denn der ganze Raum ist so vollständig von Viehhaltern eingenommen, daß man durchaus nicht mehr, wie noch vor wenigen Jahren, auf gut Glück Heerden ins innere Land treiben kann, ohne auf vorhandene Heerden zu stoßen, und Streitigkeiten über Weidegründe zu veranlassen.

Den Viehzüchtern dieses Landes Sicherheit zu geben, ist eine Lebensfrage nicht bloß für die Colonie, sondern großentheils auch für die Wollenmanufactur Englands, die bereits in ihrem Wettkampf mit der Wollenmanufactur des Continents auf die wohlfeile australische Wolle als ein unerläßliches Hülfsmittel hingewiesen ist. Politische Betrachtungen anderer Art kommen noch dazu: die Viehzüchter dieses Landstrichs sind ein durch Energie und Unternehmungsgeist ausgezeichnetes Geschlecht, und da die Errichtung einer solchen Viehwirthschaft von vorneherein ein nicht unbedeutendes Capital in Anspruch nahm, so gehören sie auch großentheils den gebildeten Familien Englands an, und haben selbst zum Theil in ihrer Jugend eine sehr gute Erziehung genossen. Es sind ehemalige Land- und Seeofficiere, Studenten von Oxford und Cambridge darunter. Ihre Zahl beträgt gegen 3000, und die ihrer Diener gewiß nicht unter 10,000; sie machen also nahezu den zehnten Theil der Gesammtbevölkerung aus, während ihr Besitzthum bei weitem mehr als den zehnten Theil des Besitzthums der ganzen Colonie beträgt, denn sie haben nur an Schafen etwa drei Millionen Stück. Alle diese Leute sind bei der neu ertheilten Constitution des Landes nicht berücksichtigt, denn wie sollten sich diese Leute zur Wahl eines Repräsentanten verständigen, da sie so weit auseinander wohnen. *) Sie haben sich deßhalb durch die Vermittlung eines Hrn. Scott ans englische Parlament gewendet, und von diesem Abhülfe ihrer Beschwerden verlangt. Diese besteht hauptsächlich darin, daß ihnen eine gewisse Sicherheit für die jetzt zum Viehtrieb (run) überlassenen Ländereien gewährt werde, denn gegenwärtig kann der Gouverneur, wenn es ihm beliebt, eine solche Strecke zum Verkauf aussetzen, und wenn es einem Speculanten einfällt, diesen Landstrich zu kaufen, so muß der Viehzüchter weiter ziehen. Deßhalb bauen sie auch keine bessern Wohnungen, Ställe u. s. w., darum sind etwa neun Zehntheile von ihnen nicht verheurathet, und sie leben trotz ihres großen Besitzthums in einem sehr rohen Zustande. An diese Viehzüchter schließen sich, wie es scheint, die schwachen

*) Man rechnet für die Weide eines Schafs 3 Acres im Jahre, und es ist deßhalb leicht zu ermessen, welche ungeheuren Strecken diese Viehzüchter einnehmen.

Schaaren der Ureinwohner, denen ein Hirtenleben jedenfalls besser als ein ansässiges zusagt, allmählich an, und so ist auch die Menschlichkeit gegen diese dabei betheiligt, die Lage der Viehzüchter zu verbessern. Das Mittel, welches man vorschlägt, ist sehr einfach: man soll ihnen den bisher durchzogenen Landstrich auf eine Anzahl Jahre hinaus als Weide sichern, und im Fall nach Ablauf dieser Jahre die Regierung sich veranlaßt sieht, den Landstrich zu verkaufen, ihnen zu einem mäßigen Preis das Vorkaufsrecht lassen. Hr. Scott hat den Vorschlag im Parlament in nachfolgender Weise bevorwortet. „Diese Leute besitzen ein ungeheures Eigenthum und eine große Macht, aber sie sind mißvergnügt; wäre es nicht der Klugheit und einer gesunden Politik eben so sehr wie der Billigkeit angemessen, diese Leute durch Gewährung ihrer vernünftigen Bitte zu gewinnen? In dem freilich entfernten Falle, daß eine fremde Macht sich neben uns in den südlichen Meeren festsetzen wollte, wäre es nicht höchst wünschenswerth, die Zuneigung der Colonie zum Mutterland zu befestigen? Und würde es nicht an Tollheit gränzen, die Zuneigung einer so mächtigen Körperschaft, einer Colonie, welche unsere Märkte so reichlich versorgt, und so viel von unsern Manufacten nimmt, zu verscherzen?" An Schwierigkeiten, die der Sache entgegen stehen, fehlt es denn freilich auch nicht: das bisherige System des Landverkaufs muß geändert werden — keine kleine Aufgabe für das Colonialdepartement, das, wie man in England allgemein klagt, zu allen bedeutenden Schritten gleichsam gezwungen werden muß, und zweitens scheint sich zwischen der ansässigen Bevölkerung von Neusüdwales und diesen neuen Hirtenkönigen allmählich ein ziemlich feindseliges Verhältniß einzustellen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Wir verließen unsre Freunde, und setzten nach einer Reise von drei Tagen über den Brazos, nahe an einer reichen Kupfermine, welche seit uralter Zeit von den Indianern bearbeitet wird, da sie, wie auch jetzt noch, ihre Lanzen und Pfeilspitzen daraus machten. Nach einer Reise von weiteren drei Tagen kamen wir an einen der obern Zuflüsse des Trinity-Flusses, und stießen hier auf zwei Compagnien texanischer Jäger unter Befehl eines gewissen Capitän Hunt, der von Süden heraufgesendet worden war, um die nördlichen Pflanzungen zu schützen. Bei ihm fand ich fünf Herren, die, des Aufenthalts in Texas müde, die Gelegenheit dieser militärische Escorte ergriffen hatten, um nach Arkansas zurückzukehren. Sobald sie hörten, daß ich selbst dahin gehe, boten sie mir an, mich zu begleiten, worein ich willigte, da es jetzt abgemacht war, daß Gabriel und Roche mich nicht weiter als bis zum rothen Flusse begleiten sollten. *)

Am nächsten Morgen erhielt ich einen Besuch von Hunt und zwei oder drei untergeordneten Officieren, um über nachstehenden Vorfall zu berathschlagen. Eine Ackerbaucompagnie hatte von der texanischen Regierung Land an den obern Armen des Trinity-Fluß bewilligt erhalten; 25 bis 30 Familien hatten sich hier angesiedelt, und besaßen viel Rindvieh, Pferde, Maulthiere und eine Art sehr vorzüglicher Esel. An demselben Abend, wo ich mit den texanischen Jägern zusammentraf, war die Niederlassung von einer Anzahl Spitzbuben heimgesucht worden, welche alles raubten, 60 bis 70 Männer, Weiber und Kinder ermordeten, und sämmtliche Häuschen und Blockhütten dieses entstehenden wohlhabenden Dorfes in Brand steckten. Alle Leichen waren schauderhaft verstümmelt und skalpirt, und da die Angreifenden nach indianischer Weise bemalt waren, erklärten die wenigen Einwohner, welche entkommen und in das texanische Lager gelangt waren, die Räuber seyen Comantschen gewesen. Dieß läugnete ich geradezu, und eben so die Comantschen, welche bei mir waren; wir zogen deßhalb alle mit den texanischen Truppen nach Lewisburg, wo die Metzelei vorgefallen war. Sobald ich die Leichen herumliegen sah, war ich überzeugt, daß die That von Weißen begangen seyn müsse. Der Comantschenhäuptling konnte kaum seine Entrüstung zurückhalten, ritt hart an Capitän Hunt heran, und sagte finster zu ihm: „Halt, bleiches Gesicht, und schaue hin mit offenen Augen; sey ehrlich, wenn du kannst, und gestehe, daß du aus eigener Erfahrung weißt, daß dieß von weißen Männern geschehen ist. Welcher Comantsche hat je Weiber und Kinder skalpirt? Halt, sage ich, und schaue hin — Schmach über deine Farbe und dein Geschlecht — ein Geschlecht von Wölfen, die einander aufzehren, ein Geschlecht von Tigern, welche die Weiber tödten, nachdem sie ihnen Gewalt angethan. Blick hin, die Leichen der jungen Weiber wurden auf eine schändliche Weise verunstaltet, siehst du? Du weißt wohl, daß ein Comantsche zu edel und zu stolz ist, um sich so zu erniedrigen wie ein Texaner oder ein Thier."

Zwanzig unsrer Comantschen brachen auf, folgten der Spur und brachten Abends drei Gefangene ins Lager; es waren verruchte Schurken, die jedem Soldaten unter Capitän Hunt wohl bekannt waren, und die auch trotz ihrer indianischen Verkleidung sogleich erkannt wurden. Hunt weigerte sich sie zu bestrafen oder eine weitere Verfolgung anzustellen unter dem Vorwand, er habe Befehl gegen indianische Räuber, aber nicht gegen Weiße einzuschreiten. „Wenn dem so ist," unterbrach ihn der Anführer der Comantschen, „so ziehe dich augenblicklich, noch diese Nacht, mit deinen Leuten zurück, oder der Abendwind möchte deine Worte meinen jungen Leuten wiederholen und diese dann den Texanern eine Lehre der Gerechtigkeit geben. Fort mit Dir, wenn Dir dein Skalp lieb ist, die Comantschen werden Gerechtigkeit üben, es ist Zeit dazu,

---

*) Es kann seltsam scheinen, daß die stets mit den Texanern im Krieg befindlichen Comantschen nicht die Leute unter Capitän Hunt sogleich angriffen. Aber unsre Begleiter waren eine bloße Jagdabtheilung, die hauptsächlich aus jungen Jägern bestehen, welche noch nicht Krieger sind. Bei solchen Gelegenheiten kommt häufig doch nicht immer ein alter Krieger auf je acht Jäger, um ihnen alle indianischen Jagdkünste zu zeigen. Diese Abtheilungen nehmen oft Weiber und Kinder mit, und kämpfen nur im Fall sie dazu genöthigt werden.

wenn die bleichen Gesichter so einander fürchten." Capitän Hunt war klug genug, sich ohne Antwort zurückzuziehen, und am andern Morgen peitschten die Comantschen die Spitzbuben, weil sie die Malerei und den Kriegsruf der Comantschen angenommen hatten, mit Stricken und Gerten tüchtig durch. Nachdem dieser erste Theil der Strafe vorüber war, wurde ihnen die Malerei abgewaschen, und der Häuptling übergab sie uns zur Bestrafung, da wir mit den oben erwähnten fünf Amerikanern jetzt acht Weiße waren. „Sie sind zu schlecht," sagte er, „um den Tod als Krieger zu sterben; richtet sie nach Euren Gesetzen, Gerechtigkeit muß geschehen."

Es war eine schwere Verantwortlichkeit, aber wir richteten sie nach den Gesetzen von Texas und den Vereinigten Staaten: sie wurden zum Strang verurtheilt und mit Sonnenuntergang aufgeknüpft. So viel ich weiß, hängen ihre Leichen noch an den untern Zweigen dreier Baumwollbäume an dem Oberlauf des Trinity-Flusses.

Wir blieben einige Tage an unserm Lagerplatz, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, damit sie die Anstrengungen einer Reise durch die wilden, sumpfigen Wüsten des nordöstlichen Texas desto besser ertragen könnten. Drei Tage nach der Hinrichtung der drei Gefangenen benachrichtigten uns einige unserer Indianer bei ihrer Rückkehr von einer Büffeljagd, daß mehrere texanische Compagnien, im Ganzen 200 Mann stark, in unserer Richtung heranzögen, und daß sie wahrscheinlich auf einem Zuge gegen die Indianer am Querwald sich befänden, indem sie viele Wagen bei sich hätten, die augenscheinlich nichts als Lebensmittel und Munition enthielten. Wir befanden uns in einer starken Stellung und dachten somit nicht an Rückzug, sondern warteten die texanische Armee ab, entschlossen ihr eine tüchtige Lection zu geben, wenn sie es wagen sollte uns anzugreifen. Trotz der Sicherheit unserer Stellung hielten wir in der Nacht gute Wache, doch ereignete sich nichts. Am nächsten Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, sahen wir das kleine Heer eine Stunde von uns am entgegengesetzten Ufer eines tiefen Baches halten, über den sie setzen mußten, um zu uns zu kommen. Eine Abtheilung Comantschen brach sogleich auf, um ihnen den Uebergang streitig zu machen, aber die Texaner entfalteten einige Stillstandsflaggen, und so ließ man fünf von ihnen unbelästigt herüberschwimmen.

Diese fünf waren Capitan Hunt, den ich oben schon erwähnte, und General Smith, der die texanische Armee commandirte, ein gewisser Fleischer aus Indiana, der des Mords seiner Frau überführt und zum Galgen verurtheilt war, dem es aber gelungen aus dem Gefängniß zu entfliehen und nach Texas zu gehen. Die dritte vornehme Person war Oberst Hookley und die beiden andern waren Dolmetscher. Da die Indianer nie einen Feind angreifen, der mit einer Stillstandsflagge kommt, so brachten die Comantschen diese Herren ins Lager, wo General Smith alsbald dem Anführer der Comantschen gegenüber eine polternde Rede begann, wie er der vornehmste General im Lande und alle andern ihm untergeben, wie er eine unermeßliche Zahl tapferer Krieger mit sich führe, die ihres Gleichen nicht in der Welt hätten u. s. w. So ging es eine halbe Stunde fort, bis ihm der Athem fehlte. Der Anführer der Comantschen antwortete voll Verachtung, auf Großsprechereien könne er nichts erwiedern, er solle deutlich sagen, was er verlange. Höchlich erzürnt über diesen Mangel an guter Lebensart von Seite „eines armen Teufels von Wilden" sprach sich der Ex-Fleischer endlich deutlicher aus. Er habe den ganzen Vorfall zu Lewisburg von Cap. Hunt erfahren, so wie auch, daß die Comantschen die Gefangenen zurück behalten hätten, man solle ihm diese ausliefern. Sodann wolle er die drei jungen bleichen Gesichter (nämlich mich, Gabriel und Roche), die sich bei den Comantschen befänden, in seinen Händen haben; sie seyen Räuber, die aus den Gefängnissen entkommen, und er wolle sie bestrafen. Drittens solle man ihm die fünf Amerikaner ausliefern, welche Capitän Hunt verlassen hätten, um sich uns anzuschließen. Er vermuthe, sie seyen Spitzbuben oder Verräther, sonst würden sie nicht zu den Indianern gezogen seyn. Er, der commandirende General, wolle die Sache genau untersuchen, die Comantschen thäten daher besser die Sache schnell abzumachen, denn er habe Eile. Ich muß hier bemerken, daß die fünf Amerikaner, obgleich durch die Texaner bereits ziemlich ausgestohlen, doch noch 4 bis 500 Dollars in guten Banknoten bei sich hatten; außerdem besaß jeder eine goldene Uhr, wohlversehene Satteltaschen, einen guten Sattel und ein vortreffliches Pferd.

Der Häuptling erwiederte dem General: „jetzt kann ich antworten, da ich Worte gehört die einen Sinn haben, ob ich gleich weiß, daß es große Lügen sind. Ich sage fürs erste: du sollst die drei Gefangenen, welche Leute deiner eigenen Farbe ermordeten, nicht haben, denn sie hängen dort an den hohen Bäumen, und sollen auch dort bleiben, bis die Geyer und Raben ihr Fleisch verzehrt haben. Ich sage zweitens, daß die drei jungen bleichen Gesichter hier sind und selbst antworten werden, ob sie mit dir gehen wollen oder nicht; aber ich sehe, deine Zunge kann arge Lügen aussprechen, denn ich weiß, daß sie nie bei den bleichen Gesichtern im Süden (den Mexicanern) waren. Was die fünf Herren betrifft, so kann ich sie nicht zurückgeben, weil wir nur das zurückgeben, was wir genommen haben. Sie sind jetzt unsre Gäste und somit sicher, bis sie nach eigenem Verlangen uns verlassen. Ich habe gesprochen!" Kaum war diese Antwort ertheilt, als der General und seine vier Begleiter sich von 20 Comantschen umringt sahen, welche sie ziemlich rasch und unceremoniös nach dem Fluß zurückführten. Der commandirende General des Landes schwor Rache, da aber seine Führer ihn nicht verstanden, so behielt er glücklicher Weise seine Zunge, um zu gelegenerer Zeit noch mehr zu lügen und zu fluchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tungusen im Kreise Nertschinsk.

(Nach Parchin. Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1844.)

Tungusen bewohnen, wie die Mongolen-Buräten, hauptsächlich die Steppen des Kreises von Nertschinsk. Da sie mit den Buräten

ganz gleiche Lebensart führen, so unterscheiden sie sich von ihnen nur durch die Sprache und einige wenige Charakterzüge. Auf den ersten Anblick kann man sie kaum unterscheiden, derselbe Gesichtsschnitt, dasselbe Costüm, dasselbe Benehmen, so daß man vor dem Beginn des Gesprächs nicht weiß, ob man einen Tungusen oder Buräten vor sich hat. Sie ziehen nomadisch in allen Theilen des Kreises umher, namentlich aber am Onon, der Ingoda, Nertscha und Kilanga. Ihre Zahl beträgt 10,853 Seelen, und diese stehen unter dem Steppenhof von Urulginsk, welcher Ort selbst zwischen 900 und 1000 Seelen zählt und 237 Werste westlich von Nertschinsk liegt, an der Einmündung des Baches Urulga in die Ingoda. Das Dorf ist auf einer malerischen Anhöhe erbaut, und theils von der Urulga, theils von einem dichten Wäldchen von Weiden- und Elzbeerbäumen umgeben. In der Mitte des Dorfes erhebt sich die hölzerne Kirche. Weiter nach Norden jenseits des Berges in einem weiten Thal beginnen die Nomadenlager. Von den Tungusen ist etwa die Hälfte zum Christenthum bekehrt, nämlich 5108 Seelen, 4448 Seelen sind Lamadiener und nur ein schwacher Ueberrest also hängt noch dem alten Schamanenthum an. Die Tungusen von Nertschinsk stammen von Ansiedlern ab, die mit Fürst Peter Gantimur aus dem chinesischen Gebiet am Flusse Naun herüberkamen, schon im Jahre 1680. Gantimur wurde von den Chinesen verfolgt, schlug sich aber durch, und später kamen mehrmals geheime Botschaften an ihn, um ihn wieder zur Rückkehr einzuladen. Gantimur selbst starb auf einer Reise nach Moskau, und sein Sohn Paul Katan wurde von der russischen Regierung in den Fürstenstand erhoben.

Der wichtigste Dienst, welchen Gantimur der russischen Regierung leistete, war folgender: als die Chinesen, aufgereizt durch die Forderungen eines russischen Gesandten, Nertschinsk umringten und mit einem Angriff bedrohten, während sie zugleich die einheimischen Stämme in Aufstand zu setzen suchten und selbst einige zu sich herüberzogen, bewaffnete Gantimur alle seine Tungusen, und setzte durch seinen Muth, seine Gewandtheit und seinen Eifer die Russen in den Stand aus der schwierigen Lage zu entkommen. Die Buräten-Onkoten empörten sich zuerst gegen die Russen und andere begannen zu wanken. Gantimur hielt die einen durch Ueberredung und gute Worte, die andern durch Schrecken in der Ordnung zurück, und als beim Abzug der Chinesen die Onkoten gleichfalls sich entfernen wollten, eilte er ihnen mit seinen eigenen Leuten und den Kosaken nach, holte sie ein und metzelte alles, auch nachdem sie sich gefangen gegeben hatten, ohne Unterschied nieder; der unruhige Stamm der Onkoten verschwand ganz. Gantimurs Geschlecht erhielt die erbliche Fürstenwürde, aber seine Macht wurde sehr beschränkt; sie haben nur den Tribut zu erheben und unbedeutende Streitigkeiten zu schlichten.

Die Tungusen unterscheiden sich, wie schon erwähnt, in Kleidung und Gesichtsschnitt durchaus nicht von den Buräten, aber im Charakter ist die Verschiedenheit sehr merklich. Die Tungusen sind tapferer, klüger und entschlossener als die Buräten; zugleich sind sie gastfreier und nähern sich bälder den Russen in Sitten und Lebensweise. Die Sprache der Tungusen ist von der burätischen verschieden und ein Zweig der mandschurischen. Einige behaupten, die tungusische Sprache sey eine selbständige, und die tungusischen, jetzt in Sibirien zerstreuten Stämme hätten einst ein bedeutendes Volk gebildet, und einen hohen Rang unter den Oirät (Olöt) eingenommen. Diese für die Tungusen sehr schmeichelhafte Annahme hat viel wahrscheinliches. Noch jetzt bilden die Tungusen den zahlreichsten Stamm in Sibirien, und die mit verschiedenen Namen bezeichneten Anwohner des Amur gehören alle zum Stamm der Tungusen.

Die Tungusen-Orotschanen, die wilden Waldbewohner, haben die ganze Einfachheit ihrer ursprünglichen Sitten beibehalten. Unter den alten Gewohnheiten hat sich auch eine Volksbelustigung erhalten, dieß ist die Oblawa oder Wildthierjagd, welche von dem in Menge versammelten Volke vorgenommen wird.

Die Oblawa ist eine Art Jagdfest, wo jeder Jäger sich bemüht, durch Kunst und Gewandtheit in Handhabung der Waffen, durch Reitkunst, Keckheit und Muth bei Verfolgung der wilden Thiere sich auszuzeichnen. Die Oblawa wird von einem alten, geachteten Tungusen angesetzt, z. B. vom Fürsten selbst oder irgend einem andern Stammeshaupt. Diese Ehre kommt ihm, wie man sich denken kann, nicht wohlfeil zu stehen, aber die Tungusen bringen, um ihm nicht gar zu lästig zu fallen, selbst Vorräthe mit, namentlich die unerläßliche Aufmunterung zur Tapferkeit, den „Arakí.“ Die versammelten Jäger schließen liegend einen bestimmten Ort ein und nähern sich nun insgesammt einem Mittelpunkt. Die durch das Geräusch erschreckten Thiere machen sich auf, fliehen, zeigen sich aber kaum auf Schußweite, so fallen sie auch schon getroffen nieder. Dieser kleine Krieg bietet ein sehr interessantes Bild dar, und es läuft ohne allerlei kleine Vorfälle nicht ab. Die Eifersucht der Jäger versetzt diese oft in eine lächerliche, manchmal aber auch in eine gefährliche Lage, wenn ein wildes Thier verfolgt wird. Der eine ist stolz auf allerlei unerwartete Sprünge während des Laufes nach dem Thier, ein anderer auf die Sicherheit seines Auges, der dritte auf seine Kunst, die Beute an einer voraus bestimmten Stelle bei jedem Sprunge zu erlegen. Die Tungusen sind vortreffliche Jäger und gewandte Reiter. Der Pfeil, ihre alte Waffe, ist noch so sicher, wie die furchtbare Büchse.

Ihre abergläubischen Gewohnheiten haben sie mit den Mongolo-Buräten gemein. Sie glauben an die Kunst der Schamanen, welche die Zukunft voraus wissen, und halten sie für Zauberer. Doch stehen die Tungusen in der Civilisation höher als die Buräten. Die Hälfte von den erstern ist, wie schon bemerkt, getauft; dieß geschah in Folge des Beispiels, das Gantimur beim Uebertritt über unsere Gränze den Stammeshäuptlingen gab. So hat sich das Christenthum bei ihnen befestigt. Die getauften Tungusen schließen sich in Kleidung und Lebensart den russischen Bauern an, unterscheiden sich aber von ihnen durch angestammte Unreinlichkeit. Als Nomadenvolk sehen sie zahlreiche Heerden als das erste Besitzthum an, und haben auch wirklich große Pferdeheerden, die frei auf den weiten Steppen weiden.

Chinesische Merkwürdigkeiten. Während der Osterzeit finden sich immer in London eine Menge Merkwürdigkeiten zusammen, welche dem um diese Zeit etwas müßigen Publicum für sein Geld gezeigt werden. Dießmal spielt die „Chinese Exhibition“ eine große Rolle. Der Eigenthümer hat sich eine unsägliche Mühe gegeben, alle nur möglichen tragbaren Sachen, welche chinesisches Leben und Sitte anschaulich machen können, herbeizuschaffen, und vermehrt seine Sammlung noch immer, so daß sie allmählich zu einer Wichtigkeit angediehen ist, die zu etwas Besserem taugt, als eine bloße Neugier zu befriedigen. Als Prachtstück wird Abends das Laternenfest dargestellt, und der Effect des Anblicks durch die langen Reihen buntfarbiger Laternen soll wirklich zauberhaft seyn. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1844.

Scenen in Mexico. *)

Tertulias. — Rauchen der Frauenzimmer.

Die Tertulias werden von Damen und Herren besucht, die hier zusammen kommen, um zu schwatzen, zu tanzen, zu singen und zu rauchen. Die Sitte des Rauchens ist in Mexico unter beiden Geschlechtern auf eine unbegreifliche Weise verbreitet. Ruft man einen Freund in der Straße an, so reicht dieser die Cigarrenbüchse hin; macht man einen Besuch, so folgt auf die erste Frage nach der Gesundheit ein ähnliches Anerbieten, und die Damen scheuen sich nicht im mindesten, ihre kleinen Cigarrenbüchsen hervorzuziehen und gleichfalls anzuzünden. Geht man in eine Tertulia, so findet man ganz sicherlich Cigarren, denn jedermann raucht. Geht man ins Theater oder auf einen Ball, so muß man sich mit Cigarren vorsorgen, denn die Höflichkeit erfordert, solche den Damen und seinen Bekannten anzubieten. Auch gilt es für unhöflich eine angebotene Cigarre auszuschlagen, man muß sie annehmen, selbst wenn man keinen Gebrauch davon machen will.

Männer und Frauen können eine solche angenehme Unterhaltung nicht missen, und sie würden gegen eine herkömmliche Höflichkeit verstoßen, wenn sie nicht rauchen wollten. Die ächte mexicanische Schöne würde glauben, einen ihrer Reize zu verlieren, wenn sie keine Cigarre im Munde hätte; sie lispelt ihrem Liebhaber freundliche Worte unter Rauchwolken zu, und steckt ihren runden Arm unter der neidischen Mantille hervor, um eine Papiercigarre vorzuholen, oder die ihres Liebhabers anzuzünden. Wie könnte sie die Zeit ausfüllen, die sie jetzt mit Rauchen hinbringt! Spricht man ihr von der Unziemlichkeit des Rauchens für Damen, so hat sie tausend Entschuldigungen, indeß muß man doch zu Ehren der mexicanischen Damen nachsagen, daß sie zuerst den Vorstellungen der Fremden nachgaben, so daß es täglich seltener wird, junge Damen öffentlich rauchen zu sehen; auch verschwindet es allmählich aus dem Theater und aus den Bällen der Hauptstadt, wo es nicht länger nothwendig ist, besondere Rauchzimmer für Damen zu haben. Pfeifen sieht man nie in Mexico, denn alles raucht nur Cigarren, und diese zerfallen in Puros, welche bloß aus Tabak bestehen, und in Cigarros, wo etwas Tabak in Papier gewickelt ist.

*) United Service Magazin March.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

General Smith kehrte zu seinen Leuten zurück, und entfernte sich etwa eine halbe Stunde weit, augenscheinlich um sich zu einem Angriff auf unser Lager zu rüsten. Abends ging Roche mit fünf oder sechs Indianern eine halbe Stunde unterhalb über den Fluß, um die Texaner zu beobachten, stieß aber unglücklicher Weise auf eine aus zehn Mann bestehende Jagdpartie, sein Pferd wurde durch einen Büchsenschuß getödtet und er kam unter dasselbe zu liegen. Einer der Comantschen sprang sogleich ab, befreite Roche aus seiner gefährlichen Lage, half ihm, obgleich die Texaner in diesem Augenblick angriffen, auf sein Pferd und hieß ihn fliehen. Roche, von seinem Fall noch halb betäubt, war keiner Ueberlegung fähig, sonst hätte ihm sein Edelmuth nicht gestattet, sein Leben auf Kosten des tapfern Burschen zu retten, der sich auf solche Weise aufopferte. Er sprengte fort, sein Befreier erwartete die Angreifer festen Fußes, tödtete zwei von ihnen, fiel aber dann unter ihren Kugeln. *)

Das Krachen der Büchsen brachte Roche zur Besinnung; er griff mit den drei noch übrigen Indianern wüthend die Jäger an, riß einem derselben mit seinem Messer den Leib auf, während die Comantschen ihre Lassos mit Erfolg warfen, und drei verstümmelte Körper durch die Ebene hinter sich nachschleppten. Roche gewann seinen Sattel und seine Holfter wieder, nahm die Leiche des gefallenen Indianers mit sich, und gab dann seinen Gefährten das Zeichen zum Rückzug, da

*) So heilig sind die Gesetze der Gastfreundschaft bei diesen Indianern, daß nöthigenfalls zehn ihr Leben geopfert hätten, um das ihres Gastes zu retten. Der Comantsche, welcher sich für Roche opferte, glaubte nicht mehr als seine Pflicht zu thun.

die übrigen texanischen Jäger in vollem Rennen nach ihrem Lager eilten und dort Lärm machten. Eine Stunde später kam Roche zurück und auf seinen Bericht wurde beschlossen, die Texaner noch in der Nacht anzugreifen.

Gegen zehn Uhr brachen wir auf in drei Schaaren von je 70 Mann getheilt, während Roche, den der Sturz im Augenblick kampfunfähig gemacht hatte, mit fünfzehn Indianern und den fünf Amerikanern zurückblieb. Zwei von den Schaaren gingen unterhalb, die dritte, von Gabriel und mir befehligte, eine Stunde oberhalb über den Fluß, und ließen daselbst die Pferde unter Bewachung von je fünf Mann für mögliche Unfälle zurück. Der Plan war die Texaner zu überfallen, und vorn und im Rücken zugleich anzugreifen. Es gelang über alle Erwartung, da die Texaner wie gewöhnlich alle mehr oder minder betrunken waren. Wir erreichten ihre Feuer, ehe Lärm gemacht wurde, erhoben dann den Kriegsruf und stürzten unter die Schlafenden, von denen viele in ihrer tiefen Besoffenheit erschlagen wurden; die andern, welche erwachten und Zeit hatten die Waffen zu ergreifen, fochten sicherlich besser, als sie wohl im nüchternen Zustande gethan hätten. Der wackere General Smith, der Tapferste der Tapfern, floh gleich nach dem Beginn des Gefechts, aber Capitän Hunt fiel, wie ich selbst sah, unter dem Tomahak des Comantschen-Anführers. Vor dem Angriff hatten die Indianer sich aller Wagen und Pferde der Texaner bemächtigt, so daß Flucht für viele fast unmöglich wurde. Die Prairie war hier wellenförmig, außer an der linken Seite des Lagers, wo einige Büsche den Rand eines kleinen Baches begränzten; doch waren diese zu unbedeutend, um den Texanern, von denen bereits die Hälfte getödtet und skalpirt war, eine Zuflucht zu gewähren. Der Rest der Nacht wurde mit der Jagd auf die Flüchtigen hingebracht, welche endlich an einer Biegung des Flusses in einer Stellung anhielten, die nicht ohne großen Verlust genommen werden konnte; so zogen dann die Indianer, nachdem sie alle Pferde und die werthvolle Beute gesammelt, die Wagen aber verbrannt hatten, nach dem Lager zurück.

Ich konnte mich nicht enthalten, hie und da einen Blick zurückzuwerfen, denn das Schauspiel war in der That prächtig. Hunderte von Fässern voll Speck, gesalzenem Schweinefleisch und Branntwein loderten auf, und der Brand ergriff nun auch das Gras und die trockenen Gebüsche. Wir waren kaum über den Fluß zurück, als der Morgenwind sich erhob, die Flamme schnell nach allen Seiten verbreitete, so daß sie auch den Ort erreichte, wo die Texaner in Vertheidigungsstellung sich gehalten hatten. So plötzlich brachen die Flammen gegen sie herein, daß alles mit einander, Menschen und Pferde ins Wasser stürzte, um sich vor dem verheerenden Element zu retten. Viele ertranken in den Wirbeln, und die, welche das entgegengesetzte Ufer erreichten, waren zu schwach und elend, um an irgend etwas anderes zu denken, als wo möglich die südlichen Ansiedlungen zu erreichen.

Obwohl durch den Fluß, an dessen Ufer wir gelagert waren, gegen den unmittelbaren Bereich der Flammen gedeckt, wurde die Hitze doch so heftig, daß wir unser Lager etwas weiter gegen Westen aufschlagen mußten. Die Beute war, Waffen und Munition ausgenommen, nichts werth. Nicht ein Stück Leinen, nicht ein einziges Kleidungsstück war in allen den Bündeln und Kisten zu finden. Von den genommenen Pferden wurden dreißig oder vierzig sogleich von den Comantschen als ihr Eigenthum erkannt, indem viele davon im vorigen Jahre von einer Abtheilung Texaner gestohlen worden waren, welche die Indianer zu einer großen Rathsversammlung eingeladen hatten. Gabriel und ich lehnten allen Antheil an der Beute ab, und da die Zeit jetzt für mich sehr wichtig wurde, so sagten wir den freundlichen Comantschen Lebewohl, und setzten unsere Reise in Gesellschaft der fünf Amerikaner fort.

Während des Gefechts hatten die Comantschen 40 Verwundete und 9 Todte, zwei Monate später aber las ich in einer amerikanischen Zeitung eine ganz seltsame Nachricht über dasselbe. Es war ein Bericht von General Smith, dem Befehlshaber der sämmtlichen Truppen von Texas, über den ruhmvollen Zug gegen die Wilden, wobei die tapfern Soldaten der jungen Republik die wundervollsten Thaten ausgeführt hatten. Es ist darin gesagt: „als General Smith durch den unglücklichen Capitän Hunt erfuhr, daß 5000 Wilde die emporblühende Stadt Lewisburg zerstört und alle Einwohner ermordet hätten, eilte er sogleich mit seinen unerschrockenen Leuten in die Nähe des Schauplatzes; hier wurden sie in der Nacht, wo alles durch Strapatzen ganz erschöpft war, von der ganzen Macht der Indianer angegriffen, welche etlich' und zwanzig Halbblütige, französische und englische Handelsleute, bei sich hatten. Trotz dieser Nachtheile trieben die Texaner die Comantschen mit bedeutendem Verlust zurück bis zum Morgen, wo sie vom Morden wörtlich erschöpft und die Prairie mit den Leichen von 2000 Indianern bedeckt war. Die Texaner hatten nur 30 oder 40 Mann verloren, und zwar Leute von geringer Bedeutung, meist neulich erst angelangte Emigranten aus den Vereinigten Staaten. Den Tag über wurde der Gestank so unerträglich, daß General Smith die Prairie in Brand stecken ließ, über den Fluß zurückging und in kurzen Märschen nach Hause zurückkehrte, da er wohl wußte, daß eine Verfolgung der Comantschen in die unzugänglichen Prairien des Nordens ganz nutzlos seyn würde. Nur Ein Texaner von Bedeutung ist in dem Kampfe gefallen, der tapfere und unglückliche Cap. Hunt, so daß im Ganzen, wenn man die Zahl der Feinde erwägt, die Republik diesen Zug als den ruhmvollsten seit der Unabhängigkeitserklärung betrachten kann."

In solcher Weise ging es drei enge Spalten lang fort, und als Finale erließ der Ex-Fleischer einen Aufruf an alle edelmüthigen, freiheitliebenden Söhne von Texas und den Vereinigten Staaten, worin er sich bitter über die Cabinette von Frankreich und England beschwerte, welche eifersüchtig auf den Ruhm und die Wohlfahrt von Texas augenscheinlich Agenten ausgesendet hätten, um die Wilden aus Neid und Haß gegen die unbefleckte Ehre der großen amerikanischen Republik aufzureizen.

Die fünf Amerikaner, welche mit uns reisten, waren

Leute von besserer Erziehung, drei davon aus Virginien und zwei aus Maryland. Ihre Geschichte ist die vieler anderer ihrer Landsleute; drei hatten die Rechte, einer die Medicin und der fünfte die Theologie studirt. Da sie daheim keine Beschäftigung fanden, suchten sie in den neuen Staaten ihr Glück zu machen, und so kamen sie bis nach Texas, fanden aber hier, daß nach einer mäßigen Berechnung 10,000 Advocaten in Texas seyen, denn Präsident, Secretäre, Constables, Gastwirthe, Generale, Matrosen, Pferdediebe u. dgl. waren alle ursprünglich Advocaten gewesen oder dazu erzogen worden. Der Mediciner entdeckte bald, daß die Fabel vom Wolf und dem Storch ausdrücklich für die medicinische Praxis in Texas geschrieben, und der Geistliche, daß die Religion eine Waare sey, deren man in einem so jungen Lande nicht bedürfe. Alle hatten irgend eine kleine texanische Geschichte zu erzählen, die sie sämmtlich zwar für höchst schurkische, aber äußerst schlaue *) Streiche erklärten. Einer der Advocaten war vor Gericht geladen und beschuldigt worden, er habe einem Wirth eine falsche Neu-Orleans-Banknote von fünfzig Dollars gegeben. Der arme Advocat, der nie andere als Fünf- oder Zehn-Dollars-Noten in seinem Besitz gehabt hatte, schwor, er habe die Note nie gehabt, aber der Wirth und zwei Zeugen beschworen, daß er sie dem Wirth zum Auswechseln eingehändigt, und er wurde zur Bezahlung der Note und in die Kosten verurtheilt. Da er jedoch kein Geld hatte, so ließ man ihn laufen, denn das Gefängniß war nicht für solche Vagabunden gebaut, sondern für die Regierungsbeamten, welche ihre Schlafzimmer darin hatten. Drei Tage später wurde ein armer Schiffscapitän aus Boston wegen derselben Banknote vor Gericht gefordert und mußte zahlen, obwohl er nie seinen Fuß in das Haus des Wirthes gesetzt hatte.

In Galveston ist nämlich ein neuer, sehr profitabler Handel aufgekommen, den man den „Lumpenhandel" nennt. Er besteht nämlich im Kauf und Verkauf von falschen Banknoten, deren Bezahlung dann von jedem Fremden, bei dem man Geld zu finden glaubt, gerichtlich verlangt wird. Bei solchen Gelegenheiten theilen die Richter und Kläger die Beute. Ich kann hier einen Umstand erzählen, der in Frankreich und den Vereinigten Staaten wohl bekannt ist. Der französische Geschäftsträger, Marquis de Saligny, wurde acht Tage nach seiner Ankunft vor Gericht gefordert, und nach dem Eid mehrerer Zeugen schuldig befunden, einem Landspeculanten 700 Dollars in falschen Noten eingehändigt zu haben. Er bezahlte das Geld, da er aber nie etwas anders als französisches Gold und französische Banknoten in Händen gehabt hatte, beklagte er sich bei seiner Regierung, und diese Probe texanischer Ehrlichkeit war die Hauptursache, weßhalb der Bankier Laffitte die Uebereinkunft über ein Anlehen von 7 Millionen Dollars, welche er mit General Hamilton, dem texanischen Geschäftsträger für England und Frankreich, abgeschlossen hatte, plötzlich wieder abbrach.

(Fortsetzung folgt.)

*) smartish, ein eigenthümlicher, amerikanischer Ausdruck.

Volksleben in Venedig.

Der nordwestliche Theil der Stadt. Der Ghetto.

Der Zufall hat mich ans entgegengesetzte Ende der Stadt geführt, vom südöstlichen in den nordwestlichen Theil; lassen Sie mich gleich etwas länger hier verweilen, um zu zeigen, wie dieser Gegensatz nicht bloß die Weltgegend betrifft, sondern auch in fast jeder Beziehung des Lebens sich offenbart. Wie der öffentliche Garten bis in die südlichste Spitze der Stadt sich erstreckt, so ist die nördlichste Spitze auch ein Garten, aber ein geschlossener, wo man weder Volk noch beau monde sieht, sondern nur Soldaten, und diese bilden hier, mit Ausnahme der geselligen Verhältnisse unter den Gebildeten, eine völlig abgeschiedene Classe der Bevölkerung; denn sie haben durchaus alle Anstalten und Einrichtungen zu ihrer Existenz für sich allein, und stehen selbst in richterlicher Beziehung nur in einem einzigen Punkt unter den bürgerlichen Gerichten, nämlich wenn sie in Privatwohnungen leben, in Betreff darauf bezüglicher Streitigkeiten mit dem Hausherrn oder Vermiether. Dieser geschlossene Garten ist die Schießbahn für die Infanterie der Garnison, und in der That eine schöne Schießbahn. Eine einfache wohl 10 Schritte breite und 40 Schritte lange überdachte Colonnade dient den Schützen als Stand; ein freier grüner Rasenplatz davor ist auf der einen Seite mit einer dreifachen Allee von Obstbäumen, auf der andern von großen Weinlauben und einzelnen Cypressen eingefaßt, und der Colonnade gegenüber, 150 Schritte entfernt, steht vor einem großen Erdhügel die Scheibe. Von dem Hügel aber hat man die herrlichste Aussicht auf die den ummauerten Fuß desselben bespülende Lagune und drüberhin auf die vielen Inseln und das von den Alpen umgränzte Flachland im Norden. Dahin kommt aber, wie gesagt, außer den commandirten Soldaten kein Mensch, und in den Sestieri di Castello und San Marco wissen wohl die meisten kaum, daß ein solcher Platz existirt; ja was mehr ist, wie haben viele Venetianer abgestritten, daß es eine Kirche San Alvise gebe, die doch wirklich dort in der Nähe liegt und neuerlich erst in der Außenwand ganz restaurirt worden ist. Das Innere dagegen ist vielleicht seit einigen hundert Jahren ohne alle Aenderung geblieben und daher recht eigenthümlich, obwohl nichts weniger als schön. Bekannter ist freilich die etwas weiter östlich in demselben Stadttheil gelegene prächtige Kirche S. Maria (oder Madonna) dell' Orto mit ihren schönen Tintorettos u. s. w., die indeß gegenwärtig kaum zu sehen sind, weil behufs einer gründlichen Restauration auf kaiserliche Kosten das ganze Mittelschiff mit ungeheuren Bretterngerüsten im eigentlichsten Sinn des Worts gefüllt ist. Die Bewohner dieses Stadttheils wissen natürlich, daß ein Marcusplatz in Venedig existirt, aber viele kommen doch nur ein- oder höchstens zweimal des Jahres dahin. — Als weitern Gegensatz muß ich erwähnen, daß im Südosten alles dicht bebaut und ein freier Platz am Hause eine wahre Seltenheit ist; im Nordwesten dagegen gibt es hinter den Häusern freie Plätze und Gärten in Menge, aber desto weniger Menschen vor und selbst in den Häusern, denn viele Gebäude dienen nur zu Waarenniederlagen, andere stehen ganz leer. Zu diesen letztern gehört leider auch ein sehr großes ganz neues Gebäude von vier Stockwerken, mit mehrern Nebengebäuden und einem großen Hofraum. Südwestlich von der erwähnten Schießbahn auf einem Vorsprung zwischen den Canälen dell' Assensa und di San Gerolamo wurde nämlich für ein Actiencapital von 300,000 fl. C. M. eine große Flitztuchfabrik angelegt. Da Venedig

1829 zum Freihafen gemacht, also für die Monarchie, auf deren Bedarf der Absatz des Fabricats vorzugsweise calculirt war, in commercieller Hinsicht zum Ausland ward, so begreift man nicht recht, weßhalb die Anlage nicht lieber in Mestre jenseits der Zolllinie gemacht worden; der etwaigen Ausfuhr seewärts hätte auch dort nichts im Wege gestanden. Kurz hier in der Stadt und so wie das Geschäft betrieben wurde, kam es bald ins Stocken, und seit Jahren steht nun die schöne Dampfmaschine still und das große Haus leer. Der fabricirte Vorrath ist en bloc an einen reichen Juden dem Vernehmen nach leidlich verkauft worden, für das Etablissement selbst dagegen, das auch seit neun Monaten feilgeboten wird, hat sich bis jetzt kein Käufer gemeldet, und den Actieninhabern wird man Glück wünschen dürfen, wenn sie im Ganzen 50 Procent realisiren. Wenn die Unternehmer, wie es heißt, reich genug sind, einen solchen Verlust zu verschmerzen, so ist doch ein jedes Mißlingen der Art auch im Interesse des Gemeinwohls sehr zu beklagen, weil es gar viele Capitalisten abschreckt ihr Geld zu ähnlichen industriellen Anlagen herzugeben, deren hier doch noch viele mit großem Nutzen betrieben werden könnten. Gegenwärtig ist der große Raum, wo ehemals die jetzt auf der Insel San Michele neben dem Todtenacker wohnenden Capuciner ihren Sitz hatten, ein recht öder Stadtwinkel, und auch gegenüber, zwischen den Canälen di S. Gerolamo und del Batello auf dem sogenannten Chiovere di S. Gerolamo, sieht man auf einer großen Menge verdeckter und offener Tuchrahmen nur wenige Stücke Zeug zum Trocknen aushängen. Doch hört man hier schon das Brausen und Klappern der nahen Dampfmahlmühle, und hat ostwärts gewendet den in der That seltsamen Anblick einer schwarzen Rauchsäule, die aus der Spitze eines mächtigen Kirchthurmes emporsteigt. Eine andere Actiengesellschaft hat nämlich die große Kirche di S. Gerolamo gekauft und in ein Mühlwerk verwandelt. Ich weiß nicht, weßhalb es in Venedig und auf den Lagunen-Inseln keine Windmühlen gibt (sie sollen überhaupt in Italien selten seyn); an Wasserkraft fehlt es natürlich ganz, die findet man erst landeinwärts an der Brenta und am Sile u. s. w. Vieles mag wohl auf Handmühlen gemahlen, das meiste als Mehl seewärts eingeführt worden seyn. Der Gedanke einer großen Dampfmühlenanlage lag also nahe, und der solide Kirchthurm ersparte die Kosten eines hohen Rauchfanges. Wer Anstoß daran nehmen sollte, daß in dem ehemaligen Gotteshause jetzt nur leibliche Nahrung gut und billig für das Volk bereitet wird, dem möge zum Trost gesagt seyn, daß hier immer noch Kirchen genug übrig sind, um eine dreimal stärkere Bevölkerung reichlich mit geistlicher Nahrung zu versorgen, und ich habe oben schon erwähnt, daß auch in diesem wenig belebten Stadttheil für Erhaltung und Ausbesserung der noch bestehenden Kirchen thätig gesorgt wird.

Unmittelbar an das Gebiet dieser Dampfmühle stößt im Osten der Ghetto (das Judenquartier), dessen ältester Theil sich südwärts bis an den Canal Regio (Canareggio) erstreckt. Hier war wohl von Alters her die Hauptcommunication mit dem Festlande (Mestre) und wird es — neben der noch weiter südwestlich mündenden Eisenbahnbrücke — als Wasserstraße auch künftig bleiben, da dieß der einzige große Canal ist, der von der nordwestlichen Lagune direct in den Canal Grande und so ins Centrum der Stadt und durch die Stadt in den Seehafen führt. Auch stehen an demselben Canal, ganz nahe vom Ghetto, noch einige der ältesten und bedeutendsten Paläste (wie der Palazzo Manfrin mit seiner berühmten Gemäldegalerie). Im Ghetto vecchio aber ist von der charakterischen venetianischen Bauart kaum eine Spur zu finden. Die Juden haben hier, wie überall in älterer Zeit, in aller Stille ihr einträgliches Geschäft getrieben, zum Theil große Reichthümer gesammelt und auch mitunter wohl ein luxuriöses, aber äußerlich unscheinbares Leben geführt. Ueber die Gränzen ihres Bezirks hinaus durften sie nicht; sie mußten sich daher, um Raum zu gewinnen, nach oben wenden, und bauten ihre Häuser 7 bis 8 Stock hoch, aber nicht wie die Nobili in Etagen von 18 bis 20, sondern in Böden- und Zimmerreihen von 7 bis 9 Fuß Höhe. Die engen, von solchen Gebäuden eingefaßten Gassen sind natürlich, wie fast alle Gassen Venedigs, düster; doch ward den Juden später nordwärts im Ghetto nuovo ein ziemlich großer von einem Canal umgebener freier Platz eingeräumt, der als Markt diente. Auch jetzt noch ist derselbe mit fast nichts als Waarenniederlagen umgeben, sonst aber öde und verlassen. Sobald nämlich zu Anfang dieses Jahrhunderts die Franzosen den Judenzwang gänzlich aufhoben, war es auch mit dem Verbergen des Reichthums vorbei, und in kurzer Zeit ward nicht allein die Gränze des Judengebiets im Norden des Canals di S. Gerolamo bedeutend erweitert, sondern es ging auch eine große Zahl schöner Paläste aus den Händen verarmter Patricierfamilien in den Besitz reicher Juden über, wie unter andern der Palazzo Ca Doro am Canal grande, der unter den alten ächtvenetianischen Palästen unstreitig zu den allerschönsten und elegantesten gehört. Ob derselbe, wie einige behaupten, in alter Zeit ein öffentliches Gebäude war und seinen Namen (Casa d'oro) von der dort befindlichen Münze des Saals erhielt, oder ob er, wie andere wollen, einer früh ausgestorbenen Familie Doro gehörte, darüber werden vielleicht die jetzigen Geschichtsforscher (zu welchen, außer dem früher erwähnten Grafen Sagredo, auch ein seit Jahren hier lebender Engländer Namens Brown gehört) nähern Aufschluß finden. Der gegenwärtige Besitzer soll geneigt seyn, das wunderschöne Gebäude wieder zu verkaufen, doch natürlich nur mit bedeutendem Gewinn, und so würde zum Ankauf nebst völliger Herstellung und Einrichtung immer ein beträchtliches Capital erforderlich seyn, denn der Häuserwerth ist, besonders in den belebtern Stadttheilen, seit einigen Jahren sehr rasch gestiegen. Nach dem Maaßstabe anderer großen Städte sind indeß die Häuser hier immer noch sehr wohlfeil. Der immense, herrliche Palast Vendramin nebst Garten am Canal Grande ist z. B. eben erst zum Preis von 100,000 Lire*) (33,000 fl. C. M.) für die Herzogin von Berry angekauft worden, und am großen Canal della Giudecca hat ein deutscher Privatmann ein schön gelegenes Haus von sechzehn Zimmern und Kammern für 2000 fl. gekauft und für weitere 1500 fl. vollständig eingerichtet, so daß er jetzt in acht Zimmern frei wohnt, — denn durch den Miethzins für die übrigen von 300 fl. jährlich werden die 175 fl. Zinsen nebst Abgaben und Reparaturkosten völlig gedeckt. Dagegen ist in letzterer Stadtgegend ein kleinerer Palazzo eben mit 15,000 Lire (5000 fl.) bezahlt worden, welcher zusammen mit zwei andern von gleicher Größe vor wenigen Jahren nur 16,000 Lire gekostet hatte.

(Schluß folgt.)

Die Menschenopfer sind unter den Khunds auf der Ostküste von Indien noch immer im Gange, der Generalstatthalter soll aber jetzt die kräftigsten Maaßregeln ergriffen haben, um sie wirksam zu unterdrücken. (Indian News. 49.)

*) Mit Mobiliar und Gemäldesammlung 170,000.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1844.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Zwei Thatsachen sind in letzterer Zeit zur öffentlichen Kenntniß gelangt, welche ein sehr schlimmes Licht auf den Zustand der Colonie werfen, die Ermordung von 19 Europäern und der ausgesprochene Wunsch einer Anzahl Colonisten wieder nach England zurückgebracht zu werden. Das Ganze ist wohl nicht anders zu betrachten als wie eine jener Krisen, denen junge Colonien so oft unterworfen sind, und die nach den bisherigen Erfahrungen damit enden, daß sie sich kräftiger als vorher erheben; indeß ist dennoch der Keim zu sehr viel Unheil gelegt worden, — ein Umstand, den wir namentlich deßwegen herausheben, weil, selbst englischen Blättern zufolge, die Versuche deutsche Colonisten hinzuführen, noch immer im Gange sind. Der Grundfehler bei dem ganzen hinsichtlich Neuseelands eingeschlagenen Verfahren ist einerseits eine sehr weit gehende Nachlässigkeit, und andererseits jene oft bemerkte krankhafte Philanthropie, welche, beim Lichte besehen, gleichfalls nichts als Schwäche und Unentschlossenheit ist, dem Colonialamt nicht sehr zur Ehre gereicht und wiederholtes Blutvergießen zur Folge haben muß. Die Berührung der wilden und civilisirten Menschen hat noch allenthalben Zerwürfnisse herbeigeführt, in denen das juridische Recht gewöhnlich auf Seite der Civilisation, das Menschenrecht aber auf Seite der Wilden war, und die Erkenntniß dieses Standes der Dinge hat ein Mitleid für die letztern erzeugt, das allzu oft in Ueberschätzung des Charakters der Wilden, in übertriebene Nachsicht und in Schwäche überging. Man hat vergessen, daß Wilde im Verkehr mit Europäern sehr häufig nichts als große Kinder sind, die man mit Milde, aber auch mit unwandelbarer Festigkeit behandeln muß, wenn nicht Unheil daraus entstehen soll. Diese Bemerkungen finden auf Neuseeland um so mehr Anwendung, je kräftigere und verschiedenartigere Elemente sich hier vorfanden.

Die Regierung Englands fand die neuseeländischen Inseln nicht im Besitz einer ungemischten Race von Eingebornen, sondern eine sehr unregelmäßige Colonisation von Europäern, Missionären, entlaufenen Matrosen und flüchtigen Verbrechern war in starkem Zunehmen. Die Regierung schwankte anfangs, ob sie die Souveränetät übernehmen sollte und schickte bloß einen Residenten hin; aber ein diplomatischer Agent in einem Lande, das keine gemeinschaftliche Regierung anerkennt, ist entweder nichts oder er ist Schiedsrichter zwischen allen Machthabern; so war die englische Regierung endlich genöthigt einen Gouverneur zu senden und die Souveränetätsrechte zu übernehmen. Daß vor diesem Schritte eine englische Compagnie die Colonisation Neuseelands unternahm, ändert an der Sache nichts, und ist nur insofern von Bedeutung, als der Gouverneur, eifersüchtig auf die Beamten der Compagnie, die bedeutendsten Ansiedlungen der Insel unbeachtet und fast ohne alle gesetzliche Autorität ließ. Sobald die Regierung die Souveränetät übernommen hatte, wurde festgesetzt, daß kein Privatmann mehr von den Eingebornen Land kaufen solle, indem die Regierung die Unterhandlung mit den Eingebornen übernehmen und das Land an die Ansiedler verkaufen wollte. Hier aber ward der große Fehler begangen; über die frühern Landverkäufe, namentlich auch über die der Compagnie selbst, welche die ausgedehntesten waren, wurde nichts entschieden, und diese Rechtsunsicherheit mußte endlich von beiden Seiten zur Selbsthülfe führen, also gerade zu dem, was die Regierung durch die Uebernahme der Souveränetät verhindern sollte und wollte. Den einfachen Grundsatz, welcher civilisirte Länder von wilden unterscheidet, daß man sich nicht selbst Recht verschaffen, sondern Recht bei der Obrigkeit suchen soll, konnte man den Eingebornen Neuseelands, denen es keineswegs an natürlichen Anlagen fehlt, wohl einprägen; man handelte jedoch nicht danach, wohl aber, als es zu Uneinigkeiten kam, entließ man Verhaftsbefehle, verkündete sie „im Namen der Königin," und wenig fehlte, so hätte man vor dem Gefecht, das 19 Europäern das Leben kostete, die Aufruhracte verlesen. Das wäre nur lächerlich, wenn es keine so ernsthaften Folgen hätte; aber ein anderer Umstand ist nichts weniger als lächerlich. In der schon im October 1841 gegründeten Stadt Nelson an der Cooksstraße ist der Landbesitz nach so wenig regulirt, daß man keine Jury zusammenbringen konnte, um die mannichfachen Vergehen zu richten. Ein Eingeborner hatte eine

Kleinigkeit gestohlen und wurde von dem Magistrat ohne weiteres zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. Ein Colonist hatte einem Eingebornen ein Schwein todt geschossen, wurde gefangen gesetzt, aber gleich den andern Tag gegen Caution wieder freigelassen, ging jedoch ein Jahr später noch unbestraft herum, weil man keine Jury zusammenbringen konnte. Ein solches Verfahren mußte den Eingebornen als baare Ungerechtigkeit erscheinen und sie verleiten Selbsthülfe zu suchen, was auch geschah, und — vielleicht aus Schwäche, vielleicht aus Gefühl des Unrechts — nicht einmal geahndet wurde. Die Folge konnte keine andere seyn, als daß die Achtung der Eingebornen vor den Europäern rasch abnahm.

(Schluß folgt.)

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Wir hatten jetzt einen Landstrich betreten, ähnlich demjenigen, welchen wir auf der Reise von den Wakos zu den Comantschen durchzogen hatten. Die Prairie war öfters von Spalten durchschnitten, deren Boden völlig trocken war, so daß wir oft nur alle 24 Stunden Wasser erhalten konnten, und dieß so heiß und schlammig, daß selbst unsere armen Pferde nicht recht davon trinken wollten. Dagegen hatten sie im Essen den Vortheil vor uns, das Gras war süß und zart und wurde die Nacht hindurch von schwerem Thau befeuchtet; wir selbst aber fingen an den bittersten Hunger zu leiden, so daß wir endlich beschlossen, wenn nach 24 Stunden uns nichts aufstoße, um unsern Hunger zu stillen, so sollte das Loos geworfen werden, wessen Pferd geschlachtet werden solle. An diesem Abend konnten wir nicht schlafen und vertrieben uns die Zeit mit Erzählungen; allmählich schliefen indeß alle ein, so daß nur noch der Geistliche mit mir wachte, und eben die Geschichte seiner Wanderung nach Texas mittheilte. Auf einmal unterbrach er das Gespräch und sagte: „ich glaubte nicht so lange gesprochen zu haben, blickt aber gegen Osten, es ist fast Tag." Allerdings war der Horizont der Prairie mit der Röthe gefärbt, welche stets in diesen ungeheuren ebenen Einöden den Anbruch des Tages verkündet. Aber unsere Pferde begannen zu schnauben und unruhig zu werden, so daß ich mich genöthigt sah sie fester zu binden. Das aber wollte nicht helfen, sie wurden immer unruhiger, und der Geistliche, der eben seine Uhr herauszog, sagte ganz erstaunt: „was ist denn das? ich habe ja erst halb ein Uhr!" In diesem Augenblick wurde der Wind frischer und ich vernahm das ferne dumpfe Geräusch, das im Westen entweder ein Erdbeben oder eine Estampede angekündigt. Unsre Pferde wurden jetzt wie toll, und wollten die Lassos durchreißen um zu entkommen. „Auf!" schrie ich, „Gabriel! Roche! auf! schnell, die Pferde, die Prairie ist in Feuer und die Büffel kommen über uns!"

Alle sprangen auf die Füße, nicht ein Wort ward gewechselt, jeder fühlte die Gefahr, Eile war die einzige mögliche Rettung, wenn es nicht bereits zu spät war. In einer Minute waren die Pferde gesattelt, und wir sprengten davon mit verhängten Zügeln, die Thiere ihrem Instinct überlassend. Eine Stunde lang jagten wir fort mit unverminderter Eile, als wir die Erde hinter uns zittern fühlten, und bald das ferne Brüllen der Büffel, untermischt mit dem schärfern Geschrei anderer Thiere an unsere Ohren schlug. Die Atmosphäre wurde drückender und schwerer, während die Flammen rascher als der Wind am Horizont hinrasten. Die schnelleren Thiergattungen schossen jetzt wie Pfeile an uns vorüber, Rehe neben Wölfen und Panthern, Schaaren von Elenthieren und Antilopen erschienen und verschwanden mit Traumesschnelle, dann kam ein einzelnes Roß oder ein mächtiger Büffelstier. In unsrer Angst glaubten wir still zu stehen, obwohl unsre Pferde ihr Aeußerstes thaten.

Die Atmosphäre wurde nun dichter, die Hitze stärker, das Gebrüll schlug lauter und lauter an unsre Ohren, hie und da untermischt mit schrecklichem Geheul und scharfen Tönen, so unheimlich daß selbst unsre Pferde anhielten und zitterten; aber es war nur ein Augenblick, dann rasten sie weiter. Ein edler Hirsch kam nahe an uns vorüber, seine Kraft war erschöpft, nach drei Minuten fanden wir ihn — todt. Bald aber kam mit dem Tosen des Wirbelwindes die Masse der plumpen minder raschen Thiere gegen uns heran, Büffel und wilde Pferde alle unter einander gemischt, eine ungeheure dunkle Masse, Meilen lang in Fronte, Meilen lang in der Tiefe vorwärts stürzend durch jedes Hinderniß. Die Masse war kaum noch eine Stunde hinter uns, unsre Pferde fast gänzlich erschöpft, wir gaben uns für verloren, wenige Minuten länger und wir wären zu Boden getreten gewesen.

In diesem Augenblick ließ Gabriels kräftige Stimme fest und befehlend sich vernehmen. Er war lange an Gefahr gewöhnt und blickte ihr mit unüberwindlicher Energie entgegen, als wären solche Scenen sein eigentliches Element. „Herab von den Pferden!" schrie er, „zwei von uns müssen sie festhalten. Reißt Eure Hemden, alles, was Feuer gibt, herunter; schnell, nicht eine Minute ist zu verlieren!" Mit diesen Worten zündete er etwas Schwamm in der Pfanne seines Pistols an, und bald machte er mit allen den Kleidern, die wir ihm zuwarfen ein Feuer; dann rafften wir verdorrtes Gras und Büffeldung zusammen und warfen es gleichfalls auf den Haufen. Ehe drei Minuten vergingen, loderte ein tüchtiges Feuer auf. Heran kam die entsetzte Masse von Thieren und brüllte vor Wuth und Schrecken, als sie die Feuerflamme vor sich erblickte, aber sie wendeten nicht um, wie wir gehofft. Immer näher kamen die wüthenden Büffel, ich konnte die wild starrenden Augen sehen, sie wandten sich nicht, sie öffneten keinen Durchgang, sondern sie kamen, wie die Boten des Todes, näher und immer näher. Mein Kopf brannte, mir flimmerte es vor den Augen; der Augenblick war entsetzlich, ich warf mich nieder mit dem Gesicht zu Boden und wartete mein Schicksal ab. In diesem Augenblick hörte ich eine Explosion, dann ein Gebrüll, wie von Millionen Büffeln, so betäubend war der Ton der kaum 30 Schritte entfernten Thiermasse. Jeden Augenblick erwartete ich, daß

ihre Hufen uns zu Staub zusammentreten würden, aber — der Tod kam nicht. Ich hörte bloß ein Rauschen wie das eines mächtigen Sturms und fühlte das Beben der Erde, da hob ich den Kopf auf und sah mich um.

Gabriel hatte im kritischen Augenblick etwas Branntwein auf die Flamme gegossen, die lederne Flasche war mit einer blitzähnlichen Flamme geplatzt und die Thiere waren von der furchtbaren, blauen Feuersäule erschreckt zur Seite gewichen. Vor und hinter und um uns konnten wir nichts sehen, als die buschigen Mähnen der Unthiere, nicht eine Spalte war zu sehen in der fliehenden Masse, als die schmale Linie die sie geöffnet hatten, um unserm Feuer auszuweichen. In dieser gefährlichen Lage blieben wir eine Stunde lang, und unser Leben hing davon ab, daß die Thiere die Linie nicht schlossen, aber die Vorsehung wachte über uns, und nach Verlauf einiger Zeit, welche die Angst zu einer Ewigkeit machte, wurden die Massen endlich dünner und dünner, bis wir nur noch von den schwächern, erschöpftern Thieren umgeben waren. Unsere erste Gefahr war jetzt vorüber, aber nun hatten wir einer zweiten, nicht minder drohenden zu entgehen, der verfolgenden Flamme, die uns jetzt um so viel näher war. Die ganze Prairie hinter uns stand in Feuer, und das tobende Element kam mit furchtbarer Schnelligkeit näher. Noch einmal sprangen wir in die Sättel, und unsere etwas ausgeruhten und durch die Furcht wieder gespornten Thiere brachten uns bald bis zum Nachtrab der Büffel. Es war ein furchtbarer Anblick, wie das Feuermeer mit seinen hoch auflodernden Wellen, seinem unheimlichen Gezisch rascher als der scharfe Morgenwind näher und immer näher kam. Wären wir nicht so eben einer gleich furchtbaren Gefahr entronnen gewesen, wir hätten an unserer Rettung verzweifelt, und einen anscheinend nutzlosen Kampf um unser Leben aufgegeben.

Fort stürzten wir Hügel hinan und hinab, denn jetzt wurde der Boden unebener. Das Feuer kam uns näher, als wir bemerkten, daß in der Entfernung von kaum einer halben Stunde die unermeßlichen Heerden in einen tiefen breiten Schlund Tausende über Tausende köpflings sich hinabstürzten. Aber die immer näher lodernde Flamme trieb uns dennoch voran, der Schlund mußte unsere Rettung oder unser Grab werden. Hinab stürzten wir, ganz wörtlich von dem Rücken der voraneilenden Masse getragen, und langten sinn- und bewegungslos in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß an. Sobald wir von der Erschütterung uns erholten, bemerkten wir, daß wir wunderbarer Weise sämmtlich am Leben und selbst ohne sonderliche Verletzung waren. Die Thiere, welche unmittelbar vor uns hinabgestürzt, und die Tausende, welche unten bereits zu einem Brei zusammengetreten waren, brachen unsern Fall. *) Mit Mühe arbeiteten wir uns heraus, und stiegen über die Masse von Thierleichen hin, bis wir eine kleine Strecke freien Boden fanden, nur wenige Fuß über dem durch die Schlucht fließenden Wildbach. Hier fanden unsre erschöpfte Pferde eine vortreffliche Weide, aber die armen Dinger waren so erschreckt und erschöpft, daß sie völlig hülflos sich niederstreckten.

*) Der Schlund selbst konnte an der Stelle, wo wir hinabstürzten, nicht unter 250 bis 300 Fuß ursprüngliche Tiefe haben, man kann sich somit einen Begriff von der Masse Thiere machen, die hier hinabstürzten. Wahrscheinlich hatten die Vordersten der Masse den Schlund gleich anfänglich halb ausgefüllt, und die jetzt unten liegende Breimasse brach den Fall der spätern, wie auch unsern eigenen.

Wir bemerkten jetzt, daß die Massen der fliehenden Thiere etwas weiter unten einen Aufstieg nach dem andern Rand der Schlucht gefunden hatten, und da Erde und Felsen noch zitterten, so wußten wir schon, daß die Estampede noch nicht aufgehört und die Millionen Flüchtlinge ihren tollen Lauf aufs neue begonnen hatten. Die Gefahr war auch nicht vorüber, denn der Wind war stark und trieb brennende Grasbüschel nach der andern Seite hinüber, wo das trockene Gras und Buschwerk bald Feuer fingen, so daß das zerstörende Element den Schlund überschritt und seine Verfolgung fortsetzte.

Wir wünschten uns Glück zu der erlangten Sicherheit und dankten dem Himmel für unsere wunderbare Errettung. Da wir nun vor unmittelbarer Gefahr sicher waren, so zündeten wir ein Feuer an, und hielten ein Mahl an einem jungen Büffelkalb, das wir ganz zerschmettert hier gefunden hatten. Zwei Tage blieben wir in unserm Versteck, um selbst auszuruhen und unsere Pferde ausruhen zu lassen. So tief im Schooße der Erde waren wir vor den verheerenden Elementen sicher; am zweiten Tage vernahmen wir furchtbare Donnerschläge, wir wußten also, daß ein Gewitter oben rase und den Brand löschen werde, aber wir kümmerten uns wenig darum, was über uns vorging. Am Morgen des dritten Tages brachen wir wieder auf, folgten dem Wasser einige Meilen weit, über Tausende von Thierleichen, welche der jetzt schäumende Wildbach nicht fortschwemmen konnte. Wir fanden den Weg, den die „Estampedados" nach der Prairie hinauf genommen hatten, und da er durch die Millionen Flüchtlinge sehr gemächlich gangbar geworden war, so befanden wir uns lange vor Mittag wieder auf der flachen Prairie. Welch ein Schauspiel der Verwüstung! der Boden war, so weit das Auge reichen konnte, nackt und geschwärzt; nicht ein Blättchen Gras, nicht ein Busch war dem Brand entgangen, und Tausende halb verbrannter Leichen von Rehen, Büffeln und Mustangs deckten die Prairie nach allen Richtungen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Volksleben in Venedig.

Der nordwestliche Theil der Stadt. Der Ghetto.

(Schluß).

Obgleich von den reichen Israeliten (die wie alle Reichen von den Venetianern Signori genannt werden) kaum Einer mehr in den ehemaligen Judenstraßen wohnt und auch von den Aermern manche der Geschäfte wegen in andere Stadttheile gezogen sind, bleibt doch der Ghetto immer noch das jüdische Hauptquartier. Ich erwartete daher hier, nach dem Maaßstabe dessen was ich in den Nebengassen der Strada ai Giardini gefunden hatte, eine recht widerliche Ansammlung von Elend und Schmutz zu finden. Um so mehr war ich überrascht

auch in dieser Beziehung den Gegensatz des nördlichsten mit dem südöstlichen Venedig bewährt zu finden. An Armuth fehlt es zwar auch hier nicht, und manche Familie ist auf den engen düstern Raum eines Stübchens zu ebener Erde beschränkt; aber Widerliches, Ekelhaftes sah ich hier nicht, und offenbar im Ganzen viel mehr Reinlichkeit als bei den Armen der hiesigen christlichen Bevölkerung — was freilich nicht viel sagen will. Als Ursache ward mir von ältern Juden selbst angegeben, daß wohl der vierte Theil ihrer ganzen Gemeinde (von etwa 4000 Seelen) zu den reichen Familien der Signori gehören, und daß diese sich zwar nicht durch fleißigen Besuch der Synagoge auszeichnen (welcher es neuerlich auch an guten Rednern fehlen soll), aber sonst doch ihre Gemeinde und deren materielles Wohl nicht vergessen. Um das geistige Fortschreiten derselben bekümmert man sich indeß zu wenig; mit der Schule ist man nicht zufrieden, und seit die Kinder der Reichen andere Unterrichtsanstalten besuchen, scheint nichts mehr dafür zu geschehen, wie denn überhaupt das Volksschulwesen in Venedig sehr zurück — und namentlich von einer allgemeinen Schulpflichtigkeit, wie in den deutsch-österreichischen Staaten, nicht die Rede ist. — Die seit etwa vier Jahrhunderten bestehende Synagoge dagegen ist hübsch und wohl erhalten; Wände und Plafond sind mit trefflichen Holzschnitzarbeiten reich geschmückt, die weißen Felder ringsum werden beim Gottesdienst mit Damast behangen und über die reichbesetzten Marmoraltäre werden köstliche Teppiche gedeckt, deren einer wirklich eine besondere Erwähnung verdient. Er ist das Geschenk einer reichen Büßerin, die ihn ganz allein verfertigt und an allen Tagen, an welchen sie daran arbeitete, nichts gegessen hat. In einer Einfassung von violettem, mit schweren Goldarabesken und Perlen geziertem Atlaß ist im Vordergrunde die Stadt Jerusalem zu sehen, dahinter das Meer, über diesem der Berg Sinai und oben eine aus dichten Wolken hervorbrechende herrliche Strahlenglorie. Dieß alles ist in Plattstichen von bunten Seidenfaden bis in die kleinsten Details höchst sauber ausgeführt und auch jetzt noch, obgleich 215 Jahre alt, von hübschem Farbeneffect. Zwei ähnliche, doch weniger reiche und schöne Teppiche sind später vor etwa 100 Jahren der Synagoge geschenkt worden. Am Eingang derselben ist eine Marmortafel mit einer hebräischen Inschrift und deren italienischer Uebersetzung:

Umile in Atto e con sincera fede
Qui sue preci a depor venga ogni pio,
Ed anco allor che volge altrove il piede
Sempre tenga il pensier rivolto a dio; — d. h.

„Demüthig im Wandel und mit aufricht'gem Glauben, komme jeder Fromme hieher um zu beten; doch auch wenn er an andere Orte den Fuß setzt, halte er stets seine Gedanken auf Gott gerichtet." — Sey es so. Wir setzen auch den Fuß weiter und gehen durch den Ghetto nuovo zurück nordwärts über den Canal di San Gerolamo gegen die Kirche der Maria dell' Orto hin. Es gibt hier noch mehrere Fabrikanlagen, unter andern eine große durch Dampfkraft getriebene Zuckerraffinerie, deren Production indeß dem Bedarf bei weitem nicht zu entsprechen scheint, denn überall in den Läden findet man französische, englische und niederländische Raffinaden. Daneben sieht man wieder viele Magazine, und daß diese nicht leer stehen, davon zeugen die immensen Lastschiffe (peati), die mit Waaren aller Art beständig auf den Canälen dieser Gegend in Bewegung sind. Dazwischen stehen auch einzelne große Paläste — wie der prächtig erhaltene Palazzo Rizzo mit einem großen Garten, der wohl zu den schönsten in ganz Venedig gehört — und viele kleine Wohnhäuser, die mit wenigen Ausnahmen verhältnißmäßig recht sauber aussehen, und worin man, als weitern Gegensatz zum südlichen Stadttheil, auch unter der ärmlichsten Classe viele hübsche Frauen und Mädchen findet. — Auch an Weinhäusern u. s. w. fehlt es in dieser Gegend nicht, die zum Theil neu angelegt sind und zu Zeiten Abends sehr belebt seyn sollen, und hier findet sich ausnahmsweise eine auffallende Aehnlichkeit der beiden entgegengesetzten Stadttheile. Wie nämlich an der Riva dei Schiavoni ein Hauptsammelplatz der Schmuggler von der Seeseite her, so ist hier der Vereinigungspunkt für den Schleichhandel nach Mestre hin, und in dieser Beziehung mögen beide wohl an Bedeutsamkeit miteinander rivalisiren.

Im Osten der mehrerwähnten großen Marienkirche schließt nun der nördlichste Stadttheil mit einer ausgedehnten ummauerten Bauholzniederlage. Von dieser führt eine kleine schräge Brücke an der Ecke des Holzhafens (Sacca della Misericordia genannt) zunächst in die Corte vecchia, einen kleinen ummauerten Grashof mit einem Brunnen, wo ein Dutzend munterer Ziegen weiden, welche Morgens in die Stadt getrieben und vor den Häusern, wo es verlangt wird, gemolken werden. Die Milch ist gut, aber wegen Mangel an Graswuchs so theuer, daß sie nur als Cur getrunken wird. Kuhmilch wird in größern Quantitäten aus der Umgegend zu Wasser hergebracht, ist aber nur unter dem Namen Panna genießbar, dennoch ist dieß kein Rahm, was das Wort bezeichnet, sondern nur gute Milch und ebenfalls theuer. — Von der Corte vecchia gelangt man südostwärts zu der ehemaligen Kirche La Misericordia, einem sehr großen Gebäude, das jetzt, mit Bretterböden abgetheilt, dem großen Militärspital als Niederlage der Betten und Wäsche dient. Als seltenes Beispiel der Oeffentlichkeit sieht man hier in der Vorhalle am Eingang eine große schwarze Tafel mit vielen Rubriken, worauf nach Stückzahl alle Wäsche verzeichnet steht, die schmutzig abgeliefert worden ist, und also auch rein wieder zurückgegeben werden muß. — Was von hier aus weiter südlich und östlich liegt, gehört schon mehr ins belebte Centrum der Stadt.

Die Karapapaken, ein turkomanischer Stamm von 24 bis 25,000 Seelen, wohnten früher in Georgien, wanderten aber im Jahre 1824, da sie sich mit den Russen nicht vertragen konnten, aus und zogen nach der Ebene Soldus, die zwischen Kurdistan und dem Urmiah-See liegt; sie bewohnen jetzt dort 120 Dörfer, treiben Ackerbau und Viehzucht, und verfertigen auch die sogenannten türkischen oder persischen Teppiche. Ihre Anführer sind durch ihre Unerschrockenheit in ganz Asien bekannt, und der Schah suchte deßhalb den Stamm als Vormauer gegen die Kurden, welche die Ländereien um den Urmiah-See unaufhörlich beunruhigten und dann wieder in ihre Berge flohen, zu gebrauchen. Zu diesem Ende wurden ihnen jährlich 2000 Tomans (etwa so viele Ducaten) ausgezahlt, wofür sie sich jedoch anheischig machten, nöthigenfalls mit ihrer gesammten Mannschaft auszurücken. Der Anfang war für die Karapapaken hart, allmählich aber organisirten sie sich, die Kurden wurden allenthalben zurückgeworfen und die Gränze sicher gestellt, indem die Kurden ihre Züge anders wohin richteten. So lange die Perser der Karapapaken bedurften, zahlte man die 2000 Tomans richtig, allmählich aber wurde nicht nur die Bezahlung eingestellt, sondern auch Geldforderungen an sie gemacht, die nach und nach die Geduld des Stammes gänzlich erschöpft haben. Sie sollen deßhalb auswandern wollen, und ein Hr. Girard, von dem diese Nachrichten herrühren (s. Echo du Monde Savant vom 11 April), macht den wunderlichen Vorschlag, sie nach Algier zu verpflanzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1844.

Scenen in Mexico.

Besuch in einer Mine.

Ich kam nach der berühmten Minenstadt Guanaxuato und war endlich im Stande, die ungeheuren Vorrathskammern voll schimmernden Erzes zu sehen. Ich zog die Kleidung eines Grubenmanns an, und stieg die Treppe hinab, welche in das Innere der berühmten Valenciana-Grube führt. Wenige Schritte vom Eingang kamen wir an ein Bildniß der heiligen Jungfrau, um welches einige brennende Kerzen aufgestellt waren. Der Indianer, welcher mich führte, machte die gebührende Verneigung, murmelte einige Gebete und führte mich dann tiefer und immer tiefer in die unterirdischen Gänge und Kammern dieser reichen, ausgedehnten Mine. Der hinabführende Gang glich einer großen Treppe mit breiten Steinplatten. Wegen der großen Tiefe der Grube bedurfte es geraume Zeit, bis wir die bedeutenderen Arbeiten erreichten. Hier fanden wir mehrere Hundert indianische Bergleute, fast völlig nackt, mit ihrer mühseligen Arbeit beschäftigt.

An einem Ende der ersten Galerie waren einige Bretter leicht über Stangen gelegt, und trugen drei oder vier Arbeiter, welche ihre spitzigen Eisen in das harte Muttergestein hineintrieben; in einer andern Richtung waren zwölf Pulverladungen eben fertig geworden. Die Höhle war sehr tief, und der Schimmer der wenigen brennenden Fackeln goß ein schwaches, krankhaftes Licht über die zahlreichen Menschengestalten, deren dunkle Formen nur während ihrer Bewegungen von dem Gestein zu unterscheiden waren. Alles mußte sich jetzt zurückziehen, und wir stiegen in einen höhern Theil der Höhle hinauf, wo wir ohne alle Gefahr die Sprengungen leicht übersehen konnten. Das Zeichen wurde endlich gegeben, und der Grubenarbeiter, der die Lunte anzündete, entfernte sich mit einigen Sprüngen. Alsbald brach ein wogender Lichtblitz hervor, und der betäubende Schlag der fallenden Felsenstücke tönte durch die Höhle. Wir kehrten nach der Stelle zurück, die mit dem schimmernden Erz und Felsenstücken dicht übersäet war. Schaaren von Minenarbeitern wurden alsbald aufgestellt, theils um die größern Massen zu zertrümmern, theils um sie nach dem Dispacho zu führen, wo ihr Gewicht und der geschätzte Werth aufgezeichnet werden, worauf alles entweder auf dem Rücken von Indianern oder mit Maschinen hinaufgeschafft wird. Der Dispacho befindet sich nämlich nahe an dem Tiro general oder dem Hauptschacht; ein gewölbter Gang führt aus dem Innern der Mine allmählich sich erweiternd gegen den Tiro hin, bis er endlich in geringer Entfernung von dem Dispacho sich zu einem unermeßlichen, mit Mauerwerk schön gewölbten Saal ausdehnt. Die ungeheuren Summen, welche ausgegeben wurden, um jeden Theil der Mine gehörig durch gewölbte Gänge zu sichern, erweckte unser Staunen, und als ich unter der prächtigen Kuppel anhielt, die zu dem Tiro führt, und der unablassigen Arbeit der armen Indianer gedachte, konnte ich mich der Bemerkung nicht enthalten, daß der Europaer in der That nicht nöthig hat verächtlich auf den Indianer herunter zu sehen.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Fortsetzung.)

Der Horizont war uns jetzt durch einen zerrissenen Höhenzug der Rollprairie verdeckt, gegen welche wir nur langsam vorwärts kommen konnten, so vollständig war der durch die Büffel ausgetretene Weg mit verbrannten Körpern aller Arten von Thieren bedeckt. Endlich erreichten wir die Höhe und bemerkten, daß wir an einer der Hauptquellen des Trinity-Flusses uns befanden, die einen länglichen, etwa eine halbe Stunde breiten aber sehr seichten See bildete; der Grund bestand aus einer harten weißen Sandsteinformation, und als wir die schöne kleine Wasserfläche überschritten, fanden wir den Boden wie mit Goldkörnern und Krystallen besäet. Kaum hatten wir diesen Feensee, wie wir ihn nannten, überschritten, so hatten wir abermals eine schmale, mit grünem Buschwerk bedeckte Höhenkette vor uns, das Buschwerk war aber jetzt zerrissen und niedergetreten, denn die Heerden waren darüber gezogen und das Wasser des Sees hatte dem Feuer gewehrt.

Nach einer halben Stunde waren wir aus dem Dickicht heraus und ein höchst seltsamer Anblick bot sich unsern Augen dar.

Auf einer herrlichen, mit wildem Klee und Rosen bedeckten Prairie lagen, so weit das Auge reichen konnte, Hunderttausende von Thieren aller Arten, von denen einige ihre matten Glieder leckten, andere ohne aufzustehen ihren Hals ausstreckten, um das weiche Gras abzufressen. Der Anblick war über alle Beschreibung schön, und mahnte an die Bilder der Schöpfung, wie sie in alten Bibeln sich finden. Wölfe und Panther lagen nur wenige Schritte von einer kleinen Antilopenheerde, Büffel, Bären und Pferde waren unter einander gemischt, alle unfähig sich von der Stelle zu rühren, auf der sie vor Erschöpfung niedergesunken waren. Wir kamen an einem großen Schaguar vorüber, der wild auf ein nur zehn Fuß entferntes Kalb blickte; als er uns sah, versuchte er aufzustehen, war aber zu kraftlos, und bog nur seinen Körper zusammen, wobei er den Kopf unter seinen mächtigen Pfoten verbarg und ein dumpfes, halb drohendes, halb klagendes Geheul ausstieß. Hätten wir Pulver zu verschwenden gehabt, so hätten wir die grasfressenden Thiere von vielen ihrer fleischfressenden Nachbarn befreit, aber wir betraten jetzt einen wegen der Räubereien der Texaner und Buggles berüchtigten Landstrich, und jede Ladung war uns deßhalb kostbar.

Da unsere Pferde der Ruhe bedurften, so nahmen wir ihnen die Sattel ab, und sie fanden hier besseres Futter als seit langer Zeit. Wir hatten glücklicherweise noch ein gutes Stück von dem Kalb, denn wir fühlten einen Widerwillen, irgend eines der vor uns liegenden erschöpften Thiere abzuschlachten. Nahe bei uns lag ein prächtiger Hirsch, für den ich mich alsbald interessirte; er war so erschöpft, daß er keinen Schritt thun konnte, um das duftende Gras zu erreichen, und seine ausgedörrte Zunge zeigte deutlich, daß er vor allem Wasser bedurfte. Ich riß einige Handvoll Klee aus und brachte sie ihm, er vermochte sie aber nicht hinunterzuschlingen. Da ein Loch voll Wasser in der Nähe war, so holte ich welches; welch ein ausdrucksvoller Blick! welche schöne Augen! Ich tröpfelte ihm zuerst einiges auf die Zunge, hielt ihm dann das Wasser unter die Nase und bald hatte er es aufgesogen. Meine Gefährten nahmen so großen Antheil an den armen Thieren, daß sie viele der jungen Hirsche an das Wasser trugen, damit sie wieder Kräfte gewinnen und fliehen möchten, ehe sie von den Wölfen zerrissen würden. Als ich dem Hirsch zum zweitenmal Wasser brachte, leckte er mir die Hand und versuchte aufzustehen um mir zu folgen, aber er vermochte es nicht, und so folgten mir bloß seine Augen überall hin.

Ich wunderte mich jetzt, was aus meinen drei Advocaten geworden sey, die seit mehr als zwei Stunden ohne ihre Büchsen fortgegangen waren; ich war eben im Begriff sie aufzusuchen, als sie, die Kleider, Messer und Tomahaks mit Blut beschmiert, anlangten: sie waren ausgezogen, um Wölfe zu tödten und hatten deren auch so viele niedergemacht, daß sie endlich vor Erschöpfung die Waffen nicht mehr führen konnten. Der Leser, welcher gemächlich in seinem Lehnstuhl sitzt, kann den Haß eines Prairiewanderers gegen die Wölfe nicht begreifen; sie sind, da der Indianer sein Pulver nicht gegen Thiere braucht, die ihm keinen Vortheil gewähren, ungemein zahlreich, streifen gewöhnlich in Heerden von 50 bis 100 Stücke herum, und greifen namentlich die Pferde gern an. Als wir vernahmen, was die drei Advocaten gethan, beschlossen wir die Nacht da zu bleiben und gleichfalls vorher noch Wölfe zu tödten, was wir auch vier Stunden lang bis zur gänzlichen Erschöpfung thaten. Auf dem Rückweg von unserm Mordzug fand Roche einen jungen Bären, den der Doctor alsbald abstreifte und zu unserm Mahl herrichtete, während wir herumgingen, um zu sehen was unsere Schützlinge machten. Alle diejenigen, welche wir an das Wasser gebracht hatten, waren so weit hergestellt, daß sie grasen konnten, und sprangen fort, sobald wir uns ihnen näherten. Auch mein Hirsch graste, ließ sich aber streicheln, als wären wir alte Freunde gewesen, und verließ den Platz nicht bis zum andern Morgen, wo wir selbst aufbrachen.

In der Nacht fiel ein furchtbarer Regenschauer, der uns bis auf die Haut durchnäßte und um so beschwerlicher fiel, als wir mit Ausnahme Gabriels sämmtlich auf der Flucht unsere Wolldecken verloren hatten, und auch wegen der Heftigkeit des Regens unser Feuer nicht brennend erhalten konnten. Es war eine häßliche Nacht, aber der kühle Schauer rettete die schmachtenden Thiere. Die ganze Nacht hindurch hörten wir Rehe und Antilopen nach dem See hinlaufen; zwei oder dreimal vernahmen wir auch das ferne Brüllen der Panther — ein Beweis, daß diese furchtbaren Thiere unsere Nachbarschaft verließen, und das wilde Geheul der raufenden Wölfe zeigte deutlich, daß wenn sie auch noch nicht stark genug waren davon zu laufen, sie doch ihre eigenen Todten fressen konnten, denn oft genug zehrten sie einander selbst auf.

Die warmen Strahlen der Morgensonne zerstreuten bald die Kälte und Unfreundlichkeit der Nacht; Rehe, Ellenthiere und Antilopen waren alle fort, meinen Hirsch ausgenommen, dem ich aus meinen Satteltaschen eine Handvoll Salz gab. Einige Mustangs und Büffel grasten, der größere Theil aber, so weit das Auge reichen konnte, lag noch immer auf dem Grase. Die Wölfe waren unbeweglicher als je, entweder wegen der größern Anstrengung, oder weil sie sich an dem Blut und Fleisch ihrer Gefährten überfressen hatten. Wir ließen unsere Pferde trinken, füllten unsere Flaschen, nahmen auch ein tüchtiges Mahl ein von den Ueberresten des jungen Bären, und traten dann unsere Reise an, um uns durch die Bewegung zu wärmen und unsere Kleider zu trocknen, denn wir waren naß bis auf die Haut und steif vor Kälte.

Der Leser ist vielleicht erstaunt darüber, daß die wilden Thiere in einem Zustande so gänzlicher Erschöpfung waren, wie ich ihn eben beschrieben, aber man muß erwägen, daß das Prairiefeuer sie wahrscheinlich Hunderte von Meilen weit getrieben hatte, und zwar mit einer ihnen ungewohnten Schnelligkeit, die nur der Schrecken erzeugen konnte. Ich glaube, daß das Feuer sich etwa 500 Meilen weit erstreckte, und der Grund für diese Annahme ist der erschöpfte Zustand der fleischfressenden Thiere, denn ein Panther kann 200 Meilen

und darüber in vollem Rennen zurücklegen ohne sonderliche Erschöpfung, eben so ein Schaguar, und ein Ellenthier läuft sicherlich eben so weit. Freilich waren nicht alle diese Thiere, wie Büffel, Rehe, Mustangs u. s. w. so weit gelaufen; wie das Feuer voraneilte, sammelten sich allmählich diese Thiere, bis die erstaunliche Masse daraus wurde; wahrscheinlich waren auch Tausende umgekommen, lang ehe das Feuer die Prairie erreichte, wo wir gelagert waren; indeß war ich bei andern Gelegenheiten Zeuge der außerordentlichen Anstrengungen, deren Thiere unter dem Einfluß der Furcht fähig sind; so weiß ich, daß einige Ochsen mit den Jochen auf dem Nacken in vier Stunden 60 Meilen zurücklegten. Am östlichen Ufer des Vermillion-Sees war ich Zeuge einer Estampede, und als ich zwölf Tage nachher zurückkehrte, lagen die Thiere noch in allen Richtungen auf der Prairie herum, obwohl bereits ziemlich erholt. Hier war die Prairie 300 Meilen weit von Ost gegen West verbrannt, und die Thiere waren ohne Zweifel diese ganze Strecke mit aller Anstrengung ihrer Kräfte fortgerannt.

Unsre Pferde hatten sich von ihrer frühern Anstrengung ganz erholt, wir ritten deßhalb rasch zu, und unter den Strahlen der wärmenden Sonne fühlten wir bald das Blut lebendiger durch die Adern fließen. Einige Tage zogen wir so fort gerade gegen Osten, und da wir jetzt aus dem Bereich der wilden Heerden hinausgekommen waren, so litten wir bald bittere Noth. Hie und da stießen wir auf ein Prairiehuhn, einen Truthahn oder ein paar Klapperschlangen, aber Rehe und Antilopen waren so scheu, daß wir ihnen nie auf Schußweite nahe kommen konnten. Der Boden war eben, das Gras kurz aber vortrefflich und mit zahllosen Blumen untermischt. Es war ein schönes Land. Wir hatten prächtiges Wetter den Tag über, aber die Nächte waren ausnehmend kalt und der Thau stark. Da wir unsre Wolldecken verloren hatten, so ging es uns schlecht genug, um so mehr, als wir kein Holz zum Feuermachen finden konnten; selbst der Viehdung war so selten, daß wir während sieben Tagen nur dreimal unser spärliches Mahl kochen konnten, und die vier letzten Prairiehähne, die wir schossen, roh essen mußten.

Eben um die Mitte des achten Tages zeigte sich weit im Südwesten eine dunkle Linie am Horizont. Wir wußten, daß es ein Wald sey, und daß wir dort genug zu essen finden würden, aber die Entfernung betrug wenigstens zwanzig Meilen, und wir waren erschöpft. Am Abend brachte uns der Hunger fast zur Verzweiflung, und da der Wald von einem mehrere Stunden breiten Dornengebüsch eingeschlossen war, so kostete das Durchdringen viele Zeit und Anstrengung. Das Buschwerk war ohne Zweifel der Anfang zu jener langen prächtigen Waldlinie, welche wie eine natürliche Schutzwand die Staaten Louisiana, Arkansas und Missouri umgibt. Erreichten wir dieses, so waren unsre Entbehrungen und Anstrengungen zu Ende, während, wenn wir weiter gegen Norden zogen, unsre Leiden zugenommen hätten, da dieselbe flache, unbewohnte Prairie sich bis an die Ufer des rothen Flusses ausdehnt. Wir beschlossen also uns einen Weg durch die Dornen und Stachelbüsche zu bahnen, selbst wenn wir ihn mit unsern Messern und Tomahaks öffnen müßten.

Wir ritten fort bis Sonnenuntergang, wo wir an eine tiefe, trockene Erdspalte kamen, an deren Rand das Dornengebüsch begann. Hier nahmen wir unser Nachtlager, denn weiter zu gehen, ohne etwas zu essen, war unmöglich; die wilden, unstäten Blicke meiner Gefährten, ihre eingesunkenen Augen, ihre gelben fleischlosen Gesichter sprachen zu deutlich dafür, daß wir in kurzer Zeit etwas nahrhafteres bekommen müßten, als die unreifen und stark säuerlichen Früchte, die wir hier fanden. Wir warfen das Loos, und das Pferd des Geistlichen ward in kurzem verurtheilt, abgestreift und ein Theil des Fleisches vertheilt. Ein junger Mustang liefert ein vortreffliches Mahl, aber ein altes abgejagtes Pferd, das ist eine ganz andere Sache. Es war zäh wie Kautschuk, und je mehr man an einem Stück kaute, desto größer wurde es im Mund. Aber der Mensch weiß nie was er alles essen kann, als bis er durch wochenlanges Hungern zur Verzweiflung getrieben ist, und selbst der Geistliche, der in der Prairie geschworen hatte, sein Leben lang kein Kalbfleisch mehr zu essen, fiel über die lederzähen Ueberreste seines treuen Rosses wüthend her.

Am nächsten Morgen wandten wir uns südlich, überschritten die Schlucht und betraten einen wie es schien von Thieren ausgetretenen Pfad durch die Dornbüsche; nach einer Wanderung von 6 oder 8 Meilen aber stießen wir auf einen tiefen, schroff abfallenden, mit undurchdringlichen Dornhecken besetzten Schlund. Es blieb nichts übrig als umzukehren, und am Mittag fanden wir uns nun an demselben Orte, von dem wir Morgens ausgezogen waren. Jetzt rathschlagten wir, was zu thun sey. Die Advocaten und Roche schlugen vor, weiter südlich zu gehen, und einen zweiten Versuch zu machen, Gabriel und ich aber erinnerten uns, daß wir am Morgen des vorhergehenden Tages über einen zwar breiten, aber ganz seichten Bach gesetzt hatten, und schlugen vor, dahin zurückzukehren. Dieser Bach war augenscheinlich einer der Zuflüsse des Rothen Flusses, und mußte nothwendig in die Schlucht und in den Wald hineinführen. Der Vorschlag ward angenommen, jeder nahm ohne Zögerung ein gutes Stück Pferdefleisch mit sich, und so suchten wir unsern Weg vom vorigen Tage wieder auf.

(Schluß folgt.)

Englische Colonien.

Neuseeland.

(Schluß.)

Daß die Unsicherheit des Landbesitzes und der Streit über denselben das blutige Zusammentreffen der Eingebornen mit den Europäern veranlaßte, daran kann kein Zweifel seyn, und in den von einer Versammlung der Bürger der Stadt Wellington gefaßten Beschlüssen heißt es wörtlich: „Die Versammlung erklärt offen und fest, daß das bisher verfolgte System, die Fixirung der Ansprüche auf Landbesitz in der Cooksstraße, wo bis jetzt noch kein Acre gerichtlich zugeschrieben ist, hinaus-

zuschieben, die ursprüngliche Ursache der neulichen beklagenswerthen Ereignisse ist." Als die Regierung die Souveränetät übernahm, bestanden allerdings mannichfache und sehr verworrene Landansprüche, die zum Theil, wie die der habsüchtigen Missionäre, sich auf Quadratmeilen erstreckten. Wie die Sache einmal stand, war nichts zu thun, als den wirklichen Besitz — nicht die Ansprüche — als gesetzliche Thatsache anzuerkennen, und für die Zukunft alle Verkäufe durch die Regierung vornehmen zu lassen. Das geschah aber nicht, sondern man ließ sich in eine Untersuchung ein, ob der für das Land gezahlte Preis auch dem wirklichen Werth entspreche. Allerdings mochte hier manche Uebervortheilung vorgegangen seyn, aber die Regierung hatte keine andere Wahl, und sie konnte den schlimmsten Ungerechtigkeiten dadurch leicht vorbeugen, indem sie nur den wirklichen Besitz anerkannte, nicht die ausschweifenden Ansprüche der Einzelnen. Die natürliche Folge der Einmischung der Regierung in den frühern Kaufpreis war, daß die Eingebornen, sobald sie fanden, daß sie für ihr Land mehr bekommen konnten, immer größere und zum Theil die ausschweifendsten Forderungen stellten. Daraus entsprangen Zwistigkeiten, bei welchen die Eingebornen auf eine den Ansiedlern sehr nachtheilige Weise von den aufgestellten, mit den Steuern der Ansiedler sehr theuer bezahlten „Protectoren der Eingebornen" unterstützt wurden.*)

Geht man zurück auf den Grund, weßhalb mit der Firirung der Landansprüche, namentlich an der Cooksstraße, so langsam verfahren wurde, so ergibt sich kein anderer als daß die Colonialregierung allen denjenigen Colonisten, welche durch die Vermittlung der neuseeländischen Compagnie dahin gegangen waren und die sich fast sämmtlich an der Cooksstraße niederließen, nicht wohl wollte. Die neuseeländische Compagnie hatte das Colonialamt zum Handeln genöthigt, indem sie die Initiative ergriffen, und dieß wirkte noch in den untergeordneten Behörden nach, als schon das Colonialamt selbst zur Besinnung gekommen war. Hiezu kam auch die ausgesprochene Feindschaft zweier Missionsgesellschaften, namentlich der Church Missionary Society, deren eigennützige Plane das Einströmen weltlicher Colonisten zerstört hatte; schon als man ihre schmählichen Landkäufe ans helle Tageslicht gezogen, verzieh der gekränkte geistliche Stolz nicht, und sie thaten unterstützt von andern Landspeculanten (landsharks) hinterrücks alles mögliche um den Colonisten zu schaden. Der Häuptling, welcher die Niedermetzlung der Europäer verübte, hieß Rauparaha, und er hatte sich schon mehrfach wegen Landankäufen widerspänstig gezeigt und die Eingebornen aufhetzen wollen. Ehe es aber zu der erwähnten Ermordung kam, hatte der Landcommissär ihm wiederholt versprochen, an einem bestimmten Tage die Auseinandersetzung der streitigen Ansprüche vorzunehmen. Dennoch kam er nicht und Rauparaha half oder vielmehr rächte sich nun, indem er dem Landmesser das Haus niederbrannte. Darauf wurde der Verhaftbefehl gegen ihn erlassen, welcher die blutige Scene herbeiführte. Ein Landspeculant, der selbst nach dem strittigen District lüstern war, hatte ihm dazu die Gewehre geliefert.

Soweit könnte man noch das ganze Benehmen der Regierung bloß der Fahrlässigkeit zuschreiben, obwohl sie auf wiederholte Anmahnungen nie eine Entscheidung gegeben, und den steigenden Haß der Eingebornen wohl sehen mußte. Als aber der blutige Vorfall ruchbar wurde, und die Bürger von Wellington aus Furcht vor einem Angriff der Eingebornen sich selbst waffneten und die Regierung um Hülfe angingen, schickte diese 53 Mann Soldaten, und verbot die militärischen Uebungen der Bürger von Wellington, obwohl sämmtliche Magistratspersonen selbst daran Theil genommen hatten, als ungesetzliche Versammlungen durch eine besondere Proclamation, die man doch aus Scham wieder zurückzunehmen sich veranlaßt fand, indeß nichtsdestoweniger die neugebildete Miliz aufgelöst ließ. In Wellington waren nahezu 700 Mann in die Miliz eingeschrieben, man kann also die Bevölkerung wenigstens auf 4000 Menschen annehmen. In den übrigen Ansiedlungen an der Cooksstraße, wie Neu-Plymouth, Neu-Edinburgh und Nelson wohnen mindestens noch 6000 andere Ansiedler, welche alle über das fast feindselige Benehmen der Regierung in hohem Grade aufgebracht sind. Dauert, wie gegenwärtig alles fürchten läßt, die Aufregung unter den Eingebornen fort, und kommt es zu Thätlichkeiten, so bleibt den Ansiedlern nichts übrig als sich selbst zu helfen, und dann hat die Regierung gerade dasjenige herbeigeführt, was sie zu vermeiden bemüht seyn wollte, einen Kriegszustand zwischen den Ansiedlern und den Eingebornen. Dahin haben es verletzter Beamtenhochmuth, verletzter geistlicher Stolz und eine schwächliche Philanthropie gebracht. Die Colonie wird sich ohne Zweifel aus der augenblicklichen schlimmen Lage herausreißen, aber mit was für Opfern und mit welchem Nachtheil für die armen Eingebornen, das ist eine andere Frage.

*) Welche Mißgriffe vorgingen, davon nur ein Beispiel: etwas nördlich von Auckland saß eine Anzahl Ansiedler, welche ihre Ländereien theils durch Kauf, theils durch unentgeltliche Bewilligungen von den Häuptlingen erhalten hatten. Der Secretär des Gouverneurs sollte die Ansprüche dieser Ansiedler untersuchen, und stieß dabei auf einen Häuptling, der ihm sagte, daß 30 oder 36 Jahre zuvor er oder sein Vater von den genannten Ländereien, die jetzt ein anderer Stamm in Besitz habe, vertrieben worden sey. In Neuseeland gibt es wenig Land, auf das die Eingebornen ein anderes Recht hätten als das der Eroberung, und meistens ist es nicht einmal so alt. Dennoch schloß der Secretär mit diesem neuseeländischen Prätendenten einen Vertrag und erklärte, er erkenne kein Eigenthumsrecht weder der Ansiedler noch derer, die das Land veräußert hätten, an.

Miscellen.

Christliche Katakomben in Griechenland. Eine Anzahl derselben, und zwar aus der frühesten Zeit des Christenthums, soll in der Nähe von Milo (?) entdeckt worden seyn. (Lit. Gaz. 13 April.)

Reichthum der Parsen in Bombay. Man kann sich einen Begriff von diesem Reichthum machen, wenn man vernimmt, daß der vor einigen Jahren zum Baronet erhobene Dschamsetschi Dschidschibhoy in Einem Monat zu nützlichen Zwecken, namentlich zu Erbauung von Wasserleitungen in Punah, 54,000 Pfd. St. (645,000 fl.) beisteuerte. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1844.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer.

Sechster Zug.

(Schluß.)

Am andern Morgen zogen wir größtentheils im Bache selbst, oft bis an den Gürtel im Wasser fort, bis wir endlich an eine Hügelkette kamen, die wir nur mit großer Anstrengung überschritten; als wir aber auf der Höhe angekommen waren, erkannten wir freudig daß unsere Leiden und Anstrengungen zu Ende seyen, denn vor unsern Augen breitete sich ein schönes Thal aus, durch dessen Mitte der von zahllosen Bächen genährte Fluß seinen Weg sich bahnte. Hier hatten wir nicht nur Holz und Wild in Menge, sondern wir stießen auch auf Spuren von Menschen und Eseln, und da diese Thiere nie zu entfernten Reisen gebraucht werden, so hofften wir schon am nächsten Morgen einige Blockhäuser zu finden, wo wir ein neues Pferd für den Geistlichen und etwas Munition kaufen könnten, denn wir hatten kaum noch ein halb Pfund Kugeln. Wir brachten einen herrlichen Abend hin und legten uns erst spät schlafen.

Gegen 2 Uhr Morgens fühlte ich einen Druck auf der Brust, öffnete die Augen und sah Gabriel vor mir stehen, der mit dem Finger auf den Lippen mir Schweigen anbefahl. Er benachrichtigte mich nun daß eine zahlreiche Schaar Räuber in der Nähe lagere und bereits unsere Pferde entdeckt habe. Wir nahmen unsere Messer und Tomahaks und krochen schweigend bis zu einer kleinen Oeffnung im Walde, wo wir einige zwanzig Kerls ohne Licht und Feuer, aber alle bis an die Zähne bewaffnet, gelagert fanden. Wir konnten ihr Gespräch völlig hören, und erfuhren daraus daß sie unsere Pferde wegführen und, wenn wir am Morgen sie aufsuchten, unser Gepäck wegnehmen und wahrscheinlich uns niedermachen wollten. Wir krochen eben so leise zurück, und nach einer halben Stunde hörten wir unsere Pferde weggaloppiren gegen Süden, und Gabriel, der noch einmal auf Kundschaft ausging, sah, wie die Bande bald darauf einen andern Weg gegen Osten einschlug und nur drei Mann zurückließ. Diese besprachen sich eine Zeitlang über die beste Art unsere Sättel und Satteltaschen zu erhalten, wickelten sich dann in ihre Mäntel und krochen in eine Höhlung, welche die Räuber wahrscheinlich zum Aufheben ihrer Lebensmittel und ihrer Beute ausgegraben hatten. Aus der Unterredung der drei Bursche schloß Gabriel daß die Hauptbande wahrscheinlich mit andern Räubern irgendwo zusammentreffen sollte, daß die Leute welche unsere Pferde fortgeführt nur einige Stunden weit gehen sollten nach einem Bach, damit dort die Spuren der Pferde für den Fall einer Verfolgung verloren gingen. Sobald sie mit den Pferden weit genug von unserm Lager zu seyn glaubten, sollten sie auf einem andern Wege zurückkehren und zu den zurückgelassenen drei Mann stoßen. Gabriel vermuthete, daß nur vier Mann mit den Pferden fortgegangen seyen. Nach kurzer Berathung weckten wir unsere Cameraden, sagten ihnen wie die Sachen standen und beriethen nun was zu thun seyn.

Anfangs wurde vorgeschlagen die drei zurückgelassenen Bursche zu erschießen, da aber diese mit der Localität besser bekannt waren als wir, und der Knall der Büchsen diejenigen, welche die Pferde entführt hatten, herbeilocken konnte, so verfielen wir auf einen andern Plan. Kurz vor Tagesanbruch nahm ich Bogen und Pfeile und schlich mich an einen sichern Platz in geringer Entfernung von der Höhle, wo die drei Räuber lagen; Gabriel that dasselbe in einem Busch zwischen der Höhle und unserm Lager. In der Zwischenzeit spielten Roche und die fünf Amerikaner ihre Rolle vortrefflich: sie gingen bis nahe an die Höhle, fluchten darüber, daß irgend ein wildes Thier ihre Pferde verscheucht habe und folgten dann der Spur mit so viel Lärm wie möglich; um die Räuber desto besser zu täuschen, ließen sie ihre Büchsen zurück. Sobald sie fort waren, kamen die Räuber aus dem Versteck heraus, einer ging mit der Büchse bewaffnet nach unserm Lager, und kam bald mit zweien unserer Büchsen und einem brennenden Span zurück, worauf sie über den Erfolg ihrer List zu lachen begannen. Sie zündeten ein Feuer an, der eine fing an Kaffee zu kochen, und die zwei andern gingen, ohne eine andere Waffe als ihre Messer, um die Satteltaschen und Sättel zu holen.

Noch waren sie nicht fünf Minuten fort, als ich eine ungeheure Klapperschlange kaum einen Schritt von mir sprungfertig liegen sah. Seit meinem Schlangenabenteuer bei den Comantschen hatte ich die größte Furcht vor diesem Thier, und mein Schrecken war so groß daß ich aus meinem Versteck heraussprang und auf einmal kaum fünfzehn Schritte von dem Kerl stand, der ruhig das Feuer anblies an dem der Kaffee kochte. Er stand sogleich auf, trat ungeschreckt durch eine so plötzliche Erscheinung zwei Schritte zurück und griff nach seiner Büchse. Diese Bewegung entschied sein Schicksal, denn ich schnellte augenblicklich meinen Pfeil ab und traf so glücklich, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, todt niederstürzte. Ich kroch nun zu Gabriel, dem ich die Sache erzählte, und nahm dann meinen Stand in der Nähe der zwei andern Räuber, welche ruhig die Satteltaschen durchsuchten und was sie für sich zu behalten wünschten bei Seite legten. Endlich nahm einer die Sättel auf den Kopf und kehrte so beladen nach der Höhle zurück; einige Minuten darauf hörte ich einen schweren Fall: Gabriel hatte ihn mit einem Streiche seines Tomahaks niedergestreckt. Der letzte Räuber aber, der sich mit den Satteltaschen beind, fluchte über seinen Gefährten, „der nicht vor den Augen sehen könne und die Sattelknöpfe zerstoßen würde." Ich hatte gerade meinen Bogen gespannt und zielte, als Gabriel mir winkte abzulassen und gleich darauf dem Räuber einen Stoß in den Rücken gab daß er niederstürzte. Vergebens suchte dieser sich aufzuraffen, Gabriel überwältigte ihn, und bald war er an Händen und Füßen gebunden. Wir brachten ihn nach der Höhle, legten die beiden Leichen an seine Seite, verwahrten auch unser Gepäck hier, verwischten so gut wie möglich alle Spuren des Kampfes und rüsteten uns nun zum Empfang der Pferderäuber.

Der Zufall begünstigte uns. Während wir den Kaffee tranken, den die Räuber gekocht, hörten wir Pferdegetrappel. Ich ergriff eine der Büchsen, Gabriel aber richtete nach kurzem Horchen seinen Lasso und schlich sich hinter die Büsche. Bald darauf sah ich mein Pferd, das ohne Zweifel seinen Reiter abgeworfen, zurück nach dem Lager rennen. Einer der Räuber verfolgte es auf Gabriels Pferde, und rief den drei zurückgelassenen Räubern zu es aufzuhalten. In diesem Augenblick aber fiel Gabriels Lasso auf seine Schultern, und er stürzte todt vom Pferde, wie vom Blitz getroffen — er hatte den Hals gebrochen. Da wir so unsere Pferde wieder gewonnen hatten, sattelten wir sie, nahmen unsere Büchsen und eilten den übrigen Räubern nach, die wir mit unsern zwei vortrefflichen Pferden bald einzuholen hofften. Nach halbstündigem scharfem Ritt stießen wir auf Roche und unsre Gefährten, die nicht minder glücklich gewesen waren. Der Kerl, der mein Pferd geritten hatte, war heftig gegen einen Baum gestürzt, und während einer dem fliehenden Pferde nacheilte, banden die beiden andern ihre Pferde an den Baum und kamen ihm zu Hülfe; so wurden sie von Roche und den andern überrascht und gebunden.

Wir brachten unsere Gefangenen zurück nach der Höhle, und fanden nun daß wir durch die Räuber nichts verloren, vielmehr gewonnen hatten. Einer der Advocaten fand einen Steinkrug voll Whiskey, der Geistliche eine Büchse zum Ersatz für die welche er in der Prairie verloren, und die Kugelbeutel und Pulverhörner der drei ersten Räuber waren wohl gefüllt; auch erhielten wir eine Wolldecke und einen Sack mit gemahlenem Kaffee.

Wir dankten der Vorsehung für unsere Rettung, nahmen ein gutes Mahl ein und setzten dann unsre Reise in südlicher Richtung fort, freilich ziemlich langsam, da wir die Räuber mit uns führen mußten und die Pferde durch das Abenteuer der Nacht sehr erschöpft waren. Wir machten deßhalb bei Zeiten Halt, und ich suchte die Gefangenen auszufragen, in welcher Richtung die Ansiedlungen lagen, konnte aber nichts aus ihnen herausbringen. Gegen Abend, als wir eben unser Mahl einnahmen, kam eine Schaar Hunde heran, hielt in geringer Entfernung von uns und begann wüthend zu bellen. Anfangs glaubten wir sie gehörten der Räuberbande, welche sie zum Aufspüren der Reisenden anwende, und griffen eilig zu unsern Waffen; da aber Gabriel versicherte, dieß sey eine besondere Race, welche den Tschirokesen, Tschaktaws, Krihks und andern halb civilisirten Indianerstämmen angehöre, die sich am Rothen Flusse niedergelassen hätten, so erhoben wir ein Geschrei und schossen unsere Büchsen ab, um die Indianer auf unsere Spur zu bringen. Es dauerte auch nicht lange, so kam eine Schaar von achtzig Tschirokesen durch das Dickicht geritten. Alles klärte sich jetzt auf.

Oberhalb der großen Beugung des Rothen Flusses war seit geraumer Zeit ein allgemeines Raubsystem ungestraft geübt worden. Das Volk von Arkansas beschuldigte die Texaner, und diese behaupteten, die Räuber seyen Indianer. Hr. Yell, Gouverneur von Arkansas, beklagte sich bei Roß, dem bekannten einsichtsvollen Häuptling der Tschirokesen, welcher entgegnete, die Räuber seyen Leute aus Arkansas und Texas; um den Beweis für diese Behauptung zu liefern, ließ er das Land durch eine Abtheilung Indianer durchstreifen, bis die Räuber eingefangen wären. Seit den letzten zwei Tagen waren sie auf einige Spuren gestoßen, bis endlich ihre Hunde unsere Fährte auffanden und sie so zu unserm Lagerplatz geleiteten. Wir übergaben ihnen alle unsere Gefangenen, welche los zu werden wir sehr froh waren, und der indianische Anführer ließ einen seiner Leute absteigen, um dem Geistlichen wieder zu einem Pferd und einem Sattel zu verhelfen. Dieß konnten wir nicht annehmen ohne Bezahlung zu leisten, somit gab jeder von uns zehn Dollars, womit allerdings das Pferd gut bezahlt war.

Am nächsten Morgen gab mir der indianische Anführer die nöthigen Weisungen über den Weg den wir einzuschlagen hätten, um in wenig Tagen den Rothen Fluß zu erreichen. Ehe wir schieden, machten die Indianer uns Geschenke an Pfeifen und Tabak, deren wir sehr bedurften, und nach einem herzlichen Frühstück setzten wir unsere Reise fort.

Die Tschirokesen werden wohl wahrscheinlich in der künftigen Geschichte von Texas eine nicht unbedeutende Rolle spielen; sie hatten sich, als man sie aus den südlichen Staaten

der Union vertrieb, zugleich mit den Kribks und Tschaktaws, zusammen etwa 60,000 an der Zahl, an den nördlichen Ufern des Rothen Flusses im westlichen Theile von Arkansas niedergelassen und waren hier schnell zu großem Wohlstand gelangt. Ein Theil von ihnen ging auf vielfache Einladung nach Texas, baute sich dort an, und ihre Pflanzungen gehörten bald zu den besten des Landstrichs. Da erwachte der Neid in den neuen aus den Vereinigten Staaten gekommenen Ansiedlern, und man beschloß sie zu vertreiben und sich ihrer Pflanzungen zu bemächtigen. Das war aber nicht so leicht gethan, denn die Tschirokesen schlugen jeden offenen Angriff zurück, und viele Texaner kamen in diesen Gefechten um; aber nun ließ man das Raubgesindel gegen sie los, das die Tschirokesen mit nächtlichen Brandstiftungen dermaßen beunruhigte, daß sie endlich beschlossen ihre Pflanzungen zu zerstören und zu ihrem eigenen Volk an dem Rothen Fluß zurückzukehren. Seit dieser Zeit haben die Tschirokesen, Tschaktaws und Kribks wiederholt Kriegsrath gehalten, und ich zweifle nicht daß sie nur auf eine Gelegenheit warten das Vergeltungsrecht zu üben und über die Bevölkerung von Ost-Texas herzufallen.

Wir hatten jetzt nicht mehr weit nach dem Rothen Flusse, aber da der Weg durch Sümpfe, Lagunen und Rohrgebüsche führte, kamen wir nur langsam vorwärts. Wir hielten auf einem trockenen Fleck, und hier zum erstenmal seit dem Morgen begannen wir ein Gespräch, denn bisher waren wir allzu beschäftigt gewesen den Boden vor den Füßen unserer Pferde zu untersuchen. Ich hatte Gabriel und Roche viel zu sagen, denn wir sollten in wenigen Stunden scheiden, sie zurückgehen zu den Comantschen und Schoschonen, ich zu den Mormonen und vielleicht nach Europa. Wiederholt drang Gabriel in mich meinen Plan aufzugeben. „Ueberlege es, weil es noch Zeit ist," sagte er zu mir; „glaube mir, es ist besser deine treuen, ergebenen Schoschonen zu regieren als von der Errichtung eines westlichen Reichs zu träumen; und wenn du durchaus den Versuch machen willst, warum denn die Hülfe von Weißen suchen? Was können wir von ihnen und ihrer Hülfe anders erwarten als unmäßige Forderungen und ungebührliche Einmischung? Wenn du die Apatschen, Comantschen und Schoschonen nur einige Monate lang regelmäßig einübst, so hast du Soldaten wie nur immer in der civilisirten Welt, und unter ihnen wirst du keinen Verräther finden." Ich fühlte die Wahrheit dessen was er mir sagte, und schwieg geraume Zeit stille. „Gabriel," erwiederte ich endlich, „ich bin jetzt zu weit gegangen um zurückzuweichen, und die Plane die ich unternehme, sind nicht zu meinem Vortheil, sondern für die allgemeine Wohlfahrt der Schoschonen und der übrigen befreundeten Stämme. Ich hoffe noch sie einst als großes Volk zu sehen, und jedenfalls ist es des Versuchs werth." Gabriel schüttelte traurig den Kopf, er hatte schon zu viel in der Welt gesehen, und sah mich deßhalb nicht ohne Bangen in die civilisirten Länder gehen, deren Thun und Treiben ich nicht kannte.

Am andern Morgen schlug die Stunde der Trennung; ich fühlte sie bitter, und weinte laut, als ich allein war; nur der Gedanke tröstete mich, daß unsere Trennung nicht lange dauern würde.

Skizzen aus Oberitalien.

Von Mailand nach Chamouny.

Zwischen Mailand und den beiden schönen norditalienischen Seen, dem Lago maggiore und dem Lago di Como sind regelmäßige Verbindungen eingerichtet, die wieder mit den regelmäßigen Dampfbootfahrten auf diesen Seen in Correspondenz stehen.

Morgens in aller Frühe verläßt der nach Art der Omnibus eingerichtete Postwagen Mailand. Auch die Strecke von Mailand bis zum Lago maggiore gilt für unsicher, deßhalb erhält auch hier der Postwagen bewaffneten Schutz. Dieser Schutz wird aber nur von einem einzigen Gendarm zu Fuß gewährt, welcher mit seinem geladenen, bajonnettirten Gewehr neben dem Kutscher sitzt, und dadurch allen Vorübergehenden zu erkennen gibt, daß ein etwaigee Angriff auf den Postwagen auch auf einigen Widerstand rechnen darf.

Auf diesem Wege kommt man übrigens auch durch Dörfer und Gegenden, die sehr geeignet sind, den Gedanken an unfreundliche Ueberraschungen recht lebendig zu erhalten. Die Dörfer selbst zeigen nichts weniger als Spuren von Wohlhabenheit, und ihre Bewohner haben durchschnittlich einen so banditenmäßigen Ausdruck, wie ich es außer in Montebello nirgends wieder gesehen zu haben glaube. Dabei kommt man durch lange Haiden, an andern Orten ist wieder der Weg auf beiden Seiten mit dichtem, wildverwachsenem, niedrigem Nadelholz besetzt, den geeignetsten Schlupfwinkeln für die im Hinterhalt Lauernden. Nirgends habe ich mehr als in den Dörfern dieser Gegend die Fenster mit Oelpapier statt mit Glasscheiben versehen gefunden.

Urplötzlich wie durch einen Zauberschlag verwandelt sich die Gegend, die ächten Kastanien verschwinden, ja aller südliche Charakter verschwindet, und man glaubt sich nach der Lüneburger Haide versetzt. Das währt freilich nicht lange, und schon weit vor Sesto Calende, einem Städtchen an der Südspitze des Lago maggiore, hat die Gegend wieder mächtige Reize gewonnen, ja sie überragt unbedingt an Schönheit die ganze übrige so eben durchfahrene Straße.

Eines der Dörfer, durch welches der Weg führt, ist ausgezeichnet und berühmt durch einen ungeheuren Cypressenbaum. Der Stamm hat eine Dicke, wie ich nie einen ähnlichen gesehen, man sagt, fünf Männer könnten ihn kaum umspannen. Und wie er so in räumlicher Beziehung das Maaß alles Gewöhnlichen überschreitet, so auch in zeitlicher. Es hat sich von ihm der Mythos gebildet, er sey noch ein Zeitgenosse des Julius Cäsar. Seinen Taufschein hat niemand gesehen, daß er aber wirklich ein außerordentlich hohes Alter erreicht hat, steht unzweifelhaft fest. Das Dorf, in welchem wir diesen merkwürdigen Cypressenbaum erblickten, wurde uns Cipresso genannt, so daß es den Namen von diesem Baum sollte erhalten haben. In einer bekannten Reisebeschreibung habe ich eine Erwähnung dieses Baumes als in einem Dorfe Soma gefunden. Möglich, daß der Ort, wie das ja öfter vorkommt, zwei Namen hat, einen mehr officiellen, statistischen, einen andern mehr populären, der dann aus Eigenthümlichkeiten der Localität zu erwachsen pflegt.

Als wir in Sesto Calende ankamen, war ein so heftiges Regenwetter eingetreten, daß eine jede Aussicht auf den See, seine schönen

Ufer und den Ticino, der hier sein blaues Wasser in das grüne Wasser des Sees gießt, unmöglich wurde. Wir mußten daher in der sehr unfreundlichen, schmutzigen Gaststube die Ankunft des Dampfbootes abwarten, und hatten bei Bezahlung unserer ziemlich bescheiden gehaltenen Zeche Gelegenheit zu bemerken, daß mit den Zeiten auch die Sitten sich geändert, namentlich die der wohlfeilen Gastlichkeit. Polybius, der freilich ungefähr schon zwei Jahrhunderte vor Christo lebte, macht großes Rühmen von der Wohlfeilheit des nordwestlichen Italiens. „Kommt ein Reisender in das Wirthshaus, so fragt er nicht, was dieser oder jener Artikel koste, sondern um welchen Preis der Wirth ihn beherbergen und bewirthen wolle, und gewöhnlich kostet die Zeche einen Viertel Obolus“ (der Obolus etwas mehr als ein Silbergroschen). Vom Weizen kostet nach Polybius Angabe der sicilische Schäffel vier Obolen, ein Eimer Wein halb so viel. Indeß stiegen doch schon im Alterthum die Preise bedeutend, z. B. war der Weizen zur Zeit Cicero's auf das Vierfache des eben angegebenen Preises gestiegen. (Mannert.) Aber wie würde Polybius sich jetzt wundern müssen, wenn er verurtheilt wäre, in Sesto Calende ein schlechtes Frühstück zu nehmen!

Um 1 Uhr kam das Dampfboot an, welches täglich den ganzen See befährt, in der Frühe Magadino an der Nordspitze verläßt, Mittags Sesto erreicht, daselbst aber nur so viel Zeit anhält, als erforderlich ist, um Reisende abzusetzen und andere aufzunehmen, und dann unverweilt seine Rückreise antritt. Das Unwetter hatte nicht nachgelassen, der See war sehr unruhig, die Wellen gingen so hoch, wie ich sie nur im aufgeregten Meere gesehen habe, das Dampfboot mußte daher auch die auf- und niederschwankenden Bewegungen annehmen. Dieß hatte die einfache Folge, daß ein großer Theil der Reisenden nach einigen Stunden dieselben Wirkungen an sich verspürte, welche die Schiffsschwankungen auf dem Meere bisweilen in noch kürzerer Zeit hervorbringen — die schreckliche Seekrankheit. Dieser Unfall begegnete indeß nur solchen, die wegen des gewaltigen Regens in die Cajüten sich geflüchtet hatten. Ich blieb aber trotz des stürmischen Unwetters in dicken Mantel gehüllt auf dem Verdeck. Obwohl ich die herrlichen Ufer des Sees in ihrem Reize nicht erkennen konnte, so hatten meine Augen doch einen hohen Genuß im Anschauen des merkwürdig schönen Grün des Wassers in diesem See. In seiner schönsten Reinheit und Klarheit erschien dieses Grün gerade in der Aufregung der Wellen, wenn sie durch die Räder oder den schneidenden Rand des Dampfbootes gebrochen wurden, umschlingen und vor Wuth zu schäumen schienen, daß ungefährdet von ihnen das kleine Werkzeug aus Menschenhand ihnen Trotz biete, ja sie brechend und bewältigend triumphire. Weder der Gardasee, noch der Genfersee, selbst nicht der Vierwaldstättersee hat ein so reines, bestimmtes und lebhaftes Grün.

Als das Boot der ersten westlichen Bucht sich näherte, fingen die Wolken an sich zu zerstreuen, das Wetter wurde allmählich ganz heiter, die Fahrt war keine verlorene. Nach dem an der Westküste gelegenen piemontesischen Städtchen Baveno ließen wir uns ausschiffen. Die sardinischen Mauthbeamten waren aber durchaus nicht so unfreundlich und lästig, als man uns zuvor gesagt, sie waren auch ohne Trinkgelder höflich und human.

Die Lage von **Baveno** ist sehr schön, man hat vor sich die glückseligen Inseln und im Hintergrunde die schönen Contoure der den See umgebenden Berge. Doch aber möchte der Blick auf den See hin dem von Desenzano aus über den Gardasee nicht vorzuziehen seyn. Anders aber ist es mit der Aussicht, die man von den borromäischen Inseln selbst hat, d. h. von der Isola madre und der Isola bella, denn die Isola dei pescatori erscheint unbedeutend neben solchen Schönheiten, wiewohl sie andern Gegenden immer noch zauberische Reize geben würde.

Namentlich ist es die **Isola bella**, die wie ein Paradies uns Söhnen des Nordens erschien. Hier ist es nicht bloß die wundervolle Aussicht, die man nach allen Seiten hin hat, und besonders von mehrern Zimmern des Schlosses und einzelnen Punkten des Parkes aus, eine Aussicht, die den kältesten, unempfänglichsten Böotier entzücken muß; hier ist das Land, wie die glühende Phantasie des Jünglings es sich träumt bei Mignons Lied, und wie nirgends bis dahin es meinen Blicken sich dargeboten, ja wie ich es nach meinen bisherigen italienischen Erfahrungen für unmöglich gehalten hatte; hier sind auf kleinem Raum alle Herrlichkeiten Italiens vereint, es ist das lebendige Land der Poesie. Die Insel hat eine so glückliche Lage, geschützt vor den rauhen Winden durch die hohen Berge, daß sie in ganz Ober- und Mittelitalien als der einzige Ort angegeben wird, der sicilianisches Klima habe. Ein Winter existirt hier nicht, denn stehen Citronen und Orangen und Lorbeeren in freier Erde und überwintern in dieser freien Erde. Ueber die ganze Insel hin verbreiten diese Bäume, die in großen Alleen schön gruppirt sind, ihren entzückenden Duft. Der Schloßgärtner gestattete, daß ein jeder von uns eine Citrone sich pflückte. Wir fühlten uns glücklich in unserem Besitze, mir soll er in ferner Heimath eine bleibende Erinnerung sein jener schönen Stunden, glücklich weil sie so ganz die Träume der Jugend verwirklicht, so weit die Erwartungen des kältern, prosaisch gewordenen Mannes überflügelt.

Auf dieser Insel steht ein Lorbeerbaum, ein großer, schöner Baum. Der war noch jung als unser Jahrhundert geboren. Ein jugendlicher Heros italienischen Stammes trat zu diesem Baum und schnitt mit scharfem Eisen das Wort Battaglia in seine Rinde. Drauf ging er nach Marengo und schlug die große Schlacht. Und als der Held, vor dem Europa erzittert und gebebt, seinem Verhängniß erlegen, da kam ein tapferer Capitän aus Oesterreichs Kriegern zu jenem Lorbeerbaum, schwang in mannhafter Bravour seinen Säbel und hieb mit kühner Hand jenes bedeutsame Wort aus der Rinde des Baumes! Jede Ironie des Schicksals hat eine komische und eine ernste Seite. Hier erinnert das komische Element der Sache an Sir John Falstaff, wie er aus seiner Todtenverstellung aufsteht, um dem gefallenen Helden Percy noch einen heroischen Stich in die Wade beizubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Secundärunterricht in Frankreich. Nach den officiellen Tabellen gibt es in Frankreich 1466 Anstalten für den Secundärunterricht, nämlich 41 königliche Collegien mit 15,780 Schülern, 312 Communalcollegien mit 28,200 Schülern und 102 Institute mit 10,371 Zöglingen; hiezu kommen noch 1011 öffentliche Schulen mit 24,580 Schülern. Zusammen 75,930 Schüler. (Fr. Bl.)

Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen. Nach einem New-Yorker Blatt soll die Repräsentanten-Versammlung des Staats Ohio eine Bill gegen öffentliche Hinrichtungen angenommen haben. (Examiner vom 13 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1844.

Haushalt der Stadt Paris.

Paris, den 10 April.

Die Stadt Paris hat ihre definitiven Rechnungen vom Jahr 1842 und ihr Budget für 1844 drucken lassen. Die Resultate dieser ungeheuren Administration sind folgende. Das Jahr 1842 begann mit einem Cassenüberschuß der früheren Jahre von 12,005,752 Franken, die Einnahme des Jahres erhob sich auf 44,640,390 Fr., die Ausgaben auf 43,960,153 Fr., und der Rest in der Casse am Ende des Jahrs auf 12,746,780 Fr. Das Budget von 1844 beläuft sich auf 44,288,840 Fr., allein da es sowohl in Ausgaben als Einnahmen immer um mehrere Millionen überschritten wird, so kann man voraussehen, daß sich die definitive Abrechnung nicht weit unter 50 Millionen stellen wird.

Die Einnahmen der Stadt kommen fast ohne Ausnahme von Steuern her, die auf der Consumtion liegen; es ist das allgemeine System in Frankreich, und hier auf einen Grad getrieben, welcher zu den unglaublichsten Folgen geführt hat. Die Zeitungen sind voll von Klagen über die Verfälschung aller Nahrungsmittel und man sucht auf alle Art Mittel, wo nicht ihnen zuvorzukommen, doch die Thäter zu bestrafen, aber bis jetzt umsonst. So eben erscheint ein Buch von zwei Chemikern, welche eine fast unglaubliche Liste von Verfälschungen, die hier mit Wein, Oel, Mehl, Salz, Essig u. s. w. vorgenommen werden, geben und verlangen, daß in jeder Mairie ein Chemiker angestellt werde, der sogleich alle Waaren die ein Käufer ihm bringe, analysiren solle. Das Octroi hat im Jahre 1842 nach den Rechnungen 30,915,986 Fr. eingetragen, d. h. eine Million weniger als im Jahr 1838, obgleich seit dieser Zeit die Bevölkerung der Stadt um 100,000 Seelen zugenommen hat. Davon kommen auf Wein und Weingeist 12,603,000 Fr., auf Oel, Bier und Essig 3,140,000, Fleisch 5,469,000. Der Ertrag vom Fleisch hat etwas abgenommen, nicht weil weniger verzehrt worden wäre, sondern weil die Consumtion der geringeren Arten zunimmt, denn die Zahl der Ochsen, Kälber, Schafe und Schweine bleibt sich ziemlich gleich, aber was die größere Zahl der Bevölkerung erfordert, wird durch Würste, Abfälle, Gekröse u. s. w. ersetzt, deren Einfuhr um mehr als 100,000 Kilogr. jährlich zunimmt. Von Brennholz und Kohlen wurden erhoben 4,519,000 Fr. Auch hier zwingt das Octroi die Bevölkerung sich mehr und mehr mit der geringeren Qualität zu begnügen, das Brennholz ist in zwei Jahren von 696,466 Klaftern auf 616,545 gefallen, während die Steinkohlen in derselben Zeit von 1,611,167 Hektolitern auf 2,036,188 gestiegen sind, weil sie ein niedrigeres Octroi bezahlen. Da weder die Kamine noch die Küchen auf Steinkohlen eingerichtet sind, so kann nur die Noth einen großen Theil der Bevölkerung zwingen, sich dieses, ihr sehr unangenehmen Materials zu bedienen. Man könnte glauben, daß die Eisenbahnen zu dieser Zunahme geführt haben, aber dem ist nicht so, weil die Bahnhöfe als außerhalb der Stadt angesehen werden, und das Octroi nur von dem erhoben wird was von ihnen in die Stadt gebracht wird. Von Pferdefutter wurde erhoben 1,242,000 Fr., von Salz und einigen kleinen Artikeln 599,000 Fr., von Brennholz 1,619,000 Fr., endlich von Baumaterialien (Kalk, Bausteinen, Ziegeln u. s. w.) 1,719,000 Fr. Dieser letzte Artikel hat seit zwei Jahren um 200,000 Fr. abgenommen, doch gibt diese Zahl noch nicht die ganze Ausdehnung der Abnahme der Bauten in Paris, denn man sieht aus einem späteren Artikel, daß die Steuer, die beim Messen der Bausteine erhoben wird, in zwei Jahren von 204,000 Fr. auf 145,000 gefallen ist, was also eine Verminderung von einem Viertheil anzeigt. Der Präfect schreibt diese Verminderung den Befestigungsarbeiten von Paris zu, welche den Preis der Materialien und der Handarbeit erhöhen, und kündigt eine Verbesserung der Lage für das laufende Jahr an. Daran mag etwas wahres seyn, aber der Hauptgrund ist, daß die große Masse der Bewohner gezwungen ist sich in ihrem Logis zu beschränken, weil das Octroi das Leben hier zu sehr vertheuert, davon gar nicht zu sagen daß dieß Tausende aus der Stadt und in die Dörfer jenseits der Mauer treibt. Die Administration ist über diese Abnahme der Bauten und die Tendenz sich außerhalb der Ringmauern niederzulassen, unruhig, besonders da die Stadt in der einzigen Richtung, in welcher sie sich schnell ausdehnt, nämlich gegen Nordwesten,

schon jetzt die Mauern erreicht hat, während der südliche und östliche Theil, wenn nicht entvölkert, doch leblos wird. Sie thut einiges um dieser Tendenz entgegen zu arbeiten und dem Innern der Stadt Leben zu geben, indem sie durch das Labyrinth der engen und feuchten Gassen dort breite Straßen zieht, wie z. B. die Straße Rambuteau. Sie scheint auch einen Plan aufgegeben zu haben, den sie lange beabsichtigt und dessen Ausführung schon begonnen war, nämlich von der Madelaine aus quer durch die Vorstadt des Roule nach dem Park von Mousseaux eine Straße zu führen, wobei alle Straßen der Vorstadt in einem schiefen Winkel durchschnitten worden wären. Die Ausführung hätte 10 Mill. gekostet, ohne den geringsten Vortheil, als daß man die natürliche Tendenz der Stadt sich dorthin auszudehnen noch künstlich befördert hätte. Uebrigens sind die Klagen über das Absterben der Stadttheile auf dem linken Ufer der Seine sehr übertrieben, wie man z. B. daraus sehen kann, daß in einer neuen Straße, die gegenwärtig an der Stelle des ehemaligen Hotels des Telegraphen durchgebrochen wird, der Platz um 1200 Fr. pr. Quadratruthe verkauft wurde. — Die Einnahme von der Steuer auf den Verkauf von Austern, Fischen, Butter, Eiern und Geflügel auf den öffentlichen Märkten betrug 1,751,000 Fr.; diese Einnahmen gehören eigentlich zum Octroi und sollen auch künftig damit vereinigt werden. Die Vermiethung der Plätze auf den Märkten ertrug 601,050 Fr. Die öffentlichen Maaße und Waagen 205,915 Fr. Die Steuer auf Detailhändler in den Straßen 176,043 Fr. Der Verkauf des Wassers aus den Canälen und Brunnen der Stadt 908,919 Fr. Dieß ist eine sehr legitime Einnahme.

Paris hat seit einiger Zeit viel gethan, um sich mit Wasser zu versehen, der Canal des Ourcq, die prachtvollen Filtrirmaschinen für das Seinewasser, und jetzt das große Reservoir, das auf der Höhe des Pantheon gebaut und von dem Brunnen von Grenelle gespeist werden wird, haben die Wassermasse, die über die Stadt vertheilt wird, in nicht langer Zeit verdoppelt. Die Einkünfte kommen theils von Concessionen her, die Fabriken und Bädern für Wasser aus der Seine und dem Canal gemacht werden, theils von dem Verkauf des Wassers von einer gewissen Anzahl von Wasserwerken, aus denen das Wasser in die Fässer der Wasserträger gepumpt wird. Neben diesen bestehen aber eine Menge öffentlicher Brunnen verschiedener Art, und diese sind weit zweckmäßiger eingerichtet als in Deutschland. Ich meine hier nicht die bloß zur Zierde dienenden Springbrunnen, die hin und wieder über die Stadt vertheilt sind und die absichtlich so eingerichtet sind, daß man aus ihnen kein Wasser schöpfen kann, sondern die sogenannte bouches d'eau. Diese sind von zweierlei Art, nämlich 1) die, welche Trinkwasser enthalten; diese sind durch eine Röhre gebildet, welche etwa zwei Fuß über dem Boden aus der Mauer hervorsteht und gegen unten gebogen ist; neben ihr ist ein Knopf angebracht, den man anzieht, und dann stürzt ein Wasserstrahl von 1 Zoll im Gevierte hervor, welcher in wenigen Secunden das untenstehende Gefäß anfüllt. Dieß ist eine weit bessere Einrichtung als die dünnen Strahlen der deutschen Brunnen, an denen die Dienstboten eine halbe Stunde stehen mögen, ehe ihre Gelten gefüllt sind, während kein Verlust von Wasser bei den französischen stattfinden kann, indem der Wasserstrahl aufhört, sobald man die Hand nicht mehr auf den Knopf drückt. 2) Hat die Stadt 1600 Wasserröhren angebracht, welche zum Reinigen der Straße bestimmt sind und die Canalwasser geben; diese werden bei gutem Wetter aufgeschlossen und bleiben bei Nacht immer geschlossen. Dennoch fehlt es Paris noch an Wasser, und es ist ein sehr gefühltes Bedürfniß, daß es in alle Häuser und Stockwerke getrieben werde, weil die gegenwärtige Nothwendigkeit es am Brunnen zu holen oder von Wasserträgern bringen zu lassen, zu einer Wassersparsamkeit führt, welche nicht mit der Sorge für Reinlichkeit und Gesundheit zu vereinigen ist. Es sind dazu viele Plane gemacht worden, und die Erfindung der Turbinen, welche erlauben, das Seinewasser auf die höchste Spitze der Stadt zu treiben, wird wohl nächstens zur Ausführung eines derselben führen. Es wäre eigentlich Sache der Stadt, es auf ihre Kosten zu unternehmen, aber der Präfect will durchaus nicht zugeben, daß sie neue Schulden mache; man hätte daher längst einer Gesellschaft die Ausführung überlassen, wenn nicht durch einen unglücklichen Umstand ein Speculant da wäre, welcher sich immer dazu anbietet, und mit dem die Stadt nichts zu thun haben will, der aber wie es scheint Einfluß genug hätte, daß man ihn nicht ausschließen könnte, wenn man die Sache unternähme. Paris ist besser mit Wasser versehen, als die meisten deutschen Städte, aber schlechter als London und besonders als New-York, welches durch seine neue prachtvolle Wasserleitung von Croton jedes Haus und jedes Stockwerk mit einem unbeschränkten Wasservorrath versehen hat. Der Bericht der Ingenieure, welche dieses große Werk errichtet haben, sollte in Deutschland übersetzt werden, damit Stadtbehörden ein Beispiel daran nehmen.

Die Casse von Poissy hat 1,362,749 Fr. eingetragen; sie ist eine Art von Bank, welche die Stadt für die Fleischer auf den großen Viehmärkten von Poissy und Sceaux hält, und mit der gewisse Auflagen verbunden sind. Das Ganze bildet eine additionelle Steuer auf das Fleisch, so wie der folgende Artikel, nämlich der Ertrag der Schlachthäuser, welche 1,088,264 Fr. lieferten. Es wäre an sich nichts gegen diese beiden Steuern einzuwenden, denn die Stadt leistet durch die Casse von Poissy dem Viehhandel einen großen Dienst, die Schlachthäuser sind musterhaft eingerichtet und geben eine Garantie, daß kein krankes Vieh eingeführt wird; aber diese Steuern mit dem Octroi auf Vieh zusammen vertheuern das Fleisch auf eine unerträgliche Art. Das Entrepot für Wein hat 313,816 Fr. eingetragen; dieß ist der Miethzins der Keller und Magazine dieses ungeheuren Etablissements, das eine der Folgen des Systems der Stadtzölle ist. Als man nämlich sah, daß der Weinhandel sich aus Paris weg und nach Bercy zog, so beschloß die Stadt dieses Entrepot zu bauen, damit die Weinhändler dort ihre Weine niederlegen könnten, ohne vor dem Verkauf Zoll zu bezahlen. Das Gebäude hat über 20 Mill. Fr. gekostet und seinen Zweck nicht

erreicht, denn der größte Theil des Weinhandels ist in Bercy geblieben, und die Einkünfte des Entrepot reichen nicht viel weiter als zur Bezahlung der Administration desselben und der beständigen Ausbesserungen. Das Ganze ist eine der monströsen Folgen eines monströsen Systems. Eine andere derselben zeigt sich in dem nächsten Einnahmeposten der Stadt, nämlich die Escorten von Diligencen und Waaren durch die Stadt haben 150,236 Fr. eingebracht. Um nämlich nicht unter den Thoren abladen zu müssen, nehmen die Diligencen und die Güterwägen, welche transitiren, Douaniers als Escorte, daher die Einnahme, die ein würdiger Anfang des ganzen Systems des Octrois ist. Die öffentlichen Wagen, Cabriolets, Fiaker und Omnibus haben für das Recht sich auf den öffentlichen Plätzen aufzustellen 427,695 Fr. bezahlt. Jedes Cabriolet bezahlt nämlich 215, ein Coupé 130, ein Fiaker 150, und ein Omnibus 400 Fr. jährlich, wofür die Stadt ihnen warmes und kaltes Wasser liefert und Inspectoren bezahlt.

Alle bisher aufgezählten Einnahmen sind Consumtionsauflagen, directe Einnahmen hat die Stadt nur folgende. Sie zieht aus Vermiethung von Häusern und Grundstücken 139,039 Fr., aus Ausfertigung von Geburts- und Todtenscheinen 92,815, aus der Auflage von Begräbnissen 486,385, aus dem Verkauf von Grabstätten 709,252. Die Stadt verkauft nämlich den Quadratmeter für ewige Gräber um 300 Fr., so daß also die bloße Grabstätte für einen einzelnen auf 600 Fr. kommt!; wer dieß nicht bezahlen kann oder will, nimmt ein temporäres Grab für fünf Jahre, wofür er 50 Fr. bezahlt. Der Preis für ewige Gräber ist nicht zu hoch, indem troß diesem ihre Zahl auf eine Art zunimmt, welche die Stadt beunruhigt und zu einer endlosen Ausdehnung der Kirchhöfe zu führen droht. Dagegen ist der Preis der fünfjährigen Gräber viel zu beträchtlich, wie eine sehr einfache Statistik zeigt. Von 24,309 Todten im letzten Jahre sind für 1180 ewige Gräber gekauft worden, und für 4892 fünfjährige, also sind 18,227 in den gemeinschaftlichen Gräbern begraben worden, obgleich auch die ärmsten Familien hier dagegen einen sehr natürlichen und ehrenwerthen Widerwillen haben. Die Vermiethung der Schindanger in Bondy und Montfaucon hat 166,000 Fr. eingetragen, sie sind aber für die künftigen Jahre um 500,000 Fr. jährlich vermiethet worden; man will den von Montfaucon, der zu nahe an der Stadt liegt und ein ganzes Quartier verpestet, auch nach Bondy verlegen, aber es findet große Schwierigkeiten. Es soll dazu eine Eisenbahn nach Bondy gebaut werden, und da das Uebel sehr groß ist und laute Klagen erregt, so wird man wohl Mittel finden müssen, den Plan auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Schildkrötenfang im Mittelmeere.

Messina, den 19 März 1844.

Vergangenen Montag wurde am Faro*) eine ungeheuer Schildkröte gefangen von einer ganz ungewöhnlichen Art; sie hat gleich denjenigen, welche in der Südsee gefunden werden, keine Schale, sondern bloß eine ziemlich starke hornartige Haut auf dem Rücken, welche rinnenförmige Vertiefungen von je 1½ Zoll Breite hat, die sich vom Halsgelenk bis zu den Hinterfloßen hinziehen. Die ganze Länge des Thieres vom Kopf bis zur Schwanzspitze ist 7½ Fuß, die Breite 3½, bis 3¾ vorn an der Brust, die Vorderfloßen haben nahe an 3 Fuß Länge, die Hinterfloßen sind etwas kürzer, die Höhe wird etwa 3½ Fuß seyn. Der untere Theil und die Floßen sind mit einer weichen Haut bedeckt, von etwas schmutzig weißer Farbe mit braunen Flecken, die Oberdecke ist ganz dunkelbraun, mehr schwarz. Der Kopf wird 9 bis 10 Zoll lang seyn, und das Maul ist mit starken Zähnen versehen. (Das Maaß, von dem ich spreche, ist der bayerische Fuß von 12 Zoll.) Die Marinari, welche das Thier laufen sahen, sagten, sie hätten es mit einer Harpune gefangen, eine Wunde, welche etwa 1½ Fuß aufwärts von der Schwanzspitze auf dem Rücken war, ließ mich bemerken, daß an dieser Stelle die Haut nur 1½ Linien dick war, jedoch wird selbe mehr oben am Rücken wohl stärker seyn. Wie ich von andern hörte, hat Prof. Rüppel**) erklärt, daß es eine Art Schildkröte sey, die bloß in den ostindischen Gewässern vorkommt; ich selbst sprach den Hrn. Prof. R. nicht. Dieser bot für das Thier 9 Piaster, es wurde aber von einem andern für 20 Piaster angekauft. — Ob nun das Thier um das Cap der guten Hoffnung gesegelt ist, oder ob es eine Fußpartie über die Landenge von Suez gemacht hat, das ist die Frage, auf jeden Fall hat es eine schöne Reise gemacht, die freilich nicht zum besten endete.

*) Faro ist Dorf und Leuchtthurm am Eingange in die Meerenge an der sicilischen Küste.

**) Er befindet sich seit Februar in Messina.

Skizzen aus Oberitalien.

Von Mailand nach Chamouny.

(Fortsetzung.)

Von Baveno aus nahmen wir vom Posthalter einen eigenen Wagen, der aber nicht als Extrapost galt, wiewohl wir unseren Postillon in voller Uniform hatten. Wir fuhren bis Domo d'Ossola und legten diese Strecke in wenigen Stunden zurück. Der Weg geht anfangs längere Zeit an dem See noch entlang, und gewährt schöne Blicke auf die gewaltigen Marmorbrüche, aus denen Mailands Dom und Friedensbogen gebrochen worden ist. Unser Postillon wich in jeder Beziehung nicht nur von allen übrigen italienischen Postillonen, die ich hatte kennen gelernt, ab, sondern von den Italienern überhaupt. Der Ausdruck seines Gesichts war Gemüthlichkeit und Wohlwollen, nichts Verschlagenes, nichts Verschmitztes in seinen Augen. Er war sehr gesprächig, aus jedem seiner Worte trat Offenheit und Biederkeit hervor. Er war aus Baveno und hatte nie die dortige Gegend auf weite Entfernung verlassen. Dürfte man von Individuen so auf Allgemeinheiten schließen, wie man es nicht darf, so wären die glücklichen borromäischen Inseln mit ihrer nächsten Umgebung nicht bloß in physischer Beziehung gesegnet.

Von Baveno an kommt man auf dem ganzen weitern Wege nicht mehr aus den Bergen heraus. Es ist die große, berühmte Simplonstraße — ein Werk, welches bis zur Erbauung der noch gewaltigern Straße über das Wormser Joch als der größte, Ehrfurcht gebietende Beweis menschlicher Kraft in Bezwingung der rohen Naturgewalt gegolten hat. Die Straße ist bekanntlich ein Werk Napoleons. Sie wurde in den Jahren 1800 bis 1806 erbaut. Sie verbindet die Schweiz mit Italien, ihre äußersten Endpunkte sind Genf und Mailand, wo

der Arco della pace unter dem Namen Arco del Simpione das ganze Werk eigentlich krönen sollte. Im engern Sinn aber, als eigentlicher Alpenpaß, bezeichnet man mit der Simplonstraße den kühnsten Theil derselben, den Simplonübergang oder die Strecke von Domo d'Ossola bis zum Städtchen Brieg (Brigue) in Wallis. Die Länge der ganzen Straße beträgt 74 Stunden, ihre Breite 20 bis 25 Fuß, so daß selbst an den engsten Stellen zwei Wagen sehr bequem nebeneinander fahren können. Der höchste Punkt, den sie erreicht, steigt auf 6240 Fuß, dabei ist die Neigung überall so gering gehalten, daß nur an zwei Stellen etwa der Hemmschuh angelegt zu werden braucht und die Wagen selbst bergan im Trabe fahren können. Auf der kurzen Strecke von Arona (noch unterhalb Domo d'Ossola) bis Algeby mußten 52 Brücken und 302 Wasserleitungen angelegt, 199,800 Kubikmetres Felsen gesprengt und 280,000 Kubikmetres Mauern aufgeführt werden, 1½ Millionen Kubikmetres Erde wurde zu Dämmen und Ausfüllungen gebraucht. Im Ganzen sind 71,000 Centner Pulver zu Sprengarbeiten verwendet worden. Auf der Strecke vom Dörfchen Gips im Kanton Wallis bis zum Lago Maggiore sind 611 Brücken aufgeführt. Daß bei einer solchen Cyklopenarbeit die Kosten sich über 20 Millionen Franken belaufen haben, kann nicht verwundern. — Zu den kolossalsten Theilen der ganzen Unternehmung gehören die sogenannten Galerien. Das sind gewaltige Tunnels, mittelst deren die Straßen durch die Felsenmassen, ja unter Gletschern hindurchgeführt worden ist, und zwar gewöhnlich an solchen Stellen, die durch die häufigen Lawinenstürze den Reisenden gefährlich sind. Außer diesen durch keine Lawinenmacht zu zertrümmernden Galerien sind noch in verschiedenen Zwischenräumen an gefährlichen Punkten Zufluchtshäuser (réfuges) erbaut, in welchen während der Winterszeit auch Straßenwärter sich aufhalten, für den Nothfall sogar auch ein Nachtlager und einige Lebensmittel dem leidenden Reisenden gereicht werden.

Die große Post befährt zwar täglich die ganze Simplonstraße, da sie aber zur Nachtzeit den Kamm und die schönsten Punkte passirt, so zogen wir es vor, von Domo bis Brieg die Wanderung zu Fuß zu machen, und ich kann aufrichtig dasselbe jedem Reisenden rathen, der den Genuß der bald lieblich schönen, bald großartigen Natur und die gründliche Anschauung eines der riesigsten Menschenwerke sich verschaffen will. Einer der herrlichsten Blicke bietet sich bei der Brücke von Crevola dar. Der ganze Thalkessel von Domo d'Ossola eröffnet sich nach Süden zu mit fünf sich sondernden Thälern, alle in üppiger norditalienischer Vegetation mit frischem Grün. Das Dörfchen Crevola liegt tief unten im Antigorio-Thal. Von hier aus erscheint die Brücke selbst in schwindelnder Höhe auf furchtbaren Felsmassen und Unterbauten als ein Werk überirdischer Mächte, der ewig wirkenden Berggeister. Sie besteht aus zwei Bogen, von denen jeder eine Spannung von 65 Fuß, eine Höhe von 90 Fuß hat. Die Schlucht, über die sie hinführt, ist grausig. Alle Eindrücke hat man hier vereint. Die ungeheuren Alpenberge starren von der einen Seite mit ihren eisigen Gletschern entgegen, unten tief in der schauerlichen Schlucht braust die Doveria, auf der andern Seite lächelt das hesperische Land in den freundlichsten Thälern. Mit Recht hat man gesagt, daß dieß einer der Punkte ist, von denen aus ein Hannibal seinen Kriegern das gelobte Land zeigen konnte.

Ein großer Theil der ganzen Straße liegt in dem Kanton Wallis. Bei Isella verläßt man den italienischen Boden, kommt ihm bei Martigny (Martinach) wieder sehr nahe, weßhalb man von da aus gewöhnlich die Hauptstraße verläßt, um über die Berge zu dringen und einen Fuß in das italienische Chamouny zu setzen. Die Hauptstraße berührt einige Meilen nördlicher Italien bei Gingoulph (St. Gingen), zieht sich an der italienischen Seite des Genfersees entlang und endet an der Rousseau's-Insel in Genf.

Auf der Gränze zwischen Piemont und dem Kanton Wallis ist einer der imposantesten Wasserfälle, bei Gondo der Fall des Frosinone. Auffallend ist hier der schnelle Wechsel der Sprache. Auf dem letzten italienischen Gränzorte wurde nur italienisch gesprochen, einige tausend Schritte davon steht das einsame Haus eines Walliser Gränzbeamten; da hörte man keinen italienischen Laut mehr, es wurde französisch mit uns gesprochen und französisch das Visum unseres Passes ausgestellt. Wie aber hier auf der Gränze das Französische schnell mit dem Italienischen wechselt, so habe ich in dem Kanton Wallis selbst einen auffallenden Wechsel des Französischen mit dem Deutschen gefunden, ja das Deutsche sogar dem Italienischen local außerordentlich nahe. Schon im Dorfe Simpeln (franz. Simplon, ital. Sempione) hört man das Deutsche neben dem Französischen, in Brieg (Brigue) ist das Deutsche vorwiegend, wiewohl amtliche Bescheinigungen nur französisch ausgestellt werden, in Sitten (Sion) hat wieder das Französische das Uebergewicht, in Martinach (Martigny) wird nur französisch gesprochen, und so auch im Hospiz auf der Höhe des Passes. Man sieht, Monotonie herrscht auf dieser Strecke weder in der todten Sprache der Natur, noch in der lebendigen Sprache des Menschen.

Mit der italienischen Gränze ist alle Lieblichkeit im Charakter der Gegend abgeschnitten; das Großartige, Erhabene, Gewaltige der Alpennatur ist an die Stelle der milden, lieblichen hesperischen Flur getreten. Eisige, kernhaftige Charaktere müssen hier gedeihen; der Mensch fühlt sich größer, getragen von so großen Erscheinungen, die Brust wird weiter, das Herz wird voller.

Merkwürdig tritt noch eine andere Verschiedenheit zwischen dem piemontesischen und dem schweizerischen Theil der Straße hervor. Diese Verschiedenheit betrifft aber nur sehr uneigentlich die Natur, sie geht vom Menschen aus. Mit wahrem Mitleid, ja mit Unwillen sieht man, wie auf piemontesischer Seite das große Kunstwerk dieser Straße seinem Untergange entgegeneilt, und wie so gar wenig hier gethan wird, dieß kaiserliche Werk in seiner wohlthätigen Existenz zu erhalten. Man kann wohl nicht annehmen, daß dieß aus kleinlicher Eifersucht gegen den großen Namen geschieht — eine Eifersucht, die freilich anderweitig nicht überall unterdrückt wird. Wahrscheinlich rührt es wohl daher, daß das Königreich Sardinien wenig Gewinn durch diese Straße zieht, und daher sich das geringe Interesse schreibt, sie im gehörigen Stande zu erhalten, zumal dieß allerdings nicht ohne bedeutende Kosten möglich ist. Auf lombardischem Boden ist die Straße sehr gut, ebenso im Kanton Wallis, der bei seiner Armuth verhältnißmäßig große Opfer dazu bringen muß.

(Schluß folgt.)

Engländer in Paris. Die Zahl der Engländer in Paris soll nie so groß gewesen seyn, wie jetzt (wahrscheinlich in Folge der Kunst- und Industrieausstellung); die englische Gesandtschaft soll im Durchschnitt täglich 500 Pässe zu visiren haben. (Examiner vom 13 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1844.

American Oriental Society.

Im Osten haben die orientalischen Gesellschaften begonnen, indem Sir William Jones in Calcutta ihr Musterbild aufstellte. Calcutta, Bombay, Madras besitzen jetzt ihre Vereinigungen zu Verbreitung orientalischen Wissens jeder Art. Die asiatischen Gesellschaften in London und Paris haben sich einen Namen gemacht; Deutschland besitzt wenigstens seine Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes, und mehr Gelehrte in diesem Fache, als irgend ein anderes Land; Rußland hat die Akademie, in welcher verdienstvolle Männer an der Erforschung des Orients arbeiten, und endlich hat, wie wir sehen, die Liebe zu orientalischen Studien auch den Ocean überflogen, und ihr Reich in einem Lande zu gründen begonnen, für welches der Orient nicht mehr Orient ist.

Es ist fast etwas vorzeitig, daß man in einem Lande, welches bisher nur derjenigen Wissenschaft sich angenommen hat, welche für Gewerbe und Handel arbeitet, in welchem man den Gelehrten für ein überflüssiges Ding hält und ihn oft nur dem Namen nach kennt, daß man in einem solchen Lande jetzt schon Studien einführen will, welche vom Markte des Lebens so weit abliegen. Man könnte nur hier den unmittelbaren, praktischen Nutzen der Beschäftigung mit den Sprachen des Orients für den Handel entgegenhalten; dieser ist verhältnißmäßig nur klein. Nehmen wir z. B. die beiden Fundamente orientalischer Sprachwissenschaft, das Sanskrit und Arabische. Jenes ist längst aus dem Verkehr der Menschen verschwunden und würde nicht zureichen, uns zum Verständnisse auch nur des Bengalischen, derjenigen Tochtersprache, die der Mutter am ähnlichsten ist, zu verhelfen, aber die Mühe, die wir auf Erlernung des Sanskrit verwendeten, wäre zu groß im Verhältnisse zu dem Nutzen, welchen wir daraus für einen täglichen Verkehr in bengalischer Sprache schöpften. Das Arabische lebt noch, aber in einer Form, die sich von der des Litterar-Arabischen vielfach unterscheidet, und die Erlernung des letztern wäre für den Geschäftsmann nur ein Umweg. Das Gleiche gilt für das Chinesische. Immerhin also wird der orientalische Gelehrte sich dazu bekennen müssen, nicht für den Nutzen des Tages, sondern für die Geschichte zu arbeiten. Wird dadurch der Werth seiner Leistungen an sich keineswegs geringer, so wird er es doch für jenes junge Land, welches nur in materiellen Dingen bisher seine Befriedigung fand.

Wie dem aber auch sey, eine Gesellschaft von Freunden orientalischer Studien hat es unternommen, eine Vereinigung unter dem obigen Namen in Boston zu gründen, und es liegt uns das erste Heft ihres Journales *) vor, welches Nachweisung über das Entstehen der Gesellschaft, ihre Statuten und die Adresse des Präsidenten, John Pickering (of Boston) bei der ersten Jahreszusammenkunft (7 April 1843) enthält.

Die Gesellschaft will sich der Sprachen Asiens, Afrika's und Polynesiens annehmen, hierauf bezügliche Publicationen machen und eine Bibliothek sammeln. Ihre Verwaltung ist nach dem Muster der englischen Asiatic Society eingerichtet,**) unter den zahlreichen Officers derselben begegnen wir aber keinem Namen, der in Europa schon einen Klang hätte, als dem Edward Robinsons von New-York, welcher durch den gediegenen Bericht über seine Reise im Peträischen Arabien und Palästina ***) den Dank der gelehrten Welt sich verdient hat. Der Präsident vergißt auch nicht, auf dieses verdienstvolle Mitglied in seiner Adresse hinzuweisen, welche den Hauptinhalt dieses Heftes bildet und uns einen Blick in den Stand dieser Wissenschaft thun läßt, wie er in Amerika sich gestaltet hat.

Der Gelehrte, sagt er, habe in den Vereinigten Staaten vor der gebieterischen Nothwendigkeit, sich seinen Unterhalt zu gewinnen, noch nicht dazu gelangen können, Studien obzu-

*) Journal of the American Oriental Society Vol. I. No. 1. 1843. Boston: Charles (Little and James Brown.)

**) Sie hat in ihre Statuten unglücklicherweise dieselbe Bestimmung aufgenommen, welche man bei der Mehrzahl der englischen Gesellschaften findet, daß man durch eine bestimmte Summe alle künftigen Jahresbeiträge abkaufen kann, woraus der Nachtheil entsteht, daß die Gesellschaft anfänglich ihre Mittel überschätzt, zu Großes beginnt, und später, wenn der Zufluß aufhört, häufig die Arbeiten einzustellen genöthigt ist.

***) Dieses Werk wurde in Deutschland, England und Amerika gedruckt.

liegen, welche ihm seine Existenz nicht sichern. Sie seyen in demselben Falle, wie die Engländer in Indien (nach der Schilderung von Jones in As. R. I.), wie die Bürger kleinerer Staaten (bei Xenoph. Cyr. XIII. 2.), die Arbeit sey noch nicht hinreichend getheilt, die Beschäftigung mit politischen Dingen verschlüge einen großen Theil der Zeit und des Denkens eines gebildeten Mannes, „welcher unter einer absoluten Regierung (arbitrary-government) nicht allein frei wäre von der Bürde der öffentlichen Angelegenheiten, sondern sogar getrieben, eine Beschäftigung für seinen thätigen Geist in Wissenschaft und Literatur zu suchen." p. 5.

(Schluß folgt.)

Haushalt der Stadt Paris.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Einnahme bildet der Beitrag des Staats an den Kosten der Municipalgarde, nämlich 1,917,000 Fr., seitdem man das prachtvolle Corps der Cavallerie derselben auf 3000 Mann gebracht hat — eine Zunahme, welche die municipalen Bedürfnisse nicht erforderten, die aber der Staat wegen politischer Gründe verlangt hat, und für die er daher auch die Stadt entschädigt. Es ist eine musterhafte Miliz, von der jeder Mann Corporal in der Armee gewesen oder wenigstens auf der Liste gestanden, aus der man diese zieht; sie besuchen alle Tage einen Curs über Municipalrecht und die Ordonnanzen der Polizei, der von ihren Officieren gehalten wird, sind vortrefflich bezahlt und in strengster Ordnung gehalten. Beim geringsten Fehler, namentlich für einen einzigen Fall von Trunkenheit, werden sie weggeschickt. Es ist dasselbe Corps, wie die frühern Gendarmen; da diese unter der Restauration sehr unpopulär geworden waren, so änderte man im Jahre 1830 ihren Namen und ihre Uniform, und jetzt sind sie eben so populär als sie früher verhaßt waren. Die additionellen Centimen von der directen Steuer, welche der Stadt zufielen, betrugen 1,071,000 Fr.; dieß ist die einzige directe Auflage, welche die Stadt erhebt, und bis diese so erhöht wird, daß das Octroi abgeschafft werden kann, wird keine Sparsamkeit in die Haushaltung der Stadt kommen, und Paris unter der theuersten und verderblichsten Form von Auflagen leiden. Endlich bezog die Stadt aus Zinsen von Capitalien die sie besitzt, aus Verkauf von Materialien und Bauplätzen, aus Beiträgen von Gasgesellschaften und dem Pflaster und andern gelegentlichen Einnahmen 2,076,000 Fr.

Diese Besteuerung ist übermäßig, und auch abgesehen davon daß das Octroi unter allen Steuerformen die lästigste ist, muß man anerkennen, daß die Summe der Steuer viel zu groß ist. Paris ist freilich eine reiche Stadt, aber man kann leicht einen Maaßstab finden, das Verhältniß der Auflage zu dem Vermögen zu schätzen. Nach den Schätzungen der Brandgesellschaften ist der Werth aller Privathäuser in der Stadt etwa 3000 Mill. Fr., die Stadt erhebt also jährlich $1\frac{1}{2}$ Proc. von dem Capitalwerth aller Häuser — eine offenbar übertriebene Summe, wie jeder sogleich finden wird, der dasselbe Verhältniß auf seine Localität anwenden will. Daher kommt es, daß das Leben hier um 30 Procent theurer ist als außerhalb der Mauern, daß 80,000 Arme im Stadtalmosen stehen, und fast die Hälfte der Bevölkerung in den Spitälern stirbt.

Wenn man von der Art absieht, auf welche sich die Stadt ihre großen Einkünfte verschafft, so ist im allgemeinen die Art, wie sie dieselben verwendet, nur zu loben, obgleich, wie der Proceß von Hourdequin gezeigt hat, manche Unterschleife dabei vorkommen mögen. Im allgemeinen mögen sie nicht sehr schreiend seyn, indem man selten davon hört, und was man auf diese Weise erfährt, nicht sehr bedeutend ist. Die Ausgaben sind natürlich viel mannichfacher als die Einnahmen, und sie sind im Budget in Capitel vertheilt, denen eine gleiche Anzahl von nachträglichen Capiteln folgt, und bilden ein Labyrinth, in dem man sich schwer orientirt. Ich kann mir nur einige Bemerkungen über die hauptsächlichsten erlauben, welche einigermaßen einen Begriff von dem Stadthaushalt geben können.

Die Schulden der Stadt wurden im Jahre 1802 regulirt und ein System von Amortissement eingeführt, das bis jetzt streng befolgt worden ist, und es ist der beste Theil der Administration des gegenwärtigen Präfecten, Hrn. v. Rambuteau, daß er aller Versuchung, neue Schulden zu machen, widerstanden hat. Die Vorwände dazu haben nie gefehlt, und wenn man die Planemacher hören wollte, so hätten sie längst die Stadt durch Plane, die an sich ganz schön sind, in unbezahlbare Schulden gestürzt. Die Schulden der Stadt beliefen sich im J. 1832 auf 68,394,248 Franken, woran bis Ende 1842 26,927,118 bezahlt worden und 41,456,520 übrig bleiben. Die Stadt bezahlt an Zinsen und Amortissements jährlich 4,590,000 Fr., wodurch die Schuld im J. 1853 gänzlich getilgt worden seyn wird, mit Ausnahme eines Capitals von 12 Millionen, das den Spitälern als Ersatz für die Häuser und Märkte, die sie in der Stadt besessen haben, gehört, und dessen Tilgung erst im J. 1833 beginnt und innerhalb 30 Jahren vollendet werden wird. Es kann kaum für eine Schuld angesehen werden, sondern für einen Ankauf, indem die Besitzungen, welche die Stadt dadurch erworben hat, die Summe vollkommen werth sind, während die andern Schulden aus nutzlosen Festen, welche die Stadt unter Bonaparte gab, und aus Bauten entstanden sind, welche das Octroi hervorrief.

Die Stadt bezahlt an die Staatscasse eine jährliche Summe von 4,959,587 Fr.; nämlich der zehnte Theil des reinen Ertrags des Octroi aller Städte gehört dem Staat, wobei der Staat aber eine beträchtliche Summe für den Theil der Einnahmen des Octroi, welche zur Bezahlung der Spitäler ꝛc. gehören, zurückgibt, so daß sich die Summe für Paris im vorletzten Jahre auf 1,700,300 Franken belief; dazu kommen 3,010,726 Fr. für directe Steuern. Die Stadt bezahlt nämlich aus ihren eigenen Mitteln die directe Steuern für alle Logis, welche unter 200 Fr. jährlich betragen. Die Gesammtsumme der Haussteuer, die auf Paris liegt, beträgt 5,386,807 Fr., wovon die Stadt, wie oben bemerkt, über 2 Mill. aus ihrer Casse bezahlt. Endlich entrichtet sie eine Contribution von 132,000 Fr. als Entschädigungsgeld für Einquartirung.

Die Centralverwaltung der Stadt kostet 624,613 Fr., die der Mairien 377,265, die des Octroi (mit Ausnahme der Bauten, die es verursacht) 2,043,780 Fr., die Erhebung der übrigen Einkünfte der Stadt 800,000 Fr.

Kirchen und Schulen. Die Bezahlung der Geistlichen fällt hier wie in ganz Frankreich auf den Staat, und in einer reichen Stadt wie Paris sind die Sporteln der katholischen Geistlichen so groß, daß die Stadtcasse nicht benöthigt ist, ihnen noch besondere Vortheile zu machen; daher bestehen die Ausgaben der Stadt für den katholischen Cult fast gänzlich aus dem, was die Gebäude zu errichten und zu unterhalten kosten. Dieß ist aber sehr beträchtlich, denn nicht nur muß die Stadt fünf Kirchen, die zur Zeit der Revolution verkauft worden waren, miethen, sondern die Zunahme der Bevölkerung macht den Bau neuer Kirchen oder die Erweiterung der alten immer wieder nöthig, und die Stadt verwendet darauf im Durchschnitt nicht unter 2 Mill. Fr. jährlich, das unberechnet, was der Staat dabei thut, indem er Künstler mit dem Malen der Kirchen und den Bildwerken für sie beschäftigt. Die Stadt thut wenig dieser Art und die Künstler klagen sehr über die schlechte Bezahlung die sie anbietet; aber dieß ist kein Uebel, denn das ganze Künstlerwesen hier ist ohnehin auf keine natürliche Basis berechnet und dreht sich in einem falschen Kreis. Die Kunstschulen der Regierung liefern mehr Künstler als die Nation braucht, und die Regierung thut daher was sie kann, so viel als möglich Kunstwerke für öffentliche Gebäude zu bestellen; aber jede Bestellung macht, daß sich neue Schüler in die Schulen drängen, und so wird es täglich schwerer, die Bedürfnisse der zunehmenden Menge von Künstlern zu befriedigen. Die Stadt hat daher sehr Recht, daß sie nur sehr mäßige Summen dafür ausgibt, denn sie würde nichts erreichen, als daß sie den Andrang noch vermehrte. Doch auf die Kirchen zurückzukommen. Die einzige Ausgabe für das Personal, welche auf der Stadt ruht, liegt in den Zulagen, die sie den protestantischen Predigern mit 41,250 Fr. und dem Großrabbiner mit 1500 Fr. gibt, indem die Sporteln derselben nicht hinreichend sind sie in den Stand zu setzen, standesgemäß zu leben. Die Elementarschulen dagegen sind in Frankreich von den Gemeinden bezahlt, und der Staat trägt nur dazu bei, wo die Gemeindecasse unzureichend ist. Die Ausgaben der Stadt für die Schulen (das Bauwesen ungerechnet) betrug 916,665 Fr., welche sich auf 170 Schulen aller Art, vom Gymnasium bis zur Kinderschule vertheilen. Die Stadt hat nämlich Ein Gymnasium hier, College Rollin (neben denen die dem Staat gehören), das jedoch gegenwärtig nicht nur keine Kosten verursacht, sondern einen Reinertrag liefert. Die Stadt hat vor wenigen Jahren eine höhere Elementarschule gestiftet, in der sie sich 60 Freiplätze vorbehalten hat; sie ist im Begriff eine Normalschule für Schullehrer zu stiften; ihre Elementarschulen sind etwa zur Hälfte nach Lancaster'schen Grundsätzen; sie hat 24 Kleinkinderschulen, für welche sie 135,000 Fr. ausgibt, ferner sieben unentgeltliche Zeichenschulen, nicht um Künstler zu bilden, sondern für Handwerker, eine Anzahl Schulen für erwachsene Arbeiter, Schulen für weibliche Arbeiter und ein Pensionat für Mädchen. Im Ganzen werden ihre Schulen von 36,000 Schülern besucht — eine Zahl, welche mit der Einwohnerzahl in keinem Verhältniß steht, aber einen sehr beträchtlichen Theil der Kinder nicht begreift, welche in Privatschulen aller Art Unterricht finden; ich finde in einem Bericht des Ministers des öffentlichen Unterrichts, daß im J. 1840 die öffentlichen und Privat-Elementarschulen zusammen von 61,516 Kindern besucht waren. Ihre Zahl hat nothwendigerweise seitdem zugenommen, aber ich besitze kein Datum darüber.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Oberitalien.

Von Mailand nach Chamouny.

(Schluß).

Gegen Abend kamen wir im Dorfe Simpeln an. Es ist ein wenig freundlicher Ort, rauh und kalt. Die Beköstigung verrieth keine italienische Küche mehr, die Speisen waren gut, schmackhaft, kräftig und in reicher Fülle. Die Preise indeß schon schweizerisch, vier französische Franken das Couvert. Am folgenden Morgen brachen wir um 4 Uhr auf und erreichten nach zweistündigem rüstigem Gange die Höhe des Passes und mit ihr das Hospiz. Merkwürdig schön war das erste Hervortreten der Sonne, wie sie die über alle Bergmassen hervortretende Kuppe des Monte Rosa röthet — ein Alpenglühen, welches uns den Namen dieses Berges in seiner Wahrheit erkennen ließ.

Daß das Hospiz in seiner innern Erscheinung einen außerordentlich wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth macht, habe ich schon bei dem Kloster San Lazzaro erwähnt. Wie in dem berühmten Mutterhospiz auf dem großen St. Bernhard, von welchem das unserige nur ein Filial ist, wird auch hier ein jeder Fremde willig und freundlich, liebevoll und zuvorkommend aufgenommen. In aller Frühe waren wir eingetreten, trotz unseres angestrengten Gehens bergan froren wir (es war am 22 Julius), ein Diener führte uns in das geräumige Refectorium, in welchem wir sehr bald durch einen in aller Schnelligkeit bereiteten Kaffee erwärmt wurden. Der erquickende Trank selbst sowohl, als was zum Imbiß gereicht wurde, war gut bereitet, und in größerer Fülle, als davon Gebrauch gemacht werden konnte. Damit wir nicht wie in einem Gasthofe behandelt, sondern wie von Freunden und Brüdern in der Familie aufgenommen uns erschienen, trat einer der ehrwürdigen Mönche bald nach unserer Ankunft ein und unterhielt sich freundlich mit uns. — Trotz unseres Dringens wurde keine Bezahlung von uns angenommen, statt aller Bezahlung wurde uns nur gestattet, einen Beitrag in die Büchse für die Armen zu legen. Dieß veranlaßte uns zugleich in die Capelle zu gehen, wo so eben Messe gelesen wurde. Nur selten in meinem Leben ist mir das Glück zu Theil geworden, einen so reinen, beseligenden Eindruck unmittelbar durch den Eintritt in eine katholische Kirche gewonnen zu haben, als dieß hier der Fall war. Es herrschte die feierlichste Stille, alle Anwesenden waren in tiefste Andacht versunken und wurden auch nicht auf einen Moment durch unser allerdings möglichst lautlos veranstaltetes Erscheinen in ihrer ernsten Andacht gestört, der Priester celebrirte mit hoher Würde und Einfalt. Da war kein störendes Hin- und Herlaufen, kein Gehen und Kommen, da war nicht gleichzeitig ein mehrfacher Gottesdienst an verschiedenen Al-

tären, es war alles auf einen Punkt concentrirt, ein Geist beherrschte alles, der Geist beseligenden Friedens, der Geist beseligender Liebe.

Geistig wie leiblich gestärkt verließen wir dankbaren Herzens die ehrwürdigen Brüder, und nun ging es raschen Schrittes hinab. Es waren Stunden höchsten Genusses. In uns gekräftigt, heiter und froh, waren wir um so empfänglicher für die Natur, die durch den Hinblick auf die Berner Hochalpen in einer Majestät sich entfaltete, wie dieß nur an wenigen Punkten der Schweiz sich wiederfindet.

Von Brieg aus pflegt man gewöhnlich wieder die Post zu besteigen, und so thaten auch wir. Der Weg geht von hier eben weiter und zwar im Rhonethal, meist dicht neben der Rhone her, umgeben auf beiden Seiten mit himmelanstrebenden Bergen. Die Umgebung ist zwar überall schön, indeß das Auge hat so eben zu bedeutende Genüsse gehabt, als daß es noch mit voller Befriedigung auf diesen Höhen ziemlich gleichen Charakters weilen könnte. Für sich allein betrachtet ist dieses Rhonethal noch entzückend schön, besonders bei Leuk und bei Sitten (Sion), welches durch die hohe Burg außerordentlich malerisch wird.

Spät Abends kamen wir in Martinach (Martigny) an. Wir hatten beschlossen, von hier aus wieder des kürzesten zu Fuß nach Italien hineinzusteigen, d. h. über die Höhe des Col de Balme nach dem berühmten Chamounythal zu wandern, dem Thal, welches mit Neapel und Konstantinopel von einzelnen Reisenden als die drei schönsten Punkte Europa's genannt werden, während andere als dritten Punkt bald Lissabon, bald Salzburg, bald Havre de Grace angeben.

Der Uebergang über den Col de Balme wurde am folgenden Morgen begonnen. Die Höhe erhebt sich unmittelbar hinter der Stadt, ja ein Theil der Häuser folgt derselben. Wir schritten wacker fort, und konnten die Behauptungen anderer Reisenden, die uns wegen der Steilheit dieses Ueberganges besorgt gemacht hatten, nicht recht begründet finden. Mit heiterem Sonnenschein waren wir ausgegangen, nach einstündigem Gehen überzog sich der Himmel, es regnete und dadurch wurde der immer steiler werdende Weg sehr unbequem. Eine Erholung hatten wir durch ein kurzes Hinabsteigen nach dem in einer tiefen, düstern und schauerlichen Thalschlucht gelegenen Trient, einem Dörfchen, das durchaus nichts von der Lieblichkeit des berühmten Trient (Trident) in Tyrol hat. Diese Erholung war aber auch um so nothwendiger, als nun die eigentlichen Beschwerden erst anfingen. Denn die zweite hier beginnende Anhöhe erhebt sich ununterbrochen bis zum Gipfel mit einer solchen Steilheit, wie man sie kaum auf den schroffsten Seiten des Rigi findet und sonst bei einzelnen kleinern Höhepunkten der Schweiz, die man, da sie keine großen Strecken einnehmen, auch wohl leichter erklimmen kann. Hier war aber nach zweistündigem Marsch noch etwa drei Stunden ununterbrochen zu steigen. Der Regen weichte den Boden unter dem Gerölle auf, sehr bald indeß schwand seine Herrschaft, er wurde durch den Schnee ersetzt, der, je höher wir stiegen, desto stärker wurde, ja desto höher schon lag. Wir hatten etwa zwei Stunden im Schneegestöber, nach oben zu in fußhohem Schnee zu steigen. Die Anstrengung war sehr bedeutend und hatte unsere Kräfte fast erschöpft, als wir endlich auf dem Gipfel ankamen und in dem ärmlichen Häuschen daselbst Zuflucht fanden.

Auf dem Brocken, wo der Schnee in den hohen Sommermonaten eine unbekannte Sache ist, hat das große, massive Haus Mauern von fast sechs Fuß Dicke, und doch haben die Oefen bisweilen ihre Noth, eine behagliche Temperatur hervorzurufen. Hier auf der Höhe des Col de Balme, wo am 23 Julius der fußhohe Schnee durchaus nicht als auffallend betrachtet wurde, ist das Haus leicht hingebaut, die Mauern von nur zwei Fuß Dicke, und statt der nachhaltigen nordischen Kachelöfen die unzweckmäßigen, nur für den warmen, fast winterlosen Süden brauchbaren Kamine. Dabei wächst schon auf Stundenweite vom Gipfel kein Baum mehr, man hilft sich mit kraftlosem Zwergholz und Gezweig. Daß wir, durchnäßt bis auf die Haut und noch bis Tags zuvor an die Gluth der italienischen Juliussonne gewöhnt, trotz manchen Tropfens Burgunder, der uns gereicht wurde, nicht leicht zu einer anmuthigen Wärme kommen konnten, wird jeder glauben.

Von Martigny nach Chamouny gibt es noch einen andern Höhenübergang über Tête-noire. Dieser ist nicht so steil, minder beschwerlich und von kürzerer Zeitdauer. Rüstige Fußgänger ziehen aber den Uebergang über Col de Balme vor, weil von dieser Höhe aus der schönste Blick auf den Montblanc gewonnen werden soll. Das hatte auch uns bestimmt. Bis jetzt waren wir getäuscht. Das Schneegestöber wurde immer heftiger, die Kälte immer empfindlicher. Wir entschlossen uns, dort zu übernachten. Das war aber wirklich eine fürchterliche Nacht. Der Wind stürmte wie ein Orkan, daß wir jeden Augenblick den Zusammensturz des Hauses fürchteten; hatte endlich die Müdigkeit den Sieg davon getragen, so weckte uns gar bald wieder die Kälte.

Am folgenden Morgen warteten wir bis 11 Uhr, einer Zeit, wo gewöhnlich das Wetter umsetzt. Unsere Hoffnungen waren vergeblich, möglich daß unten im Thal klarer Himmel zu schauen war, wir beschlossen deßhalb aufzubrechen. Dabei begegnete mir nun aber ein lustiges Abenteuer. Meine Reiseschuhe waren dem Feuer zu nahe gekommen, und versagten nun hartnäckig, trotz aller Versuche, sie willfährig zu machen, ihre Dienste. Der Wirth konnte hier nicht aus der Noth helfen, all unser Gepäck war in Genf, ich also wirklich in übler Lage. Da kam plötzlich die Rettung. Unser Engländer hatte in seinem englischen Reisehandbuch gelesen, von der Höhe des Col de Balme aus sey der herrliche Blick auf den Montblanc. Bis jetzt hatte er diesen Blick noch nicht haben können. Mit englischer Kaltblütigkeit erklärte er nun, er werde festen Stand halten bis der Himmel sich wieder aufkläre und sollte das vierzehn Tage währen. Durch diesen Beschluß des Engländers wurde das Maulthier, auf welchem derselbe gekommen war, und des Thieres Führer frei, ich nahm sogleich beide für mich in Anspruch, schwang mich auf meine Rosinante und gab nun gewiß ein prächtiges Bild ab. Die Trümmer der Reiseschuhe als Sandalen untergebunden, statt des Mantels eine alte, verblichene, weißgraue Pferdedecke, den großen Alpenstock wie eine kriegerische Lanze in der Hand — ein lebendiges Bild eines Kriegers von 1812, zog ich auf meinem Thier langsam über die Schneemassen auf jetzt unwegsamen Pfaden neben den furchtbarsten Abgründen.

Nach einigen Stunden waren wir in das Thal hinabgestiegen, der Schnee war auf der Höhe geblieben, der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt, wir sahen in schwindelnder Höhe den Montblanc, wir waren in Chamouny.

Die Untersuchungen über celtische Alterthümer in Skandinavien werden fortgesetzt, und Justizrath Molbech in Kopenhagen las in der Versammlung der wissenschaftlichen Gesellschaft am 12 April eine besondere Abhandlung darüber vor. (Berlingske Tidende vom 18 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1844.

Jagdzüge im nordöstlichen Rußland. *)

Von Ustjug aus durchzogen wir die Gegend nach allen Richtungen, theilweise zu Kahn die Dwina hinunter, und die Suchona und den Jug hinauf, theilweise zu Lande durch die Wälder zwischen diesen Flüssen. Es war eine natürliche Folge von der Einförmigkeit der Pflanzenwelt und der geognostischen Beschaffenheit des Bodens, daß alle unsere Excursionen von Ustjug aus sich allmählich in Jagdzüge verwandelten. Indem wir zu Wasser und zu Lande die Thierwelt verfolgten, durften wir noch hoffen, außer den allgemeinen und überall verbreiteten Formen, hin und wieder etwas Außergewöhnliches, für den Norden oder für Asien Eigenthümliches anzutreffen. Die Jagd in diesen Gegenden ist völlig frei. Daher kommt es, daß außer den vielen Bewohnern, die sie als Erwerbszweig fortwährend ausüben und ebenso wohl Pelzthiere als eßbares Jagdwild aufsuchen, sich fast jeder Beamte und Officier zum Ausfüllen der lästigen Mußestunden mit Jagen beschäftigt.

Die gewöhnliche Jagdgesellschaft hatte zu constanten Mitgliedern den Schulinspector Rakow und den Flottenlieutenant Buitschinski, der von Navarin nach Archangel und von Archangel nach Ustjug commandirt war, um hier Bauholz für die Flotte auszuwählen. Andere schlossen sich weniger regelmäßig unsern oft wiederholten Zügen an.

Unsere kleineren Jagdzüge in die Wälder zwischen dem Jug und der Suchona wiederholten sich häufig. Von unseren Fenstern aus sah man den dunkeln Nadelwald in einer Entfernung von kaum etlichen Wersten vor sich liegen; er war das Ziel meiner Sehnsucht, so lange ich gezwungen war, das Haus zu hüten, und diese Sehnsucht erlosch nicht, nachdem der Zauber, der mir über diesen dunklen Waldmassen zu liegen schien, gebrochen war.

Kaum hat man die Suchona durchkreuzt, und das der Stadt gegenüberliegende Dorf mit seinen Aeckern verlassen, so beginnt das Leben der Thierwelt in aller Ursprünglichkeit. Der Waldrand zeigt auf etliche Werst hin noch die Spuren der vernichtenden Menschenhand, und ist von Beeren- und Pilzsuchern, wie von Viehheerden durchzogen; aber bald verliert sich jede feindliche Einwirkung. Wir überließen uns unserm Schicksal, und der Compaß, wie der Lauf der Sonne, und das Moos an den Baumstämmen, deuteten allein die Richtung der Heimkehr an, bis uns irgendwo zwischen den dunklen Tannen am unvorhergesehenen Waldrande die freundlichen Thürme Ustjugs entgegen blitzten. War kein Sturm im Walde, so konnten wir reicher Beute sicher seyn; aber mit jedem Sturm war die Natur wie ausgestorben, und wir hörten zuerst wieder Lebendiges, wenn wir uns dem Ufer des Flusses näherten und die herumschwärmenden Möven und Strandvögel erblickten.

Die Wälder waren der einzige, wenn auch nur halbgeschützte Zufluchtsort gegen die zahllosen, über alle Begriffe lästigen Mücken. Von diesen wurden wir an den Flußufern hoffnungs- und rettungslos verfolgt. Fast jedesmal kamen wir aus dem Freien ganz von Mücken zerstochen, mit angeschwollenem Gesicht und Halse und wundgeriebenen Händen zurück. Kein Mittel konnte diese allgegenwärtigen, unangenehmen Gäste vertreiben. Sogar Hüte, deren Ränder mit Theer bestrichen waren, hielten sie nur theilweise vom Gesicht ab. Nicht einmal so lange konnten wir unangepackt stehen, um ruhig anlegen und schießen zu können.

Die Russen scheinen gegen ihre Angriffe unempfindlich zu seyn, und dazu gehört viel. Es ist mir aus eigener Erfahrung klar geworden, daß etliche Duzend Ueberzüge von Mückenstichen, die in inniger Berührung dicht an einander liegen, nicht ausreichen, um die Haut bis zu diesem Grade von Fühllosigkeit zuzubereiten.

Unsere Flußjagden waren meist regellose Züge die Dwina hinunter oder den Jug und die Suchona hinauf. Ein geräumiger Kahn brachte uns mit den zugehörigen Lebens- und Stärkungsmitteln, einer Theemaschine, Thee, Rum und Liqueuren u. s. w. an den gemeinschaftlichen Sammelplatz. Von hier aus zerstreuten wir uns nach allen Richtungen und trafen meist nach untergegangener Sonne bei einem gemeinsamen Feuer wieder zusammen. Wer durch Zufall oder längeres

*) Aus Blasius Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Verfolgen der Beute verspätet, des Wegs unkundig, bei einbrechender Dunkelheit bloß nach den Signalschüssen, oder nach der leuchtenden Flamme den Sammelplatz und die Genossen wieder zu finden gezwungen war, mußte froh seyn, wenn die Flußarme oder stagnirenden Sumpfflächen sich ihm bloß bis zum Gürtel in den Weg gestellt hatten, und er endlich noch in der späten Nacht das Feuer erreichte, um seine Kleider wieder trocknen zu können.

Wir saßen bis tief in die Nacht und oft die ganze Nacht durch an den Ufern der breiten Flüsse, und bereiteten das russische Nationalgetränk, den Thee mit dem glühenden Rum, um die nächtliche Kälte zu verscheuchen, und brieten am Feuer das Geflügel, welches wir den Tag über erlegten; mit der Morgensonne fing dann das Treiben des vergangenen Tages wieder an. Auf längeren Touren wurde ein Zelt mitgenommen, um eines Zufluchtsorts für die Nacht sicher zu seyn; auch kehrten wir zuweilen des Nachts in Bauernhütten ein und verzehrten unser einfaches Jagdmahl in einer bis zur Mitte der Zimmerhöhe mit Rauch angefüllten, rußigen und schmutzigen Stube, im Kreise der neugierigen Bewohner und beim Licht des Kienspans.

Ueberall unter diesen Naturmenschen wurden wir mit der größten Gastfreiheit aufgenommen. Mit einer unbegränzten, aufopfernden Gefälligkeit und einer nur dem Norden eigenthümlichen Uneigennützigkeit kamen sie uns in allen Wünschen entgegen.

Es ist dieß ein Ruhm, von dem auf die Bewohner des innern Rußlands keine entfernte Spur fällt. Jeder bebartete Nordländer, auch der ärmste Bauer, tritt ohne Bedenken dem Fremden seine einzige Stube und alle seine häuslichen Bequemlichkeiten ab, um ihm alle Annehmlichkeiten eines gastfreien Daches zu gewähren, und erwartet kaum einen Ersatz dafür. Kaum hat man die Wasserscheide der Wolga übertreten und ist im Lande der Moskowiter angekommen, so wird ein jeder Schritt und jede Handbewegung in Geld angerechnet, und man muß das kochende Theewasser dem Moskowiter theurer bezahlen, wie dem Nordländer eine ganze Mahlzeit.

Haushalt der Stadt Paris.

(Schluß.)

Die Nationalgarde hat die Stadt 918,000 Fr. gekostet, womit der Generalstab (so weit er nicht vom Staat bezahlt ist), die Trommler, Stadsmajore und Secretare der Legionen, ferner das Gefängniß, die Wachtstuben u. s. w. bezahlt wurden; die Trommler allein haben 304,000 Fr. gekostet, ungerechnet, daß ihnen die Compagnien noch an ihrem Sold zulegen; sie sind 554 an der Zahl, und sollten billig zur Schonung der Ohren auf die Hälfte reducirt werden, denn es ist des Lärms kein Ende. Die Compagnien erheben nämlich unter sich eine kleine Steuer, welche 200,000 Fr. jährlich einträgt; aber weder dieses noch was die Stadt bezahlt, noch was der einzelne Nationalgardist für Uniform auslegen muß, kommt in Betracht gegen die unendliche Plackerei dieser Anstalt, welche sich durch nichts als die absolute politische Nothwendigkeit entschuldigen läßt. Das Gefängniß kostet 10,000 Franken jährlich, was wenig genug ist, wenn man bedenkt, daß etwa 6000 Nationalgardisten jährlich dort ihre Nachlässigkeit im Dienst zu büßen haben. Man vermeidet ihnen das Gefängniß erträglich zu machen, weil sich sonst zu viele Liebhaber finden würden, die es dem Wachthaus vorziehen würden; aber wenigstens sollte die Stadt etwas dafür thun, daß die Wachthäuser wenigstens erträglich bequem wären; allein man findet in ihnen nichts als einen alten, eisernen Ofen, eine Pritsche mit einer Matratze für jeden, einige zerbrochene Strohstühle und einige hölzerne Bänke.

Der Ankauf von Platz zur Erweiterung der Straßen hat 1,120,471 Fr. gekostet; es darf nämlich die Façade keines Hauses hier ausgebessert werden ohne förmliche Erlaubniß der Stadt. Diese richtet sich dabei nach einem Plane der Erweiterung und Regularisirung der Straßen, und jedes Haus, das neu gebaut oder dessen Façade verändert wird, muß auf die Linie zu stehen kommen, die ihm im Modellplan angewiesen ist. Die Stadt kauft den Platz, den das Haus dabei verliert an, aber es wird als eine große Last angesehen, die auf einem Haus ruht, wenn es nach dem Plan bestimmt ist zurückgesetzt zu werden. Diese Art die Straßen zu erweitern, macht natürlich im Ganzen nur langsame Fortschritte, besonders in den Theilen der Stadt, in denen keine große Thätigkeit herrscht, und hier kann die Stadt nicht darauf warten, bis die Häuser umgebaut werden, sondern sie bricht ganz neue Straßen durch die engsten Quartiere, und dafür hat die Stadt im vorletzten Jahre 1,581,468 Fr. ausgegeben, wovon etwa der dritte Theil auf die Eröffnung der Straße Rambuteau fällt, einer ganz neuen und sehr schönen Straße, welche den verwirrten Knäuel von Gassen durchbricht, der zwischen St. Eustache und den Archiven liegt; es ward seit sechs Jahren daran gebaut und die Stadt verwendet 5 Mill. darauf; sie wird nächstes Jahr vollendet seyn und dann wird die Stadt an die höchst nothwendige Erweiterung der Straße Laharpe gehen, eine sehr große aber sehr wichtige Unternehmung, welche dem großen Verkehr, der die Stadt von Norden nach Westen durchschneidet, endlich einen hinlänglichen Raum öffnen wird. Die Kosten dieser Straßenerweiterungen sind aber bei der soliden Bauart der Häuser überaus kostspielig und ich glaube nicht, daß man der Straße Laharpe mit weniger als 8 bis 10 Millionen eine hinlängliche Weite geben kann.

Die Unterhaltungskosten der städtischen Baulichkeiten haben sich auf 2,497,000 Fr. belaufen. Davon kommen 968,000 auf den Theil des Pflasters, den die Stadt bezahlt, indem der Staat auch einen Theil bestreitet, nämlich so weit die Straßen der Stadt als Durchfuhrpunkte der königlichen Straßen angesehen werden. Die Erhaltung der Trottoirs hat 250,000 Fr. gekostet, wobei jedoch die Errichtung neuer, vor städtischen Gebäuden, nicht begriffen ist. Alle Trottoirs hier sind von Granit oder von Erdpech mit Graniteinfassung. Vor 20 Jahren bestanden so gut als keine, und die Schwierigkeit sie einzuführen war überaus groß, theils weil es an Breite der Straßen fehlte, theils weil die Hausbesitzer sich weigerten die Kosten

zu übernehmen. Die Stadt fing damit an, daß sie den Besitzern die Hälfte der Kosten bezahlte, und die Hausbesitzer in den gangbarsten Straßen ließen sich dann im Interesse der Bauten welche den Grundstock einnehmen, bewegen die andre Hälfte zu übernehmen; gegenwärtig bezahlt, glaube ich, die Stadt nur noch den dritten Theil der Kosten, der etwa 150,000 Fr. beträgt. Die Zunahme der Trottoirs geht jetzt schnell vor sich und die Hauptstraßen sind im allgemeinen damit versehen, freilich sind sie meistens noch zu schmal, aber sobald ein Haus zurückgerückt wird, beeilt sich die Stadt das Trottoir zu erweitern, und in einigen Jahren wird man hier kaum begreifen daß man je dieser großen Bequemlichkeit entbehrt hatte. Die Erhaltung der Brunnen hat 400,000 Fr. gekostet, und die der Dohlen 212,000 Fr.

Die Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten kosten der Stadt 5,774,000 Fr., was jedoch nur den städtischen Beitrag zu den Ausgaben der Spitäler bildet, welche unter einer eigenen Administration stehen und ihr eigenes Vermögen verwalten, das ihnen (die Beiträge der Stadt ungerechnet) etwa 8 Millionen jährlich einträgt. Trotz dieser ungeheuern Einkünfte sind die Spitäler für den zunehmenden Andrang nicht hinreichend und die Stadt ist im Begriff einen neuen auf dem rechten Seineufer zu errichten, was eine heftige Controverse hervorgerufen hat, indem eine Partei verlangte, daß man zuerst die alten vergrößern und mit allem Nöthigen versehen solle, indem es an Raum, an Betten, Weißzeug u. s. w. fehlt. Die Stadt hat daher seit einigen Jahren einen jährlichen außerordentlichen Beitrag von 200,000 Fr. für den Ankauf von Leinewand und eisernen Bettstellen gegeben. Sie gibt dem Findelhaus, welches nicht ihr, sondern dem Departement gehört, einen jährlichen Beitrag von 200,000 Fr. Für Waisen ist so gut als gar nicht gesorgt, und sie sind einer Zahl von Privatgesellschaften überlassen, denen die Stadt 61,000 Fr. jährlichen Beitrag gibt. Dieß ist einer der Gegenstände, welchen das Publicum hier seit einiger Zeit am meisten beschäftigt und zu einer Menge von wohlthätigen Anstalten geführt hat, deren Zweck ist die Waisen aufzunehmen und sie zu beschäftigen, namentlich in Ackerbaucolonien, deren Gründung in neuester Zeit eine Lieblingsidee wird, die aber bis jetzt dem Bedürfniß nur sehr theilweise entsprechen. Es ist hierin eine große Lücke in Frankreich und Raum für die größten Anstrengungen; wenn es der Privatwohlthätigkeit gelingt eine hinlängliche Anzahl von Anstalten dafür zu errichten, so wird es wohl besser seyn als wenn sie der Stadt oder den Gemeinden überwiesen wird, aber es ist zu zweifeln, daß es von Privaten in hinlänglicher Ausdehnung geschehen könne.

Die Ausgaben der Polizeipräfectur haben 10,352,000 Fr. betragen. Diese Summe wird von der Stadt an die Polizeipräfectur bezahlt und von dieser dafür Rechenschaft gestellt. Die Zunahme der Polizeiausgaben ist von Jahr zu Jahr sehr bedeutend. Im Jahr 1809 betrugen sie nur 2,471,000 Fr., freilich hatte die Stadt damals keine Gendarmerie und der Dienst wurde von der Garnison versehen, während jetzt die Gendarmerie über 3 Millionen kostet, aber auch den Dienst bei weitem besser versieht. Im Jahr 1820 waren die Ausgaben auf 5,791,000 Fr. gestiegen. Die Polizei läßt ihre Rechenschaftsberichte drucken, ich habe mir aber den neuesten nicht verschaffen können; um jedoch einen Begriff davon zu geben, was in den Bereich der Polizei hier gehört, so will ich die Capitel angeben, in welche dieses Budget getheilt ist: Sicherheitspolizei, Pässe, Aufsicht auf öffentliche Orte, Auffinden der Verbrecher, Gefangnißpolizei, Straßenerleuchtung, Straßenkehren, Flußpolizei, Marktpolizei, Fischanstalten und Gendarmerie. Die politische Polizei bildet nur den geringsten Theil von dem Geschäft des Polizeipräfecten, und man hat darüber gewöhnlich ganz falsche Ansichten, die unendlich größte Masse der Geschäfte ist bloße Communalpolizei.

Neue Bauten. Diese haben in dem betreffenden Jahre 10,186,000 Fr. gekostet; davon kamen auf die Vergrößerung des Stadthauses 1,234,000 Fr. Dieser Bau ist das Steckenpferd des Präfecten, das ihn in endlose Streitigkeiten mit dem Stadtrath verwickelt, da dieser nicht zugeben will, daß die Plane von Jahr zu Jahr erweitert werden. Zuerst sollte der Bau 6 Millionen kosten, die sich aber nach und nach auf 12,066,000 erhoben haben, und das Gebäude ist noch bei weitem nicht vollendet. Eine Summe von 716,500 Fr. kam auf die Fortsetzung des Baues der Kirche von St. Vincent de Paule, welche bis jetzt 5 Millionen gekostet hat und noch nicht fertig ist; 1,250,000 auf den Umbau der Gefängnisse welche dem Departement gehören, zu denen aber die Stadt beiträgt; 570,000 Fr. auf die Gendarmerie-Caserne der Celestins, welche im Ganzen 3 Millionen kosten soll; 400,000 Fr. auf die Fortsetzung der Abzugsgewölbe und Gräben, eine höchst verdienstliche Arbeit, der Paris einen großen Theil seiner gegenwärtigen Reinlichkeit verdankt, und die schon über 4 Millionen gekostet hat u. s. w. Die Stadt ist von einem unersättlichen Baugeist besessen; sobald ein Gebäude vollendet ist, fängt sie neue an, im gegenwärtigen Augenblick einen erzbischöflichen Palast, eine neue Kirche, die von Eisen gebaut werden soll, das große Wasserbehälter des Pantheon, das sehr nützlich werden wird; sie bepflanzt die Quais mit Bäumen, hebt die Boulevards ab, regulirt den Lauf der Bievre durch die Stadt, führt neue Systeme von Pflaster ein, kurz sie thut viel für die Schönheit und Gesundheit der Stadt, aber sie baut zu viel und mit zu großem Luxus, wozu sie die Mittel nur durch die verderblichste aller Steuern erhalten kann, welche das Leben unmäßig vertheuert und den Wohlstand der untern und mittlern Classen zerstört.

American Oriental Society.

(Schluß.)

Den größten Theil des Berichtes nimmt eine Schilderung des gegenwärtigen Standes orientalischer Wissenschaft ein, welcher jedoch, weil er es mit einem hierin noch nicht so bewanderten Publicum zu thun hat, mehr eine Beschreibung ihres Gebietes geworden ist. Derselbe hat sichtbar das Muster vor Augen, welches in dem jährlichen Rapport des ge-

lehrten Secretärs der asiatischen Gesellschaft in Paris, Julius Mohl, gegeben ist. Wenn ihm gleich die bis ins Einzelne gehende Kenntniß der Berichte Mohls fehlt, so zeigt er doch eine Bekanntschaft mit den Hauptwerken der einschlagenden Literatur und ein bereitwilliges Anerkennen der Leistungen anderer Länder, namentlich Deutschlands — that genial soil of profound learning. Dagegen kann er es nicht unterlassen, auf den unbefriedigenden Zustand philologischen Wissens in England hinzuweisen, als auf die Leistungen eines Volkes, mit welchem ihre Arbeiten zunächst in Vergleichung kommen würden.

Die Hauptfrage, welche wir einer neu auftretenden Gesellschaft dieser Art zu machen haben, die nach ihren Hülfsmitteln, ist gleichfalls nicht unbeantwortet gelassen. Wenn in London als dem großen Vereinigungspunkte Reisender aus allen Zonen mit einem reichen Schatze von Bibliotheken der günstigste Boden für solche Arbeiten ist, wenn in Paris Gelehrte aller Art sich zusammenfinden und die Regierung literarische Unternehmungen sogar mit Verschwendung unterstützt — so fragen wir billig — was hat Boston Aehnliches zu bieten? John Pickering antwortet darauf: „Wir Amerikaner können nur stolz seyn bei dem Gedanken, daß auf den zahlreichen amerikanischen Missionsstationen im Osten und in andern Theilen der Erde mehr Männer sind als unter den Missionären irgend einer europäischen Nation, welche die Sprache und Literatur ihrer Heiden inne haben. Wenn diese unermüdlichen Männer unterstützt von entschlossenen amerikanischen Frauen, welche sie furchtlos zu jedem Martyrthume begleiten — durch das Bewußtseyn religiöser Pflicht getrieben wurden, den Samen der christlichen Lehre friedlich auszustreuen, so haben sie nicht minder unsere Kenntniß des sittlichen und geselligen Zustandes dieser entfernten Nationen vermehrt, und — was unsere eigene Gesellschaft unmittelbarer betrifft, — sie haben unsere Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur der Völker des Orients bedeutend erweitert und das werthvollste Material für die Geschichte des menschlichen Geschlechtes und die Vervollständigung der ethnographischen Wissenschaft geliefert."

Aus dem als Appendix beigegebenen Verzeichniß der amerikanischen Missionsstationen und der Leistungen ihrer Pressen für die betreffenden Sprachen können wir wirklich eine große Thätigkeit dieser Männer ersehen, wie sie vornehmlich auch es sind, welche die amerikanische Reiseliteratur (App. II.) bereichert haben. *) Bei all' diesem aber können wir kaum glauben, daß solche Hülfsmittel zu einem systematischen und fruchtbringenden Wirken zureichen; denn abgesehen davon, daß diese Missionen den verschiedensten Gemeinschaften angehören und somit nie nach einer gemeinsamen Ordnung geleitet werden, so ist auch die eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit des Missionärs natürlich nur eine beschränkte, und selten besitzt er die Bildung, welche erforderlich wäre, um in die Literatur eines an Schriftdenkmalen reichen Volkes, wie z. B. des indischen, des chinesischen, gründlich einzudringen. Herbeischaffung des Materials wird zunächst seine Aufgabe seyn. Daß es aber auch hiefür noch schwierig ist, das Wichtige vom unwichtigen zu scheiden, ist einleuchtend. Würde auch aller Stoff in die Hand jener Gesellschaft geliefert — kann er so benützt werden, wie er sollte? Wir wollen nicht zweifeln an der Befähigung der Männer, die in der neuen Welt an der Aufhellung der Geschichte des alten Orients arbeiten, nachdem E. Robinson ein so schönes Beispiel gegeben und — wie wir p. 42 erfahren — Amerika seine Söhne ausgesandt hat, um in Deutschland sich Weisheit zu holen, um die heilige Sprache Indiens zu studiren, nachdem Ankäufe orientalischer Manuscripte aus de Sacy's Bibliothek gemacht sind. New-Haven besitzt Lehrstühle für orientalische Sprachen, und die mit großem Pompe neu erstehende Universität Michigan wird deren wohl auch nicht entbehren. Werden aber dem Gelehrten die äußeren Mittel geboten werden, deren er bedarf, wenn die Regierung sie nicht gibt und er sich an Mitbürger wenden soll, denen er erst den Nutzen dieser Studien zu beweisen hat? — Ich will eine hierauf bezügliche Stelle der Adresse Pickerings mit seiner wunderlichen Antwort auf die Frage, wozu diese Studien gut seyen, ausheben. Nachdem er mehreres angegeben hat, warum es nützlich und interessant sey Sprachen zu erforschen, fährt er fort „dennoch kann dieselbe Frage — was diese Kenntniß nütze — mit kaltem Blute wieder an mich gemacht werden? Die Antwort darauf ist, wie in manchen anderen Fällen, in letzter Beziehung, die: weil ein natürliches Verlangen nach solchen Kenntnissen von dem Schöpfer dem Menschen mit weisen Absichten eingepflanzt ist; und wenn Philosophie (!) es unternimmt, dieses Verlangen wegzustreiten, so lehnt sich die Natur auf, und niemand ist gewillt, diese und tausend andere die vergangenen Geschlechter betreffende Dinge als unnütz bei Seite zu werfen, obgleich er ihre Anwendbarkeit für einen Zweck des Gemeinwesens, was in volksthümlicher Sprache nützlich heißt, nicht beweisen kann."

Möge die Hoffnung nicht täuschen, mit welcher diese Männer das Werk begonnen haben, und der Fleiß nicht ermatten, von welchem er am Schlusse redet: „Durch Zeit und geduldige Arbeit, sagt das schöne orientalische Sprüchwort, wird das Blatt des Maulbeerbaums in Seide verwandelt; und wenn wir geistige Monumente errichten wollen, welche die Bewunderung künftiger Geschlechter und eben so unvergänglich seyn sollen als die mit Händen gemachten, so müssen wir sie ausführen mit dem ausdauernden Fleiße und der Kraft des edeln Geistes, welchen der Schöpfer in die Menschen gelegt hat für die großen Endzwecke seines Daseyns."

*) Unter den p. 54 — 68 aufgeführten Reisewerken findet sich die Schrift des Dr. Grant der sich um die nestorianischen Christen, über welche das letzte Jahr so hartes Unglück brachte, sehr verdient gemacht hat: The Nestorians, or the lost Tribes, by Asahel Grant. New-York 1842.

Der verflossene Winter in Canada. Wie im europäischen Norden, so ist auch in Canada die große Kälte nicht sehr früh eingetreten, ist aber dagegen, freilich nur 8 bis 10 Tage lang, strenger gewesen, als man sich je erinnert, denn während dieser Zeit war sie nie geringer als — 16° F. und stieg bis — 32° F. (— 21 1/3 bis 28 4/9° R.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat April.)

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1844.

Die niedern Classen in England und das Parlament.

Wir haben im vorigen Jahr (s. Nr. 32 f.) vor Eröffnung des Parlaments einige Bemerkungen über den Stand der Dinge in England unter demselben Titel mitgetheilt, und darin die Ansicht ausgesprochen, daß die damals bevorstehende Parlamentsversammlung, aufgeschreckt durch die Ereignisse in den Fabrikdistricten während der Monate August und September 1842, Schritte zur Erleichterung der niedern Classen thun würde. Dieß ist nicht geschehen; man rieb sich freudig die Hände, daß Handel und Gewerbe allmählich von der mehrjährigen Stockung sich erhoben, pries die Regierungsweisheit, welche dieß glückliche Resultat herbeigeführt, und ließ die Sache gehen wie vorher. Die Opposition, außer Stand das Ministerium wirksam anzutasten, brachte gleichfalls nichts Durchgreifendes vor, und so lieferte das Parlament abermals den Beweis, daß es in seiner ganzen Zusammensetzung bei der Aufrechthaltung des jetzigen, nur den reichen Classen zu gute kommenden Zustandes betheiligt, daß ohne äußern Zwang nicht an durchgreifende Maaßregeln zu denken sey, und daß man die Bewegungen der niedern Classen hauptsächlich nur zu Parteizwecken auszubeuten beabsichtige. So geschah im vorigen Jahre nichts, und das jetzige, nun das Ministerium durch den günstigern Stand der Finanzen vollends sich festgestellt hat, versprach durchaus nichts mehr. Wenn indeß ein Grundübel den Bau eines Staats antrifft, so wird jeden Augenblick der Schaden irgendwo offenkundig werden, und zwar, wie wohl zu geschehen pflegt, oft an einem Punkte, wo Niemand es vermuthete. So geschah es dießmal mit Lord Ashley's Vorschlag*), der, was wohl der Antragsteller kaum beabsichtigte, der Anfang zu einer Bewegung der niedern Classen zu werden droht, welche zwar vermuthlich so erfolglos wie manche ihrer Vorgängerinnen abläuft, aber dennoch die Kluft zwischen der vornehmen herrschenden Classe Englands und der Masse des Volks immer mehr erweitern wird.

Lord Ashley's Vorschlag mag aus den reinsten Beweggründen hervorgegangen seyn, und seine frühern Bestrebungen, den unglücklichen Zustand einzelner Classen ans Licht zu ziehen, lassen auch gar nichts anders vermuthen, aber der Vorschlag leidet an mehreren augenfälligen Gebrechen, von denen wir nur zwei der bedeutendsten herausheben wollen: er ist auf die Baumwollen-, Wollen-, Leinwand- und Seidenfabrication beschränkt, und setzt die Arbeitsstunden nicht bloß für die genannten Classen, nämlich Frauen und Unerwachsene, sondern auch für die männlichen Arbeiter auf zehn Stunden herunter; denn wenn die arbeitenden Männer nicht mehr die Beihülfe der mit den leichteren Arbeiten beschäftigten Frauen und Unerwachsenen haben, so können sie natürlicher Weise auch selbst nicht fortarbeiten. Die Regierung und mit ihr gar viele besonnene Männer setzten sich einer solchen Einmischung in die Privatindustrie entgegen aus der ganz richtigen Ansicht, daß eine solche Einmischung, einmal begonnen, immer weiter führt, ein kostspieliges Aufsichtssystem nöthig macht, den Arbeitslohn auf eine für den Unterhalt der Familie nachtheilige Weise herunterdrückt, und somit den Arbeitern selbst wesentlich schadet.

Hätte man sich auf diese Gründe von Seiten der Gegner Lord Ashley's, und auf die der Menschlichkeit auf Seite der Vorsprecher der Bill beschränkt, so hätte die Discussion manches nützliche ans Licht geben mögen. Aber damit ließ man es nicht bewenden: die Vorsprecher der Bill stellten gar häufig die Manufacturisten als eine Art Blutsauger dar, die sich von dem Fleisch und Blut der Unschuldigen volltrinken, und die Gegner Lord Ashley's verließen sich auf die Nothwendigkeit einer längern Arbeit, wenn der Nationalreichthum und das Uebergewicht Englands auf dem Weltmarkt aufrecht erhalten werden sollte. Was den ersten Punkt betrifft, so sind wir weit entfernt, die Manufacturisten als Engel darstellen zu wollen, es ist im Gegentheil nur allzu gewiß, daß sie die in ihre Hände gelegte Macht manchmal mißbrauchen, wogegen sich auch wieder Beispiele einer ächt menschlichen Gesinnung und wahrhaft väter-

*) Wir haben diesen im vorigen Monat (s. Nr. 95) erwähnt, und bemerken hier bloß zur Berichtigung, daß wir dort aus Versehen Lord John Russell statt Labouchère als Gegner des Vorschlags genannt haben.

lichen Fürsorge anführen lassen; davon handelt es sich aber gar nicht, denn der Manufacturist ist nur der Vollstrecker des Urtheils, das die Noth über denjenigen ausspricht, welcher in harter täglicher Arbeit sein Unterkommen finden muß. Kann er es mit minder angestrengter Arbeit finden, so wäre er ein Thor, wenn er die härtere übernähme, aber nach dem alten Spruch kennt die Noth kein Gebot. Er fragt sich also: worin liegt die Nothwendigkeit, welche den Unbemittelten zu einer seine Kräfte übersteigenden Arbeit zwingt? Man hat Recht und handelt dem Gebot der Menschlichkeit gemäß, wenn man unmündige Kinder gegen den Mißbrauch elterlicher und fremder Gewalt schützt und sie einer übermäßigen Arbeit entzieht, wenn man aber dasselbe in Bezug auf Erwachsene thun will, welchen eine freie Willensbestimmung zukommt, und die gewiß eine ihre Körperkräfte aufreibende Arbeit nicht unternehmen, wenn nicht Noth und Mangel sie zwingen, dann greift man in eine Reihe natürlicher Gesetze ein, die man noch nie und nirgends ungestraft verletzt hat.

Die Arbeit ist eine Waare so gut wie eine andere: überwiegt das Angebot den Begehr, so fällt sie im Preis, und umgekehrt. Kann der Gesetzgeber hier eingreifen? Gegenwärtig ist der Taglohn in England etwa um 50 Proc. höher als vor zwei Jahren, die Gesetzgebung aber hat das frühere Fallen so wenig gehindert, als das jetzige Steigen herbeigeführt. Die Manufacturisten machen größere Geschäfte als vor zwei Jahren, und brauchen deßhalb mehr Arbeiter, das ist das ganze Geheimniß. Vor zwei Jahren ward die Arbeitszeit von den Manufacturisten selbst heruntergesetzt, they worked short time, wie der Ausdruck lautet, weil sie wenig zu thun hatten, und somit, wenn sie nicht einen großen Theil ihrer Arbeiter ganz entlassen wollten, alle nur kurze Zeit arbeiten lassen mußten, dafür aber auch, wie sich von selbst versteht, weniger zahlten. Dieß ist ein Verhältniß, wobei jedes Eingreifen der Gesetzgebung nur verderblich wirken kann. Nimmt man den jetzigen Zustand des Landes wie er ist, ohne Rücksicht auf die Institutionen, welche denselben herbeiführten und erhalten, so liegt der Grund des Uebels in der Capitalsfülle und in der angehäuften Bevölkerung. Das Capital sucht eine vortheilhafte Beschäftigung, daraus entspringt eine Concurrenz, welche den Vortheil sehr zweifelhaft und unsicher macht; daher das Bestreben möglichst wohlfeil zu arbeiten, man nimmt also zu allen, keine große Körperkraft bedürftigen Arbeiten Frauen und Unerwachsene, welche weniger kosten und sucht durch eine sparsame Maschinerie die kostbarere Menschenarbeit zu ersetzen. Daraus entsprangen vor dreißig Jahren die Ludditen, die Maschinenzerstörer, und daraus entspringen jetzt die Klagen über die angestrengte Arbeit der Frauen und Unerwachsenen. Es ist die Concurrenz des Capitals, welches auf die Armen drückt. Darin haben die Wortführer der Arbeiterclassen schon vor zehn und zwölf Jahren viel klarer gesehen, als die meisten Parlamentsglieder, denn in ihren Schriften wird immer das Thema abgehandelt, welcher Antheil an dem Gewinn eines Geschäfts der Arbeit und welcher dem Capital gebühre; sie erkannten die Quelle des Uebels ganz richtig, aber das Mittel der Abhülfe sind sie uns gleichfalls bis auf diesen Tag schuldig geblieben. Das Capital übt noch immer seine Uebermacht aus, und die Concurrenz der Capitalien drückt den Armen zu Boden.

Daraus geht denn auch hervor, daß die von den Ministern und andern Gegnern Lord Ashley's aufgestellte Behauptung, eine längere Arbeitszeit sey zur Erhaltung des englischen Uebergewichts auf dem Weltmarkt unerläßlich, fast alles und jedes Grundes entbehrt. Diese Behauptung ist aber zugleich sehr unklug, denn was kümmert den hungernden Arbeiter am Ende die Erhaltung dieses Uebergewichts der englischen Manufacturindustrie! Man sagt ihm also, daß er, um ein Uebergewicht zu behaupten, das ihm nie zu gute kommen kann, sein Leben in hoffnungsloser, erschöpfender Arbeit ohne Aussicht auf Erlösung zubringen müsse. Dieser „politische Grund" schneidet ihm alle Hoffnung eines bessern Zustandes ab, und hat noch dazu den Fehler, daß er nicht einmal richtig ist. Die fremde Concurrenz kann allenfalls die Vortheile der englischen Manufacturisten auf fremden Märkten benachtheiligen, aber nicht auf dem einheimischen, durch Zölle hinreichend geschützten Markt, dessen Bedeutung die des fremden weit übersteigt; zudem möchte man bei genauerer Untersuchung wohl finden, daß auch auf den fremden Märkten weit weniger die fremde Concurrenz als das Ueberführen des Marktes mit englischen Waaren den Gewinn des Fabricanten schmälert, und die Nothwendigkeit ergibt, die möglich größte Masse Waaren mit dem möglichst niedrigen Lohn zu erzeugen, somit die theurere Männerarbeit durch die wohlfeilere der Frauen und Kinder, und wo möglich die Menschenarbeit ganz durch Maschinen zu ersetzen.

Freunde und Gegner des von Lord Ashley gemachten Vorschlages haben somit Gründe angeführt, die zum Theil sehr unklug sind, und nur dazu dienen können einen Stachel in dem Gemüth der arbeitenden Classen zurückzulassen. Hiezu kommt noch, daß allerlei, keineswegs streng hieher gehörige Fragen mit besprochen wurden, und jeder für die nicht gelängnete Krankheit eine andere Panacee je nach seinen Ansichten und seinem politischen Glaubensbekenntniß wußte. Der eine hob den freien Handel heraus, während die Rheder das Abweichen von den alten strengen Navigationsgesetzen als die Ursache des Unglücks bezeichnen und manche Handwerker der Einfuhr fremder, den ihrigen entsprechender Waaren ihre Noth zuschreiben. Andere verlangten wohlfeilen Zucker und einen festen oder lieber noch gar keinen Kornzoll, während die Agriculturisten erklärten, ohne die gleitende Scala sey das Land ruinirt. So streitet man sich um den Grund des Uebels, wie um die Mittel zur Abhülfe. Die große Masse fängt aber an zu fühlen, daß mit allen diesen politischen Streitigkeiten ihr gar wenig geholfen ist; daß selbst ein fester Kornzoll und auch die gänzliche Abschaffung eines solchen zwar den Handel erweitern, die Ausfuhr vermehren, den großen Kaufmann und Manufacturisten bereichern, kurz eine größere Bewegung erzeugen kann, daß aber dadurch ihr Lohn wenig oder gar nicht steigen, und daß sie dennoch immer zwischen Mangel

und ungenügendem Auskommen fortarbeiten muß. So mißtraut sie allen politischen Systemen und Maaßregeln, und die Ansicht breitet sich unter den arbeitenden Classen aus, daß sie sich selbst helfen müssen. Hierin liegt die Gefahr, denn bereits versammeln sich wieder Delegirte aus den entlegensten Orten, sie besprechen ihre Beschwerden, sie berathen sich über die Mittel zur Abhülfe, und es ist eine arge Thorheit, wenn man von Seite einiger Tories durch Leute, wie Oastler, in die Flamme bläst, und gegen die Regierung declamirt. Diese ist freilich schlimm daran; sie hat bis jetzt in Betracht des Antrags Lord Ashley's nichts gethan, als gegen einen unverständigen, in seinen Folgen schädlichen Beschluß sich gestemmt, man wird aber bald von ihr etwas mehr als negative Maaßregeln verlangen.

Verständige Männer haben das Uebel, woran England leidet, allmählich genau erkannt und auch ausgesprochen. So sagt noch in ganz neuer Zeit die Shipping and Mercantile Gazette (vom 11 April): „wir wollen hoffen, daß die gesetzgebende Macht mehr darauf Bedacht nehmen wird unsern gerühmten Reichthum mehr unter allen Classen zu verbreiten, als denselben, der nur schon allzu groß ist, zu vermehren.“ England hat seit hundert Jahren riesenhaft an Reichthum zugenommen, und dieser Reichthum hat sich bis noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie ein wohlthätiger Regen über das Land verbreitet, aber Erstgeburtsrecht, falsches Steuersystem und Maschinen haben dem Anwachsen des Reichthums eine falsche Richtung gegeben, und er ist nach und nach in immer wenigere Hände gekommen; mit dem steigenden Reichthum der einen stieg die Armuth der andern, und diese Armuth ist keineswegs bloß in den Städten, sondern sie herrscht auch auf dem Lande, und neuere Verhandlungen im Parlament haben zur Genüge nachgewiesen, daß die Armuth unter den Landbauern kaum minder furchtbar ist als in den Städten. Hier fragt sich aber, wie ist diesem Uebelstand, der falschen Vertheilung des Reichthums, der England unaufhörlich zuströmt, abzuhelfen? Darüber sind die Staatsärzte sehr verschiedener Meinung, und im Parlament ist diejenige Ansicht, welche allein allmählich eine durchgreifende Verbesserung herbeiführen kann, so gut wie gar nicht vertreten, denn wenn auch einer oder der andere sie theilt, so darf er bei der herrschenden Ansicht der großen Mehrzahl der Parlamentsglieder nicht daran denken, deutlich mit hervorzutreten.

(Schluß folgt.)

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Mitgetheilt von dem französischen Consul Bardel zu Concepcion.)

Vor einigen Jahren überfiel eine Indianerhorde unvermuthet die chilenischen Besitzungen in der Umgegend von Concepcion und überschwemmte und verheerte einen Theil der Provinz; eine chilenische Heeresabtheilung trieb sie zwar zurück und verfolgte sie bis in das Innere, aber diese Bewegung verursachte dennoch der Regierung große Unruhe, da die Expedition gegen Peru, welche man eben vorbereitete, die Einziehung der an der Gränze stehenden Truppen nothwendig machte und man doch auch für die Sicherheit des Landes Sorge tragen sollte. Der Intendant schickte demnach zu den Stämmen, welche keinen Theil an der Bewegung genommen hatten, einen getreuen Indianer mit dem Auftrage, die bedeutendsten Häuptlinge zu einer Zusammenkunft (Parlamento) mit ihm zu Arauco, einem 22 Meilen südlich von Concepcion liegenden Orte, zu bewegen. Er theilte sein Vorhaben mir und dem englischen Consul mit, und lud uns ein, ihn zu der Versammlung zu begleiten. Diese Fahrt hatte außer der Befriedigung unserer Neugierde, die sie versprach, für uns noch eine weit wichtigere Bedeutung, denn wir hegten ebenfalls die Absicht, mit den Indianern der Küste Verbindungen anzuknüpfen und unsern Landsleuten nützlich zu werden, die das Unglück haben sollten, in diesen Gegenden Schiffbruch zu leiden. Vor nicht langer Zeit waren nämlich die Mannschaften mehrerer französischen und englischen Fahrzeuge von den Indianern geplündert und mißhandelt worden, und wir mußten versuchen, andere vor demselben Schicksal zu sichern.

Am 1 März reisten wir, von einigen Officieren unserer Schiffe begleitet, ab und gingen um 8 Uhr des Morgens über den Biobio, nach welchem sich gewöhnlich die Unternehmungen der Araucaner richten. Betrachtet man die Breite, den Wasserüberfluß und den ruhigen Lauf dieses Flusses, so sollte man glauben, er müsse schiffbar seyn, und doch ist er es nicht. Tief, so weit ihn die Berge einengen, erweitert er bei Concepcion sein Bett bedeutend und nur ein ziemlich kleiner Canal würde mittelgroßen Schiffen (von 60 bis 80 Tonnen) die Durchfahrt gestatten. Die einzigen Schiffe, welche den Biobio befahren, sind große Schaluppen mit plattem Kiel, welche die Früchte aus dem Innern nach Concepcion führen; man bedient sich dazu auch der Flöße aus dicken Baumstämmen, die man als Brenn- und Bauholz verkauft. — Auf dem andern Ufer des Biobio liegt San Pedro, früher ein von den Spaniern befestigter Platz, jetzt ein kleines, sehr malerisch gebautes Dorf. — Eine Meile von San Pedro befanden wir uns in einer großen, westlich vom Meere und östlich von schlecht beholzten Bergen begränzten Ebene. Ich bemerkte hier noch nicht jene schöne Vegetation, die man mir so sehr gerühmt hatte, und glaubte mich schon von neuem durch den Patriotismus der Chilenen, welche in ihrem Lande alles im schönsten Lichte sehen, getäuscht; so wie wir aber weiter vorrückten, bot sich dem Blick immer mehr Abwechslung dar. Wir kamen alsbald durch mehrere liebliche Gehölze und an zwei bis drei schönen, anmuthig gelegenen Seen vorüber, und erreichten, nachdem wir die Ansiedlung Coronal, welche dem General Rivera gehört, hinter uns und auf einer hölzernen Brücke einen Bach mit klarem, frischem Wasser überschritten hatten, das Gebirge. Von hier bis nach Arauco ist der Weg schlecht, aber nicht ohne Reiz. Längs der Küste mußten wir abwechselnd um den Hintergrund verschiedener Bayen gehen und die Vorsprünge hoher Berge, welche dem Ufer ein so steiles Ansehen geben, überschreiten. Oft befanden wir uns, nachdem wir eine Zeitlang an dem aus Sand bestehenden Strande, wo uns, obschon es erst März war, die Sonne sehr belästigte, hingetrabt waren, auf einmal im Schatten wunderbar hoher Bäume. Die Bergwege sind gerade, tief und steil und meist im Winter mit Löchern bedeckt, welche von den Maulthieren herrühren und ihnen das Ansehen von Stiegen geben. Sehr dichte und in einander verwachsene Bäume bedecken sie so vollkommen, daß man sich auf das Pferd legen muß, um hindurch zu kommen. Wenn man jedoch mit großer Mühe einen Berg erklettert hat, so findet man beim Herabsteigen kleine

Thäler und reitet hier durch liebliche, mit Blumen von den verschiedensten Farben geschmückte Lauben. Besonders bemerkt man eine Lianenart, welche im Lande Capibue heißt. Die Blüthe, welche der Lilie gleicht, hat eine dunkle Scharlachfarbe und gelbe Pistillen, und ihre Blätter sind denen der Liane unseres Landes sehr ähnlich. Diese Pflanze schlingt sich an den größten Bäumen hinauf und fällt wieder von dem Gipfel derselben in prächtigen Gewinden bis zum Boden herab. Der Anblick des stillen Oceans und der hohen beholzten Berge, von denen man umgeben ist, kann nicht herrlicher seyn, und allenthalben bieten sich so prächtige Landschaften, daß man bedauert, keinen Maler zur Verfügung zu haben; aber in allen diesen Wäldern zeigt sich kein Vogel.

Nach einem ungefähr zweistündigen Marsche und nachdem wir an Bahia Blanca vorübergekommen waren, erreichten wir die kleine Bay Hatilla, wo Hr. Alemporte eine Niederlassung für den Wallfischfang gegründet hat. Der Vorsteher derselben ist ein Hanoveraner, welcher Vagalbers heißt, den aber die Chilenen Vergara nennen. Er hat ungefähr dreißig Leute unter sich, die außer einigen Ausreißern von amerikanischen Wallfischfängern meistens Eingeborene von Otaheiti und andern Inseln des stillen Oceans sind. Sie haben auf einer Seite der Bay eine Zurichtung gemacht, wo sie die Wale in Stücke zerschneiden. Sie betreiben die Fischerei mit vier Pirognen, den einzigen Fahrzeugen, welche sie besitzen, mit welchen schwachen Mitteln sie denn auch nur kleine Wale zu fangen vermögen, welche nach der Versicherung des Vorstehers, einen in den andern gerechnet, nur 12 bis 15 Tonnen Oel geben, während doch unsere Schiffe in dieser Gegend Wale fangen, aus denen man meist 60 bis 80 Tonnen Oel gewinnt. Wir sahen einen solchen kleinen Wal, der vor drei Tagen gefangen worden war, aber bereits in Fäulniß überging; er war 30 bis 40 Fuß lang, sein Speck aber nur ungefähr zwei Zoll dick. Die Kessel, worin der Speck, nachdem er in sehr kleine Stücke zerschnitten ist, gesotten wird, befinden sich am Lande. So neugierig wir waren, diese Einrichtungen näher zu untersuchen, so konnten wir es doch des abscheulichen Geruchs wegen nicht länger aushalten und eilten möglichst schnell nach Colima hin weiter. Auf dem Wege sahen wir einen Landmann und zwei Kinder mit dem Dreschen ihrer spärlichen Ernte beschäftigt, und zwar in der hier zu Land üblichen Weise. Man hatte nämlich die Fruchtgarben in einem von Astwerk gebildeten Kreise geschichtet und über sie trieb ein kleiner Knabe drei magere Pferde vor sich her. Das Getreide ist hier die Seele des Handels und der Maaßstab für alle Speculationen. Man spielt beständig mit dem Steigen und Fallen dieses Artikels, ohne zu bedenken, daß durch dieses Spiel die Armen oft das Brod entbehren müssen.

Colima, wo wir alsbald ankamen, war noch vor nicht langer Zeit ein befestigter Ort, den die Spanier und die Indianer abwechselnd öfter eroberten und verloren. Jetzt sieht man nur noch Ruinen und einige Hütten. Die Mehrzahl der Einwohner ist in ein Thal am Fuße des Gebirgs gewandert, wo Hr. Alemporte eine sehr schöne Niederlassung nach einem großen Maaßstabe gegründet hat. Schon liefert eine Schneidemühle mit acht Sägen gute Resultate, und eben erbaut man eine andere, welche sechzehn Sägen in Bewegung setzen wird. Dasselbe Wasser soll zugleich eine Mühle treiben, die täglich 100 Fanegas (9000 Pfund) zu mahlen und zu beuteln vermag. In diesem Augenblick führt man auch in dem Hafen einen Damm auf, um die Einschiffung des Mehles und des Holzes zu erleichtern; ein quer durch das Gebirge gebrochener, eilf Meilen langer Weg wird die Verbindung zwischen dem Meere und dem Biobio herstellen und zur Herbeiführung des Getreides von Colima dienen. Vor zwei Jahren war dieses Thal noch öde und mit großen Bäumen bedeckt; jetzt ist es bereits von ungefähr hundert Familien bewohnt, und gut aufgeführte Gebäude, Bauernhäuser, Scheunen und angebaute Felder liegen an der Stelle des Waldes. — Hr. Alemporte, welcher die aus dieser Niederlassung zu erzielenden Vortheile sehr wohl begreift, zieht möglichst viele Einwohner und besonders Ausländer herbei. Schon haben sich zwei unserer Landsleute in der Absicht, eine Fabrik chemischer Producte zu errichten, daselbst niedergelassen und erbauen ein Schiff von 150 Tonnen. Ein englisches Handlungshaus läßt die Steinkohlengruben ausbeuten und soll damit umgehen, das Rohkupfer aus den nördlichen Minen herbeizuführen, um zu Colima Schmelzhütten anzulegen. Hr. Alemporte hat es auch dahin gebracht, daß dieser Hafen dem Handel geöffnet und ein Zollamt errichtet wurde. Bereits sind zwei mit Holz befrachtete Schiffe ausgelaufen. — Nachdem wir hier übernachtet, besuchten wir am folgenden Morgen die Umgegend, nämlich die Umgebung der Bay, denn die Bäume stehen so gedrängt, daß es uns unmöglich war, über die schon gebahnten Wege hinaus vorzudringen. Die Niederlassung ist mit mehr Holz versehen, als sie in zehn Jahren fortschaffen kann, und sollte es auch in der Folge nöthig werden, die dickern Stämme aus großer Entfernung herbeizuholen, so werden die Wege, welche man baut, und starke Wagen diese Arbeit sehr erleichtern. Hr. Alemporte versicherte mich, daß er für dieses Unternehmen bereits an 36,000 Fr. ausgegeben habe, und daß er, um alles in den gewünschten Stand zu setzen, nicht mehr als 60,000 Fr. zu brauchen gedenke. — Die Provinz Concepcion besitzt schon mehrere, obgleich weniger bedeutende Niederlassungen dieser Art, unter andern die des Hrn. Delaunay von St. Malo, welche einen schönen Erfolg verspricht. Man zählt hier auch noch sechs Getreidemühlen, welche nach Art der nordamerikanischen eingerichtet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Beschädigung der Schiffe durch den Schwertfisch. Die Annals and Magazine of Natural History vom März dieses Jahres führen mehrere Beispiele von solchen Beschädigungen an, von denen wir Nachstehendes ausheben: Das Schiff Euphemia, welches einem Hrn. Calmont aus London gehörte, kam aus Brasilien mit Wasser im Schiffsraume an, und als man es untersuchte, fand sich, daß es von einem Schwertfisch, nicht dem gewöhnlichen Xiphias, sondern dem verwandten Prestiophorus, durchbohrt worden war; das Schwert hatte den Kupferbeschlag und die Planken durchstoßen und stack 9 Zoll tief, war aber am Kupferbeschlag wahrscheinlich durch die Anstrengungen des Fisches, sich loszumachen, abgebrochen. Merkwürdigerweise ging der Stoß nicht, wie man vermuthen sollte, horizontal, sondern fast vertical.

Zahl der Tagsjournale in Paris. Täglich werden von sämmtlichen Journalen 90,900 Exemplare abgezogen, von denen 52,600 auf die Post gegeben werden, um in die Departements oder ins Ausland abzugehen; die 38,300 andern werden in Paris ausgetheilt. (Voleur vom 20 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1844.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Ein Bruchstück aus dem Leben.)

Das Leben der Ansiedler in den Wildnissen Amerika's hat mit einer Robinsonade große Aehnlichkeit, denn auch sie leben häufig auf große Strecken von der menschlichen Gesellschaft entfernt, und können viele Bedürfnisse der Unwegsamkeit und Entfernung wegen nicht aus Städten herbeischaffen. Dazu kommt noch, daß die meisten Ansiedler zu den ärmern Classen der Eingebornen gehören oder aus Einwanderern bestehen, deren Vermögen durch die Einwanderungsreise größtentheils absorbirt wurde und die daher nur auf sich selbst beschränkt sind.

Das erste Geschäft des angehenden Pflanzers, sobald er am Orte seiner Bestimmung angelangt ist, besteht darin, sich ein Blockhaus, das einfachste Gebäude auf der Erde, zu erbauen; Handwerker trifft er in jenen Wildnissen nicht an, er muß daher selbst Hand ans Werk legen und die Geschäfte des Zimmermanns, Maurers u. s. w. zusammen übernehmen. Seine Nachbarn leisten ihm hierbei gewöhnlich einigen Beistand. Ist dieser Bau glücklich ins Werk gerichtet, so geht es an die Urbarmachung des Bodens — eine Arbeit, die unerschütterliche Ausdauer und Verachtung jeder Anstrengung erfordert. Auch hiebei ist er nur auf sich und seine Familie allein angewiesen, denn in Amerika kann man nicht so leicht Knechte und Mägde in Dienst nehmen, als in Europa, oder sie würden einen für den angehenden Pflanzer unerschwinglichen Lohn fordern, wenn sie anders Lust haben sollten, ihm in die Wildniß zu folgen. Die ersten zwei Jahre muß der letztere daher in der That wie ein Lastthier arbeiten und allen Entbehrungen trotzen, bis alsdann glückliche Ernten und der Zuwachs seiner Hausthiere ihm Zeit und Mittel verschaffen, an eine gemächlichere Einrichtung zu denken. Ein bequemeres Gebäude wird in der Nachbarschaft des bescheidenen Blockhauses aufgebaut, die Gegend belebt sich durch die mit Pflug und Axt bewaffnete Pionierschaar nachrückender Pflanzer, um den langgefesselten Erdboden aufzufurchen und seine ergiebigen Gefilde zum Unterhalte des Menschengeschlechts auszubeuten. Flecken und Städte entstehen wie durch Zauberschlag, und ehe der einsame Pflanzer es sich versieht, wohnt er inmitten einer bevölkerten Gegend, und seine Producte finden einen guten und nahen inländischen Markt.

Um das Leben des angehenden, amerikanischen Pflanzers anschaulicher zu machen, erlaubt sich der Einsender, ein Bruchstück aus seinem eigenen Leben hier anzuführen.

Den Frühling und Sommer über waren wir weit im Westen, jenseits des Mississippi unter wilden Indianerstämmen und in einem Theile der großen amerikanischen oder arkansischen Wüste, die sich bis an die Schluchten des Felsengebirges erstreckt, umhergeschweift. Der Wunsch, das Land und seine Producte kennen zu lernen, hatte uns zu dieser gefahrvollen, mühseligen und umfangreichen Reise veranlaßt. Endlich näherten wir uns, von der nordwestlichen Gränze des Gebiets der Vereinigten Staaten nach Südosten unsern Rückweg einschlagend, wieder einem Lande, das von civilisirten Menschen, wenn gleich nur sehr sparsam, bewohnt wurde. Es war dieß Jowa, ein Territorium, das demnächst, wie alle übrigen Territorien, als souveräner Staat dem großen, amerikanischen Staatenbunde einverleibt werden wird.

Es war in der Mitte Octobers, als ich und mein Reisegefährte uns im nordwestlichsten Winkel Jowa's, eines Abends den Sonnenuntergang betrachtend, am Abhange eines Hügels gelagert hatten. Unsere Pferde weideten in der Prairie, die sich weithin vor uns ausdehnte und nur am fernen Horizonte von einem majestätischen Urwalde begränzt wurde, an dessen Saume die bescheidenen Blockhäuser einzelner Ansiedler sich hinzogen. Vor uns schlängelte sich in angenehmen Windungen durch die natürlichen Weiden ein tiefer, nicht sehr breiter Fluß, dessen Quelle ein weiter seitwärts gelegener Landsee zu seyn schien. Auf der ganzen, von der scheidenden Abendsonne beleuchteten Landschaft lag eine Ruhe und Lieblichkeit, die uns beide in gleichem Maaße ansprach.

Die angenehmste Jahreszeit in Nordamerika tritt nämlich mit dem October ein und dauert bis Mitte November. Man nennt sie den indianischen Sommer; die Atmosphäre ist alsdann elastisch und duftig und die Luft hat eine gleich-

mäßige, milde Wärme. Nur selten regnet es den Tag über, allein in den Nächten fallen häufig erfrischende Regenschauer, und beim Aufgang der Sonne spielen die herbstlichen Farben des zum Fallen gereiften Laubes in einem wunderlieblichen Glanze und wie vom Hauche des Lenzes erquickt. Die amerikanischen Wälder entfalten in dieser Jahreszeit ihre ganze Pracht: die Farbenmischung des verschiedenen Laubes ist von herrlicher Wirkung; die goldenen und silberfarbigen Blätter einiger Laubarten werden durch den noch dunklen Grund anderer Baumgattungen gehoben, das braune, gezackte Buchenlaub wird durch die Cedernbüsche angenehm schattirt, während das ziegelrothe Laubwerk einer Ahornart aus dieser wohlgefälligen Farbenmischung recht lebendig hervorleuchtet.

Mein Reisegefährte und ich waren im Anschauen der in der That lieblichen Landschaft versunken, als jener plötzlich aufsprang und in einem Anflug der Begeisterung ausrief: „Wenn du wie ich gesonnen bist, so wollen wir hier eine Zeit lang als Pflanzer leben."

Auch für mich hatte diese Idee viel Ansprechendes. Des langen Umherschweifens in den amerikanischen Wildnissen müde, sehnte ich mich wieder einmal nach einem festern Leben und willigte daher gern ein. Zuvörderst wurde unsere Casse nachgesehen, und es stellte sich ihr Bestand auf 520 Dollars in Banknoten heraus; außerdem hatten wir noch bedeutende Creditbriefe, so daß wir die ersten Ausgaben leicht bestreiten konnten. Mit jener Summe gedachten wir uns anzukaufen und unsere erste Einrichtung zu treffen. Wir beabsichtigten wo möglich eine schon etwas angebaute Pflanzung zu erstehen.

Zwar hielt uns eine kältere Ueberlegung unser etwas romanhaftes Beginnen vor, daß wir uns in einen, uns ganz fremden, mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen verknüpften Stand begeben wollten; allein wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß Männer, welche weit höher in Europa gestellt und an ein gemächlicheres Leben gewöhnt gewesen, in Amerika zur Art und zum Pfluge gegriffen und sich dabei wohl befunden hatten. Man hat nämlich hier in der westlichen Hemisphäre einen solchen Umschwung des Glücks, bei welchem der Reichste plötzlich wieder zum Tagelöhner und dieser zu einem Krösus wird, fast täglich vor Augen.

Wir ritten nun, nachdem wir nicht ohne Gefahr den vor uns liegenden Fluß passirten, auf das nächste Blockhaus zu, um Nachtherberge zu suchen — denn Wirthshäuser waren in dieser einsamen Gegend noch nicht vorhanden — und um nähere Erkundigungen zur Verwirklichung unsers Vorhabens einzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die niedern Classen in England und das Parlament.

(Schluß.)

Das Mittel, welches allein freilich nicht alle Uebel heben, aber doch den schreiendsten abhelfen kann, ist ein Steuersystem, welches die Last nicht mehr auf die Schultern der Armen, sondern auf die der Reichen wälzt, das nicht mehr die Arbeit und die Consumtion, sondern den Besitz und den Erwerb besteuert. Keiner, der England auch nur flüchtig kennt, und unsere modernen Staatsverhältnisse in Betracht zieht, wird glauben, daß ein solcher Weg consequent eingeschlagen werden würde, obwohl er der einzige ist, auf dem Rettung aus dem Labyrinth zu finden. Da indeß die Noth sich nicht abweisen läßt, so ist man in England auf allerlei Auskunftsmittel verfallen, und man greift vorerst die Außenwerke der Festung an, da die Festung selbst noch unangreifbar ist.

Das erste und bedeutendste dieser Außenwerke sind die Korngesetze, deren Abschaffung allerdings die Brodpreise vermindern, aber auch den Geldwerth steigern, somit die Abgaben erschweren und nur auf dem Weltmarkt, nicht aber auf dem heimischen, eine große Erleichterung gewähren kann. Andere Stimmen fordern Herabsetzung des Zolls auf Tabak, Thee, Zucker, Kaffee u. dgl., welche allerdings für einen sehr großen Theil des Volks unerläßliche Bedürfnisse geworden sind, aber deren Wohlfeilwerden hauptsächlich nur die Mittelclasse in ihren verschiedenen Abstufungen erleichtert und den Handel belebt, jedoch den ersten Bedürfnissen der großen Masse noch nicht abhilft, welche durch die noch immer zahlreichen und lästigen Accisen und besonders auch durch die Malzsteuer benachtheiligt wird. Wie soll eine englische Regierung diesen Forderungen genügen? Die Zölle auf Tabak, Zucker, Kaffee, Thee machen allein den dritten Theil des gesammten Staatseinkommens aus, die Malztaxe nicht weniger ein Zehntel. Kann die Regierung so leicht daran denken, an solche Hauptquellen ihrer Einnahme zu rühren? Dazu kommt, daß eine wesentliche Ermäßigung des jetzigen Zuckerzolls den gegenwärtigen ökonomischen Zustand der westindischen Inseln, deren Pflanzungen meist dem Adel und der reichen Kaufmannschaft gehören, vernichtet, und eine jährliche Rente von etwa 5 Mill. Pf. St. auf ein Viertheil oder Fünftheil heruntersetzt, während zugleich die Aufhebung der Korngesetze den Preis des Getreides, dieses Werthmessers aller Dinge, um ein Drittheil, und somit die Rente der Grundeigenthümer um eben so viel vermindern würde. Die Mitglieder der Anti-Cornlaw-League läugnen dieß zwar zum Theil, aber die Masse Getreide, welche aus dem Mittelmeer, dem schwarzen und baltischen, so wie aus Nordamerika bei Aufhebung der Korngesetze geliefert werden könnte, ist so groß, daß sie den Bedarf Englands hinreichend deckte und die Zufuhr den Bedarf vielleicht überschritte. Der Kornhandel würde einen andern Weg nehmen, und wie er jetzt hauptsächlich aus dem baltischen Meer betrieben wird, dann sich mehr nach dem Mittelmeer und Nordamerika ziehen; vergleicht man aber die Preise des Getreides im schwarzen, im Mittelmeer und in Nordamerika, so kann man kaum zweifeln, daß der Preis des Weizens, der jetzt in England zwischen 55 und 65 schwankt, dann zwischen 35 und 45 sich halten würde. In diesem Falle ist es absolut unmöglich, daß die jetzigen Pachtzinse sich behaupten, und mit dem gefallenen Kornpreise muß der Werth des Geldes steigen, die Abgaben und die Schuld um so drückender lasten.

Diese Schlußfolgerung steht den Häuptern der Regierung und allen andern einsichtsvollen Leuten klar vor Augen, und daher ihr Widerwille, an den Bau zu rühren, der keine sonderliche Störung vertragen kann. Wenn man aber in dieser Beziehung billige Nachsicht üben muß, so entsteht auf der andern Seite die Frage, ob man lange noch mit Aenderung zögern kann, denn man darf nicht vergessen, daß die englische Regierung und namentlich Peel selbst den Hauptschritt zur Veränderung schon im J. 1819 durch die Zurückführung der Baarzahlungen gethan haben. Hr. Attwood von Manchester und seine Meinungsgenossen haben in ihrer Weise ganz Recht, wenn sie behaupten, von Peels Bill sey alles Uebel ausgegangen; es fragt sich aber nur, ob die Regierung anders handeln konnte. Der damalige Papiercurs unterhielt einen unnatürlich hohen Preis aller Dinge, und drohte das baare Geld aus dem Lande zu ziehen, wobei England einen Bankerott gemacht hätte, wie Nordamerika in dem Jahre 1837. Die unnatürlich hohen Preise ließen sich halten in der Kriegszeit, wo England alle Meere beherrschte, aber im Frieden war es unmöglich, weil die Concurrenz anderer Nationen die Engländer nothwendig aus dem Felde schlagen mußte. Die Nothwendigkeit gebot also im J. 1819 den ersten Schritt, und jetzt sträubt sich Sir Robert nicht bloß den zweiten zu thun, sondern er hat durch die Korngesetze des Jahres 1828 und 1842 den Grundbesitzern allein die Vortheile der hohen Preise sichern wollen, welche er der Masse der Nation entziehen mußte. So wurden die Korngesetze zum unerträglichen Monopol, und doch ist die Erhaltung der Aristokratie daran geknüpft, denn durch ihre Aufhebung würden nicht nur an und für sich schon die Pachtschillinge sinken, sondern die Pächter könnten auch neben den Kornpreisen, die das Ausland, namentlich Amerika, machen kann, nicht mehr die Zehnten, Kirchensteuern, Armensteuern u. s. w. bezahlen.

Unter so bewandten Umständen, wo an eine wesentliche Erleichterung der großen Masse des Volks so wenig als an eine Aenderung der Erbschaftsgesetze zu denken ist, wird die Aufregung der Arbeiterclassen zu einer sehr ernsten Gefahr. „Wie auch das Haus der Gemeinen am Ende über die Factoreibill entscheiden, wie die Frage sich später innerhalb der Mauern des Parlaments gestalten mag, die Discussion welche bereits statt gefunden, hat den arbeitenden Classen Großbritanniens ein weites Feld der Forschung und des Nachdenkens eröffnet, das bei der Denkungsart und der herrschenden Stimmung dieser Classen nicht übersehen und vernachlässigt werden darf." So äußert sich ein geachtetes Blatt Englands, das allem Parteitreiben fremd, und auch in seinen Aeußerungen mehr Maaß hält, als sonst gewöhnlich der Fall ist.

Die Negerverschwörung auf Cuba.

Der Antislavery-Reporter vom 17 April enthält hierüber folgendes: „Die Nachforschungen der Regierung haben auf die Thatsache geführt, daß vier oder fünf große Plantagen in dem Complott mit verwickelt waren. Aus den übereinstimmenden Erklärungen der Neger geht hervor, daß die Ansicht unter den Negern sich verbreitet hat, daß sie eigentlich frei seyn sollten. Einige sind überzeugt, daß die Königin von Spanien zwei Cartas an den Gouverneur gesendet und ihnen die Freiheit bewilligt habe; einige erklärten, sie seyen frei, weil sie seit dem Jahre 1820 eingeführt worden seyen, und somit dem Vertrag mit England zuwider; einige endlich sind zu dem Gefühl gelangt, daß ihnen als Menschen die Freiheit so gut gebühre, als ihren Herren. Es ist kein Zweifel, daß die Emancipation der Sklaven auf den brittischen Inseln die Hauptquelle ist, aus der ihre Ansichten entsprangen, und das Vorherrschen derselben unter den Sklaven in Cuba beweist die Unmöglichkeit, ihre Verbreitung zu hindern. Schrecken herrscht jetzt in Cuba, man befürchtet bereits eine verminderte Ernte und der Werth des Grundeigenthums ist fast auf Null reducirt (?). Die Pflanzer wollen jetzt keine Sklaven mehr einführen, haben sich mit einer Bittschrift an den Gouverneur gewandt, dieser hat sie aber sehr ungünstig aufgenommen, und es scheint, daß eine politische Ansicht sich hineinmischt, indem die Regierung alle, welche gegen den Sklavenhandel sind, in Verdacht hat, daß sie gegen Spanien feindlich gesinnt seyen, und auf dessen politische Unabhängigkeit hinzuwirken suchen."

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Am 2 März setzten wir nach dem Frühstück unsere Reise fort, und kamen zuerst über den Berg, der bei den Spaniern Villagran, bei den Eingebornen aber Marihuena heißt. Hier fand der berühmte Valdivia, nachdem er einigemal von Campuinan zurückgedrängt worden war, das Ende seiner Eroberungen und seines Lebens. — Der Weg, welchen wir jetzt zurücklegten und der bis zu einem kleinen Flusse, der Raquett heißt, wir bei Coronal, aus Bergen und dem Strande verschiedener Bayen besteht, führte uns auf eine halbkreisförmige Fläche, von welcher zehn Strahlen hochstämmigen Gehölzes ausliefen, deren Zwischenräume schöne, schnurgerade, über zwei Meilen breite Thäler bildeten, die alle bis zu dem Flusse, welcher den Namen Carampanque (Löwenzuflucht) führt, reichen und eine sehr malerische Aussicht gewähren. Im ersten Augenblick ist man versucht, diese Art Park für ein Werk der Kunst zu halten, man gewahrt aber leicht, daß diese auffallende Regelmäßigkeit eine Wirkung der Winde ist. Die Mitte der Holzungen besteht aus hohen Dämmen und die sie trennenden Bäume befinden sich in den Niederungen. In diese führten, nachdem das Meer, welches zuerst diesen Boden bedeckte, zurückgetreten war, der Regen und das Gewässer der nahen Berge Pflanzenerde, aus der sich allmählich Halden, dann Gesträuche und endlich 140 bis 150 Fuß hohe Bäume erhoben. Die Dämme, auf welchen das Wasser nicht stehen blieb, wurden von den Winden vollständig ausgetrocknet, und die schwache Vegetation, welche man daselbst bemerkt, gewährt nur magere Weiden. — Als wir ungefähr eine Stunde geritten waren, erreichten wir das Ufer des Carampangue und trabten an demselben beinahe eine Meile aufwärts, um eine Furt zu finden. Dieser Fluß ist an seiner Mündung tief, und man kann ihn leicht mit Schoonern von 40 bis 60 Tonnen bis zwei Meilen aufwärts befahren. Während wir über ihn setzten, bemerkten wir am jenseitigen Ufer hie und da Indianergruppen, welche uns im Schatten der diesen lieblichen Fluß begränzenden Apfelbaumwäldchen erwarteten. Diese kleinen Abtheilungen waren eine Art vorgeschobener Posten, welche die Häuptlinge der verschiedenen Stämme aufgestellt hatten, um die Ankunft des Intendanten zu melden. So

wie sie uns erkannten, ritt ein Theil im Galopp davon, und die übrigen schaarten sich, nachdem sie uns nach ihrer Weise begrüßt hatten, hinter uns, um gleichsam unser Gefolge zu bilden.

Ungefähr eine halbe Meile von dem Flusse sahen wir die Behörden von Arauco anrücken, und eine Strecke hinter diesen die Reiterei der Milizen des Bezirks in Schlachtordnung und mit Indianerspießen aufgestellt. Vor denselben standen in einer einzigen Reihe die Mosatons (Soldaten) der Cazifen. Die letztern näherten sich allmählich und wurden dem Intendanten durch Ubaferi, den Stellvertreter des statthaltenden Häuptlings, welcher krank war, vorgestellt. Diese Förmlichkeit hielt uns nicht auf, denn nach der Begrüßung schloß sich uns jeder Cazike mit seinem Gefolge an und begleitete uns. Auf diese Weise waren wir bald von nahe an 600 Leuten umgeben, deren buntscheckiges Aussehen etwas Fremdartiges hatte. In der ersten Reihe ritten der Intendant, wir, die Officiere und die Caziken, hinter uns die Indianer und die Milizen in Uniform und mit ungeheuren spitzen Mützen. Von den Caziken trugen einige schlechte, mit Federn und vielfarbigen Bändern verzierte Filzhüte; die meisten hatten aber nur ein Band um den Kopf geschlungen und ließen ihr langes schwarzes Haar im Winde flattern, mehrere waren nackt bis zum Gürtel. Wir stellten mancherlei Fragen an sie und weideten uns an dem Erstaunen, welches ihnen die Brille eines unserer Begleiter verursachte, als ein von allen Seiten ertönendes Indianergeschrei das Zeichen zum Galopp gab, in den wir uns alle zu gleicher Zeit setzten. Dieß war für uns keine Kleinigkeit, denn man mußte jeden Augenblick befürchten, durch einen Stoß das Gleichgewicht zu verlieren oder mit dem Pferde zu stürzen und von allen übrigen überritten zu werden. Auf diese Weise erreichten wir bald eine außerhalb der Festungswälle erbaute Scheune, wo die araucanischen Fürsten ihr Hoflager aufgeschlagen hatten. Hier lag auch der statthaltende Cazike der Indianer von Arauco in Folge eines Hufschlages in die Seite krank auf einer Matte. Wir waren alle hieher geleitet worden, um ihn zu begrüßen, was auf folgende Weise geschah. Kaum befanden wir uns dem Eingange dieses Palastes gegenüber, als die Indianer wieder ein Geschrei erhoben; auf dieses Zeichen wurden wir von neuem im stärksten Galopp, nur noch mit etwas mehr Verwirrung als vorher, mit fortgerissen und umkreisten so in einer dichten Staubwolke unter fortwährendem furchtbarem Geschrei und beim entsetzlichsten Gelärm ihrer Dudelsäcke dreimal das Gebäude, wobei sich jedoch kein weiterer Unfall ereignete, als daß ein Indianer vom Pferde fiel, über den dann die übrigen hinwegritten und ihm einige Rippen zerbrachen. Wir setzten darauf mit derselben Begleitung, aber ruhiger, unsern Weg nach der Hauptstadt der Provinz fort, in welche wir unter dem Geläute der Glocken und unter Trommelschlag einzogen; die Thore waren von den Bürgersoldaten bewacht und die Wälle mit einer Menge Neugieriger männlichen und weiblichen Geschlechts bedeckt. Wir gelangten alsbald zu dem Schlosse des Statthalters, wo Wohnungen für uns zubereitet waren und wo wir zu unserer großen Freude die araucanischen Begleiter los wurden, was jedoch nicht ohne Schwierigkeit gelang, denn mehrere von ihnen wollten schon jetzt das Vergnügen haben, den Señor Martin Campo insbesondere zu begrüßen. So nannten sie nämlich den Intendanten, welche Benennung wahrscheinlich eine Verunstaltung des Titels Maestro de Campo (Feldherr) ist, welchen mehrere spanische Statthalter führten. Nach dem Mittagessen besichtigten wir mit dem Intendanten die Festungswälle und fanden sie in einem erbärmlichen Zustande.

Am andern Morgen begaben wir uns alle in den Feldpalast der Indianer, wo wir mit einem Lauffeuer von Umhalsungen, Umarmungen und andern Höflichkeitsbezeugungen empfangen wurden, die wir geduldig ertragen mußten, um nicht in ihren Augen als sehr unhöfliche Leute zu gelten. Nachdem sich der Sturm der Freundschaftsversicherungen ein wenig gelegt hatte, ließ der Intendant durch die Dolmetscher diejenigen Caziken, deren Einfluß oder wirkliche Macht ihnen das Recht gab ein Wort in dieser Sache mitzusprechen, von den übrigen trennen und sie auf den für sie hergerichteten Bänken Platz nehmen, was sie mit ihrer gewohnten Bedächtigkeit thaten. Das geringere Volk schaarte sich hinter ihnen und man bildete einen Halbzirkel, in dessen Mitte der Intendant, der Regierungsschreiber, der englische Consul und ich, von den Dolmetschern und Officieren umgeben, mit vielem Ernste auf Stühlen Platz nahmen, worauf das Parlamento begann.

Der Cazike Couroumilla (Schwarzgold) nahm in seiner Eigenschaft als Haupt der Gesellschaft zuerst das Wort; er gehörte zu denen, deren sich der Intendant bedient hatte, um die andern zu einer Zusammenkunft an der Gränze zu bewegen. Er trat ernst in die Mitte der Versammlung und bat den Martin Campo, nachdem er an ihm die übliche Umhalsung verrichtet hatte, um die Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen. Darauf schilderte er in einer unendlich langen Erzählung den Zweck und die verschiedenen Vorfälle seiner Reise und nannte nacheinander alle Caziken, die er beredet hatte, ihm zu folgen. Der Intendant erwiederte darauf mit wenig Worten; er sehe mit Vergnügen, daß sie alle zum Frieden geneigt seyen, sie könnten sich auf die Redlichkeit der Regierung verlassen und der Zweck dieser Versammlung sey kein anderer, als sie vor den Schlingen, welche gewisse Feinde der Ordnung und des Friedens ihnen legen könnten, zu warnen. Diese Redensarten wurden von einem der Dolmetscher übersetzt, dem übrigens ihre Entwirrung wegen der ungeheuren Zungenfertigkeit des Intendanten nicht geringe Mühe kostete. Couroumilla nahm nun wieder das Wort und behielt es fast noch eine ganze Stunde. Im allgemeinen sind die Indianer bei solchen Versammlungen sehr bedächtig. Niemand würde es wagen, den Redner zu unterbrechen, und dieser hält es für seine Pflicht, sehr lange und sehr schnell zu sprechen. In dieser Sitzung nahm Couroumilla dreimal das Wort und endigte jedesmal mit der Formel: „Habe ich wohl gesprochen, ihr mächtigen Männer?“ Die Hauptpunkte seiner drei Reden waren seine Reisen nach dem Innern, seine Rückkehr, die Versammlung der Caziken und endlich der Wunsch, den Frieden zu erhalten und Freundschaftsversicherungen, allein er schmückte diese einfachen Thatsachen so üppig aus, daß er zwei Stunden für sich in Anspruch nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Ein langer Paß. Vor einiger Zeit stieg in Bayonne ein Engländer in einem Hôtel ab, um dort einige Tage zuzubringen. Er hat seit dem Jahre 1827 sein Vaterland nicht betreten und reist immer in der Fremde umher. Sein Paß ist immer noch derselbe, den er von London mitgenommen, mißt bereits 4⅕ Metres (über 12 Fuß) und hat dem Reisenden für das Visiren in den verschiedenen Kanzleien Europa's über 1200 Fr. gekostet. Als man ihn fragte, weßhalb er denn einen so unmäßig langen Paß herumschleppe, erwiederte er: „meine Spitzbuben von Pächter können bei meiner Rückkehr dann nicht sagen daß sie mich bezahlt hätten, denn ich kann ihnen beweisen, daß ich nie in England war.“ (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1844.

Ansicht des Landes zwischen dem weißen See (Bjelosero) und Wologda. *)

Nachdem man sich gegen vier Meilen von Wologda entfernt und der Suchona genähert hat, hört die Einförmigkeit der Gegend wieder auf. Die Wälder dehnen sich allmählich immer mehr aus, und erreichen bald schon eine mäßige Höhe; das bebaute Land tritt zurück. Der rothe Mergelboden des jüngern rothen Sandsteins bringt meist Tannen, mit etwas wenigem aber gesundem Laubholz gemischt, hervor. In der Nähe der Suchona sieht man wieder mächtige Alluvialbildungen, der Boden wird sandig, und zugleich mit dem lockern Sandboden tritt die Kiefer in geschlossenen Wäldern auf, und geht sogleich in die kleinen mit Andromeda calyculata und Ledum palustre bedeckten Moräste tief hinein. In diesen sandigen Mooren, die nur weniger ausgedehnt sind wie die an den großen Seen, scheint sich die Kiefer tief im Wasser ganz wohl zu fühlen, und nur an Höhe, aber nicht an Gesundheit des Wuchses zurückzubleiben. Sie scheint nur die Anforderung zu machen, daß der Boden sandig und locker sey, und es scheint ihr fast gleichgültig zu seyn, ob er trocken oder naß ist. Zum erstenmal sieht man hier seit den feuchten Umgebungen des Kubenskysees und des Bjelosero wieder kleinere Moorflächen, die für den Norden, jedoch meist in größerem Maaßstabe, so charakteristisch sind. Die mit Waldstrecken abwechselnden Felder haben noch ein gutes, fruchtbares Ansehen. Außer den Getreidegräsern baut man Hanf, Flachs und etwas Hopfen — Pflanzen, die nach ihrem Wuchs allein schon für einen guten und sogar üppigen Boden zeugen.

Man sieht bald immer deutlicher ein, daß die Gegend vom Bjel-Osero bis Wologda nur als eine bebaute fruchtbare Oase in der unübersehbaren Waldfläche des Nordens auftritt, und ihre Cultur nur ihrer Lage in den früher fast unzugänglichen Sumpf- und Waldwüsten an der äußersten Gränze des ältern Rußlands verdankt. Die politische Bedeutung dieser Gegenden ist erloschen, da die Gränzen Rußlands jetzt bis zum äußersten Norden hinausgerückt sind. Das historische Interesse ist, zum Glück für die Bewohner, in den Hintergrund getreten. Nur die wohlthätigen Folgen eines bewegten Zeitalters, des russischen Mittelalters, mit seinen Tataren- und Polenkriegen und den Schandthaten der eigenen Fürsten sind geblieben, und die alten Wunden seit Jahren geheilt. Durch die Reste einer Jahrhunderte alten Cultur und die jetzige Vergessenheit ist im allgemeinen das Land in Blüthe und Wohlstand. Wer Rußland nur von diesen Gegenden aus kennt, muß es für das glücklichste Land in Europa halten. Nur von den Städten müßte er abstrahiren können.

Die Kreisstadt Kadinow ist ein elendes Nest von etwa hundert Häusern, unter denen ein paar Steinhäuser, gleichsam als Aushängeschilder, andeuten, daß man wirklich eine Stadt vor sich hat. Es gibt nichts Traurigeres in Rußland als diese Städte, die bloß der Beamten wegen Städte sind, obwohl sie als Dörfer schon eine sehr untergeordnete Rolle spielen würden. Schnurgerade, breite Straßen, an denen aber nur hin und wieder wie verloren ein Haus in der Einsamkeit liegt, sind die deutlichsten Beweise, daß die Stadt eine moderne und auf Commando erbaut ist. Einige Lindenanpflanzungen, die sich aber nicht ganz wohl fühlen, und Birken in den Straßen, deuten auf den frühern, menschenfreundlichen Gouverneur von Wologda hin. Es ist, als ob jeder Fußtritt dieses thätigen Menschenfreundes durch einfache Wohlthaten für immer hier fixirt sey. Aber solche Erscheinungen sind wie ein Nordlicht in der Winternacht. Dann folgen wieder Zeiten, in denen es nur vortheilhaft wirkt, wenn die Bewohner sich selber überlassen bleiben.

In der Nähe von Kadinkow zeigt sich noch die zerstörende Hand der Cultur; von den zerstörten Wäldern ist nur niedriges Gebüsch geblieben. Schon in der Entfernung von zwei Meilen nach Osten treten Hochwaldstrecken auf, und die Acker-cultur nimmt immer mehr ab. Mit vier bis fünf Meilen dehnt sich die Waldfläche ununterbrochen aus, und es beginnen Urwälder, die zu den schönsten gehören, die wir im Norden gesehen haben, ein dichtes, parkähnliches Gemisch von Roth-

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

tannen, Espen und der nordischen Birke, die hier wieder allein, ohne ihre Gattungsverwandte, die Weißbirke, auftritt. Die Stämme der Tannen und Espen steigen zu hundert bis einhundert und fünfzig Fuß auf, und die Birken erreichen nicht selten eine Höhe von mehr als hundert Fuß.

Der reiche Mergelboden der jüngern rothen Sandsteinformation, der überall in den kleinsten Einschnitten zu Tage steht, begünstigt die Ueppigkeit der Vegetation auffallend, obschon er die Geognosie in die langweiligste Einförmigkeit versetzt. Nirgends steht ein versteinerungsführender Kalk, sogar nirgends ein reiner Kalk an; alle Schichten sind aus rothem und blauem Thon, Sand und etwas Kalk aufs mannichfaltigste gemischt, weich und locker. In der ganzen Gegend ist nicht ein einziger fester Stein zu sehen, außer den nordischen Geschiebeblöcken. Auch im ganzen Flußgebiet der Suchona nach Norden und Süden scheint kein anstehender versteinerungsführender Kalk zu seyn; die Flüsse führen nur nordische Geschiebe und zeigen keine Spur von festen Ufergesteinen in ihren Alluvionen. Aber überall sondern die Flüsse die Mineralbestandtheile der lockeren Schichten, in die sie ihr Bett eingespült haben, und werfen den Sand in der Nähe der Ufer ab, die mit dichten Kieferwäldern bedeckt sind.

Nur in der Nähe der Flüsse wird der Boden in Folge der Wasserzerstörungen uneben; doch sind die Thaleinschnitte hier geringer, wie im Gebiet des alten rothen Sandsteins. Nirgends verliert das Terrain den Charakter einer undulirenden, fast ebenen Fläche, obschon man selten eine weite Fernsicht findet, wie im Gebiet des Bergkalks. Die Gestalt der Oberfläche hält sich in einem Mittelcharakter zwischen dem der alten rothen Sandstein- und Bergkalkbildungen. Alle Undulationen sind niedrige, flache Höhenzüge mit sehr breiter Basis, die nur wenig von Diluvial-Aufhäufungen bedeckt und in Gestalt verändert sind. Doch sind auch hier diese Höhen bedeutend genug, um die Wallbildungen der nordischen Geschiebe, die sich an denselben abgeschichtet haben, im Zusammenhange auf größere Strecken verfolgen zu können, obschon die Wälle hier weniger zahlreich und weniger gedrängt auftreten, wie nach Nordwesten. Die geringe Zahl der Wälle und die wenig gedrängte Anhäufung der Granitblöcke scheint mit dem schwachen Ansteigen dieser Höhen im Zusammenhange zu stehen.

Die niedrigen Strecken sind von Sümpfen durchschnitten, die mit Wollgras und Riedgräsern, mit einzeln wieder auftretenden nordischen Weiden und Zwergbirken und einem bedeutenden Reichthum an anderen Sumpfpflanzen bedeckt sind, und einen mehr gemischten Charakter zeigen, wie die Sümpfe an den beiden großen Seen. Die schwimmenden Moore entwickeln sich hier nirgend in so großer Ausdehnung, wie in der Nähe des Onegasees. Diese Sumpfstrecken sind nur durch Knüppeldämme wegbar geworden, die häufig über drei Werste ohne Unterbrechung die Geduld eines Nichtrussen auf die Probe stellen.

Selten befinden sich diese Sümpfe in der Nähe der zahlreichen Flüßchen, die von Norden her in die Suchona fließen. Alle diese kleineren Flüßchen, die das Wasser aus der Nähe ableiten, sind mit Holzbrücken überbaut, die größtentheils sicher sind, und in deren Nähe die Reste der alten, eingestürzten Holzbrücken noch halb schwimmend, halb ans Ufer angelehnt herumliegen. Mit der Erneuerung der Brücke wird auch jedesmal der Weg erneuert, um die Communication nicht zu unterbrechen, und oft findet man sogar lange Strecken alter Knüppeldämme neben den neuern verlaufen.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Fortsetzung.)

Der Abend war schon ziemlich weit vorgerückt, als wir das Ziel der heutigen Wanderung erreichten. Der Pflanzer war ein Irländer von Geburt, der zwar nicht wenig über einen so unerwarteten Besuch erstaunte, uns aber freundlich aufnahm und gern ein Nachtquartier in seiner einfachen Hütte gestattete.

Unser Wirth war ein ächter Irländer: gesprächig, nicht ohne Humor und reich an barocken Einfällen. Bald kannten wir nicht allein seine eigene Biographie, sondern auch die der Seinigen bis ins dritte und vierte Glied in aufsteigender Linie. Wahrscheinlich hätten wir auch noch anhören müssen, wie einer seiner Ahnen Zeuge gewesen sey, wie St. Patrik, der irischen Farce nach, auf einem Mühlensteine über das Meer schiffend, an der Küste Irlands landete und durch dieses und ähnliche Wunder die damals heidnischen Insulaner zum Christenthum bekehrte. Zu rechter Zeit erinnerte er sich aber noch seines Dudelsacks und so wurde denn, nachdem wir unser einfaches Abendmahl verzehrt, bis tief in die Nacht hinein commercirt.

Es gibt nichts einfacheres in der Welt, als das Blockhaus oder die erste Behausung eines angehenden amerikanischen Pflanzers. Das ganze Gebäude besteht aus Holz mit Dachwerk von Lehm- oder Erdwänden und enthält nur eine Abtheilung, die also Wohnzimmer, Küche, Vorrathskammer, Diele rc. zugleich bildet und worin, wie in der Arche Noahs, Menschen und Thiere friedlich beisammen wohnen. Alles ist aus dem rohesten Material verfertigt, wie auch die wenigen sich darin findenden Mobilien. Ein Tisch, einige Binsenstühle, eine Bank, die unentbehrlichsten Küchengeräthe, Betten rc. machen das ganze Mobiliar des angehenden Pflanzers aus. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten, da Holz im Ueberfluß vorhanden ist. Wir lagerten uns auf der einen Seite desselben, unser Wirth mit seiner Familie auf der andern. Ein paar Büffelhäute vertraten die Stelle des Unterbetts, unsere Sättel dienten zu Kopfkissen und unsere Mäntel zu Decken.

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — machten wir unsern Wirth mit unserm Vorhaben bekannt, uns in seiner Nachbarschaft anzusiedeln und erkundigten uns, ob vielleicht ein oder der andere Pflanzer in der Umgegend geneigt seyn würde, seine Pflanzung verkäuflich abzustehen?

Das Glück schien uns günstig, denn der Irländer berichtete, daß etwa vier englische Meilen entfernt ein Schuster vor einiger Zeit sich niedergelassen, der aber wenig Neigung zum

Ackerbau zu haben scheine und außerdem seit dem kürzlich erfolgten Tode seiner Frau stark an Hypochondrie leide. Er zweifelte nicht, daß dieser gegen ein billiges Kaufgeld seinen Grund und Boden veräußern und gern zu seinem Leisten zurückkehren würde. Der Dienstfertige erbot sich uns dahin begleiten zu wollen, erklärend, auch ihm sey es angenehmer, statt eines melancholischen Schusters zwei rüstige junge Leute zu Nachbarn zu haben, mit denen sich dann und wann ein Stündchen verplaudern lasse.

Das Blockhaus des Schuster-Pflanzers war bald erreicht. Es lag sehr malerisch auf einem Vorsprunge an einem ziemlich beträchtlichen und fischreichen Landsee, über welchen hinaus man eine weite Aussicht genoß. Links diente eine weite Prairie und hinter uns entfaltete sich ein majestätischer Urwald, unser Feind, an dem wir die Kraft unsrer Arme und die Schärfe der Axt zu versuchen im Sinne hatten. Vor dem Hause erhoben zwei stattliche Eichen ihre Gipfel in stolzer Höhe in die Lüfte und überragten hoch die bescheidene Wohnung.

Uebrigens war Alles in der nobelsten Unordnung und der Insasse bewährte vollkommen das alte Sprüchwort: Schuster bleib bei deinem Leisten! Das Blockhaus, obgleich erst kürzlich gebaut, bedurfte einer Hauptreparatur, und auch mit dem Urwalde war der Schuster sehr glimpflich verfahren, indem er nur ein unbeträchtliches Stück Land urbar gemacht hatte. Mit dem Einhägen seines Grundeigenthums hatte er sich ebenfalls nicht übereilt; kurz, wohin man blickte, gewahrte man deutliche Merkmale, daß der Besitzer sich mit geringer Liebe dem Pflanzerleben gewidmet hatte.

Nachdem wir uns, den erfahrenen Irländer bei diesem Geschäfte zu Rathe ziehend, von der Güte des Landes überzeugt hatten, kam der Handel bald zu Stande. Wir zahlten für die Pflanzung 370 Dollars und wurden dagegen Fürsten über ein Gebiet soweit unser Blick reichte. Unsern neuen Herrschersitz, das Blockhaus, nebst seinem bescheidenen Inventarium, auch einer Kuh, Federvieh rc. erhielten wir in den Kauf. — Jetzt hieß es Hand ans Werk.

Zwei Tage darauf zog unser Antecessor ab. Mein Gefährte, ein gebildeter Schotte, und ich hatten anfangs die Sache durch das Prisma des Humors betrachtet, allein wir überzeugten uns bald, daß dieses neue Verhältniß mit Kraft und Energie unternommen werden mußte, wenn es anders einen ersprießlichen Fortgang haben sollte.

Unsere erste Beschäftigung war deßhalb, das ziemlich verfallene Blockhaus in baulichen Stand zu setzen, um gegen den herannahenden Winter Schutz zu haben. Diese Arbeit war keine leichte Aufgabe für Neulinge in diesem Fache, allein die eiserne Nothwendigkeit besiegt alle Schwierigkeiten, und so kamen auch wir damit glücklich zu Stande. Das schadhafte Dach wurde regenfest gemacht, die Wände verdichtet, und wir richteten uns überhaupt so gut ein, als es die Wildniß und unsre Mittel erlaubten. Mein Gefährte ritt nach dem nächsten, etwa 60 (engl.) Meilen entfernten Flecken, um einige ganz unentbehrliche Geräthschaften und Lebensmittel für den herannahenden Winter einzukaufen und dafür Sorge zu tragen, daß unsere Effecten (Kleidung, Wäsche und Bücher) zur Stelle kamen.

Der gefürchtete Winter kam. Wir hatten einen tüchtigen Haufen Brennholz eigenhändig aufgeschlagen und die damit verknüpfte Arbeit war eine vortreffliche Vorübung zu dem uns bevorstehenden, ungewohnten Pflanzerleben. Der Winter war sehr strenge, und außer dem Schneevogel und einigen Pelzthieren belebten nur wenige Geschöpfe die Einöde dieser zwar fruchtbaren, aber äußerst sparsam bevölkerten Gegend. Der Winter in diesen Gegenden ist nicht ohne Reiz und Annehmlichkeiten: die Tage blieben schön, und nur selten wurde die Klarheit der Luft getrübt, denn im höhern Nordamerika fällt der Schnee mit Winters Anfang; sodann herrscht bei unbewölktem Himmel strenger Frost. Der Sonnenuntergang gewährt gewöhnlich ein prächtiges Schauspiel, und ein zartes Roth oder violetter Duft verkünden strenge Kälte. Der Mond, durch die weiten Räume des tiefblauen Himmels ziehend und die Spitzen der schlummernden Wälder mit seinem Silberflimmer erhellend, gewährt ebenfalls einen prachtvollen Anblick. In Europa kann man sich überhaupt von dem reinen, funkelnden Glanze des Mondes und der Sterne einer nordamerikanischen Winternacht kaum einen Begriff machen; zwischen den Sternen spielen meistens Nordlichter, am Zenith häufig eine prächtige Krone bildend, von welcher wiederum strahlende Säulen von den mannichfaltigsten Farben herabfallen und das unermeßliche Himmelsgewölbe gleich einem ungeheuren Tempel darstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Streitkräfte des Paschaliks Bagdad.

Das Echo du Monde Savant vom 4 April zählt, wir wissen nicht, aus welcher Quelle, neun Stämme namentlich auf, welche längs dem Euphrat und Tigris wohnen, nämlich Montefelsch, südlich von Coma bis Bassora, Ben Ham zwischen Coma und Cut-el-Hamarra, Schamar Send'han von Cut-el-Hamarra bis Bagdad, neben diesen die Schamar Tangha. Diese alle wohnen hauptsächlich am Euphrat; sodann folgen am Tigris und im Innern von Bagdad bis Kerkuk Al Henbed, zwischen Hilla und Gomeeek von den Ruinen Babylons bis ans Meer die Maaden, welche 50,000 Mann Infanterie, aber keine Reiterei stellen, somit wahrscheinlich mehr Ackerbau treiben; die Zebued zwischen Tigris und Euphrat von Babylon bis Bagdad; die Zegorit in der Ebene von Kerbelah; die Delem zwischen Bagdad und Hit. Dieß sind die Hauptstämme, einige andere leben in fast völliger Unabhängigkeit. Alle zusammen können 62,000 Reiter und 110,000 Mann zu Fuß stellen, was auf eine Bevölkerung von etwa einer Million schließen läßt. Aber die meisten dieser Moslems sind Schiiten, wären also in einem Kriege gegen Persien nicht zu brauchen.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Nach ihm trat Trangoil-Lanca (Tiefschlucht), Cazike von Cauu, auf; seine stolze und zuversichtige Haltung, sein düsterer Blick und sein

langes schwarzes Haar, welches auf seine breiten, mit einem langen Poncho (Mantel) von gleicher Farbe bedeckten Schultern herabfiel, ließen uns fast ahnen, daß er kein Friedensbote sey. Er begann und endete jedoch seine gut anderthalb Stunden dauernde Rede, ohne dem chilenischen Volke etwas Beleidigendes zu sagen. Er stand in der Mitte der Versammlung; das tiefe Schweigen, welches um uns herrschte, bewies die Theilnahme, welche er einflößte, und als er mit der Formel: „Habe ich wohl gesprochen, ihr mächtigen Männer?“ schloß, konnte man deutlich merken, daß er auf die versammelten Häuptlinge einen bedeutendern Einfluß ausübte, als Couroumilla. — Der Intendant gab ihm ungefähr dieselbe Antwort wie dem ersten Sprecher, und befahl, reichliche Fleisch- und Weinportionen unter seine Gäste zu vertheilen, worauf er zu unserer großen Freude die Sitzung aufhob. Abgesehen davon, daß diese Herren, welche ohne Zweifel bei den übrigen als sehr beredt gelten mögen, uns wenig Unterhaltung gewährten, vermochten wir den übeln Geruch, welchen sie ausdünsteten, und die in dem Versammlungslocal immer zunehmende Hitze nicht länger zu ertragen.

Diese Indianer sind eingefleischte Freunde der Etiquette und können darin, glaube ich, mit dem steifsten deutschen Baron wetteifern. Sobald es sich um die Höflichkeitsbezeugungen in ihren Versammlungen handelt, sind sie unbarmherzig und erlassen auch nicht das geringste. Sie sind ebenso unerschrockene Redner, wenigstens sprechen sie lang und schnell, so viel ich aber wahrnehmen konnte, ist der Inhalt ihrer Rede sehr geringfügig; dabei näseln sie stark und wiederholen alles bis zum Ueberdruß; sie erzählen zehnmal dieselbe Sache und übergehen auch die geringsten Zufälle ihrer Reise nicht. Ehe sie zur Sache selbst kommen, muß man zuerst hören, wie sie zu Pferd gestiegen, wie sie die Zügel in diese oder jene Hand genommen, wo, wie oft und wie lang sie auf dem Wege angehalten, sowohl um ihre Pferde zu füttern oder zu tränken, als um selbst auszuruhen, welche Leute ihnen begegnet, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie angekommen und wie das Wetter während ihrer Reise beschaffen war. Beim Besuche von zwanzig Indianern muß man auch sicher zwanzig solcher Berichte mit dem größten Ernst anhören. Dazu kommt noch, daß ihre Sprache sehr arm ist, und daß sie oft dasselbe Wort, dessen Sinn nach seiner Stellung verschieden ist, anzuwenden gezwungen sind. Betrachtet man übrigens den Zustand ihrer Bildung und die geringe Anzahl ihrer Bedürfnisse, so sieht man leicht ein, daß bei dem sehr beschränkten Kreise ihrer Ideen kein großer Wörtervorrath nöthig ist, um diese auszudrücken.

Ihre Höflichkeitsbezeugungen richten sich nach einer allgemein angenommenen Form. Nie nähert sich ein Indianer, selbst nicht ein Cazike, einem Höhern, um ihn zu begrüßen, ohne ihn vorher durch einen Aeltern oder Angesehenern, als er ist, um Erlaubniß zu fragen. Sodann tritt er vor und bittet um die Umhalsung, die ihm fast nie und nur bei der entschiedensten Feindschaft versagt wird. Es gibt mehrere Umhalsungsarten, je nach der verschiedenen Stellung der Person. Zwei Häuptlinge von gleichem Range nehmen ihre Hüte ab, wenn sie deren haben, kreuzen ihre Arme und legen die rechte Hand auf die linke Schulter. Ein Fürst von Geblüt wird sich stets durch die geringere Beugung des steifgestreckten Armes unterscheiden. Das gemeine Volk berührt, wenn es einen Höhern begrüßt, die Hand desselben mit den Fingerspitzen, oder der letztere reicht dem Grüßenden die Mütze hin, welche dieser dann mit der seinigen berührt. Nach der Umhalsung beginnt jedesmal die übliche Anrede, und man muß vom Himmel mit unverwüstlicher Geduld begabt seyn, um diese bis zum Ende ruhig anzuhören. Der Ton, in dem diese Anrede gesprochen wird, ist ein durchaus anderer als der, welchen man in ihren gewöhnlichen Unterhaltungen bemerkt; er ist eine Art Gesang, welchen man mit dem Recitativ der Oper vergleichen könnte. Jede Periode endigt mit einem kräftigen Nachklange in re. Der Höhere steht unterdessen mit gesenktem Haupte und mit auf den Boden gehefteten Augen und stimmt von Zeit zu Zeit mit dem Redner ein Duett an, indem er die letzten Worte eines jeden Satzes wiederholt.

Sie haben auch parlamentarische Künste und Kniffe, und lassen nie ihre besten Redner und ihre stärksten Gründe sogleich nach der Reihe los, sondern halten sie für den Hauptschlag zurück. So wurde der erste Tag der Unterhandlung mit Complimenten hingebracht, am zweiten sah man allmählich einige Klagen und Zeichen von Mißtrauen auftauchen, und am dritten machten sie schon Forderungen und beklagten sich sehr lebhaft und bitter über den Schutz, welchen die Regierung dem Häuptling Colipi gewähre, und den dieser nur benütze, um sein Gebiet zu bereichern. Sie verlangten, daß man sie vollständig von der Gerichtsbarkeit desselben befreie, und wollten keinen andern Caziken als ihren Oberherrn anerkennen, als Antinahuel (Tigersonne), einen in der Umgegend von Arauco wohnenden Greis, welchen die Regierung als Statthalter dieser Provinz betrachtete. Obschon der Intendant ihnen versprach, Colipi, der ein treuer Verbündeter der Chilenen sey, Vorstellungen darüber zu machen und ihrem Verlangen zu willfahren, so verlangten sie doch dringend, er solle dieses Versprechen sogleich verwirklichen und durch den in solchen Fällen üblichen Gebrauch heilig und unverletzlich machen. Der Intendant mußte nachgeben. Er ließ also alle einander bei der Hand nehmen, legte Couroumilla's Hand in die Antinahuels und erklärte ihnen, daß von diesem Tage an dem letztern alle an die Regierung zu richtenden Bitten und Beschwerden zugehen sollten. Nachdem dieses abgemacht war, traten zwei andere vor und wünschten bei Gelegenheit dieser Versammlung als Statthalter ihrer Bezirke anerkannt zu werden, weil diese Würde von ihren Vätern auf sie vererbt worden sey. Man sieht daraus, daß es bei diesen Wilden auch ein Erbrecht gibt. Die Macht geht so wie alles Eigenthum vom Vater auf den Sohn über, und Caziken, welche sich selbst zu dieser Würde emporgeschwungen haben, sind nur Ausnahmen. Ueberhaupt halten sie am Herkommen sehr fest, zeigen große Achtung vor den Entscheidungen der Greise und führen stets, wenn sie eine Versicherung ihrer Redlichkeit geben wollen, die ihnen von ihren Ahnen überlieferten weisen Rathschläge an.

(Fortsetzung folgt.)

H. B.'s Carricaturen. Schon wieder sind von diesem unermüdlichen Carricaturisten vier neue Stücke erschienen, so daß die Zahl jetzt auf 801 steigt. Das erste ist eine Gruppe von Anti-Cornlaw-Herren, „das Auffinden des Kindes Moses“ betitelt, in großem classischem Gusto. Das zweite stellt den Herzog von Wellington und Lord Brougham in ganz unbeschreiblich komischer Figur dar, wie sie sich anwerben lassen, und das dritte enthält die Porträts von Aberdeen und Palmerston, wovon der eine die Sorgen des Amts, der andere die Sorglosigkeit der Opposition darstellt. Das letzte und beste ist Jack Cade's Aufstand; die zusammengewürfelten Verfechter der Zehnstundenbill greifen unter Anführung von Lord Ashley und Sir R. Inglis den ministeriellen Phalanx an auf eine höchst drollige Weise.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1844.

Die Tempel von Dambul auf Ceylon.

Oberst Campbell erzählt in seinen Excursions, Adventures and Field Sports in Ceylon seinen Besuch der berühmten buddhistischen Tempel in folgender Weise.

Die Wüste, welche wir durchziehen mußten, um nach den Tempeln von Dambul zu gelangen, bietet ein doppeltes Interesse. Außer prächtigen Landschaften mußten wir auf die Ruinen unermeßlicher Bauwerke stoßen, die von einem jetzt untergegangenen Geschlecht erbaut wurden; so merkwürdig diese letzten Ueberreste einer Civilisation, von welcher die cingalesischen Annalen keine Ueberlieferung aufbewahrt haben, auch sind, so werden sie doch von Fremden selten besucht, denn dieß sonst sehr ungesunde Land ist von einer unglaublichen Menge wilder Thiere bevölkert, und die Reisenden, welche diesen Gefahren Troß bieten, bleiben doch gewöhnlich nicht lange genug, um die zum Theil in undurchdringlichen Dschungeln versteckten Denkmäler genau zu untersuchen. Ich hatte bereits mit einem meiner Freunde einen kurzen Ausflug nach Dambul gemacht, und wünschte meinen Reisegefährten das größte Wunder dieser wunderbaren Insel zu zeigen. Der Weg dahin ist sehr ermüdend, theils weil er durch dicht verschlungene Wälder führt, theils weil man troß dieser üppigen Vegetation oft meilenweit nicht einen Tropfen Wasser findet.

Die Tempel von Dambul oder die Dambula-Galla, wie die Eingebornen sagen, sind in einen ungeheuren Felsen ausgehauen, und zwar in einer Höhe, die man nicht ohne große Anstrengung erreicht, besonders wenn die Sonne senkrecht auf die brennenden Wände fällt. Aber für diese Mühe wird man bald entschädigt. Es sind im Ganzen vier Tempel. Ein prachtvoller Bogen, an dessen Eingang zwei rohe, steinerne, einander gegenüberstehende Statuen Wache zu halten scheinen, zog vor allem meine Aufmerksamkeit auf sich. Sobald wir die Schwelle überschritten hatten, befanden wir uns auf einmal in einer unermeßlichen Höhlung, welche etwa 200 Fuß lang, 300 breit, mit den glänzendsten Farben ausgemalt, und durch zahlreiche große Fenster und Thüren erhellt war. Ungeheure Mauerwerke stützen den Felsen, der als Gewölbe dient. Dieser erste Tempel enthält kolossale, schön gearbeitete Götterbilder, namentlich eines, das auf einer Schlange saß, welche einer in sich geringelten Cobra-Capello glich. Dr. Davy, der diese Tempel vor mir besuchte, schildert indeß das Ganze auf eine viel umfassendere Weise als ich es thun könnte, und ich beschränke mich deßhalb darauf seinen Bericht herzusetzen.

Die Tempel von Dambul, sagt Davy, bilden einen Theil einer ungeheuren Grotte am Südabhang eines einsamen Felsens, etwa 250 Fuß über der Ebene. Man gelangt dahin über einen gemauerten Bogen, eine schmale Plattform von Felsen, die mit Bäumen bepflanzt, mit niedern Brustwehren versehen ist, und eine Cisterne, einen kleinen Tempel und einen Bogahbaum einschließt. Dieser Eingang ließ uns nicht das prächtige Schauspiel erwarten, welches das Innere uns darbot. Wir besuchten zuerst den vom Eingang entferntesten Wihare, welcher etwa 54 Fuß Länge und 27' Breite hat; die größte Höhe seines Plafonds, der sich allmählich bis auf den Boden senkt, ist 27 Fuß. Er enthält zehn Statuen Buddhas und einen Dagobah (Mausoleum) von etwa 18 Fuß Höhe. Diese Statuen, im allgemeinen größer und derber als die Wirklichkeit, sind durch die Art ihrer Ausführung und ihrer Farben bemerkenswerth. Gewölbe und Mauern sind gleichfalls mit glänzenden Farben bemalt und mit Bildern geschmückt, unter denen wir mehrere Buddhas bemerkten. Der allgemeine Eindruck ist sehr angenehm und ergreifend.

Der zweite Tempel, Alut Wihare genannt, ist von dem ersten durch ein Felsenstück und eine Mauer getrennt, steht aber doch durch eine Thüre mit demselben in Verbindung. Die Größe dieses Tempels, seine Malereien und bemalten Statuen entrissen uns einen Schrei des Erstaunens und der Bewunderung. Der Alut Wihare ist gegen 100 Fuß lang, fast eben so breit, und die bedeutendste Höhe seines Plafonds ist 36 bis 40 Fuß. Eine liegende Statue Buddhas, die den Kopf auf ein Kissen und in die rechte Hand stützt, hat 30 Fuß Höhe, alle Theile sind wohl proportionirt, und das wahrhaft schöne Gesicht hat einen Ausdruck von Ruhe und Güte. Sieben andere 9' hohe Statuen stellen den Gott stehend dar, alle andern Statuen sind von natürlicher Größe, einige selbst

unter derselben. Die meisten sind hellgelb bemalt, zwei aber haben rothe Gewänder, was mich an die gelben und rothen Lamas von Tibet mahnte. Am Ostende des Tempels ist eine merkwürdige Bildsäule des Königs Kirtesiri, des letzten großen Wohlthäters von Dambul, in seinem Prachtanzug, der dem des letzten Königs von Kandy ziemlich gleicht.

Zwischen dem Alut Wihare und dem nächsten, dem Maharadscha-Wihare, besteht keine Verbindung; sie sind durch ein nie durchbrochenes Felsenstück getrennt. Zwei Bildsäulen stehen wie Pförtner an der Seite des Eingangs. Dieser Wihare hat 210 bis 220 Fuß Länge, über 100′ Breite und mehr als 50 Fuß in seiner bedeutendsten Höhe. Er ist durch zahlreiche Fenster und mehrere Thüren erhellt und enthält 53 Bildsäulen nebst einem schönen Dagobah von 20 Fuß Höhe. Das breite, runde Piedestal des letztern ist mit vier Buddhabildsäulen geziert, die nach den vier Cardinalpunkten schauen und auf einer Copra Capello sitzen, deren Kopf und Hals sie überragen. Von den 53 Bildsäulen stellen nicht weniger als 46, fast sämmtlich über Lebensgröße, Buddha in verschiedenen Stellungen dar, die andern Mitra Deora-Schuruwu, welcher nach der Versicherung der Gläubigen der nächste Buddha, Gautamas Nachfolger, seyn soll; ferner Wischnu, Sama und Nata, den ersten in blauem, den zweiten in gelbem, den dritten in weißem Kleide; endlich folgen noch zwei Könige, Wallagam Bahu und Nisankai, welche die entgegengesetzten Enden des Tempels einnehmen. Wallagham Bahu, der älteste Wohlthäter von Dambul, sehr roh ausgehauen, zeichnet sich durch einfache Kleidung aus; seine langen Ohren hingen nach malabarischer Sitte herab; eine Schlange mit doppeltem Kopf ist um seinen Hals geschlagen, so daß ihr Körper ein Halsband, die beiden Köpfe Ohrgehänge bilden. Am Ostende bildet ein überhängender Felsen eine Art natürlicher Grotte. Die Mauern dieser letzteren sind mit Malereien bedeckt, welche die bedeutendsten Ereignisse in Ceylon von der ältesten fabelhaftesten Zeit an bis zur Einführung des Bogahbaums und der heiligen Reliquie darstellen. Die Thaten Widscheias, des ersten Königs der Insel, nehmen einen großen Raum ein, und seine Reise zieht besonders die Aufmerksamkeit auf sich: man sieht ihn in einem von Seeungeheuern umgebenen Boote das Meer durchschiffen. Die Weihung der Insel zu Ehren Buddhas nach Ankunft der Reliquie ist dargestellt durch einen König am Pfluge, den ein Gespann Elephanten mitten unter einem Geleite von Priestern u. s. w. zieht. Nicht weit von dieser Grotte tröpfelt Wasser durch den Felsen auf den Boden herab, das man sorgfältig in einem kleinen Gefäß aufbewahrt. So vortrefflich das Wasser ist, so wagt doch kein Cingalese davon zu trinken, und als ich einem Priester gestand, daß ich davon getrunken hätte, erwiederte er: „Ihr Europäer könnt ungestraft davon trinken, aber wer von uns es mit den Lippen berührte, würde unfehlbar sterben."

Der vierte und letzte Tempel heißt Devaa-Radschah-Wihare, weil der Gott Wischnu bei der Ausführung des Hauptbildes geholfen haben soll; er steht indeß den drei andern und namentlich den beiden letztern sehr nach. Er hat etwa 80 Fuß Länge, 22′ Breite und 28 Fuß Höhe, ist aber so dunkel, daß man selbst mit einer Lampe nicht weit sehen kann. Er enthält sechs Bilder von Buddha und eines von Wischnu. Diese Bilder sind alle von natürlicher Größe, dasjenige ausgenommen, an welchem Wischnu mitarbeitete, und welches Buddha liegend darstellt; dieß hat über 30 Fuß Länge.

Ist die Grotte, in deren Innerem diese Tempel erbaut sind, natürlich oder künstlich? Diese Frage wagt Oberst Campbell nicht mit Bestimmtheit zu beantworten, glaubt aber mit den cingalesischen Priestern, daß sie theils von der Natur geformt, theils von Menschenhand vergrößert ist. Der Sage nach reicht die Gründung dieser Tempel bis in die Zeit vor Christo hinauf.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Fortsetzung.)

Unserm neuen Berufe gaben wir uns mit gewissenhafter Thätigkeit hin. Wir fingen damit an, unsern neu erworbenen Besitz einzuhägen, wie dieß in ganz Amerika gebräuchlich ist; diese Befriedigungen sind ganz kunstlos, so wie man denn überhaupt dort mehr auf das Nützliche als auf das Schöne und Künstliche sieht. Diese Arbeit des Einhägens wurde uns anfangs sehr sauer, und wir konnten, da wir meistens die unrechten Holzarten dazu wählten, nur wenige Pfähle den Tag über spalten. Allein unser Nachbar, der durch Erfahrung gewitzigte Irländer, stand uns freundlich dabei zur Seite und lehrte uns, welche Holzarten dazu am zweckmäßigsten verwendet werden; man nimmt nämlich Cedern- und Niederholz dazu und sucht einen gut gewachsenen Baum mit glatter Rinde aus, den man alsdann in zehn- bis zwölffüßige Blöcke zersägt, diese werden mittelst Keil und Schlägels in Pfähle von 12 Zoll Umfang gespalten, um sie zu der kunstlosen Einhägung zu verwenden. Durch fortgesetzte Uebung erhielten wir bald eine solche Fertigkeit in dieser keineswegs leichten Arbeit, daß jeder wohl 80 bis 100 Stück täglich schlug.

Anfangs dünkte uns die große Eintönigkeit dieses Lebens fast unerträglich; allein die mächtige Gewalthaberin, die Gewohnheit, söhnte uns bald mit unserm neuen Stande aus; ein Besuch, den der ehrliche Irländer entweder uns oder wir ihm abstatteten, oder der Zuspruch eines Reisepredigers der Methodisten, der sich in diese Wildniß verlor, und die Jagd waren die einzigen Unterbrechungen dieses einförmigen Lebens. Die langen Abende wurden der Lectüre gewidmet, und bei der Flamme des Holzblockes auf dem Feuerherde die wenigen Bücher durchgegangen, die sich in unserm Besitze befanden. Shakspeare besonders gewährte uns die schönsten Stunden, denn dieser große Seelenmaler und tiefe Menschenkenner will mit Andacht und im Stillleben, wozu natürlich die durch nichts unterbrochene Ruhe einer amerikanischen Pflanzung die beste Gelegenheit darbot, studirt seyn, um ihm mit Aufmerksamkeit in die verstecktesten Winkel der menschlichen Seele zu folgen, von woher er seine großartigen, kühnen und unvergleichlichen Bilder holt.

Nur einmal erhielten wir einen unerwarteten Besuch. Der Abend war schon weit vorgerückt, als unser Hund anschlug und bald darauf an unsere Thür gepocht wurde; auf unser: „Wer da?" erhielten wir eine Antwort, die theils französisch, theils englisch und theils indianisch klang, und wir griffen beide unwillkürlich und zu gleicher Zeit zu unsern Flinten.

Diese Maaßregel war inzwischen unnöthig, obgleich die drei Männer, welche jetzt in unsere Hütte traten, wohl das Ansehen hatten, unsere Vorsicht in den Augen eines Europäers zu rechtfertigen. Es waren sogenannte Coureurs de Bois, Jäger und Pelzhändler ihres Gewerbes; ihre Kleidung, um sich gegen die Strenge des Winters zu schützen, war phantastisch genug, und in Deutschlands Wäldern würde man einer solchen Gestalt vielleicht nicht ohne ein heimliches Grauen begegnen. Eine Pelzmütze bedeckte das selten durch einen Kamm geordnete, starke, lange Haar; das bärtige, dem Einflusse jeder Witterung ausgesetzte, verwilderte Angesicht schien keine Bekanntschaft mit Rasiermessern und andern Toilettenkünsten zu verrathen. Ein Oberrock aus der Haut des Büffels, Stiefel, an deren Außenseite, ungegerbt wie sie war, ebenfalls das lange, krause Haar jenes Thieres zu sehen war, und als Mantel noch einen Ueberwurf aus der Haut des grauen Bären, des Königs der amerikanischen Wildnisse, vollendete den Anzug dieser kühnen, aber im Grunde gutherzigen Männer. Starke Gesichtszüge, ein nicht fleischiger, aber musculöser Körper führten von selbst zu dem Schlusse, daß sie von Jugend auf an alle Strapazen eines abgehärteten Lebens gewöhnt seyn mußten. Ihresgleichen hatten wir viele in den weiter nordwestlich belegenen Ländern und an den Ufern des Winnepeg, dessen Umgegend im Winter der Jagd der Pelzthiere wegen die beliebteste ist, kennen gelernt und hießen sie herzlich willkommen.

Diese kühnen Männer, welche gegen jeden Einfluß der Witterung gestählt sind und jeder Gefahr furchtlos die Stirn bieten, machen häufig und besonders in der Winterzeit unermeßliche Reisen fast durch die ganze Breite der amerikanischen Erdfeste, von der Hudsonsbay bis zu den Schluchten des Felsengebirges, und fliegen auf ihren mit Hunden bespannten Schlitten pfeilschnell über die unabsehbaren Eisflächen dahin. Auf dieser weiten Strecke hat die brittische Pelzhändlergesellschaft verschiedene Factoreien und Stationen zur Erleichterung des Pelzhandels mit den Indianern angelegt. In den hohen Breiten Nordamerika's, wie schon bemerkt, fällt der Schnee in der Regel nur mit Winters Anfang, und nur einzelne Schneeschauer, gleich den Sandstürmen der afrikanischen Wüsten, überfallen später den Reisenden. Man bekommt in diesem Erdgürtel einen ganz andern Begriff von Schnee, der hier keine weiche Masse ist, sondern derselbe schmilzt selbst an der Hudsonsbay den Tag über, worauf er des Nachts wieder friert und auf diese Weise jene unermeßlichen Eisflächen erzeugt, über welche die Jäger und Pelzhändler nur mit Hülfe der Schlitten und Schneeschuhe hinwegkommen. Daher ist dem Canadier und dem Bewohner des noch höhern Nordens nichts kostbarer als seine Hunde, die nur zu einem hohen Preise losgeschlagen werden. Man muß inzwischen selbst eine Reise in jenen endlosen Eisfeldern gemacht haben, um den Werth dieser nützlichen Thiere schätzen zu lernen. In jenen grauenvollen und unwirthbaren Einöden überfallen den Pelzhändler mitunter so heftige Schneegestöber, daß er mit Schlitten und Hunden im wahren Sinne des Wortes begraben wird; die Nacht gesellt sich hinzu, und keines Menschen Kunst würde alsdann im Stande seyn den Weg durch diesen Schneeocean zu finden. Allein der Pelzhändler weiß sich zu helfen, und glaubt er, daß die Strecke nicht gar zu lang zu einer gastlichen Behausung sey, so spannt er einen der Hunde los, und der merkwürdige Instinct dieser Thiere bringt ihn bald, durch Anschlagen das Zeichen gebend, auf den rechten Pfad, und führt ihn in der geradesten Richtung zum gewünschten Ziele. Hat die Nacht ihn überrascht und dünkt ihm die Wohnung zu entfernt, oder das Unwetter zur Fortsetzung der Reise zu gefährlich, so gräbt er sich, in seinen Mantel verhüllt, tief in den Schnee, und seine treuen Hunde werfen sich über ihn, um ihn gegen die strenge Kälte zu schützen; so erwartet er ruhig auf diesem weichen und warmen Lager den Anbruch des Tages.

Unsere unerwarteten Gäste hatten zwar Lebensmittel bei sich, allein es würde der amerikanischen Gastfreundschaft Hohn gesprochen haben, wenn wir sie nicht aus unserer eigenen Vorrathskammer bewirthet hätten. Wir trugen demnach nach besten Kräften auf und ihr gesunder Appetit ließ den vorgesetzten Gerichten auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Am folgenden Morgen setzten sie bei Sonnenaufgang ihre beschwerliche Reise fort. (Schluß folgt.)

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Einsetzung der Großwürdenträger vorüber war, erhoben sie noch andere Ansprüche und verlangten von der Regierung, sie solle eine größere Anzahl von Amigos-Capitänen ernennen. Diese Beamten (die Indian Agents der Vereinigten Staaten) dienen hier als Dolmetscher und Unterhändler mit den Indianern, welche nur die durch sie im Namen der Regierung ihnen mitgetheilten Befehle beachten. Dieses Amt wird gewöhnlich Chilenen, welche das Land kennen und der indianischen Sprache mächtig sind, übertragen. Ihre Besoldung ist sehr gering, aber sie haben den Vortheil, daß der Handel mit den Indianern fast ausschließend in ihren Händen ist. Die Unverletzlichkeit des Völkerrechts wird, was sie betrifft, äußerst streng beobachtet, und man kennt kein Beispiel, daß je einer von ihnen während der Zeit seines Amtes oder auf Betreibung seiner Privatgeschäfte ermordet oder bestohlen worden wäre, und die Chilenen könnten sich in dieser Beziehung die Indianer zum Muster nehmen. Außer dem Generalcommissär Zuñiga zählt man vier Amigos-Capitäns, und die Kaziken fanden nicht mit Unrecht diese Zahl für den zu leistenden Dienst zu gering. Für diesesmal wich aber der Intendant ihrem Begehren durch die Bemerkung aus, daß er darüber erst mit der höchsten Regierungsbehörde Rücksprache nehmen müsse. In der That aber wollte er eine so innige Verbindung einer größern Anzahl von Leuten mit den Indianern nicht befördern,

weil er, wie er uns versicherte, hinreichende Gründe habe zu glauben, daß der letzte Einfall durch die Feinde der Regierung bewirkt worden sey, welche dadurch die Truppen an den Gränzen festhalten und den Feldzug gegen Peru verhindern wollten.

Dieser Tag, an welchem Trangbil-Lanca eine große Rolle gespielt und sogar eine anmaßende Sprache geführt hatte, endete mit folgender Uebereinkunft. Alle versprachen Friede zu halten und das chilenische Gebiet unangefochten zu lassen. Drei der gegenwärtigen Caziken sollten sich nach Los Motolas zu dem Caziken Anal begeben, um den Caziken Manguil, welcher den Einfall in Chili gemacht hätte, zu seiner Pflicht zurückzuführen und ihn nach Concepcion zu bringen, wo er sich mit der Regierung verständigen solle. Colipi solle in den Küstenbezirken fortan keine Macht und keinen Einfluß haben. Um endlich das gute Einverständniß und den Frieden zu befestigen, wolle man ein Kreuz vor dem Versammlungsorte aufpflanzen, und die Christen sollten am Fuße desselben die gesprochenen Worte vergraben. Ueber diesen letzten Punkt erhob sich zwischen dem Intendanten und dem Caziken ein kleiner Wortstreit. Der erste wollte, das Kreuz solle auf einem steinernen Fußgestell, welches vor dem Stadtthor noch aus der Zeit der Spanier vorhanden ist, errichtet werden; Antinahuel dagegen verlangte, daß es an dem Unterhandlungsorte selbst aufgepflanzt werde, weil, wie er sich ausdrückte, die Worte da, wo sie gesprochen worden seyen, vergraben werden müßten. Antinahuel trug den Sieg davon.

Nachdem alles in Ordnung gebracht war, zogen wir uns in unsere Wohnung zurück, und alsbald erschienen auch die Caziken mit ihrem ganzen Gefolge, um die Geschenke, welche der Intendant ihnen überreichen mußte, in Empfang zu nehmen. Man vertheilte unter sie Soldatenröcke von blauem Tuch mit rothen Aufschlägen und rothem Kragen, baumwollene Taschentücher, Tabak, Indigo, Halsbänder von Glaswaaren und andere Kleinigkeiten. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wurde endlich jeder mit einem großen Rohre mit silbernem Knopf, ungefähr wie sie unsere Tambourmajore tragen, bewaffnet. — Lustig und ekelhaft zugleich war die Gier, womit diese Tröpfe sich der geringsten Kleinigkeiten, die man ihnen schenkte, bemächtigten, und die Gemeinheit, die sie bewog, die Tracht freier Männer von sich zu werfen und das Kleid der Sklaverei anzulegen. Ich machte mir den Spaß, selbst einen anzukleiden. Nachdem er seinen Poncho abgelegt, zog ich ihm einen schönen Soldatenrock über die bloße Haut, denn von Hemden wissen diese Leute noch nichts. Der Rock war ein wenig eng und schien ihm unbequem zu seyn. Mit vielen Zeichen machte ich ihm alsdann begreiflich, daß er ihn zuknöpfen müsse, und unterzog mich endlich selbst dieser Arbeit, indem ich ihm von Zeit zu Zeit mit der Faust und dem Knie den Bauch hineindrückte. Nach der glücklichen Beendigung dieser Qual wollte er athmen, aber in demselben Augenblick sprangen alle Knöpfe auf einmal ab. Der dicke Wilde, von dieser Ausplatzung überrascht, sah mich verblüfft an und schien an dem gewaltigen Gelächter, in das wir alle ausbrachen, durchaus kein Gefallen zu haben. Ein anderes Kleid, das ich ihm schenkte, machte ihn jedoch bald wieder guter Laune, meine weitere Dienstleistung wies er aber zurück.

Nachdem der Intendant sein Geschäft beendigt hatte, begannen wir, der englische Consul und ich, das unserige. Wir ließen die Caziken vor die Thüre des von uns bewohnten Zimmers kommen, wo ich mittelst eines Dolmetschers eine schöne Anrede an sie hielt, in der ich ihnen vorstellte, daß sie die Mannschaft einiger an ihrer Küste gescheiterten Schiffe der Engländer und Franzosen, zweier Völker jenseits des großen Meeres, die doch ihre Freunde seyen, mißhandelt und geplündert hätten, statt ihnen Hülfe zu leisten, und daß wir uns im Wiederholungsfall genöthigt sehen würden, große Schiffe mit dicken Kanonen und Tausenden von Soldaten zu schicken, um die, welche so unverantwortlich das Gastrecht verletzten, zu züchtigen, daß wir sie aber im entgegengesetzten Fall, wenn sie unsere Landsleute gut aufnähmen und ihnen Lebensmittel und Pferde, um an die Gränzen zu gelangen, verabreichen würden, gebührend belohnen wollten. Die anwesenden Caziken wälzten alle Schuld von sich weg auf andere und behaupteten, die Plünderer der Christen von Perquilauques (der andern Seite des Meeres) seyen Mosatons (Soldaten) gewesen. Endlich hielt Trangbil-Lanca eine lange Rede an uns, deren kurzer Sinn war, daß er und die übrigen Caziken Sorge tragen wollten, daß fortan unsere Schiffe an der ganzen Küste gut aufgenommen würden, und daß wir uns fest auf ihr Versprechen verlassen könnten. Nachdem die Angelegenheit auf diese Weise abgemacht war, kamen wir zu der Hauptsache, nämlich zu den Geschenken. Wenn die Indianer mit Christen unterhandeln, halten sie sich erst dann zur Erfüllung ihres Versprechens verbunden, wann man ihnen einige Geschenke gereicht hat. Diese gelten ihnen als Unterpfand, daß man sie nicht betrügen will. Wir übergaben ihnen also, was wir für sie mitgebracht hatten, nämlich Düten mit Indigo, auf welche Farbe sie einen großen Werth legen, rothe baumwollene Taschentücher, Bänder, Schaumünzen, Taschenspiegel, Halsbänder, Tabak, Glaswaaren und andere Kleinigkeiten. Man muß sorgfältig jedem selbst einhändigen, was ihm zukommt, denn sie haben wechselseitig kein großes Vertrauen auf ihre eigene Redlichkeit.

Nachdem die Unterredung mit einem Hagel von Umhalsungen, wozu sie unsere Erlaubniß erbaten, beschlossen war, kehrten sie in ihre Wohnung zurück, um ihre gewöhnlichen Trinkgelage zu halten, und drei Stunden später waren sie schon in einem Zustande vollständiger Trunkenheit. Am Abend machten wir ihnen einen Besuch; der Intendant und der englische Gesandte waren zurückhaltend, ich selbst aber mischte mich unter sie, und hatte nicht Ursache, dieses herablassende Benehmen zu bereuen. Hie und da hatten die Verständigeren kleine Gruppen gebildet und unterhielten sich damit, daß sie einander ihre Abenteuer erzählten oder vielmehr sangen. Die Frauen saßen um das Feuer und mehrere von ihnen hatten auf den Knien eine steife Puppe, die ich erst nach genauerer Betrachtung für ein eingewindeltes oder vielmehr eingeschnürtes Kind erkannte. Die Weiber waren sämmtlich damit beschäftigt, Fleischschnitte für diejenigen ihrer Männer zu braten, die noch in dem Zustande waren, etwas essen zu können. Auf dem Fußboden lag ein guter Theil dieser Helden, welche sich im Genuß des göttlichen Traubensaftes nicht zu mäßigen vermochten. Als ich eintrat, umgaben mich sogleich mehrere der Lebhaftesten und versicherten mich durch Zeichen und sämmtliche spanische Worte, die sie wußten, ihrer Freundschaft. Ich mußte Brüderschaft mit ihnen machen und aus den Trinkgefäßen, welche sie mir darreichten, nippen. Dabei behandelten sie mich aber stets mit der größten Hochachtung. Trotz dieser kleinen Unannehmlichkeit war es mir sehr lieb, mit diesen Leuten näher bekannt zu werden, und wer weiß, ob es mir dadurch nicht einmal gelingt, einen armen Schiffbrüchigen ihren Händen zu entreißen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1844.

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.

(Schluß.)

Der Winter entwich endlich: der Zuckerahorn zog Saft, und die Holztaube und andere befiederte Bewohner des Waldes welche nach und nach zurückkehrten, verkündeten den Einzug des holden Lenzes. Jetzt war es Zeit, die Saumseligkeit unsers Vorgängers wieder gut zu machen und zur Urbarmachung unsers Gebiets zu schreiten.

Das erstemal, als wir mit Aexten auf den Schultern das Blockhaus verließen, um unsern Feind, den Urwald, anzugreifen, blieben wir unwillkürlich in einer Entfernung vor dieser dichten Holzmasse stehen, und uns beide, mich und meinen Gefährten, mußte zu gleicher Zeit der Gedanke an das Schwierige ja fast Unmögliche ihn zu bewältigen, ergreifen, denn die majestätischen, in stolzer Höhe ihre Gipfel entfaltenden Bäume schienen unserer zu spotten.

Wir hatten inzwischen bereits eine vortreffliche Schule den Winter über durchgemacht und durften uns einer ziemlichen Bekanntschaft mit der Art rühmen. Unsere Hände waren hart geworden und Schwielen und Beulen nicht mehr zu befürchten. Zur größern Belebung unsers Muthes fand sich auch unser Nachbar der dienstfertige Irländer ein, um uns Anweisung zu ertheilen, auf welche Weise einem Urwalde am füglichsten der Garaus gemacht werde. Die Bäume werden in fast gleicher Höhe mit der Brust geschlagen, denn die Handhabe der Art läßt es nicht zu sie niedriger zu fällen. Die Art nämlich, der man sich in Amerika bedient, ist von der in Deutschland gebräuchlichen sehr verschieden. Das Eisen derselben ist kürzer und das Blatt stärker. Der Stiel, gewöhnlich von Hickorynuß- oder Ulmenholz, ist etwas gekrümmt und am Ende mit einem Knopfe versehen, um das Entgleiten aus der Hand zu verhindern. Der Hieb wird gewöhnlich von der Schulter herab oder indem man die Art um den Kopf schwingt geführt. Auf die letztere Weise hat der Hieb eine große Gewalt und bringt tief in das Holz ein.

Zur nicht geringen Verwunderung unsers Lehrmeisters, des Irländers, ging uns die Arbeit rasch von der Hand: er hatte uns vermuthlich so viel Talent und Ausdauer als eine Holzhauernatur erfordert, nicht zugetraut. Nach einigen Wochen Arbeit hatten wir einige Morgen geklärt. Die gefällten Baumstämme wurden jetzt in sechs bis 10 Fuß lange Blöcke gehauen, die Zweige abgeschlagen und alles blieb einige Zeit liegen, um an dem kräftigen Strahle der amerikanischen Sonne zu trocknen.

Sodann wurden Blöcke und Zweige in mehrere Haufen zusammengelegt und wir erwarteten den ersten günstigen Wind, um diese Scheiterhaufen in Brand zu stecken. Als dieser eintrat, eilten wir mit Feuerbränden herbei, und bald prasselten die hellen Flammen durch die dürren Holzstöße, daß ihr Schein sich weithin in den Fluthen des Sees spiegelte und der Abendglanz davon zu erbleichen schien. Trotz des heftigen Windes lagerte eine dicke Rauchsäule über dieser Hölle, und unsere Wohnung und der angränzende Urwald standen in Gefahr von den abfliegenden Funken in Brand zu gerathen. Ein auf diese Weise herbeigeführtes Unglück ereignete sich vor einigen Jahren im Staate Maine, wo durch einen Waldbrand, der mehrere Monate anhielt, zehn Dörfer und zwei Städte in Asche gelegt wurden.

Zur Ehre der amerikanischen Pflanzer muß es gesagt werden, daß sie immer bereit sind, dem in ihrer Nachbarschaft sich niederlassenden Pflanzer auf die uneigennützigste Weise in seinen ersten Unternehmungen beizustehen. Also kamen unsre Nachbarn, nachdem wir die Ueberbleibsel nochmals zusammen gehäuft und angezündet hatten, uns mit ihren Gespannen von Ochsen zu Hülfe, und in kurzer Zeit war unser gelichtetes Land zur Aufnahme der Saat geeignet. Außer verschiedenen Gemüsesorten wurden nun besonders Mais, der fast überall in Amerika vortrefflich gedeiht und dessen Anbau durch ergiebige Ernten belohnt wird, und einige Getreidesorten gesäet.

Es fehlte uns in unserer Abgeschiedenheit an mancherlei Freuden und Vergnügungen nicht. Des Sonntags oder nach vollendeter Arbeit an den Abenden und in den Nächten suchten wir häufig Erholung in einer eben so einträglichen als angenehmen Beschäftigung. Es war dieses der Fischfang, zu welchem der nahe gelegene Landsee die beste Gelegenheit dar-

bot. Ein kleines Canoe hatten wir uns angefertigt und waren dadurch in den Stand gesetzt den See zu beschiffen. Besonders gewährte uns an schönen Frühlings- und Sommerabenden das Fischstechen viel Vergnügen. Man zündet einen Kienspan an, und während einer langsam und möglichst leise fortrudert, steht der andere mit einem Spieße gerüstet, um die vom Lichtschein herbeigezogenen Fische zu attaquiren. Der Mangel an frischem Fleisch wurde durch den meist sehr ergiebigen Fang weniger fühlbar, und da nun auch die Zugtauben ihre jährigen Wanderungen und zwar in solchen Zügen begannen, daß die Luft und die Sonne nicht selten davon verfinstert wurden, so fehlte es unsrer Küche nicht an Abwechselungen. In der edlen Kochkunst konnten wir uns zwar keiner besondern Virtuosität rühmen, allein unser durch kräftige Arbeit beförderter Appetit ersetzte diesen Mangel vollkommen.

Unsre Hausthiere hatten sich inzwischen vermehrt. Eine Kuh mit ihrem Kalbe schien sich in der grasreichen Prairie ganz wohl zu befinden und wurde auch nur höchst selten von uns in Anspruch genommen, denn das Melken war vom Beginn unsers Pflanzerlebens uns beiden ein eben so beschwerliches als widerliches Geschäft.

Die Sau hatte geworfen, und diese nützliche Familie bestand mit der Mutter aus acht Mitgliedern. Mit dem Schlachten mochten wir uns nicht befassen, und so wurde denn nach Bedürfniß ein oder das andere Milchschweinchen erlegt.

Ein Hahn und sein Serail versprachen eine zahlreiche Nachkommenschaft; wir sorgten inzwischen dafür, daß diese nicht überhand nahm.

Unser treuer Hund schien ebenfalls zufrieden und ganz gegen die Hunde-Natur lebte er mit Tom, so hieß unser Kater, ein Geschenk vom freundnachbarlichen Irländer, auf dem Fuße der größten Freundschaft und beide spielten lustig und guter Dinge mit einander.

Ging nun Einer von uns aus, so pflegte ihm diese gesammte zwei- und vierbeinige Thierwelt zu folgen, und es war ein wahres Vergnügen, die Eintracht dieser Unvernünftigen zu sehen, und wie sie ohne alle Anfeindung zusammen lebten, wie Hund, Tom und Schwein die Lust der Geselligkeit zu empfinden schienen.

Eine andere angenehme Unterhaltung gewährte uns der einzige Sänger unter dem amerikanischen Gefieder, der Spottvogel oder Mockbird, wie er dort genannt wird; er ist fast von der Größe einer Lerche, und sein welttönender, schöner Gesang macht ihn zum Liebling der Amerikaner. Da dieser Vogel sich leicht zähmen läßt, so theilt er häufig das Schicksal seiner liederreichen Brüder in Europa, indem man ihn zur Belustigung im Käfig gefangen hält. Wunderbar ist die Nachahmungsgabe dieses Thierchens, denn man kann ihm die schwersten Melodien vorpfeifen und er wiederholt das vorgetragene Stück auf das erstemal, ohne auch nur eine Note zu verlieren.

Ein solches Thierchen trieb nun sein Wesen in den beiden bereits gedachten Eichbäumen vor unserer Hausthür, und begrüßte uns jeden Morgen mit seinem hellen Gesange. Trat einer von uns alsdann vor das Haus und pfiff irgend eine Weise, so hüpfte der kleine Sänger vom Gipfel bis auf die untersten Zweige herab, den unkünstlerischen Virtuosen mit seinen klugen, glänzenden Augen betrachtend und den Kopf von einer Seite zur andern wendend, als ob kein Ton seiner Aufmerksamkeit entschlüpfen sollte.

Sobald das kunstlose Lied geendigt war, begann der gefiederte Sänger den Wettstreit, bei welchem er dann jedesmal den Sieg davon trug. Nur wenn mein Gefährte, ein sehr geschickter Spieler der Flöte, dieses herrliche Instrument zur Hand nahm und Töne daraus hervorlockte, die er in ihrer Vollendung nicht nachzuahmen vermochte, schien er sich für besiegt zu erklären, und machte seinem Zorne durch ein heftiges Geschrei Luft. Er wurde bald sehr dreist, und wenn wir ihm Futter hinwarfen, flog er wie eine zahme Taube herbei.

Mittlerweile gedieh unsre Pflanzung vortrefflich und versprach eine gesegnete Ernte. Besonders hatten wir viel Mais und einige Getreidearten, so wie verschiedene Gemüse gebaut und alles reifte an dem kräftigen Strahle der amerikanischen Sonne und unter den Güssen der heftigen, aber befruchtenden Gewitter hoffnungsvoll heran. Mit einem gewissen Selbstgefühle, das man Stolz nennen konnte, und mit vieler Befriedigung überschaueten wir oft unsere Schöpfung, uns mit Planen zu ihrer Verschönerung und Vergrößerung beschäftigend.

Allein diese Plane sollten nicht in die Wirklichkeit treten, denn schon lange hatte ich in dem stillen Wesen meines Gefährten eine große Veränderung wahrgenommen und an die Stelle der frühern Aufgeräumtheit — so sehr er es auch verbergen wollte — war großer Trübsinn getreten. Ich erkannte bald, daß er sich nach seinem Hochlande zurücksehnte und an jenem tückischen Schleichfieber, dem Heimweh, leide, das so vielen Menschen in der Fremde das Leben kostete. Seine Gesundheit wurde leidend, und es wäre unedel von mir gewesen, ihn einem frühen Grabe an einer Krankheit zuwelken zu sehen, gegen welche keine Arznei anschlägt. Das einzige Mittel zur Heilung war schnelle Rückkehr in sein Vaterland.

Es wurde daher beschlossen, unserm einsamen Pflanzerleben Valet zu sagen und in das gesellige Leben zurückzukehren. Obgleich es nie meine Absicht gewesen war, auf längere Zeit ein Pflanzer zu werden, so hatte ich diesem Leben doch nach und nach so viele Reize abgewonnen, daß ich nicht ohne Wehmuth von unsrer friedlichen Abgeschiedenheit schied. Besonders ging uns die Trennung von Mac O'Connor, dem ehrlichen Irländer, zu Herzen, so wie denn auch er die lebhaftesten Aeußerungen einer tiefempfundenen Rührung beim Abschiede zu erkennen gab.

Wir traten nun unsre Reise in südöstlicher Richtung zum Mississippi an, und nachdem wir diesen nach mancherlei Beschwerden erreicht hatten, bestiegen wir einen jener „wandelnden Gasthöfe,“ wie man die amerikanischen Dampfschiffe ihrer vortrefflichen Einrichtung wegen nennen kann, fuhren diesen Riesenstrom bis an die Mündung des Ohio hinab und diesen

malerischen Fluß aufwärts, bis wir nach einer langen Reise St. Louis erreichten.

In dieser Stadt fand mein Gefährte bei einem Kaufmann, seinem Landsmann, die freundschaftlichste Aufnahme und Pflege; allein er mußte schon seit längerer Zeit den Keim des Todes in der Brust getragen haben, denn leider! starb er schon einige Wochen zu meiner und seiner Freunde tiefster Betrübniß — und so machte denn der Tod einen Querstrich durch die Plane und Entwürfe, die wir zusammen für die Zukunft gebildet hatten.

C. T. B.

Die Zugvögel im nördlichen Rußland.

(Aus Blasius': Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.)

Man kann im Westen, entfernt vom nördlichen continentalen Europa und von größern Flüssen mit breiten, flachen Uferschwellen, keine Vorstellung von der Menge der **Zugvögel** gewinnen, die vom Ende Julius und August an längs der Dwina und ihren Seitenflüssen in ununterbrochener Bewegung sind.

Nicht allein die zartgebauten Singvögel, sondern auch die Strand- und Wasservögel vereinigen sich theilweise zu großen Schaaren, um gemeinschaftlich dem herannahenden, unbarmherzigen nordischen Winter zu entgehen. Es ist, als ob die ganze Luft mit Piepern, Ammern, Finken und Hänflingen angefüllt wäre, die oft so hoch fliegen, daß man im schnellen Vorüberziehen nur ihre Stimmen hört, ohne die Thiere zu sehen. Geht man in der Nähe der Flüsse über Wiesen und Aecker, so scheucht man mit jeden paar Tritten die in kleinen Vertiefungen versteckten Anthusarten auf, die sich dann mit melancholischen Klagetönen wieder ihren ziehenden Genossen in der Luft anschließen.

So sieht man an allen freien Stellen zwischen den Wäldern die Luft und jeden Winkel der Erde in fortwährender Bewegung und Veränderung; alles zieht unwillkürlich nach Süden hin, und unwillkürlich keimt in dem, der diese ziehenden Stimmen überall verfolgen muß, das Gefühl auf, daß im Norden auch für den Menschen keines natürlichen Bleibens sey.

Wenn in den zerstreuten, weitschweifigen Zügen der Singvögel und in ihren vereinzelten, wenn auch ununterbrochen nach allen Richtungen hörbaren Stimmen noch eine Art von Absichtlichkeit, ein scheinbares Bedürfniß des Zusammenhaltens auf der weiten Reise erscheint, so treten die Züge der Strandvögel dagegen wie in einer unheimlichen Willenlosigkeit auf. Stellt man sich ans Ufer der Flüsse und Seen hin, so sieht man nach Zwischenpausen von wenigen Minuten dichtgedrängte Massen geräuschlos, eilig und stumm, wie von einer unsichtbaren Gewalt an einander gekettet und getrieben, vorüberziehen, an irgend einer flachen Stelle des Ufers niederfallen, etliche Augenblicke stumm und emsig nach Nahrung suchen, und dann wieder mit einem Moment sich erheben und weiter ziehen. Oft sieht man Schwärme, die man auf mehrere Hunderte bis zu Tausenden von Individuen schätzen kann, so dichtgeschlossen vorüberfliegen, daß sie im eigentlichen Sinn die Luft verfinstern. Nur hin und wieder hört man von weithin tönenden Stimmen der vereinzelten Individuen von einigen Arten ihr „Kuli, Kuli“ und ähnliche Töne aussprechen, von denen fast alle kleinen Strandvögel von den Russen den Namen **Kuliki** erhalten haben. Diese Züge dauern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, und noch in der Nacht hört man die einzelnen charakteristischen Stimmen nach allen Seiten hin ertönen.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage wurde das Kreuz mit großer Feierlichkeit an den Ort der Verhandlungen aufgepflanzt und der Fuß desselben, nachdem alle Reden noch einmal wiederholt und auf diese Weise daran vergraben worden waren, mit Erde bedeckt. Die Caziken ließen darauf ein Lamm herbeibringen, opferten es am Fuße des Kreuzes und machten auf das letztere mit ihren in das Blut getauchten Händen mehrere dem Anschein nach hieroglyphische Zeichen. Die Chilenen, welche uns umgaben, lachten über diese Gebräuche der Indianer und glaubten sich dadurch nicht gehindert, ihre Versprechungen bei der ersten Gelegenheit zu brechen, während die Caziken den Vorsatz hatten, es zu halten. Die Feierlichkeit wurde endlich mit einem Pelotonfeuer der Besatzung von Arauco beschlossen; ich glaubte aber zu bemerken, daß dieses Zeichen der Achtung den Indianern, welche sich dessen nicht versahen, durchaus nicht sehr angenehm war.

Die Caziken schienen befriedigt und trafen bereits Vorkehrungen zu ihrer Abreise; auch wir schickten uns zur Rückkehr nach Concepcion an, als der schon seit mehrern Tagen angekündigte Capitän und Generalcommissär Zuñiga, welcher die aufrührerischen Stämme zurückgetrieben hatte, eintraf. Zuñiga hatte seine Jugend unter den Indianern, zu welchen sich sein bei dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges von den chilenischen Patrioten verfolgter Vater geflüchtet hatte, verlebt, sich mit ihrer Sprache und ihren Sitten vertraut gemacht und mehrere glückliche Streifzüge gegen die Provinzen Mendoza, Cordova und Buenos-Ayres unternommen, weßhalb ihm die Indianer den Namen Neculpan oder Nernipangue (Wüstenlöwe oder Lauflöwe) beilegten. Später unterwarf er sich der chilenischen Regierung und wurde wegen seiner Gewandtheit und seines Einflusses bei den Indianern zum Generalcommissär ernannt. Er behandelte sogleich bei seinem Erscheinen in Arauco die Indianer auf eine ganz andere Weise als der Intendant. Er zeigte weder dieselbe Herablassung, noch andere Rücksichten, welche in der That nur Schwäche verrathen, sondern benahm sich mit aller Strenge und Anmaßung einer vielleicht zu sehr erkünstelten Ueberlegenheit. Als der Cazike Antinahuel sich ihm näherte, um ihn zu begrüßen, und auch für die andern Caziken, welche in einer Entfernung von zwanzig Schritten stehen geblieben waren, um dieselbe Gunst bat, erwiederte er ihm verächtlich, er könne sie jetzt nicht empfangen, und wolle ihnen alsbald an dem Versammlungsorte seine Meinung kundthun, worauf der Cazike sich unterthänig zurückzog. Zwei Stunden später begaben wir uns in die Versammlung, wo die Verhandlungen von neuem begannen.

Coronmilla, Trangoil-Lanca und Henehuel, der Abgesandte des Caziken Inal de los Malales, hielten ihre Begrüßungsreden; Zuñiga, in der Mitte des Kreises nachlässig auf einem Stuhl ausgestreckt, hörte sie mit gesenktem Haupt, stimmte singend in die letzten Worte eines jeden Satzes ein und antwortete jedem. Darauf änderte sich seine Haltung und wurde ehrfurchtgebietend und drohend, und seine Augen funkelten von einem wahrhaft kriegerischen Feuer. Er warf ihnen ihre Wortbrüchigkeit bei den meisten ihrer Bündnisse vor und fragte sie,

wie viele von ihnen auf das gestern mit so großer Feierlichkeit aufgepflanzte Kreuz falsch geschworen hätten. Er sey, bemerkte er ihnen, sehr gut unterrichtet, und wenn sie heute nicht mit den Amadis, welche in die Provinz eingefallen, vereinigt seyen, so habe sie nur die Furcht abgehalten; er rathe ihnen auch, diese sehr heilsame Furcht zu bewahren, denn wenn sie sich nur zu rühren wagten, so würde er, Zuñiga, sie in ihren Bergen, deren Stege er eben so gut kenne, wie sie, aufsuchen, ihr Vieh hinwegführen und ihre Getreidevorräthe und ihre Ernte verbrennen, wie er die des Caziken Manguil und seiner Verbündeten verbrannt habe. Wenn er Colipi seinen Schutz angedeihen lasse, so habe ihn dieser durch seine Treue verdient. — Die Indianer hörten Zuñiga in tiefer Stille an und folgten mit den Augen der geringsten seiner Bewegungen; sie schienen von der Kraft und der Schnelligkeit seiner Rede überwältigt, und diese theilnahmslosen Gesichter, auf denen wir an den vorhergehenden Tagen das Zeichen irgend eines Gefühls wahrzunehmen uns vergebens bemühten, waren jetzt belebt und änderten je nach der Beugung der Stimme des Redners ihren Ausdruck. Selbst der wilde und kecke Trengoil-Lanca war hingerissen und gebeugt. Das Ganze endigte indessen mit Freundschaftsversicherungen und Neculpan wurde von allen Caziken umarmt und gepriesen, worauf die Trinkgelage von neuem begannen.

Am Abend traf auch der Cazike Colipi ein; die versammelten Caziken hatten sich über ihn beklagt; er wollte selbst ihre Vorwürfe hören und darauf antworten. Die Auszeichnung, womit dieser den Chilenen verbündete Häuptling, welcher mit 670 Lanzen den Feldzug gegen den Caziken Manguil von Boroa mitgemacht hatte, von Zuñiga empfangen wurde, kränkte die Caziken sehr, und sie konnten sich nicht zurückhalten, ihrem Unwillen und Mißvergnügen Worte zu leihen, worauf ihnen Zuñiga kurz erwiederte, sie möchten nur ihr Benehmen nach dem Colipi's einrichten, so würden sie auf dieselbe ehrenvolle Weise behandelt werden. Am folgenden Tage fand eine neue Versammlung in der Angelegenheit Colipi's statt, in welcher dieser voll Anmaßung, die sich auf seine Macht und den Schutz der Regierung stützte, erschien und erklärte, daß ihm die Uebertragung irgend einer Macht über die andern Stämme gar nicht nöthig sey, und daß seine Lanze hinreiche, jeden, der einen Fuß auf sein Gebiet zu setzen wage, zu züchtigen. Der Zank wurde ernst; Neculpan besänftigte sie jedoch alle und das gute Einverständniß schien wieder vollkommen hergestellt zu seyn.

Der Zweck unserer Sendung war jetzt erreicht und wir brachen auf, um nach Concepcion zurückzukehren. Der Intendant schlug uns vor, einen andern Weg zu wählen, um das Land genauer kennen zu lernen, und wir zogen den Gucampangue aufwärts, um Hrn. Lozier, einem Franzosen, der nach dem Sturze Napoleons ausgewandert war und sich hier niedergelassen hatte, einen Besuch abzustatten. Hätte ich die Gabe, die Eindrücke, welche diese Reise auf mich machte, in anmuthiger Sprache wiederzugeben, so würde ich meinen Lesern das schöne Land, welches wir durchwanderten, mit ungeheuren Bäumen bedeckte Berge, liebliche Thäler, durch welche sich ein launiger Fluß langsam hinwindet, mit Früchten beladene Apfelbaumgehölze, üppige Weiden, auf denen fettes Vieh einherschreitet, und an den schönsten Stellen sehr malerisch gelagerte Indianerstämme schildern. Da ich aber dieses Talent nicht besitze, so will ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß diese herrliche Gegend mit den lieblichsten Thälern der Schweiz sehr große Aehnlichkeit hat. Von Loziers Wohnung nahmen wir unsern Weg nach Colima über die prächtige von Indianern bevölkerte Ebene Lamesetu und trafen bald wieder zu Raqueti ein. Wir übernachteten zu Colima und erreichten am folgenden Tage Concepcion.

Ich habe im Laufe meiner Erzählung von den Befestigungen Arauco's und dem Palaste des Statthalters gesprochen; man könnte dadurch leicht irre geführt werden und Arauco für eine Stadt halten, da es doch nur ein erbärmlicher, ungefähr hundert Hütten zählender Flecken ist, dessen Ringmauer von Erde sicher von der ersten Kugel niedergeworfen würde. Die ganze Bewaffnung der Bollwerke besteht aus einem einzigen Achtpfünder auf einer so schlechten Laffette, daß sie bei dem ersten Schuß zusammenbrechen muß. Der Palast des Statthalters ist eine Hütte wie alle andern, nur etwas größer. Sie hat zwei Zimmer, von denen der Intendant das eine und der englische Consul und ich das andere bewohnten. Das Stadtthor ist schon seit mehrern Jahren in Stücke zerfallen und noch nicht wieder hergestellt worden. Man scheint dieß auch nicht mehr für nöthig zu halten, denn man weiß zu gut, daß die Eingebornen nicht mehr die muthigen Krieger sind, welche die Spanier bekämpften. Man nennt zwar noch immer vier große araucanische Hauptstämme, aber es hat sich eine beträchtliche Anzahl kleiner Unterabtheilungen gebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negerauswanderung aus Sierra Leone nach Westindien will nicht recht vorwärts gehen, und die Klagen der Pflanzer erheben sich immer wieder von neuem. Die Colonial Gazette vom 20 April ist nicht sparsam mit Vorwürfen gegen den Colonialminister, Lord Stanley, und gegen den Gouverneur von Sierra Leone, Macdonald, welche man beide beschuldigt, daß sie der Auswanderung allerlei indirecte Hindernisse entgegenwerfen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir indeß einen Umstand, der die Negerauswanderung auch von Sierra Leone aus mehr wie einen Negerhandel erscheinen läßt, als man anfangs glaubte. Nach dem Sierra Leone Emigration Act soll niemand aus dieser Colonie auswandern dürfen, als wer wenigstens vier Wochen sich bereits darin aufhält. Der Gouverneur und Lord Stanley scheinen jedoch sechs Wochen für nöthig zu halten, worüber sich die Auswanderungsfreunde sehr beschweren. Wahrscheinlich aber wurde der kurze Termin von vier Wochen benützt, um Sklaven aus dem Innern zu kaufen und dann nach kurzem Aufenthalt als „freie Auswanderer" nach Westindien zu schicken. Die Col. Gaz. sagt: „Gouverneur Macdonald gibt als die Ursache der geringen Auswanderung folgendes an: eine der hauptsächlichsten ist die, daß mehrere Maroon-Neger, die vor etwa einem Jahre nach Westindien auswanderten, sehr ungünstige Berichte lieferten. Sie galten hier (in Sierra Leone) als ein träger Theil der Bevölkerung, und sie gingen nach Jamaica nicht um dort durch Arbeit ihr Brod zu verdienen, sondern bloß um das Land zu sehen, das sie als ihre Heimath betrachten. In Sierra Leone konnten sie Lehrlinge erhalten, und eine ihrer Hauptklagen gegen Jamaica ist, daß wenn sie nicht selbst arbeiten, sie die gemiethete Arbeit sehr theuer bezahlen müssen. Mit andern Worten, es gibt Sklaven in Sierra Leone und die sklavenbesitzende Classe ist es, welche gegen die Auswanderung arbeitet." Den Commentar hiezu kann sich jeder selbst machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1844.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Nach dem Foreign Quarterly Review. April 1844.)

Ereignisse sind im Gange, welche in nicht sehr ferner Zeit die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf die westlichen Ufer des rothen Meeres lenken werden. Regierungen, welche in Europa die regste Freundschaft für einander zur Schau tragen, können nichtsdestoweniger in fremden Welttheilen ein System geheimer Feindseligkeiten gegen einander befolgen. So ist es jetzt und so wird es immer seyn zwischen Frankreich und England, so eifrig auch jetzt die Freundschaftsversicherungen seyn mögen; einen der Schauplätze, wo diese Feindseligkeit gegenwärtig aufs emsigste thätig ist, wollen wir in nachfolgendem zu schildern versuchen.

Abyssinien besteht aus einer Masse von Tafelländern, die in einer bedeutenden Höhe über dem Ocean durch eine Kette von Gebirgen erhalten werden, welche gleich Strebepfeilern sich rings herum schlingen, und, durch reiche Bewässerung grüngeschmückt, schroff abfallen in die dürren, brennenden Ebenen der heißen Zone. Innerhalb dieses merkwürdigen Landes liegen die einst geheimnißvollen Quellen des blauen Nils und des Hawasch, und durch dieß Land wie durch ein weites Thor sind zu allen Zeiten die gesammelten Reichthümer Centralafrika's, seine Straußenfedern, sein Elfenbein, sein Räucherwerk, seine kostbaren Gummiarten, seine Gewürze und sein Gold ausgegangen. Den wahren Werth dieses Landes hat indeß Europa doch immer noch nur sehr unvollkommen begriffen; man betrachtete es mehr als die Schwelle des großen Continents, da es doch eigentlich dessen Citadelle ist. Reisende und Abenteurer haben es darum, die neueste Zeit abgerechnet, nur in der Absicht betreten, um auf diesem Wege einen leichtern Eingang ins Innere zu finden. Und warum? Bloß weil Abyssinien nicht selbst das Land des Goldes und der Edelsteine, der reichen Farbwaaren und des kostbaren Räucherwerks ist. Aber in den Augen der Hellersehenden ist es etwas mehr, es ist ein Land von einem unerschöpflich reichen Boden, herrlicher Bewässerung und gemäßigtem Klima, kurz ganz geeignet, jede Art von Ackerbau mit dem größten Erfolge zu betreiben. Wenige Erdstriche bieten eigenthümlichere, malerischere Formen dar. Ueberall erblickt das Auge zugleich die Erzeugnisse der gemäßigten und der heißen Zone. Föhren und Larchen bekleiden die Gipfel und höhern Abhänge der Gebirge, während die spanische Ceder (*Juniperus*) auf den untern Terrassen zu der riesenhaften Höhe von 160 Fuß emporschießt und Pinienäpfel und Bananen in den feuchtheißen Thälern gedeihen. Die Vortheile, welche diese Bodengestaltung darbietet, sind von dem Ackerbau nicht unbenutzt geblieben: wir finden hier dasselbe System des Bodenbaues, wie es ehedem in Griechenland so sorgfältig getrieben wurde, und wie es noch jetzt in China, im Himalaya und in den Ländern westlich vom Indus vorkommt. Rohe Steinmauern werden in verschiedener Höhe längs dem Abhang der Berge aufgeführt, um dem Abwärtsschieben des Bodens zu steuern, und darum erblickt auch der Reisende, wohin er sich immer wenden mag, eine Reihe von Plattformen, auf denen junges Korn mit seinem lieblichen Grün sich ausbreitet oder bereits in goldenen Feldern wogt.

Noch andere Züge verschönern die Landschaften: zahlreiche Dörfer, an manchen Orten kaum eine Pistolschußweite auseinander, beleben den Bergabhang, und die Masse von spitzigen Dächern, welche wegen der tropischen Regen konisch gebaut sind, schaut durch das dichte Blätterwerk der spanischen Ceder oder üppigen Akazie hervor, und gibt ein Bild der Sicherheit und Wohlhabenheit. Zahlreiche Affenstämme bewohnen die Höhen und Gipfel, und Vögel von dem mannichfaltigsten, buntesten Gefieder, worunter der blaue Reiher, der Flamingo und der weiße Ibis, sonnen sich auf den Felsen oder schwärmen auf den Baumzweigen umher. An andern Orten, wie in den Wäldern von Gidam oder in den Dschungelstrichen am Hawasch wohnen die Elephanten, das Rhinoceros, das Flußpferd, der wilde Büffel, der Löwe, Leopard, die Hyäne, und Schaaren von Antilopen vermehren das lebendige Interesse der Landschaft. Auch die Einwohner passen, wenigstens von der künstlerischen Seite betrachtet, in das Gemälde. Schlank, fleischig gebaut, in fließenden, bunten Gewändern, erregen sie namentlich zu Pferde mit Lanze und Schild und mit ihrem im Winde flatternden langen dunkeln Haare die Bewunderung der Fremden.

Erhöht wird noch dieser Eindruck, wenn man sie, wie es oft geschieht, in größerer Zahl beisammen findet, wenn sie zum Hofe des Fürsten ziehen, oder unter seiner Anführung auf einen Krieg oder Raubzug ausreiten. Bei solchen Gelegenheiten wetteifern sie mit einander in barbarischem Glanz. Völker, die kaum aus dem wilden Zustande sich emporgearbeitet haben, zeigen eine Freude am Schautragen kostbarer Metalle, die glänzend polirt an ihrem Körper oder an ihrem Pferdegeschirr schimmern, und ein Haufen von 1000 bis 10,000 Kriegern mit den blinkenden Lanzen und dem Geschmeide, das unter dem Glanz der tropischen Sonne jeden Augenblick die Umgebung mit einem blitzenden Lichte erhellt, muß allerdings ein prachtvolles Schauspiel seyn. Bei näherer Betrachtung aber zeigen sich die Abyssinier in minder vortheilhafter Weise. Unglücklicher Weise haben sie den Werth der Reinlichkeit noch nicht entdeckt, und da Männer und Frauen sich mit Hammelsfett oder ranziger Butter einschmieren, daneben auch gewöhnlich rohes Fleisch essen, was ihrer Ausdünstung einen abscheulichen Geruch gibt, kündet sich ihre Nähe stets durch eine Wolke an, die von der, welche die Götter des classischen Alterthums umgab, nicht wenig verschieden ist. Eine afrikanische Dame riecht man auf hundert Schritte, und wenn man sich mit ihnen unterredet, thut man wohl, ihnen den Wind abzugewinnen.

Die physische Gestalt, so wie die Sitten des Volks von Schoa sind etwas roh. Die Mädchen, die man auf den Sklavenmärkten Aegyptens als Abyssinierinnen verkauft, und welche sich durch die zarten, schön geformten Züge, ihren leichten Schritt und die Zierlichkeit ihrer Gestalt auszeichnen, sind sammtlich Gallas. In der abyssinischen Race, obwohl sie der Sage nach aus Arabien stammt und der Ruhm ihrer Schönheit durch den ganzen Ort verbreitet ist, findet sich nichts Aehnliches. Indeß muß man die Gallas, und zwar die mohammedanischen und heidnischen so gut wie die christlichen, jetzt als Eingeborne von Abyssinien betrachten, denn sie bilden die Mehrzahl, wenigstens der Unterthanen des Königs von Schoa. Und dieß Volk, dessen Geschichte über einen gewissen Zeitpunkt hinaus unbekannt ist, führt uns nothwendig weit über die Gränzen Abyssiniens, das von ihren theils tributpflichtigen theils feindlichen Stämmen umschlossen ist, während tiefer im Innern ihre Raubhorden in wilder Unabhängigkeit herumziehen und die großen Straßen des afrikanischen Handels nach Gefallen sperren. Wenden wir uns nun gegen die Ufer des rothen Meeres, so stoßen wir auf die mannichfachen Stämme der Danakil, der Isa, der Somali und der Mudaito, unter denen eine Art unreiner Hefe von Civilisation seit geraumer Zeit gährt, die aber mehr geeignet ist, ihren geistigen Zustand zu verschlechtern als zu verbessern.

Indeß scheint ein anders Geschick für sie aufzugehen. Mehr als ein europäischer Staat richtet die Blicke nach diesem Theile Afrika's, der allem Anschein nach bald äußerem Einfluß sich unterwerfen muß. Es war seit langer Zeit der Plan europäischer Nationen, Afrika mit einem Gürtel von Ansiedlungen zu umgeben, und so allmählich civilisirend oder erobernd nach dem Innern vorzudringen. Auf der Ostküste ward dieser Gang bei dem ersten Schritt aufgehalten, weil das Land, dürr und unfruchtbar, nicht der Unterjochung werth geachtet wurde. Selbst Handelsansiedlungen wurden erst in neuerer Zeit versucht. Aber sobald Aden von den Engländern in Besitz genommen wurde, gewann die Sache ein anderes Ansehen, und welche Anziehungskraft dieser neue Sitz einer geordneten, schützenden Regierungsgewalt besitzt, kann der Umstand zeigen, daß Aden, das vor der Besitznahme nur etwa 600 Seelen enthielt, kaum vier Jahre später zwischen 20 und 30,000 Einwohner zählte.

Die Riesenschritte, welche das angloindische Reich in allen Richtungen machte, der Einfall in Afghanistan, die wenn auch nur temporäre Besetzung von Inseln im persischen Golf, die Unterhandlungen über Socotra und die Besetzung von Aden weckten die Eifersucht der Franzosen und Nordamerikaner. Schritte geschahen von Seite der letztern, um das englische Vorrücken wenigstens nach Einem Punkte aufzuhalten, indem sie als Mitbewerber um Socotra auftraten; der Imam von Maskat, obwohl den Engländern im Herzen, freilich aus dringenden Gründen, freundlich gesinnt, that alles mögliche, um die Engländer von der afrikanischen Küste von Zanzibar aufwärts zu verdrängen, während die Franzosen zuerst unter Thiers, dann unter Guizots schlauerer Leitung den Vortheilen, welche der Besitz Adens den Engländern gewährte, ein Gegengewicht entgegenzusetzen sich bemühten, indem sie sich in verschiedenen kleinen Handelsstädten und Häfen auf dem gegenüberliegenden Continent als Herren oder Freunde einschlichen. Zum guten Anfang wurde der Hafen Johanna auf der Insel Madagascar besetzt; dann wurde ein einziges Schiff — außerordentlich klein um keinen Verdacht zu erregen — nach dem afrikanischen Ufer abgeschickt, mit dem Auftrage, sich die Erlaubniß zur Beschiffung der Dschuba *) auszuwirken. Indeß, sey es Furcht vor allen Europäern oder ein besonderes Mißtrauen gegen Franzosen, genug, die mohammedanischen Behörden schlugen das Begehren rund ab. Die Franzosen, auf theilweises Mißlingen gefaßt, ließen sich hiedurch nicht abschrecken. Eine kleine Escadre von Kriegsschiffen, die insgeheim in dem Hafen von Bordeaux ausgerüstet worden seyn soll, durchschiffte bald darauf die Straße von Bab el Mandeb, nicht auf einmal, sondern Fregatte um Fregatte, bis eine ziemlich ansehnliche Macht im rothen Meere versammelt war. Jetzt wurden ernstliche Unterhandlungen angeknüpft, und der Umstand, daß Scherif Hussein, der Gewalthaber in Mocca, sehr gegen England aufgebracht war, begünstigte die Franzosen nicht wenig; dieser glaubte, die Engländer würden den Imam von Sana unterstützen, um ihn aus Mocha zu vertreiben, und öffnete den Franzosen alsbald seinen Hafen. Nun gingen die Franzosen weiter: Berbera war unwiderruflich im englischen Interesse, sie versuchten es deßhalb zu Zeyla, das gewissermaßen von Mocha abhängig ist, und rechneten mit Zuversicht darauf, hier mit Einem Schlage zum Ziel zu gelangen; aber auch hier schlug die Sache fehl, denn Ibn Ismael, der dort

*) Wohl eigentlich Dschubo oder Jobo gerade unter der Linie.

die Obergewalt ausübte, wies ihnen den Weg. Nun wurde in Tadschura ein Versuch unternommen, aber auch hier machten die französischen Abgeordneten die unangenehme Entdeckung, daß ihnen die Engländer bereits zuvorgekommen seyen, und Ibn Mohammed wies sie nicht nur ohne weiteres aus seinem Gebiet, sondern sagte ihnen auch ohne allen Umschweif, daß ihre Anwesenheit seinen guten Freunden in Aden nicht angenehm seyn würde.

Alles dieß mag demjenigen, welcher weiß, daß Tadschura seit undenklicher Zeit an Zeyla, und Zeyla an Mocha Tribut zahlt, sehr seltsam vorkommen; da aber bekanntlich keine Stadt uneinnehmbar ist, in welche ein mit Gold beladener Esel hineinkommen kann, da es an Eseln im Orient nicht fehlt, und die Engländer sich gerne dieser Thiere bedienen sollen, so mag man sich daraus den schlechten Erfolg der Sendboten des Hrn. Thiers ziemlich erklären. Hiezu kommt noch, daß Ibn Ismael und Ibn Mohammed recht wohl zu berechnen verstanden, daß die Nation, welche den Eingang ins rothe Meer beherrscht und eine Linie ungeheurer Dampfboote besitzt, die in einer Stunde ihre ganze Stadt in Staub verwandeln könnten, viel mehr zu fürchten sey, als ein Staat wie Frankreich, an dessen Macht sie noch nicht recht glauben konnten. Was außerhalb der Straße von Bab-el-Mandeb mißlungen war, sollte nun innerhalb derselben ausgeführt werden, zuerst zu Massowah, und als es hier mißglückte, zu Idd. Der Scheich war eben abwesend, aber man nöthigte seine Gattin, gegen eine bestimmte Summe einen Platz zur Erbauung einer Factorei abzutreten.*) Ein arabisches Document und eine französische Uebersetzung wurden abgefaßt, und die Gattin des Scheichs genöthigt, beide zu unterschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Duino.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

An der äußersten Gränze Istriens, wo die letzte Abdachung des Karstes sich mit den friauler Ebenen vereint, erhebt sich auf jähem Absturze am Meere das, ehemals den Familien Walse und Hoffer, jetzt den edeln Grafen della Torre gehörende, an Naturschönheiten und geschichtlichen Denkwürdigkeiten überaus reiche Schloß Duino. Es bewahrt noch immer sein mittelalterliches Ansehen, einen geräumigen Thurm mit den herrschaftlichen Gemächern, Sälen und Altanen, schwebenden Gärten, unterirdischen Gängen, und innerhalb anderer Mauern die Rüstkammer, die Casernen, die landwirthschaftlichen Gebäude, die Wohnungen der Verwalter und Dienstleute und die Kirche mit dem Hospitium der ehemaligen Ordensbrüder der heiligen Maria. Als Gränzschloß war es vor noch nicht vielen Jahren kriegerisch bewehrt, von den eigenen Soldaten der Gutsherren besetzt, und sämmtliche denselben gehörige Dörfer waren der Gerichtsverwaltung zu Duino untergeordnet. Kaiser, Könige und Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, in dem eben so stattlichen, wie anmuthig gelegenen Schlosse gastliche Herberge zu nehmen. Von den Altanen, den Erkern überschaut man den ganzen Triester Golf mit Istriens Gestaden, die mit dem Quarnero sich vermählenden Alpen, Friauls gesegnete Fluren, die Lagunen von Grado und Caorle und die Alpen, welche das bellunesische Gebiet von Tyrol scheiden. Keines der nach Triest oder andern Häfen Friauls über den Golf hinsegelnden Schiffe entgeht hier dem Blick, und auf den umliegenden Hügeln gewährt ein üppiger südlicher Pflanzenwuchs dem Auge einen wohlthuenden Gegensatz zu den nackten Felsenrücken, auf denen kein Gräschen sprosst. Ein umfriedeter, weitläufiger, buschiger Park bietet eine ergiebige Jagd, wie das nahe Ufer einen ergötzlichen Fischfang.

Schon im fernsten Alterthum pries man diese Gegenden, wo die Sage in geheiligten Hainen raubgieriges Wild neben scheuen, wehrlosen Thieren friedlich weilen läßt, wo Diomedes einen Tempel am nahen Timavo hatte, der jähling aus der Grotte quillt, wo der Tempel der Hoffnung stand und die den Nymphen geweihte Quelle sprudelte. Nicht weit von Duino erhob sich auf dem Hügel am Meeresufer das durch seinen schwarzen Traubensaft weit berühmte Schloß Pucinum. In der Nähe waren der besuchte Hafen des Timavo und die jetzt mit dem Festlande vereinten herrlichen Eilande.

An die Stelle des heidnischen Tempels trat im Mittelalter eine gottgeweihte Kirche zu Ehren des heiligen Vorläufers mit der berühmten Abtei Tuba, welche eine Filiale zur Beligna in Aquileja bildete.

Der ehemaligen herrschaftlichen Familie Hoffer folgten vor einigen Jahrhunderten die Torriani von Mailand, welche, von den Visconti verdrängt, nach diesem äußersten Punkte des adriatischen Meeres die in Gemälden verewigten Erinnerungen an ihre Kriegsthaten brachten, hier den Schmerz über die verlorene Herrschaft in jenem schönen Theil Italiens zu vergessen suchten, und als Erbhauptleute des Schlosses Duino dieses gegen die Angriffe äußerer Feinde vertheidigten. Sie führen nach so vielen Aenderungen noch immer diesen Titel, und ihr Stamm glänzt unter den berühmtesten durch Geburt, Adel und Ritterlichkeit hervorragenden Familien.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Fortsetzung.)

Die jetzigen Araucaner haben ein schmutziges, fast ekelhaftes Ansehen, und sind sehr fett und dem Anschein nach auch plump. Ihr rundes Gesicht mit eingedrückter Nase und dicken Lippen ist ohne Ausdruck, und wenn man sie betrachtet, fragt man sich, wie solche Feinde Furcht einflößen können. Man nennt sie zwar tapfer, nach meiner Ansicht hat sie aber nur ihre Art Krieg zu führen und die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie kämpfen, in diesen Ruf gebracht. Nie lassen sie sich in ein Gefecht ein, wenn ihnen nicht ihre Mehrzahl einigen Erfolg verspricht. Ihre angeborene Schnelligkeit und die mit Wäldern bedeckten Berge ihres Landes geben ihnen stets Gelegenheit, dem Feinde zu entschlüpfen und selbst ihre Schlachtfelder zu wählen. Den Chilenen gelingt es nur manchmal sie zum Kampfe an einer un-

*) Das Foreign Quarterly Review, aus dem das Obige ausgezogen, setzt hinzu, die Agenten hätten sich — ob in der französischen Uebersetzung des Documents, ist nicht deutlich gesagt, aber zu verstehen gegeben — eine Ausdehnung von 150 Meilen Küste zugetheilt, worüber der Scheich und seine Frau nicht die mindeste Gewalt besessen. Wir lassen die Behauptung dahin gestellt, da nicht einzusehen ist, was die französischen Unterhändler mit einem so palpabeln Falsum hätten erreichen können. A. d. R.

günstigen Stelle zu zwingen, und gewöhnlich nur dann, wenn sie schnell genug sind, sie in einem Schlupfwinkel zu überraschen. Ihre Einfälle sind nur vorübergehend. Sie erscheinen auf dem Gebiet der Republik mit der Schnelligkeit des Blitzes und stets mit vorräthigen Pferden versehen; etwas geröstetes Getreide in einem kleinen Sacke ist ihr ganzer Mundvorrath, und im Nothfall verzehren sie die Pferde, die sie nicht brauchen. Sie bemächtigen sich stets mehrerer Punkte auf einmal, da sie aber nur Vieh zu stehlen und Familien mit sich fortzuführen, keineswegs aber sich in einen Kampf einzulassen beabsichtigen, so ziehen sie sich, wenn sie ihre Beute erhascht haben, eben so schnell zurück. — Man hat nach meiner Ueberzeugung nie zu fürchten, daß sie je auf den Gedanken kommen, das ihnen von den Spaniern entrissene Land wieder zu erobern. Ein solches Unternehmen würde Berechnungen voraussetzen, welche die Begriffe dieser Leute weit übersteigen; ihr Ehrgeiz beschränkt sich auf den Raub einiger Thiere. Außerdem würde ihre jetzige Lage nicht erlauben, an die Ausführung eines so großartigen Planes zu denken.

Obschon man sie immer noch in vier große Stämme, nämlich die Araucanos, die Huilliches, die Peuunches und die Puelches, scheidet, so bestehen doch diese nur dem Namen nach, und jeder derselben zerfällt in eine Menge kleiner Abtheilungen, die alle ihre besondern Häuptlinge haben. Kein Band fesselt sie an irgend einen Mittelpunkt. Auf diese Weise gibt es fast eben so viele Caziken als Familien, und der mächtigste von ihnen kann aus seinen Unterthanen nicht zweihundert Lanzen stellen; der kühnste von ihnen ist der einflußreichste. Soll ein Einfall gewagt werden, so müssen sich wenigstens ein Dutzend Caziken vereinigen; jeder von ihnen befehligt dann seine Mannschaft nach seiner Weise, thut was er will, und am häufigsten sind sie nicht einmal unter sich selbst einig. Bedenkt man ferner noch, daß sie oft, entweder der Diebstähle wegen, die sie gegeneinander selbst begehen, oder aus wechselseitiger Eifersucht auf ihre Macht, miteinander im Kriege liegen, so kann man leicht voraussehen, daß sie nicht im Stande sind, etwas Ernstes zu unternehmen. Die Chilenen suchen diese Spaltung, welche ihnen sehr vortheilhaft ist, zu unterhalten, indem sie den einen beschützen, den andern bestechen und überhaupt das Feuer der Zwietracht unter ihnen schüren.

Außerdem sollen diese Indianer, wie mir glaubwürdige Personen versicherten, weit mehr zum Frieden als zum Kriege geneigt seyn. Denkt man über ihr jetziges Thun und Treiben nach, so gewinnt diese Behauptung einige Wahrscheinlichkeit. Sie sind heutzutage keineswegs mehr in demselben Zustande der Barbarei, worin sie sich noch zur Zeit der Spanier befanden. Der Unabhängigkeitskrieg und die Bürgerzwiste haben in ihre Mitte eine große Anzahl Christen geworfen, welche bei ihnen einige Samenkörner der Civilisation ausgestreut haben; schon besitzen sie großentheils Grundeigenthum, Häuser und angebaute Felder, und haben Vorliebe für den Boden, auf dem sie geboren sind; der Verkehr, welcher ihren Zustand verbesserte, hat auch bei ihnen Bedürfnisse geschaffen, die nicht wenig zu ihrer Annäherung an die Europäer beitragen. Endlich muß ich noch bemerken, daß die Einfälle nicht von den der Gränze benachbarten Stämmen gemacht werden, sondern von den Peuunches und Moluches, Horden, welche aus dem Innern oder von der andern Seite der Cordilleeren kommen, und von den Nomadenbanden, die nichts besitzen, selbst in ihrer Heimath nicht. Um jedoch zu den Chilenen zu gelangen, müssen sie zuerst das Gebiet der Indianer, welche ich halb civilisirt nannte, durchziehen, und hier finden sie nur insofern Verbündete oder Unterstützung, als diese Ursache zur Beschwerde gegen ihre Nachbarn haben. Es würde diesen letztern also vielleicht nicht schwer fallen, die Indianer mehr an sich zu ziehen, und dieses würde, wie man behauptet, leicht gelingen, wenn man ihnen gegenüber aufrichtig handelte, ihr Vieh nicht raubte und sich ihres Landes nicht mit Gewalt bemächtigte. Gerade darüber beklagen sich aber die Indianer und zwar mit vollem Recht. So schreibt man den letzten Einfall Vergeltungsmaaßregeln zu, welche Colipi dadurch veranlaßte, daß er das Vieh einiger seiner Nachbarn stahl. Mehrere Bewohner der Gränze verwickeln häufig die Regierung in Unannehmlichkeiten, indem sie den Schutz derselben mißbrauchen, um die Indianer zur Zeit des tiefsten Friedens zu unterdrücken und zu berauben, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß viele Leute aus Eigennutz ihr Möglichstes dazu beitragen, um die in dieser Beziehung gegen die Indianer herrschenden Vorurtheile zu unterhalten.

(Schluß folgt.)

Das Glaciarium. Bekanntlich besteht in London eine eigene Vergnügungsanstalt zum Schlittschuhlaufen auf künstlichem Eis. Die englischen Blätter (Shipp. and Merc. Gaz. vom 24 April) sagen darüber: „Diese eben so anziehende als unterhaltende neue Wunderanstalt der brittischen Hauptstadt ist aus der Baker-Street in Grafton-Street-East, bei der Londoner Universität, verlegt worden. Die neue Lage ist, sowohl was Räumlichkeit als bequeme Zugänglichkeit betrifft, der frühern weit vorzuziehen, und dem Scharfsinn und Geschmack der Personen, unter deren Oberaufsicht die neue Anstalt errichtet worden, verdankt man noch größere Vortheile. Die Schlittschuhbahn ist sehr vergrößert worden — ihre jetzige Oberfläche beträgt mehr als 5000 Fuß. Hrn. Marshalls plastischer Geist hat sie ringsum mit geeigneten Verzierungen ausgeschmückt, und schwerlich dürfte man in London eine auffallendere und bewundernswerthere scenische Ausschmückung finden als diese. Wenige Schritte von der sonnigen, warmen Straße befinden wir uns inmitten des Winters, unter Scenen im ganzen frostigen Gewande einer hyperboreäischen Zone: Gruppen von Bäumen und Pflanzen, die mit Reif überzogen, Hütten, die in einen dicken weißen Schneemantel gehüllt, und gletscherartige Eispfeiler, an deren Fuß der See liegt, auf dem die Schlittschuhläufer ihre muntern Uebungen vornehmen — sind getreulich dargestellt, und bieten ein so wahres, so kaltes und winterliches Naturbild, daß wir uns bei ihrem Anblick kaum eines Schauers erwehren können. Die Täuschung wird vollständig, wenn wir die raschen und doch leichten und feinen Kreisbewegungen sehen, welche einige der Schlittschuhläufer auf dem Glaciarium ausführen. Die Vollkommenheit betreffend, zu welcher die Eigenthümer die neue Eisfläche gebracht, so geben uns kundige Freunde dieses Vergnügens die Versicherung, daß man diese Uebungen eben so genau und leicht darauf vornehmen könne als auf der Eisfläche des Serpentine. Zur Bequemlichkeit der Damen und anderer Zuschauer ist eine freundliche Galerie errichtet worden. In der That haben die Eigenthümer weder Kosten noch Arbeit gespart, um den Ort so anziehend und angenehm als möglich zu machen, und sicherlich werden sie von ihrem Werke die Früchte ernten, welche ihre Anstrengungen verdienen."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1844.

Die Turnersfälle in Massachusetts.

(American Journal of Science. Januar 1844.)

Der schöne Wasserfall des Connecticut-Flusses, welcher den Namen Turners-Falle trägt, findet statt, bald nach dem dieser Fluß die Gränzen von Massachusetts betreten. Er erhielt diesen Namen zum Andenken eines militärischen Befehlshabers, der zur Zeit von Philipps Kriegen *) hier mit Verlust eines einzigen Mannes eine Schaar von 300 Indianern in ihrem Lager überfiel und vernichtete. Der Triumph war indeß kurz, denn er wurde auf dem Rückzug abgeschnitten und erschlagen. Ruhig und still fließt dieser liebliche Fluß durch die Alluvialebenen von Massachusetts und Connecticut, aber an dieser Stelle bildet er auf einer Strecke von kaum 2 Stunden drei Fälle mit zwischenliegenden Schnellen. An malerischer Schönheit kommt keine andere Landschaft in Neu-England dieser gleich. Oberhalb der Felsenschranke ist der Fluß still wie ein Bergsee, aber über diese Schranke stürzt er mit einer Gewalt hinab, daß die Erde erzittert, und verliert sich dann sogleich in Bergklüfte. Der schmale Raum, den man hier übersieht, und die rings umher herrschende Oede bildet einen starken Contrast mit dem weiten Thale und dem ruhigen Lauf oberhalb und unterhalb der Falle, die man nicht mit Unrecht das Miniaturbild des Niagarafalls genannt hat.

Für den Geologen ist dieß ein besonders anziehender Punkt: er sieht hier das Aneinanderstoßen von Trapp- und Sandstein unter den günstigsten Verhältnissen und kann es fast eine halbe Stunde weit verfolgen. Die Ostgränze des Sandsteinbassins ist durch ein Granitgebiet eingefaßt, und die Westgränze bilden Höhen von Glimmerschiefer, während im Norden Lagerungen von Kalk- und Urschiefer vorkommen. So finden sich auf einer Strecke von wenig mehr als einer Stunde nicht weniger als sechs verschiedene Felsarten. Eine Untersuchung des Katarakts läßt kaum einen Zweifel übrig, daß das Gestein desselben durch die mechanische Gewalt vulcanischer Felsen, die sich in der Tiefe finden, emporgehoben wurde. Die Richtung des Falls ist unregelmäßig, denn der Fluß schlägt gerade gegen den Trapp- oder Grünstein an, der ihm eine neue Richtung gibt.

Das Merkwürdigste aber, was dieser Fall darbietet, sind die Abdrücke, welche sich in dem aus seiner ursprünglichen Lage emporgehobenen Sandstein finden, und welche den Beweis liefern, daß zur Zeit der Ablagerung dieses alten Gesteins Vögel vorhanden waren. Dieß Daseyn in einer so fernen geologischen Epoche ist zwar schon längst ziemlich erwiesen, aber nicht leicht möchte irgend eine Localität so deutliche fossile Fußspuren liefern, wie diese, obgleich die Zahl dieser Fußspuren leider nicht eben groß ist. Alle wesentlichern Kennzeichen der Füße lebender Vögel finden sich ganz deutlich vor, und die Aehnlichkeit füllt den Betrachter mit wahrem Erstaunen. Wie der Eindruck eines fleischigen Fußes in dem nachgiebigen Thon sich einen so ungeheuren Zeitraum hindurch erhalten konnte, scheint, ohne tiefes Nachdenken, ganz unbegreiflich zu seyn, aber diese Eindrücke sind lebendige Zeugen der Unwandelbarkeit des Schöpfungsplans und enthüllen uns ein Bruchstück aus der Geschichte der Erde, lange, lange vor Erschaffung des Menschen.

Es ist selten eine Felsenschichte zu finden, in der Fußspuren sich so unverändert erhalten haben. Auch ist troz der Zahl der Spuren durchaus keine Verwirrung zu ersehen, und die auf einander folgenden Tritte jeder Reihe stehen in genauem Verhältniß zu einander. *) Der Vogel, — dem die geologischen Naturforscher den Namen Ornithichnides fulicoides gegeben haben, — hat eine durchschnittliche Schrittlänge von etwas mehr als 12 Zoll, während ein andrer größerer Vogel eine Schrittlänge von 20 bis 23 Zoll hat; der erste scheint ein plumper, kurzbeiniger, der zweite ein verhältnißmäßig sehr

*) Philipp ist der englische Name eines Satschems der Wampanoags, welcher erkannte, daß die Indianer verloren seyen, wenn man nicht die weißen Ansiedler gänzlich vernichte. In dieser Absicht begann er im J. 1675 einen blutigen Vertilgungskrieg gegen die Bewohner von Massachusetts, fiel aber schon im folgenden Jahre in einem Gefecht. A. d. U.

*) Dem Aufsaz, den wir hier nur in Kürze wieder geben, sind zwei Abbildungen beigefügt. A. d. R.

langbeiniger Vogel gewesen zu seyn. Eine dritte Art hinterließ noch leichtere, aber gleichfalls sehr deutliche Spuren. Ob die Vögel nichtsdestoweniger nahe verwandt waren, möchte sich kaum mehr bestimmen lassen, dennoch aber lebten sie jedenfalls gesellig zusammen.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Während dieser Versuche sich an den Küsten festzusetzen, wurde auch das Innere in keiner Weise vernachlässigt. Schaaren französischer Spione und Emissäre kamen nach Tigré, Godscham und Schoa, zum Theil um die Plane der französischen Regierung zu fördern, zum Theil in andern Absichten, auf die wir gleich näher zu sprechen kommen werden. Bekanntlich hatte die Missionsgesellschaft der englischen Kirche zu verschiedenen Zeiten Geistliche nach Abyssinien geschickt, um eine bessere Kenntniß des Christenthums unter diesem Volke zu verbreiten. Einige derselben waren noch da, als die französischen Agenten ankamen, ihre Gegenwart aber und ihr Einfluß waren mit den Absichten Frankreichs so unverträglich, daß vor allem versucht wurde sie zu entfernen. Die Probe ward zuerst in Tigré gemacht, dessen schlauer Regent, aus Politik, nicht aus Grundsatz tolerant, sie bisher begünstigt hatte. Eine ägyptische Armee soll sich damals bis auf drei Tagmärsche den Gränzen Tigré's genähert haben, und Ubie fürchtete, Mehemed Ali möchte es auf die Eroberung von ganz Abyssinien abgesehen haben; dieß war auch wirklich der Fall, aber eine mächtige Hand steckte dem Unternehmen Mehemed Ali's ein Ziel. So lange die Aegyptier vorrückten, zeigte sich Ubie sehr freundschaftlich gegen die Missionare, weil er durch sie Hülfe aus Indien gegen den Pascha von Aegypten zu erhalten hoffte. Als aber Mehemed Ali auf eine Weisung Englands seine Plane gegen Abyssinien aufgab, behandelte Ubie, welcher durchaus nicht wußte wem er seine Befreiung danke, die Missionäre sogleich sehr kalt, und gab den Einflüsterungen und Versprechungen der Franzosen Gehör. Unter diesen befand sich ein katholischer Priester, der von religiösem und nationalem Haß gespornt den Fanatismus der abyssinischen Geistlichkeit gegen die Protestanten entflammte, indem er sie fortwährend als Ketzer verschrie und behauptete, sie würden auch allgemein in Europa als solche angesehen. Die Bemühungen der weltlichen Emissäre unterstützten diese Anklagen aufs kräftigste: sie schilderten die übermüthige und hinterlistige Politik Englands, das durch List und Verrath seine Macht über einen großen Theil Asiens ausgebreitet habe, und jetzt längs den Ufern des rothen Meeres seine Niederlassungen gegen Abyssinien vorschiebe. Ubie ließ sich durch diese Vorspiegelungen in Schrecken setzen, entzog den englischen Missionären seinen Schutz und befahl ihnen das Land sogleich zu verlassen. Dieselben Künste wurden mit mehr oder minderem Erfolg in Amhara, Godscham und Schoa in Anwendung gebracht. Ueberall herrschte französischer Einfluß, und durch eine geschickte, wenn auch sehr spärliche Vertheilung von Geschenken und noch größere Versprechungen weckte man eine Vorliebe für französische Manufacte. Indeß ließen sich die englischen Waaren doch nicht ganz von dem abyssinischen Markt ausschließen, da ihre Güte und Wohlfeilheit ihnen immer einen Vorzug gab; deßhalb nahm man seine Zuflucht zu andern Mitteln, und verbreitete schlau die Ansicht im Lande, daß die Engländer im Stillen Anstalt machten, den Sklavenhandel abzuschaffen, und so in jedem Hause, vom Palast bis zur Hütte herab, den Diener gegen den Herrn aufzureizen.

Diesem verleumderischen Berichte Eingang zu verschaffen, waren zahlreiche Agenten emsig beschäftigt, darunter vor allen die HH. D'Abbadie und der bekannte Rochet de Hericourt.*) Bei der Wahl dieses letztern hatte aber Hr. Thiers einen großen Mißgriff gemacht. Rochet, wie der König von Schoa, Sahila Selassi, ihn vertraulich nannte, war ein Mann, der sich mit der Stellung eines Emissärs nicht befriedigt fühlte. Er entwarf riesenhafte Plane, strebte hoch hinauf, und wenn ihm das Glück zuwider war, so lag der Umstand nur darin, daß der Ehrgeiz bei ihm die Klugheit weit überwog. Wäre dieß anders gewesen, so würden seine Plane durch die Posaune der Geschichte auf uns gekommen seyn, welche berichtet hätte, wie Rochet Hericourt über Tadschura in Schoa anlangte, durch Austheilung von Arzneien und dgl. sich bei den Landesbewohnern in Gunst setzte und eine starke Partei gewann, wie durch seine Veranstaltung Sahila Selassi zu seinen Vätern schlafen ging, wie Rochet sich auf den erledigten Thron setzte, die königliche Wittwe Besabesch in seinen Harem aufnahm nebst den schönsten unter den fünfhundert Kebsweibern seines Vorgängers; wie er seine neue Hauptstadt auf dem Gipfel eines der höchsten Berge des Landes anlegte, dem Missionär Krapf die Patriarchenstelle anbot, unter der Bedingung ihm zur Ausführung seiner Plane behülflich zu seyn; wie er die faulen einheimischen Priester gezwungen hätte in den heißen Thälern von Gidam Baumwolle und Zuckerrohr zu bauen, wie er die umwohnenden Gallas besiegt, den englischen Einfluß vernichtet und endlich geruht habe, seinem frühern Herrn, dem König der Franzosen, die Hand zum Bunde zu reichen. Der Leser mag lächeln, aber es ist ganz gewiß, daß dieser französische Abenteurer alles dieß und noch mehr im Sinn hatte. Auch wäre das Unternehmen nicht so schwer gewesen, als es auf den ersten Anblick scheinen mochte. Ein kühner Plan ist in diesen Ländern die halbe Schlacht, und hätte Rochet alle die Geschenke erhalten können, welche der Generalcontroleur Hr. Combes

*) Es braucht kaum der Bemerkung, daß dieß eine zum mindesten gesagt sehr parteiische Darstellung von Seite der Engländer ist. Der Vorwurf gegen D'Abbadie wurde schon im J. 1839 von dem Church Missionary Register vorgebracht, und von diesem Blatte ging sie auch als gelegentliche Bemerkung ins Ausland über. Gegen den Registrar als ein Parteiblatt, das keine Reclamation aufgenommen hätte, trat Hr. D'Abbadie nicht auf, da ihm aber zufällig das Ausland vom 21 Nov. 1839 zugekommen, wo diese Ansicht gleichfalls ausgesprochen war, reclamirte Hr. Antoine D'Abbadie in einem Schreiben an die Redaction dagegen, welches in Nr. 364 Jahrgang 1840 abgedruckt ist. Hr. Rochet de Hericourt hat unseres Wissens nie geläugnet, daß er ein Agent unter der französischen Regierung sey. A. d. R.

und andere nach der Küste gebracht zu haben behaupten, so wäre das Drama auf alle Fälle wenigstens begonnen worden.

Dieß war aber nur, wie sich von selbst versteht, eine kleine Episode, die weder von Thiers, noch von Guizot voraus gesehen noch beabsichtigt war. Ihr Zweck bestand darin, längs der Küste von Ostafrika die Kette von Forts auszudehnen, die sie im Norden und Westen bereits gegründet hatten, und welche, wie man in Frankreich zuversichtlich hoffte, bald auch Aegypten umspannen würden. Frankreich wollte sich ein Monopol aller Erzeugnisse des innern Afrika's suchen, welche von Karawanen durch die Länder Enarea, Kaffa, Kambat, Schoa, Godscham und Amhara nach den Gränzen des rothen Meeres gehen. Die indische Regierung erkannte schnell, welche große Interessen hier auf dem Spiel ständen, und beschloß nach reiflicher Ueberlegung einen Gesandten nach Südabyssinien zu senden, wobei zu bemerken, daß Sahila Selassi noch eifriger als die indische Regierung selbst darauf bedacht war, und während die Sache besprochen wurde, einen Brief nach Bombay sandte, worin er inständig bat, daß man einen Gesandten zu ihm senden möge. Die Regierung in England wurde befragt, und Lord Palmerston billigte den Plan vollkommen. Unter der großen Anzahl geschickter und ausgezeichneter Männer im Militär- und Civildienst Indiens konnte es der Regierung nicht schwer fallen, einen tauglichen Mann herauszufinden. Die Wahl fiel auf Major Harris, der allerdings früher nie mit diplomatischen Geschäften bekannt gewesen war, von dem man aber wußte, daß er sich mit den politischen Verhältnissen emsig beschäftigt hatte und eine große Schlauheit unter einem lachenden, anscheinend ganz harmlosen Aeußern verbarg. Sein zahlreiches, wohl ausgesuchtes Gefolge bestand aus gewandten Officieren und mehrern wissenschaftlichen Männern. Von dem Augenblick an, wo er die afrikanische Küste berührte, und namentlich auf dem langen Weg durch die brennende Wüste und die erstickenden Schluchten der Danakil, Isa und Mudaito-Beduinen hatte Major Harris Gelegenheit genug, seine Gewandtheit und Ausdauer zu erproben.

(Fortsetzung folgt.)

Die slawischen Bewohner Istriens.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Zur großen slawischen Familie gehören auch die Bewohner des Innern und der östlichen Küsten Istriens, die sich aber, wie schon mannichfach bemerkt wurde, von Kreis zu Kreis der Art von einander unterscheiden, daß man sie für gesonderte, in verschiedenen Zeiträumen und aus verschiedenen Ländern in Istrien eingewanderte slawische Racen halten könnte, denn sie leben von einander getrennt, jede Gemeinde bewahrt ihre eigenen Sitten und Gebräuche, ihren eigenen Dialekt. Sagen, welche man als die unzertrennlichen Gefährten alter Gesittung bezeichnet, haben sie nicht, oder sie sind längst bei ihnen in Vergessenheit gerathen.

Wie die Italiener und Slowen in Istrien sich aus Abneigung vor ehelichen Verbindungen mit andern Racen nicht vermischen, verschmelzen sich auch die slawischen Stämme nicht miteinander. Sie verschwägern sich nur in der Gemeinde oder Ortschaft, um die persönlichen Gewohnheiten und Herkömmlichkeiten zu bewahren.

Wenn der slawische Landmann auch viele Jahre in der Stadt leben und dort Kleidung, Nahrung und Benehmen ändern müßte, würde er doch bei der Heimkehr sich wieder seine alten Gewohnheiten aneignen. Gar mancher, durch vierzehn Jahre als Soldat an militärische Haltung gewöhnt, hat mit der Capuze und Jacke auch wieder den schleppenden Gang und das vielen slawischen Racen eigene nachläßige Wesen angenommen. Als Kennzeichen seines langjährigen Waffendienstes ist ihm nur die straffe Stellung der Beine geblieben, die er vor jeder höhern Person, wie einst vor seinem Obern, behauptet. Das gesittete, städtische Familienleben hat keinen Einfluß auf ihn geübt. In seinem Geburtsdorfe hält er die Weiber für Hausthiere, die er quälen darf, weil sie ihm dienen müssen. Künste, Gewerbe, Fortschritte des Ackerbaues, häusliche Bequemlichkeiten und Reinlichkeit sind ihm unwesentliche Gewohnheiten eines andern Menschenschlages, denen er die heimathlichen Gebräuche seiner Brüder vorzieht.

Die Slawen in der Umgegend von Albono haben manches mit den Bewohnern des subalpinischen Istrien gemein und bilden den Uebergang zu den Liburniern, denen Albono ehemals gehörte. Der lederne Sack, den sie quer über die Schulter tragen und der ihnen bessere Dienste als Taschen thut, ist ganz liburnisch. Sie haben mit den subalpinischen Istrianern die schwarze Filzmütze und großentheils auch die Tracht gemein. Sie tragen aber schon gleich den liburnischen Inselbewohnern weitfaltige schwarze Beinkleider. Der Kopfputz des weiblichen Geschlechts nähert sich ebenfalls dem liburnischen.

Eine Zusammenkunft mit den Araucanos.

(Schluß).

Auch die Religion könnte zur Civilisation dieser Indianer viel beitragen, denn da sie keine bestimmte Gottesverehrung haben, so darf man voraussetzen, daß sie die unsrige nicht zurückweisen würden. Aber zur Erreichung dieses schönen Zieles wären andere Priester nöthig als die, welche man im allgemeinen in diesem Lande findet. Den Pfarrer von Arauco mußte man schon öfter wechseln, weil er stets der unsittlichste Mensch der Stadt war. Der jetzige, sagt man, ist etwas gewissenhafter, aber ein armer Teufel, der kaum lesen kann. Welchen Einfluß können solche Geistliche auf ihre Pfarrkinder, deren Schändlichkeit sie theilen, äußern? — Die Indianer haben in der That keine eigentliche Glaubenslehre; indessen erkennen sie doch zwei geheime Mächte, über die sie keine weitere Rechenschaft geben können, eine gute und eine böse, an. Die erste heißt Pillan, die andere Guenu. Sie verbinden aber damit keine bestimmten Begriffe, und beziehen sie ganz nach Belieben auf solche Gegenstände, die den meisten Eindruck auf ihre Einbildungskraft machen. So verehren diese einen Baum oder einen Berg, jene einen Fluß oder einen Hain. Ihre Verehrung besteht übrigens einzig und allein darin, daß sie sich um ihre Gottheit versammeln und ein fürchterliches Geschrei erheben oder auch weinen, und dann einen Hammel, eine Kuh oder ein Pferd opfern. Diese Feierlichkeiten leiten die Machi, eine Art Zauberer oder vielmehr Zauberinnen, denn nur manchmal ist der Begeisterte ein Mann und erscheint auch alsdann in weiblichem Anzuge. Diese Würde erbt sich fort, und wer sie bekleidet, hat auf diese abergläubischen Menschen einen Einfluß, der sich oft auf eine sehr

gefährliche Weise äußert. So wird der Tod eines Indianers, der an Krankheit oder durch einen Zufall stirbt, der Einwirkung einer geheimen Macht zugeschrieben, irgend ein Lebender aber als Werkzeug derselben betrachtet. Die Angehörigen verlangen daher von den Machi, daß sie das Werkzeug des Teufels namhaft machen; umsonst würden diese ihnen vorstellen, der Tod ihres Verwandten sey eine ganz natürliche Sache; es müssen jedenfalls ein oder mehrere Opfer fallen, und diese bezeichnen die Machi nach ihrem Belieben, manchmal auf Gerathewohl, am häufigsten aber von Privatrache geleitet. Der angebliche Mörder wird ohne Gnade gehängt; die Anverwandten suchen ihn allenthalben auf und richten ihn, sobald sie ihn erhaschen, auf der Stelle hin. Niemand wagt irgend einen von dem Augenblick an, wo er von den Machi namhaft gemacht worden ist, in Schutz zu nehmen, und seine Familie und seine Freunde beeilen sich am meisten, ihn auszuliefern. Wie weit sich der Einfluß der Machi erstreckt, mag folgendes Beispiel beweisen. In Concepcion wohnt der Exkazike Penoleo mit einem Theil seiner Frauen und seiner Kinder. Vor ungefähr einem Jahre sah man bei hellem Tage zwei Indianer in die Stadt kommen und ihren Weg nach Penoleo's Wohnung nehmen; bald darauf erschienen sie wieder und sprengten mit einer unglücklichen Indianerin, die sie an eines ihrer Pferde gebunden hatten, so schnell davon, daß diese bereits den Geist aufgegeben hatte, ehe man ihr zur Hülfe eilen konnte. Die Indianer ergriffen die Flucht. Als man Penoleo über diesen Vorgang befragte, erwiederte er, daß dieses Opfer von den Machi bezeichnet worden sey, und daß es nicht in seiner Macht gestanden habe, die Vollstreckung des Urtheilsspruchs zu hindern.

Obschon die Vielweiberei bei ihnen erlaubt ist, so wird doch die Ehe mit bestimmten Förmlichkeiten geschlossen. Will ein Indianer ein Mädchen, das ihm gefällt, heurathen, so macht er ihren Eltern sein Vorhaben bekannt und unterhandelt mit ihnen über die Bedingungen, unter denen sie ihm ihre Tochter geben wollen. Ist man über die Anzahl des Viehes, seyen es nun Kühe, Schafe oder Pferde, welche er geben muß, einig, so erscheint er, von einigen Freunden begleitet, raubt die Indianerin, setzt sie hinter sich auf das Pferd und rettet sich mit ihr in den Wald, wo er drei Tage versteckt bleibt. Am vierten Tage kehrt er zurück und schlachtet vor der Thüre seines Schwiegervaters eine Stute, worauf die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen. Der Raub ist der bürgerliche Act, wodurch er das Mädchen als seine Frau, von der er sich nicht mehr trennen darf, anerkannt. Diese Verpflichtung ist bei ihnen heilig und unverletzlich und der Ehebruch das größte Verbrechen. Die Frau, welche ihn begeht, wird von ihrem Mann und seinen Verwandten ohne Barmherzigkeit ermordet, der Liebhaber kann sich aber von dieser Strafe durch eine von dem Mann zu bestimmende Entschädigung loskaufen. Die Indianer können so viele Weiber nehmen, als sie zu kaufen und zu unterhalten vermögen; eine Indianerin aber darf sich nach dem etwaigen Verschwinden ihres Mannes, selbst wenn seitdem eine Reihe von Jahren verflossen ist, nicht eher wieder verheurathen, bis sie die genügendsten Beweise seines Todes beibringt. Entfernt sich ein Indianer von Hause, so übergibt er gewöhnlich seine Frauen der Obhut ihrer Eltern, und wenn er nach seiner Heimkehr eine Untreue, von der ihn diese nicht sogleich benachrichtigt haben, entdeckt, so kann er jede Entschädigung verlangen, die ihm beliebt, weßhalb dann auch die Eltern sich stets beeilen, in vorkommenden Fällen die nöthige Anzeige zu machen. Uebrigens findet diese Strenge nur auf verheurathete Frauen Anwendung; die Mädchen genießen die vollständige Freiheit und wissen sie zu benützen.

Obschon jeder Indianer mehrere Frauen hat, so wird doch die erste als die eigentliche Herrin angesehen und geachtet; sie allein hat das Recht am Tische des Mannes zu essen, und führt die Aufsicht über das Haus und die andern Weiber. Diese wohnen zwar alle in demselben Gebäude, leben aber nicht in Gemeinschaft, sondern jede hat ihre Haushaltung für sich. Man darf annehmen, daß der Mann Recht über Leben und Tod seiner Weiber hat, denn nicht selten ermordet er sie bei der geringsten Unzufriedenheit. Vor einigen Jahren schnitt der bereits erwähnte, jetzt in Concepcion wohnende Cazike Penoleo einer seiner Frauen zu Los Angelos die Kehle ab. Als der General Bulnes von dieser That hörte, ließ er den Caziken vor sich führen und fragte ihn nach der Ursache eines solchen Benehmens. Dieser erwiederte, diese Frau habe ihn beständig durch die Eifersucht in Bezug auf seine andern Weiber gepeinigt, er habe alles Mögliche versucht, sie zufrieden zu stellen, aber ohne allen Erfolg, und ihm sey kein anderer Ausweg geblieben, als sie zu tödten. Der General scheint diesen Grund annehmbar gefunden zu haben, oder man fürchtete sich, den Caziken zu bestrafen, denn es ward keinerlei Verfolgung gegen ihn eingeleitet.

Auffallend war mir auch, daß fast alle Indianer christliche Vornamen führen; man versicherte mir, dieß sey eines der Ueberbleibsel der spanischen Occupation, denn man will bemerkt haben, daß sie es sich seitdem zur Ehre anrechneten, die Namen der Eroberer anzunehmen; vielleicht legten sie sich aber auch die Namen der Feinde, die sie tödteten, bei. Alle Männer, welche Juan, und alle Frauen, welche Anna heißen, setzen vor ihren Namen das spanische Don und Donna, und kennen genau den Rang, welchen ihnen dieser Titel gibt.

Miscellen.

Amerikanische Sprachreinigung. Dieses Irrlicht scheint allmählich auch über einige Amerikaner zu kommen, und so ist es einem Spitzkopf eingefallen, die unregelmäßige Bezeichnung der Zahlen eilf, zwölf, dreizehn u. s. w., die im Englischen ganz dem Deutschen analog lauten, sehr verwerflich zu finden.. Wie man im Englischen statt des Deutschen „einundzwanzig" die Worte „zwanzig eines" sagt, so schlägt der bewußte Spitzkopf, der doch für gut gefunden, sich bloß mit einem D. statt mit seinem ganzen Namen zu unterzeichnen, vor, „zehn eins." „zehn zwei" u. s. w. zu sagen, oder gar einsig (onety) eines, einsig zwei u. dgl. Er meint, dadurch werde die Uebereinstimmung mit dem Zählen nach „zwanzig, dreißig" u. s. w. hergestellt.

Prächtige Hängebrücke in London. Die Vollendung einer Hängebrücke, welche Hungerford Market mit Belvedere-road-Lambeth verbindet, wird diesen Sommer erwartet. Die Gesammtlänge des hängenden Theils wird nicht weniger als 1342½ Fuß betragen. Die Zahl der 24 Schuh langen Kettenstücke beträgt 2300, und das Gesammtgewicht des dazu verwendeten Eisens nicht weniger als 7 bis 800 Tonnen. (Moniteur industriel vom 25 April.)

Geschichte der Geographie. Der Conservator der geographischen Sammlung an der k. Bibliothek in Paris soll die Absicht haben, die alten Karten, besonders die Weltkarten des Mittelalters, gesammelt herauszugeben. Es finden sich in der Bibliothek arabische Karten selbst aus dem 9ten Jahrhundert. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1844.

Die Wasserscheide der Dwina und Wolga. *)

Von der Wasserscheide an bis Danilof senkt sich das Terrain um ungefähr 200 Fuß. Unsere Barometermessung ergab für Danilof eine Höhe von 592 Fuß.

Von hier aus nach Süden nehmen die Tannenwälder auffallend ab. Es ist kein einziger großer Nadelwald mehr zu sehen. Aus alter Zeit stehen noch einzelne Kiefern, Pinien ähnlich, mit hohen runden Dächern an kahlen Stellen, am Wege oder an Waldrändern umher. Junge Kiefernwälder sind nur an den Ufern der Flüsse auf den mit Alluvialsand bedeckten Strecken vorhanden.

Dagegen nehmen die Espen an Höhe und Stärke und Anzahl zu und kommen ebenso häufig vor wie die Birken. Die gerundeten dichten Gipfel der Espen geben den Wäldern aus der Ferne einen massenhaften Charakter, den man in den beweglichen, durchsichtigen Laubmassen in der Nähe nicht vermuthet. Die alten Espen und Birken erhalten zuerst an der Spitze absterbendes, gelbes und rothes Laub; die jungen Birken, jungen Weiden, wie die Pappeln entlauben sich von unten aus. Jede Holzart scheint in der Entlaubung consequent denselben Weg einzuschlagen. So wie aber das Alter einen Einfluß ausübt, so scheinen äußere Umstände Modificationen herbeizuführen. Die Birken auf nassem Grunde werden früher gelb, wie die auf trockenem. Auf demselben Boden fangen zuerst die dem Winde ausgesetzten Stämme an sich zu entlauben.

So deutlich sich in der Abnahme der Tannenwälder eine Aenderung im Charakter der Vegetation zeigt, so hatten wir doch noch keine neue Laubholzart auftreten sehen. In Wologda behauptete man, daß an der Südgränze des Gouvernements, nach der Wasserscheide hin, strauchartige Eichen vorkämen; wir hatten jedoch keine Spur davon gesehen, und es ist wahrscheinlich, daß man die im Norden überall mit dem Namen Eiche belegte Saalweide, Salix Caprea L., im Auge hatte, die mit Salix cenerea und fusca überall hier wächst. Erst mit dem Ueberschreiten der Wolga zeigen sich neue Holzarten, die den habituellen Charakter der Gegenden verändern. Das Land zwischen Wologda und Jaroslaw leitet die Uebergänge zwischen dem Innern und dem Norden ein.

Mit der Abnahme der Wälder und dem sorgfältigern Ackerbau sieht man nicht mehr die frei im Freien herumziehenden Viehheerden. Die Viehzucht scheint, wie überall in den stark bewohnten Gegenden, auf den Stall beschränkt. Die Hausthiere gehören ganz andern Racen an, wie im Norden. Die Schafe sind größer und weiß gefärbt; die kleinen schwarzen und grauen Schafe und braunen Ziegen mit dunkelm Rückenstreif, die man in Ustjug so häufig sieht, kommen nur noch höchst selten hier vor. Auch die Pferde ändern sich zu ihrem Vortheil und werden größer und schlanker als die nordischen. Sogar die Hunde zeigen sich in mannichfaltigerer Gestalt, und die schakal- und wolfsähnlichen Formen werden selten. Alles deutet einen Zustand von höherer Cultur und von größerer Entfernung vom Naturzustande an. Im Freien beginnt mit der Wolga, dem Auftreten des Hamsters und dem zahlreichen Vorkommen des Maulwurfs allmählich die mitteleuropäische Fauna in der Art, wie sie in Deutschland entwickelt ist.

Mit den Naturgränzen ist auf der Strecke zwischen Wologda und Jaroslaw auch eine Völkergränze gegeben, die jedoch schwieriger zu beobachten ist, als die der Pflanzen- und Thierwelt. Bis zur Suchona hin ist im Norden die ursprüngliche finnische Bevölkerung noch mächtig. Die Großrussen oder Moskowiter können als Colonisten, als Eindringlinge in diese Gegenden angesehen werden, die freilich sich allmählich der Herrschaft bemächtigt und ihre Sprache und ihre Sitten überall verbreitet haben. Die unterdrückten, friedlichen finnischen Stämme sind allmählich an vielen Orten so mit den Russen verschmolzen, daß kaum noch eine Gränze zu ziehen ist. Nur an der vorherrschend blondhaarigen Bevölkerung im Norden, an den breiten Gesichtern mit den kleinen Augen sieht man äußerlich noch, daß die Finnen die Herren des Landes sind. Von Wologda an sieht man die blonden Haare immer seltener, und in Danilof zeigen sich überall die charakteristischen schwarzhaarigen Russenphysiognomien. Bis in die

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Wolgagegenden kommen die Finnen jetzt nur noch sporadisch vor. Das Vorherrschen der russischen Bevölkerung zeigt sich nach der Wolga hin auffallend an den schönen Frauengestalten und den reizenden Kindern. Im Norden sah man fast nur alte häßliche Weiber; von Danilof an ist ein gut aussehendes junges Mädchen eine häufige Erscheinung, und man sieht unter der Landbevölkerung nicht selten Schönheiten, wie sie das übrige Rußland kaum aufzuweisen hat.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Sobald Major Harris an der Gränze anlangte, bekam er auch die Früchte der französischen Intrigue zu kosten. Es ist, wie jeder weiß der in jenem Theile der Welt einige Erfahrung hat, ein charakteristisches Kennzeichen von Barbaren, daß sie die Gränze des Möglichen und Unmöglichen durchaus nicht zu unterscheiden wissen. Das begriffen die Franzosen recht gut, und hatten deßhalb nicht ganz ohne Erfolg sich bemüht den Abyssiniern die ausschweifendsten Befürchtungen gegen die Engländer beizubringen. Ihre Berichte machten diese letztern zu einer Nation von Zauberern, welche allen Gesetzen der Natur Trotz zu bieten vermöchten: sie konnten, wie man behauptete, Berge umstürzen, Gold oder verborgene Edelsteine aus den Eingeweiden der Erde herausbringen, durch Zaubersprüche und Kräutertränke ganze Reiche entvölkern, oder nöthigenfalls in das Land, das sie unterjochen wollten, eine unmäßige Anzahl von Fußvolk und Reiterei in Kisten transportiren. Was aber auf die Einbildungskraft der afrikanischen Hochländer am mächtigsten wirkte, war die Idee, Major Harris führe die Königin von England mit sich, keine zarte Dame in Sammt und Seide, sondern ein ungeheurer, schrecklicher Gul, der, einmal losgelassen, Sahila Selassi und alle seine Unterthanen zum Frühstück aufspeisen könne. Es ist unnöthig hier die zahlreichen Hindernisse und Schwierigkeiten aufzuzählen, welche aus diesen abgeschmackten Fabeln entsprangen. Indeß schon die erste Unterredung zwischen Major Harris und dem König von Schoa brachte dem französischen Einfluß einen nicht geringen Schlag bei.

Es mag hier nicht überflüssig seyn auf das französische Intriguensystem im östlichen Afrika etwas näher einzugehen. Hr. Combes und die beiden d'Abbadie, welche sich bald für einfache Reisende ausgaben, bald als politische Agenten gebärdeten und jeden, der sie beleidigte, mit der Rache ihrer Regierung bedrohten, waren seit geraumer Zeit im rothen Meere von einem Hafen zum andern gewandert und hatten beunruhigende Berichte über die Plane der Engländer in Afrika verbreitet. In Tadschura versuchte Combes zuerst die Macht sanfter Worte, als aber diese nichts ausrichteten, suchte er mit Gewalt zu landen, wurde jedoch von Ibn Mohammed angegriffen und verjagt; Combes gab nun dem alten Sultan zu verstehen seine Anhänglichkeit an englische Interessen solle ihm theuer zu stehen kommen, indem er unfehlbar mit einer Anzahl Kriegsschiffe zurückkommen und seine Stadt zusammenschießen würde. Er war kaum fort, als die HH. d'Abbadie ankamen und durch allerhand hingeworfene Worte und Winke die ärgsten Befürchtungen unter den Eingebornen gegen die Engländer zu erwecken suchten. Auch gelang ihnen dieß bis zu einem gewissen Punkte, denn der kurz zuvor geschehene Ankauf der Inseln Musschah diente ihnen als Handhabe, welche sie auch so geschickt benützten, daß sie den Sultan von Tadschura und einige andere benachbarte Häuptlinge völlig widerspänstig machten. Die Unzufriedenen zogen sich voll Zorn gegen die Engländer in die nahen Berge zurück, aber die Masse des Volks, das dem Klang des englischen Geldes hold war, hätte die beiden d'Abbadies beinahe gesteinigt. Glücklicherweise entkamen sie nach Hodeida an der arabischen Küste.

Im Innern schien es inzwischen den Franzosen besser zu gelingen. Ein Abgesandter war, wie man sagte, in Amhara mit zahlreichen Kamelladungen von Geschenken angekommen, hatte durch einen einheimischen Boten an Sahila Selassi von der Seeküste von Tigré aus goldene Zierathen von französischer Fabrik geschickt, als eine Probe dessen, was seiner warte, wenn er die beabsichtigten Verhältnisse mit den Engländern abbrechen wolle. Man hat Sahila Selassi nie vorgeworfen, daß er seine Interessen vernachlässige, und solange die Engländer mit ihren Geschenken noch entfernt waren, während die Franzosen mit ihrer Ankunft sich so sehr zu beeilen schienen, bedauerte er, daß er nach Bombay geschrieben und um einen Gesandten gebeten hatte, da ihm die Besorgniß kam, die Eroberer von Algier möchten wünschenswerthere Alliirte seyn. Darum behandelte er den Major Harris eine Zeitlang nach seiner Ankunft mit auffallender Nichtachtung, aber ein an sich unbedeutender Umstand bewirkte auf einmal eine völlige Umwälzung in der Gesinnung des Königs. Unerwartet erschien in seinem Gebiet ein Franzose, nackt, verwundet, von allem entblößt, und erklärte, er sey der einzige Ueberlebende von der Escorte und der Gesandtschaft, welche mit Geschenken von unermeßlichem Werthe von dem König der Franzosen an Se. Majestät Sahila Selassi beladen gewesen sey. Die Geschichte dieses Menschen war sonder- und wunderbar. Sie waren, wie er sagte, mit Hrn. Combe und vierzig andern Personen von Tigré aufgebrochen, hatten die Provinzen Argobba und Lasta durchzogen und wünschten sich bereits Glück das Ende ihrer Reise nahezu erreicht zu haben, als sie mit einemmal von einem Gallastamm überfallen und sämmtlich niedergemacht wurden; nur er allein wollte entkommen seyn. Ob Sahila Selassi die Erzählung glaubte oder nicht, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls aber sah er klärlich, daß er keine reichen Geschenke mehr von Frankreich zu erwarten habe. Der arme Evan — so hieß der Entkommene — wurde zwar mit Lebensmitteln versehen, mußte aber seinen Weg barfuß fortsetzen und wurde in der Hauptstadt mit dem ehrenvollen und gewinnreichen Geschäft betraut in die Gewehre des Königs Flintensteine einzusetzen. Diese Beschäftigung trieb er in einem der Höfe des Palastes, wo er halb nackend, schauernd vor Kälte und hungrig einen Tag um den andern arbeitete und sich die Haut von den Knöcheln klopfte, bis seine Hände mit Blut bedeckt waren. Aber erbarmungslos zwang man ihn fortzu-

arbeiten, um sich vor dem Hungertod zu schützen. Indeß fehlte es Hrn. Evan nicht an Schlauheit, und bald hatte er einen Plan zur Flucht entworfen, der freilich in der Ausführung mit einiger Gefahr verknüpft war. Er stellte sich verrückt, benahm sich aber doch so, daß man ihn nicht für einen Rasenden ansah und vor den Kopf schlug. Unter andern Lügen, die er früher vorgebracht, war auch die, daß er den Gouverneur von Efrata beschuldigte, er habe ihn auffpeisen wollen; jetzt stellte er sich, als ob dieser furchtbare Gedanke ihm den Kopf verdreht habe, und erklärte, man halte ihn in einer Art von Sklaverei zurück, weil der König und seine Familie beschlossen hätten, ihn gleich nach dem Fest der heil. Jungfrau aufzufressen. Dieß wiederholte er so oft, daß es endlich, wie er beabsichtigte, auch zu des Königs Ohren kam. Sahila Selassi wußte nicht recht, was er aus seinem Gast machen solle, und erst als die Anklage formell in seiner Gegenwart durch einen Dolmetscher wiederholt wurde, überzeugte er sich von der Verrücktheit des Franzosen. Er hatte es indeß ganz einfach mit einem Spionen zu thun, der die Fortschritte seiner Unterhandlungen mit der brittischen Gesandtschaft beobachten sollte; dieser Gedanke kam aber dem König nicht, und so ließ er Hrn. Evan nicht bloß abreisen, sondern gab ihm auch noch die Mittel nach Gondar zu kommen.

Die Unterhandlungen machten indeß rasche Fortschritte. Major Harris kam im Monat Julius 1841 an den Hof von Schoa, wo Sahila Selassi ihn anfangs mit Mißtrauen und Furcht betrachtete, da man ihm den Gedanken beigebracht, daß England allenthalben, wo es seinen Handel ausdehne, auch in aller Stille und ganz unwiderstehlich den Grund zu seiner Herrschaft lege. Aber Major Harris wußte bald den König auf andere Gedanken zu bringen; durch welche Mittel, das können wir, da er in seinem Werk unbegreiflicher Weise alle politischen Nachrichten ausließ, nur vermuthen; es ist indeß wahrscheinlich, daß Major Harris, der bald über die Verhältnisse der verschiedenen Staaten Abyssiniens zu einander ins Klare gekommen war, dem König bewies, daß die Macht, mit welcher England sich verbinde, unfehlbar über alle ihre Nebenbuhler siegen müsse. Er mag dabei auf die durch zahlreiche Erfahrungen bestätigte Thatsache hingewiesen haben, daß jede orientalische Macht, welche sich durch französischen Einfluß zu halten suchte, im Laufe der Zeit fand, daß sie sich auf einen zerbrochenen Stab stütze. Wie dem indeß auch seyn mag, Sahila Selassi begriff bald, welch ein Unterschied zwischen Engländern und Franzosen sey, und beschloß, sich ausschließlich an die erstern zu halten; so kam in kurzem ein Handelsvertrag zu Stande.

Man darf freilich nicht glauben, daß der König von Schoa alle Vortheile, die ein solcher Vertrag für ihn selbst und sein Land haben mußte, klar einsah, sondern unbestimmte Aussichten von großem Gewinn, ausgedehnter Macht und künftigem Ruhm mochten ihm durch den Kopf gehen, und die Energie und das Selbstvertrauen, das seine englischen Gäste zeigten, mochten ihm imponiren; er fühlte sich, so lange sie bei ihm waren, auf einmal in die Sphäre der Civilisation erhoben, er wurde mißtrauisch gegen sich selbst, und fürchtete sich vor dem Augenblick der Abreise, denn er erkannte, daß er auf einer künstlichen Höhe stehe, von welcher er, sobald die fremden Stützen weggenommen würden, werde heruntersteigen müssen. Zugleich plagte ihn der Gedanke, daß die Gesandtschaft sich nur entfernen werde, wenn er selbst sie beleidige, daß sie aber in diesem Falle zu seinen Feinden sich begeben und diese gegen ihn verstärken würde.

Aus diesen und manchen andern Gründen sollte eine Gesandtschaft sich bleibend in Abyssinien aufhalten, aber nicht in Schoa selbst ihren Sitz haben. Dieß erfordert eine Erklärung. Bekanntlich gibt es in Abyssinien eine geistliche Macht, welche in manchen Beziehungen mit der des Papstes Aehnlichkeit hat. Diese Macht liegt seit langer Zeit in den Händen des Abuna oder Patriarchen, der zwar von seinem äußern Glanze viel verloren hat, aber doch noch einen außerordentlichen Einfluß über Fürsten und Völker in allen den Staaten ausübt, welche auf den Ruinen des äthiopischen Reiches entstanden sind. Die Neigung des gegenwärtigen Patriarchen ist ganz für England, denn er erhielt den größten Theil seiner Erziehung, durch welche er über seine Vorgänger weit hervorragt, von Dr. Lieder, einem englischen Missionär zu Cairo, von wo nach altem Herkommen der abyssinische Patriarch geholt wird. Ein andrer Umstand ist die große Jugend des Patriarchen, der, wenn wir recht berichtet sind, noch nicht das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hat. Sollte es England gelingen diesen ganz in sein Interesse zu ziehen, so könnte während seines Patriarchats, welches vermuthlich sehr lange dauern wird, der englische Einfluß in Abyssinien sich so festsetzen, daß er alle Nebenbuhler aus dem Felde schlagen könnte. Das wissen auch die Franzosen so gut, daß sie bereits anfangen eine Verachtung für den Patriarchen zu äußern, sein Ansehen herabzusetzen, und zu behaupten, daß kein Vortheil dabei zu erlangen sey, wenn man ihn gewinne. Um aber diese Vortheile, welche nichtsdestoweniger groß sind, sich zu sichern, sollte die englische Gesandtschaft in derselben Stadt mit dem Abuna wohnen, und durch diesen auf die Geistlichkeit wirken, wodurch wichtige Aenderungen in dem ganzen Zustand der abyssinischen Civilisation herbeigeführt werden könnten. Um indessen die materiellen Interessen des Handels in jedem äthiopischen Staate nicht aus den Augen zu lassen, sollte ein untergeordneter Agent an jedem einzelnen Hofe aufgestellt werden, der seine Weisungen von dem Gesandten am Hofe des Abuna empfinge. Die Bedeutung des Handels, der mit Centralafrika eröffnet werden könnte, der Einfluß, welchen England auf einige Hauptquellen des Sklavenhandels gewänne, das politische Uebergewicht, welches eine solche Stellung in Abyssinien nicht bloß über die inneren afrikanischen Länder, sondern auch über Aegypten, das rothe Meer und die Küsten des indischen Meers gewährte, würde die allerdings nicht unbedeutenden Kosten einer solchen Gesandtschaft wohl aufwiegen. Man kann sich noch jetzt keinen Begriff machen, welche Ausdehnung der gegenwärtige Handel mit Centralafrika gewinnen könnte. (Fortsetzung folgt.)

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Aus dem russischen Werke: Wanderungen zu Land und zur See.)

Die ganze Bucharei und ein Dutzend Russen war vor einigen Jahren Zeuge eines furchtbaren, im höchsten Grade tragischen Vorfalls, der namentlich im Gedächtniß der Russen lange bleiben wird; ich bin überzeugt, daß auch die ausschweifendste Einbildungskraft eines Europäers sich im Traum nie das Bild einer jungen, schönen Frau vorstellt, die in Qualen starb, die sich selbst mit denen der gräulichsten Folterkammer nicht vergleichen lassen. Mit Trauer muß ich es sagen, daß die nachfolgende Begebenheit, so herzzerreißend sie auch ist, doch wirklich mit allen hier beschriebenen Einzelnheiten stattfand, und daß Vorfälle ähnlicher Art im Orient ziemlich häufig sind.

Der Turkomane Rachman-Ajaz wanderte auf dem Karawanenwege zwischen Mesched und Chiwa umher. Seine kirgisische Gattin, die er irgendwo am Ufer des kaspischen Meeres gegen zwei Kamele und ein Pferd eingetauscht hatte, und die, wie man sich nach dem Preise vorstellen kann, nicht allzu schön und wohlgestaltet war, ein Kamel, sein Antheil aus der Beute von einer Karawane, ein gutes Pferd, das er auf einem Raubzuge gewonnen, und zehn Schafe, die er, ich weiß nicht wo, erhalten hatte, das war alles, was er sein nannte. Rachman beklagte sich jedoch nicht über sein niedriges Loos, denn was bedarf der Sohn der Steppe; wenn er ein Kamel hat, auf welchem er von einem Ort zum andern herumzieht, ein Pferd, mit dem er das weite Sandmeer durchfliegt, und einige Schafe, die ihm Nahrung und Kleidung geben, so ist er glücklich. Freiheit und die Steppe, das ist es, was er begehrt. Auf der heimischen Steppe liebt der Turkomane vor allem sein gutes Roß, dann seine Frau und endlich den Kumys. Rachman war jung und kümmerte sich wie ein ächter Turkomane um nichts. Den Winter brachte er in völliger Unthätigkeit des Leibes und Geistes in seiner Kibitke meistens schlafend zu, im Sommer geleitete er Karawanen, und da er klug und keck war, gewann er bald das Wohlgefallen des bucharischen Karawan-Bascha, Rachim-Bey, der zweimal des Jahres diesen Weg ziehen mußte und jedesmal Rachman-Ajaz mit sich nach Buchara nahm. Leider war dieß die Ursache aller seiner Unfälle; er wurde als guter Bekannter Rachim-Bey's und als Freund desselben in sein Haus aufgenommen, sah hier dessen Tochter, und ein neues Gefühl, das der arme Turkomane noch nicht kannte, entstand in seiner Seele und gestaltete ihn völlig um.

Im Orient entzündet sich die Liebe rasch, wie das Pulver. Der geheimnißvolle Schleier, der das Weib vor fremden Blicken schützt, reizt die Neugierde, nährt die Begierde, und wenn der Schleier, sey es durch Zufall oder absichtlich, von dem Gesicht eines nur irgend hübschen Weibes fällt, so erhebt sich schnell der Wunsch des Besitzes, und wird durch Hindernisse nur immer stärker. Doch ich will keine physiologischen Sätze auseinandersetzen, sondern die Thatsache erzählen. Der Turkomane war ein hübscher Mann und mußte auch Nur-Pascha gefallen, die gewiß zum erstenmal einen fremden Mann sah; die Gelegenheit fand sich, gegenseitige Geständnisse auszutauschen, und Rachman-Ajaz ging bald darauf zum Karawan-Bascha, um die Hand seiner Tochter zu erbitten. Wir müssen hier vorläufig bemerken, daß ein Karawan-Bascha in Mittelasien ein angesehener Mann ist, der seine Würde größtentheils durch den Chan selbst erhalten hat, dabei stets reich ist, die allgemeine Achtung genießt und an eine despotische Gewalt über die ihm anvertraute Karawane gewöhnt ist. Rachim-Bey war in vollem Sinn des Worts ein Tadschik,*) ein Wesen, das eine Rechenmaschine statt der Seele hat, und auf dieser bei dem geringsten vorkommenden Fall Gewinn und Verlust berechnet. „Bist du auch,“ fragte Rachim-Bey spöttisch, „im Stande mir als Kaufpreis für meine Tochter 400 Tillas (so viel Ducaten) an Kamelen und Waaren zu bezahlen?“

„Nein,“ entgegnete Ajaz.

„Nun, dann bekommst du auch meine Tochter nicht.“

Der Turkomane ging. Jetzt war sein einziger Gedanke, sein einziger Wunsch, 400 Tillas zu bekommen, aber woher und wie? Vergebens schaute er auf dem Karawanenwege nach einem verirrten oder von der Nacht überfallenen Reisenden; das Schicksal bot ihm keine Beute, und wenn ihm auch etwas aufstieß, so war er zu schwach gegen die Menge, und Gefährten konnte der Jüngling nicht sammeln, da er nicht den Ruhm eines angesehenen Freibeuters hatte. Er nahm Antheil an den gefährlichsten Zügen und ging selbst aufs kaspische Meer, um dort Gefangene zu machen, aber der ihm bei der Theilung zufallende Antheil war im Vergleich zu der ungeheuren Summe, die er im Verlauf eines oder zweier Jahre zusammenbringen sollte, sehr klein. Der Turkomane hatte nicht die Geduld länger zu warten, und in der That konnte auch in der Zwischenzeit manche Veränderung eintreten.

Endlich verfiel er auf einen glücklichen Gedanken: er wollte nach Teheran gehen, der englischen Gesandtschaft Nachricht von den in Buchara gefangen gehaltenen Engländern Stoddart und Conolly geben, sich dann anheischig machen ihnen einen Brief zu überbringen und mit ihrer Antwort zurückzukehren; das Unternehmen war im höchsten Grade verwegen, aber Rachman-Ajaz hatte schon einmal Gelegenheit gehabt, Conolly einen solchen Dienst zu erzeigen, und wußte recht wohl, wie gut die Engländer solche belohnen. Der Plan ward ausgeführt. Nach kurzer Zeit streifte er schon um das Kana-Chane herum und paßte die Zeit und Gelegenheit ab, um den aus Teheran überbrachten Brief an Conolly und Stoddart zu übergeben; die Sache war nicht leicht auszuführen und das erstemal zog er unverrichteter Dinge ab. Kana-Chane ist der Name eines kellerartigen Gefängnisses, in welchem gewisse Verbrecher eingesperrt werden; es befindet sich unter dem Gewölbe einer Arkade in der Citadelle, nicht weit von dem Palast des Chans, gerade zwischen dem Harem und der Wohnung des Wesirs; dahin zu gelangen ist nicht leicht, und es heißt sein Leben einer sichern Gefahr aussetzen, wenn man den Verdacht der wachehaltenden Sarbasen erweckt. Rachman-Ajaz verließ die Citadelle mit derselben Vorsicht, wie er sie betreten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kohlenarbeiter an der Tyne haben seit einiger Zeit wiederum ihre Arbeiten eingestellt, um einen höhern Lohn zu erhalten, aber ihre Kraft beginnt nachzulassen, und sie fangen bereits an um ihren Unterhalt in den Straßen zu betteln. Die Kohlenwerkbesitzer haben geradezu erklärt, daß sie die Leute durch Hunger zwingen wollen (starve them out). Dasselbe ist in England schon gar oft geschehen, aber noch nicht leicht hat man es mit solchem Trotz den Leuten ins Gesicht geworfen.

*) Die Tadschiks oder Persisch-Redenden sind die eigentlichen Einwohner von Buchara, und ihre Beschäftigung ist ausschließlich der Handel; sie sind geizig, lügnerisch und in hohem Grade feig. Wie zum Spott aber wohnt ihre kleinliche schwarze Seele in einem prächtigen Körper; die Tadschiks sind von hohem Wuchse, gewandt, haben sehr schöne, schwarze, ausdrucksvolle Augen, eine römische Nase und regelmäßige Gesichtszüge.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1844.

Scenen in Mexico.

(United Service Magazine. March.)

Pferde und Maulthiere.

Die mexicanischen Maulthiere sind kleiner als die Pferde und zum Reisen besonders tauglich; selten machen sie einen falschen Schritt und der Reisende kann sich deßhalb auf schwierigen und gefährlichen Bergpfaden völlig auf sie verlassen; ist Eile nothwendig, so muß man Pferde nehmen, denn die Maulthiere lassen sich nicht über ihren gewöhnlichen Trab antreiben. Die mexicanischen Pferde sind im allgemeinen kleiner als die europäischen, aber stärker und ertragen die Strapatzen besser. Bekanntlich hatte Amerika vor der Eroberung weder Pferde, noch Maulthiere, noch Rindvieh, alle diese sind erst von den Spaniern eingeführt worden und jetzt außerordentlich zahlreich, auf den nördlichen Ebenen findet man sie in ungeheuren Heerden, und jährlich werden Tausende daselbst eingefangen und nach Mexico oder den Minendistricten zum Verkauf geschickt.*) Kauft man eine größere Anzahl dieser Pferde, ehe sie gezähmt sind, so kann man schon in Zacotecas eines derselben zu zehn bis zwölf Piaster haben, während die Maulthiere das Doppelte kosten. In der Hauptstadt ist der Preis natürlich höher, aber auch hier kann man ein sehr schönes, schon gerittenes Pferd für 60 bis 80 Piaster haben. Für ausgesuchte Pferde steigt der Preis auf 3—400 Piaster, aber große, starke Maulthiere werden im allgemeinen noch höher bezahlt.

Die mexicanischen Pferde und Maulthiere zeichnen sich durch eine eigenthümliche Gangart, den Sobre-paso aus, wobei das Thier die zwei rechten oder die zwei linken Füße zugleich aufhebt, und zwar den Vorderfuß stärker als den Hinterfuß, was eine raschere und doch sanftere Bewegung als der Trab gibt. Ist ein Pferd zum Reiten bestimmt, so richtet sich der Preis nach der Schnelligkeit und Sanftheit dieses Schrittes. Das Thier lernt ihn nur auf ziemlich ebenen Wegen, kann aber damit eine Tagereise von 12 bis 21 Leguas ohne große Anstrengung zurücklegen. Die mexicanischen Pferde sind weit schlechter gefüttert und gehalten als die europäischen, und doch weit ausdauernder. Kaum haben sie das Ziel einer Tagereise erreicht, so nimmt man ihnen ohne Rücksicht darauf ob sie erhitzt sind, Sattel und Zaum ab, und treibt sie ohne alle Decke und oft der glühenden Sonne und dem Regen ausgesetzt in einen offenen Hof. Nach einiger Zeit läßt man sie trinken und reicht ihnen eine starke Ration Maisstroh oder Maisblätter (rastrojo) hin, welche für das Abend- und Morgenfutter hinreicht, selten gibt sich der Mexicaner die Mühe, das Futter für den Abend und den Morgen besonders abzutheilen. Am Morgen wird das Thier gesattelt, und ohne zu trinken bis um neun oder zehn Uhr fortgeritten; denn wenn man es früh am Morgen unmittelbar nach dem Maisfutter trinken läßt, so bekommt es einen sehr schwächenden Durchfall. Die Reise wird übrigens den ganzen Tag hindurch ohne Futter fortgesetzt. Pferde und Maulthiere sind hier einer Krankheit unterworfen, die man in Europa kaum kennt: wenn sie sehr fett sind, und doch unter einer brennenden Sonne stark angestrengt werden, so sind sie einem heftigen Herzklopfen unterworfen, und das Blut circulirt dabei so rasch, daß der ganze Körper convulsivisch zittert. Starkes Aderlassen ist in einem solchen Anfall, den man hier zu Lande Asolcado nennt, das beste Mittel, die Thiere starben indeß bei fortdauernder Anstrengung sehr häufig daran.

*) Ueber diese merkwürdige Pferde- und Maulthierzucht in den nördlichen Provinzen sind der Redaction von einem unterrichteten Reisenden besondere Schilderungen zugesagt.

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Vollständige Kenntniß, selbst hinsichtlich der Waaren, womit Ostafrika jetzt seinen Handel mit dem Orient betreibt, besitzen wir immer noch nicht. Indeß ist doch manches zur öffentlichen Kenntniß gelangt, das Licht auf den Strom von Reichthum wirft, der durch Abyssinien nach dem rothen Meer fließt, und jede Stadt und jedes Dorf auf seinem Wege bereichert. Viele Ortschaften in diesem Theile der Welt danken ihr Daseyn ganz allein dem Handel, ja an einigen Orten kan-

chen Städte und blühende Emporien wie Meteore auf und dauern nur so lange, als der Handel bleibt, der ihnen das Leben gab. Zu Berbera z. B. sieht der Reisende einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch nichts als 1800—2000 leere Häuschen, zwischen denen Hyänen und Schakale Nachts in Schaaren herumstreichen; der Mensch scheint den Ort für immer verlassen zu haben, und der Hafen ist auch so leer an Schiffen, als die Stadt an Einwohnern. An einem bestimmten, den Söhnen Merkurs bekannten Tage aber erscheinen einige weiße Segel in der Bay und nähern sich dem öden, verlassenen Ufer; auf dem Lande erheben sich so ziemlich in gleicher Entfernung Staubwolken, so daß man glauben könnte, eine Armee ziehe heran. Lange Züge von Kameelen, Maulthieren und Eseln, schwer beladen und geleitet von Kriegern, die mit Luntenflinten, Lanze und Schild ausgerüstet sind, erscheinen unterhalb dieser Wolken und nehmen ihre Richtung nach den verlassenen Straßen. Nach wenigen Minuten öffnen sich die Thüren, Zelte werden aufgeschlagen, Feuer angezündet, allenthalben ist Leben, und Berbera ist in eine volkreiche Stadt umgewandelt. Und was für eine Bevölkerung! Kaum gibt es auf Hunderte von Meilen umher einen Stamm, der nicht seinen Handelsrepräsentanten in Berbera hat. Hier schaut der schlaue indische Baniane zwischen seinen Waarenballen hervor; hier findet sich der Perser mit Shawls aus Kerman und Türkisen aus der Nähe des kaspischen Meeres; die Bewohner von Mesopotamien, Oman, Hadramaut, Jemen und Hedschas mit allen möglichen Waaren, welche der Boden Arabiens erzeugt, der Aegyptier, Nubier, Abyssinier, Dankali, die Bewohner von Susa, Enarea, Kaffa, Kambat und Zinzero, die Harreri, Isah und Somali, alle umgeben von den Erzeugnissen und Waaren ihrer verschiedenen Länder. Die ganze bunte Masse, von dem Geist der Gewinnsucht durchdrungen und hieher getrieben, ist von Morgen bis zum Abend in Bewegung und Streit. Ehrlichkeit ist selten zu finden, jeder sucht den andern zu übervortheilen, heftige Worte folgen, Streit entsteht, es kommt zu Schlägen, Lanzen werden geschwungen, Dolche gezogen, und hie und da zeugt eine Lache moslemitischen oder heidnischen Bluts von der Art, wie diese rohen Kunden manchmal ihre Käufe abmachen. Alle Dialekte und Sprachen von Babel sind hier gäng und gebe, jeder schreit möglichst laut, um sich verständlich zu machen in dem unbeschreiblichen Lärm, den Tausende von Menschenstimmen, das Wiehern der Pferde, das seltsame Grunzen der Kameele, das Brüllen der Ochsen und das Schreien der Esel erregen. Auch Hunde von jeder Art und Größe, mager, hungrig und herrenlos, streichen in der Umgegend des Marktes umher, suchen den Abfall auf, und vermehren durch ihr Geheul und Gebell den tollen Lärm, der die Anwesenheit der Söhne des Handels bezeichnet.

Nichtsdestoweniger werden in diesem mißtönigen Schwarm eine ungeheure Menge Geschäfte abgemacht, theils durch Tausch, theils gegen Silber und Gold. Zu den Haupthandelsartikeln dieser großen Messe gehören Sklaven von jedem Alter und Geschlecht, namentlich Weiber. Diese, sowohl Christen als Mohammedaner und Heiden, sind meistens von noch zartem Alter, ihren Eltern geraubt, manchmal aber auch von denselben verkauft. Sie werden von Mohammedanern aufgekauft, um für ihre Harems oder den häuslichen Dienst erzogen zu werden, und nach Arabien und Persien, früher auch nach Sind verschifft, wo sie dann bald Eltern und Heimath ziemlich vergessen. Wir haben so eben erwähnt, daß die Kinder manchmal auch von ihren Eltern verkauft werden, dieß ist aber bei weitem der seltenere Fall, die meisten sind geraubt, und die Vorsicht, mit der die unglücklichen Bewohner des innern Afrika's ihre Kinder gegen die Menschenräuber zu schützen suchen, zeugt hinlänglich für den Umfang, in welchem dieser Raub getrieben wird. Die Eltern, die in stetem Schrecken vor diesen menschlichen Geyern leben, lassen unabänderlich bei Nacht ihre Kinder zwischen sich schlafen, da sie es für unmöglich halten, daß sie auf diese Weise gestohlen würden. Aber die angestrengte Arbeit des Tages und der lastende Einfluß des heißen Klima versenkt sie gewöhnlich in tiefen Schlaf, der Menschenräuber betritt die Hütten, gleich den fabelhaften Guls in den arabischen Mährchen, und reißt das Kind von der Brust der Mutter und aus den Armen des Vaters. Manchmal treibt die Furcht hievor den armen gehetzten Afrikaner an, ein zweites Stockwerk zu bauen, und seine Kinder dort unterzubringen, allein der Menschenräuber legt Leitern an, schiebt das Blätterdach bei Seite, und trägt ohne einen Hausbewohner zu wecken, seine schlummernde Beute fort. Um Mädchen zu bekommen, die der Mannbarkeit nahe stehen, werden andere Künste in Bewegung gesetzt. An den Bächen und Quellen, die sich meist in der Nähe eines afrikanischen Dorfes finden, lagern sich die Menschenräuber gegen Tagesanbruch, wo die Frauen und Mädchen gewöhnlich Wasser holen, in Hinterhalt; ein Anzahl flüchtiger Rosse wird in Bereitschaft gehalten, die Räuber halten ein wachsames Auge auf das Dorf, und wenn sie bemerken, daß noch kein Mann sich nähert, dann fallen sie über ihre Beute her, binden sie, heben sie auf die Pferde, und ehe Lärm gemacht werden kann und Brüder und Väter zur Rettung herbei eilen, jagen sie schon die Ebene dahin, ohne auf das Geschrei der unglücklichen Gefangenen zu achten.

Man kann ohne die mindeste Uebertreibung sagen, daß der Fluch des Sklavenhandels der Länge und Breite nach durch ganz Afrika geht und seine ganze Bevölkerung in Furcht und Schrecken setzt. Niemand legt sich in Frieden nieder, der Nachbar beobachtet den Nachbar mit Argwohn, Argwohn erzeugt Haß, und so entstehen Streitigkeiten, die selten anders als im Blute ausgelöscht werden. Außerdem werden auch die blutigen Raubzüge des einen Stammes gegen den andern nur unternommen, um die Weiber und Kinder des Besiegten als Sklaven fortzuführen und zu verkaufen. Wir wollen hier aus den Schilderungen von Harris einen solchen Zug in das Gebiet der heidnischen Gallas anführen, um zu zeigen, wie dieser Menschenraub nicht bloß von den einzelnen Sklavenhändlern und den mohammedanischen Araberstämmen, sondern auch von dem christlichen König Sahlia Selassi geübt wird, und überhaupt in dieser ganzen Weltgegend gebräuchlich ist.

„Eine Reihe reich angebauter Ebenen, über welche einzelne zum Theil in Wäldchen von riesenhaften Cedern gehüllte Massen von konischen weißen Häusern verbreitet waren, dehnte sich vom Fuße des Berges aus, ein wahres Bild des Friedens und der Fülle. Eingeschlossen von den isolirten Gipfeln von Yerrur, Seguala und dem berühmten Entotto lagen die weiten Ebenen von Germama, dicht bevölkert von Ekka- und Finfinni-Galla, auf deren Unglückshäupter der Blitz zunächst sich entladen sollte; gerade in der Mitte warfen zwei ruhige Silberseen gleich großen Spiegeln die Strahlen der Morgensonne über die meilenweiten, üppig gebauten und der Ernte nahen Felder hin. Weit in der Ferne entdeckte man die lange, bewaldete Linie des Hawasch, der seine trüben Wasser nach den Ebenen der Adajel wälzt, undeutlich durch den Nebel, und noch weiter hin schlossen die hohen, blauen Ketten der Arusi und Ittu-Galla, die geheimnißvollen Gegenden von Guraque umziehend, die fast unbegränzte Aussicht.

„Der Morgennebel, noch dazu beladen mit dem Staub, den das Getrappel der Amharapferde auf dem frisch gepflügten Boden erzeugte, hing schwer über den Fluren und den grünen Abhängen, verbarg zum Theil die Annäherung der Heuschrecken-Armee und sicherte ihren Erfolg. Zwanzigtausend schwärzliche Krieger in drei Corps, die durch kleine Abtheilungen nach allen Richtungen unter sich verbunden waren, drängten sich nach der lockenden Scene, ihre Herzen glühten von unversöhnlichem Haß gegen die feindlichen Barbaren, und lechzten nach blutiger Rache. Die heilige Lade des heiligen Michaels zog voran, ihr folgte der König unter seinem Scharlach-Baldachin, begleitet von seinem Beichtvater und einer Schaar von Priestern, mit denen er kurz sich besprach, dann gegen die erwartende Armee sich umwandte, und die bedeutsamen Worte sprach, das wohl bekannte Signal um Feuer und Schwert durch das Land zu tragen: „Möge Gott, der Gott meiner Väter, uns stärken und von Sünden freisprechen!“ Wie rollende Wogen des mächtigen Oceans ergoß sich jetzt das Amharaheer über die reichen Fluren und Dörfer hinter den flüchtigen Einwohnern drein, niedertretend die reichen, zum Theil schon geschnittenen Kornfelder, und die ungeheuren Heerden, welche ungehütet in allen Richtungen umher weideten, vor sich hertreibend. Ihren verheerenden Zug bezeichneten die rothen Flammen, die nach einander aus den Dächern jedes angegriffenen Dorfes emporstiegen.

„Die unglücklichen Bewohner, völlig überfallen, hatten kaum noch Zeit ihr Eigenthum zu verlassen und zur Rettung ihres Lebens nach dem hohen Entotto zu fliehen, dessen schützende Gestalt in der Entfernung von kaum einer Stunde sich erhob. Der Speer des Kriegers durchsuchte jeden Busch nach dem gejagten Feind. Weiber und Mädchen wurden aus ihrem Versteck hervorgezogen, um in hoffnungslose Sklaverei geschleppt zu werden. Alte und junge Männer wurden ohne Unterschied zwischen Feld und Wald erschlagen und verstümmelt, die Heerden im Triumph fortgetrieben, und ein Haus nach dem andern geplündert und den Flammen übergeben. Jeder wilde Amharakrieger wetteiferte mit seinem Cameraden in der rachgierigen Vernichtungsarbeit gegen die verhaßten Gallas. Ganze Gruppen und Familien wurden innerhalb der ummauerten Hofräume umringt und mit Speeren niedergestoßen. Unglückliche, die nach der offenen Ebene eilten, wurden wie wilde Thiere gejagt, und Kinder von drei bis vier Jahren, die man in der Hoffnung, daß sie der Entdeckung entgehen würden, in die dicht belaubten Bäume versteckt hatte, wurden gleichfalls ein Opfer der unerbittlichen Metzelei und erbarmungslos zwischen den Zweigen erschossen. Nach Verlauf von zwei Stunden verließen die Truppen das verheerte Thal, beladen mit Beute, und führten eine Menge jammernder Weiber und verwaister Kinder mit sich, nebst den barbarischen Trophäen, die man den verstümmelten Leichen der Gemordeten abgeschnitten hatte.“

(Schluß folgt.)

Neue Bomben.

Die englische Regierung hat vor kurzem sehr wichtige Proben in den Sümpfen von Woolwich mit mehreren neuen Bomben anstellen lassen. Man weiß, daß vor einiger Zeit von einer Erfindung dieser Art die Rede war, welche ein gewisser Warner der englischen Regierung vorschlug, und die dem Erfinder zufolge eine gänzliche Revolution in der Artillerie hervorbringen sollte. Aber dieser Mann wollte nie zugeben, daß man zu Woolwich die nöthigen Proben anstelle, um den Werth seiner Erfindung zu constatieren, und die englische Regierung weigerte sich deßhalb sein Geheimniß zu kaufen. Vor einigen Tagen handelte es sich nun um die Bomben eines andern Erfinders, Namens Buckingham, welcher sich eben so wie Hr. Werner der galvanischen Batterie zu bedienen scheint, um diese neuen Wurfgeschosse fortzutreiben. Die mit den Proben beauftragten Artillerieofficiere haben aus zwei 32Pfünder-Haubitzen Bomben in einer Entfernung von 380 Metres vom Ziel abgeschossen. Die erste Bombe drang in den am Ziel aufgeworfenen Erdhaufen ein, die zweite gelangte beinahe an dasselbe Ziel, und die dritte durchschlug die Erdwand; drei andere Bomben hatten dasselbe Resultat, und alle sprangen gerade im rechten Augenblick des Niederfallens. Diese Bomben zeigten sich als die besten, die man je verfertigt hatte, da sie genau in dem von dem Erfinder bezeichneten Augenblick und erst am Ziel zersprangen. Der stärkste Einwurf, den man gegen die Bomben hatte, welche bis jetzt erprobt wurden, war die Gefahr eines zu frühen Zerspringens. Oft sprangen sie sogar beim Austritt aus der Mündung der Kanone, und drohten den Artilleristen, die sie abschossen, gefährlicher als dem Feinde zu werden. (Moniteur industriel vom 28 April.)

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Fortsetzung.)

Wenn man auf den Straßen von Buchara einen Menschen sieht in einem schmierigen röthlichen Schlafrock, der mit einer Schnur statt des Gürtels gebunden ist, ohne den landesüblichen Oberrock, der statt des Turbans eine schwarze Tuchmütze mit Pelz besetzt trägt, stets zu Fuße ist, wenn ihm auch der Koth bis an die Knie geht, was beim mindesten Regen in Buchara der Fall ist, einen Menschen, der geheimnißvoll,

mit gesenktem Haupt, spärlichem Bart und leuchtenden Augen durch die Straßen schleicht, einen Menschen, dem jeder nach Gefallen einen Stoß gibt, den die muthwilligen Jungen mit Steinen und Koth werfen, dieser Mensch, dieß geheimnißvolle Wesen ist unfehlbar ein Jude. Geht man vom Registan durch zahllose Straßen und Sträßchen über den Canal Scharki-rud und dann links von Turki-Dschandi, so kommt man in eine abgesonderte, düstere, schmutzige, größtentheils unbewohnte, obwohl nicht unbebaute Vorstadt; manchmal sind hier sogar die nach der Straße gehenden Fenster erhellt, aber stets verhängt; hier findet man kein freundliches Grün, nicht einmal Springbrunnen und Teiche, die doch sonst in Buchara so häufig sind; dieß ist, um es kurz zu sagen, die Vorstadt der Juden, der Parias. Der Rechtgläubige kommt nur selten hieher und nur verstohlen, meistens nur um einen verbotenen Trank zu genießen, wegen eines Handelsgeschäfts oder endlich um einer Herzensangelegenheit willen.

Hieher begab sich auch Rachman-Ajaz, da er die unvermeidliche Nothwendigkeit fremder Hülfe erkannte, obwohl er mit gleicher Abneigung einen Juden um Hülfe als den Teufel um seinen Schutz anging.

Die auf der ganzen Erde zerstreuten und mehr oder minder verfolgten Juden schließen sich allenthalben aneinander an, wie Landsleute im fremden Lande, denn für sie ist jedes Land fremd. Darum sind sie auch so sehr durch einen Geist der Brüderschaft verbunden, und dieser Zug ist auch den bucharischen Juden allein von ihrer Nationalität übrig geblieben. Die Religion der hiesigen Juden ist im höchsten Grade verdorben; da sie weder heilige Bücher noch Rabbiner haben, so vollziehen sie die heiligen Ceremonien nur im allgemeinen nach der Ueberlieferung und feiern gewisse Tage. Den Missionär Wolf brachten sie, wie er selbst gesteht, fast zur Verzweiflung. Das ganze Sinnen und Trachten des hiesigen Juden geht ausschließlich dahin, sein Eigenthum gegen die fortdauernden Erpressungen der bucharischen Gewalthaber zu vertheidigen und es ohne Ende zu vermehren, so beschränkt auch die Mittel dazu sind. Viele Juden haben, um sich von der ihnen wegen verschiedener Vergehen drohenden Rache zu befreien, den Islam angenommen; der jüdische Mohammedaner muß an einen andern Theil der Stadt hinziehen und eine Mohammedanerin, gewöhnlich eine Sklavin, zur Frau nehmen; übrigens bleibt er mit Leib und Seele ein Bekenner des mosaischen Gesetzes, und besucht heimlich die jüdische Vorstadt, an die er sich innig angeschlossen hat, da es ihm an einem andern Vaterlande fehlt.

Es ist etwas trauriges einen nirgends geduldeten Menschen ohne Vaterland, ohne Heimath, ohne Glauben und ohne Schutz der Regierung zu sehen. Allerdings verfolgten auch die christlichen Staaten den jüdischen Stamm mit noch größerer Strenge: man kennt das Edict von Toledo, kraft dessen in Spanien die Juden zu völliger Knechtschaft verurtheilt, der bürgerlichen Rechte verlustig erklärt und die Kinder nach vollendetem siebentem Jahre aus dem Schooße der Heimath gerissen wurden. Bald ward aber Spanien von einer gleich furchtbaren Plage heimgesucht, und die Mohammedaner ließen den Juden billigen Schutz angedeihen, um den sie so lange gebeten hatten und den sie den Christen so lange bezahlten.

Rachman-Ajaz pochte an die Thüre eines vor Alter halb zerfallenen Häuschens der Vorstadt, das aber immer noch gegen die andern Behausungen der verworfenen Kaste ordentlich aussah; nach wiederholtem Klopfen antwortete eine heisere Stimme, und nach mehreren Fragen wurde auch endlich geöffnet; in der Flur stand ein demüthiger, ärmlicher Greis mit einem kleinen grauen Bart und in einem Anzug, der gar keine Beschreibung zuläßt; es war dieß Hr. Saul, die Meerkatze, wie ihn die Bucharen allgemein nannten. Dieser Jude stand in Verhältnissen mit vielen der Person des Chans nahe stehenden Männern; er lieferte ihnen Wein, manchmal auch ein für alte Leute nothwendiges Kraut, und man sagte, daß er noch etwas wichtigeres zu thun verstehe. Wie dem nun auch seyn mag, Sauls Person war sicherer als die irgend eines Juden in Buchara, und ihm war sogar eine Richtergewalt in den minder bedeutenden Streitigkeiten seiner Landsleute übertragen.

„Mit was kann ich dienen?“ fragte Saul-Meerkatze trocken.

„Ich brauche Wein.“

„Wie? Wein? wie sollte ich alter Mann es wagen, in meinem Hause den verbotenen Trank zu haben?“

„Höre; ich bin ein Fremder, wie du an meiner Kleidung und Sprache merken kannst; ich könnte dich nicht verrathen und ich will auch nicht, denn ich bin kein Tadschik, sondern ein ehrlicher Turkomane. Abdurassul, mein Freund, hat mir gesagt, daß ich in einem Nothfall mich an dich wenden und dir völlig vertrauen kann; jetzt sehe ich mich genöthigt ....

„Abdurassul war mein ächter Wohlthäter; sprich, was verlangst du, aber sage mir zuvor, ob du meine Dienste belohnen kannst; ich bin arm ...

„Ich kann dich belohnen.“

„Du sollst Wein haben; was willst du weiter?“

„Kommst du in das Haus Rachim-Bey's?“

„Zuweilen.“

„Kannst du seine Tochter sehen?“

„Warum nicht? Du weißt, ein Jude, namentlich ein alter, ist in den Augen des ächten Moslems eine nichtsbedeutende Person; wenn er auch das Haus eines Rechtgläubigen besudelte, so gibt es Mittel; man kann es entschuldigen,“ sagte Saul, und ein Mann, der mehr Erfahrung als unser Turkomane gehabt hätte, würde in diesen Worten eine boshafte Ironie bemerkt haben. „Ich bringe, fuhr Saul fort, dem Vater Wein, der Tochter Korallen und andere Bagatelle, welche die Mädchen lieben; jetzt verlangt sie solche, denn in kurzem ist die Hochzeit.“

„Hochzeit!“ sagte Ajaz und zitterte am ganzen Körper.

„Fürchte dich nicht, es ist bloß ein Plan, vielleicht wird nichts daraus,“ unterbrach ihn Saul, der jetzt bereits das Geheimniß seines Gastes kannte.

„Und wen soll Nine-Paschi heurathen?“

„Den Scharfrichter.“

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Raucher und die Parlamentsdebatten. Das Scherzblatt Punch (Polichinell) hat eine „Anleitung die chinesische Ausstellung zu besichtigen“ in seine Columnen aufgenommen, und bemerkt über die chinesischen Opiumpfeifen, daß das Opiumrauchen eine furchtbare Abnahme des Verstandes herbeiführe, und in seinen Folgen nur der verderblichen Sitte Englands die Parlamentsdebatten zu lesen gleichkomme, eine Gewohnheit, die indeß mit dem Fortschritt der Erziehung stark abnehme.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1844.

L'Hopital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Von einem jungen Deutschen in Paris.)

„Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Immer durchzieht mich ein ehrfurchtsvoller Schauer, wenn ich auf der Straße vor dem schwarzen Wollkleide einer soeur de charité vorbeistreife, wie man ihnen geschäftig mit ihrem zinnernen Milchkrug, einem Bündel Zeug oder einem Arm voll Gemüse einherschreitend, täglich in allen Straßen von Paris, auf den Märkten handelnd, in die Apotheken und Läden eintretend begegnet. Ihre ausgebreitete Wirksamkeit, ihr treues Handeln, ihre edle Ergebenheit sind genugsam in aller Welt bekannt, als daß sie nicht jeder stillschweigend als eine personificirte Darstellung jenes Capitels an die Corinther annehme. Lange hatte ich indeß schon gewünscht, mich mit ihnen persönlich bekannt zu machen und ihre bewunderungswürdige Thätigkeit ein wenig in der Nähe zu beschauen. Endlich bot sich mir Gelegenheit. Ich ging mit einer Freundin, das Hospital des incurables femmes zu besehen. Dieß ist schon an sich interessant genug, d. h. nicht der Gebäude wegen, die von der Rue de Sevres aus nur einen traurigen Anblick bieten, sondern der Individuen wegen die es einschließt oder beherbergt, weil sich darunter von allen Ständen befinden und die Unglücks- und Wechselfälle des Lebens sich hier klar vor Augen stellen. Hier sind Betitelte, Künstlerinnen und Nähterinnen alle gleich. Es ist zwar deßhalb noch nicht das Himmelreich, aber ein großes Stück vom Himmelreich ist doch schon darin, und viele streben nach demselben, so denken und hoffen wir, wenn wir alle die kleinen Capellen und Altäre ansehen, die darin errichtet sind. Die Ordnung und Reinlichkeit, die darin herrscht, gehört den soeurs de charité an, sowie viele andere bewunderswerthe Einrichtungen. Sie sind die Seele hier, wie an so vielen andern Orten; sie besorgen die Küche, Wäsche, körperliche Pflege und das geistige Wohl der Kranken, haben mit Einem Worte die ganze Aufsicht, und sind 40 an der Zahl.

Ich ließ meine Begleiterin, weil sie müde war, in dem Zimmer des Concierge zurück und nahm dessen Frau als Cicerone mit. Wir traten zuerst durch den weiten Hof, wo verschiedene Gruppen meiner Lieblingsschwestern standen, in die geräumige Kirche ein, welche drei hübsche Altäre enthält, und unter mehreren Gemälden eines, wo die soeurs de charité in ihrem Costüm ihren Vater und Stifter St. Vincent de Paule umgeben und ihm kranke Kinder auf Wägelchen und in ihren Armen zubringen. Ferner ist in dieser Kirche ein schönes Monument aus Marmor zu Ehren des Cardinal de la Rochefoucauld, der im J. 1634 diese wohlthätige Anstalt begründete. Es zeigt seine Statue auf den Knien liegend im Ornate, der Schlepp seines Mantels von Engeln getragen. Auf einer großen Marmorplatte sind auch die Namen der fondateurs des lits eingetragen. Die Betten, wie man es nennt, oder Plätze haben nämlich alle ihren Eigenthümer oder Stifter, der das seinige oder so viel er hat, an Subjecte seiner Wahl und Fürsorge vergeben kann. Dieß Recht ist erblich. Das Hospital enthält 600 Betten, ist, wie der Name schon anzeigt, für unheilbare Krankheiten bestimmt, und Personen jedes Alters werden zugelassen; es gibt auch Kinder daselbst, und diese haben eine Abtheilung für sich.

Von der Kirche gingen wir in einen großen Saal, aus vier Abtheilungen bestehend, die, ohne durch Thüren und Wände getrennt zu seyn, ein Kreuz bildeten. „Ce sont les salles des plus malades," sagte meine gute Führerin, „nous nommons cela les *Grandes infirmes*. La plupart d'elles sont très-agées, il y en a de quatre-vingt dix, plusieurs qui sont aveugles et de toutes espèces de maladies." Von fernher schallte die ernste eintönige Stimme einer sœur de charité, die im Centrum des Kreuzes, wo die Räume sich erweiterten, saß, umgeben von etwa zwanzig Frauen, die wohl genug waren, um auf zu seyn und sich bis dahin zu bewegen, und denen sie Gebete vorlas. „On dit les chapelets." — Wir gingen nun zwischen den beiden Reihen der schneeweißen Betten durch; ein ums andre befindet sich ein kleines Cabinet daneben, welches derjenigen die so glücklich ist, es zu besitzen, natürlich viel werth ist, und wovon alle die ich besah, sehr hübsch aufgeputzt und

in Ordnung gehalten waren, mit kleinen Commoden, Tischen 2c. Die meisten alten Frauen saßen an der Seite ihrer Betten mit irgend etwas beschäftigt. Eine schälte eine Birne für sich, eine andre strickte, eine dritte hatte eine Zeitung in der Hand, und noch eine andre drehte fleißig ihren Rosenkranz zwischen den Fingern. Bei mancher aber auch, die gekrümmt und mit einem großen grünen Schirm vor den Augen saß, unbeweglich, wie vor sich hinschauend, hieß es: „Celle pauvre femme est aveugle. Elle a quatre-vingt ans et plus.“

In der Mitte des Kreuzes angelangt, wo die Betenden, alt, verkrüppelt, zwergisch, einäugig, an der Wand gereiht um die junge, hübsche soeur de charité her saßen, die mich freundlich grüßte, blieben wir vor dem Altare stehen, der hier errichtet ist, blumenreich und schön. „On dit la messe ici tous les dimanches, puisque celles-ci sont trop malades, pour aller jusqu'à l'église.“ — Wir bogen nun in einen andern Saal, oder wenigstens Zweig des großen Kreuzes. Jeder derselben enthält 24 Betten. Hier fand ich eine Katze auf einem Bette liegend, und da mir ein Ausruf der Verwunderung darüber entschlüpfte, dieß Lieblingsthier der Pariser auch hier zu finden, so sagte die alte Frau am Bette, der sie zugehörte: „Ah je ne voudrais pas le donner. On l'étranglera, comme on a étranglé un l'autre jour. C'est le grand chien de la cour, qui n'aime pas les chats. Et si mon pauvre minet le rencontre, c'en est fini.“ Dabei streichelte die Alte das graue Thierchen und ich gab ihr Hoffnung, daß es noch eine Zeit lang bei ihr bleiben könnte, wenn sie es in Acht nähme. Nahe bei ihr in der engen Passage zwischen den beiden Betten saß ein Wesen, ganz in ihren Mantel gehüllt, selbst das Gesicht, tief gebückt und unbeweglich, wie eine Statue. „Elle est toute seule, elle n'a personne dans ce monde,“ sagte die Eigenthümerin der Katze, „elle est bien malheureuse.“ Gott! dachte ich, so alt, so krank, ewige Dunkelheit und ganz allein! Welch' ein langer Wandel im finstern Thal! Herr, schenke ihr Erbarmen! „C'est moi, qui l'assiste et lui parle autant que je puis,“ fuhr die Alte fort. Die Blinde sagte immer nichts und regte kein Glied. Ich begreife nur nicht, warum ich kein freundliches Wort an sie richtete. Es hätte ihr vielleicht wohl gethan; es war, als wenn ich eine heilige Scheu vor ihr hätte. Die andere Alte fuhr indeß um so geschwätziger fort, mir von sich selbst zu erzählen, wie sie eine Tochter auch hier im Hospital gehabt habe, die aber gestorben sey, wie sie nun noch einen Sohn habe, der mit seiner Frau oft käme sie zu besuchen, daß sie aber beide Arbeit genug hätten. Sie war ein wenig brummig wie es schien. Ich fragte sie, ob sie zufrieden sey, und sie antwortete: „Nous ne sommes pas encore trop malheureuses, puisqu'on pourvoit à nos besoins. Mais le sucre, le café, le tabac, c'est ce que nous n'avons pas; et on a bien besoin de ces petites douceurs.“ Trauriger Zustand, wo die Annehmlichkeiten des Lebens sich auf ein Päckchen Zucker, Kaffee und Tabak beschränken! Und doch kann man sich vorstellen, wie viel an diesem Gute alten Leuten gelegen ist. Eine Katze schien aber bei noch mehrern die Tröstertn vorzustellen. Hie und da schmiegte sich ein solches Thier zu den Füßen eines Bettes, wie an den Statuen der Todten sich der Hund immer an die Füße schmiegt. Die Katze bleibt nur im Leben treu.

Meine Ciceronin ließ mich hinter die Gardine eines Bettes schauen, wo eine Frau sehr krank lag, die seit gestern einen paralytischen Anfall bekommen; sie war im Zimmer niedergefallen, ihr ganzes Gesicht war entstellt, und sie schien in den letzten Zügen zu liegen. Ihre Nachbarin beobachtete sie: „Il faut encore beaucoup de protection pour être admise ici,“ sagte la concierge, „et nous avons quelques dames d'une assez haute position. Il y a entre autres une ambassadrice; elle est Anglaise, et je vous la ferai voir.“ Unglücklicherweise fanden wir nachher die Zeit nicht dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Franzosen und Engländer in Abyssinien.

(Schluß.)

Dieser barbarische Raubzug endete indeß nicht in der gewöhnlichen Weise, denn wenn wir dem Bericht des Major Harris glauben dürfen, so entließ Sahila Selassi seine Gefangenen auf Vorstellung des erstern alsbald wieder. Aus dem Obigen ersieht man jedoch, welcher Hauptartikel die Sklaven auf dem afrikanischen Markt sind; indeß ist der Handel auch abgesehen hievon sehr mannichfach. Die abyssinische Baumwolle, obwohl kurz, wie die von Dacca, ist so weich und zart, daß sie der Seide gleicht, troß der geringen Sorgfalt, die man auf den Bau verwendet. Schoa führt in die benachbarten Länder Häute und Korn von allen Arten aus, und die kleinen Staaten gegen Süden und Westen sind reich an den kostbarsten Producten. Hier findet man Weihrauch und Myrrhen so gut, wo nicht besser, als in Hadramaut, Straußenfedern, Zibeth, Ambra, Kaffee und Gold; der Kaffee wird auf Kamelen nach der Seeküste gebracht, und unter dem Namen Mocha nach Europa verschifft. Die Art, wie man den Goldstaub häufig nach den Ufern des indischen Oceans und des rothen Meeres bringt, ist merkwürdig; die Kaufleute, welche die Länder, wo er gesammelt wird, durchziehen, schütten ihn in hohle Stäbe, die sie an beiden Enden sorgfältig verstopfen und manchmal als Stöcke gebrauchen. Eine andere werthvolle Waare besteht in den Fellen wilder Thiere, des Löwen, Tiger, Panther, namentlich aber des schwarzen Leopards, der besonders in den dichten Wäldern von Gurague sehr zahlreich seyn soll; hiezu kommen Rhinoceroshörner und das Elfenbein des Elephanten und Flußpferdes, das man fast in unbegränzter Menge liefern kann, denn in manchen Gegenden des Innern finden sich die Elephanten in ungeheuren Heerden, welche meilenweit die Ebenen und Berge decken, und in den Seen von Schoa sind die Flußpferde so zahlreich, daß man oft Hunderte auf einmal gleich Meerschweinchen auf der Oberfläche spielen, tauchen, sich umwälzen und Wasser aufblasen sieht.

Aus dem Obengesagten geht hervor, daß England nicht ohne wesentlichen Nachtheil für seinen Handel und seinen Einfluß im indischen Ocean überhaupt seine Stellung in Ost-

afrika vernachlässigen darf. Andere Nationen, welche weniger Mittel besitzen, haben seit Jahren mit großer Emsigkeit und Ausdauer sich bemüht, England von diesem reichen Markte anszuschließen: längs der Küste des indischen Oceans, von Sofala aufwärts suchten die Amerikaner festen Fuß zu fassen. Sie sind wie schon erwähnt mit England in Concurrenz getreten um den Besitz der Insel Socotra, wo die ostindische Compagnie schon einmal ein Depot hatte, und welche sie zu kaufen beabsichtigte. Aber weder dieser Plan noch die Bemühungen des Imam von Maskat sind von sonderlicher Bedeutung. Anders aber ist es mit den rastlosen schlauen Intrigen der Franzosen, deren deutliche Absicht ist, in Abyssinien ein Reich zu gründen, das der Nebenbuhler des angloindischen werden soll. Zu Erreichung dieses Zweckes sparen sie keine Mühe, sie betrachten die Stellung, welche England in Aden eingenommen hat, mit der größten Eifersucht, und wahrscheinlich werden sie hiezu bald noch mehr Gelegenheit erhalten: ein Schiff, das zur Befahrung des Dschuba bestimmt ist, hat bereits das Cap der guten Hoffnung umsegelt, und ein reiches Lager von Waaren, wie sie für die Märkte im Innern taugen, wurde über die Landenge von Suez nach dem rothen Meer abgeschickt, um durch Abyssinien jenem Schiff entgegengesendet zu werden. Wahrscheinlich wird also bald die Frage gelöst werden, ob der Dschuba und der Gotschob ein und derselbe Fluß sind, und wenn dieß der Fall ist, wie weit seine Gewässer als Straße ins Innere dienen können. Vielleicht vereinigt sich auch der Hainesfluß nahe an seiner Mündung mit dem Gotschob, in welchem Fall eine zweite reiche Reihe von Märkten zu Wasser erreicht werden kann. Selbst der von einem französischen Reisenden vorgeschlagene Plan, die Beschiffung des Hawasch, ist vielleicht nicht ganz unausführbar, denn er könnte vom See Aussa an Barken bis an den Fuß der abyssinischen Alpen und somit bis in geringe Entfernung vom Nil bringen. Jedenfalls kann viel geschehen, und etwas muß geschehen, wenn nicht England das schönste und prächtigste Feld für den Handel, das noch zu gewinnen ist, in andere Hände kommen lassen will. Das Innere von Afrika hat bereits angefangen ein Bedürfniß nach europäischen Waaren und europäischer Civilisation kund zu geben, und diesem Bedürfniß kann nur durch große Anstrengungen entsprochen werden, aber der Gewinn wird die aufgewendete Mühe und Kosten reichlich lohnen.

Für das wachsende Interesse an Abyssinien liefert das Werk von Harris mannichfache Nahrung.*) Indeß haben auch Rochet d'Hericourt, trotz mancher Unzuverlässigkeit, und die Missionaire manches Interessante und Wichtige geliefert. Das Werk der HH. Combes und Tamisier aber ist höchst oberflächlich und daneben äußerst unsittlich. Das Werk von Harris hat den großen Mangel, daß alle politischen Nachrichten durchaus fehlen, eine diplomatische Geheimnißkrämerei, die bis ins Absurde geht.

*) Der Artikel enthält eine prächtige Lobrede auf das Werk, das bekanntlich von andern Engländern streng getadelt wurde. Siehe Ausl. Nr. 21 v. d. J.

Der Mandracchio zu Pirano.

(Nach dem Italienischen des Dr. Kandler, von J. Löwenthal.)

Mandracchio nennt man in Istrien und in mehrern andern Provinzen den zur Aufnahme kleiner Barken bestimmten innern Hafen zur Unterscheidung von dem abgesonderten äußern Hafen für die großen Schiffe.

Die freundliche Stadt Pirano, am Triester Golf, liegt auf der äußersten, von den Höhen des Pauguano sich nach dem Meere hinunterneigenden Erdzunge, welche die Gränze der Mergelregion bezeichnet. Pirano ist sehr alt und wurde durch seine der Schifffahrt günstige Lage ins Daseyn gerufen. Wir übergehen hier die fabelhaften Sagen über ihren Ursprung. Die Namen Pyrrhanum und Marciana, wie noch ein Theil der Stadt heißt, deuten eine römische, auf den Besitzungen der Familie Marcia oder einer andern mit dem griechischen Beinamen Pyrrha gegründete Ortschaft an, welche dem thätigen Verkehr mit Aquileja, den anmuthigen und fruchtbaren Hügeln und der Regsamkeit der Bewohner ihren Aufschwung verdankte. Das ganze herrliche Ufer bis zum äußern Hafen, einem der sichersten Landungsplätze in Istrien, trägt viele Spuren des ehemaligen Wohlstandes und bewahrt noch mehrere alte römische Benennungen. Pirano behauptete sich auch nach dem Untergange des Reichs als eine der ansehnlichsten Gemeinden Istriens. Der herrschende venetianische Löwe nahm sie 1283 unter seinen Schutz, und sie konnte somit ruhig und sicher gedeihen. Sie ward nicht, gleich Central- und Unteristrien, von Pest, Verwüstungen und örtlichen Krankheiten, als Folge der Verlassenheit und des Druckes, heimgesucht. Während der sumpfige Boden in Salinen umgeschaffen ward, bedeckten die Hügel sich mit Olivenhainen und reichen Weingärten. Barken befahren muthig und sicher den Golf bis Venedig, viele Gebäude erhoben sich, die Bevölkerung wuchs und auch die Bildung des Geistes ward gepflegt.

Eine alte, ein Octogon bildende Taufcapelle, in welcher eine mit Genien verzierte römische Urne zum Taufbecken dient, bekundet auch den einstigen Glauben, während eine geräumige und reiche Kirche im neuen Styl, mit stattlichem Thurm, so wie das Kloster der Barfüßermönche außerhalb der Stadt, jenes der Minoriten und eine kleine, schöne, in neuester Zeit hergestellte Kirche Zeugen des frommen Sinnes der Bewohner sind.

In der Stadt, die sich ungeachtet des engen Raumes durch Reinlichkeit und Schönheit auszeichnet, fesseln einige Gebäude aus dem Mittelalter durch ihre ehemals so sehr beliebten Schnörkel die Aufmerksamkeit; die neuern Häuser zeigen, daß die Baukunst hier nicht fremd sey. Es fehlt hier auch nicht an Gemälden berühmter Meister aus der venetianischen Schule. Das Capitel von Pirano zählte viele Stiftsherren, welche zu Bischöfen erhoben wurden, aber nicht nur der Klerus, sondern auch andere Stände hatten viele in Kunst und Wissen ausgezeichnete Männer aufzuweisen. Pirano war die Vaterstadt des Tonkünstlers Tartini und hatte auch einen wissenschaftlichen Verein. Auch jetzt noch nimmt Pirano einen ehrenvollen Platz unter Istriens Städten ein.

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Fortsetzung.)

Der Scharfrichter in Buchara ist nicht das, was er in Europa ist, und man darf ihn also auch nicht nach unsern Vorstellungen beurtheilen. Obgleich seine Verpflichtung gleichfalls darin besteht, die Todesstrafe

an Verbrechern zu vollziehen und manchmal selbst das Auspeitschen zu verrichten, so ist er doch eine allgemein geachtete Person, theils wegen seiner bedeutenden Einkünfte, was in einem handeltreibenden Lande am schwersten wiegt, theils weil niemand gewiß seyn kann, ob er nicht auch in seine Hände fällt. Das Geschäft des Henkers ist hier ziemlich stark, im Jahre 1841 z. B. wurden in einem Monat siebzehn Personen hingerichtet, darunter vier Weiber. Die Belohnung des Henkers besteht in dem Rest des Vermögens der Hingerichteten, ich sage dem Rest, denn der Haupttheil fließt in die Casse des Chans; außerdem zahlen die Verwandten des Verurtheilten dem Henker ein Gewisses, theils als Schuldigkeit, theils darum, daß er sein Opfer von langen Qualen befreie und dessen Seele eilig in jene Welt schicke. Der Henker ist ein Beamter, welcher der Person des Chans nahe steht, und oft das Glück genießt, das ehrenvolle Schwert aus den Händen des Fürsten zu erhalten.

„Sage Niur-Paschi, begann Rachman-Ajaz, nachdem er sich einigermaßen erholt, daß sie nicht heurathen soll, sage ihr, daß die Wiese noch nicht grün ist; ich werde nach Buchara zurückkehren und das Lösegeld dem Vater zahlen. Wenn sie mich aber nicht hört, wenn ihr der Henker lieber ist als ich, so mag sie ihn heurathen, sie mögen sich miteinander an dem Gedanken erfreuen, daß ich für ein Weib mein Leben aufopferte, aber sie soll wissen, daß ich auch todt ihr keine Ruhe lasse. Ich habe geschworen Niur-Paschi zu erwerben, und will Wort halten. Ihr Schwur, mir oder niemand anzugehören, ist, wie es scheint, leichter gemeint.“

„Und womit willst du Rachim-Bey seine Tochter bezahlen? Ich kenne ihn vollkommen! Man sagt, daß selbst der Henker Geld zusammenzubringen sucht, so groß ist die Summe, welche der Tadschik verlangt.“

Ajaz bedachte sich. Bei allem Leichtsinn, womit der gutmüthige Sohn der Steppe dem Juden das Geheimniß seines Herzens eröffnet, da er sicher war, daß es Saul nicht einfallen würde, die Liebe eines armen Turkomanen zu verrathen, bedachte er sich doch lange, ihm das Leben von Menschen anzuvertrauen, deren Sicherheit bloß von der größten Vorsicht abhing. Auf der andern Seite sah er die ganze Unmöglichkeit ein, sein beschlossenes Unternehmen auszuführen; auch wußte er sehr gut, daß von allen Bewohnern Mittelasiens nur die Juden sich des Eindringens der Engländer in Afghanistan freuten, und in der Hoffnung einer Verbesserung ihres Schicksals die Sache der Europäer begünstigten; sie hatten mehr als einmal Stoddart in Buchara und Shakespeare in Chiwa unterstützt; er wußte auch, daß der Jude für Geld viel wage, für Geld nicht bloß ehrlich, sondern auch möglichst kühn sey; endlich kannte er auch Saul durch seinen Freund als einen sichern Mann.

„Ich verlange nicht zu wissen, woher du das Geld nimmst,“ antwortete der Jude; „magst du es auch vom Teufel entlehnen....“

„Warum brauchst du solche Ausdrücke?“

„Ich will aber Gewährschaft, Sicherheit haben, daß du das Geld unfehlbar bekommst. Warum bearbeiten wir das Feld, als daß es eine Ernte liefere, und ein armer Turkomane, was kann er sonst haben, als ein Pferd und eine Lanze?“

Der Turkomane schwankte noch zwischen Mißtrauen und Nothwendigkeit, endlich aber entschloß er sich Saul zum Genossen anzunehmen und eröffnete ihm die ganze Sache. Die Augen des Juden glänzten wie die einer Katze, ein Lächeln zuckte auf den bleichen, vertrockneten Lippen, ein Lächeln, wie es sich sonst nur zeigte, wenn er auf besondern Befehl dem Wesir einen Besuch abstattete.

„Von wem erhältst du die Bezahlung im Fall einer glücklichen Ausführung?“

„Die Hälfte hier, von einem sichern Indier gegen einen Wechsel, welchen Stoddart nach Behändigung des Briefs ausstellt, den Rest in Teheran.“

„Gut, gut, das Geld ist sicher.“

„Erfüllst du nun mein Verlangen?“

„Ganz gewiß.“

„Auf welche Weise können wir mit den Engländern uns besprechen und die Aufmerksamkeit der Gefängnißwache täuschen?“

Der Jude besann sich eine Zeitlang. „Man schließt das Thor am Abend,“ sagte er endlich stille, mehr zu sich selbst, als zu seinem Gefährten; „die Wache dabei läßt sich nicht erkaufen, das sind Leute, die dem Chan ergeben sind; man darf es nicht einmal probieren; in jedem Fall muß man übersteigen. Aber höre, ohne große Veranstalten, nicht auf der Leiter, nimm dich in Acht, du nimmst nur einen Strick mit dir, willst du?“

„Ja,“ entgegnete Rachman-Ajaz; „möchte es nur eine finstere Nacht seyn.“

„Dann,“ fuhr der Jude zwischen den Zähnen murmelnd fort, „dann kommen wieder die verfluchten Sarbasen; es sind allerdings meist Perser, die, wenn sie auch den sunnitischen Glauben angenommen haben, doch in der Seele Schiiten sind, und sich erinnern, daß sie hier eigentlich gefangen gehalten werden; auf ihre Untreue kann man manchmal zählen; es sind aber auch Feiglinge, und bei der ersten Tortur werden sie das Geheimniß verrathen, man darf ihnen nicht alles anvertrauen. Wir wollen eine Zeit wählen, wo Leute, die unserer Sache günstig sind, die Wache beziehen; übrigens kann man sie erkaufen, ihnen Wein geben.“

Die neuen Bekannten hielten noch eine Zeitlang miteinander Rath und besprachen sich über einige Umstände; endlich trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gefangenschaft des Dampfbootes Great Britain. Dieß mächtige Fahrzeug von 3600 Tonnen kann aus der zu engen Docke auf dem gewöhnlichen Wege nicht heraus; der Plan, es auf eisernen Schienen herauszubringen, wird für so gefährlich erachtet, daß man den Gedanken aufgegeben hat. Der Fall ist noch gar nicht vorhanden gewesen, indeß bis sich ein Mittel findet, um den Gefangenen herauszubringen, liegt das Schiff unnütz da. (Athenäum vom 27 April.)

•

Neue Papierfabrication. Mehrere Londoner Journale, auch die Lit. Gaz. vom 27 April, erwähnen eines Patents, das demnächst auf eine neue Papierbereitung genommen werden würde; der Stoff soll ein ganz anderer, das Papier wohlfeiler und die Lumpen künftig unnöthig seyn.

•

Ethnographische Gesellschaft in New-York. In der neuesten Sitzung der Londoner ethnographischen Gesellschaft kündigte der Präsident an, daß sich eine ethnologische Gesellschaft in New-York gebildet habe, an welcher viele der ausgezeichnetsten Amerikaner Theil nähmen. (Lit. Gaz. vom 27 April.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1844.

Der Porcellanthurm und die Königsgräber bei Nankin.

Die vor kurzem erschienene Narrative of the voyages and services of the Nemesis, von W. D. Bernard, enthält eine merkwürdige Geschichte des Seekriegs gegen China, worüber wir uns nähere Bearbeitungen vorbehalten. Inzwischen wollen wir einzelne Auszüge geben, und heben für heute die Schilderung des Porcellanthurms und der Königsgräber aus.

„Die zwei interessantesten Gegenstände außerhalb der Mauern von Nankin sind der Porcellanthurm und die alten Königsgräber. Von dem erstern möchte es schwer seyn eine genaue Beschreibung zu liefern, welche dem Leser einen Begriff von dem eigenthümlichen Bau geben könnte. Er zeichnet sich vor allen ähnlichen Bauten in China durch seine Vollständigkeit und Eleganz, so wie durch Bedeckung mit vielfarbigen, hochglasirten Porcellanbacksteinen, endlich durch die Vergoldung, und namentlich durch die vergoldeten Bilder im Innern aus. Der Bau ist ein Achteck, etwa 200 Fuß hoch, und in neun Stockwerke getheilt. Der Umfang des untern Stockwerks ist 120 Fuß, so daß jede Seite etwa 15 messen muß; diese Größe nimmt mit den aufsteigenden Stockwerken ab, aber die Stockwerke selbst sind alle gleich hoch. Das Fundament ist ein solides Mauerwerk von Backsteinen, das sich etwa 10 Fuß über den Boden erhebt, und man gelangt auf einer Treppe von 12 Stufen an den Eingang des Thurms. Die Außenseite ist mit Platten von verglastem Porcellan, hauptsächlich von weißer, rother, grüner und gelber Farbe bedeckt, aber der ganze Bau ist keineswegs aus Porcellan aufgeführt. An jedem Stockwerk ist ein vorspringendes, mit grün glasirten Ziegeln gedecktes Dach, von jedem der acht Ecken hängt eine kleine Glocke herunter. Der Eindruck, den das Gebäude aus einer mäßigen Entfernung macht, muß imposant seyn. Man steigt auf 190 Stufen hinauf, die indeß nicht alle gut erhalten sind; das Innere jedes Stockwerks fällt beim ersten Anblick gefällig auf, ist aber doch eher bunt, als elegant, da es mit einer ungeheuren Menge kleiner, vergoldeter Bilder geziert ist, die in Nischen zwischen den Fenstern stehen.

„Der zweite interessante Gegenstand außerhalb Nankin ist der große, ausnehmend alte Begräbnißplatz, den man wohl ohne zureichende Gründe die Gräber der Könige, und zwar aus der Mingdynastie, genannt hat. Sie liegen am Abhang der Berge in geringer Entfernung von dem Hauptthor der Stadt am Ende einer schön gepflasterten Straße. Vielleicht merkwürdiger noch als die Gräber selbst ist die nach den Gräbern führende Doppelreihe riesenhafter, meist aus dem festen Fels gehauener Figuren. Wir hatten bis jetzt nichts der Art in China gesehen, und alle diese Figuren hatten das Ansehen hohen Alters. Das Gras wuchs hoch dazwischen und verdeckte die Bruchstücke von einigen die zerbrochen waren. Die Statuen stellen riesenhafte Krieger in einer Art Rüstung vor, und quer über den Weg sind in Zwischenräumen große Steintafeln aufgestellt, die durch mächtige pfeilerartige Steinblöcke getragen sind, wie man sie in China häufig in den Straßen, besonders in der Richtung nach Tempeln zu Ehren besonderer Personen aufgestellt findet. In einer ziemlichen Entfernung von dieser Allee der Riesen finden sich ohne Ordnung durch einander und roh ausgeführt Figuren von Pferden, Elephanten, Zebras und andern Thieren. Es ist etwas eigenthümlich Aegyptisches in dem Aussehen von allen, und man möchte sich eher in der Nähe von Theben als von Nankin glauben."

L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Von einer jungen Deutschen in Paris.)

(Fortsetzung.)

Die Betten an den Ecken der Säle sind die angenehmsten, sie lassen noch einigen Raum, der dann jedesmal gemüthlich eingerichtet und durch ein Fenster erhellt ist. So fanden wir eine Frau von noch nicht sehr vorgerücktem Alter in einer solchen Ecke; sie war fleißig beim Nähen beschäftigt und gefiel mir durch ihre heitere Miene. Meine Führerin redete sie an, während ich ihren zierlichen Geschmack bewun-

derte, der sich hier auf kleinen Tischen, auf der Fensterbank und an der Wand sehen ließ; Bilder von Heiligen und Geistlichen, in zierliche Rahmen gefaßt, hingen rund umher. Auf einem Tisch war ein förmlicher Altar mit Crucifix, Blumen, Kelchen und allen möglichen Zierrathen eingerichtet, ein anderer war der Sainte Vierge gewidmet und mit ihrer Statue aus Gyps versehen; sammetne Nadelkissen, Muscheln rc. lagen umher zerstreut, ein Goldfisch spielte in einem Glase, und ein Vorhang war so zwischen der Wand und dem Bette angebracht, daß wenn man ihn zuzog, dieß Eckchen ein Zimmerchen für sich bilden konnte. Die Bewohnerin versprach durch ihre verständige und zufriedene Miene viel und ließ eine bessere Abkunft errathen, als die meisten andern, wie denn auch aus einer kleinen Unterhaltung hervorging, daß sie früher eine Pianistin gewesen, und vielleicht eine Virtuosin, da sie mir sagte: „J'avais gagné le prix au conservatoire. Mon mari,“ fuhr sie fort, „était artiste et son père ce Muet, qui a peint les ports de mer, vous devez avoir vu le port de Boulogne, de Brest etc. exposés au Luxembourg.“ (Sie mußte sich wohl irren, denn da der Maler todt ist, mußten seine Bilder im Louvre seyn, wo ich keine von ihnen bemerkte). Sie nannte ihn aber in einem Athemzuge mit Vernet. Von ihren Verwandten war ihr nur noch ein Enkel geblieben, für dessen Erziehung sie, wie es mir schien, die Sorge übernommen, und der ihr Trost war. Sie hatte den Gebrauch ihrer Beine verloren und hier Zuflucht gefunden, wo sie durch Kleidermachen für die andern Frauen sich etwas zu erwerben suchte. Il faut que je travaille, je ne suis pas triste,“ sprach sie, „mais sitôt que je n'ai pas d'ouvrage, la melancolie me gagne.“ Ihr gegenüber saß eine noch ziemlich junge Frau, deren beide Hände rein abgestorben waren. „Si je vais me moucher, il faut que je prie une amie.“ Solch eine mitleidige Freundin saß neben ihr; die Frau sah unendlich leidend aus. — Meine Führerin sagte mir, die Einrichtung der Mahlzeit sey so: „le matin pour déjeûner un morceau de pain sec; à 11 heures une tasse de bouillon, du bœuf et un verre de vin; à 5 heures du soir des légumes et un peu de fromage et du fruit.“ Dieß sind ungefähr die Nahrungsmittel in Bausch und Bogen. Es mögen manche Veränderungen vorfallen, wie ich nachher auch in der Küche bemerkte, wo vielerlei verschiedene Gerichte bereitet wurden. Es richtet sich dieses natürlich nach dem Zustande der Kranken, so wie auch für die Fasttage eine Ausnahme gemacht wird. Obiges scheint an Quantität und Qualität für alte kränkliche Körper völlig genügend zu seyn. Dazu haben sie die Wäsche frei; die übrige Kleidung verschaffen sie sich selbst. — Wir gingen immer weiter und standen oft still. Zum letztenmal bei einer kleinen Person, die, hätte sie gestanden, mir ungefähr bis an die Knie gereicht wäre. Sie saß aber in einem kleinen Stuhl mit Rollen, ihr Gesicht, Hände rc., alles war in Proportion mit ihrer Elfengestalt. Und dieß Lilliputanergesicht hatte Aeugelchen von einem außerordentlichen Feuer, sie rollten wie schwarze, aber nicht ausgebrannte Kohlen unter der hohen diminutiven Stirne umher. Dabei war die Kleine mit etwas Coquetterie gekleidet, in Trauer; das schwarze Kleidchen fein, ein neumodiger netter Kragen, zierliches Häubchen, mit einem Fanchontüchelchen aus schwarzer Spitze darüber und unter dem Kinn geknotet. Sie machte des tirans, d. h. die ledernen Enden, welche man an Tragbänder setzt, worein Löcher gestochen und mit Seide-Figuren genäht werden, eine Arbeit, die hier sehr allgemein schien. „C'est la petite Clotilde“ sagte meine Begleiterin. „Nous l'appelons tout bonnement comme cela, mais son vrai nom est Mlle. Clotilde Augendre.“ Die kleine Clotilde war enchantirt, da wir uns mit ihr in eine Conversation einließen; sie ließ viel Mutterwitz und Lustigkeit blicken, und ihr scharfes Stimmchen war nicht faul. Da ich ihr sagte, daß ich von nun an an Elfen glauben würde, und mich nicht enthalten konnte, einmal über das andre auszurufen! „O que vous êtes jolie!“ so fühlte sie sich sehr geschmeichelt, lachte aufs herzlichste und versicherte mich „qu'elle avait été bien mieux autrefois et qu'elle avait dernièrement perdu toute sa fraicheur.“ Sie erzählte mir, daß, ausgenommen die Arme und der Kopf, ihr Körperchen ganz fühllos sey, daß man sie ins Bette tragen und hineinheben müsse, und daß sie sich nur in ihrem Räderstühlchen umherbewegen könne. Ihre Beinchen schienen mir ganz verdreht, da sie den Fuß ausstreckte. „Elle est née nouée,“ sagte man mir, „et elle a une descente de nombril.“ Deßhalb trug sie ein stählernes Unterleibchen, wie sie mir sagte. „J'aime beaucoup le monde et j'adore la conversation.“ — Dieß letztere bewies sie praktisch und klar, und daß sie mehr weltlich als geistlich gesinnt war, konnte ich auch ungefähr wahrnehmen an der Einrichtung ihres Tischleins, auf welchem sich nicht die Symbole der Frömmigkeit wie bei den andern befanden, sondern statt dessen ein Porträt Napoleons. Ich fragte, ob sie eine besondere Verehrerin dieses Kaisers sey, und sie erwiederte: „Non, pas justement ça, je pense qu'il est aussi bien que tout autre roi. Voyez-vous, nous n'avons pas d'opinion nous autres, nous n'aimons que la paix.“ Diese Antwort fand ich eben so vernünftig, wie die ganze kleine Miniaturperson interessant, und mit Bedauern nahm ich von ihr Abschied.

Bei einer Nachbarin gegenüber, deren Cabinet wir als ein Muster der Reinlichkeit besuchten, erfuhren wir, daß Fräulein Clotildchen schon 45 Jahre zählte (sie sah wirklich nicht darnach aus mit ihrem rabenschwarzen Haar und faltenlosen Zügen), und daß sie seit ihrem 16 Jahre hier sey. Diese Nachbarin saß gemüthlich in ihrem Stübchen mit zwei guten Freundinnen, und die Ordnung die sie umgab, war um so bewundernswerther, da sie trotz ihrer beiden kranken Beine und verdrehten Füße (ein Bein war ganz gefühllos) selbst die Urheberin davon war. So sah ich noch viele Individuen, an deren Erzählungen und Krankheiten man den innigsten Antheil nehmen mußte, unter andern ein noch ziemlich junges Mädchen, die sich vor zwei Jahren hatte ein Bein abnehmen lassen müssen, nach einem Unglücksfalle, der ihr in einer der gedrängten Straßen von Paris begegnet war. „Elle ne peut pas supporter la jambe de bois,“ hieß es, und sie zeigte mir, indem sie die Hand aufs Kleid legte, wie man es ganz am Ende amputirt habe. Die welche wohl genug sind, speisen in

den Refectoires, wovon es zwei gibt, die ich sah; ein Garçon war eben mit Decken beschäftigt, sie sahen sehr reinlich aus.

Ueber dem großen Kreuzsaale gibt es noch einen ganz auf dieselbe Weise eingerichtet. Wir gingen nun durch den Garten, einen recht netten Spaziergang, um in einem andern Flügel die wenigen Kranken zu besuchen, „les plus valides.“ Im Vorübergehen sah ich durch die Fenster les dortoirs des enfans. Meine Führerin rieth mir, obgleich ich es wünschte, die Kinder nicht zu besuchen; „Nous avons des maladies affreuses parmi eux,“ sagte sie, „et il vous dégoutera.“ Es gibt darunter einige, die immer auf ihrem Bette festgeschnallt seyn müssen. Wir sahen ein kleines Mädchen vor einem offenen Fenster stehen, das sich die Hände am Ofen wärmte; ich wünschte ihm guten Tag, und es grinzte mich auf eine furchtbare Weise an und zeigte dabei stößende und verdrehte Zähne. „C'est une idiote et c'est encore une des plus jolies.“

Da wir den Saal, zu dem wir gehen wollten, an dieser Seite verschlossen fanden, so kehrten wir wieder um und traten zuerst im Vorbeigehen in die Küche; hier trafen wir ein halbes Dutzend sœurs de charité beschäftigt. Wer liebt nicht ihr Costüm? Das schwarze Wollkleid mit den weiten Aermeln, die weiße Schürze mit großen Taschen und weißem Brustlatz, la guimpe, die eng ans Gesicht schließt und unter dem Kinn noch eine Art Kragen bildet, der lange, schwere Rosenkranz aus braunen und weißen Perlen zur Seite hängend, und dann, was sie vor allen auszeichnet, die große steife Haube oder Kopfbedeckung, die, an beiden Seiten bis auf die Schultern herabreichend und über die Stirn umgeschlagen, ihnen das Ansehen gibt, als seyen sie kopfbeflügelt wie Mercur. Dieses finde ich sehr angemessen, denn Boten des Himmels müssen sie seyn, wie jener Gott, diese Schwestern, wie vermöchten sie sonst ihre Werke der Liebe so langmüthig und freundlich zu verrichten? „Et elles sont très-gaies, ces sœurs de charité,“ bemerkte jemand, dem ich am Abend von meiner Excursion erzählte. Dieß ist wahr, in ihren Gesichtern ist nichts zu lesen von jener Strenge und dem steifen Ernst, einem gewissen Egoismus und der Selbstzufriedenheit anderer Nonnen, Züge, die ich noch am selbigen Morgen bei der Supérieure de l'Abbaye au Bois wahrgenommen hatte; im Gegentheil, sie strahlten von Zufriedenheit, es ist, als ob sie von wahrer Leutseligkeit und Liebe überflößen. Könnte ich nun nur alles wiedergeben, wie sie freundlich und theilnehmend um mich her kamen, da la concierge ihnen sagte, daß hier eine Deutsche sey, die sich sehr für sie interessire, die sie bewundere und mehr von ihnen zu wissen wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner der Marquesas-Inseln.

In der Sitzung der ethnologischen Gesellschaft am 10 April las ein Hr. A. Simpson eine kurze Mittheilung über diese Inselbewohner vor, die er als träge, sinnlich und äußerst störrisch schildert; ihre Zahl beträgt nur 25 bis 30,000, und wird wohl auch nicht sonderlich steigen, da die Ausdehnung des anbaufähigen Bodens nicht groß und das Klima für Weiße sehr entnervend ist. Nichtsdestoweniger halten die Eingeborenen selbst hinsichtlich ihrer physischen Gestaltung den Vergleich mit jeder andern Race aus. Die Weiber sind in ihrer Gestalt und in ihren Zügen besonders schön, und da das Volk meist in tiefen Thälern zwischen Wäldern von Brodfrucht- und Kokosbäumen wohnt, wo eine fortdauernde Feuchtigkeit herrscht und überall Schatten sich findet, so ist die Hautfarbe viel heller, als die der Bewohner anderer Gruppen der Südsee. Eine helle Gesichtsfarbe wird aber auch so hoch geachtet, daß sie zu künstlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen sollen, um die Haut weißer zu machen, während unter den Sandwichinsulanern, welche zu den civilisirtesten polynesischen Stämmen gehören, die Familien, welche die dunkelste Hautfarbe haben, — und einige nähern sich den Negern, — für die vornehmsten gehalten werden. Die Bewohner der Marquesas-Inseln unterscheiden sich von den andern Nationen Polynesiens auch noch dadurch, daß sie keine Neigung zur Corpulenz zeigen; ihre Gestalten sind schmächtig und sie sind sehr gewandt und leicht in ihren Bewegungen; ihre Züge sind markirt und der Ausdruck ihrer Augen ist scharf und glänzend.

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Fortsetzung.)

In einer dunkeln Regennacht schritt Rachman über den Registan-Platz. Oft hielt er an und horchte eine Zeitlang, denn er hatte die Mauern der Citadelle bereits vor Augen. Plötzlich vernahm er das Geräusch von Personen, die hinter ihm gingen, drückte sich an die Wand und wartete mit Ungeduld, was kommen würde; der schwere Schritt von Leuten, die bis an die Knie im Koth wateten, ließ sich immer deutlicher vernehmen, bald erglänzte auch das Licht von Laternen, welche zwei Personen vorantrugen, denen eine dritte gleichfalls mit einer Laterne folgte, — es war der Dschelil, der Scharfrichter von Buchara. Ajaz erkannte ihn sogleich, und da er mit einem Strick und einem Messer ausgerüstet war, so stand er auf dem Punkte sich auf seinen Rivalen zu stürzen und ihn niederzustoßen oder zu erdrosseln, jedoch eine kurze Ueberlegung hielt ihn ab, allein gegen drei einen offenen Kampf zu beginnen. Das Blut stieg dem Turkomanen zu Kopfe, und unwillkürlich machte er eine Bewegung, die er nicht verbergen konnte, und welche die Aufmerksamkeit des patrouillirenden Scharfrichters sogleich auf sich zog. Er blickte einige Zeit um sich, wie ein Spürhund, und schrie dann seinen Dienern zu: Licht her! Es war Rachman-Ajaz nicht mehr möglich zu entkommen oder sich zu verbergen: er stand Auge gegen Auge dem Scharfrichter gegenüber.

„Was machst du hier? Warum schleichst du an diesem Orte so spät herum? sprich sogleich.“

„Mein Pferd ist mir entlaufen und ich gehe zu dem alten Eigenthümer, ob es nicht vielleicht dorthin gekommen ist.“

„Warum hast du nicht den Tag abgewartet?“

„Es wird bald Tag werden, ich muß auf die Reise, und das Sprüchwort sagt, auf einem hungrigen Pferde reitet man nicht weit.“

„Warum hast du keine Laterne?“

„Woher sollte ein armer Turkomane eine Laterne nehmen?“

„Geh' nach Hause und mache, daß ich dich nicht mehr hier treffe, sonst lasse ich dich ins Gefängniß setzen.“

„Oh, wenn wir uns noch einmal treffen, so sollst du dessen nicht allzu froh seyn,“ dachte Rachman-Ajaz.

„Warum läßt man dieß herumwandernde Vieh in die Stadt," murmelte der Scharfrichter im Fortgehen; „doch darf man ohne bedeutenden Grund ihm nichts anthun, denn der Chan nimmt sie in seinen Schutz; die Lümmel rauben doch nur die Karawanen aus."

Die Stimme und die Schritte des Scharfrichters verhallten in der Ferne, Rachman-Ajaz schlich sich um den Registan herum und begab sich nach derjenigen Seite der Arkade, wo sie einen einspringenden Winkel macht, und wo man deßhalb vor den Augen der Vorübergehenden gedeckt ist; auch ist es von diesem Punkt aus, d. h. an der innern Seite, näher zum Kana-Chane. Rachmon-Ajaz warf den ans Ende des Stricks angebundenen Stein hinüber, zog dann daran und überzeugte sich bald, daß er an der andern Seite festgehalten sey, in Gemäßheit der Verabredung mit Saul, der Meerkatze. Der Turkomane segnete jetzt in seinem Herzen den Juden; nach einer Weile kletterte er an der Mauer hinauf, und war bereits oben angelangt, als er unterhalb den sichern Schritt der Wache hörte, Rachman legte sich auf die Mauer nieder und sein Herz schlug heftig. Bald erlosch das Geräusch, der Turkomane stand vorsichtig auf und ließ sich an der Mauer hinab; der Strick reichte nicht bis an den Boden herab, aber er maß den Raum nicht mehr und sprang.

Innerhalb der Arkade war auch nicht eine Seele zu sehen, und er traf nicht einmal seinen geheimnißvollen Gefährten, der den Strick angeknüpft hatte. Und wenn, dachte er, der Jude mich ins Verderben führt und ich bin in eine Schlinge gefallen? Aber was wird daraus erfolgen, als daß ein Turkomane weniger auf der Welt ist! oder gibt man mir viel für meinen Kopf? Unter solchen Gedanken näherte er sich kecker dem Kana-Chane. Der betrunkene Sarbase schlief fest. Rachman kroch zu der schlangenartig gewundenen Mauerspalte heran, welche die Stelle des Fensters vertrat, und schob den Brief hinein. Einige Secunden verflossen, das Papier war immer noch an Ort und Stelle; abermals dachte er, der Jude habe sein Geheimniß verrathen und die unglücklichen Gefangenen lebten nicht mehr; er bewegte einigemal das Papier, um durch das Rascheln die Gefangenen aufmerksam zu machen, und bald verschwand der Brief. Rachman-Ajaz wartete auf Antwort; er duckte sich nieder, um so wenig wie möglich Raum einzunehmen und nicht bemerkt zu werden, und er hielt den Athem an, gleichsam um die quälenden Gedanken zu ersticken, denn jedesmal, wenn er den Kopf aufhob, blinkte ein Licht im Hause des Wesires, und er vernahm oder glaubte wenigstens den Schritt der um den Palast des Chans herumgehenden Wache und das Gespräch in der Männerwohnung zu vernehmen. Die Zeit des Wartens wurde eine Ewigkeit für den armen Turkomanen, die innere Unruhe machte, daß er mehremals sich unwillkürlich bewegte, so daß er zusammenschrack und wieder der nöthigen Vorsicht gedachte. Endlich zeigte sich die so lange erwartete Antwort der Gefangenen. Freudig ergriff er sie, mit wenigen Schritten befand er sich an der Mauer, fand den Strick und kletterte hinauf. Bald war er auf der Straße, und einige Stunden später, als kaum der Tag graute, ließ er die Thore der Stadt hinter sich.

Freudig zitterte das Herz des jungen Mannes, als er sich wieder auf der heimischen Steppe sah, auf seinem guten Pferde mit seiner kostbaren Beute. Der Gedanke, Nur-Paschi zu besitzen, war jetzt kein leerer Traum mehr für ihn, der gute Turkomane entwarf die glänzendsten Plane; er dachte an sein nahes Glück, an die Freude seiner Geliebten, wenn sie erfahre, daß Rachim-Bey einwillige in ihre Verbindung, in die Ehe mit einem gemeinen Turkomanen; was für Gedanken macht sich nicht ein Glücklicher! Sein treues Roß schien das Glück des Reiters zu theilen, fröhlich wedelte es mit dem Ohr und in raschem Paßgang flog es über den thonigen Boden hin. Rachman eilte nach Kala-Kuli. Bald hatte die mittägliche Sonne den feuchten Steppenboden ausgetrocknet. Das ermattete Roß und sein Herr hielten an, es war eine drückende Hitze.

Nach kurzer Ruhe machte sich unser Turkomane wieder auf den Weg. In der Temperatur lag etwas ungewöhnliches: die Sonne ergoß nicht ihre hellen Strahlen wie sonst, die Luft war drückend, eine vollkommene Stille herrschte ringsumher. Plötzlich bemerkte unser Reiter in nicht allzu großer Entfernung einen dunkeln Punkt, der an Einer Stelle umherwirbelte, und endlich eine ungeheure schwarze Staubwolke in der Steppe emportrieb. Diese Erscheinung ist ziemlich häufig in großen Sand- oder Wasserflächen; man nennt sie eine Lufthose und darf sie nicht mit dem Sandwirbelwind verwechseln; sie erheben sich öfter bei der größten Ruhe der Luft, und der Sand fällt in geringerem Maaße, aber viel gedrängter zu Boden und ist deßhalb um so gefährlicher. Kaum hatten der Reiter und sein Pferd sich an den Boden gelegt, der erste, weil er die Erscheinung kannte, das zweite aus Instinct, so streifte der untere Theil über sie hin, und riß, was er traf, im Wirbel mit sich fort.

Uebles Anzeichen, dachte Rachman-Ajaz, in trübes Sinnen versunken. Der Aberglaube des Turkomanen meinte schon, ein böser Geist sey in der Dunkelheit ausgezogen und weissage ihm Unglück. Düster bestieg er sein Pferd und eilte weiter. Nicht lange darauf erreichte er Kala-Kuli, eine ärmliche bucharische Veste, und hielt hier einige Stunden an, um sich einen Hengst zu kaufen, und so seinen Weg desto schneller fortzusetzen. Noch hatte er sein Gebet nicht verrichtet, das er manchmal vergessen hatte, als einige Leute zu ihm kamen und ihm meldeten, daß der Kurhan-Behi (Festungscommandant) ihn zu sich rufe. Rachman-Ajaz erschrack, ließ aber keine Furcht blicken, und alsbald brachte man ihn mit seinem Pferde vor den Kurhan-Behi.

„Du hast einen Brief von den englischen Gefangenen zu Buchara bei dir," sagte der Kurhan-Behi und warf einen drohenden Blick auf den Turkomanen.

„Nein," erwiederte dieser mit fester Stimme. Der Kurhan-Beh ließ ihn durchsuchen, man brachte alles herbei, zerschnitt seine Kleider in Stücke, besichtigte die Mähne und den Schweif seines Pferdes, aber man fand nichts.

„Das ist noch kein Beweis, du führest einen Brief mit dir, gestehe, wo du ihn hast, wo nicht, so stirbst du."

„Was soll ich gestehen? ich habe keinen Brief bei mir."

(Schluß folgt.)

Das alte Vetulonia. Das Athenäum vom 27 April enthält einen Brief von George Dennis, worin er sagt, daß man in den toscanischen Maremmen in der Nähe der kleinen Stadt Magliano beim Graben einer Straße auf Fundamente von Mauern und endlich auf die Ruinen einer ganzen großen Stadt gestoßen sey, die nach der Lage und Größe zu schließen kaum eine andere als Vetulonia gewesen seyn könne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1844.

Ali - Usta.

(Nach Fontanieré: Voyages dans l'Inde et dans le Golfe Persique.)

Die Lebensbeschreibung dieses Mannes, wie sie uns Fontanier in seinem obengenannten Werke gibt, ist ein zu interessantes Bild türkischer Verhältnisse, als daß wir sie nicht unsern Lesern mittheilen sollten.

Ali Aga oder Ali Usta ist aus Konstantinopel gebürtig und hatte zuerst zu St. Jean d'Acre, dann im Krieg gegen Rußland gedient, wo er gefangen genommen wurde. Da er in der Artillerie war und eine Kanone abzufeuern verstand, so hatte man ihm den Namen Usta oder Herr gegeben. Im Frieden wurde er ausgewechselt, hatte einige Worte Russisch und das Branntweintrinken gelernt, und kannte die europäischen Sitten ziemlich gut. Zu Konstantinopel ging es ihm bald gut, bald schlecht, wie den meisten Türken seines Standes, und er fand endlich Gelegenheit sich vortheilhaft zu verheurathen. Aber das Unglück kam noch einmal über ihn, und eines schönen Morgens bemächtigte er sich des Vermögens seiner Frau, verstieß sie und suchte sein Glück in Bagdad, wo Daud Pascha eben Kanoniere suchte. Ich sah ihn auf meiner Durchreise im Jahre 1824, aber die Artillerie schien wenig Interesse zu erwecken, denn damals übernahm er ein anderes Amt. Europäische Arbeiter hatten dem Pascha ihre Dienste angeboten, und dieser hatte sie, um Mehemed Ali nachzuahmen, angenommen, mißtraute ihnen aber, und wollte sie überwachen lassen. Ali Usta galt dafür, daß er nicht bloß die Stärke des Löwen, sondern auch die List der Schlang besitze, er hatte, wie er behauptete, den Franken während seiner Gefangenschaft die meisten ihrer Künste abgelernt, und somit paßte niemand besser zum Geschäft ihrer Beaufsichtigung. Man quartierte deßhalb die Neuangekommenen bei ihm ein, und er wurde der nothwendige Vermittler zwischen ihnen und dem Pascha. Ob er den Posten lange behielt, weiß ich nicht, er gewann aber genug dabei, um später den eines Kapudan Pascha zu Bassora zu kaufen. Er hatte hier den Strom zu bewachen, die Araber im Zaume zu halten, befehligte vier oder fünf Venischen und war nach dem Mutselim oder Gouverneur der erste Beamte. An diesen letztern hatte er gewisse Einkünfte zu entrichten; da er aber damit nicht allzu eilig war, schiffte er sich eines schönen Morgens nach Buschir ein, verbarg sein Geld in seinem Gürtel und bettelte sich durch Persien durch bis nach Teheran. Von hier aus unterhandelte er mit seinem Herren, Daud Pascha, enthüllte ihm die Räubereien des Mutselim von Bassora und drohte ihm nach Konstantinopel zu gehen, dort seine Begnadigung zu erkaufen und ihn, Daud Pascha, anzuklagen, wenn er nicht seine Vorschläge annehme. Der Mutselim wurde weggejagt und Ali Usta, nachdem er sein Geld mit Daud Pascha getheilt, wieder in sein Amt eingesetzt. Er kehrte somit auf seinen Posten zurück; Pest und Cholera brachen bald darauf aus, und der neue Mutselim von Bassora unterlag gleichfalls. Die Geißel richtete furchtbare Verheerungen an, aber dieß hinderte Ali Usta nicht, sich der Regierung zu bemächtigen. Er fürchtete weder Ansteckung noch sonst etwas auf der Welt, und sobald jemand gestorben und das Haus leer war, ging er hin und nahm alles was die Verstorbenen zurückgelassen. Da er dieß Manöver nie aus der Acht ließ, so bereicherte er sich bedeutend, und da man ihn wohl kannte, waren wenige Leute geneigt, ihm die Statthalterschaft zu entreißen. Der Pascha, welcher wußte, daß Ali Usta so gute Geschäfte mache, und auch seinen Antheil daran haben wollte, verlangte umsonst die Einkünfte des Landes von ihm: nach vielen unnützen Unterhandlungen mußte endlich zur Gewalt geschritten werden. Ali Usta wartete die Ankunft der Truppen nicht ab, sondern belud die Schiffe des Staats mit seinen Reichthümern, fuhr nach Maskat, verkaufte dort die Flotte an den Imam, machte hierauf ganz ruhig die Pilgerfahrt nach Mecca und kam endlich nach Alexandrien. Hier war er nicht ohne Besorgniß, denn er wußte, daß Mehemed Ali sichere und mannichfache Mittel hatte, die allzu stark belasteten Reisenden etwas zu erleichtern. Mehemed Ali war um diese Zeit fast in offener Feindseligkeit mit dem Sultan; Ali Usta ließ sich vom Wein erhitzt einige unbesonnene Aeußerungen entschlüpfen, und man klagte ihn beim Pascha an, der ihn alsbald rufen ließ. Man hat mir die Unterredung dieser beiden Personen folgendermaßen be-

richtet: „Ich trat ein," erzählte mir Ali Usta, „und machte meine Temene (Begrüßung). „„Ah!"" sagte Mehemed Ali, „„du bist willkommen, setze dich; man bringe Pfeifen und Kaffee für den Hadschi."" Als ich Pfeifen und Kaffee verlangen hörte, bekam ich Furcht; das deutete auf Verrath, ich konnte mich aber nicht gleich davon schleichen, und beschloß gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Pascha fuhr fort: „„Hadschi, man muß gestehen, daß dein Herr, Daud Pascha, ein großer Pinsel ist, denn er kann die Araber nicht hindern an den Thoren von Bagdadj zu rauben."" — Euer Excellenz muß wohl einsehen, daß es nicht leichter ist den Raub an den Thoren von Bagdad als an denen von Cairo zu hindern. — Auf diese schroffe Antwort entgegnete Mehemed Ali: „„Hadschi, du scheinst ein unterrichteter Mann zu seyn; du kennst die Zahl meiner Soldaten und die unsers Herrn des Sultans —"" nach diesen Worten schaute er durch das Fenster, ich vermuthete, er gebe einige Befehle, und ergriff den Augenblick mich zu entfernen, indem ich meinen Turban abnahm und nur die Mütze behielt; so kam ich unerkannt in den Hof des Palastes."

Ali Usta war, wie man sieht, nicht so leicht zu mystificiren als ein Europäer und begriff vollkommen daß er verloren sey, wenn er wieder nach Hause gehe. Da er nach der Sitte der Türken den größten Theil seines Vermögens bei sich auf dem Leibe trug, so gab er das übrige preis, suchte ein zur Abfahrt bereites Fahrzeug, und da eben ein österreichisches abgehen sollte, so begab er sich zum österreichischen Consul. Diesem sagte er, er sey ein unwissender Mensch, unfähig einen Kauf zu schließen, er wisse, welches Vertrauen man den Repräsentanten der europäischen Nationen schenken könne und bitte den Consul, wegen seiner Ueberfahrt nach Gutdünken zu contrahiren. Der Consul, hiedurch geschmeichelt, besorgte alles aufs beste und benachrichtigte ihn endlich, daß er sich jetzt an Bord begeben könne. Aber Usta war nicht der Mann irgend etwas, das er retten konnte, in den Händen Mehemed Ali's zu lassen; und nachdem er sich durch den Janitscharen des Consulats an Bord hatte begleiten lassen und sich nun unter dem Schutz der österreichischen Flagge befand, trug er dem Janitscharen auf seine Sachen nachzuholen; der Janitschare brachte sie auch wirklich mit dem Bemerken, die Leute des Pascha's strichen um seine Wohnung her, um ihn zu ergreifen, wenn er sich blicken lasse.

(Schluß folgt.)

L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Fortsetzung.)

Eine Schwester bot sich sogleich an, mit mir zu einer andern gelegenen Stunde nach der Rue du Bac, wo diese Schwesterschaft in einem Hause ihre Congregation hat, zu gehen, oder da sie sich recht besann, gab sie mir den Namen ihrer Schwester „sœur Pechaud, ma douple sœur" (d. h. ihre Schwester im Herrn und von Verwandtschaft) „et dites lui que vous venez de la part de la sœur Françoise," damit ich zu jeder Zeit allein hingehen könnte, „et qu'elle vous montre tout ce que vous desirez voir." — „Elle est le chef de la cuisine," sagte meine Führerin. Da diese letztere ihnen auch erzählte, wie sehr la petite Clotilde mir gefallen hatte, so sprachen sie alle einstimmig: „A-t-elle une langue, celle-là, n'est-ce pas?" und sie schienen mir selbst auch wohl zu verstehen, sich dieses Werkzeugs zu bedienen. Aber wie gern hörte ich ihnen zu, wie war ich gerührt und werde es ewig seyn, wenn ich an sie denke. Sie zeigten mir die Riesentöpfe, worin die Bouillon kochte, die kleinern mit Reiß, Milch und andern Speisen; ein großer Korb mit unzähligen Häringen stand auf der Erde. „C'est pour demain, où nous ferons maigre," sagte sœur Françoise: „vous pardonnez que je sens un peu le hareng, je viens d'y toucher; et à-present je vais vous conduire et vous montrer tout ce que je puis. So verabschiedete ich meine andere Führerin und nahm sœur Françoise's Geleite dankbar an. Könnte ich mich nun nur noch in Worten, wie ich es dem Geiste nach thue, erinnern aller der frommen Gedanken, die sie unterwegs aussprach, könnte ich auch ihr offenes, freies Gesicht hier hinmalen! Sie war groß und stark an Körper, wie gewiß an Geist und Herz, und hatte l'accent du midi sehr entschieden.

Wir passirten durch einen langen Gang. Voilà notre magasin;" wir gingen hinein, da waren große Behältnisse voll Reiß, getrockneter Aepfel, Linsen, getrockneter Bohnen, Salz rc. „C'est pour les restans," sagte sie bei einer andern Thüre, „et cela mène aussi à la cave." Dann kam noch ein anderes Zimmer, worin Körbe mit Trauben standen, die sœur Françoise eben eingekauft hatte, und welches zu verschiedenen Verrichtungen, Reinmachen des Gemüses rc. bestimmt war. — „C'est notre petit refuge," sprach sie, indem sie die Thür zu einem reinlichen, kleinen Zimmer öffnete, in dem eine sœur mit Handarbeit beschäftigt saß. Weiter hinunter kamen wir zu einem geräumigen und schön eingerichteten Zimmer; „C'est notre parloir," und da ich fragte, wessen Büste es sey, die in der Mitte stand: „C'est Vincent, notre père.

Nun gingen wir die Treppe hinauf, um die Lingerie zu besehen. Sœur Françoise sagte mir, sie sey früher der Chef de la lingerie gewesen, wie jetzt in der Küche, und daß sie deßhalb alles dieß genau kenne. Sie schloß eine große Thür auf, und wir traten in ein geräumiges Zimmer mit zwei langen Tischen, das nach jeder Seite hin ein andres Zimmer zeigte, die bloß durch Bögen ohne Thüren von einander getrennt waren. Das Mittelzimmer hatte ein großes Crucifix an der Wand. „C'est pour montrer, que nous sommes toujours dans la présence de Dieu," sagte meine Schwester, — „et cette chambre est pour plier le linge et pour le compter." Dazu waren die langen Tische von hübschem hellem Holze, wie auch die Eingänge und Börter, die in den vier andern Zimmern aufgestellt waren, von demselben Holze; denn dieß war eine elegante lingerie. Auf den Börtern des Zimmers links lag die Hauswäsche. „Ceci est le linge de réserve, et à l'autre côté nous avons le linge du courant. Nous sommes très-bien monté, n'est ce pas, et à mesure que nous en prenons, nous y ajou-

tous toujours, de manière que nos raies ne sont jamais vides.“ Und in der That alle die Börter waren voll, und die großen Tisch- und Betttücher sehr hübsch und symmetrisch darauf arrangirt, in geraden Wellenlinien, so daß sie Arten von Figuren bildeten. Vor den Börtern hingen Gardinen, welche sœur Françoise zurückzog. „C'est pour la poussière,“ und sie ließ mich die Güte des Leinens und alles observiren. — Von fern hatte ich schon im Hintergrunde der letzten Abtheilung etwas Unbewegliches auf einem Stuhle sitzen sehen, was in diesen leeren Räumen ohne Möbeln, in denen ein geheimnißvolles Dunkel herrschte, da die Fenster verhangen, mit dem frischen, kalten Geruch der Wäsche, mir ein kleines Grauen eingeflößt hatte. War es lebendig oder todt? Im letzten Zimmer saß im Mittelpunkte eine kleine sœur de charité beinahe in Lebensgröße auf einem Stuhle. Es war aber eine Puppe, hatte ein Gebetbuch in der Hand, eine Scheere nebst ihrem Rosenkranze zur Seite hängend, und einen kleinen Korb auf dem Schooße. „Voilà une petite sœur, qui est la plus sage de la maison,“ sagte Schwester Françoise. Ich fragte, ob sie als Hüterin dieses schneeigen Leinenschatzes bestimmt sey, und die Antwort war bejahend. — In den beiden Zimmern rechts hatten wir noch die Leibwäsche zu besehen, und mir gefiel dort wieder die gute Ordnung. Die Hemden waren alle mit dem Namen des Saals und der Nummer der Kranken bezeichnet. Denn jeder Saal hat seinen Namen, wie z. B. St. Anne. „Nous avons fait cela,“ sprach die Liebesschwester, „afin que chacune aie ses chemins à elle, cela pourrait repugner, si ce n'était pas, puisqu'il y a des maladies pas trop agréables, et qui pourrait aussi se gagner.“ — Ich bewunderte Alles und Jedes hier, und sœur Françoise sagte freundlich: J'ai bien pensé, que ça vous ferait plaisir.“ — „Ah vous êtes si bonnes,“ rief ich mit feuchtem Auge aus, „on aimerait tout-de-suite vous imiter.“ — „Nous essayons de faire notre devoir, il y a tant de malheureux; si l'on peut les soulager et se rendre utile dans le monde, c'est quelque chose, pas trop peu.“ — „Et vous faites tout cela pour l'amour de Dieu?“ — „Oh certainement, car on serait bien à plaindre, si c'était pour autre chose. — Ah le monde“ fuhr sie fort, „c'est si peu de chose, n'est-ce pas? Ses plaisirs sont bientôt passés. Et après cela viennent les remors bien souvent. Le vie à venir dure plus long-tems“ — und dabei sah sie immer den Ecce homo an — „et je pense du moins c'est plus facile de gagner le ciel comme nous faisons.“

Wir gingen gegenüber in einen andern Raum, wo die Schwestern mit Zusammenlegen der Wäsche beschäftigt waren. Sie sahen wo möglich noch heitrer aus, wie sœur Françoise, vorzüglich eine. „Cette dame voudrait bien être une des nôtres,“ sprach meine gute Führerin. „Ah,“ sprach die andre lächelnd, „nous en serons bien contentes, mais il ne faut pas, qu'elle attende long-tems. Il faut entrer avant 27 ans; on peut bien après, mais c'est plus difficile.“ — Ich sagte, ich wolle mich darauf besinnen. „Ah,“ sprach die Lächelnde, „si vous ne vous sentez pas appelée à cela, il ne faut pas le faire. C'est une vocation bien prononcée et c'est Dieu seul, qui donne la vocation. Personne ne doit se faire sœur sans cela, ou elle serait bien malheureuse.“ — „Mais vous êtes contentes?“ — „Mais oui, je crois bien, que nous le sommes,“ antwortete die Schwester immer lachend — „je suis heureuse nuit et jour. Nous sommes des reines, du moins nous servons à la reine de toutes les femmes. L'autre jour on me demandait, si je voulais mieux être sœur ou la reine. J'ai repondu, mille fois plutôt la première.“

Wir gingen die Treppe hinab und begegneten unten zwei andern sœurs, von denen die eine durch ihr Alter, ihr stattliches Ansehen und ihre ernstere Miene sich auszeichnete. „C'est notre Supérieure,“ flüsterte mir sœur Françoise zu; „ma mère, c'est une dame, qui se donne la peine de regarder notre établissement. Elle est Allemande.“ — Die Supérieure gab ihre Zufriedenheit zu erkennen, aber ihre geschwätzigere Begleiterin nahm sogleich das Wort und erzählte mir, daß seit einiger Zeit man auch in Preußen und an einigen Orten Deutschlands einen Orden gestiftet habe, Nachahmung des ihrigen. Sie schwatzte fort, obgleich die Supérieure etwas eilig war.

Von dieser großartigen lingerie gingen sœur Françoise und ich durch den Garten in die buanderie. Sie bemerkte unterwegs, von weitem darauf hinweisend, wo die Zimmer der 32 hier anwesenden Schwestern seyen. Im Garten befand sich wieder ein großer Ecce homo. Die Schwester sagte: „Nous lui avons donné sa demeure là aussi.“ Vor der buanderie war der große freie Platz zum Trocknen der Wäsche, und an der Wand stand eine Statue der Mutter Gottes aus Gyps. „C'est moi qui l'a fait mettre,“ sagte ma sœur, „et je vous raconterai pourquoi. Es war schon eine kleine Ste. Marie vorher da, aber man konnte sie kaum sehen. Eines Nachts hatte man uns Wäsche gestohlen, dazu fanden wir die kleine Figur der Mutter Gottes ganz zerbrochen. Wir konnten den Dieb nicht ausfindig machen, aber wir beteten immerfort zu unsrer heiligen Mutter, sie möchte uns die Sachen wiederschicken. Enfin nous avons tant prié, que les choses nous sont revenues. Le voleur lui même est venu les rapporter. J'ai dit, c'est pourtant la sainte vierge, qui nous les a rendues, nos voulons lui mettre une grande statue sur cet endroit, et elle le protégera toujours. Depuis ce tems nous n'avons rien eu de volé.“ Ich bewunderte der Schwester einfache Frömmigkeit und kindlichen Glauben. In der buanderie (Waschhause) fanden wir wieder ein paar Schwestern. „Die Schwestern waschen im allgemeinen hier nicht; es ist nicht ihre Arbeit, wir nehmen Frauen dazu, und dieß geschieht zweimal in der Woche; wenn es aber einige Stücke zwischendurch zu waschen gibt, so thun sie es immer.“ Es ist wahr, die Schwestern leisten eine willige Hand allenthalben, wo es nothwendig ist; so auch beim Reinmachen der Zimmer und Sale, wie vorhin la concierge mir explicirte, daß man dazu die garçons de service hätte, aber daß auch hier die Schwestern hülfreich eintraten, wo es nöthig sey. (Schluß folgt.)

Der Turkomane Rachman-Ajaz.

(Schluß).

Die Sache war jetzt klar: Saul, die Meerkatze, hatte, nachdem er für seine Rachman geleisteten Dienste seinen Antheil an der Beloh-

nung von dem Indier in Empfang genommen, das Geheimniß dem Chan oder einer der ihm nahestehenden Personen entdeckt, um auf diese Weise noch eine Belohnung zu erhalten und die gewinnreiche Speculation abzuschließen. Aber der Turkomane war entschlossen, eher zu sterben, als die Sache der Engländer zu verrathen, und man schickte sich an ihn zu foltern.

Am ersten Tage peitschte man ihn mit Riemen: Rachman-Ajaz duldete und schwieg. Am andern Tag schlug man ihm Nadeln durch die Fingernägel: er duldete und schwieg. Am dritten Tag legte man ihm glühende Eisen auf den nackten Körper, der Turkomane duldete und schwieg. Endlich wollte man ihm Glieder und Knochen brechen, aber er war bereits ohne Bewußtseyn, und gab kaum Zeichen des Lebens von sich. Nicht um sein Leben zu retten, sondern weil man ihm während der Bewußtlosigkeit einen berauschenden Trank einschüttete, entdeckte er das Geheimniß — der in Blei gewickelte Brief fand sich unter dem Beschlag am Huf des Pferdes.

Der Brief enthielt keine wichtigen Nachrichten, übrigens konnte ihn niemand lesen; dennoch wurde der nur noch einen Funken Lebens enthaltende Leichnam des Turkomanen zur Hinrichtung nach Buchara geschickt, da man dem Vorfall einen großen Werth beilegen wollte.

In Buchara besteht die Gewohnheit, daß man einen zum Tode Verurtheilten in ein besonderes Zimmer führt und mit allerlei Arten von Speisen und Getränken bewirthet, was stark an die Zeiten erinnert, wo die Römer Schmausereien anordneten für ihre Gefangenen, ehe sie solche im Circus mit Löwen und Tigern kämpfen ließen. Der Turkomane hatte keine Verwandten, keine Freunde, die ihm das Todesmahl hergerichtet hätten; doch fanden sich einige Gläubige, welche ihm Reis und Früchte brachten. Rachman-Ajaz blieb allein; das physische Leiden hatte auch seinen Einfluß auf die moralischen Kräfte geäußert, er befand sich im Zustande einer gänzlichen Seelenerstarrung und verzehrte maschinenmäßig die Speisen. Inzwischen öffnete sich die Thüre und ein kleiner Bursche, der scheu um sich blickte, lief auf den Turkomanen zu. „Du sollst gerächt werden, in kurzem, binnen einer Woche," sagte er leise, und verschwand wieder. Ein convulsivisches Lächeln auf den Lippen des Turkomanen bewies, daß Ajaz ihn verstanden habe und sich freue.

Das Todesurtheil vollzog der Scharfrichter von Buchara, Rachmans Rival und damals schon glücklicher Besitzer von Niur-Paschi. Und nur Ein Herz in Buchara vernahm das Ende Rachmans mit gefühlvollem Mitleid, nur Eines erbebte bei seinem letzten Stöhnen, das Herz Niur-Paschi's, das seinem Schwur treu blieb, selbst nachdem das verhaßte Bündniß schon geschlossen war. Es ist überflüssig hier zu bemerken, daß bei allen asiatischen Völkern, namentlich aber bei den fest angesiedelten, wenn die Rede von Heurath ist, die Abneigung der Braut gar nicht in Betracht kommt und der Wille des Vaters unwiderruflich ist.

Der Scharfrichter wußte, daß der Turkomane an Rachim-Bey die Bitte gerichtet, und daß Niur-Paschi dem Rachman-Ajaz Treue geschworen habe. Als ächter Buchare traute der Scharfrichter überhaupt niemand, und fürchtete namentlich die Weiber; er schlief in einem besondern Zimmer und aß nichts, was im Hause zubereitet war. Bald aber vertilgte die fortdauernde Sanftmuth, Güte und Unterwürfigkeit Niur-Paschi's allen Verdacht in der Seele des Scharfrichters, Ruhe und Vertrauen trat ein. Man begreift gewiß den innern Kampf einer Frau, welche in ihrem Herzen die Leidenschaft einer furchtbaren Rache nährt, und ein schlaues Lächeln der Liebe auf ihren Lippen schweben läßt, eines Wesens, das in jeder Bewegung Ruhe, Freude und Glück zur Schau tragen muß; einer Frau, die mit beklemmtem Gefühl den Mann umarmt, dem sie eine schreckliche Rache bereitet.

Nach einer Woche, zu derselben Stunde, in welcher Rachman-Ajaz hingerichtet worden war, fand man auf dem Lager der Neuverehelichten den mit Wunden bedeckten Leichnam des Scharfrichters. Die Verwandten desselben beschuldigten Niur-Paschi, die, wie bekannt, ihren Mann nicht geliebt hatte, des Mordes, um so mehr, als der Mord zu einer Zeit vollzogen wurde, wo außer der Frau niemand im Zimmer anwesend seyn konnte. Niur-Paschi wartete die Tortur nicht ab, sondern gestand selbst, der an dem Scharfrichter vollzogene Mord sey ihr Werk. Vergebens wollte Rachim-Bey das Lösegeld geben für das Blut seines Schwiegersohnes, um nur das Leben seiner Tochter zu retten; die Verwandten des Verstorbenen lechzten nach Rache, und die unglückliche Niur-Paschi wurde auf den Registan-Platz hinausgeführt als Opfer für die Verwandten des Scharfrichters, welche wie eine Heerde hungriger Wölfe schon über den verspäteten Vollzug des Urtheils murrten.

Der Registan, obwohl mit Menschen angefüllt, konnte doch nicht die Hälfte der Neugierigen fassen, welche sich auf den Straßen drängten und die Dächer der benachbarten Häuser einnahmen; nur ein kleiner Raum blieb übrig als Platz für die Hinrichtung. Der Chan, von seinen Vertrauten umgeben und vom Pöbel nicht gesehen, sah aus dem Innern der Citadelle durch eine kleine Oeffnung in der Mauer nach dem blutigen Fest. Die unglückliche Niur-Paschi wurde aus den Umarmungen ihrer Verwandten gerissen und in den entsetzlichen Kreis hineingestoßen, in welchem alles vor sich gehen sollte; noch einige Schritte hatte sie zu machen bis zur Gränze, jenseits deren sie einen qualvollen Tod sterben sollte; als die Arme den Haufen der racheschnaubenden Verwandten des Scharfrichters vor sich sah, hielt sie inne, aber die drohende Stimme dessen, der über die Ordnung zu wachen hatte, nöthigte sie weiter zu gehen. Langsam, voll Furcht näherte sie sich der entsetzlichen Linie, die das Leben vom Tode scheidet, denn vor ihr stand ein qualvoller Tod. Mit Gewalt stieß man sie in den Kreis; in einem Augenblick stürzte sich ein Haufe von Knaben und Mädchen, welche die vordersten Reihen des Haufens bildeten, der seine Rache systematisch ausüben wollte, auf ihr Opfer: hundert Nadeln wurden ihr in den Leib gestoßen, Tausende von Stichen gegeben: einige Mädchen setzten die Zähne ihr in den Leib und zerrissen sie. Auf dem bereits entstellten, aber noch immer schönen Gesicht malten sich alle Leiden der gräßlichsten Marter; ihr durchdringendes Geschrei hätte das fühlloseste Herz zerreißen sollen, das Blut floß in Strömen, manchmal fielen Stücke ihrer Kleidung und ihres Körpers ab, und als das Opfer und das junge Scharfrichtergeschlecht bereits erschöpft waren, stürzten die Alten herbei, die indeß den Leiden des armen Weibes nicht mehr viel beifehen konnten. Ein durchdringender Schrei zeigte an, daß auf dieser Welt alles für sie zu Ende sey, und daß die erbitterten Mörder nur noch einen leblosen Leichnam zerfleischten.

Die malayischen Seeräuber scheinen endlich mit Nachdruck zu Paaren getrieben zu werden. Nach mehrfachen englischen und holländischen Streifzügen im Laufe des vorigen Jahres scheint man den javanischen Zeitungen vom 29 Nov. bis 9 Dec. zufolge einen Hauptschlag gegen sie geführt zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1844.

Die Zukunft der französischen Besitzungen in Oceanien.

Das Bulletin de la Société maritime de Paris enthält hierüber von dem Deputirten Estancelin einige Bemerkungen, von denen wir die bedeutendsten ausheben.

„Die Marquesas- und die Gesellschaftsinseln, welche 30° von den Sandwich-Inseln entfernt sind, bieten uns ganz ähnliche Vortheile dar, wie sie England aus den letztern gezogen hat, da sie in ziemlich gleicher Entfernung von den Küsten Amerika's liegen. Die Engländer, die Amerikaner, die Russen und einige andere Handelsnationen haben zu Honolulu (auf den Sandwichinseln) Factoreien gegründet, welche durch accreditirte Consuln geleitet sind. Dieser Hafen ist jetzt der Mittelpunkt der Handelsverhältnisse zwischen Amerika und China. Hier werden das Pelzwerk, die Fischereierträgnisse, das Holz u. s. w. der Nordwestküste niedergelegt, um von da nach China einer- und nach Australien andrerseits versendet zu werden. Hieher werden auch die europäischen Waaren geschickt, welche für den Verbrauch der amerikanischen Völkerschaften bestimmt sind.

„Von Honolulu gehen nach ihren verschiedenen Bestimmungen viele Schiffe ab, welche auf den Werften der Insel erbaut und größtentheils von Eingebornen bemannt sind. Frankreich wird, wenn es will, alle diese Vortheile theilen. Wenn seine Besitzungen von der Nordostküste und Californien entfernter sind als die Sandwichinseln, so sind sie dagegen naher an Centralamerika, Peru, Chili, und der Verkehr ist leichter mit Neuseeland und Australien; da sie im Mittelpunkt Polynesiens liegen, so gehören sie zur großen Kette der Schiffahrts-, Fidschi-, Santa-Cruz- und Salomons-Inseln, auf denen die Kauffahrer alle die Erzeugnisse finden können, welche auf den chinesischen Märkten gesucht sind. Wir können in allen diesen Archipelen keine Herrschaft erstreben, aber wir können allenthalben, wohin die Interessen unseres Handels uns führen, unserer Flagge Achtung verschaffen; auch sollte Frankreich seine Besitzungen nicht auf die Freundschaftsinseln beschränken, sondern auf die Archipele von Homoa, Tonga und auf die Fidschigruppe ausdehnen. Dann hätten wir nicht zu fürchten, daß auf der Straße nach Westen eine nebenbuhlerische Macht sich festsetze und uns die Handelsgegenstände bestritte, welche diese stark bevölkerten und an Sandelholz, so wie andern in China gesuchten Waaren so reichen Inseln dem Handel darbieten. Tonga-Tabu, auf dessen Wichtigkeit Cook, d'Entrecasteaux und Dumont d'Urville aufmerksam gemacht haben, ist ein unerläßliches Anhängsel von Tahiti. Diese Stellung würde Frankreich die Herrschaft in dem zwischen dem Wendekreis und dem Aequator von 180° L. an gelegenen Theile Polynesiens sichern. Dann hätte es seinen Antheil an jenem Theile der Welt, in welchem England durch den Besitz von Australien, Vandiemensland und Neuseeland sich schon ein so bedeutendes Stück gesichert hat."

L'Hôpital des incurables femmes et les sœurs de charité catholique.

(Schluß.)

In der Mitte der buanderie war ein großes steinernes Becken mit kaltem Wasser, welches durch einen Krahn, den soeur Françoise umdrehte, hineingelassen wurde. Weiter nach hinten auf einer Anhöhe standen zwei riesenhafte Kufen mit Wäsche, auf die man durch eine Röhre die fertige Lauge hinausläßt; dieß wird durch einen Mechanismus betrieben, der sich ungefähr dreht wie ein englischer smoke Jack, und den soeur Françoise mich auch observiren ließ. Dann hatten wir noch daneben das Haus des Plättens, Rollens rc.; die Wäsche ist natürlich ein Hauptzweig einer solchen Anstalt. Es gibt viele Kranke, die alle Tage wechseln müssen; die, welche wohl sind, wechseln alle Wochen. Es gibt also jede Woche mehr als 600 Hemden, Taschentücher rc. zu waschen.

Ich ging nun noch mit soeur Françoise, die immer wegen ihrer Sanftheit und himmlischen Ruhe meine Lieblingsschwester blieb, in einen Saal, wo die Kranken sich befinden, die ausgehen können rc. Dieser Saal war anders eingerichtet als die vorigen; es waren nicht Betten, die offen standen, sondern zu beiden Seiten hinunter laufen kleine Abtheilungen,

wie Stübchen, die aber keinen eigenen Plafond, sondern auch den allgemeinen des Saales haben. Es sind sogenannte spanische Wände, hinter denen das Bett steht, und ein Raum daneben wie ein Zimmer eingerichtet, und dahinter das Cabinetchen wie oben mit Fenster und Plafond. „Dans l'hiver elles ont des rideaux verts pour leur lits, et en été ils sont blancs," bemerkte sœur Françoise. Hier zeigte es sich nun, wie verdienstvoll sœur Françoise sey und wie geliebt von allen, denn bald rief man sie hier, bald da, jede hatte ihr etwas zu sagen. „Venez-donc, ma sœur Françoise, pour voir mon petit Calvaire." Dieß war eine alte Frau, die ihr Vor- oder Schlafzimmer wie eine kleine Capelle eingerichtet hatte, mit Heiligenbildern, la sainte vierge, Blumen ꝛc., und in dem Cabinette hatte sie diesen petit calvaire, den sie uns zeigen wollte: Jesus am Kreuz und die beiden Sünder zur Seite auf dem Felsen aus Stein. Dieß schien ihr Hauptschatz zu seyn, und sie hatte es von einer andern, die kürzlich dort verstorben, geerbt. Wenn man nun an die kleinen Verbindungen denkt und an die verschiedenen Beziehungen, welche diese Frauen in einem solchen Hospitale unter sich haben, so öffnet dieß wieder eine besondere Welt. Außer diesem kleinen calvaire hatte diese fromme Frau auch die ganze Familie des unglücklichen Louis XVI in Porträts aufgehängt; dieser gute König genießt eine besondere Verehrung unter allen Frommen. Ich glaube, sie sehen ihn jetzt schon halb als einen Heiligen an; ganz bestimmt drücken sie oft die Ueberzeugung aus, daß er späterhin, wenn die Zeit erfüllt seyn wird, unter die Zahl derselben aufgenommen werde.

Nun aber war auch meine Zeit erfüllt, d. h. meine Freundin im Zimmer des Concierge fing an ungeduldig zu werden, und ließ mir dieses durch meine frühere Ciceronin sagen. Ich mußte zu meinem Leidwesen von sœur Françoise Abschied nehmen und ihr versprechen wieder zu kommen.

Da ich über den Hof ging und meine Freundin fand, wies sie auf ein junges Mädchen: „regardez celle-là, c'est une postulante." Es war ein ganz junges Blut, milchweiß und rosenroth von Angesicht, im schwarzen Kleide und weißen, weltlichen Häubchen. Sie wollte in diesem Augenblicke hingehen, um den Schleier zu nehmen; mehrere Schwestern, mit denen sie eben gesprochen, nahmen aufs zärtlichste von ihr Abschied. Sie schien sehr aufgeregt, eine Schwester begleitete sie. „Ah c'est un sujet charmant," sagte Schwester Euphrosyne, dieselbe, der ich schon vorher auf der Treppe mit der Supérieure begegnet war, „c'est une petite fille angélique, une postulante, qui nous fera honneur." Dieß junge Mädchen war von guter Abkunft und reich; man sagte, daß ihre Verwandten sehr gegen ihren Entschluß eingenommen seyen. Schwester Euphrosyne sprach noch eine Weile mit uns und gab mir die Namen mehrerer Schwestern in andern Hospitälern, wenn ich diese besuchen und mich an dieselben in ihrem Namen wenden wollte. Sie sagte, sie wolle mir alles erklären, was ich noch zu wissen wünschte; da ich von Regeln sprach, so sagte sie: „Pour nos règles, nous n'en parlons pas, et peu importe, car c'est quelque chose à nous, c'est personnel; mais pour notre activité cela vaut mieux la connaître, si vous voulez établir dans votre pays des ordres, comme le nôtre. Les règles peuvent différer." Da Schwester Euphrosyne unglücklicherweise von meiner plauderhaften Freundin erfuhr, daß ich Protestantin sey, so flüsterte sie derselben zu: „Tant mieux!" und gab mir darauf den Rath mich fleißig an die heilige Jungfrau zu wenden, und sagte mir auch den Anfang eines Gebets, das ich alle Tage beten müsse. Darauf gab ich ihr meinen Händedruck, und hiermit hatte ein für mich außerordentlich lehrreicher und interessanter Nachmittag ein Ende.

Es soll aber nicht mein erster und letzter Besuch bei diesen liebenswürdigen, bewundernswerthen Schwestern gewesen seyn. Wo die Liebe so langmüthig und freundlich ist und so uneigennützig, darf man sich wohl wieder an sie wenden.

Wie ausgebreitet die Wirksamkeit der sœurs de charité ist, wie man ihrer jetzt in allen Ländern verlangt, davon wurden am Abend noch einige Beispiele erzählt.

Vor ganz kurzer Zeit hat sich der König von Neapel einige aus. Sie wurden ihm hinübergesandt, und die Zeitungen waren voll von dem Empfange, den man ihnen bereitet hatte. Sie wurden wie Königinnen empfangen. Sobald man Nachricht von ihrer Landung hatte, schickte der König ihnen ein Detaschement von einem Regiment entgegen, sie einzuholen und auf sein Schloß zu bringen, wo ein brillantes Frühstück für sie ausgelegt war. Nichts fehlte, um ihnen fürstliche Ehre zu erweisen.

Eine englische Dame, die in Paris wohnt, erzählte mir, sie habe einst eine kranke Magd gehabt, deren Freundin mit einer sœur de charité bekannt gewesen sey, und diese ihr zugeschickt hätte. La sœur hatte sich erst an die Herrin gewandt mit der Frage: „si elle était une fille de bonnes mœurs." Und auf diese Versicherung hin hatte sie der kranken Magd bedeutende Hülfe geleistet, sie oft besucht und ihr mehreremal zur Ader gelassen.

Sie sind also nicht allein die Seele der Hospitäler, sondern gehen auch von Haus zu Haus und suchen die Hülfsbedürftigen auf, und medicinische Kenntnisse besitzen fast alle von einem gewissen Alter.

Sie leisten ihr Gelübde auf zwei Jahre, und können am Ende derselben immer austreten oder es wieder erneuern. Dieß letztere geschieht gemeiniglich. Selten gibt es Beispiele, daß es einer Schwester gereut und sie ihren Orden verlassen. Es möchte denn auf die Weise seyn, daß ein Vater, dessen Frau gestorben, und der nun altersschwach, seine Tochter zurückverlange, damit sie bei ihm bleibe und ihn verpflege, auch vielleicht sich verheurathe und mit und durch ihren Mann den Vater ernähre. Da wäre es nun gegen den wahren Charakter der sœur de charité dieß zu verweigern. — Man erzählte auch wohl von einer Schwester, die einen Officier verpflegt und ihn nachher geheurathet habe. „Mais cela, c'est dans les romans," wird hinzugefügt, „c'est rare, très-rare, qu'une sœur de charité quitte sa congrégation."

„L'obéissance, c'est une grande chose avec elles, c'est un de leur premiers devoirs." Wie in allen Orden von jeher.

Doch sprich, was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Wenn daher la Supérieure heute sagt: „Meine Schwester, morgen früh um sechs Uhr wirst du vor mir erscheinen, damit ich dir meine Befehle mittheile, so ist die Antwort: „Oui, ma mère.“ Die sœur darf nicht fragen wozu, woher und wohin? Elle se presente à l'heure fixée avec son livre et son chapelet, und ist bereit, sollte die Supérieure sie auch nach China schicken wollen, oder noch weiter.

Die sœurs de charité, wie schon bemerkt worden, bekommen keinerlei Gehalt; ihre Dienstleistungen alle thun sie gratis. Die welche sich in den Hospitälern befinden, stehen unmittelbar unter der Administration, und bekommen in dem Hause Nahrung, Kleidung und Wohnung, sonst nichts; wie es bei ihnen heißt: Cibum et vestimentum.

Ali-Usta.

(Schluß.)

Kaum war Ali Usta zu Konstantinopel angelangt, so dictirte er, da er selbst nicht schreiben konnte, einen Brief voll Beleidigungen an Mehemed Ali, worin er ihm mittheilte, wie er entkommen sey. Nachdem dieß geschehen, beschäftigte er sich mit dem Pascha von Bagdad, klagte ihn als Räuber an, reizte gegen ihn die Habsucht des Sadrazem oder Großwesirs und verschwendete sein mitgebrachtes Geld, das, wie er sagte, der Pforte gehörte, an die Mitglieder des Diwans; er brachte es endlich trotz des Geldes, das auch Daud seinerseits spendete dahin, daß dieser abgesetzt, und Ali Riza, Pascha von Aleppo, der sich nicht sonderlich um die Ehre bewarb, an seine Stelle ernannt wurde. Ali Usta begleitete den neuen Wesir als Kapidschi-Baschi, und bezeichnete, nachdem Daud gestürzt war, diejenigen, welche Aemter zu Bagdad bekleidet hatten oder Geld besaßen. Sie wurden verhaftet, gefoltert, zum Theil hingerichtet. Als das Werk der Beraubung vollendet war, sollte Ali Usta den Preis seiner Dienste empfangen und verlangte die Stelle eines Gouverneurs (Mutsellim) von Bassora. Sein früheres Benehmen flößte dem Pascha kein großes Vertrauen ein, und man fürchtete, er möchte von neuem entfliehen, als der englische Resident auf eine, zum mindesten gesagt sehr seltsame Weise dazwischen trat, um seine Ernennung zu erleichtern. Man kam überein, daß der Jude, welcher Bankier des Residenten war, auch der Ali Usta's seyn sollte; daß dieser unterstützt von dem Geschäftsführer des Residenten zu Bassora die Einkünfte dieser Stadt in Empfang nehmen, und sie der Residentschaft zu Bagdad übermachen solle, welche sie dann dem Pascha überliefern würde. Ich weiß nicht genau, in welcher Art diese Uebereinkunft abgemacht wurde, gewiß ist nur, daß der Pascha dennoch nicht einen Heller empfing; wenn er die Rückstände des Mutsellim forderte, antwortete dieser, er habe sie der Residentschaft übermacht, diese aber läugnete, irgend etwas empfangen zu haben. Vermuthlich war Ali Usta nicht sehr geneigt zu bezahlen, aber die Geschäftsführer des Residenten scheinen gleichfalls nicht ganz ehrlich gewesen zu seyn; gewiß ist wenigstens, daß ein Perlenhalsband, das sie erhalten hatten, entwendet wurde. Endlich wurde es der Pascha müde, auf alle Forderungen nie etwas zu empfangen, und nachdem er vollends einen Brief voll der gröbsten Schimpfreden empfangen hatte, ernannte er einen andern Mutsellim und hatte sogar Ali Usta's Hinrichtung befohlen. Aber dieser war ein vorsichtiger Mann: er hatte einen Baglo durch einen persischen Kaufmann miethen lassen, einige andere, beladen mit Datteln, die für seine Rechnung verkauft werden sollen, bereits abgeschickt, die Kanonen des Forts vernagelt, das Pulver naß gemacht, und als sein Nachfolger anlangte, stieg er ganz ruhig mit seiner Dienerschaft an Bord. Der Wind war ihm zuwider, so blieb er drei Tage lang im Strom, und als er endlich abfuhr, schickte er der Stadt noch einige Kugeln zu. Als er nach Buschir kam, schickte er den persischen Kaufmann, angeblich um Erkundigungen einzuziehen, ans Land, setzte aber dann seine Fahrt fort, und bemächtigte sich dessen, was der betrogene Kaufmann an Bord zurückgelassen. Endlich kam er nach Bombay, und da er nicht wußte, ob man ihn nicht ausliefern würde, nahm er seine Wohnung in einem ärmlichen Häuschen, wo er nur vermittelst eines Strickes in seine Kammer gelangte. Die Regierung von Bombay weigerte sich indeß trotz der Vorstellungen des Residenten sich in solche Schurkereien einzumischen. Ali Usta konnte also sicher seyn, miethete ein schönes Haus und lebte auf einem großen Fuß. Was ihn namentlich beunruhigte, war, daß er nicht wußte, wie er nach Konstantinopel gelangen sollte, um dort Ali Pascha denselben Dienst wie seinem Vorgänger zu leisten. Er hoffte nicht, weder den Persern zu Buschir, noch dem Pascha von Aegypten zum zweitenmal zu entkommen, und da ich der einzige Europäer war, welcher seine Sprache redete, so zog er mich oft darüber zu Rathe. Ich schlug ihm vor, und er befolgte auch den Rath, zur See nach London und von da nach Konstantinopel zu gehen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

Es war zuerst meine Absicht, die ganze unermeßliche Strecke zwischen Rio de Janeiro und Buenos-Ayres zu Lande zurückzulegen, allein da ich nur auf meine eigenen Mittel angewiesen war, so stellte sich dieses als ein Unternehmen heraus, welches meine Kräfte überstieg, und ich beschloß daher, mich nach Rio Grande einzuschiffen, die deutsche Colonie Sao Leopoldo zu besuchen und von hier aus die Reise nach Buenos-Ayres zu Lande zu machen.

Meinen alten Bekannten, den halb civilisirten Tupinamba, hatte ich auf ein Jahr in Dienst genommen, allein in dem Augenblick, als wir uns einschiffen sollten, wäre beinahe der ganze Contract an der Abneigung gescheitert, welche der Wilde beim Anblick des Schiffes und

bei dem Gedanken an eine Seereise zu erkennen gab. Es kostete in der That meine ganze Ueberredungsgabe, seinen Widerwillen zu besiegen und ihn auf andere Gedanken zu bringen. Ueberhaupt war eine Seereise und die damit verknüpften Erscheinungen etwas ganz neues für ihn, denn ganz gegen die Gewohnheit der amerikanischen Wilden, auf deren Gesicht man selten den Ausdruck der sie beherrschenden Leidenschaft bemerkt, drückten seine Gebärden während der Reise oft Erstaunen, Schrecken und Bewunderung aus.

Auf der Ueberfahrt wurden wir jedoch bekannter miteinander, und er theilte mir manche, das Schicksal seines Stammes betreffende Sage mit, wovon ich etwas nacherzählen will, weil daraus hervorgeht, mit welcher Treue diese Söhne der Wildniß durch mündliche Ueberlieferungen historische Facta aufbewahren. Er erzählte:

Der einst so mächtige und kriegerische Stamm der Tupinambas bewohnte den Küstenstrich zwischen den Flüssen Camamu und Cubiru oder Sao Francisco, wie ihn die Weißen nennen. Vor vielen, vielen Jahren und bereits vor Ankunft der Europäer und ehe diese noch Niederlassungen und Städte im Lande gegründet, sey ein weißer Mann unter seinem Stamme erschienen, von dem niemand gewußt habe, woher er gekommen, und den seine Vorfahren wegen seiner überlegenen Geisteskräfte und mancher nützlichen Kenntnisse Caramuru genannt hätten — ein Name, welcher in ihrer Sprache so viel als „der Hochbegabte" bedeute. Dieser weiße Mann sey bei den Tupinambas geblieben, habe seine Vorfahren in mancherlei nützlichen Dingen unterrichtet und die Tochter des Anführers geheurathet. Lange Zeit nachher seyen aber viele Weiße ins Land gekommen, haben ohne Anlaß Krieg und Feindseligkeiten begonnen, die Wilden auf alle Weise mißhandelt und sich überhaupt allen möglichen Ausschweifungen hingegeben. Seine Vorfahren haben anfangs alles über sie ergehende Ungemach geduldig ertragen, bis endlich die weißen Dränger sich des Caramuru oder ihres weißen Gastfreundes bemächtigt und ihn fortgeschleppt, da habe die indianische Frau desselben den ganzen Stamm zur Rache aufgefordert und, hochherzig wie sie selbst gewesen, habe sie alle für ihre Sache zu begeistern gewußt. Die Wilden haben zu den Waffen gegriffen und den Weißen ein mörderisches Gefecht geliefert, in Folge dessen die letztern das Land haben räumen und nach den Inseln fliehen müssen; den Caramuru aber haben sie mit sich genommen. Durch die Vermittlung des letztern sey indessen der Friede zwischen den Wilden und den verjagten Weißen wieder zu Stande gekommen; als aber die letztern von den Inseln herübergekommen, sey das Schiff zu Grunde gegangen, und diejenigen, welche dem Wellentode entronnen, seyen unter den Streichen der erzürnten, durch so manche Mißhandlung zur Rache aufgeforderten Wilden gefallen. Nur der Caramuru, welcher ebenfalls habe zurückkehren wollen, sey verschont worden, und habe fortan wieder in der Mitte der Tupinambas gelebt.

Später aber seyen die Weißen in größerer Anzahl gelandet und haben an der Küste eine große Stadt erbaut. Der Anführer der neuen Ankömmlinge sey ein gerechter und wohlwollender Mann gewesen, der mit den Wilden immer in gutem Einverständniß gelebt und sich um ihre Freundschaft und ihr Bündniß bemüht habe. Er scheine ein großes Ansehen unter seinen Landsleuten gehabt zu haben und der Bau der Stadt sey rasch vorwärts geschritten, wobei ihm die Tupinambas hülfreiche Hand geleistet. Er habe auch Priester unter die Wilden geschickt, um sie in der Religion der Weißen zu unterrichten, allein der Fanatismus derselben habe den Widerwillen der Tupinambas in einem solchen Grade erregt, daß das gute Einverständniß zwischen ihnen und den Weißen gestört und offene Feindseligkeit ausgebrochen sey. — Dieses und manches andere erzählte mir der Wilde, und wie endlich durch unaufhörliche Kriege, der Uebermacht und Verrätherei erliegend, der einst so zahlreiche Stamm der Tupinambas bis auf wenige Familien zusammengeschmolzen, die sich entweder andern Indianerstämmen angeschlossen oder vereinzelt in der Einsamkeit undurchdringlicher Wälder herumirren.

Vergleicht man nun diese Angaben mit Rocha Pitta's america portuguesa, so findet man, daß denselben historische Ereignisse zum Grunde liegen, und man muß erstaunen, wie diese mit der Schreibkunst gänzlich unbekannten Wilden dergleichen geschichtliche Begebenheiten aus so entfernter Zeit aufbewahren konnten. Der Caramuru oder Hochbegabte meines Wilden nämlich ist kein anderer, als Diego Alvez Correa, der um das Jahr 1512 an dieser Küste Brasiliens Schiffbruch litt und ganz allein gerettet wurde. Er fand eine gastliche Aufnahme bei den Tupinambas, ließ sich unter ihnen nieder und heurathete die Tochter ihres Anführers, die berühmte Paraguassu, welche von jenem Schriftsteller als ein hochsinniges Weib geschildert wird.

Als im Jahre 1531 das ganze Territorium von Brasilien in erbliche Statthalterschaften getheilt wurde und man den Statthaltern das Recht verlieh, große Ländereien zu erobern und darin nach Gutdünken Niederlassungen zu gründen, so erhielt Francisco Pereira Coutinho den Landstrich zwischen Ponta da Padrao und Rio de Francisco. Er begann seine Regierung mit einem grausamen Kriege gegen die Tupinambas und ließ den Caramuru oder Diego Alvez Correa gefangen nehmen und fortführen. Dieß war, wie oben der Wilde erzählt, das Signal zu einem blutigen Aufstand der Indianer, in welchem besonders die Frau des Schiffbrüchigen die erste Rolle spielte und in Folge dessen Coutinho und seine Leute aus dem Lande gejagt wurden. Als er zurückkehrte, litt er bei der Insel Itaparica Schiffbruch, bei welcher Gelegenheit er und die Seinigen auf die oben erzählte Weise ihren Tod fanden.

Die später angekommenen Weißen, deren der Wilde erwähnt, waren diejenigen, welche Thome de Souza von Portugal nach Brasilien führte. Um nämlich der Krone die Einkünfte zuzuwenden, welche bisher die Erbstatthalter für sich behalten hatten, so schränkte die portugiesische Regierung die denselben verliehenen Vorrechte bedeutend ein. Um dieser Verfügung Nachdruck zu geben und den beabsichtigten Zweck desto sicherer zu erreichen, rüstete man eine Expedition von fünf Schiffen aus, welche mit 600 Freiwilligen, 1500 Verbrechern und einigen durch die Aussicht auf Wohlstand und Reichthum zur Auswanderung veranlaßten Familien bemannt waren. Der Oberbefehl wurde Thome de Souza anvertraut, der mit dem Titel eines Generalgouverneurs von Brasilien bekleidet und ermächtigt wurde, seine Jurisdiction über alle Statthalterschaften auszudehnen. Er landete an der Stelle, wo heutzutage Bahia steht, und gründete diese Stadt. Da er Diego Alvez Correa noch am Leben traf und dieser durch die Bande der Verwandtschaft mit den Wilden verbunden war, so trug er nicht wenig zu der Allianz bei, welche Thome de Souza mit den Tupinambas schloß. Die Gesellschaften der Jesuiten, welche sich unter Johann III um 1540 auch in Portugal verbreiteten, sandten bald nachher ihre Jünger nach Brasilien, und diese werden die Priester gewesen seyn, von denen der Wilde redet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1844.

La maison des diaconesses protestantes.

(Von einer jungen Deutschen in Paris.)

Der Faubourg St. Antoine könnte das protestantische Quartier von Paris genannt werden; dort wohnen zugleich viele deutsche Handwerker, meistens ébenistes, und ganz am Ende desselben nahe bei der Barrière de Charenton (ein Name, woran sich wieder protestantische Erinnerungen knüpfen) liegt die obgenannte Maison des diaconesses protestantes, einsam und luftig, freilich noch intra muros. Nun sollte ich auch in unsrer Kirche das kennen lernen, was schon in einer fremden mich so sehr begeistert hatte. Also hatte sich schon ein solcher Verein verwirklicht, dessen Entstehung ich so sehnlich gewünscht! Ich klopfte an die große Pforte und eine Schwester that mir auf. Nun nicht mehr die beflügelte Cornette von steifem, dichtem Battist, sondern eine einfache, klare Musselinhaube, deren flaches Stirnstück wie bei den andern sœurs ebenfalls alles Haar verdirgt, und die mit einer oben ganz schlicht vorstehenden und nur unter dem Kinn gekräuselten Besetzung von demselben Stoff eingefaßt ist, auf diese Weise den Schleier etwas zurückrufend. Das schwarze Merinokleid ist aus Einem Stück und hat nicht die ganz weiten Aermel, eine Pellerine des nämlichen Stoffes deckt die Schultern; ein weißer, steifleinener Kragen, wie auch einige Weltliche ihn tragen, faßt den Hals ein, und die blaue Schürze macht das Costüm vollkommen. Ich hörte nachher, daß es für alle drei Stufen: la sœur aspirante, la novice et la diaconesse dasselbe bleibt, nur mit der Abänderung der Schürze, welche bei der ersten hellblau, der zweiten dunkelblau und der letzten schwarz ist.

„Madame la Supérieure est-elle chez elle?“

Man führte mich durch einen kleinen Hof, eine kleine Treppe hinauf in einen kleinen Gang und von da in ein kleines Zimmer; alles ist hier diminutiv und in der Knospe nach den weiten Räumen, die ich in katholischen Anstalten dieser Art übersehen hatte. Auf großen Marmortafeln an der Wand standen hier wieder Sprüche der Bibel, aber nun keine Gebete mehr an die heilige Jungfrau, keine Crucifixe, keine blumenreichen Altäre der Königin der Königinnen errichtet. „Dieu me garde, de me justifier en autre chose qu'en la croix de notre Seigneur Jésus Christ, par laquelle le monde est crucifié à mon égard, et moi je suis crucifié au monde. Gal. 6. 14. Hier athmete das Wort, der Geist nun keine Zeichen mehr, hinweg die irdische Hülle: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Wer kann mir aber verdenken, daß es mir zuerst im Contraste etwas kalt vorkam.

Die sœur Supérieure erschien, eine kleine, nicht junge, nicht alte und wie sie mich bald fühlen ließ, feingebildete Dame. Sie fing mit der Geschichte und dem Ursprung dieser protestantischen Schwesterschaft an, wie vor sieben Jahren die erste in Kaiserswerth vom Pastor Flinder begründet worden sey, die jetzt schon fünfzig Schwestern zähle, wie vor 2½ Jahren eine eben solche Gemeinschaft in London entstanden, unter der Leitung der wohlthätigen Mrs. Fry, wie etwas später Straßburg diesem Beispiele gefolgt und ganz kürzlich auch ein Ort in der Schweiz nahe bei Lausanne.

Die Institution in Paris ist zwei Jahre alt und besteht bisher aus neun Schwestern, die Supérieure mit eingerechnet. Man ist aber augenblicklich mit mehreren in Unterhandlung, die einzutreten wünschen und welche noch durch Familienverhältnisse gehindert werden. So lange diese Correspondenz dauert, nennt man sie postulantes; sobald sie die Schwelle der christlichen Liebe betreten haben: sœur aspirante, welcher erste Grad sechs Monate dauert; dann werden sie sœur novice auf ein Jahr und zuletzt diaconesse. Zu diesem Amte ist aber, außer der Supérieure, noch keine der Schwestern gelangt, weil sie noch nicht Gelegenheit gehabt haben, sich in dem Zweige der Krankenpflege zu üben, da die maison de santé so eben erst eröffnet ist und sie also noch nicht vollkommen eingeweiht sind.

Denn das Werk, „l'œuvre,“ wie es hier heißt, statt „vocation“ bei den katholischen Schwestern, zerfällt in verschiedene Zweige: die Krankenpflege, Kinderwartung und Zucht, Seelsorge, Zurechtweisung verirrter Schafe u. s. w. So ist mit diesem Hause verbunden: „un refuge,“ eine „Infirmerie,“ ein „Pénitencier“ und eine „maison de santé.“ Alles dieses

ist neu und innerhalb der zwei Jahre zugleich mit der Stiftung der Schwesterschaft entstanden. Während die katholischen Schwestern die reichen Hospitäler alle, die Gefängnisse und Institute ganz fertig dastehend fanden und weiter nichts zu thun hatten als sich die Thüren zu öffnen, was natürlich, sobald einmal ihr Verdienst anerkannt war, willig genug geschah, — so mußten unsere protestantischen Liebesschwestern sich erst ein Werk, ein Terrain schaffen.

Obgleich man die Kranken und Hülfsbedürftigen der protestantischen Religion ebenso in den öffentlichen Anstalten aufnimmt, wie die Kinder des Papstes, so konnten doch natürlich die Anhänger einer evangelischen Gemeinschaft hier keinen so leichten Eingang finden, da Katholicismus die herrschende Religion ist, und es Collisionen gegeben haben würde. Freilich fingen die Schwestern nicht allein an, sondern unterstützt oder vielmehr angeführt von dem würdigen und verdienstvollen Prediger Mr. Vermeil.

Es gibt viele tausend Protestanten in Paris. Sollten unter diesen nicht viele Unglückliche seyn? Sollten sie nicht desselben Privilegiums theilhaftig werden können, was ihren katholischen Brüdern in so reichem Maaße von liebenden, verbindenden, tröstenden, sanften Frauenhänden mitgetheilt wird? Woher die Fonds? Nichts war da. Aber der Herr hat geholfen; ohne eine médaille miraculeuse geschehen auch Wunder. Die Wunder des evangelischen Glaubens operiren sich durch Vertrauen, durch Harren, durch Bewußtseyn der guten Sache, durch Stützen auf barmherzige Gemüther. Ich muß aber hinzufügen, daß es überhaupt das Princip aller sœurs de charité ist, daß man durch Nichts Alles vermag. Gaben und Subscriptionen haben also das zu Werke gebracht, was ich heute nicht ohne Rührung und mit dem innigsten Gebet für Fortgang und Gedeihen sah. Die maison de refuge ist in diesem Augenblick noch die Hauptbeschäftigung dieser sœurs de charité und ihr zahlreichstes Institut. Es umfaßt solche unglückliche weibliche Wesen, die gegen Gott und Menschen sich tief vergangen haben, und nun ihre Fehler einsehend ein neues Leben anfangen und in den Schooß der menschlichen Gesellschaft zurückkehren möchten. Wie dieß zu machen? Sie kennen die Arbeit nicht, ihre Gesundheit ist angegriffen, ihr Name befleckt, die Menschen würden von ihrem verpesteten Hauche zurückschrecken. Le refuge nimmt sie auf, gibt ihnen das Wort Gottes zum Trost, lehrt sie die Arbeit zur Nützlichkeit und zur Zerstreuung, weist ihnen strenge, doch sanfte Schranken an, und gibt ihnen so die neue Geburt. Wir sehen von dem Fenster aus mehrere dieser armen repenties (Reuigen) — so werden sie genannt — um einen Waschtrog versammelt. Sie scheinen heiter und fleißig, mehrere Gesichter freilich etwas zurückstoßend. Ihr Costüm ist blau, mit schwarzer Haube und weißem Tuch. Einige kommen aus dem Gefängnisse St. Lazare, leider einem Gefängnisse, worin meistens unmoralische Frauenzimmer sich befinden, andere aus eigenem Antriebe. Daß ein protestantisches Comité Eingang in jenes Gefängniß gefunden hat, ist der immer thätigen Mrs. Fry zu verdanken, welche in mehreren Besuchen in diesem Hause dieß mit Energie durchsetzte. Die katholischen Gefangenen hatten schon vorher Unterstützung, moralische und weltliche, durch die Schwesterschaft ihres Glaubens gefunden. Dasselbe Comité beschützt nun auch die repenties, welche sich freiwillig in das refuge begeben. Eine Pension von 300 Fr. jährlich wird für sie bezahlt von der wohlthätigen Hand, unter deren unmittelbarer Protection sie steht, und ein Trousseau von 100 Fr. beim Eintritt. Die gewöhnliche Dauer ihres Aufenthalts ist auf zwei Jahre bestimmt, und im zweiten fällt die Pension weg. Zwei Drittel von dem Ertrag ihrer Arbeit ist für sie selbst bestimmt, und wird durch die Sparcasse verzinst bis zu ihrem Abschied. Ein Theil des Hauses ist für die Repenties eingerichtet und von dem, welcher den Diaconesses zugehört, getrennt. Ich sah zuerst diesen letzteren, in welchem die zuvorkommende und liebenswürdige Supérieure sich die Mühe gab mich herumzuführen. Hier liegt außer dem Parloir und Oratoire auch alles Uebrige dem Auge des Beschauers offen. Die evangelische Religion hat keine Geheimnisse. — Das Oratoire oder die kleine Hauscapelle war ohne allen Schmuck, außer einem großen Kreuz. Bänke reihten sich vor dem Katheder. Hier versammeln sich die Schwestern alle Morgen zur geistlichen Lectüre, und am Sonntag wird öffentlicher Gottesdienst gehalten vom Prediger Vermeil. Die kleinen Dortoirs der Schwestern enthielten zwei Betten, oder eines, waren hell und reinlich, wieder mit Sprüchen aus der Bibel an den Wänden versehen, und über der Thür immer ein kurzer Kernspruch in großen Lettern; die Bibel statt einer Statue der Jungfrau und einige andere religiöse Bücher, ein Spiegel und wenig sonst. Apropos dieses Spiegels fällt mir ein, daß die Supérieure mir erzählte, zum Beweis mit wie wenigem die Schwestern in Kaiserswerth angefangen haben, daß eine Sœur eines Morgens toute barbouillée erschienen sey, worüber ihr die Supérieure Vorwürfe gemacht (Reinlichkeit gehört zu den Regeln der Sœurs), und die Antwort war: „Mais, ma sœur, je n'ai pas pu voir, puisque nous n'avons pas de glace.“ In verschieschiedenen dieser dortoirs saßen Schwestern handarbeitend und schreibend. Es gibt auch eine étude, worin diejenigen, welche es bedürfen, zum Unterricht sich vorbereiten, und ferner das Refectoire; die Repenties haben ein einfaches, kleines Refectoire unten, alles was sie thun, überwacht eine Schwester; wir fanden zwei in der Küche beschäftigt. Es ist freilich die Regel, sagte die Supérieure, daß jede Schwester sich selbst bediene, aber so lange wir noch nicht vollständig eingerichtet sind und nicht genug für unsre Repenties zu thun haben, ist es ihr Geschäft das Haus zu reinigen, die Küche und Wäsche zu besorgen ꝛc. In einem ziemlich geräumigen Zimmer war die größere Anzahl der Repenties mit Handarbeit bemüht, worin eine Schwester sie unterwies; ihre Anzahl ist im Ganzen 16, obgleich man nur für zwölfe eingerichtet ist, man muß hoffen, daß die Räume sich noch dehnen. Die Dortoirs oben sind alle für Eine eingerichtet und befinden sich in einem langen Corridor. „Nous croyons la solitude nécessaire et salutaire dans ce cas-ci,“ sagte die Supérieure. Gleich im An-

fange ihres Eintritts werden selbst jeder Repentie 14 Tage der gänzlichen Abgeschlossenheit in ihrer Zelle angewiesen, damit sie sich unter dem einflußreichen Zuspruch einer Schwester sammle und vorbereite zu ihrer neu eingeschlagenen Bahn. Auch hier fand ich auf jedem Tische eine aufgeschlagene Bibel, und die Sprüche unter Rahmen und Glas waren alle in Bezug auf den Reuezustand der Bewohnerinnen und der Gnadenfülle Gottes. Die Aussicht der Fenster ist allenthalben frei und luftig. Wir gingen in den Garten, von wo man das ganze weite Paris überschauen kann, mit seinen Kuppeln, seinen Thürchen, seinen rauschenden Freuden, mit seinen eclatanten Lastern. Und von da fiel mein Blick auf meine Begleiterin im schwarzen Kleide, deren heiterernste Züge sprachen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Die Repenties haben ihren Garten apart, es ist eine schattige Allee im Sommer.

(Schluß folgt.)

Merkwürdiges Insect.

Gegenwärtig bemerkt man in mehreren französischen Departements eine merkwürdige Thatsache, auf welche Hr. Victor Paquet die Aufmerksamkeit der k. Gartenbaugesellschaft in Paris gerichtet hat. Es ist dieß die Erscheinung eines Insects, das die Frucht- und Waldbäume angreift, Stamm und Zweige vollständig bedeckt und ihnen einen graulichen oder weißlichen Anstrich gibt, daß man glauben sollte, sie seyen mit Schnee oder Eis bedeckt. Das Insect hat einige Aehnlichkeit mit demjenigen, welches den Kirschlorbeer- und den Orangebaum angreift; untersucht man es aber näher, so erkennt man alsbald, daß es von dem letztern wesentlich verschieden ist nicht bloß in Betreff des Aussehens, sondern auch der Purpurfarbe, die man erhält, wenn man es zwischen den Fingern zerreibt. Diese Farbe ist derjenigen, welche die Cochenille gibt, ganz ähnlich, und es fragt sich nur, ob man das Insect als Farbmaterial benützen kann oder ob es für die Bäume verderblich ist, so daß man es zu vernichten suchen muß. (Moniteur industriel vom 2 Mai.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Was nun die Bekehrung meines Reisegefährten betrifft, so hatte er in der Taufe den Namen Antonio erhalten, und sein Christenthum war aus einer dicken Masse des gröbsten heidnischen und christlichen Aberglaubens, einigen unzusammenhängenden wunderbaren Geschichten von Heiligen und wenigen nothdürftigen moralischen Lehren zusammengesetzt. Er kannte jedoch die zehn Gebote, wußte den Rosenkranz zu beten, seine Kreuze zu machen, und so mochte er im Ganzen ungefähr mit den niedrigen Volksclassen dieses Landes auf einer Stufe stehen. Dabei besaß er einen gutmüthigen, verträglichen Charakter, und bei einer freundlichen Behandlung zeigte er sich willig und folgsam. Einige Gläser Wein machten ihn gesprächig, wobei man sich jedoch in Acht nehmen mußte, ihm über den Durst zu geben, denn in diesem Zustande wurde er händelsüchtig, und forderte die ganze Welt heraus, sich mit ihm zu schlagen, oder er gab, zur nicht geringen Belustigung der Schiffsmannschaft, allerlei närrische Streiche an. Ich habe jedoch stets auf freundschaftlichem Fuße mit ihm gelebt und er erkannte meine Autorität an.

Nach einer fünfzehntägigen Fahrt längs der südöstlichen Küste Brasiliens liefen wir in die Mündung des großen Flusses des heiligen Petrus (Rio Grande do Sao Pedro) ein. Mehrere Sandbänke, die durch die Gewalt der Strömungen öfters ihren Platz verändern, machen die Einfahrt für größere Schiffe gefährlich; in der Bucht selbst aber finden sie ein ruhiges und tiefes Wasser.

Nicht weit vom Ausflusse des Rio Grande in den atlantischen Ocean liegen sich gegenüber an beiden Seiten des hier über eine Meile breiten Stromes die Städte Rio Grande do Norte auf dem nördlichen und Rio Grande do Sul auf dem südlichen Ufer. Die Städte mit ihren rothen Ziegeldächern gewähren von der Rhede aus einen recht freundlichen Anblick, und auch im Innern derselben sieht es ziemlich ordentlich und regelmäßig aus. Mehrere zum Theil auf Inseln belegene Forts vertheidigen die Stadt; ihre beste Schutzwehr werden jedoch die gedachten, am Eingange des Hafens belegenen und für große Schiffe unzugänglichen Sandbänke seyn, denn schwerlich würden sie den wohlgeleiteten Angriff eines kleinen Geschwaders aushalten.

Dem Reisenden wird es schwer, Materialien zur Beschreibung brasilischer Provincialstädte zu sammeln; da die Gebäude weder durch Großartigkeit noch Eleganz des Styls sich auszeichnen, und da Anlagen und Denkmäler der Kunst nicht vorhanden sind und keine historischen Denkwürdigkeiten an diese todten Mauern sich knüpfen, so müssen dergleichen Schilderungen immer sehr dürftig ausfallen, und es würde ein undankbares und müßiges Geschäft seyn, dabei lange zu verweilen. Der Handel ist jedoch ziemlich lebhaft, und es herrscht im allgemeinen große Rührigkeit und ein nicht unbedeutender Wohlstand. Die wichtigsten Ausfuhrartikel bilden Häute, Hörner, Talg und gedörrtes Fleisch — Producte, welche die unabsehbaren, zum Theil noch wild im Innern dieser Provinz lebenden Viehheerden liefern. Auch gilt die Provinz Rio Grande für die Kornkammer Brasiliens und es wird eine nicht unbedeutende Quantität Getreide verschifft. Der hier herrschende Ton, so weit ich denselben während meines kurzen Aufenthalts zu beobachten Gelegenheit hatte, ist ziemlich anständig, wozu der Aufenthalt mehrerer europäischen Kaufleute und die Verbindung mit der übrigen Welt durch den Ocean das ihrige beitragen. Die Menschen scheinen hier rühriger und kräftiger zu seyn, als in den nördlichen Provinzen Brasiliens, wo sie durch das üppige Klima in erschlaffende Sinnlichkeit und Unthätigkeit versunken sind. Von einem höhern geistigen Leben findet man jedoch nirgends eine Spur; Bildungsanstalten, welche Keime davon enthielten, sind nicht vorhanden, und da auch keine Zeitschriften und periodischen Blätter erscheinen, so kann die Presse ebenfalls das Licht der Aufklärung nicht verbreiten, und die Menschen bleiben in den Interessen eines groben Materialismus befangen. Die Umgebung der Stadt ist sehr kahl und besteht größtentheils in Hügeln von Sand, die der Wind aufhäuft und oft wieder verschiebt.

Der Rio Grande ist zwar ein breiter und für größere Schiffe fahrbarer Strom, hat aber keinen langen Lauf. Er steht mit der Lagoa dos Patos oder dem Entensee, einem großen Binnenwasser, das durch ein Netz vieler aus dem Innern fließender kleiner Flüsse gebildet wird,

in Verbindung oder ist vielmehr dessen Abzugscanal in den Ocean. Wir schifften, durch widrige Winde aufgehalten, diesen Strom dreizehn Tage aufwärts. Die Ufer sind niedrig und die ganze Landschaft hat nicht den poetischen Charakter, der vielen andern Gegenden Brasiliens eigen ist. In den weidenreichen Ebenen gewahrt man große Heerden von Hornvieh, und die vielen Landgüter und Orte, welche sich an beiden Ufern den Vorüberschiffenden zeigen, lassen auf eine zahlreichere Einwohnerschaft schließen, als dieß gewöhnlich in Brasilien der Fall ist.

Endlich ankerte unser Schiff auf der Rhede von Porto Allegre. Diese etwa 9 bis 10,000 Einwohner zählende Stadt ist am Fuße, am Abhange und auf dem Gipfel eines Hügel's erbaut, weßhalb sie auch sehr unregelmäßig erscheint. Auf dem Gipfel liegt die Kathedrale, ein ziemlich stattliches Gebäude, und von hier aus hat man eine weite Aussicht in das Innere und auf den schiffreichen Hafen, denn auch hier blüht der Handel. Die Stadt ist auf drei Seiten von Wasser eingeschlossen, nämlich von dem sie im Halbkreise umgürtenden Jacui und der Lagoa dos Patos, in den sich hier mehrere kleine Flüsse münden. Hier ist der Sitz eines Präsidenten und eines Gouverneurs; jener hat die Civil- und dieser die Militärangelegenheiten unter Händen. In dieser Stadt haben sich viele deutsche Handwerker niedergelassen, welche sich von der in der Nähe belegenen deutschen Colonie Sao Leopoldo hieher gewandt haben und meistens reichlichen Verdienst finden. Ebenso gibt es mehrere deutsche Wirthshäuser, die von den Deutschen fleißig besucht werden und die darin größtentheils ihre einzigen Erholungen finden: sie können sich nicht so leicht, wie die Brasilier, an das Stillleben im häuslichen Kreise gewöhnen. Dieses häufige, Zeit und Geld kostende Umhertreiben in den Wirthshäusern und übermäßiger Luxus und Kleiderputz sind die Ursachen, weßhalb man nur selten Wohlstand unter den hiesigen deutschen Handwerkern antrifft.

Während meiner hiesigen Anwesenheit wohnte ich noch der Hinrichtung eines Negers bei, welcher seinen hartherzigen Gebieter mit mehreren Messerstichen verwundet hatte. Er wurde gehängt, was überhaupt die einzige Todesstrafe in Brasilien ist. Der arme Schelm war vor Schrecken fast weiß geworden, und kaum konnte er allein die verhängnißvolle Leiter besteigen, wo ihm sein ebenfalls schwarzer Henker das hanfene Halsband umlegte, ihm sodann mit großer Behendigkeit, wie ein Reiter dem Pferde, auf die Schultern sprang und sich in dieser Stellung mit dem armen, zwischen Himmel und Erde schwebenden schwarzen Sünder mehemals herumdrehte — ein Act, der zwar den Tod des Unglücklichen beschleunigte, aber auch einen höchst widrigen Anblick darbot. Als wir den armen Teufel baumeln sahen, sagte mein Begleiter, ein nordamerikanischer, in dieser Stadt ansässiger Kaufmann, indem er auf den commandirenden Officier der militärischen Escorte deutete: „Jenen Helden zu Roß und mit dem stattlichen Federbusche sollte man nur gleich daneben hängen, denn er würde eine größere und würdigere Zierde des Galgens seyn, als jener in Rohheit und Unwissenheit aufgewachsene schwarze Kerl.“ Auf meine Frage: „wie so?“ antwortete der Amerikaner: „Vor ungefähr sechs Monaten ersticht jener Bandit einen hiesigen angesehenen Kaufmann auf öffentlicher Straße bei hellem Tage, und zwar aus Rache darüber, weil dieser einem Taugenichts und Wüstling wie ihm die Hand seiner Tochter nicht geben wollte. Der Gouverneur läßt den Mörder festnehmen und schickt ihn nach Rio, damit ihm dort der Proceß gemacht würde. Er war damals Capitän; nach einigen Monaten kehrt er ganz wohlbehalten und zufrieden von Rio zurück und zwar als Major. Da haben Sie ein Pröbchen von brasilischer Gerechtigkeitspflege, die dem Meuchelmord Thür und Angel öffnet. Doch wird den Mörder die Nemesis früher oder später wohl erreichen und den rächenden Arm irgend eines Verwandten des Ermordeten bewaffnen; denn wo die Gesetze so schamlos und frech verhöhnt werden, da bleibt den Mißhandelten nichts als die Eigenhülfe übrig, und von dieser wird hier zu Lande denn auch gewöhnlich Gebrauch gemacht.“ Diese Geschichte kam mir so unglaublich vor, daß ich von mehreren andern Seiten Erkundigungen darüber einzog, welche sie aber vollkommen bestätigten.

Da ich ein offenes Empfehlungsschreiben von dem Großkanzler Brasiliens, Monsenhor da Miranda, bei mir hatte, worin sämmtliche Beamte ersucht worden waren, mir auf meiner Reise allen möglichen Vorschub zu leisten, so machte ich dem Präsidenten meine Aufwartung, und Se. Excellenz zeigte sich sehr gefällig und artig gegen mich. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß den brasilischen Großen nicht jener vornehme Dünkel eigen ist, den unsere europäischen Aristokraten gleichsam schon mit der Muttermilch einsaugen. Vor Ankunft des portugiesischen Hofes, dessen buntes Gefolge den alten europäischen Plunderkram von Ahnen, Orden, privilegirten Ständen u. dgl. m. mit hinüberbrachte, muß ein wirklich idyllischer Ton in Brasilien geherrscht haben, wobei der Unterschied der Stände und der damit verknüpfte Kastengeist eben nicht grell in die Augen gefallen seyn mögen. Der einzige Unterschied bestand in der Farbe der Haut, und je reiner und unvermischter sich das europäische Geblüt erhalten hatte, je mehr that man sich darauf zu gute; andere Bevorrechtigungen kannte man aber nicht. Im Innern Brasiliens, wohin die sogenannte Aufklärung, wie sie ein verderbter — denn das war unstreitig der damalige portugiesische — Hof verbreiten mochte, sich noch nicht Bahn gebrochen hat, findet man einige schöne Nachklänge aus jenen frühern patriarchalischen Zeiten, wozu besonders eine große Einfachheit der Sitten und die schöne Tugend der Gastfreundschaft zu rechnen sind. Dagegen aber mußten der Einfluß des Hofes und die von ihm ausgehende Sittenverderbniß, so weit sie sich verbreiten konnten, auch um so leichter empfänglichen Boden gewinnen, da das durch ein üppiges Klima ohnedieß schon erschlaffte brasilische Volk nur zu bereitwillig den sinnlichen Begierden sich hingab und den gröbern Ausschweifungen, als heilsamen Damm, keine Grundsätze entgegenstellen konnte, welche die Frucht wahrer Bildung und Charakterstärke sind. Daher die zahlreichen Auswüchse der gröbsten Lasterhaftigkeit, wie man sie in den größern Städten Brasiliens nur zu häufig wuchern sieht. (Fortsetzung folgt.)

F l e i s c h v e r b r a u c h i n P a r i s. Die Administration von Paris hat den löblichen Gebrauch jeden Monat den Verbrauch der Stadt genau bekannt zu machen. Namentlich ist dieß mit dem Fleisch der Fall, und da Fleisch für die Mehrzahl der Bevölkerung ein Luxusartikel ist, so bieten solche Bekanntmachungen Gelegenheit zu manchen Schlüssen dar, besonders auch da Fleisch sich nicht aufbewahren läßt, wie Mehl und ähnliche Nahrungsmittel. Nach dem Moniteur industriel vom 14 April wurden in den drei ersten Monaten des Jahres 1843 verbraucht 20,406 Ochsen; 4169 Kühe, 16,085 Kälber und 115,954 Schafe; der Handel empfing 1,405,765 Kilogr. Fett. Dagegen wurden im ersten Vierteljahre 1844 nur verbraucht 19,987 Ochsen, 3668 Kühe, 17,501 Kälber und 109,183 Schafe; der Handel erhielt 1,263,115 Kilogr. Fett. Der Unterschied der beiden Jahre ist also sehr bedeutend.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

Einleitung.

In dem kürzlich in Madras publicirten Werke eines Cingalesen kommt eine Poesie vor, in welcher der Dichter die Schilderung des Wesens und des Charakters eines Engländers zum Gegenstande genommen hat. Er beschreibt darin auf der einen Seite den Stolz und die Anmaßung, mit welcher der Engländer auftritt, und auf der andern Seite die Demuth und die Unterwürfigkeit, mit welcher sich seine eigenen hindostanischen Landsleute vor diesem Gebieter von Ceilon beugen.

Wenn wir das ganze immense, von den Britten beherrschte Colonialreich überblicken, mögen wir schließen, wie viele andere Inseln und Länder es noch außer Ceilon gibt, deren Eingeborne ebenso wie die Cingalesen sich selber mit den Engländern vergleichen, und eine Parallele zwischen ihrem eigenen Charakter und dem ihrer brittischen Herren ziehen.

Es gibt eine Menge Nationen, deren ethnographische Untersuchungen und vergleichende Völkerschilderungen sich einzig und allein auf die Vergleichung der Engländer mit ihrem eigenen Selbst beziehen. „Wir und die Britten," sprechen sicherlich die Neuholländer und viele Südsee-Insulaner, weil sie von der Existenz keiner andern Nation etwas erfahren haben, und weil sie glauben, daß sie und die Britten die einzigen Bewohner der Erde sind.

In der That, es würde ein großes Werk werden, in dem man sämmtliche Urtheile, welche über die Engländer auf dem ganzen Erdboden gefällt werden, sammeln und alle die verschiedenen Stellungen und Verhältnisse, in denen sie zu den verschiedenen Nationen des Globus stehen, beleuchten, und alle Antipathien — mit den Sympathien käme man leichter zu Stande — welche sie in allen Erdenwinkeln gegen sich erregt haben — untersuchen und alle psychologischen und ethnographischen Contraste, welche sich dabei herausstellen, malen wollte.

Welche lange Reihenfolge von Skizzen würde es in einem solchen Werke geben, wie diese: „der Cingalese und der Britte," — „der Hindu und der Britte," — „der Araber und der Britte," — „der Neuseeländer und der Britte," — „der Aschantee und der Britte rc. rc." So viel Interesse indeß solche Charakterschilderungen für die einzelnen Localitäten nicht nur, sondern auch im allgemeinen für jeden Denker haben möchten, so können wir uns doch hier nicht darauf einlassen, da die noch viel wichtigeren Contraste und Vergleichungen der Engländer mit den ihnen benachbarten großen civilisirten Nationen unsere Aufmerksamkeit vor allem in Anspruch nehmen.

Wie die Engländer unzähligen Völkern außer Europa als Herren und Gebieter gegenüber treten, so zeigen sie sich auch allen Völkern Europa's häufiger als irgend einer andern Nation. In allen Häfen der pyrenäischen Halbinsel, in Lissabon, in Oporto, in Cadiz, in Malaga, in Barcelona sind englische Handelsleute angesiedelt, und von jeher, von den Zeiten, wo Celten aus Spanien nach England herüberkamen, und wo die englischen Zinngruben von Gades aus besucht wurden, bis zu den Zeiten, wo englische Könige spanische Prinzessinnen und spanische Könige englische Prinzessinnen heuratheten, und bis auf unsere Tage, wo englische Feldherren die pyrenäische Halbinsel von den Franzosen befreiten, und englische Flotten und englische Soldaten die jetzt in Spanien und Portugal bestehenden Throne befestigen halfen, haben die brittische Insel und die pyrenäische Halbinsel in engen Beziehungen zu einander gestanden.

Wie um die pyrenäische Halbinsel immer die Engländer und die Franzosen rangen, so stritten sich beständig um die transalpinische Halbinsel, über Italien, die Deutschen und Franzosen. Und diese beiden Nationen sind daher mehr bekannt und besprochen in Italien, als irgend welche andere. Die Engländer stehen hier zurück, doch nehmen sie entschieden nach jenen beiden den nächsten Platz ein.

Die Verbindung und Bekanntschaft der Britten mit den Italienern ist uralt. Die Bestrebungen der Italiener auf den Gebieten der Wissenschaften und Künste waren in England schon frühzeitig hoch geachtet, und die italienische Literatur hatte den bedeutendsten Einfluß auf die Entwicklung der

englischen. Auch jetzt noch wird die italienische Sprache sehr häufig in England betrieben, und steht dort wohl nur der französischen nach. Als Besitzer der südlichsten italienischen Inseln sind die Engländer die Nachbarn der Italiener. In Livorno, in Neapel, in Palermo und andern italienischen Häfen sind sie die vornehmste Handelsnation, und in den Orten des Innern sind sie als Zugvögel häufiger als irgend andere Fremde. Auch in Italien hat sich daher eine allgemeine Volksansicht über die Engländer begründet.

Aehnliches ließe sich von Griechenland nachweisen.

Wenden wir uns vom Süden Europa's zu den Halbinseln und Ländern des Nordens, so finden wir Schwedens, Norwegens und Dänemarks Völker ebenfalls fast zu allen Zeiten mit den Bewohnern der brittischen Inseln in nahen Verhältnissen, namentlich die Dänen, die einst Herren und Gebieter von England waren, die stets mit dem benachbarten England handelten und verkehrten, die brittische Flotten in friedlicher oder feindlicher Absicht häufig in ihren Gewässern erblickten, und die beständig noch jetzt der brittischen Marine ihre besten Matrosen liefern.*) Die Dänen traten daher den Engländern von jeher so häufig gegenüber, und kommen noch jetzt mit ihnen in so alltägliche Berührung, daß ohne Zweifel auch eine eigenthümliche dänische Ansicht des englischen Volkscharakters sich ausgebildet hat.

Auch in Rußland hat man die Engländer seit 300 Jahren, seit dem Jahre 1553, in welchem sie zuerst bei Archangel landeten, persönlich kennen gelernt, und mit ihnen einen bis auf die neuesten Zeiten herab mehr und mehr belebten Verkehr unterhalten. Englische Factoreien und Handelsetablissements haben sich der Reihe nach in den russischen Häfen, sowie sie sich der Reihe nach unter den Iwans, unter Peter dem Großen, unter Katharina dem Weltverkehr öffneten, in Archangel, Riga, Petersburg, Odessa &c. gebildet, und so wie die Begründung der russischen Handelsthätigkeit, so ist auch eben so das neue Aufblühen der russischen Fabrikindustrie unter der persönlichen Mitwirkung der Engländer ins Leben gerufen. In Amerika ist der weit verbreitete slawisch-russische Volksstamm sogar ein Nachbar der weit gebietenden anglo-sächsischen Race geworden; und in Asien, in Syrien, im Kaukasus, in der Tatarei, in Indien, in China sind eine Menge politischer Fragen aufgetaucht, die ausschließlich nur zwischen den beiden Nationen der Russen und der Engländer verhandelt und discutirt zu werden scheinen.

So groß demnach die Connexion und intime Bekanntschaft der Engländer mit allen diesen eben genannten Völkern Europa's ist, so viel kritisirt, so sehr bewundert, so heftig angefeindet, so hervorragend und von allen bemerkt sie auch in Rußland, in Dänemark, in Norwegen, in Italien, Griechenland, Spanien dastehen, so gibt es doch noch zwei andere Völker in Europa, mit denen sie von jeher unvergleichbar innigere Verbindungen unterhielten, als mit einem der eben genannten. Dieß sind diejenigen beiden Nationen, die jetzt mit den Engländern an der Spitze der europäischen Cultur stehen, die Deutschen und die Franzosen. Eine Beleuchtung des Verhältnisses, in welchem die Engländer zu diesen beiden Nationen stehen, ist so unvergleichlich viel interessanter, und verspricht so viel wichtigere Resultate, daß dagegen die sämmtlichen, oben berührten Parallelisirungen der Engländer mit den Russen, mit den Dänen, mit den Spaniern, mit den Italienern in Schatten gestellt werden.

Seitdem die europäischen Colonien in Amerika sich vom Mutterlande befreit haben, sind auch jenseits des atlantischen Oceans Staaten und Völker entstanden, die Anspruch machen, mit in den Kreis der gebildeten Nationen gerechnet zu werden. Unter diesen stehen die Bewohner der nordamerikanischen Freistaaten obenan. Sie sind die wichtigsten, bevölkertsten und gebildetsten unter allen Nationen. Dazu stehen sie mit den Engländern in so überwiegend intimen Beziehungen, daß wir daher gegen sie ebenso die Brasilianer, die Mexicaner, die Chinesen, die Peruaner und die andern Völker Amerika's zurücktreten lassen, wie gegen die Deutschen und Franzosen alle übrigen Nationen Europa's.

Dem allem nach beschränken wir also die Betrachtung des Verhältnisses der Engländer zu ihren Nachbarn auf die Beleuchtung ihrer Stellung

1) zu den Franzosen,
2) zu den Deutschen,
3) zu den Amerikanern.

La maison des diaconesses protestantes.

(Schluß.)

Diesem Hause zur Seite, nur durch die beiden Pforten getrennt, liegen in drei abgetheilten kleinen Gebäuden l'Infirmerie, le Pénitencier und la maison de Santé. Das letztere ist seit vierzehn Tagen eröffnet und hat noch keine Kranken; die Infirmerie enthält Kinder, welche scrofulös oder geknüpft sind, welches wegen schlechter Nahrung oder Pflege in Paris so oft der Fall ist. Ich sah ihr wohlgewärmtes Dortoir und Refectoir. Beide waren aber leer, da sich die Kleinen gegenüber im Pénitencier im Schulzimmer befanden, von woher wir sie singen hörten. Das Pénitencier ist für Kinder, die mit bösen Gewohnheiten und Unarten geboren oder dazu erzogen sind, und deren kleines Herz hier gesund gemacht werden soll, wie der andern Körper, weil die Eltern es nicht vermögen. Es ist die Absicht, sie ungefähr bis zu ihrer ersten Communion zu behalten.

Im Refectoire dieser kleinen Pénitenciers standen zwei hölzerne Tische an den Wänden mit kleinen Auszügen, welche das Couvert eines jeden, den zinnernen Teller, den Becher, einen Löffel, Gabel und Messer mit Serviette enthielten, was sie zur Eßzeit sich selbst vorlegen müssen.

Die Betten in ihrem Dortoir sind alle durch eine halb-

*) Es gibt mehrerer, dem König von Dänemark unterworfene Inseln, deren Bewohner seit langen Zeiten gewohnt sind Dienste in der brittischen Marine zu suchen. Es ist zu vermuthen daß, nachdem die Dänen ihre Flotte verloren, die Anzahl der in Dienste der Britten tretenden Dänen sich wohl eher vermehrt als vermindert hat.

hohe Bretterwand getrennt, um eine Art kleines Gefängniß zu bilden. Ihr Handtuch, Spiegel, Nadelkissen hängt an dieser Bretterwand, und ein kleiner Tisch steht vor jedem Bette. Alle Betten in der Anstalt waren eisern. Im Schulzimmer fanden wir endlich die Kranken und Unartigen versammelt, eine Schwester unterrichtend. Die letzteren saßen nicht, wie die ersteren, frei auf ihren Bänken, sondern viele durch eine kleine Bretterwand getrennt. Die kleinen Mädchen aus der Infirmerie waren meistens schiefbeinig und triefäugig. Möge der Schwestersamen bei allen Früchte tragen.

Das maison de santé ist sehr bequem und selbst hübsch eingerichtet; es wartet nur auf solche, die sich dort pflegen lassen wollen, und ist jeden Augenblick bereit, sie zu empfangen. Was mir sehr gefiel, war, daß man hier ein eigenes Zimmer für die Genesenden eingerichtet hatte, la chambre de guérison.

Ein solches Krankenbett mit Tisch und allem, was dazu gehört, kostet 500 Fr. Es wurde mir eins gezeigt, was eine wohlthätige Dame geschickt hatte. Wie leicht auch statt eines eleganten Mantels oder statt eines hübschen Toilettentisches einem armen Leidenden Lager und jede Bequemlichkeit zu verschaffen! Die Supérieure zeigte mir auch große Krüge und Gläser mit Medicamenten, welche für die Pharmacie eben angekommen waren und noch unausgepackt dastanden. Es scheint also die Theilnahme für diese Anstalt rege zu seyn, wie überhaupt es ein schönes Zeichen unserer Zeit ist, daß dieser Geist der thätigen Christlichkeit mehr und mehr aufgeht, und daß die weibliche Charité sich ihre Hütten baut an allen Enden. Leider gibt es nur zu viele Wunden zu verbinden und zu heilen. Die liebenswürdige Supérieure erzählte mir, daß in der Faubourg St. Antoine unter den Deutschen sich viele elende Familien befänden, des ébénistes, die keine Arbeit fänden. Einer von diesen unter andern sey genöthigt gewesen, vor einigen Tagen seine Frau mit zwei Kindern, die er sehr liebte, zu verlassen, um in Brasilien sein Glück zu versuchen, während seine Frau durch Firnissen für andere Tischler nun ihr kümmerliches Brod sich zu erwerben suche.

Durch den Garten der Kinder gingen wir wieder zu dem Hause der Diaconesses zurück, wo die Supérieure mir einige Hefte, die Regeln der Communauté enthaltend, überreichte. Also auch diese liegen baar und offen. Darunter bemerkte ich als Gegensatz mit den katholischen Schwestern vorzüglich, daß eine Postulante ohne die Einwilligung ihrer Eltern nicht aufgenommen werden kann. „Si quelqu'un n'a pas soin des siens, et principalement de ceux de sa famille, il a renié la foi, et il est pire qu'un infidèle." Die Geschichte meiner kleinen Postulante, Mlle. B., fiel mir dabei ein.

Ferner ist auch das Alter weiter hinausgerückt, von 21 bis 35 nämlich, und Wittwen können aufgenommen werden, welches bei den andern, glaub' ich, nicht der Fall ist. Man bindet sich für zwei Jahre, und besondere Gründe, wie eine mariage rétardé, der Tod eines Familiengliedes u. s. w. geben der Schwester die Erlaubniß, de se retirer de l'œuvre. Sie thun alle ihre Dienste unentgeltlich, ausgenommen wenn sie außer dem Hause Reichen ihre Krankenpflege leisten; in einem solchen Falle kommt dann das dadurch Geerntete den Armen wieder zu gut. Die Supérieure fügte hinzu, daß die Schwestern in London unter Mrs. Fry sich fast ausschließlich diesem Dienste widmeten und den Armen nur das zukommen ließen, was von den Reichen ihnen zuflösse. „Hier aber setzen wir die Armen immer voran und verschaffen nur den Reichen unsere Hülfe, wenn wir überflüssige Zeit haben."

Noch vieler Worte möchte ich mich erinnern, welche diese liebenswürdige Dame sprach, z. B. wie sie früher gedacht habe, es sey möglich, in der Welt sœur de charité zu seyn, wie sie es versucht, wie viele Hindernisse sich ihr in den Weg gestellt haben: Qu'en dira-t-on? qu'est-ce qu'on pensera de toi etc.," wie sie nun so glücklich sey und kaum es glauben könne, daß der Herr sie zu einer solchen großen Gnade ausersehen habe.

Ich richtete einige Worte an eine Schwester, welche mit ihrem Nähzeug da saß. „Je ne suis venu que le mois de juillet, mais si j'avais su avant, qu'il y avait une telle institution, je serais venu avant; car il est si doux, de servir le seigneur." Hier sind sie Mägde des Herrn „servantes du Seigneur," dort „épouses du Seigneur" und Dienerinnen der Himmelskönigin. Dieß ist der Unterschied, aber die Liebe ist doch eins, die Liebe vereinigt, sie trennt nicht — so besteht ein unsichtbares Band zwischen allen diesen Schwestern, diesen segensreichen Schwestern. „Ce sont de saintes filles," so hört man auch bärtige und dandiesche Herren über sie urtheilen.

Mit dankbaren Gefühlen trennte ich mich von dem freundlichen und angenehmen Wesen der Supérieure, und nicht ohne Rührung von diesem neuen aufknospenden Werke. Es wäre zu wünschen, daß zwischen allen protestantischen Schwestern ein solcher Zusammenhang bestände, wie bei den katholischen, mit einer supérieure générale an der Spitze. Das würde sie stärker machen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Neun Legoas von Porto Allegre liegt die deutsche Colonie Sao Leopoldo, wahrscheinlich die blühendste in ganz Brasilien. Der Weg dahin führt durch eine weite, von mehreren kleinen Flüssen durchschnittene weidenreiche Ebene, in welcher hin und wieder einzelne Landgüter zerstreut liegen. Ueberhaupt beginnen hier schon die endlosen grasreichen Ebenen, die sich mit weniger Unterbrechung in südlicher Richtung bis an den Rio de la Plata und jenseits dieses Stromes ausdehnen. Nur am fernen Gesichtskreise gegen Nordosten zieht sich ein bewaldeter, nicht sehr hoher Gebirgsrücken hin.

Ich hielt mich längere Zeit auf dieser Colonie auf, denn wenn man Jahre lang unter fremden Nationen gelebt hat, so erwacht die Sehnsucht nach der Heimath mit großer Gewalt in der Brust, und

man begrüßt freudig alles, was daran erinnert. Und solche Elemente enthält allerdings diese Colonie: man gewahrt en miniature ein deutsches Leben und Treiben, hört wieder die lang vermißten Töne der Muttersprache und begrüßt so viele Menschen, mit denen man ein gemeinsames Vaterland hat. Nur derjenige, welcher lange in der Fremde gelebt hat, weiß dergleichen Gefühle zu würdigen. Ein an sich sehr geringfügiger Vorfall bewies mir, wie mächtig das Band ist, das uns an die Heimath knüpft, und daß der Gewalt dieses Triebes zum Vaterlande auch keineswegs nervenkranke und schwächliche Naturen huldigen. Als ich zum erstenmal in der Dämmerungszeit in das von deutschen Colonisten gegründete Städtchen, den Hauptort der Colonie, eintritt, rief ein kleines Mädchen ihre auf der Straße spielende Schwester: „Mariechen, du sollst gleich zu Hause kommen!" Diese einfachen Worte des Kindes machten den lebhaftesten Eindruck auf mich: ich glaubte mich plötzlich nach Deutschland versetzt, und alle die alten Träume, Erinnerungen und Hoffnungen, schmerzliche und süße, traten recht lebendig vor meine Seele, und es war gut, daß wir bald die Nachtherberge erreichten, sonst würde ich mich vielleicht einer melancholischen Gemüthsstimmung überlassen haben.

Die Colonie Sao Leopoldo liegt zwischen dem 29 und 30° S. B. und wurde um das Jahr 1824 gegründet. Sie enthält viele Keime, welche ein fröhliches Gedeihen versprechen. Ein mildes, gesundes Klima, ein ergiebiger Boden und die Nähe einer nicht ganz unwichtigen Handelsstadt, die den Producten einen nahen und vortheilhaften Markt bietet, sind glückliche Umstände, welche den raschen Aufschwung und den Wohlstand der Colonie zu verbürgen scheinen. Der Rio dos Sinos, ein zwar nicht breiter, aber tiefer Fluß ist, indem er diese Colonie durchfließt und in zwei Hälften theilt, der Canal, welcher eine leichte und unmittelbare Verbindung mit Porto Allegre unterhält und auf dem die Producte ohne Schwierigkeit verschifft werden können. Dieser Fluß muß der deutschen, hieher verpflanzten Industrie, welche bereits in der Mitte eines von Fabriken und Manufacturen entblößten Landes Wurzeln gefaßt hat, dereinst von der größten Wichtigkeit werden, da derselbe eine eben nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpfte, directe Verbindung mit dem Weltmeere unterhält, und also den Erzeugnissen des Ackerbaues und Gewerbfleißes ein unermeßliches Feld eröffnet.

Die Colonie mag einen Flächengehalt von 120 Quadratmeilen haben, auf welchem gegenwärtig 7 bis 8000 Seelen leben. Das Pflanzenreich dieser Gegend entfaltet nicht die üppige Pracht und den Reichthum tropischer Gewächse wie die nördlichern Regionen Brasiliens, und die ganze Natur stellt sich nicht in dem hochpoetischen und großartigen Charakter dar, welcher die malerischen Umgebungen Rio's, Bahia's und Fernambuco's auszeichnet. Die Gegend ist eine wellenförmig gebildete Ebene, die nur hin und wieder von einigen Hügeln durchschnitten wird. Die Oberfläche des Bodens besteht aus natürlichen Weiden, in denen zahlreiche kleine Gehölze wie Oasen zerstreut liegen. Nur im Osten breitet sich ein bewaldetes Urgebirge aus. Die Wälder sind hier weniger dicht und nicht durch eine solche Menge Untergebüsch, Schling- und Wucherpflanzen undurchdringlich verkettet, wie dieß in den Tropengegenden Brasiliens der Fall ist. Sie liefern indessen vortreffliches Bauholz.

Der culturfähige Boden ist sehr fruchtbar. Die obere Decke besteht aus sandigem Lehm oder Thon, der oberhalb durch verfaulte Pflanzen ein wenig schwarz gefärbt, weiter unten aber härter und von verschiedener Farbe ist. An vielen Stellen kommt das Gestein zu Tage, und es scheint, daß der größte Theil Südamerika's aus Urgranit besteht, der in mehr oder weniger Tiefe mit angeschwemmter Erde bedeckt ist.

Das Klima dieser Colonie ist sehr gesund, und in dieser Beziehung ist deren Oertlichkeit glücklicher für die Natur der Deutschen gewählt, als jene Colonien unter der brennenden Sonne von Rio de Janeiro und Bahia. Im Sommer wird die Hitze mitunter zwar sehr drückend, allein heftige Gewitter kühlen den Luftkreis sehr bald wieder ab, und in der Winterzeit sind die Nächte und Morgen häufig so kalt, daß man oft die behagliche Ofenwärme im Zimmer vermißt. Es fällt jedoch kein Schnee, und nur höchst selten überfriert leichthin das stehende Gewässer. Ein hier lebender wissenschaftlich gebildeter Deutscher hatte im Jahre 1837 meteorologische Beobachtungen angestellt, deren Resultat folgendes war: In jenem Jahre waren 118 heitere, 130 wolkige und 117 regnerische Tage gewesen. In 64 Tagen ließ sich der Donner hören und 47 waren neblig. Die mittlere Hitze des Jahres betrug 67. 43 F. Die Menge des Regens war 49 Zoll $3^{15}/_{100}$ Linien. Im Monat November fiel der meiste Regen, der Monat Julius war der trockenste. Die Ausdünstung war 30 Zoll $\frac{1}{2}$ Linien. Der März hatte die größte Ausdünstung, der November die geringste. An dem heißesten Tage stieg das Quecksilber des Fahrenheit'schen Thermometers im Zimmer auf 97°. Nur an wenigen Tagen, die ganz außerordentlich kalt waren und man das stehende Gewässer leicht gefrieren sah, sank der Thermometer auf 30° (F., also fast ein Grad unter Null nach R.) herab.

Die Colonisten wohnen theils auf dem freien Felde (campo) oder haben ihre Pflanzungen im Urwalde (matto grosso). Jene treiben besonders Viehzucht und besitzen viel Hornvieh und Pferde, die sich fast ohne ihr Zuthun in den grasreichen Ebenen ernähren und vermehren. Daneben treiben sie Ackerbau und ernten Mais, Manioca, Korn und sonstige Feld- und Gartenfrüchte aller Art. Auch das Zuckerrohr wird mit großem Vortheil cultivirt, wogegen aber die zartere Kaffeepflanze in diesen Breiten nicht mehr fortkommt. Alle europäischen Hausthiere gedeihen vortrefflich, und Schweine und Federvieh sind in Menge vorhanden. Die Wohnungen und das Hausgeräth dieser Colonisten sind höchst einfach, und es gehört schon zu den Seltenheiten, wenn Fenster in den Häusern sind, da deren Stelle gewöhnlich hölzerne Verschläge vertreten. Die Colonisten wohnen alle vereinzelt, und da die Pflanzungen ziemlich weit auseinander liegen, so führen sie im allgemeinen ein sehr abgeschlossenes Leben. Nur an den Sonn- und Festtagen pflegen sie zur Kirche im Städtchen Sao Leopoldo zu reiten, wo sich besonders das weibliche Geschlecht in großem Putz zeigt, der gewaltig gegen die gewöhnliche Hauskleidung absticht. Diese Colonisten, welche alle in der Nachbarschaft des Städtchens wohnen, können ihre Erzeugnisse, als Federvieh, Getreide, Butter, Eier u. s. w., leicht nach Porto Allegre verschiffen, wo dieselben einen ziemlich guten Markt finden, weßhalb auch in diesem Theil der Colonie ein Mangel an baarem Geld eben nicht bemerkbar wird.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wissenschaftliche Gesellschaft zu Alten in der Finnmark. Diese besteht aus Schweden, Engländern und Deutschen, gibt sich namentlich mit physikalischen Gegenständen ab, und hat ein Observatorium, das nördlichste in der ganzen Welt (69° 36′ N. B.), gegründet, wo hauptsächlich meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt werden. (Echo du Monde savant vom 2 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1844.

Das Einhorn.

Das Einhorn gilt bei uns durchaus als ein fabelhaftes Thier, indeß haben manche die Hoffnung nicht aufgegeben, daß dasselbe sich mit der Zeit noch finden würde. Wenn wir Hrn. Fresnel, französischem Consularagenten zu Dschiddah, glauben dürfen, so existirt das Einhorn im Lande Borgu (richtiger Barku), hat aber keineswegs die Pferdegestalt, wie in unsern heraldischen Abbildungen, sondern ist dick und niedrig gebaut, stärker um den Leib als ein Ochse, und gehört zu den Pachydermen; seine Haut soll wirklich die härteste seyn, die sich an irgend einem Thiere in Afrika findet. Merkwürdig ist es, daß das Thier, obgleich pflanzenfressend, den Menschen wüthend angreift, und auch die Angabe von Plinius bestätigt, daß es sich nicht lebendig fangen lasse. Die Pferdegestalt, die man dem Thier in Europa gegeben, kommt vielleicht daher, daß es eine Gazellenart (oryx) in Nubien gibt, welche nur ein Horn haben soll." Dieser Punkt ist noch streitig, Hr. Fresnel hofft den Streit aber bald zu lösen, indem er eine Belohnung demjenigen versprach, der eine solche Gazelle ihm liefere.

Die ziemlich lange Mittheilung Hrn. Fresnels findet sich im Märzheft des asiatischen Journals, und er beginnt gleich ohne Umschweife mit der Behauptung: „das Einhorn existirt in Afrika, sowie die heilige Schrift das Thier uns darstellt und ungefähr wie Plinius dasselbe beschrieben hat. Obgleich ich das Thier nicht gesehen, und auch nicht die Hoffnung habe es zu sehen, so bleibt mir doch nicht der geringste Zweifel über seine Existenz." Die Beschreibung, welche Hr. Fresnel nach wiederholten Aussagen von Borguanern, die das Thier selbst gesehen und gejagt hatten, mittheilt, ist folgende: „es ist massenhafter als ein Stier oder Büffel, namentlich sind Brust und Schultern viel breiter; überhaupt ist es kürzer und gedrungener als irgend ein bekannter Wiederkäuer; es ist sechs Fuß lang, fünf Fuß hoch und vier Fuß dick. Die Füße haben nur anderthalb Fuß Länge, für die Dicke des Leibes vom Rücken bis zum Bauch bleiben also viertehalb Fuß. Die kurzen Beine sind massiv, ähnlich denen des Elephanten; sie sind nicht merklich articulirt, so daß wenn das Thier auf der Seite liegend schläft, sie ganz gerade und gestreckt daliegen. Die Fußspur im Boden beschreibt mein Berichterstatter aus Borgu folgendermaßen: „„es ist als ob ein Esel und ein Schaf denselben Weg gegangen seyen, das Schaf vorn, der Esel zur Seite einige Zoll entfernt gegen hinten, worauf denn das Einhorn seinen Kreis von sechs Zoll Durchmesser zwischen die Spuren des Schafes und des Esels setzte."" Der Schweif ist kurz, nur an den Seiten mit Haaren besetzt und endigt mit einem starken Wedel, dessen Haare kürzer, aber weit stärker als die des Pferdes sind. Die Haut ist fast nackt, ein Haarstreifen ausgenommen, der vom Nacken nach der Mitte des Rückens läuft. Diese Haut ist dicker als die des Abertil (Rhinoceros), und die dickste von allen bekannten Thieren in Afrika.

„Was aber das Einhorn unter allen Thieren, mit denen man dasselbe vergleichen könnte, auszeichnet, ist das bewegliche Horn, das seinen Sitz an dem untern Theile der Mittelstirne hat, nicht am Ende der Nase, wie beim Rhinoceros, sondern oben an der Nase und zwischen den Augen. Dieß Horn ist auf zwei Dritteln seiner Länge aschgrau, wie das Thier selbst, das obere Drittheil ist scharlachroth und endigt in einer außerordentlich scharfen Spitze. Es ist eine Elle *) lang. Wenn das Thier nicht beunruhigt ist, so wiegt es im Gehen das Horn rechts und links hin und her. Das Einhorn greift seinen Feind mit gesenktem Haupte an, durchstößt ihn mit seinem mächtigen Horn, schleudert ihn in die Luft und kommt dann wieder, gleich einem wüthenden Stier, bis es seinen Feind in Fetzen zerstoßen hat. Der Kopf zeigt zwei Erhöhungen hinten über den Ohren, die einen blutgierigen Instinct andeuten. Der Rüssel erinnert an den des Wildschweins. Die Ohren sind klein, und das Gehör schärfer als das Gesicht. Beim Ausstoßen der Excremente bildet sich eine Erhöhung von zwei Fuß, und jeder Ballen Excremente hat die Größe einer Melone. Das Einhorn hat nur ein Junges."

*) coudée, arabisch: dsera, das Maaß vom Ellenbogen bis an die Fingerspitzen; deßhalb erklärte auch Hr. Fresnel dieses Maaß durch den Beisatz: 18 Zoll.

Man jagt das Thier zu Pferde mit Lanzen, die man ihm in den After oder den Unterleib stößt, denn an allen andern Stellen ist die Haut so gut wie undurchdringlich. Die Bewohner von Borgu und Genga nennen das Thier ganz einfach das Hornthier (Abukarn) und halten es für das furchtbarste aller wilden Thiere; es tödtet den Menschen ohne irgend gereizt zu seyn; kaum erblickt es ihn, so stürzt es durch einen allgewaltigen Instinct der Feindschaft getrieben auf ihn los und durchbohrt ihn, frißt ihn aber nicht, da es kein Fleischfresser ist, sondern sich hauptsächlich von Wassermelonen und Baumwollenstauden nährt.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

Die Geschichte des Alterthums zeigt uns zwei große Nationen als Leiter und Lenker der wichtigsten Interessen Europa's, an der Spitze der Cultur der Menschheit; zwei Nationen, die auf den Schlachtfeldern, auf den Gebieten der Wissenschaften, in den geselligen Kreisen, die in allen Gegenden der damals bekannten Welt sich begegneten und überall mit einander rangen und wetteiferten. Es waren dieß die Bewohner der beiden benachbarten Halbinseln Griechenland und Italien, die Hellenen und die Römer.

Der Geist, welcher diese beiden Nationen beseelte, war so ausgezeichnet und lebensvoll, daß sie sich fast allein und ohne dritten Rivalen auf den Höhen der Cultur und Macht einander gegenüber standen. Dabei aber waren zugleich ihre Anlagen und Talente so außerordentlich verschieden, und ihr ganzes inneres und äußeres Wesen standen in einem so großen Contraste, daß sie schon deßwegen sich beständig aufgefordert sahen, ihre Kräfte mit einander zu messen und sich selber unter einander zu vergleichen.

Die Italier empfingen von den Griechen frühzeitig die Keime ihrer Cultur und ihrer Gesetze, die sie auf ihre eigene Art modificirten, und aus denen eine griechisch-italische Cultur und Sprache und griechisch-italische Staaten sich entwickelten. Lange Jahrhunderte hindurch kamen Feldherren und Könige aus der griechischen Halbinsel nach Italien herüber, und häufig setzten italische Feldherren und Könige, Consuln und Imperatoren Krieg führend nach Griechenland hinüber. Die Griechen unterlagen zwar zuletzt den Römern in den blutigen Kämpfen mit dem Schwerte, doch boten sie in den Akademien, in den Handelshäfen, in den Schulen, den Römern selbst als Unterthanen beständig die Spitze. — Beredsamkeit, Philosophie, die Künste und Kunstproducte entlehnten die Römer von den Griechen. Die Leute von feiner Gesellschaft in Athen, Korinth und Rhodus hörten nicht auf, sich über die derben Römer lustig zu machen und sie mit attischem Salze zu reiben, und die Römer ihrerseits brachten griechische Pädagogen, griechische Künstler und griechische Wucherer und Speculanten auf ihre Volkstheater, um ihrerseits wiederum sich ihrer eigenen, vortrefflichen Eigenschaften lebendiger bewußt zu werden. Römische Kraft und Solidität, griechische Schwäche und Leichtigkeit, römische Treue und Zuverlässigkeit, griechische Falschheit und Lügenhaftigkeit, römische Unbestechlichkeit, griechische Feilheit, römische Rohheit, griechische Feinheit, römische Kaltblütigkeit, griechische Entzündbarkeit, römischer gesunder Menschenverstand, griechischer Enthusiasmus, römische Chausseen, griechische Kunstwerke, römische Aquäducte, griechische Tempel, römische Feldherren, griechische Philosophen, alle diese Sachen waren Gegenstände, welche in allen Schriften und geselligen Cirkeln damals besprochen wurden.

Bei allen wichtigen Zeitfragen gingen die Ansichten beider großen Nationen fast immer auseinander, namentlich bei der allerwichtigsten, bei der Erscheinung des Christenthums, das die Griechen sogleich mit Eifer ergriffen, indem sie sich zu seinen Aposteln machten, während die Römer es verfolgten, indem sie sich zu Vertheidigern des Heidenthums aufwarfen. Die Griechen mußten den Römern mit der unwiderstehlichen und zu allen Zeiten siegreichen Gewalt geistiger Ueberlegenheit das Christenthum aufdringen, wie sie ihnen vorher ihre platonische Philosophie und ihre andern philosophischen Systeme aufgedrungen hatten. Als später beide Nationen wieder in besondere Staaten auseinander fielen, in ein italisches und ein griechisches Kaiserthum, und als die römische Kraft gesunken war, da bekam die List und Gewandtheit der Griechen wieder die Oberhand, und sie leiteten mit diplomatischen Künsten den Sturm der Völkerwanderung aus Norden von sich ab auf ihre Rivalen, bis am Ende dann auch sie den von Osten eindringenden Barbaren unterlagen, und auf diese Weise aller Rivalität zwischen Griechen und Römern auf ewig ein Ende gemacht wurde.

Keine der zwischen europäischen Nationen jetzt bestehenden Rivalitäten sieht der Nebenbuhlerschaft zwischen Griechen und Römern ähnlicher, als die zwischen Engländern und Franzosen, welche uns hier beschäftigen soll.

Schon frühzeitig empfingen die Engländer Bewohner und Cultur von Frankreich herüber. In alten Zeiten die Celten, den Druidendienst und die Barden. Später kam der Gouverneur Galliens „Cäsar" und seine Gallo-Römer, und nach ihm eine Menge andere römische Feldherren. Abermals empfingen die Engländer Gesetze, Bewohner und Cultur aus Frankreich durch die französischen Normannen, welche England eroberten, und die den eigentlichen Anlaß und Anfang gaben zu aller Feindschaft und Freundschaft, zu aller Anti- und Sympathie, welche seitdem bis auf unsere Tage herab zwischen beiden Völkern bestanden haben. Englische Könige und Feldherren haben seit dieser Zeit Frankreich geradezu als das gelobte Land ihrer Heldenthaten betrachtet, und vom König Edward und dem schwarzen Prinzen bis auf Wellington herab sind die Besieger der Franzosen immer die populärsten Helden in England gewesen. Die Siege von Cressy und Azincourt werden noch heutiges Tages mit fast ebenso lebhaft patriotischem und eifrig anti-französischem Sinne gepriesen, wie die Schlachten am Duero und bei Waterloo.

Nur zweimal haben, solange es ein französisches und ein englisches Königreich gab, sich die Monarchen des Landes mit freundlichen Gesinnungen genaht, einmal im Mittelalter auf jenem berühmten Champ du drap d'or, und einmal in unsern Tagen im Schlosse Eu.

Kaum kann man zwei oder drei Kriege in der Geschichte finden, welche Frankreich und England im Bunde gegen gemeinschaftliche Feinde führten. Zuweilen dauerte der Krieg fast Jahrhunderte lang ununterbrochen zwischen beiden Nationen. So der Krieg, welcher den Ansprüchen Eduards III auf die Krone von Frankreich folgte. Auch unter den letzten zehn oder zwölf europäischen Kriegen, die man seit etwa 150 Jahren zählen kann, ist kein einziger, in welchem die Engländer und Franzosen sich nicht feindlich gegenüberstanden, so oft auch die übrigen Mächte ihr pro und contra wechselten.

Die Engländer schleppten in Gefangenschaft oder brachten ums Leben, was den Franzosen das Liebste war. Zweimal hielten sie den französischen König Johann, welchen die Franzosen den Guten nannten, gefangen. Die französische Prophetin Jeanne d'Arc verbrannten sie als Hexe, und Frankreichs vergötterten Heroen Napoleon ließen sie auf Helena allmählich verschmachten.

Die Franzosen ihrerseits griffen stets die Engländer auf ihren empfindlichsten Seiten an, in Irland, in Schottland, in Amerika, und waren stets bereit, den englischen Rebellen, den englischen Malcontenten und Prätendenten ihren Schutz zu gewähren.

Solange England keine andern außerbrittischen Besitzungen hatte, als die in Frankreich, war dieses Land das Haupttheater ihres Kampfes. Als beide, die Engländer wie die Franzosen, auch in allen andern Welttheilen Herrschaft erlangten, machten sie den ganzen Erdkreis zum Schauplatz ihres Zankes. Auf den heißen Feldern Ostindiens, auf den Schneegefilden Canada's, in den Meeren bei Mexico und an den Küsten von Aegypten, bei Malta, bei Trafalgar, am Nil, am Lorenz, beim Cap Comorin, auf der Küste von Coromandel, im Süden, Westen und Norden von Afrika lieferten sie sich Schlachten. Ihre Colonisten in Canada, ihre Ansiedler in St. Christopher und ändern westindischen Inseln trugen den Nationalhaß, der beide in Europa trennte, mit in die entlegensten Länder. Neger, Hindus, amerikanische Indianer führten die Engländer gegen die Franzosen und die Franzosen gegen die Engländer ins Feld. Selbst der Auswurf beider großen Nationen, die herzlosen Buccaneers von Westindien, hatten bei der Ablegung aller menschlichen Gefühle doch nicht ihre Antipathien gegen einander verloren. Es trennten sich auch die französischen und englischen Räubergesellschaften, welche sich an den Küsten von Mexico gegenseitig befeindeten, wie die ehrlichen Leute zu Hause. In Neu-Braunschweig, in Neu-Schottland, in Ober- und Unter-Canada standen sich Engländer und Franzosen mit den Waffen gegenüber. In ganz Nordamerika ist fast kein Land, in Westindien keine Insel, die nicht von ihrer Feindschaft zu erzählen wüßte. — Es war einmal eine Zeit, in welcher die Franzosen sowohl in West- als in Ostindien mächtiger waren als die Engländer, und in welcher sie ihnen in Canada die Spitze bieten konnten. Später sind nun zwar die französischen Herrschaften eine nach der andern unter dem, was die Engländer „the british sway" nennen, erlegen, und es wurde in Paris ein allgemeiner langer Friede in der ganzen Welt besiegelt. Nichtsdestoweniger haben wir auch schon seit diesem Frieden eine ganze Reihe von halb friedlichen, halb kriegerischen Demonstrationen der Franzosen gegen die Engländer und der Engländer gegen die Franzosen erlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Wenn aber schon das Leben der Colonisten auf dem Campo oder den freien Ebenen sehr isolirt erscheint, so ist es dennoch nicht mit der großen Einförmigkeit zu vergleichen, in welcher die weiter abgelegenen Colonisten im Urwalde ihre Tage hinbringen. Diese sind von der ganzen Welt abgeschieden, nur auf den Kreis ihrer Familien beschränkt, und müssen fast auf alle Genüsse der Geselligkeit und Civilisation verzichten. Sie sind, so zu sagen, in ihren Wäldern begraben, wo ihnen wilde Thiere und wilde Menschen die Herrschaft noch streitig machen und wo sie nur höchst selten einen fremden Menschen zu sehen bekommen. Der großen Entfernung und der schlechten Beschaffenheit der Wege halber kommen sie oft in mehreren Jahren nicht zur Kirche, und da Schulen in dieser Wildniß nicht vorhanden sind, so wächst die jüngere Generation in Unwissenheit und Rohheit heran, und Eltern und Kinder sinken schnell in die Nacht der Barbarei zurück. Die Kinder werden oft mehrere Jahre alt, ehe sie getauft werden, und viele junge Leute leben in wilder Ehe, die kein Priester eingesegnet hat. Bei meinem Besuch in diesem Theil der Colonie bin ich mehrmals ersucht worden, solche in sogenannter wilder Ehe lebende junge Leute zu trauen oder die Taufhandlung an mehrjährigen Kindern zu vollziehen — ein Begehren, dem ich, trotz meiner Versicherung, dem geistlichen Stande nicht anzugehören, zur Beruhigung alter Eltern und Beseitigung von Gewissensscrupeln verschiedentlich gewillfahrt habe. Welche Betrachtungen müssen sich nicht diesen Colonisten aufdrängen, die von den volkreichen, civilisirten Ufern des Rheins und Neckars in diese schauerliche Einöde verpflanzt wurden. Ich habe oft die alten Eltern schmerzlich ausrufen hören: „Ach, wären wir doch in Deutschland geblieben, so hätten unsere Kinder wenigstens eine christliche Erziehung genossen, während sie hier wie die wilden Menschen aufwachsen!" Keine Lectüre, keine Musik und keine heitere, gesellige Zusammenkunft bringen jemals eine Abwechslung in die ermüdende Eintönigkeit ihres Lebens.

Auch das materielle Leben dieser Colonisten ist keineswegs beneidenswerth und himmelweit von dem comfortablen Zustande ihrer Landsleute in Nordamerika verschieden. Da sie ganz in einer von allen Communicationsmitteln, als Wegen, Flüssen, Canälen u. s. w., entblößten Wildniß leben und daher für die Erzeugnisse des allein von ihnen betriebenen Ackerbaues der weiten Entfernung wegen keinen Absatz

sich verschaffen können, so herrscht der drückendste Geldmangel in diesem Theil der Colonie. Ihre Wohnungen und die darin enthaltenen nothwendigen Mobilien und Geräthschaften sind aus dem allerrohesten Material, und man gewahrt keinen Artikel des Luxus oder der Bequemlichkeit. An Nahrungsmitteln leiden sie zwar keinen Mangel, allein die Zubereitung derselben geschieht auf die einfachste Weise und es fehlt an Abwechslung darin. Kurz, das Leben in dieser Wildniß ist einer Verbannung aus der menschlichen Gesellschaft fast gleich zu achten.

Die Hauptstadt der Colonie heißt gleichfalls Sao Leopoldo und liegt hart am linken Ufer des Flusses dos Sinos. Das Städtchen ist noch in seiner Kindheit, jedoch nach einem regelmäßigen Plan angelegt, demgemäß sich die Straßen in rechten Winkeln durchschneiden werden. Es kann nicht fehlen, daß dieser Ort dereinst von einiger Bedeutung werden wird, wenn der sich hier bereits entfaltende deutsche Gewerbfleiß die gehörige Aufmunterung findet. Zum wahren Gedeihen desselben fehlen besonders pecuniäre Mittel, um Anlagen und Fabriken nach einem größern Maaßstabe ins Leben zu rufen. Trotz dem aber hebt sich die Industrie von Jahr zu Jahr: man findet nicht unbedeutende Leder-, Licht- und Seifenfabriken; man verfertigt Schmiede- und Tischlerarbeiten, die sehr gesucht und nach Porto Allegre und Rio Grande verschifft werden; ja man hat, da an Holz kein Mangel ist, mehrere größere Schiffe gebaut, die in Rio Grande verkauft wurden und als Küstenfahrer benutzt werden sollten. Man findet hier viele Kaufläden, worin sowohl Luxusartikel als alle möglichen Lebensbedürfnisse feil sind. Das Städtchen wird meistens von deutschen Gewerbetreibenden bewohnt, und es enthält einige Wirthshäuser, die im Vergleich mit den meistens erbärmlichen derartigen Etablissements hier zu Lande wohleingerichtet zu nennen sind. Freilich darf man in dieser Beziehung keine Ansprüche wie an Gasthöfe in Europa oder den Vereinigten Staaten geltend machen wollen, denn sonst würde man sich gewaltig verrechnen, allein man findet doch reinliche, genießbare Beköstigung und ein gutes Lager darin, und wenn man dieß in einer brasilischen Herberge bekommt, so hat man schon alle Ursache, mit seinem guten Genius zufrieden zu seyn.

Uebrigens ist leicht zu erachten, daß ein von vermögenlosen Einwanderern gegründeter Ort keine großartigen Gebäude aufweisen kann; doch sind die meist nach deutscher Art erbauten Häuser dauerhaft und bequem. Auch einige speculative brasilische Kaufleute aus Porto Allegre haben hier mehrere größere Waarenlager angelegt, welches auf Handel und Verkehr deutet, und besonders des Sonntags, wenn die benachbarten Colonisten mit ihren Frauen und Kindern, sämmtlich beritten, zur Kirche kommen, belebt eine bunte und geputzte Menge die Gassen des Orts. Auch vergnügen sich die hiesigen Deutschen oft bei Musik und Tanz, wobei jedoch manchmal blutige Excesse vorfallen, denn von den vielen Sitten und Gewohnheiten, welche die Colonisten und besonders die jüngere Generation von den Brasiliern angenommen haben, ist auch die, daß sie von den stets bei sich getragenen Messern nur zu leicht einen raschen Gebrauch machen und tödtliche Verwundungen daher gar nicht selten sind. — Von dem Städtchen gehen regelmäßig an verschiedenen Tagen der Woche mehrere Flußboote nach Porto Allegre hinunter, welche die Erzeugnisse der Colonie zu Markte führen und dagegen andere Bedürfnisse zurückbringen.

Es befinden sich eine katholische und eine protestantische Capelle hier. Der katholische Pfarrer ist ein Brasilier, der protestantische ein Deutscher. Jener gibt sich Mühe unter den deutschen Colonisten Proselyten zu machen, und wirklich ist es ihm gelungen, mehrere zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bereden. Ich bescheide mich gern eines Urtheils darüber, welche von beiden Religionen, die katholische oder protestantische, den Vorzug verdiene, kann jedoch die Mittel nicht billigen, die dieser Priester zur Erreichung seines Zweckes anwendet: er schlägt seinen Weg mitten durch den dicksten Pöbelaberglauben ein, um seine gläubigen Seelen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu führen. Die Stellung des hiesigen protestantischen Geistlichen ist ebenfalls nicht beneidenswerth: er hat nur ein sehr schmales Einkommen, und der geringste seiner Amtsbrüder in Deutschland würde Anstand nehmen, mit ihm zu tauschen. Dabei ist er ein abgelebter Greis, dessen physische und geistige Kräfte in der Schule von Widerwärtigkeiten sehr geschwächt erscheinen.

Eine kleine Stunde vom Städtchen Sao Leopoldo wohnt der von der Regierung angestellte Inspector der Colonie Dom José de Lima, der abwechselnd bald hier, bald in Porto Allegre lebt. Es scheint, daß derselbe von der allgemeinen Indolenz der brasilischen Beamten auch einen guten Theil hat, denn die Angelegenheiten der Colonie nimmt er sich nur wenig zu Herzen. Seine rechte Hand ist der dasige deutsche Arzt Dr. H., welcher alle Geschäfte versieht, Processe und Streitigkeiten unter den Colonisten schlichtet und überhaupt die Aufsicht über das Ganze führt. Zur Erhaltung der Ordnung sind fünf bis sechs berittene Polizeisoldaten angenommen. Leichte Vergehen werden summarisch mit Gefängniß bestraft, schwerere Verbrecher sollen vor den Ouvidor in Porto Allegre gebracht werden. Die umwohnenden brasilischen Pflanzer machen sich über die Zahmheit der Deutschen lustig, daß diese sich einsperren lassen und sich einer polizeilichen Controle unterwerfen. Sie selbst nämlich kümmern sich wenig um Gesetze, und hat irgend einer unter ihnen sich eines Verbrechens schuldig gemacht und sollte er deßhalb von der Obrigkeit verfolgt werden (was jedoch bei der trägen und erbärmlichen brasilischen Gerechtigkeitspflege ein höchst seltener Fall seyn möchte), so wirft er sich auf das Pferd und treibt sich so lange in dem weiten, von allen Polizeianstalten entblößten Lande herum, bis sein Verbrechen vergessen ist, worauf er zu den Seinigen zurückkehrt, wenn er anders vor der Rache des Beleidigten oder seiner Verwandten sicher zu seyn glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Schwedische Geschichte. Der bekannte schwedische Geschichtschreiber Fryxell hat kürzlich den vierten Band seiner „Documente für die Geschichte Schwedens“ herausgegeben. Dieser Band enthält merkwürdige und zahlreiche Auszüge aus den in den Haager Archiven aufbewahrten Depeschen, welche die holländischen Gesandten zu Stockholm an die Generalstaaten während der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts schickten. Darunter finden sich sehr wichtige Berichte über die militärischen Ereignisse von 1676 und 1677, besonders über die berühmte Schlacht von Lund im December 1676. (Foreign Quart. Rev. April.)

Das Atheneo reale italiano, das seine Sitzungen periodisch zu Florenz hält, scheint durch seine immer zahlreichern Verbindungen mit andern gelehrten und literarischen Gesellschaften Italiens allmählich zu einer Centralakademie Italiens heranzuwachsen. (Ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1844.

Das Branntweintrinken der Bauern in Nordrußland.*)

Aus der Kirche geht der Bauer in den Kabak; vor der Thür sieht er seine Baarschaft nach, und bestimmt, wie viel er auf sein Liebesgetränk verwenden will, zieht die Flasche, und läßt es sich en gros hineinmessen. In demselben Maaße en gros wird die Flasche geleert, nämlich in einem einzigen Zuge. Die Wirkung bleibt nicht lange aus. Je nach der Capacität und Ladung entfernt sich der Trinkende mehr oder weniger weit, und bleibt dann liegen. Entfernen sich die Betrunkenen in Gesellschaft oder bleiben sie noch einige Zeit im Kabak sitzen, so entwickelt sich unter den Gleichgesinnten eine übermäßige Zaetlichkeit, die sich durch unaufhörliches, gegenseitiges Küssen äußert. Unter den schmiegsamsten Umarmungen bleiben endlich die Zärtlicherregten zusammen liegen, und werden dann, weil die Kabaks meist nicht viel Menschen fassen, zur Thür hinausgebracht, wo sie auf dem Rasen oder auf bloßer Straße die Wiederkehr ihrer Sinne schlafend abwarten.

Nirgend hat man an Festtagen nöthig, lange nach dem Kabak zu suchen, auch wenn ein hoher Wachholderbusch oder ein Tannenzweig ihn nicht allgemein verständlich bezeichnete; die lebenden Bilder, die in der Nähe der Kabaks unwillkürlich bis auf einige Minuten weit nach allen Richtungen gestellt sind, führen mit mathematischer Sicherheit zum Centrum des Volksvergnügens, wie die Radien zum Mittelpunkt eines Kreises.

Von unserer Wohnung in Ustjug war der Kabak nicht sehr weit entfernt, und so war ziemlich jeden Sonn- und Festtag der schöne, grüne Rasen des großen Platzes und oft die Straße bis unter unsere Fenster mit Gefallenen besäet. Nachmittags oder gegen Abend fanden sich gewohnheitsmäßig die Frauen, Schwestern und Mütter ein, um für die Heimkehr Belebungsversuche anzustellen. Mißlangen diese in den ersten Stadien, so wurde ein Eimer Wasser geholt, und dem Kranken über den Leib gegossen; ein gutes Mittel, zugleich den eigenen Schlamm, in dem er sich wälzte, abzuwaschen. Dann wurde er in die Höhe gebracht und auf die Beine gestellt. War das alles vergeblich, so mußte man ihn zu vollkommener Reife wieder hinlegen und an sicherer Stelle liegen lassen.

So geschah es, daß Montags oder Tags nach jedem Feste der Platz noch nicht gesäubert war. Die Morgensonne beschien dann eine seltsame Landschaft; die in der Nacht im Freien auf dem Platze campirenden Viehheerden, Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Gänse bildeten mit den schlafenden Menschen die friedlichsten Gruppen. Niemand wunderte sich über den andern, und alles schien an den gegenseitigen Anblick gewöhnt. Gegen Mittag hin waren dann die erneueten Belebungsversuche gewöhnlich mit gutem Erfolg beendet.

Ebenso streng, wie jedem Sonn- und Festtag durch das einförmige Glockengeläute eine Vorfeier vorherging, ebenso regelmäßig folgte ihm, als Schluß, dieser mißtönende Nachklang.

Diese unwiderstehliche Neigung zum Trinken hat sich sogar auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt. Es ist nicht so ganz selten, daß man eine halbbetrunkene Frau mit ihrem ganz betrunkenen Manne nach Hause ziehen, oder eine emancipirte und ganz betrunkene Frau ganz allein den schweren Heimweg suchen sieht.

Unserem Hause gegenüber hatte ein Marktmädchen einen constanten Sitz, die ihre Trinklust auf eine höchst originelle Weise auszuüben und zu mäßigen wußte. Die ganze Woche war sie nüchtern und achtete sorgsam auf ihren Verkauf. Sonntag Nachmittags, gegen 2 Uhr, verfehlte sie jedoch nie vollkommen betrunken zu seyn und schlafend ihren Sitz bis gegen Abend zu behaupten. Es war ihr unmöglich, von dem allgemeinen Brauch, um diese Zeit der Sinne beraubt zu seyn, abzuweichen. Ihr Geschäft ging währenddeß seinen ruhigen Gang; wer etwas wünschte, nahm es aus ihrem Laden weg und legte freiwillig das Geld dafür hin. Bei der unbedingten Ehrlichkeit der Nordrussen konnte sie dabei vor Uebervortheilungen ganz sicher seyn.

Es ist vielleicht unvermeidlich gewesen, jedoch aber unbedingt bedauerlich, daß der Branntwein im russischen Volks-

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

leben sich zu einer so bedeutenden Rolle hat herausbilden können. Die Art und Weise, wie er den Consumenten verabreicht wird, wäre ziemlich gleichgültig, wenn er nicht auch, wie man sehr allgemein behauptet, durch Zusatz von Schwefelsäure oder ähnlichen Stoffen zu einem noch größern Gifte gemacht würde.

In Rußland gibt es Generalbranntweinspächter, von denen der Staat enorme Summen für die Erlaubniß, den Branntwein in Umlauf zu bringen, bezieht. Diese verpachten mit großem Vortheil diese Berechtigung wieder an kleinere Pächter, und so hat zuletzt jeder Ort seinen Kabakinhaber, der allein zum Verkauf des Branntweins berechtigt ist. Dieser schlägt eine kleine, unbedeutende Bude auf, und wird in wenigen Jahren, auch wenn er sein Geschäft mit Nichts anfing, zum reichen Manne. Wer außer den Consumenten mit dem Branntwein in Berührung kommt, ist in Rußland, der allgemeinen Meinung nach, ein gemachter Mann. Findet man an irgend einem kleinen, ärmlichen Ort eine Dame, die in Sammt und Atlaß gekleidet geht, so kann man sicher seyn, daß es die Frau des Kabakbesitzers ist.

Dieß kann, so meint man, nicht überall mit rechten Dingen zugehen, und man behauptet, daß den Trinkern nur anfangs, bei klarem Urtheil, Branntwein, und später, wenn sie die Linie des klaren Selbstbewußtseyns passirt haben, statt dessen Branntwein mit Wasser, oder nicht selten ein Gemisch von beiden mit Schwefelsäure verabreicht würde.

Freilich sind die Aerzte und Apotheker und die Behörden darauf angewiesen, den Branntwein von Zeit zu Zeit zu untersuchen; aber sie gestehen selber ein, die Unterschleife nicht alle verhüten zu können. Auch werden strenge Untersuchungen angestellt, wenn vom Branntweintrinken irgendwo ein Mensch todt geblieben ist, da man häufig die Schnapsverkäufer in Verdacht einer einträglichen Art von Giftmischerei hat. Eine Erklärung des Kreisarztes, daß der Branntwein verfälscht gewesen, würde eine empfindliche Strafe herbeiführen. Es ist wohl Verleumdung, wenn man es für möglich hält, daß ein verneinendes Urtheil des Arztes in solchen Fällen nicht immer aus chemischen und medicinischen Rücksichten erfolge.

Eine bemerkenswerthe und durch ganz Rußland gebräuchliche Art, die Polizei und den Arzt und Apotheker von vorn herein von der Güte des Getränkes zu überführen, ist die, daß der Kabakbesitzer dem betreffenden polizeilichen und ärztlichen Personal den Branntwein im Uebermaaß zu beliebigem Gebrauch unentgeltlich ins Haus schickt. Die entscheidenden Richter haben bei dieser Methode die beste Muße, das Getränk einer dauernden Prüfung zu unterwerfen, und nicht nöthig sich deßhalb zum Kabak zu bemühen.

Auf den Charakter der Bauern in Rußland hat das Uebermaaß von Branntwein jedoch weniger Einfluß, als man nach den entsprechenden Erfahrungen in Westeuropa geneigt seyn würde anzunehmen. Vielleicht ist diese Thatsache daher zu erklären, daß jeder Trinker so rasch trinkt, daß er in wenigen Minuten sein ganzes Selbstbewußtseyn verloren hat; die Wirkungen sind dann bloß physische und aller psychologische Einfluß ist plötzlich abgeschnitten. Niemand wacht wieder auf, bis der Rausch ganz verflogen ist, und empfindet dann vielleicht bloß die Wirkungen eines kräftigen Schlafs.

Zu den schlimmsten Folgen des Trunks gehört die Entwicklung verschiedener Ansichten bei Betrunkenen, die entweder zu früh geweckt worden oder zu langsam eingeschlafen sind. Im allgemeinen sind die Russen im Trunke friedlich und ausnehmend zärtlich gesinnt. Entsteht aber in einem solchen halbbewußten Zustande auch unter Freunden ein großer Gegensatz der Ansichten, so ist jeder gleich damit fertig, statt anderer Gründe, seine Meinung mit der Faust oder in der Nähe vorkommendem Hausgeräthe, oder mit Steinen und Stöcken zu belegen. Solche Meinungsverschiedenheiten sind fast die einzigen Veranlassungen zu Todtschlägen, welche man in Rußland kennt. Durchgängig sollen sie sich beim Nachhausegehen aus der Kirche ereignen.

Rechnet man dazu noch die vielen Todesfälle durch Erfrieren der Betrunkenen im strengen Winter, so ist es erklärlich, daß im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, die Kreisärzte kaum mit der Besichtigung der im Schnee gefundenen, erschlagenen und erfrorenen Leichen fertig werden können, wie man es von Wytegra erzählte. Man behauptet, daß dieß die günstigste Zeit des Erwerbs für besagte Aerzte sey, weil die Ortschaften, in deren Nähe Erschlagene gefunden werden, im Ganzen mit Strafe zu belegen sind, und deßhalb kein Mittel scheuen, um etwaige Erschlagene in Erfrorne zu verwandeln, was für den Winter natürlich wenig Sophistik erforderlich macht, da beide Todesarten combinirt vorkommen müssen. Im Sommer, wo natürlich weniger Todte gefunden werden, ist es leicht klar zu machen, daß diese auf die natürlichste Weise am Schlage gestorben sind. In Rußland gibt es Kreisärzte, die sich in einem Jahre gegen 12,000 Rubel erwerben können, ohne auffallend viel Praxis zu haben.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

(Fortsetzung.)

Auch auf den Feldern und Kampfplätzen wissenschaftlicher Bestrebungen haben die Engländer beständig mit den Franzosen gerungen und gegenseitig Einflüsse auf einander ausgeübt. Die Normanen führten französische Sprache, Sitten und Bildung den Sachsen zum Aerger nach England hinüber, und in höhern Classen der Gesellschaft, in den Schulen, im Parlamente, in allen öffentlichen Verhandlungen dominirte das Französische ganz auf eben die Weise wie in der Normandie in Frankreich. Später, beim allmählichen Emporkommen des Angelsächsischen und bei der Beschränkung der Macht der Barone verlor sich dieß wieder, aber es waren doch der Sprache der Engländer ein für allemal französische Elemente eingeimpft.

Am meisten ächt Englisch scheint die Periode von Heinrich VIII bis zur Restauration gewesen zu seyn. In dieser

Zeit traten die größten ächt englischen Helden und Schriftsteller auf, die Königin Elisabeth, Cromwell, die Weltumsegler, die Länderentdecker, die englischen Reformatoren, Baco, Shakespeare. In dieser Zeit wurden die Fundamente des ganzen englischen Nationalcharakters und aller englischen Zustände gelegt. Die Reformation wurde durchgesetzt, die englische Schifffahrt und Meeresherrschaft begründet, die politische Freiheit conservirt und ausgedehnt, die englische Philosophie und die Wege, in denen sich später alle englischen Wissenschaften weiter bewegen sollten, angebahnt, die englische Literatur geschaffen und eine Classicität in der Sprache anerkannt.

Dieser ächt englischen Zeit folgte eine andere, in welcher die Franzosen dagegen wieder mehr Einfluß auf England übten.

Unter Ludwig XIV, dessen an Geistern und geistigen Producten so reiche Zeit und dessen brillanter Hof über ganz Europa französischen Geschmack und Nachahmung französischer Sitten verbreitete, drangen Franzosen und französische Sitten und Sprache wieder auf mehrfachen Wegen in England ein. Erstlich kamen die englischen Könige, die Stuarts, selber aus Frankreich fast völlig französirt zurück und brachten die Ausgelassenheit und die Leichtfertigkeit des Hofes Ludwigs XIV mit sich. Dann vertrieb die Aufhebung des Edicts von Nantes eine Menge industriöser Franzosen aus ihrem Vaterlande, die zum Theil in England eine Zufluchtsstätte suchten und dort mehrere Colonien begründeten, welche der englischen Industrie belebende Impulse gaben.

Die großen Talente und die außerordentlichen Männer, welche dem Hofe Ludwigs XIV so blendenden Glanz verliehen, und die französische Literatur und Sprache zu der angesehensten und ersten in Europa erhoben, fanden auch in England ihr Echo, und in dem ganzen 18ten Jahrhundert herrschte in England wie in Deutschland und wie im ganzen übrigen Europa französischer Geschmack, französische Sitten, französische Sprache und französische Ansichten über Kunst, Poesie und Wissenschaft vor. Wie die literarischen, so waren auch immer die politischen Doctrinen und Ansichten Frankreichs von bedeutendem Einflusse auf England gewesen. Die Anhänger der Stuarts fanden Anklang in Frankreich, die Jacobiten und Tories sympathisirten unter der Regierung Wilhelms III und unter den ersten Königen aus dem Hause Braunschweig beständig mit Frankreich. Am meisten wirkten jedoch die Franzosen auf die politischen Verhältnisse Englands durch ihre Revolution ein. Diese fand einen großen Anklang in Irland, wo sie eine Revolution hervorrief, in Schottland und bei vielen Parteien Englands, und ein großer Theil der Reformen, welche in England in neuester Zeit bewirkt wurden, ist direct oder indirect als eine Consequenz derjenigen Impulse anzusehen, welche die französische Revolution allen europäischen Angelegenheiten mittheilte.

Die französische Sprache wird noch heutiges Tages in England in einer so großen Ausdehnung betrieben, wie wahrscheinlich keine andere Sprache, sey es neue oder alte. — Bei vielen alten Schulinstituten, die sonst für Erlernung neuerer Sprachen nichts thun, ist doch wenigstens ein französischer Sprachmeister angestellt, und nicht nur die höheren Stände Englands zeigen durch ihren Eifer in der Erlernung des Französischen, und durch ihre Manie, überall wo sie können von dem erlernten Französisch Gebrauch zu machen, daß sie, wie die meisten andern europäischen Vornehmen, Kenntniß des Französischen als das Kriterion eines gebildeten Europäers betrachten. Selbst die geringen Leute in England sind trotz alles Frankenhasses mehr oder weniger von jener Manie, Französisch zu sprechen, angesteckt, und beeilen sich fast immer den Fremden so viele Redensarten davon aufzutischen, als sie gelernt haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Cultur des Französischen in England in der neuern Zeit immer noch im Zunehmen begriffen gewesen ist.

Eines der merkwürdigsten Phänomene in dem Verhältnisse der Britten und Franzosen zu einander ist aber das neuere Erscheinen von Anglomanie in Frankreich.

Bis zur Regierung ihres großen Ludwig und noch später bis zu der von Ludwig XV herab, bekümmerten sich die Franzosen wenig oder gar nicht um englische Sprache, Literatur und Sitten. Erst Voltaire begann auf die englischen großen Geister, auf Shakespeare und andere aufmerksam zu machen. Jemehr sich der literarische Schatz classischer Producte bei den Engländern häufte, und je gewaltiger sich die Macht und Weltherrschaft dieses Volkes entwickelte, desto größer wurde die Aufmerksamkeit, welche die Franzosen den geistigen Leistungen ihrer Nachbarn auf der andern Seite des Canals schenkten. Zuerst wurde Shakespeare, dann die englische Constitution bewundert. Durch die französische Revolution und die ihr folgenden Ereignisse wurde zwar dieser schöne Anfang zu gegenseitiger Aussöhnung wieder sehr feindselig unterbrochen. Aber die Größe und Macht, mit der England aus jenem Kampfe siegreich hervorging, — der Reichthum und Glanz, welcher die vornehmeren Classen der Gesellschaft mehr und mehr umstrahlte, — die großen Schriftsteller, welche die Nation zu erzeugen fortfuhr, — Lord Byron, — Walter Scott, — namentlich die vielen modigen und in ihrer Art trefflichen Novellen-Schriftsteller Englands, welche mit denen Frankreichs in Fülle und Geschmack ihrer Productionen wetteiferten, — endlich die große Menge von Engländern, welche nach Paris und andern Orten Frankreichs wanderten und dort Verbindungen anknüpften, — dieß alles hat nun bewirkt, daß in neuerer Zeit sogar, was, solange die Welt steht, bisher noch nie der Fall gewesen war, englische Sprache, englische Literatur in Frankreich die Mode geworden sind, und daß — natürlich unbeschadet der dabei fortbestehenden Abneigung der Nation im Ganzen — bei einigen Classen der französischen Nation eine Anglomanie aufgetaucht ist, und englische Gebräuche und Sitten sogar als ein Muster der Nachahmung betrachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Von dem Umschwunge des Glücks, das überhaupt in der neuen Welt noch launenhafter zu seyn scheint als in der alten, liefert auch diese Colonie einige merkwürdige Beispiele. Während einige Individuen, die wahrscheinlich in ihrem alten Vaterlande eine sehr kümmerliche Subsistenz gehabt hatten und fast gar keine Schulkenntnisse, aber gesunden Verstand und Mutterwitz besaßen, sich zu Wohlstand und Ansehen emporgearbeitet, fand ich dagegen wieder andere von nicht gemeiner Bildung und guter Familie in den drückendsten Verhältnissen lebend und sich als gewöhnliche Taglöhner ernährend. Unter den letztern befand sich auch der Baron L., ein Schwede, der in seinem Geburtslande einen hohen Militärposten bekleidet hatte, aber durch eine Verkettung seltsamer Schicksale nach dieser Colonie geschleudert wurde und daselbst von seiner Hände Arbeit sich nährte. Er hatte sich bei den Colonisten als einer der tüchtigsten Holzfäller und Grabenmacher einen Ruf erworben. Dabei war er jedoch guten Muthes, sang des Morgens mit kräftiger Stentorstimme bei seiner Arbeit mit den Vögeln des Waldes um die Wette und versicherte, hier in der freien Natur bei starker Arbeit und gesundem Appetit ein glücklicheres und zufriedeneres Leben zu führen, als früher in den Kreisen der glänzenden Salons. Aus dem Schiffbruche seiner ehemaligen Herrlichkeit hatte er noch einige Orden gerettet, die er mir einst mit dem Bemerken zeigte: „Das ist das Spielzeug für große Kinder und wodurch sich der freie Mensch bethören läßt, als Sklave dem Triumphwagen der Mächtigen zu folgen."

Welch einen glücklichen Einfluß inzwischen ein mildes Klima auf die Entwicklung der körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen übt, kann man recht deutlich an der jüngern Generation dieser Colonisten sehen. Es ist ein schönes, schlankes Geschlecht, und unter den hiesigen Frauen und Töchtern der deutschen Colonisten trifft man häufig Schönheiten erster Größe. Sie vereinigen die frische, blühende Farbe der deutschen Schönen mit dem Feuer und der natürlichen Anmuth der Südländerinnen. In allen ihren Bewegungen liegt eine angeborne Grazie und Leichtigkeit, und nichts erinnert an das Schwerfällige, das den niedern Classen des Nordens meistens eigen ist. Die Mädchen werden sehr früh reif und verheurathen sich gewöhnlich in ihrem zwölften oder dreizehnten Jahre, ohne daß deßhalb ihre Reize schnell wieder verblühten. Auch die Geisteskräfte der hiesigen Jugend scheinen mir eine große Elasticität zu haben, und ich bin fest überzeugt, wenn hier solche Schulen und Lehranstalten als in Deutschland vorhanden wären, so würden gewiß einige ausgezeichnete Köpfe aus ihrer Mitte hervorgehen. Allein so wie die Sachen jetzt stehen ist an eine Veredlung dieser Naturgaben nicht zu denken, und da nicht einmal Bildungsanstalten vorhanden sind, worin die Elemente der gewöhnlichsten Schulwissenschaften gelehrt werden, so wachsen die Kinder ohne allen Unterricht heran und sinken, indem sie die eben nicht nachahmungswerthen Sitten der sie umwohnenden brasilischen Pflanzer annehmen, schnell in eine halbe Barbarei zurück. Durch die den Deutschen eigenthümliche Nachahmungssucht fremder Sitten und Gebräuche muß der Germanismus der hiesigen Colonisten bald gänzlich absorbirt werden, was um so leichter der Fall ist, da die Einwanderer nur aus den ärmsten und mithin ungebildetsten deutschen Volksständen bestehen. Ihre Kinder sprechen lieber die portugiesische als deutsche Sprache, und eignen sich überhaupt nur zu leicht die Lebensweise der Eingebornen an. Dem Ackerbau wird nicht die Sorgfalt gewidmet, die man diesem nützlichsten aller Gewerbe in Deutschland schenkt, und die Colonisten ahmen auch in dieser Beziehung der freilich nicht so viele Mühe kostenden, aber auch weniger einträglichen Verfahrungsweise der brasilischen Pflanzer nach. Eine nach deutscher Art eingerichtete, großartige Oekonomie, deren Gründung allerdings bedeutendere Mittel erforderte, als die hiesigen Colonisten aufwenden können, müßte den glücklichsten Fortgang haben, und indem sie die Erzeugnisse des Feldbaues und der Viehzucht veredelte und vermehrte, dem Eigenthümer den reichsten Gewinn abwerfen, da Klima, Boden und die natürliche Beschaffenheit des Landes dergleichen Unternehmungen zu begünstigen scheinen.

Gleich den hiesigen Pflanzern portugiesischen und spanischen Ursprungs, welche bekanntlich die größte Geschicklichkeit im Reiten besitzen, verstehen es auch die deutschen Colonisten und besonders das jüngere Geschlecht meisterhaft, mit Pferden umzugehen und sich mit den wildesten Thieren im Campo herumzutummeln. Da auch der kleinste Weg in diesen Gegenden zu Pferde abgemacht wird, so besitzt auch der ärmste Colonist mehrere Reitpferde, die sich ohne sein Zuthun in den grasreichen Ebenen ernähren und vermehren, und die so abgerichtet sind, daß sie jeden Morgen vor seiner Wohnung sich einfinden, wo man ihnen einige Kolben Mais gibt. Da sie von frühester Jugend an fast immer zu Pferde sitzen, so sind sie insgesammt, Männer, Frauen und Kinder, vortreffliche Reiter, und wissen mit der größten Geschicklichkeit den Lasso (die Schlinge) beim Einfangen der wilden Pferde und des Hornviehes zu gebrauchen. Die hiesigen Pferde sind von einer sehr guten Race.

Auch in ihrer Kleidung ahmen die Colonisten den Landeseinwohnern nach. Diese besteht gewöhnlich aus einer von leichtem Sommerzeuge verfertigten Jacke und Beinkleide, welches letztere statt von Tragbändern durch einen ledernen Gürtel gehalten wird, worin hinten ein Messer steckt. Gewöhnlich gehen und reiten sie barfuß und tragen nur einen Sporn an dem rechten nackten Fersen. Nur bei kalter oder regnerischer Witterung bedienen sie sich des Punchos — eines großen viereckigen Stück Zeuges, in dessen Mitte zur Durchlassung des Kopfes eine Oeffnung angebracht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Camden Society in England hielt am 2 Mai ihre Jahressitzung. Ihr Zweck ist bekanntlich, wenig bekannte gedruckte und mehr noch ungedruckte Denkmäler der englischen Geschichte herauszugeben. Unter den Werken, die im verflossenen Jahre gedruckt wurden, sind namentlich die Verney Papers bemerkenswerth, welche aus vielen tausend Privatbriefen bestehen, die während der Regierung Karls I, während des Protectorats und unter Karl II geschrieben wurden, und neben den politischen Nachrichten eine Menge interessanter Bemerkungen über den Einfluß der politischen Erschütterungen auf den gesellschaftlichen Zustand des Volks enthalten. (Lit. Gaz. vom 4 Mai.)

Die brittische archäologische Association wird ihren ersten Jahrescongreß zu Canterbury halten. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1844.

Die belgische Colonie Santo Thomas.

Der Moniteur Belge vom 20 April enthält einen umständlichen, von Martial Cloquet, dem belgischen Consul in Guatimala, verfaßten Bericht vom 20 Dec. vorigen Jahrs. Da man sich auch in Deutschland von mannichfachen Seiten Mühe gibt Colonisten nach Santo Thomas anzuwerben, und dieser Bericht in großer Anzahl verbreitet worden ist, so können wir nicht umhin einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Was vor allem auffällt, ist das Bestreben, die Gegend als sehr gesund darzustellen, so sehr daß die Weißen durchaus nicht gehindert seyen im Freien angestrengt zu arbeiten u. s. w. Es wird sogar das Beispiel eines alten Mannes angeführt, der vom Morgen bis zum Abend im Freien mit entblößtem Kopfe troß zahlreicher ihm zugegangenen Warnungen arbeitete, ohne bisher einen Schaden dadurch erlitten zu haben. Wenn wir nicht geradezu den Bericht der Lügenhaftigkeit beschuldigen wollen, so müssen wir anerkennen, daß der Anfang bis jetzt günstiger war als man vielfach prophezeite. Indeß können wir nicht umhin, doch unsern Zweifel über die Sache auszusprechen, und jedem, der Lust bezeigen sollte als Colonist dahin auszuwandern, wohlmeinend rathen, noch etwas zu warten, ehe er sich dorthin begibt. Der Bericht gesteht, daß die Stelle, wo die Kirche steht, also wohl die höchste in einem ziemlich bedeutenden Umkreis, nur fünf Metres (fünfzehn Fuß) über dem Meere liege, daß sich in der Regenzeit und bei Stürmen stehende Wasser in der Umgegend bilden, die aber in Kürze wieder verschwinden, d. h. von der Sonne aufgetrocknet würden, somit keine stehenden Sümpfe bildeten, daß die Temperatur sich constant zwischen 23 und 30° C. halte, und die Atmosphäre nicht gerade naß (humide), aber doch feucht (moiteux) sey; die Plage durch Musquitos wird, wie natürlich, nicht in Abrede gestellt, doch als ziemlich erträglich geschildert. Wenn man erwägt, daß die Colonie zwischen 15 und 16° N. B. liegt, daß dieß Klima sich, wie unter den Tropen gewöhnlich, in eine Regenzeit und in eine trockene Jahreszeit theilt, wenn wir uns ferner erinnern, daß bis jetzt zwischen den Tropen, und namentlich in einer so niedern Lage, von Europäern nur Spanier und Portugiesen bis zu einem gewissen Grade sich so acclimatisirt haben, so daß sie die Beschwerden des Feldbaues ertragen können, dann wird man uns den Unglauben an das Gelingen der belgischen Colonie als einer Ackerbauniederlassung vorerst noch zu gut halten. Gegen die Wahrhaftigkeit von de Puydts Berichten haben sich mehrere bedeutende Stimmen erhoben, und englische Blätter — freilich in diesem Falle nicht ganz uninteressirt — wollten in neuester Zeit von sehr ungünstigen Nachrichten aus Santo Thomas wissen. Wir brauchen die Wahrhaftigkeit von Hrn. Cloquets Bericht nicht anzustreiten, und können dennoch für das zweite Jahr der Ansiedlung viel schlimmeren Nachrichten als für das erste entgegensehen. Die dortigen Colonisten stehen unter der ärztlichen Aufsicht eines Dr. Fleussu, allem Anschein nach eines sehr gebildeten und unterrichteten Mannes, der, wie auch aus dem Berichte hervorgeht, sich mit dem Gange früherer Colonisationsversuche unter den Tropen sorgsam bekannt machte, und gewiß die zweckmäßigsten Gesundheitsregeln einschärfte, aber den schwächenden, verderblichen Einfluß eines feuchtheißen Klima's auf nordeuropäische Constitutionen kann er nicht entfernen, und mancher Arbeiter, der im ersten Jahre sich aufrecht erhielt, bricht im zweiten sicherlich zusammen.

In tropischen Ländern kann, ziemlich hohe Lagen abgerechnet, der Nordeuropäer auf die Länge nicht arbeiten, das ist ein bis jetzt noch durch alle Erfahrungen bestätiger Satz. Der Berichterstatter zieht aus seinen gesammelten Erfahrungen folgende Schlüsse: „die Regelmäßigkeit der Temperatur, namentlich der geringe Wechsel zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht, die fortdauernde Reinheit der Luft, die Abwesenheit von Sümpfen und also auch von Miasmen, die Art der Luft, welche warm und feucht ist ohne naß zu seyn, bieten die günstigsten Bedingungen der Gesundheit dar, erklären das gänzliche Ausbleiben von Lungenaffectionen, so wie den Umstand, daß manche chronische, aus Europa mitgebrachte Leiden schnell und von selbst heilen." Wir können alles dieß gelten lassen, und die Seeluft mag auch die Wirkung der Hitze mäßigen, dieß alles aber kann nur demjenigen

Europäer sonderlich frommen, der keine andauernden körperlichen Anstrengungen zu ertragen hat; der Feldbauer aber wird trotz allem dem den Einfluß des Tropenklima's fühlen.*) Zudem ist es eine bekannte Sache, daß selbst in dem für nordeuropäische Constitutionen viel günstigeren Klima von Nordamerika die Krankheiten auf frisch umgebrochenem Boden erst im zweiten und dritten Jahre ausbrechen. Uebrigens ist der Neubruch und der Anbau des Bodens noch nicht sehr weit vorgeschritten: in Santo Thomas selbst hat man nur 7,10 Hectaren, und zu Santa Maria, einem etwas höher gelegenen Landvorsprung im Norden, dritthalb H. umgebrochen;**) hier wird zur Probe Kaffee, Baumwolle, Mais ꝛc., so wie europäische Hülsenfrüchte gebaut. Wie günstig man nun auch diesen ersten Jahresbericht beurtheilen mag, jedenfalls muß man das Ergebniß des zweiten Jahres abwarten, ehe sich irgend etwas über das Schicksal dieser Colonie als Landbauunternehmung sagen läßt. Daß sie in commercieller Beziehung sich nicht allzu sehr hebe, dafür wird die Nachbarschaft der Engländer in Balize schon genügend Sorge tragen.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

(Fortsetzung.)

Voltaire beschäftigte sich mit Shakespeare, — Mirabeau mit der Geschichte Englands, — Chateaubriand schrieb eine Geschichte der Stuarts, übersetzte Milton, verfaßte eine Geschichte der englischen Literatur, — Guizot schrieb als Professor eine Geschichte der englischen Revolution und stiftete als Minister eine politische Schule, welche jetzt in Frankreich als eine „Englische" bezeichnet wird, — und so beschäftigten sich fast alle ausgezeichneten Geister, welche Frankreich producirte, mit England und den Engländern, und thaten irgend etwas für ihre bessere Bekanntwerdung in Frankreich. Alle ausgezeichneten Werke der englischen Literatur wurden ins Französische übersetzt. Es wurde sogar die „Revue Britannique" begründet, um jeden Augenblick das französische Publicum von allen Bewegungen der englischen Literatur zu benachrichtigen, ein Compliment, welches die Engländer noch nicht einmal erwidert haben. Denn sie besitzen noch keine „French Review," die ausschließlich dem französischen Literatur-Interesse sich widmete.***) Mit einem Wort englische Sprache und Literatur sind jetzt in Frankreich wahrscheinlich bekannter und mehr cultivirt, als je zuvor.

Den englischen Comfort bewundert man in Frankreich jetzt fast ebenso, wie die englische Literatur, und die Franzosen haben angefangen ihre Landhäuser und Paläste auf englische Weise zu möbliren. Sogar in den Tuilerien, die bis jetzt ein altes unverändertes Ameublement hatten, hat der König der Franzosen englische Möbel und Comfort eingeführt.

Englische Wettrennen und andere Sports treibt man in Paris, in Havre, in Rouen und an andern französischen Orten so eifrig wie bei uns. Sogar englischer Küchen- und Kleidergeschmack haben einen merklichen Einfluß auf die Mode und Kunst der pariser Köche und Schneider geäußert. Weite, bequeme Kleider sind seit einigen Jahren in Paris vorherrschend, und man erhält dort jetzt Braten servirt, der noch roher und röther ist, als das roheste englische Beefsteak.

Natürlich rufen solche Manien dann auch immer die Gegensätze stärker hervor, und bei vielen Franzosen mag daher eben gerade jetzt bei dieser neu aufgetauchten Anglomanie die Anglophobie ebenfalls mehr als früher grassiren, und während wir im vorigen Jahre die französischen Anglomanen alle nach Eu eilen sahen, um der Königin Victoria ihre Huldigungen darzubringen, blieben die Anglophoben in Paris zurück und drohten mit antibritischen Demonstrationen, wenn die Königin bis dahin vordringen sollte.

Wir zeigten oben, daß der Engländer vermöge seiner weit verbreiteten Länder- und Meeresherrschaft sich in den Seelenspiegeln einer größern Anzahl von Völkern reflectire, als irgend ein anderes Volk in der Welt. Es geschieht diese allseitige Berührung der Engländer mit allen Nationen der Erde jedoch immer nur durch die Vermittlung einzelner Classen der Gesellschaft, meistens vermittelst der Schiffer, Handelsleute und der müßigen Classe der wohlhabenden Reisenden. Es gibt zwischen den Engländern und ihren Nachbarn keine solchen Ländergränzen, auf denen sie mit ihnen in so nahe Berührung kämen, wie wir auf unsern langen und so unbestimmten Gränzen mit den Slawen oder mit den Franzosen, oder wie die Spanier mit den Franzosen, oder wie die Schweden mit den Norwegern, oder wie die Italiener mit den Tedeschi. Der Verkehr zwischen den Britten und irgend einem fremden Volke ist daher nicht so innig, sie sehen keinem so nahe ins Auge, haben mit keinem so alltägliche Beziehung und so eng verflochtenen Umgang, treten keinem so dauernd und so in Masse gegenüber, wie jene Nationen, deren Länder zusammenhängen. Was die Masse der Britten von Fremden am eigenen Herde sieht, sind nur einzelne, zu ihrer Insel hinüberpilgernde Reisende.

Die meisten Antipathien und Sympathien der Engländer gegen fremde Völker sind daher nur Gefühle und Urtheile gewisser Classen der Gesellschaft, z. B. der Colonialbeamten die mit den Hindus in Berührung kommen, — der Kaufleute die in Rußland wohnten, — der Matrosen und Militärs die mit den Spaniern fochten, — der Reisenden die durch Deutschland pilgerten. Das Volk in Masse weiß wenig davon, und wird nur in geringerem Grade davon afficirt.

---

*) Schon in dem vorliegenden Berichte ist die nicht unbedeutsame Stelle: „der einzige besondere Umstand, den man bemerkt, besteht darin, daß die Schwächung der Kräfte (symptomes adynamiques) stärker ist, der Kranke somit schnellere Hülfe braucht, und die Wiederherstellung länger dauert."

**) Dieß geschah durch einen Caraibenanführer, Namens Ramirez, dessen schon de Puydt in seinem Bericht gedenkt.

***) Der Grund davon ist vielleicht der, daß alle englischen Reviews sich viel mit französischer Literatur beschäftigen, und darum das Bedürfniß einer ihr besonders gewidmeten, weniger gefühlt wird.

Nur in Bezug auf die Franzosen möchten wir hierin eine Ausnahme machen. Die Franzosen sind dasjenige Volk, von dessen Existenz fast jeder brittische Insulaner, und sollte er auch von den andern Völkern der Welt nicht ein einziges kennen, überzeugt und berichtet ist. Die ununterrichteten Engländer der geringeren Stände nehmen sogar im Durchschnitt jeden Fremden, der auf ihrer Insel erscheint, für einen Franzosen, und im Durchschnitt genommen sind bei ihnen „fremd," „continental" und „französisch" ziemlich identische Begriffe.

Die Kämpfe der beiden Nationen waren so dauernd, — ihre Capitalen liegen sich so nahe, — ihre Matrosen, ihre Kaufleute, ihre Soldaten, ihre Reisenden begegnen sich so häufig, daß trotz der Meeresisolirung die Antipathien daher ziemlich allgemein durchgegriffen haben und sich zu einem allgemeinen, in dem ganzen Volke verbreiteten Nationalhaß steigerten. Es gibt zwar Engländer genug, welche die Existenz alles Nationalhasses gegen Franzosen in England wegläugnen möchten, und die da zu beweisen suchen, daß nur von Seite der Franzosen eine solche Feindschaft gegen die Engländer existire. Es wäre zu wünschen, daß man dieser Ansicht Glauben schenken könnte; allein ich glaube, daß man dazu nicht berechtigt ist. In der That, die Abneigung der Engländer gegen die Franzosen und umgekehrt ist so natürlich, daß es fast unnatürlich wäre, wenn sie nicht existirte. Man stelle die reine, ungezwungene, derbe englische John Bull-Natur, so wie sie mehr oder weniger durch Erziehung und Bildung verborgen und übertüncht in jedem Engländer steckt, der reinen, unentstellten Natur des Monsieur Frog gegenüber, und sie werden sich abstoßen wie Nord- und Südpol.

Die Verschiedenheit zwischen beiden Nationen ist so groß, daß es ein bares Wunder wäre, wenn beide im Ganzen genommen etwas anderes für einander empfinden sollten als Antipathie. Sie stehen sich in ihrem ganzen Wesen so schroff und diametral entgegen, daß es fast scheint, als habe ein böser Geist es so gefügt, daß diese wie Wasser und Feuer sich widerstreitenden Nationalcharaktere, diese wie + und — in allen Stücken sich negirenden Volks-Eigenthümlichkeiten, diese von Kopf bis zu Fuß verschiedenen Leute in zwei Länder versetzt wurden, die nur durch den schmalen Canal La Manche von einander getrennt sind.

Die Engländer sind lang von Figur, die Franzosen sind klein von Statur; die Franzosen erscheinen mit ihren feurigen, dunkeln Augen, ihren schwarzen Haaren wie die Repräsentanten des Südens; die Engländer mit ihrem hellen Teint, ihren blauen Augen, überhaupt mit allen ihren matteren Farbentönen als Kinder des Nordens. Die Engländer sind auf der Oberfläche kalt und ruhig, die Franzosen warm und glühend, jene bewegen sich ernst und gemessen, oft steif wie Statuen, diese sind in ihren Manieren lebhaft, oft überlebendig wie Tanzmeister; die Engländer haben die geringste Empfänglichkeit für Gegenstände des Geschmacks und der Kunst, die Franzosen die höchste; die Engländer rühmen sich ihrer Kraft, die Franzosen ihrer Delicatesse; die Franzosen sind für Freundschaft, für Tugend, für alles Schöne und Gute leicht erregbar, schnell enthusiasmirt, doch wirkt der Enthusiasmus bei ihnen nicht nachhaltig; die Engländer verachten den Enthusiasmus als etwas Kindisches, doch sind sie einmal in Bewegung gesetzt, so ist diese Bewegung dauernd.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Da in Brasilien niemandem das geringste Hinderniß bei der Ausübung der Jagd in den Weg gelegt wird, so widmete ich einen Theil meiner Muße diesem Vergnügen. An jagdbaren Thieren ist kein Mangel. Es gibt vier verschiedene Arten Hirsche in diesen Gegenden, von denen zwei Gattungen in den freien Ebenen und die anderen beiden in den Wäldern leben. Der große Hirsch der Ebene (o cervo grande do campo) wird 5 Fuß 3 Zoll hoch, hat eine röthlichbraune Farbe und nur um Augen und Maul und am Unterleibe ist er weiß gezeichnet. Die Füße und die Spitze des Schwanzes sind schwärzlich. Das Geweih der Männchen wird 14 bis 15 Zoll hoch und hat vier Enden. Er hält sich gern in Ebenen auf, die zuweilen unter Wasser gesetzt werden. — Der kleine Hirsch der Ebene (o cervo pequeno do campo) wird nur 3 Fuß 10 Zoll groß, sein Geweih hat eine Länge von einem Fuß und drei Enden. Die Spitzen der Haare seines Körpers sind röthlichbraun, weiter unten verliert sich diese Farbe in das grauliche. Am Halse, unter dem Leibe und Schwanze ist er weiß gezeichnet. Seine Ohren sind sehr schmal und spitz. Der Waldhirsch (cervo do matto) lebt bloß im Dickicht des Waldes, hat eine hochrothe Farbe und nur um das Maul, am Halse, unter dem Leibe und Schwanze ist er weiß. Seine Länge beträgt etwas über 4 Fuß. Seine Hörner haben keine Enden und werden 5 bis 6 Zoll hoch. Der kleine Waldhirsch (cervo pequeno do matto) lebt ebenfalls in den Wäldern und hat nur 1 Zoll hohe Hörner. Er wird 3 Fuß 5 Zoll groß. Seine Farbe ist braun, da jedoch die Spitzen seiner Haare weiß gefärbt sind, so spielt jene Farbe in das Bläuliche hinüber. Am Halse, auf der Brust und unter dem Leibe und Schwanze hat er eine hellere Farbe.

Von wilden Schweinen gibt es zwei verschiedene Arten, die mit dem gemeinen zahmen Schweine große Aehnlichkeit haben und nur darin von diesem sich unterscheiden, daß Kopf, Ohren, Hals und überhaupt der ganze Körper kürzer ist, und daß sie an den Hinterfüßen über den Klauen kein weiches Horn haben. Auf dem Rücken oberhalb der Schenkel haben sie eine Oeffnung, aus der eine weiße Flüssigkeit fließt. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

An den Ufern des Flusses dos Sinos halten sich viele Capibaras auf. Sie leben familienweise und nähren sich von Vegetabilien. Das Thier hat keinen Schwanz und seine Länge beträgt 3 Fuß 8 Zoll. Der Kopf ist platt, die Schnauze abgestumpft und die Ohren sind kurz und unbehaart. An den Vorderpfoten befinden sich vier und an den Hinterfüßen drei Zehen, welche durch eine Schwimmhaut miteinander verbunden sind. Die Haare sind von dunkler Farbe und nur gegen die Spitze zu werden sie heller oder röthlich. Am Unterleibe ist das Thier weiß und bräunlich. Es schwimmt und taucht mit Leichtigkeit unter.

In dem Flusse dos Sinos halten sich viele Kaimans auf, welche eine Länge von 7 bis 9 Fuß erreichen, jedoch sehr scheu sind und den

Menschen nicht angreifen. In den Wäldern leben verschiedene Arten Gürtelthiere und auf den Feldern eine große Menge Rebhühner.

In den Urgebirgen, welche die Colonie von Osten her begränzen, wohnen die Bureos oder Bugueros. Sie sind als ein wildes und unbändiges Geschlecht verschrien, das bis jetzt keine Mittel der Ueberredung oder Gewalt zur Sittigung haben führen können. Wahrscheinlich aber hat man verkehrte Mittel zu ihrer Civilisation angewendet, wenn überhaupt ein solcher Versuch gemacht seyn sollte, und die Portugiesen haben von jeher eine solche Maxime von Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit in ihrer Verfahrungsweise gegen diese Wilden befolgt, daß sie alle Treue und allen Glauben bei diesen Kindern der Wildniß verscherzen mußten. Die Leichtigkeit, mit welcher ich Zugang bei diesen Wilden fand, und die mir von ihnen zu Theil gewordene gastliche Aufnahme liefern den schlagendsten Beweis davon, daß es nicht unmöglich ist, sie auf die Bahn der Gesittung zu führen. Es ist wahr, sie haben zu verschiedenenmalen die im Urwalde wohnenden Colonisten und die brasilischen Pflanzer in den Ebenen überfallen und Mord und Plünderung bezeichnen ihre Einfälle, allein da sie von den Weißen stets wie wilde Thiere behandelt und ohne Mitleid und Erbarmen, wo sie sich blicken ließen, entweder niedergeschossen oder zu Sklaven gemacht wurden, so sind Rache und Wiedervergeltung die Triebfedern zu ihren gewaltthätigen Handlungen. Diese Nation ist ziemlich zahlreich und in mehrere Stämme getheilt. Die Bureos wohnen im Dickicht undurchdringlicher Wälder, aus denen sie nur hervorkommen, wenn der Hunger sie antreibt, das Vieh der Pflanzer zu stehlen oder sonst irgend einen Raub- und Plünderungszug auszuführen. Sie erscheinen mit der Schnelle des Blitzes und eben so schnell ist ihre Spur auch wieder verloren.

Die brasilischen Pflanzer, um sie im Zaume zu halten und sich gegen ihre Ueberfälle zu schützen, stellen häufig förmliche Jagden auf diese Wilden an, die aber meistens ohne Erfolg sind, da sie die unglaubliche Schärfe der Sinnenorgane mit allen amerikanischen Ureinwohnern gemein haben. Obgleich ich eine solche barbarische Verfahrungsweise durchaus nicht billigte, so schloß ich mich doch einst einem solchen Jagdzuge an, um durch eigene Anschauung etwas Näheres über diese Wilden zu erfahren. Es hatten sich 45 Schützen zu diesem Unternehmen vereinigt. Wir schwärmten mehrere Tage und Nächte im Urwalde umher, ohne das geringste zu sehen, bis endlich einige Zeichen an den Bäumen und einige abgebrochene dünne Stämme, wodurch die Wilden, um sich im Dickicht des Waldes zu orientiren, ihren Weg zu bezeichnen pflegen, auf ihre Spur führten. Die Schützen vertheilten sich jetzt in zwei Abtheilungen, von denen die eine ihre Verfolgungen fortsetzte, die andere sich aber in einen Hinterhalt legte. Der Zufall führte der letztern vier auf Jagd begriffene Indianer ins Schußbereich und ohne Umstände wurde Feuer auf sie gegeben. Ein Wilder wurde dadurch getödtet, ein anderer in den Schenkel verwundet und die beiden übrigen verschwanden im Dickicht des Waldes. Der verwundete Indianer versuchte zwar ebenfalls die Flucht, allein seiner Wunde wegen konnte er sich nur mühsam weiter schleppen. Er wurde bald eingeholt und gefangen. Die Brasilier waren über das Schicksal dieses Indianers bald mit sich im Reinen und wollten ihn vollends tödten. Diesem Act der Barbarei widersetzte ich mich jedoch aus allen Kräften, und meinen Bitten gelang es, daß mir der Verwundete überlassen wurde. Der letztere schien mit der größten Resignation sich in sein Schicksal zu ergeben und keine Klage entfuhr seinem Munde. Die schwierigste Aufgabe war jetzt die Fortschaffung des armen Indianers, und nur durch große Versprechungen konnte ich es dahin bringen, daß mir einige von meinen Begleitern Beistand leisteten, den am Gehen verhinderten Gefangenen auf einer in der Eile aus Zweigen verfertigten Bahre aus dem Walde zu tragen — ein Beginnen, das mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft war und die Geduld meiner Begleiter auf eine harte Probe stellte. Endlich gelangten wir ins Freie, wo ich den Indianer auf ein Pferd setzte und zu meiner Wohnung führte.

Hier angekommen, wurde die Wunde des Wilden gehörig untersucht und verbunden, und ich pflegte ihn mit der größten Sorgfalt, denn es war meine Absicht, dem Indianer, sobald er wieder hergestellt war, nicht nur die Freiheit zu schenken, sondern ihn auch zu seinen Angehörigen zu begleiten. Unterdessen ließ ich ihn durch meinen Tupinamba gehörig bewachen und die Gesellschaft dieses seines Landsmannes schien ihm keinen geringen Trost zu gewähren. Obgleich die wenigen, denen ich meine Absicht entdeckte, diesen Wilden zu seinen Stammgenossen zu begleiten, mir von einem ihrer Meinung nach so gefährlichen Beginnen abriethen, so ließ ich mich durch ihre Befürchtungen doch nicht von meinem Plan abschrecken. Ich verließ mich dabei auf die bessere Menschennatur und so viele Beispiele, die ich von den amerikanischen Wilden gehört hatte, daß männliche Dankbarkeit und unverbrüchliche Treue gegen denjenigen, der einmal als Freund gegen sie sich bewiesen hat, hervorstechende Züge in ihrem Charakter seyen, bestärkten mich in meinem Vorsatze. Ich bot alles auf, um mir die Liebe und Freundschaft des Verwundeten zu gewinnen, und obgleich er anfangs in der größten Apathie beharrte, so äußerte er doch später unverkennbare Zeichen seiner Anhänglichkeit und Zuneigung. Allerdings konnte ich mich nur durch Zeichen mit ihm unterreden, aber dessen ungeachtet schien er mich vollkommen zu verstehen. Mein Tupinamba wußte sich übrigens bald besser mit ihm zu verständigen, da beide eine Mundart der Guarani-Sprache redeten, weßhalb ich mich seiner auch als Dolmetscher bediente.

Der Wilde genaß zusehends von seiner Verwundung, und ich machte ihm nach und nach mit meinem Vorhaben bekannt, ihn auf freien Fuß zu setzen und zu seinem Stamm zu begleiten. Seine Augen funkelten mit großer Lebhaftigkeit bei dieser Eröffnung, und er gab mir sein Wort, daß wenn ich und der Tupinamba ohne weitere Begleitung mit ihm gehen wollten, wir nicht nur keine Gefahr zu befürchten haben, sondern von seinen Stammgenossen mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen werden würden. Die ungewöhnliche Feierlichkeit, womit der Wilde diese Zusicherung ertheilte, verscheuchten alle fernern Bedenklichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesellschaft der Freunde zur Unterstützung hülfsbedürftiger Fremden hielt in London am 3 Mai ihre Jahressitzung. Ihr Zweck ist ein dreifacher, nämlich bejahrten und kranken Fremden beizustehen und ihnen Jahrgehalte zu geben, andern Fremden gelegentliche Unterstützung angedeihen zu lassen, und drittens solchen, die heimkehren wollen, die Mittel zu gewähren. Die Ausgabe für den ersten Zweck betrug im vorigen Jahre 838 Pfd. 11 Sch., für den zweiten 199 Pfd. 9 Sch. Unterstützung zur Rückkehr erhielten 132 Personen. Die gesammte unterzeichnete Summe betrug 1500 Pfd. St. (Exam. 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

1. Die Engländer und die Franzosen.

(Schluß.)

Welche größere Contraste gibt es als zwischen Mars und Merkur, als den zwischen dem militärischen Ruhm, welcher das goldene Kalb der Franzosen ist, und den industriellen und commerciellen Unternehmungen, durch welche die Engländer ihre Lorbeeren erringen. Wie verschieden ist die Denkweise beider Nationen in der Politik, wie verschieden ihr Verfahren in der Behandlungsweise aller politischen Wissenschaften. Die Franzosen wollen immer Neues bauen, die Engländer immer das Alte conserviren. Die Franzosen sind Demokraten, die Engländer Aristokraten. Bei den Franzosen ist alles Theorie, bei den Engländern alles Erfahrung, alles „matter of fact." Jene verfallen daher leicht in den Fehler, die Facta zu mißdeuten, die Erfahrungen unberücksichtigt zu lassen, erst Theorien zu ersinnen und darnach die Erscheinungen zu erklären, diese in den umgekehrten, der Erfahrung zu viel Gewicht beizulegen, sich in einen Irrgarten von „matter of fact" zu verlieren, und der Theorien, der Blüthe aller Erfahrung, verlustig zu gehen.

Wie verschieden ist die Weise, wie beide Nationen ihre Gedanken einkleiden, ihre Sprechweise und ihr Styl, bei dem die Franzosen alles in sprudelndem Geist, in künstlichen Antithesen, in feinem Witz suchen, während die Engländer alles in einfache natürliche Sprache, klare Darstellung, derbe und handgreifliche Vergleiche setzen. Welcher Contrast zwischen dem „esprit," der in allen französischen Schriften sprudelt, und dem „humour" und „common sense," der in allen englischen Büchern fließt!

Die Franzosen sind poetisch in ihrem Wesen, aber ohne Poesie in der Tiefe ihrer Seele; die Engländer scheinen auf den ersten Anblick die personificirte Prosa zu seyn, aber im Innern sind sie von tiefer Poesie durchdrungen. Die Franzosen sind sentimental, die Engländer haben tiefes Gefühl; die Franzosen geben bald alles was sie in sich haben, von sich, der Engländer gibt von vornherein nichts. Die Franzosen lieben zuvorkommendes Wesen, die Engländer hassen es; die Engländer scheinen den Franzosen schwer wie Blei, die Franzosen den Engländern leicht wie Federn. — Die ganze Erscheinung des Engländers reizt den Franzosen in Paris zum lauten Lachen, das ganze Auftreten des Franzosen ist dem Engländer in London unwiderstehlich komisch.

Die Franzosen finden in allen andern Nationen etwas, das ihnen zusagt, bei den Deutschen die Bonhomie, bei den Spaniern das Feuer, bei den Slaven das gewandte Wesen, bei den Italienern sehr viele Dinge. Aber von welchen Eigenschaften des Engländers findet sich der Franzose angenehm erregt?

Bei jeder andern Nation findet der Engländer doch wenigstens etwas was ihm wohlgefällt, und das er sich seinem eigenen Wesen gewissermaßen verwandt fühlt: bei dem Holländer das Phlegma, bei dem Spanier die Gravität, bei dem Deutschen den gesunden Menschenverstand, bei dem Ungarn den aristokratischen Sinn. Aber welche Affinität mit den Franzosen empfindet der Engländer in sich? Ich glaube, wenn die Türken Herren und Bewohner des Landes im Süden des Canals wären, die Engländer würden sich leichter mit ihnen ausgleichen, als sie es mit den Franzosen thun.

Die ganze Größe des Gegensatzes, den er zwischen sich und seinem französischen Nachbar verspürt, pflegt der Engländer in zwei kurze einsylbige Worte zusammenzufassen, wenn er sich selbst John Bull und den Franzosen Mr. Frog nennt. Man stelle sich den Contrast zwischen einem großen starken Bullen und einem kleinen quackenden Frosch vor, und man wird begreifen, welchen enormen Unterschied, welche große Kluft der Engländer zwischen dem Franzosen und sich selber erblickt. Es ist ein Unterschied wie zwischen den Einwohnern von Brobdignag und denen von Lilliput.

Diejenigen, welche die Existenz einer allgemeinen Abneigung der Engländer gegen die Franzosen läugnen, werden wahrscheinlich nur durch die große Verschiedenheit, welche zwischen ihrer eigenen englischen und der französischen Art zu hassen existirt, irre geleitet.

Ich hörte einmal einen Franzosen erzählen, wie er einst von einem Engländer beleidigt worden sey, ohne von ihm Genugthuung erlangen zu können. Er gerieth dabei, indem er das Gemälde des langen, plumpen, groben, kaltblütigen Engländers entwarf, in immer größeren Eifer, zuletzt in Wuth, und rief aus: „Ah Monsieur, je vous assure, je déteste ces Anglais, je les ai en horreur, en horreur! Oh, je pourrais dévorer chaque Anglais, que je vois passer dans la rue!“ — „Und,“ setzte er hinzu, „wie ich, so fühlt in dieser Beziehung jeder ächte Franzose.“

Nun ich glaube, daß so blutdürstig und cannibalisch noch nie ein Engländer vom Nationalhasse verleitet gegen die Franzosen gesprochen hat. Die französischen Journale lassen zu allen Zeiten einen feindseligen Artikel über den andern gegen England los, und sind gar zu gern bereit, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, Ausfälle der bittersten Art gegen dieß Land und sein Volk zu machen. Zwar lassen es auch die englischen Journale nicht an derben Erwiderungen fehlen, allein, wenn man ihre Anfeindungen mit denen der Franzosen vergleicht, so zeigt sich in den letztern eine Bitterkeit, ein oft schlecht verhehlter, oft offenbar ausbrechender Groll, während in den erstern ein mehr zurechtweisender, mit Ueberlegenheit abfertigender, hochfahrender und absprechender Ton herrscht, der deutlich genug zeigt, daß hier der mit Verachtung gemischte Haß des Stärkern dem vom Neide geschärften des Schwächern gegenübersteht. Die Engländer haben sich auf ihrer Insel von jeher vor den Franzosen sehr sicher gefühlt, und diese haben dem John Bull dort auf seiner schönen, grünen Wiese selbst zur Zeit ihres größten Eroberers nichts anhaben können, während die Engländer dagegen umgekehrt den Franzosen zweimal, einmal von Süden über die Pyrenäen, und einmal von Norden über Belgien her bis in das Herz ihres Landes rückten. Die Franzosen hingegen laboriren noch unter den Eindrücken der Schlachten der Jahre 1813, 1814 und 1815 wie ein Mann, welcher den Schmerz einer Ohrfeige, deren Schimpf er nicht auszuwetzen Gelegenheit fand, noch lange Zeit nachher tief empfindet. Sie haben den Engländern noch Napoleons Gefangenschaft und Tod nicht verziehen, und eine Partei von ihnen ist ihnen auch deßwegen gram, weil sie es mit Louis Philippe halten. Die Franzosen stehen daher zu den Engländern gewissermaßen noch immer in dem Verhältnisse der Besiegten zu dem Sieger, und insofern die englische Macht auf dem ganzen Erdkreise blüht und grünt, und den Franzosen in jedem Erdenwinkel hinderlich und gleich einem Dorn im Auge in den Weg tritt, im Verhältniß des Schwachen zu dem Starken. Wenn daher die Engländer in Frankreich mehr verabscheut, mehr „mit Haut und Haar verschlungen“ werden, so werden dagegen die Franzosen in England mehr „ab und zur Ruhe verwiesen, mehr bespöttelt, carrikirt und ridiculisirt.“

Dr. Johnson war entschieden der Meinung, daß die Franzosen ein lächerliches und einfältiges Volk seyen, weit hinter den Engländern zurück, stupide und unwissende Creaturen. Und hinter dieser Meinung, die er für ganz ausgemacht und unangefochten hielt, verschanzte er sich sein ganzes Leben hindurch. Er hatte diese Wahrheit in Paris erkannt, wo er sich einen Monat aufhielt, ohne während dieser Zeit ein sterbendes Wörtchen Französisch zu sprechen, um nicht den Eingebornen in der Conversation einen Vortheil über sich einzuräumen. Ich hörte einmal einen Engländer, der erzählte, wie ein gewisser französischer, sehr hochgeborner Admiral bei einer in den Journalen vielbesprochenen Gelegenheit das Ansehen eines brittischen Kriegsschiffes verletzte, steif und fest behaupten, er hätte, wenn er Capitän des Schiffes gewesen, es durchaus für seine Pflicht gehalten, „that insolent fellow“ beim Arm zu nehmen und über Bord zu werfen. (Er sagte nicht, wie jener Franzose, er würde ihn verschlungen haben.) Und ich würde mir keinen Pfifferling daraus gemacht haben, wenn dieser Monsieur im Wasser umgekommen und ein Krieg mit Frankreich davon die Folge gewesen wäre.

Einen andern englischen Admiral, welcher aus Frankreich kam, und eine Schilderung der trefflichen Hafen- und Marineanstalten, die er in Brest entstanden gesehen, entwarf, hörte ich am Schlusse hinzusetzen: „Indeed I was highly astonished and I think, it is quite necessary, we must come one day and blow up that nuisance.“ (In der That, ich war höchlich erstaunt, und ich denke, es ist durchaus nöthig, daß wir einmal eines Tages hingehen, und diese Schmutzerei in die Luft blasen.)

Die Art, wie diese beiden Herren den französischen Prinzen ins Wasser schmeißen und die französischen Marinehäfen in die Luft blasen wollten, war mir Beweis genug, daß sie so etwas Bitteres nicht ohne ein Gefühl von Nationalhaß gesagt haben würden. Und da ich noch viele andere ebenfalls sich auf ähnliche Weise habe äußern hören, so kann ich sie im Ganzen von dem Gefühl des Nationalhasses nicht freisprechen, obgleich es wahr seyn mag, daß sie wie alle Starken in einem geringern Maaße hassen, und obgleich auch auf der andern Seite ich ebenfalls einige Beispiele davon erzählen könnte, daß Engländer die Franzosen sogar gegen Deutsche in Schutz nahmen.

Wir Deutschen, die wir voll Vorurtheile gegen die Franzosen sind, haben sie zuweilen bis auf unsere neuesten Bücher über Paris und Frankreich herab, nicht selten auf eine herzlose und arge Weise mitgenommen. Ich habe nicht eine einzige englische Kritik dieser Bücher gelesen, in welcher nicht die Franzosen auf eine Weise, welche der Gerechtigkeitsliebe der englischen Kritiker Ehre machte, in Schutz genommen worden wären, und ich zweifle fast, ob die französischen Literaten in der Gewohnheit sind, den Engländern bei unschönen und einseitigen Angriffen einen eben so gerechten Schutz widerfahren zu lassen.

Es gibt, wie gesagt, Engländer, welche vielleicht, weil sie zu stolz sind eine solche Schwäche, wie jeder Haß es ist, einzugestehen, allen Nationalhaß gegen die Franzosen wegläugnen, es gibt andere, die human und religiös genug sind die Franzosen wie alle andern Nationen nicht zu hassen, andere die von den kosmopolitischen Regungen unserer wunderbaren

Neuzeit ergriffen, diesen Nationalhaß nur noch als ein sehr unbedeutendes Moment betrachten, und ihn aus einer Art von Gutmüthigkeit als vollkommen beseitigt, oder doch im völligen Verfall begriffen darstellen möchten. Sie sagen, der Nationalhaß sey etwas aus der Barbarei des Mittelalters, Nationalantipathien und Vorurtheile seyen vor der Aufklärung unsers Jahrhunderts in Nichts versunken, und die Bande gegenseitiger Hochachtung und Sympathie umschlängen mehr und mehr die sämmtlichen an dem großen Werk des Fortschrittes arbeitenden Nationen. So gern wir für das Höhere begeisterte Menschen geneigt seyn möchten, in solche schöne Ideen einzustimmen und sich einem so herrlichen Glauben vertrauungsvoll zu überlassen, ja so gern wir durch ein solches Vertrauen, als Vertrauen erweckend, das Werk der Aussöhnung fördern möchten, so ist es doch unmöglich die Facta abzuläugnen, und die Geschichte selber fordert einen größern Glauben als die Tugend. Die Abneigung zwischen der französischen und englischen Nation steckt zu tief im Wesen und Blut, und die herrlichen Eigenschaften, welche beide große Nationen auszeichnen, haben jetzt wie zu allen Zeiten nur einzelne vermocht, sich gegenseitig zu achten und zu lieben. Die Massen bleiben sich abgeneigt wie zuvor, und wenn wir selbst in gewissen Perioden der Geschichte beide große Nationen zuweilen von Aufwallungen gegenseitig ergriffen und Miene machen sehen, sich nach englischer Sitte freundlich die Hand zu schütteln, oder nach französischer sich brüderlich zu umarmen, so waren dieß doch eben nur Aufwallungen und die Natur verlangte wieder ihr Recht, „natura semper recurrit,“ d. h. man griff alsbald wieder zum Schwert.

In ewigem Gegensatze, in stetem Wetteifer begriffen, unversöhnt, gingen beide, die Griechen und die Römer, zum Tartarus ein, und so werden auch die Engländer und Franzosen, solange sie so existiren, nicht aufhören mit einander zu wetteifern, zu ringen, zu kämpfen, bis auch ihre Zeit kommt, vom Schauplatz abzutreten.

> Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung,
> Aber es bleicht indeß Dir sich die Locke wie mir.

Cingalesische Kunstfertigkeit.

(Excursions, Adventures and Field Sports in Ceylon by Col. Campbell.)

Obwohl die Cingalesen ihre alten Bauwerke in Trümmer fallen lassen, so haben sie sich doch einen gewissen Grad von Civilisation bewahrt. Oberst Campbell bemerkt wiederholt, daß sie weder unwissend noch barbarisch seyen, und rühmt namentlich ihre künstlerische Anlage. „Die cingalesischen Arbeiter sind sehr sinnreich und geschickt, sie ahmen die Gegenstände, die man ihnen als Modell gibt, mit der vollkommensten Genauigkeit nach, namentlich in Arbeiten von Elfenbein, Kupfer, Eisen und Holz. Unter den kostbaren Hölzern, die sie benützen, bemerkte ich den Calamander, dessen Wurzeln unglaublich hart sind, und die schönsten Adern haben, die ich jemals sah. Sie bedienen sich dieses Holzes, um Kästchen zu machen, die mit Elfenbein, Schildpatt oder Ebenholz ausgelegt sind; diese Kästchen haben einen solchen Ruf, daß alle Reisenden, die zu Colombo anlegen, sich reichlich damit versorgen. Ihr Preis ist nicht sehr hoch. Sie treiben auch einen bedeutenden Handel mit Juwelenarbeiten, ungefaßten kostbaren Steinen, Rubinen, Topasen, Sapphiren u. s. w., die man in den Bergen von Ceylon findet. Die Arbeiten haben ein gefälliges Ansehen, sind aber nicht sehr solid, und die meisten Steine, die sie an die Fremden verkaufen, haben bedeutende Fehler. Die Bijouteriearbeiter in der Provinz Dschaffna fabriciren elegante Ketten von reinem Gold; ein europäischer Handwerker würde nicht wenig erstaunt seyn, wenn er die Werkstätte eines eingalesischen Arbeiters erblickte, denn er würde gar nicht begreifen, wie man mit so einfachen Werkzeugen solche Arbeiten zu Stande bringen kann.“

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Fortsetzung.)

Wir machten uns daher eines Morgens vor Sonnenaufgang auf den Weg. Jeder trug einen Mundvorrath auf mehrere Tage; auch hatte ich einen kleinen Kessel und einige andere nothwendige Bedürfnisse mitnehmen lassen. Nach einer höchst abenteuerlichen, sechstägigen Reise im Urwalde und nach manchen Hin- und Herzügen im Dickicht schien das Ziel unserer Wanderung nicht mehr fern zu seyn. Eines Nachmittags nämlich ließen sich in der Ferne mehrere Wilde sehen, welche unser Führer für Stammgenossen erklärte. Er eilte sogleich auf sie zu, und während wir in einiger Entfernung zurückblieben, hatte er eine Unterredung mit ihnen, worauf er allein zu uns zurückkehrte, die übrigen Wilden aber bald aus unserem Gesichte verschwanden, wahrscheinlich um den Stamm von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

In der Dämmerung erreichten wir einen freien Platz im Walde, auf welchem die Hütten der Bucros in großer Unregelmäßigkeit zerstreut lagen. Diese Wilden scheinen ein Gefühl für das Schickliche zu haben, denn als wir unsern Einzug in das Indianerdorf hielten, sahen wir wohl einige Köpfe aus den Hütten und hinter den Bäumen hervorgucken, aber keineswegs umringte uns ein Haufen mit jener lästigen Neugierde, die wir Europäer beim Erscheinen eines Wilden in unserer Mitte wohl schwerlich in diesem Grade beherrscht haben würden. Nur ein indianisches Weib, die Frau unseres Führers, kam uns mit ihrem Sohne entgegen und gab beim Wiedersehen ihres Mannes die unverkennbarsten Zeichen der Rührung und Freude zu erkennen. Sie allein begleitete uns zu ihrer Hütte, wo ich, von den Beschwerden der Reise auf das äußerste erschöpft, bald das Lager suchte und in einen langen und tiefen Schlaf versank.

Da es meine Absicht war, eine kurze Zeit unter diesen Wilden zu verweilen, so war am andern Morgen mein erstes Geschäft, mir eine Hütte zu erbauen, welche etwas mehr Bequemlichkeit darbot, als die elenden Wohnungen der Wilden. Kaum hatte ich diesen Wunsch zu erkennen gegeben, als mein Wirth mehrere andere Wilde herbeiholte und sich mit diesen erbot, mir hülfreiche Hand zu leisten. Sie schafften die Materialien zu dem einfachen Bau mit großer Rührigkeit herbei, und ehe der Abend anbrach, war die neue schmucklose Wohnung fertig. Während meines vierzehntägigen Aufenthalts unter diesen Indianern litt ich auch an Lebensmitteln durchaus keine Noth, denn jedesmal, wenn

diese von einem Jagdzuge heimkehrten, legten sie ihre Beute vor mich hin und ich durfte mir nach Belieben davon auswählen.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts unter diesen Söhnen der Wildniß kam mir meine Stellung seltsam genug vor, und besonders, wenn ich am Abend diese nackten und wilden Gestalten um das Feuer auf den Fersen sitzend sah, konnte ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, das durch die Einöde des geheimnißvollen Waldes noch gesteigert wurde; allein nach und nach gewöhnte ich mich an dieses neue Verhältniß, und als ich erst bekannter mit diesen im Grunde gutgearteten Naturmenschen geworden war, kam mir mehr als einmal der Gedanke in den Kopf, für immer unter ihnen zu bleiben, und mich des schwierigen und aufopfernden Geschäftes zu unterziehen, sie auf die Bahn der Gesittung zu führen. Stellte ich aber eine Vergleichung ihres jetzigen Zustandes mit demjenigen an, worein sie eine halbe Civilisation versetzen, und die höchst wahrscheinlich ihre Unterjochung und Mißhandlung von Seite ihrer weißen Dränger zur Folge haben würde, wie das Schicksal anderer halbcivilisirter Indianer dieses Landes genugsam zeigt, so konnte ich mir nicht verhehlen, daß ihnen jetzt in ihrer glücklichen Unwissenheit, von Gesundheit strotzend und im Gefühle der Kraft und Freiheit, ein glücklicheres Loos beschieden war, als wenn sie durch eine nähere Berührung mit den Weißen eine Beute der Krankheiten und Laster dieser letztern würden. Ich gab deßhalb diesen Gedanken bald wieder auf.

Der körperliche Wuchs dieser Wilden ist gerade, sehr verhältnißmäßig und schön. Besonders schön sind ihre Beine, Füße und Hände geformt. Die mittlere Größe der Männer beträgt gegen 5 Fuß 8 Zoll. Einen Verwachsenen oder Krüppel habe ich unter ihnen nicht bemerkt. Ihre Hautfarbe ist weniger dunkel als die der meisten Indianer Brasiliens. Ihr Haupthaar ist lang, rauh und glänzend schwarz; sie schneiden dasselbe niemals ab, sondern die Männer binden es auf dem Scheitel zusammen, während die Weiber es frei auf dem Rücken herunterhängen lassen. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, jedoch ist die Stirne sehr niedrig und die Augen, in einem etwas schiefen Winkel gegen die Stirne liegend, sind klein, aber äußerst lebhaft. Die Augenbraunen vertilgen sie. Sie haben äußerst wenig Bart, und auch nur wenig Haar unter den Achseln und an der Scham. Ihre Physiognomie ist ernst und verräth selten den Ausdruck einer Leidenschaft. Die Zähne sind blendend weiß und dauerhaft bis in das höchste Alter. Da diese Wilden ganz naturgemäß leben, so haben ihre Sinnenwerkzeuge eine außerordentliche Schärfe: sie sehen, hören und riechen in einer für den Europäer unglaublich scheinenden Entfernung. Ebenfalls besitzen sie eine große Muskelkraft.

Beide Geschlechter gehen bis auf einen aus der Haut irgend eines wilden Thieres verfertigten Schamgürtel vollkommen nackend. Gegen Einfluß der Witterung scheint sie das dichte Netz ihrer Haut, die bei ihnen viel dicker als bei den Europäern ist, zu schützen, und sie sind gleich abgehärtet, sowohl gegen Hitze als Kälte. Bei feierlichen Gelegenheiten bemalen sich die Männer mit einer Art rothen Thons und schmücken sich mit einer Stirnbinde, in welche sie so viele Federn stecken, als sie auftreiben können. Besonders lieben sie rothe Federn, welche Farbe überhaupt die schönste in ihren Augen zu seyn scheint. Das Tätowiren ist bei ihnen nicht im Gebrauch, und nur den Mädchen werden bei ihrem Eintritt in das jungfräuliche Alter einige unvergängliche, über die Stirne bis an die Nasenwurzel laufende Striche von blauer Farbe in die Haut geätzt. Es ist dieses ein charakteristisches Kennzeichen des weiblichen Geschlechts, und ein Gebrauch, der fast bei allen brasilischen Ureinwohnern beobachtet wird. Den Kindern männlichen Geschlechts wird von den Müttern wenige Tage nach der Geburt die Unterlippe durchstochen und darin zwei zusammenhängende Stückchen Holz befestigt, wovon das eine an die Zahnwurzeln zu liegen kommt, das andere und längere aber nach außen hängt.

Die Hütten dieser Wilden bestehen in weiter nichts, als daß man einige faustdicke Bambusstangen in die Erde treibt, diese mit andern überlegt und das Ganze mit Zweigen, Blättern und zuweilen mit Binsen bedacht. Der Eingang zu diesen Hütten ist so niedrig, daß man nur hineinkriechen kann. Auch das Innere ist keineswegs geräumig, und dennoch wird eine einzige Hütte oft von mehreren Familien bewohnt. Außer einigen ausgebreiteten Thierhäuten zu Lagerstätten und einigen Töpfen von gebrannter Erde sieht man darin nicht das geringste Hausgeräthe. Die Wilden schlafen immer auf dem Rücken liegend. Sie haben keine bestimmte Zeit zu ihren Mahlzeiten, sondern jeder ißt, wann er Hunger fühlt. Das Fleisch wird an einen hölzernen Spieß und dieser in die Erde neben das Feuer gesteckt, wo es auf diese Weise eine kurze Zeit brät und dann von ihnen mit den Händen zerrissen und verzehrt wird.

Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und eine kurze Keule. Der erstere besteht in einer sechs Fuß langen, wenig gekrümmten, in der Mitte faustdicken Stange von äußerst hartem und glattem Holze. Sie spannen diesen Bogen nie früher, als in dem Augenblick, wo sie denselben gebrauchen wollen, weßhalb auch die Sehne bloß an dem einen Ende befestigt und daselbst zusammengewickelt wird. Obgleich ich keineswegs ein Schwächling bin, so scheiterten doch alle meine Versuche, einen solchen Bogen zu spannen, was diesen Wilden keine Anstrengung zu kosten scheint und einen Beweis ihrer großen Muskelkraft liefert. Die Pfeile sind 4½ Fuß lang, und ihre Spitzen bestehen entweder aus Knochen, scharfen Steinen oder zugespitztem Rohr, je nachdem der Gegenstand ihres Zieles ist. Das letztere verfehlen sie nie. Als eines Morgens eine Anzahl Wilder auf die Jagd gehen wollte, forderte ich sie auf, mir eine Probe ihrer Geschicklichkeit zu geben. Zu diesem Ende stellte ich einen Kürbis von der Größe eines Kinderkopfes in einer Entfernung von 70 Schritten auf und derselbe wurde von den Pfeilen sämmtlicher acht Indianer durchbohrt.

Die Bucros treiben etwas Ackerbau, wobei sie sich jedoch der allereinfachsten Geräthschaften, eines zugespitzten Stockes, eines Knochens oder dergleichen bedienen. Sie lockern den Boden an einigen freien Stellen des Waldes etwas auf, werfen den Samen hinein und bekümmern sich nicht weiter um das Gedeihen der Pflanzung, sondern setzen ihre Wanderungen von einer Gegend zur andern fort. Zur Zeit der Reife kehren sie zurück und ernten dasjenige, was ihnen die Natur fast ohne ihr Zuthun liefert. Diese Ernten müssen natürlich immer sehr dürftig ausfallen, da sie durchaus keine künstlichen Mittel zur Veredlung des Bodens anwenden. Die mit diesem Geschäft verbundene geringfügige Arbeit liegt den Weibern ob.

(Schluß folgt.)

Die British and Foreign Bible Society hielt am Mai ihre vierzigste Jahressitzung. Die Bibel ist jetzt auf ihre Veranstaltung in 138 Sprachen und Dialekte übersetzt, und man hat im vorigen Jahre eine Million Abdrücke vertheilt. (Examiner. 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1844.

Die Belagerung von Herat.

Nachdem die englischen Berichte über diese wichtige Begebenheit der Neuzeit, welche den Zug der Engländer nach Afghanistan hauptsächlich veranlaßt hat und beinahe einen Krieg zwischen Rußland und England erregt hätte, nahezu verschollen sind, kommt endlich ein russischer Bericht nach, der sich jedoch, ganz im Widerspruch mit den englischen, von den politischen Beziehungen der Sache möglichst ferne hält, und nur das Geschehene schildert, was freilich auf die Kriegführung der Asiaten kein sehr günstiges Licht wirft. Der Erzähler dieser Begebenheit ist kein anderer, als der in Deutschland wie in Rußland als geistvoller Schriftsteller wohlbekannte Dahl, der unter dem Pseudonym Luganski einen in Sprache und Darstellung häufig etwas manierierten Volkston anschlägt, dessen Name aber der Erzählung ein besonderes Interesse verleiht, da er als Theilnehmer an dem Zuge gegen Chiwa häufig Gelegenheit hatte sich mit den in Persien vorgefallenen Ereignissen genauer bekannt zu machen. Seine Einleitung besagt denn auch folgendes. „Drei oder vier Leute, welche mit den erlösten Gefangenen aus Chiwa in ihr Vaterland zurückkehrten, befanden sich unter den Truppen des Schahs während der ganzen Zeit der zweiten Belagerung von Herat in den Jahren 1837 und 1838; sie wurden später von Turkomanen gefangen genommen, nach Chiwa verkauft und kehrten von dort im Jahre 1840 zurück. Die ungewöhnliche Klugheit dieser Leute, namentlich des einen, und ihre nahen Verhältnisse mit dem später gefallenen persischen General Borowski, so wie die Offenkundigkeit, mit der, nach asiatischer Sitte, alles im Lager vor sich ging, machten es möglich, daß sie mir eine Menge interessanter Einzelnheiten über jene Begebenheit mittheilen konnten." Aus dieser Quelle fließt also die nachfolgende Darstellung, welche namentlich wegen der Schilderung des Lagers und der Personen von Interesse ist.

Das gemeine Volk in Persien sagt, es sey einst ein Prophet aufgestanden, welcher gesagt, daß nach dem Geschlechte Nadir Schahs die Kadscharen auf dem Throne sitzen, von denen aber nur drei denselben besteigen würden: der erste werde 15, der zweite 40, der dritte 7 Jahre regieren; dann werde Gesetzlosigkeit eintreten und Persien untergehen, die Ungläubigen, ein rothes Volk, würden sich dessen bemächtigen. Die Perser sagen, daß alles bis jetzt eingetroffen sey, und der jetzige Schah nur noch bis 1842 regieren werde.*) Man behauptet, der Schah habe deßhalb irgend etwas erobern wollen, um mehr Ruhm und Macht zu erwerben, damit die Prophezeyung nicht in Erfüllung gehe. Außer Herat hatte er jedoch mit niemand Krieg zu führen. Die Herater standen früher unter persischer Herrschaft, machten aber in der letzten Zeit Raubzüge, führten Menschen über die Gränze weg, und verkauften sie nach Chiwa, so daß die Perser dort wenig mehr werth waren, und nur halb so viel als die Russen galten. Jetzt wo es, durch die Gnade des Czars, keine russischen Gefangenen mehr in Chiwa gibt, sind die Perser wieder etwas theurer geworden. In Herat sitzt der Schahzade Kamran**) aus dem Hause der Schahs von Cabul, welche von Dost Mohammed vor dreißig Jahren vertrieben wurden; jetzt haben die Engländer den Dost verjagt und den alten Schah wieder im Lande eingesetzt. Der gegenwärtige Schah von Persien stand schon im Jahre 1833 bis 1834 sechs Wochen lang vor Herat, als noch sein Vater lebte, zog dann nach dem Tode seines Vaters ab, und hat jetzt die Sache aufs neue vorgenommen. Im Jahre 1836 war der Schah gleichfalls ausgezogen, da er zuvor die Turkomanen am Flusse Gurgen unterwerfen wollte; hier zertheilte sich das Heer in den Nomadenlagern um zu plündern, die Turkomanen aber sammelten sich in großen Schaaren und hieben die Perser nieder. Wir***) befanden uns nicht dort, und wir wissen bloß, daß, wären es nicht Turkomanen und rohe Horden gewesen, so wäre niemand von den Persern mehr nach Hause gekommen. Nach einem Jahr, im Sommer 1837, sammelte der Schah ein neues Heer und zog wiederum aus. Sie marschirten sehr zerstreut, und

*) Dieß wurde im Jahre 1840 niedergeschrieben.

**) Seitdem verstorben, und auch sein Sohn verdrängt durch den Wesir Jar Mohammed. A. d. U.

***) D. h. das Corps russischer Ueberläufer in persischem Dienst.

die Armee dehnte sich auf einem Raum von 50 Wersten aus; voran zogen die rothen Ulanen, dann kam die Artillerie, darunter die russischen Kanonen, ein Geschenk unseres Kaisers, hierauf das damalige russische Bataillon, dann die Garde, sämmtliche Faudschas (Armeecorps) Bataillone und Reiterei. Der Soldat hat bloß seine Patrontasche, keinen Ranzen, alles Gepäck wird auf Eseln fortgeschafft, bei denen sich ein starker Troß befand, der jedoch nicht mehr als den vierten Theil der Soldaten ausmacht. Wenn der Schah aus seinem Zelte hervortrat, gab man eine Salve aus den Zemburеks,*) ebenso auf der Mitte des Weges, wo er den Imbiß einnahm, und beim Nachtlager.

Das Heer befehligte unter dem Schah Hadschi Mirza Agassi, der vornehmste Große in Persien. Er trägt seine hohe Mütze stark in den Nacken geschoben, hat eine hohe Schulter, starke gebogene Nase, vorstehende Augen und tiefe Runzeln an den Augen nach den Schläfen hin, aber ein fröhliches, lachendes Gesicht. Hadschi Mirza Agassi ist ein Schreier und Großsprecher, der nur darum Recht behält, weil ihm niemand zu widersprechen wagt, und wenn er prahlt, rückt er demjenigen, mit welchem er spricht, zu Leibe mit den Worten: ist es nicht so? habe ich nicht recht? wonach der andere natürlich bis auf den Boden sich verbeugt, und „beli! beli!" (ganz so, ganz so!) sagt, worauf der Hadschi vergnügt auflacht. Er ist von gemeinem Stande, war aber der Lehrer des jetzigen Schah, und versteht es, wie alle Perser behaupten, vortrefflich, in den Sternen zu lesen und die Zukunft zu berechnen. Sonst aber thut er nichts, sondern erzählt nur dann und wann, wohin Nachts seine Seele fliegt: er erklärt, weßhalb ein Krieg oder ein sonstiges Unternehmen bei den verschiedenen Völkern glücklich oder unglücklich endete, nach dem Stande der Sterne; vielleicht aber glaubt er all das selbst nicht. Er versteht vom Kriegswesen durchaus nichts, leitet aber das Heer, beaufsichtigt das Arsenal und führte die Belagerung von Herat.

Das Heer des Schah belief sich auf 30,000 Mann und führte 60 Kanonen mit sich. Als Corpscommandanten waren vom Schah fünf oder sechs Chane ernannt, von denen jeder nach Gutdünken handelte, ohne sich um die andern zu kümmern oder sie von seinen Bewegungen zu unterrichten. Daraus entsprang denn die schlechte Leitung des Ganzen; schlägt der Feind den einen, so gehen die fünf andern mit ihren Corps davon, und keinem fällt es ein dem andern zu Hülfe zu kommen.

Sie zogen gegen Gurian, eine Veste 60 Werste von Herat, und schossen aus allen Geschützen in den Wind, um die Garnison zu erschrecken. Einige Tage nachher verwundete einer der vornehmen Anführer, als er auf der Jagd nach einer Antilope begriffen war, einen der Kanoniere und hätte ihn beinahe getödtet; um solche Dinge bekümmert sich aber hier kein Mensch. Der verwundete Kanonier, ein Perser, war mein guter Freund, und ich ging um ihn zu besuchen. Da sah ich Mirza Agassi zu Pferde mit den Anführern hinter den Kanonen halten; er hatte vier Pistolen im Gürtel stecken, freute sich über das laute Schießen, und sagte: „die Gurianer werden sich alsbald ergeben, in einer Woche nehmen wir Herat, hierauf ziehen wir, wenn der Schah will, weiter und erobern alles bis ans Meer. Dann wird das ganze Hinduvolk unser Feld bauen und sie werden unsere Knechte seyn." Aber die Gurianer wollten sich nicht ergeben, sie rückten aus und besetzten rings die Festungswerke; die Stadt ist im Viereck gebaut, jede Seite ist hundert Klafter lang, die Mauern sind von Lehm, an den Ecken sind Thürme und zwei Gräben umgeben das Ganze; der vordere hat zwei Klafter Tiefe und ein Klafter tief Wasser. In der Veste saß der Bruder Jar Mohammed Chans von Herat, Schir Mohammed, welcher unaufhörlich in Persien plündernd einfiel, und Menschen zum Verkauf nach Chiwa schleppte. Er hatte 1500 Mann bei sich und zwei kleine Kanonen. Der Franzose Seminot leitete die Belagerung, aber die Chane gehorchten ihm durchaus nicht, sondern rückten keck von allen Seiten an, weil man aus der Stadt nicht feuerte, und schossen in solcher Nähe, daß die Kugeln über die Veste hinflogen, und zwischen die Belagerer hineinfielen; sie waren aber nur am ersten und zweiten Tage so hitzig, dann feuerten sie seltener. Seminot wollte Laufgräben anlegen, aber in der ganzen Armee war keine Schaufel zu finden; man mußte sie, so gut es ging, im Lager schmieden und selbst Aexte wurden in Grabscheite umgewandelt. Eine Woche lang führte man die Laufgräben emsig fort, dann ergab sich die Besatzung. Man nahm zwei Kanonen, tausend Gewehre und Säbel, 300 Schamchals oder Wallflinten, etwa 50 Pud Pulver und 200 Pud Getreide. Die Perser hatten wenigstens 100 Verwundete und Todte. Der Schah ließ die Veste nicht plündern, sondern legte bloß seine Garnison hinein, schickte die Afghanen nach Persien um sie dort anzusiedeln, und nahm Schir Mohammed mit sich.

Dieß geschah im Anfang Novembers. Fünf Tage brauchte man nach Herat, und auf dem Wege, am zweiten Tage, schlug man sich mit der afghanischen Reiterei. Auch die Turkomanen schwärmten umher und griffen die Zurückgebliebenen und Umherstreifenden auf; indeß ging alles noch gut. Die Festung Herat ist viereckig, 400 Klafter lang und 250 K. breit. Der Lehmwall hat 4 Klafter Höhe und ist an beiden Seiten aufgeschüttet, in der Mitte ist eine gezahnte Mauer, in Zwischenräumen Thürme und an den vier Ecken gleichfalls hohe dicke Lehmthürme, die oben ziemlich schmal sind; der Graben, in welchem Wasser sich findet, ist zwei Klafter tief, und am Wall sind zwei Brüstungen, eine über der andern, wie kleine Mauern aufgeführt, hinter denen man sich verstecken und herausschießen kann. Kanonen kann man nirgends stellen. Die jetzige Veste Herat war, wie man sagt, einst der Kreml der großen Stadt Herat, deren Spuren man noch weit im Kreise umher nach allen Seiten findet. Auch jetzt noch befanden sich um die Veste her viele kleine Vorstädte und Gärten, so lange die Armee nicht alles Holz wegnahm. Die persischen Einwohner waren, wie man sagt, alle in die Stadt gezogen, 50,000 an der Zahl. In der Festung saß der

*) Zemburеks sind kleine Kanonen, welche von Kamelen getragen werden; diese knien nieder, wenn abgefeuert werden soll.

Schahzade Kamran oder Kamran Mirza *) und mit ihm sein Heerführer Jar Mohammed Chan, mit 3000 Afghanen, die den Einwohnern nicht bloß ihren Reichthum, sondern das letzte Stückchen Brod nahmen. Die Ländereien der Umgegend sind reich, lauter Gärten; Getreide wird gleichfalls viel angebaut, außerdem ist aber alles arm. Um Herat her, auf sieben, zehn, fünfzehn Werste, ist alles Berg und Wald, nur nicht nach der persischen Seite hin; hier ist die Ebene feucht und fruchtbar.

Wäre man nach unserer Art verfahren, so hätte man die Stadt umringt, hätte alsbald Laufgräben geführt, und einige Duzend Kanonen aufgestellt, die gezahnte Mauer zusammengeschossen, auf jeden der sich auf dem Wall zeigte, gefeuert, man hätte den Graben ausgefüllt oder durch Minen verschüttet, und wäre geraden Weges eingedrungen, wie man über den Zaun zu einem Nachbar springt. Sie hatten gar keine Kanonen, die Vorstädte stießen bis hart an die Festung, so daß wenn man die Russen hätte machen lassen, zwei Wochen zur Einnahme hingereicht hätten. Aber Hadschi Mirza Agassi hatte keine Lust sich zu schlagen, sondern legte die Armee um die Stadt her, um sie auszuhungern; Vorräthe haben sie keine, Zufuhr, dachte er, wollen wir keine gestatten, so wird der Hunger sie wider Willen zwingen sich zu ergeben. Mirza Agassi dachte sich die Sache folgendermaßen: in der Stadt leben lauter Perser, Chorasanen, sie werden herauskommen, wenn wir ihnen den Weg offen lassen und in die Berge gehen. Er befahl deßhalb im Namen des Schahs nur zwei Thore zu besetzen und das dritte offen zu lassen, um die Stadtbewohner herauszulassen. Die Stadtbewohner kamen aber nicht heraus, als bis sie Jar Mohammed selbst des Hungers wegen verjagte, und durch das frei Thor ging drei Monate lang Zufuhr ungehindert in die Stadt; Jar Mohammed versorgte sich mit Vorräthen und verstärkte sogar seine Garnison. Ihm diente nicht bloß sein in Gurian gefangen genommener Bruder als Kundschafter, der ihm Meldung schickte von allem was geschah, sondern noch mehr die Engländer; im Fort saß der englische Officier Pottinger, im Lager bei dem Schah befand sich dessen Kriegslehrmeister, Oberst Stoddart, und nachher kamen auch noch andere aus Teheran; alle diese verkehrten mit Pottinger, schickten auch an Jar Mohammed viel Geld, ermahnten ihn auszuhalten, und versprachen baldige Hülfe von den Engländern. Der Schah strafte seinen Secretär wegen eines heimlichen Einverständnisses mit den Engländern, die ihn erkauft hatten, mit dem Tode.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Explosion unterirdischen Wassers

fand kürzlich in dem District Vizeu in Portugal statt, wodurch der Boden aufgerissen und Erde und Steine zu einer großen Höhe emporgeschleudert wurden. Die Erscheinung dehnte sich auf mehr als einer Legua zwischen dem kleinen Fluß Oleiros und dem Douro aus. Alles angebaute Land, über welches das Wasser hinströmte, wurde zerstört, und an manchen Orten 40 Fuß tiefe und 30 Faden breite Schluchten gerissen. Das Wasser zerschmetterte auf seinem reißenden Laufe nicht weniger als fünfzig Wind- und Wassermühlen, staute den Douro durch den hineingeworfenen Schutt und brachte neun Personen, darunter einer ganzen Familie, den Tod. An demselben Tage fand eine ähnliche Explosion in den Bergen von Marcelim statt, in demselben District, aber in der Richtung nach dem Flusse Bastanja. Im vorigen und vorvorigen Jahre soll ein ähnlicher Vorfall sich in der Nähe von Lissabon ereignet haben. (Correspondenz der Times vom 2 Mai.)

*) Schahzade heißt wörtlich der Königssohn, und Mirza bedeutet, wenn es dem Namen nachgesetzt wird, einen Prinzen des königlichen Hauses.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika.

Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo. Die Bucros.

(Schluß).

Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd, und sie schlagen ihren Wohnsitz da auf, wo sich ihnen die beste Gelegenheit zur einträglichen Ausübung derselben darbietet. In dieser Beschäftigung haben sie eine außerordentliche Geschicklichkeit erlangt, was nicht allein ihrem beständigen Umherschweifen in den Wäldern, sondern auch der ungemeinen Schärfe ihrer Sinnenwerkzeuge zuzuschreiben ist. Wo der Europäer mit Hülfe aller Sehgläser und Brillen nicht die geringste Spur entdecken würde, da gewahren diese Söhne der Wildniß mit großer Leichtigkeit die Fährte des Wildes und wissen das Lager desselben mit der größten Bestimmtheit anzugeben. Mit großer Gelenkigkeit gleiten sie durch das Buschwerk und Unterholz und verstehen es, den Thieren bis ins Schußbereich sich zu nähern. Die Jagdbeute fällt gewöhnlich sehr reichlich aus und sie leiden eben keinen Mangel an Lebensmitteln. Tritt jedoch dann und wann dieser Fall ein, so können sie auch auf lange Zeit ohne große Beschwerde den Hunger ertragen, entschädigen sich dagegen aber auch durch desto reichlichere Mahlzeiten, sobald sie hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln haben. An jagdbaren Thieren liefern diese Wälder: Tapirs, Hirsche, Rehe, Schweine, Affen, Tapetys, Tatus und eine Menge Geflügels.

Im übrigen führen diese Wilden im Ganzen ein elendes Leben. Die Speisen werden ganz oder halb roh verschlungen. Außer dem Ertrage der Jagd sind wildes Obst, Wurzeln und Honig ihre gewöhnlichen Lebensmittel. Aus dem letztern bereiten sie ein berauschendes Getränk, indem sie Wasser darauf gießen und die Masse eine Zeitlang gähren lassen. Salz haben sie nicht, sondern statt dessen bedienen sie sich der Asche von verbrannten Vegetabilien.

Die Ureinwohner im Süden Amerika's sind im Vergleich mit den in den nördlichen Breiten dieser Erdfeste lebenden im allgemeinen als von schwächlicherer Leibesbeschaffenheit, weniger kräftig in ihren Gemüthsbewegungen, von einer sanftern Naturanlage und mehr zur Sinnlichkeit geneigt und in Trägheit versunken geschildert worden. Dieß kann jedoch keineswegs als Regel gelten, und auch das bekannte System über den Einfluß des Klima's hält hier nicht Stich, denn während die in rauhen Gebirgsstrichen wohnenden Ureinwohner Peru's sich durch einen sanften und friedfertigen Charakter auszeichnen, sind die im heißen Erdgürtel und in einem üppigen Klima lebenden Brasilianer ein feueriges und unbändiges Geschlecht, das seinen Ruhm in Körperkraft und Wildheit

setzt. Ein feiger Feind hat sie niemals überwinden können, und obgleich sie häufig der höhern Kriegskunst der Europäer unterliegen mußten, so vertheidigen sie dessen ungeachtet noch jetzt meistens ihre Unabhängigkeit mit der größten Hartnäckigkeit. Da sie mit offener Gewalt gegen ihre kriegserfahrenern Gegner nichts ausrichten können, so nehmen sie ihre Zuflucht zur List, legen sich in Hinterhalte und überfallen den in Sicherheit sich wähnenden Feind mit der Schnelle des Blitzes. In dieser Art Krieg zu führen sind sie unübertreffbar, was die Europäer oft genug zu ihrem großen Schaden erfahren haben. Von ihrer Tapferkeit liefert die Kriegsgeschichte Brasiliens viele Beispiele, und Vasconcellos in seinen Noticias do Brasil sagt geradezu, daß ohne die Hülfe der Indianer die Portugiesen in ihren Kriegen gegen Spanier und Holländer sich schwerlich solcher Erfolge zu rühmen haben würden. Tebireza, Ytagiba oder der Arm von Eisen, Torbica, Camarao und Tomagia sind die Namen der Indianerchefs, welche sich in diesen Kriegen so berühmt gemacht haben. — Auch die Bucros haben bis auf den heutigen Tag alle Versuche zu ihrer Unterjochung durch Tapferkeit und List zu vereiteln gewußt.

Was den Charakter dieser Indianer anlangt, so sind sie meistens fast bis zur Düsterheit ernst, wie es auch nicht anders von Leuten zu erwarten steht, deren Subsistenz von so unsichern Erwerbmitteln abhängt. Jene gedankenlose Flatterhaftigkeit und Geschwätzigkeit, welche so vielen Individuen von civilisirten Nationen eigen sind, trifft man bei diesen Wilden niemals. Sie reden äußerst wenig und nur dann, wenn sie etwas Wichtiges mitzutheilen haben; daher denn auch alle ihre Worte, Gebärden und Blicke von Bedeutung sind. Sie sprechen immer äußerst leise und eben so wenig hört man sie laut lachen.

Privatstreitigkeiten fallen höchst selten unter ihnen vor, und Mord und Todtschlag ist etwas ganz unerhörtes. Im Gegentheil leben sie in der größten Einigkeit und Freundschaft untereinander, und sie sind immer bereit, ihrem Freunde jedes Opfer zu bringen. Es scheint, daß jenes Princip, welches die Quelle aller geselligen Neigungen ist, um so thätiger wirkt, je mehr es zurückgehalten wird. Diesen Wilden, welche in kleinen Gesellschaften leben und wenig Personen und Gegenstände sehen, werden eben diese Personen und Gegenstände unendlich theuer, und man kann sie derselben nicht berauben, ohne sie in hohem Grade elend zu machen. Ihre Ideen sind zu beschränkt, als daß sie fähig seyn könnten, den wahren Gesinnungen der Humanität und eines die ganze Menschheit umfassenden Wohlwollens Raum zu geben. Allein eben dieser Umstand, welcher sie bis zu einem unglaublichen Grade wild und grausam gegen alle diejenigen macht, mit welchen sie Krieg führen oder die Feinde ihres Volks sind, gibt der unter ihnen selbst bestehenden Freundschaft und dem allgemeinen, die einzelnen Glieder eines Stammes vereinigenden Bande eine neue und größere Stärke. Daher sind Beispiele der größten Selbstverläugnung und der edelmüthigsten Aufopferung unter diesen Naturkindern gar nicht selten.

Diese ihnen eigenen Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit zu den Ihrigen nahm ich besonders wahr, als ein unter der Last der Jahre gebeugter Indianer einige Tage nach meiner Ankunft starb. Der ganze Stamm beklagte seinen Tod, und es wurden mancherlei Ceremonien beobachtet, welche den lebhaftesten Schmerz bethätigten. Die Leiche wurde gewaschen und bemalt, und die Weiber machten durch lautes Wehklagen und Heulen ihrem Schmerze Luft. Die nächsten Verwandten des Verstorbenen durchstachen sich mit spitzem Rohe Arme und Beine zum Zeichen ihrer Trauer und zogen sich auf längere Zeit in ihre Hütten zurück, um sich ihrem Schmerze zu überlassen. Alles, was dem Todten im Leben lieb gewesen war, wurde zu ihm in die Gruft gelegt.

Diese Wilden leben noch ganz im rohen Naturzustande, und da sich keiner durch Kunst, Wissenschaft oder Reichthum vor den übrigen Stammgenossen hervorthun oder andere von sich abhängig machen kann, so leben sie in einer völligen Freiheit und Gleichheit, und dieses sie beherrschende Gefühl geht so weit, daß sie selbst ihrem Oberhaupte nicht die geringste Herrschaft über sich einräumen oder demselben irgend eine Art Tribut entrichteten. Ihr Chef muß, um sich zu ernähren, eben so gut arbeiten, wie alle übrigen. Wenn er irgend einen Plan ersonnen hat, so ist dennoch keiner gezwungen, bei der Ausführung desselben behülflich zu seyn, sondern jeder hat die vollkommenste Freiheit, zu thun und zu lassen was er will: aller Zwang ist aus ihrer Mitte verbannt, und selbst den Kindern räumt man diese Freiheit ein.

Wie bei allen amerikanischen Ureinwohnern, ist Religiosität kein hervorstechender Charakterzug dieser Wilden, und es hält schwer über ihre religiösen Begriffe etwas Bestimmtes zu sagen, da zu einer solchen Ausmittelung eine größere Kenntniß der Sprache gehört, als ich mich deren rühmen konnte. Die Bucros scheinen dem Monde einige göttliche Verehrung zu erweisen, da sie sich um die Zeit des Neumondes, die sie sehr genau kennen, versammeln und diesen Himmelskörper bei seinem ersten Erscheinen mit lautem Gejauchze und allerlei Gebärden begrüßen. Bei dieser Gelegenheit putzen sie sich auf eine sehr phantastische Weise heraus, indem sie sich mit allerlei Farben bemalen und mit Federn schmücken. Zum Schlusse des Festes tanzen die Wilden um ein großes Feuer, und die verheuratheten Männer nehmen eine solche Menge eines aus wildem Honig bereiteten Getränkes zu sich, daß sie sämmtlich berauscht werden. Auch an eine Seelenwanderung scheinen sie zu glauben, und daß die abgeschiedenen Geister ihrer Vorfahren in eine Art der großen Affen übergehen, weßhalb diese Art niemals von ihnen auf der Jagd erlegt wird, obgleich sie die andern Gattungen dieser Thiere als Wildpret keineswegs verschmähen.

Als ich Abschied von diesen Wilden nahm, schien ihnen die Trennung von mir nahe zu gehen. Fast der ganze Stamm begleitete mich eine weite Strecke, und als Zeichen der Freundschaft tauschten wir gegenseitig Geschenke miteinander aus, wobei ich meine ganze, freilich in diesem Augenblick sehr unbedeutende Habseligkeit im Stiche lassen mußte. Dieser Transaction lag jedoch keine Eigennützigkeit zum Grunde, sondern sie sollte bloß den zwischen uns bestehenden Freundschaftsbund besiegeln. Drei Indianer gaben mir alsdann das fernere Geleit und brachten mich nach einer mehrtägigen Wanderung aus dem Walde, so daß ich den Rückweg nicht mehr verfehlen konnte, und bald darauf zur nicht geringen Verwunderung meiner Bekannten wohlbehalten wieder auf der Colonie San Leopoldo anlangte. Cp. Th. B.

Der Katalog der Bibliothek zu Kopenhagen ist so eben nach eilfjähriger Arbeit vollendet worden. Die Bibliothek enthält 163,332 Bände, die Broschüren und einzelne Blätter ungerechnet. Er soll auf Kosten der Regierung gedruckt und ausgegeben werden. Die Manuscripte dieser Bibliothek belaufen sich auf 22,000, von denen aber erst 4 bis 5000 katalogisirt sind. (Athenäum vom 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1844.

Die Laplatastaaten.

Das Schicksal des dort seit mehrern Jahren fortgeführten Kampfes neigt sich zu seiner Entscheidung, und diese Entscheidung hat für Europa wie für Amerika nicht geringe Wichtigkeit. Seit dem Anfang des Unabhängigkeitskampfes wird unter den verschiedensten Verfassungs- und Verwaltungsformen die Frage verhandelt, ob beide Ufer des Laplatastroms und in Folge dessen auch die Gewalt über die innern Landstriche unter Einer Macht stehen sollen oder nicht. Die Unitarier suchten diesen Zweck direct dadurch zu erreichen, daß sie alle politische Gewalt in Buenos-Ayres vereinigten. Dadurch empörten sie die innern Provinzen gegen sich, Rosas, der kraftvollste Ausdruck der Partei des Landvolks, der Gauchos, siegte und ist nun seinerseits ein viel heftigerer und gewaltthätigerer Unitarier geworden, als je einer vor ihm. Die Banda Oriental oder der Staat Uruguay war schon durch Englands Vermittlung unabhängig, und Rosas konnte also den Zweck, seine Herrschaft über beide Ufer des Laplata auszudehnen, nur noch indirect erreichen, indem er einen ihm gänzlich ergebenen Mann, Oribe, auf den Präsidentenstuhl in der Banda Oriental erhob. Die europäischen und nordamerikanischen Kaufleute, und größtentheils auch die Regierungen, waren diesem Plan entgegen, darum, sind fast alle Stimmen, die man aus jenem Lande vernimmt, durchaus gegen Rosas gerichtet, und so wenig man auch geneigt seyn kann, die Vertheidigung dieses Mannes in allgemein menschlicher Beziehung zu übernehmen, so wird man doch wohl thun, die Nachrichten mit etwas Mißtrauen aufzunehmen.

Jetzt neigt sich, wie oben bemerkt, der Streit zum Ende: England wollte lange nicht die Blocade von Montevideo anerkennen, weil es nicht die Stadt und dadurch die Herrschaft über die Banda Oriental in die Hände von Rosas fallen lassen wollte. Gleiches Interesse hatten Frankreich und Nordamerika, so daß man, als endlich trotz aller Ausflüchte die Blocade von englischer Seite anerkannt werden mußte, auf einmal Brasilien auftreten ließ, welches diese nicht anerkannte und dadurch hinderte, daß der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten wurde. Dieß rettete sie, und damit auch die Unabhängigkeit der Banda Oriental. In neuester Zeit ist das im Felde stehende Heer Oribe's von dem Präsidenten Fructuoso Ribera geschlagen worden, und ein Theil der Truppen des letztern durchbrach das Belagerungscorps Oribe's und gelangte bis in die Stadt Montevideo. So ist dem Schlimmsten vorgebeugt, und da zugleich in Corrientes die alte, mit Rosas unzufriedene Partei sich wieder regt, so steht Oribe auf dem Punkte abgeschnitten zu werden, wenn er sich nicht bei Zeiten zurückzieht. Zugleich sollen, neuern in französischen Blättern mitgetheilten Nachrichten zufolge, in Salta, Tucuman und andern nordwestlichen Provinzen Aufstände gegen Rosas ausgebrochen seyn. Alles dieß hat den Muth der fremden Kaufleute gesteigert, und sie haben neuerdings der Regierung der Banda Oriental einen Vorschuß von 300,000 Dollars gemacht, welche völlig verloren sind, falls Rosas dennoch siegen sollte. Alles dieß läßt vermuthen, daß die Plane dieses letztern gänzlich mißlingen dürften.

Somit scheint es entschieden, daß am Laplata kein neues großes einiges Reich entstehen wird, sondern zwei Staaten bestehen bleiben, deren gegenseitige Eifersucht der fremden Einwirkung Thür und Thor öffnet. So wird es möglich werden, sich das Innere Südamerika's durch den Parana und Paraguay aufzuschließen. Neue Handelsunternehmungen werden mit den innern Staaten sich eröffnen und eine neue Zeit auch für Bolivia beginnen, das nicht mehr bloß gegen Westen, sondern auch gegen Südosten seine Absatzwege finden kann. Doch nicht Handelsunternehmungen allein, auch die europäische Colonisation wird einen neuen Aufschwung nehmen. Schon haben sich im Staate Uruguay, namentlich in der Stadt Montevideo selbst, Tausende von Italienern und Franzosen, namentlich Basken, angesiedelt, und die italienisch-französische Legion, zwischen 3 bis 4000 Mann stark, hat zur Vertheidigung der Stadt am meisten beigetragen. Daher in Buenos-Ayres, das stets eine Handelseifersucht gegen Montevideo nähren wird, der oft wiederholte Ruf: „Tod den Fremden! Tod den Basken!“ Selbst das Regierungsblatt von Buenos-Ayres, die Gaceta Mercantil, enthielt schon im

Jahre 1842 die Drohung, wenn England oder Frankreich die Blokade hindere, werde die Regierung nicht im Stande seyn, den Volksunwillen zu bezähmen, d. h. man würde dem Haß gegen die Fremden seinen Lauf lassen. Das wagte man jedoch im Angesicht der englischen und französischen Kanonen nicht. Inzwischen ist die Ansiedlung, namentlich der Basken, fortgeschritten, wohl nicht ohne Zuthun der französischen Regierung, und diese wird bald auf einen bedeutenden Theil der Einwohnerschaft der Banda Oriental in vorkommenden Fällen zählen dürfen; die Zahl der naturalisirten Franzosen dürfte gegenwärtig kaum unter 20,000 betragen; die Italiener, welche gleichfalls sehr zahlreich sind, — einige wollen behaupten so zahlreich wie die Franzosen — werden sich in allen politischen Verhältnissen wohl an die letztern anschließen, da die französische Seemacht mehr Schutz verspricht, als Sardinien oder Neapel gewähren können. Für jetzt noch ist das Capital des Landes hauptsächlich in den Händen der Engländer, aber die neuesten Ereignisse haben den naturalisirten Franzosen ein unerwartetes Gewicht gegeben.

Die Belagerung von Herat.

(Fortsetzung.)

Die Perser standen anfangs vor den Thoren von Candahar und Iran im Süden und Westen; nach drei Monaten umringten sie die ganze Veste, und wollten sie von der Ecke oder dem Thurm Budesch Chakister her einnehmen. Sie schoßen aufs Gerathewohl nach dieser Ecke, und freuten sich nur und schrien laut auf, wenn sich eine Staubsäule von der Mauer her erhob; sie schossen nicht den ganzen Tag fort, um desto schneller den Thurm niederzuwerfen, sondern jeden Tag einigemal wie zur Belustigung, und wenn befohlen wurde zu feuern, so gingen sie jedesmal erst um nachzusehen, wie viele Kugeln da seyen. Diesen Thurm konnte man indeß kaum mit Kugeln zusammenschießen, zum mindesten wäre es bei der Dicke der Mauern sehr schwer gewesen. Mirza Agassi spielte und belustigte sich, prahlte und hoffte jeden Tag, daß die Veste sich ergeben werde, und wünschte schon seiner Umgebung Glück zu dem Siege. Die ganze Artillerie war zerstreut; jeder der Chane schrie und bat ihm so viele Kanonen zu geben, wie einem andern, oder auch um ihn auszuzeichnen, noch mehr. Der Mirza merkte indeß, wo es fehle: er hatte 12 Achtzehnpfünder und sogar 4 Vierundzwanzigpfünder, aber dieß reichte nicht hin, und er schlug dem Schah vor, Geschütze von größerem Kaliber zu gießen. Er ließ alles Kupfer, was sich im Lager fand, sammeln, selbst die Glocken von allen Eseln, Maulthieren und Kamelen, nahm den Officieren ihre kupfernen Gefäße und Kessel, und errichtete eine Gießerei mitten im Lager. Man goß 70pfündige Kanonen, wahre Ungeheuer. Zwei zersprangen und mehrere Leute kamen um, zwei andere aber hielten es aus, und erfreuten Mirza Agassi durch ihren Lärm so, daß er nicht wußte, was er vor Freuden anfangen solle, zu jedermann sagte, die Kugeln würden durch beide, am Fuß acht Klafter dicke Mauern durchschlagen, und schon ein Reitercommando aufstellte, um auf der andern Seite der Veste auf freiem Felde die Kugeln zu sammeln; diese waren von Marmor, aus den Steinen des benachbarten Begräbnißplatzes gehauen. Von der Gießerei bis nach den Batterien, eine Werst weit, schleppten einige hundert Sarbasen die Ungethüme und brauchten einige Tage dazu; der Vortheil, den sie ergaben, war aber nicht größer als bei den andern Kanonen.

Die persische Armee traute sich nicht an die Afghanen, wenn diese auf die Fouragirung auszogen, die Afghanen aber machten häufige Ausfalle und verjagten die persischen Fouragiere. Freilich ist es sehr seltsam zu vernehmen, daß die Besatzung die Belagerer am Fouragiren hinderte und ihnen die Pferde von der Weide trieb. Bald war alles rings umher verheert, die Lebensmittel waren in ungenügender Menge vorhanden, der Sold wurde schlecht ausbezahlt, die Sarbasen waren sämmtlich, da sie den ganzen Winter aushielten, abgerissen, die Arbeiten in den Laufgräben vor dem Thurme Chakister gingen schlecht; das ganze Lager war angefüllt mit Unreinigkeit, und so schmutzig daß man nicht hindurch kommen konnte. Dennoch gab es fast keine Krankheiten, und Mirza Agassi sagte: dieß kommt daher, daß wir keine Aerzte und keine Apotheken haben. Weder die Kälte noch die Regen waren stark, Schnee fiel einigemal, verschwand aber sogleich wieder. Endlich in der Mitte Februars wurde die ganze Stadt rings eingeschlossen. Um diese Zeit waren schon alle Bewohner der umliegenden Dörfer, so weit nur immer die Perser reichten, in die Berge geflohen zu den Häsären *); die Zufuhren aus Persien gingen schlecht, man gehorchte nicht, aus Furcht vor den Turkomanen, und eine Karawane mit Getreide kehrte auf dem Wege wieder um. Die Engländer, welche aus dem Lager nach Teheran gingen, versicherten den Anführer, die persische Armee sey längst zerstreut, werde bald zurück seyn und habe kein Getreide mehr nöthig. Der Schah zeigte sich selten, er saß in seinem Zelte und gab sämmtliche Befehle nach der Anleitung des Mirza Agassi. Diesem kam es jetzt in den Sinn, da die Stadt sich nicht aus Furcht vor den großen Kanonen ergab, es seyen nicht genug Truppen da; man befahl aus Persien noch einige Bataillone herzusenden, und außerdem sollte Ullajar-Chan, ein Oheim des Schahs, der mit einer andern Armee die Hasären in den Bergen bekriegte, aus Chorasan gleichfalls nach Herat kommen. Mirza Agassi wollte nicht einsehen, daß wenn man vor Herat stehe, wie er da stand, eine Million Krieger auch nicht mehr ausrichten würde. Indeß um Schrecken zu erregen ließ er Leitern anfertigen, und sagte, daß er bald zum Sturm schreiten werde.

Die Afghanen brachten die Perser fast zur Verzweiflung, und deßhalb wurden Gefangene, die hie und da gemacht wurden, auf eine unmenschliche Art zerrissen, ungefähr wie ein Wolf ein Lamm zerreißt; man führte einen solchen Gefangenen vor den Schah, um ihn hinrichten zu lassen, oder riß ihn auf der Stelle in Stücken, spießte ihn mit Bajonnetten,

*) So ist der bei den Engländern Hozara geschriebene Name hier angegeben.

und zog in Parade zu dem Zelte des Schahs. Dasselbe geschah auch mit den Turkomanen; wenn ein solcher Turkomane gefangen wurde, machten sich die Henker des Schahs selbst an die Arbeit. Das persische Lager am Flusse Herirud und an einem Bache war ohne alle Ordnung, keine Reihen, keine Straßen, keine Linien; wo es jedem einfiel, schlug er sein Zelt auf, und bei längerem Bleiben wurden Erdhütten gebaut. Um das ganze Lager des Schahs her ging eine Mauer, um sein Zelt eine zweite. Die Zelte Mirza Agassi's und der andern Anführer waren gleichfalls mit Mauern umgeben, welche mit Thorwachen und Schießscharten umgeben waren. Die Unreinlichkeit und der Gestank rund um das Lager her waren unerträglich. Thierleichen, Abfall, Mist und Schmutz jeder Art wurde von niemand bei Seite geschafft. Die in Lumpen gehüllten Sarbasen suchten sich in den Boden einzugraben, Vedetten wurden keine ausgestellt, nur eine Kette von Wachtposten war ums Lager her und eine ganze Menge im Innern. Von Abend an, wenn es dämmerte, schrien sie laut, aber gegen Mitternacht schliefen alle ein, um so mehr als bei ihnen die Schildwachen sitzen und den Kopf senken. Mit zwei Bataillonen und einigen Kosakenregimentern hätte man das ganze Lager zu Staub zermalmen oder im Fluß ertränken können.

So blieben sie fünf Monate stehen, endlich aber hörte man auf den Rath Seminots und unserer Offiziere, welche über die Anstalten der Perser nur lachten und vorschlugen, zwei ordentliche Batterien auf beiden Eckseiten des Thurmes Burdsch Abdullai-Müsr aufzustellen, Bresche zu schießen und Minen anzulegen. Die Engländer benachrichtigten sogleich Pottinger davon, die Garnison setzte sich hier fest, warf in den beiden bedeckten Wegen zu beiden Seiten des Thurmes eine Menge Traversen auf, so daß die Kugeln nicht von der Ecke her längs dieser beiden Wege einschlagen und sie rein halten konnten; die Afghanen gruben auch die bedeckten Wege tiefer aus, und errichteten an der Ecke im Graben einige kleine Thürme mit Schießscharten. Ein jüngerer Bruder des Schah, Chaliza-Mirza, wurde als Befehlshaber in die Transcheen geschickt; der junge Mensch, fast noch ein Knabe, dem Mirza Agassi zuvor noch drohte, der Schah habe ihm bloß aus Gnade die Augen nicht ausstechen lassen, er solle darum hingehen und ihm treu dienen, saß die ganze Zeit ohne Kraft, ohne Besinnung da und schützte sich in seiner Erdhütte, so gut er konnte, vor den afghanischen Kugeln. Mirza Agassi rühmte sich jetzt, Herat sey schon so gut wie genommen, und er wolle nur noch die Besatzung quälen. In die Laufgraben und Batterien den feindlichen Geschützen gegenüber ging nur der vierte Theil der nöthigen Arbeiter, und auch diese saßen, gegen die feindlichen Schüsse gedeckt, da und legten die Hände in den Schooß aus Mangel an Schaufeln und Hacken, deren man kaum hundert zusammengebracht hatte. Bei Nacht wollte niemand arbeiten, und nicht selten liefen am Abend alle auseinander, so daß am Morgen niemand da war. Seminot und unsere Officiere geriethen außer sich, da sie sahen wie alles betrieben wurde; der Schah gab den Arbeitern Geld, aber diese gingen doch nicht hin. Wer in den Transcheen blieb, den ließ man hungern, wer herausging, der hatte Recht. Die Chane oder Corpscommandanten gaben ihre Arbeiter nicht her, weil man keine Anstalt machte von ihrer Seite her die Stadt zu nehmen; jeder blieb an seiner Stelle stehen und wollte für sich arbeiten und selbst die Stadt einnehmen. Die Engländer lobten sie dafür, hetzten sie auf, bestachen sie, und suchten auf alle Weise die Belagerung zu hindern, denn mit Geschenken kann man aus den Persern alles machen was man will. Die Afghanen machten Ausfälle und erschlugen nicht selten Leute in den Laufgräben. Aus der Stadt vertrieben sie sämmtliche Einwohner, nachdem sie ihnen zuvor alles genommen, namentlich das Getreide, und Mirza Agassi freute sich über diese hungrigen, abgerissenen Schaaren, die man noch weiter in die Berge trieb, und betrachtete alles dieß als einen Sieg. Als die Afghanen sahen, daß man die Auswanderer aufnehme und ohne alle Vorsicht durchlasse, machten sie in der Nacht Ausfälle unter dem Vorgeben, es seyen Auswanderer. Die Afghanen stießen auf unser Bataillon, aber Samson-Chan (ein Russe) ließ sich nicht täuschen, gab Feuer auf sie, und befahl ihnen, wenn sie Auswanderer seyen, bei Tag und nicht bei Nacht zu kommen. Die Afghanen wandten sich gegen die Transcheen Hadschi Chans, dieser glaubte ihnen und ließ sie durch; sie zerstörten aber die Transcheen, hieben mehr als hundert Mann nieder, und nahmen die Kanonen, von denen sie eine glücklich in die Stadt brachten. Hadschi Chan selbst wäre beinahe vor Schrecken am Schlage gestorben. In der nächsten Nacht zogen die Afghanen in derselben Absicht gegen Iskender Chan, wurden aber zurückgeschlagen und ihr Anführer selbst gefangen. Ihn und die andern Gefangenen richteten die Perser als Feinde und Andersgläubige auf eine grausame Weis hin, indem man sie lebendig in Stücke hieb.

(Schluß folgt.)

Die Insel San Lazzaro bei Venedig.

San Lazzaro ist eine Insel von geringem Umfange, etwa eine Stunde von Venedig entfernt. Sie hat seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts selbständig und unabhängig von der Bedeutung Venedigs für sich eine hohe Bedeutung gewonnen durch das merkwürdige Kloster armenischer Mönche, die unter dem Namen der Mechitaristen in der wissenschaftlichen Welt bekannt sind.

Die Zwecke dieses Klosters sind von denen anderer Klöster so durchaus verschieden, daß bloß dieser Verschiedenheit das Fortbestehen des Institutes unter allen Regierungen und durch Zeiten hindurch zu verdanken ist, in welchen man überall die Aufhebung der Klöster durchsetzte. San Lazzaro ist nicht ein gewöhnliches Mönchskloster, es ist eine großartige Missionsanstalt, eine Akademie, die ihre religiösen Zwecke durch wissenschaftliche Mittel zu erreichen sucht.

Die Mechitaristen gehören zu demjenigen Theil der armenischen Kirche, welche mit der römisch-katholischen unirt ist, der aber ein eigenthümlicher, in manchen Punkten vom römischen ziemlich abweichender Ritus gestattet worden. Gestiftet wurde die Congregation durch den

ehrwürdigen Mechitar di Pietro (1676 in Kleinarmenien geboren, 1749 auf S. Lazzaro gestorben), der zuerst den Gedanken gefaßt hatte, durch vereinte geistige Kräfte religiöse Aufklärung unter seinem Volke zu verbreiten. Nach diesem Ziele strebt das ganze Institut, und zu erreichen sucht sie dasselbe durch mündlichen Unterricht, durch Missionen und durch Druckschriften.

Durch mündlichen Unterricht und Erziehung wirken sie, denn aus allen Theilen Armeniens und andern Gebieten des Orients sieht man junge Männer, die nach San Lazzaro wie nach einer Universität gehen, um daselbst gründliche, wissenschaftliche Bildung zu gewinnen. Durch Missionen wirken sie, denn ununterbrochen werden einzelne der praktisch tüchtigsten und zu diesem Behufe brauchbarsten Väter in die Länder armenischer oder verwandter Zunge ausgesendet, um wirksam zu seyn für religiösen Sinn, Klarheit im Denken und thatkräftiges Christenthum. Endlich im literarischen Wege wirken sie, und dieß ist ihre Hauptwirksamkeit. San Lazzaro hat eine großartige Druckerei, die quantitativ wie qualitativ den bedeutendsten derartigen Unternehmungen an die Seite treten kann. Wie in der königlichen Druckerei zu Paris hat man hier Typen fast jeder Sprache. Es wurde mir ein daselbst gedrucktes Gebetbuch gezeigt, welches verschiedenartige Gebete in vierundzwanzig Sprachen enthielt. Die Hauptthätigkeit der Druckerei bewegt sich natürlich in der armenischen Sprache selbst, und Bibeln in zahllosen Exemplaren, Wörterbücher, Grammatiken, Uebersetzungen religiöser und weltlicher Werke, antiker und moderner sind von hier aus über Asien und Europa verbreitet worden. San Lazzaro ist der Sitz aller armenischen Literatur und Wissenschaft, San Lazzaro ist die niedere und die hohe Schule, Athen und Rom, Paris und London für die armenische Welt.

Was aber besonders wohlthuenden Eindruck auf den Fremden macht, das ist der Geist der Milde und Humanität, der ächten Frömmigkeit, gepaart mit ächter freisinniger Wissenschaftlichkeit, der in San Lazzaro herrscht. Ich kenne außer San Lazzaro nur einen Ort, der in gleicher Weise so wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht gleich vom ersten Moment des Eintritts bis zum letzten dankbaren Lebewohl, das ist das Hospiz auf dem Simplon. San Lazzaro aber fesselt länger, denn es ist eine Fundgrube der Wissenschaft, was jenes Hospiz seiner Natur nach nicht seyn kann. Aber eine Stätte der Ruhe und des Friedens, eines überirdischen Friedens findest du hier wie dort; das gebrochene Herz, das mühselige und beladene Gemüth, es wird erleichtert und getröstet, und vergißt wenigstens vorübergehend den Seelenschmerz, der es erdrücken will. Und das nicht durch leere Worte, durch fade Trostsprüche, sondern durch den bloßen Hinblick auf den Segen einer Wirksamkeit, die der Ausdruck ist heiliger Begeisterung, reiner Liebe.

Als wir auf der Insel gelandet und unseren Wunsch, das Institut näher kennen zu lernen, durch den Cicerone mitgetheilt hatten, kam sogleich einer der Väter und bewillkommnete uns nicht mit kalter Höflichkeit, sondern mit einer gewissen Herzlichkeit, die alles kalte Ceremoniell unmöglich machte. Es war ein sehr gebildeter Mann, der außer seinen Berufsstudien besonders auf sprachlichem Gebiete sich umgethan hatte. Von den europäischen Sprachen waren ihm die italienische und die französische die geläufigsten. Auch in der deutschen hatte er sich tüchtige Kenntnisse erworben. In diesen drei Sprachen hörte man ihm nicht den geringsten Dialekt an; seine Aussprache des Deutschen hatte eine Reinheit des Accents, wie ich sie äußerst selten bei Fremden gehört habe. Von großem Interesse für ihn war die schwedische Nationalität meines Reisegefährten. Er hatte bis dahin noch keinen geborenen Schweden gesprochen, und war nun hoch erfreut, bei dieser Gelegenheit Aufschluß über einige sprachliche Schwierigkeiten bekommen zu können.

Unser Armenier war von mittlerer Gestalt. Eine edle Zierde hatte er, wie alle andern Väter von San Lazzaro, in einem langen, pechschwarzen Barte, der bis auf die halbe Brust herabreicht, sauber und glatt gehalten wird und von schönem Glanze ist. Das Auge war minder feurig als ich erwartet hatte, zeichnete sich wenigstens in dieser Beziehung vor den italienischen nicht aus, doch erkannte man in dem Blicke den denkenden und zugleich humanen Mann. Freundlicher Ernst war der vorstechende Ausdruck seines Gesichtes. Die Tracht der Väter von San Lazzaro ist ein einfaches, schwarzes, tief herabgehendes Gewand, von einem Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Ihre Lebensweise ist einfach, aber nicht streng. Untereinander scheinen sie in großer Harmonie zu leben.

Wir wurden in die schon erwähnte bedeutende Druckerei geführt, dann in die reiche Bibliothek, in der sich außer den armenischen auch Werke aller Sprachen und Literaturen finden. Mit einem gewissen Stolze äußerte unser liebenswürdiger Mechitarist, daß sie auch unsere Classiker besäßen, Schiller, Goethe u. s. w. In der Bibliothek wurden uns danach die Fremdenbücher vorgelegt, die nach den Nationen geordnet waren und unsern freundlichen Führer einigermaßen in Verlegenheit setzten, weil keine besondere Rubrik für die Schweden eingerichtet ist, sondern diese mit den Dänen und Norwegen unter dem Namen der Skandinavier sich vertragen müssen. Für die Fürsten, die auf ihren Reisen durch Venedig selten San Lazzaro unbesucht lassen, ist ein eigenes Fremdenbuch eingerichtet. Manche Namen findet man darin häufig wiederkehrend, so besonders den Herzog Wilhelm von Braunschweig. König Friedrich Wilhelm von Preußen hat sich zweimal als Kronprinz eingeschrieben; auch König Ludwig von Bayern sieht man oft.

Miscellen.

Tättowiren in Frankreich. Vor kurzem wurden drei Verbrecher im Centralgefängniß von Loos hingerichtet, und alsbald nach der Hinrichtung hatte ein Dr. Vinant Gelegenheit eine der Leichen in Augenschein zu nehmen. An allen Theilen des Körpers fanden sich Tättowirungen, und namentlich auf den beiden Armen waren die Zeichnungen so dicht, daß beide fast schwarz waren. Und was für Zeichnungen! Auf der linken Seite in der Gegend des Herzens war ein Dolch, dessen Spitze sich in der Brust zu verlieren schien; auf einem der Arme war die Inschrift: Mort à Louis Philippe et à toute race! Etwas weiter unten ein Freiheitsbaum mit der phrygischen Mütze darüber und den Worten: vive la république! Weiterhin fanden sich Bilder von Frauen, Liebesversprechungen, eine Statue Napoleons u. s. w. (Voleur vom 10 Mai.)

Mangel an Katalogen im brittischen Museum. Die Klagen hierüber werden immer lauter. Der Katalog der sogenannten Sloane-Manuscripte ist voller Fehler, der Katalog der königlichen Manuscripte kaum besser; die 400 Manuscripte, welche Georg IV der Nation hinterließ, sind nur schriftlich katalogisirt und ohne Inder; ebenso hat der Katalog der 14,000 Manuscripte, um welche das Museum seit 1753 bereichert wurde, keinen Index, und wer etwas suchen will, muß sich durch 30 bis 40 geschriebene Foliobände durcharbeiten. (Athen. 4 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1844.

Birkenwälder im Norden. *)

Je mehr man ins Innere des Landes vordringt, desto entschiedener gehen die Wälder in geschlossenen Hochwald über. In der Nähe der Flüsse nehmen sie einen malerischen Parkcharakter an. Unter vorherrschende Birken von allen Arten mischen sich einzelne Gruppen von Kiefern und ausgedehntere Streifen von Tannen und Espen, die einen so wohlthuenden Totaleindruck machen, daß unsere westeuropäischen Park- und Gartenkünstler hier von der Natur noch viel lernen könnten. Den geschlossenen Hochwald sieht man selten auf große Strecken in einem solchen Maaße gemischt. Die Mischung aus allen verschiedenen Arten tritt erst an den Rändern der größern Waldgruppen ein.

Zum erstenmal sahen wir hier geschlossenen Birkenurwald, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die der Norden aufzuweisen hat. Ueberall in Mitteleuropa hat man Gelegenheit, einzelne Birken in aller Fülle der Entwicklung zu sehen; die Birkenwälder gehören jedoch ausschließlich dem Norden an. Auch ist der Charakter der nordischen Birke, Betula pubescens, die in diesen Gegenden bis zur Wasserscheide der Wolga allein vorkommt, auffallend abweichend von dem der specifisch verschiedenen Weißbirke, die der Ebene Mitteleuropa's angehört.

Der Anblick eines nordischen Birkenwaldes hat für den fremden Beschauer etwas Feenhaftes. Schlanke, blendendweiße Stämme stehen so dicht gedrängt, daß sie in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten den ganzen Gesichtskreis decken und abschließen. Bis zu einer Höhe von 60 Fuß ist kaum eine Spur von seitlicher Astbildung zu sehen, und der Stamm vom Grunde an glatt und rein, ohne rissige Borke. Nur der äußerste Gipfel trägt eine Laubdecke, eine leichte Krone von zarten, hängenden Zweigen, deren Anblick mit dem der herabfallenden Tropfen eines Springquells zu vergleichen ist. Der Boden des Waldes ist mit einem weichen Teppich von Moos und Flechten bedeckt, zwischen denen, so weit das Licht eindringen kann, Gnaphalium dioicum üppig hervorsproßt.

Ueberall an feuchteren Stellen mischen sich Espen zwischen die Birken. Ihre stärkern, weißgrauen Stämme bringen eine wohlthuende Abwechslung unter den blendenden Birkenstämmen hervor, und steigen mit ihren Kronen über die Köpfe der Birken hinaus. Ohne zwischen den Birkenkronen die Gipfel der Espen mit dem Blick verfolgen zu können, hört man ununterbrochen, wie aus der Ferne, das flüsternde Geräusch der beweglichen Espenblätter. Die sonst so glatten, nach ihrem Eindruck so kalten, unwohnlichen Birkenwälder erhalten durch die Beweglichkeit und das ununterbrochene Rauschen der Espen einen heimlichen Charakter. Es ist, als ob in diesem Flüstern sich die Nähe eines menschlichen Wesens andeutete; die starre, ruhige, abgeschlossene Einsamkeit der Birkenwälder ist zerstört.

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841.

Die Belagerung von Herat.

(Schluß.)

Endlich gegen Ende Mai kam der persische General Borowski mit einer großen Lebensmittel-Karawane an; die Afghanen hatten ihn auf dem Wege angegriffen, waren aber zurückgeschlagen worden. Die den Persern abgenommene Kanone stand außerhalb des Walls in dem bedeckten Wege, und der Schah befahl sie wieder zu nehmen. Zu dieser Unternehmung wurde eine geringe Anzahl Leute bestimmt, und dieß war am Ende noch das Klügste, weil je mehr man nutzlos hinschickt, desto mehr umkommen. Dieß geschah im Anfang Junius. Mirza Agassi wollte abermals in den Sternen lesen oder glaubte den Engländern, daß Jar Mohammed mit der Besatzung in der Nacht sich durch die Belagerer durchschlagen und nach den Bergen fliehen wolle. Um kein Blut zu vergießen, befahl Mirza Agassi dem Chan Iskender, von dem Thore sich zurückzuziehen, diese ganze Seite zu räumen und der Besatzung den Weg offen zu lassen. Die Afghanen

dachten nicht an Flucht, machten aber einen Ausfall und sammelten im Lager Iskenders Schanzkörbe, Faschinen, Reisig und Holz, woran es in der Stadt seit langer Zeit gebrach, trieben sogar jeden Tag ihre Pferde auf die Weide, und setzten sich in Verbindung mit den Bergen. Obwohl alles dieß bei hellem Tage und vor ihren Augen geschah, so kümmerten sich doch die Perser nicht darum, griffen auch nicht ein einzigesmal die Afghanen an, und schlossen bis ans Ende der Belagerung diese Seite nicht mehr ein. Um diese Zeit vollendeten die Breschbatterien ihre Arbeit, denn sie schossen die Erdaufwürfe unterhalb des großen Eckthurms zusammen, von wo aus die Schützen die Kanoniere erlegt hatten. Das ganze Lager schrie und frohlockte, als dieselben zusammenstürzten. Seminot und die russischen Officiere sagten nun den Persern, daß die Breschbatterien jetzt unausgesetzt vierundzwanzig Stunden lang feuern sollten, um die bedeckten Wege und die gezahnte Mauer auf dem Kamm des Walls zusammenzuschießen, da man von hier aus leicht in die Stadt kommen könne, weil der Wall, obgleich breit und groß, doch nicht schwer zu ersteigen sey. Statt dessen ließ Mirza Agassi, um größern Schrecken zu erregen, Tag für Tag nur wenig feuern, und freute sich wie ein Kind, wenn die Kugeln auf dreißig Klafter Entfernung in den Wall einschlugen und eine Staubsäule emportrieben, während zugleich die Afghanen sich dem Wall nicht nähern konnten. Zum erstenmal sahen jetzt die Perser, daß sie mit Erfolg die Mauer beschossen, weil sie bald einstürzte; der Graben füllte sich, und die Bresche wurde gangbar. Aber nicht nur der Schah, sondern auch Mirza Agassi erschien nicht in der Nähe dieser Arbeiten, und sie wußten sogar nicht was geschah. Um die Mitte Junius wurde der Sturm angeordnet; lange hatte Mirza Agassi zuvor in den Sternen gelesen und gefunden, daß dieser Tag gut sey. Einem ertheilten Rath gemäß sollten nicht Perser, sondern Leute welche die Sache verständen, dritthalbtausend an der Zahl, mit Reserven hinter sich zum Sturme schreiten, während in den Transcheen allenthalben Schützen aufgestellt wurden, um es den Afghanen unmöglich zu machen sich zu zeigen. Während dieser Zeit wurde Befehl gegeben, von allen Transcheen aus gleichfalls, um den Schrecken zu vermehren und die Kräfte des Feindes zu theilen, den Sturm mit Leitern zu versuchen. Diese Anordnung wurde allen bekannt gemacht und befohlen, den Angriff auf die Bresche im Auge zu behalten, und dann insgesammt auf die Mauer loszugehen.

Der Pole Borowski, persischer General, führte aber nur die Sarbasen zum Angriff am hellen Mittag. Eine Reserve war nicht da. Ein Theil der Sarbasen zerstreute sich, um aus der Ferne dem Sturm zuzusehen. Statt 2 oder 3000 Mann kamen 500 zum Angriff, vielleicht noch weniger, die einen kamen von selbst nicht, die andern hielten die Corpsbefehlshaber bei sich zurück, weil sie an einer fremden Sache nicht nöthig hatten Theil zu nehmen, denn der Hauptangriff geschah ja nicht von ihrer Seite, und jeder glaubte, die Stadt von der seinigen nehmen zu müssen. Die Sarbasen gingen in ziemlicher Unordnung zum Angriff, erstiegen aber doch den Wall, rückten auf beiden Seiten des Thurms in die bedeckten Wege vor, stießen dort die Afghanen nieder, und fingen an sie auszuplündern und auszuziehen; indeß sammelten sich die Afghanen wieder auf dem Wall, eröffneten ein heftiges Feuer und warfen die hinter den Brustwehren aufgehäuften Backsteine hinab. Borowski fiel durch eine Kugel, Seminot ward verwundet, ebenso der größere Theil der persischen Anführer, weil die Sarbasen auf einem Punkte stehen blieben, statt zugleich an mehrern Orten den Wall zu ersteigen. Auf beiden Seiten des Eckthurms waren Breschen, aber die Perser gingen nicht dahin, und als die Fahne des Bataillons Hamaden auf den Trümmern dieses Thurms aufgesteckt war, versteckten sie sich hinter denselben alle auf einem Haufen und rührten sich nicht von der Stelle. So blieben sie hier stehen, bis die Sonne schon sehr nieder stand, wohl drei bis vier Stunden lang, ohne daß man ihnen Hülfe oder neue Anführer an der Stelle der getödteten und verwundeten sandte, so daß die Afghanen sie endlich mit Steinwürfen hinter der Brustwehr verjagten und in ihre Batterien zurücktrieben. Die Schützen in den Laufgräben saßen inzwischen da wie Zuschauer, denn man hatte vergessen ihnen Patronen auszutheilen, so daß sie nicht schießen konnten. Mohammed Chan, welcher den Befehl erhalten hatte, als Reserve hinter Borowski drein zu rücken, zog statt dessen selbst am Candaharthore zum Sturm an, vermeinte gleichfalls die Stadt zu nehmen, richtete aber nichts aus. Alle andern falschen Angriffe wurden leicht von den Afghanen abgeschlagen. Unser russisches Bataillon rückte zugleich mit den Truppen Weli Chans gegen das Irauthor, aber Weli Chan wurde gleich im Anfang erschossen, die Perser hoben seine Leiche auf und begaben sich auf die Flucht. Das russische Bataillon wäre vielleicht allein eingedrungen, da aber nicht bloß die Afghanen mit Kugeln und Steinen dasselbe angriffen, sondern auch die Perser, wahrscheinlich weil sie die Geschütze nicht zu richten wußten, heftig auf dasselbe feuerten, so wichen auch wir zurück, und verloren vier Officiere und fünfzig Mann Todte und ungefähr 200 Verwundete. Man kann ohne Ruhmredigkeit sagen, daß die ganze persische Armee nicht unser Bataillon werth war, und hätte man uns auf die Bresche zum Sturm geführt, so hätte Herat in keiner Weise länger widerstanden; wir hätten uns nicht nach Einnahme des Walls in einem Haufen unter dem Thurm zusammengedrängt. Wenn sie uns übrigens nachher keine Hülfe geschickt hätten, so wären die 3000 Afghanen wohl auch mit unserm einzigen Bataillon fertig geworden. In allem fielen von den Persern höchstens 300 Mann, und gegen 1000 mögen durch Gewehrschüsse und Steine verwundet worden seyn. Auch die Afghanen verloren einige hundert Mann, und es wurde behauptet, nur der Engländer Pottinger habe Jar Mohammed, der schon zur Flucht sich anschickte, zurückgehalten. Der Schah war sehr erzürnt, und befahl die Stadt rings mit einer hohen Lehmmauer und Thürmen einzuschließen um die Besatzung auszuhungern. Das war aber bloß eine Drohung.

Kurz zuvor war Kohendil Chans Sohn, Mohammed Omer, ins Lager gekommen. Sein Vater saß in Candahar, und

die Perser hatten mit ihm die Uebereinkunft getroffen, daß er die Landschaft von Herat für sich erobere, die Perser aber die Stadt einnehmen und sie gegen einen jährlichen Tribut ihm, Kohendil, übergeben sollten. Er hatte das Seinige gethan, aber die Perser blieben gegen ihn in der Schuld, weil sie Herat bis auf den heutigen Tag nicht eingenommen haben, vielmehr die Engländer es später besetzten. Mirza Agassi schrie und prahlte, und sagte, das sey kein Sturm gewesen, sondern nur eine Probe; er habe nicht stürmen lassen wollen, da er in den Sternen gelesen, daß die Sache so gehen müsse; dem Schah stunden noch viele, viele Siege bevor, aber nicht unter den Mauern einer so elenden Veste, wie Herat, welche nicht werth sey, daß der geheiligte Schatten des Schah in der Richtung dieser Stadt falle, sondern weiterhin an den Gränzen von Indien selbst.

Die Afghanen besserten ihre Festungswerke aus, die Perser hinderten sie nicht daran, sondern standen ruhig und stellten sogar das Feuern ein. Indeß war die Festung trotz aller Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Perser durch die lange Belagerung in eine schlimme Lage gekommen; Noth und Hunger herrschten darin, man entriß den Einwohnern durch Mißhandlungen alles was sie hatten, und jagte sie dann wie Schafe zu Tausenden auf das Feld hinaus; auch wußten sie, daß Kohendil Chan rund umher das Land erobert und die Dörfer zerstört habe. Kamran Mirza war seit langer Zeit durch Trinken und Hanfrauchen wie wahnsinnig geworden; die Herater stritten unter einander, wollten fliehen oder die Stadt übergeben. Pottinger jedoch hielt Jar Mohammed und einen Theil der Garnison zurück, während der andere Theil sich flüchtete und ins persische Lager überging. Die Perser fingen an, allen Einwohnern, welche sie auf dem Wege nach der Stadt mit Lebensmitteln auffingen, die Ohren abzuschneiden. Auch mit andern Spielereien belustigten sie sich: den Obersten des Bataillons Semnan setzten sie wegen Feigheit auf einen Esel mit dem Gesicht gegen den Schwanz gerichtet, schmierten ihm den Bart mit Sauermilch ein, und führten ihn mit Musik im ganzen Lager herum, entsetzten ihn aber seines Commando's nicht. Man schickte von den neu angekommenen Truppen ein Bataillon versuchsweise zum Sturm, und die übrigen Truppen vergnügten sich daran aus der Ferne zuzusehen; das Bataillon ging mit großem Geschrei und Lärmen vor bis zum Wall, kehrte dann um und erntete großes Lob. Einige Mann wurden dabei getödtet und verwundet, darunter auch der Befehlshaber des Bataillons.

Bei den Persern war der Mangel kaum geringer als in der Festung: seit lange schon gab man den Soldaten keinen Proviant mehr, die Truppen streiften in den umliegenden Gärten und Dörfern herum, aßen was sie fanden, und kehrten einzeln, zerstreut ins Lager zurück. In der Mitte desselben war indeß ein großer Bazar, wo man für Geld alles mögliche erhalten konnte. Viele Soldaten trieben auch in ihren Erdhütten oder Zelten einen Handel mit dem was sie in der Umgegend geplündert oder aufgekauft hatten. Im Lager entstand allmählich ein ganzes Städtchen aus Erde und Lehm, dessen Trümmer wohl noch lange zu sehen seyn werden. Eine zackenförmig eingeschnittene Erdmauer umgab das Lager, und Mirza Agassi baute sich eine unersteigliche Veste mit einem tiefen Graben. Solcher kleinen Festungen im Innern des Lagers waren viele. Trotz allem dem gab es nur in Herat Krankheiten, nicht bei den Persern. In der Stadt wuchs die Unordnung und die Noth, nicht die Hälfte der Garnison war mehr übrig, und einige afghanische Anführer willigten ein, den Persern die Veste theilweise zu übergeben, sie durchs Thor einzulassen und den Wall zu räumen; aber augenscheinlich hofften die Perser nicht, denen, die sich dessen weigerten, widerstehen zu können, und verlangten daß sie alle bis auf den letzten Mann die Stadt räumten; endlich wollte auch Kamran Mirza oder vielmehr seine rechte Hand, Jar Mohammed, sich ergeben, und im Lager wurde behauptet, die Sache sey schon abgeschlossen. Das dauerte eine Woche, während welcher Unterhandlungen gepflogen wurden, im Laufe deren Jar Mohammed und sein Engländer die Perser tüchtig betrogen, und vor allem Waffenstillstand und freie Verbindung verlangten. Unter den Mauern der Veste und in den Laufgräben wurde ein Bazar eröffnet, wo die durch Mangel an Sold verarmten Soldaten alles hinschleppten, was sie in der Umgegend rauben konnten, und auch fertige Faschinen, Schanzkörbe und Reisig verkauften; den Heratern fehlte es namentlich an Salz, und auch damit versorgten sie dieselben.

So kam allmählich der Monat August heran, wo denn auf einmal der schon erwähnte Oberst Stoddart aus Teheran im Lager ankam und dem Schah erklärte, daß die Engländer auf der Seite von Herat träten, daß englische Schiffe bereits unterwegs seyen, um die persischen Seestädte zu besetzen, und wenn der Schah nicht mit seinem Heere abziehe, so hätte er einen Krieg mit England zu gewärtigen. Der Schah besann sich, zog ab und kehrte heim; wir vernahmen nur noch, daß die Perser auf dem Wege die zu Herat gehörigen Dörfer verheerten, daß sie große Angst hätten vor einem Kriege mit den Engländern, und glaubten, die Wahrsagung des Sufi, daß Persien in die Hände der rothen Kafirn fallen werde, würde noch vor der bestimmten Zeit in Erfüllung gehen. Der Schah erließ einen Ferman, in welchem er sich über die Tapferkeit seiner Truppen so wie über seine Macht nicht sehr freuen konnte und sich über die Engländer bitter beklagte. Mirza Agassi fuhr fort zu prahlen und zu behaupten, Herat sey offenbar so gut als genommen, Chiwa, Candahar und Cabul seyen bereit gewesen sich zu unterwerfen, und suchte alle zu bereden, er habe dieß alles voraus gewußt, und deßhalb kein unnöthiges Blutvergießen verursachen wollen. „Die Armee des Schahs," sagte er, „ist in gutem Stande, und die Herater werden unserer lange gedenken, auch den Engländern haben wir ihren Theil Schrecken eingejagt und uns der ganzen Welt gezeigt."

Seine siebzigpfündigen Kanonen, von denen jede wenigstens 300 Pud wog, ließ Mirza Agassi zersägen und nahm sie mit sich.

Wanderungen in Nubien.

Straußenfedern, schwarze Sklaven
Holen sie in Wadi Fare;
Gummi, Gold und Elfenbein
Sind die Last der Dromedare.
Makrizi.

Damer.

Nachdem wir durch einen Wald von Akazienbäumen gekommen waren, gelangten wir an die grünen Ufer des Mogrenflusses, der die Gränze macht zwischen den Gebieten von Ras el Wadi und Damer. Die regelmäßige Eintheilung der Felder und die kleinen Bewässerungscanäle dienten zum Beweise, daß man hier mehr Aufmerksamkeit auf den Landbau wendet, als in den Bezirken, durch welche wir gereist waren. Die grünen Ufer des Mogren, die mit frischem Gras und Tamariskenbüschen bewachsen waren, gewährten einen angenehmen Anblick, den ich eine volle Stunde genießen konnte, da einige von den Kameelen bei dem Hinansteigen an den steilen Ufern auf der Südseite des Flusses gestolpert waren; sie hatten ihre Ladungen abgeworfen und verursachten somit einen Aufenthalt.

Die Ufer des Mogren werden ungefähr zwei Tagereisen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Nil von Dschahali-Beduinen bewohnt, welche ganz unabhängig sind; ihre Stämme sind weit verbreitet bis hinauf gen Sennaar. Sie sind der stärkste arabische Stamm in dieser Gegend, bebauen auf den Ufern des Flusses einige Durrafelder und treiben Viehzucht. Als wir über den Mogren waren, ritten wir über eine unfruchtbare Sandebene hin; hie und da gewahrte man Osurbäume, von denen ich Stämme von 20 Fuß Höhe sah. Dann kamen wir wieder auf urbaren Boden, wo wir zu unserer nicht geringen Freude einigen wohlwollenden Scheikhs von Damer begegneten, welche uns von unsern vorausgerittenen Leuten entgegengeschickt worden waren, um uns als Bedeckung gegen die Räubereien der Dschahali-Beduinen zu dienen, von welchen wir sechzehn zu Pferde nicht weit von unserer Karawane augenscheinlich in bösen Absichten herumschwärmen sahen. Nach sechs Stunden zogen wir nach Sonnenuntergang in Damer ein, das in diesem Theil der Erde ein Ort von bedeutendem Ansehen ist. Wir traten in das Haus eines Kaufmannes von Dongola, der ein alter Freund meines Reisegefährten war; der Mann war gerade abwesend, aber seine Frau nahm uns freundlich auf und räumte in dem Hofraum zwei Zimmer auf, wohin man die Waaren und das Gepäck that. Wir fanden hier einige Kaufleute aus Kordofan, die uns viel erzählten von ihren Handelsspeculationen und von den neuesten Unternehmungen Mehemed Ali's.

In diesen Gegenden ist kein Unterschied zwischen Dörfern und Städten. Jeder bewohnte Ort von einiger Größe heißt Beled. Damer mit seinen fünfhundert Häusern ist eine solche Stadt. Da man keine Trümmer gewahrt, sieht der Ort recht nett aus; die Gassen sind reinlich und man erblickt viele neue Häuser, von Nebekbäumen beschattet. Damer wird von dem arabischen Stamm Medschadin bewohnt, der seine Abkunft aus Südarabien ableitet; diese Leute haben keinen Scheikh, sondern einen Hohepriester, der Faki el Kebir heißt; dieser ist ihr wirkliches Oberhaupt, welches Recht spricht in allen Streitsachen. Die Familie Medula, welche diese Würde erblich besitzt, steht im Rufe, als erzeugte sie Zauberer, welche übernatürliche Kräfte besitzen, vor denen nichts verborgen bleibt, deren Zauberformeln nichts widerstehen kann. Man erzählt sich zahllose Geschichten von ihrer eminenten Zaubergewalt. So ließ der Vater des dermaligen Faki Abdallah ein Lamm blöcken in dem Magen des Diebes, der es gestohlen und gegessen hatte. Sobald etwas abhanden gekommen ist, wendet man sich allemal an den Faki, und da jedermann sich gewaltig fürchtet vor seiner vorgeblichen Allwissenheit, so kostet es ihn gewöhnlich wenig Mühe, Wunder zu verrichten. Die Würde des Großfaki ist erblich, weßhalb es nothwendig ist, daß der Nachfolger ein schlauer Kopf seyn muß, der im Gesetze Mohammeds genau erfahren ist, um seine Rolle gehörig spielen zu können. Es gibt zu Damer noch einige Fakis von geringerer Bedeutung, welche gleichfalls Ansehen genießen und in dem Rufe stehen, als besäßen sie Zauberkräfte; ihre Heiligkeit und Gelehrsamkeit werden von gedungenen Marktschreiern allenthalben ausposaunt; in ganz Nubien und Aegypten ist Damer berühmt als der Wohnsitz großer Zauberer und Hexenmeister, welche alles vermögen. Auch gibt es hier einige Schulen (Medresses), die von jungen Leuten aus Darfur, Sennaar, Kordofan und andern Theilen von Sudan besucht werden, um sich so viel Kenntniß in den Gesetzen zu erwerben, als erforderlich ist, um in ihrem Vaterlande als Fakis aufzutreten.

Die Gelehrten zu Damer besitzen viele Bücher, die von religiösen und rechtlichen Angelegenheiten handeln. Unter anderm sah ich eine Abschrift des Koran, die auf dem Büchermarkt zu Kairo 400 Piaster kostet, und eine vollständige Abschrift von Bochari's Commentarien über den Koran. Diese Bücher werden von den jungen Fakis von Kairo mitgebracht, denn viele studiren daselbst in der Moschee El Azhar, wo sie drei bis vier Jahre bleiben und während dieser Zeit hauptsächlich von Almosen und Stipendien leben. In den Schulen zu Damer lehrt man das ächte Lesen des Koran, und man hält Vorlesungen über die Natur Gottes und seine göttlichen Eigenschaften.

Man hat zu Damer eine große schön gebaute Moschee, die auf Arkaden ruht. Dieß ist der kühlste Ort in der Stadt, den Fremde häufig besuchen, um daselbst nach dem Mittagsgebete einige Stunden zu schlummern. Um die Moschee herum sind eine Anzahl Schulstuben, woselbst Unterricht ertheilt wird. Viele Fakis haben kleine Capellen bei ihren Häusern, die Freitagsgebete aber werden allemal in der großen Moschee verrichtet. Die Oberfaki geben sich einen großen Schein von Heiligkeit und der Faki el Kebir führt ein beschauliches Einsiedlerleben; er bewohnt ein kleines Haus mitten auf einem großen viereckigen Platz in der Stadt; ein Theil dieses Hauses besteht in einer Capelle, der andere aber in einem Zimmer von ungefähr 12 Fuß ins Gevierte, worin er sich beständig bei Tage und bei Nacht, ohne alle Gesellschaft und selbst von seiner eigenen Familie getrennt, aufhält. Er lebt von dem, was ihm seine Freunde und Schüler zum Frühstück und zum Abendbrod schicken. Gegen 3 Uhr Nachmittags verläßt er sein Zimmer, nachdem er den ganzen Morgen darin eingeschlossen gewesen ist und sich mit Lesen und Studieren beschäftigt hat, und nimmt seinen Sitz auf einer großen steinernen Bank vor dem Hause. Hier versammelt sich die ganze heilige Bruderschaft um ihn und es werden bis lange nach Sonnenuntergang Geschäfte verhandelt. Ich ging einmal dahin, um ihm die Hände zu küssen, und fand eine ehrwürdige Gestalt, die in einen weißen Mantel ganz eingehüllt war. Neben ihm saß ein mogrebinischer Scheikh, aus Mekinez gebürtig, der von Mekka gekommen war, um ihm als Schreiber zu dienen und der alle öffentlichen Geschäfte verrichtete. Ich erfuhr, dieser Mann habe Gelegenheit gefunden, eine große Menge Goldes zu sammeln.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

Die Franzosen sind in vieler Beziehung trotz alles Widerspruchs ihrer Zöglinge die geistigen Eltern, die Erzieher der Engländer gewesen, — die Deutschen dagegen waren ihre eigentlichen und leiblichen Eltern. Von den Deutschen erhielten die Engländer die größere und bessere Hälfte aller körperlichen und geistigen Anlagen, welche sie nachher durch Selbsterziehung und mit Hülfe ihrer französisch-normannischen und ihrer französischen Lehrer weiter entwickelten.

Es gab eine Zeit, wo der größte Theil von England fast ebenso vollkommen deutsch war, wie Deutschland selbst, die Zeit König Alfreds und die anglo-sächsischen Zeiten vor ihm, wo deutsche Sprache, deutsche Poesie, deutsche Gesetze in England ganz ebenso geübt wurden, wie in Deutschland.

Sachsenland lag diesseits der deutschen See und Sachsenland jenseits, und beide Sachsenländer theilten sich gegenseitig ihre Gesetze und Institutionen mit.*) — Diese innige Verwandtschaft und Verbindung der Engländer mit den Deutschen, welche fast Einigkeit war, erlitt aber eine Unterbrechung durch die Eroberung und Einwanderung der Normannen, die den brittischen Germanen fremdes Blut in die Adern gossen.

Seit dieser Zeit kamen in den Engländern die fremden französischen und die deutschen Elemente mit einander in einen interessanten Kampf, der sich bis zu den allerneuesten Zeiten hin fortgesetzt hat und gewissermaßen noch fortdauert. Anfangs schien dieser Kampf sich gänzlich zum Vortheil des Französischen zu entscheiden, das Land wurde von französisch sprechenden und französisch gesitteten Königen und Aristokraten regiert. Französische Sprache wurde in allen Schulen gelehrt und war nicht nur die officielle Sprache des Staats, sondern auch die der stadtischen Communen. Es gab damals ein französisches Normannenland diesseits des Canals und ein französisches Normannenland jenseits des Canals. Allmählich aber drangen mit Macht die von dem ersten Andrange überwältigten germanischen Elemente wieder von unten her, wie altes Wiesengras unter dem aufgeschwemmten Sande hervor, verdrängten das Französische zum Theil siegreich, oder setzten sich mit ihm gleich stark ins Gleichgewicht, und es bildete sich so die englische Misch-Nationalitat aus, in welcher germanischer Ton und Geist und germanische Färbung und Sympathien entschieden vorwalteten.

Zwischen zwei independenten Nationen, die sich häufig berühren und sehen, gibt es, glaube ich, keine andern Pathien, als Antipathien, die sich unter Umständen zum Hasse steigern. — Der Norweger haßt den Schweden, der Däne den Deutschen, die Deutschen den Italiener, der Italiener den Franzosen, der Franzose den Spanier. Es gibt keine zwei Länder, keine zwei Provinzen, keine zwei Ortschaften, deren Bewohner nicht von Haus aus mit einander rivalisirten und sich anfeindeten. Antipathie und Abstoßung ist das Gesetz, nach dem sich alle Völker als Ganze unter einander berühren. Sympathie ist nur ein Gefühl, das ausnahmsweise und unter besondern Umständen zwischen zwei Völkern besteht. So sympathisiren alle österreichischen Slaven mit einander, weil sie alle auf gleiche Weise unterdrückt sind.

Deutschland ist zwar ein Land, in welchem leider von jeher jedes fremde Volk gewiß zu seyn glaubte, Sympathien für sich zu erwecken und Bundesgenossen zu finden. Zu ihrer Zeit hatten die Römer dort immer einige treue Freunde (Verräther an der Landessache), welche es mit ihnen hielten, — die Franzosen haben deren bis in die neuesten Zeiten herab gefunden, — die Schweden unter Gustav Adolph hatten ihre engverbrüderten Freunde bei uns, — auch die Russen hoffen leider jetzt sich deren bei uns schaffen zu können. — Unsere Blutsverwandten, die Engländer, sind aber in dieser Beziehung immer glücklicher gewesen, als alle anderen.

In der That, so zahlreich die Kriege sind, die zwischen Franzosen und Engländern wie eine Kette von Ungewittern

*) Auch aus dem englischen Sachsenlande kamen zuweilen Gesetze und Anordnungen nach dem deutschen hinüber. So gilt noch diesen Augenblick ein sogenanntes Englisch-Buch auf der Insel Föhr an der Küste von Schleswig, welches aus England herübergekommen seyn soll und mehrere Bestimmungen über die Taxation der Bauern enthält.

auszogen, fast eben so zahlreich sind die Bündnisse, welche die Engländer mit deutschen Fürsten schlossen. In fast allen den Kriegen, die in dem letzten Jahrhunderte wütheten und in welchen Frankreich sich regelmäßig England gegenüber befand, waren regelmäßig deutsche Fürsten mit englischen verbündet. Der Deutsche folgte dem Engländer fast überall, wohin dieser seinen weltumwandernden Fuß setzte, als Begleiter und Freund, während der Franzose hier überall mit ihm kämpfte. Bloß die Deutschen, welche in den nordamerikanischen Freistaaten neben den Leuten englischen Stammes wohnen, belaufen sich auf zwei Millionen; der entschieden größte Theil der 20,000 Deutschen, die jährlich auswandern, geht nach englischen Colonien. Mit Wilhelm von Oranien in Irland, mit dem Herzog von Wellington in Spanien, in dem Zuge der Engländer gegen die Jakobiten in Schottland, wie in ihrem Kriege gegen die nordamerikanischen Colonisten, wie auch in dem Kampfe gegen die irischen Rebellen am Ende des vorigen Jahrhunderts, leider also nicht immer bei den ehrenvollsten Gelegenheiten, fochten deutsche Truppen in der englischen Armee. Und noch in diesem Augenblick stehen beständig eine Menge Deutsche im Dienste der englischen Marine, während Franzosen gar nicht darin zugelassen werden.

Wie die Völker auf diese Weise sich häufig freundschaftlich mischten, so auch die Fürsten. Schon frühzeitig wurden englische Prinzessinnen an deutsche Reichsfürsten verheurathet, und umgekehrt deutsche Prinzessinnen an englische Könige; seit 150 Jahren aber ist der englische Fürstenstamm fast immer entweder ganz oder halb deutsch gewesen. Wilhelm von Oranien, Prinz von Nassau, war ein halber Deutscher; Georg I mit deutschen Prinzessinnen verheurathet, und die jetzige Königin hat ebenfalls von Seite ihrer Mutter deutsches Blut in ihren Adern, so wie ihre Kinder nun noch mehr deutsches Blut auch von Seite ihres Vaters erhalten haben.*)

Das was deutsche und englische Interessen bisher am meisten verknüpfte, war der Handel. Die Deutschen hatten diejenigen Waaren, deren die Engländer am meisten bedürfen, rohe Producte, und die Engländer dagegen solche, nach welchen die Deutschen am meisten verlangen, Manufacturen. Deutschland ist bis auf die neuesten Zeiten herab Englands vertrautester Handelsfreund und, nach den nordamerikanischen Freistaaten, sein bester Kunde gewesen.

Wie die englischen Politiker zu uns kommen mit Vorschlägen zu Freundschaftsbündnissen, wie die englischen Prinzen sich an uns richten mit Anträgen zu Heurathsstiftungen, wie die englischen Kaufleute zu uns reisen, um unsere rohen Producte zu holen und uns ihre Kunsterzeugnisse zu bringen, so müssen denn auch die englischen Gelehrten sich zu uns wenden, um den Ursprung der Geschichte ihrer Nation zu erkennen, und bei uns alle die Quellen derjenigen Institutionen und Einrichtungen zu studiren, welche sich in ihrem Lande auf eine so merkwürdige Weise entwickelten. Sie können fast über keinen Punkt ihrer ganzen socialen Existenz klar werden, ohne darüber ihre alte Mutter zu Rathe zu ziehen, in deren Schooße sie die Originalien zu allen jenen Dingen finden. — Ihre ganze Gerichts- und Staatsverfassung sind nach einem allgemeinen germanischen Original gearbeitet. Ihre Geschwornen, ihre Pairs, ihre Communalordnung, ja ihre Agriculturverhältnisse zum Theil haben sie aus Deutschland entlehnt. Ja, die ursprünglichen Gedanken zu den meisten ihrer industriellen Unternehmungen und Verbesserungen entsprangen dem deutschen Gehirn. Ich möchte sagen, die Deutschen geben überall die Materie, den Stoff her, woraus die Engländer formten und gestalteten.

Noch in diesem Augenblicke wohnen an den Mündungen der Weser und Elbe eine Menge Völkchen,*) welche die Sitte der Vorväter, welche nach England wanderten, treu bewahren. Noch diesen Augenblick soll es in Niedersachsen sogar noch Bauernhöfe geben, deren Familienbesitzer Namen haben, welche den Familiennamen alter sächsischer Adelsfamilien in England gleich sind,**) ein Umstand der es sehr wahrscheinlich macht, daß sich noch viele andere Dinge neben diesen Namen erhalten haben mögen.

Auch unsere spätern geistigen Entwicklungen und Fortschritte blieben nicht ohne Einwirkung auf England, namentlich nicht die größte aller unserer geistigen Entwicklungen, die Kirchenreformation, in welcher die Engländer, indem sie sich von den diesem Werke zum Grunde liegenden gesunden deutschen Religions- und Freiheitsansichten angezogen fühlten, einstimmten. Umgekehrt schöpfte die deutsche Mutter aus dem Hinblick auf die männliche Stärke ihres Sohnes neue Kräfte. Ihre industriellen Verbesserungen nehmen wir an und erhalten unsere Erfindungen von ihnen vervollkommnet zurück. Alle alten deutschen Triebe und Institutionen, wenn sie in uns zu erlöschen drohen, — Oeffentlichkeit der Gerichte, — politische Freiheit — erhalten von ihnen neues Leben und neuen Schwung, und auf ihre Siege und Lorbeeren sehen wir selber zum Theil mit einem väterlichen Stolze herab, indem wir an ihnen, als an germanischen Lorbeeren, auch uns einen Theil zuschreiben. Auch das Interesse, was die Deutschen schon seit langer Zeit an der Entwicklung der englischen Literatur nehmen, so wie das Interesse, welches die Engländer in neuerer Zeit an unserer Sprache und Literatur zu nehmen angefangen haben, ist größtentheils eine Folge der innern Verwandtschaft beider Nationen. Die ganze neuere Blüthe unserer Literatur, welche die Franzosen gewöhnlich nur als einen Nachhall und Reflex ihrer eigenen Bestrebungen betrachten, hat nicht ohne ein vielfaches Einwirken der Engländer so schöne Früchte getragen.

Die erste selbständige Bethätigung deutscher Nationalpoesie, der eigentlich erste Angriff auf die alten Nachahmer Frankreichs, geschah mit englischen Waffen. Bodmer, der

*) John Bull brummt zuweilen über diese unaufhörlichen deutschen Blutmischungen.

*) Das Volk der Kedinger, der Haustjadinger, die Alte-Länder, die Bewohner der Insel Föhr, die Ditmarschen und lauter solche in England ganz obscure Namen, die dort aber glorreich genannt und von Engländern studirt zu werden verdienten.

**) Es ist mir dieß von einer guten Autorität versichert worden.

Luther unserer Literatur, weist auf die Engländer hin, übersetzte Milton und publicirte eine Sammlung unserer alten Nationalballaden, von denen wir mehrere mit den Engländern gemein haben. — Schon im Jahre 1741 erschien die Uebersetzung eines Drama's von Shakspeare, und von da an bis auf unsere heutigen Tage ist nun dieser englische Dichter, dessen Werke allein die Hälfte der großen Schätze der ganzen englischen Literatur werth sind, von einem Einfluß auf die Geister Wielands, Lessings, Goethe's, Schillers, Schlegels, Tiecks und vieler unserer andern größten Dichter gewesen, daß wir sie zum Theil sogar als seine Schüler betrachten müssen. Vielleicht sind keines fremden Dichters Werke je so oft in eine fremde Sprache übersetzt, wie die Werke Shakspeare's ins Deutsche. Noch jetzt hat uns jedes Jahrzehnt eine oder einige neue Uebersetzungen gebracht. In Folge dessen und in Folge des blühenden Studiums der englischen Sprache ist Shakspeare denn auch bei uns fast ebenso viel gelesen, gekannt und geehrt, wie in England, und jedenfalls in einem weit höheren Grade als in Frankreich oder sonst in irgend einem anderen Lande Europa's.

Auch die andern englischen Dichter und Prosaiker, Historiker und Philosophen sind in Deutschland fast so gut bekannt wie unsere eigenen Classiker, und beinahe jedem neuen, nur einigermaßen lesbaren Werke der Engländer thun wir sofort die Ehre an, es durch Uebersetzung auf unsern vaterländischen Boden zu übertragen, selbst solchen, welche sich eigentlich gar nicht übersetzen lassen, wie z. B. die Werke von Boz.

Englische Sprache wird bei uns mehr cultivirt als in irgend einem Lande, und in Wien, in Berlin, München, Dresden, Hamburg gibt es Herren und Damen genug, welche alle englischen Dichter lesen und verstehen, ohne daß sie je das Land sahen, in welchem diese Dichter sangen und schrieben. Durch Oesterreich hat sich das Studium der englischen Literatur und die Anglomanie auch nach Ungarn verbreitet.

Auch der Sinn für Comfort und die Bequemlichkeit der häuslichen Einrichtungen ist durch Mitwirken der Engländer bei uns im Steigen begriffen, obgleich ein Engländer in dieser Beziehung noch immer so viel bei uns zu kritisiren findet, daß die spätern Jahre wahrscheinlich von noch viel zahlreicheren und großartigeren Erfolgen auf diesem Felde berichten werden.

Alle socialen Verbesserungen der Engländer, ihre Gefängnißreformen, ihre Armengesetze, ihre Bankeinrichtungen, sind immer bei uns beachtet worden, und haben in vielen Fällen auch bei uns Reformen hervorgerufen. Ihre Lancaster-Schulen wurden in allen Ländern nachgeahmt, ihre Sparcassen für die arbeitenden Classen wurden auch bei uns zum Segen vieler Tausende eingeführt. — Auch manche Formen ihrer Gesellschaften wurden in Deutschland nachgeahmt, z. B. ihre Clubs. Ihre Dampfschiffe, ihre Eisenbahnen, ihre Gaserleuchtungen sind Wohlthaten, von denen wir Deutschen wie die ganze übrige Welt gevortheilt haben. Ja in neuester Zeit hat man in Preußen mit einer Neigung zur Nachahmung sogar auch auf ihre kirchlichen und aristokratischen Institutionen hingeblickt, und hat Gesetze gegeben, die da beweisen, daß auch in dieser Beziehung anglomanische Tendenzen bei uns rege geworden sind.

Umgekehrt haben nun auch die Engländer in neuerer Zeit unserer Sprache und Literatur weit mehr Aufmerksamkeit gewidmet als je zuvor, was sich zum Theil allerdings daraus erklärt, daß wir Deutschen es jetzt weit mehr als zuvor werth sind, gekannt zu werden. Die Fortschritte, welche wir zu größerer nationaler Selbständigkeit, Kraft und Einigkeit gemacht haben, — dann die früchtereiche Blüthe unserer Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und die zahllosen, trefflichen wissenschaftlichen Werke, die wir in neuerer Zeit geschrieben haben, — endlich auch vielleicht eine Ahnung von der großen, unserer Nation bevorstehenden Zukunft, der sie auf der Bahn des Fortschrittes und der Einigkeit entgegeneilt, — dieß alles sind Verhältnisse, welche die Engländer zu jener größern Aufmerksamkeit bewogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrt auf den Gewässern der Banda Oriental.

Dieser Staat ist für jetzt noch zu schwach, um solche Unternehmungen selbst zu machen, und hat deßhalb einem Engländer, Namens John Halton Buggeln, ein zwölfjähriges Privilegium auf Befahrung der Gewässer der Republik mit Dampfbooten ertheilt. Es scheint darauf abgesehen, mit der Zeit die Dampfschiffe, die der Privilegirte nach dem Laplata senden wird, für die Republik anzukaufen, denn es ist in dem Vertrag nicht nur ausgesprochen, daß wenn die Unternehmung auf Actien gegründet wird, die Einwohner der Banda bis zu einem Drittheil daran sollen Antheil nehmen dürfen, sondern er ist auch verpflichtet, auf jedem Schiffe zwei junge Bürger der Republik als Lehrlinge aufzunehmen, um sie als Ingenieure und Steuermänner unterrichten zu lassen. Die Unternehmung soll mit nicht weniger als zwei Schiffen von wenigstens 300 Tonnen und 100 Pferdekraft begonnen werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem Reichthum des Landes an Wasserverbindungen und der schlechten Beschaffenheit der bisherigen Schifffahrt die Einführung der Dampfschiffe, die zugleich auch den Postdienst zu versehen haben, von großen Folgen für den innern Verkehr seyn wird. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 9 Mai enthält den Vertrag vollständig.

Wanderungen in Nubien.

Damer.

(Schluß).

Die Angelegenheiten dieses kleinen hierarchischen Staates scheinen mit großer Klugheit betrieben zu werden. Alle Nachbarn haben vor den Fakis von Damer großen Respect; selbst die räuberischen Bischari-Beduinen fürchten sich vor ihnen, und man hat nie gehört, daß sie einem Bewohner von Damer etwas zu Leide gethan; auf dem Gebirge zwischen Damer und Sowakin hausen zahlreiche Horden von Bischari, allein die Leute von Damer lassen sie unangefochten; besonders fürchten

sie sich vor der Macht und Zaubergewalt der Fakis, sie des Regens zu berauben und auf diese Weise den Tod ihrer Heerden zu veranlassen.

Karawanen ziehen gelegentlich von Damer nach Sawakin, da viele von den Fakis Handelsleute sind. Außen vor der Stadt fanden wir Lager von Bischaris und Dschahalis, die hierher kommen, um ihre Schafe zu verkaufen. Auch bringen sie sonstige nubische Handelsartikel zu Markt: Goldkörner, Straußfedern, Elfenbein, Gummi, Tamarinden, Sennesblätter, Korallen, Bambus, Sandelholz, Dattelkrauben, Papageien und Zibetkatzen. Sowohl in Damer als auch in einiger Entfernung davon an den Wegen, die zur Stadt führen, gibt es mehrere öffentliche Brunnen. Den Haupthandel treibt Damer mit Dongola und Schendy; auf den Waarenlagern der Kaufleute findet man die meisten Artikel des ägyptischen Handels. Es gibt keinen Suk oder täglichen Markt, sondern bloß einen Wochenmarkt, wo jeder Kaufmann seine Waaren auslegt. Auch der Handel mit Schafen und Kamelen ist von Bedeutung, und nach den Matten von Damer, die von Dahumblättern verfertigt werden, ist in der ganzen Umgegend starke Nachfrage. An Orten, wie Damer, wo es keinen täglichen Markt gibt, wo außer an den öffentlichen Markttagen nichts verkauft wird, ist es für den Reisenden sehr beschwerlich, sich die Artikel von geringem Werthe, die er etwa braucht, zu verschaffen. Einer unserer Reisegefährten, ein Aegyptier von Assuan, brauchte für seinen Esel etliche Maaß Durra, da aber keine kleinere Münze im Umlauf ist als der Dollar, wofür er mehr erhalten haben würde, als er hätte fortbringen können, so mußte er es wie noch einige Reisegenossen machen; er ging mit einigen Schnüren Perlen von Haus zu Haus und bot jede Perle für ungefähr vier Händevoll Durra zum Verkauf aus. Auf diese Art gewann er etwa 60 Procent am Einkaufspreise, und erhielt zugleich Gelegenheit, in viele Privathäuser zu kommen. Er war etwas überrascht, als er fand, daß es allenthalben in der Stadt, trotz der Strenge der Fakis, eine Menge Häuser gab, wo selbst Freudenmädchen und berauschende Getränke zu haben waren. Solche Wanderungen machten wir während unseres Aufenthalts zu Damer jeden Tag. Als unser Reisegefährte von Assuan eines Nachmittags seine Perlen zum Verkauf ausrief, redete ihn ein Faki an und fragte ihn, ob er lesen könne. Auf seine bejahende Antwort ersuchte er ihn höflich, ihm an einen Ort zu folgen, wo er eine freundliche Aufnahme und ein gutes Mittagessen zu erwarten habe. Hierauf führte er ihn in ein Haus, wo er eine Menge Menschen beisammen fand, um das Andenken eines jüngst verstorbenen Anverwandten feierlich zu begehen. Einige Fakis lasen aus dem Koran mit gedämpfter Stimme vor. Alsdann trat ein Großfaki herein, dessen Ankunft die Losung war, den Koran in lauten Gesängen auf die im Morgenlande übliche Art herzusagen. Dieß wurde ungefähr eine halbe Stunde fortgesetzt, worauf ein reichliches Mittagessen aufgetragen wurde, indem man bei dieser Gelegenheit ein Rind geschlachtet hatte. Nach einer gründlichen Mahlzeit begann man das Vorlesen von neuem. Einer von den Scheikhs brachte einen Korbvoll weißer Kieselsteine, über welchen mehrere Gebete vorgelesen wurden. Diese Steine waren dazu bestimmt, auf das Grab des Verstorbenen in der Weise gestreut zu werden, wie man es im Orient auf frischen Gräbern häufig wahrnimmt. Ein Faki sagte, es sey dieß eine verdienstliche Handlung, weil man glaube, die Seele des Verstorbenen, wenn sie künftig das Grab besuche, freue sich, diese Kiesel darauf zu finden. Als das Vorlesen zu Ende war, begannen die Weiber zu singen und zu heulen. Unser Freund verließ sodann das Zimmer, aber der freundliche Wirth schickte ihm noch ein Stück Braten zum Abendessen.

Die Frauen zu Damer schmücken ihre Wohnzimmer mit einer Menge hölzerner Schalen und Schüsseln, die sie an den Wänden befestigen; die Fußböden sind mit schönen vielfarbigen Matten belegt, denn die Kunst, die Doumblätter zu färben, ist hier seit alten Zeiten bekannt. Auch habe ich Straußeier und schwarze Straußfedern gesehen, die man als Wandverzierungen über den Hauptpforten befestigt hatte. Die Zither der Beduinen, Rebaba genannt, wird von vielen Frauen mit großer Fertigkeit gehandhabt.

Die Bodencultur wird zu Damer weit sorgfältiger betrieben, als an jedem andern Orte von Dongola; die künstliche Bewässerung geschieht durch zahlreiche Wasserräder, die, wie in Aegypten, von Kühen in Bewegung gesetzt werden; auf diese Art ist der Landmann im Stande, jährlich zwei Ernten zu bekommen. Das Haupterzeugniß des Bodens ist die Durra; auch baut man Weizen, Mais, Hülsenfrüchte und rothen Pfeffer (Schebelda). Von dem letztern wird viel ausgeführt, und er ist bei den Insassen als Gewürz an den Speisen außerordentlich beliebt. Auch Baumwolle und Tabak werden in Menge producirt. An die geistliche Obrigkeit, die Fakis, deren Haupteinkommen vom Landbau und Handel herrührt, bezahlt man keine Durchgangszölle, und dieß ist der Grund, warum Damer blüht, denn die unbelästigten, mit keinerlei Abgaben heimgesuchten Karawanen halten sich stets gern einige Tage hier auf.

Man sieht hier treffliche Kamele und Pferde; auch auf die Zucht der Esel wendet man große Sorgfalt, und versieht Dongola und Kordofan mit zahlreichen Exemplaren.

Der Mann, bei dem wir wohnten, war in seinen Forderungen sehr human und billig, und unsere ganze Reisegesellschaft verließ Damer sehr zufrieden mit dessen Bewohnern. Dem Oberfaki übersandten wir drei Zuckerhüte als ein freiwilliges Geschenk. Seine Hochwürden nahmen solche freundlich in Empfang, verhieß uns Gutes und versicherte alle seines Wohlwollens.

In Damer traf ich einen italienischen Arzt, Namens Cervelli, der von Alexandrien aus einen seiner Wissenschaft gewidmeten Ausflug nach Nubien unternommen hatte; früher war er eine Zeitlang Leibarzt bei dem Beherrscher von Tripolis, den er auf vielen Reisen und Feldzügen begleitet hatte. Von Cyrenaika's prachtvollen Ruinen zeigte mir Hr. Cervelli einige gute Zeichnungen.

Miscellen.

Brittische Ansiedlung in Borneo. Die Colonial Gazette vom 27 April enthält eine bestimmte Aufforderung an die Regierung, endlich mit der Errichtung einer Ansiedlung auf Borneo ans Werk zu schreiten. Als Hauptvortheile einer solchen sind folgende angegeben: sie kann als eine Station für die nach China gehenden Schiffe dienen, der Absatz der englischen Manufacte wird dadurch im ganzen Archipel sehr erleichtert, und der Reichthum dieser Länder kann sich schneller entwickeln; endlich ist dadurch ein Mittel gegeben dem Seeräuberwesen der Malayen wirksamer entgegenzuarbeiten und das Christenthum unter diesen rohen Stämmen auszubreiten.

Die Gegner der Verbindung zwischen Kirche und Staat in England sind ungemein geschäftig; nach dem „Patriot“ soll es jetzt so gut wie entschieden seyn, daß bald eine Conferenz von 4 bis 500 Repräsentanten dieser Partei in London zusammentreffen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1844.

Mozambique.

Da die Blicke der seemächtigen Völker jetzt so vielfach auf die Ostküste Afrika's gerichtet sind, so entheben wir aus der Narrative of the voyages and services of the Nemesis nachstehende Bemerkungen über diesen Hauptpunkt der portugiesischen Besitzungen, deren Besitz, wie so manche andere, Portugal nur darum geblieben ist, weil keines der seemächtigen Völker dem andern ihn gegönnt hätte. Der Hafen dieses Orts ist eine drei Stunden breite und vierthalb Stunden lange Bay, in welche drei kleine Flüsse sich einmünden, und die durch drei vorliegende Inseln, auf deren einer die Stadt Mozambique liegt, selbst beim schlechtesten Wetter völligen Schutz gewährt.

Mozambique wurde im Anfang des 16ten Jahrhunderts von den Portugiesen den Arabern entrissen; die Ausdehnung des Forts St. Sebastian, das sie hier bauten, und welches selbst jetzt noch sehr leicht in eine starke Veste von 100 Kanonen umgewandelt werden könnte, spricht hinreichend für die große Wichtigkeit, welche die Portugiesen selbst in jener frühern Zeit dem Orte beilegten. Es finden sich hier noch große Casernen und Vorrathshäuser, aber nur eine sehr schwache Besatzung von kaum etlichen hundert Mann, theils Negern, theils Creolen. Auch findet man noch zwei andere kleine Forts auf der Insel, die man sonach für gut befestigt ansehen kann. Der Palast des Gouverneurs muß in seiner besten Zeit ein Bau gewesen seyn, der eines mächtigen Befehlshabers wohl würdig war; er ist aus Stein aufgeführt, von bedeutendem Umfang, und hat noch jetzt recht schöne Zimmer. Der große steinerne, mit schönen Bogen erbaute Landungsplatz mit dem umfangreichen Zollhause am einen Ende spricht jetzt noch von der ehemaligen Handelswichtigkeit dieses Platzes, der vielleicht mehr durch die lähmenden Folgen des Sklavenhandels als durch die Abnahme des Handelsreichthums der afrikanischen Ostküste gesunken ist.

Die Stadt ist vergleichungsweise ganz unbedeutend geworden, die Zahl der hier sich aufhaltenden Portugiesen ist sehr gering, mit Ausnahme der Canaresen oder in andern portugiesischen Besitzungen in Indien geborener Creolen, die man höflichkeitshalber noch „Weiße" nennt, obwohl sie so schwarz sind, als die eigentlichen Indier. Elende Regierung und moralische Verschlechterung haben die andern Ursachen des Verfalls noch verschlimmert, und man wird es kaum glaublich finden, daß ein bestimmtes Gesetz erlassen wurde, welches die Verheuratheten nöthigt hier zu bleiben, oder wenigstens ihnen nach ihrer eigenen Heimath zurückzukehren verbietet. Die Folge dieser seltsamen Maaßregel war, daß niemand sich verheurathen will, und daß die Leute ohne alle Scheu ohne Eheband mit einander leben.

Ich habe diese, Mozambique betreffenden Einzelnheiten erwähnt, weil dieß der Hauptpunkt aller portugiesischen Niederlassungen an der Küste ist, und wenn dieß sich so gesunken zeigt, so kann man sich leicht vorstellen, wie die andern zwischen Tod und Leben hinsiechen müssen. Der unselige Einfluß des Sklavenhandels scheint den ganzen Productenhandel des Landes gelähmt zu haben; die Eingebornen, voll Mißtrauen gegen einander, leben in steter Furcht und Armuth, und können somit fremde Waaren nicht kaufen. Der Sklavenhandel ist fast der einzige Vortheil der Häuptlinge, macht sie zu andern Unternehmungen unfähig und ertödtet alle Gefühle der Ehre und alle Aussicht auf einen bessern Zustand. Eine allgemeine Stockung scheint sich der Gemüther der Menschen wie der Erzeugnisse der Erde bemächtigt zu haben, und ohne die Thätigkeit der arabischen Bevölkerung in der Nachbarschaft wäre eine periodisch wiederkehrende Hungersnoth unvermeidlich. In dem gegenwärtigen Augenblick liefern sämmtliche portugiesische Niederlassungen längs den Rios da Seuna nicht einmal Korn für den eigenen Bedarf. Und doch ist das Land ausgezeichnet schön, fähig alle Früchte des Landes in üppiger Fülle zu erzeugen, und wäre es angebaut und gelichtet, so würde es selbst für Europäer bewohnbar seyn; jetzt liegt sehr vieles Land unfruchtbar da, welches früher vortrefflich angebaut war. Die Portugiesen haben also hier weder den Boden gebaut, noch den Handel ausgedehnt, weder die Wilden civilisirt, noch dem Christenthum den Weg bereitet. Der Sklavenhandel scheint jede Entwicklung im Keime geknickt zu haben.

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Unsere deutsche Sprache ist den Engländern als ein Product von tiefen Denkern (deep thinkers) in der Regel ein Gegenstand der Verwunderung und des Staunens; sie kommt ihnen so schwer vor, wie uns das Chaldäische. Nichtsdestoweniger aber haben sie sich in neuerer Zeit, theils weil sie Offenbarungen von dieser Sprache erwarteten, wie wir von der Sprache der ehrwürdigen Braminen, theils weil sie sie für das Reisen und Leben nöthig haben, daran gemacht, unsere wunderlichen Buchstaben und noch componirteren Worte und Perioden zu entziffern und auswendig zu lernen.

„Die Mineralogen," sagte mir ein alter, in der englischen Literaturgeschichte sehr wohlbekannter Dichter, „sind die ersten Verfechter — und wie er sich ausdrückte — die Ushers (Einführer) des deutschen Sprachstudiums in England gewesen." Für diejenigen, welche sich dem Studium der Mineralogie gewidmet, wurde die deutsche Sprache vor 40 bis 50 Jahren als ganz unerläßlich gehalten, sonst habe sich aber eben niemand darum bekümmert. Dieß war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Die deutsche Sprache war damals noch so wenig bekannt in England, daß selbst Dr. Johnson, der berühmteste englische Lexikograph, kein Deutsch verstanden, was einem ungefähr als ein eben so unverzeihlicher Mangel erscheinen muß, als die Unkenntniß des Lateinischen bei einem Lexikographen und Grammatiker des Italienischen.

Die Mineralogie klopfte leise für uns bei dem englischen Herzen an; Thor und Thüre aber wurden uns erst nach den Stürmen, welche der französischen Revolution folgten, geöffnet. Während dieser Zeit waren die Engländer so gut wie vom Continente abgeschnitten. Das Geräusch der Waffen und die politischen Stürme hinderten sie, wie auch die Franzosen, von den schönen Dichtungen und Werken, die wir kurz vor dieser Zeit und zum Theil mitten unter den Stürmen selbst componirt hatten, gebührende Notiz zu nehmen. Erst nachdem sich der politische Himmel abgeklärt hatte, erkannte man deutlich, was auf unsern Feldern gereift war.

Gleich nach Beendigung der continentalen Kriege kamen die Engländer aus ihrer Insel hervor und überschwemmten reisend, beschauend, murrend und scheltend das übrige Europa und namentlich Deutschland in einer Weise, wie dieß kein Volk je zuvor gethan hat. Paris versah sich mit einer Colonie von müßigen Engländern, die zahlreich genug gewesen wären, eine Stadt für sich zu bilden. In den Hafenorten des nördlichen Frankreich, in Calais, Boulogne, Havre und andern sammelten sich Tausende von Engländern. An der ganzen Loire hin, in Orleans, Tours und andern Orten finden sich bleibende englische Colonien; die Schweiz wurde mit Engländern überschwemmt, und nicht nur die Hauptstädte von Italien, Rom, Neapel ꝛc., sondern auch die kleinern Orte, Siena, Perugia und andere haben ihr regelmäßiges und beständiges Anhängsel von Engländern. Dasselbe gilt von unsern Haupt- und Residenzstädten, Wien, München, Dresden, Berlin und andern; am meisten beklagt man sich aber am Rhein über den wachsenden Zufluß der einwandernden Brittensöhne: „Toujours perdrix! Toujours perdrix!" ruft man von allen Seiten.

Der Ruhm des Rheines und der schönen Berge und Alpen, von denen er herabrinnt, der Ruf unserer romantischen Burgen, aller schönen und wilden Naturscenen unseres Landes erscholl weit und breit in England, und die darnach verlangenden fingen mehr und mehr an, die Unkenntniß unsrer Sprache zu bedauern. Seitdem wird nun die schwer zu lösende Frage: „wo lernt man das beste Deutsch?" vielfach in England aufgeworfen, ohne daß jemand eine bestimmte Antwort darauf zu geben wüßte. Seitdem sehen wir hie und da auf den Pastoraten in Sachsen, oder in den Pensionen von Berlin, auch in Hannover und andern Orten, unmündige und auch mündige Britten sich von ihrer Insel und dem Verkehr mit der Welt zurückziehen, um dem schwierigen Geschäfte der Erlernung des Deutschbuchstabirens, des Deutschlesens, des Deutschsprechens und Deutschschreibens obzuliegen.

Die Mineralogen, dann die Freunde des Reisens und unserer schönen Natur, — die Denker und Gelehrten, welche an den Quellen unserer reichen Wissenschaftlichkeit zu schöpfen wünschten, — mochten, wie gesagt, uns Eintritt verschaffen. Das gebildete Publicum, welches sich einen Begriff von unserer schönen Literatur zu machen und — „those two capital fellows," — wie sich ein Engländer einmal gegen mich ausdrückte, Schiller und Goethe wo möglich in der Ursprache zu lesen wünschte, folgte nach.

Bei den Damen half uns ohne Zweifel auch viel diejenige Kunst, derentwegen sonst die Damen in ganz Europa nur Italienisch lernten, die Musik. Ein schönes Schubert'sches Lied in der Ursprache singen zu können, wird jetzt von vielen Engländerinnen als ein beneidenswerther Vorzug betrachtet. Deutsche Musik hat sich in neuerer Zeit auf eine außerordentliche Weise in ganz England verbreitet. Nach deutschen musikalischen Lehrsystemen lernen sie jetzt alle das Singen. Deutsche Musiklehrer sind eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und auch in den meisten Regimentern der englischen Armee findet man ebenso wie fast in der ganzen russischen Armee deutsche Capellmeister an der Spitze der Regiments-Musikbanden.

Deutsche Lehrer und Professoren sind in neuerer Zeit bei mehreren öffentlichen Schulanstalten und Universitäten angestellt. In Oxford ist jetzt ein großes, prachtvolles Collegium im Bau begriffen, welches für das Studium der neuen Sprachen und namentlich auch des Deutschen bestimmt ist. — In Eton hat Prinz Albert einen Preis für die Belohnung der Schüler, welche sich im Deutschen auszeichnen, gestiftet. — Deutsche Lehrer und deutsche Gouvernanten werden mehr und mehr in den Privatfamilien gesucht, und mit einem Worte: deutsch ist sogar nicht wenig die Fashion geworden. Besonders bewirkte dieß auch der Umstand, daß unsere Sprache in neuerer Zeit auch in das vornehmste Haus in England als

alltägliche Umgangssprache der beiden Häupter dieses Hauses eingeführt wurde. Der liebenswürdige Prinz, den unser Vaterland an England geschenkt hat, und welcher dort von allen Parteien geliebt, als der wünschenswertheste Repräsentant unserer Nationalität erscheint, hat auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die Vorliebe zu unserer Sprache und Nationalität in England zu vermehren.*)

Eine Menge unserer bedeutendsten deutschen Classiker sind jetzt ins Englische übersetzt und in diesen Uebersetzungen publicirt. Auch dem Reisenden stoßen im Lande eine Menge Dilettanten auf, die sich in aller Stille mit einer Uebersetzung von Maria Stuart, oder von Schillers Glocke, oder von Götz von Berlichingen jahrelang fleißig beschäftigen. Sogar viele der jetzt erscheinenden Werke werden, wenn sie einiges Interesse für das brittische Publicum zu haben scheinen, sogleich übersetzt. Wäre das bibliographische Wesen in England besser geordnet und könnte man sich vollständige Verzeichnisse von allen den in diesen letzten Jahren aus dem Deutschen ins Englische übersetzten Büchern verschaffen, so würde man sie wahrscheinlich vier- oder fünfmal reichhaltiger und größer finden, als die Verzeichnisse aus dem vorletzten und drittletzten Jahrzehnt. Uebrigens haben die Engländer bei weitem nicht so classische Uebersetzungen unserer Classiker zu Stande gebracht, wie wir sie von den ihrigen besitzen.

Wenn auch nicht alle neuen Producte der „15,000 deutschen Schriftsteller" — so viel nehmen die Engländer dem Quarterly Review zufolge ungefähr an — ins Englische übersetzt werden, so wird doch fast jede einigermaßen bedeutende literarische Erscheinung, oder wenigstens diejenige, welche die Engländer als solche betrachten, von ihren Reviews einer Kritik gewürdigt. Ja man könnte sagen, die Engländer sind geradezu recht auf der Lauer nach Neuigkeiten von Deutschland, und spähen überall nach deutschen Büchern aus, welche ihnen Neues lehren, oder ihrem überreizten Gaumen neue Sensationen erzeugen könnten. „The Author is a German Writer" war bisher nichts weniger als eine vortheilhafte Empfehlung für ein Buch. Das Blatt beginnt nun sich zu kehren, und es gibt jetzt nicht nur viele deutsche Gelehrte, die in England geradezu als Orakel angesehen werden, sondern es hat sich eine so hohe Meinung, ein so lautes Gerücht von deutscher Gründlichkeit, von deutscher Gelehrsamkeit und Tiefdenkerei verbreitet, daß manche Engländer vielleicht gar schon zu weit mit dieser hohen Meinung gegangen sind, und ein gar zu ernstes und ehrerbietiges Gesicht machen, wenn ein deutscher Gelehrter citirt wird.

Auch ist es ein merkwürdiges Factum, daß englische Schriftsteller existiren, welche die Bewunderung der deutschen Sprache so weit getrieben haben, daß sie, den Genius ihrer eigenen Sprache vergessend, ein unnatürliches Deutsch-Englich schreiben, daß sie lange Perioden bauen wie wir, und sesquipedalia verba componiren, wie wir.

*) Wir können dabei bemerken, daß zu keiner Zeit die deutsche Sprache in so vielen europäischen und außerdeutschen Häusern gesprochen wurde, wie jetzt, z. B. im Hause des Kaisers von Rußland, — des Königs von Frankreich, — des Königs von Portugal, — der Königin von England, — des Königs von Dänemark.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Nubien.

Schendy.

An einem schönen Frühlingsmorgen brachen wir von Damer auf, begleitet von zwei Fakis, welche uns bis an die Landesgränze geleiten sollten. Denn der Weg ist gefährlich, allenthalben hausen Räuber, hinter Busch und Fels lauern Wegelagerer. Die Furcht jedoch vor den Fakis von Damer ist so groß, daß der bloße Anblick derselben an der Spitze unserer Karawane hinreichend war, den Bewohnern des Landes die größte Ehrfurcht einzuflößen; so wie wir vorbeizogen, kamen sie oft heran, küßten in Demuth unsern ganz unbewaffneten Geleitsmännern die heiligen Hände und entfernten sich wieder. Wollte man hier zu Lande ohne den Beistand einiger Fakis reisen, so würde man eine bewaffnete Macht nöthig haben. Karawanen aus dem Süden machen an der Gränze Halt, bis ein Faki von Damer ankommt, um sie zu begleiten. Man begrüßt ihn insgemein mit der Anrede: „Deine Weisheit ist dein Schwert und deine Gottesfurcht ist dein Schild! Gib uns das Geleit, Auserkorener des Herrn, denn die Bösewichter fliehen vor deinem Anblick!"

Wir hielten uns dicht zusammen, damit nicht etwa ein Nachzügler in den Wäldern, durch welche der Weg führt, abgeschnitten werde. Ein Hain duftender Selambäume, von muntern Vögeln bevölkert, gewährte uns viel Vergnügen; Turteltauben girrten in den dunkeln Zweigen. Zwischen Gruppen von Doumbäumen erblickten wir einige Dörfchen und Weiler, welche von Arabern aus dem Stamm Mekabera bewohnt sind; sonst waren sie benachbarten Häuptlingen zinsbar, behaupten nun aber seit einer Reihe von Jahren ihre angestammte Beduinenfreiheit. Sie leben theils von dem Ertrage der Felder, theils vom Raube. Mit den meisten Nachbarn sind sie in Fehde, und da sie sich durch ihre eminente Tapferkeit in Ruf und Respect gesetzt haben, so fürchtet man sie sehr. Reisende, die nicht von einem Faki von Damer begleitet sind, werden sicherlich von ihnen ausgeplündert.

Nun zogen wir über öde Sandhügel, und erst nach einer guten Stunde erblickten wir wieder lachende Thäler, mit jungem Grün geschmückt. Nach einem fast zehnstündigen Marsch kamen wir in das Dorf Howaja; die Leute trieben gerade ihr Vieh zur Tränke. Nach einem sehr heißen Tage hatten wir einen herrlichen kühlen Abend, und wie badeten uns allesammt im Nil, der unten im Thal prächtig dahinströmt, jugendlich rasch, denn in Nubien ist der von Göttern und Menschen verherrlichte Strom noch Jüngling, wie der Rhein im helvetischen Alpenlande. Seine nubischen Ufer sind ungemein pittoresk, hie und da ragen schilfbewachsene Felsen in den Strom hinein. Bunten Kieseln jagt er nach, wie der Dichter singt, und die Abendsonne spiegelt sich in den grünen Wellen.

Von unseren Dienern nahm einer, Namens Jussuf, einige Perlen, um sie im Dorfe gegen Brod zu vertauschen. Nach langem vergeblichem Suchen traf er einige Leute, die ihn höflich baten, mit ihnen nach Hause zu kommen, indem sie versicherten, ihre Weiber würden die Perlen kaufen. Er folgte ihnen, bis sie in ein enges abgelegenes Gäßchen kamen; hier drehten sie sich plötzlich um, rissen dem verblüfften

Jussuf die Perlen aus der Hand und nahmen ihm noch obendrein seine Mütze. Als sie sahen, daß der unbewaffnete Mensch sich widersetzen und Lärm machen wolle, zogen sie ihre Schwerter. Stumm machte sich der arme Jussuf auf die Beine und eilte zu seinen Gefährten zurück, welchen er sein Mißgeschick klagte. Zwei Abgeordnete sandten wir hierauf zu dem Scheikh des Dorfes, ihn zu bitten, die frechen Räuber ausfindig zu machen. Spät am Abend fand unsere Deputation den Scheikh in einer Hütte, wo man berauschende Getränke feilbot, in einer sogenannten Bouzahütte. Der Scheikh und seine ganze noble Gesellschaft waren betrunken. Nachdem man ihm die Personen der Diebe beschrieben hatte, machte er sich, ungeachtet seines Rausches, auf den Weg, und es wurden die Perlen und die Mütze bald entdeckt und den rechtmäßigen Eigenthümern zugestellt. Hierauf drang der Scheikh in mich, in Fröhlichkeit einen Becher mit ihm zu leeren, allein ich schlug dieß aus; hierauf begleitete er mich zu unsern Leuten zurück, wo man ihm aus Höflichkeit wenigstens zweimal so viel geben mußte, als die gestohlenen Sachen werth waren. Ich gedenke dieses Vorfalls bloß deßhalb, um zu zeigen, wie wenig Hoffnung ein einzelner Reisender hat, durch dieses Land zu reisen, ohne ausgeplündert zu werden.

In diesen Gegenden stehen, wie in den höhern Theilen Oberägyptens, alle größern Dörfer an dem Abhange der Steppenhügel und in einiger Entfernung von dem cultivirten Boden. In dem Dorfe Gabadi bemerkte ich ein imposantes Gebäude über dem Grabe eines Heiligen; es hat die Gestalt eines gerundeten Kegels und ist von Ziegelsteinen, die an der Sonne getrocknet sind, erbaut, den Eingang fand ich geschlossen, und man sagte mir, er werde nur Freitags geöffnet. Jenseits Gabadi ritten wir abwechselnd über die angebaute Ebene und über Sandhügel; Löwen und Hyänen kommen hier häufig zum Vorschein. Auf den Feldern stehen viele Nebekbäume, und die Ränder der Wüste sind allenthalben mit mannichfachem Gesträuch bewachsen. In den Hügeln zu unserer Linken zogen wir durch einige Weiler und erreichten spät am Abend Dschebal, ein großes Dorf in den Hügeln mit guten Gebäuden und drei kleinen Moscheen. Wir lagerten uns im Rücken des Dorfes auf einer offenen, mit zwei Brunnen versehenen Fläche. Nachdem wir uns zur Ruhe begeben hatten, wurden wir von den Dienern des hochlöblichen Magistrats von Dschebal, der uns ein reichliches Abendbrod schickte und seinen Friedensgruß entbieten ließ, aufgeweckt. Fast zwei Stunden unterhielten wir uns mit einigen Insassen von Dschebal. Einer derselben hatte sich lange Jahre im Dienste Mehemed Ali's zu Kairo aufgehalten. Er erzählte uns viel aus dem Leben des Pascha, unter anderm auch von der gräßlichen Niedermetzelung der Mameluken am 1 März 1811 — ein Schauspiel, das er mit anzusehen genöthigt war. Den 1200 Mameluken, welche mit ihrem Oberhaupte Sahin Bey auf eine verrätherische Weise im Castell von Kairo niedergemacht wurden, hatte der Pascha auf die feierlichste Weise Sicherheit für ihre Personen versprochen. Man kann sich nichts Schrecklicheres denken als diese Mordscene, und noch jetzt, nach so vielen Jahren, bemerkte unser Erzähler, überkommt mich ein Grauen, wenn ich davon rede. Die Mameluken hatten den Diwan (den Staatsrath Sr. Hoheit) verlassen und waren in einen der engen Gänge auf dem Wege nach dem Schloßthor gekommen, als oben von den Wällen und von allen Richtungen her 2000 Albanesen, treugehorsamste Vollstrecker der Befehle des Pascha, ein schreckliches Feuer auf sie machten. Auf nichts vorbereitet und durch Mangel an Raum verhindert, konnten sie keinen Widerstand leisten; einige fast unschädliche Hiebe waren alles, was sie versuchten, und diejenigen, die nicht durch das Feuer getödtet wurden, wurden von den Pferden gerissen. Mit einem Tuche um den Kopf und einem andern um den Leib wurden viele vor den Pascha und seine Söhne gebracht, wo sogleich Befehl zu ihrer Hinrichtung ertheilt ward. Selbst hier wurden ihre Leiden noch vergrößert, und statt sogleich enthauptet zu werden, wurden viele nicht gleich tödtlich verwundet; man schoß mit Pistolen nach verschiedenen Theilen ihres Körpers oder stach auf sie mit Dolchen. Viele suchten sich von denen, die sie hielten, loszumachen; einigen gelang es; sie wurden aber an den Ecken der Citadelle und oben von dem Harem des Pascha herab getödtet. Knaben von 12 bis 14 Jahren schrieen fürchterlich um Gnade und betheuerten, daß sie an jeder Verschwörung unschuldig seyen, und boten sich dem Pascha selbst als Sklaven an. Alle wurden niedergemacht; keiner wurde verschont, und der Pascha hörte nicht eher zu wüthen auf, als bis kein Mameluk mehr am Leben war. In allen Gassen von Kairo wurde ausgerufen: „Wer einen Mameluken verberge und ihm durchhelfe, solle mit dem Tode bestraft und sein Vermögen eingezogen werden.“

Bei Dschebal beginnt eine Bergkette von Sandsteinen, woselbst sich interessante geologische Forschungen anstellen ließen. Bei dem Dörfchen Dawn nehmen die Hügel eine mehr östliche Richtung und machen einer Ebene Platz, die wenigstens zehn Meilen in der Breite hat, üppig mit wilden Gräsern bewachsen. Man sieht hier eine große Menge zerstreut liegender Hütten und Weiler. Nubische und arabische Hirten weiden hier mit ihren zahlreichen Heerden von Kühen, Kamelen und Schafen. Auch bauen sie Gurken und eine große Menge Zwiebel, womit sie den Markt zu Schendy versorgen. Ihre Hütten sind von Matten verfertigt; treffliche Milch bekommt man bei ihnen, auch Datteln und Durra.

Der Weg über die Ebene war durch Unkraut und überhängende Zweige von Akazien versperrt, wodurch unsern beladenen Kamelen das Fortkommen etwas beschwerlich gemacht ward. Große Schaaren Störche flogen über uns weg nach Norden zu. Nach sieben Meilen erreichten wir den fruchtbaren, mit vielen kleinen Weilern bedeckten Landstrich von Boalda. Hier sind die Salinen, welche das ganze Land bis Sennaar hinauf mit Salz versorgen. Die Erde, welche mehrere Meilen in der Runde stark mit Salz geschwängert ist, wird an der Seite des Weges von den Arabern in Haufen gesammelt. Das Salz sondert man von der Erde durch das Kochen in großen irdenen Gefäßen ab und dann kocht man die Salztheile zum zweitenmal in kleinern Gefäßen. Hierauf macht man aus dem Salze kleine runde Kuchen von ungefähr einem Fuß im Durchmesser und drei Zoll in der Dicke; es ist vollkommen weiß und hat viel Aehnliches mit dem Steinsalz. Ungefähr ein Dutzend Kuchen preßt man in einen Korb zusammen und vier Körbe machen eine Kamelladung aus. Dieses Salz bildet einen beträchtlichen Zweig des Handels von Schendy. Die Handelsleute aus Sennaar kaufen es in großer Menge für die Märkte in Habesch und vertauschen es gegen Sklaven und Gold. Als wir vorbei kamen, befanden sich achtundzwanzig Salzkocher am Feuer. Diese reichhaltigen Salinen sind das Eigenthum des Beherrschers von Schendy, dem sie schönes Geld einbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Wilsons jakobitische Ueberreste. Unter diesem Titel sind die Lieder der Jakobiten in Schottland mit Musikbegleitung herausgegeben worden. Auch ist von demselben Componisten bereits das sechste Heft der schottischen Nationallieder erschienen. (Lit. Gaz. vom 11 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1844.

Japan.

Man kennt im allgemeinen die Verhältnisse der Holländer zu Japan wohl, und weiß, daß sie einen vielfach beschränkten und ungemein von Mißtrauen überwachten Verkehr mit diesem Reiche treiben, der im Verhältniß zu der Masse der aus- und eingeführten Waaren einen ungeheuren Gewinn abwirft, aber wegen der geringen Masse von Waaren doch von nicht sonderlichem Betrag ist. Alle Einfuhrartikel sind bis jetzt noch dem Volke fremd geblieben, da das Volk gar nicht die Mittel hat sich solche anzukaufen. Seit China durch die englischen Waffen gedemüthigt wurde und das Gesetz des Siegers empfangen mußte, seit die alte Abschließungspolitik in dem großen chinesischen Reiche nicht mehr durchzuführen ist, läßt sich unschwer voraussehen, daß auch Japan endlich dem unwiderstehlichen Andrang europäischer Gesittung nicht lange mehr Widerstand werde leisten können. Da bis jetzt von europäischen Völkern keines Zugang in Japan hat, als die Holländer, die Japanesen somit alles, was sie von europäischer Bildung kennen gelernt haben, durch die Holländer erhielten, so erwachte in der holländischen Regierung der Gedanke, diesen Umstand zu benutzen, und jetzt mit Hinblick auf die Ereignisse im chinesischen Reich einen neuen gütlichen Versuch auch in Japan zu machen, ob nicht ein stärkerer Verkehr ins Leben zu führen sey. Sollte dieß gelingen, so steigt gewiß dadurch auch der holländische Handel mit Siam, Cochinchina und China, was die günstigste Rückwirkung auf Java haben müßte. Zweck und Ursache der jetzt nach Japan bestimmten holländischen Gesandtschaft sind demnach sehr klar und einfach.

„Wie aber, sagt das Amsterdamsche Handelsblad vom 8 Februar, ist dieser Zweck zu erreichen bei einem Volk, dessen Hauptcharakterzüge Hochmuth und Mißtrauen sind? Um diese Frage zu beantworten, bedenke man, daß die Japaner ausnehmend neugierig sind, und sich stets durch die Niederländer von allem, was wichtiges in der Welt vorgeht, Bericht erstatten ließen. Sie wissen somit recht wohl, was in den letzten Jahren in China vorgefallen ist, und eine völlige Umkehr in den Verhältnissen zu den Fremden so wie hinsichtlich des Volks angebahnt hat. Wir wollen hier nicht untersuchen, welchen Eindruck die Wissenschaft auf die Regierung von Japan gemacht hat, oder gemacht haben kann. Es ist genug, wenn man weiß, daß die Vorfälle in dem benachbarten Reich in Japan einen Eindruck hervorgebracht haben, welcher für das Anknüpfen von nähern und innigern Beziehungen zwischen diesem Reich und Niederland sehr günstig wirken muß, und zu diesem Ende ist die Absendung einer Gesandtschaft das dienlichste Mittel." Ueber die Art und Zusammensetzung der Gesandtschaft ist wenig bekannt geworden, aber nicht zu zweifeln, daß die Holländer auch hierin mit ihrer gewöhnlichen Klugheit verfahren sind, wenigstens läßt sich dieß aus folgenden Angaben des Handelsblads schließen: „die Gesandtschaft muß nicht von Batavia, sondern von Niederland selbst abgehen, daß man sich nicht einbilde, es seyen Kaufleute, wie die Vorsteher zu Decima, welche die Hofreise nach Jeddo machen und stets nur als Kaufleute angesehen werden. An der Spitze der Gesandtschaft muß deßhalb ein Mann stehen, der niemals in irgend einer Beziehung in Japan früher verwendet wurde, ein Mann, der einen ansehnlichen militärischen Rang hat, der wo möglich ein hohes Amt in Indien verwaltet, und dessen Name vielleicht den Japanern ehrenvoll bekannt worden ist. Auf der Reise kann sich ein solcher Mann mit allem was ihm zu wissen nöthig ist, bekannt machen, namentlich was die Geschichte des Landes, die Sitten und Gewohnheiten des Volks, den Hochmuth, das Mißtrauen, das Ceremoniell, die Begriffe von Ehre u. s. w. betrifft. Hat er dann als ersten Gesandtschaftssecretär oder Gesandtschaftsrath einen Mann bei sich, welcher die japanische und wo möglich auch die chinesische Sprache versteht, dann glauben wir, daß die vornehmsten Personen für eine solche Gesandtschaft gefunden sind. Ein Ingenieur-, ein Artillerie- und ein Marineofficier sollten als Attachés die Gesandtschaft begleiten. Ein Maschinenkundiger, ein Feuerwerker, ein Chemiker und überhaupt Repräsentanten aller Wissenschaften und Künste sollten bei dem Gefolge sich befinden." Man sieht, mit welcher Ueberlegung man bei der nöthigen Begleitung zu Werke

geht, nichts wird vergessen, am wenigsten, daß der Gesandte mit dem nöthigen Pomp auftreten muß; deßhalb sollen einige Fregatten und mehrere kleine Fahrzeuge, so wie ein Dampfschiff ihn an den Ort seiner Bestimmung geleiten, „um die Achtung der Völker im östlichen Asien und im indischen Archipel nöthigenfalls zu erzwingen."

Das Ziel, welches die holländische Regierung sich vorgesetzt hat, ist groß. Ein bisher ganz verschlossenes Reich, das den Handel nur zu Nangasaki, und auch hier nur unter den strengsten Bedingungen zuließ, soll bewogen werden, sein tief eingewurzeltes Mißtrauen aufzugeben und sich dem fremden Handel und dem fremden Einfluß zu erschließen; zugleich aber soll der Handel möglichst den Holländern allein verbleiben, wobei freilich das Mißtrauen der Japanesen gegen die in China siegreichen Engländer das Beste thun wird.

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

(Fortsetzung.)

Es gibt sogar manche deutsche Geister, die in England berühmter und höher gehalten sind als in Deutschland. Den Elberfelder Krummacher z. B. verehrt man dort mehr noch als in Deutschland, weil seine Auffassung der Religion mit der der Britten, namentlich der Schotten, wesentlich übereinstimmt. — Der Künstler Retsch steht in England noch höher als bei uns Deutschen, denen er oft etwas zu manierirt und zu grell ist. — Den Chemiker Liebig kennt in England, in Amerika und in den englischen Colonien fast jedes Kind, weil er eine Wissenschaft klar und gründlich dargestellt hat, für die dort jedermann interessirt ist. — Ebenso gibt es Deutsche, die man in England noch unvergleichlich weit mehr verdammt als bei uns, wie z. B. Dr. Strauß und andere.

Auch die einzelnen Productionen unserer Dichter und Denker werden in England alle auf eine etwas andere Weise geschätzt, taxirt und rangirt, als bei uns. „Die Räuber" sind — vielleicht muß man jetzt schon sagen: „waren" — das in England berühmteste Stück unseres Schillers. Seine Romanzen und Balladen gefallen den Engländern mehr als seine anderen lyrischen Dichtungen. — Goethe's „Werther" und sein so ächt deutsches Gedicht „Hermann und Dorothea" wollen den Engländern am wenigsten munden. Die Idyllen von Geßner, welche in Frankreich noch vor kurzer Zeit das am meisten bewunderte und bekannte Product der deutschen Muse waren, sind in England fast ganz unbekannt geblieben. — Bürger natürlich hat sie wieder ganz allgemein angesprochen. — Solche Sachen, wie die Gedichte von Freiligrath, sind gut aufgenommen und beliebt geworden, während sie natürlich von unseren herrlichen Platen-Hallermünde gar nichts wissen.

Es gibt eben so natürlich auch eine Menge englischer Celebritäten, die bei uns Deutschen nie groß geworden sind; während wir uns mit ihnen vor Shakspeare und Byron beugen, während wir fast alle ihre Novellen übersetzen, und Scott und Boz so gut kennen oder doch zu kennen glauben, wie die Engländer selbst, sind dagegen eine Menge Dichter und Schriftsteller, die in England wie Sonnen am literarischen Himmel glänzen, bei uns vollkommen obscure Leute; wer kennt bei uns Coleridge? wer bewundert bei uns Macaulay? — Es wäre eine an vielfachen Resultaten reiche und für die Charakteristik beider Nationen sehr ersprießliche Arbeit, diese Fingerzeige einmal zu verfolgen und alle die Dichterwerke der Engländer und Deutschen so zu ordnen, wie sie in ihrem eigenen Vaterlande und wie sie in der Fremde rangirt stehen.

Es gibt Leute in England, die für Deutschland schwärmen. „I have the most delightful idea of Germany" hörte ich eine englische Dame, welche nie in Deutschland gewesen war, sagen. „Germany is my favourite country. Das Volk ist dort so gutmüthig und das Land so schön. Die Deutschen selbst sind so poetisch und so romantisch, und überall hört man die lieblichste Musik im Lande. Ich sehne mich nach Deutschland, ach! ich schwärme für ihr Vaterland."

Die am wenigsten uns geneigten Engländer, glaube ich, finden sich unter den Tories und den Highchurchmen. Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Mitglieder und namentlich auch die Blätter dieser Partei viel strenger und ungünstiger über uns urtheilen, als die der Whigs und Dissenters. Auch glaube ich kann man es als eine ziemlich allgemeine Erscheinung annehmen, daß nicht nur wir 35 Mill. Deutsche auf dem Continente durch die Bank mehr mit den Whigs und Dissenters fühlen und sympathisiren, als mit den Tories und Highchurchmen, sondern daß auch die wenigen Tausende unserer Landsleute, welche nach der Insel selber hinübersetzen, sich in der Regel mehr jenen als diesen anschließen.

Dieß alles sind lauter ganz neue und bisher unerhörte Erfolge und Erscheinungen, die uns Deutschen allerdings sehr ehrenvoll sind, welche man sich aber auch nach dem, was wir darüber bemerkten, nicht zu glänzend und zu wichtig denken muß. Es ist natürlich schwer, sich hier ganz genau auszudrücken, und durch keine Art von Uebertreibung eine zu hohe oder zu niedere Meinung bei dem Lesen zu erregen, da man hier nicht mit statistischen Maaßen und Zahlen zu Hülfe kommen kann. Man muß immer vor Augen haben, daß im Ganzen genommen die Engländer sich wenig um alles Ausland bekümmern, und weder dem Deutschen, noch dem Franzosen, noch dem Italiener bedeutenden Einfluß auf sich gestatten. — Dann muß man nicht vergessen, daß Frankreich immer das vornehmste und wichtigste europäische Ausland für England bleibt. Die Kenntniß seiner Sprache und Literatur ist unvergleichlich viel mehr verbreitet, als die irgend einer andern. Vielleicht kann man die Kenntniß des Deutschen in England jetzt mit der des Italienischen auf Eine Stufe stellen. Doch ist es möglich, daß das Italienische sich noch einer größeren Verbreitung erfreut. Das Deutsche, als ein neu eingeführtes Gewächs, wird vielleicht bei den höhern Ständen mehr cultivirt als bei den geringern; auch beschäftigt sich die Kritik von Rechtswegen mehr mit der deutschen

Literatur, — allein ich glaube, daß doch die Zahl der Schüler des Italienischen, welches man schon seit lange im Lande lernte, größer als die des Deutschen ist.

Ebenso muß man natürlich auch das, was wir oben über die hoch in die Geschichte hinaufragende Sympathie der Engländer für uns bemerkten, cum grano salis verstehen. Sie besteht nur im Großen und Ganzen genommen, und schließt nicht aus, daß die Engländer uns nicht zu Zeiten und in vielen Stücken bitter angreifen und hie und da auch etwas verächtlich auf uns herabblicken. Kommen sie zu uns herüber, so sind sie zuerst nichts weniger als mit uns zufrieden, bespötteln unsere nothdürftigen häuslichen Comforts, bemitleiden unsern spießbürgerlichen Sinn, belächeln unsere kindischen Vergnügungen und ärgern sich über die Chikane unserer Polizeibeamten, über die Weitläuftigkeit unserer Leute und über die Betrügereien unserer Wirthe und Domestiken. — Unsere ganze Lebensweise scheint ihnen ein Behelf zu seyn; unser Mangel an Gemeingeist scheint ihnen politischer Tod, unsere Ruhe und Langsamkeit entschiedenes Phlegma, unsere Gedankenvertiefung baare Träumerei, unsere Regiererei aufrichtige Despotie, unsere Zeitungen, unsere Postanstalten, unsere Wege, unsere Straßen, Illuminationen und alle unsere öffentlichen Einrichtungen höchst ungenügend. Kommen wir umgekehrt zu ihnen, so haben sie anfangs unendlich vieles an unsern ungalanten Manieren, an unserer Toilette, mit Einem Worte an unserer ganzen äußern Erscheinung auszusetzen. Ueber einen deutschen Gesandten des Bischofs von Münster, der zur Zeit Karls II in London erschien, um wegen eines Angriffs auf Holland zu unterhandeln, macht sich schon Clarendon lustig und sagt, er habe „like a carter“ ausgesehen. Und seit Clarendons Zeiten bis heute hat man in London viele ähnliche Bemerkungen auf Kosten von dort erscheinenden Deutschen gemacht.

Unser Tabakrauchen ist ihnen ein Gräuel, unser Schwarzbrod, unser Sauerkrautessen sind ihnen Wunderdinge aus einem Barbarenlande. Unsere politischen Ansichten scheinen ihnen zu eng und unsere religiösen zu weit; wegen der erstern nennen sie uns „narrow minded and circumscribed people,“ wegen der letztern halten sie uns für beklagenswerth „irreligious.“

(Fortsetzung folgt.)

Englische Posteinkünfte.

Die Ergebnisse sind im Anfang Mai's publicirt worden, und obwohl Sir Rowland Hills Plane nur zum Theil in Ausführung kamen, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß die niedere Posttaxe von 1 Penny per Brief sich so ergiebig zeigen wird, wie die ehemalige Taxe, die durchschnittlich 4 Pence betrug. In England und Wales hat die neue Posttaxe im December 1843 nicht weniger als 106,101 Pfd. St. ertragen, während sie im December 1839 nur 103,623 Pfd. St. betrug. Die Zunahme der Briefe im Gesammtkönigreich ist nicht so bedeutend, wie in England und Wales allein; doch betrug im Jahre 1843 die Zahl der Briefe 220,437,308, gerade das Dreifache der Zahl im Jahre 1839. Das Gesammteinkommen betrug im Jahre 1843 1,620,867 Pfd., nach Abzug der Ausgaben 610,217 Pfd., so daß das reine Einkommen jetzt bereits 70 Proc. des Einkommens im Jahre 1837 beträgt, wo der Portosatz das Vierfache des jetzigen betrug. Man kann rechnen, daß in fünf Jahren das Einkommen wieder dasselbe seyn wird, wie früher.

Wanderungen in Nubien.

S ch e n d y.

(Fortsetzung.)

Ein hoher Dattelbaum ist das Wahrzeichen von Schendy und verkündete uns, Glück verheißend, die Nähe dieser ansehnlichen Stadt. Da Kaufleute nie bei Tage in Schendy einziehen, machten wir bis Sonnenuntergang Halt und zogen dann, vom Silberlichte des Vollmondes herrlich geleitet, nach der nubischen Stadt hin. Unser Unterkommen fanden wir in einem großen, sehr geräumigen Hause an dem einen Ende der Stadt. Den nächsten Morgen aber schickte der Beherrscher des Landes einen seiner Sklaven zu uns und ließ uns sagen, er brauche dieses Haus für eine seiner Sklavinnen aus Habesch, der die Blattern eingeimpft werden sollten; er wünsche daher, daß sie ihre Krankenzeit hindurch an einem offenen, luftigen und abgesondert liegenden Orte zubringe. Er ließ für uns ein Haus mitten in der Stadt zurecht machen, welches wir den Tag darauf in Besitz nahmen; der Eigenthümer war verreist, seine Frau aber nahm uns sehr artig auf.

S ch e n d y, ein Haupthandelsplatz im östlichen Sudan, besteht aus mehrern Quartieren, die von einander durch öffentliche Plätze oder Märkte getrennt sind und enthält etwa 1100 Häuser. Auf einer Sandebene, eine halbe Stunde vom Nil, ist die Stadt erbaut. Selten bilden die Häuser eine regelmäßige Straße, sondern stehen in großer Unordnung umher. Die Häuser des Oberhauptes und die seiner Anverwandten enthalten Hofräume, welche von hohen Mauern umgeben sind.

Die Regierung befindet sich in den Händen eines Häuptlings von arabischer Herkunft; das Gebiet, welches er beherrscht, erstreckt sich zwei Tagreisen gegen Süden und enthält recht fruchtbare Strecken. Mit Ausnahme des Geldes, welches dieser Häuptling bei seinem Regierungsantritt an den Beherrscher von Sennaar entrichtet, ist er ganz unabhängig und beherrscht seinen Bezirk ganz nach seinem eigenen Belieben. Die Regierung von Schendy verdient den Vorzug vor manchen andern afrikanischen Gouvernements; das Ansehen des Oberhauptes wird nicht geschwächt durch den Einfluß mächtiger Familien; auch huldigt man nicht dem Raubsystem, welches andere Staatengebiete zum Schrecken der Fremden macht. Des Häuptlings unbeschränkte Gewalt rühret von der Verschiedenheit arabischer Stämme her, die in Schendy wohnen, und von denen einer stark genug ist, um es mit einer Familie und ihren Zweigen aufzunehmen. Unter diesen Stämmen sind die bedeutendsten die Nimrabi, die Naysa und die Dschahali, von welchen die meisten immer noch ein Nomadenleben führen. Sie haben schöne Viehheerden und ihre Zelte sind über die ganze Steppe von Schendy ausgebreitet. Sie treiben einen ziemlich starken Handel mit Wolle, mit Teppichen und Straußfedern. Die Viehzucht jedoch ist ihr Hauptgeschäft. Unter ihren Frauen und Mädchen bemerkt man ausgezeichnete Schönheiten; eine derselben, Namens Sidina, befindet sich in dem Harem des Häuptlings, der sie sehr lieben soll.

Die geachtetste Classe der Bewohner von Schendy sind die Kaufleute, unter denen zahlreiche fremde Ansiedler aus Sennaar, Kordofan

Darfur und Dongola; die letztern sind die zahlreichsten und haben ein ganzes Quartier inne; ihre Nation aber wird weniger geschätzt als jede andere; man wirft ihnen Ungastlichkeit vor und ihr Geiz ist zum Sprüchwort geworden. Das Mäklergeschäft, welches sich fast ausschließlich in ihren Händen befindet, hat ihren Namen noch verhaßter gemacht, so daß es ein Araber von Schendy für eine Beleidigung hält, wenn man ihn einen Dongolawi nennt.

Der Handel blüht, weil die Regierung von den Kaufleuten keine Abgaben erpreßt; keine Art von Zoll wird bezahlt; dem humanen Häuptling machen die Karawanen, welche hier einkehren, ein kleines Geschenk, um sich seinem besondern Schutz zu empfehlen, und thun gewöhnlich noch etwas hinzu für den Bruder Sr. Hoheit, welcher sehr angesehen ist. Unsere Karawane sandte ihm sechs Zuckerhüte und einige Pfund Rosinen; die vor uns hatten ihn mit Seife versehen für eine etwaige große Wäsche. Von untergeordneten Stellen bei der Regierung von Schendy habe ich nichts gehört, und der Häuptling scheint alle Gewalt in seiner Person zu vereinigen. Seine Verwandten sind Statthalter in den Dörfern, und sein ganzer Hof besteht in sechs Polizeibeamten, einem Secretär, einem Imam, einem Schatzmeister und einer schwarzen Leibwache.

Man sieht zu Schendy viele wohlhabende Leute, die sich sehr schön kleiden und für glänzende Anzüge viel Geld ausgeben; die Toilette der Herren und Damen wird mit großer Sorgfalt betrieben. Da Gold ein sehr gewöhnlicher Handelsartikel auf dem Markte von Schendy ist, so tragen die Frauen häufig goldene Ringe in den Nasen und Ohren. Es ist nichts Ungewöhnliches eine Familie zu sehen, die ein Dutzend Sklaven besitzt; sie werden im Hause und auf dem Felde verwendet; man behandelt sie mit vieler Milde; das Leben will man auch hier genießen; berauschende Getränke und Freudenmädchen werden in verschiedenen Häusern feilgeboten; nächtliche Orgien gehören nicht zu den Seltenheiten.

Den arabischen Landleuten der Nachbarschaft ist die Viehzucht und der Feldbau überlassen. Erbsen, Melonen, Gurken, Weizen und Durra gedeihen vortrefflich. Auch das Vieh ist sehr schön, und nimmt an Größe und Güte zu, je weiter man den Fluß hinaufkommt. In den südöstlichen Bergen haust die Zerafa, wie die Araber die Giraffe nennen; die Beduinen vom Stamm Kowahel machen Jagd auf sie; wegen ihrer Haut, aus der man die stärksten Schilde macht, schätzt man sie sehr. Auch Bergziegen von der größten Art sah ich, die man nach Schendy zum Verkauf brachte; sie haben lange Hörner, die sich nach der Mitte des Rückens biegen; ihr Fleisch sieht man für einen großen Leckerbissen an. Die Beduinen fangen sie in Schlingen auf dieselbe Art, wie man die Strauße fängt, die in dieser Gegend ebenfalls sehr häufig sind; das Pfund vorzügliche Straußfedern bezahlt man mit 300 Piastern. Neuerlich hat sie Mehemed Ali mit zu den Gegenständen geschlagen, womit er den Alleinhandel treibt. Die in Aegypten am meisten geschätzten kommen aus Kordofan und Darfur; die Karawanen bringen sie mit nach Siout. Die vom Stamm Dschahali thun die Federn in Bündel zusammen, gute und schlechte, und vertauschen sie auf den Märkten gegen Durra und andere Lebensmittel. Der Handel mit Straußfedern ist auf den Märkten von Afrika einer der verwickeltsten; die Juden von Kairo verstehen sich ganz trefflich auf diesen Handel; mancher Gewinn entging ihnen, seit der Pascha auch diesen Verkehr als Monopol in Anspruch nimmt.

In den sumpfigen Strecken hausen Elephanten, Tiger und Nilpferde. Während meines Aufenthalts zu Schendy richtete ein Nilpferd auf den benachbarten Feldern große Verheerungen an. Bei Tage erhob es sich nie über das Wasser, des Nachts aber ging es an das Ufer und zerstörte eben so viel durch den Tritt seiner ungeheuren Füße als durch seine Gefräßigkeit. Den Einwohnern fehlt es an Mitteln, diese Thiere zu tödten. Zu Sennaar, wo die Nilpferde zahlreich sind, fängt man sie in Gruben, die man leicht mit Schilf bedeckt und in die sie bei ihren nächtlichen Wanderungen fallen. Man behauptet allgemein, keine Flintenkugel könne sie zu Boden strecken, wenn man nicht die verwundbare Stelle trifft, die sich über dem Ohr findet. Die aus ihren Häuten verfertigten Peitschen macht man zu Sennaar und in einigen andern nubischen Ortschaften, wo man sogleich, wenn man sie gefangen hat, die Haut in schmale Streifen zerschneidet, die fünf bis sechs Fuß lang sind und allmählich in eine Spitze auslaufen; alsdann rollt man jeden Streifen auf, so daß sich die Spitzen vereinigen und eine Pfeife bilden, in welchem Zustande er festgebunden und an der Sonne getrocknet wird. Wenn man diese Peitschen biegsam machen will, muß man sie mit Fett salben. Zu Schendy verkauft man das Dutzend für einen spanischen Piaster; in Aegypten, wo sie allgemein im Gebrauch und der Schrecken der Dienstboten sind, kostet das Stück einen Dollar. In kältern Himmelsstrichen erhalten sie Risse und verlieren ihre Springkraft.

Schendy hat einen täglichen und einen großen Wochenmarkt, der von allen Arabern der Umgegend besucht wird. Sklaven und Kameele bezahlt man gewöhnlich mit Dollars, ganze Partien von Sklaven vertauscht man gegen Waaren aus Aegypten und Sowakin. Von Dollars sind bloß die in Spanien geprägten im Umlaufe. Den Markt zu Schendy hält man auf einem großen freien Platz, zwischen den beiden vornehmsten Quartieren der Stadt. In drei Reihen kleiner Buden von Lehm, eine hinter der andern, in Gestalt von Nischen, die ungefähr 6 Fuß lang und 4 Fuß tief mit Matten bedeckt sind, befinden sich die reichsten Handelsleute, welche jeden Morgen ihre Waaren nach ihren Läden und des Abends wieder nach Hause schaffen, weil diese Buden keine Thüren haben. Die andern kleinern Kaufleute sitzen auf der Erde unter einer Art von Dach und Decke von Matten, die auf drei Stangen ruhen und nach allen Richtungen gedreht werden können, um die Sonne abzuhalten, so daß der Kaufmann und seine Kunden zu allen Tageszeiten Schatten genug haben. Die Gegenstände, welche auf dem täglichen Markt gewöhnlich feilgeboten werden, sind geschlachtetes Fleisch, Milch, Tabak, Gewürze, Sandelholz, Gummi, Seife. Dicht bei den Fleischerbuden werden Stücke gebratenen Fettes verkauft, welches die Beduinen der Wüste, wenn sie nach der Stadt kommen, nebst etwas Buza gewöhnlich zu Mittag verzehren. Das Fleisch wiegt man nicht, sondern verkauft es in Scheiben von etwa zwei bis drei Pfunden; Gewichte findet man nur in den eigenen Häusern der Kaufleute; auf dem Markt brauchen sie Steine.

(Schluß folgt.)

Unterseeische Batterie. Ein Amerikaner, Namens Colt hat eine Batterie erfunden, welche ihre Schüsse unter dem Wasser gegen die Schiffe richtet, und namentlich zur Vertheidigung des Eingangs der Häfen von wesentlichen Diensten wäre. Nach dem Newark Daily Advertiser fand eine Probe damit zu Washington im Beiseyn des Präsidenten statt und gelang vollkommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1844.

Honolulu.

(Scenes and Scenery in the Sandwich-Isles, by J. F. Jarves.)

Für einen jungen Reisenden haben die glänzenden Inseln Polynesiens, das neueste und reizendste Feld der Entdeckungen, der Gegenstand des Lobs für den Frommen und den Weltling, stets eine eigenthümliche Anziehung. Sie scheinen die Gärten der Erde zu seyn, und die Phantasie malt sie sich in der Entfernung als geschmückt mit allem Blumenduft und aller Pracht der Natur. Von dem Mastkorbe herab erscholl der Ruf: Land! aber es erschien vorerst nur gleich einer weißen Wolke auf dunklerer Unterlage, in dem Maaße aber als man näher kam, unterschied man die Umrisse eines Berges mit einem dicken Schneebett auf dem Gipfel. Es war der Mauna Kea auf Hawaii, der höchste Gipfel Polynesiens, auf hundert Seemeilen weit erkennbar. Schiffe, die nach Oahu bestimmt sind, fahren gewöhnlich windwärts an der andern Insel vorüber, um den Windstillen auszuweichen, die gewöhnlich auf der andern Seite herrschen. Wenn man sich dem Lande nähert, wird der Wind gewöhnlich stärker, und es erfolgen heftige Stöße mit Regenschauern. Da die Ufer ziemlich schroff emporsteigen, so können Schiffe nahe genug vorüberfahren, daß der Reisende die allgemeinen Umrisse des Landes auffassen kann. Diese Inseln erheben sich wie die Riesenwächter des Oceans aus der Mitte des nördlichen stillen Meeres, zwischen Asien und Amerika das einzige Land, etliche kleine unbewohnte Koralleninseln ausgenommen. Sie stellen sich dem Reisenden plötzlich mit einer Großartigkeit dar, die sein Staunen und seine Bewunderung erwecken, wie Oasen in der gränzenlosen Wasserwüste, ein Fleck, auf dem Menschen jeden Stammes wie auf neutralem gastlichem Boden sich begegnen und ihr Dankgebet anstimmen für die Befreiung aus den Gefahren des trügerischen Elements.

Mauna Kea und Mauna Loa erheben sich bis auf 14,000 Fuß. Die Küste bietet abwechselnd bald schroffe, unfruchtbare Steilabstürze, bald sanfte, grün bewachsene, malerische Abhänge dar. Längs der Schluchten und über den Rand derselben strömen zahlreiche Gewässer in blinkenden Cataraktten, vermischen sich mit den Bächen am Fuße der Berge, und gießen ihre klare Fluth in den Schaum der am Ufer sich brechenden Wogen. Grasreiche, hie und da mit üppigen Baumgruppen bedeckte Ebenen neigen sich allmählich gegen die Küste hin. Weiterhin erblickt das Auge keck vorspringende vulcanische Felsen, an denen die Wellen Höhlen durchgebrochen haben, oder einen sandigen Uferstrich, eingefaßt von einem Korallenriff, an dem sich die Wellen je nach der Stärke des Windes mit Wuth oder spielend brechen.

Auf der Südseite von Oahu, einige Stunden von dem Landvorsprung, den die Eingebornen Leahi, die Fremden Diamond Point nennen, liegt die Stadt Honolulu, das Handelsemporium des nördlichen stillen Meeres. In den letzten zwanzig Jahren ist sie allmählich herangewachsen, und obwohl ihr Name der Welt kaum bekannt ist, so ist sie doch der Mittelpunkt des Christenthums und der Civilisation in diesem Theile des Erdkreises geworden, und verdient, sowohl ihrer frühern Geschichte als der steigenden Wichtigkeit wegen eine besondere Beachtung. Es ist der erste Landungsplatz der Reisenden, der Eingang ins Königreich Hawaii, und von hier nimmt er gewöhnlich seine Eindrücke mit; nur allzu oft ist seine Kenntniß und sein Urtheil über die ganze Gruppe bloß auf die Bekanntschaft mit den Bewohnern dieser Hauptstadt gebaut.

Bald nachdem man im Jahre 1794 den Eingang durch das Riff in den Hafen entdeckt hatte, wurde Honolulu — welches Wort „guter Hafen" bedeutet — vortheilhaft bekannt. Als Handelsniederlage und als ein Zufluchtsort für die Schiffe bietet es sehr große Vortheile dar. Der in dem Riff eingeschlossene Hafen ist nicht sehr groß, kann aber doch sechzig bis hundert Segel fassen. Die Rhede außerhalb des Riffs, etwa eine halbe Stunde von der Stadt, ist den größten Theil des Jahres hindurch vollkommen sicher. Wenn der Wind im Süden weht, was selten mit großer Heftigkeit der Fall ist, so kann ein Schiff nach Gefallen entweder einlaufen oder in See stechen. Der Eingang ist etwas schwierig und schmal, aber gut mit Boyen bezeichnet, und es fehlt nie an geschickten Lootsen. Der Hafen ist etwa eine Viertelstunde lang,

und kann keine Schiffe aufnehmen, die über 20 Fuß tief gehen. Bei der Ebbe, welche hier 4 Fuß beträgt, treten auf beiden Seiten die Riffe über das Wasser hervor.

Noch vor wenigen Jahren war Honolulu ein bloßer Haufen von Strohhütten, untermischt mit einigen bessern Gebäuden, die von Fremden oder von den Häuptlingen bewohnt waren. Jeder baute nach Gefallen, darum waren die Straßen oder vielmehr Fußpfade schmal. Aber im Jahre 1842 bot Honolulu einen ganz andern Anblick dar: es liegt auf einer Ebene, am Ausgang mehrerer reichen Thäler, von denen das bedeutendste den Namen Nuuanu führt, und der Raum ist groß genug, um eine bedeutende blühende Stadt aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer und die Ausländer.

2. Die Engländer und die Deutschen.

(Schluß.)

Eine derjenigen schwachen Seiten Deutschlands, welche die Engländer am liebsten zum Gegenstande von Sticheleien zu wählen pflegen, sind unsere kleinen Fürstenthümer und Fürstendynastien: „The petty princes of Germany," „some petty German prince," und dergleichen Redensarten kann man fast immer aus dem Munde der englischen Redner und aus der Feder der englischen Schriftsteller hervorfließen sehen. — In Büchern aus jenen Zeiten, in welchen der Gesandte des Bischofs von Münster ein „Carter" genannt wurde, waren dann die Beiwörter, welche man unsern Fürsten beilegte, noch weniger schmeichelhaft. „The boar-hunting and wine-bibbing princes of Germany," ist eine Redensart, die ich zweimal bei alten englischen Schriftstellern gefunden habe, und die wahrscheinlich unzähligemale bei ihnen gefunden werden könnten. Es ist eine Idee darin ausgesprochen, die noch jetzt in den englischen Köpfen vielfach spukt.

Eben so sprüchwörtlich wie „the petty princes of Germany," sind auch „the poor German counts" in England geworden, und wir können uns noch freuen, wenn man uns bloß mit dem poor davon kommen läßt. Es gibt John Bulls genug, die gar zu gern das noch heftigere Wort „beggarly" mit einem „German" verassociiren.

Einige derjenigen wenigen Dinge, die allgemein in ganz England von uns bekannt sind, sind auch endlich unsere Geisterseherei und unser Geisterglaube. Fast alle gräulichen Gespenstergeschichten, mit denen die englischen Volksschriftsteller ihr Publicum amüsiren, werden in der Regel nach irgend einem deutschen Schlosse verlegt, und die Engländer sind gewöhnlich so fest davon überzeugt, daß jeder Deutsche mehr oder weniger ein Geisterseher sey, daß dieses Vorurtheil mindestens eben so viel Spuk und Unfug treibt, wie bei uns die Geister.

Beachten wir auf der andern Seite die Urtheile, welche wir Deutschen in der neueren Zeit über die Engländer gefällt haben, so scheint hier noch weit weniger die von uns gelobte Sympathie, mit der sich die Psychen beider Nationen zu einander neigen, sich zu offenbaren. Die meisten Berichte, welche neuere deutsche Reisende über die Engländer geschrieben haben, waren im Ganzen nichts weniger als schmeichelhaft für diese, und zum Theil nicht in einem freundschaftlichen Tone abgefaßt. Werfen wir einen Blick auf unsere Zeitungen und Journale, als die vornehmsten Organe der herrschenden Meinung des Tages, so scheint es fast, als habe sich in das Urtheil und die Stimmung der Deutschen eine gewisse Bitterkeit gemischt, die uns sonst nicht natürlich ist, und wir haben daher in neuerer Zeit es sogar erleben müssen, daß die großen, stolzen Journale der Engländer lamentirten, und sich über Verkennung, Mißachtung und Mißdeutung in Deutschland beklagten, da doch bisher nur wir uns als im Auslande Mißhandelte und Verkannte glaubten ansehen zu müssen.

Wir haben viel von der englischen Freiheit, von der Gerechtigkeitsliebe, von der Wohlhabenheit und Reinlichkeit des englischen Volks gehört, und kommen wir nun zu ihnen hinüber, so fühlen wir uns nichts weniger, als von jenem enthusiastischen Rausche schwärmerischer Begeisterung erfüllt, in welchen ein erster Aufenthalt in Paris unter den Franzosen den Fremden zu versetzen pflegt. Wir sehen häufig Ungerechtigkeiten verübt, wir sehen die Freiheit der Bürger hie und da auf eine merkwürdige Weise beschränkt, auch von der Reinlichkeit der Leute haben wir uns eine ganz andere Vorstellung gemacht, und wir glauben uns hier vielfach enttäuscht zu sehen. — Vor allen Dingen finden wir den Stolz und die Arroganz der Engländer so unerträglich, wie sie den Mangel an Würde bei uns bedauern, — ihre formelle Steifheit und Verschlossenheit ist uns so zuwider, wie ihnen unsere Offenherzigkeit und unser Mangel an Form, — ihr aristokratischer Sinn ist ein Gegenstand unseres Spottes — und ihre strenge Religiosität sind wir ebenso geneigt für Heuchelei und Verstellung zu halten, wie sie geneigt sind, unsere Freidenkerei für Irreligiosität auszuschreien.

In neuerer Zeit ist nun noch die Entwicklung unserer Handelsverhältnisse hinzugekommen, welche abermals ein Mittel zur Störung der alten Liebe und Sympathien beider Nationen geworden ist. — Unsere steigende Industrie, die drohende Stellung unsers Zollvereins hat manchen Engländer mit vielleicht etwas kleinmüthigem Schrecken, und manchen Deutschen mit vielleicht etwas voreiligem Stolz erfüllt, und dieser Punkt hat vor allen Dingen zu allerlei Reibungen zwischen uns und den Engländern Anlaß gegeben.

Zwar gibt es also, sage ich, eine Menge kleiner „bickerings," wie die Engländer sich auszudrücken pflegen, zwischen den Deutschen und Engländern — zwar ist sogar an dem deutschen Urtheile über England eine gewisse Gereiztheit, so wie an dem englischen über Deutschland eine gewisse Verachtung nicht zu verkennen — im Ganzen aber bleibt doch unsere Behauptung von der beide Nationen umschlingenden Sympathie unangefochten. Es ist eine ähnliche Sympathie, wie sie ohne Zweifel doch trotz aller Provincial- und Localantipathien zwischen allen deutschen Stämmen existirt. Wie heftig und ge-

häufig urtheilen nicht die Preußen über die Bayern, die Bayern über die Oesterreicher, die Rheinländer über die Preußen, und doch ist es keine Frage, daß wir uns den Russen oder den Türken gegenüber alle von gemeinsamer Sympathie ergriffen fühlen. Wie bei einer großen Meeresströmung alle Gewässer in einer Richtung fortgetrieben werden, während doch einzelne Partien in Gegenströmungen und Wirbeln eine andere Richtung zu verfolgen scheinen, und wie da in verschiedenen Tiefen auch ganz entgegengesetzte Strömungen statt haben können, so können auch große, allgemeine Sympathien große Volksstämme durchwehen, trotz allem Widerspiel localer und temporärer Antipathien.

Viele Engländer haben mir versichert, daß sie sowohl in Frankreich als in Deutschland geweilt, daß sie aber nur in letzterem Lande Freunde erworben hätten, mit denen sie auch noch unter veränderten Umständen und aus der Entfernung in Verbindung geblieben wären. Und ich glaube, es leidet wohl keinen Zweifel, daß es überhaupt zwischen Deutschen und Engländern mehr Freundschafts- und Ehebündnisse, Compagnieschaften und andere Verbindungen gibt, als zwischen Franzosen und Engländern. Auch in der Fremde, in Italien, in Rußland, in Frankreich, in Amerika sehen wir die Engländer den fremden Nationen gegenüber sich häufiger mit den deutschen als mit nichtdeutschen Nationen verbinden; beide, obgleich sie einen fremden Tropfen in ihrem Blute entdecken, haben doch mehr Gemüth zu einander als zu den romanischen Völkern. Von vornherein wird der Engländer dem Deutschen mit weit mehr Vertrauen, und dieser jenem mit weit mehr Hochachtung begegnen, als dem Franzosen.

In der That ist auch der von vielen Deutschen in neuerer Zeit angestimmte Ton einer gewissen Erbitterung und Gereiztheit gegen die Engländer ganz unpolitisch und unnatürlich. Die Engländer sind unsere einzigen uninteressirten Freunde; sie haben keine Ideen von eigener Vergrößerung auf Kosten Deutschlands, wie sie vielleicht in dem Herzen des großen Kolosses im Osten schlummern mögen, und wie sie ganz laut und vernehmlich von unsern lebendigen Nachbarn ausgesprochen werden.

Unsere Interessen kreuzen sich fast nirgends mit den ihrigen. Der Hauptsache nach werden wir noch lange ein ackerbauender Staat bleiben. Und während wir verhältnißmäßig die größten Landarmeen besitzen, haben wir eine geringere Seemacht als irgend ein anderer Staat in Europa, und England und Deutschland können sich daher wenig Schaden zufügen, und ergänzen sich umgekehrt einander mehr als irgend zwei andere Staaten Europa's. Während wir die Feinde am Rhein und in Sachsen schlagen, setzen die Engländer ihnen bei Trafalgar und in der biscaischen See zu.

Wanderungen in Nubien.

Schendy.

(Schluß).

Des Morgens bringen Beduinenmädchen frische und saure Milch herein und verkaufen sie gegen Durra; sie haben kleine hölzerne Schalen bei sich, wovon der Käufer eine mit dem Getreide anfüllt und dafür drei Maaß Milch erhält. Diese Mädchen verkaufen auch gekochte Kichererbsen und gekochte Tormus, denn beide sind ein Lieblingsfrühstück. Auf dem Markt wird niemals Brod verkauft, allein viele Weiber, die in niedrigen Hütten in verschiedenen Theilen der Stadt leben, mahlen die Durra sogleich für eine geringe Kleinigkeit und backen Brod davon. Es ist eine eingeführte Sitte, weder auf dem Markt noch sonst wo öffentlich zu essen; man hält es sogar für die größte Unanständigkeit, wenn man jemanden außerhalb der Thüre seines Hauses irgend eine Speise kauen sieht; der Grund hievon liegt in der abergläubischen Vorstellung, daß ein Hungriger ihn essen sehen und um die Bissen, die er in den Mund steckt, beneiden könnte, denn es ist, sagen sie, kein Segen und keine Nahrhaftigkeit in der Speise, auf die ein anderer ein neidisches Auge geworfen hat. Dieß ist auch die Ursache, warum in der Levante der geringste Bauer sein Mittagsbrod und seine Zwiebeln nicht verzehret, ohne Gott anzurufen und jeden Vorbeiziehenden zum Mitessen einzuladen; er sieht es für eine große Gunst an, wenn man ein Stückchen von seinem Brod annimmt, und hält es für eine Beleidigung, wenn man sein Anerbieten stillschweigend ausschlägt. Nach Landessitte erwartet er, daß der Eingeladene ihm wenigstens mit „Wohl bekomme es!“ antworte, wenn er nicht mit ihm essen will. Auf dem Markt zu Schendy kaufte ich öfters am Morgen frische Milch und ging damit in eine benachbarte Hütte, um sie zu trinken.

Tabakshändler findet man an jeder Ecke des Marktes; die Einwohner lieben den Genuß des Tabaks über alle Maßen und halten ihn für eine Leckerei; der beste Tabak kommt aus Sennaar; wenn er trocken ist, hat er eine dunkelgrüne Farbe und viel von dem Geschmack dessen, den man auf den Bergen des peträischen Arabiens baut. Auch werden thönerne Pfeifen und Pfeifenköpfe aus Sennaar eingeführt. Der Schnupftabak ist ebenfalls stark im Gebrauch; man verfertigt ihn dadurch, daß man den Tabak in einen feinen Staub verwandelt und eine bestimmte Quantität desselben mit einem Drittel Natron vermischt. Zu Schnupftabaksdosen braucht man kleine Kokosnußschalen oder sehr kleine Kürbisse; den Schnupftabak legt man auf den Nagel des Daumens und nimmt ihn nie zwischen die Finger. Die Kaufleute von Sowakin nehmen mehrere Kamelladungen Tabak für die Märkte von Dschidda und Yemen mit. Die Tabakskrämer handeln auch mit Natron, welches man aus Kordofan bringt, wohin es aus Darfur eingeführet wird; auch mit Salz aus den Salinen von Boeida treiben sie Handel.

Die Buden der Gewürzkrämer und Droguisten werden unter allen am meisten besucht; hier verkauft man Gewürznelken, Pfeffer, Cardamum und Tamarinden, welche letztere in kleinen Kuchen aus Kordofan eingeführet werden. Die Tamarindenkuchen werden auf die Art zubereitet, daß man die Hülse nebst den Bohnen in die Sonne setzt, bis sie in Fäulniß übergehen, in welchem Zustande man sie zu Kuchen knetet. Die beste Art wächst nordwestlich von Darfur zwischen diesem Lande und Dar Saleh; die Einwohner von Schendy lassen die Kuchen in warmem Wasser zergehen und dieß trinken sie dann als ein kühlendes Getränk. Viele Kamelladungen dieser vortrefflichen Frucht bringt man nach Aegypten; zu Kairo heißt sie Tamrhindi, d. i. die Dattel von Indien, weil man sie zum Theil aus Ostindien einführt. Zu Dschidda, wo sie Homar heißt, habe ich ansehnliche Quantitäten derselben in den Händen der indischen Kaufleute gesehen. Der Tamrhindibaum wächst bei Mekka und in verschiedenen Theilen von Hedschas.

Sandelholz wird in bedeutender Menge aus Indien eingeführt und macht eine der Zuthaten des wohlriechenden Teiges, mit dem man sich die Haut reibt. Bei Krankheiten räuchert man damit die Stube des Kranken, indem man Späne von dem Holze auf brennende Kohlen wirft. Man verkauft es in Stückchen von ungefähr sechs Zoll in der Länge und führt viel davon nach Sennaar aus.

An den großen Markttagen, die jeden Freitag und Sonnabend gehalten werden, kommen aus der Entfernung von drei bis vier Tagereisen weit mehrere tausend Menschen nach Schendy, wovon der größte Theil Vieh zum Verkauf bringt. Nach den Personen zu schließen, die ich auf dem Markt sah, waren diese Araber sämmtlich von einer und derselben Race, mit Ausnahme der ächten Dschahali-Beduinen, welche aus der östlichen Wüste kommen und eine weit schönere Haut haben, als die Bewohner der Nilufer; wahrscheinlich rührt dieß daher, daß sie sich weit mehr in Acht nehmen sich mit dem Negerschlage zu vermischen. Ich gerieth in keine geringe Verwunderung über die Gesichtsbildung vieler unter diesen Dschahali, welche genau das Gesicht und die Züge hatten, wie die Beduinen im östlichen Arabien. Sie erscheinen auf dem Markt von Schendy mit Rohrhüten auf den Köpfen; dieselben sind hoch und spitzig mit breiten Rändern und unter dem Kinn mit einem ledernen Riemen gebunden.

An den großen Markttagen waren gegen 500 Kamele und eben so viele Kühe zum Verkauf vorhanden. Die reichsten Kaufleute schämen sich nicht, den unbedeutendsten Kleinhandel zu treiben. Die Handelsleute aus Mizraim, Sowakin, Sennaar und Kordofan bilden eine besondere Abtheilung auf den Märkten von Schendy; in ihrer Mitte befindet sich ein großer Kreis von zum Verkauf ausgestellten Sklaven. Die Landleute der Umgegend bringen Matten, Körbe, Ochsenhäute, Töpferwaaren, Kamelsättel, hölzerne Schüsseln und ähnliches Geräthe. Etwa ein Dutzend Sandalenmacher vom Lande arbeiten an diesen beiden großen Markttagen in den verschiedenen Quartieren der Stadt und verfertigen binnen kurzer Zeit ganz gute Sandalen; in dieser ganzen Gegend sind die Lederarbeiten sehr hübsch. Das Leder gerbt man mit dem Garad oder der Hülsenfrucht der Akazie; die Dschahali-Beduinen sollen in seiner Zubereitung am geschicktesten seyn. Auch verkauft man hier lederne Säcke, die man zur Fortschaffung jeder Art von Gepäck und Waaren braucht, ausgenommen Gummi und Salz, die in Körben transportirt werden. Vom Lande kommen viele Schmiede nach Schendy, die kleine Messer verfertigen und verkaufen, welche von den Bewohnern dieser Gegenden allgemein getragen werden. Diese Messer sind etwa acht Zoll lang und man trägt sie in ledernen Scheiden, die über dem linken Ellenbogen angebunden werden.

Der Markt ist so gedrängt voll und der Staub und die Hitze sind während der Mittagsstunden so groß, daß man wahrlich Mühe hat durchzukommen und unbeschadet der Gesundheit auszuhalten. An einigen Ecken stehen Landleute mit großen Wasserkrügen, welche an die Durstigen für eine Handvoll Durra so viel Wasser verkaufen, als zwei Personen trinken können. Mehrere vornehme Familien haben in den Hofräumen ihrer Häuser Cisternen, die immer voll sind und wo jeder umsonst trinken kann.

Die einzigen Handwerker, die ich zu Schendy sah, waren Grobschmiede, Silberarbeiter, welche groben Schmuck für die Frauen verfertigen, Gerber, Töpfer und Zimmerleute. Soll ein Haus gebaut werden, so führen der Eigenthümer, seine Anverwandten und Sklaven die Mauerarbeit auf und den Zimmermann läßt man nur kommen, um das Dach darauf zu machen und die Thüre zu verfertigen. Bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten sind diese Araber, wie die Beduinen der Wüste, ihre eigenen Handwerker. Viele Mädchen und Frauen sieht man beständig mit dem Spinnrocken in der Hand, indem sie Baumwollengarn spinnen. Der Spinnrocken gleicht jenem, der in Aegypten und Syrien gewöhnlich ist. Baumwolle baut man in dieser ganzen Gegend und sie ist ein gewöhnliches Erzeugniß der Nilufer.

Der Handel im Großen wird vorzüglich durch Mäkler betrieben, von denen die meisten Dongolawi sind, welche überhaupt die scharfsichtigsten und gescheitesten Handelsleute in diesem Theil von Nubien zu seyn scheinen. Kaum langt eine Karawane an, so wird das Haus jedes Kaufmanns mit Mäklern angefüllt. Allein die Habgier und Knauserei aller Parteien ist zu groß, als daß der Kauf schnell abgeschlossen werden könnte. Selbst wenn der Kauf schon abgeschlossen ist, sucht jede Partie noch die andere zu überlisten, ehe die Waaren abgeliefert werden und das Geld bezahlt wird. Hiezu kommt noch, daß jeder Versuch, ein wichtiges Geschäft zu machen, im ganzen Ort bekannt wird, und daß die Eifersucht der Handelsleute oft seine Ausführung verhindert. Keine Waare hat einen bestimmten Preis, es gibt hier keinen sogenannten Preiscourant; jeder verkauft nach der Aussicht, welche er hat, den Kaufmann zu betrügen und den Mäkler zu bestechen. Das Kaufgeld oder in Fällen von Tausch sein Aequivalent in Waaren wird fast immer auf der Stelle bezahlt; der längste Credit, von dem ich Zeuge gewesen, war ein paar Tage; bei dem Abschlusse jedes Handels sieht man deutlich, daß Käufer und Verkäufer Verdacht in ihre beiderseitige Ehrlichkeit setzen. Um einen Schuldner zur Berichtigung seiner Rechnungen zu zwingen, nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu den Sklaven des Beherrschers von Schendy, welche als Polizeibeamte auftreten; allein wer ohne Schutz und ohne Freunde ist, kann darauf rechnen, den größten Theil seiner Waaren zu verlieren, wenn er sie ohne augenblickliche Bezahlung aus den Händen gehen läßt.

Ueber die frühern sittlichen Zustände von Nubien, wie über die natürliche Beschaffenheit dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Landes hat Makrizi, ein arabischer Historiker des Mittelalters, sehr glaubwürdige und deßhalb beachtenswerthe Nachrichten mitgetheilt. Sie sind ausführlicher, genauer und befriedigender als die irgend eines andern arabischen Geographen oder Geschichtschreibers. Das Buch selbst ist im Orient selten geworden, und man findet dermalen nur fünf Abschriften davon zu Kairo.

Gelehrte Eitelkeit in Paris. Der Voleur vom 15 Mai berichtet folgendes: „Gestern hat Hr. Camille Duteil seinen Cursus über die Hieroglyphen im untern Stock des k. Bibliothekgebäudes eröffnet. Im vorigen Jahre hatte er den Ibis erklärt, in diesem Jahre sollte es an die Ente, im Aegyptischen Sromas, gehen. Gestern also, Schlag zwölf, begab sich Hr. Duteil in die Bibliothek, gefolgt von seinem Zuhörer. Die unwahrscheinlichsten Curse werden geduldet, wenn der Professor nur einen einzigen Zuhörer hat, und jeder Professor, der einen solchen lesen will, miethet einen Zuhörer um 1 Fr. die Lection. Reiche Professoren treiben den Luxus so weit, zwei oder drei Zuhörer zu miethen, aber um der Sache einen rechten Relief zu geben, muß man den Zuhörer mit 1½ Fr. bezahlen. Die Zuhörer zu 1 Fr. legen gewöhnlich nur ihren Hut auf eine Bank und holen ihn am Ende der Lection ab, was Hrn. St. Julien bewog, in seinem chinesischen Cursus seinen eigenen Hut auf eine Bank zu legen, um die jedesmalige Ausgabe für einen Zuhörer zu sparen." Se non è vero . . .

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1844.

Die kurischen Letten in ihren vormaligen und heutigen Gewerbsbetrieben dargestellt. *)

In der hier dargestellten Beziehung bezeichnet man vornehmlich mit diesem Namen diejenigen von dem in den beiden Provinzen Kur- und Livland noch gegenwärtig sehr ausgebreiteten Volksstamm der Letten, welche ihre alten und jetzigen Wohnsitze unverändert an den Ufern der kurischen Aa, von Mitau bis zu ihrer Mündung in den rigaischen Meerbusen, vornehmlich am untern Lauf dieses Flusses zwischen ihm und dem Ostseestrande, in dem Kirchspiel Schlock haben. Diese kurischen Letten, in diesem Bezirk der Provinz Kurland zu Hause, führten vormals für Gewerbfleiß und Handel ein bemerkenswerthes, thätiges Leben, von dem jetzt, bei veränderten politisch-bürgerlichen Verhältnissen jede Spur unter ihnen verschwunden ist. Sie waren die Haupthandelsspediteure Kur- und Livlands, die ihren Bewohnern, namentlich den ihrer beiden Hauptstädte, Mitau und Riga, ihre wesentlichsten Bedürfnisse aus Kurland und dem angränzenden Litthauen zuführten. Großen Mangel an Ackerland leidend, ward die Aufmerksamkeit der kurischen Letten, in der Nähe der Aa-Ufer wohnend, schon früh auf die ausschließliche Benutzung dieses Flusses gerichtet; er ward bald fast die alleinige Quelle ihres Erwerbs und führte sie zu einem gewissen Wohlstande. Einen großen Reichthum besaß die Landschaft in den herrlichen Wiesengründen an seinen Ufern, in den schönen Waldungen, die noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üppig und wenig benutzt dastanden, jetzt aber, das Schicksal mit den Forsten des gemeinsamen, großen Vaterlandes theilend, sehr gelichtet dastehen. Von diesen Wiesen- und Waldgründen hatten aber die Anwohner der Aa-Ufer keinen Gewinn; sie waren Eigenthum der Grundherren, welche ihre Hauptrevenüen daraus zogen. Der Acker allein konnte den Bauer nicht nähren, und so ward die Fischerei, zu der ihn besonders der an mannichfaltigen und schmackhaften Fischgattungen reiche Fluß einlud, seine früheste Hauptbetriebsamkeit. Unbesorgt über den Absatz dieser reichen Fänge ward dieses Gewerbe gleichsam als zunftmäßig in einem ansehnlichen Umfange betrieben. Wenn nicht gerade ein ökonomisches Bedürfniß den Uferbewohner der Aa nach Riga oder Mitau führte, erwartete er daheim den Besuch der riga'schen Fischerinnung, welche ihm seinen Vorrath oft mit 70 bis 80 Thalern bezahlte. Tage solchen Besuchs waren für beide Theile stets Fest- und Freudentage. Der Fischfang ward jährlich im Herbst mit einem besonders ceremoniösen Act eröffnet: es ward eine Art Treib- und Klapperjagd angestellt, bei der eine große Anzahl Fischerkähne den Fluß langsam hinaufzog und mit eigenthümlichem Rudergeklapper die Fische vor sich herscheuchte. *) Mit ihr begann die Zeit des Hauptfischfanges im Aa-Fluß. Am fleißigsten ward die Fischerei im Winter betrieben, der Sommer vertheilte die arbeitenden Kräfte der Bauern mehr bei dem Garten- und Ackerbau. Was nun der eigene Acker dem Bauer nicht zur Genüge gab, mußten Kurlands reiche Kornkammern herbeischaffen.

Dadurch entstand für die Uferbewohner der Aa ein eigener Gewerbszweig, eine Handelsverbindung mit dem übrigen Theile Kurlands und selbst mit Livland, der sich mit ersterem noch forterhielt, als dieser District am Ende des vorigen Jahrhunderts von Kurland getrennt und mit Rußland (1783) verbunden ward. Dieser Handelsverkehr der kurischen Letten mit Kur- und Livland schon zur Regierungsepoche der kurischen Herzoge bestehend, erhielt sich fast ein halbes Jahrhundert hindurch, und gestaltete ihr früheres industrielles Leben gänzlich um: der wohlhabend gewordene Fischer an der Aa wurde Schiffer und unternehmender Handelsmann. Als Kurland 1795 dem russischen Reich einverleibt wurde, trieben die Bewohner des Marktfleckens und Kirchspiels Schlock wesentlich einen starken Mehlhandel nach Riga. Die Fischerei gerieth bei diesen Leuten immer mehr in Vergessenheit und

*) Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Junius 1843.

*) Bei dieser Fischjagd war es eine gewöhnliche Sitte, daß die vielen ihr beiwohnenden Zuschauer ihr Glück versuchten. Vor dem Auswerfen der Netze kaufte man schon den Zug, den Glückswurf genannt, den Fischern ab; dafür erhielt man auch das Recht, den Zug selbst zu bestimmen.

sank zur Unbedeutenheit herab. Bei einzelnen bestand sie als Nebenbeschäftigung noch fort, und ward vornehmlich im Frühjahr ausgeübt, aber der alte Fischhandel hörte auf; man gab vor, die Aa sey nicht mehr so fischreich als damals; dagegen entstanden neue Industriezweige, der Garten- und Ackerbau, die vormals von den Bewohnern ganz beseitigt worden waren. Mit besonderem Eifer ward der Gartenbau betrieben, ihm widmete sich vorzüglich die weibliche Bevölkerung. Der Handel mit Gartengewächsen nach Riga erhielt eine Bedeutung, deren sich die ehemalige Fischerei kaum rühmen durfte. Auch jetzt noch ist der Gemüsebau unter den Bewohnern der zwischen der Düna und der Aa liegenden Landschaft ein bedeutender Industriezweig, der den Gemüsemarkt in Riga mit seinen Erzeugnissen überfüllt. Im Herbst ist die dortige Schiffbrücke von großen und kleinen aus der Aa kommenden Fahrzeugen wochenlang umlagert, welche der volkreichen Stadt die Wintervorräthe an Gemüse aller Art zuführen. Dennoch haben sie in neuester Zeit mit den um Riga wohnenden Russen im Gemüsebau viel zu concurriren; der letzteren Thätigkeit beschränkt sich aber mehr auf die Erzeugnisse des Sommers, der ersteren ganz auf die des Winters. Somit gebührt den kurischen Letten das große Verdienst, die Handelsverbindungen Kurlands mit Riga zuerst geweckt, wesentlich gefördert und erleichtert zu haben. Für beide Theile war dieser Handelsverkehr in damaliger Zeit von großem Nutzen. Die Letten besuchten nicht nur die Märkte Kurlands, sondern auch die des benachbarten Litthauens, und wurden in diesem Landstrich ganz einheimisch; in Livland aber kamen sie nur bis zum rechten Dünaufer, nicht weit hinaus über die nächste Umgebung Riga's. Sie versorgten Riga wesentlich mit kurischem Weizen, von ihnen zu den verschiedensten Mehlsorten zubereitet, und versahen damit allein die sämmtlichen Bäckereien Riga's. Bald reichten die Mühlen an der Aa und in Kurland zur Bereitung dieser Provision nicht mehr hin, auch die Mühlen an der Düna und um Riga herum wurden von ihnen stark beschäftigt. Die Mühlenpacht begann um diesen Zeitpunkt in jenen Gegenden stark zu steigen. Ein anderer, nicht minder wichtiger Zweig ihrer Betriebsamkeit war zur Erzeugung des Biers das Getreide-Malzen. Mit dem Handelsgewerbe verbanden sie auch das des Schiffers; mit ihren großen, mit Getreide beladenen Fahrzeugen schifften sie über die Aa und den rigaischen Meerbusen hinüber nach Riga. Die Verbindung beider Gewerbe brachte ihnen großen Gewinn. Jetzt haben sich jene Verhältnisse völlig umgeändert. Der vormalige Handel, der Acker- und Gartenbau, die Fischerei der Uferbewohner des Aa-Flusses bestehen in diesen Gegenden nur noch in schwachen, kaum wahrnehmbaren Ueberresten, verglichen mit dem in dieser Beziehung vormals so rege sich zeigenden Leben. Der Getreidehandel hat gänzlich aufgehört, seitdem Kurland in directe Handelsverbindung mit Riga getreten ist, und den Mehlhandel hat die riga'sche Müllerzunft an sich gezogen.

Seit den zwei letzten Decennien rivalisiren nächst den obgedachten Russen in und um Riga auch die Letten an der Düna mit den kurischen in der Gartencultur, so daß es jetzt sehr zweifelhaft ist, ob letztere diesen alten, von ihnen hier zuerst ausgegangenen Industriezweig fortsetzen, oder wieder zu ihrem ursprünglichen Gewerbe, zum Ackerbau, greifen werden, der ihnen freilich nur einen kärglichen Nahrungszweig bieten wird.

Honolulu.

(Fortsetzung.)

Von der Seite der Insel, welche am stärksten bevölkert ist, führt eine Brücke und eine gute steinerne Straße nach der Stadt. Gegen Osten ist eine schöne flache Ebene, zwischen der Stadt und dem vulcanischen unfruchtbaren District. Diese Ebene kann durch Bewässerung sehr fruchtbar gemacht werden, und sie bedeckt sich auch immer mehr mit Grün, in dem Maaße, als der gute Boden durch das Verfaulen der Pflanzen und die Zersetzung des Gesteins anwächst. Ziemlich gute Fahrstraßen erstrecken sich stundenweit hinter der Stadt und über die Ebene. Zwischen dieser und der Ebene ist ein Strich niederes, zum Theil überschwemmtes Land, das von Korallenriffen eingeschlossen ist. Die Eingebornen gewinnen hier Salz durch Verdunstung, indem das Salzwasser in flachen Bassins den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. Der Kalkstein der Riffe ist ein vortreffliches Baumaterial, das sich im Wasser leicht mit der Art aushauen läßt und hart wird, wenn es der freien Luft ausgesetzt ist. Zahlreiche breite und gerade Alleen durchschneiden meist in rechten Winkeln die Stadt, welche mit jedem Jahr ein civilisirteres Ansehen gewinnt. Die Waarenhäuser und Wohnungen der fremden Kaufleute sind hauptsächlich im westlichen Theile concentrirt; viele sind von Stein und sehr gut gebaut, andere sind aus Adoben oder Luftziegeln, die man aus dem Boden in den Straßen selbst fertigt, indem man ihn mit Wasser und Stroh vermischt und mit den Füßen knetet; wenn die Masse eine hinreichende Consistenz erlangt hat, faßt man sie in hölzerne Formen und läßt sie hart werden; die bessern widerstehen selbst dem Hieb einer Art. Die Wände der Häuser werden mit solchen Luftziegeln aufgeführt und dann mit Kalk geweißt. Die Aehnlichkeit einer Gruppe Hawaier mit ihrer rothen Haut und ärmlichen Kleidung mit den 4000 Jahre alten Hieroglyphenbildern, welche gleichfalls das Verfertigen von Backsteinen darstellen, ist sehr auffallend und merkwürdig.

Die Wohnhäuser sind größtentheils von Mauern eingeschlossen, liegen etwas entfernt von der Straße, und sind von kleinen wohlgebauten Gärten umgeben, was ihnen ein ländliches, freundliches Ansehen gibt. Der Boden von Honolulu ist leicht und dünn, ruht auf regelmäßigen Schichten von Korallenfels und vulcanischer Asche, und besteht selbst größtentheils aus Asche von den benachbarten erloschenen Kratern, und dem von den Bergen im Rücken der Stadt herabgeschwemmten Schutt. Wenn der Boden bewässert wird, was durch Windmühlen geschieht, wird er sehr fruchtbar. Vor einigen Jahren war in der Umgegend kaum ein Baum zu sehen, mit Ausnahme einiger Gruppen hoher Cocosbäume,

welche die Bai begränzen und wie Schildwachen über der Stadt hängen. Jetzt ist die Landschaft sehr verändert: wenn man von dem Puahi, oder dem Punschbowleberge, einem alten Krater, eine Viertelstunde hinter der Stadt und mehrere hundert Fuß hoch, hinabschaut, so hat man ein ganz neues, liebliches Bild vor sich. Der Punschbowle-Berg erhielt seinen Namen in Zeiten, die nicht so mäßig waren wie die jetzigen; seine innere Form gleicht auch in der That einer Schüssel, da er eine allmähliche und ganz gleichförmige Vertiefung zeigt. Gegen die Stadt zu fällt er schroff ab, und das Aussehen der Lawa und anderer vulcanischen Substanzen vom Fuße an aufwärts ist so frisch, daß man den Berg wegen weiterer Absichten stark in Verdacht haben möchte, denn er scheint seine Wuth in sich zu verschließen und jeden Augenblick bereit, in einem Anfall von Zorn sein zerstörendes Feuer zu ergießen. So weit indeß die Traditionen von Hawaii zurückreichen, ist er ruhig gewesen, und von den 10,000 Menschen, die nächtlich unter seinem Schatten ruhen, läßt sich auch nicht einer durch Furcht vor einem Ausbruch in seinem Schlummer stören. Man mag sich der Stadt nähern von welcher Seite man will, so fällt der Berg so sehr in die Augen, daß man ihn gar leicht als Leuchtthurm brauchen könnte. Jährlich sieht man Feuer aus dem Gipfel hervorbrechen, gefolgt von lautem Knall und mächtigen Rauchwolken. Aber es sind nur die Pygmäenfeuer der Menschen zur Ehre von andern, denn aus einigen ungeheuren Zweiunddreißig- und Zweiundvierzig-Pfündern, die man einst mit einem großen Aufwand von Kraft auf die Höhe hinaufschleppte, werden Salven abgefeuert. Eine Flaggenstange, eine steinerne Mauer, eine natürliche Schießscharte im Lawafelsen, einige ärmliche Hütten, einige Duzend zerlumpter Jungen, einige alte Weiber und ebenso viele Männer nebst einer zahlreichen Ziegenheerde bilden die Befestigung und die Besatzung. Wäre die Batterie gehörig besetzt und befestigt, so könnte sie wirksam den Hafen vertheidigen und die Stadt schützen. Jetzt dient sie nur zu dem friedlichen Zweck einer Promenade, und die Aussicht nach allen Seiten hin ist die Mühe des Hinaufsteigens wohl werth. Blickt man gegen das Innere des Landes, so erheben sich die Berge allmählich, bis sie in steilen Gipfeln auslaufen, welche mit dichten, fast in ewigen Nebel oder Regen gehüllten Wäldern bedeckt sind. Weiter unterhalb wächst das Gras üppig und Viehheerden weiden hier, die man bei Nacht in ihren Pferchen einschließt. Seewärts schweift das Auge über den gränzenlosen Ocean, und gerade unterhalb liegt die Ebene und etwas weiter hin die Stadt mit ihrer Mischung von Barbarei, Civilisation und allen Zwischenstufen zwischen beiden. Die zahlreichen Gärten und die vielen in neuerer Zeit gepflanzten Bäume geben ihr ein ländliches Ansehen. Das Fort, die Schiffe im Hafen, die rothbemalten Dächer, die steinerne Kirche, die Glockenthürme und die Belvedere — denn jedes irgend ansehnliche Haus hat einen wunderlich geformten Kasten an oder in der Nähe des Giebels, — die ewig gleiche Bewegung der Windmühlen, die Strohhütten und Strohpaläste, die Lehmmauern und Lehmhäuser, alles dieß bildet ein höchst eigenthümliches, wenn auch nicht sehr harmonisches Schauspiel. Wenn ein unternehmender Reisender einen windigen Tag, namentlich gegen das Ende der trockenen Jahreszeit auswählt, wo die Monsuns anfangen in Stößen mit der Macht der Wirbelwinde die Höhen hinab zu blasen, wenn er im Stande ist auf der schwindelnden Höhe seine Stellung zu behaupten, bis einer der wirbelnden Luftströme an ihm vorüber ist, dann wird er eine dichte Staubwolke über die Ebene hinstreichen sehen, welche die Sonne verdunkelt, und in der Entfernung von einigen Schritten alles unsichtbar macht. Fort rast sie und wehe dem, den sie trifft. Die Augen werden angefüllt, die Nasenlöcher vollgestopft, und die armen Opfer, betäubt und geblendet, wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Aengstliche Mütter laufen herum, wie eine erschreckte Henne, die ihr Küchlein sucht, denn sie wissen wohl, daß Gleichgewicht und Besinnung gleichmäßig verloren sind, wenn sie dem Stoße nicht ausweichen. Achtsame Haushälterinnen verschließen die Fenster, halten den Athem an sich und die Staubtücher vor, wohl wissend, daß sie bald beide sehr nöthig haben werden. Die ärgste Verheerung richtet der Wirbelwind an einer wohlbesetzten Tafel an, denn er dringt durch ungeschlossene Fenster und Thüren und bedeckt die Speisen und die Essenden mit einer solchen Schichte seinen Sandes, daß gar kein Mittel hilft, als erst den nächsten Tag zu speisen.

Das Fort, dieser Schrecken der Uebelthäter aller Racen, in dessen Mauern sie des Tages zu spärlicher Kost und des Nachts zu hartem Lager, allzeit aber zu Schmutz und Fliegenplage verurtheilt sind, verdient eine besondere Beschreibung. Es wurde unter der Aufsicht John Youngs wenige Jahre vor dem Tode Kamehameha's I erbaut, liegt auf der Ostseite des Hafens und schließt mehrere Acres Land ein. Seine Mauern sind 12 bis 15 Fuß hoch und von noch größerer Breite, denn sie sind nach innen und außen mit Steinen eingefaßt und innen mit Erde ausgefüllt. Das Ganze bildet ein hohles Viereck; die Brustwehren sind mit Adoben gepflastert. Hier stehen 60 Geschütze, zum Theil von schwerem Kaliber, aber der ganze Bau würde von einigen wohlgerichteten Salven eines Kriegsschiffes in Stücke zerfallen, obwohl er für die Regierung, einen fremden Angriff ausgenommen, völlig hinreicht. Die Kanonen sind nach allen vier Winden gerichtet und beherrschen sowohl die Stadt als den Hafen. Tritt man durch das Stadtthor ein, so stößt man auf eine gut gekleidete Schildwache mit einem nicht geringern militärischen Aussehen, als andere ihres Standes in mächtigern Ländern unter gleicher Breite. Sie setzt dem Eintretenden kein Hinderniß entgegen. Innen ist das Viereck reinlich und in guter Ordnung rostige Kanonen und aufgehäufte Kugeln liegen umher. Die Diener und Beamten der Gerechtigkeit schlendern umher mit allem Stolz und aller Faulheit wohlgefütterter Hunde, und sehen aus als hätten sie nicht übel Lust Hand an einen zu legen. Gruppen der verhärtetsten Bösewichter sieht man gefesselt und auf dem Boden ausgestreckt unter dem Schatten von Schuppen herumliegen, die weder gegen den Regen noch gegen die Sonne gehörig geschützt sind. Hie und da sieht man

ein weißes Gesicht mitten unter den schwärzlichen Gestalten; es gehört einem Seemann, der diesen Aufenthalt der Einsperrung auf dem Schiffe vorzieht, und wegzulaufen versucht hat, oder in eine betrunkene Schlägerei verwickelt war. Weiber, die verzwergtesten, häßlichsten und widerlichsten ihres Geschlechts, in zerlumpten und zerrissenen Kleidern, zerzausten Haaren, aber mit Blumenkränzen auf dem Kopfe kommen einzeln keuchend zum Thore herein. Sie tragen Ladungen von Gras und Binsen auf dem Rücken, die vor dem Quartier des Gouverneurs als natürlicher Teppich ausgestreut werden. Diese Weiber sind Ehebrecherinnen, und da sie die Geldstrafe nicht zahlen können, so müssen sie diese Ladungen aus dem Lande hereintragen. Es sind dieß freilich nur die verworfensten ihrer Classe und sie gehen mit einem kecken, unverschämten Blick an einem vorüber.

Mehrere wohlgebaute steinerne Häuser mit Kriegsvorräthen ziehen nun die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich, aber es ist Zeit, daß wir dem Gouverneur Kekuanaoa unsere Achtung bezeugen. Man steigt rechts eine hölzerne Treppe hinauf, und erreicht die Höhe der Mauer, welche eine reizende Promenade darbietet. Hier unter dem Schatten einer Gruppe von Hu=Bäumen und bei einer herrlichen Aussicht auf Meer und Land werden die geringern Criminalfälle abgeurtheilt. Ein geräumiges steinernes Haus, in das man von der Baumgruppe her tritt, enthält den Gerichtssaal und die Zimmer des Gouverneurs. Ihn selbst findet man in einem Vorzimmer; er ist ein gut aussehender stattlicher Mann von 50 Jahren mit einem militärischen Ansehen und anstandsvollem Benehmen. Man erkennt alsbald den Geschäftsmann: Secretäre schreiben, was er ihnen dictirt, das Zimmer ist gut möblirt, alle sind wohlgekleidet, und alles sieht ganz civilisirt und anständig aus. Der Gouverneur ist sehr zuvorkommend, und bietet dem Fremden Erfrischungen an mit aller der Höflichkeit eines Herrn aus der alten Schule. Er zeigt sich gewandt und verständig, was sicherlich kein geringer Ruhm ist für einen Mann, welcher von der Jugend bis ins Mannesalter in dem rohesten Heidenthum gelebt hat. Er war im Gefolge des früheren Königs Liholiho, als dieser nach England ging, ist jetzt ein Mitglied der christlichen Kirche und ein Teetotaller, der weder Branntwein noch Wein trinkt. Sein Geschäftstact, seine Festigkeit und Entschlossenheit haben ihm die Achtung aller Verständigen erworben. Vor einem Jahre haben ihm die Versicherungsgesellschaften von Boston ein schönes Silberservice geschenkt wegen seines Eifers für ihre Interessen und der Dienste, die er nothleidenden Schiffen erzeigte.

Nimmt man Abschied von ihm und kehrt auf demselben Wege zurück, so findet man auf dem freien Platz unten die Miliz der Stadt versammelt, um sich in den Waffen zu üben. Die ganze männliche Bevölkerung der Stadt wird nämlich jährlich mehrmals exercirt. Ihre Kleidung ist nicht so gleichförmig wie ihre Musketen, und Spötter möchten sie eine Sansculotten=Schaar nennen; man darf indeß nicht vergessen, daß sie in ihren Arbeitskleidern sind. Sie handhaben ihre Gewehre sehr gut, woran sie wohl thun, denn ein junger Officier in Uniform steht da, um jede Nachlässigkeit mit einem tüchtigen Stockschlag zu rügen.

Oestlich von dem Fort sind Casernen und die königliche Ringmauer, innerhalb deren das Kaulia=Haus, ein schönes Gebäude mit dem Gerichts= und Audienzsaal, sich befindet. Beide sind schön meublirt. Eine Menge kleiner Gebäude umher gehört dem königl. Gefolge. Kekauluohi hat ein großes, zweistöckiges Haus in dem obern Theil der Stadt; nach alter Landessitte hat sich ihr Gefolge rund umher Wohnungen gebaut. Kekauluohi ist die Tochter Kamehameha's I, und hat unter den Fremden den Spitznamen „die großmäulige Königin“ erhalten, da ihr Mund, obwohl sie drei Centner wiegt, zu ihrem übrigen Gesicht in großem Mißverhältniß steht. Sie folgte ihrer Schwester Kinau in ihrem Amt als Premierminister, behält es aber nur während der Minderjährigkeit der Tochter dieser letztern, Victoria, deren Name, wenn sie großjährig ist, Kaahumanu III seyn wird. Selbst die vornehmsten Frauen finden es schwer ihre frühern, faulen Gewohnheiten abzulegen, und vielleicht ist es nicht einmal wünschenswerth bei so corpulenten Frauen, wie die meisten sind, und in einem so entnervenden Klima ist es auch bis zu einem gewissen Grade entschuldbar, wenn sie ihre Würde und ihre Bequemlichkeit zu verbinden suchen. Man trifft Kekauluohi, wenn man ihr eine Aufwartung macht, gewöhnlich in einem losen Seidenkleid auf einem Haufen feiner, mit Polstern versehener Matten, dem hawaiischen Diwan, der Länge nach ausgestreckt und von einer Schaar junger Damen umgeben, welche ihr Luft zufächeln oder sonstige Dienste leisten. Eine Bibel, ein Gesangbuch oder das kleine, in hawaiischer Sprache gedruckte Zeitungsblatt befinden sich stets bei ihr, und die erste trägt sichtliche Spuren mannichfachen Gebrauchs. Wenn ein Besuch angekündigt wird, hebt sie langsam den Kopf und reicht die Hand zum Gruße hin, die so dick ist, daß sie die kleinere Hand des Fremden ganz einschließt. Das Schütteln von einer solchen Hand gewährt eine höchst angenehme Empfindung; ihre Weichheit und Zartheit — denn sie haben schöne, in lange, wohl proportionirte Finger auslaufende Hände — sind unwiderstehlich, und ihr Lächeln ist gegen denjenigen, welchem sie gewogen sind, äußerst gewinnend. (Schluß folgt.)

Missionsgesellschaft für die Heimath. Unter den zahlreichen wohlthätigen und religiösen Gesellschaften Englands findet sich auch die oben angegebene „home missionary society,“ welche auf der ganz richtigen Ansicht beruht, daß man, um Heiden zu bekehren, eben nicht nach Afrika und Polynesien zu gehen brauche, sondern daß es in der Heimath getaufte Heiden genug gibt. Die Unternehmung ist nicht so glänzend, wie die gewaltigen Heidenbekehrungs=Gesellschaften, aber gewiß nicht minder wohlthätig. Am 13 Mai fand die Jahresversammlung dieser interessanten Gesellschaft statt, und nach dem darin vorgelegten Bericht unterhält dieselbe 70 Missionäre und 74 Gehülfen, welche etwa 50,000 Zuhörer hatten. In mehrern der ärmern Districte Londons sind Bibelclassen errichtet worden, und eine merkliche Verbesserung in dem moralischen und religiösen Zustande der Bevölkerung war die Folge davon. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

3. Die Engländer und Amerikaner.

Die Engländer haben zwar auch uns Deutsche mit einer hübschen Reihe von Schriftstellern beschenkt; Mr. Russel, Mrs. Trollope, Mrs. Jameson, Mrs. Austin (in einer Reihe von Briefen), Sir John Head (in seinen „Bubbles"), Mr. Howitt und viele andere Schriftsteller haben das englische Publicum mit zum Theil sehr interessanten Schilderungen von Germany, von Austria, von den „German Spaas," von dem „German rural and domestic life," von dem „Student life of Germany," von unserer „social condition," und unserer „national economy" unterhalten, und umgekehrt haben auch wir Deutschen manche Feder hinübergeschickt, um sie zu porträtiren. Und im Ganzen genommen ist ein Buch über Deutschland in England ein sehr gesuchter Artikel; Hrn. Murray's Wegweiser durch Deutschland, der genaueste beste Wegweiser der über Deutschland geschrieben ist, soll vortrefflichen Absatz haben. Allein noch sicherern und noch solidern Gewinn versprechend als die Bücher über Deutschland sind in England die über Amerika und über die Amerikaner.

Den Herren in „Paternosterrow" in London ist ein Buch über Amerika immer so willkommen, als denen vom Altneumarkte in Leipzig über Rußland. Ein Buch über Amerika ist eine stets verlangte, stets frischen Abgang versprechende Waare. Bloß in den letzten Jahren haben nicht weniger als drei englische Capitäns den Säbel abgeschnallt, die Feder gezogen, ein Tagebuch zur Hand genommen, und haben gegen Amerika einen unblutigen Krieg geführt. Capitän Hall, Cap. Hamilton, Cap. Marryat; ihnen sind Mr. Abdy, Mr. Dicker, Mr. Combe, Mr. Buckingham, Mr. Haliburton, *) Mrs. Trolloppe und Mrs. Butler **) und ich weiß nicht wie viele andere Misters und Mistresses gefolgt.

Die Amerikaner ihrerseits haben wiederum die Engländer durch ihre eigenen ausgezeichnetsten Schriftsteller porträtiren lassen. Washington Irvings interessantes Skizzenbuch und Coopers ziemlich langweilig und pedantisch geschriebenes Tagebuch bezogen sich größtentheils auf England. Und außer ihnen gibt es ohne Zweifel noch eine Reihe amerikanischer Autoren, deren Namen uns nicht gegenwärtig sind, die sich alle mit ihrem Mutterlande diesseits des atlantischen Oceans beschäftigen, als ob sich die ganze Welt und alle großen Fragen bloß um England und Amerika drehten.

Die Amerikaner sind auf Neuigkeiten von England so außerordentlich begierig, daß die Agenten ihrer Tagesblätter, wie man versichert, den englischen Briefschiffen und Paketbooten schon auf offener See entgegenfahren, um die ersten zu seyn, welche die Zeitungen von ihnen empfangen, und die ersten, welche sie in New-York oder Boston publiciren.

Umgekehrt sind auch in England die „American Papers" immer diejenigen, welche man von allen fremden Blättern am eifrigsten liest, und fast scheint es, als lägen diese beiden großen Nationen beständig gegenseitig auf der Lauer, um sich einander zu behorchen und zu belugen.

Nichts ist im Ganzen natürlicher als dieß. Die Engländer sind die Väter der Amerikaner und diese, ihre Kinder, haben von ihnen die Grundlagen fast zu allem Guten oder Schlechten empfangen. Sie blicken daher beständig zu ihnen, für die sie selbst noch jetzt nach ihrer Mündigwerdung in vieler Beziehung einen gewissen „respectus parentelæ" besitzen, hinüber, um die Quellen ihrer eigenen Geschichte und ihres eigenen Volkscharakters zu studiren. Der ganze Nationalcharakter der Neuengländer stammt, seinem Wesen nach, aus England. Von da haben sie ihren Sinn für Freiheit, der die ganze Nation beseelt. Von da haben sie die Modelle ihrer Staats-, Gerichts- und Communverfassung. Von da haben sie den Impuls zu der merkwürdigen Entwicklung ihres industriellen und commerciellen Lebens empfangen, von da den großartigen Speculationstrieb, der die ganze amerikanische Nation beseelt und beflügelt. Von England endlich haben sie ihre Sprache und fast alles, was sie auf den Feldern der Dichtkunst und Beredsamkeit hochschätzen.

Die Großväter der größern Hälfte der jetzigen Amerika-

*) Eigentlich ein englischer Colonist, ich glaube aus Canada oder Neu-Braunschweig.

**) Ehedem Mrs. Fanny Kemble.

ner waren entweder noch wirkliche Engländer, oder doch englische Unterthanen, und die Enkel dieser Großväter müßten ganz unnatürliche Wesen seyn, wenn sie nicht mit dem lebhaftesten Interesse von der Welt an dem Lande dieser ihrer Großväter hängen sollten. Die erste Ankunft eines Amerikaners in England ist daher für ihn auch immer ein wichtiger, anregender und erwartungsvoller Moment. Man lese nur die amerikanischen Beschreibungen einer Reise nach England nach. Man wird in allen, selbst in den des drolligen Sam Slick, an diesen Moment eine Menge Betrachtungen geknüpft finden.

Wie die Amerikaner daher zum Theil mit kindlicher Liebe und Verehrung zu England aufblicken, so sehen die Engländer auf die Amerikaner zum Theil mit einem gerechten Stolze hin. Sie betrachten die Amerikaner und den kühnen Geist, der sie beseelt, als ihr eigenes Werk, indem sie fragen, ob irgendwo in der Weltgeschichte je ein anderes Volk eine ähnliche Colonialschöpfung zu Stande gebracht habe. Zu gleicher Zeit sehen sie in dem Zustande Amerika's zum Theil ihre eigene Zukunft vorgebildet, wie die Amerikaner in England ihre Vergangenheit erblicken.

Eine Menge Systeme und Principien, die in England nur in kleinen Sprößlingen erscheinen, sind in Amerika zu großen Bäumen aufgewachsen. Viele Institutionen, die in England geboren, aber nur unvollkommen entwickelt sind, haben in Amerika sich vollkommen schrankenlos entfaltet. Die Engländer blicken daher neugierig hinüber um zu erfahren, ob diese Systeme, welche sie in der Heimath unter der Scheere des Gärtners halten, in Amerika, wo man sie frei schalten läßt, sich wohlthätig oder nachtheilig zeigen.

Die Engländer haben ein Königthum, dem sie seit zweihundert Jahren nach und nach immer mehr Gewalt entzogen, und dessen Einkünfte sie ebenfalls stufenweise beschränkt haben. — Die Amerikaner haben dieses Königthum in ein Präsidententhum verwandelt, das zwar ähnliche Gewalt wie das englische Königthum genießt, aber nur auf eine sehr kurze Zeit beschränkt und mit äußerst geringen Einkünften verbunden ist.

Die Engländer haben ein Oberhaus mit erblichen Mitgliedern und ein Unterhaus mit Wahlmitgliedern, welche von den Wohlhabenden und Einflußreichen des Landes gewählt werden. — Die Amerikaner haben ein Oberhaus mit gewählten Pairs oder Senatoren, und ein Unterhaus, dessen Mitglieder von allen Männern, die das einundzwanzigste Jahr erreicht haben, gewählt werden.

Wenn es auch vielleicht keine einigermaßen mächtige Partei in England gibt, welche das Königthum abschaffen möchte, und wenn es ebenso wenig eine Partei gibt, welche die Würde und Erblichkeit des Oberhauses beschneiden möchte, so ist dagegen die Partei, welche das englische Unterhaus dem amerikanischen Unterhause ähnlicher machen möchte, nicht unbedeutend.

Die Amerikaner haben alle Bürger des Staates gleich gemacht und alle Aristokratie abgeschafft. — In England besteht eine mächtige Aristokratie. Aber eine große Volkspartei befindet sich mit allen Monopolien im Kampfe und es gibt Nivellirer in England, welche auf Amerika als ihr Modell blicken.

Die Engländer haben eine als Staatsreligion anerkannte sogenannte etablirte Kirche und eine Menge dissentirender Religionen daneben. — Die Amerikaner haben keine vom Staat bevorzugte Kirche. Alle ihre verschiedenen Secten sind sich vollkommen gleich und bestehen durch freiwillige Beiträge ihrer Mitglieder. — Die englische Kirche ist mit den Dissenters, welche an Zahl zunehmen, beständig im Kampfe, und wird vielleicht einmal in diesem Kampfe ganz in Trümmer zerfallen.

Die Größe der englischen Journale, ihre bedeutende Anzahl und die Freiheit ihrer Presse wird von vielen von uns bestaunt und getadelt. — Die amerikanischen Blätter sind noch größer, noch zahlreicher, und die Ausgelassenheit ihrer Presse macht einen gewöhnlichen Gegenstand des Tadels und des Angriffs von Seite der Engländer aus.

Mit einem Worte, alles, was den eigentlichen Kern des alten Englands bildet, ist nicht nach Amerika hinüber gekommen. Alles dagegen, was so zu sagen die Vorwerke und Ausbauten Englands sind, ist in Amerika zum Kern geworden. Alles, wovon die Engländer selbst in den wildesten Bewegungen ihrer Chartistenunruhen nur träumen, das ist in Amerika zur Wirklichkeit geworden. Viele englische Kernmänner glauben es mit Schrecken zu erkennen, wie die englischen Zustände sich nach und nach den amerikanischen nachbilden, und sehen den Staat einem Abgrunde entgegeneilen. Viele englische Vorwerk-Männer glauben dasselbe zu ihrer Freude wahrzunehmen, und wittern mit zuversichtlicher Hoffnung eine englische Republik in dem dunkeln Schooße der Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Honolulu.

(Schluß.)

Kinau war eine Frau von ansehnlicher Größe, besaß viel Würde in ihrem Benehmen und eine große Festigkeit des Charakters. In vielen Beziehungen glich sie ihrer Vorgängerin, der herrschsüchtigen, aber ächt-christlichen Kaahumanu, deren Geschichte eines der merkwürdigsten Beispiele einer aufrichtigen Bekehrung darbietet. Der Tod Kinau's, welcher am 4 April 1839 erfolgte, war ein schwerer Schlag für die Nation. Nachdem sie einen Monat lang auf dem Paradebett gelegen, wurde sie in dem königlichen Grabe neben andern Personen königlichen Stammes beerdigt. Leichenceremonien zeugen sehr von dem Zustand der Civilisation und sind hier besonders beachtenswerth. Am Tage der Beerdigung strömte die Bevölkerung der ganzen Insel herbei. Kekaulnohi's Haus, wo die Leiche lag, war von einer dichten Schaar von Trauernden umlagert, unter denen aber nichtsdestoweniger Ruhe und Ordnung herrschte. Eine große Truppenschaar in weißen Uniformen mit blauen Aufschlägen besetzte den Weg, durch wel-

chen der Trauerzug gehen mußte. Um den Staub zu vermeiden, waren allenthalben Binsen und Matten auf den Weg gelegt. Die Häuptlinge trugen die Tracht der tiefsten Trauer, die Frauen schwarze Seidenzeuge und Atlaß mit dunkeln Turbanen, was eine sehr düstere Gruppe bildete. Hoapili-Wahine, die Mutter der Verstorbenen und die Freundin Vancouvers, die bejahrteste unter allen und eine wahre Riesin, ragte über alle empor. Trotz ihres tiefen Kummers schloß sie sich dem Zuge an. Der mit rothem Sammt bedeckte und reich verzierte Sarg wurde auf einen schwarz verhängten Wagen gesetzt und von jungen Häuptlingen in schwarzen Beinkleidern und Kopfschmuck, aber ohne Röcke, gezogen; die weißen Hemdärmel bildeten einen nicht unangenehmen Abstich gegen die dunkeln Farben ringsumher. Ueber allen andern Zeichen wehte der stattliche Kahilis, die schöne aus Federn gefertigte Insignie des Königthums. Alle fremden Officiere im Hafen und die Consuln in Uniform, Kaufleute und Fremde aller Classen leisteten neben den Eingebornen der Todten den letzten traurigen Tribut der Achtung. Der König theilte jedem Trauerzeichen aus. Kein Ruf, kein Schrei störte die langsamen Bewegungen des Trauerzugs, nichts als der Donner der Kanonen und die Trauermusik ließen sich hören. Die Soldaten präsentirten als der Zug erschien. Eine einzige alte Frau konnte der Bewegung nicht Meister werden, und brach voll Erinnerung an die alte Zeit nach der Sitte der Vorfahren in einen Gesang aus, aber man ermahnte sie bald zum Schweigen, und die Ceremonie ging in streng christlicher Weise vor sich. Die Leiche wurde unter den Thränen und dem Schluchzen der Verwandten und des Gefolges in die Gruft niedergelegt, und ruhig zerstreute sich dann die Menge.

Das augenfälligste, wenn auch nicht das schönste Gebäude in der Stadt ist die auf Befehl des Königs durch die vereinte Arbeit der ganzen Insel errichtete Kirche. Zehn Jahre brachte man mit Steinhauen, Herbeischaffung des Holzes u. s. w. zu. Inzwischen wurde dem Despotismus der Häuptlinge durch eine geschriebene Constitution Einhalt gethan. Tyrannei und Erpressungen hatten den Grund gelegt und die Mauern aufgeführt, freiwillige Arbeit und Beiträge vollendeten das Werk. Es ist 110′ lang, 70′ breit und 30′ hoch. Diese Größe ist eine Laune des Königs, welcher wollte, daß seine Kirche die größte im Lande sey. Wenn die Galerien vollendet seyn werden, haben dreitausend Personen darin Platz. Das Innere ist einfach, das Aeußere aber in schlechtem Geschmack, da es den alten scheunenartigen Kirchen, in denen sich die Presbyterianer vor hundert Jahren so gern versammelten, nachgebildet ist. Im östlichen Theile der Stadt ist eine neue hübsche Kirche, welche 2000 Personen aufnehmen kann. Die Katholiken erbauen eine prächtige steinerne Kathedrale, welche 115′ lang und 50′ breit werden soll. Die Fremden benützen ein zweistöckiges, hölzernes Gebäude, in welchem viele Sitze nach englischer Sitte von einzelnen Personen ganz für sich in Beschlag genommen sind, so daß den Matrosen nur die untern Plätze bleiben. Im untern Stockwerk dieses Gebäudes ist ein Lesezimmer für diese letztern und ein anderes Zimmer ist von den Sammlungen und der Bibliothek des Instituts der Sandwichinseln, einer nützlichen und interessanten Gesellschaft, eingenommen. Ueberhaupt ist die Stadt an wohlthätigen Instituten nicht arm, und wir nennen nur noch die sogenannte Charity School, welche durch freiwillige Beiträge der Fremden unterhalten wird, und dem Unterricht der ziemlich zahlreichen und vorzugsweise allen Versuchungen ausgesetzten Mischlingen gewidmet ist.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Zweiter Abschnitt.*)

Ich war kaum in Jeniseisk angelangt, so begab ich mich zu dem Oheim unseres Agenten Permikyn, der uns in seiner einsamen Wohnung erwartete. Von Krasnojarsk waren 70 Pferde und 50 Arbeiter mit allen nöthigen Vorräthen aufgebrochen, um gleich nach dem Beginn des Frühlings auf das rechte Ufer des Jenisei geschickt zu werden. Ich fragte deßhalb sogleich, wie es mit den Pferden stehe und wo die Vorräthe an Futter und Lebensmitteln niedergelegt seyen. Die Antworten lauteten nicht sehr tröstlich. Kaum hatten wir uns niedergelegt, so kam — um 2 Uhr Nachts — unser Geschäftsführer Simon Ossipitsch Schreiber, ein geborener, aber in Zlatoust erzogener Deutscher aus Nasimow, an, und berichtete, daß der Wirth daselbst unser Heu verkauft habe, und daß eine Menge Leute von verschiedenen Goldsucherpartien sich dort fänden; alles sey entsetzlich theuer, das Ei koste einen halben Rubel. Es sey indeß dort ein Schuppen für unsere Vorräthe erbaut, auch eine Stube für uns eingeräumt worden. Am andern Tage kam zu uns Kostentyn Nikititsch, der Sohn des Goldsuchers und Kaufmanns Zotow aus Jekaterinburg. Er sprach viel von den Goldsandlagern, daß heuer viele Parteien sich rüsteten auf das Goldsuchen auszugehen, und daß vielleicht aus Jeniseisk allein 2000 Pferde in die Taiga (dichte Waldungen) ausgezogen seyen. Permikyn habe sich beeilt, sey schon im Winter zu seinen Arbeitern 60 Werste von Jeniseisk am Flusse Ziranka gestoßen, habe Goldsand gefunden, der drei Solotnik Gold von 100 Pud Sand ergebe u. s. w.

Am 28 April erhielt ich von Permikyn Vollmacht die Goldsandlager zu besichtigen, die Muthung zu untersuchen und mich mit der Anwerbung und dem Unterhalt der Leute, dem Ankauf der Bedürfnisse u. s. w. bekannt zu machen. Auch überreichte er mir einen Plan, nach

---

*) Der erste Abschnitt findet sich im vorigen Jahrgang Nr. 208 ff. Wir führen hier bloß an, daß der Reisende, ein geborener Böhme, mit einer russischen Gesellschaft verbunden war, um Goldsandlager aufzusuchen. Da dieser Gegenstand in neuerer Zeit immer mehr an Interesse gewinnt, auch schon vielfach behauptet wurde, daß die ungeheure Masse Goldes, welche in Sibirien gewonnen wird, in kurzem einen großen Einfluß auf den relativen Werth von Gold und Silber äußern müsse, so mögen die Specialitäten aus dem Tagebuch eines Goldsuchers immerhin ein allgemeineres Interesse gewinnen. Das Original dieser Reisebeschreibung findet sich, wie früher schon erwähnt, in der Zeitschrift des böhmischen Museums Jahrgang 1842 und 43. Im dritten Heft des letzten Jahrgangs findet sich auch eine kleine Stromkarte des Landes im Osten des Jenisei von 108 bis 113° O. L. mit Angabe der wichtigsten Goldsandlager. A. d. R.

welchem das Geschäft zu leiten wäre. Am 18 (30) April gab er mir eine Schrift, daß er von mir den vollen Betrag der abgeredeten Summe empfangen habe, und ich gab ihm dagegen die schriftliche Erklärung, daß ich von ihm nichts verlangen würde, auch wenn in diesem Jahre keine guten Goldsandlager sich fänden. Ich unterschrieb alles, wie ein Kind, das, wenn es neue Spielsachen vor sich sieht, die alten unachtsam von sich wirft.

Ich wollte noch denselben Tag, wie es mit Permikyn verabredet war, nach Nasimow aufbrechen, man sagte mir aber, ich solle lieber in Jeniseisk bleiben, da ich hier eine bequemere und ruhigere Wohnung hätte als dort, wo sich so viel gemeines Arbeitervolk zusammendränge, das sich unaufhörlich betrinke, sich ungebührlich aufführe, und um nur immer genug Branntwein zu haben, um des Geldes willen Menschen tödte und ausziehe. Aber ich war dort sehr nothwendig, weil sich unsere Leute dort befanden und unsere 49 Pferde in dem Dorf Marliatschow auf der Fütterung standen; diese forderten Aufsicht und es war nothwendig Lebensmittel anzukaufen. Ich ließ mich indeß bereden und blieb, obgleich ich gern auf dem Dorf gewesen wäre, theils wegen der Milch, — man verlangt hier für die Kanne Rahm 4 R. A., — theils wegen des freien Spazierganges, denn während der eilf Wochen meiner Reise bin ich wenig gegangen, und jetzt habe ich Abhärtung nöthig, ehe ich in die öden Wälder gehe. Im Winter kann man im Schlitten nach Nasimow gehen, im Sommer aber wegen der Sümpfe und Moräste nur zu Schiff oder ganz zu Fuß längs dem Ufer des Flusses mit großer Beschwerde, denn man muß durch Furten über Flüsse setzen, die an ihrer Mündung ziemlich breit und tief sind.

Am 1 Mai gedachte ich an mein liebes Böhmerland, wo sich mit der Entfaltung der Natur alles erfreut, während man hier noch in Schnee und Eis stecken bleibt. Doch ist auch hier Hoffnung zu einem baldigen Frühling, denn die Sonne geht bereits um 4 Uhr auf und um 8 Uhr unter, und arbeitet den ganzen langen Tag an der Auflösung des Schnees und Eises. Am 4 Mai begann der Bach, der durch die Stadt läuft, ein eigenthümliches Summen von sich zu geben; man sagt, daß zwölf Tage nach einem solchen Summen der Jenisei aufgehe, und erst zwölf Tage, nachdem auf dem Jenisei das Eis gegangen, beginne es auf der Tunguska sich zu bewegen und so weiter hinauf.

Aus Marilowtschow meldete man mir, daß eine Hochzeit stattfinden werde und die Verlobung schon stattgefunden habe. Wenn das Versprechen beiderseitig gegeben ist und sie sich die Hände gereicht haben, begleitet die Brautmutter den Brautführer und die Gäste ans Thor, und wenn diese weggezogen sind, begibt man sich mit der Tochter zum Geschrei, — die Worte konnte ich nie erfragen, — indem man auf dem grünen Platz in der Mitte des Dorfes verkündet, daß sie verlobt ist, und dann schreit drei Tage lang vor der Heurath alles, was eine Kehle hat, am Morgen, am Mittag und am Abend von der Treppe vor dem Hause herab: „sie ist verlobt.“

Am 7 Mai kam Permikyn aus Nasimow zurück und sagte, er habe wiederum 17 Arbeitsleute gemiethet und bei der Bezirksverwaltung ihre Freisprechung ausgewirkt. Hier erfuhren wir, daß sie bereits von einem andern Handgeld genommen, aber diese Colonisten machen es nicht anders, sie sind nicht karg mit ihren Versprechungen, nehmen wo man ihnen gibt, und vermiethen sich an einen zweiten, dritten und vierten. Es ist ein Grausen, diese Leute anzusehen; unsere Räuber, wie wir sie auf den Theatern sehen, sind Barone dagegen. Mit der Zeit gewöhnt sich aber der Mensch daran. Wir hatten einen Arbeiter, welcher der Arbeit in den Bergwerken entronnen, aber wieder eingefangen worden war; Gott weiß, wo dieser Mensch schon überall gewesen und von wo er entflohen ist. Sein Rücken ist der beste Barometer bei allen Veränderungen. Das ärgste Schimpfwort bei Kindern, wie bei Erwachsenen ist: Warnak (der die Knute bekommen hat). Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein Aufseher ermordet wird, oder daß sonst da und dort ein Mensch verloren geht. Die Colonisten *) sagen: es ist besser einen Menschen als ein Eichhörnchen zu tödten. Warum? die Ursache ist einfach: das Eichhörnchen hat einen Pelz, der 25 Kopeken werth ist, aber der Mensch hat wenigstens ein zitznes Hemd, das mehr werth ist. Es ist darum nicht jedem gegeben, unter solchen Menschen auszuhalten. Auf dem Wege von Jelatecinbueg erhielten wir Nachricht von zwei Vorfällen, daß solche Colonisten wenige Tage zuvor einen Postillon getödtet hatten, und zwei andere zwei Kirgisen, von denen der eine zu Pferde, der andere mit zwei gebundenen Colonisten, denen er als Wache beigegeben war, auf einem Schlitten saß.

Solche Schandthaten fallen indeß nicht den politischen Gefangenen zur Last. Es sind lauter Polen, die ich hier kennen lernte, theils als Schreiber in den Gerichten, theils als Aufseher bei andern Dienstleistungen, lauter sehr ehrenhafte Leute. Sie warten sehnlich auf die Heurath des Thronfolgers Alexander, da sie hoffen, daß ihnen bei dieser Gelegenheit Gnade und freie Rückkehr werde zu Theil werden. Einer von diesen nur an ihre Heimath denkenden Polen erzählte mir, daß er bis nach Turuchansk in die nördlichste sibirische Stadt gekommen sey, die auf dem linken Ufer des Jenisei auf einer Insel angelegt ist. Diese Stadt liegt ziemlich auf einer Anhöhe, ist aber doch so sumpfig, daß wer nur ein wenig von dem Knüppeldamm zur Seite tritt, leicht bis an den Gürtel in den Schlamm sinkt. Der Ort hat eine kleine hölzerne Kirche, von dessen Thurm aus man in der Mitte des Sommers die Sonne alle 24 Stunden hindurch sehen kann. Häuser sind wenig da, im Ganzen 36, in denen größtentheils Kosaken wohnen oder hier ihren Hauptaufenthaltsort haben. Man rechnet von Jeniseisk 1050 Werste, bei gutem Winde fährt man in vier Tagen auf dem Strome hinab, aufwärts aber gegen den Strom dauert die Fahrt, auch wenn man Tag und Nacht die Pferde wechselt, vier Wochen und darüber. Man führt dahin namentlich Getreide, Leder zu Stiefeln, Hanf zu Netzen, Seilwerk, Pulver und Blei. Von dort zurück nimmt man Fische, Fischthran, Felle aller Art und eingesalzene wilde Gänse, deren man an den Seen eine Menge mit Garnen fängt.

(Fortsetzung folgt.)

Aussatz in Neubraunschweig. Der Canadien, welcher zu Quebec erscheint, meldet, daß der Gouverneur von Neubraunschweig eine eigene Botschaft an die gesetzgebende Versammlung ergehen ließ über eine unter der französischen Bevölkerung an den Ufern des Lorenzgolfs herrschende Krankheit, welche von Aerzten für den Aussatz des 17ten Jahrhunderts erklärt wird. Die Kammer der Repräsentanten zog die Botschaft in Erwägung, wahrscheinlich um eine sanitätspolizeiliche Maaßregel darauf zu gründen. Die häßliche Krankheit soll im Jahre 1824 zum erstenmal in der dortigen Gegend aufgetreten seyn. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 14 Mai.)

*) Sie heißen im Russischen poselenzi, was Colonisten bedeutet, sind aber größtentheils Verbrecher, die ihre Kettenstrafe überstanden haben und dann angesiedelt werden sollen.

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1844.

Grahams Bericht über Abyssinien.

Die auf Thatsachen begründeten Berichte, welche Lord Valentia, Salt und Pearce über Abyssinien und das Volk dieses Landes gegeben haben, rissen den halb romantischen Schleier ab, welchen die Reisen von Bruce über diese „Christen" geworfen hatte, und zeigte sie in ihren wahren Farben, als das unwissendste, roheste und schmutzigste Volk unter der Sonne. Den Gnadenstoß aber gibt ihnen die Sendung nach Schoa unter Major Harris, in dessen Gefolge sich ein Capitän Graham befand, welcher einen langen, officiellen Bericht an die Regierung von Bombay eingab; dieser Bericht ging dann auch in das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen über, und daraus theilt das Asiatic Journal vom Mai d. J. einige Auszüge mit, die allerdings ein abschreckendes Bild entwerfen. Der Verfasser ist mit dem politischen und religiösen Zustande so sehr als mit den gesellschaftlichen Sitten unzufrieden, und wenn wir keinen Grund haben, die Wahrheit seines Berichts in Zweifel zu ziehen, vielmehr gestehen müssen, daß die Schilderung den Stempel der Wahrheit und Ueberzeugung an sich trägt, so muß man auf der andern Seite doch auch sagen, daß der Verfasser sich von seinen angewöhnten Begriffen gar zu wenig losmachen kann. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, daß ein von höherer Bildung herabgesunkenes Volk einen viel trübseligern Anblick darbieten muß als ein rohes, wie ein leerer aber reiner Topf besser ist als ein leerer, beschmutzter Topf. Das Christenthum scheint nur das Schlechteste seines frühern Bestands zurückgelassen zu haben, nämlich eine widerliche Glaubenszänkerei, denn die Abyssinier waren in alter Zeit in die subtilen Streitigkeiten über die Natur Christi, welche die orientalische Christenwelt so lange zerrissen haben, verwickelt, und diese Streitigkeiten sind geblieben, während der Geist des Christenthums möglichst ausgezogen ist.

Die allgemeine Schilderung, welche Capitän Graham gibt, ist folgende: „das Volk ist trunksüchtig, lügenhaft und fanatisch; die feindlichen Secten in die es zerfällt, und deren Glaubenssätze von der subtilsten Art sind, stehen einander erbittert gegenüber. Gegen ihre Thiere, ihre Sklaven und Frauen sind sie freundlich, aber barbarisch gegen ihre Feinde und leicht zum Zorn geneigt. Die Vornehmen, welche mit der Regierung nichts zu thun haben, bringen ihre Zeit in Trägheit und mit Spielen zu bis um vier Uhr, wo sie zu des Königs Tafel, wenn er abgespeist hat, zugelassen werden, und sein gewaltiger Meth macht sie dann bald unfähig sich zu bewegen und zu denken. Sie überlassen die Leitung ihrer Häuser und Güter den Weibern und Sklaven; ihre Wohnungen sind angefüllt mit Schmutz und Koth, und das Ameublement beschränkt sich auf eine schlechte Bettstelle, eine Ochsenhaut und einen Tisch aus Flechtwerk. Das Holzfeuer in der Mitte schwärzt alles, und das Innere wird noch widerlicher durch die allgemeine Abneigung gegen den Gebrauch von Wasser, denn Wasser so wie Kaffee und Tabak werden, als nach dem Islam schmeckend, gemieden: der Christ begnügt sich, Morgens die Augen mit dem trockenen Eck seines schmutzigen Kleides auszureiben, und ranzige Butter in seine Haare zu schmieren. Die Kleidung der Männer vom König bis zum Bauern herab besteht in einem großen weiten Gewand von dickem Baumwollentuch, welches den Körper in zierlichen Falten umhüllt; ein weißes baumwollenes Tuch umgürtet die Lenden, und ein Paar sehr weite Beinkleider hängen bis an die Knie herab. Alle tragen einen kurzen, krummen, sichelartigen Säbel an der rechten Seite, welchen man nicht ohne Anstrengung aus der Scheide ziehen kann, und den man deßhalb auch häufig mit Oel schmiert. Die Männer schneiden den Bart an Kinn und Wange mit der Scheere ab, und der Mangel des Rasirens vermehrt noch das schmutzige Aussehen ihrer Gesichter. Große Aufmerksamkeit wird der Anordnung des Haars gewidmet und viele Stunden damit hingebracht, es in Ringellocken zu bringen oder ganz kraus zu machen, wo es dann, mit ranziger Butter beträufelt, einen sehr unangenehmen Geruch von sich gibt. Die Farbe der Abyssinier wechselt von glänzender Kupferfarbe bis zum glänzenden Schwarz; die Männer sind keineswegs schön, aber die Züge der Weiber sind fast unangenehmer als die irgend eines andern Volkes in der Welt: kleine Augen, flache Nasen, hohe Backenknochen, niedere Stirne und breite Gesichter. Sie fan-

gen es sehr klug an, um ihre Häßlichkeit noch häßlicher zu machen, indem sie die Augenbrauen abrasiren, und einen tiefen Einschnitt dafür machen, den sie blau färben, was ihnen ein sehr lappisches Ansehen gibt, denn zugleich werden die Backen der hochgebornen Damen mit rother Farbe und mit Fett bis an die Augen hin eingeschmiert."

Das Bild ist nicht geschmeichelt, wie man sieht, indeß ist doch der Verfasser gerecht genug, die Freundlichkeit im Umgang mit ihren Untergebenen herauszuheben, und gibt auch nachher einen Bericht über das Verhältniß zwischen Mann und Frau, welcher sehr für das Volk spricht. Erziehung und Unterricht, namentlich auch der religiöse, stehen freilich auf einer sehr tiefen Stufe, und eine rohe Sinnlichkeit ist sehr allgemein verbreitet. Indeß ist sinnliche Ausschweifung so wie die Schamlosigkeit, mit der oft alles nackt erscheint, so sehr klimatisch, daß man nicht eben gerade auf so tiefe Verworfenheit daraus schließen darf. Daß die Rohheit, mit welcher hier die Sinnlichkeit auftritt, den Europäer empört, ist freilich nicht zu verwundern.

Die Engländer und die Ausländer.

4. Die Engländer und Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Jährlich noch spinnen sich neue Bande zwischen den brittischen Inseln und Amerika an, denn jährlich noch wandern Tausende von neuen brittischen Auswanderern nach Amerika hinüber; *) bis in die neuesten Zeiten herab hat sich noch immer der Verkehr Englands mit Nordamerika belebt, und es ist wahrscheinlich, daß er sich auch noch in Zukunft, trotz der Störungen, welche in den letzten Jahren ihn etwas vermindert haben, vermehren wird. Die Bevölkerung der nordamerikanischen Freistaaten nimmt so rasch zu, ihre Bedürfnisse nach Kunstproducten, die ihnen bei Erzeugung ihrer rohen Producte beistehen können, sind so groß, daß ihre Manufacturen, mit deren Begründung sie in neuerer Zeit das Interesse Englands bedroht haben, wohl schwerlich im Stande seyn werden, damit gleichen Schritt zu halten. Die Nordamerikaner waren so sehr die vornehmsten Kunden Englands, daß es Jahre gab, in denen mehr als der vierte Theil der gesammten englischen Ausfuhr nach den nordamerikanischen Freistaaten ging, **) und daß ein Durchschnitt der zehn Jahre von 1830 bis 1840 zeigt, daß beinahe ein Fünftel aller Waaren, die England in alle Welt verschiffte, nach Nordamerika ging. ***)

Alle diese Umstände, sage ich, machen es sehr begreiflich, daß die Fabrikherren und Arbeiter von Manchester und Birmingham, die ihre besten Kunden in Alabama und Kentucky haben, daß die Matrosen und Schiffscapitäne der Häfen von Liverpool und London, die ihren reichsten Lohn auf den nassen Wegen, die nach Baltimore und Philadelphia führen, finden; daß die Anwohner der Themse und Severn, deren Vettern und Brüder am Mississippi und Ohio wohnen, daß die Chartisten von Lancashire und die Revolutionärs von Irland, die ihre Gleichgesinnten und ihre politischen Ideale in den Congreßhäusern von Washington wissen, daß die Hochkirchenmänner und die Hochtories, die in Amerika ihren Untergang angedeutet sehen, daß diese alle, sage ich, mit einer ganz besondern Wiß- und Neubegierde, mit einem ganz besondern Interesse nach Amerika hinüberblicken, und daß umgekehrt die Amerikaner zum Theil wenigstens mit einem eben so lebhaften Interesse nach Großbritannien hinüber schauen.

In der That mit Recht sagt Macauley von den Amerikanern und Engländern: „diese beiden großen Nationen scheinen für einander geschaffen zu seyn," und mit Recht ruft er denen Wehe! zu, die den Samen des Unfriedens zwischen beide zu streuen bemüht sind. Sie sind für einander und durcheinander geschaffen, ja sie bestehen geradezu durcheinander und für einander. Die einen geben den andern woran sie Mangel haben, und nehmen ihnen woran sie Ueberfluß besitzen. Sollte man nicht denken, daß das Interesse, welches sie sich gegenseitig schenken, ein rein freundschaftliches seyn müßte; sollte man nicht glauben, daß John Bull und sein Bruder Jonathan nicht nur ihren äußern Umständen nach, sondern auch von ganzem Herzen die ehrlichsten Freunde seyn müßten; sollte man nicht glauben, daß die Mutter Großbritannia ihr Kind Amerika, das sie mit ihrer Milch groß zog, mit Liebe und gewissermaßen mit der Eitelkeit und dem Stolze einer Mutter betrachten müßte. Zuweilen thut sie dieß auch, wie wir im obigen zeigten, und zuweilen auch erinnert sich mit warmer Theilnahme der Amerikaner seines alten Verhältnisses zu seiner Stammmutter.

Im Ganzen aber besteht zwischen Amerikanern und Engländern nichts weniger als Sympathie; vielmehr ist im allgemeinen ihre Antipathie gegen einander so groß, daß sie wahrscheinlich wohl der englischen Antipathie gegen die Franzosen an Stärke mindestens gleichkommt.

Das Kind Amerika wurde unter so heftigen Wehen geboren, daß die Mutter Britannia seitdem einen unnatürlichen Widerwillen gegen dasselbe nicht überwinden konnte, und beide leben daher seitdem in dem Verhältnisse, in welchem eine verstoßene Tochter zu einer Mutter, die keine Verzeihung gewähren will, steht, und die Theilnahme, die sie sich einander schenken, ist ungefähr die Theilnahme, mit welcher zwei vornehme in Streit lebende Damen sich gierig darnach erkundigen, was im Hause der Gegnerin sich begibt.

Die kurze Dauer der freien politischen Existenz der Amerikaner hat hingereicht, auch ihre geselligen Sitten, ihren Nationalcharakter, ihre Sprache, was allursprünglich englisch war, sehr zu modificiren.

Das neue Land und Klima, die Einmischung fremden

*) Die größere Zahl derselben geht freilich nach Canada.

**) So z. B. im Jahre 1831, in welchem England für 37 Mill. Pfund Sterling Waaren ausführte, wovon mehr als 9 Millionen bloß nach Nordamerika gingen, und im J. 1836, wo jene Zahlen sich auf 53 und auf 12½ Mill. stellten.

***) England verschiffte nämlich in den besagten zehn Jahren für 450 Mill. Pf. St. Waare nach Asien, Europa, Afrika, und mit Einem Wort nach allen Ländern der Welt, und allein für 80 Mill. Pfund gingen davon nach den nordamerikanischen Freistaaten.

Blutes, sowohl des Blutes der zu ihnen eingewanderten Deutschen, Holländer, Franzosen, als auch insbesondere des ursprünglich wilden Blutes der indianischen Eingebornen, von denen einige unter seine Vorfahren zu zählen in Amerika ein Lob und Ruhm ist, — das Aufhören der Berührungen mit den Sitten und Gewohnheiten des Mutterlandes, — der Einfluß republicanischer Institutionen, der Mangel eines Hofes und einer Aristokratie, — dieß alles hat die Amerikaner geistig so völlig umgebildet, und hat so sehr ein eigenthümliches Volk mit besonderem Nationalcharakter aus ihnen gemacht, daß in vielen Städten sogar eine weit größere Verschiedenheit zwischen ihnen und den Engländern besteht, wie zwischen den Engländern und allen andern Völkern diesseits des atlantischen Oceans. Und mit Einem Worte, bei aller Aehnlichkeit, welche für uns die Amerikaner mit den Engländern zu haben scheinen, ist doch auch wieder, wenn wir sie aus einem nahern Gesichtspunkte betrachten, ihre Verschiedenheit in allen Stücken so groß, daß Sam Slick geradezu behauptet, „die Britishers thäten nichts wie andere Leute und wie namentlich die Amerikaner," und die Vermuthung aufstellt, sie müßten wohl ein wenig „wrong in the head" seyn. Die Engländer sind, wie wir übrigen Europäer, ein altes Volk, — sie haben wie alle übrigen großen Völker Europa's eine reiche Literatur, einen tiefen, poetischen Sinn, — sie theilen mit uns die Gefühle für Monarchie und Aristokratie, — sie haben, wie wir, eine sehr alte Geschichte — und sind mit uns gleichzeitig durch eine Menge politischer Phasen und Zustände gegangen, die, so verschieden sie auch, aus dem europäischen Gesichtspunkte betrachtet, erscheinen mögen, vom amerikanischen Standpunkt aus ganz ähnlich erscheinen müssen. — Die Amerikaner dagegen sind ein junges Volk, das unter so besondern Umständen zur Welt gekommen ist, wie keine der andern europäischen Nationen. Gleich bei seiner Geburt stand es groß und reich da. Es entbehrte der poetischen Jugend und des mühseligen Erziehungsprocesses, durch welchen wir gehen mußten, und dieser Umstand allein ist hinreichend, eine gewaltige Kluft zwischen ihnen und den Engländern zu befestigen.

Die Amerikaner sprechen daher auch immer vom „European despotism," von „European aristocratic spirit," von „European mobs," — und setzen bei solchen Gelegenheiten und Ausdrücken dann England mit Rußland, Deutschland und Frankreich so ziemlich in eine Classe, denken aber meistens dann dabei an England, welches ihnen als die wichtigste europäische Nation, als der Repräsentant Europa's erscheint. Sie machen es in dieser Beziehung ebenso wie die Engländer in Beziehung auf den Continent und Frankreich. Sie sprechen, indem sie ihre Insel und das Festland contrastiren, immer von „Continental manners," von „Continental celebrities" u. dgl., und fassen dabei immer Deutschland und Frankreich und ihre Nachbarn unter einer Rubrik zusammen, haben dabei aber immer Frankreich im Sinn, welches sie am besten kennen und mit dem sie sich am meisten beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Höhlentempel zu Ellora.

Fergusson, dessen Ansichten über die Höhlentempel Indiens wir schon früher erwähnt (s. Nr. 55 v. d. J.), bemerkt über die Tempel zu Ellora folgendes: Diese Tempelreihe enthält Proben von fast allen Arten, und ist deßhalb sehr complicirt. In Europa hat man gewöhnlich sehr übertriebene Begriffe von der Pracht und dem Alter dieser Höhlen; man hat auch behauptet, sie seyen aus einem harten Granit gehauen, während der Fels, eine Art Grünstein oder Amygdaloid, weich und leicht zu bearbeiten ist. Die ganze Reihe besteht aus etwa dreißig Höhlen, von denen zehn buddhistisch, vierzehn braminisch sind; sechs gehören keiner von diesen beiden Secten an, sondern scheinen von Dschains herzurühren. Zu Ellora ist der berühmte braminische Felsentempel von Keilas, der größte und prächtigste Felsentempel Indiens, und Hr. Fergusson glaubt, er sey ausgehauen worden, um den Triumph des Siwadienstes über den Buddhismus zu feiern. Das Vorbild ist aus dem Süden entnommen, denn dieser Tempel hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem von Tanjore, und Hr. Fergusson glaubt sogar, daß die Baumeister des letztern auch den von Keilas ausgeführt haben.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Gerade als ich dieß schrieb, kam Hr. Michel Iwanitsch Maschinsky mit großer Freude zu mir, um mir anzuzeigen, daß allen politischen Verbrechern durch die Eilpost die Gnade des Kaisers verkündigt worden sey; nur wisse man noch nicht, in welchem Umfange. — Hier in Jeniseisk sind 265 Katholiken, welche einmal im Jahre nach Krasnojarsk um einen Priester schicken, damit sie nach ihrem Ritus den Kirchendienst feiern können; außerdem besuchen sie die russischen Kirchen.

Am 13 Mai kam das Eis auf dem Jenisei in Bewegung, und am Abend waren die Massen völlig gebrochen. Da der Boden, auf dem die Kirchen am Ufer erbaut sind, aufgeschwemmtes Land und vom Winter her noch durchfroren ist, so schlugen beim ersten Stoße des Eises die Glocken in dem Thurme etwa fünfzehnmal dumpf an. In Kiim soll dieß Anschlagen der Glocken jedes Jahr stattfinden, weil hier die Tunguska aus ihrer frühern Breite von 7 Werst auf ein Bette von 2 bis 3 Werst sich beschränkt, und die Eisschollen an dem Felsen, auf welchem die Kirche steht, sich brechen. Am folgenden Tage kam schon fortwährend Wasser, so daß man durch die obere Brücke schon mit Nachen fuhr. Auf der Mitte des Stromes schossen große Eismassen dahin, auf denen sich eine Menge Wasservögel, Gänse, Schwäne u. s. w. niedergelassen hatten. Am Ufer häuft sich das Eis manchmal 7 bis 8 Klafter hoch auf.

Heute zeigte man uns an, daß Gawril Dimitriewitsch, welcher schon die ganze Woche gekränkelt hatte, das hitzige Fieber habe, und zu unserem Schutze, damit wir nicht angesteckt würden, ins Lazareth gebracht worden sey. Ueber das Fieber herrscht in Sibirien ein alter Aberglaube. Die verschiedenen Fieber sind zwölf böse Schwestern, die zwölfte aber ist die schlimmste, denn diese läßt nicht gern zu, daß ein Kranker mit dem Leben davon komme. Die Mittel gegen das hitzige

Fieber sind diesem Aberglauben angemessen. Man kleidet alsbald den Kranken an, wie ein Schreckbild, damit die böse Schwester sich fürchten solle, denn man legt ihm ein Kummet nebst anderem Pferdegeschirr an, wenn der Fieberanfall kommen soll. Oder man legt ihn im Leichenanzug in den Sarg und weint und klagt um ihn her, damit die böse Schwester glauben soll, er sey schon gestorben.

Als Gawril Dimitriewitsch wieder zu genesen anfing, erkrankte ein anderer Arbeiter an demselben Uebel. Ueberhaupt werden viele Leute bei dieser rauhen Witterung ergriffen, und selbst der Doctor der Stadt kränkelt, alle am Fieber. Ebenso legte sich unser Geschäftsführer Schreiber, an welchem uns allen viel liegt, dem wir vertrauen, und der im Aufsuchen von Goldsandlagern am erfahrensten ist. — Bei dem Abgang Permikyns verbreitete sich zuerst das Gerücht, daß an den Goldsandlagern, an welche ich geschickt werden sollte, gar nichts sey, und daß er sie im vorigen Jahre nur darum gemuthet habe, um sich bei den Theilhabern zu rechtfertigen, daß er mit ihrem Gelde gar nichts gethan. Damit stimmte auch im Ganzen sein Verfahren gegen mich zusammen, daß er von uns das Geld genommen und mir dann aufgetragen, daß ich, falls das Auswaschen in den gemutheten Sandlagern sich nicht austragen sollte, eine Abtheilung nach den obern Gegenden des Flusses Sewernaja schicken sollte, während er selbst nach den obern Gegenden der Garewka sich aufmachte, um neue Goldsandlager zu suchen. Bei einer solchen Aufklärung darf man sich nicht verwundern, daß ich sehr verdrießlich wurde, auch wenn ich hoffte, daß die dießjährige Waschung meine Verluste decke und auch die neuen ersetze. Jetzt war die Seifenblase aller frühern Hoffnung geplatzt, und nur die neue Hoffnung stieg in mir auf, daß ich dieß Jahr etwas besseres finden würde. Um mich von meinen trüben Gedanken etwas zu zerstreuen, forderte ich meinen Geschäftsführer auf mit mir auf die Jagd zu gehen.

Am 19 Mai begann im Jenisei das Wasser abermals zu steigen und hob sich um vier Klafter über die gewöhnliche Höhe. Bald stand die ganze Stadt mit Ausnahme von sieben Häusern und zwei Kirchen unter Wasser. Inzwischen kamen die Eismassen aus der Tunguska herab und stießen vom Winde gejagt am andern Ufer an. In meiner Wohnung füllte das Wasser die untern Zimmer an und zum Thor fuhr man im Kahn hinaus. Die Straßen wurden zu Strömen und man sah Nachen in Menge, wie in Venedig. Die einen weinten, die andern sangen. Ich selbst fuhr an drei Abenden, denn die Ueberschwemmung dauerte fast acht Tage lang, im Kahn in der Stadt herum und über dieselbe hinaus; einmal fuhr ich mit dem Isprawnik Alex. Petrowitsch und einem meiner Freunde im Kahn auf die Jagd nach einem benachbarten See. Während der Ueberschwemmung stand es am schlimmsten mit dem Vieh, das man auf schnell zusammengeschlagenen Flößen halten mußte; unserem Hausherrn ertranken zwei Füllen und vorher schon fünf Pferde. Um einen eigenen Nachen zu haben, kaufte ich einen, freilich schlechten, um 8 R. A., damit wir in der Zeit der größten Ueberschwemmung uns retten könnten. Die Sache war indeß nicht so schrecklich, denn an Fahrzeugen war kein Mangel, am Ufer fanden sich viele überzählige. Dabei war der Tag lang und die Nacht hell. Vom 27 Mai an fiel das Wasser. An diesem Tage (dem 15 a. St.) war auch das erste Frühlingsfest, der Semik, d. h. der siebente Sonntag. Die Jugend spielt, singt, tanzt und spaziert vor der Stadt. In Jekaterinburg beerdigt man an diesem Tage die Ertrunkenen.

Die Anlegung der Stadt Jeniseisk wird ins Jahr 1619 verlegt. Anfangs sollte es nur eine Veste seyn, die der Fluß Kam umgibt. Dieser und die sumpfigen Niederungen konnten ihr zum Schutz dienen. Freundlich ist die Aussicht vom Fluß auf die Stadt. Gerade auf der Höhe des Ufers stehen die Kirchen, welche zusammen einen prächtigen Anblick gewähren, denn sie sind von Stein aufgeführt, ziemlich hoch, rein geweißt, mit weißem oder grünem Blech gedeckt, die Kuppeln und Kreuze vergoldet. Diese Reinlichkeit und dieser Glanz der Kirchen zeugt von einem gewissen freundlichen Sinn, die goldenen Kuppeln und Kreuze von Reichthum, aber hinter den Kirchen sieht man eigentlich nur ein großes Dorf, denn man zählt kaum 20 steinerne Häuser. Alle andern sind ohne Unterschied von Holz, die Untermauern abgerechnet, und da alle Jahre Ueberschwemmungen eintreten, so sind sie da und dort auf die Seite geneigt, da, wo der Boden weicher ist, eingesunken. Man findet in keinem Hause etwas, das flach und gleich ist, weder eine Thüre noch ein Zaun ist gerade, und die Wagenschuppen in den Höfen, welche mit Stangen gedeckt sind, sehen deßhalb sehr gabelig aus. Durch die Ueberschwemmungen leidet der Ort viel, die Mauern faulen, häufig stürzt der unten durch das Wasser angefressene Ofen mit dem Kamin ein, der arme Bürger kann ihn nicht wieder herstellen, verläßt sein Haus und wohnt sich zur Miethe ein. Anfangs, als ich so viele verschlossene Häuser sah, glaubte ich, daß die Leute Geschäfte halber fort seyen und nach einiger Zeit wieder in ihre Wohnung kommen würden; ich gewann aber bald die Ueberzeugung, daß andere Ursachen zu Grunde liegen. Die Straßen sind im allgemeinen breit und eben, auch ziemlich lang, aber durchaus ungepflastert, und zur Zeit des Regens ein völliger Sumpf. Wenn man von einer Anhöhe auf die Gebäude der Stadt, die Kirchen ausgenommen, herabsieht, so hat man das Bild einer durch ein Erdbeben verheerten Stadt vor sich. Wenn aber die 2000 Häuser der Stadt, — so viele mögen ihrer seyn, — in ihrem Aeußern das Bild der Verheerung an sich tragen, so zeigen sie im Innern das Bild der Ordnung. Boden, Treppe, Wände sind rein und werden mehrmals in der Woche abgewaschen; dieß ist eine altherkömmliche Eigenheit im Lande, wo eine asiatische Sitte sich kundgibt, welche man auch in den Gewohnheiten der Frauen bemerkt. Eine Frau, die auf der Straße geht, hat den Kopf mit einem großen Tuche fast bis ans Ende der Nase eingehüllt, und wenn sie jemand begegnet, wird auch diese vollends versteckt und das Gesicht nach der andern Seite gewendet. Fragt man eine Frau auf der Straße, wenn man über etwas berichtet seyn will, wo dieser oder jener wohnt, so erhält man keine Antwort, und es ist, als ob man lauter Stumme getroffen hätte. Im Hause zeigen sie gegen Fremde dieselbe Schüchternheit, obwohl sie in den Abendgesellschaften ganz anders seyn sollen. Auf den Straßen sieht man die Frauen fast sämmtlich barfuß gehen; am Sonntag haben sie lackirte Schuhe an den nackten Füßen. Unter den großen Tüchern, die sie tragen, bemerkt man nicht viel Reinlichkeit und schöne Kleidung, sondern es verbirgt sich darunter ein Negligé im vollsten Sinn des Worts.

(Schluß folgt.)

Bücher für die arbeitenden Classen in England. Ein von Hrn. Ch. Knight ausgegebenes Circular kündigt eine neue literarische Speculation von großer Keckheit an: es soll eine Reihe populärer Werke, jede Woche ein Band, der so viel enthält, als ein gewöhnlicher Octavband von 300 Seiten, zum Preis von einem **Schilling** ausgegeben werden. (Examiner vom 11 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1844.

Die Aufnahme des Missionärs Samuel zu Bassora.

(Aus Fontaniers: Voyage dans l'Inde.)

Während wir auf der Reise von Bagdad nach Bassora zu Corna anhielten, fanden wir dort das Dampfboot Hugh Lindsay, welches Depeschen aus Indien gebracht hatte. Die Araber zu Corna sahen das Dampfboot nicht ohne Unruhe vor ihrer Stadt Anker werfen, und forderten den Befehlshaber desselben auf sich zu entfernen. „Was wollt ihr hier? Wollt ihr Handel treiben, Datteln kaufen? Wir wollen euch welche verkaufen, nur daß ihr bald wieder fortgeht." Selbst der Scheich der Montefik-Araber, sonst den Engländern sehr ergeben, äußerte sich ebenso unfreundlich. Erst als wir zu Bassora angelangt waren, erfuhren wir den Grund der Feindseligkeit der Araber. Der Hugh Lindsay hatte in dieser Stadt den Missionär Samuel ans Land gesetzt, welcher einen guten Vorrath Bibeln und andere religiöse Schriften in orientalischen Sprachen mit sich brachte. Er hatte sich in der Wohnung des englischen Residenten installirt, die er zum Mittelpunkt seiner Operationen machen wollte, und von da aus die ersten Angriffe gegen die Juden gerichtet. Begleitet von drei Wachen des Residenten hatte er sich in die Synagoge begeben, und dort mit Gewalt die Gemeinde anreden wollen. Die Juden hatten die Synagoge verlassen und sich zum Gouverneur begeben, der aus Rücksicht für die Engländer Hrn. Samuel bloß ermahnte, seine Demonstrationen gegen die Juden einzustellen. Samuel begab sich nun auf den Bazar und theilte hier, wie er schon zu Buschir gethan, seine Bibeln aus. Die Wirkung war dieselbe: das Volk begab sich in Masse zum Gouverneur, man verfolgte jeden, der europäische Kleidung trug, mit Steinwürfen, und die Christen wurden von den Juden sowohl als von den Moslems verhöhnt. Der temporäre Gouverneur, welcher sich gern durch das Vorwort des englischen Residenten in seinem Amt bestätigt gesehen hätte, suchte eine Einmischung abzulehnen, aber es war nicht möglich, das Geschrei war zu allgemein. Als die Einwohner aus Indien und Europa Dampfschiffe mit Missionären kommen sahen, glaubten sie, man wolle sich des Landes bemächtigen und sie mit Gewalt bekehren. Namentlich die Araber zeigten sich für ihre Religion viel eifriger als früher für ihr Land, und die Neigung zum Widerstand gegen die Europäer war allgemein. Hr. Samuel kann in den Berichten über seine apostolischen Arbeiten sich rühmen, daß er durch seine Unvorsichtigkeit und Unwissenheit die Europäer, welche sich im Lande befanden, und die schutzlose christliche Bevölkerung in große Gefahr gebracht habe. Auch die Regierung von Bombay läßt sich nicht von aller Mitschuld in der Sache frei sprechen. Sie hatte das Recht Hrn. Samuel die Ueberfahrt auf einem der Dampfboote zu gewähren oder zu verweigern; sie war nicht bloß von den früheren Vorfällen zu Bagdad und Buschir unterrichtet, sondern das Benehmen des Missionärs war auch Gegenstand der Polemik in mehrern Journalen der Präsidentschaft Bombay gewesen; daß man ihm dennoch die Rückkehr und zwar auf einem Staatsschiffe gestattete, war eine Ausforderung oder ein Leichtsinn, welcher von Seite einer Regierung nicht zu entschuldigen ist. Der Gouverneur von Bassora wagte gegen Samuel keine directe Gewalt anzuwenden, sondern ließ nur auf dem Bazar ausrufen, man solle keinen Verkehr mit ihm halten und ihm nichts verkaufen: so mußte er abziehen. Was die Bücher betrifft, welche er vertheilt hatte, so wurde anfangs befohlen sie zu zerreißen und auf öffentlichem Platz zu verbrennen, aber dieser Befehl wurde widerrufen, als man erkannte, daß das Evangelium sich darunter befinde. Um nicht ein Buch, das die Moslems wie die Christen für heilig halten, mit Füßen zu treten, wurde beschlossen, daß man alles in den Fluß werfen solle, und dieser Befehl wurde ausgeführt.

Die Engländer und die Ausländer.

3. Die Engländer und Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Es ist in dieser Beziehung nichts interessanter, als die Urtheile der Amerikaner über England, und die der Engländer über die Amerikaner anzuhören, und die Eindrücke, welche

diese beiden Nationalitäten gegenseitig auf einander machen, wiederum mit denen zu vergleichen, welche die Engländer auf uns Continentalen, und wir wieder auf sie machen.

Wenn man einen Engländer sich über die Amerikaner expectoriren läßt, so kommt es einem fast vor, als höre man einen Deutschen oder Franzosen über die Engländer schelten. Man lese einmal die „concluding remarks,“ mit denen Dickens sein Werk über Amerika schließt; so kurz sie sind, so sind sie doch in dieser Beziehung außerordentlich merkwürdig. „Es würde im Ganzen für die Amerikaner sehr vortheilhaft seyn,“ sagt er unter andern, „wenn sie das Reale etwas weniger und das Ideale etwas mehr lieben wollten; es würde gut seyn, wenn der Fröhlichkeit und Leichtigkeit des Herzens bei ihnen etwas mehr Vorschub geleistet würde, und wenn sie dasjenige, was schön ist, ohne gerade vorzugsweise nützlich zu seyn, etwas fleißiger cultiviren wollten.“ Man lese dieß, sage ich, und auch die übrigen Bemerkungen, die noch folgen, und frage sich, ob man, wenn man nicht besser über den Autor unterrichtet wäre, nicht darauf schwören möchte, daß dieß ein Deutscher von den Engländern geschrieben hätte.

Die Amerikaner erscheinen den Engländern unerträglich stolz und eingebildet, ja sie sind ihres Stolzes wegen bei ihnen verschrien; da alle Seele der Geselligkeit in einer anspruchslosen Bescheidenheit besteht, so finden die Engländer sie in der Gesellschaft daher unliebenswürdig, schroff und unzugänglich. Es scheint fast, als klebe ihnen noch etwas Wildes von ihren Wäldern und den Indianern her an. Mit einer ausgelassenen Leidenschaftlichkeit überlassen sich ihre höhern Classen den Freuden der modigen Geselligkeit, ohne jedoch die feinern Genüsse derselben würdigen zu können. Etwas Außerordentliches muß ihren Geschmack reizen, und sie sind nicht im Stande, den stillern Freuden unserer Gesellschaft, die ihnen oft kindisch vorkommen und doch so kindlich sind, Genuß abzugewinnen. Sie haben einen Anstrich wilden Ernstes, den wir nicht kennen, und mit dem sie eine eben so wilde Ausgelassenheit, die sie oft zur Excentricität hinreißt, verbinden. Sie sind wie früh gereifte Kinder, welche allen kindlichen Glauben, alle kindliche Fröhlichkeit und Zufriedenheit abgelegt haben. Sie sind ohne Zartgefühl und ohne den feinen Geschmack, der uns, unter denen die Musen und Grazien schon länger weilen, auszeichnet; die Grazien haben bei ihnen keine Altäre und die Musen kein wohnliches Haus.

So oder doch ungefähr so klingt das Urtheil, das die Engländer über die Amerikaner fällen; und gleicht es nicht in vielen Punkten denjenigen Ansichten, die in der Regel unter uns Continentalen über die Engländer verbreitet sind?

Man kann es als eine allgemeine Wahrheit annehmen, daß alle diejenigen Schwächen und Stärken, welche wir als den Engländer ganz besonders auszeichnende Eigenthümlichkeiten betrachten, in Amerika einen noch vortheilhafteren Boden gefunden und sich dort noch luxuriöser entwickelt haben, und man kann den Amerikaner in vielen Beziehungen so zu sagen als eine Steigerung des Engländers, einen potenzirten Britten betrachten.

Die englische Nation besteht zur Hälfte aus Handelsleuten, die amerikanische besteht bloß aus Handelsleuten und Speculanten. Bei den Engländern vermag das Geld viel, aber sie haben auch noch andere Maaßstäbe, nach denen sie den Werth der Staatsbürger bemessen. Bei den Amerikanern vermag das Geld alles, und sie kennen keinen andern Maaßstab des Werthes und der Berechtigung der Staatsbürger.

Die Engländer haben eine geringe Empfänglichkeit und Befähigung für Sachen der Kunst und des Geschmacks, die Amerikaner eine noch geringere.

Die Engländer sind pünktliche Beobachter der religiösen Satzungen, die Amerikaner ängstliche, und der Sonntag wird in Amerika noch strenger gefeiert als in England.

In England gibt es zwei Duzend religiöse Secten, in Amerika unzählige.

Bei den Engländern lebt der gemeine Mann, der beschäftigte Arbeiter recht gut, bei den Amerikanern vortrefflich.

Die Engländer sind große „matter of fact-“ Menschen, die Amerikaner noch größere.

Die Engländer thun sich viel auf den common sense *) zu gut, die Amerikaner glauben, daß common sense alles vermag und ein Hexenmeister ist.

Das Schul- und Erziehungswesen in England erscheint uns Deutschen sehr unvollkommen, das der Amerikaner erscheint wiederum dem Engländer noch viel tadelnswerther.

„Lecturing“ (das Vorlesungenhalten der wandernden wissenschaftlichen Abenteurer und Speculanten), als eine Art der Belehrung des Publicums, ist in England weit häufiger als bei uns auf dem Continente practicirt, in Amerika noch unvergleichlich häufiger als in England.

Die englischen Geistlichen sind in der Regel nicht so gelehrt wie die unsrigen, aber sie erscheinen praktischer und weltlicher, dieß ist unsere deutsche Ansicht in Bezug auf England. „American divines are not in general so learned as those of England, but they appear to be more practical,“ sagt Hr. Combe, der eines der besten Bücher über Amerika geschrieben hat.

Der Pendel des Räderwerks des politischen Lebens schwingt sich in England doppelt so schnell als am Continente, und in Amerika doppelt so rasch als in England.

Wir Deutschen leben nach der Meinung der Engländer in einem Zustande von politischer Apathie; die Engländer scheinen uns dagegen in einem Zustande beständiger politischer Bewegung zu leben, und von den Amerikanern sagen die Engländer, sie leben in einem Zustande politischer Aufregung ohne Gleichen.

Die Engländer loben die Mäßigung und die „loyalty“ ihrer „Mobs“ selbst bei den Scenen höchster Aufregungen; ihre Brüder auf der andern Seite des Oceans stellen aber die „selfcontrol“ in einem „American Mob“ noch viel höher.

In England gibt es „Jobber“ genug, aber die Amerikaner sind alle von Haus aus „Jobber;“ die Engländer vergleichen sie gern den „Freebooters.“

*) Der Ausdruck bedeutet beinahe nur so viel als Instinct.

Die Engländer haben nur halb so viel Militär als wir, die Amerikaner lange nicht einmal halb so viel als die Engländer.

Die Engländer machen gern vornehme Bekanntschaften, weil die Vornehmen bei ihnen seltener sind als bei uns; die Amerikaner, bei denen es gar keine Vornehmen gibt, haben eine wahre Passion dafür. Die Engländer schätzen sich glücklich, wenn sie an unsern Höfen aufgeführt werden, die Amerikaner glückselig.

Die Engländer sind ernst und ihr Land erweckt den Franzosen Melancholie; die Amerikaner sind noch ernster, und ihr Land erscheint selbst dem Engländer traurig.

Die Engländer sind, wie alle Germanen, sehr zur Auswanderung geneigt; die Amerikaner sind die ärgsten Wanderer, welche die Welt noch sah, denn während die Hirtenvölker nur mit Zelten und Vieh umherschweifen, nomadisiren die Amerikaner sogar mit dem Pfluge und mit ihren Wohnhäusern, die sie bald hier, bald dort errichten.

Ja selbst die physische Bildung des Amerikaners scheint in demselben Maaße von der englischen abzuweichen, in welchem die englische von der der Continentalen abweicht. Der Amerikaner ist noch größer und schöner gestaltet, wie der Engländer.*) — Die englischen Frauen und ihre Schönheit und frischer Teint sind das Wunder der Continentalen, — der Reichthum an schönen Frauen in Amerika setzt die Engländer in Staunen. — Die Engländer sind zu Excentricitäten und Extravaganzen geneigt, — die Amerikaner ebenso, nur in weit höherem Grade.

Die Engländer, trotz ihres Gefühls für Freiheit und Gerechtigkeit, tyrannisiren die Irländer und ihre Fabrikarbeiter, welche sie ihre weiße Sklaverei „white slavery" nennen. — Die Amerikaner, obgleich sie die Freiheit und Gleichheit aller Menschen proclamirten, tyrannisiren die armen Neger, welche sie zu ihren Sklaven gemacht haben.

Der Engländer erblickt mit einem Worte in dem Amerikaner seinen Doppelgänger, der ihm in vieler Beziehung gleicht, in vieler Beziehung ihn übertrifft, und in mancher andern ein Zerrbild seines eigenen Ichs darstellt. — Die Doppelgänger pflegen sich selten zu lieben, sie stoßen ch vielmehr von Natur ab, und hassen sich selbst, wenn sie sich auch weiter nichts zu Leide gethan haben.

In den Augen der Amerikaner scheinen umgekehrt die Engländer in vielfacher Beziehung einen ähnlichen Effect zu machen, wie wir in denen der Engländer. Die Engländer werfen uns Deutschen einen Mangel an Selbstachtung, eine große politische Unmündigkeit, eine unenergische Schlaffheit und Mattigkeit in allen unseren Handlungen und Unternehmungen, eine große Weichlichkeit und einen gewissen Mangel an Muth und Lebenskraft vor.

Gerade dasselbe werfen die Amerikaner den Engländern vor. Man höre einmal die Meinung eines amerikanischen Matrosen von einem englischen, oder eines amerikanischen Arbeitsmannes von einem englischen. Seine Aeußerungen klingen ums Haar so wie die, welche der Engländer von uns gebraucht und — können wir noch hinzusetzen, — ebenso wie die Aeußerungen, deren wir uns in Bezug auf die slawischen Stämme bedienen. Man kann daher annehmen, daß von dem freien amerikanischen Westen, dem Lande größter politischer Freiheit und Selbständigkeit, bis zum östlichsten Rußland, dem höchsten Gipfel des Despotismus, über England, Frankreich und Deutschland hin gewisse Eigenschaften, Eindrücke und Urtheile von Nachbarvolk zu Nachbarvolk durchgehen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß).

Die hiesige Wäsche möchte sich so wenig neben die französische stellen können, als die hiesige Küche. Tag für Tag dieselbe Schtschi (Kohlsuppe); die Braten sind unansehnlich, dazu gibt man Kohl, welcher ziemlich gut ist, denn sie machen ihn ein, wie Gurken, indem sie die Köpfe spalten und ihn dann mit heißem Wasser aufbrühen. Brezeln mit Butter zubereitet und gebacken haben ein sehr schlechtes Ansehen. Die Beschäftigung der Frauen, wenn sie das Essen gekocht haben, was gewöhnlich um 9 Uhr geschehen ist, besteht in Nähen und Spinnen, außerdem füllen sie den Tag mit Klatschen und Geschwätz aus. Eine Schule gibt es hier, in welche etwa 30 Kinder des Adels und der Beamten gehen, denn hier ist es, wie in Frankreich unter Philipp dem Schönen, daß außer den Beamten und den Kaufleuten kein Bürger lesen und schreiben kann. — Kaufleute sind hier zwei, und bei diesen findet man alles, was man bei uns in hundert Kramläden suchen muß. Bei ihnen findet man alle Getränke, alle Spezereiwaaren, Sellerwerk und alle Arten von Zeug von der Sackleinwand bis zum Seidenzeug, Wagenschmiere, Thee, mit Einem Wort abgesehen den Apothekerwaaren alles. Außer den Schmieden gibt es wenig Handwerker, und diese sind meistens Colonisten; kein Uhrmacher, kein Bäcker, aber zwei Schneider, ein Schlosser, ein Kürschner, ein Riemenmacher, die eine elende Arbeit um theures Geld liefern. Die Fleischer öffnen ihre Fleischladen gegen Abend; sie ziehen bis an die chinesische Gränze um Vieh, und zahlen 15 bis 50 R. A. für einen schlechten Ochsen. Im Herbst nach dem großen Fasten kann man frisches Fleisch haben, aber sobald der erste Schnee fällt und die Dunkelheit eintritt, schlägt man das Vieh auf einmal, um das Fleisch gefrieren zu lassen, und dann kauft sich jeder Fleisch für den ganzen Winter. Was die Fleischer gegen das Frühjahr schlagen, wird eingesalzen und am Winde getrocknet. Ich habe noch keinen Bissen frisches Fleisch gegessen und werde auch keines bekommen, ehe nicht der

---

*) Auch das canadische Geschlecht ist, nach dem Berichte der Reisenden, größer und schöner, als das ihrer englischen Söhne, das gesunde Klima Amerika's, die Beschäftigungen der Colonisten im Freien, ihre verbesserte Existenz mögen die Ursachen dieser Erscheinung seyn. „In hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt," sagen wir Deutschen mit Tacitus von den Engländern, und die Engländer sprechen dasselbe von den Amerikanern.

Herbst anfängt. Kalbfleisch wird gar nicht pfundweise verkauft, denn wenn ein Bauer ein Kalb auf den Markt führt, so kauft es irgend jemand im Ganzen und ißt davon, so lange es dauert. Die Preise der Nahrungsmittel ändern sich nicht bloß alle Tage, sondern in einem Augenblick, und wenn man eben den Preis genannt hat, so nennen sie, ehe man sich umwendet, ohne alle Scham einen um die Hälfte höhern Preis, und wenn man kein Angeld gibt, so gilt es für keine Schande, kein Wort nicht zu halten. Das allgemeine Streben ist hier bloß, wie man bald und viel Geld erwerben kann.

Was ich zum Lobe des hiesigen Volks schreiben sollte, weiß ich nicht recht. Bei Verträgen, Käufen und Nachfragen immer bemerkte ich, daß bei ihnen nur Ein Gedanke vorherrsche, wie sie mir Geld abnehmen und Fallen legen könnten. Beweise finden sich allenthalben, daß dieß die Nachkommen des Auswurfs des ganzen Reichs sind, denen man nur die gröbsten Laster abgestreift hat, und die man noch tüchtig striegeln darf, wenn die äußere Reinlichkeit auch unter die Haut und ins Herz dringen soll. Durch Arbeiten ist das hiesige Volk nicht allzu sehr ermüdet; nach dem Mittagessen legen sie sich gewöhnlich schlafen und ich that von der allgemeinen Gewohnheit fortgerissen häufig dasselbe. Einige Leute beschäftigen sich mit dem Fischfang, ein großer Theil aber treibt sich mit dem Schacher herum: sie nehmen einige Waaren von den Kaufleuten und bringen sie zu nahen und fernen Ansiedlungen, namentlich zu den Ostjäken, von denen sie mit gutem Gewinn Felle eintauschen und sich bereichern. — In diesen Tagen habe ich auch das Volk auf dem Spaziergang gesehen, gewöhnlich geht der Mann voran und die Frau neun Schritte hinter ihm; auch geht die Tochter mit dem Vater so. In anderer Gesellschaft sah ich Frauen nie.

Die sibirischen Städte haben auch ihre Spitznamen. Die Bewohner von Jenisei heißen Ekwosniki (die Durchsichtigen?), weil sie in der Kirche eine gewisse Unfläthrerei begehen sollen; die Bewohner von Krasnojarsk haben den Spottnamen die Krummbäuche, weil sie beim Herumziehen mit Fischen, die sie zum Verkauf anbieten, die Brodbrocken in die von den Fischen herabfließende Salzlacke tauchen, um nicht viel zu verlieren. Die Jakuter nennt man Osmuschniks (von osm, acht), weil sie Thee und andere Waaren nur zu Achtelpfunden kaufen. Die Bewohner von Tomsk nennt man Olenitschi (von Olen, das Rennthier), ich weiß nicht warum, und so haben auch alle andern, oft so unbedeutenden Städte ihre Namen. Es ist nur zu verwundern, daß die Bewohner dieser so weit von einander entfernten Städte von einander wissen und sich mit solchen gegenseitigen Spottnamen belegen können.

Heute am Frohnleichnamtag beendige ich diesen Brief, da ich nicht weiß, wie ich sonst den Tag feiern soll. Ich wäre bereits nach Nasimow abgereist und von da in die Taiga, wenn die Flöße mit Zwieback und trockenem Rindfleisch, mit Menschen und Pferden, die wir aus Krasnojarsk erwarten, mir schon zugekommen wären. — Heute kam auch Gawril Dimitriewitsch aus dem Spital, um die Feiertage über sich etwas zu stärken und zu erfrischen, da er nach Krasnojarsk sich begeben soll. Am Pfingstsonntag Nachmittag lud mich Zotow zum Thee ein. Ich begab mich mit zwei Goldsuchern auf den Weg; wir wollten anfangs auf das andere Ufer des Jenisei übersetzen, blieben aber auf einer Insel, tranken hier Thee, schossen eine Zeitlang nach Wasservögeln, und gut war es, daß wir nicht weiter gingen, denn es erhob sich ein Wind, der uns an der Rückkehr gehindert hätte. Mit Vergnügen hörte ich auf dieser Fahrt ein mir bekanntes Lied: zum Wald, zum Wald! das unser Fährmann, ein Colonist aus Kleinrußland, die man hier Chachol nennt, sang, und worin viele mir ganz unverständliche Ausdrücke vorkamen. Auf dieser Fahrt bemerkte ich auch, daß an einigen Orten das Wasser wie im mächtigen Zuge sich aufwärts stürzte, als koche es; man sagte mir, dieß seyen die seichten Stellen, welche zuerst aufthauen.*) Auch auf dem Strome schwammen noch Eisstücke. Nach den Feiertagen beginnt die Arbeit in den Gärten, obwohl vier Zoll unter dem Mist jetzt noch am 7 Junius Eis sich fand. Der Boden ist hier vortrefflich, fett, schwarz und tief; auch macht hier die Erde die Hände nicht schmutzig

Am Dienstag nach Pfingsten hatte ich einen sehr verdrießlichen Tag: zwei meiner Arbeiter, welche mit den Pferden auf dem Dorfe waren, gingen nach der Stadt, sollen sich hier betrunken haben, auf dem Wege nach Hause beraubten sie den Kirchendiener und hätten ihn beinahe auch ertränkt. Der Mann erkannte sie, und als man sich ihrer bemächtigen wollte, wehrten sie sich mit dem Messer. Man führte sie hieher vor den Landrichter, und sie hätten für ihren Straßenraub die Knute bekommen, wenn ich nicht durch die mir befreundeten Beamten benachrichtigt dazwischen getreten wäre, den Beraubten beschwichtigt und sie mit 30 Rubeln losgekauft hätte. Hier herrscht Schrecken vor den vielen Colonisten, denn es ist ein freches, verwegenes Volk. Auch unter sich fangen sie zuweilen Streit an und drohen einander todtzuschlagen. Mancher ist nüchtern ein ganz friedlicher Mensch, sobald er sich aber betrinkt, wird er ein reißendes Thier und ist dann jedes Mordes fähig. Schrecken und Sorge bemächtigt sich meiner, diese Leute möchten mir noch Verbrechen begehen, bis die Pferde vollends beschlagen sind; denn hier in der Stadt finden sie eher Gelegenheit zu Völlerei und Gelagen, und gerade vor dem Auszug in den Wald wird jeder sich noch bemühen die Zeit zu benützen und noch einmal sich in allen möglichen Lastern zu wälzen. So eröffnet sich denn die zweite Scene meines Lebens in Sibirien, denn in kurzem muß ich mit diesem Volk in die Waldwildniß hinein, und ich gedenke binnen einer Woche schon von Nasimow aus aufzubrechen. Lebt wohl.

Miscellen.

Der zehnte historische Congreß Frankreichs wurde am 19 Mai in Luxemburg eröffnet. Außer mehrern Fragen, die zu allgemein sind, um eine tüchtige Beantwortung zuzulassen, sollen mehrere interessante aufgeworfen werden, von denen wir namentlich erwähnen „die Geschichte der französischen Finanzen seit Sully“ und „über den Ursprung der Gewalt des Ehemannes im französischen Rechte.“ Welchen Antheil Aegypten immer noch in Frankreich erweckt, kann man unter anderm auch daraus abnehmen, daß von den zehn historischen Gegenständen nicht weniger als zwei auf Aegypten kommen, nämlich „über die politische Constitution Aegyptens unter den Pharaonen“ und „über den Ackerbau im alten und neuen Aegypten.“ (Echo du Monde Savant vom 19 Mai.)

Katalog des brittischen Museums. Da das Museum nicht bloß von Neugierigen, sondern auch von Leuten der Wissenschaft besucht wird, so sollen zum Behuf der Naturforscher genaue wissenschaftliche Kataloge angelegt werden. (ibid.)

*) Dieß ist also von dem in den sibirischen Flüssen vielfach beobachteten Grundeise zu verstehen. A. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1844.

Die Engländer und die Ausländer.

4. Die Engländer und Amerikaner.

(Schluß.)

Die Engländer thun sich viel auf ihre Loyalität zu gute, insbesondere den Amerikanern gegenüber, die sie von dem ersten Treubruch gegen England gewissermaßen als mit Dislopalität inficirt betrachten. Die Amerikaner haben gewissermaßen jener schönen englischen Eigenschaft, unter der sie einen guten Theil von allem dem umfassen, was wir Ehrlichkeit, Anhänglichkeit, Gesetzlichkeit, Zuverlässigkeit, Treue und Glauben nennen, gleich mit dem Acte, der ihre gesellige Existenz hervorrief, abgeschworen, indem sie als untreue Diener, als lieblose Söhne ihrem Mutterlande und seinen Gesetzen den Dienst aufsagten und dadurch von vornherein als treulose Yankees auftraten. Mißachtung des Alten, des Hergebrachten, ungezähmter Widerspruch gegen Gesetze und Obrigkeit, die daraus hervorgegangene gewissenlose Verletzung der Verträge, die Treubrüchigkeit, mit einem Wort die Disloyalität, ist eine der vornehmsten Untugenden, welche der Engländer in dem Amerikaner erblickt, und oft geht er so weit zu behaupten, daß sie die eigentliche Basis des ganzen amerikanischen Nationalcharakters ausmacht. „Die treulosen Yankees" ist eine so gewöhnliche Zusammenstellung in England, wie in Frankreich „les perfides Anglais," wie im alten Rom die „punica fides."

„Eure Volksaufläufe, eure wilden Speculationen," so redet ein englischer Schriftsteller die Amerikaner an, „eure Bankfuspensionen und Zahlungseinstellungen und all das Unrecht und Unglück, von dem sie begleitet sind; eure falschen Schwüre und gottlosen Wetten bei den Wahlen, eure Behandlung der Neger und der Indianer; die unaufhörliche Schmähung und Schande, die eure Parteien auf die Häupter ihrer Gegenparteien häufen, die Betrügereien und Entlaufungen der Beamten mit den öffentlichen Geldern, die unerhörte Anzahl von Bankerotten, die unvollkommene Polizei zur Verhütung der Verbrechen, welche man in euren großen Städten findet, alle diese Dinge werden in Europa mit Verwunderung erzählt und vernommen, zum Schaden eures eigenen Nationalcharakters und zur unaussprechlichen Schande für die Sache der Freiheit." Wie manche von diesen Vorwürfen möchte ein Freund der Freiheit vom Continente den Engländern selber machen, indem er sie anklagte, durch einen falschen Gebrauch derselben ihr zu schaden.

Menschen, die früher Freunde waren und die mit einander zerfielen, werden um so heftigere Feinde.

Die Engländer sind daher den Amerikanern sowohl als ihren Doppelgängern als auch ihren treubrüchigen Freunden gram, ferner auch als ihre Nachbarn. Auf einer Strecke von mehrern tausend Meilen dehnen sich die Gebiete der Amerikaner und Engländer neben einander hin, und die Britten sind neben den Mexicanern die einzigen Nachbarn, welche die Nordamerikaner haben. Auch dieß ist daher ein Umstand, der die Abneigung zwischen beiden Nationen immer wach erhält, und es entspringen auch aus diesem Verhältnisse allein beständig eine Menge Streitigkeiten, die schon mehreremale den Frieden der Welt zu stören gedroht haben. Kaum ist die Gränzfrage von Maine entschieden, so taucht jetzt schon wieder eine andere, die vom Oregon- oder vom Columbiadistricte hervor.

Zu die'en Streitigkeiten beider Nationen als Nachbarn, zu jener Bitterkeit, die sie gegen einander als „geschiedene Freunde" empfinden, und zu der Abneigung, die sie gegen einander als Doppelgänger haben, kommt nun endlich noch die Eifersucht, die sie als Rivalen in vielen Zweigen menschlicher Thätigkeit empfinden. Die Engländer sind die größten auf den Gewässern und die Amerikaner streben es zu werden. In Afrika, in den Häfen des Mittelmeeres und der Türkei, in Ostindien, in Rußland, überall wo die englische Flagge erscheint, sieht sie sich von der amerikanischen, die ihr überall nachschlüpft und in den Weg tritt, wie ihr Schatten auf dem Fuße gefolgt, und keinen Vortheil läßt der Amerikaner den Engländer ungestört genießen; er fordert selbst an dem Profit, den der neubelebte Handel mit China verspricht, seinen Theil.

Die beiden Kriege, welche die Amerikaner mit den Engländern führten, den einen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, um ihre Unabhängigkeit zu erfechten, und den andern im Anfange dieses Jahrhunderts, um ihre Unabhängigkeit zu erproben, hatten den Charakter von wahrhaften Bürgerkriegen. Die Engländer begingen noch in dem letzten so hämische Streiche, wie sie nur von Haß, Neid und eifersüchtiger Erbitterung eingegeben seyn konnten. Der letzte Krieg war eigentlich nur eine Folge des Nationalhasses und der gegenseitigen Erbitterung, da nach Aufhebung der den Amerikanern verhaßten Geheimrathbeschlüsse eigentlich weiter kein Grund zum Kriege vorlag.

Die Amerikaner waren es, welche hier den Krieg erklärten, wie denn immer bei allen Anlässen zu Streit zwischen beiden Völkern die Amerikaner sich als die ungeduldigsten und kriegslustigsten gezeigt haben. Vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Gränzstreitigkeit von Maine ertönte die ganze Union von einem Kriegsgeschrei, das die Engländer, welche es an Ort und Stelle vernahmen, in Schrecken setzte. Und auch jetzt wieder ist das Geschrei: „War! War!“ welches Owen und einige andere Congreßmitglieder wegen der Angelegenheit des Districts von Oregon erhoben haben, sehr charakteristisch für die Amerikaner, in deren Lande die rasch entzündliche Jugend *) regiert, und die sich vor den Engländern sicherer fühlen, als die Engländer es vor ihnen seyn können.

Es gibt zwar in Amerika eine Partei, die man als den Engländern günstig gestimmt bezeichnen kann, und die oft selbst die „englische Partei“ genannt wird, die Partei der ehemaligen Föderalisten oder amerikanischen Whigs, und andere Parteien, welche den Engländern besonders abgeneigt sind, die ächt amerikanische Partei der Locofocos oder Demokraten. Ebenso gibt es auch in England eine Partei, welche mehr als alle andern den Amerikanern abhold ist, nämlich die eigentliche, altenglische Kernpartei, die Tories, die überhaupt am wenigsten fremdenliebend ist, und die natürlich den treubrüchigen, amerikanischen Yankees ihre Rebellion am wenigsten verzeihen kann. Die Whigs beurtheilen die Amerikaner immer am wenigsten ungünstig, und die Chartisten und Radicalen betrachten sich, wie gesagt, wohl gar als von einerlei Gesinnung mit ihnen.

Allein dieß sind nur politische Meinungen und Ansichten einzelner harmonischer Richtungen, denn die Gesinnung und das Wesen der Nationen im Ganzen genommen ist durchweg opponirt bei allen Parteien. Ja sogar diejenigen englischen Liberalen, die für Freiheit begeistert nach Amerika pilgerten, sind gewöhnlich von daher sehr belehrt und von der Meinungsweise und den Effecten der demokratischen Principien Amerika's nichts weniger als befriedigt zurückgekehrt. **)

*) Jeder Mann von 21 Jahren ist in Amerika stimmführender Bürger.

**) Man könnte hier eine Menge englischer Schriftsteller über Amerika anführen, die dieß alle öffentlich ausgesprochen haben.

Es sind nicht bloß jene allgemeinen großen charakteristischen Contraste und Widersprüche zwischen beiden Nationen, um welche sich der Streit um die Superiorität zwischen ihnen dreht, sondern die Engländer haben auch gewisse Unarten der Amerikaner entdeckt, die sie ihnen immer wieder vorhalten, und deren sie so oft mit Widerwillen und Zorn erwähnen, daß man glauben sollte, es seyen diese Unarten die vornehmsten Kennzeichen eines Amerikaners. Eine dieser amerikanischen Unarten, dieser „American Abominations,“ wie die Engländer sagen, ist das Tabakkauen und das Ausspeien, das „spitting“ oder der „salivatory horror,“ wie das Quarterly Review sich darüber ausdrückt. Wie die Engländer nicht an uns Deutsche denken, ohne daß ihnen zugleich unsere Tabakspfeife und Rauchwolken vor die Augen kommen, so denken sie kaum an die Amerikaner, ohne ihres „spitting“ zu erwähnen. „Lieben Sie die Amerikaner?“ fragte mich ein Engländer. Ich schwankte noch, was ich antworten sollte. „I do not like them at all“ („Ich mag sie gar nicht im geringsten leiden,“) fügte er rasch hinzu. „Wie abscheulich ist nicht ihre Sitte, Tabak zu kauen und beständig auszuspeien!“

Wollte man alle Expectorationen über das amerikanische Ausspeien, die in dem Quarterly Review, einem den Amerikanern am wenigsten günstigen Blatte, bei Gelegenheit der Kritik amerikanischer Bücher über Amerika vorkommen, zusammenstellen, so würde man gewiß ein ganz dickes Werk über diese „American nastiness“ und über die „beastly consequences“ dieser nastiness daraus zusammensetzen können.

„In einer amerikanischen Gesellschaft,“ sagt Dickens in seinen „Notes,“ „findet sich keine Conversation, kein Gelächter, keine Fröhlichkeit, keine gemeinsame Geselligkeit, außer einzig und allein im gemeinsamen Speien (except in spitting), und dieß wird ausgeführt in schweigsamer Brüderschaft um den Ofen herum, wenn das Mahl beendet ist.“ Auf diese Noten von Dickens hat bekanntlich ein Amerikaner eine Antwort gegeben unter dem Titel: „Wechsel für Noten“ (Change for notes), wie denn alle literarischen Angriffe von England auf Amerika immer so prompt wie diplomatische Noten, oder wie die Bücher, welche Franzosen oder Deutsche über Rußland schreiben, beantwortet werden. Die Amerikaner haben eine ebenso große oder eine noch viel größere Empfindlichkeit gegen das englische Urtheil, als manche Russen gegen das deutsche und französische; sie haben, wie das Quarterly Review sich ausdrückt, „a morbid sensibility to British criticism,“ und sie sind daher bei allen englischen Kritiken gleich, wo nicht mit Antworten (reply), doch mit Vergeltung (retaliation) bei der Hand.

Wenn die Engländer über das amerikanische „spitting“ die Augen verdrehen, so zeigen die Amerikaner den größten „horror“ vor dem Schmutz, in welchem die geringeren Classen in England leben.

Wenn die Engländer die „Yankee inquisitiveness“ (die amerikanische Fragelustigkeit) tadeln, so empören sich die Amerikaner über die englische „contemptuous selfishness,“ die sich um nichts bekümmert. John Bulls „sulky taciturnity“

ist unerträglich, sagt der Amerikaner. Cousin Jonathans „dismal monotony“ ist unleidlich, sagt Hr. Dickens. „Leichengräber bei ihrem Geschäfte würden lustige Brüder erscheinen gegen sie.“

Mit Behagen spötteln die Engländer von den amerikanischen „Brown forrester“ (Schwarzwälder) und den Herren von „Boston-raising“ oder „Kentucky-raising“ (von Boston'scher oder Kentucky'scher Zucht), und gleich schweben dem Amerikaner die „Cockneys“ auf den Lippen, oder die Herren von der „Cockney-raising.“

Mokiren sich die Amerikaner über die Tyrannei, welche die Aristokratie über England übt, so weisen die Engländer auf die „tyranny of the majority“ hin, welche die Amerikaner despotisirt.

Keine der englischen Antipathien ist so zu sagen frischer, empfindlicher als die, welche sie gegen die Amerikaner hegen; die gegen die Franzosen ist schon etwas älter, und wenigstens in literarischer Hinsicht mehr abgenutzt. Ein Werk, das die Amerikaner karrikirt, wird daher noch unendlich viel mehr Glück machen, als eines über französische Sitten. Ja man sieht sogar zuweilen, wie wir oben sagten, die englischen Kritiker wohl gar das Schild für die Franzosen erheben, und z. B. gegen den „abuse of the French,“ den sie in deutschen Werken finden, mit Tadel einschreiten. Es ist dieß zwar wohl selten, aber für die Amerikaner geschieht es gewiß noch seltener.

So wie die anglo-amerikanische Antipathie eine neuere ist, so ist sie auch wahrscheinlich eine noch zunehmende und fortschreitende. Die Amerikaner haben sich erst in dem jetzigen Jahrhundert so eigenthümlich entwickelt. Die Amerikaner welche sich im vorigen Jahrhunderte von den Engländern lossagten, sahen ihnen weit mehr gleich. Bei dem Fortschritt, den die ganze Entwicklung des amerikanischen Nationalwesens und Nationalcharakters macht, bringt jedes Jahr die Engländer und die Amerikaner weiter auseinander, und die Kluft des atlantischen Meeres zwischen ihnen, obgleich man sie jährlich in kürzerer Zeit überschreitet, wird jährlich größer.

Dazu kommt, daß die Stellung, welche die Amerikaner den Engländern gegenüber einnehmen, ebenfalls beständig bedeutsamer wird. Als sie sich von England befreiten, zählten die amerikanischen Freistaaten kaum so viel Einwohner wie jetzt Schottland. Jetzt dagegen haben sie schon mehr als England, und in wenigen Jahren werden sie so viel besitzen wie die ganze schottisch-irisch-anglische Union. — Ihr Handel ist in einem gewaltigen Aufschwung, und ihre wild speculirende Bevölkerung wird bald die Gränze des friedlichen Oceans erreicht haben. Hier finden sie dann kein Land mehr, und sie werden auf die englischen und mexicanischen Besitzungen zur Rechten und zur Linken drücken, an denen sie schon jetzt zu rupfen und zu zupfen angefangen haben.

Sie werden die canadischen Colonisten mit ihrem Unabhängigkeitsgeist anstecken, und Canada wird dann auf eine ebenso unloyale Weise wie die Amerikaner den Engländern den Dienst aufsagen. Es wird eine freie, große, völkerreiche canadische Republik der amerikanischen schwesterlich an die Seite treten, und die Revolution und die Republikenbildung wird dann die Runde durch das ganze gewaltige Colonialreich der Engländer machen.

Sterne seh ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn.

Chronik der Reisen.

Die französische Expedition nach Abyssinien.

Man erinnert sich, daß am 11 December 1838 eine wissenschaftliche Expedition von Marseille nach Abyssinien abging; sie bestand aus den HH. Lefebvre, Quartin-Dillon, Petit und Vignaud. Von diesen vier Reisenden ist nur einer noch am Leben, Hr. Lefebvre, zwei, Quartin-Dillon und Vignaud, starben im Laufe der Expedition an Krankheiten und Hr. Petit ward die Beute eines Krokodils. Hr. Lefebvre hat der Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Erfolge seiner Reise mitgetheilt (s. Echo du Monde Savant vom 16 Mai), und wir heben aus demselben dasjenige aus, was für uns von besonderem Interesse ist.

„Als wir zu Adoa angekommen waren, mußten wir uns geraume Zeit hier aufhalten, denn da wir nicht bloß sammeln wollten, was die Gelegenheit und der gute Wille der Einwohner uns darbot, sondern eine vergleichende Arbeit über alle Theile Abyssiniens liefern wollten, so mußten wir unsern Beobachtungen eine sichere Grundlage geben. Dazu taugt Adoa vor allem, nicht bloß wegen des besondern Interesses, welches das umliegende Land darbot, als wegen der guten Aufnahme, die wir bei den Einwohnern fanden, indem wir nicht bloß die Karawanenführer befragen, sondern auch Nachforschungen über die herrschenden Ansichten des Landes anstellen konnten, so daß wir im Stande waren uns zum voraus eine Meinung über die Länder zu bilden, die wir später besuchen mußten, und in denen wir unmöglich längere Zeit uns hätten aufhalten können. So wurden am Ende auch unsere Ausflüge ins Land der Gallas fruchtbar, wo wir uns jedesmal nur einen Tag aufhalten konnten.

Als wir Adoa und das Tigreland verließen, hatten wir daher schon vergleichende Uebersichten der Geographie, Geologie und Naturgeschichte, welche das sämmtliche Land bis zum Meere hin umfaßten, und man wird die Wichtigkeit davon anerkennen, wenn man weiß, daß Adoa in einer Vertiefung liegt, die von 2000 Metres hohen Pics umgeben ist. Aus diesen fünf Jahre lang mit Ausdauer fortgesetzten Studien ergab sich eine bedeutende Masse Materialien jeder Art, die wir hier einigermaßen näher bezeichnen wollen.

Fast ganz Abyssinien bildet ein ungeheures Plateau, das sich von den sandigen Ufern des rothen Meeres an stufenweise erhebt. Dieß Plateau senkt sich gegen Nordosten und Südosten, merklicher in der ersten Richtung, welche in der That die der Hauptflüsse Abyssiniens ist, des blauen Nils, des Tacazze und des Mareb. Gegen Südosten zeigt sich erst beim Austritt aus dem Lande der Gallas eine entschiedene Senkung; hier fließen gegen die Küste von Zanguebar hin die Gewässer des Dschubba und seiner Nebenflüsse, unter denen der bedeutendste den Namen Guibé führt, der gegen Narno und Kafa in derselben Kette entspringt, wo die Sienne und der Godschob, eine der Hauptquellen des weißen Nils, entspringen. Seit der Dschubba entdeckt wurde, wünscht man sehr, daß derselbe aufwärts beschifft und ausgemittelt

werde, bis wohin er fahrbar ist. Wenn man sich endlich entschließt, ausgedehnte Handelsverbindungen mit Abyssinien anzuknüpfen, so wäre es möglich, daß der Dschubba eine der Hauptstraßen würde. Die Bodenverhältnisse Abyssiniens sind vielleicht das Merkwürdigste in diesem Lande, wenigstens das, welches die bedeutendsten Resultate liefert. Diese übereinandergesetzten, in steilen Wänden ansteigenden Hochflächen, die vom Meeresniveau bis auf 3000 Metres sich erheben, bieten die mannichfachsten und extremsten Temperaturverhältnisse dar, von der glühenden Hitze der Niederungen bis zu den hohen Schneegipfeln. Dieser Mannichfaltigkeit des Klima's entsprechen die Erzeugnisse des Bodens, was aus dem ersten Blick sich ergibt, den man auf unsere aus Abyssinien mitgebrachten Sammlungen wirft. Die Naturgeschichte bildete einen der Hauptgegenstände unserer Forschungen in Abyssinien; die HH. Petit und Quartin-Dillon hatten sich darein getheilt; der erstere war mit der Zoologie, der zweite mit der Botanik beauftragt. Die gemachten Sammlungen, die an Ort und Stelle niedergeschriebenen Bemerkungen, der von Hrn. Vignaud gezeichnete Atlas haben eine Wichtigkeit, die durch den Tod dieser drei Opfer ihres Eifers noch gesteigert wurde.

Es ist unmöglich hier im einzelnen die interessanten und großentheils neuen Gegenstände aufzuzählen, welche meine Reisegefährten in den verschiedenen Provinzen Abyssiniens gesammelt haben. Die Ornithologie namentlich wird sich mit einer bedeutenden Menge neuer Vögel bereichern, deren Lebensart und oft auch deren innern Bau Petit beschrieben hat. Die Pflanzensammlungen des Hrn. Quartin-Dillon, welche Hr. Petit nach des ersteren Tode fortgesetzt hat, bestehen aus 16 bis 1800 Arten von Pflanzen. Man kann auf 5 bis 600 die Zahl der neuen Arten rechnen, womit die abyssinische Flora die Botanik bereichern wird, wie dieß schon Hr. Richard gezeigt hat, der durch seinen Rath meine Reisegefährten während ihrer mühsamen Wanderungen leitete und auch die Güte hatte, die Pflanzensammlung methodisch zu ordnen.

Die Hauptergebnisse der Commission sind: 1) eine topographische Karte von Abyssinien von 16 bis 8° N. B. und von 35 bis 38° O. L. Die Triangulation dieser Karte hat die Linie zwischen den Bergen Dama-Galela und Nahailé, von welchen Punkten aus man ganz Abyssinien übersieht, als Basis; vierzig Punkte wurden astronomisch bestimmt; die Aufnahmen wurden mit dem Theodolit und der Boussole vorgenommen. 2) Astronomische, meteorologische, magnetische und barometrische Beobachtungen, ferner über die Richtung der Winde und die jährlich fallende Regenmasse. 3) Geologischer Durchschnitt mit den Mineraliensammlungen; botanische und geologische Bemerkungen. 4) Zeichnungen naturhistorischer Gegenstände, Alterthümer, Inschriften, Werkzeuge ꝛc. 5) Bemerkungen über den Handel des Landes, so wie über die Schifffahrt des rothen Meeres. 6) Wörterbücher der Amharah-, Tigré-, Adal-, Messoah-, Galla- und Agowsprache nebst verschiedenartigen Manuscripten.

Dieß ist eine Uebersicht der Arbeiten der Commission in Abyssinien. Zwei meiner Reisegefährten sind gleich im Anfang der Expedition erlegen; die Gewißheit des Todes konnte sie nicht abschrecken in die verpesteten Schluchten hinabzusteigen, wo sie kostbare Eroberungen für die Wissenschaften erwarteten. Ein einziger, Hr. Petit, begleitete mich durch die fernen Länder der Gallas, und wir konnten die Züge, welche diese Völker von den Bewohnern Tigre's unterscheiden, miteinander beobachten. Ihre niedriger stehende Civilisation und ihre eigenthümliche Sprache bieten anfangs einen auffallenden Contrast; es ist aber bemerkenswerth, daß die Bildung des Schädels nicht auffallend sich verändert, und daß alle andern Charakterzüge der Physiognomie dieselben bleiben. Alle Leute, welche dieß abyssinische Hochland bewohnen, haben eine so gleichmäßige Hautfarbe,*) daß die Araber sie sämmtlich Habesch nennen, sie mögen Galla, Amhara, Agow oder Taltal sprechen. Man ist also geneigt, die merkliche Verschiedenheit zwischen den Gallas und den Bewohnern von Tigré der Entfernung vom Meere zuzuschreiben.**) Dieser Einfluß macht sich auch bei der christlichen Bevölkerung von Schoa fühlbar, und Hr. Petit hat in dieser Beziehung auffallende Bemerkungen gemacht.

Nachdem wir unsere Sammlungen gemacht, kehrten wir durch Westabyssinien zurück, setzten über den Nil und betraten Godscham, wo wir nur mit Mühe räuberischen Händen entgingen. Das Land war durch Krieg und Hunger verödet, und die nach den Wäldern geflohenen Einwohner lebten vom Raube. In Dima, einer Asylstadt, fanden wir noch am meisten Sicherheit. Um den kriegführenden Armeen auszuweichen, mußten wir weite Umwege machen, kamen aber doch glücklich zum zweitenmal an den Nil, fanden jedoch einen Bogen der Brücke von den Abyssiniern abgebrochen. Hr. Petit wollte über den Fluß trotz der Warnungen der anwesenden Abyssinier, und ließ sich, da er selbst nicht schwimmen konnte, von zwei Negern unter den Armen halten. Schon hatte er nahezu das andere Ufer erreicht, und die Neger riefen auch bereits, daß er hinüber sey, als ein durchdringender Schrei ein Unglück verkündigte; er hatte plötzlich die beiden ihn unterstützenden Neger fahren lassen und war unter dem Wasser verschwunden; ohne Zweifel hatte ihn ein Krokodil ergriffen und hinabgezogen; er erschien nicht wieder auf der Oberfläche.

Nach diesem schrecklichen Vorfall dachte ich an nichts mehr, als meinen letzten Reisegefährten, Hrn. Vignaud, aufzusuchen, den ich in Gondar zu finden hoffte. Als ich dahin kam war er schon abgereist, um über Suakim sich nach Dschidda zu begeben; aber schon zu Suakim wurde er krank und starb kurz nach seiner Ankunft zu Dschidda. Er war also auch der letzte meiner Reisegefährten gestorben, und ich eilte nun unsere gemeinsamen Sammlungen zusammenzuraffen, damit nicht die Frucht aller Bemühungen meiner Collegen zu Grunde gehe.

Miscellen.

Bewegung unter den Juden in England. Die Lit. Gaz. vom 18 Mai bemerkt, daß auch unter den englischen Juden eine merkwürdige Bewegung begonnen habe, deren Symptome in verschiedenen Schriften, wie die Stimme von Israel (the voice of Israel), erstes Heft; eine Anrede über die Stellung der Juden in England ꝛc., sich äußern.

Die Wassercur in England. So lange der Spott der Engländer ist die Wasserheilkunde endlich auch in England zu Ehren gekommen, obgleich ihr der neulich durch übertriebene Anwendung des Wassers erfolgte Tod Sir Fr. Burdetts ziemlich schadete. In der Nähe von Richmond ist kürzlich eine große Wasserheilanstalt errichtet worden. (Lit. Gaz. vom 18 Mai.)

*) Dieß widerspricht andern Berichten, namentlich denen der Engländer, geradezu. A. d. R.

**) Dieß scheint uns eine ganz unhistorische und ungeographische Ansicht; wir sind zwar über die Einwirkung der asiatischen Völker auf Abyssinien unvollkommen unterrichtet, daß sie aber sehr bedeutend war, leidet keinen Zweifel, während die Gallas ein rein afrikanisches aus dem Innern vorgedrungenes Volk sind. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 7 und Umschlag zum Monat Mai.)

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1844.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Mitgetheilt von Professor Neumann.)

Nur das Kleinliche läßt sich berechnen, das Großartige wird auch der kundigste und scharfsinnigste der Zeitgenossen in allen seinen Folgen und Wirkungen nicht ermessen können. Dieß gilt von den Individuen wie von den Ereignissen. Wer hätte wohl jemals vermocht alle die Begebenheiten, alle die äußerlichen und innerlichen Revolutionen im Geiste zu erschauen, welche durch die Buchdruckerkunst, durch die Entdeckung Amerika's und eines Seewegs nach Indien hervorgerufen wurden? Die Eröffnung des chinesischen Reichs ist aber sicherlich eine Thatsache, deren weitgreifende Wirkungen nicht hinter denen der Begebenheiten des 15ten Jahrhunderts zurückbleiben. Einige derselben treten bereits jetzt schon aus dem dunkeln Hintergrunde hervor. Man bedenke nur, ein ganzes Drittheil der Menschheit wird zum erstenmal im Laufe der Geschichte der Weltbewegung zurückgegeben; es wird dem Chinesen zum erstenmal seit dem Beginne der historischen Zeiten gestattet, Mensch zu seyn; er kann ziehen wohin er will, verkehren mit wem er will, er kann lernen und lesen was er will. Die alten, die denkenden Wesen trennenden und den Geist beengenden Satzungen sind zwar noch nicht förmlich abgeschafft, und die kaiserlichen Verordnungen athmen heutigentags noch dieselbe unvernünftige Willkür, wie vor tausend und zweitausend Jahren; sie sind jedoch zum Theil schon vor einiger Zeit vermorscht, jetzt aber durch den Frieden zu Nanking ganz und gar zu einem todten Buchstaben herabgesunken.

Die lange verheimlichte, sich sträubende Schwäche der Staatsmaschine des Mittelreiches ward endlich an das helle Tageslicht gezogen, und mit dem Nimbus der physischen Macht ist auch das gewöhnliche Schicksal der unsittlichen despotischen Staaten, alles [illegible] mandschu-Regierung ver[illegible] Nation, deren Anzahl freilich noch sehr gering ist, haben bereits, wie wir aus der nachfolgenden Denkschrift ersehen, nicht bloß ihr Herrscherhaus, sondern auch den ganzen Pack des Hof- und Schreibergesindes aufgegeben; sie fühlen, daß ihnen das Heil nur durch sich selbst, mit Hülfe der in staatlicher und geistiger Beziehung hervorragenden Bewohner des Westens erblühen, daß sie nur auf diese Weise vom sichern Untergange gerettet werden können. Diese Wenigen müssen aber auch erkennen, daß die ganze Civilisation des Westens, seine physische, moralische und geistige Kraft so innig mit dem Glauben an einen einzigen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, mit dem Glauben an Unsterblichkeit der Seele, an Belohnung und Bestrafung nach dem Tode zusammenhängen, und daß sie demnach zuerst durch das Evangelium im Innern erneuert werden müssen, bevor sie sich auch äußerlich von ihrer Niedrigkeit und Versunkenheit zu guten Menschen und tüchtigen Bürgern, mit einem Worte zu einer vernünftigen, staatlichen und religiösen Verfassung emporzuarbeiten vermögen.

Ein solcher einsichtsvoller Mann tritt uns in dem zweiten Theile der nachfolgenden Denkschrift entgegen; in dem ersten zeigt er sich, oder richtiger, beliebt es dem alten Schu sich noch in der ganzen Befangenheit und einbilderischen Pedanterei eines beschränkten chinesischen Akademikers zu zeigen, dem seine Classiker, sein Kongtse und Mengtse das Höchste sind auf Erden. Schu ist aber, was nicht alle Pedanten sind, ein ehrlicher, tugendhafter Mann, der für das Wohl seines Landes und Volkes fühlt, und dieses Wohl höher achtet als die goldenen und steinernen Kappenknöpfe, als die Pfauenfedern und prachtvollen Stickereien — die Orden des Mittelreiches. Was er für das Wahre und Rechte erkennt, das ist die einzige Richtschnur seiner Handlungsweise. Solch ein Mann wird aber nothwendig zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem Fortschritte huldigen und die Gnade selbstsüchtiger Gewalthaber verscherzen. Wir hoffen, daß der edle, dem Evangelium sichtbarlich geneigte Beamte d[illegible] er bei der Abfassung der Denkschrift s[illegible], und daß der alte Mann noch viele

Jahre die Stütze bleibe des jungen China. Wurden doch auch alle andern Mandarine, die in Ungnade gefallen waren, wieder in Ehren aufgenommen und zu Stellen befördert; so ward Kischen der wichtige Posten eines Statthalters zu Jarkand.

Es sind uns von der Hand des Schu, wie man aus der Denkschrift ersieht, noch mehrere Aufsätze versprochen, welche wir mit Sehnsucht erwarten. Hr. Gützlaff, der erste bürgerliche Beamte der Inselgruppe Tscheuschan oder Tschusan, ein Mann der in jeder Beziehung dem deutschen Namen Ehre macht in dem äußersten Morgenlande, hat dieses denkwürdige Actenstück an Prof. Neumann in München gesandt, damit es der Oeffentlichkeit übergeben werde. Der Sendbote, ebenso ausgezeichnet durch seinen Charakter wie durch seinen selbständigen Geist, durch evangelischen Sinn, christliche Demuth und Gelehrsamkeit, wünschte zwar, daß sein Name und sein Verdienst verschwiegen blieben; es schien dieß aber unthunlich. Solche seltene, von dem fernsten Osten eingesandte Staatsschriften bedürfen auch einer äußerlichen Beglaubigung, wenn bei den weniger Unterrichteten über deren Aechtheit und Zuverlässigkeit keine Zweifel entstehen sollen. Man hält es überdieß für nothwendig hinzuzufügen, daß der Aufsatz nicht ganz in derselben Weise und Ausdehnung, wie er im Originale vorliegt, wiedergegeben werden konnte; es mußte in der Form vieles geändert und manche Stellen mußten ganz weggelassen werden, damit die Schrift für den beschränkten Raum einer deutschen Zeitung sich eignen und dem deutschen Leser anmuthiger werden möchte. Es ward aber Sorge getragen, daß diesen äußerlichen Umständen so wenig als möglich von der nationalen Färbung, und der eigenthümlichen naiven Anschauung und humoristischen Schreibweise des alten Schu geopfert werde. Aus dem ausführlichen Begleitungsschreiben unsers Landsmannes, welches noch Ende Februars vorigen Jahres aus Tinghai, der Hauptstadt Tschusans, datirt ist, — Gützlaff ward bekanntlich von Sir Henry Pottinger zum Consul in Futschen, Hauptstadt des Kreises Fokien, ernannt — heben wir einige wenige Stellen hervor, welche von allgemeinem Interesse seyn möchten.

„Beigehender Aufsatz enthält so ziemlich die Ansichten der kleinen, liberalen Partei des Mittelreiches; ich kenne den alten Schu und bin mit ihm sehr innig verbunden, da er einer der wenigen ist, welche in die weite Ferne sehen; was er von sich selbst sagt, ist geschichtlich wahr. Bei der Abschließung des Friedens war ich zugegen, besuchte Nanking und verweilte mit ziemlichem Ernste in der Grabstätte des berühmten Gründers der Mingdynastie, Hongwu. *) Mit dem Kintschai, d. h. dem kaiserlichen Abgeordneten bei dem Friedensschlusse, habe ich mich viel unterhalten, und wäre Kijing als Gesandter nach England gegangen, so würde ich ihn wahrscheinlich begleitet haben, den wir verstanden einander. Allein ich hatte auch noch einen größern Zweck im Auge, und wünschte das Innere China's, so weit mich der Jangtse tragen wollte (vergl. die Denkschrift) zu durchschreiten und dann über Kokonor, Lhassa und Samarkand nach Europa zurückzukehren; dieß war aber durchaus nicht thunlich. Wenn es dem Herrn Jesu gefällt, so wird alles wohl noch seinen rechten Gang gehen. Nachher erhielt ich meine Bestimmung für Joltschu oder besser Hoktschu — die einheimische Aussprache für Futschen — wurde aber noch in Tschusan zurückgelassen, um die chinesische Bevölkerung in Ordnung zu halten, welches ich auch mit großem Vergnügen seit mehreren Monaten thue. Wir leben recht glücklich zusammen; die Einwohner sind etwa 4 bis 600,000 an der Zahl.

„Sie werden vielleicht das große historische Werk, das ich der Berliner Universität gesandt habe, gesehen haben. *) Auf unsern vielen Zügen sahen wir ziemlich große chinesische und mandschurische Bibliotheken, die zu Ningpo jedoch ist die größte und sehr [reich]haltig, während die zu Kinschan **) zu den prächtigsten des ganzen Landes gehört; sie sind unberührt geblieben. Nanking war nun vollends das Land der Bücher; leider sah ich zu viele, um den Werth eines jeden einzelnen recht zu erkennen, und da ich mir es zur Grundregel gemacht hatte, nie etwas anzurühren was nicht mein war, so brachte ich auch gar nichts hinweg. Unsere Beziehungen mit diesem Reiche sind jedoch jetzt viel vortheilhafter, und ich darf demnach hoffen, daß die Schätze seiner Literatur uns bald aufgeschlossen werden.

Wir leben nun so ziemlich ruhig auf unserer Insel. General Schödde, ebenfalls ein Deutscher, ist der Gouverneur; er war es, der Tschinkiangfu erstürmte, die grausenvollste Scene im ganzen Kriege, denn die Mongolen und Mandschuren wollten ihre Niederlage nicht überleben und begingen sämmtlich Selbstmord. Taokuang zitterte für seinen Thron, und deßhalb machte er mit so großer Geschwindigkeit Frieden. Der Jangtsekiang ist ein prächtiger Fluß und bis nach Setschuen schiffbar. China ist nun offen. Nanking hat hohe Mauern, aber schlechte Häuser, mit einem ausgebreiteten Park in seiner Nähe, und scheint im Ganzen genommen durchaus nicht eine Kaiserstadt zu seyn. Der Porcellanthurm ist ganz eigener Art, ohne hohen Anspruch auf Kunst, jedoch merkwürdig genug. Allein ich muß hier abbrechen, denn spräche ich weiter über alles, das ich gesehen und gehört habe, würde wohl kein Ende seyn."

Von welchem großen Werthe die grammatischen und lexikalischen Arbeiten unseres berühmten Landsmanns seyn werden, ersieht man schon daraus, daß alle Engländer, welche sich mit dem Chinesischen beschäftigen, ihn als ihren Meister anerkennen. „Bei der Anordnung der Sätze, sagt der brittische

*) Kanghi, wie es in einem Briefe Gützlaffs in der Allg. Zeitung vom 2 Nov. v. J. heißt, ist wohl ein Schreibfehler. Nur die Gräber der Ming sind zu Nanking; die der Vorfahren der jetzt regierenden Dynastie sind bekanntlich zu Schingking oder Mukden (41° 50′ 30″ N. B. und 7° 11′ 50″ östl. Länge von Peking) in der Mandschurei.

*) Ich habe hievon nichts vernommen.

**) Kinschan oder Goldberg, eine Insel im Jangtse, nördlich von Tschinkiangfu, welche bloß von buddhistischen Mönchen bewohnt ist.

Consul zu Canton, Tradescant Lay, *) in seinem an gesunden und neuen Beobachtungen reichen Werke „China und die Chinesen“ überschrieben, ist der Chinese darauf bedacht, sie paarweise mit einander in Einklang zu bringen, so daß sie eine gleiche Anzahl von Wörtern enthalten — ein Verfahren, welches nicht nur zum Schmucke der Rede beiträgt, sondern auch da wo man den großen Nutzen der Interpunction nicht kennt, wesentlich zum Verständniß des Sinnes behülflich ist. Mein Lehrer wandte sich zu einem Haufen von Uebersetzungen aus dem Englischen ins Chinesische. Ich fragte ihn zweifelnd, ob er darin Proben von diesen höhern Feinheiten des Styls anzutreffen erwartete, indem ich hinzusetzte, daß sie von Gützlaffs Feder herrührten. Oh, sagte er, wenn sie von Gützlaff sind, so werde ich leicht dergleichen auffinden. Er las dann einige Zeilen auf der ersten besten Seite und fand wirklich alsbald was er suchte. Der Parallelismus, fügte er hinzu, ist hier ganz wie er seyn muß. Gützlaff hat sich viele Jahre hindurch damit beschäftigt, alle die vorzüglichsten Phrasen der chinesischen Sprache zusammenzulesen um die Harmonien des Styls zu erforschen; der hohe Grad von Vollkommenheit, zu dem er es in der Kunst der Composition gebracht hat, ist nur der verdiente Lohn seines Fleißes.“ **)

„Die Barbaren, dachte auch ich in frühern Jahren — so beginnt der alte Schu seine Denkschrift — können die hohen Ideen des Mittelreiches nicht erfassen, denn sie betrachten ja die Dinge unseres Landes wie ein Mann, der in einem Brunnen sitzt und seine Bemerkungen über den Sternenhimmel macht. Der alte Schu, den großen Kaiser in seinem allumfassenden Erbarmen nachahmend, bemitleidete die Fremden und wollte ihre Finsterniß erhellen. Allein die blumenreiche Sprache, in welcher er seine erhabene Weisheit aussprechen muß, dünkte ihm so vielumfassend, so hoch, so tief, daß wohl nicht der zehnte Theil seiner Mittheilungen in die armen, dem Zwitschern der Vögel gleichenden Sprechweisen dieser Leute übersetzt werden könnte. Wenn ich aber mit den vielumfassenden Charakteren, das Wunder der ganzen Welt, zu ihnen spreche, so verstehen sie dieselben ja nicht; denn sie haben ja nie lesen und schreiben gelernt. Was sie Buchstaben nennen, ist weiter nichts als Kritzelei, worüber sie sich schämen und an ihrer Stelle sogleich unsere Schrift sich zueignen sollten.“ Doch von allen diesen Vorurtheilen ist der alte Schu, wie man am Ende seines Aufsatzes sehen wird, sehr zurückgekommen. „Wisse, ich bin ein Mitglied der kaiserlichen Akademie und habe beinahe den höchsten Rang der Gelehrsamkeit erreicht, was mich auch über dreißig Jahre gekostet hat. Ich kann nun eine große Menge Bücher lesen und verstehen und auch mit ziemlicher Fertigkeit einen Aufsatz schreiben. Man bewundert meine Kenntnisse, denn in meinem Vaterlande gibt es kaum Einen meines Gleichen, der mit solcher Fertigkeit lesen und schreiben kann. Der große Kaiser war sehr herablassend; er glaubte, daß ich, obgleich ein bloßes Fischauge, eine Perle sey, und sandte mich von der Hauptstadt nach Tscheliang, um dort ein hohes Amt zu verwalten. Hier blieb ich nun eine geraume Zeit, und anstatt mich wie andere zu bereichern, nahm ich bloß einige tausend Liang von den Unterthanen; mein Ruhm der Rechtlichkeit ward daher sehr groß. Das weitere meiner Lebensschicksale wird man später erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Culturbilder.

No hay genio, aqui es costumbre.
Quevedo.

Erste Skizze.

Bei der Schlucht von Archidona hatten wir eine Stunde gerastet, weil ein junger Mineraloge, der sich in unserer Gesellschaft befand, das Terrain gründlich untersuchen wollte. Dann gelangten wir an die Posada von Loja, aus der uns lauter Sang und Klang entgegentönte; Andalusien ist ja, wie Calderon sagt, das Land der Lust und Fröhlichkeit. Die Posada war complet besetzt, an ein Unterkommen für uns war nicht zu denken. Ich erhielt Quartier in dem Hause einer Familie, worin drei Töchter von ausgezeichneter Schönheit waren — eine Erscheinung, die in dieser südspanischen Berggegend durchaus nicht ungewöhnlich ist; sie sprachen vortrefflich castilisch mit einem von dem granadischen Dialekt ganz abweichenden Accent.

In keinem Lande findet man schönere Proben häuslichen und ehelichen Glücks, selbst in solchen Fällen, wo Verschiedenheit des Alters und andere Gründe das Gegentheil sollten erwarten lassen, als in Spanien. In den bessern Familien, wo noch die alte gute Zucht und Sitte herrscht, werden die jungen Mädchen ganz zu dem Zweck erzogen gute Hausfrauen zu werden. In den Provinzen pflegen sie von ihrer Kindheit an hinter ihren Müttern auf den Bazar zu gehen, und in Cordova, Sevilla, Granada und andern maurischen Städten kann man sie noch immer in ihren Mantillas sehen, ein vollkommenes Miniaturbild der stattlichen Matrone, welcher sie folgen. So wie es ihr Alter zuläßt, wird ihnen die Führung des Hauswesens auf ihre eigene Hand anvertraut, und man sieht sie dann, obwohl noch sehr jung, mit den Krämern und Kaufleuten handeln. Ihre Erziehung wird fast ganz zu Hause geleitet, denn gegen die ehemalige Klostererziehung herrscht jetzt eine entschiedene Abneigung. Die jüngern Mädchen werden von den ältern im Nähen, Stricken, Sticken und allen häuslichen Verrichtungen und Geschäften gründlich unterrichtet; in der Oekonomie und Führung des Hauswesens sind sie, wenigstens in den bessern Classen der Gesellschaft, vollkommen bewandert; das Innere ihrer Häuser ist im allgemeinen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und vollkommener Regelmäßigkeit angeordnet. Alles was in ihren Bereich gehört, ist so gut geleitet, daß einige Enthusiasten die Behauptung aufstellten, daß, wenn die Zügel der Regierung in ihren Händen lägen, alles weit besser gehen würde. In vielen Beziehungen stehen der Charakter und die

---

*) Der deutsche Uebersetzer hat dem Werke zur Empfehlung und Einleitung einen ganzen großen Aufsatz aus der Allg. Zeit. (vom 16 u. 17 Januar 1842) vorausgeschickt. Hr. Schirges gab doch seine Quelle an, was der Verfasser eines Büchleins „der Duft der Blume der Mitte“ genannt, versäumte.

**) Einer der Secretäre des Consulats zu Canton, Hr. Meadows, ist ein Zögling der chinesischen Schule zu München; er hat unsere Stadt erst Ende August und Europa anfangs December 1842 verlassen. Bereits im Junius dieses Jahres ward er von Sir Henry Pottinger zu diesem einträglichen Posten befördert.

Sitten dieses Volks im stärksten Contrast gegen die italienischen, von denen man hätte glauben sollen, daß sie ihnen am meisten gleichen. In Toscana, einem der besten Theile von Italien, hatte sich eine patriotische, sehr achtbare und lobenswerthe Gesellschaft von Frauen gebildet, um die jungen Mädchen in der Kunst der Haushaltung und Geschäftsführung, so wie sie im nördlichen Europa geübt wird, zu unterweisen, in der Absicht, ihre gesellschaftliche und moralische Stellung dadurch wesentlich zu verbessern. In Spanien wäre dieß etwas ganz Unnöthiges gewesen. Jedes Haus, besonders im Süden, hätte solche Individuen liefern können, die im Stande wären, irgend jemand, der es verlangte, zu belehren oder zu leiten. Ich glaube jedoch, daß Madrid in den obern Classen der Gesellschaft von dieser Regel ausgenommen werden muß. Ich befand mich in einem Gasthause in einer bedeutenden Stadt Südfrankreichs, wo man bei meiner Frage nach einer Nadel genöthigt war fortzuschicken, um eine zu kaufen, da kein Frauenzimmer im Hause eine solche besaß. In Spanien wäre dieser Fall nicht möglich gewesen; besonders in den herrlichen südlichen Landestheilen sieht man die Frauen von den höchsten Ständen im Innern ihres Hauses im einfachsten Gewande, umgeben von ihren Mägden, mit Haushaltungsarbeiten ganz in alter Weise beschäftigt, und in wohlhabenden Häusern werden die einzelnen Branchen genau wie bei den Schaffnerinnen der Odyssee an sie vertheilt.

Eine andere auffallende Abweichung in den Gebräuchen Spaniens von denen des übrigen südlichen Europa's ist folgende: in den Städten des innern Italiens herrscht noch immer bei den Männern die Sitte, mit Tagesanbruch aufzustehen und sich in ihren Mänteln auf der Piazza oder an einem andern allgemeinen Versammlungsorte einzufinden. Dieß ist ohne Zweifel eine aus dem hohen Alterthum stammende Gewohnheit, wahrscheinlich aus jenen Zeiten, wo noch das Recht auf der Agora zu jener Tageszeit gesprochen wurde. In Spanien findet man diese Sitte nicht, da ihre Gewohnheiten großentheils von den Arabern abstammen, bei denen, so viel ich weiß, dieser Gebrauch nicht herrscht. Im allgemeinen stehen sie nicht früh auf und ziehen sich bei einbrechender Dunkelheit, wie die Orientalen, in ihre Wohnung zurück. Mit Ausnahme von Madrid, bemerkt man in den Straßen nach 8 oder 9 Uhr, wenn es nicht heißer Sommer ist, wenig Leben. Unter den vielen kleinern Verschiedenheiten zwischen beiden Nationen macht sich eine besonders bemerklich. In der abgeschmackten Ueberfeinerung der altitalienischen Cortesia ist es untersagt, der Füße, als eines unreinen Theils, ohne eine damit verbundene Entschuldigung, zu erwähnen; in Spanien gehört es zu den täglichen Huldigungen gegen die Schönen und man kann nicht häufig genug darauf anspielen.

Der Gang der Andalusierinnen ist ein kurzer Schritt und das Gewicht ruht auf der Spitze des niedlichen Fußes. Wenn sie, wie man dieß in den südlichen Städten sehen kann, vom Regen überrascht, aus den Gärten oder von der Alameda kommen, so werden ihre Schritte nur beschleunigt, nicht verlängert, und die senkrechte Haltung des Körpers, namentlich des Kopfes, stets beibehalten. Die Frauen der Basken haben mehr einen schreitenden Gang, woran man sie in ganz Spanien erkennt.

In Valencia und Murcia werden bis auf die heutige Stunde keine Neuerungen im Anzuge geduldet; französische Moden sind ihnen ein Gräuel und keine Frau kann ohne Mantilla erscheinen. Daß Murcia und Valencia den maurischen Charakter in einigen Beziehungen mehr als Andalusien bewahrten, liegt darin, daß sie früher unterworfen wurden und dann ruhig blieben. Wegen dieses Umstandes gestattete man ihnen, ihr Costüm beizubehalten, welches mit dem afrikanischen fast eines und dasselbe ist. Die Andalusier leisteten nicht nur längern Widerstand, sondern wurden auch in einer unglücklichen Periode unterjocht, wo die Tyrannei der Inquisition schon thätig war und das System befolgt wurde, sie zur Entsagung ihrer altmaurischen Trachten und Sitten zu zwingen, wodurch die Industrie und Thatkraft des Volks zerstört und das Land in eine Einöde, in eine Wüstenei verwandelt wurde.

Die Gesetze der Etiquette in Bezug auf die Frauen sind sehr streng und die Aufmerksamkeit auf die ihnen gebührenden Ansprüche gränzenlos. Die Heiterkeit, mit welcher alle Stände und Classen Unglück und Entbehrungen aller Art und, was in Spanien so häufig ist, Verschlechterung der Vermögensumstände ertragen, geht über allen Glauben; nie hört man eine Klage. In dem Volke liegt eine angeborene Würde, welche sie davon zurückhält, und selbst bei dem Vertrauen der innigsten Freundschaft beobachten sie dieß stets, vielleicht ihre einzige Zurückhaltung. In den Städten, wo gewiß Lasterhaftigkeit herrscht, wie es mit einer oder zwei wohlbekannten Städten der Fall ist, insbesondere mit Madrid, ist jedoch dieselbe durchaus nicht so allgemein, daß nicht Familien und ganze Cirkel mitten in dieser augenscheinlichen Verderbniß leben, ohne daß der Hauch der Verleumdung sie jemals berührte. Die Duldung, welche man gegen Frauen, die sich verfehlten, zeigt, ist eine Ursache der Irrthümer, welche in Beziehung auf die spanische Gesellschaft im allgemeinen im Umlauf sind. Es mag nicht ganz wohlgethan seyn, allein es setzt nicht auf Seite der andern Lasterhaftigkeit voraus. Ungeachtet dieser Duldsamkeit und ohne daß dabei Prätension stattfindet, wird von den Frauen, welche die Gesellschaft wirklich leiten und darauf Einfluß haben, über ihr eigenes Geschlecht eine sehr strenge Aufsicht geübt, und keine Frau, die sich Verirrungen zu Schulden kommen ließ, genießt derselben Rücksichten, wie jene von unbeflecktem Rufe.

Dieß gilt von beiden Geschlechtern. Kein Mann hat wirklichen Einfluß oder Gewicht, wenn er nicht einen sittlichen Lebenswandel führt, und es ist dieß ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit für diejenigen, welche unter ihnen in officiellen Stellungen sich befinden, oder welche öffentliche Gunst oder Unterstützung wünschen und mit der Gesellschaft überhaupt in Berührung stehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Theebau im Dheyra Dhun. Dieß wohlbekannte Thal im Himalaya wurde zur Anlegung von Theegärten besonders geeignet gefunden, und im vorigen Jahre 16 Kisten gewonnenen Thees nach London gesandt. Derselbe soll sehr guter schwarzer Thee seyn und wurde auf 2½ bis 3 Sch. das Pfund geschätzt. Die Anpflanzung wird sich wohl auf Kumaon und Gerwal ausdehnen. (Verhandlung der asiatischen Gesellschaft am 24 April.)

Tiefer Stand des Shannon. England und Irland sind dieß Frühjahr von ungewöhnlicher Dürre heimgesucht. Nach dem Examiner vom 18 Mai ist der Shannon am 3 Fuß unter die tiefste bis jetzt bekannte Wassermark gesunken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1844.

Poitiers.

(Bearn and the Pyrenees By Louisa Castello.)

Poitiers ist eine der größten Städte Frankreichs, aber schwach bewohnt, von der alten Stadt ist vieles zerstört, und die neue ist keineswegs schön. Poitiers hat in allen großen Epochen Frankreichs eine Rolle gespielt, in der gallischen, römischen, gothischen, fränkischen und englischen. Vier wichtige Schlachten wurden in der Nähe geschlagen: die von Chlodwig, Karl Martell, dem schwarzen Prinzen und Heinrich III von England. Alle diese Kämpfe hatten die wichtigsten Folgen für das Land; man zeigt diese Schlachtfelder noch jetzt, aber die Alterthumsforscher streiten sich über alle. Das Schlachtfeld zwischen Chlodwig und Alarich soll jetzt ausgemittelt seyn zu Voulon, an den Ufern des Clain, nicht zu Vouillé, wie man lange glaubte. Eben so hitzige Streitigkeiten fanden über die Niederlage Abderrahmans durch Karl Martell statt, sie scheint sich aber nicht zu Tours, Amboise oder Loches, sondern zu Moussais-la-Bataille in dem Delta zwischen der Vienne und dem Clain ereignet zu haben. Der unglückliche Kampf, in welchem König Johann und seine ganze Ritterschaft von dem schwarzen Prinzen geschlagen wurden, fiel zwischen Nouaille und Beaumont vor an einer Stelle, welche den Namen Champ de la Bataille führt, und wo man Knochen und Waffen fand. Dieß scheint den Streit darüber ziemlich zu entscheiden, obwohl es eigentlich sehr gleichgültig ist, wo diese hitzigen Kämpfe vorfielen, denn die ganze Umgegend von Poitiers besteht aus weiten Ebenen, auf denen allenthalben Armeen sich treffen konnten.

Die römischen Alterthümer zu Poitiers nehmen zuerst die Aufmerksamkeit in Anspruch, und wir gingen deßhalb gleich nach unserer Ankunft die unebene Straße de la Lamproie nach einem Gasthof, der die Inschrift führt: aux Vreux Antiquités Romaines. Der Sinn dieses geheimnißvollen Wortes ist folgender; es bestand hier früher ein Haus, das dem Bischof von Evreux gehörte, und deßhalb den Namen Hôtel d'Evreux führte. Der letzte Eigenthümer, der sich einbildete, Evreux bedeute eine Art von römischen Alterthümern, hatte den glücklichen Einfall, das Wort in „Vreux" als einfacher und ausdrucksvoller umzumodeln, und so blieb es denn. Die Vreux sind wirklich sehr merkwürdig und geben einen hohen Begriff von der staunenswerthen Größe des Amphitheaters, das hier gestanden haben muß. Der ganze Hof und die großen Gärten des Gasthauses enthalten Ueberreste von Sitzen, Stufen, Tempeln und Gewölben; ein ungeheurer Bogen ist fast schreckhaft anzusehen, und hat noch seine ganze alte Form erhalten; es scheint der Eingang für Thiere, Wagen und Gladiatorenschaaren gewesen zu seyn. Guirlanden von üppigen Reben mit weißen und schwarzen Trauben zieren jetzt die zerstörten Mauern, und Fruchtbäume wachsen auf den Terrassen. Es erfordert einige Aufmerksamkeit, um die Form des Amphitheaters aufzufassen, da so viele Häuser und Mauern rund um dasselbe erbaut sind. Die Gründung desselben wird dem Kaiser Gallienus zugeschrieben und fällt somit wahrscheinlich ins dritte Jahrhundert; es scheint größer gewesen zu seyn als das von Nismes, und es darf deßhalb nicht Wunder nehmen, daß noch so viel davon stehen geblieben ist, obwohl Jahrhunderte der Zerstörung darüber hingingen, und es fortwährend als Steinbruch benützt wurde, so oft man Baumaterialien brauchte. In einem der Quartiere der Stadt, der Rue des Arènes und der Bourg Cani, wo die ärmsten Leute wohnen, bestehen fast alle Häuser aus Kammern, die zu einem römischen Etablissement gehörten. Fast alle Dächer sind römisch, eben so Keller, Ställe und Kornkammern. Poitiers war, wie diese ausgedehnten Ruinen anzeigen, ein Platz von größter Wichtigkeit unter römischer Herrschaft.

Der Park von Blossac ist die beliebteste Promenade von Poitiers, schön angelegt und gut unterhalten. Ein Intendant von Poitou, Hr. de la Bourdonnaye-Blossac, gründete ihn im J. 1732 in der wohlwollenden Absicht während eines harten Winters den Armen Beschäftigung zu geben. Bei dem Bau wurden eine Menge gallischer Gräber und Gräburnen entdeckt, von denen einige im Museum aufbewahrt sind. Der Anblick von der Terrasse des Parks über den Clain ist sehr reizend, und man wird natürlich verleitet den angenehmen Gang fortzusetzen. Wir fanden, daß wir beim Fortgehen in dieser

Richtung auf die meisten Plätze stoßen würden, die wir sehen wollten, und da das Innere der Stadt wenig Anziehendes bietet, so beschlossen wir den Weg längs der Wälle fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Das Mittelreich, so sprechen wir Gelehrte, ist über alle Nationen der Erde erhaben, und der große Kaiser, der Sohn des Himmels, regiert über alle Länder und herrscht über alle vier Meere. Das Volk, welches ihm gehorcht, ist glücklich, diejenigen, welche ihm widerstreben, müssen untergehen. Was die Barbaren betrifft, welche an den vier Ecken der Erde wohnen, die ihm alle unterthan seyn müssen, diesen erlaubt er Tribut zu bringen, und da sie aus Mangel an Rhabarber und Thee sterben würden, so hat er ihnen auch gnädiglich die Freiheit gegeben nach Canton zu kommen und dort diese Waaren einzutauschen. Dieß ist solch ein überzeugender Beweis seiner Herablassung, daß ihre Dankbarkeit auch seiner Gnade gleichen sollte. Allein was thun diese Elenden? Sie bringen ein Gift, in Farbe und Geruch dem Kothe gleich, welches sie den Einwohnern dieses blumenreichen Landes verkaufen. Nun denke sich jemand diese unerhörte Frechheit! Wäre es nur der gemeine Pöbel, welcher durch den Gebrauch des Opiums verführt würde, so wäre dieß noch zu ertragen, an dem ist nicht viel gelegen; allein die Soldaten und ihre Offiziere nahmen so viel von diesem betäubenden Safte, daß sie ganz untüchtig für den Dienst werden. Auch die Mandarine wie ihre Untergebenen scheinen das Verbot wider den Verbrauch allgemein zu übertreten, und selbst die schlechten Verschnittenen im Palaste haben den Genuß dahin verpflanzt, so daß der Harem von dieser Ansteckung nicht mehr frei ist. Alles dieses Uebel haben nun diese Barbaren zu verantworten, und der große Kaiser mußte sie züchtigen. Er sandte seinen treuen Diener Lin, einen sehr berühmten Mann, der gar viel versprach und den Kaiser versicherte, daß er sein Leben daran setzen wolle, diesen Gräuein für immer ein Ende zu machen. Als dieser mächtige Herr nach Canton kam, verlangte er, daß alles vorhandene Gift, welches gerade damals niemand kaufen wollte, ihm übergeben werde. Dieß thaten die Kaufleute aber nicht, und daher kündigte er ihnen Gefängniß und Tod an, um es von ihnen herauszupressen. Glücklicherweise jedoch kam der barbarische Aufseher Jiüt (Elliot) nach der Provincialstadt, und war da ganz so wie ein Fisch im Netze; er gehorsamte dem mächtigen Lin und gab selbst mehr Opium hin, als er besaß. Das zeigte, daß er mit den Grundsätzen des himmlischen Reiches so ziemlich bekannt war, und daher erhielt er auch großes Lob. Lin machte ihm ein Geschenk von einer Kiste Thee, beinahe zwei Thaler an Werth, um seine Dienste zu belohnen. Um der ganzen Welt zu zeigen, daß er das Werk vollendet hatte, vernichtete Lin all das abscheuliche Gift, welches nicht hatte verkauft werden können oder von den Behörden nicht gestohlen worden war, und schrieb dann zwei ernste Briefe, den Potentaten der Barbaren gebietend, sie sollen keine Erlaubniß mehr zur Ueberfahrt des Opiums geben und in Person jedes Schiff durchsuchen, damit die Schiffer nicht die strengen Gesetze des Mittelreiches übertreten möchten. Ueberdieß gebot er jedem Fahrzeuge, welches nach Whampo ging, sich zu verbürgen, daß kein Opium an Bord sey; im Fall aber ein Loth entdeckt würde, so sollten der Capitän und die ganze Schiffsmannschaft den Tod erleiden. Dazu wollten sich jedoch die rothen Barbaren nicht verstehen, worauf Lin, um ihnen ein Exempel zu geben, verschiedene ihrer Leute morden ließ; er steckte auch ein spanisches Schiff in Brand und trieb die ganze Brut von Macao hinweg. Obgleich nun die Leute, welche er tödtete, ganz unschuldig waren, so dachte er doch weise zu handeln, um dadurch die Schrecken des himmlischen Reichs unter allen Barbaren zu verbreiten und sie recht zu demüthigen. Dieß rothe Geschlecht war noch nicht mit dieser Warnung zufrieden; sie kamen mit zwei kleinen Kriegsfahrzeugen nach dem Ausflusse des Tschukiang, wo dann unsere fürchterliche Seemacht sie zertrümmerte; denn obgleich unsere Dschunken sanken und eine große Anzahl unserer Leute das Leben verlor, so war doch der Sieg, wie man verkündete, unser. Der Admiral Kuan hatte, beim Maste stehend, der ganzen Schlacht zugesehen, und ohne Zweifel dadurch genugsam bewiesen, daß er den Feind überwunden habe. Lin war anfänglich sehr betrübt, nachher faßte er sich aber und sandte einen Bericht an den Hof, und beschrieb den Untergang der Barbaren, wofür auch der große Kaiser sowohl ihn als den Admiral belohnte. Damit der Leser nicht erstaunen möge, so mag er wissen, daß man bei uns größere Siege mit dem Pinsel als mit dem Schwerte erringt, und bedenken, daß unsere Mandarine auf diese Weise immer fechten. Dieß wird dir den richtigen Aufschluß über die künftigen Begebenheiten geben.

Der Sohn des Himmels war nun überzeugt, daß er die rebellischen Barbaren züchtigen könne, und nahm daher den Vorschlag Lin's an, für immer die Thüre des Himmelshofes zu verschließen; dieß sey ihnen ein Todesstoß, denn diese Fremden sind sehr geldgierig. Sie gebrauchten jedoch allerlei List und Ränke, und obgleich sie alle hinweggejagt waren, so kamen sie doch wieder, machten Verträge mit den übrigen barbarischen Horden, worunter vorzüglich die Leute der Blumenflagge (Amerikaner). Daher schien es dem Kaiser auf Anrathen des Stadtdirectors von Peking am besten, für die Zukunft den ganzen fremden Verkehr abzuschneiden und alle Schiffe, zu welcher Nation sie auch gehören möchten, sobald sie in die innern Wasser des Mittelreichs kämen, durch Taucher und Schwimmer anfallen und sie in den Grund bohren zu lassen. Leider, sagen unsere Gelehrten, wurde diese große Unternehmung nicht zur Ausführung gebracht, und daher schwärmten die Barbaren noch immer in allen Gewässern

herum, das kaiserliche Verbot mißachtend, was doch sicherlich ein sehr sprechender Beweis ihrer Hartnäckigkeit gewesen ist.*)

Rücksichtlich des Opiums muß ich bemerken, daß Lin dem Kaiser versicherte, dem ganzen Unwesen ein Ende gemacht zu haben. Der erhabene Herr belohnte auch seinen treuen Diener und gab ihm eine Pfauenfeder, die er beständig an seiner Mütze trug. Zur Förderung dieser großen Angelegenheit hatte Lin durchs ganze Land Spione bestellt, die sich nach den Schmauchern umsehen sollten; über zehn Häuser war immer ein Aufseher, so daß es ganz unmöglich war, den tödtlichen Dampf des Giftes einzuhauchen. Welche Weisheit war in allen diesen Maßregeln, und wie wurde dadurch das Ansehen der Gesetze behauptet! Ach, die Gefängnisse waren aber voll Angeklagter, welche langsam in den Kerkern verfaulten, der Handel im Innern war ganz und gar zu Ende und Mißtrauen herrschte durch das ganze Land. Allein die Beutel der Mandarinen füllten sich, und wir verhinderten die Ausfuhr des feinen Silbers, welches früher in vielen Millionen für diesen verderblichen Saft dahin gegeben wurde. Welch ein Triumph für Lin, der sich natürlich über die Maßen freute, ungeachtet die große Schmuggelei in Opium, welche früher nur an einem Orte regelmäßig statt fand, jetzt längs der ganzen Küste von Kuangtong, Fokien und Tschekiang getrieben wurde; denn die Barbaren sind immer listig und gewinnsüchtig. Auch stieg jetzt, als Lin der Große den ganzen Vorrath des Opiums vernichtet hatte, der Preis gar sehr, und die Kaufleute, welche sonst bankerott geworden wären, gewannen nun Hunderte und Tausende von Liang, ja einige trugen beinahe eine Million hinweg und waren unserem Staatsmanne für seine strengen Maaßregeln vielen Dank schuldig.**) Hierum bekümmerte man sich aber nicht, war doch auf dem Papiere ein für allemal festgesetzt, daß der Schleichhandel ausgetilgt sey. Der große Himmelssohn glaubte dieß auch und machte bekannt, daß jedermann, der nach Jahresfrist den verbotenen Mohnsaft rauchen würde, den Tod erleiden sollte. Es bebte das ganze Volk voll ängstlicher Besorgniß, rauchte jedoch dessen ungeachtet.

*) Die Beschränktheit der Sinomandschu-Regierung ist in Wahrheit mährchenhaft. So ward unter andern den Generalen besonders anempfohlen, die englischen Soldaten niederzuwerfen, denn wenn sie lägen, könnten diese Krieger ihrer engen Beinkleider wegen nicht mehr aufstehen; man solle auch einige Dollars unter sie werfen, sie würden dann vor allem nach dem Gelde greifen und in Unordnung gerathen u. s. w. u. s. w.

**) Zur Zeit als Lin die Ablieferung des Opiums erzwang, war der Markt sehr überführt und es wagten keine Käufer aus Furcht vor der Strenge der Regierung hervorzukommen. Es waren über 20,000 Kisten in China, 20,000 in Bengalen und an 12,000 in Bombay vorräthig, also zusammen 50,000 Kisten. Ueberdieß stand die neue Ernte bevor; der höchste jährliche Verbrauch des Opiums in China überstieg aber niemals 24,000 Kisten. Die Vernichtung des Opiums gereichte demnach bloß zum Vortheile der Schmuggler; sie erhielten später von der Brandschatzung Cantons viel größere Summen als die Waare damals werth war. Schreiben des Capitän Elliot vom 19 Jan. 1842 in der dem Parlamente vorgelegten Correspondence relative to the actual value of the Opium 1843.

Das Ministerium zu Peking erließ nun eine Proclamation an das Volk des Inhaltes, daß das ganze Erdenrund dem Kaiser huldige, daß die ganze Schaar der Barbaren sich ihm unterworfen und der unerschütterliche Held Lin ihre Schiffe verbrannt habe. Der Sohn des Himmels wäre sich seiner unwiderstehlichen Macht bewußt, und erkläre hiemit einen ewigen Krieg wider die Fremden. Dieß war zu Anfang des zwanzigstens Jahres Tavkuang, März (1840). Wie erstaunte man aber am Hofe, als man von der Ankunft einer barbarischen Flotte hörte, mit rothen Soldaten und einer Menge schwarzer Räuber, die nach Tschusan segelte. Dort verlangten diese unverschämten Diebe, wie man sie nannte, die Uebergabe der Insel, die sie bis zur gütlichen Beilegung der Streitigkeit behalten wollten. Der Admiral, der in diesen Gewässern commandirte, war nicht so leicht in Schrecken zu setzen, und wären die Matrosen und Seeleute nicht alle davongelaufen und er selbst nicht verwundet worden, so würde er gewiß gesiegt haben. Nun fiel aber diese wichtige Inselgruppe in die Hände dieser Bösewichter. Zu Hiamen (Amoy) jedoch war dieß anders; eines ihrer Schiffe war dorthin gegangen, um einen Brief des Barbarenministers zu übergeben. Der Commandant dieser Stadt wurde darüber ganz böse und bohrte das Kriegsfahrzeug in den Grund, welches jedoch, nachdem es das Fort in einen Schutthaufen verwandelt hatte, durch die Flucht entkam.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Nachrichten aus Frankreich.

Die Minister des Innern, des öffentlichen Cultus und des öffentlichen Unterrichts führen gegenwärtig einen thätigen Krieg gegen alle Küster und Geistliche, welche entweder in den Tagen des frühern Vandalismus das Innere ihrer Kirchen weiß übertünchen ließen oder aus archäologischer Unwissenheit diese Abscheulichkeit noch jetzt begehen. Kürzlich wurde ein bedeutender Theil des Innern der Kirche St. Germain des Prés seiner widerlichen Decke entkleidet und schöne Marmorschäfte kamen zum Vorschein. Eben derselbe Architekt, der vor 30 bis 40 Jahren diese Tünche auflegen ließ, mußte sie auch jetzt wieder abnehmen lassen. Zu Nevers, wo die St. Stephanskirche wegen ihres architektonischen Reichthums wohl bekannt ist, beabsichtigte man schon lange die Kirche weiß anstreichen zu lassen, und die „namenlose" That wurde auch im vorigen Jahre begangen. Der Minister erhielt zuvor Kunde von der Sache, vernachlässigte aber die Warnung, sprach nachher seinen heftigen Tadel darüber aus und befahl die Ueberweißung auf Kosten der Gemeinde wieder abzunehmen, — Anstreichen und Abnehmen kosteten eine nicht unbedeutende Summe. Dieser Geist der Kirchenrestauration scheint sich immer mehr auszubreiten. (Lit. Gaz. vom 18 Mai.)

Spanische Culturbilder.

Erste Skizze.

(Schluß).

Die ungemeine Freiheit im Sprechen, besonders über Gegenstände, auf welche die Frauen um ihrer selbst willen keine Anspielungen dulden sollten, hat gleichfalls vielen Irrthum veranlaßt. Diese Art der Con-

versation verdient großen Tadel, was den guten Geschmack betrifft, doch macht sie noch keine Lasterhaftigkeit aus; eben so wenig beweist eine artige und leichte Abweisung einer ungeeigneten Forderung, statt daß sie wie in andern Ländern das Gefühl des sittlichen Unwillens erwecken sollte, für die Verdorbtheit des Individuums. Das Auge wird in Spanien nie wie in den meisten übrigen Ländern durch jene Verletzung der Sittlichkeit in den Individuen, welche ihr Leben auf Kosten lasterhafter Gewohnheiten fristen, beleidigt. In der Hauptstadt wie in den Seehäfen ist natürlich, wie auch anderwärts, Ueberfluß an dergleichen; aber im allgemeinen ist es hier ganz anders, und man kann an einem Abend in London zehnfach mehr Ekel erregende Lasterhaftigkeit zur Schau gestellt sehen, als in ganz Spanien während eines langen Zeitraums. Das Unglück und die Armuth der Zeit nebst der Leidenschaft für den Luxus in Kleidung, der hauptsächlichsten Ursache weiblicher Ausschweifungen in ganz Europa, bringen ohne Zweifel auch in Spanien ihre Wirkung hervor und man könnte leicht Beispiele davon auffinden; aber eben so leicht könnte man von dem edelsten und uneigennützigsten Widerstande gegen Versuchung Belege erhalten.

Was so eben in Beziehung auf die Lage des weiblichen Geschlechts in Spanien bemerkt wurde, findet auch in der Beobachtung von dem gewöhnlichen gegenseitigen Betragen seine Bestätigung. In keinem Lande werden die Frauen mit mehr wahrer Achtung und Ehrerbietung und zugleich aber mit größerer Freiheit und Rückhaltslosigkeit behandelt als hier. Derselbe Grad von Achtung gesellt sich nie zu einer erschlafften Moral und ist damit ganz unverträglich. Die jungen Leute von beiden Geschlechtern leben in den vertrauteren Cirkeln auf einem freien Fuße miteinander, mit dem feinsten Tact und der größten Zartheit, die sich nicht nur mit der Tugend vertragen, sondern mit allen andern Gewohnheiten unvereinbar sind. Diese unbegränzte Vertraulichkeit setzt sich öfters bis in das spätere Leben fort, und es ist nichts Seltenes, mit Leuten zusammen zu kommen, welche einander viele Jahre hindurch jeden Tag gesehen haben. Ist man einmal vertraut, so ist nichts angenehmer, als der Umgang mit einem ächten, wohlerzogenen Spanier. Cervantes hat einen Satz aufgestellt, welcher die ganze Lebensweise hinsichtlich des Benehmens regulirt: „Sin discrecion no hay gracia,“ indem er damit meint, daß zwischen Heiterkeit und Rückhaltslosigkeit eine Gränzlinie ist, die nicht überschritten werden darf.

Eben die Kenntniß dieser Gränzlinie ist es, welche den Reiz und die Anmuth der Nationalsitten bildet. Im allgemeinen erzeigen sich sowohl Individuen wie ganze Classen einander die größte Hochachtung; dieß sowohl als die Achtung, die man sich selbst schuldig ist, machen die wahre Würde aus, wovon man hier mehr als in allen Ländern sieht, und welche dem Volk angeboren zu seyn scheint. Die auffallendste Verschiedenheit macht sich in dem Benehmen der Franzosen, in derselben Classe der Gesellschaft, welche man in der großen Welt sieht, bemerkbar, wie jeder, der in dem Lande bekannt ist, wahrgenommen hat. In den Manieren dieser und der Italiener, doch bei letztern in weit geringerem Grade, kann man den Unterschied zwischen bloß mechanischer Aufmerksamkeit und Höflichkeit und jener, die sich auf wahrhafte Galanterie und Achtung gründet, wahrnehmen. Die Geschichten, welche von den Ueberresten ritterlichen Gefühls gegen das schöne Geschlecht erzählt werden, sind vollkommen wahr. Die Reste der Sitten aus jenem Zeitalter, welche in gleicher Weise von Mauren und Christen getheilt wurden, sind noch stark mit den Gebräuchen eines jeden Theils von Spanien vermischt. Nichts in irgend einem Lande Europa's läßt sich mit den galanten Sitten der Majos in Andalusien vergleichen, wenn sie an den Fiestas oder bei den geselligen Zusammenkünften um ihre Bräute werben und ihnen den Hof machen. Die Bewohner des südlichen Frankreichs und von Italien, welche dieselben Gebräuche befolgen, sind im Vergleich mit ihnen tölpelhaft und bäurisch. Die Frauen werden nicht aus ihrer Sphäre und Stellung herausgetrieben, wie in einigen Ländern, wo die Sitten mehr modern sind, und ihr Benehmen ist stets leicht, natürlich und höchst weiblich. Ihre Stimmen sind zuweilen wohl kräftig, aber immer in einem gewissen Gegensatze zu denen der Männer, deren Betonung sogar noch tiefer ist als jene der Italiener. In vielen Gegenden, zumal in den maurischen Provinzen, sind die süßesten Stimmen in der Welt. Es gibt dort eine Art von Stimme, die diesem Lande ganz eigenthümlich ist, von schmelzenden und flüssigen Tönen, welche je nach Willkür leicht von den sanftesten bis zum stärksten abwechseln.

In den höhern Ständen sieht man zuweilen Frauen, deren Haltung ganz dem entspricht, wie wir uns die hochgeborenen Damen des Ritterthums denken, die, wenn sie je irgendwo lebten, nun verschwunden sind. Selbst in Spanien sind sie selten, doch im südlichen findet man sie noch. Ein angesehener Mann aus Andalusien war wegen eines politischen Vergehens zum Tod verurtheilt worden. Seine Frau suchte um eine Audienz bei dem König Fernando VII nach, die, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, gewährt wurde, und sie vertheidigte die Sache ihres Mannes mit solcher Kraft und solchem Nachdruck, daß er nicht bloß Verzeihung, sondern überdieß eine Anstellung erhielt. In sehr vielen Fällen, die während meines Aufenthalts in Spanien mir bekannt wurden, bewirkte die Gewandtheit der Frauen, welche sich zu diesem Zweck nach der Hauptstadt verfügten, Verzeihung oder Milderung der Strafe.

Das Flechten ihrer schönen Haare gehört zu dem Vergnügen der jungen Frauen, welche häufig einander in dieser Absicht besuchen und einen Theil ihrer Zeit in dieser harmlosen Erholung hinbringen. Was die Mantilla betrifft, so ist sie meines Erachtens die schönste bis jetzt von Frauen erfundene Kleidung. Das Verbot, die Kirche anders als verschleiert zu betreten, wird so strenge gehandhabt, daß Frauen, die aus Unachtsamkeit dagegen handelten, genöthigt wurden, die Kirche wieder zu verlassen. Eine andere wichtige Ursache für die Beibehaltung der Mantilla liegt in der Gefühlsart der mittlern und niedern Stände, welche die Einführung eines Costüms befürchten, welches sie nicht erschwingen könnten. Ich hörte die Frauen häufig sagen, daß dieß allein sie verhindere, auf dem Paseo in Hauben zu erscheinen, und an vielen Orten, besonders im Süden, will noch jetzt das Volk nicht zugeben, daß ein fremdes Costüm erscheine.

Der Bankier Brown in Liverpool, dessen Geschäfte im Jahre 1836 die ungeheure Summe von 10 Mill. Pfd. St. umfaßten, wurde durch den Fall der amerikanischen Banken in Verlegenheit gebracht. Jede Stadt, fast jedes Handelshaus auf der Westküste Englands wäre durch den Fall dieses Hauses empfindlich getroffen worden. Da trat die Regierung dazwischen und unterstützte das Haus, indem sie ihm gestattete, bis zum Betrag von 2 Mill. Pfd. St. auf die Bank von England zu ziehen — gewiß die größte Summe, welche je eine Regierung einem Privatmann anvertraute. Das Haus zog indeß nur zwischen 8 und 900,000 Pfd. St., hat auch diese seitdem zurückbezahlt und sich völlig frei gemacht. (Morning Chronicle vom 17 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1844.

Der Freibrief der englischen Bank.

England benützt jezt die Lehren, welche die bittern Erfahrungen Nordamerika's, fast mehr noch als seine eigenen, ihm gegeben haben. Die furchtbare financielle Krisis, welche über Nordamerika hereinbrach, hatte ihren Grund ganz allein in dem falschen Grundsaz, daß man das Papiergeld nach Gefallen vermehren, und daß auch andere als der Staat es ausgeben dürften. Vor zehn Jahren noch zweifelte in Nordamerika kein Mensch an der Berechtigung der Privatbanken, Scheine auszugeben, ja selbst viele Privatpersonen nahmen sich das Recht heraus, Scheine auf sich selbst auszustellen und in Umlauf zu setzen. Die furchtbare Erfahrung, welche das Land in den Jahren 1837 bis 1840 gemacht, hat eindringlichst die Lehre eingeprägt, daß nur der Staat Papiergeld ausgeben darf, ebenso wie auch der Staat allein Münze schlägt. Dieser Grundsatz ist in Nordamerika zwar nicht dem Namen, wohl aber der Sache nach durch Beschränkung der Banken in Ausführung gebracht worden, und das Baargeldsystem der Regierung hat im Laufe weniger Jahre einen soliden Reichthum an die Stelle eines Luftgebäudes gesetzt, welches der erste rauhe Wind umstieß. England leidet an demselben Uebel, an welchem Nordamerika gelitten hat, an der Macht der Privatbanken, Bankscheine nach Gefallen auszugeben. Wenn die Folgen bisher nicht so furchtbar waren wie in Nordamerika, so lag der Grund hauptsächlich nur in dem Daseyn der englischen Bank, welche durch ihre Uebermacht den Privatbanken einen heilsamen Zügel anlegte, während sie selbst durch ihre Verbindung mit der Regierung in Schranken gehalten wurde. Das Uebel war indeß nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden, und einzelne Banken machten, wie auch Sir R. Peel in seiner Rede auseinandersetzte, so schändliche Bankerotte, wie nur immer die nordamerikanischen. England hat jezt, freilich in seiner Weise, das von Amerika eingeschlagene Verfahren nachgeahmt, ja die von dem Präsidenten Tyler vorgeschlagene Maaßnahme zur Begründung eines Staatspapiergeldes scheint fast wörtlich den Vorschlägen Peels zu Grunde zu liegen, und das englische Geldwesen wird jezt auf eine Art eingerichtet, daß mit der geringen Ausnahme von 14 Mill. Pfd. St., welche nur auf den Credit der Regierung fußen, alles umlaufende englische Papier nur noch eine metallische Grundlage hat. Zu der Annahme dieses Systems mochten die Maaßregeln der amerikanischen Regierung auch indirect beitragen, denn England sucht auf diese Weise dem Ausströmen des baaren Geldes nach Nordamerika wo möglich einen Damm entgegenzusetzen, aber indem es ganz zur Metallwährung zurückkehrt, und somit den fictiven Preisen mehr und mehr entsagt, werden auch die künstlich erhaltenen hohen Kornpreise und die zur Kriegszeit in Papier gemachte Staatsschuld immer lästiger; die Masse des Volks, welche von der Hand in den Mund lebt, wird immer weniger fähig starke indirecte Steuern zu zahlen, und die Last muß nothgedrungen immer mehr auf die Schultern der Reichen gelegt werden.

Poitiers.

(Schluß.)

Diese Wälle haben eine bedeutende Ausdehnung und sind ausnehmend freundlich. Allenthalben sieht man Reste von alten Thürmen und Wallmauern, unten strömt klar und glänzend der Fluß dahin, und jenseits sind wellenförmige Höhen, während hie und da Haufen von grauen, eigenthümlich geformten Felsblöcken bald tempel-, bald thurmartig sich aus dem grünen Boden erheben. Hier findet sich ein sogenannter Pierre levée, ein Dolmen aus der Druidenzeit, an den sich allerlei wunderliche Heiligensagen knüpfen, woran ohnehin die Stadt und Umgegend sehr reich ist.

Eines der interessantesten Denkmäler in Poitiers ist das Museum, ein römischer Bau — Tempel oder Grab — fast ganz erhalten, und weniger verlezt, als man erwarten sollte; es werden alle Alterthümer, die man in verschiedenen Perioden sammelte, darin aufgehoben. Das Gebäude hat hinsichtlich seiner Bestimmung allerlei Aenderungen erfahren, es war eine Kirche, dann eine Glockengießerei, dann ein Depot für Armensuppen und eine Manufactur; endlich erhielt es

die Gesellschaft für Alterthumskunde, und so wird es wohl sobald keinen Wechsel mehr erfahren. In diesem Tempel sieht man allerlei Schätze der gallischen, römischen und mittelalterlichen Kunst, römische Grabsteine, römische Altäre, Vasen, Capitäle und Töpfergeschirre, was alles in der Umgegend von Poitiers aufgefunden wurde; ferner ein Stück schönen Schnitzwerks aus dem zerstörten Schlosse Bonnivet und zahlreiche Reste verheerter Kirchen.

Unter den Schätzen ist ein Steinblock, welcher der Jungfrau von Orleans als Stufe gedient haben soll, als sie in voller Rüstung sich zu Pferde setzte, um Karl VII auf seinem Krönungszuge zu begleiten. Auch ward ein Stein aus der alten Kirche St. Hilaire gezeigt, der wenn man darauf schlägt, einen solchen Gestank von sich gibt, daß man sich ihm nicht nähern kann. Die Kirche soll aus solchen Steinen aufgebaut gewesen seyn, so daß die Arbeiter beim Bau hinreichend zu leiden gehabt haben müssen. Es ist eine Art Kalk,*) den mehrere französische Naturforscher in den Pyrenäen, an der Rolands Bresche und auf der Höhe des Montperdu, gefunden haben. Einige Marmorarten haben dieselbe Ausdünstung; da der Geruch sich aber nur dann kund gibt, wenn man den Stein mit einiger Gewalt schlägt, so benützt man sie nichtsdestoweniger zum Bauen.

Im Innern von Poitiers finden sich sehr bedeutende Gärten und Felder; die offenen Plätze sind ungeheuer, aber nirgends findet sich eine Anmuth im Bau oder in der Anordnung der Gebäude, denn die Vierecke sind von unregelmäßigen Häusern mit verfallenem Aussehen umgeben; das Pflaster ist uneben und Reinlichkeit eben kein Charakterzug des Orts. Die Kirchen sind ausnehmend merkwürdig, obgleich fast durchaus so verwittert, daß man einen Ruinenhaufen vor sich zu sehen glaubt. Dieß ist namentlich der Fall mit der Notre-Dame-Kirche vor dem großen Marktplatz. Ich habe nie eine Kirche gesehen, die einen so eigenthümlichen Eindruck auf mich machte, nicht wegen ihrer Schönheit und Zierlichkeit, sondern wegen des eigenthümlich zerstörten Zustandes, worin sie über die benachbarten Gebäude sich erhebt, als gehöre sie einer andern Welt an. Die Masse von incrustirten Figuren, Bögen in den Bögen, Nischen, Thüren mit zahllosen Säulen, Zierrathen, Heiligen, Wölbungen, Medaillons verwirren den Sinn und die Augen. Alle Politur ist weg, und die Oberfläche sieht so zerfallen aus, daß man glaubt, die rohen aus einander gerückten Steinmassen könnten unmöglich mehr zusammenhalten; untersucht man aber den Bau näher, so findet man, daß alles fest und stark ist, und daß man selbst jetzt noch nur mit angestrengter Gewalt das Gebäude niederwerfen könnte.

Die eigenthümliche Farbe des Steins vermehrt noch die Seltsamkeit des Eindrucks, denn er sieht aus wie altes Elfenbein, und all das zierliche Schnitzwerk gleicht einem durch das Alter gelb gewordenen Elfenbeincabinet. Eine lange Reihe bildlicher Vorstellungen aus der heiligen Geschichte, von der Scene im Paradiese an, findet sich auf dieser merkwürdigen Façade; vieles darunter ist noch nicht erklärt. St. Hilaire, St. Martin und alle Heiligen des Kalenders füllen noch, mehr oder minder entstellt, die Nischen; Reihe um Reihe, sitzend und stehend, zieren sie in verschiedenen Abtheilungen die Wände, Engelchöre, Cherubinenschaaren umgeben heilige Figuren von bedeutender Größe, und wenn man bedenkt, daß alles dieß einst vergoldet und mit Farben bedeckt war, so kann man sich kaum etwas glänzenderes und imposanteres denken. Das Innere litt furchtbar durch den fanatischen Eifer der Protestanten, welche Gräber und Altäre mitleidslos zerstörten. Eine Gruppe, das Begräbniß Christi, ist wegen der Einzelnheiten des Costüms und der Vortrefflichkeit der Ausführung bemerkenswerth; sie wurde aus der Dreifaltigkeitsabtei hieher gebracht, und scheint aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts zu seyn; die Figuren sind in Lebensgröße, und die ursprüngliche Bemalung ist noch vorhanden; die anatomische Ausführung ist getreu bis zum Uebermaaß, und die Vollendung der einzelnen Theile bewunderswerth.

Die heilige Radegond ist die größte Heilige der Stadt, einst die Gemahlin Clothars I; sie baute ein Nonnenkloster und wurde hier von dem berühmten Gregor von Tours im Jahre 587 beerdigt. Das ganz einfache Grab von schönem schwarzem Marmor findet sich in einer unterirdischen Capelle und ist das Ziel vieler Pilgerfahrten. Im J. 1562 wurde das Grab von den Protestanten verwüstet, doch später ziemlich leidlich wieder hergestellt. Nahe bei der Kirche der heil. Radegunde ist die Kathedrale zu St. Peter, von Heinrich II von England gebaut, eine schöne Probe des großartigsten Styls, doch sind die Schiffe etwas zu niedrig. Die Hauptportale sind ausnehmend schön verziert, und die Thürme sind äußerst elegant, aber die neuern Restaurationen sind sehr unpassend, und das modern gemalte Glas, das an die Stelle des alten kam, ist ganz schlecht.

Der alte Palast der Grafen von Poitou ist jetzt das Gerichtsgebäude. Wir waren im Suchen danach mehrmals an einem schönen griechischen Porticus vorüber gekommen, denn wir erwarteten einen gothischen Eingang zu dem alten Bau, von dem nur noch ein Theil steht, nämlich ein prächtiger von runden Bogen und zierlichen Pfeilern umgebener Saal mit schönem Schnitzwerk und einem alterthümlichen Plafond von Kastanienholz. Außerhalb ist dieser Saal mit Bildern der Beherrscher von Poitou geschmückt, wir konnten sie aber nicht sehen, da das ganze Gebäude von Privatwohnungen eingeschlossen ist, so daß man den Saal nur von den Gärten und Fenstern derselben sehen kann. Es ist nur zu bedauern, daß von dem ursprünglichen Bau so wenig übrig ist, und daß das Neuhinzugekommene sich so wenig mit dem Alten verträgt, denn nichts kann ungeeigneter seyn, als die classische Vorhalle zu dem normännischen Saal.

*) Calcaire hépatique, von den Geologen auch Stinkstein genannt.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Sobald der Kaiser von diesem gewaltthätigen Treiben hörte, so verabschiedete er den Fujuen (Regierungsdirector) von Tschekiang; denn obgleich dieser Mann keine Soldaten unter seinem Befehle hatte, so hätte er ja die Landwehr ins Feld führen und das erbärmliche, fremde Gesindel zurückschlagen können. Dieß that aber diese feige Memme nicht, und daher wurde er, obgleich ein Mandschure, ins Exil gesandt, um seine Schuld zu büßen. Der friedlebende, alte Ilipu nahm seine Stelle ein, und ihm gebot der Kaiser Linienschiffe so groß wie die englischen zu bauen. Dieser erließ deßhalb seine Befehle an den Inspector der Kriegsangelegenheiten, welcher, da er sie unausführbar fand — der arme Mann hatte nie etwas anderes als Dschunken gesehen — sich den Hals abschnitt, um seine Treue im Tode wie im Leben zu bezeugen.

Diese fremden Diebe zogen dann nach der Mündung des Peho, um eine Bittschrift darzureichen. Damals war der berühmte Kischen Statthalter der Provinz Tschili, und er dachte ganz anders als andere Leute, denn er sagte, anstatt dieses Gesindel sogleich mit dem Tode zu bestrafen, wie es dem großen Kaiser gebühre und wie sie es reichlich verdient hätten, müsse man die Barbaren mit Höflichkeit loszuwerden suchen. Zu diesem Ende hielt er es für das Beste sie nach Canton zurückzusenden, wo sie ganz unschädlich seyn würden. War dieß nicht Staatskunst und Großmuth zugleich? Obgleich der Kaiser keine großen Schiffe hatte, so hätte er ja doch durch Fischerkähne die Fregatten und Linienschiffe verbrennen können. Kischen handelte jedoch viel menschlicher und ließ den Barbaren das Leben, wofür sie sich nie dankbar bezeigten. Wie verdorben diese Leute seyn müssen, sprach ich damals noch mit den andern, daß sie solche Wohlthaten nicht erkennen wollten! Zu der Zeit war ich gerade der erste Beamte der Stadt Tseki unfern der Küste, Tschusan gegenüber. Ich faßte den Entschluß, die rothen Schelme mit meinen Fischerbooten zu vertilgen, allein die Einwohner wollten sich ganz und gar nicht dazu verstehen und sie liefen hinweg, worüber ich mich sehr ärgerte. Ich würde jedoch meine Absichten in Ausführung gebracht haben, wenn die Barbaren nicht bald darauf einen Vertrag mit Kischen geschlossen hätten. Der gute Kaiser, welcher mein von Vaterlandsliebe entflammtes Herz kannte, belobte mich mit einer Pfauenfeder, was mich gar sehr erfreute.*)

Kischen sagte den Barbaren, daß er alle ihre Klagen in Betrachtung ziehen, den Kaiser hievon unterrichten und ihnen bündige Auskunft geben werde. Nun war aber der Brief ihres Ministers in solchen rauhen Ausdrücken abgefaßt, daß der Inhalt das kaiserliche Ohr würde beleidigt haben; daher machte der Staatsmann einen Auszug, worin die ganze Sache nach unserer Weise dargestellt wurde. Sobald Taokuang diese Schrift erblickte, sagte er: die Barbaren sind sehr gehorsame Leute. Sind sie doch eine solche Länge Weges gekommen, damit ich Schiedsrichter sey zwischen ihnen und meinem Diener Lin. Man möge sie nun als Supplicanten behandeln. Zu gleicher Zeit befahl er aber eine Armee zu versammeln. Man brachte in der That einen gewaltigen Haufen zusammen; die Soldaten waren mit Spießen, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, einige derselben hatten auch Luntengewehre. Um nun den beiden Ilüt *) mehr Ehrfurcht einzuflößen, so lud er sie zu einer Zusammenkunft in einem prächtigen Zelte, in der Nähe dieser Heldenschaaren. Das Haupt der Barbaren war jedoch nicht zugegen, denn er war nach der zehntausend Meilen langen (d. h. nach der großen) Mauer gegangen, um sich dort an der Größe des Alterthums zu ergötzen. Da stand nun Kischen nicht mit der gebietenden Würde da, die immer dem Staatsmann eigen seyn sollte, und in höherem Grade, wenn er sich in Gesellschaft der Barbaren befindet, sondern als schmeichelnder Höfling, lieblich und schönredend, als ob er ein Untergebener sey. Er belehrte jedoch den Ilüt, wie er sich in Zukunft hinsichtlich des Opiums zu betragen habe, denn er glaubte, sobald die rothen Barbaren ihren Vorsteher für die Einfuhr des Mohnsaftes verantwortlich machen wollten, so würde man keinen mehr einführen; geschähe es aber doch, so hätte man ja nur den einzigen Mann zum Tode zu verurtheilen und die andern würden dann große Furcht haben. Dieß war auch Lins herrlicher Plan, wider dessen Ausführung sich aber der genannte Ilüt sträubte und dem Minister versicherte, daß solches unausführbar sey, weil die westlichen Nationen sich nicht dergleichen Zwang unterwürfen. Ilüt war jedoch für einen Barbaren bescheiden genug, und nachdem er alle Kriegszurüstungen mit eigenen Augen angesehen hatte, ließ ihn Kischen dahinziehen, ohne irgend eine verständliche Antwort auf alle seine Fragen gegeben zu haben. Um die Barbaren mürbe zu machen, zog er die Unterhandlungen in die Länge; als sie aber etwas Bestimmtes hören wollten, da schrieb ihnen der Herzog — Kischen hatte diesen Rang — daß sie schleunigst nach Canton gehen müßten, wo er selbst die Sachen untersuchen würde. Diese Nachgiebigkeit war eine Folge ihrer Ehrerbietung und des Gehorsams, mit welchem sie die Befehle des großen Kaisers angenommen hatten. Ja Kischen gab ihnen selbst Rinder, denn sie waren von Hunger und Krankheit ganz aufgerieben, und versprach gleichfalls, daß so lange als die Unterhandlungen dauern würden, ein Waffen-

*) Schu gibt jetzt einen Ueberblick der Geschichte der Mandschu, den wir übergehen; er zählt alle Völker auf, Mongolen, Russen, Turkmanen, Cochinchinesen und Birmanen, welche ihren Waffen unterlagen. Der Mandarine nimmt dann wieder den naiven Ton seiner Landsleute an und erzählt, was damals im ganzen Reiche geglaubt wurde, Kischen sey ein Verräther seines Vaterlandes gewesen; er hätte auch diese Barbaren durch die majestätische Macht der goldenen Dynastie vernichten können, er habe sie aber, durch große Bestechungen gewonnen, entschlüpfen lassen.

*) Admiral und Capitän Elliot.

stillstand stattfinden solle. So sandte er dann die ganze Flotte hinweg, noch nie waren so viele Barbaren mit einemmale zu Wasser angekommen. Der Kaiser war sehr erfreut, daß er ihrer los geworden ist, obgleich, wie gesagt, Kischen sie hätte vernichten sollen. Als sie aber von Ilipu ihre Gefangenen zurück haben wollten und deßhalb eine Menge Dschonken, die sie genommen hatten, frei ließen, da sagte ihnen dieser tüchtige Beamte, daß dieß nie geschehen könnte, wenn sie nicht Tschusan dem rechtmäßigen Herrn zurückgeben würden.

Kischen zögerte immer mehr, um die Geduld der Rebellen zu prüfen, dann erklärte er ihnen, daß der Kaiser wieder den Handel wie ehemals erlauben wolle. Damit waren sie jedoch nicht zufrieden und fingen, unbändigen Thieren gleich, Streit an. Wären unsere Soldaten nicht ausgerissen, so möchten sie nie im Stande gewesen seyn die Forts zu erobern. Wir hatten Bauern und Soldaten, Landwehr und allerlei Art von Truppen zusammengebracht. Das Schlimmste war jedoch, daß während die einen die Kanonen abfeuerten, die andern hinwegliefen, so daß am Ende niemand mehr da war, um sie zu laden. Der Commandant focht mit seinen Zähnen, und verschiedene Krieger übergaben sich dann erst, nachdem sie ihre Luntenflinten abgefeuert hatten. Wären nur die Forts nicht verloren gegangen, so wären wir ohne Zweifel wieder siegreich gewesen; allein dieß war Kischens Schuld.

Dieser arme Mann wurde nachher so von Furcht ergriffen, daß er den Barbaren die Insel Hiangkiang *) überließ und ihnen noch andere Freiheiten und Wohlthaten gewährte. Er wußte, daß der Kaiser dieß nie zugeben würde, daher machte er dieses Versprechen nur unter der Bedingung, daß der Hof erst seine Zustimmung gewähren müßte; doch ehe dieß geschehen, sollte die Insel Tschusan zurückgegeben werden, was denn auch der Ilüt gleich gethan hat. Kischen freute sich gar sehr, daß er die Barbaren betrogen habe. Da kam aber gleich ein fürchterlicher Befehl vom Kaiser, sie alle augenblicklich zu vernichten und nicht einem einzigen Schiffe die Rückkehr zu erlauben. Was sollte nun der Herzog thun? Kischen handelte vertheidigungsweise, weßhalb die Festungen an der Tigermündung verloren gingen. Das merkwürdigste war, daß die Hügel mit Menschenmassen angefüllt waren, daß sie aber alle davonliefen, obgleich man den Befehl gegeben hatte, bis zum letzten Mann zu fechten. Dafür bestrafte auch der Sohn des Himmels den Kischen, daß er die Barbaren nicht zurückgeschlagen hatte, was doch, wie man glaubte, sehr leicht gewesen wäre, wenn er ihre Schiffe in den Grund gebohrt hätte. Plötzlich drangen sie den Perlenstrom (so heißt der Strom von Canton) weiter aufwärts, und da alle Mandarinen den Muth verloren hatten, so würden die Rebellen wahrscheinlich die Kreishauptstadt erreicht haben — sie hatten wirklich alle Regimenter zerschlagen — wenn wir nicht andere Mittel gebraucht hätten. Zwei unserer besten Leute ersuchten nämlich den Ilüt um eine Unterredung und sagten ihm, er müsse nach Peking gehen und dort alle Sachen in Ordnung bringen. Dieser vergaß, daß man ihm dort im vorigen Jahre gesagt hatte, er solle nach Canton gehen, um den Frieden zu Stande zu bringen, gab sich alsbald zufrieden und ging wieder nach Macao zurück. Dort wartete er einige Tage, und da er nun endlich bemerkte, daß alles Falschheit sey, und daß wir glaubten es sey nicht nothwendig, einem Barbaren Treue und Wort zu halten, da kam er wieder, und focht seinen Weg nach Canton, wo dann auch sehr bald ein großer Handel eröffnet wurde.

Inzwischen war Tschusan aufgegeben, und ich, der alte Schu, wurde selbst dorthin gesandt, um alle Sachen in Ordnung zu bringen. Zwei Dinge gefielen mir nicht; das erste war die Verabschiedung des friedlichen Greises Ilipu, den man in Verbannung sandte, und die öffentliche Hinrichtung dreier Seeleute, welche man in Tschinhai in Stücke hieb. Warum that man das? Ein großer Freund des Lin „Jülien," ein Mongole von Abkunft, wurde als Bevollmächtigter nach diesem Orte abgesandt; er hatte geschworen, daß er alle Barbaren umbringen wollte, und hielt sein Wort an diesen dreien. Hätte er die ganze Armee in seine Hände bekommen, so würde er ein gleiches Loos über sie verhängt haben; da diese aber nicht ankam, so legte er es als Furcht aus, die sein großer Name in ihrem Busen erregt hätte. In Tschusan trachtete ich einen sehr großen Wall ums ganze Ufer herum aufzuwerfen, damit die Barbaren bei ihrer Zurückkunft nicht landen könnten, und überdieß errichteten wir sehr starke Werke auf dem Hügel, wo früher unsere Armee, wenn auch bloß einige Minuten lang, gefochten hatte, so daß die ganze Stadt Tinghai sehr bald einer eisernen Tonne gleich sah. Wer, so dachten wir, würde jetzt wohl wagen sie jemals anzufallen! Zu diesen Arbeiten halfen drei Generale, und der fürchterliche Jülien kam selbst herüber, um die Ausführung des großen Befestigungsplanes zu überwachen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oder Hongkong in dem Cantoner Dialekte, so von einem Flusse (Kiang, Kong) genannt, welcher der wohlriechende (Hiang, Hong) heißt; Hongkong heißt also zu deutsch der „wohlriechende Fluß."

Wissenschaftliche Sendung Hrn. Roberts. Dieser befindet sich seit mehreren Jahren in Indien, und die orientalische Gesellschaft zu Paris hat schon im Jahre 1842 einen Theil seines Reisetagebuchs von Delhi nach Bombay herausgegeben. Von Bombay sollte er durch Sind nach Candahar gehen, das südliche Afghanistan untersuchen und dann durch Nordafghanistan reisen, wo er das Land der Kafirs (der Siyah-push), später dann Khunduz und Badakschan durchreisen sollte. Die Ereignisse in Sind haben seinen Plan verändert: er soll jetzt von Lahor aus nach Kafiristan und von da durch die buchariſchen Lande nach Chokand zu gelangen suchen, um wo möglich über den Belur-Tagh Jarkend zu erreichen, von wo aus er Kaschgar und Khotan besuchen, den obern Lauf des Indus erforschen und an den großen Strom Tibets, den Jaru-dsangbo-tſiu, gelangen will, um die Frage zu entscheiden, ob dieser und der Irawaddy Ein Strom sind. So meldet das Echo du Monde Savant vom 19 Mai. Der Plan scheint uns aber ziemlich abenteuerlich, und dürfte wohl starke Modificationen erfahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1844.

Die Cacous in der Bretagne.

(Bearn and the Pyrenees. By Louisa Costello.)

Die Cacous in der Bretagne gehörten, wie die Cagots in den Pyrenäen, zu den verworfenen Kasten. Man glaubte eine Zeitlang, es seyen Abkömmlinge von aussätzigen Juden, was den Abscheu vor ihnen erklären würde, aber der Name Chrestaas den man ihnen gibt, läßt diese Annahme nicht zu. Auch sagte man, sie stammten von Aussätzigen, und Krankheiten, wenn auch nicht Aussatz, so doch die fallende Sucht, steckten ihnen im Blute. So wurden die Seilmacher von Ploermal verabscheut und werden noch jetzt gemieden; die Benennung Caqueur reizte sie zum Zorn, deßhalb nannte man sie Malandrinen, ebenfalls ein Schimpfwort, das jedoch nicht so kränkend war wie das erstere. Sie hatten stets ihre abgesonderten Begräbnißplätze und Capellen; das Vorurtheil gegen sie dauerte bis zu Revolution von 1789 und ist selbst jetzt noch nicht ganz erloschen.

Seilmacher, Küfer und Schneider werden noch immer in der Bretagne verachtet, da man diese Gewerbsleute gewöhnlich als Cacous betrachtete. Die Cacous von St. Malo erhielten von Herzog Franz II, dem Vater der bekannten Anna von Bretagne, einige Milderungen ihres Looses, auch Franz I, König von Frankreich, machte einige Verordnungen zu ihren Gunsten. Im J. 1681 wurde ein Gesetz erlassen: „da keine Aussätzigen, Ladres oder Caquins sich mehr zu Kerroch, Kirchspiel St. Caradec d'Hennebon, befinden, so soll in Zukunft kein Unterschied mehr unter den Bewohnern des Dorfs — welche bisher Begräbnißplätze und Capellen abgesondert gehabt hatten — gemacht und alle während ihres Lebens zur Wohlthat der Kirchspielsunterstützung zugelassen und nach dem Tode in der Kirche begraben werden." Trotz dieses menschenfreundlichen Gesetzes werden die Bewohner von Kerroch noch jetzt scheel angesehen.

An vielen Orten in der Bretagne arbeiten die Seilmacher außerhalb der Städte in der Nähe der Stelle, wo einst die Aussatzhäuser standen; sie durften zu Pontivy vor der Revolution von 1789 ihre Bänke nicht in den untern Theil der Kirche stellen. Die Dorfbewohner sehen noch manche Seilmacher, Schneider und Küfer als Leute an, die ein böses Auge haben; als Gegenzauber verstecken sie den Daumen unter den übrigen Fingern, und sprechen das Wort Argaret aus — ein Wort, das auch den Niederbretagnern selbst unverständlich ist. Das Vorurtheil gegen die Cacous besteht noch in Finisterre, und das Dorf Lannistin ist einer ihrer Aufenthaltsorte. Die Cagotmädchen von Bearn sollen nie im Stande seyn Wasser aus einem Brunnen heraufzuziehen, ohne die Hälfte davon zu verschütten, so daß ihre Häuser stets schmutzig und sie selbst durftig sind. Wahrscheinlich existirt dasselbe Mißgeschick in der Bretagne, denn auch hier ist wenig Reinlichkeit zu finden.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

In Canton sah es jetzt ganz anders aus wie vorher. Der alte Jang war dort angekommen; er hatte früher so viele Siege erfochten, daß der Kaiser ihn noch als einen 70jährigen Greis dahin schickte, um am Ende seines Lebens auch noch diese Barbaren zu unterwerfen. Ueberdieß kam Jischan, der junge Neffe des Kaisers, dahin, ein Mann, der sein ganzes Leben im Palaste zugebracht hatte und wohl ein tüchtiger General seyn mußte, da er so wundervoll wider alle Intriguanten gefochten hatte und sich die Gunst seiner Onkels bewahrte; er wurde natürlich der Feldzeugmeister des ganzen Heeres. Dieses wurde nicht, wie in frühern Kriegen, in einzelnen Haufen herbeigerufen, sondern alle Provinzen hatten ihr Contingent zu stellen. Welch ein herrliches Lager bildeten sie nicht in der Umgegend von Canton, und wie schön war der Kriegsruhm auf dem Rücken ihrer Jacken geschrieben! Wäre man nicht zu erbittert auf die Barbaren gewesen, so hätte man noch eine Thräne des Mitleids über ihr nahestehendes Verderben geweint, denn sie waren alle zu Schlacht-

opfern dieser Helden bestimmt. Da man aber Geld vonnöthen hatte, so ließ man vorderhand die Barbaren ihren Handel ruhig in Canton forttreiben, denn von der Zolleinnahme bestritt man die Kriegskosten und richtete alles so wohl ein, daß die Fremden selbst für die neuen Kanonen das Geld bezahlen mußten. Dieß ist ein kleiner Theil der wundervollen Staatsweisheit des Himmelssohnes!

Sobald ungefähr 60,000 Mann versammelt waren, so gaben wir den Barbaren die heiligsten Versprechungen, daß wir von den friedlichsten Gesinnungen beseelt wären, und Jlüt glaubte es auch wie gewöhnlich; denn er wollte bloß den Handel seinen ungestörten Gang gehen lassen. Nun hatten wir sehr viele Feuerboote vorbereitet und auch ein sehr großes Fahrzeug erbaut, welches einem schwimmenden Fort glich; hätte es nur fortbewegt werden können, so würden wir leicht das ganze Geschwader der Rebellen vernichtet haben. Der wackere Jischan ließ plötzlich des Nachts dieses Feuermeer auf die Barbaren losgehen, doch siehe, es zündete die anliegenden Häuser an; die Brander zogen den Strom hinunter und flogen allmählich in die Luft, zum Schrecken sowohl der Rebellen als der Kaufleute, deren Güter dadurch sehr beschädigt wurden. Nachher eröffneten wir unsere Batterien, und hätten die Kugeln getroffen, so würden wir gewiß alle Rebellen zerstreut haben, die Soldaten rissen aber wie gewöhnlich wieder aus: die frechen, rothen Diebe kamen jetzt herbei und raubten uns alle Kanonen, die wir erst unlängst mit ihrem Gelde fabricirt hatten. Sie waren so unverschämt, selbst ans Land zu steigen und die Mauern der Provincialstadt zu beschießen; unsere Krieger rannten dann zu den Thoren hinein und schlossen sie zu; denn was konnte man mit solchen Bösewichtern anfangen? Darüber wurden aber die Einwohner erzürnt, und es begannen zwischen ihnen und den Soldaten blutige Raufereien. Da stand dann der tapfere Jang auf der Mauer, rief den barbarischen Rädelsführer herbei, und warf ihm, um seine Wildheit zu beschwichtigen, zwei goldene Armbänder zu. Da jedoch bei ihnen nur die Weiber diesen Zierrath tragen, und nicht wie bei uns die Generale, so wollte er das Geschenk nicht annehmen, natürlich aus bloßer Dummheit; Jang ging daher, ihn bedauernd, hinweg.

Nun wäre es billig gewesen, alle diese fremden Schelme zu tödten; da sie aber Geld! Geld! schrien und von nichts weiter wissen wollten, so erbarmte sich ihrer Jischan, gab ihnen sechs Millionen Dollars, um die Unersättlichen zu besänftigen; dann trieb er sie aus dem Fluß hinaus und ließ nicht einen einzigen daselbst. Der Große that sich viel zu gut auf diese Heldenthat, die in der ganzen Geschichte kaum ihres Gleichen hat. *) Der alte Schu hat sehr viel hierüber nachgedacht und endlich gefunden, daß silberne Kugeln mit größerer Wirkung gebraucht werden können als eiserne; er denkt hierüber zum Frommen seiner Landsleute nächstens eine Broschüre zu schreiben.

Sobald die Barbaren sich zurückgezogen und zu Hiangkiang angesiedelt hatten, wo man ihr armes Leben schonte — denn der Kaiser sowohl als seine Officiere wollten ihnen einigen Raum verleihen und sie nicht sogleich aufreiben — fing der Handel wie zuvor an. Wir befleißigten uns wieder so viel Geld aus den Taschen der fremden Kaufleute zu ziehen, daß wir bald im Stande waren, alle die Forts in besserer Ordnung aufzubauen und neue Kanonen zu gießen.

Ich selbst glaubte damals noch, daß nach so wiederholten Niederlagen, die der Kaiser durchs ganze Reich bekannt machen ließ, der Muth dieser Barbaren niedergeschlagen sey und sie nach ihrem Vaterlande zurücklaufen würden. Der fürchterliche Jükien machte überdieß der ganzen Nation bekannt, daß ein schrecklicher Sturm alle ihre Schiffe zertrümmert habe und sie alle ersoffen wären. Was war daher mein Erstaunen, als mich die Kunde von der Einnahme Amoy's erreichte! Wie hätte man sich vorstellen können, daß dieses elende Gesindel im Stande wäre eine Festung zu erobern an der man so lange und mit so großer Kraftanstrengung gebaut hatte, die drei Ellen dicke Mauern und verschiedene Li im Umfange hatte! Allein es war nur zu wahr, denn statt gerade auf die Kanonen loszugehen, waren die Barbaren auf der Seite hineingekrochen und hatten unsere braven Soldaten von den Kanonen hinweggejagt. Diese Diebe sind in der That zu schlau, und wollen durchaus nicht fechten wie sie sollten, sondern thun alles zu ihrem eigenen Vortheil und zu unserem Schaden!

Der alte Gouverneur Jen war zugegen, als diese Schlacht geschlagen wurde; er war ein grauer Held und jagte auch einige Tage später diese Diebe hinweg, erlaubte ihnen jedoch eine kleine Besatzung zu Kolangsu, Amoy gegenüber, zurückzulassen; denn sonst würden sie ja ganz trostlos gewesen seyn, und er wollte sie nicht zur Verzweiflung bringen, was auch sehr menschlich war von dem alten Manne.

Schu dachte nun bei sich selbst, wenn die Diebe je wieder nach der Insel Tschusan kommen, so werden sie sich sehr betrogen fühlen. Es wird ihnen unmöglich seyn, bei dem alten Landungsplatze ans Land zu gehen, denn diesen hatten wir verrammt, und so konnten sie nicht wieder an den Wall kommen. Die Stadt könnten sie auch nicht beschießen, denn wir hatten hohe Verschanzungen aufgeworfen und waren daher ganz sicher. Zu unserem großen Erstaunen kamen aber doch zwei ihrer Feuerboote; einer unserer Generale feuerte gegen sie eine Kanone ab, die alsbald, wie wir sahen, das Fahrzeug zernichtete. Für diese Heldenthat wurde auch der Krieger, nach Jükiens Vorschlag, sogleich zu einer höheren Würde befördert und der Kaiser bestätigte seinen Rang. Wir

*) Capitän Elliot faßt alles, was bei dieser Gelegenheit geschehen ist, in folgenden Worten zusammen: eine Flottille von 140 bewaffneten Feuerschiffen ward vernichtet; Werke, die 60 Kanonen enthielten, wurden genommen, und eine kleine Anzahl Britten ging im Angesicht eines zahlreichen Feindes über ein sehr schwieriges Terrain, eroberte in einem Zeitraum von acht Stunden eine Linie steiler, befestigter Höhen, welche von einem gut unterhaltenen Feuer von den Stadtwällen geschützt waren, und zerstreute die ganze zahlreiche feindliche Armee. Aus einem Schreiben des Capitäns an Lord Aberdeen vom 25 Januar 1842, welches dem Parlament vorgelegt wurde.

fochten nachher sieben Tage lang wider die Barbaren.*) Endlich wurden aber unsere wackern Soldaten müde, denn sie hatten weder Ruhe noch Rast. Sie behielten jedoch zum Weglaufen noch Rüstigkeit genug und erretteten so ihr Leben. Was aus der Armee nachher wurde, weiß ich nicht zu sagen; sie scheint verschwunden zu seyn. Die fünftausend Mann, welche die Insel so brav vertheidigt hatten, konnten nirgendwo aufgefunden werden. Was mich selbst betrifft, so blieb ich so lange in meinem Hause, bis alle übrigen weggelaufen waren. Ich nahm nun so viel Geld als meine Bedienten tragen konnten, warf meine Stiefel und Mandarin-Uniform an den Rand eines Teiches und ersuchte einige meiner Ergebenen das Gerücht zu verbreiten, daß ich mich ersäuft hätte. Hierauf ging ich barfuß und in Bettlerkleidern nach dem Norden des Landes, wo ich mich mit meiner Dienerschaft und vielen andern Personen in Booten nach der Taischan-Insel übersetzen ließ. Unglücklicherweise erhob sich ein Sturm und verschiedene Fahrzeuge, welche überladen waren, sanken.

Die Barbaren nahmen jetzt wieder von der Stadt Tinghai Besitz, und die Einwohner, anstatt wegzulaufen, wie ich ihnen befohlen hatte, blieben ganz ruhig zurück und thaten ihr Bestes, so viel Geld als möglich zu gewinnen — ein Betragen, das augenscheinlich seinen Grund in ihrer Treulosigkeit hatte. Der schreckliche Jükien machte nun sogleich bekannt, daß er mit einer Armee von hunderttausend Mann die Barbaren hinwegtreiben wolle. Ich war ganz erstaunt, als ich dieses hörte, denn er hatte ja kaum 10,000 Mann bei sich, und unter diesen waren viele von der Landwehr. Er gebot zugleich, nichts über den Verlauf der Dinge zu sprechen, und verkündigte, daß jedermann, welcher sich erlauben würde etwas nachtheiliges über die Armee zu sagen, des Todes sterben sollte. Als die Barbaren herankamen, gab der schreckliche Heerführer den Befehl, daß man nicht feuern solle, ehe sie ganz nahe wären, damit sie alle mit einemmale wie Staub zerstiebt werden möchten. Der Plan war ganz vortrefflich, allein als die rothen Räuber sich näherten, waren die Soldaten zum großen Theil weggelaufen oder in den Fluß getrieben worden. Das sonderbarste war aber die Flucht des Jükien selbst, des tapfern und siegenden Heerführers, welcher früher als der geringste Streiter sich schnell davon machte; er brannte wohl von Vaterlandsliebe und wollte sein Leben noch ferner der großen Sache zur Ausrottung der Barbaren weihen; daher machte er sich frühe davon und befahl den übrigen sich todtschießen zu lassen, und nie ihre Verschanzungen zu verlassen. Dieß wäre auch ohne Zweifel geschehen, wenn der Feind sie nicht mit Kartätschen und Granaten beschossen hätte. Als man aber dieß sah, so löste sich die ganze Armee auf und jeder Soldat ging nach Hause. Der greise Jüjun, welcher im vorigen Jahre ganz bestimmt erklärt hatte, daß er die Barbaren mit einem Streich vernichten wolle, und daher auch das Obercommando erhalten hatte, hüpfte mit großer Fertigkeit auf seinem lahmen Fuße hinweg. Von dem großen Jükien haben wir nur noch zu erwähnen, daß er sich verschiedenemale ersäufen wollte; da man ihn immer wieder aus dem Wasser herauszog, so nahm er zwei Tage nachher eine gute Dosis Opium, an deren Folgen er starb und sein thatenreiches Leben endete, nachdem er drei Barbaren in Stücke gehauen hatte. Des Himmels Sohn war über seinen Tod äußerst betrübt und verordnete, daß er mit großer Pracht begraben werden sollte. Wo hätte Taokuang nun einen andern tüchtigen Mann wie ihn wiederfinden können, der seine ganze Lebenszeit hindurch ein Schrecken aller Barbaren gewesen war und gewiß auch die westlichen besiegt haben würde, wenn die letzteren nicht Schießgewehre und Kanonen gehabt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Uhr des alten Schu kann nicht richtig gegangen seyn, denn das Gefecht dauerte nur anderthalb Stunden und nicht sieben Tage.

Wanderungen in Nubien.

Koban. — Der. — Ibrim. — Akabe.

Bei Koban befinden sich die Ueberreste einer alten Stadt mit einer Mauer von Ziegelsteinen, die an der Sonne gebrannt sind; sie hat viel Aehnliches mit jener von Eileithia nördlich von Edfu in Aegypten. Die Mauer ist ungefähr 20 Fuß dick und an verschiedenen Stellen über 30 Fuß hoch. Innerhalb des freien Platzes sieht man die Ruinen von Privathäusern, die theils von Steinen, theils von Ziegeln erbaut waren. An der südöstlichen Ecke der Mauer befinden sich Trümmer einer kleinen Capelle mit hieroglyphischen Figuren; ein in Stein gehauener Wagen zeigt, daß eine Schlacht abgebildet war.

Ellaki, ein großes Dorf, hat seinen Namen einer Bergkette gegeben, die östlich beginnt und gerade über die hohen Berge der östlichen Wüste nach den Ufern des rothen Meeres hinläuft. Nach den Erzählungen der Eingebornen und nach dem einstimmigen Zeugniß aller arabischen Erdbeschreiber enthalten diese Berge, welche Dschebel Ellaki heißen, Goldgruben. Vor etwa 40 Jahren befand sich, wie man mir erzählte, zu Esne ein Statthalter, Namens Hassan Bey, der ein großer Liebhaber der Mineralogie war, so weit sie sich auf kostbare Steine und Metalle bezieht. Er hatte gehört, auch in einigen Büchern gelesen von den nubischen Goldgruben bei Ellaki, und da er zu wissen wünschte, ob die Nachricht wahr sey, schickte er einen Griechen, der eine große Kenntniß der Steine zu haben vorgab, mit dem Befehl aus, Forschungen und Untersuchungen im Gebirge anzustellen. Vier Soldaten hatte man ihm mitgegeben, ihn zu beschützen. Die mineralogische Expedition gelangte nach Ellaki und begab sich von da gen Osten in die Berge. Da sie aber durch die Nachricht, ein großer Trupp Mameluken käme von den Höhen herab, in Schrecken gesetzt wurden, kehrten sie gleich wieder um, verbreiteten Unruhe im ganzen Lande, und der Grieche berichtete an Se. Hoheit den Herrn Statthalter Hassan Bey, er sey leider außer Stande, Forschungen anzustellen.

Die Einwohner von Sebua und Wadi el Arab sind thätige Handelsleute und besitzen ansehnliche Reichthümer. Sie reisen über das Gebirge nach Berber und führen von da eine Menge Handelsartikel ein. Die Bewohner von Sebua sind großentheils Alikaba-Araber, die aus dem Hedschas abstammen. Viele derselben ziehen in den östlichen Gebirgen als Beduinen umher. Der nubische Statthalter dieser Gegend

erheben einen Zoll von allen Waaren, welche die Aleikad-Araber von Süden her einführen; da aber die letztern zahlreich und trefflich bewaffnet sind, lassen sie sich selten von den Statthaltern eine ungewöhnliche Erpressung gefallen. Sie handeln mit Sklaven, Elfenbein, Gummi. Eine Karawane von 40 bis 50 beladenen Kamelen reist alle Winter von Sebua nach Kairo.

Der, ein ansehnliches, von wohlhabenden Kaufleuten bewohntes Dorf, liegt in einem Wäldchen von Dattelbäumen und hat etwa 280 Häuser. Viele Bewohner sind Türken, Nachkommen von den bosnischen Soldaten, welche Sultan Selim I aussandte, das Land in Besitz zu nehmen. Da Der ein Hauptort in Nubien ist und Handel treibt, wird es von Fremden häufig besucht. Die Datteln von Der und Ibrim sind in Aegypten sehr geschätzt; Kaufleute von Esne und Assuan schaffen viele Schiffsladungen von da im Herbst fort, wenn die Höhe des Wassers eine schnelle Fahrt den Strom hinab begünstigt. Auch bringt man von Der junge Dattelbäume zur Anpflanzung nach Aegypten, weil die Bäume, die man in diesem Lande aus dem Samen zieht, bald ausarten. Die nubischen Datteln werden mit Durra und Leinwand bezahlt, die man zu Esne und Siut verfertigt; ist aber die Durraernte in Nubien reichlich ausgefallen, so geschieht die Zahlung in spanischen Dollars. Seit dem Einfall der Mameluken in Nubien sind auch Piaster und Paras in Umlauf gekommen.

Von Der machte ich mich mit einem alten Araber, Namens Abu Said, auf den Weg. Er war einer von den Beduinen, welche Kerrari heißen und ein entfernter Stamm der Abadim sind. An den unbewohnten Stromufern weiden sie ihr Vieh bis gen Mahas und Dongola; auch auf den Inseln im Strom sieht man Beduinenzelte aus Palmblättern mit einer Abtheilung in der Mitte für die Schönen. Diese Beduinen hatten niemals Lust, ihre Töchter an Nubier zu verheurathen, denn sie wollen ihren alten Stamm rein erhalten. Ich bin ein armer Mann, sagte einer zu mir, aber der reichste Nubier würde vergeblich um meine Tochter anhalten. Mit Recht sind diese Beduinen stolz auf die Schönheit ihrer Töchter. Aus dem Hedschas stammen diese Leute, deren Vorfahren, von einem Kalifen in die Verbannung getrieben, vor 800 Jahren in Nubien sich niedergelassen haben.

Viele dieser Araber stehen in Diensten der Statthalter von Nubien, denen sie zur Leibwache und zu Führern dienen. Sie bekommen gelegentlich von den Häuptlingen Nubiens Geschenke, und diejenigen, welche die Inseln im Flusse bebauen, sind abgabenfrei. Sie sind ein ehrliches, gastfreies Völkchen und von einer gefälligern Gemüthsart, als alle übrigen Bewohner Nubiens. Diejenigen, welche nicht in den Diensten der Statthalter stehen, verdienen ihren Lebensunterhalt damit, daß sie entweder als Führer dienen oder in den östlichen Bergen die Senne einsammeln, die sie an die Kaufleute zu Esne, die Kamelladung für ungefähr sieben Dollars, verkaufen. Viele ziehen auch nach Wadi Halfa am Nil drei Tagereisen weit in die Wüste und sammeln da den Schab oder Salpeter, den sie an dieselben Kaufleute für Durra vertauschen. Den Salpeter findet man, wenn man nur einige Zoll tief gräbt, und er nimmt eine Strecke von mehrern Meilen im Umfang ein. Dieß ist jedoch ein gefährlicher Handel, weil ihn die Einwohner des Dorfes Kubana, etwa zwölf Meilen nördlich von Assuan, ebenfalls betreiben. Diese brauchen eine ganze Woche, bis sie die Salpetergruben erreichen, und wenn beide Theile zusammentreffen, beginnt sogleich ein blutiger Kampf. Eine Tagereise nördlich von den Salpetergruben in der Richtung der großen Oase befindet sich die berühmte Quelle Nari mit vielen Dattelbäumen, die um dieselbe her wachsen — ein Lieblingspunkt für müde Wanderer.

Meinen Führer schickte ich aus, um eine bedeutende Quantität Durra zu kaufen, damit wir den Kamelen an solchen Orten, wo kein Gras wächst, davon geben könnten. Dann brachen wir auf und der Weg führte uns an Dattelwäldchen und ländlichen Hütten vorbei, auch an Felsengräbern von 60 bis 80 Fuß über dem Fußsteige. Ganz gleich sind die Gräber von Wadi Musa im peträischen Arabien, denen man sich nur auf hohen Leitern nähern kann. Nach einem dreistündigen Ritt erreichten wir das Castell von Ibrim, das jetzt ganz in Trümmern liegt; in demselben hatten die Mameluken eine Belagerung ausgehalten. Auf einem isolirten Felshügel liegt Ibrim und ist von kahlen, unfruchtbaren Bergen umgeben, die gar keines Anbaues fähig sind und auf deren Gipfel sich einige alte Grabmäler von moslemitischen Heiligen befinden. Die Häuser sind von lockern Sandsteinen erbaut. Auf der Westseite findet man einige Reste von der alten Stadtmauer, die aus gehauenen Steinen erbaut war; sie soll von Byzantinern aufgeführt worden seyn. Auf dem freien Platz von Ibrim gewahrt man die Ruinen von zwei griechischen Kirchen, ganz in dem Styl erbaut wie die alte Mauer, die aus den Zeiten des Verfalls des Kaiserreichs von Byzanz herrühren dürfte; eine graue Granitsäule und noch einige Antiquitäten erregten meine Aufmerksamkeit.

Das Castell von Ibrim mit seinem Gebiete, welches eine halbe Stunde südlich von Der anfängt und bis Tosko sich erstreckt, befindet sich in den Händen des Aga von Ibrim, der von den Statthaltern von Nubien unabhängig ist. Da die Einwohner auf diese Art keine Abgaben zu entrichten und ihrem eigenen Aga nichts zu zahlen haben, erwerben sie sich schönes Vermögen sowohl an Geld als an Vieh. Sie haben auch einen erblichen Kadi oder Oberrichter, der in allen Rechtssachen zu entscheiden hat. Blut wird durch Blut gerochen, da keine Verwandlung der Strafe in Geld angenommen wird, wenn der Tod erfolgt; alle Wunden aber haben nach den Theilen des Leibes ihre festgesetzten Strafen, wie bei den syrischen Beduinen. Wenn ein Mann von Ibrim heurathet, schenkt er seiner Verlobten ein Brautkleid; außerdem gibt er ihr noch eine Verschreibung von einigen hundert Piastern, wovon ihr im Fall einer Scheidung die Hälfte ausbezahlt wird. Indessen sind Ehescheidungen selten. Bei der Hochzeit wird eine Kuh oder ein Kalb geschlachtet, denn wenn man bei einer solchen Gelegenheit Schöpsenfleisch äße, würde dieß dem Bräutigam zur Schande gereichen.

Nirgends im Orient habe ich eine so große Sicherheit des Eigenthums gefunden als zu Ibrim. Die Einwohner lassen die Durra des Nachts in Haufen auf den Feldern ohne einen Wächter liegen; das Vieh weidet an den Ufern des Flusses ohne einen Hirten, und die besten Theile des Hausgeräthes läßt man die ganze Nacht unter den Palmbäumen um die Wohnung stehen; die Einwohner stimmen darin überein, daß der Diebstahl in ihrem Gebiete ganz unbekannt ist. Uebrigens muß man bemerken, daß die Nubier im Ganzen von dem Laster des Diebstahls frei sind. (Schluß folgt.)

Hr. St. Croix Pajot, Mitglied der orientalischen Gesellschaft zu Paris, unternimmt eine Reise unter den Auspicien des Ministers des öffentlichen Unterrichts und der auswärtigen Angelegenheiten. Er begibt sich nach Südarabien, und soll bemüht seyn, dieß Land in seiner ganzen Breite von Jemen bis nach Maskat zu durchwandern. (Echo du Monde Savant vom 19 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1844.

Skandinavien.

1. Schweden.

Unter den neuen Bewegungen dieses stammverwandten Landes ist der Aufschwung der sogenannten skandinavischen Ideen ohne Widerspruch die bedeutendste, in gewisser Beziehung selbst bedeutender als die Bewegung für die Umänderung der Verfassung. Seit Jahren schon war die skandinavische Idee von Dänemark angeregt, scheinbar ohne irgend einen Fortgang in Schweden zu finden, als endlich der Kopenhagener Studentenzug das Eis brach. Dazu mochte freilich auch das nahe Ende des greisen Karl Johann das Seinige beitragen, und die dänischen Studenten haben denn nicht bloß bei den Studenten Schwedens, sondern auch bei einem großen Theil der älteren Männer eine Aufnahme gefunden, wie sie solche kaum erwartet hatten. Schon in Mitte Octobers bildete sich eine skandinavische Gesellschaft in Upsala, und bereits am 25 desselben Monats gab sie ihr Programm und einen Entwurf ihrer Statuten heraus. Die erste Zusammenkunft sollte statt finden, wenn hundert Mitglieder beisammen seyen. Schon am 25 November konnte sie gehalten werden; damals aber bestand die Gesellschaft mit Ausnahme einiger Docenten fast nur aus Studenten, doch hatte sich schon der Dichter und Professor Atterbom beigesellt, und außerdem keine geringere Person als der Erzbischof af Wingård. Freilich wurde gleich damals etwas spitzig bemerkt, dieser habe sich bloß eingefunden um als eine Art Spiritus rector aufzutreten, damit die Gesellschaft sich nicht zu weit in das politische Gebiet verlaufe; aber wie dem auch seyn mag, die Gesellschaft wuchs, Leute aus allen Ständen traten ihr bei, und sie zählt jetzt über 300 Mitglieder.

Um die Wichtigkeit dieses Ereignisses für die innern Verhältnisse Schwedens zu würdigen, brauchen wir bloß zu bemerken, daß Atterbom, als er im April dieses Jahres seine kleine Schrift „über die skandinavische Vereinigung und den beabsichtigten Studentenzug" herausgab, eines ähnlichen Abfalls von seiner alten Partei beschuldigt wurde, wie einst Professor Geijer — eine Vergleichung, deren er sich freilich nicht zu schämen braucht, denn es ist noch niemand, weder in Schweden noch im Ausland eingefallen, den Meinungswechsel Geijers einem andern Beweggrund als der reinsten Ueberzeugung zuzuschreiben. Atterbom erfährt indeß vielfache Anfeindung in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen, denn ein Festhalten am Alten oder vielmehr eine unbehagliche Stimmung gegen die neuaufstrebende populäre Gewalt gehört seit Jahren zum Modeton, und ein Verstoß gegen diesen ist bekanntlich in der sogenannten guten Gesellschaft ein Verbrechen, das so leicht nicht verziehen wird. Das Anwachsen der skandinavischen Gesellschaft, der man freilich den nichtpolitischen Charakter zu erhalten bestrebt ist,*) beweist indeß, daß der Modeton gleichfalls einem Wechsel entgegengeht, was wir für ein sehr bedeutendes Zeichen im Fortgang der schwedischen Zustände zu halten geneigt sind, da die öffentliche Meinung der Bauern und größtentheils auch des Bürgerstandes ihm als nachhaltige Kraft dient. Es bedarf eines flüchtigen Blickes auf die öffentlichen Organe der Presse, um zu gewahren, daß seit einigen Monaten eine wesentliche Luftveränderung vorgegangen ist, und daß man Dinge, die sonst für unglaublich oder in weite Ferne gerückt galten, jetzt auf einmal für nahe und wahrscheinlich hält. Die starr am Alten hängende Partei, deren extremste Mitglieder sogar nöthigenfalls durch fremde Hülfe sich zu halten meinten, fangen an zu verstummen und vom Schauplatz zu weichen. Die skandinavischen Ideen werden allmählich das Schiboleth der nationalen Selbständigkeit, und die Fortschritte derselben, wenn auch fürs erste scheinbar nur auf literarischem Gebiet, werden bis zum Zusammentritt des schwedischen Reichstags die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nehmen.

*) Wie wenig dieß hilft, zeigt das Beispiel der Kopenhagener Gesellschaft, welche doch unter viel strengerer Controle gehalten wird, und wo neulich Hr. Hjerta, der bekannte Eigenthümer des Aftonblad, auftrat, und in einem langen schwedischen Vortrag, der jedoch von den Anwesenden hinreichend verstanden wurde, die historischen und rechtlichen Verhältnisse der schwedischen Repräsentationsfrage auseinandersetzte.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Nun ist es wohl nöthig, auch von mir, dem alten Schu, etwas zu sagen. Ich kam nach Hangtschen, der Hauptstadt des Kreises Tschekiang, und erzählte die ganze Geschichte von dem Verluste der Inselgruppen Hiamen und Tschusan, und wie tapfer wir uns gewehrt hätten. Dieß gefiel aber dem alten Statthalter nicht; er war ein sehr hitziger Mann und versicherte mir, daß, wenn es je sein Loos wäre mit den Barbaren zu kämpfen, so würde er sie alle zugleich in die Pfanne hauen, obgleich er als Civildiener noch nie ein Schwert gezogen hatte.*) Er nahm mir mein Amt und die Pfanenfeder, worüber ich denn sehr betrübt wurde, ja ich würde Selbstmord begangen haben, wenn ich mich nicht verpflichtet gefühlt hätte, fürs Vaterland zu leben. Während ich so trauerte, hörte ich die unangenehme Nachricht, daß auch Ningpo von den rothen Barbaren besetzt worden sey und daß die dortigen Beamten sich auch das Leben hätten nehmen wollen; da sie aber den Kopf ins Wasser steckten und dieß höchst unangenehm empfanden, so zogen sie denselben sehr bald wieder heraus und gingen nach Pikkuan (?), um dort ein Bollwerk wider die Barbaren zu errichten. Es wurde jetzt eine große Versammlung zusammen gerufen, wo meine Meinung dahin ging, daß es vergebliche Mühe sey lange Krieg zu führen, daß dieß bloß viel Kosten verursachen, das Land ruiniren, das Volk verwirren und überall Elend verbreiten würde. Da meinte der ganze Rath, daß ich eine feige Memme und ein Verräther des Vaterlandes sey, denn der Kaiser hätte ja die Ausrottung der Barbaren befohlen zur Aufrechthaltung der guten Ordnung und der Ehre des himmlischen Reiches; vor der Ausrottung des ganzen Geschlechtes der Rebellen dürfe man keinen Frieden schließen. Der alte Schu antwortete: dieß läßt sich leicht sagen, allein die Ausführung werdet ihr sehr schwer finden. Aber um euch neue Beweise meines Patriotismus zu geben, so werde ich den Landsturm aufrufen, Feuerboote bauen und der eifrigste Vertheidiger meines Vaterlandes seyn. Dieß habe ich denn auch gethan, wie das Folgende lehren wird.

Sobald der Kaiser von der gränzenlosen Frechheit der Barbaren hörte, rief er alle die Minister zusammen, und nachdem er sie um ihre Meinung befragt hatte, bestand jedermann darauf, daß es das Beste sey alle diese rothhaarigen Diebe zu vernichten; denn wenn sie einmal todt wären, könnten sie das Land nicht weiter beunruhigen. Wer daher in Zukunft von Frieden sprechen würde, sollte augenblicklich hingerichtet werden. Diese Erklärung verursachte große Stille, und da wurde dann Juking, der auch ein Neffe des Monarchen ist, zum schreckenverbreitenden General ernannt und ihm befohlen, sogleich die Barbaren zu vernichten. Zu diesem Zwecke wurden ihm große Summen zur Verfügung gestellt: man befahl ihm sogleich eine Armee von 60 bis 100,000 Mann zu versammeln und den Krieg in guter Frist zu beginnen. Dieser junge Mann galt für einen sehr tüchtigen Krieger, denn er hatte verschiedene Bücher über die Kriegswissenschaft gelesen und war auch gelegentlich bei einer Heerschau zugegen gewesen. Nach meiner Meinung hätte man jedoch so großer Vorbereitungen nicht bedurft, wenn man den Rath des Heuschao befolgt hätte. Dieß war ein sehr erfahrener Krieger, den der Kaiser nach Peking berief, um ihm die Vertheidigung der Hauptstadt anzuvertrauen. Da er nun einsah, daß todte Feinde nie fechten würden, so wollte er ein großes Feuerboot bauen, welches 6000 Mann tragen und in einer Minute drei Li laufen könnte; 5000 dieser Helden sollten unters Wasser tauchen und geradenweges Löcher in die Schiffe der Barbaren bohren, während die übrigen Tausend Matrosen die Fahrzeuge beschießen sollten und der Krieg in dieser Weise bald ein Ende nehmen würde. Dieß war ohne Zweifel der rechte Plan, und ein Portugiese aus Macao hatte gar auch versprochen, solche Feuerboote in sehr kurzer Zeit zu bauen; der Kaiser wollte dieß aber nicht zugeben, und daher unterblieb es zum großen Schaden der Monarchie. Es ward überdieß noch eine andere Vorstellung von einem sehr großen Staatsminister gemacht: diese bestand darin, eine dreifach starke Flotte zu schaffen, d. h. sie sollte in Zahl und Stärke den Engländern dreimal überlegen seyn, und dann sogleich von Singapur und der Straße von Sunda Besitz nehmen. Welch ein Anblick wäre es wohl gewesen, Schiffe von 660 Kanonen mit 3000 Mann zu sehen, und wie würden sich die Barbaren gefürchtet haben! Allein auch dieser Vorschlag wurde nie ausgeführt. Derselbe Rathgeber wünschte auch, daß, wenn der Kaiser diesen Vorschlag nicht genehmigen und lieber wünschen sollte, die Engländer zu Lande anzugreifen, so brauchte man ja nur 300,000 Soldaten durch die Wüste Gobi und Sibirien nach Rußland zu senden, wo sie diese Barbaren in ihrem eigenen Lande anfallen könnten. Wie würden sich diese Diebe verwundert haben, wenn unsere siegreichen Schaaren in ihre Hauptstadt einmarschirt wären, und diese hülflose Nation so ganz und gar den Zorn des großen Kaisers erfahren hätte! Doch aus allen diesen großen Planen wurde nichts, während kaum ein Tausend Barbaren ganz ruhig Ningpo besetzt hielten.

Endlich im Anfang des zweiundzwanzigsten Jahres Taokuang (1842) hatte der schreckenverbreitende General Juking seine Armee zusammengezogen; er selbst hielt es für zu gemein ins Feld zu ziehen, versammelte dagegen einen sehr großen Harem, wo er sehr vergnügt lebte und oft an einem Tage Eintausend Tael (4000 fl.) verschwendete. Das Geld mangelte natürlich sehr bald, und verschiedene Freicorps mußten wieder entlassen werden. Im März war er endlich entschlossen die Barbaren zu schlagen; er blieb weislich zurück und schickte die übrigen Haufen ab, um Ningpo zu erobern. Er hatte zugleich Befehl gegeben, daß der Vortrab sich nur der Dolche und kurzen Schwerter bedienen sollte, um den Barbaren die Köpfe abzuschlagen, wie man ja zu Canton ge-

*) Die beschränkte despotische Regierung hat niemals die Umstände gewürdigt, sondern immer bloß die Einzelnen für das Mißlingen der Unternehmungen gezüchtigt.

than, wo man alle die Barbarenvorsteher enthauptet hätte. Um dieß nun ganz regelmäßig in Ausführung zu bringen, so hatte man eine zahlreiche Bande Räuber von Schantong in Dienst genommen und auch die Miaotse *) der Armee einverleibt, die in Tigerfelle gekleidet waren und die Barbaren lebendig gefressen haben würden, wenn sich dazu die Gelegenheit dargeboten hätte.

Auch der alte Schu war nicht ganz müßig gewesen, sondern hatte die Landwehr zusammengerufen, sehr viele Feuerboote ausgerüstet und unsern braven Seeleuten die Weisung gegeben, daß sie einzeln, in Leder gekleidet und auf Luftblasen (?) reitend, die Schiffe der Barbaren anfallen sollten, obgleich ich mir bewußt war, daß die Sache nicht gelingen würde. Der große Tag kam herbei, unsere Truppen drangen in Ningpo ein und wurden am andern Thore von den rothen Soldaten zu Hunderten niedergeschossen. Hätten nur die letztern still gestanden, so würde man sie ohne viel Mühe enthauptet haben; jetzt war es aber anders: unsere besten Soldaten flohen und desertirten in ganzen Regimentern. Hätten sie nur ihre Dolche gut gebraucht, so würden diese Diebe alle gefallen seyn. Unsere Feuerboote knallten überdieß alle in die Luft und thaten dem Feinde gar keinen Schaden, worüber wir uns gar sehr verwunderten. Nachher wurde eine andere Schlacht nahe bei Tseki (30° 1' 24" n. B. 4° 48' 50" östl. L. v. Peking) gefochten, wo unsere starken Soldaten, die man von den Gränzen Turkestans hieher gebracht hatte, die Barbaren, wie verkündet wurde, vollkommen schlugen. Die Armee zog sich aber nachher in die vorigen Quartiere bei Pitkuan zurück. Dieß war der große Sieg, den Juking errang, nachher wollte er nicht wieder ins Feld ziehen; sein Ruhm, hieß es, sey groß genug.

Ich selbst war immer mehr auf den Frieden bedacht und machte zu diesem Ende verschiedene Vorstellungen, die jedoch damals keinen Eingang fanden. Bald darauf trieben wir auch die Barbaren aus Ningpo; wir wollten sie jedoch nicht ganz und gar entmuthigen und gestatteten ihnen eine Besatzung am Eingange des Hia-Stromes, nahe bei Tschinhai.

Anstatt sich nun ruhig zu Tschusan zu verhalten, marschirten diese Diebe geradewegs nach Tschapu, welches sie auch einnahmen. Hieher ward der greise Ilipu gesandt, um sie zum Frieden zu ermahnen, und dieser Commission wurde auch der alte Schu beigegeben. Die Barbaren wollten jedoch nicht so gutwillig hinwegziehen, und daher ereiferte sich Ilipu gar sehr. Es war wirklich zu bedauern, daß der Ilüt nicht mehr hier war; denn mit dem neuangekommenen Pock (Hrn. Pottinger?) war nichts anzufangen. Die Barbaren gingen selbst nach Schanghai, wo man sehr prächtige Festungswerke aufgeworfen hatte, die beinahe acht Li im Umfange hatten und wo der Gouverneur, General Nien oder Ochs, selbst commandirte. Ochs hatte befohlen durchaus nicht von der Stelle zu weichen und die barbarischen Schiffe gerade in Brand zu stecken. Als jedoch die Kugeln sehr dick fielen, da erstaunte man über das Wagstück der Barbaren, welche ungeachtet unserer großen Kanonen landeten, alle die ehernen Stücke wegnahmen und die eisernen vernichteten. Hiemit nicht zufrieden, gingen die Engländer selbst nach Tschinkiangfu am Jangtsekiang, um sich des großen Canals zu bemächtigen und den Kaiser so zum Frieden zu nöthigen. Da entfiel dem großen Monarchen der Muth, und er schickte seinen Verwandten Kijing, der mit Ilipu zu Hangtschen in Tschekiang verweilte, um einen Vertrag mit den Barbaren abzuschließen. Die unerbittlichen Leute liefen jedoch schnell nach Nanking, wo man so geschwind als möglich die nöthigen Vorkehrungen traf ihrer loszuwerden, und ihnen sechs Millionen Thaler als Reisekosten zahlte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Einheimische, halbbarbarische Stämme des Mittelreiches, welche nach einem chinesischen Werke in Neumanns asiatischen Studien I. 35 ff. beschrieben sind.

Die afrikanische Guano-Insel Itschiboe.

Diese Insel, nach welcher gegenwärtig mehr als 30 Schiffe abgegangen sind, um Guano zu holen, liegt etwa drei (englische) Meilen von der Südwestküste Afrika's. Es ist ein unfruchtbarer Fels ohne alle Erde, ohne eine Spur von Vegetation und hat etwa eine Meile im Umkreis. Der Guano liegt ungefähr 20 Fuß tief, ohne irgend eine Veränderung in der Qualität. Die Vögel auf der Insel sind eine Art Fettgans (penguin), die, wenn überhaupt, jedenfalls nicht weit fliegen kann, denn die Flügel sind eine Art Flossen. Hr. Parr, der Capitän des Schiffes Anna von Bristol, war vermuthlich der erste Sterbliche, der je die Insel betrat, denn man kann sich ihr nur mit großer Schwierigkeit nähern, da sie keinen Hafen hat und die Brandung sehr stark ist. Er konnte kaum seinen Fuß irgend wohin setzen, ohne auf die Vögel zu treten, die übrigens durchaus keine Notiz von ihm nahmen, als daß sie nach seinen Füßen — er war barfuß — pickten. Als man ein Gewehr abfeuerte, flatterten sie bloß und machten ein starkes Geräusch. Frisches Wasser findet sich, wie man glaubt, auf Hunderte von Meilen an der Küste nicht; auch fällt kein Regen. (Edinburgh New Philosophical Journal. März.)

Wanderungen in Nubien.

Koban. — Der. — Ibrim. — Akabe.

(Schluß.)

Von Feinden ist Ibrim oft hart bedrängt worden. So zerstörten die Mamelukken auf ihrem bekannten Rückzuge in wenigen Wochen die Früchte eines Jahrhunderts. Aus den Weideplätzen nahmen sie 200 Kühe, 100 Ochsen, auch alle Schafe und Ziegen mit, kerkerten die angesehensten Einwohner ein, für welche sie ein Lösegeld von 200,000 spanischen Thalern verlangten und erhielten und brachten bei ihrem Abzug den Aga um; ihre Leute hatten alle Lebensmittel, deren sie habhaft werden konnten, aufgezehrt und vernichtet. Auf diese Plünderung folgte eine schreckliche Hungersnoth, und es währte viele Jahre, bis sich Ibrim wieder erholte.

Die Araber vom Stamm Aleikat, deren vorhin schon gedacht wurde, bringen zuweilen Kamele und Straußenfedern nach Ibrim, wo sie Aegyptier treffen, die ihnen diese Artikel abnehmen. Von den Mizrim, wie sie die Aegyptier nennen, kaufen sie solche Waaren, die für ihren Markt erforderlich sind. Auch am Sinai haust ein Beduinenstamm,

Aleikab genannt, die mit ihren Schafheerden weit und breit umherziehen. Sie versichern insgesammt, die Aleikab in Nubien seyen ihre Brüder und ursprünglich eine Colonie von ihnen. Vor einigen Jahren faßte ein armer Mann der Sinai-Aleikab den Entschluß, die Brüder in Nubien zu besuchen und einige Geschenke einzusammeln; er ward zu Wadi Sebua herzlich, wie ein Bruder, empfangen, und kehrte mit einigen Kamelen zurück, die er sich von den milden Gaben gekauft, welche er von jeder Familie zu Wadi Sebua erhalten hatte.

Gazellen von der gewöhnlichen grauen Art trifft man allenthalben in Nubien in großer Menge, und Hasen sind ebenfalls nicht ungewöhnlich; auf beide macht man Jagd mit Windhunden. Kleine Rebhühner mit rothen Beinen gewährten mir bisweilen ein sehr willkommenes Abendbrod; wilde Gänse, Störche und Krähen trifft man in großer Menge. Sperlinge und Kibitze thun den Feldern großen Schaden. Ein weißer Wasservogel von der Größe einer Gans hält sich in großen Heerden auf den Sandinseln im Nil auf. Den Vogel Zakzak, den man häufig in Oberägypten sieht und von dem man erzählt, daß er dem Krokodil in den Rachen krieche und die verdaute Speise fresse, besitzt Nubien nicht; auch habe ich keinen Vogel von der Gestalt des Ibis gesehen.

Von Ibrim reisten wir über die Höhen im obern Nilthal, die viele herrliche Fernsichten darbieten. Allenthalben, wo ich abstieg, versammelten sich des Abends eine Menge Leute, um sich mit mir zu unterhalten. Niemand wagte meiner Reise das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. In der That haben die Reisenden in Nubien wenig von der übeln Gesinnung der Landleute zu besorgen; die Hab- und Raubsucht der Statthalter ist es, welche sie zu fürchten haben.

Bis gen Schuba zieht sich ein herrlicher Dattelbaumwald, woselbst wir einige Stunden rasteten. Es war ein wunderschöner, frischer Frühlingsmorgen, helläugige Gazellen hüpften durch das Dickicht und muntere Vögel zwitscherten in den Baumzweigen. Viele Gräber sieht man in dieser Gegend; an die Seite jedes Grabes setzen die Nubier ein irdenes Gefäß, welches sie in dem Augenblick mit Wasser füllen, wo der Verstorbene beerdigt wird; das Grab selbst wird mit kleinen bunten Kieselsteinen bedeckt und an jedem Ende werden zwei große Palmblätter in die Erde gesteckt; auf diese Art wird in Nubien das Sinnbild des Sieges das Zeichen des Todes.

Nach einigen Stunden gelangten wir an die Ruinen einer griechischen Kirche, die man in den neuern Zeiten als Moschee gebraucht hatte auf den weißen Gyps sind viele Namen von Reisenden geschrieben; die Schrift ist aus den letzten Zeiten des morgenländischen Kaiserreichs. Der Nil macht hier viele Krümmungen, und dieser Theil desselben wird für ein Lieblingsaufenthalt der Krokodile angesehen; ich selbst sah ein halbes Dutzend derselben dicht beisammen auf einer Sandbank liegen. Die Bewohner von Oberägypten und Nubien essen das Fleisch dieses Thieres.

Bei dem Dorfe Serna machten wir Halt, um unsere Kamele an den Tamarisken- und Akazienbäumen zu füttern. Unser Weg ging über eine fruchtbare Ebene, angefüllt mit Dattelbäumen und ländlichen Wohnungen, nach Eske. Der Nil war seit einigen Jahren so niedrig gewesen, daß die Ebene nicht überschwemmt worden war. Als mich ein alter Mann, ein Verwandter eines nubischen Statthalters, vor seinem Hause vorbei reiten sah, bat er mich mit freundlichen Worten, Halt zu machen und bewirthete mich sehr gastfreundlich. In seiner Jugend war er Statthalter von Sukkot gewesen, wo er sehr tyrannisch verfahren war; jetzt schien ihn sein voriges Leben zu gereuen und er war nunmehr der Wohlthäter von Eske geworden. Eine Handvoll gebrannten Kaffee, die ich ihm gab, war ihm ein höchst angenehmes Geschenk, und er drang in mich, einen Tag bei ihm zu bleiben, was jedoch nicht geschehen konnte.

In der Nähe ist der alte Felsentempel von Akabe; es führt kein anderer Weg zu ihm hinauf als ein schmaler, sehr gefährlicher Fußsteig, auch bemerkt man keine Spur eines alten Weges. Ich trat durch einen hohen schmalen Thorweg in den Tempel, der ganz aus dem Felsen gehauen und so vollkommen erhalten ist, als ob er eben erst vollendet wäre. Er besteht aus einer Cella, die zehn Schritte lang, sieben breit und ungefähr zwölf Fuß hoch ist, in derselben sind vier Säulen mit ägyptischen Capitälen; auf jeder Seite der Cella ist ein Gemach, welches sein Licht nur durch den Eingang erhält. Niedrige steinerne Bänke laufen an den Wänden der Cella hin; auf drei niedrigen Stufen steigt man in das Adytum, woselbst eine tiefe Gruft ist; die Wände sind mit mystischen Sculpturen bedeckt; diesen uralten heidnischen Tempel hatten die spätern Griechen in eine Kirche verwandelt und die Wände weiß angestrichen, um ihre Gemälde darauf anzubringen; ein heiliger Georg, der den Drachen tödtet, fällt besonders in die Augen. Viele griechische Reisende haben ihre Namen an die Wände geschrieben. Das ganze Gebäude ist von alterthümlicher Arbeit und die Hieroglyphen haben viel Aehnliches mit jenen von Der. Auf der andern Seite des Stromes steht der berühmte große Tempel von Ebsambol mit seinen kolossalen Figuren.

Wie ich von den Felsen herabstieg, zog die Sklavenkarawane von Mahas vorüber, langsam hinziehend an den Ufern des Nils, welchen Weg sie seit langer Zeit nicht eingeschlagen hatte. Der gewöhnliche Weg dieser Karawane, welche Aegypten zweimal jährlich besucht, geht durch die Wüste von Mahas nach der großen Oase, welche Reise dreiundzwanzig Tage dauert und von da nach Siut und Kairo. Auf die erfreuliche Nachricht, daß in Nubien und Oberägypten vollkommene Ruhe herrsche, hatte man es dießmal gewagt, an den Nilufern hinzureisen.

Oestlich von Wadi Halfa endigt die Bergkette in leichten, wellenförmigen Gestaltungen. Hier zu Wadi Halfa wird einiger Handel getrieben. Von Assuan legen hier oft Schiffe an, um Datteln und andere Landesproducte einzunehmen. Im Sommer wird die Fahrt von Der nach Wadi Halfa an mehreren Stellen wegen der Sandbänke sehr beschwerlich und gefährlich. Der Strom bildet hier einige Inseln, auf deren einer Reste einer alten Stadt mit einer hohen Ziegelmauer stehen. Das Tosen des nahen Katarakts wird in der Nacht eine halbe Stunde weit gehört. Die Gegend ist wildromantisch und gewährt fast allen Reisenden hohen Genuß. Wenn die Ueberschwemmung aufhört, bleiben zwischen den Felsen viele kleine Seen zurück, deren mit großen Tamarisken bewachsene Ufer zwischen den dunkelgrauen Felsen eine pittoreske Aussicht gewähren; die in dieser Weise entstehenden Seen und Teiche nehmen eine Strecke von ungefähr zwei Meilen in der Breite ein. Ich schoß hier eine wilde Gans, die unserer Gesellschaft ein treffliches Abendbrod verschaffte. Vermehrt ward unsere Schaar durch ein armes junges Mädchen von Dabru, das uns nachlief als es uns vorbeireiten sah und uns bat, es bis nach Wadi Marsid jenseits des Katarakts in unsern Schutz zu nehmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1844.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Der alte Schu hat wohl mehr vom Kriege gesprochen, als er hätte thun sollen: es geschah dieß, seine frühere Ansicht und die seiner gewöhnlichen Landsleute getreulich ans Licht zu stellen. Zu Nanking machte ich mit einigen Barbaren Bekanntschaft, die mir einen Aufschluß über den Zustand der übrigen Theile der Welt gaben, wodurch meine Meinungen und Ansichten bedeutend verändert wurden. Er hörte auch dort von einem Reiche, das noch nie Tribut nach dem Mittelreiche gesandt hatte; obgleich die Schiffe dieser Nation unter der Benennung der zweiköpfigen und einköpfigen Adler (Oesterreich und Preußen) in Kanton bekannt sind und dort Handel treiben. Dieser Staat heißt, wie man mir sagte, Dscherman, und ein Barbar dieses Landes (Gützlaff) ersuchte mich dringend, meine Ansichten über die letzten Begebenheiten niederzuschreiben, was ich dann auch ihm zu Gefallen gethan habe. Dieser Mann stellte viele Fragen an mich; die Antworten hat er sehr sorgfältig aufgezeichnet. In diesem Aufsatze habe ich ihm aber das Ergebniß meiner Untersuchungen gegeben, und er mag damit machen was er will. Wenn nun der Leser hier große Abweichungen von meinen frühern Ansichten der Dinge vorfindet, so möge er sich immer erinnern, daß ich ein anderer Mensch geworden bin und die Fragen: „was ist China und was wird aus uns endlich werden?" sehr genau untersucht habe.

Es war des alten Schu Loos alle seine Feinde zu beschämen; denn der Friede wurde geschlossen, wie ich es vorhergesagt hatte, und man nannte mich nicht länger einen Verräther des Vaterlandes. Wie nun dieser große Vertrag zu Stande gebracht wurde, das will ich jetzt erzählen.

Obgleich die Weisheit des himmlischen Reiches sehr erhaben ist, so hatte man doch gar keine rechten Begriffe von dem Zustande der auswärtigen und fremden Länder. Fest glaubend, daß die Engländer nur eine elende Classe von Kaufleuten wären, denen man Gesetze vorschreiben könnte, welchen sie gehorchen müßten, verachtete man ihre früheren Anerbietungen und ihr nachgiebiges Wesen. Es gefiel den Großen des Landes, den Kaiser wider sie aufs höchste aufzuhetzen; ja die Mutter des Monarchen feuerte ihren Sohn an, sie wie die Seeräuber in frühern Zeiten alle zu vernichten. Wir dachten da nicht an Kanonen oder Schießgewehre, und waren fest überzeugt, daß unsere Mauern stark genug seyen, um unbesiegbaren Widerstand zu leisten. Daher widerhallte auch das ganze Land von Krieg, und jedermann hielt sich befugt den Kampf zu beginnen. Dabei vergaß man durchaus an die Ausgaben zu denken. Der Aufruf der Landwehr, das Marschiren der Truppen, das Aufbauen der Festungen, das Gießen der Kanonen und der Ankauf anderer Kriegsbedürfnisse kostete aber gar viel. Hätte das Land jedoch nur die eigentlichen Ausgaben zu bezahlen gehabt, so wäre es wohl noch erträglich gewesen, allein unsere Mandarinen waren zu habsüchtig und vergeudeten einen großen Theil des Geldes. In Canton ließ man die Fremden alles bezahlen, allein in den andern Städten mußten die Provinzen die Last tragen; am Ende stieg die Summe, welche im Kriege verschwendet war, auf mehr als 30 Millionen Taels (120 Millionen unseres Geldes). Und wofür wurden diese Summen ausgegeben? Man warb Landwehr an, denen man ein großes Handgeld gab: sobald jedoch die Gefahr sich nahte, liefen alle diese Elenden hinweg, so daß man von ihren Diensten nicht den geringsten Vortheil zog. Die Regimenter, welche man aus der Ferne hatte kommen lassen, lösten sich nach dem Verlust einer Schlacht von selbst auf, und alles was man auf sie verwendet hatte, war verloren. Die Festungswerke waren sehr kostspielig; sobald die Barbaren davon Besitz genommen hatten, sprengten sie dieselben in die Luft. Mit unsern Kanonen ging es nicht viel besser. Sie wurden entweder vernichtet oder weggenommen; das Pulver ward in die See geworfen oder zur Vernichtung unserer mühseligen Arbeiten gebraucht. Auch unsere Arsenale traf kein besseres Loos, denn sie wurden entweder niedergebrannt

oder man nahm die Waffen heraus und zerbrach sie. Unsere Seemacht ging ganz und gar zu Grunde; alle die Dschunken welche genommen wurden, wurden entweder durch Feuer zerstört oder als Brennholz von den Feinden gebraucht.

Nachdem in dieser Weise alle die Provincialschatzkammern geleert und Hunderttausende von Soldaten ins Feld gezogen waren, hatte man noch keinen einzigen Vortheil errungen. Das Aergste war jedoch, daß das Volk, welches den übeln Fortgang der Dinge mit ansah, die Mandarinen zu verachten anfing und dem Feinde großen Vorschub that. In keinem Orte fanden die Beamten des Himmelssohnes die geringste Unterstützung; der Auflauf der Bauern bei Canton, eine Ausnahme des allgemeinen Betragens unserer Unterthanen, hätte uns wohl in ein noch größeres Verderben gestürzt, wenn er nicht sogleich gestillt worden wäre. Der Pöbel behielt nämlich mehr und mehr die Ueberhand, plünderte öffentlich, so daß wir in kurzer Zeit eine gänzliche Anarchie fürchten mußten. Dieß war um so wahrscheinlicher, da mit dem Vorrücken der feindlichen Truppen das Uebel immer mehr zunahm. An beiden Ufern des Jangtse waren Schaaren von Räubern in Bereitschaft, um die begüterten Einwohner anzufallen; zu Tschinkiangfu war die Plünderung gräßlich, und Myriaden standen bereit, um über Nanking herzufallen. Allein dieß war bei weitem noch nicht alles, was wir durch den Krieg auf uns gebracht hatten. Der Handel, welcher Millionen unserer Unterthanen ernährt, lag ganz darnieder, und die hungrigen Matrosen gingen nun zu Tausenden auf Seeräuberei aus, so daß das Meer nicht länger sicher war. Aller Gewerbfleiß lag darnieder, und da die Seeprovinzen die blühendsten sind, erstreckte sich das Elend bis zu dem äußersten Westen, denn von dort erhält das Binnenland die bedeutende Zufuhr. Was sollte endlich aus unserer Regierung werden? Wir Localbeamten fühlten bereits, daß der Schrecken, welcher uns in den Stand gesetzt hatte über Millionen mit Leichtigkeit zu herrschen, verloren war. Man bekümmerte sich nicht mehr um unsere Befehle. Die kaiserlichen Behörden in der Hauptstadt verstanden sich noch weniger auf die Beseitigung der Schwierigkeiten: sie richteten durch ihr tolles Leben und ihre lügenhaften Berichte vollends alles zu Grunde. Ihre Gewalt so wie die des Kaisers überhaupt stützte sich auf die Mandschurenbesatzungen, welche in den vornehmsten Städten der verschiedenen Provinzen zerstreut herumliegen. Nun wurde aber die Garnison zu Tschapu aufs Haupt geschlagen, die zu Tschinkiangfu vollkommen vernichtet, und die zu Nanking nur durch den Frieden gerettet. Dauerte der Krieg fort, was wäre aus dem kaiserlichen Ansehen geworden? Man bedenke nur: der große Canal, durch welchen der Fürst den reichsten Vorrath an Lebensbedürfnissen und die nöthigen Geldmittel erhält, war in der Hand der Barbaren; ohne die Beiträge von den Provinzen konnte sich aber der Herr mit seinen Anhängern und Knechten in der Hauptstadt nicht halten. Die aufrührerischen Chinesen hätten wohl unter solchen Umständen nicht länger in Zaum gehalten werden können, wenn Nanking gefallen wäre; die Herrschaft über Nanking bedingt die Oberherrlichkeit über alle südlichen Lande. War unter solchen Umständen jeder Friede nicht willkommen, was auch immer seine Bedingungen seyn mochten? Ich, der alte Schu, sprach hierüber sehr ernstlich, wurde daher ein Mitglied der Friedenscommission und hatte großen Einfluß bei der Abschließung des Vertrags.

Wir gaben gleich anfangs bei diesen Unterhandlungen unser Geburtsrecht auf. Bisher betrachteten wir alle andern Länder als Vasallen, nun aber erkannten wir England als unsers Gleichen; dieß war eine schreckliche Erniedrigung unsrer Nationalwürde. Ich gestehe es, als der Vertrag unterzeichnet war und der Lärm der Kanonen den Friedensschluß verkündigte, da ging es mir durchs Herz wie ein Scheermesser. Wir waren nicht länger das gebietende Volk der Welt. *)

Da wir vollkommene Freiheit des Verkehrs zugestanden, so waren wir auch genöthigt, für immer der gänzlichen Ausschließung der Fremden ein Lebewohl zu sagen. So lange wir unserm eigenen Willen gemäß leben konnten, war es noch erträglich; jetzt müssen wir uns aber dem fremden Einflusse fügen. Ach, wie sehr ist die Macht und das Ansehen des großen Kaisers erschüttert! Erst bricht er alle Friedensunterhandlungen ab und erklärt, nie Frieden machen zu wollen und hebt die Uebereinkunft auf, die sein Minister Kischen geschlossen hatte; nachher kündigt er einen ewigen Krieg an, und sechs Monate später, nachdem er feierlich bekannt gemacht hatte, daß England und China nicht zusammen bestehen könnten, sagt er: schließt unter jeder Bedingung einen Vertrag ab. Die Nation fühlt die Unbeständigkeit des Monarchen und fragt ihn laut und unaufhörlich, weßhalb er denn unter solchen Umständen jemals das Schwert ergriffen habe?

Diesen Uebeln ist jedoch nicht mehr abzuhelfen. Da ich bei allen den Unterhandlungen zugegen war und beständig mit dem Schatzmeister Huang, **) welcher wirklicher Unterhändler war, Umgang hatte, so verwunderte ich mich, welch gutes Vernehmen, welch Treue und Glauben von beiden Seiten, ja selbst Liebe und Zutrauen zwischen Leuten bestehen konnte, die noch kurz vorher die ärgsten Feinde gewesen waren. Hier herrschte in jeder Hinsicht solch ein ernstes Streben, um für immer dem Elende des Krieges ein Ende zu machen, daß ich ganz andere Begriffe von den Barbaren erhielt. Dieselben

---

*) In einer Bekanntmachung der chinesischen Regierung vom 6 Dec. 1842 kommt folgende Stelle vor: „dem Himmelshof sind alle Barbaren, auch außerhalb des Mittelreiches, unterthan.“ Sir Henry ließ dieß nicht ungerügt hingehen und schrieb Iliyu: daß die Königin von England nur Gott als ihren Herrn erkenne, daß ihre Macht und Größe hinter keiner andern auf der Erde zurückstehe. Diese Königin sey aber ebenso sehr darauf bedacht, sich durch Wahrhaftigkeit und unabänderliches Festhalten an ihrem gegebenen Worte auszuzeichnen. Iliyu möge diese Rüge dem kaiserlichen Ministerium mittheilen.

**) Es ist dieß derselbe Huang, welcher mit Kijing in Hongkong war und durch seine Schönheit wie durch sein freundliches, artiges Benehmen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, namentlich aber bei dem weiblichen Geschlechte. Huang, hieß es durchgängig in der fashionablen Gesellschaft zu Victoria, sey ein vollkommener Gentleman.

Menschen, welche wir früher als nichtswürdige Schurken verschrien, hielten ihr Wort viel besser als die höchsten Beamten des Mittelreiches. Sie waren auch in ihren Sitten sehr höflich und in ihrer Sprache sehr bescheiden; ihre Soldaten glichen nicht dem gemeinen Gesindel unseres Landes, sondern waren ziemlich gut gekleidet, und was das Wunderlichste war, sie hatten alle Gewehre! Die Officiere strotzten von Gold an ihrer Uniform, allein sie hatten keine farbigen Unterscheidungszeichen von Knöpfen auf ihrer Kopfbedeckung, und die Verdienstvollsten trugen auch keine Pfauenfedern, was freilich zeigt, daß sie doch noch etwas von uns zu lernen haben. Unter der großen Menge waren auch nur drei, die lesen und schreiben konnten. Einer derselben versicherte mir, daß sie so gut wie wir Bücher in ihrer Sprache hätten; ich sah dieselben wirklich und glaubte dann diesem Worte. Derselbe Fremdling versicherte mir, daß, wenn wir nicht mit der übrigen Welt in Aufklärung fortschritten, wir immer ein unmächtiges Reich bleiben würden, und zum Beweise dieses Satzes gab er mir verschiedene Bücher, die über den Zustand der fremden Länder, über ihren Handel und ihre Wissenschaften das Nöthige enthielten. Da diese in unsern vortrefflichen Charakteren geschrieben waren, so habe ich sie fleißig durchgelesen und bin, wie das Folgende zeigt, so ziemlich seiner Meinung.

Es scheint mir nun, daß wir bei der großen Masse von Büchern in der eigentlichen Literatur kaum einen Anfang gemacht haben. Alle unsere Bücher, die von den schönen Wissenschaften handeln, sind so dürftig, daß ich mich jetzt ihrer zu schämen anfange. Wir haben nicht einmal ein wahrhaft classisches Werk, denn unsere Classiker sind bloße Sammlungen trefflicher Maximen. Unsere Geschichte ist in solchem trockenem Style geschrieben, daß nur ein Gelehrter sich die Mühe nimmt, diese unzähligen Werke zu lesen; hat er dieß mit der größten Aufmerksamkeit gethan, so hat er noch gar nicht viel gelernt.*) Welch ein großes Volk sind wir nicht! Tausende von Jahren haben wir bestanden, und welch ein herrliches Werk könnte über unsere Staatsangelegenheiten geschrieben werden! Von der Geographie wissen wir gar wenig, von den Ländern Europa's kennen wir fünf oder sechs bei Namen; mit dem westlichen Asien sind wir ganz unbekannt; von Afrika haben wir nur gelernt, daß es das Land der Schwarzen sey, und neuerlich erzählte man uns erst, daß noch ein anderer Erdtheil vorhanden sey, der Amerika genannt werde. Wir würden dieß nicht geglaubt haben, wenn nicht jährlich die Schiffe der blumigen Flagge — die Nordamerikaner — unsere Häfen besucht und auch eine große Menge von Thalern von diesem neuen Lande gebracht hätten. Dieß scheint das Gold- und Silberland zu seyn, wovon ich so oft in unserer Geschichte gelesen habe und wohin wir auch Colonisten sandten, von welchen jedoch keiner zurückkam; dieß ist nun etwa zweitausend Jahre her. Von den übrigen Wissenschaften verstehen wir noch weniger, obgleich sehr viele Bücher über jedes Fach geschrieben sind. Man denke nur an die Bibliothek zu Ningpo, welche unergründlichen Schätze sie enthält! Der alte Sohn hat sie oft durchforscht, allein wie wenig Werke finden sich dort von wahrhaft wissenschaftlichem Werthe!

*) Dieses Urtheil ist zu strenge; die chinesischen Jahrbücher stehen wenigstens auf der Stufe der gewöhnlichen Chroniken des Mittelalters.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Nubien.

Reise längs dem Nil.

Hier zu Lande sind der Weizen und die Gerste um die Mitte des März reif; zu Ende April, wenn die Gerste eingeerntet ist, wird das Feld bisweilen zum drittenmal mit Durra besäet und vermittelst Wassermühlen bewässert. Dieß heißt die Sommerernte, welche im Monat Julius zur Reife kommt. Außer der Palme wachsen an den Stromufern eine Menge dorniger Bäume von der Art der Mimosa. Den niedrigen Strauch der Sennespflanze trifft man allenthalben von Esne bis nach Mahas; er wächst wild, jedoch bloß an solchen Stellen, welche überschwemmt worden sind; mit den medicinischen Kräften dieser Pflanze ist das Landvolk genau bekannt. Zwischen den Sandhügeln auf dem westlichen Ufer wächst die Tamariske.

Wir erreichten das große Dorf Endana; als wir an demselben hinritten, luden uns die Bewohner eines Hauses, das einem Verwandten der nubischen Fürsten gehörte, zu einem Leichenfeste ein. Sein Besitzer war vor einigen Tagen zu Der gestorben, und als die Sippen die Nachricht von seinem Tode erhielten, hatten sie eine Kuh geschlachtet, mit deren Fleisch sie die ganze Nachbarschaft bewirtheten. Zwei Stunden von dem Dorfe trafen wir Frauen mit Schüsseln auf den Köpfen, welche auch ihren Antheil von dem Gastmahl bekommen hatten. Kühe werden nur von angesehenen Leuten bei dem Tode eines nahen Verwandten geschlachtet; die gemeinen Leute begnügen sich mit einem Schaf oder einer Ziege, deren Fleisch man ebenfalls austheilt; die ärmsten Classen vertheilen am Grabe des Verstorbenen bloß etwas Brod.

Am Südende von Wadi Endana, dem Dorfe Faras gegenüber, steht eine alte zerstörte Moschee. Hier fütterten wir unsere Kamele, die uns so rasch und sicher durch das obere Nilthal trugen, an den Tamarisken und Akazien, die am Wege standen. Mein Führer brachte mich stets nach dem Hause der vornehmsten Person im Dorfe, sonst hätten wir uns oft hungrig niederlegen müssen. Wo wir abstiegen, ward eine Matte für uns vor der Thüre des Hauses ausgebreitet. Durra, Brod und Milch war unser gewöhnliches Abendbrod; bisweilen bekamen wir dazu noch Datteln. Der Hausherr ißt nie mit seinen Gästen, außer wenn man ernstlich in ihn dringt.

Von Wadi Halfa bis nach Sukkot ist eine steinige Wildniß mit mehrern Katarakten im Flusse, jenen zu Assuan ähnlich. Diese Felsenstrecke heißt Dar el Hadschar oder Baten el Hadschar (Felsenbezirk oder Felsenschooß). Nach einer Reise von einer Stunde erheben sich die zerstreuten Hügel und Erhöhungen zu einer niedrigen Bergkette und der Weg zwischen ihnen ist eine völlige Sandebene. In anderthalb Stunden kamen wir nach Wadi Amka, dessen vornehmste Bewohner vorgeben, sie seyen Scherifs von Mekka und zur Zeit des Einfalls der andern arabischen Stämme hieher gekommen. Sie haben ein Oberhaupt mit dem Titel Melek oder König — ein Titel, den man von hier an nach-

Süden zu allen Arten von Häuptlingen gibt. Amka gegenüber befindet sich eine Felseninsel mit den Trümmern eines großen Wartthurmes. Von hier fahren die Araber jeden Morgen auf einem Palmbaumstamm über den Fluß, wobei sie sich ihrer Hände als Ruder bedienen, um ihre Felder am Ufer zu bauen und des Abends kehren sie auf dieselbe Art wieder zurück. Je weiter wir kamen, desto voller war der Fluß fortdauernd von Felsen und Inseln und die Gegend hatte ein sehr wildes Ansehen. Keine Stelle hat so viel Aehnlichkeit mit Beten el Hadschar und seinen Wadis, als der Weg längs dem Nil von Assuan bis zum ersten Katarakt; dasselbe felsige Ufer, hie und da mit einem schmalen Streif Ackerland, geht von Wadi Halfa bis nach Sukkot. Hier im Felsenbezirk begegneten wir dem Meiek der Beduinen; er machte, von sieben Männern begleitet, einen Ausflug nach Sukkot. Wir begrüßten Se. Majestät und wurden sehr wohlwollend empfangen.

Bei Wadi Mersid sind wiederum zahlreiche Inseln im Strome; Palmbäume und Beduinenhütten verleihen ihnen ein sehr malerisches Ansehen. In einer Hütte, die über dem Grabe eines Heiligen erbaut ist, trafen wir einen alten Araber, der seinen Lebensunterhalt der Mildthätigkeit der Reisenden verdankt. Wir fanden ihn auf seiner Matte ausgestreckt liegen, neben ihm ein Topf Wasser und ein irdenes Gefäß, in das ich einige Händevoll Datteln that.

Von hier macht der Strom nach Süden zu mehrere Krümmungen; die Berge auf der Ostseite nehmen an Höhe zu. Mein alter Führer, der sich vor den Räubern unter den Scheigia-Arabern, die beständig in dieser Gegend herumschwärmen und den Reisenden auflauern, fürchtete, drang in mich, so eilig als möglich zu reisen. Unterwegs trafen wir kleine Gesellschaften von Sudan-Pilgrimen. Diese entschlossenen Wanderer reisen aus allen Theilen von Sudan nach Darfur, von wo sie sich entweder durch Kordofan nach Sennaar begeben oder ihren Weg nach Dangola nehmen. Sie pilgern nach Mekka und Medina zu den heiligen Stätten des Propheten. Vom Nil schlagen einige ihren Weg nach Suakim ein und fahren von da über das rothe Meer nach Dschidda. Andere folgen dem Nil durch Dongala und Mahas und machen mit den ägyptischen Pilgern ihre Wallfahrt. Vorher aber bleiben sie eine Zeitlang in der Moschee el Azhar zu Kairo und beschäftigen sich mit dem Lesen des Koran und einiger Gebetbücher. Die meisten dieser Pilger sind in Darfur zu Hause; viele andere kamen von Tekrue in Sudan. Sie wurden wegen ihres wackern Benehmens allgemein gelobt und alle Nubier geben ihnen das vortheilhafteste Zeugniß.

Nach vier guten Meilen erreichten wir eine Hütte der Araber vom Stamm Kereari, die den Ertrag einiger Baumwollenfelder und Bohnenpflanzungen bewachten. Sie gaben uns zum Abendbrod etwas Milch, und versicherten uns, sie hätten kein Brod, hätten seit zwei Monaten keines gegessen. Ich theilte ein Maaß Durra unter der Bedingung aus, daß sie es nicht gegen etwas anderes vertauschen, sondern für sich und ihre Frauen Brod davon backen sollten; die letztern genießen sehr selten diesen Leckerbissen, der fast ausschließlich für ihre Männer und Brüder aufgehoben wird. Die Frauen machten sich darauf insgesammt an die Arbeit, die Durra zwischen zwei Granitsteinen zu mahlen. Man hat nunmehr Brod im Ueberfluß und die Mädchen blieben die ganze Nacht auf, aßen und sangen, und da sie von uns nur durch eine Scheidewand von Tamariskenzweigen getrennt waren, fielen sie oft mit ins Gespräch ein. Sonst machen Bohnenblätter und das Korn des Kerkedanstrauches, das schwarz ist und an Größe dem Koriandersamen gleicht, die Nahrung dieser Leute aus. In dem erwähnten Felsenbezirk wächst der Kerkedan wild; in den nördlichen Gegenden Nubiens wird er gesäet. Aus den Körnern macht man einen Kaffee, der nicht unangenehm schmeckt; die Araber aber backen weit häufiger Brod davon. Der Hülsenfrüchte tragende Strauch Simka ist hier auch sehr gewöhnlich und liefert ein vortreffliches Futter für die Kamele; er hat eine Schote, welche jener der Erbsen gleicht und mehrere runde Körner enthält, die, wenn sie grün, eßbar sind; diese sammeln die Araber und trocknen sie; durch starkes Kochen erhalten sie davon ein Oel, das sie statt der Butter brauchen.

Ein Scherif von Beten el Hadschar, ein Mann von herrlichem Wuchs und schönen geistreichen Gesichtszügen, declamirte mir zu meinem nicht geringen Vergnügen ein satyrisches Gedicht von einem neuern arabischen Poeten. Deutsch bearbeitet möchte es also lauten:

In den Achselgruben trägt der Kadi
Einen Ring vom Huf des wilden Esels,
Gegen Schnupfen, gegen bösen Husten
Ein probates Amulet.

Die Pflanze Wasbe mit dem gelben Stengel
Färbt schwarz das Maul des duldenden Kameles;
Des Goldes Glanz, des Silbers Klang
Färbt ebenfalls den Mund des guten Kadi.

Recht hat bei ihm der Reiche immer,
Der Dürftige ist halt ein armer Teufel;
Ihn ärgert sehr sein unbequem Gewimmer,
Denn Unrecht hat er ohne Zweifel.

Er spricht zu ihm: O Freund mit deinen Sachen
Ist vor dem Richterstuhle nichts zu machen!
Said Sakkat wird und soll und muß gewinnen!
Vertrau auf Gott und zeuch getrost von hinnen!

Ja Kadi Faysal ist ein großer Richter,
Vor seinem Koran brennen stets vier Lichter;
Einst wird ihm lohnen Gott und der Prophet,
Zum Teufel schicken ihn mit seinem Amulet!

(Schluß folgt.)

Slawische Literaturnachrichten.

Unter dem Namen „Slowianska Antologia“ soll ein Auszug aus den handschriftlichen ragusanischen Dichtern mit einer Zugabe von Volksliedern in drei Bänden zu Ragusa erscheinen. (Tygodnik literacki Nr. 5.)

*

Zu den rühmlichen literarischen Unternehmungen, die zu Warschau im Gange sind, gehört ohne Zweifel eine Ausgabe der alten polnischen Chroniken, worüber von der Buchhandlung Glücksberg ein Prospect erschienen ist. Diese Sammlung soll mit der ziemlich seltenen Chronik Mattei Strykowski's beginnen. Das Tygodnik literacki Nr. 9, welches diese Nachricht mittheilt, meint, wenn die Ausgabe nur irgend wohlfeil gehalten werde, so könne sie auf zahlreichen Absatz rechnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1844.

Ein Vorfall in Jerusalem.

Unsere Leser erinnern sich wohl, daß im vorigen Jahre in den Zeitungen viel von einem Vorfall die Rede war, wegen dessen der französische Consul in Jerusalem und später auch die französische Regierung von der türkischen Genugthuung verlangte. Da die gewöhnlichen Zeitungen den Fall nicht mit den einzelnen Umständen ausgeführt haben, diese aber für die Zustände in muselmännischen Städten sehr bezeichnend sind, so entlehnen wir die Erzählung aus den Papieren eines Russen, der sich gerade damals in Jerusalem aufhielt. *)

Den Tag nach meiner Rückkehr vom Jordan nach Jerusalem, und gleich nach dem Mittagsmahle im Kloster, wo ich Aufnahme gefunden hatte, legte ich mich zum Schlafen nieder, wurde aber augenblicklich wieder aufgeschreckt durch den Lärm einer großen Menschenmasse und das Aufstoßen eisenbeschlagener Stöcke auf dem Pflaster. Ich sprang ans Fenster und sah den kürzlich angekommenen französischen Generalconsul in voller Uniform und bei ihm seine beiden Consulatsbeamten gleichfalls in Uniform. Vor ihm zogen vier Kawasse nach der Sitte des Orients mit Pistolen und großen Stöcken mit silbernen Knöpfen ausgerüstet, mit welchen sie wiederholt auf das Pflaster stießen. Solche Stöcke sind in Syrien und Aegypten ein Zubehör der Consularkawasse, welche das ausschließliche Recht haben, sie zu tragen. Hinter dem Consul zog eine Abtheilung türkischer Truppen unter dem Gewehr, 50 Mann stark, und diesen folgte ein Haufe Volks. Alles dieses rückte schweigend stillen Schrittes vorwärts, und man vernahm nichts als den Lärm der Schritte und das Aufschlagen der Kawassenstöcke. Mich setzte die Scene in Verwunderung, und ich begriff nicht, was sie bedeuten solle. Der Haufe zog vorüber und alles war wieder still; ich erfuhr bloß, daß eine Woche zuvor der Consul eine Flagge hatte aufziehen wollen, daß man ihn aber daran gehindert habe.

Am Abend war ich beim Arzt der Stadt und zugleich auch des Gouverneurs Hrn. v. S., mit welchem mich unser Geschäftsträger vor seiner Abreise nach Jaffa bekannt gemacht hatte. Im Gespräch erklärte mir Hr. S. die ganze sehr interessante Geschichte, und da sie den fanatischen Geist des hiesigen Volks scharf zeichnet, so will ich sie hier mittheilen, muß aber mit dem Ei anfangen. Die Ernennung eines französischen Generalconsuls nach Jerusalem ist bekannt; ich will nicht in die wahren Ursachen eingehen, weßhalb man eine diplomatische Person für diese Stadt ernannte, wo gegenwärtig ausnehmend wenig französische Unterthanen sich finden, und erwähne bloß, daß der Generalconsul am 9 Julius in Jerusalem eintraf und am andern Morgen dem Gouverneur Reschid Pascha einen Besuch abstattete, der auch alsbald erwiedert wurde. Hiebei muß ich im Vorbeigehen bemerken, daß Reschid Pascha seine Bildung in einer der Kriegsschulen zu Paris erhielt, hier acht Jahre blieb und sehr rein französisch spricht. Als der Pascha in die Wohnung des Consuls trat, flatterte hier an einem Mast die französische Flagge. Der Consul soll beim Empfang des Pascha's ungefähr in folgender Weise zu ihm gesprochen haben: „ich habe keine Kanonen und keine Ehrenwache um Sie zu begrüßen, alle Ehre, welche ich Ihrem Rang erweisen kann, ist die, die Flagge meines Herrn aufzupflanzen."

In den Seestädten der Levante, jedoch mit Ausnahme Konstantinopels, haben alle diplomatischen Agenten ihre Flagge, die sie gewöhnlich an den Sonntagen aufziehen, so wie zu Ehren des Ein- und Auslaufens der Kriegsschiffe ihrer Nation, bei irgend einer Feierlichkeit oder andern Fällen. Im innern Lande sieht man nirgends europäische Flaggen.

Als Reschid Pascha den französischen Generalconsul verließ, wurde zwar die Flagge eingezogen, allein die Stange blieb; der Pascha schickte deßhalb an den Consul, um zu erfahren, ob er die Flagge ferner aufziehen wolle, und in diesem Fall bat er ihn, es am folgenden Tage als einem Sonntag nicht zu thun, sondern den nächsten Sonntag abzuwarten, denn da die Sache völlig neu sey und er hierüber von seinem Vorgesetzten keine Befehle habe, so habe er an den in Beirut residirenden ältesten Pascha Syriens eine Anfrage ergehen lassen, und die Antwort werde bis zum nächsten Sonntag eintreffen. Der Consul willigte ein.

*) Der Auszug steht im Maiheft der „Vaterländischen Memoiren."

Bekanntlich sind die Orientalen sehr neugierig. Wenn Türken sich auf der Straße begegnen, so erfolgt nach den gewöhnlichen Begrüßungen von beiden Seiten die Frage: „ne chaber war?“ (was gibts Neues?) Diese Sitte findet sich auch noch bei den Tataren der Krim. Natürlich hatte sich die Neuigkeit von dem Aufziehen der Flagge und den Unterhandlungen des Pascha's mit dem Consul, die nicht verborgen bleiben konnte, augenblicklich in der ohnehin nicht großen Stadt verbreitet, und überdieß stand die Flaggenstange noch immer am Hause des Consuls. In den Köpfen der Moslems stiegen allerhand Gedanken über den Vorfall auf, einige Fanatiker erhitzten diese noch mehr und sagten, die Aufrichtung einer europäischen Flagge in Jerusalem, der zweiten heiligen Stadt nach Mecca, sey eine Beschimpfung des Heiligthums, dessen Bewachung die Pflicht jedes wahren Moslems sey. Einige derselben begnügten sich, wie mir später der Gouverneur selbst sagte, nicht, damit in den Kaffeehäusern zu schwatzen, sondern sie stiegen auf die Minarets und die Stadtmauern, und verkündeten ihre Ansichten von da aus zu aller Ohren.

(Schluß folgt.)

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Allein in keiner Hinsicht sind wir beklagenswerther, als in der Religion. Bei dem Ausbruche des Krieges opferten alle unsere Generale den Kriegsgöttern und ihren Standarten; der schreckenverbreitende Heerführer Jiking machte selbst eine Vorstellung, um die gefangenen Engländer den Fahnen zu opfern, und hieb mit eigener Hand verschiedene Köpfe ab. Lin hielt eine Menge Processionen, um die Gunst der Götter zu gewinnen. Der Kaiser bat sogar den Dalai Lama zu Lhassa, daß er ihm durch das Murmeln verschiedener Gebete den Sieg verschaffen möchte; er selbst ging wiederholt in die Tempel und ersuchte die Einwohner große Fast- und Bußtage anzustellen, um den Beistand der Heroen der Vorzeit zu erhalten. Jüklen soll sich selbst so weit vergessen haben, den Gott der Christen zu lästern; bald darauf ward er auch ein Opfer seiner unmenschlichen Wuth und starb unter allgemeinen Verwünschungen.*) So oft die englischen Legionen in unsere Städte einzogen, machten sich die Soldaten das besondere Vergnügen, die Götter zu vernichten; diese konnten sich nie zur Wehr setzen. Hätten sie wirklich einige Macht gehabt, so würden sie sich doch für den Schimpf, der ihnen angethan wurde, gerächt haben. Dafür jedoch hatten sie keinen Sinn. Es scheint mir daher, daß unser ganzes Religionssystem eine Gaukelei ist und daß wir in diesem Betrachte noch alles zu lernen haben. Selbst die Lehre der erzeugenden Kräfte des Jang und Jin scheint mir sehr dunkel, denn kann schon ein Reich nicht ohne einen Fürsten bestehen, so wird noch viel weniger das Weltall ohne die Macht und die Kraft eines großen Wesens dauern können. Weil sich nun unsere Philosophie auf Jang und Jin gründet, und Himmel und Erde als die zwei hervortretenden Potenzen der wirkenden Kräfte voraussetzt, so scheint auch diese ganz bodenlos zu seyn. Da ich aber noch nicht ganz im Reinen mit meinem Glauben bin, so kann ich hier nur so viel sagen, daß mir scheint, „es stünde meinem ganzen Vaterlande eine baldige große religiöse Umwandlung bevor.

Im Politischen haben wir große Fortschritte gemacht. Der Umstand, daß unser Reich Jahrtausende gewährt hat, spricht entschieden dafür. Wir begingen aber einen großen Fehler in dem beständigen Stillstehen. Daher wurde unser Land ein Raub der Tataren; daher wurden unsere Millionen in diesem Kriege überwunden, und daher werden wir uns nie so weit emporschwingen können, als es unsere Lage und die Größe der Nation erfordert. Wir haben kein Heer, keine Flotte, keine Schatzkammer, keine Festungen im eigentlichen Sinne dieser Worte; die geringste Abweichung von dem gewöhnlichen Wege zeigt uns unsere Blößen. Hierin müssen denn große Veränderungen zu Stande gebracht werden oder wir gehen zu Grunde. Der alte Schu hat viel über Regierungsangelegenheiten gelesen; er war der Rathgeber der höchsten Beamten, und nachdem er alles genugsam untersucht hat, so muß er dieses Geständniß machen.

Unsere Nation ist ganz dem Handel ergeben; jede Ausbreitung des fremden Verkehrs wird ihr sehr zu statten kommen. So weit habe ich nichts gegen die Oeffnung der verschiedenen Häfen zu sagen, denn dieß wird eine reichergiebige Quelle des Vortheils für unsere Nachkommenschaft werden; darüber jedoch etwas mehreres in meinem nächsten Aufsatze.

Wie schmerzhaft auch immer in mancher Hinsicht der Friedensschluß war, so gibt er dennoch weite Aussichten in die Zukunft, über die ich mich herzlich freue. Einer unsrer frühern Feinde empfahl uns sehr ernstlich den Gebrauch der Feuerboote, denn es war ja vorzüglich mit der Hülfe dieser Fahrzeuge, daß diese Barbaren so sehr schnell unsere Ströme hinauffuhren, und ehe man es sich versehen konnte, vor unsern Schlössern standen. Wenn nun auch unsere Nation sich in kriegerischer Hinsicht nicht gleich dieser Erfindung bedienen kann, so könnte man dieselbe doch zum Transporte der Waaren auf unsern großen Flüssen und unzähligen Canälen gebrauchen; dieß würde nun gewiß dem ganzen Lande eine andere Richtung geben. Dann hatte ich auch mit einem schwatzhaften Barbaren ein Gespräch über die Ueberschwemmung des Hoangho, der gerade beim Friedensschlusse seine Ufer durchbrochen und sehr großes Unheil angerichtet hatte; wir haben es vergeblich versucht, den unbändigen Strom in Schranken zu halten. Dieser Fremdling sagte, es sey nothwendig einige englische Mathematiker dorthin zu senden, denn mit den Mitteln, die uns zu Gebote standen, mit den Millionen

*) Der aufmerksame Leser wird wohl hier, wie in mancher andern Stelle dieser Denkschrift, versucht werden zu glauben, es spräche nicht der Chinese Schu, sondern der Missionär Gützlaff.

handen, die wir in Bewegung setzen könnten, wäre es wohl sehr leicht, unter guter Anleitung die Niederungen in Honan, Schantong und Kiangsu zu sichern. Dergleichen Gespräche erregten meine Wißbegierde mehr und mehr, und es scheint mir sogar, daß wir bei diesen neulichen Veränderungen, so schmählich sie auch im ersten Augenblicke sind, in Zukunft mehr gewinnen als verlieren werden.

Die ungeheuren Volksmassen unseres Landes, welche täglich im Zunehmen sind, werden, sobald sie nur die Freiheit der Bewegung erhalten, wie ein mächtiger Strom die Fesseln zerbrechen, die sie in der Heimath zurückgehalten haben. Man hat mir von dem schnellen Aufleben der russischen Nation zu Zeiten unseres großen Kanghi erzählt; ich bin ganz versichert, daß wir noch größeres Aufsehen erregen werden. Man stelle sich die Millionen vor, welche unser Land wie Ameisen bewohnen; Sklaverei ist kaum dem Namen nach bekannt, jeder Bauer ist frei, und wir erkennen nur einen Herrn, das ist der Kaiser. Daher der unersättliche Gewerbfleiß, der sich unter allen Classen zeigt, und die Geldgier, die man uns so oft vorwirft. Man ist so ziemlich Herr seiner liegenden und fahrenden Habe; wenn auch die Mandarine manchmal sich zu große Freiheit mit den Gütern anderer nehmen, so ist doch jedem gestattet, frei im Lande zu gehen, wohin er will; er ist niemandens Höriger, niemandens Knecht. Wer aber diese große Spannkraft unseres Volkes bezweifelt, der wende sein Auge nur nach den Inseln des südlichen Meeres (des indischen Archipelagus), er wird dort ihren Kunstfleiß im wahren Lichte sehen und bewundern; was wären diese Länder ohne unsere Bevölkerung! was ist aus Taiwan (Formosa) geworden, seitdem sich unsere Colonisten dort niedergelassen haben! Man bedenke, daß alle diese Auswanderer nur aus zwei Bezirken der Kreise Fokien und Canton kommen. Wenn nun unsere Bauern nach der Westküste des Gold- und Silberlandes (Amerika) ziehen, wenn sie sich auf der großen Insel, die man auf der Karte, die mir der Barbar übergab, Neuholland nennt, niederlassen, welches werden die Folgen seyn? Wenn unsere Kaufleute die ganze Welt durchstreifen und Handel und Wandel treiben, welche Ergebnisse wird man dann sehen? Wenn unser Staat, durch Noth gezwungen, den Neuerungen sich anschmiegen und kräftig hervortreten wird als ein Ganzes — wiewohl ich glaube, daß sich die verschiedenen Länder in ihrem Interesse theilen und besondere Königreiche bilden werden — muß diese große Veränderung nicht auf ganz Asien zurückwirken? Wenn wir endlich von unserer elenden Religion befreit sind, freier athmen im Kreise der Wahrheit und erleuchtet von ihrem Lichte, wird dann China nicht auf die ganze Menschheit mit überwiegender Stärke seinen Einfluß ausüben?

Schn ist jedoch nur ein alter Mann und wird diesen neuen Tag nicht mehr sehen; er kann aber doch Augenzeuge von sehr vielen großen Ereignissen werden. Er hat sich ganz vergessen als er aussprach, was sich nun seit verschiedenen Monaten in seiner Brust bewegte. Würde er so zu seinen Mitbeamten reden, so möchte er ohne Zweifel als Verräther seines Landes den Tod erleiden. Er ist aber nicht der einzige, welcher so denkt; die Männer, welchen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, haben alle dieselbe Meinung und werden nie zu andern Schlüssen kommen. Die Zahl dieser Leute ist jedoch sehr gering, denn der große Haufe trachtet nur nach Geld, und bekümmert sich äußerst wenig um andere Angelegenheiten.

(Schluß folgt.)

Wanderungen in Nubien.

Reise längs dem Nil.

(Schluß).

Die Felsen, die allenthalben bis Wadi Halfa aus Sandstein bestanden hatten, veränderten bei dem zweiten Katarakt ihre Beschaffenheit, und der Grünstein und die Grauwacke werden vorherrschend; diese uranfänglichen Felsen dauern durch den ganzen Baten el Hadschar fort. In dem Gebirge jenseits Serras sind Granit- und unermeßliche Quarzfelsen; auch werden die Grünsteinfelsen allenthalben von einer Quarzschicht durchkreuzt. Drei bis vier Stunden östlich von unserem Wege läuft eine hohe Bergkette parallel mit dem Strome; sie heißt Dschebel Billnga und ist unbewohnt; im Winter regnet es regelmäßig darauf, und das Wasser bleibt den ganzen Sommer hindurch in den Klüften und Vertiefungen zurück.

Wir gelangten an eine Ebene oben auf dem Berge, welcher Akabet el Benat oder Mädchenfelsen heißt. Hier haben die Araber, die über diese Berge als Führer dienen, ein sonderbares Mittel erdacht, den Reisenden kleine Geschenke abzupressen: sie steigen auf dem Akabet el Benat an gewissen Stellen ab, welchem Verfahren sie einen besondern Namen geben, und bitten um ein Geschenk; gibt man ihnen nichts, so machen sie einen Haufen Sand zusammen und geben ihm die Gestalt eines kleinen Grabhügels; dann setzen sie an jedem Ende einen Stein darauf und sagen dem Reisenden, daß sein Grab gemacht sey. Sie wollen damit andeuten, daß es für ihn in dieser Felsenwildniß keine Sicherheit gibt. Viele Personen zahlen lieber eine Kleinigkeit, als daß sie ihre Gräber vor ihren Augen machen sehen. Da ich über meinen Führer nicht zu klagen hatte, schenkte ich ihm einen Piaster, womit er zufrieden war.

Wadi Attyre ist das vorzüglichste Dorf im Felsenbezirke. Hier liegen wieder mehrere Inseln im Flusse, auf denen sich Trümmer von alten Häusern und Thürmen befinden. Die Ufer selbst scheinen in alten Zeiten wenig Sicherheit gewähret zu haben, denn allenthalben trifft man solche zerstörte Häuser; die frühern Bewohner scheinen ausschließlich die Inseln zu ihrem Aufenthalt gewählt zu haben. Bei Wadi Attyre befindet sich wieder ein Katarakt im Strome und ganz in der Nähe gewahrt man herrliche Porphyrfelsen. Hie und da im Wadi wachsen Dattelbäume. Eine schöne Aussicht gewähret der Gipfel des Dschebel Dusa; allein nur mit Mühe entdeckt das Auge den blauen Strom, der oft durch Inseln versteckt wird und nur theilweise sichtbar ist. Sein ganzer Lauf durch den Felsenbezirk ist so reißend, daß jede Fahrt darauf fast unmöglich zu seyn scheint. Die verschiedenen Wasserfälle gleichen denen zu Assuan, nur daß hier in Nubien der junge Strom durch Felsen noch mehr zusammengepreßt wird. Auf den Felseninseln sonnen sich Krokodile; wilde Enten und andere Wasservögel plätschern in den

blauen Wellen. Die ganze Gegend, sehr treffend „der Felsenschooß" benannt, ist wildromantisch.

In einem dichten Wäldchen von Tamariskenbäumen, einer langen Insel gegenüber, machten wir Halt. Auf dem östlichen Ufer bemerkt man die Trümmer eines Dörfchens. Hier beginnt das Gebiet des Statthalters von Sukkot. Dicht an der Stelle, wo wir anhielten, ist das Grab eines Heiligen, Namens Scheikh Okase, der bei den Nubiern in großem Ansehen steht. Geschenke von irdenen Gefäßen, Matten und Leinwand lagen innerhalb der Einfassung und rund um dieselbe her; die Bewohner von Sukkot machen öfters Wallfahrten nach diesem Grabe.

Da ich dem alten Statthalter Daud Kara einen Besuch zu machen wünschte, um einige Erkundigung von ihm einzuziehen über den Zustand der Dinge weiter gegen Süden hin, so ließ ich meinen Führer zur Bewachung der Kamele zurück und fuhr mit etlichen Andern auf einer Art von Fähre über den Strom. Aus vier leicht zusammengefügten Dattelbaumstämmen, regiert von einem etwa vier Fuß langen Ruder, das am obern Ende gespalten und am Floße mit Strohseilen befestigt ist, besteht diese Fähre, die genau denen gleicht, welche man an den Mauern der ägyptischen Tempel abgebildet sieht. Leute, die sich solchen gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen, sollten schwimmen können; denn da diese Menschen, die keinen Begriff von dem Regieren einer Fähre haben, bloß Ein Ruder brauchen, so rudern sie bald dem Winde entgegen, bald demselben nach, und die ganze Fähre ist ein Spielball der ungestümen Wellen.

Der alte Statthalter sagte zu mir: „Dieß ist kein Land für Leute wie ihr, um darin zu reisen, ohne von Karawanen begleitet zu seyn!" Ich bat ihn um ein Empfehlungsschreiben an seinen Sohn, welcher in den südlichen Bezirken gebietet. Hierauf befahl Daud Kara seinem Schreiber, für mich einige Zeilen auf die weiße Seite eines alten Briefes zu schreiben; das war das einzige Papier, das er finden konnte. Die wenigen Nubier, welche schreiben können und bei den Statthaltern als Secretäre angestellt sind, werden von den Gelehrten von Damer unterrichtet. Da diese zuweilen nach Kairo reisen, um die Moschee El Azhar zu besuchen, kehren sie unterwegs in den Häusern der Reichen ein, um deren Kinder schreiben und rechnen zu lehren. Mehrere Kinder aus Sukkot und Mahas werden auch in die Schule der Schegyia-Araber geschickt, wo sie zehn Jahre und darüber bleiben, und bei dem Ulema dieses Stammes freien Unterhalt und Unterricht genießen.

Bei Wali wird der Strom von ungeheuren Granitblöcken unterbrochen, welche schäumende Kataracten bilden und öde, nur von Krokodilen und Wasservögeln besuchte Felseneilande. Zwischen den Dattelbäumen am Ufer liegt das zerstörte Dorf Dabbe. Die Bewohner dieser Gegend holen Steinsalz von Selima, welches über zwei Tagereisen in der Wüste liegt und ein Ruheplatz der Darfur-Karawane auf ihrem Wege nach Siut ist. So oft diese Karawane durch Selima zieht begeben sich die Nubier dahin, um Datteln und andere Lebensmittel an die Reisenden zu verkaufen.

Steinsalz findet man allenthalben in den östlichen Bergen, welches die nubischen Landleute emsig einsammeln. Wenn in diesen Bergen häufige Regen vorkommen, schwellen die Bäche bei Abu Har und weiter hinauf, wilde Bergwasser, die sich in den Nil ergießen. Diese schäumenden Wildwasser erklären das augenblickliche Wachsthum des Nils in Aegypten, wenn der Strom am niedrigsten steht. In ganz Nubien fällt in dem Thal kein Regen, einige leichte Güsse ausgenommen; in den östlichen Gebirgen aber herrscht bis Suez eine regelmäßige Regenzeit, welche Ueberfluß an wilden Gräsern und reichliche Weide für das Vieh der Nomaden liefert, die in diesen Bezirken hausen. Unser Wirth zu Abu Har setzte uns die Speise vor, welche Asyda heißt und aus grünen Gerstenähren besteht, die in Wasser gekocht und mit Milch vermischt sind.

Die Nubier sind keine rechten Fischer, sie besitzen fast gar keine Fischereigeräthschaften, ausgenommen bei dem ersten Katarakt zu Der, wo man gelegentlich Fische in Netzen fängt. Die sandigen Stromufer sind von zahllosen Käfern bevölkert, die an Größe und Gestalt von einander sehr verschieden sind. Die Nubier, welche diese Käfer Ungläubige (Kaferi) nennen, fürchten sich vor ihnen, weil sie glauben, sie seyen giftig und vergiften jede Art von Speisen, die sie berühren. Ihre Farbe ist im Ganzen schwarz, und die größten, die ich gesehen, waren so groß wie ein Halbkronenstück. Die Verehrung, welche die alten Aegyptier diesen Scarabäen erweisen, ist wahrscheinlich in Nubien entstanden. Diese Käfer sind das Sinnbild der leidenden Ergebung in den Willen der göttlichen Vorsehung.

Der Sohn des Statthalters von Sukkot, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, lebt auf einer Insel zu Ferke. Wir hielten der Insel gegenüber an, um unsern Kamelen an den Tamariskenbäumen Futter zu verschaffen. Vor dem Hause des Statthalters fanden wir die ganze Nachbarschaft versammelt; einige anwesende Frauen sangen und trommelten.

Von hier wandten wir uns südwestlich. In zwei Stunden erreichten wir Mekrake und in vier Stunden Kennis. Die Ebene ist nur an einigen Stellen angebaut. Senna wächst in Menge und ist von guter Beschaffenheit; jener der östlichen Bergkette steht sie nach; die Araber vom Stamm Kerrari machen Geschäfte mit diesem Product, wenn zu Esne Nachfrage danach ist. Der bekannte Monsignore Rosetti hatte viele Jahre den ausschließlichen Handel mit Sennesblättern gehabt; zu Assuan und Esne hatte er seine Factoren. An den Pascha Mehemet Ali zahlte Hr. Rosetti für seinen Alleinhandel mit Sennesblättern jährlich 150 Beutel, etwa 20,000 Thlr.

Die westlichen Flußufer sind völlig sandig und unfruchtbar. Nach fünf Stunden kamen wir nach dem kleinen Dorf Scheik Madschera, das um das Grab eines Heiligen erbaut ist. Hier findet der dürftige Wanderer, wie in allen übrigen Theilen Nubiens, in kurzen Entfernungen Wasserkrüge am Wege unter einem niedrigen Dache. Jedes Dorf bezahlt monatlich eine kleine Summe, um diese Krüge des Morgens und wiederum gegen Abend mit Wasser zu füllen. Diese Sitte herrscht auch in Oberägypten, aber in größerem Umfange; hier trifft man oft kleine Karawanserais in der Nähe der Brunnen, welche die Reisenden mit Wasser versorgen.

Zolldefraudationen in England. Im Jahre 1842 wurden 815, im Jahre 1843 1147 gerichtliche Verfolgungen angestellt; die damit verknüpften Gerichtskosten betrugen 8856 Pfd. 10 Sch. 4 D., das durch die Processe gewonnene Geld 3228 Pfd. 15 Sch. 8 D., also baarer Verlust für die Regierung von 5628 Pfd. Aehnlich ist das Ergebniß in Schottland und Irland. Die Gesammtkosten betrugen 10,117 Pfd. 8 Sch. 6 D. und das erhaltene Geld nicht ganz 5000 Pf. (Shipp. and Merc. Gaz. vom 23 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1844.

Die Schule auf der Sandwichinsel Maui.

(Scenes in the Sandwich-Isles, by J. F. Jarves.)

Die höhere Schule für Knaben liegt zu Lahainaluna etwa tausend Fuß über dem Meere, in einer gesunden, aber warmen und so unfruchtbaren Stelle, daß nicht einmal hinreichend Nahrung für die Schüler gewonnen wird. Die Schule begann im Jahre 1831 unter der Aufsicht des Missionärs Lorrin Andrews. Im J. 1837 wurde ein großes, zweistöckiges, steinernes Gebäude aufgeführt, in dessen untern Räumen die Schulzimmer sich befinden, während im ersten Stock die Capelle und im dritten ein Bibliothekzimmer nebst physikalischem Apparat ist. Auf beiden Seiten des Hauptgebäudes läuft ein Flügel hin mit Küche, Speisezimmern, Vorrathskammern, und 30 bis 40 kleine, mit Schilf gedeckte Häuschen sind für die Zöglinge der Schule bestimmt. Das Ganze wurde von der amerikanischen Mission mit einem Aufwand von 14,000 Dollars errichtet. Die Regierung unterstützte sie durch Landverwilligungen und andere Beiträge. Eine Druckerei ist damit verbunden und vier artige Wohnungen sind für die Lehrer eingerichtet. Die Zahl der Schüler wechselt von 90 bis 100, der Unterricht dauert vier Jahre lang: ein Theil der Zeit wird mit Handarbeit hingebracht, theils um etwas für ihren eigenen Unterhalt zu erwerben, theils um sie an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, so wie um ihnen Kenntnisse im Ackerbau und in Handwerken beizubringen. Einige davon sind auch wirklich sehr geschickte Handwerker geworden, und verdienen reichlich zum großen Verdruß der fremden Arbeiter. Die Nahrung der Schüler besteht hauptsächlich aus Fischen und einer im Lande üblichen Gemüseart (Poi), hie und da auch aus Fleisch; sie müssen am Tisch essen, wo man ihnen Teller, Löffel, Messer ꝛc. liefert. Ebenso müssen sie reinlich und gleichförmig gekleidet seyn. Außer Lesen und Schreiben unterrichtet man sie in der heiligen Schrift, Geographie, Geschichte und Chronologie, ferner in Kirchengeschichte, den Elementen der Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Astronomie, im Landmessen, Aufnehmen, in der Schifffahrt, Anatomie u. s. w. Für mathematische Studien zeigen sie eine besondere Fassungsgabe, ihr Gedächtniß ist sehr treu, und sie machen gute Fortschritte in allen Zweigen. Wöchentliche Uebungen in schriftlichen Ausarbeitungen werden gefordert, und sie erhalten auch ziemlich umfassenden Unterricht im Englischen. Um ihre Fassungskraft zu prüfen stellte man Versuche mit den todten Sprachen an, und sie machten auch in diesen nicht unbedeutende Fortschritte. Die Anstalt hat bereits eine Menge Lehrer geliefert, welche für die gewöhnlichen Schulen vollkommen taugen, und man will die ausgezeichnetsten Schüler besonders bilden, um eine einheimische Geistlichkeit zu erziehen; ebenso beabsichtigt man ihnen einige Kenntnisse in der Medicin beizubringen, um wenigstens der schlimmsten Quacksalberei ihrer eigenen Empiriker entgegenzuwirken. Viele junge Leute, welche hier erzogen wurden, haben bereits wichtige Anstellungen von Seite der Regierung erhalten, und zwar bloß wegen ihrer Kenntnisse, denn ihre Geburt war gegen sie. In jeder Beziehung hat das Volk aus dem hier befolgten Unterrichtssystem großen Vortheil geerntet.

Einige der intelligentesten unter den Schülern haben eine historische Gesellschaft gebildet, um alle Thatsachen, Lieder, Sagen und andere Dinge aus alter und neuer Zeit, so weit sie sich auf die Geschichte ihres Heimathlandes beziehen, zu sammeln. In mehreren ihrer Zusammenkünfte wurden sehr interessante und für diejenigen, welche die polynesische Archäologie studiren, höchst werthvolle Mittheilungen vorgelesen, von denen eine z. B. die Geschichte des Königs Umi betraf, welcher vor etwa 200 Jahren auf Maui herrschte. Der Missionär Shelden Dibble läßt jetzt zu Lahainaluna eine Geschichte der ganzen Inselgruppe drucken, welche hauptsächlich aus Originalquellen geschöpft ist, und eine Uebersicht der Begebenheiten vor und nach dem Besuche Cooks enthält.

Denkschrift des Mandarinen Schu über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes.

(Schluß.)

Wir brachten nun den Frieden zu Stande, sowohl zur Zufriedenheit des Kaisers als unserer frühern Feinde. Kijing

ist ein tüchtiger Mann, der früher die höchsten Aemter bekleidet hatte, nachher aber in Ungnade gefallen war. Um dem Himmelssohn zu zeigen was er thun könnte, wenn er dazu die Vollmacht erhielte, so bat er sich aus als kaiserlicher Gesandter zu den Feinden zu gehen. Sein Name wird unvergeßlich bleiben.

Ilipu war vom Anfange bis zum Ende ein friedlicher Mann gewesen; er hatte den Kaiser sehr ernstlich vermahnt, sich die Fremden nicht zu Feinden zu machen und es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Allein er war während der ganzen Zeit der Unterhandlungen sehr krank und wünschte nur, daß der letzte Act seines Lebens die Schließung des Friedens seyn möchte. Man erinnere sich, daß er dieser Gesinnungen wegen einige Monate in Verbannung gewesen war, und so wird man überzeugt seyn, daß er der treueste Freund seines Vaterlandes war.

Huang, ein für sein bedeutendes Amt junger Mann, schreibt fertig und ist überdieß den Fremden sehr geneigt; deßhalb machte man ihn zum vorzüglichsten Unterhändler. — Der Statthalter Niu hingegen ist ein starrer Mann, ohne Kenntniß und Talente, der so ganz der Meinung anderer beypflichtet, daß er nichts anderes zu thun hatte als den Tractat zu unterschreiben. — Hien, ein Tatar, war früher General gewesen, jetzt aber nur ein Gemeiner in den Garden; er hat aber durch seine Festigkeit viel zum glücklichen Abschluß der Unterhandlungen beigetragen.*) — Lo war Inspector, ein sehr harter Mann, ohne Talent, und mein Gehülfe. Ich, der alte Schu, hatte aber die eigentliche Last der Verhandlung; da ich beständig mit den Fremden umging, war ich sehr wohl im Stande mich mit ihren Ansichten bekannt zu machen.

Das Alte ist nun vergangen und nicht mehr haltbar, und da wir als Nation eine neue Laufbahn beginnen müssen, so ist es nöthig, es rüstig und wacker zu thun, um nicht zurückzubleiben. „Korea, Cochinchina und Japan müssen wohl von selbst folgen; denn wir sind ja das Volk, auf welches das ganze östliche Asien voll Bewunderung hingeblickt hat.“ Wenn wir einmal den Anfang gemacht haben, so wird der ganze Bestand der Dinge, wie ich ihn bei meiner Geburt vorgefunden habe, plötzlich verändert werden.

Der alte Schu hegt nicht den geringsten Haß wider irgend einen Menschen, und wie sehr ich unter dem Volke beliebt bin, mögen die Bittschriften bezeugen, welche man, als meine Entlassung ruchbar wurde, von dem ganzen Ningpo-Bezirk an den Hof sandte.*) Wenn ich fallen muß, so wird gewiß mein Nachruhm die Unschuld seyn. Man kann mich keiner Betrügereien beschuldigen; ich habe mein ganzes Vermögen im Dienste der Regierung aufgezehrt, und zum Lohn meiner Thaten behandelt man mich jetzt als einen Majestätsverbrecher, weil ich eine Armee von tapfern Soldaten nicht von der Einnahme einer kleinen Stadt zurückhalten konnte.

Frei von allen irdischen Banden habe ich meine Meinungen ausgesprochen; die Zukunft wird lehren, ob ich die Wahrheit gesagt habe, meine Stellung hält mich jedoch zurück, meine Gefühle allenthalben nach der Wahrheit auszudrücken. Wenn die Bande, welche mein Vaterland noch zusammenhalten, zerbrochen sind und der Chinese in seiner ganzen Blöße erscheint, so wird man seinen Charakter höher schätzen lernen, als man jetzt gewohnt ist. Das alte Volk wird sich erneuern, ohne unterzugehen; es hat gute Geistesgaben, die nur in mancher Hinsicht verschroben oder verschoben sind; von Jugend auf gewohnt, seine Ideen in demselben Kreise zu bewegen und keine Gegenstände für sein weiteres Forschen zu finden, bemächtigt sich seiner die Selbstgenügsamkeit, und alles weitere Forschen ist zu Ende; die Gaben für höhere Geistescultur schlummern aber nur und werden gewiß sehr bald hervorgerufen werden.

Mein großes Volk hat von den ersten Zeiten seines Entstehens etwas sehr Auszeichnendes gehabt, wodurch es sich von den übrigen Stämmen unterscheidet. So wie wir nun das Gepräge des fernen Alterthums bis auf diese Zeit an uns getragen haben, so hoffen wir auch einstens in der neuesten Aufklärung die ersten zu seyn, und zum wenigsten den übrigen Morgenländern den Weg zu zeigen; dann würde all das Weh, welches wir erlitten haben, in Freude verkehrt werden. Wir haben viel verloren und müssen nun wieder viel gewinnen, um unsern Verlust zu ersetzen. Und sollte auch wieder eine Revolution stattfinden, wie der Aufstand des Pöbels zu Canton erwarten läßt und wie es viele unserer Dummköpfe wünschen, so kann diese doch nie von langer Dauer seyn. Die Thore zu unserem Reiche, mittelst des Jangtse stehen offen und der große Canal kann sehr leicht von den Feinden abgesperrt werden, so daß die stolzesten Patrioten sich nach den Umständen fügen müssen. Was auch andere Länder vorzügliches besitzen mögen, so hat doch keines derselben einen Jangtse — einen Fluß von solcher Breite und Tiefe, daß die größten Schiffe darauf fahren können, der den Fremden den Zugang zum Herzen des Landes gestattet und in der Folge die reichste Quelle des Segens durch das ganze Reich werden kann und werden wird.

Mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung meiner Landsleute sieht es aber, wie gesagt, sehr schlimm aus. Der

*) Hian oder Hienling war früher General zu Kirin oder Kirin-ula Chatun (43° 46' 18'' N. B. 10° 24' 30'' O. L. von Peking) in der Mandschurei. Hienling überbrachte alle schriftlichen Mittheilungen der chinesischen Friedensboten zu Nanking an Sir Henry Pottinger. Er kam auch Anfangs März 1843 nach Hongkong, um dem englischen Generalbevollmächtigten zu verkünden, daß Kijing sehr bald mit der kaiserlichen Genehmigung des Friedenstractats eintreffen werde. Der Befehl des Himmelssohnes an Kijing und die kaiserliche Ratificirung des Friedens sind vom 6 April 1843 datirt.

*) Schu erzählt hier die Geschichte seiner Amtsentsetzung ausführlich; er berichtet, daß alle Beamten, die sich von den Engländern schlagen ließen, vor ein Kriegsgericht gestellt wurden, und daß man das Aeußerste erwarte. Ja es sey sogar wahrscheinlich, daß der Friede nicht ratificirt würde; es waren dieß, wie man jetzt weiß, ganz ungegründete Befürchtungen.

alte Schu kennt die größten Gelehrten dieses Reichs und erklärt ehrlich, daß ihr Geist ganz ungebildet ist; anstatt dem Denken und Nachsinnen ergeben sie sich den alten Formeln, und sind darin ganz erstorben; er ist auch mit den Massen des Volkes ziemlich bekannt und sagt mit voller Wahrheit, daß es für jetzt ganz der höhern Begriffe unfähig ist, weil der Kreis seiner Gedanken sich ganz und gar im Sichtbaren bewegt. Von dieser tiefen Erniedrigung, von diesen Fesseln kann es nur eine Religion befreien, die Herz und Sinn zugleich in Anspruch nimmt und das Gemüth zu seinem Schöpfer zurückführt. Ohne dieses Mittel können wir uns nicht vom irdischen Staube erheben, und wir werden bleiben was wir zuvor waren, ein gewinnsüchtiges Volk, ohne höhere Zwecke, kriechend und anmaßend, wie es die Umstände gestatten. Daß jedoch uns dieses Glück wird zu Theil werden, zweifle ich nicht, denn der große Herr, welcher die ganze Welt erschuf und den wir den obersten Kaiser nennen, trägt und behandelt uns ja mit gleicher Liebe wie die übrigen Geschöpfe seiner Hand und wird uns ja nicht länger das verwehren, was er andern in solchem reichem Maaße verliehen hat. Wie viel hat es dem alten Schu gekostet, bis er zu dieser Ueberzeugung gekommen ist; je länger er aber darüber nachdenkt, desto wahrer findet er sie! Er hat ein Buch gelesen unter dem Titel: das „Neue Testament," worin die heiligsten Wahrheiten enthalten sind, wie nämlich die sündige Welt durch den Sohn des höchsten Kaisers, Jesum Christum, mit Gott versöhnt wird — doch darüber habt ihr Fremdlinge des Westens bessere Kunde.

Der geneigte Leser vergebe mir meinen ungeschickten langen Aufsatz, worin ich das meiste, was mich bewegt, noch ungesagt gelassen habe. Mein Gemüth ist sehr darnieder gedrückt, sobald es aber seine Last abgeworfen hat, werde ich etwas Unterhaltendes schreiben und es den Fremden mittheilen. Unsere feingebildete Sprache, die nur sehr wenige erlernen können, ist zwar ein sehr großes Hinderniß zur näheren Bekanntschaft; viele der unsrigen studiren zwar das Mandschu, um eure Sprachen bekümmert sich aber niemand. Gehab dich denn wohl, lieber Leser, und gedenke des alten Schu!

Am Ende des Aufsatzes steht eine Zeile Chinesisch, welche in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen lautet: „der ehemals in Ningpohu bei dem ersten Gerichtshofe angestellte treue Diener Schu reicht dieß unterthänig dar dem großen Manne der Regierung, welcher mit freundlicher Gesinnung es annehmen möge. Er verbeugt sich wiederholt."

Ein Vorfall in Jerusalem.

(Schluß.)

Man wirft, und ich glaube nicht mit Unrecht, dem Gouverneur vor, daß er diese Schreier nicht sogleich ergreifen und ins Gefängniß setzen ließ, indem man meint, dadurch hätte er das Volksgeschwätz abschneiden und zeigen können, daß die Frage über die Flagge die Regierung und nicht das Volk angehe. Aber zum Theil stimmten vielleicht diese Volksäußerungen mit seiner eigenen Ansicht zusammen, anderntheils war er überzeugt, daß die Antwort des Pascha von Beirut abschlägig ausfallen werde, und glaubte, die Sache sey damit beendigt. Hiebei kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die öffentliche Meinung im Orient Rußland den Vorrang vor allen fränkischen Reichen gibt. Unsere Diplomaten haben allenthalben im Orient durch ihren bedeutenden Einfluß auf die Localbehörden und durch ihren festen Willen dieser Ansicht mehr und mehr Nachdruck gegeben. Als nun von der Flagge die Rede wurde, meinten die muselmännischen Philosophen in Jerusalem, man dürfe dem französischen Consul das Aufziehen einer Flagge um so weniger gestatten, da auch der russische sie nicht habe.

Endlich in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend, d. h. auf den 17 Julius, erhielt der Gouverneur von dem Pascha zu Beirut eine Antwort, welche abschläglich und wie man sagt dahin lautete, daß ohne einen besondern Firman des Sultan die Aufziehung einer Flagge in Jerusalem nicht zu gestatten sey, und einen solchen Firman habe er bis dahin nicht erhalten. Diese Antwort wurde dem Consul mitgetheilt, welcher erwiederte, er werde sich in diesem Falle an das Gericht wenden, welches jedoch, gelegentlich bemerkt, unter dem Gouverneur steht; darüber liefen denn im Volke allerhand Gerüchte um, die ich als nicht sonderlich begründet übergehe.

Oeffentliche Angelegenheiten werden in der Türkei selten geheim abgemacht. Ein Tatar, der eine außerordentliche Depesche führt, weiß gewöhnlich den Inhalt derselben, und bei der den Türken eigenen Neugier verbreitet sich die Nachricht allenthalben hinter ihm her. Zu Jaffa sah ich einen solchen Tataren, der aus Beirut nach Jerusalem mit einer Depesche ging, welche die Verhältnisse der armenischen Geistlichkeit zur griechischen betraf. Er hielt es für seine Pflicht, ins armenische Kloster zu Jaffa zum Archimandriten zu gehen, beglückwünschte ihn wegen der guten Nachricht und bat, wie sich von selbst versteht, um einen „Bakschisch," den er auch erhielt. Dieß geschah vor meinen Augen, denn ich befand mich damals als Gast bei dem Archimandriten. Die Neuigkeit verbreitete sich alsbald in der Stadt.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß die Antwort, welche der Tatar von dem Pascha zu Beirut überbrachte und die allerdings auch kein Geheimniß war, sich alsbald in Jerusalem verbreitete, um so mehr, als die Sache alle interessirte. Inzwischen hatten sich die Araber aller umliegenden Dörfer, in Folge der oben erwähnten fanatischen Aufrufe, in Haufen an allen Stadtthoren gesammelt und zwar mit Gewehren, von denen sie sich niemals trennen. Sobald der Gouverneur dieß erfuhr, ließ er sogleich alle Thore schließen. Als das Gericht versammelt war, und die Forderung des Consuls mitgetheilt wurde, erhoben sich sogleich der Mulla, der Vorstand des Gerichts, so wie die Häupter der Geistlichkeit des Orts, und erklärten, das Aufziehen einer französischen Flagge in Jerusalem sey eine Unmöglichkeit. Inzwischen füllte der Pöbel die nach dem Gerichtshof führende Straße, und erhob einen solchen

Lärm, daß der Gouverneur mehrmals hinausging um ihn zu beschwichtigen, sogar, wie man mir sagte, um Schrecken einzuflößen, einigemal den Säbel zog. Ein anderer Theil des Pöbels wandte sich nach dem Hause des Consuls und fing an von der Straße aus nach der Flaggenstange zu schießen, an der jedoch gerade keine Flagge hing, und welche auch die Leute des Consuls alsbald abnahmen. Man sagt auch, es seyen einige Araber ins Haus gegangen und hätten die Bewohner zur Abnahme der Flagge gezwungen, wobei ein Mann verwundet worden sey. Gewisses aber habe ich nicht darüber erfahren.

Als der Gouverneur den Volksauflauf sah, schickte er eine Abtheilung Soldaten, unter deren Schutz der Consul über den Bazar und dann weiter auf der Hauptstraße der Christen am griechischen Patriarchenhause vorüber nach Hause ging. Diese Truppenabtheilung blieb als Wache bei seinem Hause bis zum folgenden Tage. Einige Tage nach diesem Vorfall befand ich mich beim Gouverneur, der mir in einem von ihm selbst angeknüpften Gespräche sagte, daß sein Befehl die Thore zu schließen die größten Unannehmlichkeiten verhindert habe, denn außerhalb der Stadt vor den geschlossenen Thoren seyen nicht weniger als 3 bis 4000 bewaffnete Araber gestanden.

Keiner von denen, welche bei dem beschriebenen unangenehmen Vorfall betheiligt waren, wurde darum belangt. Einige Tage später soll der Gouverneur die Aeltesten der Stadt an den Consul geschickt haben, um ihn um Verzeihung zu bitten und zu fragen, welche Bestrafung der Schuldigen er verlange. Was seine Antwort war, und wie er mit den an ihn abgesandten Personen verkehrte, ist mir unbekannt. Einige behaupten, der Consul habe verlangt, daß der Gouverneur die Aufziehung der Flagge gestatte, dieser aber habe geantwortet, daß er dann für die Sicherheit des Consuls nicht stehen könne. Solchem Gerede ist aber nicht gerade zu glauben. Gewiß ist jedoch, daß von den Schuldigen keiner gestraft wurde, und der Consul die Flagge nicht wieder aufzog.

Gelegentlich muß ich hier erwähnen, daß ganz glaubwürdige Leute mir später sagten, auch die türkische Flagge habe zu Jerusalem nur zur Zeit Ibrahim Pascha's geweht.

Miscellen.

Lungenschwindsucht in England. In der statistischen Gesellschaft wurde am 20 Mai ein „dritter Beitrag zur Kenntniß des Einflusses der Arbeit auf die Gesundheit" von Dr. Guy vorgelesen. Diese Vorlesung behandelte die Lungenschwindsucht, an welcher in England und Wales etwa 36,000 Personen jährlich sterben; dieß ist nicht ganz ein Neuntel der gesammten Sterblichkeit und mehr als ein Sechstel sämmtlicher Sterbefälle über 15 Jahre. Dr. Guy, der Verfasser, classificirte seine Patienten unter drei Rubriken, Leute von Stand (gentry), Gewerbsleute, Handwerker. Die Zahl ist unter den Leuten von Stand ohne allen Vergleich geringer als unter den Handwerkern, die Gewerbsleute (tradesmen, wohl hauptsächlich kleine Kaufleute) halten etwa die Mitte. Als hauptsächlichste Mittel, um die furchtbare Sterblichkeit unter den Handwerkern, wozu auch die Fabrikarbeiter gerechnet sind, zu vermindern, schlägt er vor Erweiterung der Straßen, Vergrößerung der Häuser, Umbau der Werkstätten, Verkürzung der Arbeitszeit, besseren Abfluß für Unreinlichkeiten, bessere Lüftung, eine bessere Versorgung mit Wasser, öffentliche Bäder und die Einrichtung von öffentlichen Plätzen zur Leibesübung und sonstigen Erholung. Dieß sind freilich lauter Mittel, die nur sehr langsam und allmählich in Wirksamkeit treten können. Indeß ist die Discussion lebhaft über die Sache angeregt, und daß man in England bei Worten nicht stehen bleiben wird, zeigt auch der Umstand, daß bereits ein Plan zur Errichtung eines besondern Spitals für Schwindsüchtige im Werke ist (s. Nr. 110), zu welchem Ende im Monat Junius ein großer sogenannter „Fancy-Markt" gehalten werden soll, wobei man erwartet, daß die vornehme Gesellschaft zahlreich sich einfindet und so zu den nöthigen Summen das Ihrige beiträgt.

Die Höhlen von Ajunta in Indien. Am 11 Mai hielt die Londoner asiatische Gesellschaft ihre einundzwanzigste Jahressitzung. In dem darin vorgelesenen Bericht ist auch erwähnt, daß die Gesellschaft sich an die ostindische Compagnie gewendet habe, um von den alten, sehr dem Verderben ausgesetzten Frescomalereien in den Höhlen von Ajunta, in denen die Thaten jetzt dahin geschwundener Geschlechter dargestellt werden, Copien nehmen zu lassen. Diese Malereien haben die Bewunderung aller derer erregt, welche sie gesehen haben. Man hofft, daß die Compagnie auf diese Bitte eingehen werde. (Athenäum vom 25 Mai.)

Botanische Eintheilung Spaniens. Professor Daubeny theilt Spanien in drei verschiedene Regionen ab: 1) die nördliche, welche Galicien, Asturien, die baskischen Provinzen und Navarra umfaßt, und ein feuchtes, verhältnißmäßig kühles Klima hat. 2) Die Mittelregion umfaßt die beiden Castilien, Aragonien und den größten Theil Cataloniens, Oberandalusien u. s. w., und zeichnet sich aus durch ihre Trockenheit und den großen Unterschied zwischen der Sommer- und Wintertemperatur. 3) Die südliche Region liegt längs der Küste des Mittelmeeres und hat ein fast tropisches Klima. In der ersten Region wird namentlich Mais gebaut, die Weide ist sehr schön und die Pflanzen sind im allgemeinen die des Nordens. Man findet hier die Silberföhre, die schottische Fichte und die Pinus uncinata. Die zweite oder mittlere Region zeichnet sich durch den Reichthum an aromatischen Stauden aus, namentlich aus der Gattung Cistus, und gibt vortreffliche Korn-ernten. In der südlichen Region treffen wir das Zuckerrohr, in Murcia die Dattelpalme, bei Valenzia den Cochenille-Cactus und die Chirimoya. In Valenzia kommt eine eigenthümliche Föhrenart, Abies pinsapo, vor. (Ibid.)

Der **Bergwerksingenieur Chancourtois** hat aus Tokat unter dem 5 März Nachrichten an die französische Akademie über seine geologischen Forschungen in Kleinasien eingesendet. Er fand zu Aregana Maden mehrere Eisenwerke und Gießereien unter der Leitung deutscher Ingenieure. Gegenwärtig wird nur das reichste Erz verarbeitet, aus dem man 27 bis 28 Proc. Metall gewinnt. Die alten griechischen Oefen sollen trotz ihrer Unvollkommenheit auf mannichfache Kenntnisse in der Metallurgie hindeuten. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1844.

Skandinavien.

2. Dänemark.

Wenn in Schweden, das sich kräftig fühlt und seit dreißig Jahren wieder Kräfte zu sammeln bemüht war, wenn die dort und in dem verbundenen Norwegen festgewurzelte Freiheit der nationalen Selbständigkeit und somit den neu auftauchenden skandinavischen Ideen wesentlichen Vorschub leistet, wenn in Folge dessen ein frischer Muth die Schweden belebt, und in ihrer Literatur sich ein harmloserer Sinn ausspricht, in welchem nur die Besorgniß vor einem östlichen Sturm, „der den Wald niederschmettern kann," einen herberen Grundzug bildet, *) so bietet Dänemark ein viel trüberes Bild dar, und in der Beurtheilung der dortigen Zustände und Stimmungen darf man, um gerecht zu seyn, die Unbilden der Zeit nie aus den Augen verlieren. Von der calmarischen Union bis zum dreißigjährigen Krieg war Dänemarks größte Zeit; bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhielt es sich noch in ziemlichem Ansehen, von da an aber sinkt es fortwährend, und theilt Hollands Loos zwischen den aufstrebenden Großmächten eine immer schwächere Rolle zu spielen und endlich mannichfach die Zeche zu bezahlen. In einem großen Theil des Volks war ein schwächliches Stillleben eingetreten, das jetzt von seinen eigenen Schriftstellern mehr und mehr verhöhnt wird, je stärker das Gefühl unbehaglicher Zustände und künftiger Gefahren im Volke erwacht. Darum ernten jetzt die Schriftsteller, welche das Nationalgefühl anschlagen, einen so enthusiastischen Beifall, während Paludan Müller mit all seinem unläugbaren Reiz nur schwachen Anklang mehr findet. Gedichte, wie „Tithon" und die „Hochzeit der Dryade," worin Apollo's Liebe zu einer Dryade besungen und die Idee durchgeführt ward, daß nur durch die Liebe zur Natur Religion und Kunst ihre wahre Bedeutung behaupten werden, können nicht mehr auf den Beifall rechnen, den sie vor zehn Jahren gewiß noch errungen hätten. Alles hat seine Zeit, und das vielbeackerte Feld einer Literatur, die nicht das Volk ergreift, sondern nur die etwas stumpfen Nerven einer literarischen Kaste neu anregt, mag, wie Gervinus sagt, ohne allen Schaden eine Zeitlang unbebaut liegen bleiben, um neue Kräfte zu sammeln. Andere Dinge regen jetzt den Sinn an, und die Vorlesungen, welche Monrad im letzten Winter über die neueste Geschichte Dänemarks hielt, haben eine Zuhörerschaft herbeigezogen, und eine Aufmerksamkeit erregt, wie sie sich nur aus dem erwachten Sinn für öffentliche Angelegenheiten erklären lassen.

*) „En oestanstorm kan fælla lunden ner," ist ein in Schweden sehr häufiger Ausdruck, dessen Wahrheit tief gefühlt wird. Die „Nachtstücke" eines schwedischen Dichters, worin die Besorgnisse vor Rußland auf eine sehr schroffe Weise ausgedrückt sind, haben fast allgemeinen Anklang gefunden, während die schroffen Skizzen innerer Verhältnisse, wie sie im „Morian" enthalten sind, sehr viele Tadler fanden, wenn sie gleich ihrer beißenden Sprache wegen begierig gelesen wurden.

Der Verlust der Flotte, der Verlust Norwegens, die finanzielle Zerrüttung und die Unsicherheit der Zukunft haben das wohl rüstige, aber nicht sehr bewegliche Dänenvolk aufgestachelt, und während sie einerseits die Erlangung einer größern politischen Freiheit als Mittel zur Kräftigung Dänemarks erstrebten, suchten sie auf der andern den ganzen Norden in ihr Interesse zu ziehen und die Verkleinerung, die ihnen von Süden drohte, abzuwenden. Hier ist ihre schwächste Seite. Holstein und Schleswig wollen sich dem engen Verband mit Dänemark entziehen, nicht aus Haß gegen das Dänenthum, sondern um nicht in die auf das Aussterben des Königshauses folgende Verwirrung und das zerrüttete dänische Finanzwesen mit hinein verwickelt zu werden. Der Widerwille gegen den Danismus hat sonach seinen sehr praktischen Grund, und das Bestreben der extremen dänischen Partei, in dem nördlichen Theile Schwedens die dänische Sprache zu erhalten, die niemand zu verdrängen bestrebt ist, kann in Schleswig nur einen ungünstigen Eindruck machen.

Wir haben im vorigen Jahre nach einer dänischen Quelle (s. Nr. 85) einiges über die Sprachverhältnisse in Schleswig mitgetheilt, und führen hier nur noch aus dem Schreiben eines Mannes, den selbst die strengsten Danisten kaum verläugnen möchten, — ein dänischer Correspondent im norwe-

gischen Constitutionell Nr. 75 (15 März) d. J.) — einige Stellen an, welche deutlich genug sprechen: „Schleswig war seit Arilds Zeit so gut ein integrirender Theil Dänemarks, als Seeland und Lolland, erhielt zwar später den Titel eines Herzogthums, fiel aber 1459 mit des Lebenstamms Aussterben wieder an den Mutterstaat. Nicht lange nachher begann die ganze Reihe von Theilungen, wodurch Schleswig aber- und abermals zerstückt wurde. Doch blieb der Haupttheil bei Dänemark, und die andern Theile standen mit Ausnahme eines kurzen Zwischenraums im alten Lehensverband zum Hauptstaat. Endlich benützte Friedrich IV sein Kriegsglück gegen den treulosen Vasallen, und verleibte das gesammte eroberte herzogliche Schleswig nebst dem königlichen als integrirender Theil Dänemark ein, machte zugleich das Königsrecht, so wie das Erbrecht zum Grundgesetz Schleswigs wie des übrigen Dänemarks, und ließ sich nach „dem Wortlaut des Königsrechts" huldigen. Damals wäre es Zeit gewesen, der Entwürdigung hingeschiedener Geschlechter und dem Kampf der noch ungebornen vorzubauen, aber Friedrich IV war es nur um die Reichsgränze zu thun, das Volksthum war ihm fremd. Das dänische Volksthum hatte bereits unendlich viel unter der Herrschaft der durch und durch deutschen Herzöge gelitten, deren politische Hauptaufgabe es war, das Herzogthum dem Mutterlande zu entfremden, und dieß Loos verbesserte sich kaum unter Dänemarks deutschgesinnten Königen. Der König, welcher Schleswig zurücknahm, war ja derselbe, der das dänische Recht auf Aerö abschaffte und das deutsche an dessen Stelle setzte, denn der von ihm ernannte Amtmann war der dänischen Sprache nicht mächtig. Schleswigs allmähliche Verdeutschung dauerte fort, und das Resultat war schließlich, daß von seinen 350,000 Einwohnern jetzt nur noch 178,000 (?) dänisch, dagegen 149,000 deutsch und 23,000 friesisch sprechen. Friedrich VII that mehrere Schritte zu Gunsten des Dänenthums, im Grunde aber nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit blieb ziemlich alles beim Alten. So ein strenger, ja starrsinniger Herrscher er sonst seyn konnte, in dieser Hinsicht war und blieb er schwach. Er konnte sich übrigens von der ererbten Politik, durch Schleswig Holstein von Dänemark aus zu erobern — eine Politik, die oft eins war mit der, Dänemark von Holstein aus erobern zu lassen, nicht losreißen. Selbst unter ihm dauerte deßhalb Schleswigs Verdeutschung fort, nicht in Folge, sondern trotz der Sympathien der Regierung; ja es ist eine nicht zu läugnende Thatsache, daß in den letzten dreißig Jahren Deutschland mehr als Ein Kirchspiel, daß es Tausende von dänischen Einwohnern eroberte. Der Verlust der Flotte, die Verheerung der Hauptstadt, die Verwüstung des Landes in einem siebenjährigen Kriege, der Staatsbankerott, der Kieler Frieden u. s. w. u. s. w., hatten das ganze dänische Volk dermaßen niedergedrückt, daß das Dänenthum in Schleswig auch bei ihm keinen Schutz gegen Unterdrückung fand; dagegen hatte der Freiheitskampf im Süden das deutsche Volksthum so gehoben, daß es dem Deutschthum in Schleswig eine überschwängliche Spannkraft gab. Zwischen den Prälaten und der Ritterschaft in Holstein und Schleswig bestand seit alter Zeit eine Verbindung, welche aufzuheben der Regierung es an Klugheit fehlte; diese Corporation erhielt vom Wiener Congreß Hoffnung, ihre veralteten politischen Rechte wieder zu gewinnen; mit einer liberalen Maske fand sie Sympathien bei einer nicht geringen Zahl der politisch-naiven Bevölkerung von beiden Herzogthümern, und mit consequentem Trotz trat sie eine Reihe von Jahren hindurch der schwachen Regierung gegenüber. Sämmtliche lateinische Schulen Schleswigs sind deutsch, das einzige Seminarium ist deutsch, die Universität, an welcher in der Regel sämmtliche Beamte der Regierung in beiden Herzogthümern gebildet werden, ist wiederum deutsch, und zählte eine lange Reihe von Jahren hindurch den zwar tüchtigen, aber ritterschaftlich wilddeutschen Dahlmann unter ihren Lehrern. Schleswigs Handelsstand hatte seit lange mehr mit Deutschland zu thun als mit Dänemark, wozu die Zollgränze zwischen Schleswig und Jütland, verkehrte Zollgesetze und verschiedenes Geldwesen nicht wenig beitrugen; seine eigenentliche Hauptstadt war Hamburg und nicht Kopenhagen. Der deutsche Landbau stand wie das Fabrikwesen weit über dem dänischen, und die deutsch gesinnten Herren hatten hierin einen doppelten Grund, deutsche Verwalter und deutsche Pächter statt der dänischen zu suchen. Wie hoch die deutsche Wissenschaft über der dänischen steht und stets stehen wird, so lange man noch von einer dänischen, schwedischen und norwegischen Wissenschaftlichkeit und nicht von einer gemeinsamen nordischen spricht, brauche ich hier nicht zu beweisen, genug, durch die Gunst der Umstände ist das Verhältniß bereits der Art geworden, daß nahezu alles, was in Schleswig Bildung, Mündigkeit, Macht oder Geld hat, daß nahezu die ganze Beamten-, Guts- und Geldaristokratie deutsch gebildet und deutsch gesinnt ist."

Wir haben diesen langen Auszug mitgetheilt, um mit den eigenen Worten eines Dänenfreundes die Unmöglichkeit zu zeigen, dem Dänenthum in Schleswig wieder das Uebergewicht zu verschaffen. Was wirken einige noch so wohl entworfene Plane zur Wiederbelebung des Dänenthums gegen die Macht der Verhältnisse, wie sie sich seit fünf Jahrhunderten gebildet haben. Wir sehen deßhalb, wie die dänische Regierung, welche die Träumereien der extrem dänischen Partei nicht theilt, der dänischen Sprache durch ihre neueste deßhalb erlassene Verordnung ein sehr untergeordnetes Recht in den öffentlichen Verhandlungen zuerkennt, während sie sehr hartnäckig darauf hinarbeitet, durch die Errichtung einer dänischen Filialbank dem dänischen Geldwesen einen Einfluß und festen Fuß in Schleswig zu verschaffen. Sie verzichtet also auf einen geistigen, nationalen Zusammenhang mit den südlichen Provinzen des Reichs und sucht nur den materiellen möglichst festzuhalten. Eine Reichsversammlung, von welcher man eine Zeitlang in Dänemark träumte, ist somit ein Unding, denn weder die südlichen Lande noch die Regierung können eine solche wollen. Damit ist aber auch eine Nationalrepräsentation im Norden unmöglich, denn abgesehen davon, daß die Regierung solche theils um ihrer selbst, theils um ihrer Verbün-

beten im Südosten und Osten willen, nicht wollen kann, würde man auch zugleich Schleswig, das einer solchen Repräsentation im Verein mit den nördlichen Provinzen widerstrebt, moralisch und rechtlich von der übrigen Monarchie abscheiden. Daraus erklärt sich denn, weßhalb seit einigen Jahren die Stimmen für eine dänische Nationalrepräsentation verstummt sind, und daß der Streit über Schleswig so wichtig geworden ist, denn die Entscheidung desselben zu Gunsten der dänischen Ansprüche müßte jedenfalls einer Nationalrepräsentation in Dänemark überhaupt vorangehen. Daraus ergibt sich dann auch das Vereinzelte und Ungenügende in den Bestrebungen der dänischen Nationalpartei und der Unmuth, welcher sich über das neueste Rescript in Betreff der dänischen Sprache in der schleswig'schen Ständeversammlung kund gibt. Das Rescript ist auf die natürliche Lage der Sache gegründet, denn wenn es wahr ist, wie es auch in der oben angeführten Stelle heißt, daß nahezu alle Bildung, Macht und Einfluß im Lande deutsch sind, so wird die gleiche Berechtigung der dänischen Sprache in der Ständeversammlung selbst zum Unsinn, denn kaum einer der Repräsentanten wird nicht im Stande seyn, deutsch zu reden, während ein großer Theil der Anwesenden des Dänischen nicht mächtig ist. Die Eingabe an den König, welche sieben angesehene Dänen der Hauptstadt am 4 Mai d. J. zur Unterzeichnung ihren Mitbürgern vorgelegt haben, entbehrt deßhalb, so richtig sie sich auf dem Papier ausnimmt, der nöthigen thatsächlichen Grundlage in dem Zustande des Volks, wovon das Auftreten Lorenzens in der letzten Ständeversammlung den triftigen Beweis geliefert hat.

Wir lassen die bestrittene und auch bestreitbare Rechtsfrage über die Erbfolge in den Fürstenthümern gänzlich bei Seite, da sie auch sicherlich weder nach dem dänischen Kongelov, noch nach dem deutschen Reichsrecht entschieden werden wird, und beschränken uns hier auf den Sachverhalt hinsichtlich der Sprache. Die dänische Partei hat Zeitungen gestiftet, dänische Bücher vertheilen lassen, um das Erlernen des Dänischen als Sprache der gebildeten Classe mehr zu befördern, aber von großen Erfolgen dieser Bemühungen haben wir nicht gehört, und es waltet hier wohl ein arger Irrthum ob: wären Deutsch und Dänisch völlig fremde Sprachen, so möchten die Bemühungen der dänischen Partei von Erfolg seyn, denn die Masse würde fühlen, daß ihr durch das Aufdringen einer fremden Sprache sehr großes Unrecht geschieht. Man blicke nur auf Belgien: hier war das Vlämische seit Jahrhunderten kaum mehr die Sprache der Gebildeten, namentlich seit den letzten fünfzig Jahren hat sich durch politische Umstände begünstigt das Französische immer fester gesetzt, aber Französisch und Vlämisch können sich nicht vermengen, nicht in einander übergehen, und darum sind die Arbeiten der vlämischen Volksfreunde von so großem Erfolg begleitet. Aber Dänisch und Deutsch und vollends Deutsch und das sogenannte „Rabendänisch" in Schleswig stehen sich so nahe, daß der Unterschied ob ein Niederdeutscher oder ein Däne Hochdeutsch lernt, so groß eben nicht ist. Zudem ging die Ständeversammlung keineswegs ausschließlich deutsch zu Werke, sondern entschied sich dafür, daß, wo dänisch die Volkssprache sey, auch dänisch Recht gesproch n werden sollte. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß die Frage, welche Lorenzen durch sein eigenthümliches Auftreten in der Ständeversammlung anregte, im eigentlichen Dänemark — wir müssen diesen Ausdruck wählen, obgleich die Dänen sich darüber beschweren — weit größern Anklang fand, als in dem dänischen Schleswig, denn für die Dänen liegt, wie wir oben schon bemerkten, in der Entscheidung der schleswigischen Frage zugleich die Vorfrage, ob eine dänische Nationalversammlung zu Stande kommen soll oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

Wie ich in meinem vorigen Briefe bemerkte, so eröffnete sich in diesem Jahr die zweite Scene meines sibirischen Lebens. Ich mußte die Leitung der Menschen und Pferde dreißig Meilen weit längs dem großen Flusse und von da weiter in die Taiga hinein beaufsichtigen. Am 11 Junius kam unser dritter Aufseher Mamuschew mit der Nachricht an, daß unsere zwei Flöße mit zwanzig Pferden und den Futtervorräthen aus Krasnojarsk nach Jeniseisk abgefahren seyen und am nächsten Morgen hier seyn würden, damit die Pferde zeitig beschlagen werden könnten. Bei guter Zeit fuhren sie auch wirklich daher, und die Pferde wurden sogleich zum Schmied geführt; ein großer Nachen wurde in Bereitschaft gesetzt und alle möglichen Bedürfnisse ausgeladen. Gern wäre ich noch an demselben Abend abgefahren, aber die Widerwilligkeit der Aufseher und der übrigen Arbeiter vertrug sich nicht mit meiner Eilfertigkeit. Wir erwarteten somit den andern Morgen.

Am 31 Mai (12 Junius) sollte endlich die glückliche Zeit zu unserer Abreise aus Jeniseisk eintreten, aber in der Nacht gab es noch einige Unannehmlichkeiten. Unsere Arbeiter hatten sich beim Abschied betrunken, hatten im Herumschweifen sich mit der Polizei überworfen und diese hatte sie verhaftet. Unser Aufseher Peter Iwanez hatte sie einigermaßen in Schutz genommen und befand sich nun gleichfalls auf der Polizei. Das verursachte uns viele Beschwerlichkeit und Hin- und Herlaufen, bis wir die Leute wieder aus dem Arrest befreit hatten. Am meisten war es uns um einen Jakuten zu thun, der unser Wegweiser auf den Flüssen seyn sollte, und ohne den wir uns nicht auf den Weg machen konnten. Das Wetter verwandelte sich in Regen. Die Pferde wurden nach dem Schiffe geführt, alles zur Einschiffung bereit gehalten, die Arbeiter aber waren betrunken, und die Aufseher gaben ihnen, wie es bei der Abfahrt gewöhnlich ist, noch Branntwein dazu. Nichts als Streit und Unfrieden! Den Jakuten führte man endlich herbei, aber er war noch ganz betrunken.

Theils wegen Besoffenheit, theils aus andern Ursachen war auch nicht einer da, der es verstanden hätte, das Schiff zu regieren. Als wie vom Ufer stießen, mußten darum die andern Schiffer an den Seiten sich äußerst hüten, daß unser schlecht geleitetes Schiff ihnen keinen Schaden zufüge. Die Aufseher waren mit der Schifffahrt unbekannt und wollten doch befehlen, dadurch entstand ein Geschrei, ein Lärm

und ein Durcheinander, kurz eine wahre babylonische Verwirrung, zwischen welche hinein Salven aus Flinten abgeschossen wurden, wie dieß bei der Abfahrt von Schiffen gewöhnlich ist. Einige Flöße waren unterhalb im Fluß mit den Aufsehern. Es war abgeredet, sobald die erste Salve abgefeuert wurde, sollten sie sich in Bereitschaft halten, und wenn wir vorbei kämen, an unser Schiff sich anhängen. Statt dessen hatten die Arbeiter die Flöße verlassen, waren in die Branntweinkneipen gegangen, und als wir abgefeuert hatten und den Flößen gegenüber ankamen, war niemand da. Der Aufseher schämte sich, daß er nicht in gehöriger Bereitschaft war, trieb seine Leute zusammen, schlug sie, bis ihm die Hand aufschwoll, aber die Strömung riß uns fort, und wir waren schon lange vorüber, ehe die Flöße abstoßen konnten. Uns war daran gelegen, daß wir zusammenblieben, denn auf den Flößen befanden sich unsere Vorräthe an Mehl und Fleisch. Noch einmal versuchten wir es, uns mit ihnen zu vereinigen, allein es gelang nicht.

Am Abend kamen wir nach Antschiferowa. Hier ließ ich einen Nachen und Brod, so wie große und kleine Wetzsteine kaufen, und schickte Peter Iwanez aus sich nach den Arbeitern zu erkundigen, welche zu uns stoßen sollten, und am andern Morgen Pulver zu kaufen. Mit meinem Schiffe fuhr ich in der Nacht weiter, am Morgen aber, als der Wind sich erhob und uns gegen das Ufer trieb, hatten wir das Unglück, das Steuerruder zu zerbrechen, hauptsächlich durch den Ungehorsam der Arbeiter. Hier mußten wir also wohl oder übel bleiben, um den Schaden ausbessern zu lassen. Unser Schiff banden wir an, schoben Bretter unter und schlugen Pfähle ein, damit der Wind uns nicht auf eine Untiefe treiben solle. Zum erstenmal campirten wir unter freiem Himmel. Die Pferde ließ ich, weil ich bald wieder abfahren wollte, nicht ausschiffen, obgleich das Gras schon hoch stand. In der Nacht konnten wir nicht schlafen, denn die Pferde, die ihr gewöhnliches Futter nicht hatten, gaben keine Ruhe, um Mitternacht ließ ich deßhalb alles aufwecken und vom Ufer abstoßen, damit wir bald an Ort und Stelle gelangen möchten. Den Aufseher Simon Ossipitsch schickte ich voraus nach Nasimow, damit er in diesem Dorf jemand miethe, der uns an dem andern, d. h. an dem rechten Ufer, einen Ort zeige, an welchem wir anlegen könnten. Hier ist der Jenisei zwei Werst breit, und auf dem Flusse selbst kann man 40 Werst weit sehen, so daß der Horizont wie auf dem Meere mit Wasser sich schließt. Unserem Niederlagsort bei Nasimow gegenüber that ich einen Schuß, um Simon Ossipitsch ein Zeichen zu geben, daß er mit dem Lootsen komme und uns einen Ort anweise. Dieß geschah und wir fuhren in die Mündung des Flusses Tisa ein. Die erste Arbeit war, die Pferde aus dem Schiffe zu bringen, sie zu fesseln und dann auf die Wiesen gehen zu lassen, denn das Gras war hier noch spärlich und erst eine Viertelelle hoch; die Pferde fielen aber mit Begierde darüber her, als ich sie an den Boden anpflöckte, und selbst das scheueste ließ mit sich machen, was man wollte.

Da unsere Flöße noch zurück waren, so schickte ich ihnen gegen Abend den Nachen mit zwei Leuten entgegen. Diese gingen aber sicherlich vorher nach dem Dorfe in die allgewaltige Branntweinschenke. In Folge dieser Nachlässigkeit geschah es, daß die Flöße an uns vorüberfuhren und nur mit großer Schwierigkeit sich wieder mit uns vereinigten. Die Pferde wurden nun nach dem Ufer gebracht, gekoppelt und auf die Weide gelassen; sie machten uns aber nicht wenig Arbeit, denn sie waren nicht ausgehungert, wie die ersteren, sondern satt und wohlgefüttert, weßhalb sie sich, namentlich eines der Kirgisenpferde, sehr unbändig stellten.

Am 3 (15) Junius ließ ich nun alles ans Ufer bringen, und da aus der Mannschaft und den Pferden drei Abtheilungen gebildet werden sollten, ließ ich drei Zelte aufschlagen, damit jede Partei für sich bleibe, theilte die Vorräthe aus und übergab sie den Aufsehern. Von gedörrtem Rindfleisch, das in Säcken aus Ziegenfell eingepackt war, die man über den Sattel hängen konnte, erhielten je zwei 4 Pud 6 Pfund, ferner 4 Pud Zwieback (Zucchari), den man gleichfalls in Säcken über die Sättel hängt. Da es regnete, mußten wir die Pferdedecken hervorholen, um alles vor dem Naßwerden zu schützen. Nun ging es an die Vertheilung der Leute: der eine erhielt eilf, die beiden andern je zwölf. Als ich Ordnung unter den Aufsehern stiften wollte, kam ich in Streit mit Simon Ossipitsch, — dieser wurde zornig und kam Abends nicht zum Thee. Als ich am Morgen aufstand erfuhr ich, daß drei Tungusen angekommen seyen, um sich als Führer in dem Wald anzubieten. Erstaunt blickte ich diese mir ungewohnten Gestalten an; sie sind von nicht sehr großem Wuchse, dunkelfarbig und schwarzhaarig, mit vorstehenden Backenknochen. Sie gehen mit herabhängenden Haaren, und haben nur etwas oberhalb dem Rücken mit einem breiten, mit kleinen Perlen ausgenähten Tuche die Haare zusammengebunden, welche dann im Schweif dem Rücken hinabhängen. Auf beiden Wangen haben sie tättowirte Netzstiche, welche ihnen als der prächtigste Schmuck dienen; die einzelnen Fäden sind mit zerriebenem Pulver gefärbt, das man in die Haut einreibt. Es ist eine sehr schmerzhafte Operation, und nicht jeder unterwirft sich derselben; so war die Frau eines der Führer nur auf einer Seite in dieser Weise gezeichnet. Ich konnte diese wilden Gäste, da es keinen Branntwein gab, mit nichts anderem bewirthen, als mit Rum, Thee und Zuchari. Ich schenkte ihnen Ziegelthee, Tabak, Pulver, Blei, Bänder, Korallen und ein Messer. Sie waren über alles dieß sehr erfreut und gingen fort. Zu danken verstanden sie vielleicht nicht, nicht einmal zu grüßen. Am Nachmittag fuhr mein Tunguse wieder herbei mit seiner Schwester und seiner Frau, welche ein halbjähriges Kind wie in eine Schachtel eingebunden vor der Brust hatte; es streckte nur den Kopf bei uns hervor, lachte aber sehr munter und zeigte sehr lebhafte Augen. Mehr herangewachsene Kinder werden an der Jurte festgebunden, wenn die Eltern zur Arbeit gehen, damit sie mit dem Feuer kein Unheil anrichten. Männer und Frauen tragen gleiche Kleidung. Ich bewirthete sie wieder mit Thee, und gab dem Kind verzuckerte Früchte und Chocolade. Sie blieben den Abend und die Nacht da. Denn wenn solche Gäste kommen, muß der Herr alles geben und alle Theil nehmen lassen und füttern.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Missionär Wolff ist auf seiner Reise nach Bochara glücklich in Mesched eingetroffen, von wo er am 21 März wieder abreisen sollte. (Engl. Bl.)

Der Revertor ist eine neue, ganz einfache, aber sehr sinnreiche Einrichtung, vermittelst deren jemand, der im Bette liegt, seine Zimmerthüre nach Gefallen öffnen und schließen kann. (Lit. Gaz. 25 Mai.)

Die freie schottische Kirche hat im Laufe des vorigen Jahres durch freiwillige Beiträge nicht weniger als 500,000 Pfd. St. erhalten. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1844.

Die Menschenblattern in Mexico.

(Mühlenpfordts Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico.)

Die Menschenblattern wurden im Jahre 1520 durch einen Negersklaven des Narvaez nach Mejico gebracht, und haben seitdem daselbst häufig gräßliche Verheerungen angerichtet. Sie erscheinen epidemisch in Zwischenzeiten von sechzehn bis achtzehn Jahren. Die letzten großen Blatterepidemien fanden in den Jahren 1763, 1779, 1797, 1814 und 1829/30 statt. Unter ihnen wüthete die von 1779 vielleicht am ärgsten. In der Hauptstadt des Landes allein gab es 30,865 Blatternkranke, von welchen nahe an 9000 der Seuche zum Opfer fielen. Ein großer Theil der gesammten mejicanischen Jugend ward von ihr hinweggerafft. Im Jahre 1797 wirkte die Krankheit schon weit weniger tödtlich, da man damals, besonders in den Provinzen Mejico und Mechoacan, die Inoculation schon ziemlich eifrig betrieb. In der Hauptstadt erlagen von 24,516 Kranken dießmal nur 4451, in der Stadt Valladolid von 6800 Geimpften nur 170, und unter diesen waren noch viele, welche wahrscheinlich erst geimpft worden, nachdem sie bereits von den natürlichen Blattern angesteckt gewesen. Im Jahre 1804 ward die Vaccine in Mejico eingeführt, und obgleich ihre Anwendung um 1814 noch nichts weniger als allgemein verbreitet war, zeigte sich doch der Verlauf der damaligen Epidemie weit milder als alle früheren. Bei den meisten früher Geimpften bewährte sich die Wirksamkeit der Vaccination, und man faßte von nun an mehr Vertrauen zu ihr. Dennoch geschah das Nöthige immer noch keineswegs überall mit gleichem Eifer und gleicher Ausdauer, so daß beim Ausbruch der Epidemie von 1829/30 an vielen Orten der Impfstoff gänzlich wieder ausgegangen war. Die Seuche zeigte sich im Monat November 1829 zuerst in den Städten Mejico und Guanajuato, verbreitete sich rasch über die Hälfte der ganzen Republik und währte bis zu Ende des Jahres 1830, ja sie schleppte sich in einigen Gegenden selbst bis in das Jahr 1832 fort. Sie trat gleich anfangs sehr bösartig auf. Bei allen Nichtvaccinirten zeigten sich die Blattern gewöhnlich confluent, nicht selten zwei bis drei Ausbrüche an demselben Individuum, zuweilen zugleich mit Masern und Scharlachfriesel. Wo die während der Epidemie angewandte Vaccine schon das natürliche Blatterngift im Körper vorfand, absorbirte sie dasselbe nicht, schien vielmehr den Ausbruch nur bösartiger zu machen. Im anderen Falle zeigte sie sich fast jedesmal schützend. Früher geimpfte Personen blieben zwar nicht immer von den Blattern verschont; doch zeigten diese bei solchen sich gewöhnlich gutartig, und ließen keine Spuren auf der Haut zurück. Beides war auch der Fall mit mehreren meiner europäischen Freunde, welche, obgleich in ihrer Jugend gehörig geimpft, dennoch den Blattern nicht entgingen. Ich selbst blieb von der Ansteckung verschont, obgleich ich die Kranken häufig besuchte und stundenlang an ihrem Lager verweilte. Ueberhaupt grassirte die Seuche, wie im Jahre 1814 so auch dießmal, vorzüglich unter den geringeren Volksclassen.

Die Sterblichkeit war in einigen Gegenden sehr bedeutend, ungeachtet regierungsseitig sowohl in der Föderalhauptstadt und ihrem Districte, als auch in manchen Bundesstaaten gleich beim Ausbruche der Epidemie zweckmäßige Maaßregeln gegen dieselbe ergriffen wurden, man namentlich die vernachläßigte Vaccination wieder in lebhaften Gang zu bringen suchte, frische Lymphe aus Nordamerika und Europa verschrieb, Kühe mit der Originalpocke im Lande selbst aufsuchte und an verschiedenen Orten fand, Spitäler einrichtete, auch sonst für Verpflegung und gehörige ärztliche Behandlung armer Kranken auf öffentliche Kosten Sorge trug ꝛc. In der Stadt Mejico und dem Föderaldistricte, wo natürlich die Gegenanstalten zweckmäßiger eingerichtet waren und kräftiger gehandhabt wurden als in den übrigen, mit den nöthigen Hülfsquellen minder reichlich versehenen Landestheilen, soll es weit über 60,000 Blatternkranke gegeben haben und davon mehr als 12,000 gestorben seyn, obgleich die Seuche daselbst nur 6 Monate anhielt. Officielle Nachrichten wurden darüber nicht bekannt gemacht. — Im Staate Puebla ward eifrig vaccinirt und andere Schutzanstalten getroffen. Dennoch trat die Seuche auch hier mit großer Bösartigkeit auf und raffte viele Menschen hinweg. — Im Staate Oajaca starben während der Jahre 1829 und 1830 an den Blattern 10,000 Personen, und

die Seuche zog sich bis in das Jahr 1831 hinüber. — Im Staate Chiápas, wo es nur einen einzigen wissenschaftlich gebildeten Arzt gab, und das Heilungsgeschäft sich ganz in den Händen von unwissenden Apothekern, Quacksalbern und alten Weibern befand, auch die Kuhblatterlymphe gänzlich fehlte, war die Sterblichkeit strichweise außerordentlich bedeutend. — Eben so arg wüthete die Epidemie im Staate Jalisco, wo es ebenfalls an Lymphe zur Vaccination fehlte, und die übrigen Gegenanstalten schlecht bestellt waren. — Im Staate Zacatécas herrschte die Seuche bis zu Ende des Jahres 1831 und raffte sehr zahlreiche Opfer hinweg, obgleich die Vaccination mit großem Eifer betrieben ward. — Auch im Staate Guanajuáto ward fleißig geimpft; dennoch war die Sterblichkeit im Osten und Westen desselben sehr groß, während im Norden und Süden die Seuche sich weit seltener und milder zeigte. — In den südlichen Gegenden des Staats Mechoacán hauste das Uebel ebenfalls mörderisch bis zu Ende des Jahres 1830. Es fehlte an Impfstoff, an Arznei, an Aerzten, an Allem. — In Nuévo-León hinderte Vorurtheil und Widerwille des Volks gegen die Vaccination deren durchgreifende Anwendung; an Lymphe fehlte es nicht. Die Seuche war sehr bösartig und weit verbreitet. — In Cohahuila ward stark vaccinirt und der Verlauf der Epidemie war ein ziemlich milder. — Dasselbe war der Fall im Staate Veracruz, obgleich hier die Seuche am längsten, bis in das Jahr 1832 hinein, anhielt. Im Jahre 1830 starben etwa 1500 Personen, 1831 nur 240, und von 25,900 im Staate während dieser beiden Jahre Geimpften ward kein einziger von den Blattern befallen. — Die übrigen Staaten waren, so viel man erfuhr, ganz von der Seuche verschont geblieben.

Skandinavien.

2. Dänemark.

(Fortsetzung.)

Ueber diese Verhältnisse begann der Streit in Dänemark selbst, der jetzt einem Wendepunkte sich nähert, indem die Regierung, durch die fortgesetzten Angriffe in Verlegenheit gesetzt, die bisherige Preßfreiheit für innere Angelegenheiten beschränken will. Weiter oben haben wir uns hinsichtlich Schleswigs hauptsächlich auf den sprachlichen Sachverhalt beschränkt, weil das lauteste Begehren die Aufrechthaltung der dänischen Sprache in Schleswig betraf, aber wie es in öffentlichen Verhältnissen so oft geschieht, was man am lautesten ausspricht und zu verlangen scheint, ist meist nur Mittel zum Zweck, und wenn Regierung und Opposition längere Zeit hinsichtlich Schleswigs und Holsteins gemeinsame Sache zu machen schienen, so trennten sich doch bald genug die Wege. Das Hauptblatt des Danismus, „Fädrelandet" sagt in seiner Nummer vom 11 März: „Dänemark bis zur Eider; Schleswig weder ein eigener Staat noch ein Mitglied des deutschen Bundes, sondern ein integrirender, untrennbarer Theil Dänemarks; Holstein, vermöge seines Eintritts in den deutschen Bund, anerkannt als eine eigene, staatsrechtliche Individualität, das ist das politische System, das wir von vornherein aufgestellt und mit unwandelbarer Consequenz verfochten haben. Schleswigs Trennung von Holstein in allem, was der staatsauflösenden schleswig-holsteinischen Theorie als Vorwand und Waffe dienen kann; seine innige Verbindung mit dem übrigen Dänemark in allem, was die eigentliche Staatsregierung angeht; seine provincielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit in allem was seine eigenen innern Angelegenheiten betrifft — das ist die Forderung, die wir geltend gemacht haben, und durch allen Wirrwarr der Theorien und die Anarchie der Bestrebungen vertheidigt haben, nicht bloß gegen den Schleswig-Holsteinismus, der in offenen Kampf mit der dänischen Nationalität und dem dänischen Staat getreten ist, sondern auch gegen einzelne Dänen, die mit oder gegen ihren Willen sich als ereitwillige Diener von Bestrebungen gezeigt haben, welchen sie im Interesse ihres Königs und ihres Vaterlandes einen festen, unbeugsamen Widerstand hätten entgegen setzen sollen."

Soweit scheinen Regierung und Opposition eines Sinnes, aber in den gebrauchten Mitteln zeigt sich die Verschiedenheit des Zwecks: die Opposition ging von der Idee aus, auf Hebung der Volksmasse im Gegensatz gegen die höheren verdeutschten Classen eine innigere Vereinigung mit Dänemark herbeizuführen, und daher der Sprachenkampf, mit welchem bei den höheren Classen nichts zu gewinnen war; darum tritt die dänische Opposition sehr schroff gegen die politischen Einrichtungen Schleswigs auf, welche im wesentlichen noch auf die „Prälaten und Ritterschaft" gegründet ist, und nur durch Abgeordnete der Handelsstädte einen bedeutenden Zusatz erhalten hatte. Die Landgemeinden waren in dem Wahlgesetz schlecht bedacht, und so ergibt sich daß, obgleich beinahe die Hälfte des Landes noch dänisch spricht, doch die Zahl der dänischen und der dänisch gesinnten Abgeordneten in den Ständen unverhältnißmäßig gering ist. So sagt der oben schon angeführte Correspondent in dem norwegischen Constitutionell: „da das Reichsgesetz sich wenig darum kümmerte, die Volkszahl hinsichtlich der Sprachverhältnisse gehörig repräsentirt zu sehen, da Schleswig dasselbe Wahlgesetz wie die übrige Monarchie erhielt, so ergab sich das verwunderliche Resultat, daß etwa 178,000 dänischredende Schleswiger nur 15 Deputirte an die Ständeversammlung sandten, während 149,000 Deutsche und 23,000 Friesen 29 Deputirte schicken, denn die stark repräsentirten adeligen Gutsbesitzer und die meisten Handelsstädte sind ja deutsch. Aber da Intelligenz, Macht und Grundeigenthum, alles was Wahlcandidaten liefert, entweder von Geburt oder doch durch Bildung, Vornehmigkeit und Interesse deutsch sind, so fehlt viel, daß die Ständeversammlung auch nur 15 dänisch gesinnte Deputirte zähle." Es ist somit ganz natürlich daß die Dänen einer Verfassung nicht hold sind, deren Wahlgesetz ihren Gegnern ein so entschiedenes Uebergewicht sichert, und daß sie gegen die Privilegien der Ritterschaft declamiren. Insofern dieser Stand der Dinge zur allmählichen und gänzlichen Trennung Schleswigs von Dänemark führen muß, hat die dänische Partei ganz recht von „staatsauflösenden Theorien und Machinationen" zu reden, und die Ansicht auszusprechen, „daß die formelle

und unzweideutige Cassation unheilschwangerer alter Pergamente die nothwendige Bedingung für jede vernünftige Ordnung eines Verhältnisses ist, in das sie so viel Störung und Verwirrung gebracht haben.“ Diese letzten Worte sind gegen die bekannte Schrift von Baron Dirckinck-Holmfeld gebraucht worden, welche fast einen Wendepunkt in der neuen Geschichte Dänemarks bildet, und zwar dadurch, daß er in seiner Feindschaft gegen den „Schleswig-Holsteinismus“ zwar so weit geht, als die weitgehendsten Danisten, aber die Vorrechte des holsteinischen und schleswigischen Adels in keiner Weise angetastet sehen will. Er verlangt gänzliche Trennung der Verwaltung Schleswigs von der holsteinischen, daher Aufhebung des Statthalterpostens, Aufhebung des gemeinsamen Obergerichts, Aufhebung der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei, welche Institute sämmtlich nur darauf hinwirken, die Lostrennung Schleswigs von Dänemark zu begünstigen; dagegen ist er gegen die Danisten allmählich so herb aufgetreten, daß er ihre Sache eine Parteisache nennt, „welche in den Augen der Regierung gefährlicher sey als der Schleswig-Holsteinismus und nothwendig unterdrückt werden und verschwinden müsse, wenn der Staat vom Untergang gerettet werden sollte.“ Was hat nun die Leute, welche im Hauptzweck einig sind, auf eine so schroffe Weise getrennt? Das Räthsel löst sich sogleich, sobald man sich erinnert, daß die speciell sogenannte dänische Partei eine auf die dänische Nationalität begründete allgemeine Repräsentation erstrebt, während die Regierung bemüht ist, die Provincialstände in ihrer jetzigen möglichst eingeschränkten Form zu erhalten. Einer dänischen Nationalversammlung gegenüber würde die Regierung zu schwach seyn, eine durchgreifende Aenderung in dem ganzen Bau des Staats würde erfolgen, und die deutschen und halbdeutschen Provinzen würden dadurch gänzlich in Schatten gestellt, und müßten den Eingebungen eines sehr schroffen Danismus folgen. Darum haben die Provincialstände von Schleswig-Holstein ein gleiches Interesse mit der Regierung, und diese sucht sich ihrer durch Concessionen zu versichern, worunter das letzte Sprachrescript keine der unbedeutendsten ist. Die dänische Partei sieht sich dadurch in ihren Neigungen und Interessen verletzt.*) Der Vorschub, welcher dem Deutschthum dadurch in Schleswig gegeben wird, ist unläugbar, und der Ausdruck der dänischen Partei stieg darum in der letzten Zeit sichtlich an Heftigkeit, so daß die Regierung jetzt Schritte dagegen zu thun ernstlich beabsichtigt. Ob sie dadurch nicht den dänischen Volksgeist auf eine fast unversöhnliche Weise verletzt, ist eine Frage, die wir hier nicht näher untersuchen wollen. Die Furcht vor fremdem Einfluß hat ohnehin seit der russischen Vermählung und seit dem bekannten Besuch auf der Insel Rügen eine ungewöhnliche Stärke erreicht, und den Wunsch erzeugt, das Band einer skandinavischen Vereinigung immer fester zu ziehen. Dadurch hat der beabsichtigte Studentenzug von Upsala nach Kopenhagen, den eine gewiß vorsichtige Hand für dieß Jahr beseitigt hat, eine nicht gewöhnliche Bedeutung erhalten, denn findet derselbe trotz der Hindernisse, die man ihn in den Weg zu legen sucht, statt, was im nächsten Jahr nicht mehr zu verhindern seyn wird, so sind nur harte Aeußerungen über den Geist der Regierung die nächste Folge, vielleicht die Veranlassung zu weitern Maaßregeln derselben.

(Schluß folgt.)

*) Lorenzen und mehrere andere Ständemitglieder sollen deßhalb den Entschluß gefaßt haben, nicht mehr in der Ständeversammlung aufzutreten.

Die Antislavery-Society in London.

Die Colonial Gazette, welche freilich der Gesellschaft nicht sonderlich gewogen ist, gibt in ihren Nummern vom 18 und 25 Mai eine nicht sehr günstige Schilderung der am 17 Mai gehaltenen Jahresversammlung der Gesellschaft. Lord Brougham, der den Vorsitz hatte führen sollen, ließ sich entschuldigen, was mit Gezisch aufgenommen wurde. Der Bericht war so trocken und dürftig wie möglich, und niemand sieht ein, was die Leute noch thun wollen. Die englischen Sklaven sind emancipirt; gegen die Unterdrückung des Sklavenhandels durch bewaffnete Fahrzeuge haben die Mitglieder remonstrirt, da sich zur Genüge herausgestellt, daß diese gewaltsame Unterdrückung das Loos der Neger auf der Ueberfahrt wesentlich verschlimmert hat. Auch in anderer Beziehung haben sie ihre Thätigkeit eingestellt, da sie in einer frühern Zusammenkunft erklärt haben, daß sie die Regierung nicht mehr mit Bitten um Zollmaaßregeln gegen die mit Sklaven arbeitenden Länder plagen wollen, was sehr weislich gethan ist, da die Regierung sich doch nicht darum kümmerte und nur schöne Worte zur Antwort gab. Wenn die Gesellschaft sich nicht fortwährend in die Angelegenheiten fremder Länder einmischen will, so sieht man nicht, was sie länger beisammen thun soll. Jedenfalls scheint sie wegen innern Zwiespalts einer Umwandlung entgegen zu gehen.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 9 (21) Junius Nachmittags vertheilte ich die Pferde. Simon Ossipitsch Schreiber erhielt 28, Mamuschew 27 und ich selbst behielt 16. Vor Abend noch begannen die Pferde Schreibers nach der Seite hin, wo sie zur Aufsuchung von Goldsandlagern sich begeben sollten, über den Tis zu setzen und zwar auf folgende Weise: die sanftern Pferde wurden vom Schiffe aus am Zügel geführt, die Hälfte der andern trieb man hinter dem Schiffe drein ins Wasser, und mit den übrigen wurde dasselbe Verfahren bei einer zweiten Fahrt wiederholt. Alle Pferde kamen auf diese Weise glücklich hinüber, wurden dort leicht zusammengefangen, da sie ermüdet am andern Ufer stehen blieben. Ossipitsch nahm nur halb Abschied, denn ich versprach ihm, ihn noch am andern Morgen zu besuchen. Als wir vom Ufer des Tis zurück zu unsern Zelten gingen, kam uns ein heftiger Gestank aus dem Weidengebüsch entgegen. Alle waren der Ansicht, daß eine Thier- oder Menschenleiche hier liege, keiner aber ging hin, um sich von der Sache zu überzeugen, aus Furcht, wenn es ein Mensch sey, daß dann lange Nachforschungen, Verhöre und unnützer Aufenthalt die Folge wäre.

An diesem Tage schickte ich nach Nasimow zu einem der dortigen Führer, daß er mich zu der von Permikyn gemutheten Stelle begleiten

solle, denn dort war das Standlager meiner Leute. Am Abend kam auch ein Floß, der den Hafer für unsere Pferde herbeiführte.

Am 10 (22) stand ich zeitig auf und verordnete, daß man alles zu unserem Aufbruch bereit halten solle. Alles Unnöthige sammelte ich zusammen, verschloß es in eine Kiste und schickte es ins Dorf. Dann wollte ich mich von Ossipitsch verabschieden, er war aber schon ins Dorf gegangen, um den Tungusen Tscheka aufzusuchen. Ich begab mich auch dahin, da ich noch nie dort gewesen war, und ging ohne Frühstück aus, aber im Dorfe war nichts zu haben. Dann begannen die diplomatischen Unterhandlungen mit dem Führer Tscheka und seiner Baba, — so nennt man hier die Frau. Das erste war, daß er mich als seinen Herrn umarmte, eine Zärtlichkeit, die indeß noch nicht so unangenehm war, als das Vortrinken von Branntwein, das ich wohl oder übel nachthun mußte, um ihn nicht zu erzürnen; ich mußte auch noch nach Branntwein schicken, um ihn und seine Liebste damit zu bewirthen. Dann bemühten wir uns ihn über den Fluß hinüberzubringen, es war aber nicht möglich ihn von seiner Baba und dem Branntwein zu trennen. Um ihn nur fortzubringen, versprachen wir ihm alles, was er nur für sich und seine Baba wünschte. Mit Wilden muß man wie mit Kindern umgehen. Er verlangte ein Halstuch. Simon Ossipitsch nahm sogleich das seinige ab und gab es ihm. „Gib mir Stiefel!“ Du sollst sie bekommen. „Gib mir ein Tuch für meine gute Frau.“ Ossipitsch gab ihm sein Sacktuch. Das „Gib mir“ wollte kein Ende nehmen, und zu guter Letzt wollte er auch noch alles schriftlich haben, obwohl er nichts Geschriebenes lesen konnte. Dabei jammerte und klagte seine Frau, umarmte ihn, fing an Trauerlieder zu brüllen, sprach dazwischen hinein auf Russisch von ihrer „welika petschal“ (großen Trauer) und bat uns, wir möchten ihn ja keinen Hunger leiden lassen. Wir versprachen alles und trösteten sie. Dann hatte er noch etwas vergessen, was man aufschreiben sollte: „schreib 10 Ellen Tuch, 20 Ellen Leinwand, monatlich 125 Rubel Lohn.“ Man hatte früher über 100 Rubel monatlich eine Uebereinkunft mit ihm getroffen. Es ist dieß eine unmäßige Bezahlung für einen einfältigen Wilden, dafür, daß er den Weg zeigt und einige Flüsse und Berge benennt. Endlich hatten wir ihm genug Branntwein gegeben, baten den Wirth, daß er ihm aus der Schenke hinaushelfe, nahmen noch einige Kannen Branntwein mit uns, um den lieben Tscheka leichter auf das Schiff zu bringen, und führten ihn zu der Abtheilung Ossipitschs. Sodann ließ ich den Theekessel aufstellen und bewirthete ihn zum Empfang mit Thee, in welchen ich rothen Wein goß, welchen ich aus Moskau mitgebracht hatte. Nun kam auch der Tunguse Maxim mit zwei Tungusinnen, bei denen sich auch seine Tochter befand, und ein Jude herbei. Alle diese mußte ich mit Thee und Wein bewirthen. Es versteht sich von selbst, daß ich zum Zeichen meiner Aufrichtigkeit wohl oder übel auch daran Theil nehmen mußte. Es gibt kein anderes Mittel, wenn man mit diesen Leuten auskommen und sich ihre Zuneigung gewinnen will. Zum Mittagsmahl gaben sie mir frischen guten Störkaviar und einen gekochten, aber kalten Kopf dieses Fisches mit Essig. Ehe ich ging, mußte ich noch einmal Tscheka's Frau alles versichern. Dem Sohn des Ansiedlers Gregori trug ich auf am anderen Morgen zeitig zu kommen und Hunde mit sich zu bringen, damit wir endlich nach dem von Permikyn bestimmten Orte abgehen könnten, denn Gregori war mit Permikyn dort gewesen und kannte den Weg, der dahin führt, genau. Während ich mich im Dorfe aufhielt, ließ Mamuschew aus den Flößen 61 Pud Hafer holen, um während der Fahrt nach der steinigen Tunguska hinreichend Futter für die Pferde zu haben. Auch alles andere brachte er auf dem Schiff in Ordnung, und dann ließ ich seinen Antheil an Pferden, nämlich 27, auf dasselbe bringen. Es war jetzt 10 Uhr Abends, aber in Sibirien noch ziemlich hell. Die Arbeiter erhielten von mir noch vor der Abfahrt ein Glas Wein, dann setzten sich alle nieder und sagten nach der bei ihnen gewöhnlichen frommen Sitte segne uns Herr! Ich wünschte ihnen Glück und Gesundheit und guten Fortgang auf der Reise. Wir begleiteten sie am Ufer, bis sie in die Mitte des Jenisei hineingefahren waren, dann feuerten sie die Gewehre ab, wir antworteten mit doppelt so vielen Schüssen und wünschten ihnen Glück in dem unbekannten Lande der steinigen Tunguska.

Am 11 (23) Junius ließ Ossipitsch mir sagen, ich möchte noch jemand zu ihm schicken, ehe er in die Taiga abgehe. Ich ging selbst dahin. Hinter dem Vorrathshaus stand am Ufer eine ostjäkische Jurte, rund und mit zusammengenähter Birkenrinde gedeckt. Es war dieß die erste ostjäkische Jurte, die ich sah: ich öffne die Leinwandthüre und trete hinein. In der Mitte brannte ein Feuer, dessen Rauch durch eine kleine Oeffnung im Dach hinauszog. Am Feuer saß eine Frau und ein kleines Kind. „Sey gegrüßt,“ sagte ich zu ihr, aber sie antwortete nicht, wandte auch die Augen nicht auf mich, sondern sah nur auf ihre Arbeit, indem sie auf ein aus Birkenrinde gemachtes Schächtelchen mit einer aus dem Stein Tugi-sok geriebenen rothen Farbe sehr geschickt Hirschgeweihe malte, wozu sie mit leiser Stimme eine Melodie vor sich hinsummte. Sie hatte eben so schwarze ungebundene Haare, wie die Tungusen, aber ein ziemlich rundes, mehr europäisches Gesicht. Auf dem zum Erstaunen schwachen Leib, der nicht stärker war als der eines zehnjährigen Kindes, hatte sie eine kurze Pelzjacke, aber nackte Lenden und Knie. Das Kind war nackt und rings in der Jurte herum lagen die ärmlichen Geräthschaften, zwei Stangen (aus Holz gehauene, sehr leichte Nachen) und eine Narta (langer, sehr leichter Schlitten).

Als ich zu Ossipitsch kam, waren die Pferde bereits gesattelt und man lud ihnen ihre Last auf. Der Führer Tscheka hatte sich den vorigen Abend in der Trunkenheit das Knie verletzt, konnte kaum gehen, ich wusch ihm deßhalb die Wunde aus und verband sie. Als man ihn aufs Pferd setzte, fiel er auf der andern Seite köpflings wieder herunter, und obwohl es ein friedliches Thier war, mußte er sich doch auf ein anderes setzen. Die Arbeiter Simon Ossipitschs waren am Abend fast alle betrunken, und ich erfuhr nun, daß in der ganzen Gesellschaft auch nicht ein einziger sey, auf den man sich mit Sicherheit verlassen könne. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß den Golubowski's (einer andern Goldsucherpartei) die Pferde in der Taiga entlaufen seyen. Ein Aufseher, der schon zehn Jahre seinem Herrn treu diente, ging mit noch fünf andern Arbeitern zum Suchen in den Wald; vier von den Arbeitern kehrten zurück, er aber mit einem Arbeiter ist noch nicht zurückgekehrt, obwohl schon vier Tage verlaufen sind, wahrscheinlich hatten ihn die Arbeiter wegen seiner unwandelbaren Treue für seinen Herrn erschlagen. Mir fiel der Leichengeruch ein, der aus dem Weidengebüsch drang, ob er vielleicht von der Leiche des Erschlagenen herrührte? Simon Ossipitsch ist zwar tapfer und beherzt, doch ist er nicht ganz ohne Furcht, daß er mit seinen Arbeitern in den Wald gehen soll. Da er allen seinen für die Reise aufgehobenen Branntwein seinem Führer Tscheka gegeben hatte, so mußte er andern aus dem Dorfe holen lassen. Tungusen und Ostjaken trinken Branntwein, so lange sie welchen sehen, ihre einzige Rede ist: „gib mir,“ und man muß ihnen geben, oder sie drohen gar mit dem Messer.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1844.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Scenes in the Sandwich-Isles, by J. Jarves.)

Wer aus der Südsee nach Europa oder den Vereinigten Staaten zurückkehren will, für den ist es keine kleine Frage, was für einen Weg er einschlagen soll. Im Spätjahr 1837 befand ich mich zu Honolulu mit etwa einem halben Dutzend anderer Personen, welche mit mir nach den Vereinigten Staaten zurückkehren wollten, und nach längerer Berathung beschlossen wir nach Panama zu gehen, um eine möglichst geringe Landstrecke durchreisen zu müssen, und doch die lange Fahrt ums Cap Horn zu vermeiden. Eine Diminutiv-Brigantine fand sich, die uns den Dienst leisten sollte; am 5 December gingen wir unter Segel, und nach 18 Tagen bekamen wir die felsige, unfruchtbare Küste von Californien zu Gesicht, an der wir in geringer Entfernung hinsegelten. Als wir am Cap Lucas vorüber waren, erschienen die mit Wald bekleideten Inseln Tres Marias und die mexicanische Küste. Ich bin viel auf dem Wasser gewesen, aber nie so angenehm als bei dieser Gelegenheit: die gewöhnliche Monotonie des Seelebens konnte keine angenehmere Abwechslung bieten. So glatt war die See, daß man sie einem mächtigen Strom hätte vergleichen mögen, die Landwinde bei Nacht waren kühl und balsamisch, während die Seewinde am Tag die Hitze milderten, die sonst fast unerträglich gewesen wäre. Unsere Fahrt brachte uns der Küste sehr nahe, und diese bot eine große Abwechslung von Berg und Thal, die sämmtlich, da es die schöne Jahreszeit war, in üppigem Grün prangten. Zahlreiche indianische Dörfer schmückten das Ufer, und winkten freundlich herüber bei der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Luft, von deren Reinheit und Klarheit sich die Bewohner der gemäßigten Zonen keinen Begriff machen können. Die Landschaft bot ein völliges Panorama dar gerade in dem Licht und in der Entfernung, um alle Schönheiten zu zeigen und den natürlichen Farbenglanz zu erhöhen, ohne einen einzigen Mangel zu zeigen. Im Hintergrund erhoben sich die Cordilleren, und vor allen ragte in einsamer Größe der Schneegipfel des Colima hervor, dessen Flammen bei Nacht, und dessen Rauch bei Tage als Signal dienen können.

Am Morgen des 10 Januar 1838 befanden wir uns in der Breite von Acapulco, und der Capitän beschloß ein Boot ans Ufer zu senden um frische Lebensmittel zu holen, an denen es uns sehr fehlte. Der Chronometer zeigte, daß wir vor Acapulco lägen, aber die Küste zeigte sich hier so spärlich bevölkert, als in irgend einem andern Theile derselben, und somit ließ nichts die Nähe des besten Hafens von Mexico ahnen, der Jahrhunderte lang Schiffe mit Gold, Silber und kostbaren Steinen ausgesendet hatte. Auf einmal vernahmen wir Trommelschlag und die Töne eines Horns, wir wandten unsere Augen nach der Richtung hin und entdeckten halb hinter einem schroffen Landvorsprung verborgen das Hintertheil einer französischen Flagge. Da somit der Eingang des Hafens entdeckt war, stieß unser Boot ab, und wir labten uns schon in Gedanken an den köstlichen Früchten, welche dasselbe zurückbringen würde. Aber der Nachmittag und der Abend kam, und immer noch keine Nachricht von unserm ausgesendeten Fahrzeug. Endlich kam spat Abends ein Boot der französischen Fregatte, die Venus, Admiral Dupetit Thouars, zu uns heran, und brachte Nachricht von den Flüchtlingen.

Sie waren gerade nach dem Zollhause gefahren, hatten dort den Zweck ihres Besuchs angezeigt, waren aber dann sogleich verhaftet worden, mit der Erklärung daß sie nur gegen Erlegung von 300 Dollars für jeden hergegeben würden. Zur Entschuldigung für diese Räuberei hatte man ein altes spanisches Gesetz ausgegraben, wonach jedem, der Handel treiben wollte, ehe das Schiff von den Hafenbehörden untersucht worden war, diese Strafe auferlegt würde. Die Vorstellung, daß die Brigantine gar nicht nach einem mexicanischen Hafen bestimmt sey, wollte man nicht einmal anhören, und alle Bitten derselben waren vergebens ohne die — Pesos. Zwei Capitäne von Wallfischfängern waren kurz zuvor ebenso ans Ufer gelockt und ausgebeutelt worden, und da das Geschäft als profitabel sich erwies, so versuchte man es dießmal wieder, aber ohne Erfolg. Ein Amerikaner in mexicanischen Diensten hatte Gelegenheit seine Landsleute zu sprechen, und es gelang ihm, obgleich er streng beaufsichtigt wurde, einen Brief an den Admiral gelangen zu lassen. Dieser wartete sogleich dem Gouverneur, einem unwissenden

Halbblütigen, der weder lesen noch schreiben konnte, auf, und forderte die Entlassung der Amerikaner. Diese wurde auch nach verschiedenen Ausflüchten und Entschuldigungen gewährt, aber mit dem Befehl den Ort sogleich zu verlassen, was sie sich auch nicht zweimal sagen ließen, da sie an der erhaltenen Probe mericanischer Gastfreundschaft genug hatten. Sie erschienen bald, hungrig wie Haifische, aber zufrieden daß ihnen die Taschen nicht geleert worden waren, und voll Dankes für den Admiral.

Die Stadt Acapulco, oder was von ihrer frühern Größe noch übrig ist, war in großer Verwirrung, da ein Erdbeben vor kurzem alles aus seinem Platze gerückt und die vorhandenen Ruinen noch vermehrt hatte. Wir setzten sogleich alle Segel auf, und am andern Morgen befanden wir uns bereits 40 Meilen südlich von Acapulco. Das Wasser um uns lebte jetzt von den mannichfachen Fischen, von denen viele Tag für Tag auf unserer Tafel dampften. Die Delphine waren von der größten und schönsten Art, und ihre verschwimmenden Farben lassen sich nur mit den hinsterbenden Tinten eines tropischen Sonnenuntergangs vergleichen. Wir fuhren unaufhörlich an Schildkröten vorüber, die auf dem Wasser schliefen, und einmal gelang es uns auch, eine zu harpuniren und aufs Verdeck zu ziehen. Das Fleisch entsprach jedoch unsern Erwartungen nicht.

Je weiter wir vorückten, desto rauher und minder malerisch wurde die immer noch fruchtbare Küste, welche zahlreiche Spuren neuer vulcanischer Erschütterungen darbot. Langweilige Windstillen unterbrachen jetzt unsere Fahrt durch den Golf von Tehuantepec. Diese Windstillen scheinen in dieser Jahreszeit an die Stelle der heftigen Stürme zu treten, welche in andern Jahreszeiten hier herrschen und den Typhons bei Japan gleichen. Alles war ruhig und still um uns her: Nachts, so weit das Auge reichen konnte, war das Meer bedeckt mit zahllosen, glänzenden Lichtstellen, die ihren Glanz auf unser Segel- und Takelwerk warfen, wie Myriaden von Feuerfliegen über dem Wasser tanzten, und einen strahlenden Schimmer verbreiteten, ähnlich dem Licht der Sterne in einer klaren, nordischen Winternacht. Das Phorphoresciren des Meeres ist sehr gewöhnlich, aber diese Erscheinung ist ziemlich selten.

Wir kamen sehr langsam vorwärts, höchstens 25 bis 40 Meilen des Tages. Am 20 Januar bekamen wir die berühmten Vulcane Agua und Fuego zu Gesicht, und konnten sie auch bei ihrer Höhe von 5000 Fuß mehrere Tage lang sehen. Am 24sten warfen wir Anker auf der Rhede von Acajutla. Es war unsere Absicht bloß unsere Vorräthe wieder zu füllen, und dann nach dem 600 Meilen entfernten Panama abzufahren. Aber nach einer so langen Gefangenschaft an Bord eines so kleinen Fahrzeugs sah das Ufer mehr als gewöhnlich lockend her, und war grün bis an die durch eine furchtbare Brandung bezeichnete Meereslinie. Es wurde spät Abends bis die Brigantine zum erstenmal seit 50 Tagen bequem und sicher vor Anker lag. Nachts waren mehrere Vulcane sichtbar, die theils Rauch, theils Flamme ausstießen. Der von Izalco, welcher uns zunächst lag, glühte wie ein Brobdignager Leuchtthurm, da er eine feststehende, ungeheure Feuerkugel zeigte. Die Rhede von Acajutla ist offen und dem Wellenschlag der Südsee in dessen größter Breite ausgesetzt. Das Landen durch die Brandung hindurch war somit kein Scherz, wie einige von unserer Gesellschaft bald zu ihrem Schaden erfuhren. Das erste ans Ufer gesandte Boot wurde das unterste zu oberst gestürzt und zerbrochen ans Ufer geschleudert. Mehrere von der Mannschaft waren beschädigt, doch glücklicherweise nicht bedeutend. Ein zweiter Versuch fiel nicht viel besser aus, obgleich das Boot wegen seines stärkern Baues nicht zertrümmert wurde, aber die Reisenden, welche sich in demselben ans Ufer gewagt hatten, rollten gehörig getränkt und mit Salz und Sand vollgestopft auf demselben umher. Nach diesen Unfällen bedienten wir uns der im Lande üblichen Bungos.

(Fortsetzung folgt.)

Skandinavien.

2. Dänemark.

(Schluß.)

Der Haß, in den sich die Dänen gegen Deutschland hineingearbeitet, weil der Zustand der Dinge in Schleswig und Holstein ihren Wünschen und Bestrebungen entgegentritt, ist zu künstlich und unnatürlich, um lange zu dauern; er wird einer richtigern Würdigung und Erkenntniß der Verhältnisse in Deutschland weichen. Wie lange diese Erkenntniß noch ausbleibt, kommt hier nicht in Betracht, und hängt von Umständen ab, die außer dem Bestrebungskreis der Dänen liegen. Hier bemerken wir bloß, daß der Streit über Schleswig eine so bittere Gestalt angenommen hat, daß man bei aller sonstigen Anerkennung, die man selbst der deutschen Partei in Schleswig nicht versagt, von einer „schleswig-holsteinischen landesverrätherischen Bande" spricht. Man fühlt indeß in Dänemark selbst wohl, daß dieser Ingrimm nur sehr uneigentlich der deutschen Partei in Schleswig gilt, und will darum demselben Zaum und Zügel anlegen. Wie weit dieß ausführbar ist, muß die Zukunft lehren, denn die Regierung hat allmählich einen Geist des Widerstandes und des Widerspruchs aufwachsen lassen, den sie durch Rescripte wohl nicht mehr bezwingen wird, da sie durch Verfolgung der Einzelnen, woran es auch bisher nicht gefehlt hat, sehr wenig erreichte. Lehmann, Monrad und andere sind davon lebende Zeugen, und die Bemühung die skandinavische Gesellschaft alles politischen Charakters zu berauben, hat nur so viel gefruchtet, daß die Gesellschaft nicht in eine nutzlose Kannengießerei verfallen ist, hat aber den Ausdruck der Herzensmeinungen, wie das Auftreten Hjertas und das Lebehoch Lehmanns auf König Oscar zeigt, in keiner Weise gehindert. Wenn nun auch die Regierung durch die ganze jetzige Stellung der Verhältnisse in Bezug auf die schleswigholsteinische Sache im Vortheil ist, so ist sie ebenso gewiß hinsichtlich der skandinavischen Ideen im Nachtheil, und diese

bilden das gährende Element im Norden — das Element, welches die meiste Zukunft hat und siegen muß, wenn nicht der ganze Norden zu schwachen vereinzelten Provinzen herabsinken soll, denn der karge Boden, namentlich Schwedens und Norwegens, wird nur zum fruchtbaren Lande durch ein in Freiheitskraft erzeugtes Volk. Dafür zeugt der fortschreitende Anbau im nördlichen Theile Schwedens und Norwegens, wenn es sonst noch eines Beweises bedürfte. Die über ein Jahrtausend alte Bewegung des germanischen Stammes gegen Norden und Osten konnte wohl durch zufällige Begebenheiten aufgehalten, aber nicht völlig gehemmt werden. Sehen wir darum von einzelnen Uebertreibungen und Lächerlichkeiten ab, welche dem Skandinaventhum wie jeder großartigen Idee sich angehängt haben, so können wir nicht umhin auf das Ergebniß hinauszukommen, daß die skandinavischen Ideen, unter welcher Form es auch sey, siegen müssen, wenn nicht der ganze Geist des germanischen Nordens gebrochen werden soll. Bei einer solchen Auffassung verschwinden die Einzelbestrebungen, welche jetzt noch namentlich Norwegen von einer lebhaftern Theilnahme zurückhalten, in einer allen gemeinsamen Gesinnung. Jemehr von Osten herein ein feindseliger Geist sich drängt, destomehr wird diese gemeinsame Gesinnung sich offenbaren, und was sich derselben im Innern widersetzt, allmählich überwältigen.

Der Ton, welcher gegenwärtig in den skandinavischen Blättern herrscht, ist merkwürdig: daß man jetzt sämmtliche Dichter als gemeinsam nordische betrachtet, die nicht von einem vereinzelten dänischen oder schwedischen Geist beseelt sind, sondern die nordischen Ideen und Gefühle aussprechen, ist natürlich; aber es zeigt sich darin eine Ungeduld über die Hindernisse, welche einem innigern Verband noch entgegen stehen, ein gemeinsamer Haß gegen Rußland, wie er sich in frühern Zeiten nie geäußert hat, und wie er sich zwar in den dänischen Blättern noch jetzt nicht äußern darf, aber dennoch besteht, und durch schwedische und norwegische Blätter fortwährend Nahrung erhält. Nutzlos ist die Bemühung der dänischen Regierung diesen Geist beugen zu wollen, da ihre Macht sich nicht auf die benachbarten Länder erstreckt, und ein Verbot der schwedischen und norwegischen Blätter zu den unausführbaren Dingen gehört, wenn gleich die Sache versucht wurde. Was man in Dänemark nur schüchtern ausspricht, wird anderswo mit einer Derbheit gesagt, welche deutlich zeigt, daß eine gleiche Gesinnung das ganze Volk durchdringt. Interessant und nicht unwichtig für uns selbst bleibt es die Fortschritte dieses Geistes zu verfolgen, und man würde sehr Unrecht thun, wenn man durch die augenblickliche Erbitterung der Dänen gegen Deutschland sich verblenden ließe.

Alte Ueberreste der russischen Kirche zu Krakau und in Wolhynien.

Die Russen suchen jetzt mehr und mehr das Umsichgreifen der russisch-griechischen Kirche historisch zu begründen, indem sie den Beweis zu führen suchen, „daß sämmtliche slawische Stämme durch das Licht des Evangeliums von Osten her erleuchtet wurden." Die Nordische Biene vom 13 (25) Mai enthält hierüber einige Thatsachen aus Wolhynien, die sich wohl kaum bestreiten lassen möchten, auffallend aber muß nachstehende Angabe erscheinen: „In der ehemaligen Hofkirche zu Krakau, wo die polnischen Könige gekrönt wurden, sieht man nicht nur in der Kuppel einer Seitencapelle Fresken, welche griechische Heilige in byzantinischem Styl darstellen, mit russischen (altslawonischen) Inschriften, sondern auch in der ganzen Kirche bemerkt man ähnliche Abbildungen unter der Kalktünche, womit der Krakauer Bischof Soltyk die alten Malereien bedecken ließ." Am zahlreichsten sind freilich griechisch-russische Bauten in Wolhynien. So sieht man in der Stadt Owrutsch die Ruinen einer Kirche des heiligen Wassili und eine ziemlich ganz erhaltene Kirche in der Kreisstadt Wladimir. Die Ruinen der erstern stehen an dem schroffen Abhang eines von dem Norinfluß bespülten Berges und bieten von Südosten her einen äußerst malerischen Anblick dar. Die Architektur und die ganze Anordnung des Baues scheinen die Sage zu bestätigen, daß sie zur Zeit des heil. Wladimir gebaut wurde. Die Architektur ist rein byzantinisch. Ins Innere fiel wegen der Seltenheit des Glases in damaliger Zeit das Licht durch spaltenartige Fenster ein, in welche noch erhaltene Bretter mit drei kleinen runden Löchern eingefügt waren. Im Innern sind an den Mauern noch die Spuren der byzantinischen Fresken erhalten.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als alles bereit war, die Leute gebetet hatten und ich ihnen bereits den Segen gegeben, verabschiedete sich noch Simon Ossipitsch von mir, und bat mich ihm zu verzeihen, daß er mich beleidigt und erzürnt habe; ich verzieh ihm gern, damit Gott ihm Glück und Gesundheit und eine glückliche Rückkehr gewähren möge. Er saß dabei zu Pferde und ritt mit weinendem Auge und schwerem Herzen fort. Ich blieb eine Zeitlang, um den Zug zu sehen. Voran zog der tungusische Führer Tschekа in seinem Nationalcostüm, die Büchse an zwei Riemen um beide Achseln gehängt, in der Hand ein an einer vier bis fünf Fuß langen Handhabe befestigtes und auf einer Seite geschärftes Beil, womit er die Zweige und auch ziemlich dicken Aeste mit einem Streich abhieb, hinter sich auf dem Sattel ein kleines Zelt; hinter dem Führer kamen zwölf Arbeiter zu Pferde, ihr Gepäck hinten aufgebunden und am Zügel ein Saumroß mit dem schweren Gepäck, den Säcken voll gedörrtem Rindfleisch und Zwieback. Auf jedem Saumpferde waren auch Arbeitsgeräthe aufgebunden. Diese Abtheilung bestand somit aus 1 Aufseher (Ossipitsch), 1 Führer, 12 Arbeitern und 28 Pferden. Sie hatte auf die Reise bekommen 112 Pud Zwieback, 56 Pud Rindfleisch, 5 Pud Grütze, 2 Pud Salz, 18 Schaufeln, 10 Spitzhauen, 13 Brechstangen, 2 Pumpen, 3 eiserne Kessel, 3 Gefäße zum Wasserschöpfen, 2 Kochtöpfe, 1 Theekessel, 2 Tische zum Waschen des Goldsandes, 12 Aexte, 1 Wasserfaß; außerdem 2 Hämmer und noch eine Menge kleinerer Werkzeuge. Jeder hat am Gürtel ein Messer hängen, und über dem Gesicht ein Netz gegen Mücken und Fliegen. So zog die Schaar mit ihrer Ausrüstung

dahin und hinter ihr gleich einem Heerführer der Aufseher, die Flinte auf der Schulter und ein Paket mit Briefschaften am Sattel.

Jetzt mußte auch ich mit meiner Schaar aufbrechen. Der Tunguse Paul war unser Führer, und er wollte nur noch seine Frau und Schwester zurückbegleiten und von seinem Bruder Maxim sich verabschieden. Ich that alles Mögliche, daß es mit ihm nicht eben so ging, wie den Tag zuvor mit Tscheka. Indeß war er an diesem Tage bei Verstand und fuhr nüchtern ab. Da ich nun alles beisammen hatte, ließ ich die Pferde einfangen, gab den Arbeitern Branntwein zu trinken, betete mit ihnen, schoß dreimal mein Gewehr ab, setzte mich dann in Gottes Namen zu Pferde und brach mit meinem Gefolge in die Taiga auf. Es begann zu regnen, und meine Leute legten dieß dahin aus, daß wir Gold finden würden. Da wir nur wenige Pferde hatten, mußten alle unsere Arbeiter zu Fuße gehen. Durch die Wiesen ging dieß gut, als man aber an das Ufer der Tis kam, gerieth ein Pferd in eine sumpfige Stelle, fiel in den Fluß, und da das Wasser schon groß war, so wäre es beinahe ertrunken. So ging es drei Werste unter gleichen Mühseligkeiten am Flusse fort. Als wir endlich in den Wald kamen zog der Führer Paul voran, bahnte sich mit der Axt den Weg und machte Einschnitte an den Bäumen, damit man Zeichen hätte ihm zu folgen. Inzwischen wurde Halt gemacht, denn die Pferde stießen mit ihrer Ladung an den Zweigen an und zogen diese mit sich fort.

In einem solchen Wald, den bis jetzt noch kein menschlicher Fuß betrat, ist der Durchgang über allen Begriff beschwerlich. Bald waren meine Knie so schmerzhaft verletzt, daß wenn ich wieder daran stieß, ein heißer Schweiß an mir ausbrach und der Kopf von einer schmerzhaften Entzündung anlief. An diesem Tag kamen wir, da spät aufgebrochen worden war, nur sechs Werste weit. Schnell wurde ein Zelt aufgeschlagen, der Führer zündete ein Feuer an, die Pferde der Arbeiter wurden abgesattelt, gekoppelt und auf die Weide gelassen. An einem großen Feuer wurde das Abendessen gekocht und die nasse Kleidung getrocknet. Ich kleidete mich nicht aus, sondern legte mich hin, und verhüllte das Gesicht mit einem Tuche, um mich gegen die Fliegen zu schützen. Am zweiten und dritten Tage ging es weiter fort, und so gelangten wir endlich an eine Hütte, einen Winteraufenthalt, wo die Eichhörnchenjäger den Winter über bleiben, um der Jagd obzuliegen. Daneben stand eine Art Vorrathskammer auf zwei Pfosten, damit kein Bär oder ein anderes wildes Thier hinaufsteigen könne; hier bewahrt der Jäger sein Korn und die gefangenen Eichhörnchen auf, und fährt dann nach beendeter Jagd auf einem Hundeschlitten weiter. Endlich brachte Gregori uns zu den vorjährigen Aufgrabungen oder Schürfen, etwa ein Klafter breite Gruben, und wies uns den hier aufgestellten Pfahl. Solche Pfähle werden da aufgestellt, wo man Goldkörnchen findet, und man schreibt darauf den Namen und Zunamen dessen, dem der Ort gehören soll. Der Pfahl ist zugleich auch das Zeichen, wo man bei der amtlichen Abgränzung des Ortes zu messen anfangen soll. Ein voller Betriebsdistrict ist am Wasser hin 5 Werste lang und 100 Klafter breit. Ich ließ zuerst das hineingelaufene Wasser aus der Grube schaffen, und nun zeigte es sich, daß am 25 Junius der Boden noch eine Elle tief gefroren war. Aus einem Wedro (etwa einem Pud) Sand fand man auch nicht ein Körnchen Gold, beim ersten Schürfen hatte man dagegen ein Solotnik ausgewaschen.*) Die Fliegen führten einen grausamen Krieg gegen uns, und stachen durch Hemd und Strumpf bis ins Fleisch hinein. Der beste Schutz ist noch ein Hemd aus Kamelhaut, man hat darunter nicht allzu heiß und die Fliegen können nicht durchstechen. Die Arbeiter suchten wilden Knoblauch und eine Art Färberginster (kosi broda, calcatrippa), auch findet sich eine Beere mit einer rothen Blüthe. Der folgende Tag war ein Sonntag, und ich wollte die freie Zeit benützen, um den Thermometer aufzustellen, als ich ihn aber aus dem Gepäck heraussuchte war er in Stücken — auch eine Folge des Zuges durch den dichten Wald.

*) Ein Pud = 40 Pfund, ein Pfund = 96 Solotnik.

Am Abend erzählten die Arbeiter untereinander, wie und woher sie entlaufen seyen, denn dieß sind lauter Vagabunden, die entweder der Obrigkeit, oder dem Heer, oder dem Gefängniß entlaufen sind. Einer kann nur einen Sommer lang herumschweifen und sorgen, daß ihn die Gerechtigkeit nicht erwische, führt aber ein sehr ärmliches Leben; im Walde macht er Einschnitte in die Bäume, damit andere wissen sollen, wohin er sich begeben habe, und zu ihm stoßen können. Diese Leute stehlen, rauben, morden, wen sie nur immer treffen, und die sibirischen Bauern sollen deßhalb ohne weiteres auf sie schießen, wo sie solche nur finden. Noth und Hunger treiben einen solchen Vagabunden, der die furchtbarsten Strafen schon ausgestanden hat und darum auch nicht mehr fürchtet, zum Allerärgsten; darunter sind auch Leute, die sich für Geld verkaufen, ja sich für einen andern einfangen lassen, wenn sie auch die Knute bekommen oder zur Kettenstrafe verurtheilt werden.

Am 16 (28) Junius fanden wir in dem Schurf einen Topaskrystall. Im Flusse war, weil das Wasser noch zu kalt und eisig, kein Fischchen zu sehen, und Krebse gibt es keine in Sibirien. Am Abend erzählte man, daß die Tungusen wilde Rennthiere gefangen hätten. Zur Winterszeit, wenn tiefer Schnee gefallen ist, verfolgen sie die Rennthiere mit Schneeschuhen, brauchen aber drei Tage, bis das Thier so ermüdet ist, daß sie es tödten können. Im Herbst schleichen sie sich mit Hülfe eines zahmen Rennthieres, dem sie zur Seite gehen, so nahe an eine Heerde wilder Rennthiere heran, daß sie mit der Büchse oder dem Bogen danach schießen können. Dabei fällt eins oder zwei, die andern begeben sich erschreckt auf die Flucht. Auf der polnischen Seite, d. h. in den Ländereien auf dem linken Jenisseiufer, soll es viele wilde Rennthiere geben; auf dieser Seite gibt es ihrer nicht so viel, denn hier herrscht der langhaarige Vielfraß; er ist größer als ein mittelmäßiger Hund und legt sich an den Bäumen nieder. Dann halten sich hier auch Bären auf, welche 4½ Ellen Länge und einen ausnehmend großen Kopf haben. Am meisten fängt man diesen im Herbst, indem man seine Spur bis nach dem Winterlager verfolgt. Man sperrt ihm mit zwei Baumstämmen die Thüre, daß er nicht heraus kann; dann reichen sie ihm Holzscheite, die er anfaßt und neben sich legt; wenn er deren genug neben sich gelegt hat, hauen sie über ihm ein Loch ein und erschießen ihn, oder sie reizen ihn so lange, bis er herausspringt, und durchbohren ihn dann mit einem Jagdspieß.

(Fortsetzung folgt.)

Aussöhnung der Boers mit der englischen Regierung. Nach dem Zuid Africaan vom 5 März ist eine Anzahl Boeren als Abgeordnete eines großen Theils der im Betschuanenlande hausenden Boeren in Port Natal angekommen, um ihre Unterwerfung zu bezeugen; unter welchen Bedingungen ist nicht gesagt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1844.

Das Vorrücken Rußlands gegen Indien.

In französischen Blättern ist neulich wieder, zum erstenmal seit Macnaghten, Burnes und andere als Geisterseher verschrieen worden sind, das Gespenst einer Conföderation Centralasiens unter russischem Schutze wieder aufgetaucht, und von englischen Blättern, namentlich der Times, mit Spott und Verachtung behandelt worden; nicht ohne Grund, denn in Centralasien ist, etwa mit Ausnahme der Eroberung Chiwa's durch den Chan von Buchara, auch nicht das Mindeste geschehen, was nicht die gewöhnlichste Klugheit bei einiger Kenntniß des Standes der Sachen voraussehen konnte, und was sich nicht auch ohne Einmischung Rußlands in diese Angelegenheiten sehr leicht erklären ließe. Die einzige Nachricht von Bedeutung — wenn sie nämlich wahr ist, woran wir sehr zweifeln — wäre die, daß Jar Mohammed, ehemals Wesir, jetzt Beherrscher von Herat unter persischer Hoheit, auf Antrieb Rußlands den Chan von Buchara in der Eroberung Chiwa's unterstützt habe, denn dieß würde auf ein gemeinsames Handeln zwischen Rußland und Buchara schließen lassen, was für die Zukunft bedeutend werden könnte, wenn gleich schwerlich für Indien und die englische Herrschaft daselbst.

Rußland hat zwei Wege nach Indien, durch die turkomanische Wüste über den Orus und den Hindukusch, oder durch Persien über Herat und Candahar. Auf dem ersten würden der Chan von Buchara und Dost Mohammed, auf dem zweiten Persien, Jar Mohammed von Herat und die schwachen Fürsten in Candahar seine Werkzeuge seyn. Die drei letzten sind auf dem Schlachtfelde allzu unbedeutend, als daß sie irgend etwas gegen die Engländer ausrichten könnten; die beiden ersten sind bedeutender, haben aber ihre eigenthümlichen, durch ihre Lage bedingten Plane, die sich nicht so ohne weiteres russischen Einflüssen fügen können. Fürs erste sieht man durchaus nicht ab, weßhalb Buchara, das im J. 1842 Kokand und im vorigen Jahre Chiwa eroberte, in seinen Bestrebungen ein neues mächtiges Turkomanenreich herzustellen, von Rußland unterstützt werden sollte, dem es bequemer wäre, mit drei schwachen als einem mächtigen Nachbar zu thun zu haben;*) Dost Mohammed aber folgt dem Zuge, der das Afghanenvolk seit Jahren treibt, die größtentheils von Afghanenstämmen bevölkerte Provinz Peschawer wieder zu gewinnen. Diese Provinz war bekanntlich der Zankapfel, über den es zwischen England und Dost Mohammed im J. 1837 zum Streit und im Jahre 1838 zum Kriege kam. Jetzt, wo England bald an die Stelle Randschit Singhs treten wird, mag es eine strittige Frage seyn, ob England sich auf den Indus beschränken, oder über denselben gehen und Peschawer gleichfalls besetzen soll, um die Afghanen desto sicherer vom Eindringen in Indien abzuhalten; aber diese Frage hat mit russischen Bestrebungen nicht das mindeste zu thun. Rußland kann diesen Streit Englands mit den Afghanen vielleicht zu seinen Zwecken benützen, aber weder hindern noch hervorrufen.

Angenommen Rußland erstrebe eine Conföderation aller dieser Staaten Centralasiens, so wären diese doch machtlos gegen das angloindische Reich ohne die Unterstützung russischer Truppen, und diese ist sobald noch nicht und auf keinen Fall in großer Zahl zu erwarten. Nichtsdestoweniger ist das Zurückweichen der englischen Macht bis an den Indus in der Meinung der asiatischen Völker von großem Nachtheil für England gewesen und mußte den Einfluß Rußlands auf diese Staaten bedeutend vermehren. England ist dem Mohammedanismus in Indien feindselig gegenüber getreten, und darum sind Schiiten und Sunniten Centralasiens von gleichem Haß gegen England beseelt. An Aufreizung der mohammedanischen Truppen, an

*) Es ist allerdings ein Fall denkbar, daß Rußland Buchara in seinen Bestrebungen unterstützte, und dieß würde von einer großen vorschauenden Klugheit zeugen, hätte aber mit Indien nicht das Mindeste zu thun. Man sieht Ruhestörungen im chinesischen Ostturkestan entgegen, und bei der durch den unglücklichen Krieg mit England herbeigeführten Schwäche China's könnten diese schnell gefährlich werden, und die nomadischen Völker unter China's Hoheit in Aufregung bringen. Gegen einen Einbruch derselben auf russisches Gebiet kann Rußland bei den ungeheuren Räumen nicht Kräfte genug aufbringen, und die Verbindung mit einem neuen mächtigen Turkomanenreiche könnte die Gefahr abwehren. Dieß ist aber eine weitaussehende Möglichkeit.

Neckereien aller Art, an einzelnen durch Emissäre veranlaßten Aufständen wird es sicherlich nicht fehlen; wie weit aber diese der englischen Macht in Indien verderblich werden könne, das möchte noch auf geraume Zeit hinaus schwer zu sagen seyn.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Acajutla liegt unter 13° n. B. Es ist der Hafen von Sonsonate und trieb unter der spanischen Regierung einen bedeutenden Handel. Noch jetzt von den Schiffen verschiedener Völker besucht, würde er unter einer aufgeklärten Regierung bald seine frühere Wichtigkeit wieder erlangen. Die Stadt liegt am Ufer der Provinz San Salvador, dem „Cuscatlan" d. h. Land der Reichthümer bei den Eingeborenen, und was die Gaben der Natur betrifft, so führt es auch seinen Namen nicht mit Unrecht. Eine Batterie schwerer Kanonen steht auf einem steilen Hügel dem Landungsplatze gegenüber. Wir stiegen auf einem Steinweg den Berg hinauf, und erreichten das Zollhaus und eine Reihe ausgedehnter Waarenhäuser, die in der Ferne ein sehr imposantes Ansehen hatten, bei näherer Betrachtung aber meist zerfallen waren: sie dienten unter der spanischen Regierung, als der Handel und die Industrie in besserem Zustande waren, zu Niederlagen. Ein Hafencapitän, einige Soldaten und einige andere Angestellte, welche weder zu faul, noch zu stolz waren sich selbst zu bemühen, vorausgesetzt daß man sie gut bezahlte, bildeten die militärische Macht. Alle waren höflich und gefällig und störten uns mit dem Landen unseres Gepäcks nicht im mindesten. Trotz aller Zeichen des Verfalls sah der Ort freundlich genug aus. Hinter dem Zollhause war die Stadt, welche aus etwa zwei Duzend Strohhütten bestand, deren Seitenwände dem Wetter hinreichend freien Durchzug boten. Die Bauart zeugt von der Gesundheit des Orts und von der Gleichmäßigkeit der Temperatur; Grashängematten, ein oder zwei hölzerne Stühle, einige Wandbretter und etliche Töpfe machen das gesammte Hausgerath aus. Das Klima erfordert wenig Kleidung. Die Einwohner waren von allen möglichen Farben, doch schlug die Kupferfarbe bedeutend vor. Sehr geschäftig scheinen sie nicht zu seyn: die welche wir sahen, wiegten sich entweder müßig in ihren Hängematten, oder wuschen Kleider, oder tanzten auch sehr rüstig nach den Tönen eines Instruments, das der Guitarre glich.

Ich wanderte wiederum mit zwei meiner Reisegefährten nach dem Zollhause. Als ich es erreichte, trat mir eine Dame entgegen, die ihrem Aeußeren so wie der ihr bezeigten Achtung zufolge von höherem Range zu seyn schien als die andern, welche ich bis jetzt getroffen; sie nahm uns sehr höflich auf und lud uns ein in ihre Wohnung zu treten; wir kamen in ein großes Zimmer, das einen Flügel des Zollhauses bildete. Die mehrere Fuß dicken Mauern waren von Alter und Schmutz schwarz, der Boden mit rohen Steinen gepflastert, ein unverglastes stark vergittertes Fenster mit massiven Läden ließ Licht ins Zimmer. Das Ameublement bestand aus mehreren Koffern von Rindsleder, einer Bank, einem Tisch, einem Armstuhl und einem kleinen Stuhl, alle von der rohesten Arbeit; die letzten wurden uns angeboten, während die gute Dame, por necesidad, sich auf ein diminutives mit Spitzenvorhängen und silbernen Klammern verziertes Bett setzte. Die Dame war jung, schien aber an einer schmerzlichen Krankheit zu leiden, von der sie uns auch bald benachrichtigte und einige so scheußliche Mixturen vorzeigte, daß schon bei dem Anblick einem gesunden Mann unwohl werden konnte; sie aber schien an die verschiedenen Kräfte derselben fest zu glauben.

Sie hatte uns zum Speisen eingeladen, und so hungrig uns auch unser Herumstreifen gemacht hatte, so waren wir doch nach dem Blick, den wir bereits in ihre häuslichen Einrichtungen gethan hatten, nicht wenig begierig zu sehen, wie ein solches Unternehmen ausgeführt werden sollte. Nach einer mehrwöchigen Erfahrung im Lande blickten wir auf das hier eingenommene Mahl zurück, wie die Kinder Israels auf die Fleischtöpfe Aegyptens. Augenscheinlich überstieg die Gastfreundschaft der Dame einigermaßen ihre Hülfsquellen, sie wußte aber wohl, daß wenn wir ihr Dach verließen, uns wahrscheinlich heute kein Mahl zu Theil werden würde. Aufs Schiff konnten wir nicht, und man hätte eben sowohl in Grönland nach Orangenwäldchen sich umsehen können, als in Acajutla nach einem für drei hungrige Yankees ausreichenden Mahle. Ihr Fehler war es nicht, wenn wir nicht reichlich bewirthet wurden. Zwei Mägde, an denen es schwer gewesen wäre zu bestimmen, ob Lumpen oder Schmutz vorherrschten, erschienen, holten aus einem der oben bezeichneten Koffer zwei ganze und zwei unvollständige Messer und Gabeln und einige Teller. Dieß nebst einigen großen Gläsern machte die ganze Tafelausrüstung aus. Einige reichlich mit Knoblauch gesättigte Schüsseln und vortreffliches weißes Brod, dem wir, wahrscheinlich zum nicht geringen Nachtheil ihres Vorraths, gehörige Ehre anthaten, gewährten ein besseres Mahl, als wir erwartet hatten. Es war unser erstes in Centralamerika, und wurde mit um so mehr Lust genossen, je gastfreier die Bewirthung war. Die Freundlichkeit der Dame ging sogar so weit, uns ihr Lieblingspferd, ein schönes Thier, zu leihen. Sie war von hohem Rang, eine Nichte des Generals Morazan, damaligem Präsidenten der Republik, dessen romantische Laufbahn und melancholisches Ende seitdem zur öffentlichen Kunde gekommen sind.

Obwohl die Dame durch eine Extraanstrengung uns ein Mittagsmahl verschafft hatte, so bedurfte es doch keines Blickes weiter, um zu wissen, daß von Betten nicht die Rede seyn konnte, und daß wir selbst uns eine Unterkunft suchen mußten. Gegen Abend wanderten wir somit wieder zu den elenden Hütten, die wir am Morgen besucht hatten. Aller Schein von Arbeit und selbst von Faulheit war zu Ende, denn die buntscheckige Bevölkerung — vom Aguardiente aufgeregt — hatte sich um eine der Hütten versammelt, und belustigte sich auf jede mögliche Weise. Sie sangen und tanzten zu dem Klang eines der monotonen Instrumente, deren Ton mehr

dem Lärm eines schwirrenden Insects als eines Musikinstruments gleicht. Es war ein sehr zerlumpter Haufe, und da wir an die finstern Gesichter der Mestizen und die wilde Art, mit der sie die Messer schwangen, noch nicht gewöhnt waren, schienen uns ihre Blicke ziemlich verdächtig. Jedenfalls hatten wir keine Neigung ihre Wohnungen zu theilen. Wir wandten uns deßhalb an die Gastfreundschaft des artigen Hafencapitäns, den wir in einem der Zimmer des ungeheuren Zollhauses fanden, und freuten uns nicht wenig über die Nachricht, daß ein Zimmer in dem Gebäude zu unsern Diensten stehe. Da es schon spät war, nahmen wir sein Anerbieten sogleich an, und er geleitete uns ans äußerste Ende des massiven Baues, wo er uns eine Art Wendeltreppe hinaufführte und bald in ein geräumiges Zimmer mit einem Steinboden geleitete. Das Licht des Mondes leitete uns nach einem weiten Corridor, von dem aus wir die Bay mit den daselbst ruhig vor Anker liegenden Schiffen übersahen. Hier fand sich eine Hängematte und zwei Bettstellen; anderes Ameublement bot das Zimmer nicht, außer einer dichten Staubschichte und ehrwürdigen Guirlanden von Spinnengeweben. Wir waren allzu müde um an die Möglichkeit zu denken, hier auf einen Tausendfuß oder auf eine Schlange zu treten, oder unsern Ruheplatz zum voraus von einem Scorpion oder einer Tarantel eingenommen zu finden. Ohne einen Augenblick uns zu bedenken, warf sich jeder von uns Yankees auf das zunächst stehende Lager, während der peruanische Oberst gleich beim Eintritt sich die Hängematte zugeeignet hatte. Als wir uns niederlegten, glaubte ich ein unwillkürliches Lachen von ihm zu vernehmen, und daß er bei der Wahl der Hängematte, welche mehrere Fuß über dem Boden hing, das klügste Theil erwählt, ward in wenigen Augenblicken offenbar. Ich weiß nicht, weßhalb ich an Fliegen gar nicht gedacht hatte. Eine Valparaisofliege, dachte ich, war ziemlich hitzig in ihrer Arbeit, aber ich entdeckte Fliegen in Peru, die noch viel hitziger und schärfer waren. Seit einer solchen ereignißreichen Nacht hatten mich die Fliegen auf den kalten Bergen von Hawaii und in den heißen Ebenen von Kauai geplagt, aber auf allen meinen Wanderungen hatte ich nie Fliegen getroffen, wie die centroamerikanischen. Wir hatten uns auf die harten Betten niedergelegt, in der vollen Hoffnung, daß unsere Ermüdung bald für alle äußeren Eindrücke uns unempfindlich machen würde; aber welche Nacht! In einem Augenblick war eine Legion unersättlicher Feinde über uns her, kroch in unsere Hosen und unter die Hemden und Strümpfe, und suchte eine Unterkunft bis in die Falten unserer Halsbinden. Wer je einen angepflöckten Aal gesehen hat, kann sich einen schwachen Begriff von unsern convulsivischen Windungen machen; aber alles half nichts, sie ließen sich weder wegschrecken noch wegkratzen. Der Oberst lachte lauter und immer lauter, es war aber unnütz unsern Grimm an ihm auszulassen, denn jeder von uns wäre gern seinem Beispiel gefolgt. Er schlief endlich ein; wir aber standen auf, gingen im Zimmer umher, alles umsonst, die Fliegen hatten einmal ihre Beute gefaßt und ließen sie nicht mehr los. Ich ging hinaus auf den Corridor, versuchte sentimental zu seyn über die mondbeleuchtete See, das von der Brandung gepeitschte Ufer und über die rauchenden und flammenden Vulcane in der Ferne. Es half alles nichts; die Fliegen folgten uns auch dahin, nicht einen Augenblick genossen wir Ruhe während der Nacht, die so lang schien wie ein Polartag zur Zeit der Sonnenwende.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindung in der Eisenfabrication.

Der Newyork Tribune und nach demselben die Shipping Gazette vom 30 Mai sprechen von einer Entdeckung eines Hrn. Simon Broadmeadow von Newyork, „vermittelst deren das Eisen auf einmal aus dem Erz in gereinigtes Eisen umgewandelt werden kann, und zwar mit geringeren Kosten als man Roheisen macht. Das Eisenerz wird auf den Boden eines Reverberirofens gelegt, so daß die Flamme darüber hingeht, worauf eine chemische Substanz gebraucht wird, um die Elemente des Eisens zu vereinigen und die Schlacken auf einmal zu trennen. Durch diese erste und einzige Operation kommt gereinigtes oder Stabeisen so vollständig heraus, als durch die bisherige doppelte Operation, und Stabeisen von bester Qualität kann zu 25½ Dollars die Tonne (63 fl.) geliefert werden." Die amerikanischen Blätter berechnen schon, um wie viel sie weniger Geld, namentlich für Eisenbahnschienen, nach England zu schicken haben werden, wenn dieß Geheimmittel in größere Anwendung kommt.

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 17 (29) Junius Abends machte ich ein Feuerwerk, das mir plötzlich beinahe über den Kopf gewachsen wäre, indem ein mit Moos bewachsener Cederbaum ergriffen wurde. Kaum hatte er Feuer gefangen, so schoß eine furchtbare Flamme, wie eine Rakete, bis an den Gipfel empor und eine mächtige Feuersäule loderte auf. Unten ergriff das Feuer sogleich die Nadeln, die Wurzeln und das Moos. Von den herabregnenden Funken wurden andere Zweige, dadurch weitere Bäume ergriffen und der Urwald fing an zu brennen. Zum Glück war das Moos etwas feucht, und so gelang es unsern Bemühungen der Ausbreitung des Feuers eine Gränze zu setzen. Ich sah, wie gefährlich ein solcher Brand seyn würde, und wie er die Wälder auf viele hundert Werste bis zum Fluß in Asche verwandeln müßte. Hie und da läuft dieß zwar glücklich ab, die Jäger jedoch führen mannichfache Klage, und wenn es sich bei einer Goldsucherpartie herausstellt, daß durch sie Feuer auskam, so hat sie große Verantwortung und wird zur Strafe gezogen. Die armen Thiere werden auf allen Seiten durch das Feuer gejagt und müssen verbrennen. Die weißen, langen, an zarten Zweigen hängenden Fasern brennen rasch auf, wie Pulver.

Es gibt auch in diesen Urwäldern wilde Schafe von Rehfarbe, welche sie Tabarga nennen, aber sie sind gering an Zahl, wahrscheinlich wegen der großen Zahl ihrer Feinde. Sie nähren sich im Winter von Baummoos. Den Gimpel nennt man hier Shulan. Gregori zeigte

mir, wie man die Eichhörnchen in Fallen fängt; dieß geschieht im Winter, wenn das Thier den Pelz zu wechseln angefangen hat und weiß wird. Es soll manchmal am Kopf, manchmal von hinten her weiß zu werden anfangen. Der Jäger sammelt zur Sommerszeit Schwämme, in der Art der Pilze; diese breitet er aus und läßt sie an der Sonne trocknen. Im October, wenn das Fell des Eichhörnchens weiß geworden, stellt der Jäger im Wald seine Fallen entweder an einer hohen Fichte oder an einem Cederbaum anderthalb Ellen vom Boden und braucht die aufgeweichten Schwämme als Lockspeise. Man erlegt sie auch mit Büchsen, die Tungusen mit Pfeilen.

Am 18 (30) Junius wollte ich wieder aufbrechen nach der zweiten von Permikyn gemuthrten Stelle. Fünf Pferde hatten sich in dem Urwald verlaufen und ich mußte sie aufsuchen lassen; zu dem Ende schellte man mit kupfernen Glocken und machte sonst Lärm. Wer sich nicht gut nach der Sonne zu richten weiß, der kann sich im Urwald fünfzig Schritte vom Standlager verirren. Die Pferde, wohin sie sich auch verlaufen mögen, kommen immer von selbst, oder wenn man sie rufen muß, so wenden sie geraden Weges nach dem Lager um und wissen ihren Pfad zu finden: woher haben sie den richtigen Compaß? Nach dem Mittagessen, als die Pferde zusammengebracht und beladen waren, sprach ich den Segen über unsere Abreise. Der Tag war heiß, die Fliegen giftig, wir zogen nach der Sewernaja (der nördliche Fluß), so genannt, weil sie von Norden kommt; ich ließ auch hier den Ufersand untersuchen, aber wiederum fanden sich nur unbedeutende Goldkörnchen. Jetzt war ich vollkommen überzeugt, daß die Schürfen Permikyns werthlos seyen. Wir zogen an der Sewernaja weiter gegen Norden, ob sich höher hinauf etwas besseres finde, wateten durch den Fluß, dessen Wasser ganz rein, aber ohne alle Fische war, und schlugen an der andern Seite auf einer kleinen Halbinsel unser Lager auf. Wir untersuchten wieder, und fanden, daß Granitfelsen zu 63° gegen Süden geneigt in Bänken auf der ganzen Oberfläche lagen. Daraus ließ sich schließen, daß auf goldhaltigen Sand nicht zu rechnen sey.

Am 19 Junius (1 Julius) begannen wir Gruben zu graben, als wir aber eine Elle tief hinabgekommen waren, stießen wir auf Eisboden, fanden jedoch nirgends Gold. Mein Führer Gregori hätte gern die Auffindung von Gold abgewartet, aber jetzt riefen ihn häusliche Pflichten. Er sollte Fische fangen, Heu machen, kehren und fegen, bei uns aber konnte er wohl sehen, daß, wenn wir weiter in den Wald hineinzögen, die Nahrung nicht ausreichen würde, und daß ich früh oder spät, wir möchten machen was wir wollten, nach Nasimow zurückkehren müßte. Da ich noch nicht aus dem Urwald mich entfernen wollte, beschloß ich die hier überflüssigen Instrumente auf Pferde zu laden, sie nach dem Dorf zu bringen und von da einen neuen Transport Zwieback und Rindfleisch für die Mannschaft nach dem Walde zu bringen. Am andern Tage machte ich mich auf und nahm Gregori und einige Arbeiter mit mir. Beim Uebergang über die Sewernaja stürzte ein Pferd mit einem Arbeiter, eben als es ans Ufer sprang, wieder ins Wasser zurück, und dabei wurde meine Flinte und alles, was das Pferd trug, naß. Wo es irgend anging, trieben wir die Pferde an, um bald nach Nasimow zu kommen. Auf dem ganzen Wege bis zum Flusse Tis war weder ein vierfüßiges Thier noch ein Vogel zu finden; das Wasser war gefallen und schon viel schwächer, als wo wir in den Wald auszogen. Wir stießen zum Glück hier auf eine Goldsucherabtheilung, welche uns einen Nachen gab, auf dem ich mit Gregori und einem Arbeiter übersetzte; die drei andern Arbeiter schickte ich mit den acht Pferden nach der Stelle, von der wir zuerst ausgezogen waren. Als ich nach Nasimow kam, suchte ich den Kaufmann auf, aber er war betrunken, und doch mußte ich aber eiligst die für meine Abtheilung nöthigen Sachen auswählen und kaufen. Es war bereits Mitternacht, als ich fertig war, nun aber wollte niemand mit mir über den Jenisei; ich mußte warten bis zum Morgen, und miethete dann einen Bauern, der das Boot wieder mit zurücknehmen sollte; ich mußte aber Muth einreden, denn auch er wollte nicht fahren wegen des Windes. Wir kamen indeß glücklich hinüber und händigten unsern Arbeitern die Vorräthe ein. Nochmals mußte ich nach Nasimow zurück, dießmal aber machten wir aus einer Binsenmatte ein Segel, und schon nach zwei Stunden waren wir am Ufer. Hier erhielt ich einen Brief von Peter Iwanez mit der unlieben Nachricht, daß er am Jenisei hinauf bis zur steinigen Tunguska gezogen sey, daß aber, als er mit den Pferden nach einem ostjakischen Dorf kam, eine bettelnde Ostjakin ihm die Pferde aus dem Hof hinausgelassen habe, von denen drei sich noch nicht wiedergefunden hätten und ohne welche er jetzt aufbrechen müsse. Ganz erschöpft von allen diesen Widerwärtigkeiten wünschte ich ein wenig auszuruhen, aber es war mir nicht vergönnt, denn ein Haufe Tungusinnen, unter denen sich auch die Frau des Führers Paul befand, strömte mit ihren Kindern herbei, und verlangten unter Geschrei und Lärm, daß ich als ihr Herr sie bewirthen solle. Endlich verschaffte mir mein Hausherr Ruhe vor ihnen und trieb sie hinaus.

Am 25 Junius (7 Julius) kam mein Hauswirth aus Jeniseisk, brachte mir aber von niemand einen Brief. Am andern Tage ging ich aus, um zu botanisiren, mußte aber bald wieder umkehren, da ich mein Netz vergessen hatte, und mit dem Tuche die Fliegen, Mücken und anderes Ungeziefer nicht von mir fern halten konnte. Ich glaube, daß die Fliegen das Rindvieh fast zerfressen, und daß die Rennthiere, durch die Stiche der Fliegen wie unsinnig gemacht, nach dem See rennen, um sich davon zu retten. Blumen brachte ich nicht viele mit, aber es waren solche, die man bei uns nur mit der größten Sorgfalt erhalten kann, während sie hier in Menge auf den Wiesen wachsen, z. B. zinnoberrothe und gelbe Lilien, so wie eine hohe rosenfarbene Lilie mit Glöckchen. Namentlich fand ich eine schöne Blume, eine Art Löwenmaul von rosenrother Farbe mit vier Blättchen, so groß wie die der Tulpen oder Narcissen, und in der Mitte zwischen diesen Knöpfe von der Größe eines Enteneies. Diese Blume würde Gärten und Fenster zieren, nur leider konnte ich keinen reifen Samen erhalten. Ebenso wächst hier ein Klee mit rother und blauer Blüthe, aber mit einem starken Stengel, aus dem man die Hauptröhre herauszieht, abstreift und ißt. Man macht daraus eine Art Fülle für Backwerk. Am meisten wächst auf allen Wiesen eine anderthalb Ellen hohe Grasart mit breiten rinnenförmigen Blättern und kleinen gelben Blüthen, welche das Vieh beim Weiden vermeidet und nicht frißt. (Fortsetzung folgt.)

Maaßregeln gegen die Wetten in England. Nach der Shipp. and Merc. Gaz. vom 31 Mai richtete Sir J. Graham ein Schreiben an den Mayor von Windsor, worin der Entschluß der Regierung ausgesprochen wird, alle Arten von Spiel bei den verschiedenen Wettrennen im Lande zu verbieten; er fordert zugleich die Behörden auf bei den bevorstehenden Ascotrennen hiezu allen möglichen Beistand zu leisten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1844.

Ueber die Wogulen.

(Bulletin de l'Acad. imp. de St. Petersbourg. Nr. 22.)

Der Akademiker Baer las in der Sitzung der russischen Akademie der Wissenschaft eine Mittheilung des Hrn. von Reguli über die Wogulen vor, welche über diesen Finnenstamm und dessen Verwandtschaft mit den Magyaren interessante Aufschlüsse liefert; dieselbe lautet folgendermaßen:

„In der wogulischen Sprache habe ich ziemliche Fortschritte gemacht und ich fange schon an sie ein wenig zu sprechen. Mit der ungarischen Sprache hat sie so viel Verwandtschaft, daß erst jetzt eine wissenschaftliche Untersuchung über die Elemente der letzteren möglich seyn wird. Auch wird die wogulische Sprache für den ganzen finnischen Sprachstamm wichtig werden. In lexikalischer Hinsicht umfassen meine Sammlungen 2600 Wörter, in grammatikalischer habe ich auch schon für jeden einzelnen Redetheil ziemlich viel gesammelt. — Meinen Lehrer Bachtljar vermag ich nicht genug zu loben; er kann vom Morgen bis zum Abend bei mir sitzen, und hat so viel Zutrauen zu mir, daß die Mythologie und der Ritus seiner Stammgenossen vielleicht kein Geheimniß mehr enthält, das er mir nicht mitgetheilt hätte. Er ist hierzu der rechte Mann, denn er ist unter seinem Volk nicht nur ein Sänger, sondern fungirt auch als Priester bei den Pferdeopfern, die noch jährlich gehalten werden. Durch diese beiden Functionen eröffnet er mir eine reiche Quelle wissenschaftlicher Ausbeute. Ich habe ihm schon gegen 20 Bogen Gesänge, Gebete und Lieder nachgeschrieben, welche für die Beurtheilung des geistigen Lebens dieses Volkes von höchstem Interesse sind, aber auch in sprachlicher Hinsicht einen großen Werth haben, indem in ihnen zuweilen Redeweisen vorkommen, die nun nicht mehr gebräuchlich sind, und welche Bachtljar selbst nur nach langem Nachdenken erklären kann.....

„Die Dichtungen der Wogulen können in Heldengesänge, Bärengesänge und lyrische Dichtungen getheilt werden, wozu noch Hymnen und Gebete als vierte Gattung kommen. In den erstern gehen die Helden häufig in Eisen gekleidet. Sie tragen Eisen- oder Drathhemde und Helme, haben Lanzen rc. Die Bärengesänge werden bei den Festen, welche drei Tage für jeden erlegten Bären gefeiert werden, gesungen. Ich habe sechs derselben niedergeschrieben, von denen zwei über einen Bogen lang sind. Einen siebenten, den mein Lehrer nicht kennt, hoffe ich an der Lowsa aufzuzeichnen. Der erste dieser Gesänge handelt von der Erschaffung der Welt, des Menschen, der Thiere, und endigt mit der Geburt des Bären. (Der Klimax der Schöpfung scheint also bei den Wogulen ein anderer zu seyn als bei andern Völkern.) Der zweite hat zum Thema einen Bärenschwur (?) den ein Weib ablegt, und der in Erfüllung geht. Der dritte besingt einen Bärenjäger, der ein so geschickter Bogenschütze war, daß er einen in die Luft geschossenen Pfeil im Fallen mit drei andern Pfeilen durchbohrte, und der 99 Bären glücklich erlegte, von dem Hundertsten aber zerrissen wurde.

„In Sitten und Gebräuchen zeigen die Wogulen auffallende Aehnlichkeit einerseits mit den Lappen, andererseits mit den Tscheremissen und Wotjaken, so daß aus dieser Zusammenstellung ein vollständiges Bild von dem alten Culturzustande des finnischen Volksstammes hervorzugehen scheint."

Leuchtet nun aus diesen Mittheilungen hervor, mit welcher Umsicht der Reisende an dem kleinen Reste dieses Völkchens noch zu erforschen und der Nachwelt zu bewahren sucht, was gegen die Auflösung durch die Civilisation sich bis jetzt erhalten hat — aber bald unwiederbringlich verloren seyn würde — so kann man um so weniger der Beharrlichkeit, mit welcher er die einmal gefaßte wissenschaftliche Aufgabe verfolgt, die innigste Theilnahme versagen.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Ueber die Windstillen, welche zwischen Acapulco und Panama unserer warteten, hörten wir so abschreckende Gerüchte, daß wir einen großen Rath hielten und den gemeinsamen Beschluß faßten, unsere Brigantine hier zu verlassen und den Weg über Land nach dem Hafen Izabal am Golf von Dulce

zu suchen, was, wie man uns sagte, etwa acht Tage erfordern würde.

Sonsonate liegt 15 (engl.) Meilen landeinwärts. Der Weg dahin führt durch einen Wald, in welchem einige kleine indianische Dörfer zerstreut sind. Als wir daselbst ankamen, suchten wir vor allem ein Unterkommen. Zuerst probirten wir es mit einer Posada, aber das Spielen, der Zank und das Zechen trieb uns nach einnächtiger Erfahrung an, ein neues Quartier zu suchen, was wir auch in einem Privathause fanden, wo wir mit unermüdlicher Aufmerksamkeit behandelt wurden. Als wir unser neues Quartier bezogen, erhielten wir Nachrichten, die keineswegs erfreulich lauteten; der Bürgerkrieg wüthete im Innern gerade auf der Straße, welche wir einschlagen wollten, und die Einwohner waren gegen Fremde besonders erbittert.

Sonsonate liegt in einem außerordentlich reichen Land, und ist eine der bedeutendsten Stadte des Staats San Salvador. Es liegt etwa halbwegs zwischen der Hauptstadt des Staats und zwischen Guatimala. Das umliegende Land ist sehr quellenreich, und der indianische Name Sonsonate bedeutet auch „400 Quellen." Diese schlängeln sich in allen Richtungen hin, bewässern die zahlreichen Pflanzungen und erhalten die Vegetation in ewigem Grün; ein üppigeres Wachsthum kann man sich in der That kaum denken. Die Wälder sind undurchdringlich, wenn nicht die Art den Weg bahnt; in den Tiefen derselben hausen der Caguar, der Tiger und der Tapir, und erstere richten nicht selten unter den Heerden der Pflanzer Verwüstungen an. Myriaden giftiger Insecten und Schlangen halten sich am Rande auf und wir trafen dergleichen oft auf den schmalen Pfaden, nie aber auf den Straßen. Die Bäume und Weinreben überhingen die Wege so dicht, daß kaum ein paar Maulthiere neben einander vorübergehen können. Früchte gibt es in Menge und von köstlichem Geschmack. Die zahlreichen Bäche bieten Badeplätze dar, welche in dem heißen, obwohl gesunden Klima sehr nothwendig sind. Diese Provinz heißt „Tierra caliente," und um Mittag fanden wir auch wirklich die Sonne unerträglich. Ein bedeutender Fluß, der Rio Grande genannt, über den eine sehr gute Steinbrücke führt, läuft an einem Ende der Stadt vorbei. Seine Ufer sind sehr malerisch und an einer Stelle bildet er nur einen schmalen Canal etwa zwei Fuß tief. Als ich am Ufer vorüber ging, sah ich etwa 20 Negerweiber ganz nackt bis an den Gürtel im Flusse sitzen, während sie ganz ungenirt ihren übrigen Körper wuschen. Da sie sich durch Zuschauer gar nicht stören ließen, so merkte ich, daß dieß eine eben so gewöhnliche als erfrischende Sitte sey, und wie es scheint, werden ganze Stunden auf diese Weise in dem natürlichen Bade zugebracht. Jedenfalls waren sie sehr guten Muthes, ein Scherz trieb den andern, und ihre Fettbäuche schütterten von Lachen. Neben ihnen füllten zahlreiche Negerweiber die Wasserkrüge.

Die Umgebung der Stadt ist bergig. In der Nähe sind eine Menge werthvoller Landgüter, welche Fremden gehören, z. B. die Zucker- und Indigopflanzung eines Franzosen, Namens Drioin. Die Kufen, welche er zum Indigo braucht, sind dieselben, welche die Jesuiten vor mehr als 200 Jahren aus Backsteinen aufführen und mit Stuck bekleiden ließen; sie hatten damals ausgebehnte Landbesitzungen in der Nähe. Dr. Drivin entdeckte sie ganz zufällig auf seinen Ländereien, und fand sie, nachdem sie gereinigt waren, so brauchbar, als wenn sie neu wären.

Sonsonate war einst eine Stadt von bedeutender Größe und Wichtigkeit. Ruinen von Wohnhäusern und andern Gebäuden entdeckt man noch am Ausgang mehrerer Straßen, weiterhin sieht man die Grundmauern von andern, und das Pflaster der Stadt kann man noch weiter verfolgen. Die Vegetation, welche hier in ihrem Wachsthum so rasch und so zerstörend ist, hat diese Ueberreste dem Auge fast entzogen, und wenn man sie unter dem stillen Schatten erblickt, so erinnert man sich unwillkürlich an die architektonischen Denkmäler der Ureinwohner, von denen so viele noch in gleicher Weise in den Wäldern des Landes verborgen liegen. Das plötzliche Verschwinden der ungeheuren Stadte, Vesten und Tempel, von denen die spanischen Eroberer so oft sprachen, deren Erzählungen aber noch vor einigen Jahren dem neuern Geschichtschreiber ein ungläubiges Lächeln entlockten, ist jetzt hinreichend erklärt. Um in diesem Lande zu leben, muß der Mensch einen fortdauernden Kampf mit dem feindlichen Pflanzenleben führen. Eine einmal entvölkerte Stadt wird bald von Weinreben und Bäumen überwachsen, und wilde Thiere und zischende Schlangen wohnen dann in den verlassenen Gemächern.

Sonsonate hat noch eine Bevölkerung von mehreren tausend Seelen. Es ist regelmäßig angelegt, die Straßen breit und rein, gut gepflastert, aber doch stark mit Gras überwachsen. Viele Häuser sind sogar elegant: sie haben meist nur ein Stockwerk mit dicken massiven Steinmauern, die im Innern einen freundlichen Hofraum einschließen. Von außen sind sie weiß angestrichen, haben große Fenster, aber ohne Glas, bloß mit grünem Gitterwerk verschlossen. Der ganze Ort hat ein friedliches, ländliches Ansehen. Einige Kirchen und Klöster sind fast drei Jahrhunderte alt und haben ein ehrwürdiges Aussehen; die Mauern aber sind, obwohl mehrere Fuß dick, an vielen Stellen von einander gerissen, eine Folge der häufigen Erdbeben, von denen die Stadt heimgesucht ist.

Ehe wir abreisten, kam der Carneval heran, und was der Stadt an Geschäftsthätigkeit fehlte, ersetzte sie reichlich in Belustigungen. Unsere Wirthin wurde von zahlreichen Verwandten vom Lande besucht, alle wurden gastfrei aufgenommen und machten mit den vorigen Bewohnern eine ganz artige Hausgesellschaft aus. Jetzt lebten wir wie die Vögel im Hanfsamen: es regnete Kuchen und Confect, denn die guten Leute schienen entschlossen, wenn auch unsere religiösen Sympathien nicht zur allgemeinen Freude stimmten, es doch unsere Mägen nicht entgelten zu lassen. Die Stadt, die den Tag zuvor so ruhig gewesen war wie ein neuenglischer Sabbath, war jetzt der Schauplatz eines lustigen Durcheinanders. Die Kirchen waren für die Frommen und für heilige Schaustellun-

gen offen, scenische Darstellungen wurden gegeben, und die Plaza war mit den essenden, trinkenden und jauchzenden Tanzenden angefüllt. Dennoch sah man wenig oder keine rohe Besoffenheit, obgleich der Aguardiente wie Wasser floß. Alles trug Waffen nach der allgemeinen Sitte der Provinz; die Lieblingswaffe ist ein langer, zweischneidiger Degen, den sie ungemein geschickt führen. Wem sein Vermögen einen solchen nicht gestattet, der führt ein Messer, bequem um sich durch den Wald einen Weg zu bahnen, und ebenso zum Kampfe in der Nähe. Es war nicht zu erwarten, daß unter dem Trinken und Spielen alles ruhig abgehen würde, ein Streit erfolgte und einer kam ums Leben; aber die Kirche ehrte die Leiche mit einem prächtigen Begräbniß, und der Vorfall war bald vergessen.

Am letzten Tage des Festes wurden wir mit einer Vorstellung von dem thespischen Corps überrascht, obgleich wir nicht errathen konnten, wem wir diese Auszeichnung zu danken hatten. Wir nahmen eben unser Frühstück ein, als plötzlich der Klang von Trompeten und andern martialischen Instrumenten uns von unsern Sitzen aufschreckte. Unsere Wirthin eilte herein und bat, wir möchten über unsere Sachen gute Wache halten; sie scheint von der Ehrlichkeit ihrer Landsleute nicht die beste Meinung gehabt zu haben. Kaum waren die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln getroffen, als unsere Thür aufgestoßen wurde, die Urheber des ganzen Lärmens ohne auch nur um Erlaubniß zu fragen hereintraten und von unserem Zimmer *vi et armis* Besitz nahmen. Wir waren in starker Minorität, machten gute Miene zum bösen Spiel, lächelten und bewillkommten sie. Nach der Größe ihrer Waffen zu schließen, hätten die Geister ihrer Vorfahren schwerlich Raum in den diminutiven Abkömmlingen gefunden.

Vom Kopf bis zu den Füßen in halb ächte, halb falsche Waffenrüstung gehüllt, von der manche Theile die Merkmale harter Kämpfe trugen, und wohl noch Alvarado und seine eiserne Kriegerschaar, als sie vor 300 Jahren das Land überzog, bedeckt haben mögen, marschirten sie einzeln herein. Ein junges Mädchen, das ohne einen ungeheuren Kropf — eine hier fast allgemeine Krankheit — sehr hübsch gewesen wäre, stellte Isabella von Castilien dar. Sie wurde in die Mitte genommen, und die Ritter marschirten raschen Schrittes um sie her, wobei sie die Waffen zusammenschlugen und möglichst wild und kriegerisch darein schauten. Dann brachen sie in einen wilden, nicht unharmonischen Päan aus, der hie und da von theatralischer Declamation unterbrochen wurde. Diese Art Exercitium erwärmte ihr Blut erstaunlich und rascher gingen ihre Füße in Ausführung verwickelter Evolutionen, und stärker schwollen ihre Stimmen an. Hätten wir diese Darstellung anderswo gesehen, wir hätten sie vortrefflich gefunden, allein mit so wilden Gesichtern im Innern und der halben gurgelschneiderischen Bevölkerung der Stadt, welche von außen zu uns herein gaffte, fanden wir die Sache minder hübsch. Ob es mit einem gezwungenen Anlehen bei unsern Börsen oder einem allgemeinen Sturm auf unser Gepäck enden würde, konnten wir nicht wissen. Wir thaten ihnen jedoch Unrecht. Nachdem sie geschrien hatten bis sie heiser, und herum marschirt bis sie völlig erschöpft waren, zogen sie hinaus wie sie kamen unter einem furchtbaren Lärm von Blasinstrumenten und Trommeln, und fort ging es um ihre Kehlen zu einer neuen Darstellung an einem andern Orte zu stimmen. Dieser Hanswurstaufzug sollte, wie wir nachher erfuhren, die Siege Ferdinand des Katholischen über Boabdil den Maurenkönig darstellen, obgleich in den Adern der Schauspieler so viel maurisches als castilianisches und wohl am meisten indianisches Blut floß.

Das Fest war nun vorüber und die Vettern vom Lande rüsteten sich zum Abzug. Nach der Ausrüstung zu schließen, hatte das Reisen seit der Eroberung in diesem Lande eben noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht, und vermuthlich war die ausschweifendste Einbildungskraft noch nie auf eine Kutsche, noch viel weniger auf eine Eisenbahn oder ein Dampfboot verfallen. Statt einer Familie friedlicher Landleute hätte man sie für eine Schaar Räuber nehmen können, welche Kinder und schöne Mädchen fortschleppt, um ein gutes Lösegeld zu erhalten. Nach allem was wir aus dem Innern hörten, waren auch die Vorsichtsmaaßregeln keineswegs überflüssig, denn ein guter Degen schützte besser gegen Unbild als die Achtung vor dem Gesetz. Ueber ein schweres dreieckiges Holzgestell, das hier der Grundform eines Sattels entspricht, wurden ausgestopfte Kissen und Schafsfelle in hinreichender Menge gelegt, um einen bequemen Sitz zu bilden, und ein Wulst hinten und vorn nebst großen, mit Lederschienen ausstaffirten hölzernen Steigbügeln machten den Sitz auch sehr sicher. Zaum und Zügel waren von geflochtenen Lederstreifen, schwer mit Silber verziert, und dick mit Silber plattirte Sporen mit Rädern von mehreren Zoll Breite hingen sich, nach unsern nordischen Begriffen, als nicht unbedeutendes Gewicht an die Fersen der Eigenthümer; doch sollten sie mit den kleinen daran gehängten Metallstücken mehr klingeln als stechen. Als alles fertig war, stieg die Gesellschaft auf, und die Kinder wurden, nachdem man ihnen die kleinen Hände mit „Dulces“ und Bonbons gefüllt, den Erwachsenen in die Arme gegeben. Der Vater mit Degen und Pistolen eröffnete den Zug, ähnlich bewaffnete Diener schlossen denselben, und so ging's fort nach der Waldheimath.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 26 Junius (8 Julius) hatte ich ein Bild des ostjakischen Lebens vor mir. Ein betrunkener Ostjake stritt sich vor unsern Augen eine gute Weile mit seiner Frau über ein Kleidungsstück herum; es waren dieß, glaube ich, ein paar Beinkleider, welche sie in ihrem Schooße zusammengeballt hielt und behalten wollte, damit er sie nicht vertrinke. Er schleppte sie herum, schlug sie, konnte ihr aber das

Kleidungsstück nicht entreißen. Sie sprach bloß ostjakisch, er aber verstand etwas russisch, und sagte immer, sie müsse es ihm geben, es sey sein. Endlich stand er, ich weiß nicht gegen welches Versprechen, von seinen Bemühungen ab, und ging von ihr weg. Am Ufer hatten sie einen Nachen mit Rudern, ein Beil, einige Stücke Birkenrinde und ein zusammengenähtes Segel, unter dem sie sich zur Regenzeit verbargen. Anderes Geräthe war nicht zu sehen, und wie man mit dem, was da war, sein Leben fristen kann, nicht wohl zu begreifen. Die Ostjaken, welche ich hier sah, sind von kleinem Wuchse, haben schwarze Augen und Haare und nicht gewöhnliche Züge im Gesicht. Sie haben das Lob, daß sie still, friedlich, schweigsam und gastfrei sind, dabei aber nicht sehr reinlich und nicht sehr verständig, denn sie sollen nicht zehn zählen können. Die Ostjaken behaupten, sie hätten einst goldene Tage gehabt, aber jetzt halten sie es für Sünde, daran zu denken und von den glücklichen Zeiten zu sprechen, damit nicht Trauer und Leid in ihnen geweckt werde, und damit nicht Gott wegen ihrer Unruhe sie aus neuem strafen und mit ihnen verfahren als gegen solche, die sich seinem Willen widersetzen. Mein Hauswirth sagte mir, daß so lange es viele wilde Thiere gegeben, seyen die Ostjaken in den schönsten und kostbarsten Kleidern einhergegangen, aber nachdem sie durch Tausch gegen Pelzwerk genug Kleider und Brod sich verschafft gehabt hätten, hätten sie theure Felle umsonst hingegeben. Ich sah heute einige von ihnen aus der Schenke kommen, darunter eine Frau mit grauem Kopfe, die nach ganz altem Schnitt gekleidet war in seidene ganz verschabte Gewänder, und von andern, ebenso betrunkenen Frauen in schmutzigen Hemden geführt wurde. Im vorigen Winter starben viele von ihnen Hungers, denn sie konnten das theure Getreide nicht kaufen. Das Jahr theilen sie in dreizehn Monate. Ihre Kleider machen sie aus Fellen von wilden Thieren, aber nicht so prächtig, wie die Tungusen. Im Winter leben sie in Löchern in der Erde, über denen sie mit Rasen bedeckte Hütten bauen. In einer solchen Jurte sind sie gegen die Kälte und den Schnee geschützt, und wärmen sich an dem unaufhörlich in einem Loch am Boden brennenden Feuer. In Einer Jurte versammeln sich immer mehrere Familien mit ihren Hunden. Sonst hatten sie zahlreiche Rennthiere, welche im Sommer an sumpfigen Orten, im Winter im Schnee frei herumliefen, aber durch ihr häufiges Umherziehen verminderten sich ihre Heerden. Im vorigen Jahre verloren auch die Tungusen viele Rennthiere, weil ihnen ihre Vorräthe verfaulten und sie sich ihre Nahrung nicht unter dem Schnee herausgraben konnten. Im Sommer ziehen die Ostjaken nach den Flüssen und bauen sich aus Stangen eine sechs Ellen im Umfang haltende Jurte, die sie mit Fichtenrinde decken. Rund um die Jurte stehen ihre Nachen, und darin liegt aller mögliche Hausrath, Fischgeräthschaften, was man eben in der Jurte nicht gut unterbringen kann. Von den aus Birkenrinde zusammengenähten Nachen habe ich bis jetzt nur Einen gesehen; man kann sie wegen ihrer Leichtigkeit von einem Flusse zum andern tragen. Permikyn sah auch große Nachen dieser Art, in denen eine ganze Familie von drei Hunden gezogen gegen die Strömung fahren konnte.

Die Ostjaken lieben das Brod, können es aber nicht kaufen, und nur die Reichern genießen manchmal eine Art Brei oder rohe Pfannkuchen, wozu sie von den Russen das Mehl eintauschen, das man aus Irkutsk und Krasnojarsk nebst andern Waaren auf dem Jenisei herführt. Von einer Ostjakin habe ich für einen Laib Brod ein Kästchen mit allen Requisiten zum Waschen, aus Birkenrinde sehr zierlich gefertigt, eingetauscht. Im Winter gehen sie weit in den Urwald hinein, um wilde Thiere zu jagen, im Sommer ziehen sie nach den Flüssen, um Fische und Vögel zu sammeln. Sie wohnen größtentheils auf dem linken *) Ufer des Jenisei, und außer dem Jassak (Tribut von Pelzwerk) sind sie auch noch verpflichtet, die Post einmal im Monat nach Turuchansk zu führen. Die Regierung verbietet, ihnen Branntwein zu bringen, denn sie haben eine unmäßige Neigung zum Trunk, und in der Trunkenheit ist der Ostjake völlig dumm und wahnsinnig, denn er gibt für ein Glas Branntwein alles hin, was er unter Hunger, Anstrengung und Lebensgefahr gewonnen hat. Fast alle Ostjaken gelten für Christen, obwohl ihr Christenthum so schwach ist, als ihre auf Pfählen aufgebauten Kirchen. Von wem und wo sollten sie auch in den christlichen Gebräuchen unterrichtet werden, da sie eine so unstäte Lebensweise führen und immer hin und her ziehen. Den Neugetauften gibt man um den Hals ein Kreuz und ein Hemd; dieß ist eine Lockspeise, daß sie sich in ihrem Leben mehreremale taufen lassen, wie bei uns die getauften Juden. Die Ungetauften hält man verborgen, damit sie noch den schamanischen Gottesdienst fortsetzen können. Ihren Götzen peitschen und schlagen sie, wenn er es ihnen nicht nach Wunsch gemacht hat. Auch den Bären rechnen sie unter die Zahl der Götter, aber der Ostjake freut sich, wenn er ihn getödtet hat, daß er einen feindlich gesinnten Gott bezwungen. Zum Zeichen seiner Dankbarkeit und Ehrfurcht reibt er seinem Bolwan (Götzen) Fett in den Mund, und wenn er sieht, daß er nichts nimmt, so spricht er: „ah! du willst nichts? dann nehme ich es und esse es auf, beklage dich dann aber nicht über mich, daß du nichts bekommen hast." Wenn der Ostjake schwören soll, so breitet man ein Bärenfell aus, legt eine Axt darauf, gibt dem Schwörenden ein Stück Brod an einem Messer und nun beginnt er. „Wenn ich dem Kaiser nicht treu bin, wenn ich nicht den Jassak entrichte oder wenn ich aus dem Lande gehe, so möge mich der Bär verschlingen, das Beil mir den Kopf spalten, das Messer mich abschlachten und ich an dem Stück Brod ersticken." Aus Antschiferowa meldete der Schreiber, welcher den Jassak einsammeln sollte, daß er nicht zu rechter Zeit eingetroffen sey, worauf sie den Jassak dagelassen hätten und wieder nach Hause zurückgekehrt seyen, mit der Erklärung: „wir müssen nach unsern Wohnungen zurück, denn wenn wir nicht kommen, so sterben unsere Weiber und Kinder vor Hunger."

(Schluß folgt.)

Neuer Zucker. Die Shipp. and Merc. Gaz. vom 31 Mai erzählt nach dem Journ. du Comm. d'Anvers, daß eine Art Zucker, welche durch ihre Güte und ihren niedern Preis alle andern Zuckerarten übertreffe, wieder auf den Märkten der Welt erscheinen solle. Dieß ist derselbe Zucker, der seit undenklicher Zeit in Indien gebräuchlich war, jetzt aber nach den neuen chemischen Methoden behandelt wird. Man gewinnt den Zuckersaft durch einen Einschnitt in den Stamm der gewöhnlichen, so wie der Sago- und Kokospalme, manchmal durch eine Operation an den Blüthen, aber auch bloß durch Einschnitte in den Baum in der Nähe der Stelle, wo die Blätter ausgehen. Ein so behandelter Palmbaum soll über drei Monate lang täglich etwa zwei Liters geben. Der verdickte Saft führt den Namen „Jagre," und gleicht in Farbe, Consistenz und Geruch dem rohen Wachs.

*) D. h. auf dem rainischen oder flachen Lande.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1844.

Etwas über die gemalten Vasen.

Hr. Lenormant, bekannt durch seine antiquarischen Studien, hat der französischen Akademie der Inschriften einige Bruchstücke aus seiner Einleitung in das Studium der gemalten Vasen übergeben, woraus wir einige Bemerkungen entheben, welche für die alte pelasgische Civilisation — denn Pelasger nennen wir nach Steubs Vorgang sämmtliche von Kleinasien über Griechenland und Italien bis in die Alpen hinein ausgebreitete Völker — nicht ohne Interesse sind. Früher, vor etwa fünfzig Jahren, waren die gemalten Vasen eine Seltenheit, man hielt sie für ausschließlich etruskisch, seitdem aber hat sich das Feld ausgedehnt, man hat nicht bloß fast in ganz Italien, sondern auch in Sicilien und im eigentlichen Griechenland, ja in Cyrenaica und in der Krim gemalte Vasen entdeckt. Die Verschiedenheit der einzelnen Gegenden hinsichtlich der Menge der daselbst aufgefundenen Vasen läßt sich wohl hauptsächlich dadurch erklären, daß an dem einen oder dem andern Orte eigentliche Fabriken gemalter Vasen bestanden, so im eigentlichen Griechenland zu Athen, Aegina und Corinth, aber auch im Archipel, auf Melos und Thera, scheinen eigenthümliche Werkstätten gewesen zu seyn. Was man zu Panticapäum in der Krim fand, mahnt an athenische Kunst, während die Ueberreste, die man bis jetzt aus Cyrenaica erhalten, an Nola in Italien mahnen. In Sicilien scheint namentlich die Südküste mit Agrigent am reichsten, auch zu Gela und Camarina fand man ausgezeichnet schöne Vasen. Leontium und Acrä sind reicher als das reiche Syrakus, vielleicht weil dieß mehr Zerstörung erlitten hat. Auf dem festen Lande spielen Locri und Tarent eine große Rolle durch die Feinheit, die Nekropolen von Canusium (Canosa) und Rudi (Ruvo) durch die ungeheure Menge ihrer Erzeugnisse. Der wichtigste Ort ist aber die Nekropole von Nola, deren Vasen nur denen von Athen nachstehen. An Nola reiht sich Cumä an; je mehr man aber ins Gebirg hinaufsteigt, desto roher werden die Erzeugnisse. Im Norden von Rom findet man gemalte Vasen in gleicher Menge wie im Süden. Von Clusium bis Veji und bis zu den Thoren in Rom gibt es wenige etruskische Nekropolen, die nicht kostbare Proben geliefert haben; am meisten Aufmerksamkeit aber verdienen Tarquinii und Vulci. Zum Schlusse können wir noch erwähnen, daß man auch in den Ruinen von Hadria nicht weit von der Pomündung Vasen aus der besten Epoche gefunden hat, und daß auch Kleinasien nach mehrern Proben zu schließen nicht so arm ist, als man bisher glaubte. Die Verbreitung dieser Kunst wird mit der Zeit gewiß ein nicht unbedeutendes Licht werfen auf die fast nicht mehr zu bezweifelnde Verwandtschaft der Völker vom asiatischen Taurus bis an die penninischen Alpen.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Kaum war die Stadt zu ihrer gewöhnlichen Ruhe zurückgekehrt, so trafen Nachrichten aus Guatimala ein, welche sie in förmliche Gährung brachten und bewiesen, daß wenn wir das Land durchziehen wollten, es schnell geschehen müsse. Carrera hatte an der Spitze von 3000 wilden Indianern so eben die Stadt Guatimala eingenommen, den Vicepräsidenten ermordet, und zahlreiche andere Ausschweifungen begangen. Sein Haß war namentlich gegen die Fremden gerichtet, da man diese beargwöhnte, sie seyen der Verwaltung Morazans günstig. Die religiösen Gefühle der Masse und der bigotte Theil der Priesterschaft, welche über die Aufhebung der Klöster erbittert war, waren für ihn; alle Ketzer sollten verbannt werden. Hiezu kam noch eine andere unglückliche Bethörung. Das Jahr zuvor hatte die Cholera Tausende hinweggerafft, und namentlich die Indianer hatten in Folge ihrer Unreinlichkeit darunter gelitten. Aber Carrera oder seine Partei hatten das Mährchen ausgesprengt, die Fremden hatten die Quellen vergiftet, um die einheimische Bevölkerung auszurotten. Die blinde Menge glaubte es, und da noch dazu viele Fremde reich waren, so begannen Gewaltthaten gegen sie. Ein Fremder war ermordet, und der Consul von England, als er in der Nähe von San Salvador auf einem Spazierritt begriffen war, angehalten und von den argwöhnischen Eingebornen genöthigt worden, Wasser von zwölf verschiedenen Bachen in sol-

cher Menge zu trinken, daß der arme Mann fast berstete. Ein englischer Reisender wurde gleichfalls überfallen, beraubt und genöthigt, eine Flasche Milch, die an seinem Sattel hing, auf einen Zug zu leeren. Eine kleine Quantität Arsenik, die er zur Präparirung von Vogelhäuten bei sich hatte, entging glücklicherweise ihren Blicken, sonst hätte er sie eben so wie die Milch verschlucken müssen. Kurz Fremde hatten von den umherstreifenden Raubbanden kaum etwas anderes als Plünderung und einen grausamen Tod zu erwarten. Morazan lagerte mit einer starken Truppenzahl zu Santa Anna, 18 (engl.) Meilen von Sonsonate. Man betrachtete das Reisen als allenthalben höchst unsicher.

Wir hielten nun Kriegsrath, was zu thun sey, und kamen, da der revolutionäre Geist auch schon in Sonsonate sich zu äußern begann, zu dem Schlusse, daß wir unsere gefährliche Lage durch eine Reise nicht verschlimmern würden, und es am besten sey, baldmöglichst aufzubrechen. Unsere Vorbereitungen mußten in möglichster Stille und Ordnung getroffen werden, damit nicht einige wachsame Räuber unsern Reiseplan erführen und uns aufhöben. Ein nützlicher Reisegefährte bot sich um diese Zeit dar in der Person eines mericanisirten Engländers, welcher mit der Sprache und den Sitten des Volkes vollkommen bekannt war, und quer durch den Continent hindurchreisen wollte, um sich nach England einzuschiffen. Durch seine Freunde erhielt er einen Brief an den Befehlshaber von Chiquimula, einer bedeutenden Stadt, welche sich eben für Carrera erklärt hatte; sie lag gerade auf unserem Wege und der Brief konnte uns sehr nützlich werden. Der Regierungsbeamte zu Sonsonate gab uns Pässe, die gleich nützlich waren, im Fall wir auf Morazans Truppen stießen, obgleich sie, wenn die Revolutionäre sie fanden, ebenso nachtheilig werden konnten. Ein zuverlässiger Maulthierbesitzer und zwei Arrieros wurden bis Gualan, einer Stadt an der Gränze von Honduras, gemiethet.

Drei Wochen hatten wir ruhig in Sonsonate gelebt. Unsere vortreffliche Wirthin belud noch unsere Alforcas (Satteltaschen) mit Brod und Geflügel, wohl wissend, daß wir später es nicht mehr halb so gut finden würden. Die mäßige Rechnung, welche sie uns machte, erweckte allgemeines Erstaunen, und die freundliche Behandlung, welche wir von ihr erfahren hatten, ließ einen starken Eindruck in unsern Gemüthern zurück, um so mehr als die Behandlung, welche wir später erfuhren, gar nicht damit übereinstimmte. Man hatte uns gewarnt, ja keine Arzneien mitzunehmen oder sonst etwas, das wir nicht geneigt wären wider Willen zu verschlucken. Darum wurde unser Gepäck von allen verdächtigen Artikeln gesäubert, Pillen und Pulver, Salben und Mixturen, jede Art von Quacksalberwaare wurde aus dem Versteck hervorgezogen und der Vernichtung übergeben. Einige hungrige Hühner verschluckten etliche Pillen, und da ich nicht wußte, was für einen heilsamen oder unheilsamen Erfolg sie auf ihre Hühnernatur äußern würden, so war ich froh, als aufgebrochen wurde.

Die Dame begleitete uns bis an die Thüre, rief uns ihr: Adios, Caballeros! zu, und hinaus zogen wir — eine Gruppe, von der sich nicht gut eine Beschreibung geben läßt. Wir hatten die ganze Stadt nach Waffen durchsuchen lassen, und diese konnten auch so ziemlich als Schreckmittel dienen. Wir waren unsrer zehn, mit Einschluß der Arrieros, und hatten 14 Maulthiere, von denen vier mit unserm Gepäck beladen waren. Wir ritten, wie die Wege es nöthig machten, einer hinter dem andern. Mein Costüm war so, daß weder Regen, Sonne noch Wind es verderben konnte; ein Paar Pistolen im Gürtel und der gerade Säbel an der Seite vollendeten dasselbe; meine Gefährten sahen nicht besser aus, und eine mehr räubermäßige Schaar von Reisenden ist wohl nicht leicht ausgeritten.

Anfangs zogen wir durch ein reich angebautes Land, das allmählich anstieg, bis wir den Fuß der Cordilleren erreichten, wo es steiler aufwärts ging. Wir zogen in der Richtung des Vulcans von Izalco. Mehrere Wochen lang sahen wir jede Nacht seine Ausbrüche, und hörten sein Donnern; als wir näher kamen zitterte die Erde unter seinen schweren Athemzügen. Der Pfad wurde steil und felsig, aber die Maulthiere, hieran gewöhnt, trugen uns leicht die schwierigsten Stellen hinan. Wir zogen jetzt durch einen dicken Wald, dessen riesenhafte Bäume und dickes Blätterwerk ein steter Gegenstand unserer Bewunderung waren. Mit jeder Stunde wurde die Scene mannichfaltiger und interessanter. Ich befand mich an der Spitze des Zuges, und als wir unter dichten Bäumen und Gebüschen die Höhe eines steilen Defilé's erreichten, stand plötzlich ein Mann vor mir, der die Pistole gegen mich richtete. Ich sah ihn nur einen Augenblick, denn sobald er die Fußtritte der Nachkommenden hörte, verschwand er so plötzlich, daß nur der vorderste einen Blick auf ihn werfen konnte. Man vergaß den Vorfall aber schnell in der allgemeinen Bewunderung der neuen und prachtvollen Scenen, die jeden Augenblick sich vor unsern Augen entfalteten. Alles was ein tropisches Klima entzückendes und gefährliches bietet, fand sich um uns her. Giftige Schlangen schlüpften bei unserer Ankunft ins Dickicht, hie und da erschien ein Reh, der prächtige, wilde Truthahn saß über unsern Köpfen und Schaaren von Turteltauben lockten ihre Geliebten. Es wäre Gelegenheit zur schönsten Jagd gewesen, hätten wir zum Schießen etwas anderes als Pistolen gehabt.

Der Berg wurde nun sehr steil und schwierig, aber hie und da gewährte eine Stelle uns einen Ruhepunkt und eine prächtige Aussicht auf die See und das umliegende Land; Sonsonate, obgleich ziemlich entfernt, schien zu unsern Füßen zu liegen. Bald waren wir hinaus über die Region der Wolken, welche unter uns ein schneeiges Dunstmeer bildeten, das sich über alle die prächtigen Landschaften hinlagerte. Die Sonne neigte zum Untergang und es wurde feucht und kalt; zum Glück erreichten wir jetzt den Rancho, auf dem wir übernachten sollten, denn die Kälte hatte uns ganz überwältigt. Einige Stunden zuvor waren wir noch unter Orangenwäldchen und Zuckerplantagen, hier standen Aepfel- und Birnenbäume und Stachelbeeren in voller Blüthe, und die Temperatur

gleich einem kalten Morgen in Neuengland. Der Rancho gehörte einem Franzosen, der uns höflich aufnahm, und uns ein Abendessen bereitete, dem unser Appetit alle Ehre angedeihen ließ. Seine Gastfreundschaft für Menschen und Thiere, wofür er nicht einmal etwas annahm, war um so ehrenwerther, als auf 6 Meilen weit kein Wasser zu finden war. In der Nacht wurde es so kalt, daß wir schauernd unter unsern Wolldecken lagen. Der Vulcan von Izalco lag nur einige Meilen entfernt, und sein dumpfes Gebrüll während der Nacht war furchtbar und weckte uns häufig aus dem Schlummer. Bei jeder Explosion der unterirdischen Gase zitterte der Boden unter uns und theilte seine Bewegung dem Gebäude und den Betten mit. Schwere Rauchsäulen, hie und da durch glänzende Flammenzungen erhellt, schossen in Zwischenräumen von wenigen Minuten empor, und sein kochendes Feuer war deutlich sichtbar, da der dunkle Hintergrund der Berge die blutrothe Farbe noch erhöhte. Wegen der Masse von Steinen und Asche, die unaufhörlich aus den verschiedenen Oeffnungen ausgestoßen werden, ist es gefährlich sich ihm zu nähern. Während wir in Sonsonate waren, sah ich häufig schlangengleiche Bäche von strömender Lava aus den Spalten in der Nähe des Gipfels hervordringen und den zerrissenen Abhang herabfließen. Dieser Vulcan nimmt jährlich an Größe zu, und wird zerstörender in seinen Ausbrüchen. Er brach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an seiner jetzigen Stelle aus, und er wird, ehe sein Feuer erlischt, wohl einer der furchtbarsten und großartigsten der jetzigen Vulcane werden.

Es war spät am Morgen, als wir aufbrechen konnten, denn man hatte die Maulthiere am Abend losgelassen, um sich ihr Futter zu suchen; das Einfangen ging aber nicht so leicht. Die Landschaft trug beim Hinabsteigen denselben Charakter, den wir beim Aufsteigen bemerkt hatten. In der Ferne zeigten sich schroffe, unfruchtbare Bergrücken, die uns eine mühselige Reise ahnen ließen; allmählich wurde es heißer, und als wir die Ebene erreichten, goß die tropische Sonne ihre mittäglichen Strahlen mitleidslos über unsere Häupter aus. Unter meinem Sonnenschirm und einem breitrandigen Sombrero aus Guajaquil zog ich inzwischen ganz gemächlich hin. Der Contrast zwischen den westlichen und östlichen Abhängen und Ebenen ist sehr groß. Die ersten sind das ganze Jahr hindurch gut bewässert und in ewiges Grün gekleidet, die letztern aber waren jetzt, in der trockenen Jahreszeit, die unserem Winter entspricht, völlig ausgetrocknet und der Boden in Folge der Hitze voll Sprünge. Die Blätter waren von den Bäumen gefallen, alles Grün fort, die Bäche aufgetrocknet, und nur in den Betten der größeren Flüsse noch Wasser zu finden. Wir zogen wie durch eine öde Wüste dahin. Erde, Vieh und Menschen waren von Durst geplagt. Während der Regenzeit ändert sich das ganze Ansehen des Landes; es ist dann von Wasser überströmt, vieles ist nicht besser als ein Sumpf, und die Vegetation sprießt mit einer erstaunlichen Kraft hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise Michael Kottlers im europäischen Rußland und in Sibirien.

Dritter Abschnitt.

(Schluß).

Am 28 Junius (10 Julius) kam Abends die Mutter des Führers Paul mit ihren Neffen auf Rennthieren mit der Nachricht, daß dem Ostjaken Polita, welchen ich eine Woche zuvor fünf Rubel gab, damit er Pauls Rennthiere hüte, der Wolf wieder ein großes Rennthiere zerrissen und die andern so auseinander gescheucht habe, daß man bis jetzt noch zwei nicht habe auffinden können. Wir riethen ihm nach einer andern Stelle zu ziehen, ehe der Wolf ihm die ganze Heerde zernichte. Vor einigen Jahren hatten ihm auch die Wölfe großen Schaden gethan, und erst als sie gegen den Jenisei zogen, hatten sie mehr Ruhe. Zugleich ließ mir Pauls Frau wissen, daß ihr kleines Kind krank sey, daß man ihm etwas Böses angewünscht habe, ich möchte ihr für anderthalb Rubel Branntwein schicken, damit wolle sie zaubern, ich möchte nur eilen. Dieser Bitte zufolge zögerte ich auch nicht und kaufte den Branntwein. Sie schüttete ihn in eine birkene Kufe und verschmierte sie mit Brodteig. Ob sie das Kind rettete, weiß ich nicht. Wenn es stirbt, so hängt man es in einem Kästchen an einen Baum, die Eltern aber ziehen von dem Unglücksort weiter.

Die Tungusen glauben, daß ein böser Geist die Ursache der Krankheiten sey und sie damit quäle. Auch sie suchen aus einem so bösen Orte wegzuziehen, vor ihrem Abzuge aber schlagen sie in einen starken gespaltenen Balken einige Keile und führen alles, was Leben hat, über den Spalt hinüber; sobald sie den Balken überschritten haben, nehmen sie die eingeschlagenen Keile heraus, damit der Balken sich wieder schließe; dadurch glauben sie den bösen Geist bezwungen zu haben, so daß er, in den Balken eingesperrt, ihnen nichts mehr anhaben könne. Daß die tungusischen Schamanen sich auf die Heilkunst verstehen, davon war unser Hauswirth fest überzeugt, und sagte: „ich hatte vor vielen Jahren einen bösen Fuß, ich that alles, was man mir rieth, aber alles umsonst, er eiterte immer stärker und stärker, und ich fürchtete, ich möchte daran sterben. Endlich schickte ich nach einem Schamanen, gab ihm Branntwein, und er schamante, d. h. er gebärdete sich wie ein Rasender, leckte die Wunde ab und saugte den Eiter heraus; dieß that er drei Tage lang und der Fuß war geheilt.

Am 29 Junius (11 Julius) war St. Peterstag, ein großer Feiertag. Ein Hochamt fand nicht statt, denn der Geistliche war nach einem andern Dorfe, 80 Werste tiefer unten am Flusse, wo auch eine Kirche war, gegangen, um dort Gottesdienst zu halten. Statt des Hochamts hielt der Pfarrerssohn das Stundengebet, indem er mit zwei Bauern sang. Ich ging auch in die Kirche und opferte ein Wachslicht. Es waren wenig Menschen da, einige Männer, welche Wachskerzen vor einem Bild anzündeten und aufstellten; einige Mädchen, welche in ihren neuen Kleidern sich zeigen wollten, und einige Weiber, welche manchmal laut von ihren häuslichen Angelegenheiten sich unterhielten. Der ganze Gottesdienst dauerte etwa zehn Minuten; jeder bekreuzigte sich dreimal und ging dann nach Hause; dort wurde Thee getrunken, aber vor und während und nach dem Thee wurde zu Ehren des Festes Bescheid gethan mit einem Glas Branntwein. Dann ging's wieder an „Ihre Gesundheit!“ Hier versorgte sich das ganze Dorf mit Branntwein, und auch

ich mußte dieß thun, damit ich die Leute bewirthen konnte. Ich war bei meinem Hausherrn mit vielen seiner Freunde als Gast zu Tische. So mußte ich mit ihnen trinken und durfte keinem das Gesundheittrinken abschlagen, bei jeder Schüssel, jeder Platte mußte wieder getrunken werden. Statt des Tischtuchs diente eine lange Handquehle, die allen ringsum über den Schuuß gewunden war. Vor jedem lag ein hölzerner Löffel und eine kupferne Gabel. Das Mahl eröffnete frischer Kaviar mit einer Sauce, aber gegen Abend bekamen wir einen Stör, der 15 Pfund Rogen hatte. Dann kamen Pasteten mit rothen und weißen Fischen, dann ein in Essig gekochter kalter Störkopf, alles schon in Stücke zerschnitten, dann eine Art trockener Pfannkuchen mit zerlassener Butter, Klöse mit Butter, Schtschi mit gesalzenem Rindfleisch, eine gebratene Ente, Pasteten mit Schmierkäse, endlich Käse mit Rahm und dazu wurde ein im Haus gebrautes dickes Bier herumgereicht. Die Gabel wurde mit dem Zeigefinger unterstützt und große Stücke gleich, ländlich sittlich, mit den Fingern zerrissen. So viel auch Bier und Branntwein gereicht wurde, immer wurde ausgetrunken. Nach Schnupftüchern wurde nicht viel gelaufen, sondern man entledigte sich des Ueberflusses auf schnellere Weise. Der Tag wurde mit allgemeiner Freude gefeiert, und die Freude gab sich durch allgemeine Berauschung kund, und wer sich nicht satt trinken konnte und nicht Geld genug zum Trinken hatte, der trieb sich im Dorfe und dessen Umgebungen herum. Am andern Tage schlief man aus, und wer einen schweren Kopf hatte, mußte den Katzenjammer oder Kopfweh mit einigen Gläsern Branntwein zu vertreiben suchen. Am Abend ließ mir eine alte Frau, Paschke Mutter, keine Ruhe, er und Maxim, ihre Söhne, seyen beide Führer und ich der Herr, ich müsse sie also bewirthen. Als ich ihr Branntwein gegeben, ging sie zu meinem Hauswirth, der ihr wiederum Branntwein gab, und als sie betrunken war, wollte sie mich von ganzem Herzen umarmen, da mir aber vor ihr ekelte, mußte ich mich verstecken und einschließen; sie aber schlug an die Thüre und schrie ins Fenster herein: „du Kaufmann, du schwarzer Deutscher!“ und dabei lachte sie laut auf. Bei meinem Hauswirth waren hinreichend Gäste, das Bier war alles ausgetrunken, unter den Betrunkenen entstand eine Schlägerei, bei der auch unsere Theekanne zertrümmert wurde. Sie sangen aus voller Kehle, daß einem der Kopf hätte springen mögen. Einerseits könnte man sagen, daß diese Leute ohne Arbeit und Beschwerde selig leben. Alles ist bei diesen Leuten wohlfeil. Das Vieh geht auf die Weide und mästet sich, und wenn es gemästet ist, wird es geschlachtet und aufgegessen. Die Kälte schadet ihm nicht, und man milkt es, wenn man es nicht aufzehren will. Im Sommer fängt man Fische, und was nicht verzehrt wird, trocknet man für den Winter; man sammelt Beeren, trocknet sie und salzt Schwämme ein. Alles dieß ist im Wald; Holz kauft man nicht, trockenes Holz führt man erst im Winter zur Feuerung herbei; so ist alles wohlfeil. Die einzige Arbeit ist die, daß man im Sommer Heu machen muß, damit das Vieh im Winter hinreichend versorgt sey. Gras findet sich hier genug von Mannshöhe, wie sollte man da nicht bald eine hinlängliche Menge zusammen mähen?

Der alte Mann, der bei unserem Vorrathshaus Wache hielt, erzählte mir von den wilden Ziegen um Krasnojarsk, die von den Jägern in Menge gefangen werden, indem man ihnen Gruben gräbt, deren manche von ihnen gegen hundert zählt. Wegen des Fleisches wird dieser Fang nicht unternommen, denn dieß ist hier nicht sehr geschätzt, sondern vielmehr des Felles wegen. Manchmal fängt man auch in diesen Gruben ein Elennthier, das ein sehr schmackhaftes Fleisch hat und 20 Pud wiegt. Der Kopf des Thieres ist eben so lang wie der eines Pferdes, und die Hörner gleichen denen des Hirsches. Ein angeschossenes Elennthier fürchten die Jäger mehr, als selbst den Bären. An diesem Tage war es so kalt, daß ich mich nach einem Pelze umsah. Wir haben in der Reuße und an der Angel Fische gefangen und daraus eine Fischsuppe, ein ganz vortreffliches Gericht, gekocht.

Am 8 (20) Julius, am Tage des heil. Prokop, sollte ein Hochamt seyn, fand aber wieder nicht statt; als man ein Zeichen mit der Glocke gab, dachte ich, es sey zum Abendgebet, aber man sagte mir, daß in der Nachbarschaft Bier getrunken werde. Dieß geht in dem Dorfe der Reihe nach herum von einem zum andern. Dazu bringen sie jeder seinen Theil Roggenmehl zusammen, und am Feiertag gehen sie hin, um es auszutrinken. Jeder erhält sein bestimmtes Maaß. Das übrige wird verkauft, der Topf zu 20 Kopeken, das gewonnene Geld geht ins Kirchengut. Am Abend kam der Geistliche nach Hause, und es ließ sich nicht abläugnen, daß er beim Bier gewesen war. In diesen Tagen kamen fünf Ostjaken mit ihren Frauen, die auf der Flucht waren vor der Leiche ihres Priesters, der an den Blattern gestorben war. Ihr Anführer hatte gestickte Handschuhe an; alle aber hatten die Füße über dem Knie geschwollen oder mit andern Worten den Scorbut, und viele Schwielen um die Geschwulst her, gerade als ob sie die Krankheit mit Birkenrinde ausgebrannt hätten. Einige fingen an sich lustig zu betrinken, tanzten und jubelten, aber eine der Ostjakinnen übertrat mitten unter den Lustbarkeiten die Gränze der Ehrenhaftigkeit. Bei den Ostjaken gilt aber weibliche Untreue für keine Schande; der Verführer zahlt dem Mann nur eine kleine Entschädigung. Die Frauen sind bei ihnen in sklavischer Abhängigkeit.

Als ich mich gegen 11 Uhr Nachts niederlegte, brachte mir Gregori Ignatiew Reschenikow einen Brief aus dem böhmischen Vaterlande, gerade an dem Tage, wo ich die Ankunft desselben berechnet hatte. Jetzt mußte ich auf Antwort denken, aber was soll ich schreiben als traurige Berichte über getäuschte Hoffnungen? Damit aber wollte ich die Post nicht belästigen; ich verschob es daher, bis Gott mir hellere Tage verleihe und neue Hoffnung sich öffne.

Miscellen.

Die Autorschaft des Gil Blas. In dem Juniusheft von Blackwoods Magazine ist ein sehr gut geschriebener Artikel über diese Autorschaft des Gil Blas, welche Lesage abgesprochen und mit sehr starken Gründen einem spanischen Schriftsteller, Don Antonio de Solis, vindicirt wird.

Die Medaillen der Londoner geographischen Gesellschaft wurden dießmal Hrn. Hamilton für seine Reisen und Forschungen in Kleinasien und Professor Adolph Ermann für seine Reise um die Welt zu Theil. (Lit. Gaz. vom 1 Junius.)

Das Klima in den kalmükischen Steppen zwischen der Wolga und dem Lande der donischen Kosaken ist in der Nähe des kaspischen Meeres feucht, unbeständig und zerstörend für die Gesundheit, im Innern aber ziemlich beständig, die Luft frisch, rein, trocken und gesund, kräftigend durch den Wermuth und andere aromatische Kräuter, die allenthalben den Boden bedecken, aber im Sommer steigt manchmal die Hitze auf 30 bis 40° R. und wirkt schwächend auf den Körper. (Nordische Biene vom 16 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1844.

Das Zaubergewehr.*)

Eine bosnische Sage.

Wer das Gewehr des großen Bey Sawwa nicht sah, hat ein Wunder nicht gesehen: zwölf Reife von rothem Golde und zwölf von Silber zieren dasselbe, das Rohr ist mit kostbaren Steinen besetzt, und am Kolben hängen drei rothe seidene Quasten. Es gibt viele Gewehre auf der Welt mit goldenen Reifen und seidenen Quasten, und die Büchsenmeister wissen das Rohr und den Kolben mit kostbaren Steinen zu zieren, aber wo ist der Arbeiter, der dem Gewehre des Bey Sawwa die Kraft und Gewalt gab, daß nie eine daraus geschossene Kugel fehlte? Dieses Gewehr des Bey Sawwa ist ein Geschenk von seiner Eidschwester, einer Wila.**) Bey Sawwa focht mit Deli-Mui, der einen dreifachen Panzer trug, und mit einem Arnautenaga, welcher auf der Brust einen Filz und noch sieben durchflochtene Seidengewebe hatte. Der Panzer zerriß wie Spinnengewebe, und die sieben Seidenzeuge fielen herab wie trockene Blätter.

*

Daud, der tapferste Bosnier, nimmt auf die Schulter sein kostbarstes Gewehr, füllt seinen Sack mit Ducaten, und von zwölf Tamburitzen wählt er die wohlklingendste aus. Am Freitag brach er von Banja-Luka auf und am Sonntag befand er sich vor dem Schlosse des Bey Sawwa. Hier saß er und spielte auf der Tamburitza und alle Mädchen horchten. Er sang ein Klagelied und alle Mädchen seufzten. Dann sang er ein Liebeslied, und die schöne Anastasia, Bey Sawwa's Tochter, warf Rosenknospen zum Fenster hinaus, und ging weg mit erröthendem Gesicht.

In der Nacht öffnete sie das Fenster und erblickte unter demselben Daud; er saß auf einem Felsen vor dem Schlosse. Sie beugte sich aus dem Fenster, um ihn besser zu sehen, und dabei fiel ihr die rothe Mütze vom Kopf. Daud hob sie auf, füllte sie mit Ducaten und reichte sie Anastasia. „Siehst du," sagte er, „dort die schwarze Wolke; willst du, daß mich vor deinen Blicken Regen und Sturm ereile, daß ich vor deinen Augen umkomme?" Sie band ihren seidenen Gürtel auf, knüpfte ihn ans Fenster, und Daud gelangte zu ihr in die Kammer. „Sprich leise, du mußt dich still halten, denn wenn mein Vater uns sähe, so wäre es um uns geschehen." Sie sprachen leise, sehr leise, bis beide endlich ganz schwiegen, aber der schöne Daud ließ sich rasch wieder vom Fenster hinab, früher als Anastasia es wünschte, er floh in der Dunkelheit und verlor sich in den Bergen.

*

Jede Nacht kam Daud unter das Fenster seiner Geliebten und jede Nacht hing der seidene Gürtel daran hinab. Er verweilte bei seiner Geliebten, bis die Hähne krähten; sobald sie krähten, ging er nach den Bergen. In der fünften Nacht kam er bleich und blutig. „Die Heiducken haben mich überfallen; dort in dem Dickicht warten sie meiner; sobald es Tag wird, müssen wir uns trennen. Was soll ich thun? Ich will sterben! Jetzt küsse ich dich zum letztenmal, aber — wenn ich deines Vaters Zaubergewehr hätte, wer könnte mir dann widerstehen?" — „Das Zaubergewehr meines Vaters? Wie könnte man es bekommen? Bei Tage trägt er es auf der Schulter und Nachts legt er es neben sich. Wenn er es morgen nicht findet, verlieren wir den Kopf." — Anastasia fing an zu weinen und erhob die thränenvollen Augen gen Himmel.

„Hole mir das Gewehr deines Vaters und lege das meinige an dessen Stelle hin; er wird diesen Wechsel nicht beachten. Auch an meinem Gewehr sind zwölf goldene und zwölf silberne Reifen, auch sein Lauf ist mit kostbaren Steinen ausgelegt und an dem Kolben hängen drei seidene Quasten."

*) Aus dem Serbischen übersetzt in den Kwety, Nr. 65.

**) Wila heißen die geheimnißvollen Wesen mit Zauberkraft, welche in Wäldern und auf Bergen leben; sie spielen in den Gedichten der Südslawen eine große Rolle. Mit der Eidschwester hat es folgende Bewandtniß: es ist bei den Serben Sitte, daß ein junger Mann aus den Jungfrauen sich eine Schwester wählt, und vor dem Altar den Eid der Treue ablegt, daß er sie schützen und vertheidigen wolle bis zum Tode. Eine solche Schwester gilt dem Manne mehr als seine eigene, und ein solcher Bruder ist für das Weib mehr als ihr Mann.

Auf den Zehen, den Athem anhaltend, schlich sie sich an das Lager ihres Vaters, nahm sein Gewehr und legte das Gewehr Dauds an dessen Stelle. Bey Sawwa zuckte, athmete tief auf im Schlaf, aber erwachte nicht, und seine Tochter übergab das Zaubergewehr dem schönen Daud. Er betrachtete das Gewehr von der einen und der andern Seite, untersuchte es und beschaute mit siegstrahlenden Blicken die Pfanne, den Hahn und den Stein. Dann umarmte er nochmals Anastasia und versprach ihr eidlich am folgenden Tage wieder zu kommen. Am Freitag trennte er sich von ihr, und am Sonntag war er wieder in Banja-Luka. — Bey Sawwa nahm das Gewehr Dauds in die Hand und sagte: „Das Alter überwältigt mich, und das Gewehr fängt an mir schwer zu werden; doch sey dem wie ihm sey, es wird doch noch manchen Ungläubigen erlegen. Jede Nacht hing der Gürtel Anastasia's vom Fenster herab, aber der Verräther Daud ließ sich nicht mehr sehen.

*

Die Türken machten einen Einfall ins Land, und niemand konnte dem siegreichen Bey Daud, ihrem Anführer, widerstehen. An seinem Sack hing ein lederner Beutel, in welchen Sklaven die Ohren aller derjenigen warfen, welche Bey Daud erschlug. Alle Einwohner rüsteten sich mit Bey Sawwa zum Kampfe. Und Anastasia stieg auf den Thurm, um das blutige Gefecht zu sehen, und erkannte Daud, als er gerade auf ihren Vater anschlug. Bey Sawwa verließ sich auf sein Zaubergewehr und schoß zuerst — das Pulver auf der Pfanne brannte auf und das Gewehr versagte, Bey Sawwa erschrickt und verliert die Geistesgegenwart. Die Kugel Dauds durchschlägt den Panzer Sawwa's, dringt durch die Brust und kommt hinten heraus. Der Bey stürzt und fällt todt zu Boden. Alsbald läuft ein Sklave herbei, schneidet den Kopf ab, und hängt ihn an dem weißen Bart an den Sattel.

*

Anastasia sah den Fall ihres Vaters, hemmte den Lauf ihrer Thränen und seufzte tief auf; sie legte die Kleidung ihres jungen Bruders an, setzte sich auf ein schwarzes Roß, und suchte mitten unter dem schrecklichen Blutvergießen Bey Daud. Kaum erblickt Daud den jungen Krieger, so schießt er mit dem Zaubergewehr nach ihm.

Die Kugel trifft. Die schöne Anastasia athmet schwer und fällt todt zu Boden. Ein Sklave haut ihr den Kopf ab, und da er keinen Schnurrbart findet, reißt er den Helm herunter und faßt den Kopf an den langen Haaren. Daud erkannte die Locken der schönen Anastasia.

*

Er steigt vom Pferde und küßt das blutige Haupt. „Einen Ducaten würde ich für jeden Tropfen Blut der schönen Anastasia und meine rechte Hand demjenigen geben, der sie mir wieder ins Leben riefe." Dann ging er fort und warf das Zaubergewehr in den blauen See.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Wir verließen die Hauptstraße, um die Stadt Santa Anna zu vermeiden, wo Morazan mit seinen Truppen lag, um die Bewegungen Carrera's zu beobachten. Gegen Einbruch der Nacht erreichten wir ein indianisches Dorf und rüsteten uns hier die Nacht zuzubringen. Unsere unerwartete Ankunft erregte eine allgemeine Bewegung unter dieser sonst so ruhigen Bevölkerung; die Weiber machten sich an die Arbeit und bereiteten ein Abendessen aus gedünsteten Bohnen und Tortillas, die Männer aber gafften uns stupid an. Als wir unsere Hängematten an die Bäume knüpften, kamen einige verdächtige Bursche, Mestizen, herbei und beobachteten alle unsere Bewegungen. Sie waren sämmtlich mit langen Messern bewaffnet, und aus ihrem Benehmen und ihrer Unterredung entnahmen wir, daß sie uns in der Nacht berauben wollten. Wir ließen uns jedoch nicht so leicht antasten. Sie hatten keine Feuerwaffen, fürchteten deßhalb die unsrigen nicht wenig und wir rüsteten uns, sie nöthigenfalls tüchtig zu empfangen. Unser Gepäck wurde auf einen Haufen geschichtet, und zwei von uns als Wachen aufgestellt, die übrigen gingen nach ihren Hängematten. Umgeben von heimlichen Feinden schliefen wir natürlicherweise nicht viel, und unsere Gruppe mit den auf- und abschreitenden Wachen, den blinkenden Waffen, mit den unruhigen, seltsam gekleideten Schläfern glich mehr einer Schaar Banditen als friedlichen Reisenden. Wir hatten einen etwa sechs Fuß hohen Neger bei uns, der in Vergleichung mit den Centroamerikanern, welche wahre Zwerge sind, einem Riesen glich. Der Kerl war, wohin wir kamen, ein Gegenstand der Verwunderung, und obgleich der ärgste Hasenfuß, der je einen Pallasch trug, war doch seine Gesellschaft ein wahres Sicherheitsmittel, da man wahrscheinlich seinen Muth nach seiner Größe schätzte. Er führte ein Gewehr, dessen unmäßig langer Lauf mit seinen eigenen Gliedern in Verhältniß stand. Es war aber nur eine Vogelscheuche, wie der Mensch selbst, denn es fehlte nichts geringeres als das Schloß, was wir freilich aus einleuchtenden Gründen möglichst zu verbergen suchten. An dem einen Ende unsers Lagers war die indianische Hütte, wo wir zu Abend gegessen hatten. Der Aethiopier stand auf der Wache mit dem Rücken gegen das Haus, als ein Laden geöffnet wurde und mehrere Köpfe daran erschienen, welche die Schläfer — dafür hielt man uns — mit besonderem Vergnügen betrachteten. Da gewahrten sie unsern mächtigen Neger, den die Schatten der Nacht noch vergrößerten, und eine Unterredung erfolgte, aus der wir nur entnahmen, daß dieß ein „Grandote" sey, an den man sich nicht wagen könne. Damit entfernten sie sich wieder, und ließen uns die übrige Nacht in Ruhe.

Früh am nächsten Morgen brachen wir auf, froh ein solches Quartier zu verlassen. Unser Plan war jetzt in den unbewohntesten Theil des Landes einzudringen, und so viel als möglich keine Spur unseres Zuges hinter uns zu lassen, so wie auch keine Andeutung über den Weg zu geben, welchen wir einschlagen wollten. Keiner von uns war geneigt die Gefahren

des Weges zu überbieten, aber die Berichte derer, welche vom Kriegsschauplatz flohen und von denen wir viele trafen, bewiesen zur Genüge, daß es das Klügste sey, keinem Theile Anlaß zu geben, und um das Gepäck leichter zu machen, das sie in einem so zerrütteten Lande für überflüssig erklären möchten. Zudem hatte unser Maulthiertreiber eine kluge Vorsorge für seine Thiere und für den Lohn, welchen er dafür empfangen sollte; auch hatte er von seinen Landsleuten keine bessere Ansicht als wir selbst. Aber wenn wir die Wohnungen der Menschen verließen, so hatten wir Belästigungen von anderer Seite her. In den Wäldern hausten zahllose Millionen eines Insects, „Garapato" genannt, welches so klein ist, daß man es eher für schwarzen Staub als für ein lebendes Thier hält. Dennoch hängt es sich an den Körper, arbeitet sich unter die Haut hinein, wächst hier zur Größe einer Erbse an, und verursacht, wenn man es nicht alsbald vernichtet, schmerzliche Wunden. Die Maulthiere litten entsetzlich, und wir selbst retteten uns nur, indem wir bei jedem Haltplatz sie herauszwickten und aus den Kleidern schüttelten — eine Arbeit, die viel Zeit und Geduld kostete, und uns manchmal nöthigte sie unter der Haut herauszustechen.

Während des Nachmittags kamen wir an ein indianisches Dorf, am Ufer eines Sees, der von hohen und steilen Bergen eingeschlossen war. Schwäne, Kraniche und zahlreiche andere Vögel schwärmten auf der Oberfläche umher, und an den Ufern sahen wir eine seltene und schöne Art von Achatina. Es war ein so heimliches Plätzchen, daß wir beschlossen, vor dem andern Morgen nicht weiter zu gehen. Die Bewohner waren gering an Zahl, ungekünstelt in ihrem Betragen und allem Anschein nach ganz friedlich; jedenfalls zeigten sie sich in ihrem Benehmen ganz anders als diejenigen, welche wir am Morgen verlassen hatten, denn sie waren freundlich, aber ohne lästige Neugier. Nachdem wir unter einem bedeckten Schuppen unser Lager aufgeschlagen, eilten wir im See ein Bad zu nehmen. Dieser See soll einer alten Sage zufolge die Stelle einer Stadt der Ureinwohner einnehmen, welche in Folge eines Erdbebens hier versank; die Umgegend straft auch diese Sage keineswegs Lüge.

Am folgenden Tage hatte mein kleines Maulthier Reißaus genommen, den Weg nach Sonsonate eingeschlagen und es brauchte einen ganzen Tag bis ich wieder in den Besitz desselben kam. Einige meiner Reisegefährten waren geneigt über diese Zögerung zu murren, dieselbe war aber ganz zufälligerweise unser Glück. Wären wir an diesem Morgen fortgezogen, so hätten wir auf eine Schaar Ladrones stoßen müssen, welche auf unserer Fährte war, aber die Jagd aufgab, da sie uns an dem erwarteten Punkte nicht traf. Jetzt zogen wir durch ein fruchtbares, an Zuckerpflanzungen reiches Land. Wir befanden uns in Guatimala und somit auf dem strittigen Boden, aber der Krieg hatte diesen Strich noch nicht erreicht und wir brachten unter dem Schutz einer Hütte eine ruhige Nacht im Walde zu. Am andern Morgen jedoch mußten wir einen gefährlichen Landstrich durchziehen. Wir hatten einen Führer gemiethet, der uns durch Sümpfe und Moräste führte, welche in gegenwärtiger trockener Jahreszeit beinahe, in der nassen aber völlig ungangbar sind. Endlich kamen wir wieder auf die trockene Prairie, mit einem Dorf zu unserer Linken, aber wir zogen eilig weiter, so daß die Einwohner wegen der Entfernung uns nicht wohl von einer gewöhnlichen Gesellschaft Maulthiertreiber unterscheiden konnten. Die Ebene war dicht mit Cactus bedeckt und reich an Geflügel, welches aber so zahm war, daß es uns kaum aus dem Wege lief. Ein einsames Haus, das wie ein Felsen im Meer emporstieg, gewährte uns Schutz für die Nacht. Wir waren kaum eine Stunde hier gewesen, als ein wild aussehender Bursche auf einem edlen Rosse wüthend daher gesprengt kam, mit dem Hauseigenthümer einige Worte wechselte und dann eben so rasend weiter ritt. Unsere Furcht legte sich, als wir erfuhren, daß der Aguardiente und eine Hochzeitsbelustigung ihn so mächtig zur Eile gespornt.

Als wir am andern Morgen aus unsern Kürbisschalen die Chocolade getrunken, machten wir uns abermals auf den Weg, der jetzt nach Chiquimula, der Hauptstadt des gleichnamigen Departements und jetzt Hauptpunkt der Empörer, führte. Wir zogen über eine in den Revolutionskämpfen des Landes berühmte Ebene, die noch immer manche Merkzeichen ehemaligen Kampfes an sich trug. Unser Ritt war ausnehmend mühsam, und spät Abends erst langten wir im Dorfe St. Helena an, das wir in großer Aufregung fanden, da der Gouverneur von Chiquimula die jungen Leute zu Soldaten ausgehoben hatte. Wir bekamen hier etwas zu essen, hörten aber schlechte Neuigkeiten. Chiquimula war nur drei Leguas entfernt: wenn die Pest darin gehaust hätte, wir würden nicht stärker gewünscht haben es zu vermeiden. Der Commandant, an den wir Briefe hatten, war den Tag zuvor mit 500 Mann nach Guatimala gezogen, so daß alle Hoffnung auf eine freundliche Verwendung in Chiquimula auf einmal zu Boden fiel. Die Stadt war in großer Verwirrung, die Bewohner des Dorfs sahen uns mit scheelen Blicken an, und schienen zu glauben es sey nicht alles richtig. Wir waren im Innern des Landes, Rückzug unmöglich, und das Vorwärtsgehen, zum mindesten gesagt, sehr unangenehm. Manche Symptome machten es unsicher an dem Orte, wo wir eben waren, selbst nur die Nacht über zu bleiben. Wir hielten deßhalb Rath in dem Hause zweier Indianer, zu denen uns die Arrieros gebracht hatten; man hatte sie für den Dienst in der Armee ausgehoben, sie suchten aber wo möglich demselben zu entgehen; es schienen aufgeweckte, ehrliche Bursche zu seyn, unser Maulthierbesitzer war geneigt ihnen zu trauen, und so beschlossen wir das Gleiche zu thun. Sie willigten ein, uns bis an die Gränzen von Honduras zu führen, wofür sie eine hübsche Summe erhalten sollten; der Eifer, den sie für unsere Sache zeigten, machte auch einen günstigen Eindruck auf uns. Unsere Maulthiere wurden abgeladen, und man ließ sie grasen, während wir unsere Hangematten an die Bäume knüpften und uns zum Schlafengehen anschickten. Diese Vorbereitungen wurden aber nur gemacht, um den Verdacht der wachsamen Einwohner einzuschläfern, denn sobald diese sich ent-

fernt hatten, und die Dunkelheit uns begünstigte, sattelten wir in aller Stille die Maulthiere, setzten unsere Waffen in Bereitschaft und stahlen uns ganz sachte aus dem Dorfe. Bis der Mond anfging waren wir schon weit auf dem Wege nach Chiquimula, dessen weiße Thürme bald sichtbar wurden.

Bisher hatten wir gehofft, irgend eine Nebenstraße werde uns in den Stand setzen, die Stadt ungesehen zu umgehen, aber die Führer erklärten, es gäbe keine solche Nebenstraße, und somit blieb nichts übrig als rasch hindurchzuziehen, ehe Lärm gemacht werden konnte. Unser Muth stieg mit der Gefahr, und das Romanhafte des Abenteuers hatte Reize genug, um uns gegen die möglichen Folgen zu verblenden. Es war jetzt Mitternacht vorüber und der Mond schien hell am wolkenlosen Himmel. Wir rechneten zuversichtlich darauf, daß keine Nachricht von unserem Plane uns vorangegangen, dennoch waren wir in ängstlicher Spannung, als wir einer hinter dem andern die steile Schlucht hinanritten, welche nach der Stadt führt, und nun die engen Straßen betraten. Schweigen und Schnelligkeit waren die Losungsworte, die Maulthiere wurden durch Schläge und Sporenstöße zu ungewohnter Eile angetrieben. Die armen Thiere hatten zu Mittag und Abends nichts bekommen, und waren durch die ungewohnte Anstrengung so erschöpft, daß ihre leeren Mägen, als sie dahin trabten, allerlei trübselige Töne von sich gaben, nicht unähnlich dem Klang eines leeren Fasses. Das kleinste Geräusch wirkte auf unsere gereizten Nerven stärker als das Anschlagen von Glocken. Ein Mann hält unsern Führer an; dieser antwortet, wir seyen Kaufleute vom Land, die nach Hause zögen. „Eine sehr frühe Stunde zum Aufbruch!" bemerkte dieser und ging weiter. Der Mittelpunkt der Stadt war nun erreicht und alles ruhig geblieben. Plötzlich halten die Führer an und berathschlagen sich; einer verläßt uns: ist er ein Verräther? Nein, er will bloß recognosciren und kehrt zurück. Diese Zögerung gewährte der Patrouille Zeit, uns den Rücken zuzukehren, als sie eben eine benachbarte Straße hinabzog, — eine Minute früher und wir wären von ihr angerufen worden. Lichter waren in vielen Häusern und als wir weiter zogen, bellte ein Hund. Das Bellen tönte fort von Straße zu Straße, bis jeder Klaffer in der Stadt in den Chor mit einstimmte. Die Bürger eilten nach den Hausthüren um zu sehen, was der Lärm bedeute, und starrten voll Verwunderung unseren seltsamen Zug an. Zwei Leute mit Musketen, wie es schien, traten uns entgegen, aber wir eilten vorwärts, und die Musketen waren nichts als lange Prügel. Selbst die Maulthiere schienen nun neue Kraft zu gewinnen, und trugen uns so rasch ans Ende der Stadt, daß wir über die äußern Befestigungen hinaus waren, ehe noch die Wächterspfeife in der Stadt Alarm machte, und ehe noch die 37,000 Einwohner der Stadt sich recht über die Ursache des Alarms besinnen konnten, befanden wir uns schon im Walde. Zum Glück waren, wie man uns später erzählte, alle Pferde den Tag zuvor mit den Truppen nach Guatimala abgegangen, und dieß rettete uns vor unmittelbarer Verfolgung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin Jeanne.

Wenn wir einem Artikel, unterzeichnet Pierre Durand, im Siècle glauben dürfen, so ist eine fatale Celebrität der letzten Jahre Ludwigs XVI erst im vorigen Monat gestorben.

Als im Jahre 1814 die Emigranten zurückkehrten, führte Abbé de C..., Bischof von ..., eine geheimnißvolle Dame in einem vornehmen Hause der Vorstadt St. Germain ein. Seine Verwendung reichte hin, ihr die beste Aufnahme zu sichern. „Diese Dame, sagte er, verdient ihre ganze Aufmerksamkeit, ihre unablässige Sorgfalt; behandelt sie, als gehörte sie zu Ihrer Familie, erfüllt alle ihre Wünsche, aber richtet nie Fragen an sie; es gibt Geheimnisse, die man achten muß." Der Marquis de L... war der Mann eine solche Sprache zu begreifen und ihr Folge zu leisten, da er den Prälaten, welcher eines hohen Ansehens in der Welt genoß, ungemein verehrte. Die Unbekannte wurde deßhalb vortrefflich aufgenommen, ihr ein Pavillon, der an den Garten stieß, zur Wohnung angewiesen, zwei Bedienten und eine Equipage zu ihrer Verfügung gestellt und eine Pension von 12,000 Fr. zu ihren besondern Ausgaben festgesetzt. Der Prälat starb bald nachher in seinem Bisthum entfernt von Paris. Die geheimnißvolle Dame schloß sich anfangs gänzlich ab, und ging nur aus, um die Kirche oder verschämte Arme zu besuchen. Ihre exemplarische Frömmigkeit und ihre reichlichen Almosen machten sie zu einem Gegenstand der Verehrung und der Dankbarkeit. Mehrere fromme Personen wollten Theil nehmen an ihren guten Werken, man drängte sich um sie, und sie war endlich genöthigt einigermaßen in die Welt zu treten. Man achtete sie darum nicht weniger, und war rücksichtsvoll genug, nie den Schleier, der auf ihrem ganzen Wesen lag, lüften zu wollen: man kannte sie bloß unter dem Namen Gräfin Jeanne. Mehrere Jahre verflossen und ihr Ruf stieg immer mehr: sie war durch ihre Wohlthätigkeit mit den vornehmsten Damen der Vorstadt St. Germain in Berührung gekommen; man nöthigte sie fast ihren Salon einigen Bevorzugten, ergebenen Bewunderern ihres Geistes und ihrer Tugenden, zu öffnen. Sie sprach sehr gut, kannte die Welt, erzählte eine Menge Anekdoten mit vollendeter Anmuth, wußte allem eine pikante Wendung zu geben, spielte vortrefflich Whist und Reversis, kurz sie entfaltete alle Anmuth der Frauen der Ancien régime. Sie ward aufgesucht, beliebt, bewundert, und man fand bei ihr immer die Auswahl des französischen Adels. Alles dieß dauerte fast dreißig Jahre. Vor kurzem starb endlich Gräfin Jeanne zu allgemeinem Bedauern, aber — der Tod zerreißt alle Schleier und das Incognito dauert selten über das Grab hinaus. In dem Zimmer der Verstorbenen fand man einige halb verbrannte Papiere, der Tod hatte sie überrascht, während sie die Geheimnisse ihres Lebens den Flammen opferte. Aber das Feuer hatte nicht alles verschlungen, und was übrig war, klärte das Geheimniß auf; die Gräfin Jeanne, die verehrte Frau, der Engel der Tröstung, das Vorbild aller Tugenden war keine andere als Jeanne de Luz, de St. Remy, de Valois, Comtesse de Lamotte, bekannt durch die berüchtigte Halsbandgeschichte, einst verurtheilt, ausgepeitscht, gebrandmarkt und in die Salpetrière gesperrt, von wo sie auf eine geheimnißvolle Weise entfloh und in England verscholl. Nach den einen sollte sie an einer Indigestion gestorben seyn, nach andern sich aus dem Fenster gestürzt haben.

So weit das Siècle, wahrscheinlich aber ist die ganze Geschichte erfunden, um dem edlen Faubourg St. Germain eins anzuhängen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1844.

Die amerikanische und die ostindische Baumwolle.

Es wird gegenwärtig unter den großen Baumwollenfabricanten eine Frage debattirt, welche auf manche Zustände in Nordamerika und Ostindien ein helleres Licht wirft, als es sonst gewöhnlich der Fall ist. Das Interesse schärft diesen Handelsleuten das Gesicht, und sie müssen Möglichkeiten beachten, die sonst außer dem Gesichtskreis des Kaufmanns liegen. England verarbeitet jährlich zwischen 12 und 1500,000 Ballen Baumwolle und die Gesammteinfuhr betrug z. B. im vorigen Jahre 1,743,609 Ballen. Davon kamen beinahe 1,400,000 B. aus Nordamerika, alles übrige war also unbedeutend und könnte nöthigenfalls entbehrt werden. England ist somit für seine ganze Baumwollenmanufactur, welche zwei Millionen Menschen beschäftigt, an Nordamerika gebunden. Die englische Regierung war schon seit einiger Zeit bemüht, diesem Uebelstande aus commerciellen politischen Gründen ein Ende zu machen, und die Baumwollerzeugung namentlich in Ostindien zu vermehren. Das ist aber nicht gerathen, denn es kommt jetzt weniger Baumwolle aus Ostindien nach England, als vor fünf Jahren, eine Bemerkung, die man gelegentlich gesagt, auch beim Zucker macht, dessen Einfuhr von Ostindien nach England wieder von 70,000 auf 50,000 Tonnen gefallen ist. Woher dieser schlechte Erfolg? Darauf gibt die Indian News nachfolgende Antwort: „Die Ursache liegt einzig darin, daß das Volk durch seine europäischen Herren in einem so erbärmlichen Zustande von Armuth gehalten wird, daß es keine Waaren zu Markte senden kann, und selbst, wenn dieß der Fall wäre, so gäbe es keine Wege zum Transport. In Bengalen ist die Landtaxe so drückend, daß das Volk höchstens das Leben fristet, und es ist gar nicht daran zu denken, daß es ein nutzbringendes Geschäft irgend einer Art beginne. Anderswo sind die Taxen, obgleich scheinbar launenhaft, doch in Wirklichkeit dem Zahlungsvermögen des Landmanns so genau angepaßt, daß man ihm alles abpreßt, was nicht unerläßlich ist, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Hätte der Bauer auch Waaren zum Verkauf, so hat er keine Wege, um sie zu transportiren, und hat er Wege, so ist auf der andern Seite das Land durch Räuber gänzlich unsicher, und unser Gerichtssystem ist so sinnreich eingerichtet, daß ein Polizeibeamter für eine unendlich ärgere Plage gilt als ein Räuber. Wer sich beklagt, daß er ausgeraubt wurde, gilt für einen Thoren, der seinen Zorn Herr werden läßt über seinen gesunden Verstand und sich zu Grunde richten läßt, nur um sich zu rächen." Man könnte diese Schilderung für übertrieben halten, wenn sie nicht mit andern so genau zusammenstimmte; auch geht man mit dem Plan um, in Manchester, dem Hauptquartier der Baumwollenindustrie, eine Association zu bilden, welche sich die Besserung des Looses Ostindiens angelegen seyn läßt. Vielleicht findet diese mehr Gehör als die armen Hindus.

Wahrscheinlich würden sich indeß die Manchesterer Fabricanten der armen Hindus nicht erbarmen, wenn sie sich nicht von einer andern Seite bedroht sähen. Die Gefahr eines Kriegs mit Nordamerika schreckt sie nicht, denn sie wissen zu gut, daß Bruder Jonathan, wenn nicht direct, doch indirect seine Baumwolle auch mitten im Kriege verkaufen würde. Aber eine andere Gefahr scheint man zu befürchten, nämlich einen Sklavenaufstand in den südlichen Staaten. Die amerikanischen Blätter sind über diesen Gegenstand, der immer drohender wird, allmählich verstummt, aber die Furcht vor einem möglichen Ausbruch greift um sich, wie der Umstand zeigt, daß die Maaßregeln gegen die Sklaven mit jedem Jahr schärfer werden, und daß die Behörden im Süden, wenn man englischen Blättern glauben darf, das Recht haben, Briefe, die aus dem Norden nach dem Süden gehen, zu öffnen, ob sie nichts für die Sicherheit der südlichen Staaten gefährliches enthalten; dieß würde allerdings von einer unglücklichen Furcht und einer drohenden Gefahr zeugen. Wir halten das Gelingen eines Sklavenaufstands in den Vereinigten Staaten für ein Unding, aber eine mehrjährige, ziemlich allgemeine Unterbrechung des großen Anbaues kann dennoch durch einen Ausbruch eintreten, und was wird dann aus den zwei Millionen englischer Arbeiter, die bei der Baumwollenfabrication beschäftigt sind? Für die Amerikaner hätte ein solches Ereigniß fast weniger zu sagen als für England: es würden vielleicht einige

Tausend Menschen umkommen, aber das Land sich von dem Schlage bald wieder erholen; was sollte aber aus der Fabrikbevölkerung Englands werden? Gegen einen solchen Fall suchen die Fabrikherren in Manchester ein Gegenmittel in Ostindien.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Fortsetzung.)

Unsere Lage war indeß keineswegs beneidenswerth. Die Furcht vor Ueberraschung hielt uns wach. Hungrig und erschöpft von der Anstrengung sahen wir uns nach einem Versteck um, und bargen uns endlich in dem Felsenbett eines ausgetrockneten Flusses. Die Maulthiere wurden abgeladen und freigelassen, um ihr Futter zu suchen, was in der Nähe spärlich genug wuchs; zum Glück fand man etwas Wasser für sie. Wir selbst blieben den folgenden Tag hindurch ohne Obdach, denn der Wald war ganz blätterlos, und so waren wir den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, welche mit doppelter Heftigkeit von den vulcanischen Felsen abprallten, die unser einziges Lager waren. An Schlaf war also nicht zu denken; die Hitze war entsetzlich, denn es war der heißeste Tag, den wir noch im Lande erfahren hatten, und kein Lüftchen milderte die Gluth. Aus Furcht entdeckt zu werden, wagten wir nicht unsern Versteck zu verlassen und sprachen nur flüsternd. Unsere Führer, die mit dem Lande bekannt waren, gingen auf Recognoscirung aus, und kamen mit der Nachricht zurück, daß man uns eifrigst nachforsche. Mehrere von uns versteckten sogleich ihre werthvollsten Papiere, und rüsteten sich zu einer eiligen Flucht zu Fuße, im Fall einer Entdeckung; diese versprach freilich nicht viel, doch war sie immer besser, als ohne weiteres der Gnade von Carreras Banditen anheimzufallen. Einige kalte Tortillas, unser letzter Vorrath, wurden vertheilt, aber wir waren zu ermattet, um zu essen. Wasser war nur in sehr geringer Menge in der Höhlung eines erhitzten Felsen zu finden. Niemals ward eine Nacht herzlicher herbei gewünscht, obgleich sie uns neue Gefahren brachte. Die Maulthiere wurden wieder gesattelt und mit der äußersten Vorsicht die Flucht abermals angetreten. Der befreundete Staat Honduras war jetzt nur noch 40 (engl.) Meilen entfernt, und wir bestrebten uns aller Verfolgung zu entgehen, indem wir das Gebiet desselben zu erreichen suchten.

Eine andere volkreiche Stadt, Zacapa, lag zwischen uns und Gualan, der Gränzstadt der Provinz. Das ganze Land war jetzt in Aufregung, denn Boten waren nach allen Richtungen ausgesendet worden, um uns zu ergreifen; hatten wir aber einmal Zacapa im Rücken, so konnten wir auf Sicherheit rechnen. Viel Zeit wurde damit hingebracht, einen steilen Berg zu ersteigen. Es war so finster, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Als wir halbwegs oben waren, kam ein Mann zu Fuß an uns vorüber, der weit schneller ging als unsere Abtheilung: es war ein Schnellläufer, der den Befehl uns zu verhaften nach Zacapa überbrachte. Als wir den Gipfel erreichten, konnten wir die Lichter von Chiquimula deutlich sehen; zahlreiche Wachtfeuer brannten auf den umliegenden Höhen. Trotz unserer Unruhe und unserer Ermüdung konnten wir uns eines herzlichen Lachens nicht enthalten, wenn wir uns das Erstaunen und den Unwillen der Einwohner über unsere Keckheit vorstellten. So still und demüthig unser Einzug gewesen war, so sehr hatte unser Auszug sie in Aufregung gebracht. Der Heerführer Morazan und seine Schaar hätten kaum mehr Unruhe hervorbringen können. Aber die Zeiten waren unruhig, und wir spielten ein gefährliches Spiel; viele die den Anfang sahen, lagen bereits leblos auf dem Schlachtfeld oder waren unter dem Mordmesser gefallen, ehe das Spiel gewonnen war. Wir wären damals viel ängstlicher gewesen, hätten wir den im Lande herrschenden Blutdurst gekannt: hier gilt das Leben nie viel, im gegenwärtigen Falle aber war Mord und zwar unter empörenden Grausamkeiten nur ein Zeitvertreib.

Das Hinabsteigen vom Berge war noch schwieriger als das Hinaufsteigen, es war zu finster, um auch nur den Pfad zu sehen, und wir verließen uns ganz auf unsere Maulthiere. Sie stolperten häufig über lose Steine, mit denen der Weg übersäet war, und brachten uns erst nach mehrstündiger harter Anstrengung wohlbehalten nach der staubigen Ebene unten, wo wir sie wiederum rascher vorwärts trieben. Der Boden war trockener Kalk, der sich in Wolken erhob, und bald unserer ganzen Gesellschaft das Ansehen von Müllern gab; auch drang er in Nase und Mund und reizte den bereits brennenden Durst, der bald unerträglich wurde. Meine Zunge glich einem Stück verschrumpften Leders, und rasselte seltsam in meinem Munde herum; nicht einen Tropfen Feuchtigkeit konnte ich in meinem Munde gewinnen, um meine verdorrten Lippen zu netzen, meine Augäpfel waren erhitzt und ausgedehnt. Plötzlich schlug ein freudenvoller Ton an unser Ohr, — es war das Plätschern eines fließenden Wassers. Nie hieß eine hungernde Karawane in den Wüsten Arabiens eine Oase mit mehr Sehnsucht willkommen, als wir den Anblick des Zacapa-Flusses. Wir stürzten das Ufer hinab. An meinem Sattel hing ein wasserdichter Korb, wie man sie in Californien macht; sonst diente er mir als Waschbecken, jetzt als Trinkgeschirr. Ich füllte es bis zum Rande und trank den längsten, süßesten Zug, den je ein durstiger Reisender getrunken. Dann füllte ich ihn wieder und tauchte mein Gesicht in das kühle Wasser und badete es aber= und abermals. Unser Durst hatte bereits einen Grad erreicht gehabt, daß jeder weitere Schritt Höllenpein gewesen wäre; der Genuß des ersten Zugs war unaussprechlich.

Der Mond war jetzt aufgegangen, und bei seinem Licht erblickten wir bald die weißgetünchten Häuser von Zacapa. Mit der größten Vorsicht und nicht ohne mannichfache Mühseligkeiten wanden wir uns um die Stadt herum, und befanden uns Morgens um 3 Uhr nur noch in geringer Entfernung von Honduras auf ebener Straße. Unsere indianischen Führer wurden nun mit reichlicher Belohnung entlassen, und wünschten uns von Herzen glückliche Reise. Noch ein Berg oder vielmehr ein langgestreckter, rauher Hügel lag vor

uns. Schlaf, den wir nun seit 48 Stunden nicht genossen hatten, beschlich uns jetzt und überwältigte sogar das Gefühl des Hungers, das sich seit einiger Zeit sehr ungestüm gemeldet hatte. Aber diese Schläfrigkeit war, ganz unähnlich dem Durst, ein sehr angenehmer Feind. Er beschlich uns so leise, und mit so angenehmen Empfindungen, daß wir seinen Anzug gar nicht merkten, bis er sich unserer fest versichert hatte. Mehreremale fiel ich auf meinem Maulthier in Schlaf, und wurde nur durch einen rauhen Stoß geweckt, der mein Gleichgewicht störte; da ich mich nicht auf dem Sitz halten konnte, so rieb ich meine Augen, that mir Gewalt an, stieg ab und ging zu Fuß. Aber auch das half nicht, denn ich versank bald wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, bis ich an einen Stein heftig anstieß, die Augen gewaltsam öffnete, sie aber trotz aller Anstrengung bald wieder schloß, bis ein abermaliges Stolpern mich wiederum weckte. Die Anstrengung, wach zu bleiben, erregte den empfindlichsten Schmerz; der härteste Fels wäre mir ein willkommenes Bett gewesen. Selbst die armen Thiere fingen an Beweise einer unüberwindlichen Mattigkeit zu geben; sie standen manchmal völlig still und ließen sich nieder, bis die Arrieros sie wieder aufstachelten.

So erreichten wir das indianische Dorf San Pablo, das jetzt fast verlassen war, da die Cholera im vorigen Jahr den größten Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte. Wir eilten hindurch und bemerkten eine zerstörte Kirche und ein anderes Gebäude; am Fuße des Berges, auf dem sie standen, setzten wir über einen kleinen Bach. Gualan war jetzt nur noch einige Leguas entfernt; es war unsere Absicht die Gränze der beiden streitenden Staaten noch an diesem Morgen zu überschreiten. Aber das Tageslicht war bereits angebrochen, und wir sowohl als unsere Thiere waren zu sehr erschöpft, um weiter zu gehen. Ruhe mußten wir haben, mochten die Folgen seyn welche sie wollten; einige Stunden konnten uns in den Stand setzen wieder weiter zu eilen. Den erschöpften Thieren wurden deßhalb die Ladungen abgenommen, und sie sowohl als ihre Herren lagen in weniger Zeit, als ich brauche um dieß niederzuschreiben, auf dem Gras ausgestreckt und in tiefen Schlummer versunken. Wie lange wir so gelegen haben mögen, weiß ich nicht, aber eine heisere Stimme, die uns aufforderte uns zu ergeben, weckte uns zuerst aus unserm lethargischen Schlummer, und der Anblick zahlreicher, nach unsern Köpfen gerichteter Pistolen brachte uns bald zur Besinnung. Die Sonne schien glänzend und heiß auf uns herab, und eine Schaar Soldaten stand da, stumm uns angaffend, und wie es scheint eben so erstaunt über den Auftritt, wie wir selbst. Es waren augenscheinlich mit Gewalt ausgehobene Recruten, eine pygmäenartige, zerlumpte Schaar von allen Farben, welche aussah, als vertauschte sie sehr gern ihre Musketen und Tornister gegen Erdbanen und Maisfelder. Aber ihre Anführer waren gut aussehende Leute, wohl gekleidet und bewaffnet, auch vortrefflich beritten. Ihre Uniformen sahen zu neu und glänzend aus, als daß sie mehr als einige Tage alt seyn konnten, und ihr erster Dienst war also unsere Gefangennahme. Natürlich streckten wir friedlich und mit möglichst freundlicher Miene die Waffen, denn sie standen vor uns mit ihren Pistolen, um ihrer Aufforderung Nachdruck zu geben.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky. *)

(Von Dr. med. Th. Tellkampf, praktischem Arzte in Cincinnati.)

Die Mammuthhöhle in Edmonson-County, im südwestlichen Theil von Kentucky, hat seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten einige Aufmerksamkeit erregt; fabelhafte Erzählungen von Dingen, die d Fremden überall auf seiner unterirdischen Wanderung in Erstaunen setzen sollten, namentlich aber von einer eigenthümlichen Gasart, der ein wunderbarer Einfluß auf die Gesundheit zugeschrieben wurde, haben manchen Reisenden, welchen sein Weg ins Innere des Staats Kentucky führte, zum Besuch der Höhle bestimmt. Die Berichte dieser Besucher lauten aber seltsamerweise so verschieden, daß man sie gewöhnlich gar nicht miteinander vereinigen konnte. Einige hatten sich in ihren sonderbaren und übertriebenen Erwartungen gänzlich getäuscht gefunden; andere, flüchtigere Besucher dagegen, die nur wenig von der Höhle gesehen haben mochten, stellten sie in ungereimten und unglaublichen Schilderungen als so wunderbar dar, daß man nicht wußte, was man von der Sache denken sollte. Was darüber in den Zeitungen und in der Form von Reisenotizen publicirt ist, enthält wenig Bemerkenswerthes. Einige Fremde haben darin ihren Besuch der Höhle und ihre überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren beschrieben, und die Namen aufgezählt, welche man nach und nach den verschiedenen Theilen der Höhle, einzelnen Felsblöcken, Vertiefungen, verschiedenartigen Bildungen des Tropfsteins u. s. w. beigelegt hat. Unter den im Ganzen ziemlich werthlosen Notizen sind besonders diejenigen Angaben hervorzuheben, welche der Höhle den Ruf verschafft, daß ein Aufenthalt in derselben Lungenkranken höchst heilsam sey. Dahin gehört, daß die Temperatur in der Höhle zu allen Zeiten constant bleibe; daß in derselben ein besonderes Gas enthalten sey, welches die Eigenschaft habe, Fleisch vor Fäulniß zu bewahren, und daß man beim Einathmen dieses Gases durch keine Anstrengung ermüde, sich vielmehr höchst aufgeweckt, munter und heiter fühle, etwa als ob man Champagner getrunken. Wenn man, selbst Aerzte, den Lungenkranken, besonders Schwindsüchtigen, einen längern Aufenthalt von Wochen und Monaten in der Mammuthhöhe nicht nur als sehr zuträglich, sondern als gewisse Heilung versprechend empfehlen hörte, so darf man sich freilich nicht wundern, daß sie im Publicum allmählich den Credit eines Heilortes erlangte, daß Brustkranke aller Art in der sichern Hoffnung, dort durch das wunderbare Gas, die gleichmäßige Temperatur und den richtigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft Heilung zu finden, nach der Mammuthhöhle reisten, und daß der Speculationsgeist einiger unternehmenden Köpfe davon Nutzen zu ziehen wußte. Man hat wahrscheinlich deßhalb dem supponirten Gas den Namen Nitric-Gas beigelegt, weil man davon die Salpeterbildung in der Höhle als abhängig betrachtete. Daß eine besondere, bisher unbekannte Gasart, mit der atmosphärischen Luft gemengt, in der Höhle vorkomme, ist indessen eine durchaus unbegründete Annahme.

*) Das Manuscript, als etwas zu voluminös, mußte einige nicht unbedeutende Abkürzungen erfahren, die jedoch an dem wissenschaftlichen Theil der Nachrichten durchaus nichts änderten. A. d. R.

Nach dem, was ich übrigens von einigen Reisenden Zuverlässiges von der Höhle gehört und erfahren hatte, schien mir ein Ausflug dorthin in naturhistorischer Beziehung immerhin von Interesse zu seyn und belohnende Ausbeute zu versprechen. Ich entschloß mich deßhalb, im Spätherbst — hier der gesundesten Zeit im Jahre — zur Reise, übertrug meine ärztliche Praxis für die Zeit einem andern Arzte und verließ am 23 October 1842 Cincinnati in Gesellschaft eines Freundes, Charles D. Brush, den ich schon in Göttingen, wo er die Rechte studirte, kennen gelernt hatte.

Wir fuhren auf dem im Innern sehr bequem und elegant eingerichteten Dampfboote Little Pike nach Louisville ab und von da auf dem Portland-Canal nach West-Point. Hier, am Ausflusse des Salzflusses (Salt-River), stiegen wir ans Land, und von diesem Punkt aus erlaube ich mir, der Absicht vorliegender Mittheilungen gemäß, die Aufmerksamkeit der Leser für eine detaillirtere Schilderung des Terrains und der geognostischen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen.

Am Wege von West-Point nach Threeforks in der Nähe der Mammuthhöhle sieht man, wenn man sich dem Plateaulande nähert, besonders an dessen Abhängen, zahlreiche Erdfälle (Sinkholes) von verschiedener Größe (von 3 bis 150' Durchmesser), meistentheils rund oder oval; auf dem Plateaulande selbst trifft man sie seltener an. An den Abhängen und in den Thälern, welche alle in dem großen westlichen Becken der Vereinigten Staaten zwischen den Alleghany- und Rocky-Mountains vom Wasser in den fast horizontal gelagerten Schichten des Gesteins ausgewaschen sind, liegen häufig mehrere dieser Erdfälle in verschiedener Höhe übereinander; einige gränzen unmittelbar zusammen und sind theilweise nur durch hervorragende Kalkschichten, deren mittlerer Theil zuweilen vom Wasser durchbrochen ist, mauerförmig geschieden.

Ihre Bildungsweise ist folgende: auf dem Plateaulande sammelt sich das Wasser in den regnichten Monaten hie und da an und dringt durch die obern Kalkschichten, welche, wie erwähnt, fast horizontal verlaufen, löst dieselben an den mehr lockern Stellen auf und bildet Vertiefungen; je tiefer diese mit der Zeit werden, um so leichter dringt das Wasser bis zu den lockern Schichten durch, in welchen es seitwärts und nach unten weiter vordringt. Dabei schwemmt es die lockern Theile fort, indem es auf den festern Schichten (welche eine geringe Neigung gegen den Horizont haben) weiter fließt. Es entstehen auf diese Weise in verschiedener Tiefe freie Räume zwischen den festern Schichten, die mit lockern abwechseln. Werden die festern an einzelnen lockern Stellen aufgelöst und weggespült, oder brechen Steinmassen aus denselben nieder, was bei den cubischen Rissen, welche diesen Kalkstein auszeichnen, vielfach stattfindet (wie sich dieß in der Mammuthhöhle fast überall beobachten läßt), so stürzen sie auf die untern, während die darüberliegende Schicht häufig nachstürzt.

Je mehr der die Zwischenräume trennenden Schichten durch die einstürzende Last durchbrochen werden, um so tiefer werden die Erdfälle. Steigt man in dieselben hinab, so kann man in die Zwischenräume zwischen den festen Schichten hineinsehen; den Boden derselben bildet entweder eine feste Kalkschicht oder Geröll.

Nur im Winter und Frühjahr sammelt sich in denjenigen Erdfällen Wasser an, welche im Grunde und seitlich bis zu einer gewissen Höhe mit Geröll, Erde und Laubwerk angefüllt sind. Im Herbst findet man fast alle trocken. Auf dem Plateaulande hält sich das Wasser in den flachen Vertiefungen des obersten, festesten Gesteins am längsten. Durch Bäche und Flüsse werden solche Erdfälle auf ähnliche Weise gebildet. Während sie ihr Flußbett auswaschen, dringt das Wasser seitwärts in die lockern Schichten ein, und bildet, wie oben beschrieben, freie Räume zwischen den festern Lagern. Je tiefer das Flußbett, um so mehr solcher Zwischenräume werden übereinander gebildet; durch das Einstürzen der mehr oberflächlichen Schichten bilden sich auch hier Erdfälle und Höhlen.

Zwischen den Allegheny- und Rocky-Mountains kommen zwei große Kohlenlager vor; das eine erstreckt sich von dem östlichen Theil von Kentucky westwärts weit in Pennsylvanien, Maryland und Virginien und in den östlichen Theil von Ohio hinein, das andere setzt sich vom westlichen Theil von Kentucky nach Norden bis in Indiana und in den westlichen Theil von Ohio, nach Süden bis in Tennessee fort. Unter dieser Kohlenformation liegt der carboniferous limestone — kohlenführende Kalkstein — welcher auch Höhlenkalkstein genannt wird, weil darin überall Höhlen von größerer oder geringerer Ausdehnung vorkommen. Ueber den Kohlen liegt weißer Sandstein. Dieser Höhlenkalkstein tritt nur in dem südlichen Theil von Kentucky zu Tage; in dem mittlern und nördlichen Theil dieses Staates trifft man den sogenannten great limestone, wovon die obern Schichten Blue limestone (blauer Kalkstein), die untersten Cliff-limestone (Klippenkalkstein) genannt werden. Der blaue Kalkstein ist sehr reich an Petrefakten; in dem Höhlenkalkstein sind sie dagegen selten. Der great limestone kommt sehr verbreitet vor. Die meisten bedeutendern Wasserfälle im westlichen Theil der Vereinigten Staaten finden sich da, wo der Klippenkalkstein zu Tage liegt.

Der Weg von West-Point nach Threeforks, in dessen Nähe wir das Ziel unserer Wanderung zu suchen hatten, schlängelt sich meistentheils in Thälern fort, welche vom Wasser zwischen den horizontal liegenden Lagern des blauen Kalksteins gebildet wurden. Die Höhen sind vielfach mit jungem Eichenholz (black jack) bewachsen. In Threeforks, gegen 60 englische Meilen von West-Point entfernt, langten wir gegen Abend an; der Wirth des Gasthofes behandelte seine Gäste, als ob sie gekommen wären, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, so sorglich und zuvorkommend. Unsere Koffer schickten wir am folgenden Morgen auf einem Wagen nach dem sogenannten Cavehouse, ungefähr 6 englische Meilen von dort entfernt, voraus und folgten zu Pferde nach. Der Weg, meistentheils uneben und steinig, führt über mehrere Höhen, auf denen wir hie und da einzelne Blockhäuser zwischen Tabakpflanzungen und von Sklaven bewohnt sahen, und durch verschiedene bebaute Thäler, welche, rings von Anhöhen umgeben, vormals unstreitig Landseen waren. Längs des ganzen Weges sah ich auch hier eine große Zahl von kleinern und größern Erdfällen. Das Land erhebt sich mehr und mehr, je näher man der Höhle kommt. Die Anhöhen sind hier mit weißem Sandstein überlagert.

(Fortsetzung folgt.)

Nodiers Bibliothek, welche nur 1250 Nummern enthielt, ist um 68,000 Fr. verkauft worden. Der europäische Name des verstorbenen Eigenthümers und Sammlers hat dazu freilich nicht wenig beigetragen. Eine Ausgabe Montaigne's von 1580, welche, freilich als ehemals im Besitze de Thou's, einen besondern Werth hatte, sonst aber nicht über 50 Fr. kostet, wurde um 527 Fr. zugeschlagen. Man sieht, daß Nodier in seinem Sammeleifer Nachahmer findet. (Valeur vom 30 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1844.

Wanderung durch Mittelamerika.

(Schluß.)

Der komische Anblick, den die ganze Scene bot, hätte mich sicher auch zum Lachen gereizt, wenn nicht der finstere Blick derer, die uns gefangen nahmen, mich erinnert hätte, daß unser Schicksal in der Hand von Menschen lag, die nur ihren Willen als Gesetz anerkannten. Siebzig Mann nahmen sieben halbverhungerte Reisende gefangen, welche beim besten Willen nicht die Mittel hatten sich zu vertheidigen. Unsere schlechte Ausrüstung erregte ihr Gelächter, als sie das zu Chiquimula erlassene Decret zu unserer Verhaftung lasen. Es schilderte uns als eine wohlbewaffnete Partei von Fremden, die heimlich Schätze aus dem Lande führten, und schloß damit alle patriotischen Einwohner aufzufordern, zu unserer Beifahung und Bestrafung mitzuwirken. Das Decret war furchtbar genug um uns zu vernichten, aber seine kriegerische Phraseologie war ein schlimmer Stein des Anstoßes für den Muth des tapfern Alcalden von San Pablo, welcher mit dessen Ausführung beauftragt war. Sein Dorf konnte sich keiner genügenden Anzahl Freiwilliger rühmen, die geneigt gewesen wären, es mit einer Schaar wohlbewaffneter Fremden aufzunehmen, und wäre er nicht zufälligerweise auf die Soldaten gestoßen, welche Waffen nach Chiquimula führten, so wären wir sicher entkommen; dieß gestand er uns nachher selbst, als wir bessere Freunde geworden waren. Seinen Stock mit dem silbernen Knopfe, das Zeichen seiner Würde, in der einen Hand, und den Verdaftsbefehl in der andern, versteckte er sich hinter seine militärischen Gefährten, und befahl von dieser klug gewählten Stellung aus uns ins Gefängniß zu führen. Da dieser Befehl aber die Nothwendigkeit in sich schloß, den steilen Berg, welchen wir eben überstiegen hatten, noch einmal zu ersteigen, so weigerten wir uns geradezu und erklärten, wenn wir von der Stelle aufbrechen sollten, so müsse er die Mittel herschaffen, uns fortzubringen.

Der Anführer der Soldaten zog durch die Schönheit seiner Gestalt unsere Aufmerksamkeit auf sich, und einer unserer Reisegefährten bemerkte in englischer Sprache, daß derselbe in der That wie ein Gentleman aussehe. Zu unserm Erstaunen redete er uns alsbald sehr höflich auf Englisch an, und seinem veränderten Benehmen nach schien er die gute Meinung, die wir von ihm hatten, bewahren zu wollen. Der zufällige Ausdruck entschied über unser Geschick, und die Aussicht auf die Schrecken eines Chiquimulagefängnisses nahm allmählich ab. Unsere Erläuterungen überzeugten ihn bald, daß wir wirklich Fremdlinge im Lande seyen und dasselbe so sehr zu verlassen als die Fanatiker seiner Partei uns auszutreiben wünschten. Was ihn aber außer dem persönlichen Compliment hauptsächlich umstimmte, war der Umstand, daß er in uns Bürger der Vereinigten Staaten fand, denn seine Partei war namentlich den Engländern feind. Er erklärte sich sogleich als unsern Landsmann, und sagte, er sey zwar von Geburt ein Italiener, betrachte sich aber als einen Bürger der großen Republik, da er sieben Jahre in derselben gelebt habe. Die Vorzeigung unserer Briefe an den Commandanten von Chiquimula erhöhte noch seine günstige Gesinnung auf eine wahrhaft wundersame Weise, obgleich er über die Erzählung unseres mitternächtlichen Marsches nicht wenig den Kopf schüttelte, und erklärte, daß es uns, wenn wir ergriffen worden wären, schlecht ergangen seyn würde.

Während wir Yankees uns in solcher Weise in der guten Meinung unsers neugewonnenen Landsmannes festsetzten, war unser angloamerikanischer Bundesgenosse mit den vollblütigen Centralamerikanern nicht minder glücklich. Er war an Revolutionen gewöhnt, da er viele Jahre in den unruhigsten Staaten Mexico's gelebt hatte. Er versicherte sie, ihre Sache sey die ruhmvollste in der Geschichte, namentlich Mexico, ihre Nebenbuhler-Republik könne nichts ähnliches hervorbringen, kurz er flößte ihnen eine so hohe Meinung von sich selbst ein, daß sie nicht umhin konnten aus bloßer Sympathie auch von uns eine gute Meinung zu hegen, so daß wir eine halbe Stunde nach unserer Gefangennahme die besten Freunde geworden waren, und sie aufrichtig bedauerten, wegen eines lumpigen Alcalde so viele Herren im Schlafe gestört zu haben. Sie nehmen es über sich, von den jeweiligen Gewalthabern

eine Befreiung von seiner Obhut und einen Geleitsbrief für den Rest unserer Reise auszuwirken. Der Italiener ritt selbst nach Chiquimula, um für die Uebersendung der nöthigen Papiere zu sorgen, kurz wir hatten am rechten Orte ein starkes Interesse für uns rege gemacht, immerhin aber konnten die Vorgesetzten eine persönliche Unterredung wünschen, und der bloße Gedanke daran erfüllte uns mit Furcht. Man stellte Wachen über uns, die für ihre gütige Bemühung eine hübsche Belohnung forderten. Vor der Nacht noch verlangte der Alcalde, der uns nicht verlassen wollte, ebenfalls ein Geschenk, und sprach uns von der Rathsamkeit innerhalb der Mauern des Calabus zu schlafen, da er hier nicht für jede gegen uns geübte Gewaltthätigkeit verantwortlich seyn könne. Dieß Anerbieten wurde entschieden zurückgewiesen. Es konnten in der freien Luft Spitzbuben in unserer Nähe seyn, innerhalb der Gefängnißmauern waren sie aber noch näher, und um eine spanisch-amerikanische Gefängnißthüre aufzuschließen gibt es nur Einen Schlüssel, einen goldenen.

Unsere Papiere kamen den nächsten Morgen an; jetzt wieder in Freiheit gesetzt, ritten wir lustig fort, bewunderten die verschiedenen Aussichten, jauchzten und sangen mehr wie Schulknaben, die aus dem Arreste losgekommen sind, als wie vernünftige Reisende. Der Weg ging durch ein bergiges, aber reizendes Land. Die Vegetation war üppig und alles erglänzte von Blumen. In der Ferne hoben sich die Berge von Verapaz zur Höhe von 7000 Fuß, und schlossen den Horizont wie eine mächtige Mauer. Nahe bei uns floß der Motaguafluß rasch dahin: Vögel, Krokodile und indianische Mädchen badeten darin.

Spät am Nachmittag kamen wir nach Gualan und erreichten die Wohnung des Alcalden gerade als dieser einen Befehl zu unserer Verhaftung ausfertigte. Unsere Pässe indeß beruhigten ihn, und wir versetzten ihn noch dazu in gute Laune, indem wir ihm versprachen, am andern Morgen Maulthiere zu unserer Reise von ihm zu miethen. Gualan ist eine kleine Stadt an den Ufern des Motagua, welcher bei Omoa in den Golf von Honduras fällt. Zwischen beiden Orten wird vermittelst großer Boote ein kleiner Handel getrieben; einige Läden waren mit amerikanischen und englischen Waaren wohl versehen. Unser italienischer Freund hatte uns hinsichtlich eines Quartiers an eine alte Dame gewiesen, welche in einem sehr großen, aber schmutzigen Hause wohnte. Zunächst an diesem war ein viel besseres Haus, an dessen Fenster ein junges Mädchen erschien. Das Haus gehörte dem Italiener, und das Mädchen war vermuthlich seine — Haushälterin. Unsere Wirthin war alt und mürrisch, und an ihrem Halse hing ein ungeheurer Kropf. Aber trotz ihres mürrischen Wesens wies sie uns nicht weiter, denn dadurch wäre die spanische Gastfreundschaft gröblich verletzt worden; aber sie gab uns als Schlafzimmer nur einen großen, größtentheils mit Waaren angefüllten Schuppen, und was das Essen betrifft, so waren wir zwar schon seit einiger Zeit an schmale Kost gewohnt, aber die ihrige schützte uns nur eben vor dem Hungertod. Wir mußten einen Tag lang unter ihrem Dache bleiben, und ihre Rechnung stand nur mit ihrer Unliebenswürdigkeit im Verhältniß. Wir zahlten gern, froh nur ihre Zunge nicht mehr hören zu müssen.

Von Gualan aus erreichten wir in zwei Tagen einen Rancho am Fuße des Mico-Berges, bis wohin wir unsere Maulthiere gemiethet hatten. Das Land, welches wir durchzogen, war ebenso reich, zeigte aber andere Züge als das nach der Südsee hin. Es war eine üppige Wildniß, wir trafen nur wenige Einwohner auf der ganzen Straße, das Land war zerrissen und bergig, bedeckt mit grünen Rasen und prachtvollen Bäumen. Es war so frei von Unterholz, daß die Landschaft auf vielen Strichen mehr einem gepflanzten Park als einer Naturwildniß glich. Der Mico-Berg, die große Straße von dem Golf ins Innere des Landes lag vor uns. Alle Anstrengungen, die wir bisher überstanden hatten, waren nichts im Vergleich mit dem Zug „über den Berg.“ Die Entfernung nach Isabel beträgt nur einige Meilen, aber diese wenigen Meilen erfordern einen ganzen Tag unablässiger Anstrengung. Man hält Maulthiere ausdrücklich für diese Wegstrecke, und einen mühseligern Pfad für Menschen und Thiere kann man nicht wohl finden. Felsen und Schlamm, tiefe Pfützen und Steilabschüsse und ein schlüpfriger, weicher Boden, den die Waldbäume dermaßen überschatten, daß sie die Sonnenstrahlen völlig abhalten, wirken alle zusammen, um die möglichst schlechte Straße zu erzeugen. Mehrmals versanken die Maulthiere in dem Schlamm, eben so oft stolperten sie über Steine hin oder rollten einen schlüpfrigen Paß hinab. Ihre Bewegung auf dem besten Theil des Weges glich der eines kleinen Fahrzeugs auf wellenbewegter See an einem ruhigen Tage, wo es jeden Augenblick nach einer andern Seite hin schaukelt. Wir hatten keine Zeit, sonderliches Mitleid mit ihnen zu haben, denn wir hatten genug zu thun, daß wir nicht den Kopf an mächtige überhängende Zweige anrannten, oder die Glieder an vorspringenden Felsen zerstießen. In einigen Löchern lag Wasser, in andern ein blauer Koth mehrere Fuß tief. Baumwurzeln gleich einem verwickelten Netzwerk hemmten unsern Pfad. Einzeln hinter einander suchten die Maulthiere langsam fortschreitend sorgsam ihren Weg. Die Straße ist unbeschreiblich, und ich brauche bloß zu sagen, daß wir nach dem „Uebersteigen des Berges“ eine halbe Stunde in dem Bett eines Flusses fortritten; aber wir waren mit rothem, klebrigem Schmutz so vom Kopf bis zu den Füßen überdeckt, daß Wasser ihn nicht abwaschen konnte, und wir zogen in Izabel gerade auf dieselbe Weise ein, wie alle Reisenden, die denselben Weg gegangen waren. Die Einwohner waren daran gewöhnt, sonst hätte man uns für lebende Kothmassen genommen. Wir hatten Briefe an einen reichen Spanier gehabt, aber verloren; dennoch ritten wir an seine Thüre und suchten ihm die Sache zu erklären, er aber wies uns grob ab, wir seyen verdächtig aussehende Bursche und er wolle nichts mit uns zu thun haben. Ein Blick auf unsern Anzug überzeugte mich, daß er so Unrecht eben nicht habe, und ich vergab ihm, da Mißtrauen, Unruhe und Blutdurst im Lande herrschten. Wir fanden endlich eine Unterkunft bei einem

minder besorglichen Manne. Nachdem wir gebadet, hingen wir unsere Hängematten für die Nacht auf, konnten aber erst gegen Morgen Schlaf finden, da die braune Bevölkerung Feste feierte und Feuerwerk, Trommeln, Trompeten und Geschrei fast die ganze Nacht hindurch sich hören ließen. Unser Gepäck kam, einigermaßen gegen unsere Erwartung, da es dem Gerücht zufolge Schätze enthalten sollte, während des Tages an, denn die Maulthiertreiber fanden wir allenthalben höflich und ehrlich.

Izabel ist eine blühende Stadt, die in neuerer Zeit sehr anwächst, aber in einer ungesunden Gegend liegt. Sie ist von niedrigem, sumpfigem Land, das mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, eingeschlossen. Regen fällt reichlich und die Sonnenhitze ist überwältigend. Der Ort gilt für Fremde so ziemlich als ein Grab; die Bewohner sind hager und von schmutziger Gesichtsfarbe. Trotz des Klima's und des abscheulichen Mico-Berges ist die Stadt der Haupthafen für die Ostküste Centralamerika's geworden. Sie liegt an dem Golf des Dulce — so genannt wegen seines süßen Wassers — und 50 Meilen von dessen Mündung. Auf diesem Wege werden die Waaren ins Innere gesendet, und Indigo nebst Cochenille kommen dagegen zurück. Schiffe, welche über acht Fuß im Wasser gehen, können nicht über die Barre an der Mündung des Golfs. Ein schöner spanischer Schooner sollte in einigen Wochen nach Havana abgehen, aber wir hatten keine große Lust an einem so abscheulichen Ort so lange liegen zu bleiben.

Glücklicherweise kam nach wenigen Tagen ein englisches Dampfboot an, das bald wieder abgehen sollte. Die Behörden nahmen uns für die Erlaubniß ihren Boden zu verlassen, je fünf Dollars ab, wir sagten ihnen von ganzem Herzen Lebewohl und schifften uns auf dem Dampfboot ein. Die Landschaft in der Nähe des Golfes ist ausnehmend interessant; wo der Golf sich dem Meere nähert, verengert er sich zu einem Fluß von nur wenigen Ruthen Breite. Auf beiden Seiten boten die Ufer eine Felsenmauer von 300 bis 400 Fuß Höhe dar, aber der Fels war so sehr mit Bäumen und Stauden bedeckt bis hart an den Rand des Wassers, daß kaum eine Spur davon zu sehen war. Dieser Theil des Flusses ist acht (engl.) Meilen lang und sehr geschlängelt: manchmal scheinen die Schiffe in einem mächtigen Felsbassin eingeschlossen ohne andern Ausgang als den Himmel oben. Durch diese wilden Schluchten schießt das Dampfboot mit großer Schnelligkeit dahin, so daß nur Zauberkraft es retten zu können scheint, denn während der Bug um irgend eine vorspringende Felsenecke herum schoß, berührte das Hintertheil fast die entgegengesetzte Bergwand. In einer der Felsenspalten aber kochte eine heiße Quelle durch das obere kalte Wasser hindurch und erzeugte eine fortdauernde Dampfsäule.

Das Dampfboot ging nicht weiter als bis an die Barre. Die Küste war nieder und mit riesenhaften Bäumen bedeckt, unter deren Schatten Neger-Holzhauer ihre Hütten gebaut hatten. Wir bestiegen hier eine Newyorker Brigg, die Mahagony lud, da sie aber erst nach einigen Tagen absahren konnte, machten wir einen Ausflug nach Balize, auf dem ich jedoch vom Fieber ergriffen wurde — ein Denkzettel, den ich Monate lang nicht loswerden konnte. Am 24 März kam ich in Newyork an, völlig überzeugt, daß Cap Horn zwar der längste, aber nicht der unangenehmste Weg aus der Südsee nach Hause, daß der Mico-Berg viel schlimmer als ein Windstoß vom Cap Pillar, und ein mitternächtlicher Ritt durch Chiquimula das ärgste von allen sey.

Damascenerklingen.

Der Moniteur industriel vom 6 Junius enthält ein Schreiben von einem Hrn. Arnoller, ehemaligem Ingenieur en chef, worin dieser behauptet, er habe in Aegypten das Geheimniß der Damascenerklingen wieder aufgefunden, dasselbe im Jahre 1810 dem damaligen Minister des Innern angeboten, der ihm aber geantwortet habe, es würden in Frankreich und namentlich im Klingenthal so gute Klingen gefertigt wie die Damascener. Seitdem habe Hr. Arnollet das Geheimniß bewahrt, da es aber bald mit ihm zu Grabe gehen könne, so biete er es irgend einer Regierung oder großen Stahlfabriken zum Verkauf an, und mache sich anheischig in einem Jahre das Metall zu 10,000 Klingen von den beiden geschätztesten Arten, Daban und Khara Chorassan, zu liefern, ohne für die Klinge mehr als 20 Fr. auszugeben. Das Geheimniß sey nicht der Art, daß es sich durch ein Patent schützen lasse, und es würden sich schnell heimliche Fabriken erheben, um so mehr, als der Absatz nach dem Orient gesichert wäre.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Gegen 1 Uhr Mittags sahen wir das sogenannte Cavehouse in der Mitte einer weiten Lichtung des Waldes vor uns. Es ist ein einstöckiges Blockhaus mit zwei Flügeln, das aus einer Reihe von Zimmern besteht, vor denen ein breiter bedeckter Corridor hinführt, wo man sich gewöhnlich im Sommer aufhält. Wir kamen gerade zu Essenszeit; der Tisch war sehr reichlich, besonders mit Wild, Reh- und wildem Puterbraten, besetzt. Als Tischwein fanden wir hier im Innern des Staates einen leichten französischen Wein. Einige Sklavinnen standen mit Büscheln von Pfauenfedern hinter den Stühlen, um die Fliegen zu verscheuchen. Sogleich nach Tisch machten wir uns auf den Weg nach der Höhle, die nur einen Büchsenschuß vom Hause entfernt ist. Man geht vom Plateaulande, auf welchem das Wirthshaus liegt, in einem engen Thal, welches zum Greenriver hinabführt, in einem von Bäumen beschatteten Gange zum Eingange der Höhle, welche ungefähr in der Mitte des Abhangs etwas vom Wege abliegt, wo einiges verfallenes Mauerwerk die Stelle bezeichnet, an welcher man früher die in der Höhle gewonnene Salpeterlauge in Pfannen abdampfte.

Die Sonne schien noch in dieser Jahreszeit sehr warm; deßhalb wurden wir plötzlich von dem kühlen Luftstrome, welcher aus der Höhle hervordringt, überrascht, als wir auf der Anhöhe vor dem tiefen Eingange derselben ankamen. Auch bemerkten wir zugleich die Erscheinung eines dichten Nebels über einem Wassergraben, den dieser Luftstrom bestreicht — eine Erscheinung, die sich bei dem bedeutenden Temperaturunterschiede zwischen den tiefern und höhern Luftschichten sehr einfach erklärt, aber nichtsdestoweniger zu den Merkwürdigkeiten des Ortes gezählt wird.

Zwischen der Anhöhe, auf der wir standen, von wo ab eine Treppe zum Eingange der Höhle führt und dem Eingange selbst, befindet sich

ein Erdfall etwa 40 bis 50' tief, der mit dem Geröll des herabgestürzten Gesteins unten angefüllt ist. Was ich oben über die Bildungsweise der Erdfälle gesagt habe, findet auch seine Anwendung in Bezug auf diese Höhle. Der Greenriver fließt in einiger Entfernung vor dem Eingange derselben vorüber. Das Wasser dieses Flusses ist hier, wie an einigen andern Orten, in der Nähe, wo sich ebenfalls Höhlen befinden, während er sein tiefes und weites Flußbett ausgespült hat, zwischen den festern Schichten seitlich eingedrungen und hat im Laufe der Jahrhunderte diese Höhle mit ihren vielen Armen, die zum Theil übereinander liegen und in verschiedenen Richtungen über- und nebeneinander verlaufen, gebildet. Das Wasser hat, wie gesagt, die lockern Schichten hinweggespült, das festere Gestein durchdrungen und aufgelockert, die cubischen Risse desselben erweitert und endlich den Einsturz vieler übereinander liegenden festen Schichten veranlaßt, oder auch die tief und weit sich erstreckenden Zerklüftungen und Spaltungen des Gesteins allmählich erweitert und von denselben aus Nebenhöhlen gebildet. Nahe am Cavehouse wurde eine Cisterne ausgesprengt. Der Höhlenkalkstein ist hier von Sandstein, gegen 12 bis 15' mächtig, und dieser wieder von einer Schicht von Mergel von ungefähr 7 Fuß überlagert; der obere Sandstein ist locker und gelb geadert, dann folgt weißer kleinkörniger Sandstein, der sich schwer sprengen läßt und an einigen Orten zu Mühlsteinen verarbeitet wird, drei Fuß mächtig; der darunterliegende ist lockerer und weiß und gelb gefleckt. Die obersten Schichten des Kalksteins sind die mächtigsten und festesten und enthalten nur wenige Versteinerungen; in den tiefern lockern Schichten, welche mit festern abwechseln, sind diese noch seltener.

Die Höhle ist schon den Indianern bekannt gewesen. Kentucky war gemeinschaftlicher Jagdgrund verschiedener Stämme; sie fochten dort ihre Fehden aus, und die Höhle hat ihnen wahrscheinlich zuweilen als Zufluchtsort gedient. Man hat in der weichen Salpetererde in einem der vordern Nebenarme die Abdrücke der Mocassins deutlich erkennen können und zwei Körper von Indianern zu natürlichen Mumien vertrocknet, in dem vordern Theil der sogenannten „Gothic Avenue" gefunden. Zwei andere waren beim Aufgraben der Salpetererde zum Vorschein gekommen, von den Arbeitern aber wieder bedeckt worden, und konnten später nicht wieder aufgefunden werden. Erst längere Zeit nach der Ansiedlung von Weißen in Kentucky wurde von einem der Ansiedler die Höhle wieder aufgefunden. Während des letzten Kriegs der Vereinigten Staaten mit England hat man aus der sogenannten Salpetererde (salpetersaurem Kalk mit Thonerde gemischt), welche mehrere Fuß hoch sowohl in der Haupthöhle als in Nebenhöhlen angetroffen wird, Salpeter durch Auslaugen mit Asche dargestellt. Man gibt an, daß man aus 100 Pfund Salpetererde 50 Pfund Salpeter gewonnen habe.

Unter der Leitung eines Führers, mit Oellampen, Oel, einigen Wachslichtern und Zündhölzchen versehen, gingen wir in die Höhle. Der Eingang derselben ist eng und niedrig. Der Luftstrom, welcher aus der Höhle hervordringt, ist hier so stark, daß die Lampen leicht davon ausgelöscht werden. Sobald man aber in die geräumige Höhle selbst getreten ist, wird der Luftstrom gering und später unmerklich. Die Höhle, welche vom Eingange meistens in nördlicher Richtung verläuft und mit dem sogenannten Tempel endigt, ist die weiteste und höchste, und wird 40 bis 90 Fuß hoch und 20 bis 50 Fuß weit geschätzt; man nennt sie die Haupthöhle. Ihre Decke wird, wo sie am höchsten ist, von der obersten und festesten Kalkschicht gebildet, an den niedrigern Stellen von den darunter liegenden Schichten. Von diesen haben sich kleinere oder größere Partien losgelöst, sind herabgestürzt und bedecken den Boden der Höhle mit Felsblöcken und Geröll. Der Boden ist um so höher, je mehr der obern Schichten eingestürzt sind. In denjenigen Theilen der Höhle, wo die Höhe sehr verschieden ist, ist auch der Boden äußerst uneben; das Gestein liegt in kurzer Entfernung hintereinander hügelartig angehäuft.

Als wir durch den verengerten Eingang, welcher jetzt durch eine hölzerne Thüre gewöhnlich geschlossen wird, in die Haupthöhle getreten waren, konnten wir nur mit Mühe allmählich die Seitenwände und die Decke erkennen, an denen in sehr großer Anzahl und meistentheils haufenweise Fledermäuse hingen, die hier ihren Winterschlaf halten. Sie hatten sich mit den Zehen der Hinterfüße in Ritzen oder an vorstehenden schieferförmigen Stückchen des Gesteins angeklammert, fielen leicht herab, wenn man sie mit einem Stock berührte und blieben dann halb erstarrt auf dem Boden liegen; in der Hand aber wurden sie bald munter. Auf dem Boden sah man sie zahlreich todt umher liegen. Die Seitenwände und die Decke eines Nebenarmes, in der Nähe des Einganges, die sogenannte Bat-Room (Fledermauskammer), in welche wir zunächst gingen, waren ganz mit Fledermäusen bedeckt; ihr eigenthümliches Geschrei hörten wir schon in einiger Entfernung. Man sieht sie vereinzelt auch in entlegenern Theilen der Höhle bis auf eine Meile vom Eingange entfernt.

Von hier aus gelangten wir bald an eine Erweiterung der Haupthöhle, wo früher einmal Gottesdienst gehalten war, und der man den Namen Kirche beigelegt hatte. In der Nähe derselben stand ein junger Baumstamm — dessen theilweise abgehauene Aeste als Leitersprosse gedient hatten — gegen die Wand gelehnt, an welchem man zu einem höhern Nebenarme hinauf klettern konnte. Diese Art Leiter war unzweifelhaft von Indianern zurückgelassen; wahrscheinlich hatten sie sich ihrer bedient, um den Verfolgungen ihrer Feinde in einem sichern Schlupfwinkel zu entgehen.

Ehe wir die Haupthöhle weiter verfolgten, besuchten wir einen Nebenarm, zu dem eine Leiter hinauf führte, die sogenannte gothische Galerie (Gothic avenue). Dieselbe ist einige Fuß hoch mit Salpetererde bedeckt; an einigen Stellen sahen wir darin noch jetzt die Abdrücke der Mocassins, an andern fanden wir halb verbranntes Schilf und Laubwerk und angebranntes Holz, die Ueberreste indianischer Feuer. Eine seitliche Zerklüftung, etwas vom Boden entfernt, bezeichnete unser Führer als den Ort, wo man vor mehrern Jahren die natürliche Mumie einer Indianerin, mit Schmucksachen behängt, in sitzender Stellung, und ganz in der Nähe eine andere Stelle, wo man die eines Indianers, auf den Boden ausgestreckt, gefunden hatte; sie waren nach Cincinnati geschafft und dort in einem Museum aufgestellt worden, aber kurze Zeit, ehe ich dorthin kam, bei einem im Gebäude ausgebrochenen Feuer verbrannt. Dieser Seitenarm schien zum Begräbnißplatz für einige Indianer gedient zu haben, denn auch an einer andern Stelle hatten die Arbeiter, wie erwähnt, beim Aufgraben der Salpetererde einige Körper von Indianern gefunden.

In den Mounds der Umgegend, den Begräbnißhügeln der Indianer, deren ich zu verschiedenen Zeiten einige besuchte, waren die Körper meistentheils an der Wand aufgerichtet, später aber zusammengestürzt, und dasselbe war vermuthlich auch hier der Fall gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1844.

Frankreich und Marocco.

Ein unbedeutender Gränzstreit scheint die Losung zu einem Kampfe werden zu sollen, dessen Ende nicht abzusehen ist, und dessen Verlauf auf die Verhältnisse von ganz Nordafrika so wie der christlichen Mächte den bedeutendsten Einfluß üben muß. Lange Zeit hat Mulei Abderrahman einen Zusammenstoß mit Frankreich vermieden, und alle Opfer gebracht, die er möglicherweise bringen konnte, aber endlich wird er fortgerissen in einen Kampf, dessen Leitung nicht in seiner Macht steht. Seit einem halben Jahre war Abdel-Kader wie verschollen, und doch machten die Franzosen fortwährend Züge ins Innere des Landes hinein, welche sich nicht wohl allein durch das Bestreben, die Stämme in Unterwürfigkeit zu halten, rechtfertigen ließen. Endlich fängt es an zu tagen und die Gründe des bisherigen Verfahrens treten deutlich hervor: Abdel-Kader erscheint wieder auf dem Kampfplatz und zwar mit maroccanischen Streitkräften, die wohl unter dem Befehl des Sohnes Mulei Abderrahmans stehen, allein wahrscheinlich doch Abdel-Kader mehr gehorchen als dem Neffen ihres Kaisers. Man hat Abdel-Kader oft mit Jugurtha verglichen, und eine gewisse Aehnlichkeit ist allerdings nicht zu läugnen; auch jetzt hat sich Abdel-Kader, wie Jugurtha vor 2000 Jahren, an den Beherrscher des westlichen Landes gewendet und erscheint mit mauretanischen Streitkräften auf dem Schlachtfelde, aber hier endet die Aehnlichkeit. Mulei Abderrahman möchte zwar für seine Person nicht abgeneigt seyn, Abdel-Kadern, wie einst Bocchus den armen Jugurtha, an die Feinde auszuliefern, aber Abdel-Kader kennt zu wohl die Gesinnungen seines neuen Verbündeten, um nicht gegen ähnliche Schlingen auf seiner Hut zu seyn. Den neuen Stand der Angelegenheiten in Nordafrika kann man nicht in seiner ganzen Wichtigkeit auffassen, wenn nicht einige frühere Verhältnisse, die älter als Abderrahman und Abdel-Kader sind, in Erwägung gezogen werden.

Seit dem Kampf der Ommajaden und Abbassiden theilt sich die arabische und islamitische Welt in zwei Chalifate, in das östliche, dessen Inhaber nach einem wunderlichen Kreislauf der Dinge der Sultan der Türkei geworden ist, und in das westliche, dessen gegenwärtiger Repräsentant der Kaiser von Marocco ist. Das äußere Zeichen dieses Chalifats ist das öffentliche Gebet, das im Orient, und speciell bis zur großen Syrte, allenthalben für den Nachfolger der abbassidischen Chalifen, d. h. für die Sultane der Türkei gelesen wird. Bis ins sechzehnte Jahrhundert wurde im ganzen Mogreb, d. h. im Lande westlich der großen Syrte das Kirchengebet für den Nachfolger der ommajadischen Chalifen, d. h. für den Kaiser von Marocco gehalten. Die Eroberungen türkischer Abenteurer in Tunis, Tripoli und Algier griffen in das Gebiet der westlichen Chalifen ein, und seit dieser Zeit wurde in den drei unter türkischer Hoheit stehenden Regentschaften das Kirchengebet für den Sultan der Türkei gehalten, wogegen die Maroccaner immer als gegen eine Usurpation ankämpften. Interessant ist in dieser Beziehung die neuere Geschichte der Provinz Oran, wo eine Anzahl aus Marocco gekommener fanatischer Marabuts, nach der Stadt Derka in Marocco gewöhnlich nur Derkawi genannt, längere Zeit einen sehr hitzigen und wechselvollen Kampf mit der arabisch-türkischen Militäraristokratie des Landes führten. Es war ein starker Verstoß von Seite der Franzosen, ein Verstoß, der nur aus einer gänzlichen Verkennung des Standes der Sachen hervorgehen konnte, daß sie geraume Zeit hindurch die türkisch-arabische Militäraristokratie als ihren eigentlichen Feind ansahen, diese unterdrückten, und dadurch den Marabuts, zu deren Genossenschaft Abdel-Kader gehört, das Uebergewicht im Lande gaben; sie sahen nach manchen Unfällen ihren Irrthum ein, verbanden sich mit der Militäraristokratie und so gelang es ihnen Abdel-Kadern aus dem Lande zu treiben.

Aber dieser letztere erkannte von Anfang an, daß nur der religiöse Fanatismus sein Bundesgenosse gegen die Franzosen seyn könne, und er ließ den heiligen Krieg deßhalb im ganzen Lande predigen, nicht bloß in der Provinz Oran, sondern bis nach Constantine, worüber er deßhalb mit Achmed Bey in Conflict kam. Sein geistliches Hauptquartier war jedoch, wie von Seite der Marabuts schon lange, in dem östlichen Theile von Marocco, von wo die fanatischen Glaubensprediger seit

vielen Jahren nach der Provinz Oran gezogen waren. Darum ließ auch Abdel-Kader alsbald das Kirchengebet statt für den Sultan, wie sonst in den algierischen Provinzen, für den Kaiser von Marocco halten. Diesen aber schreckte Frankreichs Macht, er wollte im Besitz seiner Herrschaft nicht gestört werden, und darum hemmte er, so viel er konnte, ohne seine fanatischen Unterthanen allzusehr vor den Kopf zu stoßen, die Zuzüge maroccanischer Stämme zu den Fahnen Abdel-Kaders. Das war leicht ausführbar, so lange der letztere in ungebrochener Macht dastand, und somit eine Hülfe nicht so dringend war; nachdem aber in dem dreijährigen Kampfe, von Ende 1839 bis Ende 1842, nach und nach das Gebäude und die Macht Abdel-Kaders zusammengebrochen war, und er sich im Jahre 1843 nur mit Mühe vor den beweglichen Colonnen der Franzosen retten konnte, so änderte sich die Sache. Jetzt wurde Mulei Abderrahmans Benehmen Verrath an der Sache des Islam, und Abdel-Kader, der Märtyrer seines Glaubens, für Mulei Abderrahman viel gefährlicher, als zu der Zeit, wo er noch in der Fülle seiner Macht dastand. Als Chalife des Westens muß letzterer den Islam gegen die Ungläubigen schützen, so verlangt es die fanatische Stimme seines Volkes; er muß also jetzt den heiligen Krieg predigen lassen, er mag wollen oder nicht, aber der Führer in diesem heiligen Kriege ist Abdel-Kader, der ihn seit vier Jahren geführt, und dadurch wird mehr und mehr das Schicksal des Reichs in die Hände dieses Mannes gelegt, der an Fähigkeit und religiösem Ansehen weit über Abderrahman steht. Das frühere Benehmen dieses letztern läßt sich ganz einfach aus der Furcht vor Frankreich und der Eifersucht gegen Abdel-Kader erklären; wenn er also jetzt den heiligen Krieg gegen die Franzosen predigen läßt, wenn er ein Heer ihm zu Hülfe sendet, so ist dieß ein ziemlich deutlicher Beweis, daß er nicht mehr Herr der religiösen Bewegung ist, welche sein Volk ergriffen hat, und daß er den Krieg aus keinem andern Grunde unternimmt, als um nicht durch den erhitzten Fanatismus seiner Unterthanen vom Thron gestoßen zu werden.

Dadurch gewinnt denn auch der Streit Spaniens mit Marocco ein viel wichtigeres Ansehen: allem Anschein nach will Frankreich Spanien mit in den Kampf hineinziehen, damit Marocco seine Kräfte theilen müsse. In Spanien bestehen alte Entwürfe gegen Marocco: schon Godoy ließ einen Plan gegen diese Macht entwerfen, der ohne die Bayonner Ereignisse und die darauf folgenden Zerrüttungen Spaniens wohl der Ausführung nahe gewesen wäre. Jetzt könnte ein Krieg gegen Marocco für die innern Angelegenheiten Spaniens eine Diversion machen und die Aufmerksamkeit von denselben ablenken. Frankreich würde dadurch Spanien immer sicherer in seine Allianz hinein verflechten, und geht vielleicht mit dem Plane um, sämmtliche romanische Völker an der nordafrikanischen Eroberung, freilich unter seinem Protectorate, Theil nehmen zu lassen; wir sehen deßhalb auch sardinische Schiffe vor dem Hafen von Tanger. Wenigstens wäre dieß das sicherste Mittel, die italienischen Staaten in sein Interesse zu verflechten, so große Antipathien auch jetzt noch bestehen, und so sehr namentlich in Piemont englische Einflüsse thätig sind, um diese kleine, aber beachtenswerthe Seemacht nicht unter französisches Protectorat fallen zu lassen. Gelingt es Frankreich, Spanien und die italienischen Staaten zu einem Bund gegen die Maroccaner und nöthigenfalls auch gegen Tunis — dessen Zerwürfnisse mit Piemont zwar ausgeglichen sind, aber darum nicht minder ominös waren — zu vereinigen, so hat es die Grundlage zu einem politischen System gelegt, das für die Zukunft Nordafrika's und die dortige französische Macht von der größten Wichtigkeit werden kann. Weigern sich aber die italienischen Staaten dieses Bündnisses, und führt in Spanien die financielle Noth abermals einen Umschwung der Dinge herbei, so steht Frankreich in Betreff seiner Bestrebungen in Nordafrika und im Mittelmeer vereinzelt da, und seine Lage wird ausnehmend schwierig. Es muß in Nordafrika den Kreis seiner Bewegungen ausdehnen, weit über die Gränze hinaus, welche es sich bisher gesteckt hatte, und die Occupation wird eine immer schwierigere, immer kostspieligere Sache, die bei einem ausbrechenden Kriege Frankreichs Kräfte übersteigen dürfte. Die Verhältnisse zu Marocco sind deßhalb von großem Belang, und nicht ohne Grund ist Marschall Bugeaud von dem augenblicklichen Kriegsschauplatz im Osten gegen die Dschurdschura-Kabylen nach der Provinz Oran abgegangen. Die Befürchtungen wegen einer angeblichen Gefährdung der auf Streifzügen befindlichen Colonnen Lamoricière's sind es schwerlich, die ihn dazu veranlaßt haben, sondern die viel wichtigere Frage, wie sich die Verhältnisse mit Marocco ausgleichen lassen. Läßt sich keine Ausgleichung herbeiführen, bricht ein Krieg mit Marocco aus, so ist dieser Kampf dem Kaiser abgenöthigt durch den fanatischen Geist seines Volks; der Krieg der Franzosen gegen die einheimischen Stämme, welcher durch die Besiegung Abdel-Kaders einen augenblicklichen Stillstand erfahren hatte, beginnt abermals, und eine ganz neue Periode bricht für Nordafrika und für die französische Occupation an.

Von diesem Augenblick an haben die alten politischen Gränzen der Regentschaft keinen Werth mehr; lange hat man sich bemüht, diese Gränze östlich gegen Tunis, westlich gegen Marocco aufrecht zu erhalten, und dieß gelang auch insoweit, als Tunis allmählich in eine Art Schutzverhältniß zu Frankreich getreten war, der Kaiser von Marocco aber aus Eifersucht gegen Abdel-Kader den Kampf vermied. Jetzt ist die Schranke durchbrochen, die bisherigen politischen Gränzen, welche sich unter mohammedanischen Beherrschern erhalten ließen, fallen zusammen, und Frankreich steht jetzt den Eingebornen nicht allein seines eigenen Gebiets, sondern denen von ganz Nordafrika entgegen. Seine Berechnungen und Plane müssen jetzt das ganze Afrika von der großen Syrte bis zum atlantischen Meer im Auge haben; jetzt bildet die gesammte muselmännische Einwohnerschaft, so zerspalten sie auch unter sich ist, eine einzige Masse gegen die Franzosen, und diese müssen andere Mittel gegen ihren Feind in Bewegung setzen, als sie bisher gethan haben. Jetzt werden frühere Fehler erst deutlich ans Licht treten. Wenn die Franzosen erst nach einer Reihe von

Jahren die Nothwendigkeit erkannt haben, die türkisch-arabische Bevölkerung und Militäraristokratie als Mittel zur Beherrschung der rein arabischen Bevölkerung — die maurische ist zu feig, um mehr als zu intriguiren — sich zu bedienen, und sie diesen Fehler mit zahlreichen Opfern an Menschen und Geld büßen mußten, so werden sie jetzt erst allmählich den großen Irrthum einsehen, daß sie sich nicht der Kabylen-Bevölkerung zu bemächtigen verstanden. Diese, den Arabern durch Herkunft, Sprache und Erinnerungen so äußerst feindselige Race, welche mit den Arabern nur die Religion, und diese manchmal nur in beschränktem Sinne gemein hat, hätte methodisch in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit herangezogen werden sollen, um der arabischen Bevölkerung als Gegengewicht zu dienen. Die Arbeit wäre langwierig und schwer gewesen, aber während eines Verlaufs von zehn Jahren hätte sich vieles erreichen lassen. In vielen Gegenden stehen sich Kabylen und Araber feindselig gegenüber, wie allenthalben Hirtenstämme und Ackerbauer, und als diese zwei Classen scheiden sich im wesentlichen die Araber und Kabylen oder Berbern. *) Die bedeutenden Verstärkungen, welche die französische Regierung nach Algier hinüber zu senden sich veranlaßt sah, scheint uns zu zeigen, daß sie sich auf ihre bisherigen großentheils arabischen Hülfscorps nicht verlassen zu können glaubt; mehrere Einzelnheiten in den neuesten Kriegsvorfällen scheinen darauf hinzudeuten, daß unter diesen Hülfscorps ein verrätherischer Geist um sich greift, und man sich somit genöthigt sieht derselben einigermaßen entbehren zu können; die militärischen Streitkräfte, welche Marocco ins Feld stellen wird, können so bedeutende französische Truppensendungen allein nicht rechtfertigen. Hätte man rein berberische Hülfscorps errichtet, so hätten sich diese mit weit mehr Sicherheit dem gemeinsamen Feind gegenüber stellen lassen. Jetzt muß das Versäumniß durch einen gewaltigen Kraftaufwand aufgewogen werden.

*) Es ist auffallend, daß sich Araber und Berbern nur in den Städten, aber nicht auf dem Lande gemischt haben. Eine Ausnahme, die einzige bis jetzt ziemlich constatirte, bilden die Schowiah, in der Provinz Constantine. Dieß scheint ein Berberstamm, der arabische Sitten und zum Theil auch arabische Sprache angenommen hat; der Name bedeutet (nach Quatremère) Hirten, so daß man sie vorzugsweise zum Unterschied von ihren mehr Ackerbau treibenden Brüdern „Hirten" genannt hatte.

Die Shawls.

Der Constitutionnel vom 7 Junius enthält in seinem Feuilleton eine übersichtliche Geschichte der europäischen Fabrication dieses gegenwärtig in der Kleidung der europäischen Damen so wichtigen Stücks, die er mit folgenden Worten einleitet: „Als der Kaschmirshawl in Folge unserer Expedition nach Aegypten zum erstenmal in Frankreich erschien, war es eine große, schöne, weiße Schärpe von feinem, croisirtem, leichtem, seidenartigem Gewebe, mit einer kleinen künstlich angestückten Bordure und einer kleinen in jede Ecke eingewirkten Palme, die oben gebogen war und sich zierlich abrundete; eine Palme, einfach in Form und Farben, wie sie jetzt unter dem lächerlichen Namen Limande *) wieder in die Mode kommt. Der Kaschmir machte Aufsehen, nicht wegen seiner Zierrathen, denn er war beinahe gleichförmig gefärbt, sondern wegen der unvergleichlichen Schönheit dieses feinen, anschmiegenden und warmen Stoffes. Bald wurde der Kaschmirshawl das prächtigste Geschenk, das ein Mann geben konnte, und einige wurden bis zu 30,000 Fr. bezahlt. Man trug sie anfangs, wie die Frauen des Orients, viereckig, aber eine berühmte Schauspielerin, welche den lächerlichen Einfall hatte, ihren Shawl dreieckig zusammenzuschlagen, so daß zwei Spitzen vorn und eine hinten hinabhing, bestimmte das Geschick des Shawls für immer in Europa; er wurde zum Doppelmantel mit drei Spitzen. Sobald man sicher war, daß der indische Shawl länger dauern würde als ein gewöhnliche Mode, richteten sich die Speculanten danach ein, und die Fabricanten unternahmen furchtsame Versuche mit feiner Wolle. Es ist äußerst interessant den Fortschritten derselben von den ersten groben Versuchen bis zu den jetzigen prächtigen Shawls, die gewiß an Vollkommenheit alles übertreffen, was Indien jemals hervorgebracht hat, Schritt für Schritt zu folgen. Die Periode der Nachahmung ist jetzt zu Ende, aber der Sieg, den die französische Industrie allein ohne Hülfsmacht in Europa davon trug, dieser Sieg ist noch nicht vollständig."

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Etwas weiterhin wurde die Decke scheinbar von Tropfsteinsäulen getragen. Von der Decke hingen Tropfsteinbildungen herab, in Linien, welche den Rissen des Gesteins entsprachen; auch die Säulen fanden sich immer da, wo stärkere Risse in der Decke verliefen. Einem Kreise von Säulen hatte man den Namen der gothischen Capelle beigelegt; in geringer Entfernung war eine Schwefelquelle, deren Wasser schwach nach Schwefelwasserstoffgas roch und schmeckte, und nicht weit davon eine andere klare geruchlose Quelle.

Der Boden, so wie auch die Decke sind meistentheils horizontal; am äußersten Punkte dieses Armes steigt man über angeschwemmte Salpetererde in eine tiefere Höhle, die unterhalb der obern zurückführt. Einige Nebenarme laufen von dort aus in verschiedenen Richtungen. In denselben finden sich ebenfalls Tropfsteinsäulen. Die Höhle ist an einigen Stellen so niedrig, daß wir kriechen mußten, gewöhnlich aber ist sie gegen 10 bis 12 Fuß hoch.

Die Bildungsweise eines Nebenarmes weicht von der der beschriebenen ab; diese Nebenhöhle ist eng und gegen 30 Fuß hoch, verläuft in einer Schlangenlinie und endet plötzlich, wo das fließende Wasser eine Art von Wasserfall bildet; blätteriger Gyps findet sich in dessen Nähe zwischen den hervorstehenden Schichten und zwischen den am Boden liegenden Kieseln, welche davon zum Theil eingeschlossen sind. An Ort und Stelle überzeugt man sich leicht, daß durch eine Zerklüftung des Gesteins im Zickzack, durch Wasser erweitert, die Form dieser Höhle bedingt sey. Die Winkel des Risses sind wegen der Brechung, welche das Wasser hier erfahren hat, hie und da zu freien, geräumigen Plätzen erweitert, welche abgerundeten Ecken gegenüber liegen und Dome genannt werden. Einen der größten dieser Dome hat man Washingtons-, einen andern Napoleons-Dom genannt. Aehnliche Bil-

*) Name eines Fisches, zu deutsch Glahrke.

dungen sieht man — auch in ihren ersten Anfängen als verticale Risse in Zickzackform — an verschiedenen Stellen der Höhle, wo alle Kanten durch fließendes und herabtröpfelndes Wasser abgerundet und in den Ecken mehr oder weniger ausgebuchtet sind.

Die eben beschriebene Höhle mit ihrem Dome wird durch eine feste Kalkschicht bedeckt; zwischen dieser und der darunter liegenden ist seitlich ein leerer Raum, von wo aus das Wasser herabtröpfelt. Dergleichen verticale Zerklüftungen, welche zuweilen mehrere horizontal zwischen den Schichten verlaufende Höhlen (Schichtenhöhlen) in Verbindung setzen, werde ich in meiner Schilderung noch mehrfach zu erwähnen haben.

Ich sammelte hier einige Petrefakten und suchte längere Zeit, aber vergebens, nach Insecten.*) Nur eine Art Heuschrecken, dort Crickets genannt, waren überall sehr zahlreich vorhanden. Unter einigen Steinen fand ich indessen nach beharrlichem Suchen zwei neue Arten weißer und sehr kleiner augenloser Spinnen, so wie eine Teiura (zu den Crustaceen gehörig), und zuletzt war ich noch so glücklich, zwei mir ganz unbekannte Arten von Laufkäfern unter aufgehobenem Gestein zu entdecken.**)

Nachdem ich meine Nachforschungen durch diesen zoologischen Fund belohnt sah, kehrte ich auf demselben Wege, den ich gekommen, zur Haupthöhle zurück, wo ich meinen Reisegefährten im Gespräch mit einem jungen Manne fand, der sich hier schon längere Zeit, ungefähr eine halbe Meile vom Eingange entfernt, „seiner Gesundheit wegen“ angesiedelt hatte, da er von seinem Arzte für schwindsüchtig erklärt und hieher geschickt war. Er lud uns ein, mit ihm in seine Bretterhütte zu treten, welche 20 Fuß lang und 16 Fuß breit war. Die Hoffnung, in der Höhle zu genesen, war ihm geschwunden; aber dennoch wollte er noch einige Zeit in seiner Hütte zubringen, wie er sagte, „to make a fair trial;“ obgleich sein Zustand sich fortwährend verschlechtert hatte. Mein Thermometer zeigte 54° F. Mr. H. hatte ein Thermometer im Zimmer hängen, welches einen halben Grad mehr zeigte. Ich fragte ihn, indem ich der vorgeblichen constanten Temperatur der Höhle gedachte, ob er einige Notizen über den Thermometerstand gemacht habe? Er erwiederte: „daß, wenn er es gethan, es dem Besitzer der Höhle gewiß nicht angenehm gewesen seyn würde.“ Sein Thermometer sey, seitdem er seine Hütte bezogen, von 58½° F. bis auf 54½° gesunken, während der Zeit aber abwechselnd gefallen und gestiegen, und zudem habe er bei seiner Empfindlichkeit gegen den Wechsel des Wetters oft einen Temperaturwechsel empfunden, ohne daß er eine Verschiedenheit im Thermometerstande bemerkte. Er klagte über Schmerzen in der rechten Brust, besonders unter dem Schlüsselbein, und warf häufig aus. Als wir unsere Wanderung fortsetzten, begleitete er uns zu einigen andern Bretterhütten, welche in geringer Entfernung von der seinigen aufgeführt waren, und ebenfalls von Brustkranken zur Zeit bewohnt wurden. Es waren fünf junge Männer dort, alle in den zwanziger Jahren, aus verschiedenen Theilen der Union und an verschiedenen Brustübeln leidend. Sie waren in der sichern Hoffnung, von der „Schwindsucht“ hergestellt zu werden, dort angekommen; es war aber keiner unter ihnen, der Besserung gefühlt hätte; im Gegentheil, alle klagten darüber, daß sich ihr Uebel bedeutend verschlimmert habe.

Die Temperatur in diesen Theilen der Höhle und um diese Jahreszeit war so gering, daß alle Patienten in ihren Zimmern Feuer im Ofen unterhielten, was sie besonders der Feuchtigkeit wegen für nöthig hielten; der Rauch der fünf Oefen füllte natürlich die Höhle und fiel ihnen sehr lästig.

Wir hörten in einiger Entfernung hämmern und sägen, und sahen bald darauf die Lichter mehrerer Sklaven, welche beschäftigt waren, zwei Steinhütten aufzumauern und mit Dielen zu belegen. Diese Hütten wurden für zwei Herren aufgeführt, die sich schon seit einiger Zeit im Cavehouse (dem obenerwähnten Wirthshause) aufgehalten hatten. Ich fragte die Schwarzen: „ob sie sich bei ihrer Arbeit gar nicht ermüdet fühlten; es scheine wenigstens nicht so.“ Aber einer meinte: „er sey außerhalb weniger müde, als innerhalb der dunkeln Höhle;“ ein anderer sagte: „er fühle sich hier ein Drittel weniger müde, als bei seiner gewöhnlichen Arbeit auf dem Felde.“ Sicherlich ermüden hier im Sommer die Sklaven nicht so leicht bei 60 bis 64° F., als bei 90 bis 110° F. und darüber in der Mittagszeit bei ihren Feldarbeiten, so daß wenigstens in diesem Fall der Credit der wunderthätigen Höhle gerettet erscheint.

Unser Führer ließ es sich — wie es überall die Weise solcher Leute ist — sehr angelegen seyn, während wir unsern Weg fortsetzten, uns auf die Merkwürdigkeiten der Höhle, welche von allen Reisenden, wie er sagte, besonders bewundert würden, aufmerksam zu machen. Hiezu rechnete er vorzugsweise die Sternkammer: „da sehen sie die Sterne, da den Mond und da die Sonne.“

Es gehört allerdings einige Phantasie dazu, um die weißen Stellen an der vom Rauch geschwärzten Decke, wo sich die äußere gefärbte Schicht der Stalaktitenmasse losgelöst hatte, für Sonne, Mond und Sterne anzusehen. Man hatte die schwarze Färbung des blätterigen Gypses auf verschiedene Weise zu erklären gesucht, aber nicht auf die, welche am nächsten liegt. Ich sammelte mehrere Stücke der Masse, welche von der Decke herabgefallen war; alle waren äußerlich gefärbt, im Innern weiß. In dem entferntern Theil der Höhle verliert sich die Färbung des Ueberzugs der Wände ganz.

Die Höhle wurde nun allmählich in demselben Grade niedriger, als weniger der höhern Schichten eingestürzt waren. Wir kamen am Dampfboot, einem großen Felsblock, vorüber zur Cascade. Hier war vom obern Gestein eine bedeutende Masse herabgestürzt und hatte einige tiefere Schichten durchbrochen, so daß trotz der herabgestürzten Felsstücke, welche wild durcheinander lagen, eine Vertiefung im Boden von etwa 20 Fuß gebildet war. Rings um dieselbe lag das Gestein gegen 12 Fuß aufgehäuft. Ueber der Vertiefung in der Decke war eine hohe Wölbung, in deren Mitte sich eine ziemlich weite Oeffnung befand, in welcher man mehrere hervortretende Schichten übereinander deutlich erkennen konnte; im Mittelpunkt sah man nur undeutlich einige Felsstücke, welche im höchsten Theil dieser Oeffnung eingekeilt zu seyn schienen, woraus Wasser in die darunter liegende Vertiefung herabrieselte. Ich stieg in die Vertiefung hinab, in der sich nur wenig Wasser angesammelt hatte; es verlor sich rasch in die Tiefe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine nähere Beschreibung der hier gefundenen Thiere ist in Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie v. d. J. enthalten. A. d. Eins.

**) Der Anophthalmus hat mit dem Anophth. Schmidtii, beschrieben in Sturms Insecten, Heft XV, 1844, eine so große Aehnlichkeit, daß man leicht beide Käfer, von denen der eine im Jahre 1842 in der Luegger Höhle in Krain, der andere von mir in demselben Jahre in der Mammuthhöhle in Kentucky gefunden wurde, für Eine Species halten könnte; es finden sich jedoch Verschiedenheiten unter beiden, nach denen sie als verschiedene Species betrachtet werden müssen. A. d. Eins.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1844.

Forschungen über die russischen Städte.*)

Einleitung.

In dem mannichfachen, vielgestaltigen Leben der Staaten verdienen die eigentlichen Mittelpunkte der Bevölkerung, die Städte, eine besondere Auszeichnung. Hier beginnt erst im eigentlichen Sinne das gesellschaftliche und politische Leben der Völker, hier wächst und reift es. So lange eine Nation keine Städte hat, kann sie zwar eine mehr oder minder große Ausdehnung Landes ihr Eigenthum nennen, sie kann ihren Nachbarn mehr oder minder furchtbar seyn, sie kann einen zahlreichen Clan, eine mächtige Horde bilden, aber die eigentlichen Anfänge, die hauptsächlichsten Grundbedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung und noch mehr der staatlichen Ordnung sind noch nicht vorhanden. Die Stadt entsteht aus dem Bedürfniß sich gegen äußere Angriffe sicher zu stellen und zu vertheidigen, denn dieß ist der erste Ausdruck, das erste Pfand der nationalen Selbstständigkeit. Erst mit der ungestörten Ruhe des häuslichen Heerdes und den damit verbundenen Vortheilen eines freundlichen Zusammenlebens gewinnt man Muße, Mittel und Geschmack, sich in allen Zweigen zu entwickeln und fortzuschreiten; darum werden auch die Städte die ersten Pflanzschulen gesellschaftlicher Bildung. Daher kommt es dann, daß die Stadt sich über das umliegende Land erhebt, sich dasselbe, mit oder wider Willen, unterwirft, und sich zum Mittelpunkt der Regierungsgewalt macht; so werden in der Stadt die ersten Keime der Staatsordnung gelegt. Darum beginnt die Geschichte der Völker fast immer nur aus und in den Städten, und wenn auch der erste Begriff der Städte, der des Schutzes gegen äußere Angriffe, allmählich verschwindet, so bleiben sie doch hinsichtlich der zwei andern Grundbegriffe, der Civilisation und Regierungsgewalt, immer die edelsten Glieder des Staatskörpers. In ihnen concentrirt und entwickelt sich die gesellige Bildung, und sie dienen als die wichtigsten Mittelglieder für eine geordnete Eintheilung der Staatsverwaltung. Daher erklärt sich die besondere Fürsorge der Regierungen, welche sich in Erhaltung und Ertheilung besonderer Rechte und Privilegien ausspricht.

Eine klare Entwicklung der Vergangenheit dient immer als der sicherste Schlüssel zum Verständniß der Bedürfnisse der Gegenwart und der nöthigen Maaßregeln für die Zukunft. Für die Geschichte der russischen Städte ist noch wenig geschehen, ja man hat bis jetzt noch nicht einmal versucht, alle ihre mannichfaltigen Namen, wie sie in den historischen Ueberlieferungen auftauchen, chronologisch zu ordnen und ihnen die entsprechende Localität anzuweisen. Das ist denn freilich auch theils aus Mangel, theils wegen Nichtbearbeitung der Quellen eine schwere Arbeit; eine Arbeit, die große Anstrengung erfordert und doch keinen ganz genügenden Erfolg verspricht. Das ist aber das Loos jedes Anfangs, und angefangen muß einmal werden. Einige Leute, welche sich mit der Erforschung des weiten russischen Reichs in seiner Vergangenheit und Gegenwart beschäftigen, haben sich vereinigt und eine Reihe von Untersuchungen angestellt, welche eine möglichst vollständige Uebersicht aller nicht bloß jetzt bestehenden, sondern auch früher vorhandenen Städte und Mittelpunkte bürgerlicher Ordnung zum Zweck hat. Diese Forschungen werden wir nach Maaßgabe, als sie reif werden, unsern Lesern vorlegen.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

Gegenwärtig zählt man auf dem weiten Gebiet des eigentlichen russischen Reichs, abgesehen von Finnland und Polen, 693 Orte, welche in größerem oder geringerem Grade ein Anrecht auf den Namen einer Stadt haben. Der größte Theil derselben ist eigenthümlich und rein russisch; es befinden sich aber auch solche darunter, deren Ursprung gar nicht russisch ist, welche in früherer Zeit von verschiedenen fremden Völkern erbaut wurden, und dann im Laufe der Jahrhunderte auf die eine oder die andere Weise in den Verband des russischen Reichs getreten sind. Von diesen sind einige schon ganz russificirt, andere bewahren noch mehr oder weniger den Stempel ihrer Abkunft. Man kann nicht mit Genauigkeit angeben, wann das russische Volk anfing selbst Städte zu bauen. Im

*) Journal des russischen Ministeriums des Innern. April 1844.

Anfang der russischen Geschichte, d. h. in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, finden sich bereits Städte, welche in ihrem Namen den unwidersprechlichen Beweis russischer Abkunft tragen; ihre Anzahl ist aber noch sehr schwach. Freilich war das Land, welches damals den Namen Rußland trug, noch bei weitem nicht so umfangreich wie jetzt, und dennoch war das Land zwischen dem schwarzen und weißen, dem baltischen und kaspischen Meer, den Karpathen und dem Ural keineswegs leer. Allerdings hatten die meisten Völker, denen sich die Russen auf diesem Raume gegenüber befanden, weder die Gewohnheit noch die Neigung sich in Städte einzuschließen; die einen vergruben sich in die Tiefe der Wälder und begnügten sich, geschützt durch den Schatten derselben, mit schwachen Jurten. Andere zogen auf den weiten Steppen als Wanderschaaren hin und her, frei wie der Steppenwind und unstät wie die Steppengänse. Zu den ersten gehörten die Völker der großen, vielgestaltigen tschudischen Familie, welche hauptsächlich den Norden bewohnten; die andern bestanden aus verschiedenen Horden des nicht minder weit verbreiteten tatarischen Stammes, welche den russischen Süden durchzogen. Reste von beiden haben sich bis jetzt in den Gränzen Rußlands erhalten in ihrem ursprünglichen Zustande, trotz dem daß sich seit tausend Jahren rings um sie her die Civilisation entwickelte. Bis jetzt noch kennt der Lappe und Samojede keine andere Wohnung als leicht zusammengebundene, mit Moos oder Birkenrinde bedeckte Pfähle, während Haus und Hof des Nogaiers noch immer in seiner Filzkibitke eingeschlossen sind. Was kann man also von ihren leiblichen Brüdern vor tausend Jahren erwarten! Dennoch stoßen wir in den von ihnen bewohnten Ländern auf Städte, von denen einige in ihren Mauern die von ihnen bezwungenen Russen aufnahmen, andere kürzer oder länger als Verbündete oder als Nebenbuhler Zeugen ihrer Entwicklung und Befestigung blieben. Woher kamen diese Anfänge der Civilisation bei Völkern, welche bis jetzt noch sich nicht an Ansässigkeit gewöhnen können?

Es ist kein Zweifel, daß, wie die erste Bevölkerung des jetzt von Rußland eingenommenen östlichen Europa's, so auch der erste Stadtebau aus Asien kam, das die allgemeine Wiege der Völker und der Civilisation war. Das westliche Europa, wohin die Anfänge der Civilisation gleichfalls aus Asien kamen, das aber bald eine eigenthümliche Entwicklung und einen besondern Charakter erhielt, drang zwar später mit seinem Einfluß tiefer durch, stieß aber nicht bloß vor dem Anfang der russischen Geschichte, sondern noch lange nachher auf große Hindernisse und konnte sich nicht festsetzen; der größte Theil des jetzt russischen Landes wollte hartnäckig Asien angehören, so tief hatte der vielhundertjährige Einfluß nicht bloß asiatischer Wildheit, sondern auch asiatischer Civilisation eingewirkt. Diese Civilisation ergoß sich dahin von zwei Seiten, aus zwei Hauptquellen der Civilisation für Asien selbst, und diese sind durch eine wunderbare Fügung des Geschicks jetzt selbst in den Kreis des russischen Reichs eingeschlossen.

Bekanntlich herrscht auch in Asien, mehr noch als in Europa, seit uralter Zeit ein scharfer, radicaler Unterschied zwischen Ost und West. Das westliche Asien war das Land des Lichts, nicht bloß für sich selbst, sondern auch für die ganze Welt, die man jetzt die civilisirte nennt. In unserer Zeit ist das russische Reich vorgedrungen ins westliche Asien bis zu der geheimnißvollen Höhe des Ararat, auf den das Licht der göttlichen Offenbarung so wie die dunkeln Erinnerungen der Völker einstimmig als auf die Wiege der allgemeinen Geschichte hinweisen. Unter dem Schatten des Ararat entstand noch in der Dunkelheit der Zeiten das Reich Haiks mit der Hauptstadt Armawir, von der noch jetzt Spuren übrig sind am Arares bei dem Dorfe Surmely. Ein zweites Denkmal jener uralten Zeiten liegt gleichfalls in den Gränzen Rußlands, an einem Zuflusse des Arares, dem Karintschai, nämlich die Ueberreste der alten armenischen Stadt Karni, und mehrere andere Städte, wie Tigranocerta u. s. w. reichen gleichfalls bis in hohes Alter hinauf. Es waren dieß die ersten Anfänge einer Staatsordnung und eines bürgerlichen Lebens bei einem der ältesten Völker des westlichen Asiens. Wenn auch nicht eine und dieselbe Nationalität, so reichte doch eine und dieselbe Bildung noch in der Nacht der vorchristlichen Zeit vom Ararat bis zum Kaukasus, und überstieg die Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Diese Civilisation ist so alt, daß sie die Mutter derjenigen wurde, welche nachher in Iran erblühte. Nach neuern Forschungen kann man wohl nicht mehr zweifeln, daß das geheimnißvolle Land Aeriano, aus dem die Zendreligion und Zendcivilisation nach Iran drang, nichts anders war als das jetzige Karabag und Schirwan, die noch jetzt bei den Eingebornen Aran, Ran und Ran heißen.

Eine zweite Periode der Bildung trat für Armenien nach dem Tode Alexanders des Großen ein. Damals erstand Ardaschad, das klassische Artaxata, dessen Trümmer noch jetzt an der Vereinigung des Medsamor mit dem Arares liegen, Achalziche, Achalkalaki und Azkur, die noch jetzt am Oberlauf des Kur sich befinden und die befestigte Handelsstadt Sarapana, deren Trümmer unter dem Namen Schoropan am Kwirila, einem der Hauptflüsse des Rion-Bassins, liegen.

Am Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus erfolgte im Innern des westlichen Asiens jene große Umwälzung, welche der neuen persischen Monarchie unter den Sassaniden ihre Entstehung gab. Jene Umwälzung hatte zum Zweck, die alte Monarchie des Cyrus in ihrem ursprünglichen Geiste und Umfang wieder herzustellen, und in Folge dessen kam ganz Transkaukasien mit Ausnahme des Ostufers des schwarzen Meeres, welches unter dem griechischen Kaiserreich blieb, unter die Herrschaft der Padischahs von Iran. Jetzt brach für das Land zwischen Ararat und Kaukasus eine neue Zeit an, welche trotz aller Unruhen und Zerwürfnisse, die aus dem Kampf der verschiedenen Nationalitäten und noch mehr aus dem Kampf des Christenthums und der Zend-Religion entsprangen, doch sich durch glänzende Fortschritte der Civilisation auszeichnete. Im iranischen Reiche war eine Hierarchie von Königen und Nebenkönigen, von denen jeder seine Residenz zu verschönern, zu vergrößern und zu befestigen suchte,

was dem Städteleben nicht geringen Vorschub that. In jener Zeit entstanden Tiflis, Kanzach (Gandscha, jetzt Elisabethpol) im Delta des Kur Bailekan und Barda oder Berda, die Residenz der agnanischen oder albanischen Fürsten; jetzt liegen beide in Trümmern. Anuschirwan namentlich verfolgte unermüdlich das Werk der Civilisirung des westlichen Ufers des caspischen Meeres, wo noch jetzt die barbarischen Eingebornen den Verbindungsweg zwischen Asien und Europa sperren. Ihm schreibt man den Bau oder wahrscheinlicher den Wiederaufbau der noch jetzt bestehenden Uferstädte Baku, Schadran und Derbend zu, so wie er gewiß auch an der kaukasischen Mauer seinen Antheil hat. Der Mittelpunkt der dadurch befestigten Civilisation war Schamacha (wahrscheinlich das alte Kamechia), das von seinem neuern Begründer den Namen Schirwan erhielt und diesen auf den Landstrich übertrug. Seit jener Zeit entstand hier eine besondere Dynastie von Herrschern aus dem Blute der Sassaniden, die noch bis ins zehnte Jahrhundert sich erhielt, ja deren letzte Reste erst im Anfang des 14ten Jahrhunderts durch Timur untergingen.

Das „Thor der Thore“ bei Derbend und die kaukasische Mauer schützten die Civilisation Irans gegen die nördlichen Barbaren, hinderten aber nicht die Ausbreitung derselben weiter gegen Norden. Nördlich von Derbend, wahrscheinlich da, wo jetzt Tarki steht, entstand ein neuer Sitz von Dynasten aus sassanidischem Blut, in der Stadt Serir. *) Dieß war im Lande der Alanen oder Ossen (der Jassen in den russischen Annalen). Doch noch weiter reichte der Städtebau der Sassaniden, wenn man auch die Erbauer und die Lage nicht mehr so genau angeben kann: so im Lande der Kosaren, in den Steppen, die sich am nördlichen Fuß des Kaukasus zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen. So blühten noch im 10ten Jahrhundert Semender oder Samandar, Albaidcha, Saadib, Firus Kobad, und an der Mündung der Wolga das bekannte Balangiar oder Atel, die Hauptstadt der Kosaren, ohne Zweifel der Nachbar und Vorläufer des jetzigen Astrachan. So drang aus der fernen Tiefe Irans die uralte Civilisation Westasiens im Laufe der Jahrhunderte durch eine lange Reihe mehr oder minder bedeutender Städte durch ganz Transkaukasien hindurch bis in das breite Thal der jetzigen südrussischen Steppen, und traf hier mit dem ersten Beginn der Geschichte des russischen Volks und Reichs zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthumsrecht des Staates an gewisse Urkunden.

Vor einem Jahre kündigte man in London Manuscripte zum Verkauf an, welche sich als Rechnungen der Finanzkammer auswiesen. Die Regierung schritt gegen den Verkauf ein und die Papiere kamen in die Sammlung der öffentlichen Urkunden. Jetzt liegt ein ähnlicher Rechtsfall einem französischen Tribunal zur Entscheidung vor. Man hat eine Privatsammlung von Autographen angekündigt, darunter ein Brief von Diana von Poitiers an die Herzogin St. Pol über die Heurath von Monsignore Danguyn (d'Enghien) und einen von Molière unterzeichneten Empfangsschein über 144 Livres an den Generalschatzmeister der Menus Plaisirs für ihn selbst und eilf andere Schauspieler seiner Truppe für die Aufführung des Avare und des Tartüffe, — wonach also 6 Livres auf den Mann für den Abend kamen, und zwar als Bezahlung des Königs! Dieß letztere Document wird als Nationaleigenthum zurückgefordert, und man stellt den Satz auf, daß kein Zufall oder sonstige Uebertragung diesen Charakter zerstören kann. Das Autograph ist mit Beschlag belegt und erwartet die Entscheidung des Tribunals. (Athenäum vom 1 Junius.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bengalisches Feuer mitgenommen, um die schönsten, großartigsten und interessantesten Partien erleuchten und genau übersehen zu können. Einen Theil davon zündete ich an und versuchte bei solcher Beleuchtung eine Zeichnung dieses Theils der Höhle zu entwerfen; es wollte mir aber wegen des wechselnden Lichts nicht gelingen. Indessen erreichte ich, indem ich eine Quantität von gewöhnlichen Lampendochten in Oel tauchte und anzündete, meinen Zweck, ein gleichmäßiges Licht zu erzielen, vollkommen. Ueberall, wo ich später einzelne Theile der Höhle erleuchten wollte, zündete ich mehr oder weniger von dem in Oel getauchten Dochte an, dem sich leicht eine solche Gestalt geben ließ, daß er auf längere Zeit gleichmäßig fortbrannte. Neben der Rotunde hin führt der Weg zu dem sogenannten Tempel, dem Endpunkt der Haupthöhle. Der Boden erhob sich hie und da, wo er mit herabgefallenen Schichten bedeckt war; auf demselben konnte ich an einigen Stellen bis nahe unter die horizontale Decke gelangen und fand dieselbe mit nadelförmigen Krystallen von reinem Glaubersalz (schwefelsaurem Natron) reichlich besetzt; dieselben hingen von der Decke herab und waren vielfach gewunden. Die Krystalle, welche ich mit Papier von der Decke gelöst und in einer Schachtel gesammelt hatte, zerfielen später bald an der trockenen Luft außerhalb der Höhle. — Nicht weit davon kamen wir in den Tempel, eine kreisförmige Erweiterung der Höhle, deren Höhe hier vom niedrigsten Punkt bis zur Decke auf 90 Fuß geschätzt wird; der Stelle gegenüber, wo wir eintraten, lag das Gestein gegen 40 Fuß hoch gegen die Wand hin angehäuft. Unsern Führer schickten wir mit bengalischem Feuer voraus, um es oben anzuzünden, und der Anblick dieser geräumigen von der blauen Flamme hell erleuchteten Höhle war in der That großartig. Unser Schwarzer kletterte auf einen mächtigen Felsblock und hielt mit großem Pathos eine Rede „von Gott als dem größten Baumeister über und unter der Erde,“ nicht sehr verschieden von einer ähnlichen Rede, die ich früher in der Bielshöhle am Harz gehört hatte.

Die Decke des Tempels wird wahrscheinlich von der obersten mächtigsten Kalkschicht, welche unmittelbar unter dem Sandstein liegt, gebildet; alle tiefer liegenden Schichten waren herabgestürzt. Die Wölbung entsteht dadurch, daß die Schichten gegen die Mitte zu immer weiter

*) Serir bedeutet im Persischen „Goldthron.“ Der erste Regent soll diesen Beinamen wegen seiner Thaten von den persischen Schahs erhalten haben. Zwischen Derbend und Serir, im Lande der Alanen bestand noch im zehnten Jahrhundert die Handelsstadt Asmid, die von Juden bevölkert und regiert war. Vielleicht rührt die Stadt Madschar, deren Trümmer man noch an der Kuma sieht, ebenfalls aus diesen Zeiten her.

hervorragen, indem die untern als Stütze der obern dienen. Nach zwei Seiten hin war die Fortsetzung der Höhle durch Gestein verschüttet, und verschüttete Gänge sieht man auch an verschiedenen andern Stellen der Höhle. Man hat noch keinen Versuch gemacht, hier weiter vorzudringen.

Auf demselben Wege, den wir gekommen, kehrten wir zurück; die Entfernung des Tempels vom Eingange gibt man zu drei englischen Meilen an; der Rückweg schien uns außerordentlich kurz, weil wir uns, an die Dunkelheit gewöhnt, selten aufhielten, und jetzt richtiger über die Entfernung urtheilen konnten. Als wir vor den Bretterhütten gegen 11 Uhr Nachts vorüberkamen, war alles still, und nur hin und wieder hörten wir den einen oder andern der unglücklichen Bewohner derselben husten. In dem engen Ausgange der Höhle wurden zwei unserer kümmerlich brennenden Lampen vom Luftzuge ausgelöscht, und die Fledermäuse flogen in großer Zahl an uns vorüber. Als wir hinaustraten, war der Mond eben aufgegangen; die Sterne glänzten klar, und es kam uns vor, als ob wir nie eine so mondhelle Nacht gesehen hätten. Im Hause fanden wir den Wirth noch auf, der uns freundlich aufforderte etwas zu Abend zu essen. Während wir noch bei Tisch saßen, kam ein anderer Reisender, der ebenfalls die Höhle besucht hatte, ins Zimmer, warf sich ganz erschöpft auf den ersten Stuhl und sagte: „so müde, als jetzt, bin ich in meinem Leben nie gewesen.“ Wir versicherten ihn, daß auch wir nichts von wunderbar belebenden Einwirkungen des Nitric-Gaz gespürt hätten; er meinte, daß er in sechs Stunden genug von der Höhle gesehen, und wunderte sich deßhalb sehr, als wir die Absicht aussprachen, auf vier Tage den entferntern Theil derselben jenseits des Flusses zu besuchen.

Am folgenden Morgen brachen wir wirklich in dieser Absicht frühzeitig auf und nahmen zwei Sklaven mit uns. Einer derselben trug einen großen Korb mit den nöthigsten Lebensmitteln und Wein und eine große blecherne Oelkanne, welche ungefähr drei Quart Oel faßte; der andere zwei Büffelfelle und zwei wollene Decken, in ein Bündel zusammengeschnürt. Außer den Lampen versahen wir uns auch mit Wachslichtern, statteten einen kurzen Besuch bei den jetzigen Bewohnern der Höhle ab und schlugen dann den Weg zu ihren unterirdischen Flüssen — d. h. weit ausgedehnten Ansammlungen von Wasser in dem tiefstgelegenen Theil — ein. Dorthin führt ein niedriger Nebenarm, der hinter dem sogenannten Dampfschiffe zur Linken abläuft. Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde lang gegangen waren, kamen wir zu dem bodenlosen Abgrunde (bottomless pit), über den eine hölzerne Brücke führt; ich schätzte die Tiefe desselben auf ungefähr 40 Fuß. Unten hat sich Wasser angesammelt. Auf dem über die Tiefe hinausragenden Felsen, auf welchem der mittlere Theil der Brücke ruhte, ließen wir bengalisches Feuer anzünden. Die Felsen traten nach und nach in ihren großartigen, überraschenden Formen aus dem Dunkel hervor: einige glichen kolossalen Säulen, von denen eine auf dem unten liegenden Gestein ruhte; zwei andere schienen, unten abgebrochen, in der Luft zu schweben. Eine der letztern war vertical gefurcht, gleich einer kannelirten Säule; die Höhe der erstern betrug gegen 30, die der letztern gegen 20 Fuß. Ueber dem Abgrunde erhob sich die Höhle und wurde in einer bedeutenden Höhe durch zusammengestürztes Gestein, welches sämmtlich auf den Säulen und auf andern hervorstehenden Schichten zu ruhen schien, begränzt. Man glaubt, daß sich über diesem Punkt ein Erdfall befinde. Das von oben herabrieselnde Wasser hat die säulenförmige Gestaltung des Gesteins bedingt. Uebrigens ist das fließende Wasser auch hier, wie überall bei der Bildung der Höhle, thätig gewesen, wie die ausgebuchteten Seitenwände zeigen. An den Säulen erkennt man deutlich die Reihenfolge der festern und lockern Schichten. Der untere Theil derselben (die lockern Schichten) ist herabgestürzt.

Andere interessante Punkte dieses Theils der Höhle sind der Dom (Gorins dome) und der Side Saddle Pit. Der Dom ist ein Theil einer sehr geräumigen Höhle, dessen geognostische Verhältnisse denen ähnlich sind, welche ich bei Beschreibung der Cascade und des bottomless pit angegeben habe, hier aber mehr ins Auge fallend und großartiger; die Höhe läßt sich nicht genau schätzen, weil der höchste Raum der sich immer mehr und mehr verengernden Wölbung in Dunkelheit verliert. Auch über diesem Punkt befindet sich wahrscheinlich ein Erdfall, von dem aus das Wasser in die Tiefe gedrungen ist und den Einsturz der Schichten verursacht hat. Bis zu einer bedeutenden Höhe sieht man eine Schicht die andere überragen und den Raum auf diese Weise kegelförmig verengern. Die Seitenwände sind tief durch das herabfließende Wasser vertical gefurcht und ausgebuchtet. Der Side Saddle Pit ist, wie der Bottomleß Pit, theils durch fließendes, theils durch herabrieselndes Wasser gebildet. Dieser Abgrund von bedeutender Tiefe liegt nahe am Wege; in seiner Mitte erhebt sich eine kolossale runde Säule, gegen 24' im Durchmesser. Den obern Theil derselben kann man der vorstehenden Decke wegen nicht sehen.

Die Höhle verzweigt sich in der Nähe in sehr viele Arme. Man steigt bald auf-, bald abwärts. In einem der Höhlengänge wandten wir uns rechts und gelangten durch den Winding Way, einen durch Wasser erweiterten Riß, in eine sehr geräumige Höhle, die an Höhe und Weite der Haupthöhle wenig nachsteht. Der Riß im untern, festern Gestein ist im Durchschnitt nur zwei Fuß weit, die Decke so niedrig, daß die Sklaven nur mit Mühe den Korb und das Bündel von Büffelfellen und Decken hindurch bringen konnten. Wir besuchten in der Nähe die Schinkenkammer (Bacon-Chamber). Die Decke derselben war dergestalt vom Wasser ausgespült, daß die hervorstehenden Theile aufgehangenen Schinken wirklich nicht ganz unähnlich sahen. In einer andern Nebenhöhle fand ich auf der Thonerde, welche einige hervorstehende Felsblöcke bedeckte, einige Fliegen, zur Gattung Antamyia gehörig. Ehe wir den Fluß erreichten, stiegen wir einige Leitern hinab. Mein Reisegefährte war voraus gegangen und, ohne es zu bemerken, ins Wasser getreten, wozu dessen vollkommene Klarheit die Besucher in dieser Jahreszeit gewöhnlich verführen soll. Nur wenige Schritte waren wir gegangen, als ich einen kleinen, ungefähr 1¾ Zoll langen Krebs *) in dem seichten Wasser erblickte, den ich ohne Mühe fing. Er war weiß und seine Schale so durchsichtig, daß man die Bewegung der Kiemen und die innern Theile durchscheinen sah. Man hat in diesem Wasser weiße und schwarze Fische gefangen, jedoch nur selten, weil sie schwer zu fangen sind, und überhaupt nur in geringer Anzahl vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Astacus pellucidus, unserem A. fluviatilis verwandt, dessen Größe er jedoch nicht erreicht. Die Scheren des ersten Fußpaares sind schlank und zart, das vorderste Glied wenig gebogen, schwach gezähnt. Die Augen liegen unter dem Kopfschilde versteckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1844.

Die Parteien in Norwegen.

(Aus Theodor Mügge's: Skizzen aus dem Norden.)

In Christiania sind Lebenssitte und Gewohnheiten, weit mehr als anderswo in Norwegen, dem Salonton der übrigen Länder Europa's ähnlich. Man bestrebt sich zum Theil diesen nachzuahmen und in sogenannter guter Gesellschaft die abgeschliffene Bildung zu zeigen, welche unter allen Völkern dieselbe ist. So kommt es denn wohl, daß man dieser Hauptstadt, wie allen Hauptstädten, Eitelkeit, Verfeinerungssucht, aristokratisches Streben, Ueberhebung ihrer Wichtigkeit u. s. w. nachsagt. Daß, wenn irgendwo eine Aristokratie in Norwegen sich bilden kann, hier diese und das Königthum die meisten Anhänger und Freunde haben müssen, ist vollkommen richtig; denn Christiania ist der einzige Ort im Lande, wo Handel und Handelsgeist nicht das Uebergewicht haben, wo ein politisches Leben vorhanden, politische Richtungen sich geltend machen und Parteien gegen einander auftreten. Die Ursachen davon können wir kurz angeben. In Norwegen lebt die freie Verfassung im Charakter der Nation; aber diese Verfassung, welche ganz auf Grundbesitz basirt ist, gibt dem Bauernstande das Heft der Staatsleitung in die Hand. So lange die Bauern nun ohne die nöthige Bildung waren, um im Reichstage allein zu sitzen, wurden die Beamten (Embedsmänner) und die Pastoren in großer Zahl als Storthingmitglieder erwählt; denn sie waren durchaus nöthig, um mit ihren Kenntnissen die Arbeiten der Versammlung zu unterstützen, die Comités zu bilden u. s. w. Nach und nach aber hat sich das geändert. Die Zeiten, in welchen der Einfluß der Beamten so überwiegend war, daß sie die Majorität bildeten, sind vorüber; es läßt sich voraussehen, daß der Bauernstand immer mehr auf den Reichstagen dominiren wird, denn er bildet sich dazu heran, lernt seine großen Rechte kennen und wird diese selbst auszuüben trachten.

Nun hat sich, in Christiania vornehmlich, eine Partei gebildet, welche dieser Ausdehnung des nationalen oder des Bauernregiments entgegen zu wirken sucht. Männern von Geist und Talent erscheint es unerträglich, daß die Besitzer der Scholle alle Macht ausüben sollen, und offenbar liegt darin auch ein großer Fehler der norwegischen Constitution, welche gar keine Rücksicht auf die geistige Intelligenz nimmt. Den Capacitäten ist der Weg in den Storthing dadurch versperrt, und jemehr Norwegen durch seine Verfassung gezwungen wird, eine von dem übrigen Europa ganz verschiedene Culturgeschichte zu liefern, um so mehr sehnt sich die bedrängte Partei nach einer Annäherung zu den allgemeinen europäischen Bildungs- und Entwicklungsverhältnissen. Man nennt diese Partei in Norwegen die Aristokraten, im Gegensatz zu der nationalen Partei oder den Patrioten. Aristokraten, in unserem Sinne des Worts, sind es aber keineswegs; es sind vielmehr meist constitutionelle Monarchisten, welche an der Landesverfassung nur die Art der Vertretung und vielleicht das bedingte Veto wegstreichen möchten.

Daß Stellenjäger darunter seyn mögen, Menschen ohne Verdienst, die durch Protection und Nepotismus erreichten was sie besitzen, ja selbst solche, die gern dem Absolutismus huldigen möchten, im Vertrauen daß dieser ihre Anhänglichkeit mit Titeln, Bändchen und einträglichen Aemtern belohnte, das alles mag wahr oder bloß im leidenschaftlichen Streite erfunden seyn; aber es hat in einem Lande wenig Gewicht, wo die Presse die freieste in der Welt ist, eine mächtige öffentliche Stimme über alle Rechtsverletzungen wacht und die Verfassung so fest im Volke selbst wurzelt, wie hier. Haben diese sogenannten Aristokraten wirklich die Absicht gegen das Bestehende anzukämpfen, oder wollen sie nur, wie sie selbst sagen, gegen Rohheit und Unwissenheit auftreten und ihr Vaterland zu der verfeinerten Bildung anderer europäischen Nationen emporheben, so haben sie jedenfalls wider eine große Majorität zu streiten, die ihnen nichts schenkt, um ihre Grundsätze zu verdammen. Denn bei dem lebhaften Freiheits- und Gleichheitsgefühl der meisten Normänner kann schwerlich etwas größeren Widerwillen erregen, als die Beschuldigung des Besserdünkens und eines Absonderungssystems, durch welches Vorrechte und Kastenunterschiede erneut werden könnten. Die Norweger wollen eben Norweger seyn; sie wollen ihren eigenen Bildungsgang gehen, nichts mit der verflachenden Verfeine-

rung des übrigen Europa's zu schaffen haben, und ihre Nationalität in aller Reinheit, Einfachheit und selbst bäuerischer Rauhheit aufrecht erhalten. Zu welchen Extremen dieser patriotische Trotz führen kann, läßt sich leicht begreifen; ganz natürlich aber muß derselbe viel Widerwärtiges für Männer haben, die in demselben nur die Bestätigung ihrer Ansichten finden, daß nämlich diese Art nordischer Sansculottismus tief verderblich sey für allen Aufschwung der Nation in Kunst, Wissenschaft, Achtung vor dem Talent und in innern Entwicklungen jeder Art, und daß es weit besser, unter einer starken Regierung zu leben, unter einem Monarchen, der mit weiser Hand fördert und behütet, als unter einer wüsten Bauerndemokratie, die in Schmutz und Völlerei das Wesen eines wahren Norwegers erblickt.

Hält man nun alles zusammen in diesem Parteistreite, so kann man sagen, die sogenannten Aristokraten sind die feinern, gewandtern und geschmeidigeren Naturen. Das Wesen ihres Volkes ist ihnen zu plump, zu roh und bäuerisch. Sie wollen Norwegen mit den Staatsformen und Sitten der mächtigsten Nationen verschmelzen und daraus für sich die möglichsten Vortheile ziehen. Sie wollen Theil haben am Staate, und hierin sind sie im vollen Rechte: sie fordern Anerkennung und Belohnung der Wissenschaft und des Talentes, sie lieben den Monarchismus aus Ueberzeugung, und klagen die Patrioten der Rohheit und der Absicht an, alle wahre Aufklärung zu verhindern und das Land zu isoliren.

Die Patrioten dagegen werfen Spott und Verachtung auf ihre Gegner, und betrachten sie als einen Haufen Ehrgeiziger und Eigennütziger, der, selbstsüchtigen Planen dienend, die Fahne des Vaterlandes verlassen hat, mit ausländischen Sitten kokettirt, sich eine bessere Kaste dünkt und bedauernd darüber seufzt, daß nicht die gute alte Zeit noch da sey, wo ein absoluter Monarch besondere Ergebenheit belohnte. Man kann denken, wie viel die Leidenschaft auf beiden Seiten thut; aber im allgemeinen muß man sagen, dieser Kampf ist für Norwegen durchaus gut. Es ist eine innere Anregung, welche ganz nöthig und nützlich ist, und da beide Theile gute Köpfe, scharfe Federn und öffentliche Organe für sich haben, so ist es interessant und wäre noch belehrender für das Land, wenn diese allgemeine Angelegenheit nicht mit so vielen persönlichen Ausfällen und groben Invectiven von beiden Seiten durchzogen würde.

Forschungen über die russischen Städte.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

(Fortsetzung.)

Die Monarchie der Sassaniden in Iran fiel schon in den Anfang des 7ten Jahrhunderts, aber die arabischen Chalifen traten in die Fußstapfen der persischen Padischahe. Der neue Charakter, den der Islam der asiatischen Civilisation aufdrückte, breitete sich bei der Macht der ersten Chalifen rasch über den Kaukasus hinüber nach dem Norden Europa's aus. Sobald hier russisches Leben sich näherte, stieß es bei den Bulgaren auf den „Glauben der Bochmitschen", auf muselmännische Bildung und Civilisation. Die russischen Chroniken erwähnen der Bulgaren als mächtiger Nachbarn des südlichen Rußlands und unterscheiden bei ihnen viele verschiedene Stämme, die untern oder Chwalis-Bulgaren stießen ans kaspische Meer, das in den russischen Chroniken deßhalb das chwalinische heißt. Welcher Abkunft sie auch seyn mögen, tschudischer oder tatarischer, gewiß ist, daß bei ihnen schon vor Abnahme des Islam (922) eine gewisse Bildung und Civilisation bestand. Dieß ersieht man aus der Beschreibung ihres Zustandes von einem Augenzeugen, Ibn Fozlan, dem Gesandten des Chalifen Moktader, der sie zur Zeit ihrer Bekehrung zum Islam (923) besuchte, so wie aus den Erzählungen unserer Chronisten über das Zusammentreffen mit ihnen unter Anführung Dobrvna's, eines Woiwoden Wladimirs des Großen (988). Hiezu kommt noch, daß nach den Ueberlieferungen der Armenier die Bulgaren schon im zweiten Jahrhundert mit den erstern in Verbindung standen, und daß der Hauptvermittler ihres Reichthums so wie ihrer Civilisation die Wolga war, deren Mündung im Gebiet der Kosaren sich befand, die ihre ganze Civilisation aus den transkaukasischen Ländern empfangen hatten, daß sie endlich bis zu ihrer Vernichtung durch die Mongolen in engem Handelsverkehr mit Schirwan und Schamacha standen, so daß die jenseits des Kaukasus herrschende Civilisation einen starken, aber nicht ausschließlichen Einfluß auf die Bulgaren ausgeübt hatte. Wie dem indeß seyn mochte, sie besaßen vor dem Einbruch der Mongolen eine Menge Städte, und verbreiteten zuerst im Westen wenn nicht die Nationalität, doch die Civilisation Ostasiens. Die arabischen Reisenden sahen bei ihnen im zehnten Jahrhundert die Hauptstadt Bulgar, ohne Zweifel dieselbe, die in den russischen Chroniken unter dem Namen der „großen Stadt" erscheint, und deren Trümmer noch jetzt am Ufer der Wolga im Gouvernement Kasan nicht weit von Tetiusch bei einem noch jetzt Bolgary genannten Dorfe liegen.*) Außerdem erwähnen die Araber im zehnten Jahrhundert die Städte Siwar und Ibsbil, und im 13ten Jahrhundert waren den Persern die befestigten Orte Basow, Marcha und Arnas bekannt. In den russischen Chroniken stößt man außer der „großen Stadt" noch auf die Namen Brächimow, was jetzt ganz verschwunden ist; Bilär am Tscheremschan, aus welchem das jetzige Bilärsk entstanden ist; Oschiüt oder Oschel, wovon Spuren an der Einmündung der Kirelka in die Wolga bemerklich sind; Schukotin, das im 15ten Jahrhundert einen eigenen Fürsten hatte, und endlich die ganz unbekannte Tuchtschin, Sobekul und Tscheimat. Vermuthlich waren auch die Städte Sarapul und Jelabuga an der Kama, welche die kleine Wolga hieß, bulgarischen Ursprungs. Endlich gehörten zu derselben Civilisation, wenn auch nicht zu derselben Nationalität die Städte der Burtasen, welche zwischen den Kosaren und Bulgaren an der Wolga

*) Nach einigen undeutlichen Sagen in den tatarischen Chroniken zu schließen, scheinen auch die Länder jenseits des kaspischen Meeres am Oruslande nicht ohne Antheil an der Civilisation der Bulgaren gewesen zu seyn.

wohnten, und von denen die Araber des 14ten Jahrhunderts die Städte Burtas, an der Wolga, irgendwo in der Umgegend des jetzigen Saratow, und Sawar, vielleicht das jetzige Samara, kannten. Alles dieß wurde in der Folgezeit durch den mongolisch-tatarischen Eindruch verschlungen, welcher hier an der Wolga den Mittelpunkt seiner lange dauernden Herrschaft aufschlug, und von da selbst nach Transkaukasien und bis ins alte Iran drang. Der Mongoleneinfall unterbrach auch die Verbindung Rußlands mit diesen Ländern. Orientalische Schriftsteller erzählen von einem Einfall der Russen ins transkaukasische Land im Anfang des zehnten Jahrhunderts, und zwar bis Berda und Baku, ja bis Aderbeidschan. Uebrigens nannten sie das Land zwischen Wolga und Don russisches Land, und sie kannten hier die russischen Städte Arta und Gunaba. Wie wohl den Russen der Kaukasus damals bekannt war, und wie sehr sie in Verbindung mit den jenseitigen Ländern standen, zeigte der Umstand, daß die bekannte georgische Königin Tamar die Gattin eines russischen Fürsten war, und daß die Einnahme einer Stadt Dedäkoff, in der Nähe von Derbend, durch die Russen in der ersten Mongolenzeit (1277) gemeldet wird.

Aus der obigen Schilderung der Ereignisse, deren Schauplatz das südöstliche Rußland war, ersieht man, daß in Asien der Osten im Gegensatz gegen den Westen vollkommen die Benennung „Land der Finsterniß" rechtfertigt. Während tausend Jahren gingen aus der Tiefe der gränzenlosen Steppen, die sich zwischen den riesenhaften Gebirgszügen des Altai und Himalaya ausdehnen, fortwährend Verheerung und Verderben hervor, wodurch in Einem Augenblick die Früchte jahrhundertelanger Anstrengungen verloren gingen. Vom ersten Dämmern der Geschichte an brachen nach und nach Skythen, Hunnen, Uiguren, Komanen, Türken und endlich Mongolen herein, und vor ihnen sanken die Völker, es fielen die Reiche und die Städte verschwanden spurlos von dem Angesicht der Erde. Nur an einigen Orten schlugen diese Völker der Zerstörung müde ihre Zelte dauernd auf über den Trümmern der verheerten Städte; es erhoben sich mehrere alte und auch einige neue Städte von wirklich ostasiatischem Typus, und einige von diesen finden sich noch jetzt.

Im Anfange der russischen Geschichte bargen sich auf dem von Alters her den ostasiatischen Eindrücken eröffneten südöstlichen Lande außer den Kosaren und Bulgaren, die zum Theil dem bildenden Einfluß des westlichen Asiens sich unterworfen hatten, noch einige Feinde der Civilisation im eigentlichen Sinne, die wilden Horden der Petschenegen und Polowzen von türkisch-tatarischem Stamm. Sie zogen in dem breiten Steppenthal zwischen dem Jaik und der Donau umher, wo sie vermuthlich den Fall des Kosarenreichs vorbereiteten, welchen dann die ersten russischen Fürsten vollendeten. Bei den Petschenegen, deren Geschichte schon enger auf den Raum zwischen Donau und Don sich beschränkt, erwähnen die russischen Annalen gar keiner Städte, und die gleichzeitigen Byzantiner kannten nur Trümmer. Diese verschwanden später so sehr, daß keine Spur, nicht bloß der Civilisation, sondern auch der Ansässigkeit zurückblieb.*) Dagegen saßen die Polowzen vorzugsweise in den Steppen zwischen Don und Wolga, wo sie sich auch viel länger, nämlich bis zum Mongoleneinbruch erhielten; trotz ihrer Wildheit zählt die alte russische Geschichte Städte bei ihnen auf; so im Anfang des zwölften Jahrhunderts an den Ufern oder in der Nähe des Dons Balin, Tscheslujew, Sugrow und Osenew (sonst Scharukan oder Torokan). Wahrscheinlich waren dieß jedoch Früchte der unter den Kosaren aufgeblühten Civilisation; nach den Angaben der Chroniken gehörten sie zwar damals den Polowzen, die Bevölkerung bestand aber größtentheils aus Jassen oder Alanen. Die Polowzen selbst verstanden nur zu wandern bis zu ihrem Untergang. Alle diese Städtenamen verschwanden und zwar zugleich mit den Polowzen, aber die Städte verschwanden wahrscheinlich nicht. Dieß scheint daraus hervorzugehen, daß die in den Chroniken angeführten Namen nicht die eigentlichen Städtenamen, sondern Beinamen waren, welche sie von den regierenden Polowzer-Fürsten erhielten, wie auch der grammatische Bau derselben zeigt.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Vor nicht langer Zeit hatte man ein leichtes Boot hieher gebracht; in dieses packten wir unsere Sachen, schoben es vom Lande und stiegen dann selbst ein. Ausgerüstet mit einem feinen Drathnetze, wollte ich versuchen, ob ich nicht einen der seltenen Fische fangen könnte, von denen Hr. Davidson in seinen Reisenotizen sagt, „daß sie, obgleich sie nach Angabe des Wirths, der selbst einige der blinden Fische gesehen, keine Augen hätten, bei der Schärfe ihrer übrigen Sinne durch die geringste Bewegung des Wassers beunruhigt würden und blitzschnell verschwänden." Meine Begierde, die Bekanntschaft dieser seltenen Fische zu machen, war dadurch sehr gesteigert worden, und ich betrachtete es fast als eine Ehrensache, einige zu erbeuten. So nahm ich denn meinen Platz im vordern Theil des Bootes und setzte drei Lampen auf ein kleines Brett vor mir nieder; eine derselben hatte ich an einem Stocke befestigt, um damit das Wasser in einem größern Umkreise beleuchten zu können. Den Sklaven wurde anbefohlen, das Wasser so wenig als möglich beim Rudern in Bewegung zu setzen. So fuhren wir geräuschlos über das stille, klare Wasser hin; an den meisten Stellen konnte man den steinigen, mit Felsstücken bedeckten Boden deutlich sehen; auch war es nur an wenigen Stellen über 6 Fuß tief. Die gewöhnliche Höhe der Höhle, die ihrer Bildung nach der der übrigen ähnlich ist, beträgt gegen 40, die Weite 30 bis 60 Fuß; der Fluß ist ungefähr eine Meile lang.

*) Kaiser Constantin Porphyrogeneta kannte im Anfang des 10ten Jahrhunderts bei den Petschenegen die Trümmer der Städte Aspron (wahrscheinlich jetzt Akkerman), Tungatai, Kraknakatai und Giainkatai. In den Endsylben dieser vier letztern sehen einige Gelehrte das türkisch-persische Wort kedah, welches „Dorf" bedeutet; wenn dem so ist, so wurde das Wort wahrscheinlich den frühern Namen der von den Petschenegen zerstörten Städte angehängt.

Nach einiger Zeit sah ich einen Krebs, welcher sich nahe der Oberfläche hielt; ich tauchte vorsichtig das Netz ins Wasser, aber in demselben Augenblick schnellte sich der Krebs rückwärts; ich folgte ihm mit dem Netz und hob ihn, während er einen zweiten Schuß nach rückwärts machte, aus dem Wasser empor. Ebenso fing ich noch einige andere, ehe wir das Bett verließen, aber kein Fisch war zu sehen. Die Höhle machte einige Biegungen, und an einer derselben tritt die Decke so nahe über das Wasser herab, daß wir uns ins Boot niederlegen mußten; einer der Sklaven hatte sich auf den Rücken gelegt, um das Boot mit den Händen fortzuschieben, die er gegen die Decke stemmte. Diese niedrige Stelle ist gegen 40 Fuß lang. Im Winter und Frühjahr steigt das Wasser bedeutend, 20 bis 40 Fuß, aber auch schon ganz merklich nach einem heftigen Regen. Bei einem nur um einen Fuß höhern Wasserstande wäre es unmöglich gewesen, diese Stelle zu passiren; der jenseitige Theil der Höhle wird hier also leicht von dem vordern völlig abgeschnitten. Da es möglich war daß, während wir uns auf der andern Seite des Wassers aufhielten, ein Regen eintreten und das Wasser steigen konnte, so trugen wir den Schwarzen auf, uns in diesem Fall sogleich abzuholen.

Auf dem Red-River, einer zweiten Wasseransammlung, fanden wir ein anderes Boot, auf dem wir unsern Weg auf dieselbe Weise wieder fortsetzten. Einen blinden Fisch, den ich hier zwischen einigen Steinen bemerkte, versuchte ich zu fangen; es gelang mir aber nicht, denn sobald ich in seine Nähe kam, schoß er rasch davon. Bei einem zweiten, welchen ich mehr in der Nähe der Oberfläche des Wassers sah, gelang es mir, das Netz unter denselben zu führen und ihn, als er fortschwamm, auf ähnliche Weise, wie die Krebse, zu fangen. Der rothe Fluß ist nur eine Viertelmeile lang und ist vom Styr und von dem Jordan, der darauf folgenden Wasseransammlung, durch angehäuftes Gestein getrennt. Dieser Jordan ist der weiteste jener unterirdischen Wasserbehälter. Es führen mehrere Höhlen, fast bis zur Decke mit Wasser gefüllt, die man nur bei niedrigem Wasserstande eine kurze Strecke verfolgen kann, seitwärts links und rechts ab. Aus der Decke treten hie und da Versteinerungen (Anthophyllum) hervor, deren ich mehrere mit Hammer und Meißel ablöste; dieselben hatten der Einwirkung des Wassers widerstanden, während das Gestein, was sie früher eingeschlossen, aufgelöst war.

Als wir ans Land getreten waren, stimmten die Neger ein Lied an und pausirten von Zeit zu Zeit; jede Strophe ihres wohltönenden, schwermüthigen Gesanges wurde voll und lange nachhallend vom Echo zurückgegeben. Nachdem das Lied verklungen war, trat die tiefste Stille ein, die nur selten durch einen fallenden Wassertropfen unterbrochen wurde.

Eine kleine ovale Oeffnung bildete den Ausgang dieser Höhle in eine andere, sehr geräumige. Von hier wurde der Weg sehr uneben und beschwerlich. Zur Seite des Wassers ist der Boden mit Thonerde, an einigen Stellen mehrere Fuß hoch, bedeckt und wellenförmig auf der Oberfläche erhärtet; an andern Stellen dagegen durch das überall herabtröpfelnde Wasser feucht und schlüpferig, so daß man mit Vorsicht zutreten muß, um nicht von dem sattelartigen Damme in die naheliegenden tiefen Gruben (pits) hinabzugleiten.

Wir kamen durch Clevelands und Sillimans Avenue. Die letztere Galerie ist dem Professor Silliman zu Ehren so benannt, der sich große Verdienste um die Naturwissenschaften erworben hat. Beide Galerien sind verschiedene Theile einer vom Wasser erweiterten verticalen Zerklüftung, die sich gegen 3 Meilen weit erstreckt, und in welche seitwärts viele Schichtenhöhlen, von einigen Zoll bis zu 20 bis 30 Fuß Höhe, münden. Die in der Höhle hervorstehenden Schichten sind häufig zinnenartig durch das Wasser geformt; der Boden und die Decke sind von festen, die Seitenwände von lockern Schichten gebildet.

In einigen Ausbuchtungen hat sich die Thonerde mehrere Fuß hoch angesammelt; in einer derselben fand ich noch einige Exemplare des **Anophthalmus**. Heuschrecken gab es auch hier, jedoch weniger zahlreich, als in der Nähe des Eingangs der Höhle.

Wir waren jetzt gegen sieben Meilen davon entfernt, und standen an einem Punkte, wo ich sieben Höhlen übereinander zählte. Eine enge Zerklüftung, nur einige Fuß breit, aber gegen 70 Fuß hoch, setzte mehrere horizontale Schichtenhöhlen in Verbindung. Auf der Thonerde, welche hier besonders hoch angehäuft lag, konnte ich bis zu den Schichten hinaufsteigen, von welchen sie herabgeschwemmt war. In der Nähe dieses Punktes, ungefähr 10 Fuß vom Boden, führte ein Arm zum „heiligen Grab;“ den Besuch dieses Armes behielten wir uns vor. In einiger Entfernung davon kamen wir zu den Grapes, Tropfstein, der hier in Form von Trauben eine Seitenwand bedeckt, über welche fortwährend Wasser herabrieselt, das sich einige Schritte davon in einem Bassin sammelt. Gegen die mit Tropfstein bedeckte Wand ist eine hohe Leiter gelehnt, welche in den entferntern, höhern Theil der Höhle führt. Die Seitenwände nähern sich hier so sehr, daß wir beim Hinaufsteigen an der steilen Leiter mit dem Rücken die andere Wand streiften. Von den Trauben an waren sie nur auf eine kurze Strecke noch mit Tropfstein, später fast überall mit faserigem Gyps bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Fossile Menschenknochen. Immer noch ist es ein nicht mit Sicherheit gelöstes Problem, ob es fossile Menschenknochen gibt, d. h. solche, deren Daseyn über die jetzige Erdformation hinausreicht. Ein neuer Beitrag zur Lösung dieser Frage ist ein Bericht von Hrn. Felix Robert, daß er nahe bei der kleinen Stadt Alais beim Zerschlagen eines Blocks von Mergelkalk ein Bruchstück von einem menschlichen Hirnschädel nebst Zähnen, darunter Mahl-, Schneide- und Hundszähne, gefunden habe. Der Kalk liegt unter einer bedeutenden Bank von Geröll, das dem Diluvium angehört, so daß über das hohe Alter des Fossils kein Zweifel seyn könne. (Echo du Monde Savant vom 6 Junius.)

Nachricht von dem Grafen Castelnau ist in Paris eingetroffen. Sie ist aus Sabara, 150 Leguas nördlich von Rio Janeiro, datirt, und einige Früchte seiner Arbeiten, eine Sammlung naturhistorischer Gegenstände, sind schon angelangt. (Fr. Bl.)

Tuschen auf Stein. Hr. Thenot hat ein Problem gelöst, welches das Gebiet der schönen Künste beträchtlich erweitern muß. Er hat Tuschzeichnungen auf Stein ausgeführt mit derselben Leichtigkeit, wie auf dem besten Papier. Das Nützlichste an seiner Erfindung ist aber, daß man diese Tuschzeichnungen eben so leicht und genau, wie sonstige lithographische Zeichnungen reproduciren kann. (Echo du Monde Savant vom 9 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1844.

Skizzen aus China. *)

Tscha-mu in der Provinz Fokien.

Sie wissen wohl wahrscheinlich, daß dieß eine der Hauptstationen des Opiumhandels an der Ostküste ist, und daß derselbe hier sogar während des Kriegs troß der Mandarinen fortgesetzt wurde. Einer der Capitäne erzählte mir eine lustige Anekdote, welche einen Begriff von dem Zustand der Dinge in diesem Theile des Landes gibt. Einige Opiumkaufleute kamen an Bord eines der in der Bai liegenden Schiffe und baten, man möchte ihnen einige Flinten leihen; sie deponirten statt derselben ein bedeutendes Stück Silber, das viel mehr als die Flinten werth war, und versprachen dieselben in einem oder zwei Tagen zurückzugeben. Als man sie fragte, was sie damit thun wollten, antworteten sie, die Mandarinen und Regierungsbeamten ständen im Begriff die Steuern zu erheben und sie seyen entschlossen nicht zu zahlen. Da sie nun vier oder fünf Gewehre dazu verlangten, so gab man ihnen diese, und als sie solche nach zwei Tagen zurückbrachten, fragte man sie, ob ihr Versuch glücklich abgelaufen sey. „O ja," erwiederten sie, „wir haben die Mandarinen über die Berge gejagt." Die Sache muß allerdings nicht sehr schwer gewesen seyn.

Die Bewohner der Städte und Dörfer um die Bai her sind häufig im Kriege mit einander, wie in den europäischen Feudalzeiten, wo das Faustrecht galt. Der eine Theil erhebt hier von einem andern eine Art Tribut, und Friedensverträge werden geschlossen, wonach ein Theil dem andern eine bestimmte Summe zahlt. Dieß ist indeß leider nicht der schlimmste Zug in ihrem Charakter; sie sind die größten Diebe und Räuber die es gibt, und da ich eine kleine Probe von ihren deßfallsigen Neigungen hatte, so will ich die Vorfälle eines unter ihnen zugebrachten Tages erzählen. Ich hatte meinen chinesischen Diener des Tages zuvor ans Ufer geschickt, mit dem Befehl alle Pflanzen zu sammeln, die er in einer gewissen Richtung, welche ich ihm vom Schiffe aus zeigte, finden würde; er kehrte aber am andern Morgen mit lauter nutzlosem Zeug zurück, das er augenscheinlich ganz nahe am Landungsplatz abgerissen hatte. Ich war hierüber sehr verdrießlich und schalt ihn aus, er entschuldigte sich aber, indem er sagte, er habe nicht gewagt, in der von mir bezeichneten Richtung fortzugehen, da er von den Tschin-tschin-Leuten geschlagen und beraubt worden seyn würde. Dieß glaubte ich damals nicht, und hielt es bloß für eine Entschuldigung seiner Faulheit, denn wie die meisten Chinesen, die für ihre Dienste eine bestimmte Summe monatlich erhalten, zeichnete er sich durch Trägheit aus, und so beschloß ich am folgenden Tage mich auf den Weg zu machen, und ihn für seine Faulheit durch einen tüchtigen Spaziergang zu bestrafen.

Der folgende Morgen war schön, ich sprang in einen zu dem Ende gemietheten chinesischen San-pan, nachdem mich die Brandung, welche längs dieser Bai sehr hoch geht und das Landen namentlich in kleinen Booten manchmal gefährlich macht, völlig durchnäßt hatte. Als ich ans Ufer kam und in der beabsichtigten Richtung vorwärts schritt, traten der Nachenführer und einige andere zu mir, und versuchten mich von jener Richtung abzuhalten, indem ich sicherlich von den Tschin-tschin-Leuten angegriffen, beraubt oder ermordet werden würde. Auch bemerkte ich hier, zum Zeichen daß es nicht ganz friedlich aussah, Luntenflinten und lange Bambusstangen in den Händen von Chinesen, die, wie mich mein Diener versicherte, zu ihrer Vertheidigung so bewaffnet gehen müßten. Ich bedauerte jetzt, daß ich nicht, wie mir der Capitän anbot, einige Leute zu meiner Bedeckung aus dem Schiffe mitgenommen hatte. Dazu war es jetzt aber zu spät, und so beschloß ich, eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen und geradenwegs weiter zu gehen.

Ich wandte mich nach den Bergen, auf deren einem die Tscha-mu-Pagode steht, da ich von dort aus eine gute Uebersicht über das Land zu gewinnen hoffte. Viele Tagwerke sind hier längs dem Meeresufer zum Verdampfen des Seewassers benützt, da das Salz ein sehr bedeutender Handelsartikel im Innern China's ist. Tiefer im Lande ist aller anbaufähige Boden mit süßen Pataten und Erdeicheln (arachis hypogaea)

*) Aus einem Schreiben im Athenäum, 18 Mai.

bedeckt, welche das Haupterzeugniß des Bodens bilden. Oft stößt man mitten zwischen den Feldern auf Gräber, die je nach Vermögen und Geschmack bald ganz roh, bald sehr zierlich ausgeschmückt sind. Die Berge sind, wie bei Amoy, felsig und unfruchtbar, und nur an den Seitenwänden der zum Theil sehr malerischen Schluchten sieht man da und dort wilde Pflanzen. Die Pagode steht auf dem Gipfel des höchsten Berges, und dient den Schiffen auf der See als vortreffliche Landmarke.

(Schluß folgt.)

Forschungen über die russischen Städte.

1. Einfluß der asiatischen Civilisation.

(Schluß.)

Die Einführung eines ansässigen Lebens, und in Folge dessen eine fühlbare Entwicklung der Civilisation aus dem Schooße und im Geiste des asiatischen Ostens begann an den Gränzen des jetzigen Rußlands mit dem Eindruch der Mongolen. Bekanntlich trat dieser Einbruch ein in Folge der Bewegung, welche Tschingischan in der Tiefe des asiatischen Ostens begonnen hatte. Zu der Zeit als am Fuße des Altai der unbedeutende Fürst eines unbedeutenden mongolischen Uluß nichts mehr und nichts weniger unternahm, als die Eroberung der Welt, und zum Pfande so kühner Entwürfe sich den Titel Tschingischan*) beilegte, gab es dort bereits, wenn auch nicht eigentliche Städte, so doch eine Art von Städten, Standlager, welche eine religiöse, administrative und zum Theil auch eine civilisatorische Bedeutung hatten, Nationaltempel in sich schlossen, durch den Aufenthalt der Chane sich vergrößerten, und durch die Zuzüge der auf den Steppen umherwandernden Handelskarawanen sich belebten. So war Gorin, bei den Europäern Karakorum genannt, eine am Ufer des in die Selenga fallenden Orgon liegende Stadt, der Sitz der Nachfolger Tschingischans, bis sie sich (1260) nach China übersiedelten, und auch nach der Vertreibung (1371) hielten sie vorzugsweise hier ihre Standlager, wo die mongolischen Kutuchtus oder Oberpriester lange Zeit gleichfalls ihren dauernden Aufenthalt nahmen. Diese Stadt, welche im sechzehnten Jahrhundert durch die Oilöth-Mongolen zerstört wurde, war nach den Berichten der Chinesen schon im Anfange des achten Jahrhunderts (715) von einem der uiguro-türkischen Chane gegründet worden, welche damals China erobert hatten, und allmählich auch die Anfänge der bürgerlichen Entwicklung — worin die Uiguren ihren übrigen Brüdern vorangingen — von dort entlehnten. Verwandt, benachbart und eng verbündet mit den Uiguren war seit alter Zeit der Stamm der Kalchas-Mongolen, die sich von dem Oberlauf des Jenisei bis zu dem des Ob an der jetzigen Westgränze Sibiriens ausdehnten; bei diesen begann seit dem neunten Jahrhundert eine schriftliche und literarische, gleichfalls aus China entlehnte Bildung, und am Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts fanden sich hier zwei bedeutende Städte, welche mit Gorin wetteiferten, nämlich Kian-tscheu, d. h. die Stadt am Jenisei (auf chinesisch: Kian), und Jlan-tscheu, d. h. die Schlangenstadt, da wo jetzt noch die Veste Smeinogorodskaja steht.**) Die Kalchas zogen voran auf den Eroberungszügen Tschingischans und seiner Nachfolger, deren Opfer fast das ganze damalige Rußland werden mußte. Aber die Masse blieb in den heimischen Steppen, wo sie nach Verlauf von vier Jahrhunderten ihrerseits sich Rußland unterwerfen sollten. Am Ende des 17ten Jahrhunderts, als die Südgränze Sibiriens anfing bekannt und besser eingerichtet zu werden, wurde das jetzige Selenginsk gegründet in der Umgegend der Hauptstadt des Kalchas-Chans. Außerdem sind noch viele andere Reste der mongolischen Civilisation auf den unabsehbaren Steppen Sibiriens zerstreut, namentlich an den Ufern des Kemtschik, wo die sogenannten Altyn-Chane herrschten, und des Abakan, wo die Kalchas-Altyr herumzogen. Diese Ueberreste hatten einen Charakter und eine Art, daß die Russen sie mit dem pompösen Namen „Paläste" beehrten. So waren die Ablaikit-Paläste, welche die Kosaken der Veste Ust-Kamenogorsk an dem in den obern Irtysch fallenden Flusse Beska fanden, mitten unter den zum Theil noch jetzt erhaltenen Trümmern der Stadt Ablaikit. So waren auch die sieben Paläste (Semi palat) woher noch der Name Semipalatinsk stammt. Ohne Zweifel waren dieß vermittelnde Glieder, auf welche am Irtysch und Ob hinab das mongolisch-sibirische Reich sich stützte, das unter den Streichen der kecken Kosakenschaar Jermaks fiel. In diesem Reiche befanden sich viele zum Theil verschwundene, zum Theil jetzt noch vorhandene Städte, z. B. jenseits des Irtysch und Ob Grustina und Serponow, deren Einwohner Perlen und kostbare Steine „von den schwarzen Leuten vom See Kitai her" erhielten.

Hier war indeß nicht der Hauptschauplatz der Befestigung und Entwicklung der Civilisation in ostasiatischem Geiste unter mongolisch-tatarischem Einflusse. Dieser setzte sich vielmehr an der Wolga und von da im südlichen europäischen Rußland fest; er breitete sich an den Mündungen des Dons und des Dniepers und selbst an der Donau aus. Batu selbst, dem ersten Leiter des aus den mongolischen Steppen über Rußland hereinbrechenden Sturms, schreibt man die Gründung von Sarai zu, indem Batu's Jurte zur Hauptstadt der goldenen Horde wurde — eine Stadt, deren jetzt in der Umgegend der neugegründeten Stadt Zarew entdeckte Ueberreste nicht nur von Größe und starker Bevölkerung, sondern auch von Reichthum, Luxus und einem gewissen Geschmack,

---

*) Der große Chan, der König der Könige, in der Bedeutung dasselbe, was der persische Padischah.

**) Die Kalchas, nach chinesischee Aussprache früher Ga-kas, in der Folge Ki-li-ki-sse waren die Vorväter der jetzigen Kirgisen. Es war ein mächtiges Volk, das schon im 7ten Jahrhundert (648) mit den Chinesen in Verbindung trat, um gemeinschaftlich mit gegen die Uiguren zu kämpfen. Sein Hauptsitz war am Oberlauf des Jenisei, abee im achten Jahehundert hieß der Chan der Kalchas bei den Uiguren „Bia-kätun-sche-kin" d. h. Beherrscher dee Bija und Katunja, der zwei Hauptquellen des Ob, die sich jetzt in den Gränzen Rußlands finden.

somit von Bildung und Civilisation der Einwohner zeugen. Hier war der Mittelpunkt des Reichs, das seiner geographischen Gestaltung wegen den Namen Kiptschak oder das „wilde Feld“ erhielt, welches jedoch nicht ganz in seiner Wildheit verblieb. Es stützte sich auf die Reste des bürgerlichen Lebens, das einst hier bei Kosaren und Bulgaren bestanden hatte. So bildete sich eine eigenthümliche Einrichtung des bürgerlichen Daseyns und selbst eine städtische Ordnung, deren Spuren unter dem Namen der tatarischen Ringwälle *) noch jetzt den russischen Südosten in so großer Zahl bedecken, und noch so wenig untersucht sind, daß man sie nicht nur nicht zählen, sondern auch noch nicht einmal genau bestimmen kann, welche den Mongolo-Tataren eigenthümlich gehörten, und welche sie sich bloß angeeignet und umgebaut haben. Wir bezeichnen hier zum mindesten diejenigen, welche gleich anfangs bei und unter den Tataren bemerkt wurden. In dem Delta der Wolga, das lange die eigentliche Grundlage des Reichs Kiptschak war, findet sich gleich unter den ersten Chanen außer Sarai die Handelsstadt Sumerkent, vielleicht dasselbe wie das kosarische Atel oder Balangiar; im vierzehnten Jahrhundert traten auf die Scene Besdesh, jetzt das Dorf Besedew bei Jenotajewsk, wo in der Folge Dschigit-Hadschi, die Residenz eines eigenen tatarischen Fürsten entstand; Astrachan, sonst auch Zitrakan, Ginturchan und Gasterchan, wahrscheinlich richtiger Hadschi-Terchan genannt, in der Folge die Hauptstadt eines eigenen, von Rußland verschlungenen tatarischen Reichs.**) Weiter oben an der Wolga und den zu ihrem Bassin gehörigen Flüssen wurden alle ehemals bulgarischen Städte tatarisch; außerdem erschienen als neue Städte die Vorläufer der jetzigen Ufa und Birsk, die nach der Sage Residenzen nogaischer Chane waren;***) endlich Kasan, ursprünglich die Jurte Sagins, des Sohnes Batus; letzteres erbte die Macht und Blüthe des bald darauf unwiederbringlich zerstörten Sarai. Außerhalb des Wolgabassins gegen Osten am jetzigen Ural war die Stadt Saraitschik auf der Verbindungsstraße des Westens mit dem Osten, darum auch nicht selten die Residenz der Chane zu den Zeiten ihrer Macht. Von der Wolga nach Westen gegen den Fuß des Kaukasus hin, nach dem Don und dem asow'schen Meer werden im 16ten Jahrhundert die Städte Zengir, Mochan, Kowan, Temrück und Taman aufgezählt. An der Mündung des Don erscheint seit dem 14ten Jahrhundert unter tatarischer Herrschaft die Stadt Orna oder Ornatsch, wahrscheinlich das kosarische Arnas, wie es scheint dasselbe, welches auch den Namen Arach führte, vielleicht das heutige Asow. Endlich zwischen Don und Donau, am Nordrande des schwarzen Meeres, am Unterlauf des Dnieprs und Dniestrs, und namentlich im Innern der Haldinsel Krim, wo die mongolisch-tatarische Macht ihre letzte Zuflucht fand und beinahe bis auf unsere Zeiten sich behauptete, wurden eine Menge früher vorhandener Städte tatarisch und andere erstanden neu, so der Schlüssel der Krim Or Kapi (Perekop), in der Krim selbst Akmetschet und Achtiar, jetzt umgewandelt in Simferopol und Sebastopol; Eski (Alt-) Krim und Karasubazar, Batschi-Serai, die Hauptstadt der Chane; Geslew oder Keslew, das jetzige Eupatoria, am Dniepr die sogenannte Mamai-Stadt (Mamajew-gorodok) und die Uslan-Städte; in Budschak (Bessarabien) das noch jetzt als Dorf bestehende Tatar Bunar.

Wir zählen hier diejenigen Städte des Landes am schwarzen Meere nicht auf, welche mit rein tatarischem Namen und Charakter in den Bestand des russischen Reichs übergingen, sondern nur die, deren Ursprung nicht tatarisch und nicht einmal asiatisch war. Zum Schlusse und der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier noch derjenigen Städte, welche nicht eigentlich den Mongolen und Tataren gehörten, aber doch auch ostasiatischen, dem tatarischen verwandten Ursprungs sind, nämlich die türkischen Festungsstädte ums schwarze Meer her, welche aus der Zeit stammen, wo die Chane der Krim sich den Sultanen unterworfen hatten: am Ostufer des schwarzen Meeres Suchum Kale, Gelendschik, Sudschuk-kale und Anapa; in der Krim Jenikol; an der Mündung des Dnieprs Otschakow und Kinburn: weiterhin am Ufer Hadschi Bei, jetzt Odessa; am Dniestr Hadschi-Dere, jetzt Ovidiopol, an der Donau Ismail. Viele, wo nicht alle von diesen wurden von den Türken bloß wieder hergestellt, wir aber erwähnen sie hier, da sie unter dem türkischen Halbmond zuerst, wenn auch nicht aus dem Nichts, doch aus gänzlicher Dunkelheit hervortraten.

Man kann in Betreff der Städte, die ihren Ursprung oder wenigstens ihr eigenthümliches Leben dem Einfluß Ostasiens verdanken, drei Gruppen unterscheiden; die erste fällt in die vormongolische Periode (bis 1238), die zweite umfaßt den Bestand des Reichs Kiptschak, dem Timur vollends ein Ende machte (bis 1400), und die dritte reicht bis in die neueste Zeit der Abrundung Rußlands nach der Türkei hin (bis 1829).

*) Gorodischtsche, ein im Kreise, manchmal auch im Viereck aufgeworfener, zum Theil sehr große Räume einschließender Wall.

**) Um das jetzige Ufa her, das von Zar Iwan dem Schrecklichen auf der Stelle einer alten, den Tataren zugeschriebenen Stadt gegründet wurde, findet sich eine Menge anderer Ringwälle, die zum Theil jetzt von tatarischen Dörfern eingenommen sind.

***) In der Mitte des 16ten Jahrhunderts (1568) sah ein russischer Reisender, Afanasi Nikitin, an der Wolga zwischen Kasan und Astrachan die Städte Beerksana und Uslan, deren Reste vielleicht noch jetzt bei Zarizyn sich finden.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Einige hundert Schritte von der Leiter entfernt fanden wir diesen Arm bis nahe unter die Decke mit Steinen verschüttet; links davon traten wir in die geräumige Snowball-chamber (Schneeballkammer), ungefähr 100 Fuß lang und 70 Fuß breit, in der Mitte gegen 12, an den Seitenwänden gegen 3 Fuß hoch. Die Decke ist horizontal, der Boden aber erhebt sich nach den Seiten zu. Die Schneeballkammer, deren Decke und Seitenwände mit weißem Gyps überzogen sind, der überall halbkugelig hervorsteht, ist wunderbar schön, wenn bei heller

Beleuchtung die Lichtstrahlen, in die Farben des Regenbogens gebrochen, von der seltsam geformten, glänzenden Oberfläche des Gesteins überall zurückgeworfen werden. Hier breiteten wir — jedoch aus Vorsicht dicht an der einen kahlen Seite, um gegen das Herabfallen der Schneebälle, deren eine große Menge den Boden bedeckte, gesichert zu seyn — die Büffelfelle aus, lagerten uns auf denselben und ergötzten uns an der Schönheit der erleuchteten Höhle. Die Sklaven hatten inzwischen den Inhalt des Korbes um uns her ausgekramt und verzehrten in einiger Entfernung, auf den Boden ausgestreckt, mit augenscheinlichem Wohlbehagen ihr Essen, wobei sie versicherten, es hier in unserer Gesellschaft sehr comfortable zu finden. Nachdem sie uns einige Flaschen voll Wasser aus der Quelle geholt hatten, schickten wir sie mit der Weisung zurück, uns nach vier Tagen wieder abzuholen.

An demselben Tage besuchte ich noch mehrere der nächsten Seitenarme, welche wiederum Nebenarme hatten. Decke, Seitenwände und Boden derselben sind fast überall mit Gyps von verschiedenen Krystallformen überzogen. Jetzt auf unseren Localsinn angewiesen, achteten wir genau auf alle Punkte der Höhle, die uns als Merkmale dienen konnten. Die Fortsetzung der Schneeballkammer ist höher als die letztere, weil die der Decke entsprechenden Schichten herabgestürzt, und liegt tiefer, weil davon die untern Schichten durchbrochen sind.

Die Bildung der sogenannten Schneebälle ist am vollkommsten in der Schneeballkammer selbst, wo der Gyps hauptsächlich nur in dieser Form vorkommt. Die Decke ist größtentheils damit bedeckt; an den abschüssigen Seiten, wo sie leicht abfallen, sind sie selten. Man sieht sie meistentheils haufenweise oder auch isolirt von einem Kreise ähnlich gebildeten Gypses umgeben, dessen Ränder von der Decke abstehen. Wenn sich die Ränder in Folge der fortschreitenden Krystallisation, gehoben durch jüngere Krystalle, mehr und mehr um den Mittelpunkt abgelöst haben, so daß die mittlere Masse keinen hinreichenden Halt mehr findet, fallen sie herab. Unter Rissen und Gestein nimmt die Bildung der Schneebälle gewöhnlich ihren Anfang und schreitet nach dem Umkreise oder nach den Seiten zu allmählich fort.*) Nur da, wo sich die Risse etwas erweitern, häuft sich die Masse schneeballartig an; wo das Gestein mehr gleichmäßig porös ist, ist der Ueberzug mehr eben. Bricht der gleichmäßige Ueberzug an den Ecken des Gesteins oder über Ritzen zufolge von Neubildung, welche die ältere Schichte hebt, so bilden sich aus den Spalten die blätter-, blumen- und stengelförmigen Stalaktiten hervor, Modificationen des strahligen und faserigen Gypses. Zuweilen wird auch der Ueberzug durch schieferförmige Stückchen oder größere Bruchstücke des Gesteins, die man gewöhnlich mit Gyps incrustirt findet, und welche durch die fortschreitende Krystallisation unterhalb derselben gehoben werden, durchsetzt. Die regelmäßigsten und schönsten Bildungen des Gypses sieht man nur an solchen Stellen, wo sich Risse in dem Gypsüberzuge vorfinden, oder dort, wo kleinere Partien daraus losgebrochen sind. Die faserigen breitblätterigen Stalaktiten, fast immer in ihrer Fläche und zugleich etwas um ihre Achse gekrümmt, fand ich stets über Rissen im Gestein an den Seitenwänden, über welchen der mehr gleichförmige Gypsüberzug geborsten war; die größten, bis 9 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll breit, an Verticalrissen; die Blätter waren besonders in ihren obern Theilen nach außen und nach den Seiten zu umgebogen. Mehrere solcher Blätter sind hie und da in ihrer Fläche vielfach getheilt. Die blumenähnlichen Stalaktiten fand ich überall um kleinere Oeffnungen, einige Linien bis einige Zoll lang; die Blätter wenden sich fast immer vom Mittelpunkt ab und sind in ihrer Form sehr verschieden, obgleich ihre Bildungsweise dieselbe ist. Die Spalte im mittlern Raum dieser Blumen ist zuweilen mit Gyps ausgefüllt, oder es erhebt sich aus ihr ein kürzerer oder längerer Stengel, unter dem sich immer eine rundliche Oeffnung findet. Diese Stengel sind mehr oder weniger massenhaft, bis 2 Zoll im Durchmesser; sie theilen sich vielfach und besonders wieder in ihrem obern Theil. Wo die Krystallisation des Gypses gleichmäßig stattgefunden hat, sind sie gerade; wie dieselbe ungleichmäßig oder unterbrochen war, verändert sich mehr oder weniger ihre Richtung. Die schönsten blätterigen und stengeligen Stalaktiten finden sich in Clevelands Avenue und deren Nebenarmen in der Nähe der Schneeballkammer. Die stengelige und blätterige Form zeigt die verschiedensten Uebergänge von einer Form in die andere.

Die Biegung der blätterigen Stalaktiten vom Mittelpunkt nach außen scheint mir auf folgende Weise erklärt werden zu müssen: diese Stalaktiten finden sich, wie erwähnt, wo Spaltungen in dem Gypsüberzuge über Rissen der Wände vorkommen; ihre Bildung geht von den Seiten dieser Spalten aus, wodurch schon allein ihre Richtung bedingt wird, indem sich die neugebildeten Krystalle dem unregelmäßig krystallisirten Ueberzuge anschließen. Die Krystallisation schreitet dann gegen den Mittelpunkt der Oeffnung und zwar, wie sich aus den folgenden Umständen schließen läßt, rascher fort als an den Seiten, wo die Bildung begann. Man sieht nämlich den blätterigen und stengeligen Gyps, in welchem die Fasern sich leicht verfolgen lassen, an einzelnen Stücken, wo sie sich am meisten krümmen, deutlich quer gestreift; betrachtet man nun aber diese Querstreifen, die von einem außenliegenden Mittelpunkt aus divergiren, als gleichzeitige Unterbrechungen der Krystallisation, so muß die Bildung der Stalaktiten nach innen zu ungleich rascher stattgefunden haben, als nach außen. Aber nicht nur an den Wänden des Gesteins, sondern ebenfalls in der Thonerde, welche den Boden der Höhlungen bedeckt, findet man hier blätterigen Gyps, oberflächlich von der Farbe des Thons, in ziemlich großen Stücken. Ueber der Thonerde hat sich oft ein wellenförmiger Ueberzug von Gyps gebildet. Zuweilen findet man mehrere solcher Ueberzüge in verschiedener Höhe übereinander. An den Seiten dieser Höhle und in deren Nebenhöhlen liegt zerfallene Stalaktitenmasse oft bis zu 4 Fuß angehäuft; auch die seitlich hervorstehenden Kalkschichten sind mit zerfallenen und ganzen Stalaktiten bedeckt; am meisten kommen sie in St. Clairs Grotto und einer schräg gegenüber mündenden Höhle vor. In mehreren dieser Seitenarme erklingt es hohl, wenn man mit dem Fuße aufstampft; gibt man den erhaltenen Ton an, so hallt er nach; dasselbe ist in geringerem Maaße der Fall, wenn man die Octave oder Quinte angibt. Uebrigens ist gar kein Nachhall in der Höhle, und der Schall wird, außer über dem Wasser, nur in eine sehr geringe Entfernung getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Unternehmungen nach Westafrika. Außer der Reise John Duncans ist noch eine andere Unternehmung im Werke, nämlich eine neue, bloß von Privaten zu Handels- und Entdeckungszwecken beabsichtigte Nigerfahrt. (Colonial Gazette vom 8 Junius.)

*) Das Gestein ist körniger, dichter, aber etwas poröser kohlensaurer Kalk, von dem sich stellenweise schieferige Stückchen loslösen. Wo dieser Kalkstein vorkommt, findet man Stalaktiten von sehr verschiedener Form.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1844.

Cartago.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

Nicht mit der mächtigen Nebenbuhlerin Roms haben wir es hier zu thun, sondern mit einem bescheidenen columbischen Provincialstädtchen im romantischen Caucathale. Die Gegend, durch welche wir gekommen waren, bot dem Auge des Reisenden viele Naturschönheiten dar. Die Cordilleras, welche zur rechten Seite unseres Weges emporragten, hatten ein wildromantisches Ansehen; einige Berge sind von außerordentlicher Höhe und bis zur Spitze mit Wald bedeckt. Das Bambusrohr wissen die Bewohner des Caucathales auf sehr vielfache Weise zu benutzen. Sie machen daraus nicht nur Häuser und mannichfaltige Umzäunungen und Einfassungen, sondern auch viele Geräthschaften, wie Trinkgefäße, Eimer, Vogelbauer, Stühle, Bettstellen, Blaseröhre, Pfeile, Pfeifen, Flöten, die einen sehr sanften, melodischen Ton haben, ja sogar Flöße zur Versendung des Cacao werden aus demselben verfertigt. Fast von eben so großem Nutzen für den Haushalt sind die Ochsenhäute, aus welchen Ueberzüge und Beschläge für Tische, Stühle, Sophas, Betten gemacht werden, deßgleichen große Flaschen zur Aufbewahrung des Weins, der Chicha und anderer geistigen Getränke, so wie Lassos und Umschläge der Patacas oder großen viereckigen Ballen, mit welchen die Maulthiere beladen werden. In diesen Patacas sind die Waaren weit besser vor der Nässe geschützt als in Kisten, da sie durch doppelte Ueberzüge verwahrt sind. Je zwei derselben machen eine Maulthierladung aus.

In einer anmuthigen, kleinen Ebene, die im Süden von grünen Hügeln eingeschlossen ist, auf welchen Viehheerden aller Art weiden, liegt Cartago mit seinen vier Kirchen, von denen eine den Franciscanern gehört, welche auch ein Kloster besitzen, in dem sich noch zehn Mönche aufhalten. Man zählt 3500 Einwohner, die sich mit verschiedenen Gewerben befassen. Vier Landstraßen stoßen in Cartago zusammen und wegen der häufigen deßhalb verursachten Durchmärsche hat die Stadt während des Krieges viel gelitten. Von diesen vier Landstraßen geht die eine östlich über die Quindioberge nach Mariquita und Bogota, die andere westlich nach den Städten Citaria und Novita in der Provinz Choco; die dritte südlich nach Popayan und Quito, die vierte nördlich in die Provinz Antioquia. Von Cartago geht der Weg noch sechs Tagereisen weiter im Thale Cauca fort. Der schöne Fluß gleiches Namens, welcher dasselbe durchströmt, würde den Thalbewohnern die beste Gelegenheit zu einem Handelsverkehr auf Booten mit der Provinz Antioquia darbieten, wenn er nicht in dem Gebirge beträchtliche Wasserfälle bildete. Könnte man dieses Hinderniß aus dem Wege räumen, so würde man vom Caucaflusse aus eine ununterbrochene Wasserverbindung von 1500 Meilen bis an die Mündung des Magdalena erhalten, in welchen sich jener etwas unterhalb der Stadt Mompor ergießt.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Cartago erhielten wir einen Besuch vom Oberrichter, dem Alcalden und andern Herren aus der Stadt. Unter diesen befand sich auch Hr. Laroche, ein Franzose, der sich schon zwanzig Jahre hier aufhielt, eine Cartagerin geheurathet und eine zahlreiche Familie hatte. Das Französische, welches er mit uns sprach, klang uns sehr sonderbar, da es mit einer Menge von spanischen Wörtern vermischt war, und es wurde ihm, wie er uns sagte, jetzt leichter das Spanische zu sprechen als seine eigene Muttersprache. Er bekleidete die Stelle als Tabaksinspector, jedoch versicherte er uns, sein Einkommen dafür sey unbedeutend. Als ich ihn fragte, wie es gekommen sey, daß er sich an einem so entlegenen Orte niedergelassen habe, erzählte er mir umständlich seine ganze Geschichte. Er stamme aus einer guten Familie in der Vendée, habe bei dem dortigen allgemeinen Aufstande auch mit die Waffen ergriffen, und sey in der unglücklichen Schlacht bei Quiberon (1795) gefangen, sein Leben aber von einem republicanischen Officier, der von längerer Zeit her sein Freund gewesen sey, gerettet worden. Hierauf habe er sich nach Isle de France eingeschifft, in der Absicht das schöne Frankreich auf immer zu verlassen. Als aber das Schiff unterwegs bei Montevideo gelandet, habe er sich entschlossen, sein Glück lieber in diesem Theile der neuen Welt zu versuchen, von dessen reichen Gold- und Silbergru-

den er immer so viel gelesen hatte, zumal da die Mineralogie eines seiner Lieblingsstudien gewesen sey. Von Montevideo sey er nach Buenos Ayres, von dort durch die ungeheuren Pampas nach Chile, hierauf nach Lima und Quito gereist. Endlich sey er nach Cartago gekommen in der Absicht einige in der Nähe befindliche Bergwerke zu untersuchen, aber hier, rief er aus, l'amour finit ma carrière, ich verliebte mich in meine jetzige Frau, welche mich auf immer an Cartago fesselte.

Ich sprach mit Hrn. Laroche von den Bergwerken bei Vega de la Supia, die ich wegen ihrer Reichthümer sehr hatte rühmen hören. Sie sollen jedoch in den letzten Jahren nicht bearbeitet worden seyn und mehrere der dortigen Schachten unter Wasser stehen; doch werden jetzt wieder von einer zur Betreibung des Bergbaues errichteten Gesellschaft Anstalten zur Benutzung dieser Bergwerke gemacht, die zum Theil der Regierung, zum Theil Privaten gehören. Seit dem J. 1833 beschäftigt man sich mit großen Straßenbauten, denn der schlechte Zustand der Wege war ein großes Hinderniß bei diesen Unternehmungen.

Drei Kattunfabriken sind in Cartago; auch werden hier Spitzen auf Kissen und mit Klöppeln gemacht, die den in den Grafschaften Oxford und Buckingham gebräuchlichen ähnlich sind. Ein fettes Schaf wird hier mit einem Schilling bezahlt und eine Arroba Chinarinde kostet hier drei Dollars.

In Cartago sieht man viele Negersklavinnen; wir sahen sie oft mit großen Wassergefäßen auf dem Kopfe schnurgerade und mit dem schönsten Anstande einherschreitend von dem Flusse kommen, so daß ich öfters dabei dachte, es müßte, um junge Frauenzimmer zu gewöhnen gerade zu gehen, ein vortreffliches Mittel seyn sie mit einem Gefäße voll Wasser auf dem Kopfe eine Zeitlang in der Stube auf und niedergehen zu lassen. Die ganze Bekleidung dieser schwarzen Schönen besteht in einem blauen Rocke.

Wir statteten Hrn. Laroche einen Besuch ab, der uns seine Frau vorstellte, welche, obgleich sie Mutter von zehn lebendigen Kindern war, sich noch immer sehr gut erhalten hatte. Hierauf gingen wir in eine der Kirchen, wo wir zwei Neger beschäftigt sahen ein Grab für eine Mulattin zu machen, deren Leichnam nur nachlässig eingehüllt auf einer Bahre lag, an deren beiden Enden zwei Lichter brannten.

Bei meiner Ankunft in Cartago hatte ich Hrn. Laroche gesagt, daß ich sehr wünschte indianische Kunstwerke zu kaufen und daß es mir außerordentlich angenehm seyn würde, wenn er mir hiezu Gelegenheit verschaffen könnte. Demnach brachte er mir eines Morgens ein ungefähr 18 Zoll hohes, aus Thon gemachtes indianisches Götzenbild, das inwendig hohl war und ein häßliches Gesicht hatte. Es gehörte einer armen Frau, deren Mann es zwei Stunden von Cartago am Ufer des Caucaflusses ausgegraben hatte. Ihren Kindern hatte sie es zum Spielen gegeben. Wir begaben uns in das Haus der Frau und fragten sie, was sie für das Götzenbild verlange? Sehr bescheiden forderte sie zwei Realen und war nicht wenig erstaunt, als ich ihr statt dieser zwei Dollars in die Hand drückte und mich dann, höchst erfreut über meinen Kauf, wieder entfernte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus China.

Tscha-mu in der Provinz Fokien.

(Schluß.)

Auf meinem Wege nach den Bergen umgaben mich öfters einige hundert Chinesen, und ich galt augenscheinlich für eine große Naturmerkwürdigkeit. Das Land, obwohl unfruchtbar, ist voll Einwohner, ja die Steine schienen selbst sich in Chinesen umzuwandeln, so rasch mehrte sich öfters der Haufen. Der Anblick war zuweilen äußerst komisch: manchmal stand ich am Abhang einer Schlucht und sammelte Pflanzen und Blumen, und auf beiden Höhen waren 3 bis 400 Chinesen versammelt mit den langen, bis auf den Boden hinabreichenden Zöpfen, die Frauen mit ihren kleinen, zusammengedrückten Füßen und alle mit ihrem für einen Fremden so äußerst auffallenden Costüm. Sie waren im allgemeinen höflich, endlich aber wurde ich doch wegen eines seidenen Halstuchs belästigt, zu welchem einige eine große Zuneigung faßten, und meinten es würde um ihre Köpfe herum sehr gut stehen — denn in diesem Theile China's tragen sie ein Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Die verschiedenen Versuche, das Tuch von mir zu bekommen, belustigten mich ungemein: einer brachte eine Handvoll Beeren, die er mit der einen Hand hinreichte, während er mit der andern auf das Halstuch deutete, um anzuzeigen, daß er den Kauf auf diese Weise schließen wolle; einer brachte einige Erdeicheln, und andere einige Binsen, keiner aber irgend etwas von Werth. Ich radbrechte chinesisch so gut ich konnte, was zu einem lächerlichen Mißverständniß in Betreff desselben Halstuchs Anlaß gab. Zwei von den Männern liefen nach dem Dorfe so schnell sie konnten, und baten mich auf ihre Rückkehr zu warten; ich konnte die Ursache ihres Benehmens nicht einsehen, entsprach aber, um ihnen gefällig zu seyn, ihrem Wunsche, worauf sie bald mit einer Flasche Samschu oder Branntwein zurückkehrten; sie glaubten ich hätte dieß verlangt und machten mir dieß, wie sie glaubten unwiderstehliche Angebot für mein Halstuch.

Indessen war die Masse sehr angewachsen und ich suchte mich ihr zu entziehen, deßhalb ging ich nach den Bergen und fing an hinaufzusteigen; dieß ist mein gewöhnliches Mittel, und auch jetzt entsprach es meinen Erwartungen, denn die Chinesen sind im allgemeinen zu träge, um ohne Noth sich viel anzustrengen. Als ich den höchsten Berg erreichte, auf dem die Pagode steht, und von hier aus die durchwanderte Ebene übersah, konnte ich leicht begreifen, wo die Leute alle herkamen, die sich um mich gedrängt hatten, denn allenthalben sah ich dicht bevölkerte große Dörfer oder Städte, die in der Ebene nicht zu bemerken gewesen waren. Zu meinem Erstaunen fand ich die Pagode ganz im Verfall, nur der stark

gebaute Haupttheil war noch erhalten. Einige Dschosses oder Götterbilder von Stein, und ein Dombau mit einer Doppelmauer, in welcher eine Wendeltreppe zu den verschiedenen Balkonen hinaufführte, durch welche der Wind, wie in allen Ruinen, aufs gräulichste heulte, das ist alles, was sich von der Pagode noch erhalten hat. Ich stieg ganz oben hinauf und erhielt einen großartigen Ueberblick über das umliegende Land, das jedoch, so weit das Auge reicht, denselben unfruchtbaren und steinigen Charakter hat. Niemand beachtete oder belästigte mich auf irgend eine Weise, denn da die Chinesen wie gesagt, die Anstrengung des Bergsteigens nicht lieben, so war ich hier vor ihrer Zudringlichkeit völlig sicher.

Nachdem ich den Anblick des Landes von der Höhe herab genossen hatte, stieg ich in anderer Richtung als von der ich gekommen war, herunter, und fand mich alsbald von Eingebornen umgeben. Es war nun spät Nachmittag, und mein Diener, wie es schien und worauf ich es angelegt hatte, ziemlich müde. So begann er allmählich darauf zu sinnen, wie er sich etwas am Wege ersparen könne, und während ich des Botanisirens wegen weite Umwege machte, schlug er gewöhnlich den geradesten Weg in der Richtung ein, in welcher wir, wie er wohl wußte, am Ende zu gehen hatten. Jetzt fingen einige Chinesen an, mir ziemlich hart auf den Fersen zu folgen, und aus ihrem Benehmen vermuthete ich, daß sie nichts gutes im Schild führten; da sie aber behaupteten, sie wollten mich an einen Ort hinführen, wo ich schöne Pflanzen und Blumen finden würde, so gestattete ich ihnen mich zu begleiten und suchte sie in guter Laune zu erhalten. Wir sahen endlich ein großes Gebäude an einer abgelegenen Stelle und ich ging in vollkommener Zuversicht darauf zu, als die Chinesen sich enger an mich drängten und ich plötzlich eine Hand in meiner Tasche fühlte; ich wandte mich rasch um, und der Dieb rannte mit einem Brief den er mir genommen davon. Sobald er sich entdeckt sah, warf er ihn auf den Boden und lief fort; als ich aber die Hand in die Tasche steckte, fand ich, daß mir schon mehrere Dinge von größerem Werth gestohlen waren. Dieß veranlaßte mich anzuhalten und mich nach meinem Bedienten umzusehen, der, wie ich jetzt erst sah, von acht oder zehn Chinesen angefallen war; sie hatten ihn umringt, hielten ihm die Messer vor, drohten ihn niederzustoßen wenn er den geringsten Widerstand leiste, und suchten ihm zugleich alles, was auch nur den geringsten Werth hatte, zu entreißen. Ich sah sogleich, daß wir in einer gefährlichen Lage seyen, verließ meine Taschendiebe, und eilte meinem Bedienten zu Hülfe. Als die Chinesen mich kommen sahen, liefen sie alle davon und eilten zu ihren Gefährten, welche in einiger Entfernung zusahen. Mein Bedienter war bleich vor Schrecken, als ich zu ihm kam, ich konnte aber kein Mitleid mit ihm haben, und sagte ihm, er habe es reichlich verdient wegen seiner Faulheit, daß er nicht bei mir blieb. Ich vermuthete nun, meine vorgeblichen Freunde hätten mich in eine Falle zu locken gesucht, aus der ich mich so leicht nicht hätte herausarbeiten können, und hielt es, namentlich da die Sonne sich zum Untergang neigte und in diesen Gegenden die Dämmerung sehr kurz ist, für gerathen, ohne weiter Abschied zu nehmen, mich auf den Heimweg zu machen. Mein Bedienter war für diesen Tag völlig curirt, und hielt sich auf dem ganzen Rückweg so nahe an mich wie möglich.

Als ich das Dorf erreichte, wo ich das Boot entlehnt hatte, sah ich den Schiffer ganz munter auf mich zukommen; er hatte, wie er uns sagte, lange auf uns gewartet, und schon gefürchtet, die Tschin-tschin-Leute, wie er sie nannte, hätten uns beraubt oder ermordet. Es war jetzt Ebbe. Man mußte eine Viertelstunde weit über den Sand gehen, und dann erst durch die wüthende Brandung sich Bahn machen. Der Schiffer sagte anfangs es sey unmöglich vor dem Morgen das Schiff zu erreichen, ich erklärte aber, ich müsse noch an Bord des Ka-pan (großen Schiffs) mit drei Masten gehen, da ich am andern Morgen nach Tschusan abfahren wollte. Da wurde es endlich ausführbar, einigen nebenstehenden Ruderern ward ein Zeichen gegeben und sogleich war alles in Bewegung. Ein Boot wurde von mehrern Leuten über den Sand nach dem Wasser geschafft, und ich selbst schwang mich auf den Rücken eines kräftigen Chinesen, der wie ein Rennpferd durch den nassen Sand lief, und mich im Boot absetzte. Sie steuerten das Boot durch die rollende Brandung auf eine wahrhaft meistermäßige Art, und ich erreichte das Schiff, zwar vollkommen durchnäßt, aber sicher und gesund, meine gute Ansicht von den Chinesen jedoch war durch die Ereignisse des Tages wesentlich gesunken.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Fortsetzung.)

Gegen 10 Uhr Abends kehrte ich, mit Stalaktiten beladen, nach unserem Lagerungsplatze zurück. Meinen Freund fand ich dort auf einem der Büffelfelle ausgestreckt, da er, weil er sich ermüdet gefühlt hatte, einige Stunden früher als ich dorthin zurückgekehrt war. Der Thermometer zeigte 58° F., und sein Stand blieb hier während der übrigen Tage unverändert. (Das Wetter außerhalb der Höhle war — wie wir später erfuhren — während dieser Zeit gleichmäßig und mild.) Wir aßen mit gutem Appetit und schliefen, nachdem wir die Lampen mit Oel für die Nacht gefüllt hatten, bald ein. Gegen 5 Uhr wachte ich auf und fand beide Lampen erloschen; ich suchte die Zündhölzer hervor, um ein Licht anzustecken, diese waren aber so feucht geworden, daß keines zünden wollte. Ich hatte schon so viele versucht, daß mein Vorrath sehr auf die Neige ging, und glaubte mich schon in die traurige Nothwendigkeit versetzt, vier Tage in undurchdringlicher Finsterniß zuzubringen, bis einer der Neger uns abholen würde. Endlich fing eines Feuer, aber erlosch sogleich wieder; glücklicherweise zündete aber doch nach vielen vergeblichen Versuchen eines der noch übrig gebliebenen, womit ich denn ein Wachslicht anzünden konnte. In der That war die Feuchtigkeit in der Höhle so groß, daß die wollenen Decken, in die wir uns eingehüllt, sich feucht anfühlen ließen, und daß sich auf einigen Blättern Papier, welche neben uns auf dem Boden lagen, große Wassertropfen angesammelt hatten. Darauf waren wir nicht vorbereitet gewesen; man hatte uns gesagt, daß es in diesem Theil der Höhle außerordentlich trocken sey.

Für diesen Tag hatten wir eine Excursion nach dem äußersten Theil, nach Serenas Bower, festgesetzt. Da der Weg dorthin uns als beschwerlich geschildert und die Entfernung auf 5 Meilen angegeben war, so machten wir uns, mit allem Nöthigen für den Tag versehen, früh auf den Weg.

Der Boden war anfangs eben, weiterhin aber sehr steinig. Die grognostischen Verhältnisse fand ich im wesentlichen den schon geschilderten ganz ähnlich. Auch die Seitenwände der fernern Nebenarme, welche wir besuchten, waren mit Stalaktiten bedeckt. Alle diese Höhlen wurden von denselben Kalksteinschichten gebildet. Der Boden ward immer unebener, je mehr wir uns den sogenannten Rocky-Mountains — einer herabgestürzten Steinmasse, — welche an einigen Punkten bis zur Decke reichte, — näherten. Wir konnten lange die Stelle, wo wir sie zu passiren hatten, nicht finden, weil die Höhle hier fast ganz verschüttet und versperrt war. Auf der andern Seite stiegen wir in eine weite Höhle mit hochgewölbter Decke hinab, welche sich in vier Arme theilt, von denen einer ganz, der andere theilweise verschüttet war. Die Decke war in der Mitte eben und durch einen vom Wasser erweiterten Längenriß getheilt; die hohe und gegenüberliegende Wand trat, vom Wasser abgerundet, hervor. Die größte Höhe betrug gegen 80 Fuß. Der Boden war mit Steinen und Felsblöcken bedeckt. Die erhellten Gegenstände warfen überall die tiefsten Schatten, und schon in geringer Entfernung verlor sich alles in vollkommener Dunkelheit.

Nachdem wir den Weg über das Felsengebirge, das wir so eben überstiegen, bezeichnet hatten, wandten wir uns rechts in eine niedrige Höhle, wo in einem Winkel die Thonerde gegen 16 Fuß hoch aufgehäuft lag und hinauf bis zu den Schichten reichte, zwischen welchen sie bis hieher geschwemmt war; von hier aus mußten wir theils über das überall angehäufte Gestein hinüberklettern, theils von Felsblock zu Felsblock springen, bis wir gegen Mittag zu dem wildesten Punkt der Höhle kamen. Es hatten hier verschiedene Flußbetten übereinander bestanden, wovon die Seitenwände und die Decken die deutlichsten Spuren trugen. Alle Zwischenschichten waren zusammengestürzt. Die Felsstücke lagen verworren und wild durcheinander, waren aber besonders in der Mitte hoch aufgethürmt. Wir stiegen hinauf und sahen, nachdem wir diesen sogenannten Dom von dort aus möglichst hell erleuchtet hatten, die Decke kegelförmig durch zusammengestürztes Gestein begränzt. Einzelne Schichten standen weit in die Höhle herein. An einigen Orten wurde anscheinend die Decke von Säulen getragen. Nur nach einer Richtung hin war es uns möglich, weiter vorzudringen. Diese Richtung verfolgend, befanden wir uns bald am Eingange einer fast ganz von Tropfstein gebildeten Grotte. Der Eingang führt steil über Tropfstein hinab, der sich überall am Boden in kleinen Hügeln mit einer mittlern Vertiefung erhebt. Die Bildung dieses Tropfsteins an den Seitenwänden gleicht in ihren äußern Umrissen einem versteinerten Wasserfall. Im Hintergrunde sieht man ein längliches Becken; zierliche Säulen, welche auf dem Rande des Beckens stehen, tragen die Decke. Es enthält klares Wasser, wovon ich ein Glas füllte, um später unter dem Mikroskope zu untersuchen, ob Infusorien darin vorkämen.*) Unsern Rückweg fanden wir ohne Mühe wieder, obgleich wir noch mehrere Nebenarme der Höhle besuchten, und ich brachte eine reiche Ausbeute von Mineralien zurück.

*) Bei vorläufiger Untersuchung fand ich darin Monaden, Trichodina, Euglena u. s. w.

Da bei uns Tag und Nacht gleich war, so richteten wir uns auch wenig nach den Tageszeiten über uns, aßen und tranken, wenn wir hungrig und durstig waren, und legten uns schlafen, wenn wir müde wurden. Jedesmal aber, ehe ich einschlief, trocknete ich die noch übrigen Zündhölzer, in Papier eingeschlagen, über der Lampe und steckte sie in die Brusttasche; durch dieses Verfahren erhielten sie sich vollkommen trocken und zündeten leicht. Der Vorsicht wegen wurden sie so an jedem Abend wieder getrocknet, was uns am letzten Morgen wohl zu Statten kam, da beide Lampen wieder erloschen waren.

Am folgenden Tage fühlte sich mein Freund B. so ermüdet, daß er es vorzog, zurückzubleiben. Ich machte mich deßhalb Vormittags allein auf, um einige nahe gelegene Arme der Höhle weiter zu verfolgen, die mir aber nichts bemerkenswerthes Neues darboten. Am Nachmittag besuchten wir gemeinschaftlich das sogenannte heilige Grab (the holy sepulchre). Der schon früher bezeichnete Eingang war schwer und nicht ohne Gefahr zu erreichen. Die Decke dieses Seitenarmes ist, wie die der meisten Höhlen, eben; zwischen derselben und der höchsten Seitenschicht war auch hier ein freier Zwischenraum, von wo herab das Wasser Jahrhunderte lang über die Seitenwände herabgeflossen seyn mußte, denn diese waren tief und breit gefurcht, besonders die höhern Schichten. Die hervorstehenden Theile glichen den Lehnen alter Chorstühle. Der Eingang zum h. Grab liegt nahe der Decke, und wird von dieser und von sanduhrförmigen Tropfsteinsäulen, welche auf einer Anhäufung von Kalksinter ruhen, gebildet. Der Eingang ist so eng, daß man hindurch kriechen muß. Der Boden erhöhte sich allmählich, so daß der obere Raum nur 5 bis 8 Fuß hoch war. Hinter den letzten Säulen ging es plötzlich schroff hinunter. Die Schichten hatten sich hier gegen 12 Fuß gesenkt. Diese Vertiefung ist es, welche den Namen des h. Grabes führt. Hier mußten wir umkehren, denn es war unmöglich, ohne Leiter oder Seile an der andern Seite die Fortsetzung der Höhle zu erreichen. Wir kehrten daher, nachdem wir noch einige Nebenhöhlen besucht, zu unserem Lager in der Snowball-Chamber zurück. — Am dritten und am vierten Tage setzten wir unsere Excursionen, jedoch ohne erheblichen Gewinn wesentlich neuer Beobachtungen fort, so daß uns — wie man denken kann — in unserer Abgeschlossenheit von der Welt des Lichtes die Zeit doch endlich ziemlich lang wurde. Als unsere Uhren uns nun aber den zur Rückkehr festgesetzten Tag anzeigten und dennoch keiner der Neger zur bestimmten Zeit eintraf, entschlossen wir uns, da unsere Mundvorräthe fast aufgezehrt waren, auch ohne sie den Rückweg anzutreten. Die gesammelten Mineralien packte ich in einen Korb; was uns an Lebensmitteln übrig geblieben war, konnten wir ohne Mühe in unsern Taschen forttragen.

(Schluß folgt.)

Verwandtschaft der Tschirokesen und Azteken. Man schreitet sichtlich vorwärts in der Erforschung der indianischen Alterthümer und eine Entdeckung reiht sich jetzt an die andere; so erzählt Featherstonehaugh in seiner „Excursion through the Slave States of America,“ daß ein Arzt in Tenessee, ein Dr. Troost, ein geborner Holländer, unter anderem im Sequatchee-Thal, das ein Lieblingsaufenthalt der Indianer in alten Zeiten gewesen zu seyn scheint, Idole gefunden habe, welche den mexicanischen ganz ähnlich sehen. Auch ist er der Ansicht, wenn man die Sprache der Tschirokesen analysiren wollte, so würde man auf große Verwandtschaft mit den aztekischen Dialekt stoßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1844.

Die englischen Zuckerzölle.

Zuckerzölle und Negerschicksal sind immer noch zwei Dinge, welche gegenseitig auf einander einwirken, da in ganz Amerika, die englisch-westindischen Inseln ausgenommen, Zucker nur durch Sklaven erzeugt wird. Das neue Zuckergesetz in England, dessen Schicksal so gut wie entschieden ist, findet mehrfachen starken Widerspruch, und die englischen Minister fahren in keiner Hinsicht gut dabei. Als die Whigs im Jahre 1841 die Zölle auf fremden Zucker von 63 Sh. auf 36 herabsetzen wollten, standen die Tories mit den Abolitionisten und mit den Westindiern zugleich in Verbindung; jetzt klagen die letztern, daß Sir R. Peel nur dem Ohr Wort gehalten, ihre Hoffnung aber hintergangen habe, und die Abolitionisten sind gleichfalls keineswegs sonderlich zufrieden: die Regierung hat zwar dem Sklavenzucker nicht Thür und Thor geöffnet, aber doch auch die Negersache nicht eben gefördert; zudem ist unter ihnen selbst Spaltung über die Sache ausgebrochen, und sie wissen nicht mehr recht, was sie thun sollen. Die Westindier haben ein Recht sich zu beklagen, und Lord John Russell hat auch dem Ministerium sein Benehmen hart genug vorgeworfen: wenn die Tories im J. 1841, wo die Zufuhr aus West- und Ostindien ungenügend war und die Preise eine unmäßige Höhe erreicht hatten, die Herabsetzung des Zolls auf fremden Zucker bekämpften, warum setzen sie jetzt selbst die Zölle auf fremden Zucker herab, wo die Zufuhr dem Absatz entspricht und die Durchschnittspreise niedriger stehen? Der Vorwurf läßt gar keine Antwort zu, denn den wahren Grund, nämlich daß man den Holländern entgegenkommen will, darf der Minister nicht laut sagen. Der einzige Unterschied zwischen dem Thun der Whigs und der Tories besteht darin, daß die Tories den Zucker aus Ländern, wo er durch Sklaven erzeugt wird, nicht zulassen wollen; es bedarf aber eines geringen Scharfsinns, um zu bemerken, daß die Lücke, welche durch die Einfuhr von Java- oder Manillazucker in England auf dem allgemeinen Zuckermarkt entsteht, durch Zucker aus Sklavenländern wieder ausgeglichen werden muß, daß also für die Negersklaven nichts gewonnen, vielmehr möglicherweise noch verloren wird, ganz abgesehen von dem Umstand, daß cubanischer Sklavenzucker aus Mexico in England eingeführt werden kann, anderer Unterschleife nicht zu gedenken.

Lassen wir indeß den Streit der westindischen Pflanzer mit den Ministern und der aus dem Concept gebrachten Abolitionisten unter einander *) bei Seite, und sehen wir auf die Folgen, welche die neuen Zuckerzölle für die Neger, und zwar hauptsächlich in Bezug auf Westindien, haben müssen. Der Zoll auf fremden, nicht durch Sklaven erzeugten Zucker ist von 63 auf 34 Sh. per Centner herunter gesetzt, und dieß muß den Werth des brittisch-westindischen Zuckers um wenigstens 14—15 Proc. drücken. Der Westindier muß also jetzt nach wohlfeilen Arbeitern sich umsehen, oder sein Capital geht verloren. Man wird darum die Bemühungen, Neger in Afrika für Westindien anzuwerben, sich erneuern und in größerem Umfang betreiben sehen, die Opposition gegen die Beschränkungen dieses „Arbeiterhandels" wird allmählich ansteigen, und die Regierung sich genöthigt sehen, entweder die Beschränkungen aufrecht zu erhalten, und dadurch die Westindier, wenigstens auf den größern Inseln, wie Jamaica und Trinidad zu ruiniren, oder die Beschränkungen aufzuheben und sich dem Vorwurf, einen neuen Sklavenhandel zu gestatten, auszusetzen. In diese Alternative ist die englische Regierung festgebannt, und man kann sich wohl denken, daß Englands Feinde nicht lässig seyn werden, falls es in der Erlaubniß, Arbeiter aus Afrika herüber zu führen, weiter als bisher geht, ihm seine frühere Heuchelei bitter vorzuwerfen.

Hr. Jamieson, der früher schon den Capitän Becroft auf Entdeckungen im Nigerdelta aussandte, hat jetzt einen neuen Plan zur Belebung des Nigerhandels entworfen, und da Hr. Becroft schon aus der Erfahrung seiner ersten Nigerfahrt

*) Eine Versammlung der Abolitionisten sprach sich dahin aus, daß sie die Minister hinsichtlich der Zölle auf Erzeugnisse, die aus Sklavenländern kommen, nicht mehr belästigen wollten, eine andere größtentheils aus Quäkern bestehende Versammlung hob diesen Beschluß auf: die Gesellschaft ist augenscheinlich etwas aus den Angeln gerückt, und wird jetzt von ihren alten Gegnern mit Spott verfolgt.

weiß, daß man im Nigerdelta schwarze Arbeiter in Menge bekommen könnte, so wird man die Gelegenheit, diese Erfahrungen zu verfolgen, nicht verstreichen lassen. Hr. Macgregor Laird, nebst Becroft einer der gründlichsten Kenner der Verhältnisse des westafrikanischen Küstenlandes, hat einen Plan ausgearbeitet, um einen freien Verkehr zwischen Cape Coast und dem englischen Westindien herzustellen, und dieser Plan ist von der Glasgower Emancipationsgesellschaft günstig begutachtet worden. Alle diese und mehrere ähnliche Bestrebungen stechen scharf ab von den Ansichten der ächten, aber beschränkten Abolitionisten, wie Fowell Burton und seine Anhänger, die einem solchen neuen Menschenhandel durchaus entgegen waren; aber, sagt der ungläubige Franzose, il y a avec Dieu des accomodements, man wird sich mit dem Gewissen und den Heiligen in England abzufinden wissen, und nur die Scheu vor dem Hohn und dem gerechten Tadel der Welt, welche den philanthropischen Heiligenschein der englischen Regierung längst für unächt ansah, hält noch von offener Begünstigung des neuen Menschenhandels ab, denn an der ganzen afrikanischen Küste gibt es, vielleicht die einzigen Krus abgerechnet, keinen Stamm, der freiwillig sich nach Westindien verpflanzen ließe; alle folgen dem Gebot ihrer Herren und Häuptlinge und werden verkauft, oder wenn es aus Sklavenschiffen weggenommene Neger sind, von den Engländern mit oder gegen ihren Willen nach Westindien geführt und dort an die Pflanzer zu siebenjährigem Dienst verhandelt. Das mindert die unermeßlichen Folgen des großen Schrittes der Emancipation nicht, zeigt aber, wie die Engländer zwischen ihrem philanthropischen Heiligenschein und ihrem Vortheil in die Klemme kommen. Die neuen Zuckerzölle werden diese Klemme noch steigern, eine Art Krise in den Zuständen des englischen Westindiens herbeiführen und wahrscheinlich die Negerausfuhr aus Afrika bedeutend vermehren.

C a r t a g o.

(Schluß.)

Aus dergleichen Alterthümern, welche man in dieser Gegend findet, ersieht man offenbar, daß das schöne fruchtbare Caucathal sonst von Indianern bewohnt wurde. Der Sage nach soll es, vor der Eroberung der Spanier, ganz von indianischen Dörfern und Hütten bedeckt gewesen seyn, während man jetzt von denselben auch nicht eine Spur mehr sieht. Wie tyrannisch müssen diese Bedrücker gewüthet haben, daß die armen Eingebornen aus diesem großen Thale so gänzlich ausgerottet worden sind! Wenn man durch das Land reist, entdeckt man leicht noch die Spuren der schmalen Graben, welche die Indianer einstens bei Bearbeitung des Bodens zogen, eine Art das Land zu bauen, welche den in der Nähe von Popayan wohnenden Indianern noch heutzutage eigenthümlich ist. Die meisten der unglücklichen Indianer kamen bei den schweren Arbeiten in den Bergwerken von Choco und Buenaventura und durch die Mißhandlungen um, welche sie daselbst von ihren unbarmherzigen und habsüchtigen Herren erfuhren. Las Casas, zu Karl des Fünften Zeiten ihr großer Freund und Beschützer, mag in seinen Erzählungen die Grausamkeiten der Spanier gegen sie häufig übertrieben haben, gewiß ist es aber, daß sie gleich einer verderblichen Pest unter ihnen wütheten, und daß die armen Eingebornen durch die harten Arbeiten und den Gram über den Verlust ihrer Freiheit in Menge aufgerieben wurden.

Hr. Laroche hatte außerdem die Güte, mir einige indianische goldene Zierrathen zu geben und ein Halsband von Kalkstein, welches er in einem alten indianischen Grabe auf dem Berge Cucuana gefunden hatte. Ueber die Entdeckungen, welche er daselbst gemacht hatte, gab er mir schriftlich folgenden Bericht: Auf genanntem Berge, nicht weit von dem Paramo von Banegar, entdeckte ich ein Huaco oder altes indianisches Grab mit zwei Skeletten; das eine hatte eine sitzende Stellung und war mit einer pyramidenförmigen Bedeckung aus Palmblättern umgeben; an seiner Stirn befand sich eine lilienähnliche Blume aus Gold und an der Nase waren zwei aneinanderhängende goldene Ringe, jeder von zwei Zoll im Durchmesser, befestigt. Das andere Skelett, welches seinem Schmucke nach zu urtheilen von einer Frau war, lag in einer großen Urne, die ihm zum Sarg diente. Um den Nackenwirbel hing ein Halsband, welches aus acht Kugeln von marmorartigem Kalkstein bestand, und an diesem eine goldene Blume wie die vorige. An den Armen waren eine Menge von kleinen Perlen, welche Ueberreste von Armbändern zu seyn schienen. In der Nase hatte es nur einen großen goldenen Ring, der über die Vorderzähne herabhing, welche sich in einem so vollkommenen Zustande befanden, daß man dadurch auf den Schluß geleitet wurde, das Frauenzimmer müsse jung gestorben seyn. Neben dem ersten Skelett fand ich auch eine Figur von gebranntem Thon, welche die ausgebreiteten Flügel eines Schmetterlings vorstellte, welche vom Leibe abgebrochen waren. Diese Flügel mochten wohl eine religiöse Beziehung in der alten Symbolik der Indianer haben, so wie auch die alten Aegyptier der Gottheit Flügel gaben, um dadurch ihre Herrschaft über die Winde und ihren Aufenthaltsort in der Luft anzudeuten. Das erwähnte steinerne Halsband besitze ich noch, die goldenen Zierrathen aber so wie die Flügel des Schmetterlings habe ich verschenkt.

Der Enjawabaum, welcher eine dunkelfarbige, der französischen Bohne ähnliche Schote trägt, wächst in Cartago in großer Menge. Die weiche Schale, welche die Kerne bedeckt, ist eine Lieblingsspeise der Neger. Auf den kleinen Flüssen und Seen in der Gegend von Cartago halten sich viele Schnepfen und wilde Enten auf. An einem Teiche sah ich über dreißig Paar Schnepfen aufsteigen; sie flogen nicht weit und zum Schießen niedrig genug, so daß wir hier die beste Gelegenheit zum Jagen gehabt haben würden, hätte ich nicht einem befreundeten Columbier, dem die Waidmannslust über alles ging, meine letzten zwei Pfund englisches Schießpulver geschenkt. Von den Gebirgen kommen häufig schwarze Bären in die Ebene herab, um daselbst die Früchte der Palmen aufzusuchen, welche eine leckere Speise für sie sind.

Nicht weit von unserem Quartiere wohnten in einem hübschen kleinen Hause vier junge Mädchen mit ihrer Mutter, die einige Ländereien und mehrere Kühe besaßen, von deren Milch sie die Artigkeit hatten, uns alle Morgen eine große Schale voll zu schicken. Der Anstand erforderte, daß wir sie dagegen unsererseits besuchten, um ihnen für ihre Aufmerksamkeit zu danken, und so lernten wir diese Familie, die hier ein recht ruhiges, angenehmes Leben führte, näher kennen. Die drei jüngsten Töchter, von denen keine über zwanzig Jahre alt war, hatten eine ganz europäische Gesichtsfarbe und viel Einnehmendes in ihrem Aeußern. Hr. Laroche erzählte mir, daß diese Familie mit zu den reichsten im Eaucathale gehört habe; im Bürgerkriege sey sie aber fast um ihr ganzes Vermögen gekommen. Nach dem Tode des Mannes waren der bedrängten Wittwe nur noch einige kleine Besitzungen geblieben, welche des Jahres etwa 400 Dollars eintrugen, mit denen die Familie jetzt ihre sämmtlichen Bedürfnisse bestreiten müsse. Mich erheiterte die Gesellschaft dieser angenehmen, guten Mädchen; sie spielten alle die spanische Guitarre, welche sie mit ihrer Stimme begleiteten.

Des Abends sah ich einen Leichenzug, an dessen Spitze ein Trommler und ein Pfeifer spielten, während das Volk auf dem Markte Feuerwerke abbrannte. Als ich mich nach dem Grunde dieses auffallenden Benehmens erkundigte, war die Antwort, daß man die Leiche eines jungen Mädchens zur Erde bestatte, und daß man hier immer durch solche Feierlichkeiten seine Freude bezeige, wenn jemand jung gestorben sey, weil er dann weniger Sünden abzubüßen habe. Am folgenden Tage sah ich den Vater der Verstorbenen, welcher mir lächelnd verkündete, daß seine Frau soeben die in seiner Familie entstandene Lücke wieder ausgefüllt habe. Die Creolen können sich bei der ihnen eigenthümlichen philosophischen Ruhe leicht über jedes Unglück trösten.

Die niedere Volksclasse hat hier ein Instrument, welches Alfanda heißt. Man thut in die Höhlung des Holzes die kleinen schwarzen Samenkörner der Chakerafrucht, welche, wenn sie darin geschüttelt werden, einen starken und nicht unangenehmen Schall verursachen, mit dem man die Guitarre zu begleiten pflegt. Ein anderes Instrument, Carrasca genannt, welches hier gebräuchlich ist, hat einen starken, ganz unmelodischen Ton. Es besteht in einem mit großen Kerben versehenen Stück Schwarzpappelholze, über welches man mit einer Ochsenrippe fährt. In Europa würde dieses Instrument wahrscheinlich Austritte hervorbringen wie die, welche der unübertreffliche Hogarth in seinen „wüthenden Musikanten" so meisterhaft dargestellt hat.

Ausflug nach der Mammuthhöhle in Kentucky.

(Schluß).

So gut wir uns aber auch orientirt hatten, als wir auf unsern Ortssinn ausschließlich angewiesen waren, so schwer wurde es uns doch jetzt auf unserem Rückwege an einzelnen Punkten, wo mehrere Höhlen zusammentrafen, weil wir uns zu sehr auf die Leitung der Führer verlassen hatten. Wir schlugen dann den Weg ein, welcher uns als der wahrscheinlich rechte erschien; oft aber glaubten wir falsch gegangen zu seyn, wenn uns alles ringsumher fremd aussah. Dennoch setzten wir den einmal eingeschlagenen Weg fort und trafen auch immer bald wieder auf Gegenstände, die uns als bekannt vorkamen. Aber Eine Stelle machte unsern guten Glauben sehr wankend, denn nirgends war ein Weg zu finden, der uns hätte weiter führen können; der Boden war mit schlüpferigem Thon bedeckt, das Wasser tröpfelte überall von der Decke herab und nirgends waren Fußstapfen in dem weichen Thon sichtbar. An verschiedenen Orten versuchte ich über den abschüssigen schlüpferigen Boden weiter vorzudringen; es wollte mir aber nicht gelingen, und zuletzt glitt ich bei einem solchen Versuche seitwärts in eine mäßige Vertiefung. Dieser faux pas gereichte uns aber sehr unerwartet zu großem Troste: denn zwischen zwei Felsstücken, in deren Nähe ich mich befand, bemerkte ich deutlich einen Durchgang, den ich mit großer Freude bestimmt wieder erkannte.

Unsere Besorgniß, einen falschen Weg eingeschlagen und unsere Führer verfehlt zu haben, hatte für dießmal wieder ein Ende. Bald darauf, als wir wieder in einer Erweiterung der Höhle, wo ebenfalls die Fußstapfen in dem weichen Boden vom Wasser weggewaschen waren, vergebens nach dem Wege suchten, wurden wir höchst angenehm durch die Stimme eines der Neger überrascht, der, während er den Kahn über das Wasser daher ruderte, ein Lied sang, das er mit seinen Ruderschlägen begleitete. Durch die rundliche Oeffnung, welche von der weiten Höhle, in welcher wir standen, zum Wasser führte, sahen wir anfangs nur ein Licht, das sich langsam auf uns zu bewegte; erst spät erkannten wir das Boot und den Neger. Er hatte sich lange Zeit auf dem Wasser aufgehalten, um Fische zu fangen, aber nur zwei Krebse bekommen. Wir schickten den Neger nun zunächst nach der Schneeballkammer, um den Korb mit Mineralien und später die andern zurückgelassenen Sachen zu holen. Unterdessen bestiegen wir das Boot, um wieder auf den Fischfang auszugehen. Während wir langsam dahin fuhren, sah ich dicht unter der Wasserfläche und nahe über einem Felsstück einen dunkelgefärbten, ungefähr 3 Zoll langen Fisch. Er schwamm aber so nahe über dem Stein, daß es unmöglich war, das Netz unter ihn zu führen. Es stieß gegen eine hervorstehende Ecke des Felsstücks an, und durch die Bewegung des Wassers wurde der Fisch verscheucht. Es war der einzige Fisch dieser Art, den ich sah. Der Schwarze sagte später, daß er früher einmal einen solchen Fisch gefangen; derselbe habe aber Augen und eine von den weißen Fischen verschiedene Gestalt gehabt. Etwa drei Stunden mochten verflossen seyn, als Matthew, unser Neger, mit dem Korbe, den Fellen und Decken beladen zurückkehrte, und noch immer hatten wir keinen der weißen Fische gesehen. Doch bemerkte ich, während wir über die Flüsse zurückfuhren, noch drei derselben; zwei verschwanden aber, sobald wir uns ihnen mit dem Boote näherten, und nur einen derselben war ich so glücklich zu fangen. Die Temperatur des Wassers war 57½°, die der Luft 56° F. Etwa nach einer Stunde kamen wir an der andern Seite des Styx an.

Ich hielt mich auf dem Wege noch einige Zeit auf, um verschiedene Punkte zu skizziren. B. war vorausgegangen und glaubte, ohne Führer den Ausgang finden zu können. Als ich später ihm folgte, fand ich ihn ungefähr 30 Schritte vom rechten Wege entfernt, in einem Theil der Höhle, wo sich mehrere Höhlen kreuzten, auf einem Stein sitzend. Er hatte mich dort, nicht ohne Herzklopfen, sehnlich erwartet, und

besorgt, ich möchte auf einem andern Wege ihm schon vorübergegangen seyn.

Jetzt näherten wir uns wieder dem Ausgange des dunkeln Labyrinths, worin wir so lange umhergeirrt waren. Das hereinfallende Licht machte auf uns, nachdem wir gegen fünf Tage unter der Erde in der Dunkelheit zugebracht hatten, einen unbeschreiblich freundlichen Eindruck. Wer das Licht lange entbehrt hat, fühlt, welchen Einfluß es auf uns übt. Das Blau des Himmels erschien uns klarer, das Grün der Bäume grüner, alles um uns her schöner und lieblicher; auch die Menschen waren liebenswürdiger als sonst.

Als wir am folgenden Morgen in die Höhle zurückkehrten, fanden wir die Patienten beim Frühstück, das ihnen von den Sklaven vom Cavehouse gebracht wurde. Es war ein eigenthümlicher Anblick, fünf junge Männer hier versammelt zu sehen, in einer Höhle auf Herstellung ihrer Gesundheit hoffend, obgleich sie sich alle schlechter befanden als zur Zeit, da sie hineingekommen waren. Ihre sanguinischen Hoffnungen auf baldige und völlige Genesung hatten sich aber sehr verloren. Auch hätten sie sich keinen ungünstigern Aufenthaltsort wählen können als diese Höhle, in welcher die längste Zeit im Jahre hindurch die Temperatur, obgleich im Ganzen sehr gemäßigt, dennoch zu niedrig ist, um sich darin bei mangelnder Bewegung ohne Feuer aufhalten zu können. Die Luft ist so feucht, daß sich einige mit ihrem Anzug zu Bett legten, weil, wie sie sagten, die feuchten Bettdecken ihnen unangenehm wären; aber auch am Tage fühlten sie die Feuchtigkeit der Kleider. Einige klagten deßhalb auch über rheumatische Schmerzen.

Besonders ungünstig wirkt auf ihr Befinden ihr Gemüthszustand zurück, der durch den Aufenthalt in der dunkeln Höhle sehr niedergedrückt wird, wo die Patienten größtentheils auf sich selbst angewiesen sind und sich gegenseitig meistentheils über ihren Zustand unterhalten, die übrige Zeit aber allein in ihrem Zimmer zubringen und hier von dem Rauche ihrer Oefen belästigt werden. Mehrere notirten sich mit Genauigkeit die Veränderungen, welche sie in ihrem Gesundheitszustande wahrnahmen. Am Mittag aßen wir mit ihnen zusammen. Die Gespräche waren immer ernst. Ich hielt es für meine Pflicht, im Gespräch die Kranken, welche auf Besserung hofften, auf das Grundlose und Widersinnige der Behauptung, daß ein Aufenthalt von einigen Wochen oder Monaten in der Höhle Brustkranken heilsam sey, aufmerksam zu machen, und ihnen zu rathen, die Höhle baldigst zu verlassen. Zwei derselben entschlossen sich auch wirklich zur Abreise. Der eine, welcher schon 3 bis 4 Jahre gelitten und einen Winter in Cuba seiner Gesundheit wegen zugebracht hatte, glaubte besonders deßhalb, daß der Aufenthalt in der Höhle einen heilsamen Einfluß auf Schwindsüchtige ausüben müsse, „weil Fleisch darin nicht verwese." Ich hatte ihn, als er mir dieß vor einigen Tagen sagte, aufgefordert, den Versuch zu machen, ob es denn auch wahr sey, und ihn veranlaßt, sogleich ein Stück Fleisch auf einen Haufen Steine in der Nähe seiner Hütte zu legen. Als wir jetzt nachsahen, was daraus geworden sey, fanden wir es größtentheils in Verwesung übergegangen; dieß war hinlänglich, ihn von der Trüglichkeit der im Publicum verbreiteten Gerüchte zu überzeugen. Zwei Schwindsüchtige waren schon im Cavehouse gestorben. Wenn noch einige an der Schwindsucht dort sterben sollten, so werden bald die Hütten in der Höhle leer stehen.

Der Wirth versicherte mich offenherzig, daß von zehn Patienten, welche mit der Absicht, einige Zeit in der Höhle zuzubringen, aus verschiedenen Theilen der Union dort hingekommen, neun sogleich, nachdem sie die Höhle Einmal besucht hätten, wieder abgereist wären. Einige Sklaven warteten bei Tisch auf. Sie lagerten sich von Zeit zu Zeit, wenn sie gerade nichts zu thun hatten, auf dem Boden, und waren die einzigen, die hier scherzten und lachten. Zwei derselben geriethen in Streit; ein dritter machte demselben aber mit den Worten ein Ende: „Bet quiet you niggers (nigger wird als Schimpfwort gebraucht, statt negro) you hav'nt a deop of *white blood* in your veins." Man sieht, wie hoch die armen Schwarzen das weiße Blut zu schätzen wissen.

Nach Tisch besuchten wir Gorins Dom. Der Weg dorthin führt durch verschiedene Höhlen. Man muß mehrere Leitern von verschiedener Höhe hinauf- und hinabsteigen; zuletzt kommt man in einer ziemlich weiten verticalen Zerklüftung an eine Oeffnung in der Seitenwand, durch welche man in Gorins Dom hineinsieht. Eine kolossale Säule, in ihrer Bildung der des Bottomleß Pit ähnlich, deren Höhe man zu 80' angibt, nimmt den ganzen mittleren Raum eines großen Doms ein, dessen ausgehöhlte ebene Seitenwände ungefähr 15 bis 20 Fuß von der Säule abstehen. Die herrschende Stille wird nur durch das Tröpfeln des Wassers unterbrochen. Wir stiegen durch eine andere Oeffnung in den Raum neben der Säule hinab. Die Säule hängt an einer Seite mit dem übrigen Gestein zusammen, scheint aber von dem Punkt aus, wo man hinein tritt, in der Luft zu schweben; unterhalb derselben ist ein freier Raum, gegen 4 Fuß weit; ihre untere Fläche ist uneben. Die lockern Theile sind vom Wasser weggespült, die festern stehen hervor. Der Boden war hie und da mit Wasser bedeckt. Dieß war der letzte ferne Punkt, den wir in der Höhle besuchten.

Von den vielen Namen, welche man zu verschiedenen Zeiten den einzelnen Theilen der Höhle beigelegt hat, habe ich nur diejenigen genannt, welche wegen ihrer Schönheit oder in Bezug auf die geognostischen Verhältnisse Interesse darbieten. Des Teufels Ellenbogen, sein Spiegel, seine Kühlwanne (the devils cooling tub) u. s. w. sind Namen von solchen Gegenständen, die dem Reisenden allenfalls als Wegweiser dienen können; sonst bieten sie nur Stoff, die Phantasie derer, welche die Höhle nicht besucht haben, zu beschäftigen.

Die ganze Umgegend ist reich an Höhlen, unter denen die Salpeterhöhle wegen ihres bedeutenden Gehalts an Salpetererde wohl die bemerkenswertheste ist.

Ich habe jedoch die Geduld des Lesers für meinen Ausflug schon so lange in Anspruch genommen, daß ich ihm jede weitere Schilderung billig erspare.

Punch über die englischen Missionen. So viel Erhebendes in den englischen Missionen liegt, so viel Falsches und Unrichtiges kommt auch mit zu Tage, so daß es stark anfängt der Spott zu werden. Punch ergeht sich in einem seiner neuesten Blätter darüber, und bemerkt unter anderem, man unterschreibe jährlich 25,000 Pfd. St. zu Bekehrung der Juden in Jerusalem, Hebron, Beyrut, Smyrna rc., und er möchte denn wohl einmal die Abrechnung sehen, wie viel Juden denn wirklich bekehrt würden und wie hoch ein Judenrenegate zu stehen komme; er glaubt ein solcher Paradiesvogel müsse ungemein theuer seyn, und die englischen Damen thäten besser, das Elend daheim etwas mit ihrem Gelde zu lindern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1844.

Die oskische Sprache.

Wir haben im vorigen Jahre unter dem Titel: „die Pelasger" von zwei Werken berichtet, von denen das eine die Verwandtschaft der rhätischen Alpenvölker mit den Etruskern, das andere die gleichmäßige Abstammung sämmtlicher mittelitalienischen Völker zu beweisen suchten. Es stellt sich immer mehr heraus, daß dieser alte Volksstamm von Kleinasien aus durch die Süddonauländer, Griechenland und den Archipel sich nach Italien, dem südlichen Gallien, durch den ganzen Alpenzug und selbst bis nach Spanien verbreitete. Noch sind, um den Beweis hiefür einigermaßen vollkommen zu liefern, eine Menge einzelner Studien zu rechnen, die nur allmählich durch den ameisenartigen Fleiß der Gelehrten sich ausführen lassen. Zu diesen gehören auch ein paar Schriftchen von Raymund Guarini, welche uns kürzlich in die Hände gefallen sind. Das erste (Nupera quaedam osca cum auctar. in marm. anxan. Commentar.) gibt einige oskische Inschriften nebst der Erklärung; das zweite enthält ein kleines oskisches Wörterbuch (Lexici oscolatini stamina quaedam). Der Verfasser gibt seine Stellung als Gelehrter am Ende des letztern Werkchens in vier lateinischen Versen dahin an, daß so viel auch an diesen Anfängen fehlerhaftes seyn möge, ihm wenigstens die Ehre bleibe, daß er den ersten Anfang mit einem oskischen Wörterbuch gemacht habe. Es ist hier nicht der Ort, in das Nähere dieser beiden in etwas gesuchtem Latein geschriebenen Abhandlungen einzugehen, und wir bemerken bloß, daß die oskische Sprache, ein Dialekt der allgemeinen altitalischen oder richtiger pelasgischen, eine eigenthümliche Stellung zwischen dem Römischen und Griechischen einnimmt. Eine der angeführten und erklärten Inschriften betrifft einen zu Rom vom Senat entschiedenen Proceß über die Weiderechte der Stadt Agnas (jetzt Agnone, in dessen Nähe noch weitläufige Spuren einer großen, alten Stadt sich finden), und der Verfasser bemerkt, die Inschrift reiche vermuthlich nur wenig über den italischen oder Bundesgenossenkrieg hinauf, sey also aus einer Zeit, wo der oskische Dialekt schon allmählich in den römischen überging. Schon hieraus ergibt sich, daß Guarini völlig die Ansicht Abekens theilt, daß das Oskische keineswegs eine von dem Römischen gesonderte Sprache gewesen sey, sondern von diesem und dem Etruskischen nur dialektisch sich geschieden habe. Es ist dieß kein unwichtiger Beitrag zur alten Völkergeschichte und Linguistik Italiens, welche gegenwärtig von italienischen Gelehrten mit einer merkwürdigen Ausdauer gepflegt werden. In dieser Beziehung müssen wir zugleich auf ein Werk aufmerksam machen: Storia della due Sicilia di Nicolà Corcia, von welchem im vorigen Jahre ein Band erschienen ist, und das die Geschichte des südlichen Italiens und Siciliens von den ältesten Zeiten bis zum J. 1789 umfassen soll. Schon in der Vorrede, namentlich p. 24—26 spricht der Verfasser sich dahin aus, daß Ein Völkerzug aus Griechenland, Epirus, Dalmatien und Liburnien herübergegangen sey nach Italien, und daß alle diese Völker aus Einem Stamm entsprossen seyen. Die nähere Ausführung mit Rücksicht auf die religiösen Ideen und die Heiligthümer des pelasgischen Stammes gibt das Werk selbst, und es sind darin alle möglichen Hülfsmittel, auch die Schriften unserer Landsleute, wie Abeken, Schnars u. s. w. möglichst benützt. So mangelhaft das Ganze auch noch in den einzelnen Theilen seyn mag, so kann man doch nicht umhin zu bemerken, daß das Werk ein ungeheures Studium verräth, und daß es, noch mehr als die speciellern Schriften Guarini's, den Beweis führt, daß Süditalien keineswegs so litterarisch todt ist, als man oft annimmt.

Ein Ausflug an den See von Guativata.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

Bei einem Kaufmanne in Bogota sah ich ein Halsband von Perlen aus Panama, die hinsichtlich ihrer Größe, Gestalt, Farbe und Glätte ganz vorzüglich waren. Er verlangte dreitausend Dollars dafür. Die Perlen, welche man an der Küste von Panama fischt, sind nicht so schön als die orientalischen, und werden gewöhnlich nach einigen Jahren gelb. Dagegen kann man die Tropfperlen nicht leicht größer und schöner finden als in Panama, und wenn die zusammenpassenden gut

sortirt sind, werden sie sehr theuer bezahlt. Die Perlen aus Rio de la Hacha haben eine schönere Farbe als die Panamaperlen, sind aber nicht so groß; an der Küste von Rio de la Hacha betreiben Indianer die Perlenfischerei. Auch bei Hrn. Pepe Paris, mit dem wir bekannt geworden waren, sahen wir eine beträchtliche Sammlung südamerikanischer Perlen.

Einige Tage darauf lud mich dieser Herr, der mir während meines Aufenthalts in Bogota manche Artigkeit erzeigt hatte, zu einer Partie nach dem See Guativata ein, welcher durch die Versuche, die man in neuerer und neuester Zeit gemacht hat, ihn abzulassen, große Aufmerksamkeit erregt hat. In diesen geheimnißvollen See sollen die indianischen Kaziken bei ihren religiösen Ceremonien und um den Spaniern ihre Beute zu entziehen, ihre goldenen Götzenbilder so wie andere Schätze geworfen haben, und in der Hoffnung Kunstwerke und Gold in Menge zu finden, trat unter der Leitung des Hrn. Pepe Paris in Bogota eine Gesellschaft zusammen, die zur Bewerkstelligung des Unternehmens den See abzulassen Geldbeiträge sammelte. Der Betrag jedes Antheils war zweitausend Dollars, und eine Zeit lang wurde für sie, wie es häufig bei den Actien der Gesellschaften zur Betreibung des Bergbaues der Fall war, eine beträchtliche Prämie bezahlt; aber noch ehe ich Bogota verließ, waren sie schon sehr im Werthe gesunken. Außer Campbell nahmen noch der Mineralog Rivierro und Dr. Cheyne, ein junger schottischer Arzt, der nach Bogota gekommen war um daselbst zu praktiziren, an der Gesellschaft Theil.

Um halb zehn Uhr erreichten wir El Cedro, ein kleines nördlich von Bogota gelegenes Landhaus, wo Hr. Pepe Paris ein Frühstück für uns bestellt hatte. Von El Cedro aus kamen wir in nordöstlicher Richtung über einige Berge und dann in ein äußerst fruchtbares, gut bewässertes Thal; über eine zweite Bergreihe gelangten wir hierauf in das geräumige Thal Guativata und erreichten um vier Uhr Nachmittags das Dorf gleichen Namens, welches ungefähr 30 spanische Leguas von Bogota liegt. Nicht weit von Guativata kam uns ein Franciscanermönch, welcher hier den Pfarrdienst versah, mit ungefähr vierzig Landleuten zu Pferde entgegen. Der Mönch begrüßte uns mit einer kleinen Anrede, versicherte, daß er sich von unserem Aufenthalt in Columbia viel Gutes verspreche und hieß uns willkommen in Guativata. Wir gingen hierauf nach dem Pfarrhause zu, vor welchem sich die ganze Einwohnerschaft, welche aus Indianern bestand, versammelt hatte. Zwei spielten auf ihrem Nationalinstrument, der Chirimia, und andere ließen Raketen und Schwärmer steigen. Die Landleute ritten vor dem Pfarrhause vorüber, stellten sich dann in eine Reihe, nahmen ihre Hüte ab und erhoben ein dreimaliges Freudengeschrei, in welches die Indianer und wir mit einstimmten. Hierauf riefen sie in spanischer Sprache: „Es lebe das englische Volk und sein Freundschaftsbund mit der Republik Columbia!“

In dem Pfarrhause wo wir übernachteten, fanden wir alles nach unserer Bequemlichkeit eingerichtet; die Pfarrpfründe in Guativata trägt jährlich 3000 Dollars ein. Die Indianer in dieser Gegend sind ein deprimirter Menschenschlag; ihr Geist scheint durch die grausamen Gewaltthätigkeiten, welche sie unter ihren früheren spanischen Herren erdulden mußten, ganz niedergedrückt zu seyn. Auf keine Frage die man an sie richtet wissen sie mehr zu antworten als: si mi amo oder no mi amo, wobei ihr ganzes Wesen und Benehmen voll kriechender Demuth ist. Der kleine Fluß Guativata läuft dicht an dem Dorfe vorüber, wendet sich dann bei Esquiba nach Südwesten und tritt in die Ebene von Bogota, nach welcher er von da an der Bogota genannt wird. Bei Guativata werden Eisen und Steinkohlen gefunden, und die letztern geben, wie die Steinkohlen von Kendal, eine Art von Pechflamme. Auch Mineralquellen befinden sich in dieser gesegneten Gegend.

Um 7 Uhr des Morgens verließen wir das Dorf Guativata und kamen um 9 Uhr an eine Hütte bei dem See, die Hr. Pepe hatte erbauen lassen; hier genossen wir unser Frühstück. Unterweges waren wir an der Stelle vorüber gekommen, wo vor der spanischen Eroberung die indianische Stadt Chilacho gestanden hatte, deren Bewohner fast sämmtlich Handel mit Gold und Silber trieben. Nach dem Frühstück begaben wir uns an den nur einige Minuten weit entfernten See, der von der Seite, wo man die unterirdischen Arbeiten angefangen hatte, eine schöne, romantische Ansicht gewährt. Er liegt in einem Kessel, ganz von Bergen, die etwa 300 Fuß hoch über seine Fläche emporragen und bis zum Gipfel mit Wald bewachsen sind, eingeschlossen. Seine Oberfläche lag, ohne die mindeste Bewegung, glatt wie ein Spiegel vor uns, und das Wasser war vollkommen klar. Auf einer Seite desselben zeigte man mir die noch von den Indianern angelegten Treppen, auf denen ihre Kaziken, Edlen und Priester hinabstiegen, wenn sie ihre Ceremonien zur Beschwörung der bösen Geister anstellten, die sich nach dem Volksglauben in dem Wasser dieses Sees aufhielten. Wir fuhren in einem kleinen flachen Boote über das mystische Gewässer, wobei ich an allen seichten Stellen mit forschenden Blicken spähete, in der Hoffnung ein goldenes Idol zu entdecken, aber leider war alle Mühe vergeblich. In der Mitte ist der See ungefähr 27 Fuß tief, und hier sollen die meisten Schätze liegen. Auf der andern Seite des Sees erblickten wir eine Reihe großer, eingerammter Pfähle, bei deren Aufführung die Spanier schon fünfzig Jahre nach der Eroberung des Landes ähnliche Zwecke gehabt hatten, als jetzt unser Freund Pepe Paris. Sie wollten nämlich den See an einer seichten Stelle ablassen, und dieß gelang ihnen auch glücklich. Beim Nachsuchen fand man eine beträchtliche Menge Gold, von dem ein Fünftel, dessen Werth sich auf 3000 Dollars belief, in der königlichen Schatzkammer zu Bogota als Antheil des Königs von Spanien niedergelegt wurde. Eine officielle Urkunde, die im Archiv zu Bogota aufbewahrt wird, dient zur Bestätigung dieser Nachrichten.

Einige von uns badeten in dem See; sein Wasser war kalt und man beeilte sich herauszukommen. Aus den benachbarten Bergwäldern kommen oft Hirsche, Rehe und andere Thiere des Waldes an den See, um in der mystischen

Fluth ihren Durst zu löschen. Wildpret mancher Art, aber auch Jaguars und Tigerkatzen hausen in den schönen, immer grünen Waldungen in der Nähe des Guativatasees.

Der Gang, welchen Hr. Pepe Paris hat graben lassen, geht in nordöstlicher Richtung durch einen Berg, und es ist bereits geraume Zeit, seitdem man dieses große Unternehmen begonnen hat. Nachdem man mit großem Aufwande von Mühen und Kosten den Graben durch den Berg gezogen hatte, zeigte sich, daß er zur Ableitung des Wassers nicht Fall genug hatte, er füllte sich siebenmal wieder mit Erde und Steinen. Da also auf diesem Wege kein glücklicher Erfolg zu erwarten war, rieth man Hrn. Pepe einen neuen, unterirdischen Graben 30 Fuß unterhalb des Seebettes, in derselben Richtung als den vorigen, anzulegen. Dieser war zur Zeit, da wir den See besuchten, auch wirklich seiner Vollendung schon nahe. Später erfuhr ich aber, daß man auch hier auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen sey, und es ist daher, wenn er nicht einen geschickten englischen Ingenieur kommen läßt, sehr zu befürchten, daß es dem armen Hrn. Pepe Paris nicht besser gehen werde als dem Hunde in der Fabel, der über dem Schatten im Wasser das Fleisch verliert. Zu gönnen wäre es ihm sehr, daß seine großen Bemühungen endlich durch einen glücklichen Erfolg belohnt würden; schon wegen seines edeln, rechtschaffenen Charakters und seiner großen Dienstfertigkeit besonders gegen Fremde, kann man ihm nur Gutes wünschen. Er war ein vertrauter Freund und Bewunderer Bolivars, und lebte auch mit Cochrane in den innigsten Verhältnissen. *)

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß man Gold in dem See finden werde, wenn es je gelingen sollte sein Wasser abzuleiten, wohl aber, daß es hinreichen werde, den Theilhabern an der Unternehmung ihr Capital zurückzubezahlen und die Interessen zu vergüten. Ein Grund dafür zu glauben, daß die Indianer nicht viel Gold besitzen konnten, ist der, daß ihre nächsten Goldgruben vier bis fünf Tagereisen weit entfernt in der Provinz Mariquita lagen, und auch diese sollen nie stark benutzt, sondern meistens nur Goldstaub aus der Erde und dem Sande gewaschen worden seyn. Zwar sagt man, daß auch dieser in sehr reichlicher Menge in der Ebene gefunden werde, auf welcher die Stadt Mariquita liegt und in dem Orte selbst brauche man nur Erde von der Straße zu nehmen und sie in einem Gefäße zu waschen, um Spuren desselben zu entdecken; aber die Sagen und Vorstellungen von der Größe dieser Reichthümer sind, wenn man auch die Sache zugibt, dennoch gewiß sehr übertrieben worden.

*) Der neueste Versuch, durch unterirdische Gänge und andere künstliche Vorkehrungen das Wasser des Guativata abzuleiten, gehört in das Jahr 1834. Einer der reichsten Creolen in Bogota stand an der Spitze dieser Speculation, die aber keinen bessern Erfolg hatte als die des Hrn. Pepe. Man fand nichts als einige goldene Ringlein und Kettlein; die großen Schätze hüten wie es scheint die Geister der Tiefe, die nichts mehr hergeben wollen. Ich verdanke diese Notiz einer südamerikanischen Zeitung.

A. d. E.

Skizzen aus Nubien.

Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola.

Vor etwa 23 Jahren überfiel Ismael Pascha, ein Sohn Mehemet Ali's, Nubien und seit dieser Zeit kann man alle hieher gehörigen Bezirke und Landschaften als den Aegyptiern tributpflichtig betrachten; ebenso den wichtigen Handelsplatz Suakin oder Sowakin am rothen Meere. Selbst die Nomaden, welche die östlich und westlich vom Nil liegenden Wüsten durchstreifen, sahen sich genöthigt, Mehemet Ali's Oberherrschaft anzuerkennen. Freilich brach bald nach der Eroberung in diesen nubischen Steppen und Nilthälern ein furchtbarer Aufstand aus; allein mit Ausnahme der südlichsten Gegend von Sennaar und einiger Bezirke an der Westgränze sind alle übrigen Landschaften wieder unterworfen worden.

Zu Bruce's Zeiten, vor etwa 70 Jahren, beherrschten die Könige von Sennaar das ganze südliche Nubien bis nach Dongala und einige Jahre früher auch Kordofan. Vor dem Einfall des Ismael Pascha zahlten die Meliks von Schendy, Damer und das Gebiet der Schaykie an die Beherrscher von Sennaar einen jährlichen Tribut. Der jetzige Melik, der von den Schelnken abstammt, welche im 16ten Jahrhundert dieses Königreich Sennaar gründeten, ist Vasall des Vicekönigs von Aegypten und besitzt kaum noch den dritten Theil seines vormaligen Reichs. Vor der ägyptischen Eroberung trieb Sennaar einen sehr einträglichen Handel.

Auf der Ebene von Amara liegen die beträchtlichen Trümmer eines schönen Tempels; es sind noch die Schafte von sechs großen Säulen des Pronaos vorhanden; sie sind von Kalkstein und die einzigen dieser Art, die ich gesehen habe, da sonst alle ägyptischen Tempel von Sandstein erbaut sind. Die Sculpturen an diesen Säulen sind eine Nachahmung jener zu Philä; am häufigsten kommt die Figur des Ibis vor. Die Mauern waren wahrscheinlich auf die Art erbaut, daß Lager von Stein und Ziegeln miteinander abwechselten. Eine dicke Einfassung von Ziegelsteinen umgibt die Lage des Tempels in einer Entfernung von ungefähr 30 Ellen von den Säulen. Der Tempel scheint zu einer Zeit erbaut worden zu seyn, wo die ägyptische Baukunst schon in Verfall gerathen war. Die schönsten Muster findet man zu Philä und Dakke.

Von Amara aus eröffnet sich eine weite Ebene; die östliche Bergkette macht einen großen Bogen. Wir kamen nach Ehar, woselbst wir bei der Gemahlin eines Statthalters logirten und mit vieler Güte und Aufmerksamkeit behandelt wurden. Die Landpfleger von Nubien, die Hirten des Volks, welches sie öfters allzu sehr scheeren, haben eine Menge Weiber, die in ihrem Gebiete zerstreut leben, um auf ihren steten Reisen durch das Land immer bequeme Wohnung zu finden, wo sie einkehren können. Der Statthalter Hossein Kaschef hatte zwanzig Frauen, wovon jede ihren besondern Wohnsitz hatte; eine seiner abyssinischen Schönheiten residirte auf einer Felseninsel im Nil, und die Landleute der Umgegend hatten die Verpflichtung, sie mit Lebensmitteln zu versorgen. In dem innern Hofraum des Hauses der Dame, wo wir blieben, war ein Brunnen und ein Wasserrad, das von Kühen getrieben ward; vermittelst desselben wurden die umliegenden Felder bewässert. Solche Räder trifft man allenthalben an, aber dieses war das einzige Beispiel, das ich innerhalb der Mauern eines Hauses gesehen habe.

Unser Weg ging über eine Quarzebene in der Richtung nach Süd-

osten. Hier nimmt die Insel Say ihren Anfang; ein Castell mit hohen Mauern und tiefen Gräben befindet sich auf dieser Nilinsel. Die wenigen Kanonen, die sonst darin standen, wurden von den Mameluken mitgenommen; allein vor einigen Jahren ließ der Vicekönig von Aegypten diese nubische Veste mit neuem Geschütz versehen und das ganze Castell ausbessern. Say hat nunmehr seinen eigenen Aga, der von den Statthaltern des Landes unabhängig ist; sonst hatte es eine Besatzung von bosnischen Soldaten, die nicht die beste Mannszucht hielten. Auf der Ostseite ist die Insel trefflich angebaut, da wo der Hauptarm des Stromes läuft; die Westseite scheint ganz unfruchtbar zu seyn; ihre Breite beträgt gegen zwei Meilen; in der Mitte erhebt sich ein beträchtlicher Hügel. Nirgends ist eine Fähre, und wenn die Nubier etwas auf dem andern Ufer zu thun haben, schwimmen sie mit ihrem Speer oder ihrer Lanze, die sie oben auf dem Kopf befestigt haben, hinüber.

Nun nimmt die Straße eine südwestliche Richtung und läuft dicht am Ufer fort, Say gegenüber; ein dichtes Wäldchen von Palmbäumen bekränzt das Ufer. Wir gelangten nach Koeik, wo die Ebene mit Gräbern nubischer Heiligen bedeckt ist. Zwei Meilen brachten uns nach Wadi Hampde, wo ein Melek arabischen Ursprungs, der übrigens einem nubischen Landpfleger zinsbar ist, residirt. In den Bergen östlich vom todten Meere hausen Beduinen, welche Beni Hampde heißen; aus diesem Stamm ist der Melek.

Auf der Ostseite des Stromes ist ein großer Brückenpfeiler oder Damm, der aus mächtigen Sandsteinen besteht; auf beiden Seiten erblickt man zahlreiche ländliche Wohnungen und dichte Dattelwäldchen. Wadi Hampde scheint stärker bewohnt zu seyn, als irgend ein Theil des Landes südlich von Ibrim. Die Datteln dieser Gegend werden sehr geschätzt; sie sind von der größten Art; gewöhnlich haben sie drei Zoll in der Länge. Man verkauft sie hauptsächlich an die Scheigia-Araber, die hier in großen Karawanen anlangen und sie gegen Durra und Butter eintauschen, auch gegen Tartschen oder Schilde, die aus der Haut des Nilpferdes gemacht sind und bei den Nubiern in hohem Werthe stehen.

Gegen Abend machten wir Halt bei einigen Hütten der Beduinen vom Stamm Kerrari. Diese unsere Wirthe versetzte ich dadurch in gute Laune, daß ich etwas Durra unter sie vertheilte; zum Dank knieten zwei von ihnen an meiner Seite nieder und fingen an, meinen Leib, meine Beine und Arme zu reiben und zu kneten, gerade wie man es in den türkischen Ländern macht. Nach einer ermüdenden Reise sind die Gliedmaßen steif; diese Operation stellt den Umlauf des Blutes wieder her und ladet zu einem angenehmen Schlummer ein.

Die Bewohner von Mahas, in deren Gebiet wir gelangten, behaupten, sie seyen Abkömmlinge von den Koreischiten, aus welchem Stamm der Prophet selbst hervorging. In Mahas herrscht die Sage, eine große Anzahl von Koreischiten habe zu derselben Zeit Besitz von dem Wadi genommen, als zahlreiche Beduinen aus dem Osten in Aegypten und Nubien einfielen. Das Oberhaupt oder der König von Mahas ist von der Familie Dschamo; er sammelt in höchsteigener Person die Einkünfte seines Reichs ein, und zahlt Tribut an die Statthalter von Nubien, welche jährlich von jedem der sechs vornehmsten Plätze in seinem Gebiete fünf bis sechs Kamele, eben so viel Kühe, zwei Sklaven und ungefähr vierzig Schafe erhalten; außerdem machen sie noch außerordentliche Forderungen. Die Leibwache des Melek besteht aus zwölf Negern, welche mit Schilden und Lanzen bewaffnet sind.

Von hier aus am Nil hin bis nach Sennaar, ungefähr 35 Tagereisen weit, gibt es zwanzig nubische Könige und Königreiche, deren Oberhaupt allemal Melek heißt. Die Macht jedes dieser kleinen Oberherren ist in Ansehung der Forderungen an das Eigenthum ihrer Unterthanen höchst willkürlich; aber er wagt keinen derselben hinzurichten, ohne seine Familie der Gefahr auszusetzen, Blutgeld an jene des Hingerichteten zu bezahlen. Alle angesehenen Einwohner von Mahas sind Kaufleute; in Dongola, Berber und in dem Lande der Scheigia kaufen sie Sklaven ein und schicken zweimal jährlich eine Karawane nach Kairo. Ein Sklave kostet in Mahas 25 bis 30 spanische Thaler und eine Sklavin 40 bis 50. In Kairo verkauft man sie mit einem Gewinn von 150 Procent.

Der Wadi Mahas erstreckt sich zwei Tagereisen über Tinare hinaus; die vornehmsten Ortschaften desselben sind: Delligo, Koke mit dem Nilkatarakt, Nauei, Berdi und Hannek. In diesem Wadi wollten vor etwa 100 Jahren Väter der Gesellschaft Jesu Missionen gründen; ihr Vorhaben mußte aber verschiedener Hindernisse wegen unterbleiben.

Südlich von Hannek beginnt die große Ebene von Dongola. Hier ist der Handel nicht so blühend als in den südlichen Bezirken, weil die Kaufleute vielen argen Plackereien sowohl von Seite der Statthalter als der Dorfhäuptlinge ausgesetzt sind. Dongola ist wegen der Zucht seiner Pferde berühmt; sie bestehen hauptsächlich in Hengsten, weil die Eingebornen selten auf Stuten reiten. Diese Pferderace stammt ursprünglich aus Arabien und ist eine der schönsten, die ich zu Gesicht bekommen habe; die Pferde besitzen alle Vorzüge und Schönheiten dieses Landes, sind groß und von starkem Knochenbau. Bei allen den, die ich gesehen, waren die vier Beine bis an die Knie weiß, und man sagte mir, es gebe sehr wenige, die sich nicht durch dieses unterscheidende Merkmal auszeichneten. Vorzügliche Hengste stehen in einem hohen Preise, indem man fünf bis zehn Sklaven für einen zahlt. Mehemet Ali hat einen Hengst mit 900 Thalern bezahlt; der größte Theil derselben wird jährlich zehn Monate lang mit bloßem Stroh gefüttert und im Frühjahre fressen sie die grünen Gerstenspitzen ab. Die Mameluken waren nach ihrem Einfall in Dongola insgesammt mit solchen Pferden beritten.

Noch 1814 war das Land den wilden Schaigie tributpflichtig; dann eroberten es die aus Aegypten vertriebenen Mameluken, welchen es im Jahre 1820 Ibrahim Pascha abnahm, wobei, wie gewöhnlich, Gräuel aller Art vorkamen. Dongola, während des ganzen Mittelalters vorherrschende Macht in Nubien, hat in neuern Zeiten an Umfang, fruchtbarem Boden und Volksmenge viel verloren. Ueber 60 Jahre stand es unter der Herrschaft der Schaigie-Araber, und während dieser Zeit wanderten zahlreiche Bewohner nach Schendy, Kordofan und Darfur aus.

(Fortsetzung folgt.)

Wallfische an der irischen Küste. Irgend ein eigenthümlicher Zufall muß eine Masse Wallfische aus dem Eismeer in den Canal zwischen England und Irland getrieben haben; nicht nur wurde nach dem Cork Reporter ein ungeheurer Wallfisch von 84 Fuß Länge und 44 Fuß im Umkreis bei Glendore in der Grafschaft Cork gefangen, sondern ein ganzer Haufe von der Grampus-Art wurde in die Bantry-Bay hineingetrieben und strandete bei Glengariff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1844.

Scenen aus der Steppe von Barka. *)

Früher wäre Kamelmilch ein Brechmittel für mich gewesen, jetzt hielt ich sie für eine wohlschmeckende Herzstärkung, so sehr fügt sich der Geschmack des Menschen den Umständen. Wir kamen durch ein Thal, welches uns nach mehrtägigem Marsch durch glühende Sandebenen entzückend schien; allenthalben erblickte man frisches Gras und blühende Tuttobäume. Um Mittag rasteten wir in köstlichem Schatten und der Boden war mit Schlingpflanzen, duftenden Ranken und röthlichen Kassümblumen über und über bedeckt. Wir glaubten ein neues Arcadien entdeckt zu haben. Unsere Pferde und Kamele hatten Futter die Fülle. Gegen Abend erblickten wir zwei sehr große Geier, waren aber nicht nahe genug sie zu schießen. Diese Vögel reinigen die Wüste von allerlei Aas.

Mit Tagesanbruch zogen wir weiter; ein wilder Gerste ähnliches Kraut ging unsern Kamelen bis an die Knie. Wir tödteten heute eine der größten Schlangen, welche ich je gesehen; die Araber nennen sie Lissa und ihr Biß ist tödtlich, wenn die verwundete Stelle nicht sogleich ausgeschnitten wird; diese Schlange ist von hellbrauner Farbe und hat zwei Hörner. Man zeigte mir einen Beduinen mit einem verdrehten Fuß, welches Unglück von einem Schlangenbiß herrührte; der Mann konnte nur reiten; er hatte die gebissene Stelle gleich ausgeschnitten, mußte aber dennoch 13 Monate in seinem Zelte bleiben und hatte bereits alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben.

Araber passen stets auf, ob nichts zu plündern sich findet. Das ist mein Beruf! erklärt jeder ohne Scheu und Verlegenheit; jetzt sollten sie aber als Bedeckung gegen Räuber dienen, nicht selbst diese Rolle spielen; zum Schutz gegen Wegelagerer hatten wir sie in Dienst genommen. Indeß, höchst unzufrieden, daß sie schon so weit gekommen waren und so wenig unternommen hatten, bildeten sie kleine Streifpartien, um an beiden Seiten der Straße zu recognosciren, und gierig blickten sie umher nach irgend einem passenden Gegenstand. Da kam ein Fußgänger hastig gelaufen; er hatte die Spur einer Schafheerde entdeckt, machte seine gehorsamste Meldung, wobei er jedoch bemerkte daß die Hirten in ihren Zelten ihn gesehen hätten. Als die Beduinen Beute witterten, jagten sie dahin wie vom Teufel besessen und keine Rede vermochte ihren Entschluß zu ändern. Als sie aber das Thal erreicht hatten wo die Heerde gewesen war, fanden sie es leer. Die Hirten, wohl wissend was sie von den Beduinen zu erwarten hatten, waren auf der Flucht. Ihre Vorsicht jedoch diente zur Entschuldigung des Raubzuges, und man beschloß sie zu verfolgen. „Was? schrien die Beduinen, sie bleiben nicht und wollen ihre Schafe nicht verkaufen? Die nichtswürdigen Schurken! Nun wollen wir sie ohne Bezahlung holen!“ Zwei Thäler oder Wadies durchstreiften sie, ohne die Flüchtlinge zu finden, und ich freute mich schon, daß die Leute ihren eifrigen Verfolgern entgangen seyen, als wir, nachdem noch eine Hügelreihe überstiegen war, auf 200 Stück Vieh stießen und auf etwa 20 Leute, Männer, Weiber und Kinder, die zwei Kamele mit ihren Zelten und andern Geräthschaften bei sich hatten und wirklich auf der Flucht waren. Die Kamele wurden sogleich geplündert; die armen Weiber und Mädchen streckten, nackt ausgezogen, ihre Hände gegen mich aus; ich konnte aber nichts thun als ihr Leben retten. Ein Scheik und ein Marabut betheuerten mir, es sey nach dem Gesetze erlaubt, diejenigen zu plündern, die ihre Zelte verließen statt Reisende zu unterstützen. Ein Häuptling der Beduinen kam indeß herbei und man wendete sich an ihn mit demüthigen Bitten; die Frauen und Mädchen benetzten seine Füße mit Thränen und beschworen ihn, sie und die Ihrigen dem Elende nicht preiszugeben. Ich sah, daß er beschämt war über die lumpige Beute, die seine Begleiter gemacht hatten, und daß ihn die Thränen der Leidenden rührten. Ich benutzte den günstigen Augenblick: die Araber mußten ihren Raub bis auf zehn fette Schafe und einen Ochsen zurückgeben, und wir verließen die armen Geschöpfe, die sich Glück wünschen konnten, daß dieser Ueberfall keine schlimmern Folgen für sie hatte.

Den nächsten Tag quälte uns ein heftiger Ostwind, der

*) Aus den Mittheilungen eines Reisenden.

so viel Sand mitführte, daß alles verdunkelt ward; dieser Samum erregte einen sehr schmerzhaften Reiz, weßhalb ich mich von der Frau meines Dieners, einer Negerin aus dem Sudan, am Halse, Nacken und an den Lenden mit Oel einreiben ließ, die beste Cur und die angenehmste Erquickung in solcher Lage. Vornehme Muselmänner halten sich nicht selten ein ganzes Duzend solcher schwarzen Schönheiten eigens zum Frottiren. Meine Negerin war eine Freigelassene Sr. Hoheit des Pascha von Tripoli, an dessen Hof sie eine gute Bildung erhalten hatte. Ich hatte die holde Zereya mit meinem schwarzen Kammer- oder Zeltdiener verheurathet, und beide waren mir, wenn ich müde oder unwohl war, von großem Nutzen.

Unsere Pferde und Kamele freuten sich der Fülle von trefflichem Futter in den Schluchten der schwarzen Hügelreihe, die von Norden nach Süden das Thal durchzieht. Die Kameie fraßen mit großem Behagen die kleinen Blätter des Suag, die sie sehr lieben. Unsere Araber pfiffen und sangen vor Freuden, denn wenn ihre Kamele Futter haben, sind sie fröhlich und guter Dinge; sie sangen vom Krieg, von der Liebe, vom Wanderleben, von Mekka und den Pilgern von Hedschaz.

Sandhügel, hie und da mit schönem Gras bedeckt, Tullobäume, Wasbeypflanzen mit gelben Stängeln, Kossom und ähnliche Schmarotzerpflanzen — die Gegend glich den Haiden Englands. Eine Heerde von einigen hundert Gazellen zog am Abend bei uns vorüber und die allenthalben umherschnüffelnden Araber fanden Spuren von Straußen: nach einer halben Stunde kam einer mit zwei erlegten zurück, deren schöne Federn reichlichen Gewinn verhießen, denn die Kaufleute von Fezzan suchen sie sehr, auch die von Gadamas und Tripoli.

Am nächsten Tage, so wie es hell ward, erschien der Scheik der Tibbus von Grada mit drei Begleitern; an ihn hat jede Karawane die durch sein Gebiet zieht, eine Abgabe zu zahlen; uns besuchte er aus Ehrerbietung; einer der vornehmen Moslims in unserer Karawane empfing ihn in seinem Zelte, bekleidete ihn mit einem Burnus von rothem Tuche und einem bunten seidenen Kaftan, was in den Augen des Scheik ein köstliches Geschenk war. Die Tibbus auf ihren kleinen raschen Pferden sind lebendige, kräftige Leute; sie steigen schnell aufs Pferd, ein Araber braucht doppelt so viel Zeit; sie stoßen die Lanze in die Erde, stecken zugleich den linken Fuß in den Bügel und so springen sie in den mit Kamelhaaren ausgestopften Sattel. Der Zaum ist aus Leder auf künstliche Art geflochten.

Unsere Kamele waren erst mit Trinken fertig, als die Sonne schon sechs Klafter hoch stand, wie die Araber sagen, und da uns frisches Fleisch und manches andere fehlte, schlug uns der Scheik vor zu einem Brunnen zu ziehen, den man noch keinem Araber gezeigt habe; von den behenden Tibbus begleitet, diesen Kosaken der libyschen Wüste, zogen wir gen Süden und gelangten zu dem Brunnen von Durgesinga, wo wir Spuren von zahlreichen Heerden fanden, die den Morgen hier getrunken hatten. Es war dieß eine abgelegene Stelle, von der gewöhnlichen Straße aus nicht zu bemerken, da Sandberge dazwischen lagen. Die Tibbus von Gonda verließen uns mit dem Versprechen, am nächsten Tage sich mit Schafen, einem Ochsen, Honig und fetten Widdern einzufinden, was eine angenehme Botschaft war für Leute, die in vierzehn Tagen kein frisches Fleisch gekostet hatten.

Den ganzen folgenden Tag hatten wir wieder von den Gluthen des Samum viel auszustehen; es ist eine schreckliche Qual, und man schmachtet vergeblich nach Ruhe und Erquickung. Gegen Abend, als der böse Wind sich legte und der Himmel sein schimmerndes, wahrhaft himmlisches Blau wieder erhielt, stellte sich auch der Scheik wieder ein mit etwa 30 Tibbus, Männern und Frauen; die Lebensmittel aber, die man mitbrachte, waren sehr unzulänglich für eine Karawane von 300 Personen; wir kauften indessen sieben Schafe für unsere Gesellschaft um einen sehr mäßigen Preis, denn der uns befreundete Scheik hätte nimmer zugegeben, daß man uns hintergehe. Sehr behutsam muß man in diesen Gegenden seyn bei dem Genusse des Fleisches, wenn man lange keines gegessen hat, da das geringste Uebermaaß leicht Fieber und andere Krankheiten verursacht; in diesen Gegenden aber muß man sich vor Krankheiten hüten, da sie plötzlich ausbrechen, zu jeder Anstrengung unfähig machen und eine Schwäche und Hinfälligkeit verursachen, von der man keinen Begriff hat, wenn man nicht solche Kranke gesehen hat.

Einige Milchmädchen von den Tibbus, die uns ihre weiße Waare zum Verkauf anboten, waren wirklich hübsche, niedliche, muntere Geschöpfe; der Scheik verglich sie, wie weiland König Salomo seine Sulamith, mit den Gazellen der Wüste. Die Tibbus von Gonda sind wohlhabende Leute, ihr Vieh ist ihr einziger Reichthum; sie haben über 5000 Kamele, von deren Milch sie sechs Monate leben, für die andern sechs suchen sie ihrem unfruchtbaren Boden eine Art Hirse, die sie Gussub nennen, abzugewinnen. Ehe sie mit Fezzan und Bornu in Verbindung standen gingen sie nackt, da das dürre Land nicht Baumwolle genug zu ihrem Bedarf hervorbringt; nun erhalten sie solche durch die Karawanen, auch Indigo und Leinengarn, woraus sie sich Hemden verfertigen. Was sie nicht als Tribut bekommen, tauschen sie ein gegen Häute und Federn der Strauße und getrocknetes Fleisch von Kamelen, Schafen und Rindern. Die kleinen Pferde der Tibbus werden mit Kamelmilch ernährt, da Korn zu theuer ist; in Nubien und Kordofan thut man deßgleichen und die Pferde befinden sich wohl dabei; sie trinken die Milch sauer und süß.

Die Tibbus von Gunda haben kupferfarbene kluge Gesichter, hohe Stirnen, schöne Augen; die vornehmen tragen blaue Turbane, an deren Falten Amulete befestiget sind; die Würde des Häuptlings ist nicht erblich; nur wenn der Sohn eines verdienstvollen Vaters gleichfalls ein tapferer, einsichtsvoller Mann ist, nimmt man Rücksicht und wählt auch ihn zum Scheik. Die jungen Männer und Mädchen der Tibbus sind sehr eitel; Putz und Flitterstaat lieben sie ungemein. An schönen kühlen Abenden tanzen sie 2 bis 3 Stunden.

Sapaquiera und seine Umgebungen.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Touristen.)

In die schönen Berge, in die fruchtbare Ebene machten wir von Bogota aus häufige Ausflüge. Einst besuchten wir Hrn. Montoyo in seiner schönen Quinta, die auf einer Anhöhe liegt und ringsum mit großen Weideplätzen umgeben ist, woselbst sich viele Rosse fanden, Hengste, Stuten und muntere Füllen, denn aus Pferdezucht und Pferdehandel erwächst dem Besitzer dieses Gutes der meiste Gewinn. Hr. Montoyo soll ein sehr ansehnliches Vermögen besitzen, und wir lebten bei ihm so im Ueberflusse wie seine Rosse auf der Weide. Dem Verwalter und seinen Knechten lag bei der Besorgung des Viehes auch das Geschäft ob, dasselbe täglich in große Hütten von Bambusrohr zu treiben und daselbst zu untersuchen, ob Beschädigungen durch Schläge oder Bisse an denselben zu entdecken seyen. Für einen Hengst werden zuweilen 200 Louisd'or bezahlt; einige derselben waren schön und kräftig gebaut, aber die Race war klein. Die Pferdezucht in Columbia würde durch Einführung großer englischer Pferde von ächter Race sehr verbessert werden können.

Am folgenden Tage empfahlen wir uns Hrn. Montoyo und schlugen den Weg nach Sapaquiera ein, in dessen Nähe sich ein großes Salzwerk befindet, das wir in Augenschein zu nehmen wünschten. Wir erreichten diese Stadt um 3 Uhr des Mittags; es scheint viel Regsamkeit in verschiedenen Gewerben daselbst zu seyn und man rechnet 7000 Einwohner. Die großen mit schwefelhaltigem Kiese vermischten Salzlager in den ausgehöhlten Bergen bei der Stadt sind sehr sehenswerth. Das aus ihnen gewonnene Salz wird weit in der Gegend umher, ja sogar bis nach dem Thale Cauca und dem stillen Weltmeer verschickt. Ich selbst sah später in diesen Gegenden Ochsen, welche mit Salz aus diesen Bergwerken beladen waren; die Arroba wird hier mit sechs Realen bezahlt. Die Salzsohle wird von Indianern in Schläuchen aus Schweinsleder in die Siederei geschafft; für vierzig Ladungen erhalten sie drei Realen. In den Bergwerken sahen wir schöne Stücke eisen- und schwefelhaltigen Kieses; auch wird aus diesen Gruben viel Schwefel gewonnen. Der reine Gewinn, welchen die Regierung aus diesem Salzwerke zieht, beträgt im Durchschnitt jährlich 120,000 Dollars. Merkwürdig ist es, daß man bei dem Sieden des Salzes noch ganz auf dieselbe Weise verfährt, wie die alten indianischen Ureinwohner. Die Sohle wird in großen irdenen Töpfen auf den Herd über das Feuer gesetzt — Brennmaterial liefern die benachbarten Berge in Menge — und so lange gekocht bis alles Wasser verdunstet ist; der Topf wird dann wieder von neuem mit Soole angefüllt und das Kochen über dem Feuer fortgesetzt. Mit diesem Zugießen und Sieden fährt man so lange fort, bis der ganze Topf mit festem Salz angefüllt ist. Diesen muß man, um das Salz herauszubekommen, zerbrechen, wodurch eine jährliche Auslage von etwa 4000 Dollars allein für irdene Waare erforderlich wird. Dem Vernehmen nach wird man künftig eiserne Töpfe zum Kochen des Salzes gebrauchen und wird auf diese Weise viel an den Zubereitungskosten ersparen. Diese Speculation wird wohl von gutem Erfolg seyn, da sich in demselben Verhältnisse wie die Volksmenge zunimmt, auch die Nachfrage nach Salz vermehren muß.

Kurz vor unserer Ankunft in Sapaquiera hatte ein Indianer beim Pflügen 60 kleine Götzenbilder von Gold entdeckt. Von einem Herrn in dieser Stadt erhielt ich eines derselben und machte nachher meinem Freunde und Reisegenossen, dem Obersten Campbell, ein Geschenk damit. Die Bewohner der Provinz Antioquia sind sehr geübt im Auffinden der alten, aus der vorspanischen Zeit herrührenden Grabstätten, in denen man häufig Götzen, Schmuck von Gold oder Silber und andere Geräthschaften entdeckt hat.

Wir erreichten das Dorf Cea, wo wir bei dem Herrn Pfarrer einkehrten, der ein Frühstück für uns in Bereitschaft hatte, das nach spanischer Weise aus gebackenen Eiern, Pisang, gekochtem und gebratenem Geflügel, eingesalzenem Rindfleisch, Pataten und andern nahrhaften Speisen bestand, worauf zum Beschlusse eine Tasse dicke Chocolade herumgereicht ward. Ueber das Tischgeräthe des geistlichen Herrn wunderten wir uns nicht wenig; Teller, Schüsseln, Tassen, alles war von massivem Silber; der Pfarrer versicherte mich, daß es wohlfeiler käme als Porcellan, da dieses im Innern des Landes sehr selten und theurer sey. Cea ist ein großes indianisches Dorf, dessen Hütten ganz versteckt in Obstgärten liegen, deren Früchte, herrliche Aepfel insbesondere, auf den Markt in Bogota zum Verkauf gebracht werden.

Während dieses angenehmen und belehrenden Ausfluges schoß ich einen prächtigen Reiher, der von einer Flügelspitze bis zur andern fast fünf Fuß lang war; während der Fahrt auf dem Magdalenenflusse hatte ich einen von gleicher Größe erlegt. Den nächsten Tag kehrten wir nach der Hauptstadt von Neugranada zurück. Ueber den Bogota fuhren wir auf einem Floße, der mit Binsen gedeckt war, während unsere Pferde und Maulthiere ihn durchschwammen. Auf der linken Seite unseres Weges erblickten wir die Quinta des Vicepräsidenten, welche mit schönen Weideplätzen umgeben ist. Die fruchtbaren Gefilde der Ebene von Bogota sind überall mit Heerden von Rindvieh bedeckt, das auf diesen vortrefflichen Weiden in Zeit von drei Monaten fett wird.

Die dermalige Republik Neugranada begreift die mittlern und westlichen Provinzen von Columbia, und der Flächeninhalt ward auf mehr als 20,000 Quadratmeilen berechnet. Die Zahl der Einwohner wird jetzt auf zwei Millionen geschätzt. Keiner kann Bürger werden, der nicht lesen und schreiben kann, und es wird in unsern Tagen nach besten Kräften für den Volksunterricht gesorgt.

Die Rafael-Tapeten in England.

Die Geschichte dieser Tapeten ist fast so merkwürdig, wie die Tapeten selbst; sie sind gegenwärtig in London ausgestellt und finden zahlreichen Zulauf. Es sind ihrer sieben, die noch von zehn übrig sind, welche einst Leo X an Heinrich VIII von England sandte. Leo X ließ

nach Zeichnungen Rafaels und unter Aufsicht zweier seiner Schüler, Bernard von Orlay und Michael Coxis, zwei gleiche Reihen fertigen. Die eine schmückt noch immer den Vatican, die andere blieb im Besitz der Krone England bis zum Tode Karls I. In den Zeiten Cromwells wurde sie an den spanischen Botschafter Alonzo de Cardenas verkauft, ging später in den Besitz der Familie Alba über und wurde im Jahre 1823, zur Zeit der spanischen Revolution, das Eigenthum des englischen Consuls Tupper, der sie aus Spanien nach England brachte. Von Hrn. Tupper ging sie in die Hände ihres jetzt verstorbenen Besitzers über. An ihrer Aechtheit ist kein Zweifel. Es bestehen jetzt noch neun, sieben davon entsprechen den Cartons, die in Hampton Court sich finden, und von zwei andern, welche gleichfalls ausgestellt sind, und die Steinigung des h. Stephan und die Bekehrung des Apostel Paulus darstellen, sind die Cartons verloren gegangen. Die lange Zeit, nahezu 330 Jahre, haben den bewundernswerthen Farbenschmuck dieser Arbeiten kaum geschwächt, und sie sind fast vollkommen erhalten. (Examiner vom 31 Mai.)

Skizzen aus Nubien.

Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola.

(Fortsetzung.)

Hier im Strome ist das Nilpferd sehr gewöhnlich; sein arabischer Name ist Barnik oder Faras el Bar; die Nubier nennen es Ird. Wegen seiner Gefräßigkeit und des Mangels an Mitteln, dasselbe zu tödten, ist es eine fürchterliche Geißel für das Land. Oft kommt es auf dem Nil bis Sukkot herab; als ich vorbei reiste, erzählten mir die Landleute, daß sich zwischen Mahas und Sukkot drei im Strome befänden. Ein Jahr früher zogen mehrere vor dem Batn el Hadschar vorbei und erschienen zu Wadi Halfa und Der; ein solches Ereigniß war selbst den ältesten Einwohnern etwas Unerhörtes. Eines ward von einem Araber durch einen Schuß über dem rechten Auge getödtet; die Landleute aßen das Fleisch und die Haut und die Zähne wurden an einen Kaufmann in Siut verkauft; ein anderes setzte seinen Weg gegen Norden fort und man sah es jenseits des Katarakts von Assuan.

Die Stadt Dongola ist etwa so groß als Der, und treibt einigen Handel mit Pferden, Schafen, Leder und Baumwolle. Der Beduinenstamm Kobabi hält sich in der Gegend auf und macht beständig Einfälle in Darfur, von woher er Sklaven bringt. Mehrere Individuen vom Stamm Abade hatten sich zu Dongola angesiedelt und sich daselbst große Reichthümer und großes Ansehen erworben; allein als sich die Mameluken im Lande ausbreiteten, zogen sie sich mit ihrem Oberhaupt nach Aegypten zurück.

Südlich von Dongola trifft man, wenn man an den Nilufern hingeht, folgende Ortschaften: Daffar, Hadani, Kennat und Ambugo. Die Berichte von den Entfernungen sind sehr widersprechend; die einzige Berechnungsart ist nach Tagereisen, aber die Strecke, welche täglich ein Kamel zurücklegt, ist großen Veränderungen unterworfen, wenn es in Karawanen reist. Ein zwei Stunden breiter öder Felsenbezirk scheidet das Gebiet von Dongola von dem Lande der Scheigia, der frühern Beherrscher von Dongol, wie sie in ihrer Mundart Dongola benennen. Das Land dieser Araber hat eine Länge von 17 deutschen Meilen. Als Hauptstadt und vornehmster Aufenthaltsort der Scheigia kann Merawe angesehen werden, ein kleiner Marktflecken mit einem Castell. Zwischen der Stadt Dongola und Merawe ist der Wadi der Araber, welche Bedeir heißen, deren Häuptlinge den Scheigia zinsbar sind. Es gibt einen kürzern Weg von Dongola nach Merawe durch die Wüste. Das Nilthal ist durch das Land der Scheigia nirgends über drei Meilen breit; der Baum, den man am häufigsten an den Stromufern sieht, ist die Akazie; die Felder werden durch Wasserschöpfräder bewässert. Das Land ist so stark bewohnt als die bevölkertsten Theile von Aegypten.

Die Scheigia sind in der That ein sehr merkwürdiger Stamm; ihre Jugend unternimmt Raubzüge gegen Westen bis Darfur und gegen Norden bis Wadi Halfa. Es sind ächte Kinder Ismaels, vom Stegreif lebend, nach allen Richtungen das Land durchstreifend. Feuergewehre sind unter ihnen nicht gewöhnlich; ihre einzigen Waffen sind Lanze, Tartsche und Säbel; die Lanze werfen sie mit großer Geschicklichkeit sehr weit und haben vier bis fünf in der linken Hand, wenn sie den Feind angreifen. Alle reiten auf Hengsten von Dongola und sind eben so berühmte Reiter als es die Mameluken in Aegypten waren; ihre Pferde nöthigen sie mit den Hinterbeinen gewaltige Sätze zu machen, wenn sie galoppiren; ihre Sättel gleichen denen in Habesch, und sie setzen, wie die abyssinischen Reiter, bloß die große Fußzehe in den Steigbügel.

Die Scheigia sind ein unabhängiges Volk; sie zahlen bis jetzt keinen Tribut an den Vicekönig von Aegypten, auf den sie überhaupt nicht gut zu sprechen sind, da er ihrer Herrschaft in Dongola ein Ende gemacht hat. „Jeder von uns, bemerkte mir ein Scheigia, möchte diesem saubern Pascha in den Bart spucken, diesem Schinder seines Volks!“ An Getreide und Vieh besitzen diese nubischen Araber große Vorräthe; es sind wohlhabende Leute, deren Häuptlinge in Bezug auf innere Landesangelegenheiten eine sehr beschränkte Gewalt haben. Wegen ihrer Gastfreiheit stehen sie in großem Rufe und die Person ihres Gastes oder Gefährten ist ihnen heilig. Hat ein Reisender einen Freund unter ihnen und ist er unterwegs geplündert worden, so erhält er sein Eigenthum wieder, wenn es auch ein angesehener Häuptling ihm abgenommen hätte. Sie sprechen insgesammt ausschließlich Arabisch und viele lesen diese Sprache. Ihre Gelehrten werden bei ihnen in großen Ehren gehalten; sie haben Schulen, in welchen alle moslemitischen Wissenschaften, welche den Cursus der Mohammedaner ausmachen, gelehrt werden; einige ihrer Weisen verstehen sich auch auf Mathematik und Astronomie. Ich habe Bücher gesehen, welche zu Merawe abgeschrieben waren und zwar so schön, wie es in der Regel nur die arabischen Kalligraphen von Kairo vermögen. Wenn junge Leute zu ihnen aus den benachbarten Ländern des Unterrichts wegen geschickt werden, so vertheilt sie das Oberhaupt der Ulemas unter seine Bekannten, in deren Häusern sie so viele Jahre wohnen und essen, als ihnen beliebt.

Die Sitten ihrer Frauen sollen nicht die besten seyn; auch hat das Weintrinken ziemlich überhand genommen. Die Kaufleute der Scheigia reisen nach Darfur, Sennaar und Suakin, und in Jahren, wo in Arabien Theuerung herrscht, schaffen sie über Suakin Weizen und Durra auf den Markt nach Dschidda. Alle Jahre bricht eine Pilgerkarawane nach diesen beiden Orten auf. Suakin liegt zwölf Tagereisen von den Landesgränzen der Scheigia.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1844.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Von W. R.)

Wir ritten mit frühestem Morgen aus Cefalu, an seinem schönen Schloßberg vorbei, die Küste hinauf. Sodald man sich rechts landeinwärts wendet, hören die Oelpflanzungen auf. Wir setzten über eine Menge kleiner Schluchten und Gewässer, zwischen prachtvoll blühenden Ginsterbüschen. Endlich erreicht man größere Thäler voll Gebüsch und wilder Trift, aber erst das Thal von Castelbuono ist wieder ölreich und bebaut. Der Ort gehört zum Gebiet der Grafen von Gerace, auf deren Stammsitz wir losritten. Diese Familie, seit den ältesten Zeiten berühmt, gehört zu den festesten Stützen jenes sicilischen Adels, unter dessen unseliger Herrschaft das Innere der Insel immer mehr verödet. Eben nur in der nächsten Nähe der Ortschaften zeugen Oelbäume von einer etwas dessern und vernünftigern Cultur, auf den ungeheuren Grundstücken der Barone wird der Weizenbau immer schlechter und allgemeiner, indem man möglichst große Parcellen auf möglichst kurze Zeitpacht vertheilt. Nachdem wir zweimal über die Pollina gesetzt, stieg der Weg nach Gerace immer höher den Berg hinan. Im wilden Busch stehen überall alte Korkeichen auf beiden Seiten des Thals, gegen den Fluß liegen einzelne Höfe und Ackerland; braunrothes Vieh weidete unterhalb des Wegs. Noch einmal biegt die Straße links um eine Felsecke und die beschneite Madonina rechts, tief unter dem halsbrechenden Weg den Fluß, kletterten unsere Thiere auf das hohe Gerace zu. Die steile Thalwand unter uns war mit jungen Eschen bepflanzt, die im ersten Grün standen.

Als wir vor dem schmutzigen Thor anlangten, wehte ein schneidender Maustral oder Nordost übers Gebirg, die finstern Steinbaracken waren daher noch sorgfältiger als gewöhnlich geschlossen, nur auf dem Markt standen einige Männer in ihre Capuzen verhüllt, und wunderten sich über den „Ingrese" der sich auf ihren Berg verirrte. Der Ort von circa 3000 Seelen liefert mit Gangi und San Mauro das beste Manna, ja fast das einzige auf der ganzen Insel. Die Ernte, die von Julius bis September währt, war im vorigen Jahre nicht eben reichlich ausgefallen. Der Syndicus erzählte mir, nachdem er meinen Paß studirt hatte, daß nach den Zeitungen der König von Dänemark vor zwei Jahren katholisch geworden, und schloß darnach, daß sein Volk diesem guten Beispiel folgen müßte. Als ich gegen den Zeitungsartikel und die Schlußfolge protestirte, expedirte er mich möglichst schnell, um den Ketzer nicht zu lang unter seinem Dach zu haben.

Am nächsten Morgen blies der Wind noch eben so schneidend über die Madonina, der Weg führte uns unter Gangi und Sperlinga vorbei nach dem reichen Nicosia, das zwischen seinen vier Felskuppen über grünen, fruchtbaren Thälern liegt. Am vorigen Abend hatte mir mein alter Wirth einen langen, nur hald verständlichen Discurs über die Macht und Größe des Hauses Gerace gehalten. Sperlinga war zur Zeit der sicilianischen Vesper der einzige Ort, der den Franzosen treu blieb, und das Volk der Gegend kennt noch sehr wohl den Spruch „sola Sperlinga negavit!" In Nicosia, wo noch jetzt vierundzwanzig adelige Familien ihre reichen Einkünfte verzehren, hat sich im Volksdialekt noch manche altfranzösische Form gehalten. Sie nennen z. B. das Messer cultò und den Hut capò, während im gewöhnlichen Sicilianischen gerade in diesen Worten die italienischen Diminutivendungen gebräuchlich sind. Das Castell von Sperlinga mit den saracenischen Kasematten, die Schloßruine und der Glockenthurm von Nicosia gehören zu den interessantesten Denkmälern des sicilianischen Mittelalters.

Am andern Tag erreichten wir bei S. Filippo Argiro die große Heerstraße, die von Catania mitten durch die Insel nach Palermo führt. Dieser elende Ort und das nahe Assaro erinnern wieder an die altgriechische Zeit, in der Agyroon und Assaron blühende Städte, und ersteres namentlich von Timoleon vor andern geachtet und gepflegt ward. Nachdem man die normannischen Orte des Gebirgs hinter sich gelassen, blickt man von dem Castell S. Filippos in die weite Ebene von Catania hinein, die im Alterthum als die levatinischen Felder wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen waren. In diesen

Ebenen und bis zum Meere hinab, wo das Gebirg sich immer mehr verflacht, werden die altgriechischen Orte immer häufiger, während die Griechen nie so weit hinauf ins Gebirg drangen, wo die Normannen ihre Schlösser bauten.

Ueberhaupt ist es nur durch die geographischen Verhältnisse der Insel erklärbar, daß sich fast zu jeder Periode die verschiedensten Nationen auf ihr in Besitz und Selbständigkeit behaupten konnten: Griechen, Sikeler und punische Colonien im Alterthum, im Mittelalter Saracenen an der Küste, im Innern griechische und lombardische Christen. An Ortsnamen in den Dialekten der verschiedenen Gegenden lassen sich die Spuren dieser Verschiedenheit noch mannichfach nachweisen. Auf den Unterschied der Physiognomie kann man sich bei solchen Untersuchungen wohl nicht allzu sehr verlassen, im Ganzen sind die Gesichter im Gebirg frischer und derber als an der Küste, namentlich der südlichen; der Fremde trifft rings an der Küste nicht die Treuherzigkeit und Ehrlichkeit, die im Innern herrscht, wohin die Reisenden, namentlich die Engländer und ihre verführerischen Geldbeutel, sich seltener verirren. Die Trachten sind kaum zu unterscheiden, bei den Frauen ist das schwarze Tuch allgemein, das je länger je vornehmer die ganze Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt. Die Männer tragen auf Reisen den dicken Wollmantel Ciapotto mit der spitzen Capuze, dazu wo möglich eine alte Patrontasche und eine lange Flinte quer über dem Sattel. Sonst haben fremde Zeuge, erst englische, dann deutsche die alten kostbaren Costüme hier wie in Neapel verdrängt. Als die Wirthsfrau in Nicosia sich nicht orientiren konnte, wo meine Heimath liege, sagte der Mann: er kommt von dort, woher die Decke hier kommt, und zeigte auf die kattunene Matratze, die sie über mein eben nicht sauberes Bett geworfen hatte.

Am Gründonnerstag erreichten wir noch Vormittag Castrogiovanni, das alte Enna, welches auf einem breiten, rings abgeschrofften Felsplateau über der großen Heerstraße liegt. Bekanntlich galt der Ort früher als Mittelpunkt der Insel, noch jetzt sind die Einwohner stolz auf diese Lage und auf die weite Aussicht, die sich von hier über die ganze Insel erstrecken soll, die mir aber ein arger Scirocco mit seinem Nebel verdeckte. Die Höhe kann nicht unbeträchtlich seyn, da im Winter der Schnee öfter, wie man mir versicherte, fußhoch fällt. Die weite Fläche des Berges wird übrigens nur zum Theil von der jetzigen Stadt eingenommen. Auf dem Ostende liegt eine weitläufige Schloßruine, auf der Westseite ein prachtvoll gebauter Normannenthurm, das sogenannte „alte Schloß.“ Unter diesem senkt sich die Ebene etwas, auf deren äußerster Peripherie nach Süden S. Sagro, nach Norden das Kloster Madonna nuova liegt. Zwischen beiden Castellen liegt die Stadt und steigt noch etwas in das „Valle di belle verdi“ hinunter, das von Süden her den einzigen natürlichen Ausgang bildet. Die Seiten desselben sind mit jenen alten Felsgrotten bedeckt, die sich so überzahlreich auf der ganzen Insel finden und deren Ursprung der Gegenstand so vieler Hypothesen war; einige der hiesigen waren gewiß römische Gräber. Außer einigem vielleicht römischen Mauerwerk in eben dieser Schlucht sind es die einzigen Ueberbleibsel aus der heidnischen Vorzeit der Stadt. Unter dem östlichen Castell liegt ein Hügel rechts von der Chaussee, die man von der Palermitanerstraße im langen Zickzack auf der Nordseite des Felsens heraufführt. (Er heißt beim Volk Gozzo di Piso, und dort finden sich zahlreiche, antike Schleuderbolzen, mit dem Namen jenes Consuls, der zur Zeit des Sklavenaufstands die Stadt belagerte.) Man weiß, wie in der griechischen Zeit Ceres hier ihr höchstes Heiligthum hatte, und es ist interessant, daß die Stadt noch jetzt für Landbau und Viehzucht ein Hauptort, um nicht zu sagen der Hauptort Siciliens ist. Die großen Heerden der Grundherren weiden im Sommer im Gebirg, wo das Gras nicht wie in der Ebene verdorrt, denn auf der ganzen Insel ist jedes Bewässerungssystem und künstliche Wiesen fast unbekannt. Anfangs Decembers ziehen die Heerden aus dem Gebirg auf die niedrigere Hochebene des Val di Noto, wo noch große Grundbesitze als Trift wüste liegen. Hier wächst die Zwergpalme für die Rinder, und die Visa, ein Binsenkraut, für Rind und Pferd ein treffliches Winterfutter, auf meilenweiten, baumlosen Flächen. Die Heerden ziehen in großen Massen; ihre Hauptstraße geht über Castrogiovanni. Jedes Hundert Vieh hat einen erwachsenen Hirten, den Compagno, und einen Burschen, Garzone. Aber über mehrere solcher Abtheilungen ist ein Hauptmann, der Curatolo, der unter seiner Aufsicht ein vollständiges Wirthschaftspersonal mitführt. Der Zambadaro macht Käse und sorgt für Lebensmittel. Die Pferde und weitern Transportmittel stehen unter der Obhut des ersten Facienuto, andere desselben Titels sorgen für Feuerung und den kleinen Dienst. Im Mai kehren die Heerden ins Gebirg zurück, und vom 17 bis 19ten dieses Monats wird zu Castrogiovanni unter dem „alten Schloß“ der größte Viehmarkt Siciliens abgehalten. Ich sah dort die Waarenhallen in den Felsen gehauen, für die Schenkbuden waren hie und da schon Plätze durch eine Quadratfurche occupirt. Rinder, Pferde, Esel und Maulier haben ihren besondern Stand; ein dreijähriger Arbeitsochs kostet ungefähr 24, ein Esel ebenso viel, ein einjährig Pferd 30, ein Maulthier 50 bis 60 Thaler. Hier kaufen die Palermitaner ihr Schlachtvieh. Ein zweiter bedeutender Markt am 11 November ist nur Waarenmarkt, aber daneben Wettrennen von Eseln, Maulthieren, Pferden, auch von Ochsen, und ein Sackrennen der jungen Bursche. Am 2 Junius, gegen Ende der Ernte, ist am berühmten See der Pergusa, wo einst Proserpina geraubt ward, ein vielbesuchtes Madonnenfest. Man sieht, wie die Feste der Bauern und Hirten am Sitz der alten Ackergöttin festgebannt sind. Im Ganzen sind diese Menschen noch unverändert seit Jahrtausenden, die Rohrflöte oder der Dudelsack (gelamella, Schalmei?) sind noch des Hirten Freude in der Einsamkeit, oder wer die Musik nicht liebt, führt in der Ledertasche Messer und Meißel mit sich, womit sie ihre Stäbe von oben bis unten in tausenderlei Mustern zierlich auszuschnitzen verstehen. Ob sie noch so unerschöpflich in Wettgesängen sind wie zu Theokrits Zeit und wie noch jetzt das Volk

in und um Neapel, weiß ich nicht zu sagen. Im Ganzen ist ihr Mutterwitz bei den Städtern gut angeschrieben, und glänzende Beispiele seltener Anlagen fehlen auch unter ihnen nicht. So kam noch vor wenig Jahren ein Hirtenbube nach Neapel, dessen unerhörtes Rechentalent auch am Hof bewundert ward.

Zum Theil verdanke ich diese Notizen einem Castrogiovanesen, dessen lebhaftes Interesse auch für meine ferne Heimath mich gleich bei unserm ersten Zusammentreffen sehr angenehm überraschte. Er fragte mich über unsere Verhältnisse, besonders über unsern Landbau so verständig, daß es mir nur leid that, nicht überall genügend antworten zu können. Das Interesse für diese Gegenstände scheint sonst leider, namentlich unter der jüngern Generation sehr schwach zu seyn. Eine unklare Vorliebe fürs griechische Alterthum, untermischt mit religiösem Fanatismus, trat mir unter der Jugend der kleinern Landstädte meist sehr unangenehm entgegen. Mein Freund von Castrogiovanni dagegen gehörte zu den hier wohl seltenen Patrioten, die nicht allein die allgemeine Noth fühlen, sondern auch über die sichern, einfachsten Mittel zur Hülfe mit Besonnenheit nachgedacht haben. Der Druck der großen Grundbesitzer, ihre schmähliche Trägheit, das unumschränkte Beamtenregiment, die kleinlichen Parteiungen der Städte unter einander, das sind alles Hauptursachen des Elends, die mit der Noth oder Rohheit der untern Classen zum Theil gegeben sind, zum Theil sie veranlassen.

Man hatte mir in Castrogiovanni erzählt, daß die alte Straße nach Caltanisetta dicht vor dem Ponte di Capo d'Asso bei einer Felswand vorbeiführe, in die drei Grottengalerien über einander eingetrieben seyen, ebenso alt und räthselhaft als die der berühmten Cava d'Ispica. Aber der Scirocco wehte so trüb und schwül übers Land, als wir am Morgen ausritten, daß wir auf den weiten Bisatristen die Stelle verfehlten. Bis Caltanisetta ist es noch ein tüchtiges Gebirg; hier kamen wir auf die große Straße, die Höhen werden der Südküste zu immer niedriger; es stand viel Flachs in schönster Blüthe. Ueber San Cataldo und Serradifalco, wo der letzte Regen ein Stück der Straße fortgerissen, kam ich nach Comicati. Dieser Ort von vielleicht 1800 Einw. treibt wie alle Ortschaften dieser Route viel Ackerbau, doch wenig Oelbau. Die meist sehr großen Güter (feodi) werden a terzario oder a vicenda bewirthschaftet. Bei der erstern Weise werden im ersten Jahr die Futterkräuter meist im Mai 2 Fuß hoch geschnitten; beim ersten Herbstregen wird das Land mit der Hacke (zappa) oder dem Pfluge möglichst tief durchgearbeitet. Im April wird das Unkraut von dieser Brache fortgeschafft, und im Mai oder Junius geht der Pflug nochmals und quer über die alten Furchen (rifondere), dann säet man im November. Bei der Wirthschaft a vicenda pflügt man nach der Ernte und düngt im October; der Dünger wird in Gruben, die einen Fuß auseinander, einen Palm lang und tief sind, ins Land gebracht; dahin nun säet man Bohnen, Lein und Erbsen. Zwischen Jannar und April wird mit der Hacke nachgelockert und gereinigt; diese Ernte fällt in den Junius. Nachdem man dann im September gepflügt, im November gesäet, ist der Weizen im Julius reif. Ungefähr 14 Tage nach dem Schneiden werden die Garben auf die Tenne gebracht, die 100 Fuß im Umkreis, ungefähr 50 Garben auf einmal faßt; Pferde schleppen einen Stein über die Aehren. So drischt man von Morgens früh bis 20 Uhr ungefähr, also bis vier Stunden vor Sonnenuntergang. Darauf werden die gedroschenen Garben mit Gabeln aufgeschüttet, die Spreu geht ab, das Korn wird in der Scheuer gesiebt. Mit Erbsen und Bohnen verfährt man ebenso. Die Stoppel wird verbrannt. Nur zur Ernte kommen die Arbeiter aus dem Gebirg.

Auf dem Wege trafen wir lange Reihen von Zappatori (Hackern) am Gründonnerstag auf dem Felde beschäftigt; der eine sang dabei eine Messe vor, zu der die andern eintönig respondirten. Der Verwalter eines solchen Feodo heißt der Sovrastante; der Fattore di Cosa, der Campiere, Curatolo, Bifolco, Pecorajo und andere bilden das zahlreiche Personal seiner Untergebenen.

(Fortsetzung folgt.)

Dschangir, Chan der innern Horde der Kirgis-Kaisaken.

Nordische Biene vom 21 Mai.)

Das Gebiet dieses Chans liegt zwischen Ural und Wolga in der Nähe der Einmündung dieser Flüsse ins kaspische Meer. Dieser Landstrich war nach der Flucht der Kalmüken im Jahre 1771 einige Zeit leer geblieben, bis im Jahre 1801 ein Theil der Kirgis-Kaisaken von der kleinen Horde, durch die Einbrüche benachbarter Stämme gedrängt, sich hier niederließ, etwa 10,000 Kibitken stark. Mit ihnen kam ihr Anführer Sultan Bukei, der im Jahre 1811 zum Chan ernannt wurde. Sie hieß bald nach ihm die Bukei-Horde, bald die innere, weil sie innerhalb der Gränzen Rußlands wohnt. Ihr Gebiet hat etwa 350 Werst in der Länge und gegen 200 in der Breite; im Jahre 1830 zählte man bei ihnen 10,235 Kibitken, und wenn man auf jede Kibitke etwa 10 Seelen rechnet, so kommen ungefähr 100,000 Menschen heraus. Chan Dschangir, Bukei's Sohn, folgte seinem Vater im Jahre 1815, aber sein Oheim führte wegen seiner Minderjährigkeit noch 7 Jahre das Regiment. Dschangir erhielt eine gute Erziehung bei dem Militärgouverneur von Astrachan, Andrejewski; außer seiner tatarischen Muttersprache spricht er Persisch, Arabisch und Russisch. Sein Aeußeres ist trotz seines rein asiatischen Typus sehr angenehm. Bei einem neulichen Aufenthalt in Kasan trug er den Kosakenoberrock mit Generalsauszeichnung, auf dem Kopf eine mit Zobel besetzte Binde (tübeteika) und darüber eine spitzzulaufende, mit Gold gestickte und mit einer Feder verzierte Sammetmütze; auch hat er den mit Brillanten verzierten St. Annenorden und eine große, gleichfalls mit Brillanten verzierte goldene Medaille mit dem Brustbild des Kaisers am Hals. Er nahm in Kasan an allen öffentlichen Lustbarkeiten Theil, war bei Gastmählern und Bällen, und wohnte selbst einem literarischen Abende bei dem Akademiker Fuchs bei. Ihn begleitete einer seiner Verwandten, Sultan Toksdschan, und der Vorsteher seiner Kanzlei, Matwejeff, ein Zögling der Kasaner Universität. Dschangir bringt den Winter gewöhnlich in

dem sogenannten chanischen Zelt im District Dschukfus zu.*) Hier hat die russische Regierung ein schönes hölzernes Haus für ihn bauen lassen, und einige andere für die Unterhäuptlinge (Sultane) und Hofleute. Er lebt fast ganz in europäischer Weise. Im Mai nach Beendigung des Jahrmarkts zieht er nach der Steppe.

Dschangir bemüht sich möglichste Ordnung in seinem Gebiet einzuführen, was ihm nicht wenig Mühe kostet; seine Unterthanen erinnern sich noch lebhaft der wilden Freiheit jenseits des Ural, und wollen sich keineswegs der bürgerlichen Ordnung unterwerfen, zudem stößt er auf starke Hindernisse von Seite der Geistlichkeit. Nichtsdestoweniger hat Dschangir schon sehr viel für seine Horde gethan. Er hat eine Menge Kirgisen genöthigt, für das Vieh, das sonst im Winter vor Hunger und Kälte in Menge umkam, Futter in Bereitschaft zu halten und einen Zufluchtsort einzurichten. Auch hat er einen Grund zur Verbesserung der Wiesenwirthschaft gelegt, und will an verschiedenen Orten zur Bewässerung der Felder artesische Brunnen graben lassen, weil im Sommer oft durch die starke Hitze das Gras ausbrennt. Die Regierung will ihm dabei durch Lieferung der Instrumente behülflich seyn. Auch einige Bildung bestrebt sich Dschangir seinen Unterthanen beizubringen, und hat in seinem Winteraufenthalt eine Unterrichtsanstalt gegründet, wo mohammedanische Religion, asiatische und russische Sprachen, Arithmetik, Geographie u. s. w. gelehrt werden. Durch sein eigenes Beispiel und durch Ueberredung hat er die vornehmsten Kirgisen veranlaßt ihre Söhne hinzusenden. Dschangirs ältester Sohn wird in Orenburg, der jüngere im Pagencorps zu Petersburg erzogen. Um seine andern Kinder zu erziehen hat der Chan während seines Aufenthalts in Kasan einen dort sich aufhaltenden Engländer nebst dessen Frau, einer geborenen Deutschen, als Privatlehrer in seine Dienste genommen.

*) Etwa 350 Werste von Saratow, 250 von Astrachan und 300 von Gurieff.

Skizzen aus Nubien.

Politische Einrichtung des Landes. Araberstämme. Dongola.

(Schluß).

Als die Beys der Mamelukken auf ihrer Flucht aus Aegypten nach Nubien kamen, wurden sie von dem Oberhaupt der Scheigia, Mahmud Adelanch, mit der üblichen Gastfreiheit seines Stammes aufgenommen, und als sie erklärten, sie wollten sich in Sennaar ansiedeln, machte er ihnen ansehnliche Geschenke von Pferden, Kamelen, Sklaven und Lebensmitteln. Kaum waren jedoch diese treulosen Flüchtlinge einen Monat im Lande, als sie unter einem unbedeutenden Vorwand ihren Wohlthäter Mahmud Adelanab mit mehreren seiner Begleiter umbrachten. Hierauf breiteten sie sich im ganzen Lande aus, plünderten die Scheigia und bemächtigten sich der Einkünfte. Auch sie, die sich so schändlich benommen hatten, erreichte die Nemesis; der Vicekönig von Aegypten machte ihrer Herrschaft ein Ende und rastete nicht, bis sie völlig vernichtet waren.

Nachdem ein Unternehmen gegen Merawe mißlungen war, gingen die Mamelukken mit dem Entwurf um, in Habesch einzufallen. Wehe den schönen Gefilden Abyssiniens, wenn diese tyrannischen und zügellosen Sklaven daselbst sich festgesetzt hätten! Wir haben kein Geld mehr, sagten sie, aber eine Menge Sklaven, mit denen wir alles kaufen können, denn ein Sklave ist die gangbarste Münze!

Da sie in ihren dicken wollenen Gewändern, welche sie noch immer auf dem Leibe trugen, die Hitze von Dongola nicht ertragen konnten, so bauten sie sich eine Menge von Flößen, an deren Bord sie den ganzen Sommer unter Decken von Matten zubrachten, die ihre Sklaven beständig naß erhalten mußten. Im Herbst verkauften sie die meisten ihrer Sklaven, um Geld zu neuen Unternehmungen zu erhalten; von Mehemet Ali und den Scheigia hart bedrängt, mißlangen ihre Entwürfe und Ueberfälle.

In den öden Bergschluchten, wo Löwen, Panther und wilde Beduinen hausen, suchten die in die Enge getriebenen Mamelukken einen Zufluchtsort. Alle ihre herrlichen Pferde starben aus Mangel an Futter, und die reichsten Beys waren genöthigt, den letzten Heller auszugeben, um ihre Truppen zu unterhalten; Lebensmittel wurden ihnen nur um die übertriebensten Preise verschafft. Da sie also aller Annehmlichkeiten und Genüsse Aegyptens beraubt waren, an die sie von Kindheit gewöhnt worden, hielt dieß Ibrahim Pascha für eine günstige Gelegenheit, ihnen eine Falle zu legen, wie es sein Vater mit ihren Kampfgenossen zu Kairo gemacht hatte. In dieser Absicht schickte er jemanden an sie ab, versprach ihnen auf die feierlichste Weise sicheres Geleit, wenn sie von dem Gebirge herabkommen wollten, und machte sich verbindlich, sie insgesammt bei der Regierung seines Herrn Vaters auf Posten anzustellen, die dem Range entsprächen, welchen jeder von ihnen gehabt hatte. Man sollte es kaum glauben, daß, obschon sie von der Metzelei zu Kairo unterrichtet waren, doch mehr als 400 Mamelukken, mit einigen Beys an der Spitze, dieß trügerische Anerbieten annahmen und in kleinen Trupps von den Gebirgen herabkamen. Unterwegs wurden sie von treulosen Führern ausgezogen, so daß sie insgesammt, mit Ausnahme von etwa dreißig, Ibrahims Lager, das sich damals bei Etne befand, in einem ganz entblößten Zustande erreichten. Nachdem die verschiedenen Trupps wieder beisammen waren und man erfuhr, daß keine weiter nachfolgten, wurde die Losung zu ihrer Niedermetzelung gegeben und sie wurden insgesammt nebst 200 schwarzen Sklaven in einer Nacht ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Nur zwei französische Mamelukken kamen auf die Verwendung des Arztes von Ibrahim Pascha mit dem Leben davon. Solche Ereignisse sind im Orient nichts Ungewöhnliches.

Miscellen.

Das Wetter in Europa und Amerika. Die Liverpool Times bemerken hierüber folgendes: Das gegenwärtige Frühjahr scheint eine so seltsame Witterung zu zeigen, wie man sie in Europa und Amerika kaum je gekannt hat. Während es in England, Frankreich und dem Norden Europa's außerordentlich trocken war, war es in Spanien und Portugal eben so auffallend naß. In der neuen Welt war die Dürre in den Vereinigten Staaten,*) in Cuba und Jamaica so stark als in Europa, während es auf der kleinen Insel Barbados eben so unausgesetzt regnete, wie in der pyrenäischen Halbinsel.

Die Wassermasse des Brunnens von Grenelle ist neulich wieder gemessen worden, und man fand 2 Millionen Litres in 24 Stunden. Der Brunnen hat noch immer nichts von seiner Stärke verloren, und man hat deßhalb mächtige Reservoirs in dem umliegenden Quartier angelegt. (Voleur vom 15 Junius.)

*) Wie es scheint hauptsächlich nur in Virginien und weiter südwärts hinab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1844.

Frankreich und Tunis.

In einem ganz andern Verhältniß als zu Marocco steht Frankreich zu Tunis, obgleich auch hier die Nothwendigkeit sich ergeben kann, daß Frankreich seine Operationen nach dieser Richtung hin ausdehnen muß. Der Umstand, daß Frankreich jedesmal, wenn es der Türkei gelüstet, den erblichen Bey von Tunis verjagen und durch einen Pascha ersetzen zu wollen, eine Flotte hinschickt, um solchen Gelüsten zu begegnen, könnte auf ein sehr freundliches Verhältniß schließen lassen, dieß besteht aber keineswegs. Der Fall ist freilich sehr eigenthümlich: unter den drei von Türken eroberten und regierten Barbareskenstaaten Tunis, Tripoli und Algier waren die beiden ersten aus einem Wahlreich, was Algier noch bis auf die letzten Zeiten war, zu erblichen Fürstenthümern geworden — und in Tunis regieren eigentlich zwei Familien, von denen immer eine der andern folgt. Sobald Frankreich sich in den Besitz Algiers gesetzt hatte, begannen die Bemühungen der Engländer und der Pforte, die erblichen Beys von Tunis und Tripoli durch willkürlich ernannte Paschas zu ersetzen, um durch diese, die man nach Gefallen absetzen konnte, auch auf das innere Land zu wirken, und wo möglich den Franzosen Verlegenheiten zu bereiten. Ein solches Streben war natürlich, da England seinen wichtigen Handel mit Tunis und Tripoli zu verlieren fürchten mußte, wenn Frankreich hier ein entschiedenes Uebergewicht errang. Zu dem Ende nährte der englische Consul Warrington die in Tripoli unter der Familie Caramauli ausgebrochenen Streitigkeiten, welche damit endigten, daß eine türkische Flotte, unter dem Vorwand, die Streitigkeiten zu schlichten, vor Tripoli anlangte, den Bey Ali auf das Admiralschiff lockte und dort gefangen hielt, während ein türkischer Pascha mit türkischen Truppen sich der Stadt bemächtigte. Die dem Bey Ali feindselige Partei im Lande, die unter Ali's Neffen Emhammed vor der Stadt lag, löste sich, man weiß nicht recht durch wessen Veranstaltung, in Verwirrung auf, und Emhammed ward ermordet. So ward Tripoli zu einem ächten, türkischen Paschalik mit vorherrschend englischem Einfluß.

Ein gleiches Spiel sollte gegen den Bey von Tunis geführt werden, hier trat aber Frankreich dazwischen und verhinderte es. Der jetzige Bey, der im Jahre 1837 gegen die eigentliche Thronfolgeordnung in Tunis seinem Vater Sidi Mustapha folgte, mit Verdrängung seines Vetters Sidi Hambda, erkannte den Vortheil, welchen ihm die gegenseitige Stellung Englands und Frankreichs bot, vortrefflich: er sah wohl ein, daß Frankreich ihn nicht fallen und sein Land die Beute eines türkischen Pascha werden lassen könne, weil sonst bei vorkommender Gelegenheit die ostwärts ganz offene Provinz Constantine leicht angegriffen werden könnte, und er verließ sich auf England für den Fall, daß Frankreich selbst ihn angriffe. Dieß Schaukelsystem ist ihm bis jetzt vortrefflich gelungen, und im Ganzen neigte er sich mehr zu England hin, da die Eroberungen der Franzosen in Nordafrika seinen muselmännischen Stolz verletzten, und ihn für seine Sicherheit besorgt machten. So ließ er im Herbst 1839 und im J. 1840 nicht nur Waffen und Munition, die von Malta aus an Abdel-Kader und Achmed Bey gesendet wurden, durch sein Gebiet passiren, *) und nahm sogar eine Gesandtschaft Abdel-Kaders an, sondern ließ auch fast ganz offen den heiligen Krieg predigen und brach selbst mit einem Corps von 10 bis 12,000 Mann gegen die Gränzen von Constantine auf, so daß eine französische Escadre vor Tunis erschien und ihm die kategorische Weisung gab, wieder nach seiner Hauptstadt umzukehren. Abdel-Kader hatte noch keine Siege erfochten, und so hielt der Bey es für gerathen, seinen kriegerischen Gelüsten einen Zügel anzulegen. Dadurch lud er indeß den Zorn der Pforte auf sich, welche ihn im J. 1840 zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt hatte, aber im J. 1841 wiederum, wie schon im Jahre 1837, als Rebellen erklärte. Tahir Pascha wäre damals auch ohne Zweifel vor Tunis erschienen und hätte einen Streich gegen den Bey auszuführen gesucht, wenn

*) Die Sache wurde ganz augenscheinlich, als gegen Ende 1839 eine maltesische Brik, Vincenzio Gallar, mit 117 Fässern Pulver in die Luft sprang, zwei andere maltesische gleichfalls mit Pulver beladene Schiffe gingen sogleich unter Segel, damit man sie nicht näher untersuche.

nicht der Aufstand in Creta seine Aufmerksamkeit dorthin gelenkt hätte. Indeß wirkten der Schrecken vor der Pforte und der Einfluß der Engländer wenigstens so viel, daß der Bey den Bemühungen der Franzosen, Remonten und Lebensmittel, namentlich Fleisch, aus Tunis zu ziehen, alle möglichen Hindernisse in den Weg legte.

Letzteres war um so leichter, als der Bey, um eine miserabel armirte, angeblich europäisch exercirte Armee von 20,000 Mann zu unterhalten, fast alle Handelsartikel seines Landes, namentlich die Erzeugnisse des ersten Lebensbedürfnisses monopolisirt hatte — ein Verfahren, das ihn, gelegentlich bemerkt, auch in seine neuern Streitigkeiten mit Sardinien verwickelte. Das Land seufzt unter dem Druck, und schon mehrfach fürchtete man einen allgemeinen Aufstand, den aber die Furcht vor den Truppen des Bey vorerst noch niederhielt. Sein Regierungssystem ist eine schlechte Copie der Regierung Mehemed Ali's, und muß zum Aufstand oder zur gänzlichen Erschöpfung des Landes führen. Beides wirkt dahin, dem fremden Einfluß Thür und Thor zu öffnen, und mit der Zeit eine fremde Herrschaft zu begründen, die, sie mag französisch oder englisch seyn, jedenfalls diese beiden Staaten entzweien muß. So dietet das ganze westliche Nordafrika ein sehr unerfreuliches Bild dar, das eine Reihe von Zerwürfnissen einst in Aussicht gestellt. Es handelt sich um die Herrschaft im Mittelmeer; denn breitet sich Frankreichs Einfluß über den ganzen Mogreb, d. h. das Land von der großen Syrte bis an den atlantischen Ocean aus, dann ist der englische Einfluß im westlichen Theile des Mittelmeeres verloren und im östlichen nicht lange mehr haltbar.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Fortsetzung.)

Am Ostersonntag waren wir bei Zeiten in Girgenti; der Weg ist immerfort meist baumlos. Unter den häßlichen Stämmen der indianischen Feige wird bei Castro Filippo und Favaro viel Flachs und Korn gesäet; daher man auch in dem ganzen baumlosen Küstenstrich die Ghiumara oder Zwergpalme sehr viel zur Feuerung ausgräbt und trocknet.

Vom Belvedere vor dem Casino in Girgenti eröffnet sich wieder der langvermißte Blick aufs Meer; die Stadt liegt an der Südseite einer Höhe, die von der Küstenebene, wo sich der Biagio und Drago zum Fiume di Girgenti vereinen, ziemlich steil hergansteigt und gegen Norden ganz schroff zu der Valle sotto le Furche abfällt. Auf dem höchsten Rande liegt der Dom und das stattliche Kloster der Ligorianer. Nach dem Meere zu vom Tempel der Juno, über dem Biagio bis zum Puzzidda im Thal des Drago erstreckte sich die alte Stadt und ihre Nekropole. Diese ganze Strecke und weiter nach Westen, noch $1\frac{1}{2}$ Miglien bis zum Monte Toro bedecken Oelpflanzungen, denn dieß sind alles kleinere Privatparzellen. Jenseits des Biagio bis zu Cap Bianco sieht man wieder eine baumlose, fruchtbare Ebene, bischöfliches Land. Sonst geschieht für die Cultur der Olive hier wie andern Orts fast gar nichts. Man pflanzt sie mit den Schößlingen unten vom Baum, und so braucht sie sechs Jahre, um ein ordentlicher Baum zu werden, zwölf höchstens um zu tragen.

Girgenti ist capo di provincia, eine Stadt nach der Zählung von 1840 von 13,800 Einwohnern; die Provinz zerfällt in die Districte Girgenti, Bivona und Sciacca, und diese in 18 Circondarj. Die ganze Provinz hatte 1840 eine Bevölkerung von circa 220,000 Seelen; von den 8991 Geburten waren 701 uneheliche, und in demselben Jahr wurden 3709 Vaccinationen vorgenommen. Die Oberfläche der gesammten Provinz beträgt 159,810 Salmen oder $1260\frac{16}{100}$ Quadratmiglien; davon sind 115,814 Salmen bebaut und zwar 97,848 mit Getreide, 4857 mit Wein und 4640 mit Oliven, 3173 mit Mandeln und 2499 mit Sumach; von den unbebauten liegen 41,000 in Trift. An Stammholz gibt es nur 517 Salmen, an Busch- und Knüppelholz 380; der hauptsächlichste Baum ist die Eiche.

An einer Küstenstrecke von circa 98 Miglien wird die Fischerei von 1908 Fischern auf 213 Barken betrieben; der Hauptfang ist Häring und Sardelle, bei Sciacca vom Februar, bei Girgenti und Licata vom April bis in den October, in einer Entfernung von 5 bis 7 Miglien von der Küste. Bei dem Härings- und Sardellenfang kommen $\frac{3}{10}$ des Ertrags auf die Barke und ihren Herrn, $\frac{7}{10}$ auf die Mannschaft.

Die berühmten Schwefelminen der Provinz, 153 an der Zahl, beschäftigen ungefähr 1500 Arbeiter, deren jährlicher Arbeitslohn auf 75,000 Neap. Ducaten steigen mag. In Comitini geben 27 Minen einen jährlichen Ertrag von 26,000, in Girgenti 7 einen Ertrag von 18,000 Carichi; der Gesammtertrag sämmtlicher Minen wird auf 153,550 Carichi und der Werth dieses Ertrags auf 307,100 Ducaten angegeben. Von diesen Minen sind in Favara 19 mit 520 Arbeitern im Besitz eines englischen, 4 mit 340 Arbeitern Eigenthum eines piemontesischen Hauses, so wie überhaupt die Gewinnung und Verarbeitung des Schwefels die meisten der in der Provinz ansässigen Fremden beschäftigen.

Die Bevölkerung der Provinz stieg von 1839 bis 1840 um 3095, von 1840 bis 1841 um 3100 Seelen, und im letztern Jahre zählte man auf 222,736 Seelen 5300 Priester, Mönche und Nonnen, 2525 Bettler und 58,000 Bauern.

Diese Daten sind alle den statistischen Tabellen entnommen, die nach einer königlichen Anordnung bei jeder Intendantur, d. h. Provincialregierung ein besonderer Beamter jährlich zu führen hat. So unsicher sie auch noch seyn mögen, so zeigen sie doch ungefähr die Verhältnisse, die man hier der Beachtung werth hält und in ihrer bescheidenen Form und Ausstattung möchten sie mancher andern statistischen Unternehmung, die durch Pracht und Eleganz fast unbrauchbar wird, zum Muster dienen.

In Girgenti wie überall in den Hauptorten der Provinz besteht eine landwirthschaftliche Gesellschaft, an welche die Regierung ihre Vorschläge zur Verbesserung der Cultur richtet.

Man hat sich in der letzten Zeit namentlich mit Einführung von Färbekräutern beschäftigt, und das erste Heft des Gesellschaftsjournals enthält eine Reihe dahin gehöriger Versuche.

Durch einen Seitenarm ist die Stadt mit der Straße von Palermo nach Catania in Verbindung gesetzt. Jenseits des Oelwaldes liegt die Marina von Girgenti mit dem Molo, erbaut aus den Blöcken des Jupitertempels, an dieser unwirthlichen Südküste wohl der einzige, leidliche Hafen. Kurz vor unserer Ankunft war bei Cap Bianco eine griechische Brick, an der Küste von Sciacca eine schwedische mit voller Ladung gescheitert. Aber freilich die Häfen von Selinus, Akragas und Kamarina sind schon längst versandet und verschlammt, und die Südküste Siciliens wie die calabrische, deren Städte sonst die Meere beherrschten, sind jetzt der Schrecken aller Schiffer. Die Küstenfahrer des Golfs von Neapel nehmen auf ihren südlichen Fahrten immer mehr Mannschaft mit als auf denen nach den toskanischen und französischen Häfen; mit ihren schwanken, unbehülflichen Segeln wären sie an diesen Ufern beim geringsten Sturm mit einer gewöhnlichen Bemannung unrettbar verloren; ihre Barken müssen völlig flach auf drei Kielen gehen, weil sie ans Land gezogen werden müssen, um nicht vor dem offenen Strand oder an der steilen Uferwand zu zerschellen. In Sirakus erzählte man mir, daß im vorigen Winter das eine der beiden Schiffe, welche die Stadt besitzt, bei Calabrien gestrandet. „Wozu," fragte mich drei Monate später ein Matrose von Maifi, „wozu baut der König immerfort neue Straßen, wenn er uns keine Häfen bauen will?"

Mein Maulthiertreiber hatte zu Girgenti Frau und Kind. Ihm war's daher schon recht, daß wir vier Tage dort still lagen, hatte er mich doch in jedem schlechten Nachtquartier auf die Herrlichkeiten seiner Heimath vertröstet, die er als ein „bellissimo paese" mit ihrem elegantissimo caffe und ihrer bravissima locanda herauszustreichen nicht müde ward. Die Hauptstraße ausgenommen ist es ein furchtbar schmutziges Nest mit steilen Gassen, ungepflastert aber wohl gedüngt; es ist ein Seminario dort, d. h. eine gelehrte Schule für künftige Priester und Juristen. Sie wird ziemlich zahlreich besucht, und die Studenten sind ein gut geartetes Völkchen, meist aus den nahegelegenen Orten des Innern und der Küste, mit sehr viel Sehnsucht nach der Heimath, denn eigentlich meint jeder Sicilianer, daß das Klima seines Geburtsorts das einzig gesunde sey; Girgenti namentlich gilt den Brustschwachen für gefährlich. Seit längerer Zeit schon ist der Unterricht im Griechischen am Seminar eingestellt — eine Maaßregel, die Angesichts der hiesigen Denkmäler einer lernbegierigen und patriotischen Jugend um so härter erscheinen muß. An melancholischen Klagen darüber fehlt es denn auch nicht.

Der vor kurzem verstorbene Abbate Maggiore war einer der wenigen des Griechischen kundigen Gelehrten, welche die Insel besitzt. In Palermo gibt es ein Seminar für die Priester der neugriechischen Colonien Piana, S. Giuseppe und Mislilemri, dessen Zöglinge im Carneval 1843 Stücke des Euripides in der Ursprache aufführten. Dieß sind aber besondere Fälle und seltene Ausnahmen. Da im allgemeinen der griechische Unterricht erst auf der Universität beginnt, so ist natürlich die Zahl derer sehr gering, die es nur zu einem irgend erheblichen Verständniß bringen. Es ist dieß vielleicht einer der traurigsten Fälle, wo einer Nation der Weg von vornherein so gut wie verbaut wird, die glorreichste Periode ihrer ältesten Geschichte selbst in den Denkmälern einer unerreichten Literatur kennen zu lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Culturbilder.

Zweite Skizze.

Die Sierra Moncaya, die Sierra de Albarazin und andere hohe Bergketten durchziehen Aragon, dieses an alterthümlichen Städten, an altspanischen Eigenthümlichkeiten reiche Land. Viele Berge sind schön bewaldet, allein einige stehen auch ganz nackt, dienen bloß zur Weide oder endigen in steilen, grotesken Felsen. Der Ebro theilt Aragon in zwei fast gleiche Hälften und geht bei Fayon nach Catalonien über, nachdem er den Xalon, die Mesa, die Guerva, den Gallego und Segre in seine Fluthen aufgenommen hat. Der Guadalaviar oder Turia entspringt in den Waldschluchten von Aragon, nimmt die Alhambra auf und geht über nach den schönen Gefilden von Valencia, wo er die Huerta, das herrliche Gartenland, mit seinen Wellen benetzt. Südlich von Daroca breitet sich ein größerer Binnensee aus, Lago de Gallocante genannt; eigentlich ist es nur ein größerer Sumpf, der während der Sommermonate schädliche Dünste verbreitet.

Das Klima von Aragonien ist mehr kühl als heiß; dabei zeichnen sich die Sommer durch heftige Gewitter, die Winter durch starke Stürme aus. Die Gebirge sind in der letztern Jahreszeit überall mit Schnee bedeckt, und in den hochgelegenen Pyrenäenthälern ist es neun ganze Monate lang kalt. Doch athmet man eine gesunde, markige Luft, und den Boden bekleidet das ganze Jahr hindurch ein frischeres Grün, als man es im übrigen Spanien zu sehen gewohnt ist.

Der Ackerbau wird zwar mit vielem Fleiß getrieben, müßte aber ausgedehnter und ergiebiger seyn, wenn man die vielen Flüsse zur Bewässerung benutzen wollte, worauf sich der Valencianer, der es von den maurischen Vorfahren lernte, besser versteht als der Aragonese. Das Land erzeugt herrliches Getreide, Hülsenfrüchte und Gemüse der besten Gattung; von Handelspflanzen werden vorzüglich Hanf und Flachs gebaut. In den Thälern des Berglandes wächst treffliches Obst, und täglich nimmt die gute Gewohnheit, Fruchtbäume zu pflanzen, zu; aber eigentliche Südfrüchte kommen doch nur am Südrande der Provinz und in den geschütztern Lagen fort. Der Weinbau ist von großer Ausdehnung: der rothe Grenache, welcher um Saragossa und Huesca wächst, der weiße Aula Dei und der Muskateller von Borja gehören zu den vorzüglichsten Gewächsen.

Von Bedeutung ist die Schafzucht der Aragonesen; in einigen Distrikten fällt die Wolle äußerst fein, besonders von den Schafen, die in Valencia und Murcia überwintern. Es werden jährlich ungefähr 80,000 Centner gewonnen, wovon ein Theil im Lande zu groben Tüchern und Strümpfen verwoben wird; die feinere ist zur Ausfuhr bestimmt.

In einem sehr bequemen Postwagen, auf der neuen Landstraße, wo man zwei und einen halben Tag braucht, fuhr ich von Madrid nach Saragossa. Die erste Nacht schliefen wir in Guadalaxara, ziemlich früh kamen wir nach Ariza und am nächsten Tage erreichten wir Aragoniens alte Hauptstadt. Die erste Tagereise jenseits Guadalaxara ging hauptsächlich durch unbewohnte Gegenden (despoblados); aber nachdem wir die Wasserscheide des Tajo und des Ebro hinter uns hatten, wurde die Landschaft besser. Das Thal des schönen Xalonflusses, welcher sich in den Ebro ergießt, ist trefflich angebaut, da der Fluß für die Bewässerung des Bodens in ausgedehnter Weise benutzt wird. Die Gegend hat hier einen fast nördlichen Charakter und liefert Hanf, Gerste und Hülsenfrüchte verschiedener Art; Wallnuß- und Kirschbäume sind mit Weinstöcken gemischt. Alhama de Aragon, zum Unterschied von Alhama de Granada so benannt, ist ein kleiner regsamer Ort, für die Fremden während der Badezeit bequem eingerichtet; er liegt in einer engen Schlucht, in einer pittoresken, interessanten Landschaft.

Calatayud, ein maurischer Wachtplatz, mit einem imponirenden, jetzt in Trümmern liegenden Castell, ist der Hauptort in diesem Thal; es ist eine wohlhabende, bedeutende Stadt in einer vortrefflich angebauten Ebene, ganz im aragonesischen Styl und Charakter, engen Straßen, guten Fronten an den Häusern, kühnen, öfters hübsch verzierten Dächern mit vorspringendem Sparrwerk. Jenseits der Stadt verließen wir den angebauten Boden, und nachdem wir einen öden Gebiegsstrich durchwandert, stiegen wir durch weißen Kalkgrund in die Ebene des Ebro herab. Nicht einen Baum, kaum eine Spur von Vegetation erblickt man, bis man die Ufer des Canals erreicht, wo dann in Folge der Bewässerung die üppigste Fruchtbarkeit herrscht.

Wir betraten Saragossa durch dasselbe Thor, durch welches die Franzosen in die Hauptstadt von Aragon eingedrungen waren. Wir kamen bei den Ruinen zweier Kirchen vorüber, von denen bis jetzt keine wieder hergestellt wurde, und ihre Stelle sowohl als die der meisten Häuser, welche hier standen, ist von einer Plaza und einem Paseo eingenommen. Die Zerstörung in der Stadt war sehr groß, aber wegen der außerordentlichen Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Häuser sieht man weniger Spuren davon, als man erwarten sollte. Im Innern von Saragossa erblicken wir eine maurische Stadt, welche eine compacte, solid gebaute Häusermasse enthält; es ist dieß die in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Altstadt, welche nur durch große Verwüstung vernichtet werden konnte. Die beiden Kathedralen stehen zum Glück an der entgegengesetzten Seite, nahe am Ebro, und kamen ohne beträchtliche Beschädigungen davon.

So wie man nur einmal bei den Spaniern eingeführt ist, kann niemand in seinem Benehmen gegen Fremde, die ihnen empfohlen sind, herzlicher seyn; gegen ältere Freunde und Bekannte sind sie stets offen, aufrichtig und theilen sich ihnen ohne Rückhalt mit. Freilich haben in der gegenwärtigen Periode die Unglücksfälle der Zeiten, die Verschiedenheit der politischen Meinungen und die Eifersucht der Regierung gemeinschaftlich beigetragen, die allgemeine Geselligkeit fast in ganz Spanien zu untergraben, was allenthalben schmerzlich empfunden wird. Durch ihre häuslichen Gewohnheiten unterscheiden sich die Spanier von den übrigen Nationen des südlichen Europa's auf eine eigenthümliche Weise. Kein Volk ist in allen seinen Gewohnheiten, Neigungen und seinem Geschmack so ganz und gar häuslich als die Spanier; in dieser Beziehung gleichen sie den Engländern vollkommen. Der ganze Charakter des Volks und der Gesellschaft hängt damit enge zusammen, und alle Erscheinungen in der Lage Spaniens finden hierin ihre Erklärung. In dieser Beziehung waltet durch das ganze Land kaum irgend ein Unterschied ob. Die Art, wie man Fremden die Honneurs des Hauses macht, ist ganz eigenthümlich. Die wenigen Plätze, wo mit Fremden ein beständiger Verkehr herrscht, ausgenommen, überträgt ein Spanier selten dieses Amt andern; er verrichtet es in der Regel selbst auf eine von dem, was im übrigen Europa üblich ist, ganz abweichende Weise. Die Regeln sind so einfach und der ächten Höflichkeit angemessen, daß es unbegreiflich ist, wie sie so vielen Fremden entgehen konnten, welche deßhalb die lächerlichsten Mißgriffe begingen. Wenn man in Spanien sagt: „es ist ein Mensch ohne Erziehung," so ist dieß ein furchtbares Anathema.

Es ist nicht gewöhnlich, bedeckten Kopfes ein Haus zu betreten, noch ohne den höflichen ersten Gruß, der jeden Besucher, was auch immer seine Angelegenheit seyn mag, erwartet, zu erwiedern; eben so wenig schickt es sich, den Rücken zu kehren oder selbst in einem öffentlichen Gastzimmer, wo man sich gegenseitig nicht kennt, irgend einem den Rücken zu zeigen. Wenn der Fremde das Haus verläßt, so wird er bis zur Thüre und häufig noch weiter begleitet, und er muß sich langsam und ehrerbietig, nicht hastig zurückziehen, vor allem eingedenk, daß der Hausherr seinen Blick auf ihn geheftet hat und bereit ist, da, wo der Gast aus seinen Augen verschwindet, eine letzte Verbeugung zu machen. Alles dieß geschieht auf eine ernste Weise, ohne alle Absicht theatralischen Effect machen zu wollen, wie es in einigen Ländern der Fall ist, oder damit die kalte, hochmüthige Höflichkeit nach einem gezwungenen oder zufälligen Empfang, wie es in andern Ländern geschieht, erweisen zu wollen. Die bezaubernde Weise, womit diese Pflicht der Gastfreundschaft geübt wird, hat mich öfters bewogen, Einladungen in Häusern anzunehmen, wo ich im voraus nichts von Interesse zu finden hoffte, bloß in der Absicht, die unnachahmliche Grazie, mit welcher die Hausbesitzer jederzeit ihre Gäste selbst auch nur bei einem augenblicklichen Besuch empfangen, zu beobachten. Dieselbe Herzlichkeit zeichnet den Empfang von Fremden in jenen Gegenden aus, wo es Sitte ist, in den Häusern derjenigen Personen, an die man empfohlen wurde, zu wohnen.

(Schluß folgt.)

Bierverfälschung in Frankreich. Der Courrier du Haut Rhin bemerkt: „Sonst hatte Elsaß den Ruf, vortreffliches Bier zu brauen, damals wurde wenig getrunken, jetzt aber ist der Verbrauch zum großen Nachtheil der Weinbauern sehr gestiegen, während die Qualität schlechter geworden, so schlecht, daß sie der Gesundheit wesentlich nachtheilig ist. Die Verfälschung ist wie in andern Dingen so auch hier im Schwunge; statt des Hopfens braucht man Buchs, Gentian und andere bittere Kräuter, und selbst die Gerste wird durch andere Stoffe ersetzt. Wer ein solches Bier nicht sehr mäßig trinkt, wird stumpf und Schlaganfällen ausgesetzt. Zahlreiche Krankheiten haben, oft ohne daß man es weiß, gar keinen andern Grund als dieses abscheuliche Getränk. Wie lenken die Aufsicht der Behörden darauf, die nicht gleichgültig bleiben können, sie mögen die Aerzte zu Rathe ziehen, und diese mögen erklären, ob die Sache sich nicht so verhält, und ob wir übertreiben."

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1844.

Ein Besuch in Nowgorod. *)

Der Anblick Nowgorods, wenn man sich von Petersburg her demselben nähert, ist schön und malerisch, denn eine Menge mit Lasur und Gold geschmückter Thürme, Kuppeln und Kreuze glänzen dem Reisenden entgegen. In den Umgebungen der Stadt liegen, halb in ihre dichten Gärten versteckt, die Klöster mit ihren alten Kirchen und Kirchhöfen. Als ich am Kreml vorbeifuhr, stieß ich auf eine Procession: die Geistlichen im vollen Ornat trugen das wunderthätige Bild der Mutter Gottes, und eine zahlreiche Volksmenge hatte sich ihnen angeschlossen. Dieß mahnte mich an Kiew; ich kleidete mich schnell im Gasthof um, eilte, mich gleichfalls der Procession anzuschließen, und zog mit ihr auf dem Walle um die ganze jetzige Stadt. Von dieser Höhe herab erblickt man alle Umgebungen der alten, einst so blühenden Stadt, jetzt aber bieten sie ein trauriges Bild der Verödung dar. Ich durchlief in Gedanken die seltsame Geschichte der Stadt: im Jahre 864 war sie die Hauptstadt Rußlands, im J. 880 machte das unter einem günstigern Himmel und näher bei Konstantinopel gelegene Kiew ihm den Vorrang streitig; Nowgorod aber richtete eine Volksregierung ein, und erstieg eine hohe Stufe von Macht und Größe, so daß es mit Stolz zu seinem Denkspruch wählte: wer ist gegen Gott und das große Nowgorod! Es trieb einen bedeutenden Handel mit dem Ausland, war das Mittelglied des asiatischen und nordeuropäischen Verkehrs, unterwarf seiner Herrschaft den größten Theil des nördlichen Rußlands, und führte glückliche Kriege mit feindseligen Nachbarn, bis es im J. 1478 dem kaum erstandenen russischen Reich sich unterwarf.

Der Beschreibung Nowgorods sind schon ganze Bände gewidmet worden, ich will darum nur in flüchtigem Umriß meine Reiseeindrücke schildern und diejenigen Denkmäler erwähnen, die ich selbst gesehen, und welche vor allem der Aufmerksamkeit würdig sind. Wie alle alten Städte, die äußern Einfällen ausgesetzt waren, suchte Nowgorod Schutz in den festen Mauern seines Kremls. Ueber den jetzigen Mauern erheben sich neun Thürme. Nach einer alten Sage nistete auf der Höhe eines derselben ein wunderbarer Vogel, der auf der Straße Kinder raubte, sie tödtete, und mit ihrem Fleisch seine Jungen fütterte. Gleich jenem Seeungeheuer der Mythologie, setzte er die ganze Umgegend in Schrecken, bis endlich ein kühner Jüngling seine Vaterstadt befreite. Die Ciceroues der Stadt zeigen noch die Keule, womit er den Vogel erschlug.

Mit ehrfurchtsvoller Neugier betrachtete ich die berühmte, im J. 1051 errichtete Sophienkirche, die sich jedoch durch ihren Umfang nicht von andern alten Kirchen unterscheidet. Im Innern sind die Mauern mit Abbildungen aus der heiligen Schrift bedeckt. Das herrschende Dunkel erweckt in der Seele eines Christen Ehrfurcht für das Heiligthum und das hohe Alter. Im Archiv dieser Kathedrale fand man ein vollständiges Exemplar der Russkaja prawda (Russisches Rechtsbuch) in einer Handschrift, die nach den Untersuchungen Strahls ins Jahr 1280 hinaufreicht. Auch trifft man hier ein merkwürdiges Bronzethor, das vermuthlich von deutschen Arbeitern im 12ten oder 13ten Jahrhundert gefertigt wurde; die verschiedenen sowohl weltlichen als religiösen Abbildungen und die russischen und lateinischen Inschriften waren vor kurzem Gegenstand der gelehrten Forschungen Adelungs.

Der reißende Wolchow fließt unterhalb des Kremls vorüber, und sein Wasser ist so trüb, daß wenn man es in ein Gefäß schüttet, sich in kurzem ein dicker, gelber Niederschlag bildet; man behauptet indeß, es sey nicht bloß unschädlich, sondern mache auch fett. Im Alterthum war eine Brücke über den Wolchow gebaut, und dabei stand eine Capelle. Hieher zog der Erzbischof von Nowgorod Johann dem Schrecklichen entgegen. Bei einem solchen Zusammentreffen schreckte das plötzliche Anschlagen der großen Kremlglocke das Pferd des Zaars, welches darüber stürzte. Von dieser Stelle aus stürzten die Krieger des erzürnten Zaars die Aufrührer in die Wellen des Wolchow fünf Wochen lang, und fuhren in Kähnen auf dem Flusse umher, um diejenigen zu erstechen, welche sich durch Schwimmen retten wollten. Mit besonderer Aufmerksamkeit besuchte ich den Platz, wo einst auf den Klang der großen Glocke die berühmte Nowgoroder Volksversammlung zusam-

*) Nordische Biene vom 27 und 29 Mai.

mentrat; er befindet sich vor dem Palast Jaroslaws. Nach dem Falle Nowgorods wurde die Glocke, welche das Volk zur Versammlung gerufen hatte, im J. 1478 nach Moskau abgeführt. Der erbitterte Sieger hatte durch seine Strafen den Nowgorodern Schrecken eingeflößt, dennoch scheuten sie sich nicht, die Trauer über ihren frühern Zustand offen zu zeigen, liefen in Schaaren herbei, küßten zum letztenmal die Volksglocke und begleiteten sie mit Thränen bis weit vor die Stadt hinaus. Neben dem jaroslawischen Palast ist das Haus der berühmten Heldin Nowgorods, der Bürgermeisterin Marfa. Diese ehrgeizige Frau wollte Nowgorod der Herrschaft Johanns III entziehen, und indem sie einen litthauischen Großen heurathete, unter Kasimirs Namen Nowgorod beherrschen; aber bei der Unterwerfung Nowgorods wurde sie fortgeführt, man weiß nicht wohin, und ihr Vermögen geplündert. Zeit und Ort ihres Todes sind unbekannt; nach einer Sage soll sie nach Nishnei-Nowgorod in die Verbannung geschickt worden und auf dem Wege in Moskau gestorben seyn. Von ihrem Hause in Nowgorod sind nur noch unförmliche Trümmer übrig. Es wäre zu wünschen, daß in Nowgorod wie in Kiew sich eine Gesellschaft von Alterthumsfreunden bildete.

Ich besuchte das (im J. 1030 gegründete) Georgenkloster, und staunte über den Reichthum und die Pracht der Verzierungen. Im Kloster herrscht eine merkwürdige Ordnung. Die Kirche dankt ihre Pracht großentheils dem frommen Eifer der Gräfin Orlow, die einen bedeutenden Theil ihres ungeheuren Vermögens derselben opferte. Ich sah die Gräfin in der Kirche; bei ihrem Heraustreten wurde sie von einer Schaar von Armen umgeben, die ihr die Hände und selbst den Saum ihres Gewandes küßten; sie ist auch in der That die Wohlthäterin und Mutter der Armen. Aus dem Kloster ging ich nach dem öffentlichen Garten der Stadt, und obwohl es Sonntag und erst 8 Uhr Abends war, traf ich doch nur vier Spaziergänger. Ueberhaupt ist die Stadt unglaublich langweilig und einförmig. Wenn man die leblosen Straßen betrachtet, so fragt man sich unwillkürlich: ist dieß denn wirklich das große Nowgorod, einst der Sitz des Reichthums, des Luxus und der Gewerbsthätigkeit, das Nowgorod, das sich so stolz und hartnäckig der Macht Moskau's widersetzte. Jetzt gehört es zu den stillen, traurigen Städten, die eine ihrer Zierden nach der andern verloren haben, und in traurige Unbeweglichkeit gefallen sind. Man kann solche Städte gefallenen großen Familien vergleichen, die mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart leben, und bei der Vergleichung sich zerknirscht fühlen. In solchen Städten und Familien erhielten sich Ideen von Größe, wodurch sie sich manchmal selbst täuschen, die aber dem Beobachter Achtung und Mitleid einflößen.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Fortsetzung.)

Nachdem man das Thal di Bragio durchritten, gelangt man auf eine baumlose Ebene, vor der capo bianco als letztes Ende einer niedrigen Hügelreihe im Meere liegt; einige Fiumarabetten durchschneiden den Weg. Kurz vor Palma reitet man endlich in ein Thal hinab, aus dem der Ostwind uns den süßen Duft eines blühenden Orangenwaldes entgegentrieb. Die Stadt liegt wie Girgenti nach Süden an einer Hügellehne; Mandeln und Oel sind die Hauptproducte und der Weg nach Licata führt zuerst noch durch Olivenpflanzungen. Licata selbst liegt in Mitte einer kornreichen Ebene am rechten Ufer des Salso, des alten Himera. Nachdem wir auf einer Fähre über den Fluß gesetzt, überfiel uns auf den weiten baum- und häuserlosen Kornfeldern ein so eindringlicher Regen, daß wir uns freuten endlich den Fondaca von Falconara zu erreichen. Auf diesem Schlosse, hart am Meere, inmitten dieser fruchtbaren Einöde verlebt ein reicher Engländer, der 6 Feodi der Umgegend an sich gebracht, den größten Theil des Jahres. Das Unwetter hatte etwas nachgelassen, als wir auf dem Ufersand hinabritten und hier unter dem Rand der höheren Küstenebene unsern feuchten Weg verfolgten. Bald waren wir wieder eben so naß als vorher; die Pferde scheuten und stutzten vor den Wellen, die bis an die Uferwand hinanspülten. Eine Truppe zerlumpter Buben auf ihren rasch hintrippelnden Eseln zog lärmend und schreiend dieselbe Straße; endlich steigt der Weg zur Ebene hinauf und durch hohe Cactushecken zogen wir in Terranova ein, von dessen Dächern der Regen in die Straßen zu tüchtigen Bächen zusammenströmte. Am nächsten sonnigen Morgen war die ganze Bevölkerung in Bewegung, um dem Himmel für den stattlichen Regen durch eine Procession zu danken. Die Stadt, unzweifelhaft das alte Gela, liegt auf einer lang gestreckten Höhe zwischen dem Meere und jener fruchtreichen Ebene, die im Alterthum so berühmt war; in den hiesigen Privatsammlungen gibt es prächtige Goldmünzen und Vasen aus allen Perioden der griechischen Kunst. Die Hauptfundorte für die gemalten Gefäße sind im Westen der Stadt bei Torre d'Jusegna, an der Landseite des hohen Küstenrandes, für kleinere, ungemalte Urnen ein Sandhügel im Osten, jenseits des Fiume di Terranuova. Zwischen diesen Punkten also lag wahrscheinlich das alte Gela, vor dessen Thoren Aeschylus am letzten Tage seines Lebens entweder auf die unendliche See oder über die reiche, grüne Ebene schaute, als der Adler die Schildkröte auf ihn niederstürzen ließ.

An der Küste lag eine Speronara, in die halbnackte Männer und Knaben mit großer Beschwerde eine Ladung von Orangen durch die Fluth schleppten. Die Ebene trägt jetzt namentlich viel Baumwolle.

Ueber den Fluß führt eine Brücke. Dann aber mußten wir einen weiten Bogen machen, um weiter landeinwärts ein zweites Wasser, den Drillo, zu passiren, da der Regen alle Bäche angeschwellt und das niedrigere Land zum Theil überschwemmt hatte. Der Weg führte erst über Weideland voll Zwergpalmen und Binsen; hier schon beginnt das schwarze Vieh des Süd-Osten, während es auf der ganzen übrigen Insel nur rothbraun ist. Weiterhin stand alles voll Bragala, einem Busch mit klebrichtem Blatt und weißer

Blüthe, die sehr stark und aromatisch riecht, dazwischen die alten Korkeichen. Durch Oelpflanzungen und endlich durch Weinfelder kömmt man nach Vittoria. Der neue Ort, in der Ebene gelegen, producirt wenig Getreide; die höher gelegenen Orte des Binnenlandes, Caltogirano, Nicami, Chiaramonte versehen ihn mit seinem Bedarf. In Caniso das wir am andern Morgen in der Frühe passirten, wurden überall vor den Häusern Baumwolle gepflückt und getrocknet; dicht hinter dem Ort aber reitet man das Gebirg wieder hinauf.

Es ist eigentlich eine steinige Hochebene; hie und da trifft man mit einer hohen Steinmauer geschützt eine Baumpflanzung. Die Kornfelder sind mit lose aufgeschichteten Steinwällen umschlossen, und da man nicht alle Steine auf die man beim Hacken trifft, dort unterbringen kann, sind die übrigen meist noch mitten im Feld in großen viereckigen Haufen zusammengeschichtet. Die Straßen sind zum Theil halsbrechend, da die Wälle oft links und rechts auf dem ohnehin unebenen Felsboden zusammengestürzt sind. Tiefe und zum Theil sehr enge Flußthäler durchschneiden die Ebene und hier sind die Bäume häufiger. In einem solchen Thale liegt denn auch Modica, lang gedehnt, ein stattlicher Ort und seit 1834 neu gebaut; in jenem Jahre zerstörte eine furchtbare Ueberschwemmung am 8 October den ganzen Ort. Die Gewalt der Regengüsse ist in allen Thälern der Insel überaus groß; sie werden aber um so gefährlicher, wenn, wie es damals geschah, ein ungünstiger Wind in diesen engen Schluchten das Wasser staut und dasselbe zwingt, ins Thal zurückzutreten. Auch dieser Grund, die Furcht vor ihren Bergwassern mochte die Urbewohner Siciliens bewegen sich lieber auf den Plateaux der Berge festzusetzen, während jetzt die meisten Orte in die Thäler hinabgekrochen sind.

Modica und die dazu gehörige Grafschaft ward 1362 dem Frederigo di Chiaramonte zur Strafe der Felonie genommen und 1392 dem Bernardo Cabrera verliehen. Modica, Ragusa, Chiaramonte, Monte Rosso, Vittoria und Puzzallo gehören noch dem Grafen, der früher noch über fünf andere Orte Souverän war; die Souveränetät ist jetzt mit dem übrigen Feudalwesen gefallen. Doch zeichnet sich der ganze Bezirk, auch nur il contado genannt, vor der übrigen Insel durch die Getheiltheit des Grundbesitzes, die Menge und Wohlhabenheit der Bevölkerung aus. Zehn Salmen Landes sind ein großer Besitz, der auf der Hochebene meist mit Korn bebaut wird; die Küstenstriche produciren auch Wein und Oel. Das große, meist schwarze Vieh der Grafschaft mit seinen kleinen Hörnern ist sehr gesucht; die Abgaben an den Grafen werden nur in Korn geleistet, das in dem Ausfuhrort Puzzallo in großen Massen aufgespeichert liegt. Die Bevölkerung ist die dichteste in ganz Sicilien, und strömt auch nach Noto hinein.

Modica hat an Alterthümern nichts aufzuweisen; Münzen, die namentlich bei Scicli und Ragusa häufig seyn sollen, werden vom Intendanten meist aufgekauft und nach Palermo gesandt.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zur Erforschung des Innern von Nordafrika.

Wenn man die französischen Berichte aus Algier liest, so stößt man jeden Augenblick auf den Ausdruck „am Rande der Wüste.“ Man traf auf diesen Ausdruck vor 5 Jahren, wo die Franzosen sich fast auf das Littoral beschränkt hatten, und trifft ihn jetzt noch, wo sie um mehrere Grade weiter südlich vorgerückt sind. Es ist augenscheinlich, daß dieser Ausdruck auf einer ganz falschen Ansicht von der Geographie Nordafrika's beruht. Die Wüste, die Sahara im engern Sinn, welche die Länder der Neger, den Sudan, von Nordafrika scheidet, beginnt erst tiefer im Innern, wahrscheinlich am Südabhang der höchsten Kette des Atlas. Das Land bis zu dieser Kette hin ist vermuthlich eine Abwechslung von unfruchtbaren, zum Theil wohl sandigen, zum Theil indeß auch sumpfigen Strichen mit sehr fruchtbaren bald größern, bald kleinern Stellen, die wir mit einem ägyptischen Wort Oasen zu bezeichnen gewohnt sind. So schildert schon Strabo das Land, welches die Römer allem Anschein nach besser kannten, als wir. Die Araber, diese Söhne der Wüste, haben sich hauptsächlich des Karawanenhandels in diesem Theil der Welt bemächtigt, und verrathen wohl davon so wenig wie möglich. Jetzt schlägt ein Franzose (s. Echo du Monde Savant vom 16 Junius) vor allmählich sich über das Innere Bericht zu verschaffen, und meint, es wäre das beste, wenn man zuerst von Ain-Maadhy (bis wohin die Franzosen jetzt vorgedrungen sind) nach Ain-Salah gehe, was etwa 125 Lieues entfernt sey, dann nach Agably, um über Biskarah oder das tunesische Gebiet zurückzukehren. Vielleicht wäre es noch besser über Tebessa nach Tugguet zu gehen, dann westlich nach Agably sich zu wenden und über Ain-Maadhy nach Algier zurückzukehren, auf welcher Reise die Beni Mozab am meisten Dienste leisten könnten. Ain-Salah und Agably sind Handelspunkte, auf denen mehrere Straßen von Südosten nach Südwesten her zusammenlaufen, und wo man eine Menge Nachrichten über nahe und ferne Punkte einziehen könnte. Dazu wäre aber vor allem eine möglichst vollständige und praktische Kenntniß der Idiome im Innern, namentlich der Berbersprache und des Mozabi-Dialekts nöthig.

Spanische Culturbilder.

Zweite Skizze.

(Schluß.)

Ich will hier bloß ein Beispiel davon geben, in welchem ernsten Licht man die Verbindlichkeit der Gastfreundschaft in Spanien ansieht. Eine sehr achtungswerthe Familie von meiner Bekanntschaft gehörte der liberalen Partei an. Zur Zeit der letzten Invasion hatte der älteste Sohn die Waffen ergriffen und befand sich mit Mina in Catalonien, als die Franzosen einzogen. Er wurde verwundet, zum Gefangenen gemacht und nach Frankreich abgeführt. Eben als die Familie diese Nachricht erfuhr, rückte die Armee des Herzogs von Angoulême in die Stadt ein, wo sie lebte. Ein französischer Officier stellte sich ihr mit einem Empfehlungsbrief vor. Wäre dieß in Frankreich oder irgendwo sonst geschehen, so ist klar, welche Aufnahme er gefunden hätte. Hier überwand das Gefühl der Höflichkeit jede andere Betrachtung, und die Frau des Hauses sagte: „Als eine uns empfohlene Person freuen wir uns, Sie zu sehen; als einem Franzosen können wir

Ihnen nicht dieß Compliment machen.“ Dieß ist die gewöhnliche Sitte des Landes, aber es ist nöthig, bevor man auf diesem Fuße mit ihnen lebt, sie kennen zu lernen, und man braucht nicht zu bemerken, daß es häufig Gelegenheit gibt, das Volk zu beurtheilen. Die besten spanischen Sitten sind jene glückliche Mischung von Biederkeit und Offenheit, mit gehöriger Vorsicht und Zurückhaltung, von Ernst und Würde mit heiterer Laune, die sich auf die vollendetste Philanthropie und Achtung für andere wie für sich selbst gründet, und worin wahrscheinlich die Vollkommenheit menschlicher Sitten besteht. So rein sind diese, daß man die geringste fremde Beimischung sogleich wahrnimmt, und von zahllosen Fällen, die ich kennen lernte, sah ich keinen einzigen, wo Männer oder Frauen durch ihren Aufenthalt in der Fremde gewonnen hätten, obwohl viele, ohne ihre Nationalsitten zu verändern oder zu verschlechtern, das Ausland besucht haben.

Eine andere auffallende Eigenthümlichkeit zeigt sich darin, daß die unterrichtetsten Männer, die ich in dem Lande kennen lernte, dieses nie verlassen haben, und wenn man die Hülfsmittel, die ihnen zu Erwerbung ihrer Bildung zu Gebote stehen, erwägt, so muß man die Kenntnisse, die viele einzelne besitzen, ganz außerordentlich nennen. Die Männer von wissenschaftlicher Bildung in jedem Fache, die ich kennen lernte, und die ich, was sehr häufig geschah, um Rath zu fragen Gelegenheit hatte, besaßen fast alle denselben unveränderlichen Charakter: die höchste Einfachheit, keine Anmaßung oder Quacksalberei, die größte Bereitwilligkeit, ihre Kenntnisse mitzutheilen, und nicht das leiseste Streben nach Geheimnißkrämerei oder irgend ein Bemühen, ihren eigenen Geist oder den von andern durch Theorien und verschrobene Gesichtspunkte irre zu führen. Ihre charakteristischen Züge sind ein starker, klarer, feiner Verstand und tiefe Beobachtungsgabe, die beste Grundlage für wissenschaftliche Bildung. Die Achtung, womit diejenigen, welche Belehrung suchen, behandelt werden, und die Bereitwilligkeit, womit man ihren Wünschen entgegenkommt, geben den sichersten Beweis von der natürlichen Einsicht des Volks. Unglücklicherweise stehen die meisten wissenschaftlich gebildeten Männer in Spanien in einem hohen Lebensalter, und von der lebenden Generation scheinen sich nur wenige vorbereitet zu haben, ihre Stellen einzunehmen. Man muß hoffen, daß die Ursachen davon in der Zeit liegen und daß es nun anders werden wird.

Die Diener und untern Classen werden von allen Ständen der Gesellschaft mit der größten Höflichkeit und Humanität behandelt; in Spanien würde sich niemand unter andern Bedingungen zum Dienen bequemen. Man hat von dieser Freiheit niemals Mißbrauch machen sehen, und sie sind im Allgemeinen sehr treu. Die peinlichen Gesetze gegen Diebstahl durch Diener sind so streng, daß sie selten bei vorkommenden Fällen in Anwendung kommen, und man hört, daß die Gesetze verändert werden sollen, um sie wirksam zu machen. Unter allen Classen der Gesellschaft ist die Anhänglichkeit an den heimischen Boden wahrscheinlich stärker, als bei irgend einem andern Volk. Sie übertreffen weit das von den Schweizern so gerühmte Gefühl, und der ganze Charakter der Nation trägt einen Anstrich davon. Es verhütet, daß sie reisen oder auswandern, ausgenommen wo sie die Noth dazu treibt, und ist ein mächtiges Hinderniß für sie, in das Militärleben zu treten, was sie selten freiwillig thun, und veranlaßt die in ihren Heeren so häufige Desertion. In den untern Classen ist die Wirkung, wenn sie hören, daß ein Fremder in ihrem Geburtsort gewesen ist oder dahin geht, ganz eigenthümlich, und ich habe in Familien gefunden, daß man die Diener herbeirief, um ihnen zu sagen, daß der Caballero mit ihrer Heimath bekannt sey, was stets ein freudiges Gefühl erweckt; auch gibt es kein besseres Mittel, den guten Willen dieser Leute zu gewinnen, als wenn man ihren Geburtsort rühmt oder Interesse dafür ausspricht. Diese liebenswürdige Gefühlsweise erstreckt sich noch etwas höher hinauf in die Gesellschaft.

In keinem Lande ist die Macht der Gewohnheit so stark und tief eingewurzelt. Es bildet einen der unverlöschlichen Züge, die sich von der alten Freiheit erhielten, indem die für sein eigenes Benehmen freiwillig auferlegten Gesetze bei einem freien Volke weit mehr vermögen als kaiserliche oder königliche Decrete. An einem schwülen, heißen Sommertage sah man die Männer von Burgos, welche unter die alten, reinen Stämme von Spanien gehören, in schweren schwarzen Mänteln spazieren gehen. Auf die Frage, warum sie ein so unpassendes Costüm trügen, wurde die lakonische und bedeutsame Antwort ertheilt: „aqui es costumbre“ (so ist es hier Sitte!). Ich wohnte einer Stierhetze mitten im Winter bei; es war zu Valladolid, einer von ächten Castiliern bewohnten Stadt, die wimmelt von Obertribunalräthen, Obergerichtsadvocaten, Priestern und Pedellen der Themis, Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, ferner von unzähligen armen Schluckern von Studenten, Licentiaten, Doctoren der Theologie und andern Dienern des göttlichen Wortes. Auch halten sich hier, wie in Granada, jederzeit viele Fremde auf, um persönlich ihre Processe zu betreiben, was in das gesellige Leben und Treiben der Stadt viel Mannichfaltigkeit bringt. Da es allenthalben ausposaunt worden war, daß der göttliche Montes kommen würde, war aus der ganzen Umgegend eine Masse Volks herbeigeströmt. Es herrschte eine scharfe Kälte, und ein heftiger Wind wehte gerade gegen den Ort, wo der Präsident saß. Er blieb die ganze Zeit über mit unbedecktem Haupte, und ohne Zweifel würde er eher sein Leben, was wirklich dabei Gefahr lief, geopfert haben, als von der alten Sitte, wonach er die Stelle des Königs vertrat, abgewichen seyn.

Was viele Touristen für Unduldsamkeit genommen haben, ist wahrscheinlicher die Strenge der Sitte und die allen Ständen gemeinsame Pünktlichkeit, sich der herrschenden Etiquette zu fügen. Die Antwort der Einwohner von Burgos kann als Wahlspruch des Landes dienen, und das „aqui es costumbre“ wird viele Erscheinungen erklären, welche man übereilt andern Motiven zugeschrieben hat. Es gibt einige Gebräuche, die noch jetzt bestehen und hinsichtlich deren man von dem Fremden erwartet, daß er sich ihnen bequeme, mehr aus dem Grunde der Wohlgezogenheit als wegen sonst etwas, wie z. B. bei dem Glockengeläute bei Sonnenuntergang, wo jedermann einen Augenblick stehen bleibt; auf Spaziergängen ist dieser Anblick sehr anmuthig, zumal in Sevilla, wo man ganze Gruppen von Landleuten an dem Ufer des Guadalquivir knien sieht. Das Niederknien fordert man jetzt nicht mehr von Fremden, allein es ist Sitte, den Hut abzunehmen.

Goldbilder aus dem See Guativata. Wir haben vor wenigen Tagen dieses Sees (s. Nr. 176) und der Bemühungen erwähnt, denselben abzulassen. In der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu London am 12 Junius zeigte ein Hr. Brown ein merkwürdig modellirtes zwölf Pfund schweres Götterbild aus Gold vor, das am Rande dieses Sees gefunden wurde. Der See wird in dem Bericht (s. Lit. Gaz. vom 15 Junius) Guativite genannt, was wohl ein Druckfehler ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1844.

Entdeckungen in Südaustralien.

Endlich ist wieder ein Versuch gemacht worden, Australien von Süden her zu erforschen, und wenn derselbe wenig zur directen Vermehrung unserer geographischen Kenntnisse von diesem Lande beiträgt, so enthält er doch genug, um auf den physischen Zustand des Innern eben kein glänzendes Licht zu werfen. In der Versammlung der Londoner geographischen Gesellschaft am 10 Junius wurde der Bericht einer „Entdeckungsreise nach dem Torrens-See" von dem Capitän Frome, Generallandvermesser in Südaustralien, vorgelesen. Der Bericht ist so sehr mit willkürlichen, keineswegs bekannten Namen von Flüssen, Bergen und Quellen durchspickt, daß eine wörtliche Mittheilung ziemlich langweilig und unverständlich seyn müßte; wir beschränken uns deßhalb auf eine allgemeine Bezeichnung, insoweit sie Aufschluß über die Beschaffenheit des Landes geben kann.

Bekanntlich sind schon mehrere Versuche gemacht worden, von der Tiefe des Spencergolfes aus, welcher bis auf 34° S. B. ins Land hineinreicht, eine Reise quer durch den Continent nach Norden zu machen. Diese Versuche scheiterten an der Entdeckung eines mächtigen Sees unmittelbar nordwärts von der Spitze des Spencergolfs, etwa unter 31½° N. B. Ein Umgehen desselben ist bis jetzt nicht gelungen, und auch der kecke „Overlander" Eyre, dem das Wagstück gelang, von der Westseite des Spencergolfs bis zu den Ansiedlungen an der Westküste Australiens vorzudringen, vermochte ostwärts nicht den See zu umgehen, so daß das Land zwischen diesem See und dem ziemlich bekannten und viel durchzogenen Gebiet des Darlingflusses noch immer unbekannt ist; indeß hatte er doch im allgemeinen die Südostgränze des Torrens-Sees angegeben, und diese näher zu erforschen, machte sich Capitän Frome auf den Weg. Er drang von 32° 45′ 25″ in nordöstlicher Richtung vor, und kam zuerst an einen Fluß, den er Siccus nennt, und welcher wie alle spätern in nordöstlicher Richtung floß und Spuren trug, daß die Fluth 20 bis 30 Fuß über sein jetziges Bett gestiegen war. Nachdem er über diesen gesetzt, mußte er sich links in die Berge wenden, um Wasser zu finden, und kam so bis 30° 59′, von wo aus er den See innerhalb 15 bis 16 (engl.) Meilen entdeckte, anscheinend mit Wasser bedeckt, mit Inseln besäet und einem felsigen Ufer im Hintergrund. Alles dieß war aber nur die Wirkung der Luftspiegelung, denn als er am andern Tage bis in diese Entfernung vordrang, fand er kein Wasser, wohl aber deckte eine Salzkruste hie und da den Sand am Rande des Sees oder vielmehr der Wüste. Der Sand wurde immer trockener ohne die mindeste Spur von Vegetation, so daß nicht daran zu denken war mit Pferden durchzukommen. Was Eyre den östlichen Arm des Torrens-Sees nannte, war vermuthlich nichts als diese Sandwüste, welche 300′ über dem Meere liegt.

Capitän Frome wandte sich nun südwärts in die Berge, konnte aber bald wegen Wassermangel nicht weiter vordringen; von einem Berge aus übersah er das Land, das ein Bild gänzlicher Unfruchtbarkeit bot. Er glaubt indeß, in der nassen Jahreszeit könnte man, wenn Wasser auf zehn Tage mitgenommen wird, zwei Drittheile des Wegs bis zum Darling zurücklegen, auf dem letzten Drittheil aber, 80 Meilen, würde sich gar kein Wasser finden; zudem wäre es Thorheit sich anders als in bedeutender Zahl nach diesem Fluß zu wagen, da man den Angriffen der Eingebornen ausgesetzt seyn würde. Nachdem Cap. Frome zu dem von ihm zurückgelassenen Posten zurückgekehrt und dann in etwas veränderter Richtung einen neuen Versuch gemacht hatte, gelangte er an eine Bergkette, die sich 12 bis 1500 Fuß über die Ebene erhob, aber keine Spur zeigte, daß hier je Regen gefallen sey. Von einem Berg, den er Mount Porcupine nannte, hatte er eine gute Aussicht nach allen Richtungen, aber ein dürreres, unfruchtbareres Land lasse sich nicht denken. Cap. Frome schließt mit der Bemerkung, er glaube, daß sich ostwärts von dem Hochland, welches sich von dem Mount Bryan bis Mount Hopeleß 300 Meilen weit erstreckt bis zum 140° O. L. v. G. und wahrscheinlich noch viel weiter (nämlich bis zum Darling hin) durchaus kein Land finde, das als Ackerland oder Viehtrift sich benutzen lasse; der Boden zeige unzweideutige Spuren vulcanischer Thätigkeit.

Nach dieser Schilderung muß man die Hoffnung aufgeben,

daß man den Torrens-See ostwärts umgehen, von da ins Darlinggebiet gelangen und dann nordwärts vordringen könne; ob dieß auf der Westseite des Torrenssees möglicher seyn wird, steht noch dahin.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Fortsetzung.)

Ungefähr eine Meile von Modica liegt die berühmte Cava d'Ispica. Es ist dieß ein Thal, steil und eng wie die meisten der Umgegend, das nach Spaccaforno hinabführt; sein oberer Theil aber ist rechts und links an beiden Wänden mit jenen Grotten bedeckt, die sich durch ganz Sicilien so unendlich zahlreich finden, meist durchaus leer, ohne alle Zierde noch Inschrift, höchstens mit den Spuren alter Todtenbetten. Von Sperlinga bis Nicosia liegen sie rechts und links der Straße, zum Theil durch neue Wegverbesserungen zerstört. Am Castell von Assaro und San Filippo d'Argiro finden sie sich eben so gut als zu Girgenti in der alten Stadtmauer. Hier in diesem Thal sind sie über einander vom Thalgrunde bis zu seinem obersten Rand in den Felsen getrieben. In zwei Grotten der linken Seite finden sich die vier schon öfter mitgetheilten Inschriften, die es unzweifelhaft machen, daß dieß alles Grabanlagen waren. Freilich gefallen die Sicilianer sich darin, diese und ähnliche Stätten als Wohnsitze einer Urbevölkerung anzusehen, wie man mir denn in Modica die östlichsten, sehr ausgedehnten Grottengalerien der rechten Seite als den Königssitz dieser Troglodytenstadt geschildert hatte. Deßhalb heißen diese wohl auch il castello. Jetzt wohnen zwei Familien in diesen Grotten, wie man sie denn überall noch häufig jetzt benutzt findet, die einen im Castell, die andern des Ignazio Scapellato am westlichen Ende; diese ist schon seit 100 Jahren hier ansässig, früher nicht so reich als jetzt, da Ignazio 8 Salmen Landes, fast die Hälfte des Thales besitzt; er ist erst mit seiner Frau aus einer engern östlicheren Grotte in seine jetzige Behausung gezogen; da ist für die Menschen und Hühner in einer Höhle Platz, in der andern für 100 Stück Kleinvieh, auch für Kühe, und unter diesen verschiedenen Stockwerken sprudelt eine Quelle in einem geräumigen Kellergewölbe. Er läßt sich gerne im Scherz Barone d'Ispica nennen, und wie er mit mir zum Castell hinabging, kam er mir ganz wie der Herr des Thales vor. An dem Wasser stehen schöne Nußbäume, worunter Frauen wuschen und scherzten, auf den schmalen Aeckern gruben einige Männer: Maestro Ignazio ward von allen mit Ehrfurcht begrüßt und angehört. Wo er an der jenseitigen Wand ein Stück Vieh verlaufen sah, jagte er es mit der Giabla, der Schleuder, zurück. Er sprach viel und trotz seines Sicilianisch verständlich, von seiner kurz verstorbenen Frau, vom Kronprinzen von Bayern, von Murat endlich, dessen Schönheit zu loben er gar nicht müde ward. Es ist unglaublich, welchen Eindruck die Stattlichkeit dieses Reiterkönigs auf diese empfänglichen Südländer gemacht haben muß; die Anhänglichkeit, mit der man sich noch überall, namentlich jenseits des Faro seiner erinnert, beruht zum Theil wohl mit auf diesem Eindruck seiner äußern Erscheinung. Beiläufig fragte mein Wirth mich aber auch sehr angelegentlich aus, ob denn die Inschriften gar nicht von Schätzen sprächen, und es ist wirklich merkwürdig, daß in diesen Grotten so wenig oder eigentlich nichts gefunden wird.

Wir mußten aus diesem Troglodytenschloß erst wieder nach Modica zurückkehren, um von dort dann nach Palazzolo aufzubrechen.

Der einförmige Weg verändert sich erst, wenn man jenseits eines schönen, weiten Thales die Waldungen des Monte S. Domenico und Mezzo Gregorio liegen sieht, an deren Kette nach Norden sich die Höhe von Palazzolo anschließt. Zu dem Ort, von 13,000 Einwohnern (wie man mir angab), führt einzig ein halsbrechender Saumthierweg; kurz vor der Stadt hat man einen Anblick auf den Meereshorizont von Catania.

Diese Colonie des alten Sirakus, das alte Akrä, liegt ziemlich hoch über den Quellthälern des Anapo; früher versorgte es die Küstenstädte Noto und Sirakus mit Schnee, seit vier Jahren jedoch konnte man keinen sammeln. Die heutige Stadt liegt um den Gipfel, an dessen Ostseite die jetzt noch offenen Gräberthäler liegen; auf einem südlicheren Hügel fand man die altkorinthischen Gefäße, die ihn als ältere Nekropole bezeichnen. Ueber den nördlichen, noch offenen Gräbern in einer stillen, grünberankten Schlucht liegt das Theater, so daß die Zuschauer in der Mitte der Scene den Krater des Aetna vor sich hatten. Alle diese Ausgrabungen und das aus dem Gefundenen zusammengesetzte Museum verdankt man dem Baron Giudica; dieser eifrige Alterthumsfreund konnte aber nur 1½ Salmen des alten Stadtumfanges, der ungefähr 8 beträgt, an sich bringen, da in dem guten Boden der Tumulo über 36 Ducaten kostet; wohin er daher mit Ausgrabungen drang, mußte er den durchsuchten Boden wieder zupflanzen lassen. Das Gebiet der heutigen Stadt reicht bis an die Küste und enthält neben gutem Kornland auch ansehnliche Oelpflanzungen; so nähert man sich denn hier wieder den Oelwäldern, die man fast seit der Küste verlassen.

Der Weg, auf dem man von hier wieder zum Meere hinabsteigt, ist ungleich großartiger, als der, welcher aus den fruchtbaren, hafenlosen Ebenen der Südküste über die Steinfelder und engen Thäler des Contadu bis Palazzolo führte.

Man kommt sehr bald an den Rand eines tiefen Thales oder Engpasses, jenseits dessen sich der schneeige Gipfel des Aetna über olivenreichen Ebenen erhebt. Ein paar Schritte weiter öffnet sich dann wieder die Aussicht auf das Meer, in das Augusta auf seiner schmalen Zunge sich zierlich hineinstreckt. Der Engpaß selbst, die cava del Sdambinato, in den man dann hinabsteigt, erstreckt sich bis dicht vor Floridia an die Ebene von Sirakus; seine größte Breite mag vielleicht 500, die geringste 50 Schritt betragen. Die Wände fallen fast schroff ab, wo nur Platz ist, mit Oliven bedeckt, zwischen denen von Zeit zu Zeit prachtvoll umrankte Grottenportale

sich öffnen. Im Grunde geht der Weg neben einem trockenen Fiumarenbeet, voll Oleanderbüschen; der übrige Platz wird von kleinen Ackerstücken eingenommen. Während es auf der Ebene oben frisch wehte, war es hier still und heiß; die Fliegen fielen uns zum erstenmale beschwerlich.

Von Floridia endlich treten die Wände auseinander und verlaufen in die Ebene; man sieht links Belvedere liegen, das westliche Ende des altsirakusanischen Stadtplateau's und reitet ein in die öl-, korn- und weinreiche Ebene, die der Anapus bewässert bis wo zwischen dem großen und kleinen Hafen die Insel des heutigen Sirakus liegt.

Von der Insel, auf welcher Stadt und Festung Sirakus liegen, breitete sich die alte Stadt einst allmählich über das Dreieck aus, an dessen Westende der Telegraph von Belvedere ungefähr 8 Miglien von der Insel liegt. Nach einer Geschichte von dritthalb Jahrtausenden ist sie wieder auf die engen Gränzen der ersten Gründung reducirt, und nur die weitläufigen Befestigungen der leblosen Stadt rücken wieder auf dem Festlande vor und drohen die Spuren der alten Herrlichkeit zu zerstören. In Folge des letzten Aufstandes wurde die Provincialregierung mit dem obersten Gerichtshof nach Noto verlegt und die Eifersucht zwischen den beiden Städten nur noch vermehrt; allerdings findet sich noch hier eine ziemliche Anzahl sehr reicher adeliger Familien. Aber mit wenigen Ausnahmen sind diese Reichthümer todtes Capital, von dem weder das öffentliche Beste, noch der eigene Grundbesitzer irgend Nutzen ziehen. Man erzählt sich wunderbare Geschichten von der Geldgier der hiesigen Großen, über deren Trägheit und Genußsucht das Urtheil des gemeinen Mannes immer dasselbe ist; doch ist die trostlose Sucht, Schätze zu finden und durch Schatzgräberei reich zu werden, unter den niederen Classen zu jenen aristokratischen Lastern ein trauriges Analogon. Was ich hier von Sagen über die alte Herrlichkeit erfragen konnte, bezog sich darauf:

Das Volk scheidet nämlich sehr bestimmt zwischen den nur vergrabenen oder verlorenen Schätzen, die der Zufall einem Glücklichen aufdecken mag, und zwischen dem verzauberten Golde, das in ungeheuren Massen unter der Decke, z. B. des ganzen alten Stadtplateau's liegt, von bösen Geistern bewacht und, wird ein Theil gehoben, von selbst immer zuwachsend; wem es glückt einen solchen Schatz zu heben, der muß sogleich für ein Stück des gefundenen Goldes Brod kaufen; dadurch nur wird der Zauber gelöst, durch den sonst der Schatz urplötzlich wieder verschwindet. Das im Alterthum so berühmte Vorgebirge Plemmyrium an der Südseite des großen Hafens wurde mir als der Schauplatz solcher Geschichten genannt, in denen merkwürdig genug die „Greci" die Rolle zauberkundiger und wohlwollender Schatzgräber haben, welche die Arglist der Sicilianer zu Schanden machen. „Daher", so schloß mein Erzähler, „verspotten auch die Griechen, wenn sie nach Sirakus kommen, die Sirakusaner, daß sie die eigenen Schätze ihres Bodens nicht zu heben verstehen." Wie stark aber die Hoffnung Schätze zu finden überhaupt bei den Leuten ist, ersieht man noch daraus, daß bei den letzten Ausgrabungen in den Souterrains des Castell Euryalos die Arbeiter allein in dieser Hoffnung sich um das halbe Taglohn verdingten; doch wird bei allen öffentlichen Ausgrabungen jetzt so genaue Aufsicht geführt, daß die Unterschlagung sehr schwer seyn soll. Im Ganzen ist die Manie nur ein Ausfluß derselben Gewinnsucht, die von der Regierung selbst im Lottospiel so schmählich angestachelt und ausgebeutet wird; man erzählt sich wirklich schauderhafte Beispiele dieser Leidenschaft.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Nubien.

Schilderungen der Landeseingebornen: die Nubier und die Araber.

Meine glückliche Rückkehr nach den nördlichen Theilen von Nubien feierte ich auf einer mit Tamarisken bewachsenen Nilinsel damit, daß ich mir zum Abendbrod ein Lamm bratete, welches ich mir von den Arabern für drei Maaß Durra gekauft hatte. Das idyllische Eiland mit seinen malerischen Ruinen von drei Koptenklöstern war dicht mit Tamariskenbäumen bewachsen, die auf allen Nilinseln von freien Stücken Wurzel schlagen, wenn der Boden aus angeschwemmtem Schlamm und nicht aus Sand besteht.

Im Verlauf der Nacht bekam ich die Nachricht, eine Karawane von 60 Kameelen der Schelgia sey zu Wadi Halfa angelangt, um Datteln zu holen. Obgleich die Nubier beständig von den Einfällen der Schelgia zu leiden haben, so thun diese doch den nubischen Kaufleuten, die ihre Dörfer als Freunde besuchen, nie etwas zu Leide. Als wir von der schönen Nilinsel nach dem Festlande übergingen, sank mein Dromedar in den Schlamm und ich rettete es nur mit großer Mühe. Diese Thiere gehen festen Trittes durch den Sand, der ihnen bis an die Knie reicht, allein im Schlamm, wenn er auch nur einen Zoll tief ist, bleiben sie stecken.

Der alte Beduine, mein Führer, war ein herzguter Mann, hatte aber einen unverbesserlichen Fehler. Ich konnte es bei ihm nie dahin bringen, mir die Entfernungen der Ortschaften zu sagen und die Stelle anzugeben, wo wir des Nachts Halt machen wollten. Wenn ich ihn über diese Punkte fragte, antwortete er allemal: Gott möge unsern Pfad ebenen! Und drang ich auf eine entscheidende Antwort, so rief er: „Gott ist groß, er kann Entfernungen verlängern und abkürzen!" Er glaubte, wie viele Araber, daß wenn man etwas über die Zukunft mit einiger Gewißheit bestimme, man Gott dadurch beleidige und Unglück auf der Reise veranlasse. Daher sprechen wenige von etwas, was gethan werden soll, ohne hinzuzusetzen: wenn Gott will! Allein mein alter Führer wollte nicht einmal so weit gehen, und wich jedesmal bei Unterredungen über das aus, was wahrscheinlich geschehen werde.

Die Lehmwohnungen der nubischen Landleute sind gewöhnlich so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann. Das Dach ist mit Durrastengeln gedeckt, welche so lange dauern, bis sie von dem Vieh abgefressen sind, worauf Palmblätter darüber gelegt werden. Die Häuser zu Der und jene der wohlhabenden Einwohner in den größern Dörfern sind gut gebaut; sie haben einen großen offenen Platz, in der Mitte mit Gemächern rundherum und eine Scheidewand zwischen denen der Männer und Frauen. Die Geräthschaften eines nubischen Hauses bestehen in langen irdenen Krügen und Tellern, einer Handmühle, einem Beil und einigen runden Stäben, über welche der Webstuhl gelegt wird.

Die wohlhabenden Nubier tragen Turbane, Leinwandhemden und den wollenen Mantel der Landleute von Oberägypten. Zu diesem Anzug gehören auch Amulette, die in mystischen Schriften und Gebeten bestehen, welche sie von den Fakis kaufen. Selten gehen die Nubier unbewaffnet; sobald ein Knabe heranwächst, geht sein erstes Bestreben dahin, sich ein kurzes gekrümmtes Messer zu kaufen, das sie unter dem Hemde tragen und bei der geringsten Streitigkeit miteinander ziehen. Geht ein Nubier von einem Dorf zum andern, so nimmt er entweder einen langen schmalen Stab, der mit Eisen beschlagen ist, oder seine Lanze und Tartsche mit. Die Lanze ist mit der eisernen Spitze ungefähr 5 Fuß lang; die Tartschen sind von verschiedener Größe; einige sind rund, mit einem Buckel in der Mitte; andere gleichen dem alten macedonischen Schilde; sie sind von länglicher Gestalt, vier Fuß lang, mit krummen Rändern und bedecken beinahe den ganzen Leib. Diese Tartschen, die man von den Scheigia kauft, werden von der Haut des Nilpferdes gemacht und sichern gegen Lanzenstoß und Säbelhieb. Wer es kann, schafft sich auch ein Schwert an, das an Gestalt den Schwertern gleicht, welche die Ritter im Mittelalter trugen; es hat eine lange gerade Klinge, ungefähr zwei Zoll breit, mit einem Griff in der Form eines Kreuzes. Diese Schwerter sind von deutscher Arbeit und werden an die Nubier von den Kaufleuten Aegyptens verkauft; das Stück kostet acht bis zehn Dollars; Feuergewehre sind nicht gewöhnlich, die reichern Classen besitzen Luntenschlösser; Munition ist sehr selten und steht in hohem Preise. Reisende thun daher wohl, wenn sie einige Duzend Patronen mitnehmen, welche sehr willkommene Geschenke sind. Als ich eines nubischen Häuptlings Lager bei Tinare verließ, eilte mir sein Neffe wenigstens zwei Meilen weit nach, um nur eine Patrone von mir zu erhalten; er sagte, er habe die einzige, die er gehabt, an einem Freudenfeste während des großen Jubels verschossen.

Obgleich das Klima von Nubien, besonders in den engen Felsenthälern des Landes, im Sommer außerordentlich heiß ist, so ist es doch sehr gesund; dieß rührt vielleicht von der Trockenheit der Atmosphäre her; Krankheiten sind sehr selten. Die Männer sind gut gebaut, stark und musculös mit schönen Gesichtszügen; ihre Statur ist nicht so groß als die der Aegyptier; sie haben keinen Knebelbart, sondern bloß ein Bärtchen unter dem Kinn, wie die Figuren der Fliehenden in den Schlachtstücken an den Mauern der ägyptischen Tempel. Wenn man durch die verschiedenen Wadis von Nubien hinreist, hat man oft Gelegenheit zu bemerken, daß die Größe und Gestalt der Nubier im Ganzen mit der Breite ihres anbaubaren Bodens im Verhältniß steht; wo die Ebene breit ist und die Landleute in verhältnißmäßig leidlichen Umständen sich befinden, weil sie einen ausgedehntern Ackerbau treiben können, da sind sie größer, musculöser und gesünder; in den Felsenbezirken aber, wo die Ebene nicht über 20 bis 30 Ellen breit ist, sind sie mager, öfters wie Skelette ausgedörrt.

Die Frauen sind insgesammt vortrefflich gebaut, und obschon sie nicht schön sind, so haben sie doch im Ganzen angenehme Gesichtszüge und ein sehr gefälliges Benehmen; ich habe sogar Schönheiten unter ihnen gesehen. Wegen der steten Arbeiten von der frühesten Jugend an sind sie oft ganz niedergedrückt, denn alle häuslichen Arbeiten sind ihnen allein überlassen. Unter allen Frauen des Morgenlandes sind die Nubierinnen die tugendhaftesten, und dieser Umstand verdient um so mehr Lob, da man glauben sollte, ihre nachbarliche Verbindung mit Oberägypten, wo die Ausschweifung keine Gränzen kennt, werde auf sie Einfluß haben. Während meines Aufenthalts zu Esne kamen jeden Morgen Mädchen in meine Wohnung, um mir Milch zum Verkauf anzubieten; die Aegyptierinnen traten dreist in den Hof und entblößten ihr Gesicht; dieß Benehmen gilt so viel, als ob sie ihre Person anböten; die Nubierinnen aber, von denen mehrere Familien zu Esne wohnen, blieben bescheiden vor der Thürschwelle stehen, und nichts vermochte sie darüber zu schreiten; hier nahmen sie das Geld für die Milch in Empfang, ohne ihre Schleier abzunehmen. In den größern Orten Nubiens gibt es allerdings Freudenmädchen, sie sind aber größtentheils aus Assuan und andern Gegenden Oberägyptens, die sich auf Gastrollen in Nubien befinden.

Die Nubier kaufen ihre Frauen von den Eltern; der gewöhnliche Preis, den die vom Stamm der Kenus bezahlen, beträgt 36 Piaster; sie verheurathen sich öfters mit den Abad-Beduinen, von denen einige Landbau treiben; ein solches Beduinen-Mädchen gilt sechs Kamele; diese werden an den Vater bezahlt, der seiner Tochter drei zurückgibt, welche ihr und ihres Mannes gemeinschaftliches Eigenthum sind. Findet eine Scheidung statt, so bekommt der letztere den halben Preis der drei Kamele. Wenn in Oberägypten ein Weib auf die Scheidung dringt, so steht es dem Mann frei, ihr allen Putz abzunehmen und den Kopf zu scheren; niemand heurathet sie alsdann, bis ihr das Haar wieder gewachsen ist. Der Nubier ist auf die Ehre seiner Frau äußerst eifersüchtig, und bei dem geringsten Verdacht von Untreue gegen ihn würde er sie in der Nacht an den Nil bringen, ihr mit einem Messer einen Stich in die Brust versetzen und sie ins Wasser stürzen, um den Krokodilen zur Nahrung zu dienen, wie sie es nennen.

Oeffentliche Dirnen, die man in allen Theilen Aegyptens zu Tausenden trifft, werden in Nubien nicht geduldet, ausgenommen zu Der, und dieß sind keine einheimischen Frauen, sondern freigelassene Sklavinnen, welche dieß niedrige Geschäft ergreifen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Das schändliche Laster, welches die Mameluken in Aegypten selbst unter den niedrigsten Landleuten so gemein gemacht haben, wird in Nubien verabscheut.

Kleine Webstühle sieht man in allen nubischen Wohnungen; die Frauen weben darauf wollene und baumwollene Zeuge, woraus sie Hemden machen. Von den Blättern des Dattelbaumes verfertigen sie Matten, kleine Trinkgeschirre und große Teller. Obgleich diese Gegenstände bloß mit den Händen verfertigt werden, so sehen sie doch so nett aus, als ob sie durch Werkzeuge vollendet worden wären. Sehr viele Fabricate werden aus Aegypten und Arabien eingeführt. Das gewöhnliche musikalische Instrument der Nubier ist die mit fünf Saiten und einer Gazellenhaut überzogene Tambura. Die Mädchen lieben den Gesang, und die nubischen Lieder sind sehr wohlklingend. Das Schachspiel ist zu Der sehr gewöhnlich; auch spielt man oft das Beiadspiel, welches in Süd-arabien üblich ist.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Schwindsucht-Spital. Am 11 Junius wurde bei Brompton in der Nähe von London der Grundstein zu einem eigenen Schwindsuchts-Spital gelegt. (Lit. Gaz. vom 15 Junius.)

Die Witterung in England. Viele behaupten, daß seit dem Jahre 1785 die trockene Witterung nicht mehr so lange im Frühjahr und Sommer angehalten habe. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1844.

Bemerkungen auf einer Reise durch Sicilien im Sommer 1843.

(Schluß.)

Zu den rühmlichen Ausnahmen von dem gewöhnlichen Charakter der hiesigen Aristokratie gehören die Landolinas, deren rühmlicher Eifer in Erforschung und Erhaltung der hiesigen Alterthümer weltbekannt ist, auf deren Grund und Boden auch in einem schattigen, duftigen Garten neben anderen Fremden Platen bestattet ward. Ein marmornes Monument zeigt das Wappen dieses „deutschen Horaz" wie die Inschrift ihn nennt.

Mit dem jetzigen Cavaliere Landolina, einem hochbetagten Greis, stirbt die Familie im Mannesstamm aus. Ein anderer im Königreich wenigstens wohl noch berühmterer Sirakusaner war der Marchese Gargallo di Castel-Lintini, der Uebersetzer des Juvenal, Horaz und anderer Classiker; er starb vor kurzem. Sein erstes literarisches Product waren die Memorie patrie per lo ristoro di Siracusa, 2 tom. 1791, ein noch jetzt sehr geachtetes Werk, in welchem er die Nachlässigkeiten der Regierung, den Uebermuth der Barone, das Mißverhältniß der ackerbauenden Bevölkerung in Sachen seiner unglücklichen Vaterstadt mit Gewandtheit und Energie aufdeckte. Er berechnete damals die Production des Sirakusanischen Gebietes auf 6000 Salmen Getreide und 40,000 Salmen Wein. Jetzt rechnet man ungefähr 30,000 Salmen Wein und 18,000 Getreide. Wenn man berücksichtigt, daß neuester Zeit, z. B. auf dem Terrain der alten Stadt große Weinpflanzungen auf früher wüstem Land entstanden sind, so muß allerdings an andern Stellen die Abnahme der Weincultur sehr groß seyn, wie denn auch z. B. die Familie Tarcia auf ihren großen Besitzungen in der Ebene nach Agosta hin allen Weinbau hat eingehen lassen. Ferner hat seit jener Zeit der innere Consum an Wein sehr zugenommen, die Frauen, die ihn früher nur als Medicin brauchten, trinken ihn jetzt wie die Männer alltäglich. Um so größer muß die Abnahme des Exports seyn.

Die Cultur ist folgende: im December gräbt man unter jedem Stock eine Wassergrube und schneidet im Januar die Rebe bis auf Daumenlänge; so dauert sie 50 bis 60 Jahre. Darauf pflügt man oft bis zu siebenmal. Es sieht prächtig aus, wenn diese rothen Rinder mit ihren gewaltigen Hörnern zwischen je zwei Reihen Reben in breiter Spannung den Pflug die Furche langsam herabziehen. In ganz Sicilien wird die Rebe nie hoch gezogen, sondern nur am niedrigen Rohr; nur an der Nordküste bei Termini sah ich niedrige Staketen. Im Mai schneidet man ihn nochmals, September und Anfang October ist die Lese.

Hier wie bei Girgenti steht die Cultur weit hinter der des Binnenlandes zurück; man düngt nicht. Im Mai pflügt man die Brache des vorigen Jahrs dreimal, mit dem ersten Regen nochmals, darauf wird gesäet; zwanzig Tage darnach bricht das erste Grün hervor. Ist die Pflanze einen halben Fuß hoch, so jätet man mit einer kleinen Hacke, im April nochmals mit den Händen. Die Ernte fällt in den Junius oder Anfang Julius. Gargallo gab seiner Zeit den höchsten Ertrag als sechsfältig an. Auf gewöhnlichem Boden, wie z. B. den Gütern, in die das alte Stadtplateau zerfällt, rechnet man jetzt einen 5 bis 8fältigen Ertrag, während er in den fruchtbaren Theilen der Ebene, den sogenannten Bassi Fondi, bis aufs 16fache steigen soll. Ein solcher fruchtbarer Grund zieht sich von dem Vorgebirge Plemmyrium (heut Mazzaleveri oder Massa Oliveri) landeinwärts, im Bogen unter dem Namen Isola di S. Maddalena, und endet im Norden von den Säulen des Olympischen Zeus am rechten Ufer des Anapus.

Die Ostküste der Insel ist reich an Thunfischen. Bei Sirakus liegen zwei Tonnaren, die eine am Nordende des alten Stadtplateau's, unfern der Scala Greca, die andere südlich von Plemmyrium. Aber die Schiffer klagten über den schlechten Ertrag der letzten Jahre, den sie als eine Strafe Gottes ansahen.

Es besteht noch in Sirakus eine höhere Lehranstalt mit einer Bibliothek und einem Museum für die Alterthümer von Sirakus, die, wie mehrere hiesige Privatsammlungen, sehr schätzenswerthe Sachen enthält. Für naturwissenschaftliche

Studien hatte sich seit kurzem ein Verein gebildet, dessen Mittelpunkt ein wissenschaftliches Leseinstitut seyn wird. Man sprach hier wie auch in Catania mit vielem Eifer von der Sache, und erwartete baldigst die höhere Bestätigung der Statuten. Die Regierung begünstigt diese Studienrichtung nach Kräften, während sie vor wenigen Jahren den Lehrstuhl des Sicilianischen Rechts in Palermo aufzuheben drohte. Jener Lehrstuhl ward zuerst für den Canonicus Gregorio gegründet, dessen Considerazioni sopra la Storia di Sicilia das Hauptwerk über die Verfassungsgeschichte des Landes sind. Unter den Candidaten bei der letzten Vacanz war auch der früher erwähnte Abbate Maggiore, dem aber ein anderer Priester vorgezogen ward.

Die Garnison von Sirakus bildet ein calabresisches Regiment. Bekanntlich gibt es in Sicilien keine Conscription, die Truppen sind alle geborne Neapolitaner; zwei geworbene sicilianische Regimenter gehören dagegen zur Besatzung Neapels. Sie bestehen aus dem Auswurf der Inselbevölkerung, und sind in der Hauptstadt durch große und kleine Unthaten berüchtigt. Ein Bataillon ist zur Strafe nach Capri verlegt, und soll in wenigen Jahren die dortige Bevölkerung sehr demoralisirt haben. An Streitigkeiten mit den eingebornen Regimentern fehlt es in Neapel nie, wobei die Sicilianer die Schweizer als ihre natürlichen Verbündeten gegen die „Carbonari" betrachten. Sie sind zum Theil auch sehr gelehrig für die ketzerischen Ansichten dieser ihrer Bundesgenossen, und ein ehemaliger Corporal der sicilianischen Regimenter ließ sich eben nicht ehrerbietig über die Canonisationen vernehmen.

Wir gingen von Sirakus zunächst auf Sortino, von wo die Wasserleitung kömmt, die heute über den Stufen des alten Theaters eine Mühle treibt. Man passirt zweimal den Anapus, bei Belvedere und Floridia, wo er aus seinem engen Thal in die Ebene tritt. Der Weg führt am linken Ufer thalaufwärts zwischen Olivenbäumen und Kornfeldern; weiter hinauf stehen uralte Ahornstämme am Wasser, jetzt im frischesten Grün. Der Fluß ist nicht tief aber reißend. Besonders schön wird der Weg am linken Arm hinauf, durch das Thal von Sortino. Kurz vor dem Ort tritt es sehr eng zusammen, und hier in der warmen und doch schattigen Schlucht, in die mehrere kleine Sturzbäche hinabschäumen, blühten Oranden und Citronen in duftiger Fülle. An der linken Wand hinauf an zerstörten Grotten vorbei führt die Straße zum Bergplateau und dem neuen Sortino, das nächste Plateau den Fluß hinauf soll die Stelle des alten Sortino seyn. Noch am Ende vorigen Jahrhunderts lag Sirakus mit dem Baron von Sortino im harten Streit über die oben genannte Wasserleitung, und einige der heftigsten Capitel in Gargallo's Memoiren handeln von dieser Zwistigkeit.

Ungefähr zwei Miglien von hier liegen im Thal des Anapus große Tropfsteinhöhlen, und zwischen zweien seiner Arme eine Berglehne mit zahlreichen Grabergrotten, über denen man die Stelle des alten Erbessus annimmt.

Sortino liegt auf der Wasserscheide des Anapus und der Flüßchen und Bäche, die in die Bucht von Augusta fallen oder Lentini und dem Fiume di S. Leonardo zuströmen. Auch in diesen kleinen oder größern Thälern fehlt es an Grotten nicht, das Thal von S. Maria di Lava, an dessen Ausgang das neue Lentini liegt, ist mit ihnen auf beiden Seiten angefüllt. Man hält sie auch hier allgemein für sehr alt, doch sind und werden sie ruinirt, wo man nur in ihren Wänden Salpetergehalt vermuthet. Ueber der Ostseite des Thals liegen die Ruinen des alten Castells (Bercina). Ein vortrefflich gebauter und erhaltener Thurm erinnert an den von Castelvecchio zu Castrogiovanni. Ueber dem Westrande liegt ein Capucinerkloster.

Die Stadt ist der Wohnort sehr reicher Familien. „Das Gebiet von Lentini," sagte Gargallo in seiner oft erwähnten Schrift, „umfaßt 27 der größten Lehngüter (feodi) und das Doppelte ihres Umfangs an Pachtgut. Die ganze weite Gegend ist wohl bewässert und fruchtbar, so daß eines dieser Güter dreien der unsrigen an Umfang und Güte vorzuziehen ist." Sirakus hatte zu seiner Zeit nur 9 Feodi. Wir trafen die ganze Bevölkerung der Stadt in fröhlicher Bewegung. Der 11 Mai ist das Fest ihrer Schutzpatrone, der Gebrüder Alfeo. Da jedes sicilische Loch seine Strada del Corso hat, so fehlt sie auch Lentini nicht, und einige sehr anständige Equipagen hielten hier ihre Auffahrt. Am Abend war auf der Piazza Feuerwerk, und dann eine dramatische Darstellung des betreffenden Martyrthums, und während dieser Festlichkeiten wurde auf der Piazza eine sehr einfache Maskerade gehalten. Die jungen Damen gingen mit verhüllten Gesichtern auf und nieder, und suchten in diesem Incognito die Männer ihrer Bekanntschaft zu veriren.

Auf dem Wege nach Catania steigt man bei Madi di Malati die Ebene hinauf, die man dann wieder bis zum Ausfluß des Simeto hinab reitet. Zwischen dem Simeto und seinem fast gleich starken Nebenfluß Gurna Lunga breitet sich die fruchtbare Piana di Catania aus; das Flußgebiet des Simeto überhaupt umfaßt, 54 Miglien lang, 1080 Quadratmiglien. Seine nördlichsten Zuflüsse kommen aus dem Bosco di Caronia, die westlichsten aus dem Thal von Sperlinga, die südlichsten aus dem von Granmichele und Minno. Aus jenen großen Waldungen — die Provinz Messina enthält 25,000 Salmen Wald — so wie von denen des Aetna mag er seine Hauptzuflüsse haben; jedoch sind die Abflüsse der Aetnawälder, 17,700 Salmen — nicht bedeutend, während in ihnen die Feldkessel (sciambri) häufig zu Cisternen und Schneegruben gebraucht werden. Im October soll sein Wasserstand am unbedeutendsten seyn. Man berechnet die Ebene von Catania zu 50,000 Salmen. Künstliche Bewässerung des Bodens war 1815 erst auf der nördlichen Seite für 6000 Salmen angewandt, in den Gebieten von Catania, Paterno, Lucodia, Aderno u. s. w., wie denn auch diese Notizen zum Theil der Abhandlung des Fürsten von Paterno über die Bewässerung der Simetoufer entlehnt sind, die sich im ersten Bande der Memorie dell' academia Givenia findet.

Catania, mit Messina, Palermo und Sirakus durch Kunststraßen verbunden, trat uns nach den bösen Wegen, den

schmutzigen Herbergen des Innern wie ein Vorgebirge des cultivirten Europa entgegen. Auch die Cultur des Landes von hier bis Messina ist sichtlich der der übrigen Insel voraus. Die Bischöfe von Catania vernichteten die weiten Waldungen an der Südseite des Berges, indem sie diese Waldstrecken an die Villaggi del Bosco di Cabanla in Erbpachtstellen theilten. So entstanden jene freundlichen und wohlhabenden Orte inmitten ihrer lavaschwarzen Weingärten. Aber auch auf der ganzen Straße nach Messina wird der Acker- und Gartenbau mit der erfreulichsten Sorgfalt betrieben. Der Aufwand bei der Bodencultur ist hier im Innern und an der Küste gleich; auf den 1172 Quadratmiglien der Provinz Messina gibt es allerdings 25,150 Salmen Wald, 51,204 Trift und unbebautes Land, aber von dem bebauten sind nur 30,835 Saatland, dagegen 18,416 Weinland und 16,867 Oelpflanzung. Man veranschlagt die Production auf 60,000 S. Weizen, 3000 Mais, 8000 Hafer, 200,000 Wein und 30,000 Quintali Oel; es sollen 15,900 Quintali Oel, und nur 6000 Salmen Wein ausgeführt werden. An Seide exportirt die Provinz über 140,000 Pfund.

Wir wandten uns zuerst nach Catania landeinwärts, über Paterno auf Centorbi und kehrten von dort über die große Straße von Palermo auf das linke Ufer des Simeto zurück, der sich hier zwischen Centorbi und Aderno mit dem Salso vereinigt; noch oberhalb der Vereinigung geht die neue Straße über den Simeto und wieder etwas weiter den Fluß hinauf trifft man die Brücke und den Aquäduct von „Raguna" (Aragona), der in mehr als 20 Bögen über das Thal setzt. Dieses stattliche Werk, obgleich nicht wohl conservirt, bildet einen schönen Vordergrund zu der Aussicht auf den schneeigen Aetna.

Aderno, vielleicht 1½ Miglien von diesem Punkte entfernt, ist die nördlichste der Ortschaften, die am Rande des Simetothales gelegen, die Südwestseite des Aetna einfassen. Von Centorbi übersieht man sie alle, Paterno, Licodia, Biancavilla, Aderno, unter ihnen das schöne fruchtreiche Thal, im Osten das Meer.

Von Aderno nach Bronte führt nun die neue Straße durch schwarze Lavafelder immer am Flusse hin. Bronte selbst liegt mitten in den Lavafeldern; die gegenüber liegende Kette des Monte Carcaci und Ginia waren schon von der Maisonne verbrannt und prangten in der ganzen Farbengluth eines sicilianischen Sommers. Hinter Bronte oder hinter Maletto, wo man in das Thal der Cantara hinabsteigt, verändert sich auf einmal die Landschaft! alles stand hier noch in schönster Frische und kurz vor Randazzo dehnt sich ein schattiger, frühlingsgrüner Eichenwald über die Straße zum Fluß hinunter; am Thore von Randazzo möchte man sich nach Deutschland versetzt glauben. In dem grünen, duftigen Thal liegt der Ort mit seinen mittelalterlichen Mauern, Thürmen und Kirchen so eng und heimlich da, wie nur irgend ein ehemaliges Freistädtchen des heiligen römischen Reichs; freilich sind diese Kirchen aus Lava gebaut, und jener lang gedehnte Berg zur Rechten ist doch der Aetna, dessen gewaltigen Kegel man nur aus dieser Nähe nicht übersehen kann, und — das letzte doch — die Wirthschaft in der schlechten Locanda ist doch die ächt sicilianische; der Hammel, von dem unsere Wirthin uns einen Braten versprochen, sollte erst am nächsten Morgen geschlachtet werden. Der Wein war eben so schlecht wie der von Aderno; desto mehr erlabten sich unsere Thiere hier und dort an dem prächtigsten Futter, denn diese Bergstädte sind wegen ihres Mastviehes berühmt.

Am Abende hatte ich noch das Vergnügen von dem Giudice von Randazzo über die neueste deutsche Philosophie examinirt zu werden.

Kurz hinter Randazzo verläßt die Straße nach Linguagrossa das Ufer der Cantara; hinter und vor Linguagrossa stehen weite Haselnußpflanzungen, auch gibt es hier schon wieder besseren Wein. Man sieht das Meer in der Ferne, sobald man den Ort verlassen; doch erst bei Piedimonte beginnt die Straße merklich bergab zu steigen und zwischen den letzten Häusern dieses Ortes öffnet sich die wunderbare Aussicht auf den fruchtbaren und reichbebauten Fuß des Aetna und sein ganzes Küstengelände, den unendlichen Meereshorizont; die Schneekuppe des Berges zur Rechten, zur Linken die pittoresken Felskuppen des Theaters von Taormina, Molas und des Monte Venere, so steigt man durch das üppigste Gartenland zwischen Weinfeldern, Aloehecken, Mandeln- und Feigenpflanzungen hinab; hier auch steht die Olive wieder. Es war ein sonnenheller Sonntag; von einem Feste S. Filippo's kehrten munter und frisch geputzte Schaaren in Sammt und Seide, zu Fuß und zu Pferd den Berg hinauf zurück. Man setzt über ein trockenes Fiumarabett, dann über die Brücke der fast ganz versiechten Cantara, reitet endlich unter der Felswand von Taormina durch den langen Fischerort Giardini und hält zuletzt vor dem Albergo elegantissimo „Al uso del paese" Der Wirth soll ein amnestirter Bandit seyn, ist aber gewiß als einer der besten Gastwirthe der Insel zu empfehlen.

Skizzen aus Nubien.

Schilderungen der Landeseingebornen: die Nubier und die Araber.

(Schluß.)

Im Ganzen sind die Nubier von einer gefälligen Gemüthsart, und ich bemerkte nichts von dem Hang zur Dieberei, der bei den Aegyptiern, wenigstens bei denen nördlich von Siut, so auffallend ist. Das Stehlen ist unter ihnen fast unbekannt, und wenn man jemanden dieses Verbrechens überführte, würde er durch die allgemeine Zustimmung der Einwohner seines Dorfes aus demselben fortgejagt werden. Auf meiner Reise durch das Land habe ich nicht das geringste eingebüßt, obgleich ich immer unter freiem Himmel vor dem Hause schlief, worin ich mein Nachtquartier nahm. Gegen Fremde sind sie überhaupt gastfrei; die Kenus und die Einwohner von Sukkot aber sind es nicht in dem Grade, als die übrigen Bewohner. Neugierde scheint der auffallendste Zug in ihrem Charakter zu seyn. Wäre die Regierung nicht so äußerst despotisch, so könnten die Nubier gefährliche Nachbarn für Aegypten werden, denn sie besitzen einen weit kühnern und unabhängigern Geist als die

Aegyptier, und hängen mit Liebe an ihrem vaterländischen Boden. Jährlich geht eine große Menge derselben nach Kairo, wo sie gewöhnlich, wie die Gallegos in Madrid und Lissabon, die Lastträger machen und wegen ihrer Ehrlichkeit den Aegyptiern vorgezogen werden. Nach einem Aufenthalt von sechs bis acht Jahren kehren sie wieder in ihren heimathlichen Wadi mit dem kleinen Vermögen zurück, welches sie sich erworben haben, obschon sie recht gut wissen, daß ihrer daselbst nur grobes Durrabrod und ein Leinwandhemd wartet. Diejenigen, welche nicht nach Aegypten reisen, kommen niemals über die Gränzen ihres Dorfes hinaus, denn die Nubier haben im Ganzen keine Neigung zu Handelsunternehmungen. Zu Ibrim traf ich zwei alte Männer, die mich versicherten, sie seyen nie zu Der gewesen, obschon dieses nur fünf Stunden davon liegt. Die Nubier, die sich in Aegypten aufgehalten haben und Arabisch sprechen können, sind größtentheils gute Mohammedaner und verrichten täglich ihre Gebete; das einzige den andern bekannte besteht bloß in dem Ausrufe: Allahu Akbar! Wenige machen über Suakin die Wallfahrt nach Mekka.

Die ganze Bevölkerung von Nubien schätzt man von Assuan an bis an die südlichen Gränzen von Mahas auf 140,000 Seelen.

Das Durrabrod ist außerordentlich grob und wird ohne Salz gebacken. Da das ganze Geschäft des Mahlens, Knetens und Backens nicht über zehn Minuten dauert, so kann man sich leicht denken, daß es nie recht ausgebacken ist. Die Nubier essen selten thierische Nahrungsmittel; selbst die Statthalter genießen nicht alle Tage dergleichen. In den größern Dörfern ist Palmwein gewöhnlich, der für den Geschmack nicht unangenehm ist, obschon er zu süß und dick ist, als daß man ihn in großer Menge trinken könnte; auch will er sich nicht länger als ein Jahr halten. Hie und da macht man Dattelbranntwein, verkauft ihn öffentlich und der Pascha erhebt von den Verkäufern eine Abgabe. Auch wird aus den Datteln eine Art von Gallerte oder Honig gewonnen, den man als Eingemachtes braucht. Dattelbäume und einige Weinstöcke ausgenommen, die ich zu Der sah, gibt es in Nubien keine Obstbäume.

Diesen Bemerkungen über Nubien wollen wir hier noch einige Nachrichten von den Beduinen hinzufügen, welche sich in den Gebirgen zwischen diesem Lande und dem rothen Meere aufhalten. Sie bestehen aus zwei Hauptstämmen, den Abade und den Bischaris. Die Abade (oder Ababde) nehmen das Land südlich von Kosseir beinahe bis zur Breite von Der ein; die Bischaris halten sich in den Gebirgen von da südwärts bis nach Suakin auf, wo sie an dem Grase, das in den Betten der Winterströme wächst, Nahrung für ihre Kamele und ihr anderes Vieh finden. Viele von den Abade haben sich in Oberägypten auf dem östlichen Nilufer von Kenne bis Assuan und von da bis weit in Nubien hinein angesiedelt; der größte Theil aber führt immer noch die Lebensart der Beduinen. Den Karawanen von Sennaar, welche von Darau aufbrechen, dienen sie zu Führern, und waren vormals auch die Handelsbeschützer von Kosseir nach Kenne; allein ihre Feinde, die Araber vom Stamm Ataoni, welche nördlich von Kosseir leben, haben ihnen die Vortheile entrissen, die dieß Geschäft gewährt, welches die letztern jetzt von dem Pascha von Aegypten pachten. Die Abade besitzen beträchtliches Eigenthum; in Oberägypten sind sie wegen ihrer vortrefflichen Kamelzucht bekannt, und treiben einen ansehnlichen Handel mit Senna und Kohlen von Akazienholz; beide Artikel erhalten sie von den Bäumen, die in Menge in ihren Bergen wachsen. Diese Feuerung wird bis nach Kairo verführt. Die Abade haben wenig Pferde; wenn sie mit andern arabischen Stämmen Krieg führen, fechten sie auf Kamelen, und sind mit einer Tartsche, Schwert und Lanze bewaffnet.

Die Bischari, die selten von ihren Bergen herabkommen, sind ein sehr wildes Volk; sie leben ganz von Fleisch und Milch; das Fleisch essen sie häufig roh; auch sind sie große Liebhaber des warmen Blutes von geschlachteten Schafen; das rohe Kamelfett ist ihr größter Leckerbissen. Einige von diesen Arabern besuchen gelegentlich Der und Assuan mit Senna, Schafen und Straußfedern; der Strauß ist heimisch in ihren Bergen und ihre Sennesblätter sind von der besten Art. Für diese Waaren nehmen sie Leinwandhemden und Durra mit, deren Körner sie als Leckerbissen verschlingen und von der sie nie Brod backen. Sie halten sich nicht lange an den Ufern des Nils auf; die Furcht vor den Blattern treibt sie bald in ihre Zelte zurück. Ihre jungen Leute machen Raubzüge bis nach Dongola hinauf und auf der Straße nach Sennaar hin, und eilen auf Dromedaren, deren Zucht jede andere zwischen den Ufern des mittelländischen Meeres und Habesch übertrifft. Sie fürchten nur die Abade, die ihre Weideplätze in den Gebirgen kennen und oft ihre Lager überfallen. Wenn die beiden Stämme miteinander in Frieden leben, kann man in Gesellschaft eines Abadi über die von den Bischaris bewohnten Berge reisen. Die Seeküste von Suakin bis Massua ist mit Lagern von Bischaris bedeckt; nach den Gränzen von Habesch hin bedienen sie sich der Bogen und Pfeile und sprechen die abyssinische Sprache. Ihre Frauen, so schön wie die Bewohnerinnen von Habesch, nehmen Theil an der Gesellschaft von Fremden, was bei den meisten andern Beduinen verpönt ist. Die Bischaris haben ihre Zauberer, und erzählen von Kobolden, die sich manchmal in den Bergklüften sehen lassen.

Nach ihren eigenen Sagen stammen sie von den Arabern ab, die nach der Bekanntmachung des mohammedanischen Glaubens in das Land einfielen, wo der größte Theil der christlichen Einwohner, deren zerstörte Kirchen man bis Sukkot hinauf bemerken kann, entweder vor ihnen die Flucht ergriff oder getödtet wurde; nur wenige traten zur Religion der eindringenden Feinde über, und ihre Nachkommen kann man noch zu Tafa und Serra nördlich von Wadi Halfa unterscheiden. Die beiden Stämme Dschowabere und El Garbi nahmen das Land von Assuan bis Wadi Halfa in Besitz und dehnten nachher ihre Macht über eine große Menge kleiner Stämme aus, welche sich zur Zeit des allgemeinen Einbruchs an den Stromufern niedergelassen hatten; unter ihnen befanden sich die Kenus, welcher Stamm aus Nedschd und Irak einwanderte. Einige Scherifsfamilien ließen sich in dem mehrerwähnten Felsenbezirk Baten el Hadschar nieder und Koreischiten eroberten Mahas. Erst im 16ten Jahrhundert, unter Sultan Selims Regierung, kamen Türken ins Land.

Höhlendünger. Die Entdeckung des Guano scheint zu weitern Untersuchungen in dieser Beziehung zu führen, und ein Jamaica-Blatt (Cornwall Chronicle vom 12 April) meldet von einer Höhle in der Nähe von Newmarket, wo sich die Excremente von Vögeln seit undenklichen Zeiten angehäuft und mit vegetabilischen Stoffen vermengt haben. Dieß Düngmittel soll in großer Ausdehnung und mehrere Fuß tief in der Höhle liegen; auch sollen ähnliche Höhlen in großer Anzahl auf der Insel vorkommen. Ohne allen Zweifel ist die Düngkraft dieser Excremente zum mindesten so groß als die des vielgerühmten Guano, von welchem immer größere Massen in London und Liverpool auf den Markt kommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 8 und Umschlag zum Monat Junius.)